VERSUCH
EINER
CHARAKTERISTIK
DES
WEIBLICHEN GESCHLECHTS.

EIN
SITTENGEMÄHLDE DES MENSCHEN, DES
ZEITALTERS UND DES GESELLIGEN
LEBENS.

VON
CARL FRIEDRICH POCKELS.

ERSTER BAND.

HANNOVER,
BEI CHRISTIAN RITSCHER.
1797.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

EINLEITUNG UND VORREDE.

ὀρθὸν ἡ ἀλήθεια ἀεί.

Ich habe in diesem Versuche einer Charakteristik des weiblichen Geschlechts dasselbe nicht bloſs nach seinem Naturzustande, und seinen eigenthümlichen Naturanlagen, sondern auch nach seiner jetzigen Sitten- und Lebensweise, das heiſst, grade so schildern wollen, wie es meine Leser und Leserinnen selbst in der heutigen gebildeten, oder verbildeten Welt überall antreffen können, und überall antreffen werden. Deſswegen habe ich mein Buch ein Sitten-

gemählde des Menschen, (überhaupt) und des Zeitalters, und geselligen Lebens (insbesondere) genannt; eine Unterscheidung, die ich mit allem Vorbedacht gemacht habe, da sie meine Untersuchungen und Erfahrungen, so oft ich vom Allgemeinen zum Besondern übergehen wollte, leiten muſste.

Wie das Weib im rohen Naturstande denkt und handelt, dieses mögen — die Zeitungen von — wilden Nationen, oder, da diese dem verwöhnten Geschmacke vielleicht zu natürlich vorkommen dürften, die heurigen Romanschreiber erzählen, welche so oft ihre rohen, weiblichen Naturkinder, wie einen Deus ex machina mitten in einer cultivirten Welt auftreten, und, seltsam genug! diese Wunderthiere, ohne Anstoſs und Widerspruch, in einem, ihnen ganz widrichen, Elemente ruhig leben und sterben lassen. Der Sittenzeichner der wirklichen Welt darf sich freilich diese, mehr als poetische, Ungebundenheit nicht *erlauben, da ihm seine Gegenstände gegeben sind, und er sie nicht selbst schaffen darf; dahingegen lohnt ihn nun aber auch die Ueberzeugung, daſs die Originale seiner Gemählde nicht bloſs in der Nachahmung, nicht in einer dramatischen, vielleicht ganz unnatürlichen, Feenwelt, sondern wirklich existiren, und sich als solche von jedem, nicht blinden Auge sehr leicht auffinden lassen. Die Wahrheit einer nachgeahmten Darstellung ist auch überhaupt schon von der Wahrheit einer jeden reinhistorischen so sehr verschieden, daſs sich die menschliche Seele, sobald sie den Werth des Interesse beider nach Regeln abzuwägen anfängt, gemeiniglich für die letztere erklärt, und daſs man aus eben diesem Grunde die eingerissene Vernachlässigung und Travestirung der historischen Wahrheit eher für einen Beweis des abnehmenden guten Geschmacks, als der zunehmenden Geistescultur unserer Zeiten halten könnte.*

Wenn ich die Menschen so geschildert habe, wie ich sie fand, und wie sie sich von mir finden lassen wollten; so könnte dieſs wohl immer noch etwas ganz Anderes seyn, als wenn ich sie mit den Augen Anderer, und in einem noch gröſsern Erfahrungskreise beobachtet hätte. Dieser miſstrauische Gedanke würde mich bei meiner Arbeit oft muthlos gemacht haben, wenn der Menschenbeobachter selbst seinen Erfahrungskreis nicht nach Gefallen ausdehnen dürfte, und wenn ich mir nicht beim Niederschreiben jeder Zeile der guten Absicht bewuſst gewesen wäre, durch mein Buch selbst neue Belehrungen von vielen mir noch unbekannten Tiefen des menschlichen, und vornemlich des weiblichen, Charakters zu erhalten. — Ich erwarte diese Belehrungen von meinen denkenden Lesern und Leserinnen um so mehr, da ich in jener Rücksicht Manches ganz vergeblich in vielen und groſsen Werken gesucht habe, und *da mir ein jeder neuer belehrender Wink zur Fortsetzung meines **Versuchs** höchst willkommen seyn muſs.*

*Viele einzelne Aufschlüsse über das weibliche **Herz**, verdanke ich den schätzbaren ältern und neuern Schriftstellern, welche uns mit eben so schön, als scharfsinnig geschriebenen Werken über die Philosophie des Lebens, der Societät und der Gefühle beschenkt haben, und deren Schriften zum Theil in der Folge von mir aufgestellt worden sind. Viele andere Bemerkungen habe ich selbst in der gröſsern und kleinern Welt um mich her, im Umgange mit helldenkenden Männern und Weibern, aus interessanten Gesprächen über das menschliche Herz, und durch ein anhaltendes Studium seiner Leidenschaften und Empfindungsweisen, seiner Gröſse und seiner Schwäche, seiner natürlichen Gradheit und seiner Masquen, seiner Natur- und Kunsthandlungen, seiner Siege und seiner Fesseln gesammelt.*

Eine Beschäftigung, die man ein psychologisches Observiren nennen konnte, und die mir oft in langweiligen und ermüdenden Gesellschaften, in finstern Lagen meines Lebens, und in getäuschten Wünschen und Hoffnungen nicht nur reichliche Zerstreuung, und gute Arzneimittel, sondern auch, wie ich glaube, reichliche Ausbeute für meine Wiſsbegierde verschafft hat. Wenn man sich einmal an ein fortgehendes Studium des Menschen gewöhnen konnte; so wird man nie in jenen unseligen Müssiggang des Geistes hinabsinken dürfen, der einen so groſsen Theil der Menschen in allen Ständen des Lebens plagt, und den man mit Recht das Stillstehen und den Tod unserer edelsten und schönsten Geisteskräfte nennen kann.

Die abgehandelten Materien dieses Versuchs haben die Stellung erhalten, wie sich meine Ideen über den vorliegenden Gegenstand, vermöge eines natürlichen Zusam-

menhanges der Dinge, nach und nach entwickeln muſsten. Ich glaube zwar gern, daſs die Form meines Buchs hier und da verändert werden könne; aber die Materie selbst würde dadurch wenig, oder nichts gewinnen, da das Ganze nur empirisch *ist, und die Beobachtungen dieser Art ihren Werth vornemlich in der Richtigkeit des beobachtenden Auges haben müssen. Ein Anderes ists, eine Psychologie des Weibes, wenn eine solche nöthig wäre, und wieder ein Anderes, eine Charakteristik desselben aus einer Menge einzelner Gemählde aufzustellen. Im ersten Falle würde meine Abhandlung einen ganz andern Zuschnitt, nemlich den einer scientifischen Darstellung des weiblichen Denk- und Willensvermögens verlangt haben, wozu, da die Geistesanlagen des Mannes und Weibes nach einerlei Form, und, allgemein genommen, auch nach einerlei Naturzwecken eingerichtet sind, weiter nichts,* als die Grundlage irgend einer beliebten Seelenlehre erforderlich gewesen wäre. Im zweiten Falle hingegen konnten und durften die einzelnen Abhandlungen über die Natur des weiblichen Charakters bald so, oder auch anders gestellt werden, weil die Theile eines solchen, auf Erfahrungen gegründeten, Versuchs zwar als eine Reihe psychologischer Beobachtungen, aber keineswegs als Glieder einer, in diesem Stück vollendeten, wissenschaftlichen Theorie betrachtet werden müssen. Daher herrscht in allen Schriften dieser Art einerlei Methode, und, wenn es eine Menge Abtheilungen des Ideenstoffs in ihnen giebt; so sind sie mehr aus Bequemlichkeit für den Autor selbst und seine Leser, als aus Bedürfniſs des raisonnirenden Verstandes, hineingeschoben worden. Rousseau und Andere haben in ihren Abhandlungen über die Weiber sogar fast alle Methode vermieden, weil sie sich bei ihren freiern Untersuchungen durchaus keine Fesseln anlegen wollten.

Die Entwickelung der menschlichen Seele geschiehet überdieſs in ihrem ganzen Umfange nicht so methodisch, wie die Entwickelung eines wissenschaftlichen Ideenplans (als eine Arbeit des reinen Verstandes) betrieben werden muſs. Die Natur richtet sich zwar dort nach gewissen Gesetzen; aber nach keinem Lehrbuche. Sie hat nun einmal ihre, zum Denken und Empfinden geschaffenen, Wesen so gestellt, daſs die Bildung und Wirksamkeit derselben durch unzählige, physische Einflüsse auf eine unendlich verschiedene Art, und in der moralischen Welt, sogar oft wider alle Erwartungen bald so, bald anders geleitet wird. Der erwachsene Mensch handelt oft wie ein Kind, und ein anderesmal das Kind wie ein erwachsener Mann. In dem Gebiethe der Leidenschaften giebt es tausend Widersprüche aller Art, die sich *durchaus nach keiner Zeitfolge bestimmen lassen. Es würde daher auch zu keinen neuen Aufschlüssen führen, wenn man bei der moralischen Zergliederung des Weibes in Absicht der Jahre eine genaue Grenzlinie ziehen und danach die Eigenschaften ihres Geistes und Herzens rubriziren wollte; ein Unternehmen, welches schon deswegen viel Beschwerliches in sich schlieſsen würde, weil der Mensch überhaupt nicht unter einerlei Umständen und Verhältnissen, nicht nach einerlei Graden und Fortschritten, und nicht zu einerlei Zeit seine moralische und physische Reiſe erlangt, und mithin eine reine Chronologie des Seelenwachsthums noch nicht ausfündig gemacht worden ist.*

Ich habe indessen wegen eines sehr wichtigen Punkts, — wegen der Erziehung des Weibes, und ihrer damit verbundenen Charakterbestimmung, die Erwachsene *von dem Kinde hier und da genauer unterscheiden müssen, als es sonst vielleicht nöthig gewesen wäre, da das Kind nichts anders, als das Miniaturgemählde des erwachsenen Menschen überhaupt ist. Wenn wir unsere jungen Töchter schon wie mannbare Damen, nicht wie Kinder, behandeln, wenn wir ihnen entweder Freiheiten erlauben, die sich nur für höhere Jahre schicken, oder eine Moral predigen, die nur ein ausgebildeter Verstand fassen kann; so geben wir nicht undeutlich zu verstehen, daſs wir den Menschen selbst eben so wenig, als die groſse Kunst seiner Bildung, studiert haben. Hier werfen wir seine Jahre offenbar untereinander, und kehren die Natur selbst um, ohne an die Folgen eines solchen widersinnigen Verfahrens zu denken. Ich habe daher die Verschiedenheit der Jahre des Weibes einigemale in Anschlag bringen müssen; eine Verschiedenheit, die mir weiterhin in der*

Abhandlung von dem ***Alter des weiblichen Geschlechts*** *Stoff und Gelegenheit genug zum Nachdenken über diese merkwürdige Zeitperiode der Weiber geben wird.*

Wenn man die lange Reihe von Schriften, worin von dem Charakter, den Verstandsfähigkeiten und politischen Verhältnissen des andern Geschlechts gehandelt wurde, aufmerksam durchliest; so bemerkt man leicht, daſs wenige ihrer Autoren ganz unparteyisch dabei zu Werke gegangen sind. Sie haben bei Betrachtung dieses Geschlechts, dem sie fast alle, ihrer verschiedenen Meinungen ungeachtet, den Fehler der Uebertreibung vorgeworfen hatten, selbst die Mittelstraſse nicht finden können, oder nicht finden wollen. Die Weiber sind von ihnen in Prosa und Gedichten entweder bis in den Himmel erhoben, oder tief unter ihrem eigenthümlichen

Werth herabgesetzt worden. *) *Wenn einige alte Schriftsteller das schöne Geschlecht eine Pest der Menschheit nannten, und dasselbe mit den gefährlichsten Elementen verglichen; wenn ein satyrischer Querkopf bewies, daſs es nicht einmal zum Menschengeschlechte gehöre; wenn Andere demselben keine einzige feste Tugend, keine Schamhaftigkeit und Freude, keinen Wahrheitssinn, kein Genie und Abstractionsvermögen zuerkennen wollten; wenn der groſse Kopf, La Mothe le Vayer, in seinem*

---

*) *Bayle macht die Bemerkung, daſs keine Schriftsteller dem schönen Geschlecht übler nachreden, als die am meisten mit ihm umgegangen sind, die dasselbe geliebt und angebetet haben. Die Frauen, setzt er sehr schalkhaft hinzu, dürfen sich daher wenig Kummer über dergleichen — übele Nachreden machen. Dieſs sind Beweise ihrer Herrschaft, dieſs ist das Murren eines Sclaven, der die Last seiner Ketten fühlt, oder der nach erlangter Freiheit die Merkmale der Dienstbarkeit noch an seinem Leibe erblickt. — S. den Beschluſs des Artik. Boccaz. B. I.*

Briefe des Noces [*]) *sich nicht genug darüber wundern kann, daſs — der Mann zur Erhaltung eines so groſsen Uebels, als das Weib sey, so viel Mühe anwende, und nicht undeutlich zu verstehen giebt, daſs man das Recht der Alten, sie wegen ihrer Ausschweifungen umzubringen, wieder hervorsuchen müsse; — so giebt es nun auf der andern Seite eine Menge Lobredner desselben, die es über die Menschheit hoch erhoben, und ihm einen Rang angewiesen haben, den sich die Weiber vielleicht selbst verbitten dürften.*

"Der Genieflug und Kunstfleiſs der Weiber, sagt ein neuer Schriftsteller, steht dem männlichen nicht nach. [**]) *Erfanden*

---

[*]) *Oeuvres de F. La Mothe le Vayer.* Tom. II. p. 569-573. *A Paris* 1654. Fol.

[**]) *Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber.* Berlin 1792. 8.

sie weniger, so fehlte es ihnen bloſs an Gelegenheit; sie sind keuscher an Körper und Seele. Das Mittelmäſsige kann bei ihnen gar nicht aufkommen; sie sind gröſsere Menschenkenner, und eben so groſs im Lehren, als im Erziehen. Männer haben nur Manieren, Weiber Sitten, sie sind aus Grundsätzen wohlwollend, nicht, wie wir, aus Mitleid. Das Talent, Sprachen zu lehren, ist unter ihnen häufiger. Wir könnten weibliche Ossiane haben, wenn wir nur wollten. Weiber unterscheiden besser, was bloſs trockene und was brauchbare Kenntniſs ist. Männer nehmen in der Regel immer gegen, Weiber für sich ein; es giebt keine Wahrheit, die ihr Kopf nicht vertragen könnte; sie sind weniger zum Aberglauben geneigt, als wir Männer. *) *Sie sterben in der Regel alle phi-*

---

*) *Ganz gegen die Meinung des philosophischen Hume. „What age or period of life is the most addicted to superstition?" fragt er in seiner*

losophisch. Mangel an Verschwiegenheit ist nur eine Unart des weiblichen Pöbels, es giebt unter ihnen so viel wahre Freundinnen, als es wahre Freunde giebt; sie protegiren gemeiniglich nicht Gelehrte, sondern die Gelehrsamkeit, minder eitel, als die Männer, in dieser Rücksicht, legen sie es mehr auf Weisheit als auf Gelehrsamkeit an." *In diesem Tone reden die Schmeichler des schönen Geschlechts fast alle; aber es ist nicht die Sprache der Unparteilichkeit, und ich bin überzeugt, daſs vernünftigen Weibern diese Art des Weihrauchs endlich selbst widerlich werden muſs.*

Ich habe mir es sehr angelegen seyn lassen, die eine, und die andere Art der —

Natural History of Religion. „The weakest and most timid," *ist seine Antwort.* „*What sex?*" *fragt er weiter, und sagt* — „*the same answer must be given.*" *S. Essays and Treatises on several Subjects. By D. Hume. Vol. II. p.414. Dublin 1779.*

Parteilichkeit gegen das zweite Geschlecht zu vermeiden. Ich habe den groſsen voranstehenden Ausspruch des Sophocles bei Ausarbeitung meines Werks immer vor Augen gehabt, und meine Leser mögen es entscheiden, ob ich davon abgewichen bin, oder nicht. Ich habe das Allgemeine von dem Besondern, so weit meine Erfahrungen reichten, und so weit es meine Ueberzeugungen erlaubten, immer genau zu unterscheiden gesucht, und habe einzelne Schwächen einzelner Weiber, oder einzelner Weiberclassen nie als Schwächen aller aufgestellt. Ich habe meine Gedanken vorsätzlich mit aller mir möglichen Gemüthsruhe aufgesetzt; ich habe weder mit gehässigen Empfindungen, noch mit blinder Vorliebe für das andere Geschlecht geschrieben, sondern die Dinge überall so genommen, wie ich sie, ohne Zuziehung eines Vergröſserungs- oder Verkleinerungsglases, nehmen muſste. Was zu entschul-

digen war, habe ich gern entschuldigt, was Lob verdiente, habe ich gern gelobt. Es giebt keinen Menschen unter dem Monde, welcher dem andern Geschlechte nicht sehr groſse Verbindlichkeiten schuldig wäre; aber auch keinen, der nicht durch dasselbe irgend einen Verdruſs und Unglück erlebt hätte; allein ich behaupte, daſs wir Männer das letztere uns gemeiniglich selbst bereiteten, weil wir die Weiber auf eine unbillige Art, oder zur Unzeit gereitzt, ihre erlaubte Eitelkeit beleidigt, ihre Vernunft verschroben, ihren Willen zu hart unterjocht, ihren Charakterwerth verkannt hatten. Das andere Geschlecht wird gewiſs besser werden, wenn wir es nur erst zu seyn anfangen; aber deſswegen müſste sich doch kein Sittenrichter abhalten lassen, das Tadelnswürdige der Weiber, als solches, bemerkbar zu machen. Sie müssen vor dem Richterstuhle der Vernunft eben so gut von ihrer moralischen

Haushaltung Rechenschaft, als wir von der unsrigen, ablegen; allein es bleibt dabei, daſs wir sie besser regieren, und besser bilden sollten. Wenn dieſs gleich kein so leichtes Geschäft ist, wie La Bruyere glaubt; so ist es doch durchaus eine der ersten Pflichten des Mannes, und die einzige Basis einer glücklichen Ehe. *)

Ich habe zum Beschluſs dieser Einleitung nur noch Folgendes anzumerken.

---

*) *Une femme, sagt dieser groſse und scharfſehende Menschenkenner, est aisée à gouverner, pourvû que ce soit un homme qui s'en donne la peine. Un seul même en gouverne plusieurs: il cultive leur esprit et leur mémoire, fixe et détermine leur religion, il entreprend même de régler leur coeur. — Elles n'approuvent et ne désapprouvent, ne louent et ne condamnent qu'après avoir consulté ses yeux et son visage. Il est le depositaire de leurs joies et de leurs chagrins, de leurs désirs, de leurs jalousies, de leurs haines et de leurs amours. Les Caractéres de Theophraste et de La Bruyere. Tom. I. Chap. III. Des Femmes. p. 193. (Dresd. 1769. 8.)*

Erstlich, daſs die Aufschriften über den Abschnitten nur eine ganz allgemeine Uebersicht des jedesmaligen Inhalts liefern und in diesem selbst vieles begriffen ist, worauf durch einzelne Rubriken unmöglich hingedeutet werden konnte; nicht zu gedenken, daſs jene Abschnitte bisweilen nur Ruhepuncte des Nachdenkens und des Lesens angeben sollten. Zweitens, daſs dieser Versuch einer Charakteristik der Weiber in mehrern Bänden fortlaufen, und, wenn er den Beifall des Publicums findet, einen Pendant an einer bereits schon entworfenen Charakteristik des männlichen Geschlechts bekommen wird. Die Anzahl sämtlicher Bände, welche zusammengenommen ein Ganzes ausmachen sollen, will ich noch nicht bestimmen, da sie von den Aufmunterungen zur Fortsetzung meiner Arbeit, und von der Zeit abhängen wird, die ich fernerhin dem Studium de Menschen widmen kann.

INHALT

DES ERSTEN BANDES.

Mann und Weib. Seite 1

Kindheit des Weibes, im Vergleichung mit der Kindheit des Mannes. 58

Eitelkeit des Weibes, eine Folge seiner Naturanlagen, seiner Erziehungsart und Lebensbestimmung. 123

Weibliche Schamhaftigkeit, die Schutzgöttinn der weiblichen Tugend. 186

	Seite
Weiblicher Eigenwille, und weibliche Launen.	257
Empfindelei.	337
Weibliche Coquetterie.	420
Fortsetzung des vorigen Abschnitts.	490

MANN UND WEIB.

Verschiedenheit ihrer körperlichen Kräfte. — Absichten der Natur bei dieser Verschiedenheit. — Einflüsse derselben auf die gegenseitige Anhänglichkeit der Geschlechter aneinander, auf die Stimmung und Richtung des weiblichen Charakters überhaupt, und auf weibliche Lebensweise, weibliche Sanftmuth und Geduld insbesondere.

Auſser dem physischen Unterschiede des Geschlechts, auf welchen die Natur die unveränderliche Fortpflanzung lebendiger Wesen gründete, bemerken wir noch ein anderes bewundernswürdiges Verhältniſs dieser Wesen in Absicht der Verschiedenheit ihrer körperlichen Kräfte, und ihrer damit verbundenen Anlagen zu einer gröſsern oder mindern Thätigkeit derselben; — ein Verhältniſs, welches in tausend verschiedenen Schattirungen vom Menschen bis zur Pflanze hinab angetroffen wird, und in den groſsen Plan der Erhaltung jener Geschöpfe auf die künstlichste und zweckmäſsigste Art eingeflochten ist. Die Grundlage der physischen Organisation beider Geschlechter hat zwar eine unverkennbare Aehnlichkeit und Gleichförmigkeit nicht nur in einzelnen Theilen, sondern auch in der Verbindung dieser Theile zu einem animalischen Ganzen; aber zwischen den Geschlechtern selbst, ist Alles nach einem veränderten Maaſsstabe abgemessen und eingerichtet.*) Wir wollen und können hier nur bei dem

---

*) Rousseau sagt daher in dieser Hinsicht; „Que c'est peut-être une des merveilles de la nature d'avoir pu faire deux êtres si semblables, en les constituant si differemment.“ Emile Lib. V. pag. 282 der Genfer Ausgabe in kl. 8. 1780.

Menschen stehen bleiben. — Unter allen Nationen der Erde und unter allen Himmelsstrichen, zwischen den Eisgebirgen der Polarländer, in den glühenden Sandwüsten unterm Aequator, und in den gemäſsigtern Weltgegenden zeichnet sich der Mann überall durch seinen gröſsern Körperbau, seine stärkern Knochen und Muskeln, seine gedrungenern und vollern Gesichtszüge, seine rauhere Haut, sein borstigeres Haar, seinen feurigern Blick, seine gröbere Stimme, so wie überhaupt durch seine ganze physisch-gröſsere und ausdauerndere Kraft vor dem kleiner und schwächer gebaueten Weibe aus. Sein Körper ragt über den ihrigen hervor. Seine Glieder sind gegen die ihrigen, riesenartig. Sein Muth, seine Entschlossenheit, sein Widerstand, seine Thätigkeit sind, im Ganzen genommen, gröſser, als ähnliche Eigenschaften des sanftern, zur Unterwürfigkeit und zum stillen Lebensgenuſs geschaffenen Weibes. Sein Herz, sein Charakter, seine ganze Denkungsart ist fester, stürmischer, trotziger, unternehmender und kühner, als ihr Herz, ihr Charakter, ihre Denkungsart. Ueberall zeigt sich das aus feinerm Stoffe zubereitete Weib als das schwächere, hülfsbedürftigere und weichere, aber auch, zum Ersatz dieser Schwäche, — schönere und liebenswürdigere Nachgebilde des Mannes, das zu einer ruhigern Lebensweise bestimmt, und zu sanftern Empfindungen organisirt seyn sollte. Nicht sie, sondern den kühnern, thätigern und kraftvollern Mann hat der älteste und ehrwürdigste Dichter der Vorzeit an die Spitze aller lebendigen Geschöpfe gestellt. Auf den Mann folgt das zärtere Weib. Sie sollte das — zweite Meisterstück der schaffenden Natur, er der König, sie die Königinn der Schöpfung seyn.

Aber eben diese unendlich weise Natur, welche von Ewigkeit her Zwecke und

Mittel auf die bewundernswürdigste Art in allen Regionen ihres unermeſslichen Gebiets zu vereinigen wuſste, nichts ohne Absicht schuf, nichts ohne Absicht schaffen konnte, hat auch jene Verschiedenheit körperlicher Kräfte zwischen beiden Geschlechtern nicht umsonst angeordnet, sondern grade durch diese Verschiedenheit selbst die unzertrennlichsten Bande um die menschliche Gesellschaft geschlungen, und auf sie die beglückendsten Freuden des Mannes und Weibes gegründet. Er sollte und muſste, nach dem Gesetz dieser weisen, mütterlichen Natur, stärker, kraftvoller, wirksamer, als das Weib seyn, um sie mit seinem Arm zu schützen und zu erhalten, wenn sie seine Kinder unter ihrem Herzen trug, und ihm seine Kinder gebar. Er sollte nicht blos Kinder zeugen, sondern auch, als der Stärkere, für den Unterhalt und das Fortkommen dieser schwachen Geschöpfe sorgen; er sollte der Regent seiner Familie seyn, weil ohne irgend eine Obergewalt kein kleiner und groſser Staat Glück und Dauer haben kann, und weil diese Obergewalt selbst durch äuſseres Ansehen, durch anhaltende Thätigkeit, durch persönlichen Muth und persönliches Geschick erhalten werden muſs. Das Verhältniſs jener Verschiedenheit körperlicher Kräfte wurde daher von der Natur offenbar als ein nothwendiges Beförderungsmittel aller geselligen Ordnung zwischen Mann und Weib und Familien angeordnet, und zur bleibenden Grundlage einer wechselseitigen Anhänglichkeit der Herzen, und ihrer schönsten Fesseln, — der Liebe und Dankbarkeit gemacht.

Die Leidenschaft, welche beide Geschlechter nur zur Begattung antreibt, konnte die Verkettung der Herzen zu einer dauerhaften Gesellschaft und zu einem feinern Genusse des Lebens nicht bewirken, ob sie gleich eine der nothwendigsten und wunderbarsten Anlagen der Natur ist. Im rohen Zustande der Natur hebt sich jene Leidenschaft nicht über das Thierische hinaus; ihr Rausch ändert sich mit dem Bedürfniſs, und der Mann wird nach der Umarmung das Weibchen verlassen. Aber ein unwiderstehlicher Zug des Herzens, ein höchst wirksames, der Menschheit eigenthümliches Gefühl, — Theilnahme an dem Schicksale des schwächern, und zugleich sanftern Weibes, führt den Mann unwillkürlich in seine Familienhütte zurück. Er fühlt sich zu stark, zu kraftvoll, um ein ihm ähnliches, aber schwächeres Wesen zu verlassen, das sich so gerne seinem Schutze anvertrauen will, und das ihn schon schweigend durch seinen zartgewebten Körperbau, durch den bittenden Ton seiner melodischen Stimme, durch die unwiderstehliche Thräne der Wehmuth und Zärtlichkeit um Hülfe und Mitleiden anzuflehen scheint. Der roheste Barbar kann jenen geheimen Zug, jenes theilnehmende Gefühl an dem Schicksale des Weibes nie ganz in sich vertilgen. Es macht seine Felsenseele weich, es lehrt ihn sogar, bisweilen groſs und edelmüthig handeln. Der gebildete Europäer, und der thierische Samojede betrachtet sich als den berufenen Schutzgott seines Weibes, weil beide es für eine Schande halten würden, den schwächern Theil seinem Schicksale zu überlassen.

Wenn das Gefühl und Bewuſstseyn einer gröſsern Stärke eine gewisse natürliche Anhänglichkeit des Mannes an dem schwächern Weibe hervorbringt; so wird nun auch auf der andern Seite, eine ähnliche, obgleich von andern Gründen abzuleitende Anhänglichkeit des schwächern Weibes an dem stärkern Manne erzeugt. Beide Arten des Gefühls haben besondere Zugänge zu unserm Herzen; beide lösen sich aber am

Ende in das noch mächtigere Handlungsprincip, in sittliche Liebe und Freundschaft auf. Groſsmuth, Kraftgefühl, Mitleiden und Stolz zogen den Mann zum Weibe hin; Dankbarkeit, Zutrauen, Hoffnung und Bangigkeit das Weib zum Manne, ihrem gesetzmäſsigen Schutzherrn und Gebieter. Sie schmiegt sich mit einer unbeschreiblichen Zärtlichkeit in seinen Willen, wenn er auch noch so sonderbar, noch so despotisch seyn sollte; sie pflegt und wartet ihn in seinen Krankheiten, und nach den Arbeiten des Tages; sie bestreuet sein Lager mit duftenden Blumen; sie verkürzt ihm die Zeit mit Liebkosungen und naiven Plaudereien; sie küſst ihm den Zorn und Gram von der Stirn, und entwaffnet seinen Trotz und seinen Stolz durch ein liebevolles Zuvorkommen, durch jene freundliche Sanftheit, durch jene unnachahmliche Milde des Ausdrucks und Gefühls, die so unwiderstehlich auf unser Herz wirkt, weil sie aus dem Herzen des Weibes kam. Dem zärtern Geschlecht ist Alles daran gelegen, den stärkern, muthvollern Mann zu seinem Busenfreunde zu haben und zu behalten. Das ganze Leben des Weibes ist auf diese Absicht, auf diesen ersten und lezten Wunsch ihres Geschlechts berechnet. Sie kann ohne ihn nicht leben, wenn auch der Mann ohne sie leben könnte. Sie fühlt sich selbst grofs und veredelt, wenn sie unter dem Obdache eines solchen Schutzengels den Stürmen des Lebens ruhig entgegensehen, in den Armen eines solchen Freundes sterben kann.

Es giebt zwar in Absicht der Verschiedenheit korperlicher Kräfte grofse Ausnahmen zwischen beiden Geschlechtern, Männer, die Weiber, und Weiber, die Männer geworden sind, Männer, die sich durch eine weibische Furchtsamkeit und Unthätigkeit, Weiber, die sich durch männlichen Heldenmuth, männliches Kraftgefühl und männliche Kraftübung auszeichnen; aber alles dieſs sind nur — Ausnahmen, was auch der Verfasser des Buchs: Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber dagegen vorbringen mag. *) Die Regel der Natur bleibt überall dieselbe. Das viel stärkere Weib fürchtet sich sogar noch vor dem — Krüppel und Zwerge, und läſst ihm wenigstens die Ehre einer gröſsern körperlichen Stärke. Die stärksten und gesundesten Weiber lassen sich von kleinen, schwa-

---

*) Dieser scharfſinnige, aber eben so paradoxe Kopf behauptet wider alle Erfahrung, und eben deswegen mit sehr schwachen Gründen, daſs es zwischen Mann und Weib keinen andern Unterschied, als den des Geschlechts gebe, und daſs es eine Trugerfahrung sey, wenn man den Männern eine gröſsere Körperkraft als den Weibern zuzuschreiben pflege. „Eine derbe Viehmagd, sagt der Verfasser, ist stärker, als ein Elegant, oder ein schwächlicher Gelehrter; allein, — setzt der Recensent sehr richtig hinzu, — dies ist ein Spaſs, kein —— Beweiſs. A. Literaturzeitung. 1794. Num. 387.

chen Männern miſshandeln, die von einem Druck der Riesinnen zu Boden stürzen würden. Die Natur hat ihnen vermöge des zärtern Körperbaues das Gesetz des Gehorsams gleichsam in die Seele geschrieben, und es kostet ihnen Mühe, dasselbe zu übertreten; es ist ihnen unmöglich, dasselbe ganz zu verläugnen, weil mit ihm der ganze Charakter, die ganze physische und geistige Grundlage des Weibes selbst vertilgt werden müſste. Wir bemerken diese verschiedenen Bestimmungen und Aeusserungen beider Geschlechter auch schon von frühester Kindheit an. Das gröſsere Mädchen gehorcht, und vielleicht schwächern Knaben oft mit einem sclavischen Nachgeben; anstatt ihn zu züchtigen, trägt sie seine Aufbrausungen und Grobheiten mit Geduld, oder entflieht nach dem kaum halb errungenen Siege. Er bleibt der König, der Oberaufſeher des Spiels, ihr giebt er die untergeordnete Rolle; er ist der Heerführer, oder

der strenge Hausvater, sie die Magd, die Sclavinn, die Hausmutter, die sich mit dem übrigen Gesinde der Zuchtruthe des kleinen Despoten unterwerfen muſs, und ruhig unterwirft. — Die Spiele der Kinder drükken überhaupt am frühzeitigsten die Charaktere der Individuen sowohl, als des Geschlechts selbst aus, weil die Seele mit völliger Unbefangenheit dabei zu handeln, und die Fesseln, welche man um die Freiheit ihres Willens geschmiedet hatte, auf einige Zeit abzulegen pflegt. Die Spiele der kleinen Mädchen deuten offenbar schon auf einen engern und stillern Wirkungskreis, auf seine geringere Körperkraft, auf seinen geschmeidigern, furchtsamern und zärtern Charakter hin. Das Mädchen greift nach der Wiege, nach der Puppe, als Werkzeugen, die keine ermüdenden Anstrengungen, keine groſse Körperkraft erfordern. Der Knabe wählt sich die Peitsche, die Klapper und Trommel, und legt, im Vertrauen auf seine Stärke, und ohne zu ermüden, auf seinem Kinderpferde oft lange Wege zurück, oder wagt es wohl gar, seine Kraft mit der des erwachsenen Mannes zu messen.

Warum die Natur das Maaſs der körperlichen Kraft in beyden Geschlechtern so verschieden eingerichtet hat? ist eine Frage, welche vor das Forum des Seelenforschers gehört. Wie es aber zugeht, daſs der Mann physisch jenen ausschlieſsenden Vorzug vor dem Weibe besitzt, dies mag der philosophische Arzt untersuchen. „Die Fasern einer Frauensperson, sagt Tissot in seinen merkwürdigen zur Arzneykunst gehörigen Schriften *), sind bestimmt, nachzugeben, wenn sie durch die völlige Gröſse des Kindes und der solches umgebenden Theile so beträchtlich ausgedehnt werden sollen. Sie durften mithin nicht so steif und nicht so stark, als die Fasern der

---

*) Erster Theil Hamb. 1774. Cap. XXVI. Unterricht für das weibliche Geschlecht S. 350.

Mannspersonen, seyn, und dieses macht, daſs bey ihnen der Kreislauf mit geringerer Kraft geschieht, daſs ihr Blut nicht so dick und mehr wäſserig ist“ — u. s. w. In der mütterlichen Bestimmung des Weibes muſs also der Hauptgrund ihrer körperlichen Schwäche aufgesucht werden, weil sie, ohne jene Geschmeidigkeit, und ohne jenes Nachgeben der Fasern, sich nicht zur Kindbetterinn geschickt haben würde. Eine physische Nothwendigkeit erzeugt also hier eine andere. Soll das Eine Statt finden; so muſs auch das Andere seyn, soll der Mensch geboren werden; so muſste seine Mutter diesen und keinen andern Körperbau bekommen. Allein eine physische Untersuchung, eine anatomische Beantwortung der zweiten, oben angeführten Frage, gehört nicht hierher. Ich komme also zur erstern, zu dem Warum jener Verschiedenheit körperlicher Kräfte zurück, und werde dasjenige nun etwas näher zu beleuchten suchen, was ich vorher nur im Allgemeinen von den Einflüssen dieser Verschiedenheit auf das Herz, den Charakter und die ganze Denk- und Handelsweise des andern Geschlechts gesagt habe.

Man gebe dem Weibe männliche Kräfte, männlichen Muth, männliche Sinnesart, und folglich auch einen männlichen Beruf, und aller Reiz des wechselseitigen, von der Natur selbst so beseligten Umganges zwischen Männern und Weibern, alle Freuden der Liebe, alle Ergieſsungen der Herzen, alles zärtliche Hingeben und Leben für einander sind dahin, oder haben doch wenigstens den gröſsten Theil ihres Werths und ihres Glücks verloren. Das zarte, für uns so zart und fein und weich geschaffene Weib, hat nun durch die Umwandlung ihrer Natur fast alle ihre uns bezaubernden Kleinodien des Geistes und Herzens, und wir haben durch dieses ihr Hinaufrücken zu uns unsere gerechte Herrschaft, unsern häuslichen Frieden und unsere Freiheit hingeben müssen. Welche Sympathie soll nun noch unsere Herzen verbinden und erwärmen, da das mit uns gleich starke, gleich geformte, gleich unbiegsame und ernste Weib sich nicht mehr vertraulich an uns anschmiegen, nicht mehr durch ihre Hülflosigkeit die Thräne des Mitleids aus unserm Auge locken, uns nicht mehr durch ihre liebevollen Aufopferungen und weiblichen Tugenden zu groſsen Thaten beseelen, und unsere Schwächen heilen wird? Wo ist nun noch das ganze beglückende Zauberband ehelicher Liebe, wo nun noch der schöne Umtausch, der feinere Zusammenhang der lebhaftern Gefühle des Mannes mit den Gefühlen und Gesinnungen des sanftern Weibes? wo nun noch aller, auf diesen Umtausch allein gegründete herzliche Genuſs des häuslichen Lebens in einer so verschrobenen, so verunstalteten Welt? Die Weiber werden zwar alsdann mit uns, wie es der obengenannte Verfasser ernstlich verlangt, die innere Haushaltung und Verwaltung der Staaten besorgen, mit uns die Richter- und Schöppenstühle und Advocaturen besetzen, mit uns die Geschäfte der Finanzbedienten, der Aerzte und academischen Lehrer theilen; allein sie werden nach dieser Totalreform aufhören, Weiber, Gattinnen, Mütter für uns zu seyn. Welcher Vernünftige würde in dieser verkehrten Welt nur ein Jahr, nur einen — Tag leben wollen? —

Die allweise Natur hat dafür hinlänglich gesorgt, daſs sie nicht so geformt wurde, und nie anders geformt werden kann. Das Bewuſstseyn und Gefühl einer geringern körperlichen Kraft, sollte in dem Weibe von frühester Kindheit an den eben so nothwendigen, als wohlthätigen Hang zu einer stillen und sittsamen Lebensart erzeugen und erhalten. Dies ist der Wille der Natur, und dazu sind alle Anlagen und

Verhältnisse des andern Geschlechts, dazu ist sein Geist und Körper wundersam gebildet und eingerichtet. Es verirrt sich in tausend Labyrinthe und thörigte Handlungen, sobald es diesen Kreis seiner Bestimmung verläſst, und zur Mannheit hinüberschweifen will. Das Weib ist an ihr Haus und ihr Hauswesen mit Fesseln angebunden, die es nicht zerbrechen darf, und die ihm die Natur selbst so schön und leicht gemacht hat. Hier soll sie ihrem Gatten und Vaterlande gesunde Kinder erziehen helfen, hier den groſsen Beruf ihres Geschlechts ohne wilde Zerstreuungen erfüllen. Ohne diese ihr von der Natur vorgeschriebene Eingezogenheit und Gemüthsstille, würden ihr die Tage der Schwangerschaft und die Geschäfte der ersten Kindererziehung unerträglich vorkommen, die sie nun so gern, so willig übernimmt, weil sie zu ihrer Geschlechtsbestimmung gehören, und weil ihr Mutterherz dabei lebhaft interessirt ist.

Ohne jene Eingezogenheit kann sie durchaus keine gute Mutter, keine gute Gattinn, und, wie so viele traurige Beispiele beweisen, selbst keine gute Gebärerinn seyn.

Wenn nun aber der natürliche Hang des Weibes zu vorhergehenden Bedingungen unumgänglich nothwendig ist; so wird man ihn auch als den allgemeinern Grund und das wirksamste Beförderungsmittel aller stillern und sanftern Tugenden des andern Geschlechts überhaupt betrachten können. Vergleichet nur, zur Anschaulichmachung dieser Ideen, das Leben des guten, häuslichen und sittsamen Weibes mit dem Leben einer, zwar nicht immer lasterhaften, aber Geräusch und ewige Zerstreuung liebenden, männerartigen Frau, also derjenigen, welche über die Grenze ihrer weiblichen Bestimmung, sey es aus welchen Gründen, hinausgewandert ist. Scheint die leztere nicht ein ausgeartetes Wesen zu seyn, das die Gesetze der Natur umkehren, und auf seinen eigenthümlichen Werth, auf die stille Gröſse des Weibes und ihre schönsten Pflichten Verzicht thun will? Sie trägt zwar die Gestalt ihres Geschlechts, vermöge seines zärtern Gliederbaues noch an sich; aber ihr Umgang, ihr Charakter, ihre Sitten und Beschäftigungen haben einen männlichen Ton angenommen, der nicht uns, sondern sie entstellt, und oft die geistreichsten Weiber selbst lächerlich macht. Jedes, auch das kleinste Geschäft, die kleinste etwas mühsame Aufopferung für ihre Familie, wird endlich einem solchen Weibe lästig werden, wenn einmal der Sinnentaumel und der groſse Hang zu Vergnügungen zur herrschenden Richtung ihrer Seele geworden sind. In dieser unseligen Stimmung des Gemüths verlieren nach und nach die zärtlichsten und stärksten Muttergefühle selbst ihren reinen Genuſs und ihre wohlthätige Kraft; sie verwildern darin wie schöne

Blumen in zu hoch aufgeschossenem Unkraut, und ersterben endlich bei einigen Frauen ganz.

Das stillere Haus, welches dem bessern Weibe zu einem Tempel des Friedens und ehelichen Glücks geworden ist, hält die zerstreuungssüchtige für ihren — Kerker, und sucht ausserhalb desselben eine Zufriedenheit, die nirgends anders, als in ihrem Hause und in ihrer Seele wohnen muſs, wenn sie sich wirklich, nicht auf einige Augenblicke glücklich fühlen soll. Die Bedauernswürdige greift nach tausend Schattenbildern, entwirft tausend Plane, um die drohende oder schon vorhandene Leerheit ihrer Seele auszufüllen, und die Ewigkeit des Tages in Minuten zu verwandeln; aber jedesmal kehrt sie ohne Sättigung, ohne wahren, beruhigenden Genuſs zurück. Sie erreicht, beim Ueberfluſs aller Mittel, dennoch ihre Wünsche nie ganz, weil eine verkehrte

Begierde die andere jagt, ein sinnlicher oder ehrgeitziger Wunsch den andern erzeugt, und die ruhige Vernunft in dieser Gemüthsverwirrung nicht zur Sprache kommen kann. Daher finden wir denn auch in unsern Tagen, wo alles auf die gröſsere Summe verfeinerter Freuden und auf die Vermehrung jener täuschenden Schattenbilder des Glücks berechnet wird, so viele beklagenswürdige Weiber, denen überall die Welt zu eng ist, die unaufhörlich über Langeweile klagen, unaufhörlich mit ihrem Geschick zanken, und mitten im Genuſs ihrer vorher so ängstlich gesuchten, und vielleicht so theuer erkauften Vergnügungen, derselben schon wieder überdrüssig sind. Weiber, die von unzähligen übeln und sonderbaren Launen, wie von Furien, umhergetrieben werden; die aus Mangel an ernsthaften Geschäften, und aus Widerwillen gegen ein häusliches Leben, ihre Männer tyrannisiren, aus langer Weile Intriguen und Familienzwiste anspinnen, aus langer Weile — lasterhaft werden, und den ruhigen, schönen Charakter ihres Geschlechts gegen eine regellose Veränderlichkeit desselben ausgetauscht haben, kurz, Weiber, die den verzogenen Kindern gleich geworden sind, und als solche leben und sterben wollen. *)

Die unerschöpfliche Abwechselung der Moden, dieser groſse Tummelplatz der weiblichen Phantasie und Eitelkeit, will endlich selbst nicht mehr zureichen, die langen Intervallen der Zeit auszufüllen, die

---

*) Montesquieu hat sehr recht, daſs wir unsere Weiber nicht wie Sclavinnen einsperren dürfen; aber sollte er sich nicht in seinen Gründen geirrt haben? Que serviroit, sagt er, d'enfermer les femmes dans nos pays du Nord, où leurs moeurs sont naturellement bonnes; où toutes leurs passions sont calmes, peu actives, peu rafinées; où l'amour a sur le coeur un empire si réglé, que la moindre police suffit pour les conduire? L'Esprit des Lois. Aux Deux-ponts 1784. Tom. II. p. 211.

bei einer bloſs geräuschvollen Lebensart des Weibes nicht ausbleiben können. Und wenn auch jene Abwechselung und die Anordnung des Putzes die Stunden zu verkürzen im Stande wären; so geben sie doch selbst nur einen so vorübergehenden Genuſs, und sichern so wenig vor dem Tadel der weiblichen Critik, daſs sehr viele Weiber grade dann am übellaunigsten zu seyn pflegen, wenn sie mit der Anlegung ihres Schmucks beschäftigt, oder mit ihm in die Gesellschaft getreten sind. Wenn aber der sonst so wunderthätige Talisman der Moden, dieser zu allen Zeiten und unter allen Nationen privilegirte Liebling des andern Geschlechts, das weibliche Herz nicht im Gleichgewichte erhalten kann; so wird es das neuerfundene Heilmittel gegen die Langeweile, die Lectüre, noch weniger thun können. Sie bleibt auch bei dem aufgeklärtern Theile unserer Frauen meistentheils nur eine Palliatifcur gegen die Schrecknisse der langen Stunden, und gegen den leidenschaftlichen Hang zu immer neuen und abwechselnden Freuden. Es giebt auch, nach meiner Meinung, wenig ernsthaft geschriebene Bücher, wobei die Lebhaftigkeit weiblicher Vorstellungen nicht bald ermüdet. Unsere Romane wetteifern, die Imagination der Weiber mehr zu reizen, als zu befriedigen; unsere Dichter scheinen ihnen immer weniger zu gefallen, da sie, durch die lachende, phantasiereiche Schönheit der Wielandischen Muse verwöhnt, an den frostigen, oder auch zu bunten Nachahmungen neuerer Poeten keinen Geschmack finden können. Die ernste, raisonnirende Prosa macht jetzt eben so wenig ihr Glück bei unsern Damen, als die raisonnirende Poesie. Ihre feurigen Empfindungen wollen mit schön gezeichneten Thatsachen, mit lebhaften Anschauungen und nicht mit Subtilitäten der Vernunft unterhalten seyn. Die Weiber haben zwar auch ihre Philosophie; aber sie hat eine andere Form, einen andern Zweck, als die unsrige. Ihre Critik besteht in Gefühlen, und in so fern mag sie oft treffender und untrüglicher, als die Philosophie der Männer, urtheilen. Soviel in Parenthesie.

Zeitvertreib im Umgange mit ihren Männern und Kindern suchen jene jovialischen Weiber gemeiniglich nur im — Nothfalle, oder wenn sie von den Kränklichkeiten ihres Körpers in ihr Haus eingekerkert werden. Vielleicht wird ein zerstreuungliebendes Weib nach und nach gegen keine Sache gleichgültiger, als gegen Gatten und Kinder, weil ihr bei ihrer Schooſsneigung nichts so sehr im Wege steht, als diese. In der groſsen Welt hat dieser Ton durch die Verschrobenheit der Sitten und durch die Gewalt der Beispiele sogar eine Art sonderbarer Authorität bekommen. Die Verbindung und der Umgang zwischen Mann und Weib, scheint dort mehr eine politische und künstliche Uebereinkunft, als ein Vertrag der Herzen und der Tugend, zu seyn. Man duldet sich nebeneinander, weil es die Gesetze so mit sich bringen, und weil die Trennung dieses politisch-ehelichen Bandes eine Finanz- und Familienrevolution der Häuser verursachen würde, oder weil ein gemeinschaftlicher Hang zu rauschenden Lustbarkeiten die Eheleute in dem Wahne erhält, daſs ihre Herzen selbst noch einig und warm für einander wären. Wer kennt nicht Ehen genug, die nur durch dieses Band noch mit einander zusammenhängen, oder allein durch die dünnen Faden des Anstandes vor einem gänzlichen Bruche gesichert werden? — Das männliche Geschlecht kann sich noch Glück wünschen, daſs diese Weiber von diesem letztern Umstande so abhängig gemacht worden sind; daſs der Anstand sie vor Ausschweifungen sichert, die sie sonst ungescheut begehen würden, und daſs es wenigstens noch eine Grenzlinie giebt, die von ihnen respectirt wird, und respectirt werden muſs, wenn ihre Neigung zum Vergnügen nicht in Extreme fallen soll.

Wir wollen von diesem Bilde zu einem bessern übergehen; wir wollen unsere Augen auf einen liebenswürdigern Gegenstand, auf das gute, häusliche, edlere Weib im frohen Zirkel ihrer Kinder, in den schönen Wirkungskreise ihrer mütterlichen Geschäfte, in dem vertraulichen Umgange mit ihrem Gatten richten, und hier ein Geschlecht innig verehren lernen, ohne welches uns oft die wirksamsten und dauerhaftesten Antriebe zum Guten fehlen würden. Ich möchte fast behaupten, daſs es rings um uns her im geselligen Lebenszirkel kein einladenderes, freundlicheres, belehrenderes und edleres Bild des Menschen geben kann, als das Bild einer sanften, guten und erleuchteten Hausmutter. Wohin euer

Auge diese liebevolle und würdige Familiengöttinn begleitet, findet ihr überall, und zwar ohne allen Aufwand von Kunst und Künstelei, häusliche Ordnung, häusliche Einfalt, häusliche Harmonie und stillen, aber desto frohern und unschuldigern Lebensgenuſs. Alle ihre schönen Handlungen als Mutter und Gattinn, als Regentinn ihres Hauswesens, verbreiten Frohsinn und Liebe um sie her; aber die rauschende, mühsame und langweilige Freude der grossen Welt, findet kein Obdach in der glücklichen Wohnung dieses edeln Weibes. Alle ihre Geschäfte, alle ihre Stunden werden nach den Regeln der ruhigen, aber nie zu strengen, nie zu nachgebenden Vernunft abgemessen und eingetheilt. Sittsamkeit und Stille bezeichnen jeden ihrer Schritte; Sittsamkeit und Stille, die schönsten Insignien des sanftern Geschlechts, begleiten sie in den Zirkel ihrer Freundinnen und Freunde, sichern sie vor dem Gifte weiblicher Cabalen, stärken sie in dem Drucke äuſserer Unglücksfälle, und geben ihr da oft eine Kraft und einen Heldenmuth, der uns Männern zwar auch eigen ist, den wir aber aus Mangel einer ruhigen Ueberlegung, nicht immer so gut wie sie, zu gebrauchen wissen. Sittsamkeit und Stille leitet das Herz und die Sprache des edeln Weibes selbst in den zärtlichen Umarmungen, oder in den stürmischen Launen des Gatten und ihrer Kinder.

Aber deswegen ist sie keine Andächtlerinn. Hierzu ist ihr Herz viel zu groſs, und ihr Verstand viel zu gebildet. Wenn es in ihr eine Schwärmerei geben kann; so ist sie nur für das Gute in ihr vorhanden. Sie fliehet nicht die einfachen und geselligen Freuden auſser ihrem Hause; sie, als eine Vertraute der Natur, weiſs es sehr wohl, daſs diese gütige Mutter das Frohseyn aller lebendigen Wesen zu ihrem höchsten Gesetze gemacht hat; aber sie opfert jenen Stunden nie eine Pflicht ihres mütterlichen Herzens auf. Ihr Hauswesen, ihre Familie bleiben immer ihr Königreich; sie ist nie froher und zufriedener, als daheim bei ihren Kindern. Zerstreuung kann ihr Erhohlung geben; aber nie ein Bedürfniſs für sie werden, weil sie dort die langsamen Pulsschläge der Zeit nicht zählen darf, und weil es für sie keinen müssigen Augenblick giebt. Sie findet viel zu groſse und wichtige Gegenstände um sich her, sie hat ihren Geist viel zu sehr an Unterhaltung mit sich selbst gewöhnt, als daſs sie jemals die Foltern der langen Weile empfinden könnte, und da sie in sich und durch sich selbst gegen diese Furie des Lebens gesichert ist; so wird sie nach und nach sogar über den mächtigsten und fürchterlichsten Feind der Weiber, — über die böse Laune selbst — siegen lernen. Sie weiſs, daſs Thätigkeit und Ruhe in gehöriger Verbindung allein den selbstständigen

Charakter hervorbringen können, und deſswegen ist Thätigkeit und Ruhe die erste und unveränderlichste Maxime ihres Denkens und Handelns geworden, so wie eben diese Maxime lebenslang das goldene Band ihrer Ehe und Familie, und das beste Arzneimittel gegen tausend finstere Gemüthsverstimmungen bleibt. Sie ist zwar immer Weib; sie wird den Anwandlungen der Laune nicht ganz entgehen können, sie wird mit den Schwächen ihres Körpers zu kämpfen haben; aber sie wird jenen Erbfeind ihres Geschlechts endlich durch Vernunft und Religion zu überwinden wissen, weil er nicht lange zwischen Gatten und Gattinn gestellt werden darf, wenn das freundschaftliche Verhältniſs zwischen beiden nicht aufhören, und die liebenswürdige Milde und Sanftheit des weiblichen Charakters selbst nicht nach und nach verloren gehen soll. Man halte dieses Gemälde für kein Ideal. Saint-Evremont zeichnete zwar ein Weib, das nicht existirt, und nie existiren wird *); allein Hausmütter von der Art, wie ich sie geschildert habe, giebt es, zur Ehre der Menschheit, noch genug. Sie sind die Königinnen ihres Geschlechts, und die Schutzgöttinnen unserer Jugend und Erziehung.

Die liebenswürdige Milde und Sanftmuth des edlern Weibes, ist auch von der Natur selbst so schön und liebenswürdig gebildet worden, damit der rohere und härtere Mann durch sie nach und nach geläutert, und für das gesellige Leben geschmeidiger und brauchbarer gemacht werden sollte. Wer diesem Zauber des andern Geschlechts widerstehen kann, wer nie von weiblicher Herzensgüte und weiblicher Sanftheit gerührt, nie zu einer edeln That dadurch angespornt wurde, den fliehet ja

---

*) Idée de la Femme, qui ne se trouve point, et qui ne se trouvera jamais. Oeuvres melées de Saint-Evremont. Tome premier. A Londres 1709. S. 118-123.

als einen gefährlichen Auswurf der Natur, und als einen ihrer ungerathensten Söhne. Durch diesen unbeschreiblich hohen und bezaubernden Reiz des Weibes, der sich in der Form ihres schönen Baues eben so deutlich, als in der Form ihrer feinern Gefühle und Gedanken ausdrückt, aber sich überall mehr empfinden, als genau zeichnen läſst, hat die Natur allein ihr weibliches Meisterstück vollenden können. Man zerstört das ganze subtilere und feinere Wesen des Weibes, wenn man ihm jene ruhige Milde, jene Weichheit und Herzensgüte, jene Geschmeidigkeit und Grazie des Charakters nimt, wodurch es die wohlthätige, nachgebende Freundinn des Mannes, und zugleich seine vertrauliche Regentinn wird. Vertilgt diesen einzigen, geheimniſsvollen, wunderbaren Zug der weiblichen Seele, und sie ist für uns selbst vernichtet; gebt diesen Zug dem Manne, und seine sittliche, individuelle Form, als Mann, ist gleichfalls aufgelöst. Durch dieses charakteristische Merkzeichen, und mit ihm ist die feine Grenzlinie zwischen beiden, sich so unendlich ähnlichen, und doch so unendlich verschiedenen Hälften des Menschengeschlechts auf die zweckmäſsigste Art abgesteckt worden; durch ihn bleibt die Menschheit, bei allen Abweichungen der Geschlechter von einander, ein Ganzes; durch ihn ist sie unauflöslich, selbst im Stande der Wildheit, in einander gewunden; auf ihn gründet sich die Allmacht des Weibes, und der Anbau ihrer liebenswürdigsten Tugenden.

Wenn nichts den rohern Mann bändigen und bessern kann; so wird es, wie so viele Beispiele beweisen, die weibliche Milde und Sanftheit können. Ihre Wirkung ist sehr einfach; aber desto sicherer ihr Einfluſs auf unser Herz. Durch ihre wohlthätige und sanfte Wärme legt sich der Eigensinn und Trotz der Barbaren, und der

Zorn des gebildeten Haustyrannen, und kehrt beschämt zu mildern und stillern Gefühlen des Herzens zurück. Ein Blick des sanften und edeln Weibes entwaffnete schon so manchen Tieger in Menschengestalt, und flöſste ihm Besinnung und Nachdenken ein. Manche weibliche Thräne der Zärtlichkeit hat auf die Umbildung und Besserung der Männer viel lebhafter und schneller, als alle Moralen der Sittenprediger, gewirkt; mancher Augenblick des bescheidenen weiblichen Schweigens, hat uns Jahre lang klug und vernünftig gemacht. Die Stille und Gemüthsruhe des andern Geschlechts äuſsert überhaupt bei brausenden Köpfen, wenn sie zur rechten Zeit gebraucht wird, oft eine wunderthätige Kraft. Das Feuer muſs endlich erlöschen, wenn es nicht angeblasen wird. Der Zorn des Mannes bemerkt sich nach und nach selbst auf seinem unrechten Wege, und in seiner häſslichen Gestalt. Der, anfangs noch ganz leise, aber sich immer mehr und mehr herzudrängende Gedanke, daſs der Sturm sich in diesem Grade nicht immer erhalten könne, verbindet sich unmerklich mit den Gefühlen der Scham, und diese bringen endlich, bei allen Spitzfindigkeiten der noch nicht beruhigten Leidenschaft, die ausgewanderte Vernunft in ihre ehrenvollen Grenzen zurück.

Das Gefühl einer geringern körperlichen Kraft, von dem wir bisher in unserer Abhandlung so manchen eigenthümlichen Charakterzug des Weibes abgeleitet haben, und zu welchem wir noch einigemale bei der moralischen Zergliederung des andern Geschlechts zurückkommen müssen, hat insbesondere einen unläugbaren Einfluſs auf die Erhaltung und Beförderung der weiblichen Geduld, einer der schätzbarsten und nothwendigsten Eigenschaften des zärtern Geschlechts *). Jenes Gefühl

---

*) Der groſse Baco von Verulam hat in seiner Beispielsammlung der Geduld auch nicht ein

sollte, verbunden mit der Gewohnheit, ihm die Bürden des weiblichen Lebens, welche mit der Schwangerschaft unzertrennbar verknüpft sind, leichter machen; die Gewohnheit sollte es in seinen Schmerzen aufrichten, und durch ein beständiges Hinweisen auf die Zwecke der Natur seinen Willen an die *Nothwendigkeit* seiner Lage fesseln; die Gewohnheit sollte seiner Liebe selbst eine unerschütterliche Dauer und Festigkeit geben, indem es ohne uns nicht leben kann und leben darf. Man hat die an sich ganz richtige Bemerkung gemacht, daſs das andere Geschlecht *mehr körperliche* Leiden, als das unsrige, ertragen, und wegen der Schlaffheit seiner Fasern selbst die Martern der Folter leichter,

---

einziges Exempel, von weiblicher Seelengröſse angeführt, und vielleicht sind die dort aufgestellten Documente von männlicher Geistesheiterkeit im Unglück selbst nicht die besten. Baconis de Verulam. de Augmentis Scientiarum, Lib. IX. Lugd. Batav. 1652. L. IV. 257-259.

als wir, aushalten könne. Allein dieſs Alles wäre kein groſses Verdienst, weil ein solches Können mit der Kraft des Willens und der Pflicht nichts zu thun hat, sondern lediglich von den zähern und biegsamern Muskeln des Weibes hergeleitet werden muſs. Die weibliche Geduld, welche in das Gebieth der Tugend gehört, und dem Charakter des Weibes einen so hohen Werth giebt, ist von so edler Natur, und erzeugt so viel tausend stille, groſse und für das Menschengeschlecht so heilsame Handlungen, daſs sie als Beispiel überall beherzigt, und als ein vorzügliches Kleinod ihres Geschlechts verehrt werden sollte. Sie ist die fromme, unermüdete Schutz- und Hausgöttinn des Weibes, und ihre heldenmüthige Trösterinn in den mancherlei Gattungen von Härte, Unbilligkeit und Undankbarkeit, die das andere Geschlecht lebenslang vom Menschen und vom Schicksale tragen muſs, weil es immer der schwächere, und untergeordnete Theil der Societät bleibt.

Da die Weiber, im Allgemeinen, lebhafter, als wir, empfinden, da ihre Phantasie wegen ihrer gröſsern Regsamkeit sich das Uebel gemeiniglich schneller und von mehrern bösen Seiten vorzustellen pflegt, da sie von Natur ängstlicher, furchtsamer, miſstrauischer und unentschlossener, als wir, sind, da sie ihren Kummer durch Zerstreuungen auſser dem Hause, oder durch wissenschaftliche Beschäftigungen nicht so leicht, als wir, betäuben und vergessen können, und überhaupt von Kindheit an, nicht sehr zur Festigkeit des Charakters gewöhnt werden; so würden sie ohne das Talent ihrer Geduld in vielen Widerwärtigkeiten und Lasten des Lebens verloren seyn. Aber sie sind es nicht, da die Natur hierin so edel für sie gesorgt hat. Sie tragen und leiden, im Ganzen genommen, mehr, als wir, und würden, wenn es auch eine gleiche

Austheilung der Uebel zwischen ihnen und uns geben könnte, wegen ihres feinern Gefühls immer noch mehr, als wir leiden. Sie verbergen ihren Schmerz, wenn die Männer toben, sie unterwerfen sich ruhig dem harten, ihnen beschiedenen Schicksale, wenn die Männer durch ihre Ungeduld das Uebel nur noch ärger machen, und sich in neue Schlingen verwickeln. Religion und Tugend hat jene Weiber im Unglück so groſs und weise gemacht. — Gehet in den Familien umher und sehet, wieviel einige von ihren miſstrauischen, eifersüchtigen, tyrannischen Gatten, andere von undankbaren, niederträchtigen Kindern und Dienstboten, diese von den Martern eines von Verdruſs und unglücklichen Schwangerschaften zerrütteten Körpers, jene durch die schändlichen und giftigen Cabalen ihrer Verwandten und Feindinnen leiden und dulden müssen, und ihr werdet Heldinnen der Geduld entdecken, die euch in Erstaunen setzen, Weiber, die in solchen Lagen gröſser und stärker, als Männer waren; Weiber, die Beispiele von Aufopferung und Seelenkraft gaben, welche man kaum von dem Muthe eines menschlichen Wesens erwartet haben würde.

Da ein Geschlecht für das andere geschaffen ist, und die Ehe als ein nothwendiges Band der Gesellschaft betrachtet werden muſs; so konnte die Natur keine bessere Einrichtung treffen, als den Mann mehr zu einem activen und das Weib mehr zu einem passiven Leben zu bestimmen, und mit dem leztern die Geduld des Geschlechts zu verbinden. Aber noch ehe sie in dieser groſsen Schule der weiblichen Philosophie eingeweihet wurde, muſste sie die Anlagen dazu in ihrem Charakter selbst mitbringen, um den Mann durch die natürliche Furchtsamkeit ihres Temperaments nicht feig und muthlos zu machen, sondern ihm vielmehr durch ihre

Beharrlichkeit und Fassung des Gemüths in ihren gemeinschaftlichen Leiden ein aufmunterndes Beispiel von Seelenstärke zu geben. Wenn das Weib die Härte des Schicksals und die Lasten der Familie geduldig und ohne Murren trägt; so wird der Mann auch die seinigen mit desto gröſserer Kraft und Entschlossenheit tragen, und sich nicht durch den Heldenmuth des Weibes beschämen lassen wollen. Aber er würde oft unterliegen, wenn das Weib selbst nichts tragen wollte, und nichts tragen könnte; er würde bei seinen Lebensplanen oft einen ganz unrichtigen Weg einschlagen, wenn er überall von den Ausbrüchen weiblicher Muthlosigkeit und Verzweiflung bestürmt würde, und die sanfte Hand des klugen Weibes sich ihm nicht bisweilen zur ruhigen Führerinn in verwickelten Lagen des Lebens darböthe. Vielleicht sind die Weiber im Unglück gröſser, als wir, und im Glück, wegen ihrer Eitelkeit, kleiner, als der Mann.' 'Ist der erste Fall wahr; so hat die Natur darin eine sehr weise Anordnung getroffen, daſs der Gegenstand unserer Liebe und Zärtlichkeit zugleich eine *Schutzwehr* für uns in mancherlei Widerwärtigkeiten werden muſste. Der edle Mann wird in den Armen eines edeln und geduldigen Weibes riesenstark; ihr Beispiel reizt zu sehr seinen feinern Ehrtrieb, als daſs er unter solchen Anfeuerungen jemals ganz einschlummern könnte; seine Liebe wächst auf einem so schön gebaueten Boden zu einer unüberwindlichen Stärke hinan; seine Kraft verdoppelt sich, da sie zur Erhaltung zweier, sich liebenden Wesen, oder zur Sicherheit einer ganzen, davon abhängigen, Familie angewandt werden muſs. Er darf keinen Schritt rückwärts thun, wenn nicht das Gebäude seines häuslichen Glücks in Gefahr gerathen, und die Hoffnungen getäuscht und vernichtet werden sollen, welche sich ein edles Weib von seinem Männersinn und seiner Klugheit gemacht hatte. Er wird, wenn seine Seele groſs und rein war, noch weiter gehen; er wird die weibliche Geduld nicht blos als ein schönes Beispiel von hoher Selbständigkeit ehren, sondern auch für einen höchst verdienstvollen Charakterzug halten, der wegen seiner tausendfachen guten Seiten und wohlthätigen Aeuſserungen die liebevollste Belohnung des Mannes erheischt, und seine Dankbarkeit gegen das Weib täglich erhöhen muſs.

Wenn sie ihm im Unglück Muth einspricht, und seinen niedergeschlagenen Geist auf die ewige Liebe der Vorsehung aufmerksam macht; wenn sie ihn durch ihr eigenes redendes Beispiel der Geduld die groſse Kunst des Weisen, sich in die Umstände der Dinge zu schicken, lehrt; wenn sie durch ihre Thränen und Bitten den Trotz und die Hitze des Unglücklichen mildert, die seine Leiden nur vergröſsern, seine Feinde nur kühner machen würde; wenn sie seinen zu vorschnellen Muth gleichsam so lange in ihre Arme faſst, bis er sich mehr nach der Lage der Sachen geformt, und das überflüssige Feuer abgelegt hat, wer könnte dann noch nur einen Augenblick gegen ein solches Verdienst, einer solchen Thgend gleichgültig seyn? Wenn sie ihn durch die Schönheit und Wärme ihrer Liebe mit der undankbaren Welt wieder aussöhnt, durch ihre Liebe die Jahre der Leiden in — Stunden verwandelt; wenn sie in sein finsteres, von allen Seiten bestürmtes Gemüth, neue Strahlen der Hoffnung leitet, in ihm ein neues emporstrebendes Kraftgefühl erweckt, und den schlummernden Geist zu neuer Thätigkeit hervorruft; wenn sie durch ihre Geduld und Klugheit seine Gegner beschämt, seine Verdienste in ein helleres Licht setzt, die gegen ihn gerichtete Cabale im Anfange ihres Triumphes schon wieder erstickt, und die giftigen Anklagen und Verleumdungen des Neides zum Schweigen bringt, — wer könnte dann gegen einen solchen Schutzengel des Lebens undankbar seyn? Und wo ist eine häusliche Tugend des Weibes, die so, wie diese, durch die reinsten Beweise der Liebe, durch die ganze Hingabe des männlichen Herzens und durch die Nachahmung jener groſsen Sinnesart weiblicher Geduld belohnt, und in uns selbst verewigt werden müſste?

Wenn ich bisher von der weiblichen Geduld, als eine der schönsten Zierden des andern Geschlechts geredet habe; so konnte darunter wohl nicht die Langsamkeit und Geduld des Temperaments verstanden werden, obgleich diese mit jener nicht selten verwechselt wird. Die Geduld des Temperaments *) ist weiter

---

*) Montaigne hält in einem der merkwürdigsten Capitel seiner Versuche Liv. II. C. XII. der

nichts, als ein schneckenartiges Kind einer schlaffen Organisation, eine blos animalische Einrichtung des Weibes, die, ohne alles Zuthun des Geistes, nur instinktartig wirkt, und vielleicht auch auf die entfernteste Art keinen Anspruch auf den Namen der Tu-

---

Unempfindlichkeit eine Lobrede, die wahr und auch nicht wahr, und doch sehr lesenswerth ist: Voulez-vous, sagt er, S. 144. un homme sain, le voulez-vous reglé, et en ferme et sure posture? affublez-le de tenebres, d'oisiveté et de pesanteur. Il nous faut abestir pour nous assagir; et nous esblouir, pour nous guider. Et si on me dit que la commodité d'avoir l'appetit froid et mousse aux douleurs et aux maux, tire apres soy cette incommodité, de nous rendre aussi par consequent moins aigus et frians, à la jouyssance des biens et des plaisirs, cela est vray: mais la misere de notre condition porte, que nous n'avons tant à jouyr qu'à fuir, et que l'extreme voluptè ne nous touche pas comme une legere douleur u. s. w. Essais de Montaigne, par P. Coste. IV. Ed. Tom. IIIme. A Londres 1739. 8.

gend machen darf. Es giebt sehr viele Weiber, die nur diese animalische Geduld, als eine physische Vis inertiae ihrer Natur besitzen. Ihr ganzes Leben, ihr ganzes Wesen besteht in dieser Geduld. Sie tragen den Druck und die Lasten des Lebens, wie sie ein geduldiges Thier trägt. Es würde ihnen nur Mühe machen, dem Strome entgegen zu schwimmen, und einiges Widerstreben zu äuſsern. Sie weinen, nicht, weil ihr Herz tief verwundet oder gerührt ist, sondern weil das Weinen zu einem thierischen Bedürfniſs ihrer Natur gehört, das von Zeit zu Zeit, wie andere Bedürfnisse, befriedigt seyn will. Nach ihrer Meinung kann man an dem Gange unserer Schicksale nichts ändern, der Mensch müsse sich nur immer als ein Schiff ohne Mast, Segel und Steuerruder betrachten, das auf den Wellen hin und hergetrieben werde. Sie dulden daher auch ganz ruhig Beschimpfungen und Ungerechtigkeiten, sie sehen

Ihre nächsten Freunde und Freundinnen, Ihre Gatten, Eltern und Kinder selbst im Unglück, ohne sehr gerührt zu werden. Sie reden davon mit einer unbeschreiblichen Gelassenheit, und erzählen ihre eigenen Unglücksfälle, wie sie ein — trockner Zeitungsschreiber erzählen würde. Sie stehen mit schlaffer Trägheit um das Bett ihrer sterbenden Väter und Mütter herum, sie plaudern mit Andern über diese Zufälle; aber sie denken nicht daran, wie sie dem Sterbenden seine letzten Stunden versüſsen könnten. Sie lassen sich hin und herschieben, und forttreiben und gängeln, wie man will; ihr Gleichgewicht weicht nie aus seinen Grenzen. Ich kenne Weiber dieser Art, denen es nicht an Verstande und Penetration fehlt, die einen sehr richtigen Blick und eine groſse Belesenheit haben; aber die ärgsten Sclavinnen jener Langsamkeit des Willens, und jener Stumpfheit der Gefühle sind. Im

Ehestande sind sie kalt und hölzern, wie in ihrem ganzen übrigen Leben, sie haben ihn vielleicht nicht aus Liebe gewählt, sondern durch Verkuppelungen der Mütter wählen müssen. Ihre Liebkosungen sind schleppend, und erzwungen, sie müssen erst Ordre dazu erhalten, und dazu abgerichtet werden; Alles, was sie aus ihrer gemächlichen Ruhe bringt, ist ihnen verhaſst. Sie fühlen das Schütteln der Sturmwinde nicht, weil sie nicht lieben, und nicht hassen können. — Von dieser Art Weiber habe ich in dem Capitel von der weiblichen Geduld nicht geredet; sie sind himmelweit von den Heldinnen ihres Geschlechts, die aus Fassung des Geistes, durch Vertrauen auf die Vorsehung, durch Kraft des Charakters, kurz, aus Grundsätzen Geduld üben, verschieden, und werden sich nie zu der Gröſse der Seele erheben können, wodurch jene unser Herz stärken, und unsere Tugend erwärmen. Jene sind der Stolz ihres und unsers Geschlechts; diese eine Last für beide. Ohne jene können wir nicht leben; diese würden wir nie vermissen.

Uebrigens mögen wir die, für das ganze Menschengeschlecht so wohlthätige, Tugend der weiblichen Geduld in noch so viele Elemente zerlegen, ihr noch so viele einzelne, zufällige und unbeständige Triebfedern unterschieben, sie wird immer eine moralische Schönheit des Weibes, und ein vorzügliches Kleinod ihres Charakters bleiben. Es ist wahr, daſs die Gewohnheit langer und vieler Leiden, daſs die Abhängigkeit des Weibes von dem Manne, und ihre ganze, dahin abzielende und darauf berechnete Erziehungsweise, daſs die Nachgiebigkeit und Zähe ihres Körperbaues, und die damit verbundene gröſsere Weichheit und Stille des Gefühls, und andere von Aussem wirkende Ursachen einen groſsen Einfluſs auf die Hervorbringung der weiblichen Geduld haben können und haben müssen; allein es ist eben so wahr, daſs diese Einflüsse nur zufällig sind, und daſs diese Tugend selbst bei vernünftigen Weibern auf practischer Vernunft, und nicht bloſs auf einem ruhigen Gemüthszustande gegründet ist. Wahre Geduld setzt Glauben an die Vorsehung und Weisheit des Lebens voraus. Sie ist kein seelenloses, thierisches Ausharren im Unglück, sie ist eine Tochter des ernsten Nachdenkens und des wohlgeleiteten Willens. Sie schweigt dann nicht mehr, wo zur Ehre der Menschheit gehandelt werden muſs, und wo Müssiggang und Ruhe ein Verbrechen seyn würde. Ihre Kraft wurde nur auf einige Zeit gehemmt, aber nie vernichtet. Sie sahe es vorher, daſs sie durch einen voreiligen Schritt nur Schaden angerichtet haben würde, und wartet daher nun die bessern Tage und Stunden zur neuen Wirksamkeit ab. Sie wirft ſich nicht blindlings in die Feſſeln der Nothwendigkeit hinein, ſondern ſie duldet im Stillen deswegen ſo ruhig und unverzagt, um deſto ſchärfer über den Weg des Schickſals nachzudenken, und ſich zur Ertragung künftiger Laſten deſto beſſer vorzubereiten. Sie iſt auch darum ſo edel, ſo groſs und ſo engelſchön, weil ſie nicht kriechen, ſich nicht verſtellen, ſich nicht ſelbſt täuſchen kann. Aber deſswegen iſt ſie nichtsweniger, als Trotz und eiſerne Unbiegſamkeit. Sie giebt ja ſo gern dem ihr beſchiedenen Verhängniſſe, ſo gern dem Willen des Himmels nach, ſie weiſs es ja mit ſo überzeugender Gewiſsheit, daſs in dem ganzen unermeſslichen Reiche der Natur, ſo weit unſer Auge reichen konnte, Alles nach den Regeln einer tiefen Vernunft und eines unendlich gütigen Willens eingerichtet wurde; daſs alle unſere Schickſale an eine höchſtweiſe Nothwendigkeit geknüpft ſind, und daſs wir auch im gröſsten Unglück die Freiheit unseres Geistes behalten können! — Will man aber nie aufhören, die Tugend der weiblichen Geduld durch die oben angeführten Argumente verdächtig zu machen, und ihr den Gehalt der Pflicht dadurch zu nehmen, daſs man sie von einer Menge physischer und politischer Umstände abzuleiten sucht; so muſs man doch bedenken, daſs es überhaupt ohne solche Zufälligkeiten keine Tugendübung geben kann, daſs sie, wenn sie ausgeübt werden soll, ein Organ ihrer Wirksamkeit haben müsse, und daſs mithin der Einfluſs jener Dinge auf unser Herz, so lange wir sinnliche Menschen bleiben, nicht aufhören kann, und aufhören darf. Der critischen Vernunft, und dem eigenen innern Bewuſstseyn kommt es zu, den Begriff der Pflicht von jenen zufälligen und mechanischen Antrieben zu unterscheiden, und diese Vernunft allein kann den Werth einer Handlung bestimmen, die in dem Leben so vieler groſsen und guten Menschen zwar nicht eine ihrer glänzendsten, aber doch gewiſs eine ihrer liebenswürdigsten und besten Seiten ist.

KINDHEIT DES WEIBES,

IN VERGLEICHUNG MIT DER KINDHEIT DES MANNES.

Einzelne frühere Grundzüge des weiblichen Herzens, Zartheit, Biegsamkeit und Weichheit seiner Gefühle. — Vorläufige Bemerkungen über weibliche Erziehung und einige ihrer herrschenden Fehler. — Schilderung und Gefahren gewisser Kindertänze, und des Tanzes überhaupt.

Die Geburt eines Knaben ist fast allemal eine für Eltern und Verwandte erfreulichere Erscheinung, als die Geburt eines Mädchens. Die Glückswünsche und das Zujauchzen deshalb, sind von allen Seiten lebhafter, lauter und herzlicher. Dem Vater und der Mutter werden im Scherz und Ernst wegen des angekommenen Bübchens mehrere Complimente gemacht, mehrere Lobreden gehalten, so wenig auch Vater und Mutter zur Verschiedenheit des Geschlechts selbst etwas beitragen konnten. Die Vorausverkündigungen der Hebammen und Freundinnen, daſs ein Knäblein unterwegs sey, sind den freudetrunkenen Eltern willkommner, als Alles. Die Bademutter, der Geistliche, der Küster wird in vielen Häusern wegen des männlichen Ankömmlings reichlicher und freigebiger beschenkt, der Kindtaufenschmaus festlicher und kostbarer eingerichtet, die Wöchnerinn von Gatten und Freunden liebreicher behandelt. In höhern Ständen wird die Geburt eines Prinzen mit lautem Jubel, und einer enthusiastischen Freude gefeiert; die Ankunft einer Prinzessinn hingegen, oft nur beiläufig angezeigt. Es giebt Männer, die in ihrem Unsinne so weit gehen, daſs sie ihre Weiber miſshandeln, wenn sie ihnen keinen Knaben, sondern ein Mädchen, gebaren, die den Knaben, aber nicht das Mädchen für ihr Kind erkennen wollten; Männer, die aus einer bloſs scheinbaren Hoffnung, einen männlichen Erben zu bekommen, bei schweren Geburten die Mutter aufopfern lieſsen, um den erwarteten Knaben zu retten. Man findet diese Sitten bei cultivirten und uncultivirten Nationen, und ihre Gründe sind sehr natürlich. — Der Vater betrachtet den Knaben als den Stammhalter seines Geschlechts und Namens, als den Erben seines, vielleicht mit groſser Anstrengung und Gefahr, erworbenen Vermögens, als den Erben seines Ruhms, seines Temperaments, seiner Talente und seiner Projecte. Die Mutter erblickt in ihm den künftigen Schutzengel ihres Alters, und die glänzende Zierde ihres Hauses. Tausend schöne und lachende Bilder gehen vor ihrer Seele vorüber, wenn sie im voraus, das Kind, das unter ihrem Herzen lag, zum raschen Jünglinge, zum thätigen Manne, zum zärtlichen Gatten und Vater heranwachsen siehet. Sie findet vielleicht nur darum die Zukunft so schön, weil ihr Erstgeborner darin leben soll; sie wiegt das Knäblein so zärtlich in ihren Armen, während sie schon sein künftiges kleines Hauswesen mit mütterlicher Sorgfalt einrichtet, für ihn vielleicht schon im Geist eine Geliebte sucht, und für diese den Brautkranz bindet. Jeder seiner Fortschritte in männlichen Geschicklichkeiten, jedes Talent der Natur, jedes Glück und jede Ehre ihres Lieblings, wirft ein mildes Sonnenlicht auf die Mutter selbst zurück. — Denn sie war es ja, die einen solchen Mann der Welt gab; sie leitete ja die ersten unsichern Schritte seines Lebens; sie rief ja so oft den Himmel um die Erhaltung seiner Gesundheit und seiner Tugend an. Sie siehet in ihm das schöne jugendliche Bild des Mannes wieder aufleben, durch den die gütige Natur sie mit einem solchen Kinde beschenkt hatte.

Ganz anders sind oft bei Vater und Mutter die Eindrücke, welche die Geburt eines Mädchens veranlaſst. Man kann sich bisweilen nicht enthalten, das arme kleine Geschöpf als ein, zur Sclaverei und Abhängigkeit verdammtes, Wesen zu betrachten, dessen Anblick eigentlich mehr Mitleiden, als Freude, zu erregen im Stande sey. Mit Furcht und Bangigkeit berechnet man jetzt schon den klippenvollen Gang, die Gefahren und Widerwärtigkeiten seines Lebens. Wie wird die zarte Pflanze in unerwarteten Stürmen des Schicksals bestehen? — Wer wird sich ihrer erbarmen, wenn ihre Schutzengel, ihre Eltern, in der Erde ruhen? — Wer sie vor dem süſsen Gifte der Verführung und des Lasters sichern? — Wer für ihr Gedeihen in einem verwilderten Boden und im Zirkel schwacher Weiber sorgen? — Welche Lasten, welche geheime, stumme Qualen werden das arme weibliche Geschöpf nach einer Menge getäuschter Hoffnungen im Ehestande selbst erwarten? — Welchem Gatten wird sie sich vielleicht blindlings in die Arme werfen? — Welches Ungeheuer wird sie, bei aller Klugheit und Vorsicht, durch die Larve einer erkünstelten Liebe hintergehen? — Werden sich nicht Gatten und Kinder, Väter und Mütter, Nachbarn und Anverwandte gegen die arme Wehrlose verschwören, wenn sie nicht den letzten Heller ihres Vermögens aufopfern, nicht ihren Ränken und Cabalen Gehör geben will? — Oder wird sie selbst klug und tugendhaft genug seyn, um nie durch eine zweideutige Handlung den Seelenfrieden und das Zutrauen eines edeldenkenden Gatten zu vernichten? — Wird sie im Besitz des Reichthums, auf dem glänzenden Pfade der Ehre, im Umgange mit der grossen Welt, unter den Lobpreisungen der Schmeichelei ihre weibliche Würde, ihre jungfräuliche Schamhaftigkeit, ihre Einfalt der Sitten, ihren reinen Wahrheitssinn, ihr eigenes Gewissen nie verletzen? — Fragen, die alle vernünftige Eltern in Absicht ihrer Töchter sehr frühzeitig beschäftigen werden, und beschäftigen müssen, wenn sie die Erziehung derselben mit Vorsicht beginnen und vollenden wollen; Fragen, die aber auch schon zu hundert Fehlern jener Erziehung, und vornemlich zu einer übertriebenen Strenge derselben Gelegenheit gegeben, und die schönsten weiblichen Anlagen durch eine zu finstere Sittenlehre entweder in ihrem Erwachen erstickt, oder zur Zerbrechung aller Fesseln vorbereitet haben.

Wenn die Erziehung auch nicht alles das zu bewirken vermag, was man ihren Wundern zugeschrieben hat; wenn uns allen von frühester Kindheit etwas Eigenthümliches anklebt, das sich durch keine Methode in der Welt aus dem Menschen wegraisonniren und wegschaffen läſst, so lange die Seele desselben in diesem und keinem andern Körper wohnt; so wird doch die Erziehung, ohne Widerrede, die Richtung unsers Willens und die Bildung unsers Charakters, insofern er sich den Gesetzen der Vernunft unterwerfen läſst, bestimmen können. Der auffallende Unterschied, welchen wir zwischen Mann und Weib in Absicht ihrer gröbern und feinern Gefühle, ihrer Denkweisen, ihrer leidenschaftlichen Handlungen u. s. w. antreffen, wird daher nicht bloſs in ihrer verschiedenen Organisation, sondern auch in ihrer verschiedenen Erziehungsart gesucht werden müssen, obgleich die Verschiedenheit des körperlichen Baues beider Geschlechter die nothwendige Verschiedenheit der Erziehung selbst veranlaſst. Die Bestimmung und der Beruf des Weibes ist ein ganz anderer, als der Beruf des Mannes. Das junge Mädchen wird, vermöge dieses Naturgesetzes, von der Wiege an zur häuslichen Eingezogenheit, zur häuslichen Abhängigkeit angeleitet, weil vorauszusehen ist, daſs sie in der Folge geringere Kräfte, und einen kleinern Wirkungskreis, als unser Geschlecht, bekommen wird *) und bekommen muſs. Ihre Welt ist schon von der Welt des Knaben sehr verschieden. Die Natur, nicht die Menschen haben diese Verschiedenheit eingeführt. Die Natur, nicht die Männer, haben die Unterwürfigkeit des weiblichen Geschlechts verordnet. Das Weib muſs, vermöge dieser Einrichtung, wenn sie auch nicht wollte, die Dinge um sich her von frühester Kindheit an aus einem ganz andern Gesichtspuncte

---

*) Wer diese Ideen in ihrer ganzen Ausführlichkeit, und in einer eben so lichtvollen, als herzlichen Sprache lesen will, den verweise ich auf eine meisterhafte Erziehungsschrift, die in den Händen aller vernünftigen Eltern und Erzieher zu seyn verdient, auf Campe's väterlichen Rath für seine Tochter.

als der Mann, kennen lernen. Werden diese Gesichtspuncte auch nur ein wenig verrückt; so geräth das gesellige Leben in Unordnung und Verwirrung, wie die Bewegungen einer Maschine, deren Räder verschroben, und aus ihrem gehörigen Zusammenhange gerissen werden. Dem Knaben müssen daher aus jener Rücksicht schon mehr Freiheiten, als dem Mädchen, erlaubt werden, weil ein gröſserer Thätigkeitsberuf auf ihn wartet. Die Stille und Furchtsamkeit, welche eine Zierde des Mädchens ist, wird bei ihm ein Fehler, der oft Eltern und Erzieher in groſse Verlegenheit setzt, und den man daher als ein, dem Manne unrühmliches, Phlegma geflissentlich aus ihm wegzuschaffen sucht. Nicht er, sondern das Mädchen, ist zum häuslichen Gehorsam geschaffen worden.

Die häuslichen Arbeiten und Geschäfte des Mädchens, ihre Dienste, als Gehülfinn der Mutter und ältern Geschwister, ihre

Schulübungen, selbst ihre Art, sich zu kleiden, sich auszudrücken und sich zu verstellen, haben alle eine bald nähere, bald entferntere Beziehung auf jene Absicht der Natur. Sie wird in dieser Dependenz bis an ihren Tod leben müssen, weil es ihre Bestimmung so mit sich bringt; dahingegen der natürliche Trotz des Knaben, seine hartnäckige Widerspenstigkeit, sein gröſseres, physisches Freiheitsgefühl es deutlich genug vorauszusagen scheint, daſs er künftig seine Fesseln gewiſs zerbrechen, und sein eigener Herr seyn werde. Er tobt, wenn er gedrückt wird, er sucht sich an seinen Schultyrannen zu rächen, wenn sie ihn gezüchtigt hatten, er entwirft Verschwörungen gegen sie, wenn er Unrecht leiden muſste; er wiederholt den begangenen und bestraften Fehler nicht immer aus Leichtsinn, sondern auch wohl mit Vorsatz, um zu zeigen, daſs man sein Kraftgefühl nicht so leicht unterdrücken könne. Das Mädchen trägt, bei allem ihm sonst eigenthümlichen Eigensinn, dennoch ihre Lasten ruhiger und nachgebender. Es bittet wehmüthig und furchtsam wegen des begangenen Fehlers um Verzeihung, wenn der Knabe sich das Geständniſs seiner Unart abzwingen läſst, oder sich mit Ungestüm auf seine Unschuld beruft. Der Muthwille des Mädchens ist, wenn es sich auch einmal an einer mürrischen Erzieherinn, einem grausamen Schulmeister zu rächen sucht, mehr schlau, als tapfer und unternehmend. Seine natürliche Zaghaftigkeit macht es gegen sich selbst und seine Plane bald wieder miſstrauisch; es wagt nie, oder höchst selten, allein zu handeln. Wenn einzelne Factionen zwischen Dienstboten und Geschwistern entstehen; so wird es sich zwar gern, aus Neugierde und Liebe zur Plauderei, in die Sache zu mischen; aber immer noch eine Menge Sicherheitsausflüchte zu gewinnen suchen, wenn etwa der Handel entdeckt, und die Complice vor Gericht gezogen werden sollte. Je älter der Knabe wird, je gleichgültiger werden ihm Klatschereien in und auſser dem Hause; bei dem Mädchen nimt diese Neigung offenbar mit den Jahren zu, so wie sein Hang zu Kleinigkeiten wächst, wenn der Knabe schon von seinen Kriegen, seinen Ehrenstellen, seinen Reisen und Abentheuern träumt. Kurz, man erblickt in dem Mädchen das Weib, und in dem Knaben den Mann wie in einem Miniaturbilde. Die ersten Lineamente ihres beiderseitigen Charakters zeigen sich schon im ersten Jahre ihres Lebens wie die Grundzüge des Gesichts, und verwischen sich nachher nie wieder, so sehr auch hier und da die Sitten, Gewohnheiten und verschrobenen Erziehungsmethoden den Mann zum Weibe, und das Weib zum Manne zu machen scheinen.

Wir haben schon oben gesagt, daſs das andere Geschlecht darum so schön, so zart und weich, so biegsam und liebenswürdig gebildet wurde, um den rohern Mann selbst zu läutern, selbst menschlicher zu machen; aber um dies zu können, muſs sie uns gefallen, und zu gefallen suchen. Rousseau *), dieser groſse Kenner und Richter des weiblichen Herzens und des Menschen überhaupt, trägt diese Ideen auf eine Art vor, die zur Erläuterung des Vorhergehenden und Nachfolgenden nicht wenig beitragen, und deswegen hier einen kleinen Platz verdienen. „Der eine, sagt er in seiner vortrefflichen Abhandlung über das Weib, muſs wirksam und stark, die Andere lei-

---

*) Man sehe das fünfte Buch seines Emils, oder, wenn man lieber will, die mit vielen, zum Theil sehr interessanten, Noten und Berichtigungen versehene deutsche Uebersetzung dieses Werks in der allgemeinen Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens.

dend und nicht stark seyn; es ist nothwendig, daſs der Eine Willen und Kraft habe, es ist genug, daſs die Andere wenig Widerstand leiste. Ist dieser Grundsatz festgestellt; so folgt, daſs das Weib vornemlich geschaffen sey, dem Manne zu gefallen, daſs aber der Mann ihr hinwiederum gefalle, ist von einer weniger unmittelbaren Nothwendigkeit. Sein Verdienst ist seine Stärke, er gefällt allein dadurch, (richtiger, schon dadurch) daſs er stark ist. Wenn aber, fährt Rousseau fort, das Weib geschaffen wurde, um zu gefallen, und um besiegt zu werden; so muſs sie sich dem Manne angenehm machen, anstatt ihn herauszufordern. Ihre Gewalt liegt in ihren Reitzen, durch diese muſs sie ihn nöthigen, seine Stärke kennen zu lernen, und Gebrauch davon zu machen. Die sicherste Kunst, diese Stärke zu beleben, ist, sie durch den Widerstand nothwendig zu machen, weil sich alsdann die Eigenliebe mit der Begierde vereinigt, und die eine über den Sieg triumphirt, den ihr die andere gewinnen läſst. Daher entstehet Angriff und Vertheidigung, die Kühnheit des einen Geschlechts, und die Furchtsamkeit des andern, kurz die Sittsamkeit und Schamhaftigkeit, womit die Natur den schwächern Theil zur Besiegung des stärkern bewaffnet hat.“

Alle diese Anlagen und Einrichtungen des Weibes, uns zu gefallen, und uns zum Gebrauch unserer Stärke anzulocken, liegen nicht bloſs in seiner natürlichen Schönheit und Feinheit des Gliederbaues, sie liegen, damit auch die Minder-Schönen nicht ungenossen und unbekannt bleiben, in der ganzen Bildung und in dem Wesen ihrer Seele, und zwar in allen Zeitperioden ihres Lebens. Wer siehet es nicht schon dem kleinen Mädchen, das sich um den Nacken seiner Eltern und Geschwister schmiegt, und mit den schmeichelhaftesten Liebkosungen ihre Wangen streichelt, deutlich an, daſs es Herzen erobern soll, und Herzen erobern wird. Die Waffen der Liebe schimmern schon von fern, obgleich jetzt nur noch ganz leise, aus seinem schalkhaften oder lächelnden Engelauge, aus seiner melodischen und biegsamen Stimme, aus seiner ganzen weiblichen Grazie hervor. Seine Gefühle sind zärtlicher und freundlicher, als die Gefühle des Knaben. Seine Thränen flieſsen bei dem Anblicke eines Elenden, wenn der härtere Knabe ihm vielleicht ohne Rührung den Zehrpfennig reicht, oder ihm gleichgültig die Thür weist. Wehmuth und stummer Schmerz drückt das Mädchen am Krankenlager der Eltern nieder, wenn der gefühllosere Knabe von gleichem Alter durch geräuschvolle Spiele und Unarten den Schlaf von dem Auge der Leidenden scheucht. Das Mädchen geitzt nach den Küssen der Eltern, so lange es lebt; dem Knaben werden die Liebkosungen derselben sehr bald zur Last, ihre zärtlichen Tändeleien ekelhaft, und ihre Küsse gleichgültig. Alle diese Dinge passen sich nicht zu seinem unbändigen und wilden Wesen. Das Auge des Mädchens hängt mit ehrfurchtsvoller Liebe an dem Auge der guten Eltern, und buhlt um ihre Gunſt durch Sanftheit und zärtliches Liebäugeln, wenn der Knabe durch laute Possenspiele ihnen die Zeit zu vertreiben, und nur ein Lächeln abzuzwingen sucht. Das Mädchen ist dienstfertig, gehorsam, zuvorkommend und gefällig, weil es seinen Eltern gern eine Freude machen will, der Knabe ist es bisweilen auch; aber er will Lob, oder andere Vortheile dafür einernten, er hat dabei gemeiniglich einen Plan im Sinne, wodurch er seinen Hang zur Freiheit zu begünstigen, und seine Eltern und Schulmeister zu bestechen glaubt.

Aus allen diesen Einrichtungen der Natur erhellet zur Gnüge, daſs das Weib mit allen seinen Liebenswürdigkeiten und Mängeln für uns geschaffen wurde; aber grade aus dieser Rücksicht scheint es den meisten Eltern so unendlich schwer zu werden, die richtige Mittelstraſse zwischen einer zu freien und einer zu gezwungenen Erziehungsart der Töchter zu treffen. Hier sind meine vorläufigen Bemerkungen über diesen Punct. — Man weiſs es aus tausend Erfahrungen, daſs schon frühzeitig gewisse Triebe in dem Mädchen erwachen, die allein auf den Gewinn eines männlichen Herzens abzwecken, und, ohne Aufsicht und Leitung, den schönen Grund und Boden des weiblichen Charakters, wo nicht auf immer, doch auf eine gewisse Zeit, schrecklich verwüsten können. Man weiſs es ferner, wie wenig das Mädchen Widerstand leistet, wenn seine Liebe einmal angefacht ist, und wie schnell und unvorsichtig es sich oft in die Arme eines Mannes wirft, der ihre Sinne bezaubert hatte, und den sie, aller seiner Fehler ungeachtet, für den Ersten und Besten seines Geschlechts hält. Man weiſs es endlich, wie sehr das ganze Leben des Weibes bei allen ihr drohenden Verführungen, bei allen Ausartungen des Zeitalters mit Sittsamkeit und Anstand verbunden werden muſs, wenn die Anzahl der Ehen nicht immer mehr abnehmen, und die Zerrüttung der geselligen Lebensweise nicht durch die Weiber selbst privilegirt werden soll. Diese Ueberzeugungen bewirken nun fast überall jene zu ängstliche und zu gekünstelte Vorsicht und Strenge, welche von jeher ein Fehler der deutschen Töchtererziehung war, und es in gewisser Rücksicht noch ist. Man bewacht in einzelnen Häusern die jungen Mädchen mit tausend Argusaugen, und ist unermüdet, ihre Herzen durch einen hohen Wall von Zurechtweisungen und Moralen gegen die Angriffe der Männer zu sichern und zu befestigen. Je zweideutiger die Eltern in ihrer Jugend selbst gelebt haben, desto ängstlicher und eiserner wird oft der Zwang seyn, den sie von ihren Kindern verlangen. Jeder freiere Blick, jedes unvorsichtige Wort, wobei das Mädchen nichts dachte, wird als ein Majestätsverbrechen, nicht sowohl gegen die Unschuld, als gegen den Wohlstand betrachtet, und als ein Schlupfwinkel vorgestellt, wodurch jeder Verführer den verbotenen Weg zum Herzen des Mädchens finden werde. Wegen dieser zu weit getriebenen elterlichen Furchtsamkeit wird ihm nach und nach, oder auf einmal, ohne daſs sie sich ein solches Verfahren deutlich erklären kann, alle Freiheit genommen, es muſs seine Augen in Gesellschaften der Männer niederschlagen, es darf nur mit ja und nein antworten, es darf nicht einmal lachen, wenn es die ganze Gesellschaft thut. Man engt seine schüchterne, von allen Seiten bewachte Seele, noch mehr ein, man verschraubt seinen Anstand bis zur Narrheit und Affection; man spricht von Verstossung aus dem väterlichen Hause, wenn es sich je einmal vergessen sollte, man mahlt uns Männer als schamlose Geschöpfe ab, die nichts, als ihre Instinkte zu befriedigen suchten, untreu, unbeständig, lasterhaft wären, und ihre Siege über die Schwächen des Weibes oft mit Hohngelächter verkündeten. —

Die Absicht bei diesen Erziehungsmaximen ist unstreitig gut und lobenswürdig; aber der Gebrauch den man davon macht, taugt selten viel, und zwar vornemlich deſswegen, weil die strengsten Erziehungsmethoden in manchem andern Betracht zugleich die schlaffesten und nachgiebigsten zu seyn pflegen. Man setzt ein viel zu hohes Vertrauen auf das ewige Moralisiren, und bedenkt nicht, daſs ein öfteres Wiederholen der herrlichsten Tugendlehren zuletzt der Jugend gleichgültig und endlich ekelhaft wird. Verbindet man diese Lehren, wie gemeiniglich geschieht, mit strengen Behandlungen, und mit religiösen Unsinn, sucht man dem Kinde das Gute nur wichtig, und nicht zugleich liebenswürdig zu machen, sucht man nicht das ganze Zutrauen desselben zu gewinnen; so werden jene goldenen Tugendsprüche in der Folge wohl gar eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbringen, das Kind zu versteckten Handlungen verleiten, es zum unglücklichsten aller Menschen, zum argwöhnischen Sittenheuchler machen, und seinen ganzen Charakter bestimmen. An die Stelle seiner natürlichen Offenherzigkeit und Unbefangenheit wird nun jenes gezierte und künstliche Wesen, jene affectirte, nichtssagende, peinliche Zurückhaltung treten, die so viele Weiber, und selbst die Schönern ihres Geschlechts, lebenslang unausstehlich, und im höchsten Grade einseitig macht. Man wird durch den zu ängstlichen Zwang, durch den Despotismus des Anstandes, die Liebenswürdigkeit ihres Geschlechts selbst vernichten, und in dem armen Geschöpf einen ewigen Kampf mit sich selbst und mit der Welt veranlassen. Man wird es zu einer Verzweifelung vorbereiten, die schon so vielen Mädchen ihre Unschuld und Tugend nahm. Tausend Weiber haben sich allein durch die Strenge der Erziehungsgesetze empört, den Lastern aller Art preisgegeben; sie würden nicht so früh, nicht so schnell, nicht so tief gefallen seyn, wenn man sie natürlicher und menschlicher erzogen, ihnen das väterliche Haus zu keiner Bastille gemacht, und ihre natürliche Lüsternheit nicht durch zu viele Verbote gereizt und unterhalten hätte. Die weibliche, nie ruhige Phantasie läſst sich durch dergleichen Maximen keinen Zaum anlegen, sondern ist vielmehr geneigt, alles das genauer und emsiger zu ergrübeln, was man ihr zu verschleiern sucht. Ihr inneres Streben und Wirken, ihr geheimes Aufsuchen eines Gegenstandes, der irgend einmal die Leere ihres Herzens ausfüllen, irgend einmal ihre zärtliche Neugierde ganz befriedigen könnte, widerspricht nach und nach dem finstern Gemählde, welches ihr von der Gefahr des männlichen Umgangs vorgehalten wurde; sie fühlt sich in diesem Umgange behaglicher, als in dem einseitigen Verkehr mit ihrem eigenen Geschlecht; sie fühlt sich zu uns durch einen unwiderstehlichen Zauber, durch eine Art begeisternder Sympathie des Herzens hingezogen, und sie giebt diesem Zauber um so lieber nach, da sie bald gewahr wird, dafs sie so wenig, als Andere ihres Geschlechts, seinen Einwirkungen widerstehen könne. Bei allen Warnungen, allen Sittenpredigten der

Eltern und Erzieher, daſs ein Mädchen die Liebe gegen die Männer unterdrücken müsse, bleibt der Gedanke doch immer der schönste, einladendste und herrschendste in ihrer Seele: Ich bin zum Weibe, bin zur Mutter und Gattinn, bin für einen Mann geschaffen, ich werde ihn wählen, sobald er mir gefällt, und werde ihn so früh wählen, als es möglich ist, um ihm desto länger durch meine Jugend zu gefallen!

Diese Ideen sind so natürlich, und machen dem andern Geschlechte selbst so viel Ehre, daſs ich nicht begreifen kann, warum selbst verständige Eltern sich oft so wunderlich dabei benehmen, und etwas verbieten wollen, was sich seit dem Anbeginn der Dinge nie verbieten lieſs, — ein Gefallen des weiblichen Geschlechts an dem unsrigen. Die Natur wird sich durch keine Strenge, durch keine Erziehungstyrannei von ihrem ewigen Throne herunter werfen lassen, und sie hat gewiſs aus sehr wichtigen Gründen die Liebe zur lebhaftesten und feurigsten Leidenschaft des weiblichen Herzens gemacht. Dieser wunderbare Affect zeigt sich schon frühzeitig, obgleich nur Anfangs durch ganz leise und subtile Schattierungen in der Seele des Mädchens, nicht sowohl als aufbrausender Instinkt, sondern als ein verschwiegenes, leidenschaftliches Wohlbehagen in dem Umgange mit Knaben, und als eine unruhige Neugierde in Absicht der Geschlechtsbegattung, und der dazu eingerichteten Organisation des Körpers. Ich wage es nicht zu bestimmen, ob diese Neugierde bei Mädchen gröſser ist, als bei Knaben; aber ich weiſs aus sehr vielen, zum Theil sehr sonderbaren Beispielen, daſs sie sehr groſs ist, und zu wunderlichen Ideen und Handlungen der Kinder weiblichen Geschlechts Gelegenheit geben kann. Ich habe sehr junge Mädchen gefunden, denen es sehr auffiel, daſs nur die Mutter, und nicht auch der Vater schwanger war, — daſs die Mutter, nicht er, von der Hebamme besucht wurde, und die nimmer aufhörten, die Erwachsenen über den Grund der Schwangerschaft und anderer Dinge mit ihren Fragen zu bestürmen. Da sie natürlicher Weise auf diesem Wege kein Licht bekamen, und wohl gar mit Ungestüm oder Spötterei zurückgewiesen wurden; so legten sie sich aufs Horchen, suchten Männer und Weiber in vertraulichen Gesprächen und Umarmungen zu belauschen, bei ihren Küssen zu überraschen, oder ihre Neugierde durch den Anblick der sich begattenden Thiere zu stillen. Daſs diese dunkeln Begriffe so leicht die Phantasie der Mädchen beschäftigen, und endlich bei vielen einen so hohen Grad von Lebhaftigkeit und Wildheit bekommen, ist um so natürlicher, da sich jene die meiste Zeit in der Kinderstube aufhalten müssen, und bei den hier überdieſs gewöhnlichen offenherzigen Plaudereien des Gesindes nach und nach mehr Aufschlüsse über gewisse Dinge, als der Knabe, zu bekommen pflegen. Die Mädchen spielen schon im Kleinen die Mutter und Wöchnerinn; ein blinder Instinkt lehrt sie, daſs dieſs einst ihre Bestimmung seyn werde. Ihre Puppen sind ihre Kinder. Sie reichen dem Säuglinge aus Lappen zusammengesetzt, Nahrung, sie drücken ihn an ihren Busen, sie kleiden und reinigen ihn mit einer zärtlichen Sorgfalt, sie verheirathen ihn, sie lassen ihn schon selbst wieder Kinder gebären. Die Puppe muſs weiblichen, nicht männlichen Geschlechts seyn. Alles dieſs sind Anfangs freilich nichts anders, als — Spielereien und Nachahmungen, woraus überhaupt fast das ganze Leben des Kindes besteht, und wobei es nichts zu denken pflegt; allein sie zeigen doch schon von fern her einen verborgenen Zug des weiblichen Geschlechts zu seiner physischen Bestimmung und physischen Liebe an, und es wird endlich gewiſs etwas dabei zu denken und zu empfinden anfangen. „Wenn ich nur erst groſs bin, — sagte mir einst ein junges, lebhaftes Mädchen; so kriege ich auch Kinder, wie meine Schwester.“ „Aber erst muſst du einen Mann haben, entgegnete ihr ein Anderer“ — „Den will ich mir schon anschaffen,“ war die Antwort. „Aber hast du es vergessen, fuhr ein Dritter fort, daſs deine Schwester bei ihrer Niederkunft so krank war?“ Rathet nun, welche Antwort das junge Ding auf den leztern Einwurf gab? — „Schadet nichts; man stirbt nicht gleich an solchen Krankheiten; meine Schwester ist ja auch nicht daran gestorben!“

Wenn es auch zur Ehre der weiblichen Unschuld wahr ist, daſs viele Mädchen, bis zu ihrem Ehestande hin, in einer glücklichen Unwissenheit seiner Geheimnisse erwachsen; so glaube man doch ja nicht, daſs die Anzahl dieser unschuldigen Seelen den gröſsten Theil der jungfräulichen Welt ausmache. Unser Zeitalter ist gar nicht dazu gemacht, die Reinigkeit und Unschuld des weiblichen Herzens lange zu erhalten, wenn auch einzelne und sehr viele Erzieher und Eltern die Sache vorsichtig genug anfangen mögen. So strenge von der einen Seite die Aufsicht über die Sitteneinfalt der Kinder, besonders der Mädchen, immer seyn mag, und so gewissenhaft in vielen Häusern darauf gehalten wird; so führen wir doch unsere Kinder gemeiniglich viel zu früh in groſse gemischte Gesellschaften, wo sie unmöglich vor den Eindrücken unmoralischer Handlungen und Gespräche bewahrt werden können. *) Die Gegen-

---

*) Das unschuldige und liebenswürdige Mädchen, welches Erasmus in einem seiner Gespräche so naiv und schön gezeichnet hat, (S. Virgo Μισόγαμος) sagt in dieser Hinsicht mit einer ihrer reinen Seele so würdigen und ehrlichen

wart eines einzigen unschuldigen Kindes sollte billig den Mund der Possenreisser, und jedes unvorsichtigen Witzlings, der mit Equivoquen um sich wirft, verschlieſsen; allein wo geschiehet das, und welche Eltern können immer so genau auf die gefährlichen Augenblicke merken, daſs die Schamhaftigkeit und Unschuld der Kinder auch nicht auf die entfernteste Art beleidigt wird? Ist der Witzling ein vornehmer Mann, ist man ihm Verbindlichkeiten schuldig; so siehet sich Vater und Mutter wohl gar genöthigt, über die unsaubern Einfälle und Ausdrücke desselben in Gegenwart ihrer Kinder mit zu lachen, das heiſst, das gegebene böse Beispiel durch ihre eigene Billigung in den Augen der Kinder zu autorisiren. Wir leben gar nicht mehr

Offenherzigkeit: — Offendunt me in aedibus paternis crebra convivia; nec semper virginea sunt quae illic dicuntur inter conjugatos. Et aliquoties fit, ut osculum negare non possim.

in den glücklichen und vorsichtigen Zeiten, wo man sich anständig und sittsam in Gegenwart der Jugend betrug, und man läſst ihr Dinge sehen und hören, die sich gar nicht für dieses Alter schicken, und gewisse Triebe vor der Zeit entflammen müssen. Man ist eher in allen andern Stücken, als in diesem, strenge und klug; man ist zufrieden, wenn das Kind in Absicht seiner Sittsamkeit nur nicht gegen die Manieren sündigt.

Wenn Eltern und Erzieher in dieser Hinsicht oft so unverzeihlich fehlen; wenn in sehr gebildeten Gesellschaften die Zucht und sittliche Ordnung nicht immer, selbst in Gegenwart der Kinder nicht immer, beobachtet wird, wenn man ihnen selbst auf Kosten ihrer Unschuld und Schamhaftigkeit nur — Lebensart, nicht Grundsätze, beizubringen sucht; wenn sie in der groſsen Welt die Zeugen von den Schwächen und Lastern ihrer Väter und Mütter seyn dürfen; wenn man, um ihrem Richterstuhle und ihren Spöttereien zu entgehen, in ihnen nach und nach selbst die edelsten Keime des Guten erstickt; wenn der Vater den Sohn vielleicht selbst in die Trinkgelage und in die Arme der Buhlerinnen schleppte; wenn die Mutter die Tochter mittelbar oder unmittelbar zur verfeinerten Wollust abrichtete, — wie wird man es der niedern, unsere Jugend umgebenden, Menschenclasse verdenken können, daſs sie nicht dieses elende, jämmerliche Erziehungswerk vollenden hilft? Man schreiet ohne Aufhören über die freche Sittenlosigkeit des Gesindes in unsern Zeiten, und über die schrecklichen Einflüsse desselben auf die Verbildung und Verpestung jugendlicher Seelen, und denkt nicht daran, daſs die vornehme Verführung der Kinder so allgemein, wie die in der Gesindestube, ist, und daſs jene wegen der dort herrschenden Verschleierungen des Lasters und der eindringlichern Beispiele, oft noch viel gefährlicher, als die letztere, werden kann. Ich gebe es übrigens gern zu, daſs unser Gesinde heut zu Tage zum Theil sehr verdorben und lasterhaft ist, daſs seine sinnlichen Bedürfnisse und Ausschweifungen bei einer halben Aufklärung desselben, und bei den gröſsern Ansteckungen des Luxus selbst, gröſser geworden sind, daſs durch seinen Umgang schon tausend unschuldige Kinder in unheilbare, fürchterliche Krankheiten des Leibes und der Seele fielen, daſs die Schamlosigkeit, mit welcher gemeine Leute so gern von Begattung, und ihren thierischen Aeuſserungen sprechen, der Sinnlichkeit der Kinder die gefährlichste Nahrung giebt, und sie zu den unnatürlichsten Begierden zu reizen pflegt; — aber wie kann das Gesinde anders seyn, wenn ihre Herrschaften selbst nicht viel taugen, und wenn und wie soll es sich zu bessern anfangen, da es überall von den Lastern der groſsen Welt umgeben ist, von den Geheimnissen derselben gemeiniglich die genaueste Kunde hat, von diesen Lastern zum Theil seinen Verdienst ziehen muſs, und mit dem allgemeinen Strome der Sittenverderbtheit fortgerissen wird.

Ich komme immer wieder auf den vorigen Satz zurück, daſs auf der einen Seite die zu groſse häusliche Strenge, und auf der andern die zu frühe Einführung der Kinder in groſse Gesellschaften, ein Hauptfehler unserer sehr modigen, aber eben deſswegen sehr schlechten Erziehungsweise ist, und daſs dadurch oft in einem Tage, in einer Stunde, Alles das niedergerissen werden kann, was der beste Lehrer mit unsäglicher Mühe und Vorsicht Monate lang aufgebauet hatte. Man kann sich in der That nichts Verkehrteres und Widersprechenderes denken, als wenn Eltern und Erzieher heute ihre heranwachsenden Töchter aufs ernstlichste vor dem Umgange mit Mannspersonen warnen, sie vor den Gefahren desselben mit einer Menge weiser Sittensprüche zu verpanzern, und ihre Unschuld zu retten suchen, und morgen nichts geflissentlicheres zu thun haben, als eben diese so sorgfältig bewachten, mit so viel Sittenlehren verwahrten, durch so viel väterliche Bitten und so viel mütterliche Thränen zur Keuschheit und Tugend ermahnten Töchter selbst dahin zu führen, wo es am geräuschvollsten hergeht, und wo sie am allerwenigsten genau bewacht werden können. Das heiſst doch in der That das leichte und zerbrechliche Schiff den Wellen des Oceans Preis geben, und von den papiernen Wänden desselben verlangen, daſs sie den wildesten Sturmwinden selbst Trotz biethen sollen.

Es sey mir erlaubt, bei dieser Gelegenheit einige meiner Gedanken über eine sehr Mode gewordene Lustbarkeit der Kinder, —

über die sogenannten Kinderbälle (Kindertänze) zu äuſsern, und meine mancherlei Bedenklichkeiten gegen diese an sich unschuldigen, aber doch für die Gesundheit und die Sitten der Kinder oft sehr nachtheiligen Jugendfeste den Lesern zur Beherzigung vorzulegen. Eine Bedenklichkeit ist freilich keine mathematische Wahrheit; aber sie ist ein Fingerzeig zur Vorsicht, und geht gemeiniglich von Erfahrungen aus, die Vorsicht und Behutsamkeit gebiethen. Doch zur Sache. Auf einem solchen Kinderballe, wie ich ihn öfters gesehen habe, und wie ihn meine Leser und Leserinnen auch kennen werden, kommen gemeiniglich im Hause der Eltern, oder in einem öffentlichen Gasthause zwanzig, dreiſsig, auch wohl mehrere Kinder beiderlei Geschlechts zusammen. Daſs ein solches, auch wohl mit äuſserm Pomp versehenes Jugendfest, den Kindern schon im voraus eine unbeschreibliche Freude macht, ist sehr natürlich; sie tanzen überhaupt gern, und haben dabei Gelegenheit, ihre Figur, ihren Anstand und ihre übrigen gymnastischen Geschicklichkeiten zu zeigen. Aber hin ist nun auch gemeiniglich alle nützliche Application, aller Schulfleiſs, alle Aufmerksamkeit auf die häuslichen Arbeiten und Regeln bei Knaben und Mädchen, sobald ein solches Fest angekündigt wird. Um diese frohe Begebenheit drehen sich Wochenlang vorher und nachher alle Gedanken und Empfindungen des Kindes. Seine Seele tanzt im Wachen und im Schlafe, seine Phantasie ist keinen Augenblick mehr zu Hause. Erzieher und Erzieherinnen mögen nun noch so viel predigen, noch so viel lehren und ermahnen, es ist fast Alles in den Wind geredet. Je näher der festliche Tag heranrückt, je lebhafter und reizbarer die Kinder sind, je weniger Ernstliches ist mit den Buben und Mädchen anzufangen. Ihre excentrische Freude verscheucht in ihnen nicht nur alle Lust zum Arbeiten, sondern verführt sie auch gemeiniglich zu hundert kleinern und gröſsern Thorheiten, die ich hier nicht nennen mag, weil sie der Aufmerksamkeit vernünftiger Eltern nicht entgangen seyn können. Am sogenannten Balltage, und schon vorher, haben die kleinen Tanzköniginnen mit nichts Geringerm, als mit ihrem Anzuge zu thun, und wäre es möglich, daſs bisher noch kein Gefühl von Eitelkeit und Coquetterie in ihnen aufsteigen konnte; so wird es jetzt in ihnen erwachen, da sie ihre Gestalt, ihre Kunst im Tanz, ihren Putz, kurz ihr ganzes verschönertes Ich öffentlich aufstellen, und, natürlicher Weise, bewundert seyn wollen. Endlich ist die Parure der kleinen Dame angelegt, die Debatten über Anzug und Vorrang mit ihren Geschwistern und Erzieherinnen haben aufgehört, das Gesinde betrachtet mit gaffender Bewunderung und lautem Beifall die hin und herschwebende Puppe, der

Wagen zum Triumph des Festes rollt mit ihr dahin, und der glänzende Ballsaal wird eröffnet. Hier steht nun das, mit den neuesten Moden beladene, auch wohl verunstaltete, kleine weibliche Geschöpf an seiner rechten Stelle, und erwartet ungeduldig den Anfang des lärmenden Tanzes. In langen Reihen, und mit feierlichem Anstande sitzen die Mütter an den Wänden des Saals hinab, und Thränen der Freude zittern in ihren Augen. Auf den Stirnen der Väter schwebt ein freundliches Lächeln, — man siehet es ihnen an, daſs sie heute ihren Kindern sehr Vieles erlauben werden; — daſs sie über die Verwandelung ihrer Kinder in Marionetten ein inneres Wohlbehagen empfinden.

Der Tanz, die Musik beginnt, wie gewöhnlich mit einer langsamen Menuet; allein diese Bewegung streitet mit der Lebhaftigkeit des jugendlichen Bluts, man bricht daher jenen Tanz, und sogar, wie ich oft bemerkt habe, auf Befehl der Eltern selbst, sobald als möglich, ab, und nun treten an seine Stelle die wilden englischen Tänze, die Walzer, die Galopaden, und wie diese Feinde der weiblichen Gesundheit alle heiſsen mögen. Die schwächlichsten Kinder, die zartesten Mädchen, welche die Spuren der Schwindsucht auf ihrem Gesicht tragen, und zum Blutauswurf geneigt sind, werden in diesem Wirbel und in diesem Fluge, der angestrengtesten Bewegung mit fortgerissen. Heute soll und muſs nun einmal getanzt seyn, es koste was es wolle; die Eltern sind ja selbst gegenwärtig, wie könnte den Kindern ein Schaden wiederfahren? Man hat ihnen ja so gute Regeln in Absicht des Tanzes gegeben, wie sollten sie dazu kommen, diese Regeln heute nicht zu beobachten? Lasset die Kleinen lustig und guter Dinge seyn, denken die guten Eltern; wir haben es nicht besser gemacht, lasset sie einmal ausrasen, da diese

Jahre es verlangen! Und wie lange dauert dieses gewaltige Hin- und Herwerfen der zarten jugendlichen Körper, dies Stundenlange Drehen, welches das Blut in eine tobende Unruh, und das weiche Gehirn zum Schwindel bringt, diese fortgesetzte Gliederanstrengung, die allemal vorhanden ist, wenn sie auch von den Kindern im Taumel der Freude, und im Geräusch der Musik nicht bemerkt wird? Antwort. Gemeiniglich von fünf Uhr des Nachmittags bis gegen Mitternacht, und wenn die zärtlichen Eltern ihren Lieblingen eine recht groſse Freude zu machen gedenken, oder mit andern Worten, wenn sie die armen Geschöpfe noch gröſsern Gefahren der Gesundheit aussetzen wollen, — bis an den hellen Morgen. —

Die groſse, durch tausend Beispiele erwiesene Gefahr, die Gesundheit der Kinder vielleicht auf immer hinzurichten, halte ich für den ersten traurigen Nachtheil jener

Kinderbälle. Alles, was übertrieben wird, kann der körperlichen Maschine nicht vortheilhaft seyn, und man müſste diese Tanze nie gesehen haben, wenn man an ihrer Unschädlichkeit für den, noch im Wachsthum begriffenen Körper der Kinder, zweifeln wollte. Eine so lange anhaltende Erschütterung des Bluts muſs durchaus, entweder früher oder später ihre bösen Folgen haben. Mädchen, welche gut tanzen, gut gebildet und geschmackvoll gekleidet sind, kommen oft gar nicht aus dem Tanz heraus. Sie gehen aus einer Hand in die andere, und die blinden Eltern möchten Freudenthränen über den ungetheilten Beifall weinen, den ihr geliebtes Kind einerntet. Da junge Frauenzimmer gemeiniglich im Tanz unmäſsiger, als die Knaben, zu seyn pflegen; so tanzen jene oft so lange, bis ihnen der Athem stehen bleibt. Sie glühen, als ob sie mit Uebermaaſs die hitzigsten Getränke zu sich genommen hätten.

Andere zittern an Händen und Füſsen, ihr ganzer Leib ist in einer convulsivischen Bewegung, sie würden bisweilen niedersinken, wenn sie von ihren Tänzern nicht fest gehalten würden. Ich habe Mädchen gefunden, die dieſs Zittern und Vibriren ihrer Muskeln noch den dritten und vierten Tag nach dem Balle empfanden, und viele Stunden nachher kaum zur Besinnung kommen konnten; Mädchen, denen das Blut so sehr zum Kopfe gestiegen war, daſs sie noch nach acht und vierzig Stunden in ihrem Gesicht wie Scharlach glüheten, und kaum ihre Augen gebrauchen konnten; Mädchen, die sich im Tanz zu künftigen Müttern untüchtig gemacht hatten. — Ich kann hier nicht weitläuftig von den traurigen Folgen reden, welche ein zu langer Tanz in dem Körper der Knaben *) hervor-

---

*) Es ist mir sehr aufgefallen, daſs Herr Salzmann in seiner so merkwürdigen und inhaltsreichen Abhandlung: über die heimlichen Sünden der

zubringen pflegt, und welche durch den Genuſs hitziger Getränke bei der Abendmahlzeit des Balls noch sehr vergröſsert werden müssen. Es werden zu Ehren der Kinder laute Gesundheiten ausgebracht, die diese mehreremale erwiedern, oder worauf sie, wie man zu reden pflegt, Bescheid thun müssen. Es wird ihnen erlaubt, sich selbst nach Gefallen einzuschenken, und mit ihren Eltern nach Gutdünken zu zechen; — es wird ihnen nicht übel genommen, wenn sie sich einen kleinen Rausch zeugen, und die Thorheiten eines Halbtrunkenen auszuüben anfangen. Die Mahlzeit endigt sich gemeiniglich mit einem kreischenden Volksliede der kleinen Bachanten, das von dem Gebrülle der Eltern

---

Jugend, mit keinem Worte der groſsen Gefahren des Tanzes erwähnt hat. Ein Beweis, daſs oft den helldenkendsten Schriftstellern bei ihren Untersuchungen ein Hauptgedanke entwischen kann, der sie noch tiefer in die abzuhandelnde Materie hineingeleitet haben würde.

und Erzieher begleitet wird, und nun hebt der rasende Tanz von neuem an.

Ein zweiter groſser Nachtheil dieser rauschenden Kinderbälle ist unstreitig der, daſs sie nicht selten für die Schamhaftigkeit und Sittsamkeit der Kinder beiderlei Geschlechts höchst gefährlich werden können, und ihre Instinkte und ihr lüsternes Nachsinnen über vielerlei verborgene Dinge viel zu früh zu erwecken pflegen. Wenn man überhaupt so sorgsam ist, und es zu seyn so groſse Ursach hat, die Betastungen der Kinder unter einander zu verhüten, warum kann man so leichtsinnig seyn, sie beim Tanz zu gestatten, und bei den dünnen, jetzt fast durchsichtigen Bekleidungen selbst Kindern den Walzer zu erlauben; — ein Tanz, wodurch die Körper gemeiniglich so nahe aneinander gebracht, und durch den Schwung der Bewegung gleichsam aneinander gerieben werden. Wenn auch die Kinder Anfangs nichts dabei denken mögen; so sollte man es doch zu verhindern suchen, daſs sie nichts dabei denken lernen, und wenn jener Tanz überhaupt unanständig ist, warum soll er, von Kindern getanzt, anständig werden? Aber es ist, wie ich schon gesagt habe, auch nicht einmal zu glauben, daſs die meisten Kinder so unwissend und unschuldig seyn sollten, als es die einfältige Gutmüthigkeit und die blinde Nachsicht so vieler Eltern zu vermuthen scheint. Hört man nicht Kinder von neun bis zehn Jahren mit ziemlicher Deutlichkeit von der Begattung reden? Befinden sich keine Knaben und Mädchen in der tanzenden Gesellschaft, die durchaus nichts von der Selbstbefleckung, nichts von den heimlichen Liebeshändeln ihrer Eltern, Geschwister, Gouvernanten, Bedienten und Kammermädchen wissen? Hat man nie Acht gegeben, mit welcher Inbrunst manche vom Tanz glühende Knaben die Mädchen umfassen, und mit ihren Schäferinnen liebäugeln? Nie bemerkt, daſs sich in ihren Armen die Gefühle der Mannheit regen? oder geschiehet dieſs in den höhern Ständen vielleicht später, — in den Ständen, wo heimliche Sünden der Jugend, unzüchtige Gemählde, bluterhitzende Speisen und Getränke, zweideutige Witzeleien vornehmer Zotenreisser, wollüstige Französinnen, ausschweifende Mütter und Väter, schlüpfrige Schriften u. s. w. einen so groſsen Einfluſs auf eine verdorbene Erziehung der Kinder haben? —

Dieſs ist in gröſsern und kleinern Städten der Fall, ob man gleich die dortigen Sitten gemeiniglich für regelloser, verschrobener und unsittlicher, als die in kleinern Oertern, folglich auch die Erziehung der Kinder in leztern für schuldloser und besser hält. Die groſsen Städte, die überhaupt in vieler Rücksicht nicht viel taugen, sind von jeher als die Residenzen des Lasters, und aller unordentlichen Leidenschaften angesehen worden. Dort wird die Unschuld durch die Menge der Verführer und ihre verfeinerten Künste auf eine tausendfache Art vergiftet, dort verderben Müssiggang, Luxus und Wollust die Anlagen der besten Menschen; dort hat man den Ausschweifungen aller Art öffentliche Zufluchtsörter errichtet, und sogar der Jugend den Eingang in dieselben erlaubt, dort wirkt das böse, Alles mit sich fortreissende, Alles vergiftende Beispiel der Groſsen täglich neue schamlose Handlungen, dort ist es sogar bisweilen eine Ehre — lasterhaft zu seyn, — dort sind die Kinder die getreuesten Copien ihrer leichtsinnigen oder nichtswürdigen Eltern. Allein man irrt sich sehr, wenn man glaubt, daſs dagegen in kleinen Städten Alles besser stehe, und daſs darin die Kinder, wenigstens die Töchter, viel unschuldiger und einfacher, als in jenen gröſsern Wohnsitzen der Sittenlosigkeit, erzogen würden. Der Verfasser dieses Buchs kennt mehrere kleinere Städte, wo man eine beispiellose Aufklärung der jungen Mädchen aus dem mittlern und höhern Stande über die verborgensten Geheimnisse der Liebe antrifft. Sie sind so gut, wie ihre Mütter, und wohl noch besser unterrichtet; sie halten Zusammenkünfte, wo sehr freie und bestimmte Unterredungen über die körperlichen Fähigkeiten der Männer vorkommen, und wo die schamlosesten Scherze im Schwange gehen. Sie singen Lieder, die alle Sittlichkeit beleidigen, und oft mit einer sonderbaren pantomimischen Declamation und Geberdung wiederholt werden; sie umarmen und betasten sich auf eine Art, die nur zu deutlich anzeigt, was sie dabei denken und wünschen. Sie gehen noch weiter, und erklären sich einander die Geheimniſse der physischen Liebe, und der frühen Tödtung *) der Kinder; sie er-

---

*) Eine Sünde, die in allen Ständen immer mehr zu herrschen anfängt, und für deren Abscheulichkeit ich keinen Namen weiſs, — und eine

zählen sich einander, was sie in vertraulichen Zusammenkünften der Eltern und des Gesindes beobachtet und erhorcht haben. Und die Eltern? — Die blinden Eltern wissen entweder von dem Allen nichts, oder lachen über dergleichen sogenannte Kindereien, oder fertigen die Anmerkungen, welche der Freund und Nachbar über diese weiblichen Orgien machen will, wohl gar mit der leichtsinnigen Ausflucht — „man siehet, wie schon bei Kindern die liebe Natur spielt!“ ab. Wenn man das ganze Ding beim rechten Lichte besicht; so wird man überall finden, daſs über nichts mehr, als über die Schamhaftigkeit der Kinder, raisonnirt, und über nichts weniger, als über die versteckten Ausbrüche des Gegentheils gewacht wird. Aber um dieſs Alles zu finden, darf man nicht bloſs am

---

Sünde, wobei die Regierungen mit einer unbegreiflichen Sorglosigkeit immer noch zu schlummern pflegen!!

Schreibtische sitzen bleiben, man muſs mit einem unbefangenen Sinn hinaus in die Welt gehen, und sich durch keine Gutmüthigkeit eines weichen Herzens, durch keine Faulheit im Nachdenken über die Seelen der Kinder, durch keine Partheilichkeit und Vorliebe für einzelne gute Seiten der Jugend, und durch keine Schmeichelei der Mode bestechen lassen, wenn die Gesundheit des Leibes und der Seele unserer Kinder gerettet werden soll.

Ein dritter groſser Nachtheil jener Tanzgelage besteht unstreitig darin, daſs die jungen, zur Abhängigkeit und zum Gehorsam verpflichteten Kinder dadurch sehr leicht einen viel zu hohen Begriff von ihrer Wichtigkeit und Freiheit bekommen; ein Begriff, der sich für dieses Alter durchaus nicht schicken will, und die Erziehung und Lenkung der Jugend unendlich erschwert. Vernünftigere Eltern und Erzieher werden mit mir einerlei Meinung seyn;

für unvernünftige ist nie ein Buch geschrieben worden, und kann keins geschrieben werden. — Die tanzende Puppe, der übermüthige Knabe, kehrt zwar nach der Herrlichkeit des Balls, und den dort herrschenden Ausschweifungen eines gewissen Freiheitsgeistes unter die Zuchtruthe der Eltern und Erzieher zurück; allein diese wird sehr selten die einmal dort aufgefaſsten Meinungen von eigener Bedeutsamkeit aus den Seelen der Kinder wieder wegschaffen können. Ihre Selbstliebe, ihre Eitelkeit und ihr Egoismus hat dort zu viel Nahrung bekommen, als daſs nun in dem Charakter des Kindes nichts verschroben, nichts verhunzt seyn sollte. Alles das, was man der Jugend mit einer gewissen Feierlichkeit thun läſst, bleibt ewig in ihrem Gedächtnisse, und ihrer Denkweise hängen. Die Vorstellungen, daſs man ihr zur Ehre so viel Aufwand machte, daſs sie vor den Augen so vieler Zuschauer, und mit so vielem

Beifalle die erste Rolle spielte, daſs für sie die glänzende Tafel errichtet wurde, daſs sie heute das gesetzgebende Corps ausmachte, kurz, daſs sich für sie auf einmal die ganze Welt umgekehrt hatte, werden ihre von diesen Freuden begeisterte Phantasie immer wieder von neuem beschäftigen, immer wieder zur blinden Eigenliebe dieses Alters anfrischen. Die Eltern hatten es ja selbst veranstaltet, daſs die Kinder so hoch in der Societät hinaufgerückt wurden, warum sollten sie sich wieder ganz herunterrücken lassen? Sie werden zu trotzen anfangen, wenn man ihnen nicht bald wieder ein solches Freiheitsfest giebt, — oder sie werden nun zu kriechenden Schmeicheleien und andern Künsten ihre Zuflucht nehmen, um das Verlangte von ihren Eltern halb durch List zu erhalten, und halb zu erzwingen. Sie werden es nun, wie ich dieſs oft bemerkt habe, den erwachsenen Leuten an Aufwand, Luxus, Galanterie, Freiheitsgeist in Reden und Spielen, und andern noch schlimmern Dingen gleich thun wollen, weil man sie selbst mit den Erwachsenen in Reihe und Glied gestellt hatte; sie werden kleine verborgene Liebesromane unter sich anspinnen, die aufs ganze Leben hinaus schlimme Folgen haben können, und den Erziehern selbst wird nun kein groſses Ermunterungsmittel zum Fleiſs und Gehorsam der Kinder mehr übrig bleiben, da man sie durch ein solches Uebermaaſs der Freude auf einmal verwöhnt und verpestet hat. Nicht zu gedenken, daſs alle übrige Kinder, welche von einem solchen Balle ausgeschlossen wurden, mit Verdruſs diesen Zwang empfinden, und sich unglücklich fühlen werden, nicht auch solche nachgiebige und gefällige Eltern und Erzieher, als die andern, zu haben.

Wenn man die Gründe, warum den Kindern solche Tanzgelage gegeben werden, näher beleuchtet; so weiſs man nicht, ob man über die Eltern selbst mehr lachen, oder zürnen soll. Daſs diese dem Dinge einen guten Anstrich zu geben suchen, ist sehr begreiflich; aber es ist gemeiniglich auch weiter nichts, als ein guter Anstrich. Man will Alles für die liebe Jugend gethan haben; will ihren Fleiſs belohnen, oder sie noch mehr dazu auffordern; will sie zum geselligen Leben formen und schleifen, und ja so früh als möglich, mit dem bon Ton des Zeitalters und seinen Verfeinerungen bekannt machen; will das menschenscheue, vertutzte, kindische Wesen aus ihnen herausschaffen; will ihre Zunge und ihren Verstand lösen, und wie die pädagogischen Maximen alle heiſsen mögen, warum man die zarte Pflanze der bösen Atmosphäre der gröſsern und geräuschvollern Welt so früh und so unvorsichtig auszusetzen pflegt. Allein gemeiniglich liegen bei solchen Jugendfesten noch ganz andere Nebenabsichten im Hintergrunde, die man sich verbirgt, und sich selbst nicht gern sagen mag. Der Hausvater will einmal ein recht frohes Trink- und Spielgelag, die geschwätzige Hausmutter eine gute Gelegenheit zu neuen Klatschereien, ein Mittel gegen die lange Weile, der Educator eine Schäferstunde mit seiner Geliebten haben. Ein jeder in seiner Art will sich auf Kosten der Kinder lustig machen, oder der bürgerliche Directeur eines solchen Festes will dadurch auch wohl nur den Rival eines benachbarten Edelmanns spielen, und zeigen, daſs man es diesem gleichthun könne. Dächte man reiflicher über diese Art von Lustbarkeiten nach; so würde man wissen, daſs es tausend andere unschuldigere und gefahrlosere Kinderfreuden, als jene, giebt; daſs der verwünschte bon Ton, den die Kinder im Geräusch der Welt lernen sollen, grade der ärgste Feind ihrer Unschuld werden kann; wissen, daſs man ihnen durch eine solche Verscheuchung des ihnen anklebenden furchtsamen Wesens gar leicht, und auf einmal zu viel Freiheit giebt, und daſs die Eltern alsdann gemeiniglich selbst Schuld sind, wenn sich ihre Kinder oft so früh, und auf eine so trotzige Art zu Beherrschern über Vater und Mutter aufwerfen, und es ihnen lebenslang fühlen lassen, daſs sie so, und nicht anders erzogen wurden.

Also soll der Tanz dem andern Geschlechte, wenigstens den jüngern Mädchen, ganz verboten werden? Keinesweges! So strenge ist die Sittenlehre dieses Buchs nicht; aber das unschuldige Kind soll und darf in keine Gesellschaft von Knaben und Erwachsenen geschickt werden, die man nicht als wohlgezogene, von keinen heimlichen Lastern angesteckte Leute kennt, und wie ist dieſs in jenem groſsen Haufen so vieler untereinander laufender Kinder wohl möglich? — Nach welchem Maaſsstabe will man dort die moralische Sicherheit der

Mädchen berechnen? Welche Eltern können dort immer ein wachsames Auge auf ihre Töchter haben? — und wenn die ganze jugendliche Welt aus Engeln bestünde, wer wird sie vor den Beispielen älterer Leute sichern, die, wie ich oft bemerkt habe, sich bei solchen Festen noch zehnmal unartiger und ungezogener, als die Kinder selbst, aufzuführen pflegen? —

Rousseau, der sonst so strenge, und in seinen Erziehungsmaximen oft so vorsichtige Rousseau, tadelt die Moralisten sehr, welche der weiblichen Jugend keinen andern Zeitvertreib, als — Arbeit und Gebet goben, und darin hat er Recht. „Das nenne ich mir, sagt er im fünften Buch seines Emils S. 329, seltsame Zeitvertreibe für ein zehnjähriges Kind. — Ich fürchte sehr, daſs alle diese kleinen Heiligen, die man ihre Kindheit mit Gebet zuzubringen genöthigt hat, ihre Jugend mit etwas ganz Anderm zuzubringen, und die Zeit, welche sie als

Mädchen verloren zu haben glauben, im — Ehestande bestmöglichst wieder einzuholen suchen werden. Nach meiner Meinung, fährt er fort, muſs man sowohl auf das achten, was sich für das Alter, als auf das, was sich für das Geschlecht schickt. Ein junges Mädchen muſs nicht wie seine Groſsmutter leben, sie muſs lebhaft, frohen Sinnes, scherzhaft seyn, muſs singen und tanzen, so viel sie will.‘ Darin hat er Unrecht, wenn er das Tanzen in dem Sinne nimt, wie wir es nehmen. Ein Mädchen, die so viel tanzen darf als sie will, wird bei dem Feuer ihres Geschlechts nach und nach ein leichtsinniges Geschöpf, und in der Folge ein kränkliches Eheweib, eine Zerstreuung und Aufwand liebende Närrinn, eine erbärmliche Mutter ihrer Kinder werden; sie wird vielleicht nirgends, als auf dem Tanzboden glücklich seyn, sich im Ehestande unbehaglich fühlen, ihr Hauswesen vernachlässigen, und den guten Tänzer dem ernsten *Gatten* und Hausvater vorziehen. Wie viele Beispiele dieser Art müssen hier nicht auf einmal meinen Lesern einfallen! Sollten sie nicht auch, wie ich, Mädchen gekannt haben, die sich zu Tode tanzten, und alle Warnungen deſshalb mit unbegreiflichem Flattersinn zurückwiesen? Haben sie nie die schrecklichen Beispiele von tanzsüchtigen Weibern gehört, die in dieser Raserei ihrer Leidenschaft lieber die Frucht ihres Leibes — tödten, als den Tanz eine Stunde *früher* abbrechen wollten? Sind nicht durch eben diese Tanzwuth der Weiber, die man in frühern Jahren nicht genug einzuschränken suchte, oft die zärtlichsten Bande zwischen Eltern und Kindern, zwischen Gatten und Gattinnen zerrissen, und die Zerrüttungen der liebenswürdigsten Anlagen des andern Geschlechts veranlaſst worden? Hat der Tanz durch seine unwiderstehlichen Einwirkungen auf die weibliche Phantasie, und auf das weibliche Blut nicht oft über alle Vorsicht der Schamhaftigkeit gesiegt, und die so fest scheinende weibliche Tugend nach wenigen Minuten in einen blinden Leichtsinn gestürzt? „Allenthalben und fast allgemein, sagt ein verdienstvoller Moralphilosoph *) unserer Zeit, bemerkt man bei Bällen und Tänzen eine leidenschaftliche Bewegung unter den Tänzern und Tänzerinnen. Die leidenschaftlichen Vergnügungsbewegungen haben verschiedene sehr nachtheilige Folgen für die Seele und für den Kör-

---

*) M. Ehlers Betrachtungen über die Sittlichkeit der Vergnügungen. Zweiter Theil. 1779. S. 42. 43. Der berühmte engl. Zuschauer schildert die Gefahren gewisser üblichen Tänze mit sehr lebhaften Farben, und entschuldigt sie doch deſswegen, weil man durch den Tanz überhaupt einen — artigen Reverenz machen lerne. — Ich glaube nicht, daſs es in dem ganzen Zuschauer, der sonst so reich an Lebensphilosophie und Beobachtungsgeist ist, eine schwächere Stelle, als diese, geben kann. St. LIV. 1ster Band.

per. Es ist bekannt, daſs eine von einer Art des Vergnügens berauschte Seele leicht eine Begierde bekommt, Theils dieses Vergnügen in einem noch höhern Maaſse zu genieſsen, Theils den Genuſs andrer Vergnügungen damit zu verbinden. Wenn unter den Tanzenden das Gefühl für Anständigkeit und Tugend nicht stark ist; so weicht man, sobald das Vergnügen des Tanzens stark wird, sehr leicht von einer gewissen Delicatesse im Ausdruck und im Betragen gegen Andere ab. Geschiehet das auch nicht, so hat man doch dahingehende Stimmungen der Seele. Bei Personen, die in dieser Hinsicht nicht auf der Huth sind, und bei dem groſsen Haufen der Menschen, der sich mehr so zeigt, als er ist, findet man auch immer, daſs man dann anfängt, sich mancherlei Freiheiten und unanständige Vertraulichkeiten zu erlauben, die vorher nicht Statt fanden. Unter einem Haufen von gemeinen Leuten (und ich setze hinzu, auch unter allen Classen des vornehmen Pöbels) endigt das Tanzen sogar oft mit Trunkenheit und toller Raserei.“ — Doch genug von diesen pädagogisch-moralischen Winken, Warnungen und Lehren! Ich komme nun zu der genauern, oben abgebrochenen Schilderung des weiblichen Geschlechts selbst zurück.

EITELKEIT DES WEIBES,

EINE FOLGE SEINER NATURANLAGEN, SEINER ERZIEHUNGSART UND LEBENSBESTIMMUNG.

Weiblicher Hang zum Putz und zur Mode. — Seine Gewalt über das weibliche Herz, seine Ausschweifungen und Nachtheile. — Gezwungenheit und Affectation. — Ungezwungenheit, Schilderungen beider. — Miſsverständnisse derselben. — Unverträglichkeit der Affectation und Schönheit.

Die Eitelkeit und Sucht, zu gefallen, scheint dem andern Geschlechte angeboren zu seyn, und zeigt sich bei ihm mit dem ersten Aufwachen seiner Vernunft, oder, wenn man lieber will, die Eitelkeit wird früher und gefliſsentlicher in dem Mädchen, als in dem Knaben, erweckt. Denn dafs wir Männer wohl eben so eitel, als die Weiber, nur auf eine andere Art sind, nur nicht so viel Gelegenheit dazu haben, nicht so viel Beruf der Natur dazu, nicht so viel Neigung zu Kleinigkeiten in uns empfinden, ist nicht zu läugnen. Für das Weib ist jene Bemühung, zu gefallen, eine Art von Pflicht, weil sie durch die eigene Schönheit des Körpers, und durch die Nothwendigkeit, unsere Liebe zu erregen, selbst unwillkürlich darauf hingeleitet wird. Durch jene Bemühung soll sie, nach der Regel der Natur, öffentlich zu erkennen geben, welchen Werth sie auf den Besitz eines Mannes und die Kunst selbst legt, diesen Besitz zu erlangen, oder zu bewahren. Wer diese Anlagen aus dem Herzen des Weibes wegraisonniren will, legt ein schlechtes Zeugnifs von seinem Menschenstudium ab, weil er etwas tadelt, was zum Wesen des Weibes selbst gehört, und wenn es nicht übertrieben wird, eine Liebenswürdigkeit des andern Geschlechts ausmacht. Nehmt diese Eigenschaft dem Weibe, und sie wird gewiſs einen groſsen Theil ihrer körperlichen und geistigen Reize für uns verlieren. Sie wird sich der Unreinlichkeit und einem verdorbenen Geschmacke überlassen, sie wird aufhören, ihre Naturtalente zu bilden, und ihre Schönheit zu achten, sie wird aufhören Weib zu seyn. Ich sage noch einmal, wenn ihre Eitelkeit nicht übertrieben wird, nicht in Coquetterie ausartet, und das andere Geschlecht zu keinen zweideutigen und unmoralischen Handlungen verführt. Wir sind auch überhaupt schon so geneigt, die Eitelkeit für ein ganz eigenthümliches Hauptstück des weiblichen Geschlechts zu halten, daſs es uns aufzufallen pflegt, wenn eine Mannsperson weibisch eitel ist, und sich aller der kleinlichen Künste, zu gefallen, bedient, die das Frauenzimmer zu dieser Absicht erfunden hat, und die nicht ihm, wohl aber dem Manne zur Narrheit angerechnet werden.

Wenn das andere Geschlecht einen höhern Grad von Eitelkeit als das unsrige, besitzt, und darin nur mit Mühe Maaſs halten kann; so liegt es gewiſs und vornemlich an der Erziehung und äuſsern Eindrücken. Die schwachen, selbst eiteln Mütter *), die ewigen Lobpreisungen des Gesindes höhe-

---

*) Die Welt bleibt sich auch in dieser Hinsicht immer gleich. In dem Eunuch des Terenz schildert Chärea sein Mädchen, um sie vor den Närrinnen seiner Zeit auszuzeichnen, folgendergestalt:

> Haud similis virgo est virginum nostrarum, quas matres student,
> Demissis humeris esse, vincto pectore, ut graciles sient.
> Si quà est habitior paulo, pugilem esse ajunt: deducunt cibum.
> Tametsi bona est natura, reddit curatura junceas.
>
> Act. II. Sc. 3.

rer und niederer Classe, die Schmeicheleien der Stutzer und selbst der Väter haben es dazu verleitet, und der weibliche Putz, verbunden mit dem weiblichen Hange zum Kleinlichen und Bunten, ist die erste Gelegenheit dazu geworden. Mit dem Knaben, der zu einem thätigern Leben bestimmt ist, und gewöhnt werden muſs, nicht durch seinen Auſsenglanz, sondern durch seine Person und Verdienste zu gefallen, werden so viel Umstände nicht gemacht. Das Mädchen wird von der Wiege an zur Eitelkeit abgerichtet; es wird in einer ununterbrochenen Aufmerksamkeit auf seinen Körper, oder eigentlich auf dessen Ausschmükkungen erhalten. Was ist nun wohl natürlicher, als daſs es diesen Körper, den die Natur selbst so vortheilhaft gebildet hat, und der von allen Seiten Lobreden erhält, für eine Art von Gottheit ansiehet, welcher, so lange ihre Reize nicht ganz zerstört sind, tägliche Opfer und Huldigungen gebracht werden müssen! Die Absichten der Klügern Eltern gehen freilich wohl nicht unmittelbar dahin, die Eitelkeit ihrer Töchter geflissentlich zu erregen; aber sie können auf dem Wege, wie nun einmal das weibliche Geschlecht erzogen wird, und gewissermaaſsen erzogen werden muſs, der Erregung jener Leidenschaft nicht ausweichen, und müssen sich bei der vorsichtigsten Erziehungsart selbst dennoch von dem Strome des Zeitalters mit fortreissen lassen.

Die Sorge für den äuſsern Anstand, für die Cultur der weiblichen Talente und für die Reinlichkeit des Körpers führt nach und nach selbst zur Eleganz, und diese zur Annahme irgend eines Geschmacks und der Moden, welche von jeher eine souveraine Gewalt über das weibliche Herz geäuſsert haben. Die weisesten Eltern können und dürfen das nicht verhindern, wenn sie ihre Töchter nicht miſsmüthig machen, und ihnen nicht selbst die Aussichten zum Ehestande nehmen wollen. Sie müssen sich also der Nothwendigkeit jener Leidenschaft eben sowohl, als der Nothwendigkeit der Umstände unterwerfen, und dem Hange ihrer Töchter zum Putz selbst dann noch fröhnen, wenn sie es aus andern Gründen nicht wollen. Sie leben mit ihren Kindern nun einmal in einer Welt, die so und nicht anders gestaltet ist; man würde sie für Thoren und Sonderlinge halten, wenn sie von der allgemeinen Meinung abgehen, und aller Mode den Krieg ankündigen wollten. Sie sehen freilich sehr oft diese Welt mit ihren bessern Grundsätzen in Widerspruch; aber sie sehen auch, daſs die Weiber allemal durchdringen, wenn ihre Monarchie in Absicht der Moden behauptet und gesichert werden soll. Und warum sollten wir Männer nicht endlich selbst in diesem Punct viele Nachsicht mit ihnen haben, da es uns nicht unbekannt seyn kann, daſs sie, um uns zu gefallen, und um uns anzulocken, gemeiniglich dem Putz so ergeben sind?

An sich betrachtet ist dieser Hang auch nicht zu verwerfen; nur muſs er geschickt geleitet und geordnet werden, wenn er nicht nach und nach die ganze weibliche Seele einnehmen, und das Mittel zum Zweck machen soll. Wir finden ihn bei den Weibern aller Nationen, nur in verschiedenen Graden und Aeuſserungen; er wird also überall für etwas Erlaubtes und Anständiges gehalten, er ist allgemein, weil er sich auf den individuellen Sinn der Weiber gründet. Ich glaube, daſs sich die Neigung zum Putz auch noch dadurch entschuldigen läſst, weil die Frauenzimmer durch ihre weiblichen Geschicklichkeiten und Handarbeiten selbst darauf hingeleitet werden. Sie lernen den Putz mit Leichtigkeit verfertigen und zusammensetzen, warum sollten sie ihr eigenes Machwerk nicht anlegen wollen, zumal wenn es die Schamhaftigkeit gebiethet? Viele Verzierungen des weiblichen Anzugs sind in gesittetern Zeitaltern gewiſs durch den letztern Umstand, also auf eine sehr ehrenvolle Art erfunden worden. Auch ist der Zeitvertreib, den die Weiber in Zubereitung ihres Schmucks finden, unstreitig tausendmal unschädlicher, als das Lesen verführerischer Romane und Gedichte, als die unselige Beschäftigung mit häuslichen Intriguen und Klatschereien, oder der lächerliche Hang zur Schriftstellerei. Alles dieſs gehört nicht zu dem Berufe des Weibes; dahingegen die Neigung zur Verschönerung des Körpers eine Vorschrift der Natur selbst ist. Verführte diese Neigung nicht oft zu unanständigen Bekleidungen des Körpers selbst und zur Verschwendung des Vermögens; so würde man sie für ein noch gefahrloseres Spielzeug der weiblichen Phantasie halten können. Ich werde über beide Ausartungen derselben noch Einiges sagen müssen.

Die anständigen und züchtigen Moden dauern selten lange, und nichts scheint den Erfinderinnen der Moden überhaupt beschwerlicher zu seyn, als hierin die goldene Mittelstraſse zu halten. Die unbescheidenen Aufdeckungen des Körpers haben zu allen Zeiten viel längern Beifall gefunden, — weil sie das lüsterne Auge des Mannes so leicht an sich ziehen, und uns Schwachheiten begehen lassen, wodurch die Eitelkeit des Weibes geschmeichelt wird. Da ihr Alles daran gelegen ist, den stärkern Mann auf irgend eine Art zu besiegen, und sich an den Zeichen seiner Sclaverei zu belustigen; so bestimmt oft die Mode allein die Grade körperlicher Entblöſsung, nicht immer die Moralität. Die züchtigsten Weiber sind in dieser Hinsicht bisweilen so schwach, daſs sie sich wie freche Buhlerinnen kleiden, wenn es der Ton so mit sich bringt, und wenn sich ihr körperlicher Bau öffentlich mit Ehren zeigen kann. Ist dieses nicht der Fall; so werden sie freilich die nackte Mode vermeiden, sie werden sich verhüllen, wenn Andere im Begriff stehen, alle Schleier fallen zu lassen; aber ich würde dieſs, da überhaupt der Begriff der Schamhaftigkeit so viel Relatives in sich schlieſst, nicht immer für ein untrügliches Merkmal ihrer Sittsamkeit halten; selbst dann nicht, wenn sie auch ihren Töchtern die Enthüllung des Busens verbiethen, weil dabei vielleicht eine weibliche Eifersucht zum Grunde liegen könnte. Die Mode siegt als Mode über Unschuld und Schamhaftigkeit, und zwar oft mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit. Ihre Wirkungen sind magisch und zauberartig. Das Mädchen, welches die reinste Erziehung bekommen hat, welches beim Anblick eines Mannes erröthet, und aus Schamhaftigkeit kaum das Auge gegen ihn aufzuschlagen wagt, ist gleichwohl kühn genug, in dem Anzuge einer schamlosen Dirne öffentlich zu erscheinen, und die Theile ihres Leibes, die verdeckt werden sollten, von den Männern begaffen und bewundern zu lassen.

Ueberhaupt haben die Weiber zu allen Zeiten einen grofsen und wunderlichen Verkehr mit ihrem Körperbau getrieben. Die Absichten dieser Eitelkeit, aus welcher sich wohl die meisten Künste ihrer körperlichen Verschönerung herleiten lassen, liegen am Tage. Man will die Männer fesseln, oder die Nebenbuhlerinnen beschämen, oder sich selbst gefallen, oder auch nur mit der Mode fortschreiten. Bei coquetten Weibern pflegen diese Absichten alle zusammenzukommen, obgleich auch die gesitteten es gemeiniglich sehr gut wissen, wie weit sie hierin gehen müssen, um nichts in unsern Augen zu verlieren. Daher sind sie so vorsichtig, uns ihre Füſse sehen zu lassen, daher haben die kurzen, sonst modigen Staatskleider nie lange ihr Glück gemacht, daher lassen einige den Busen nur ein wenig, und von der besten Seite, Andere bis zur Hälfte sehen, daher iſt das Selbststillen der Mütter in der vornehmen Welt, trotz aller Empfehlungen desselben, so sehr verabschiedet worden. Selbst diejenigen züchtigen Moden, die eine zeitlang den weiblichen Körper tief verhüllen, sollen dennoch durch ein äuſseres Prunkwerk auf die Theile wiederum hinweisen, die man so sorgfältig zu verhüllen suchte; eine Eitelkeit, die sich in ihrer Kunst entweder selbst übertrift, oder zu beweisen scheint, daſs man sogar durch das Versteckungsmittel — nichts verstecken, — oder durch das Symbol des Kleides die nicht vorhandene Schönheit des Körperbaues schön darstellen will.

Eine sehr böse Seite der weiblichen Neigung zum Putz ist ihre Verführung zum Geldauswurf und zur Verschwendung, ein Fehler, der für das häusliche- und Familienglück die schrecklichsten Folgen haben kann, und in neuern Zeiten wegen der unbeschreiblichen Abwechselung der Moden die Pest des andern Geschlechts genannt werden kann. Das ärmere Weib will es überall an Kleidungspracht, an schönerm und geschmackvollerm Hausgeräth, und in Allem, was auf weibliche Eitelkeit Beziehung hat, dem reichern gleich thun, und diese Manier nimt oft den gescheidtesten Weibern ihre Besinnung und ihre Klugheit. Der Ehemann kann mit aller Anstrengung vielleicht nicht so viel verdienen, als es der Aufwand seiner Dame verlangt; es entstehen zwischen beiden mürrische Launen, bedenkliche und Herzangreifende Wortwechsel, Vorwürfe, Klagen, Wünsche eines andern Zustandes, Ehescheidungen. — Reichen die Finanzen des Mannes nicht zu; so müssen Schulden gemacht, oder andere sonderbare Erwerbsmittel erfunden werden. Die Juden aller Art, verkaufen gern ihre schlechten Waaren auf Credit. Die modigen Kleider, der kostbare Flitterstaat ist längst zerrissen, ehe er bezahlt wurde. Aber wer kann sich helfen! Die junge Frau ist vielleicht nicht dazu gemacht und erzogen, ein häusliches Leben dem einladenden Geräusche der Welt vorzuziehen, und den Putz nur als ein Nebending ihres Werthes zu betrachten. Sie hat nicht Kraft und Entschlossenheit genug, sich über den Tadel einer Putzmacherinn ruhig hinwegzusetzen, und, statt des kostbaren Kleides, mit weiblichen Talenten und Tugenden zu glänzen. Sie sitzt wie auf glühenden Kohlen, wenn sie aus Mangel eines neuen Anzugs, oder auf die dringenden Vorstellungen des Gatten (wenn dieser anders noch so viel Gewalt über sie hat) den Ball nicht besuchen konnte, wo sie von ihren Anbetern erwartet wurde, und wo nun vielleicht eine Andere die Huldigungen der Männer genieſst. Hat die weibliche Eitelkeit diesen hohen Grad erreicht; so stürzt sie oft die weibliche Tugend selbst ins Grab, und die unerlaubtesten Mittel werden dann zur Befriedigung ihrer Wünsche für erlaubt gehalten. Die sinnliche Ausschweifung, das betriegerische Spiel, die Plünderung der, dem Manne anvertraueten Gelder, die Erschleichung ungerechter Erbschaften, und eines ungerechten Vermögens, werden oft nur eine Kleinigkeit für sie. In dieser Leidenschaft vereinigen sich, wie in einem Brennpuncte, alle Plane des eiteln Weibes. Was ihr widerspricht, muſs auf die Seite geschoben werden. Der Fond zum Geldauswurf muſs da seyn, und wenn man ihn durch das Laster selbst erzwingen sollte.

Bei vielen Frauenzimmern ist die Liebe zum Putz wohl mehr eine Folge der Gewohnheit, als einer herrschenden, eiteln Modegier, mehr eine Neigung zu etwas Neuem und Veränderlichen, als eine absichtliche Sucht, zu gefallen. Die weibliche Einbildungskraft und Laune will eben so, wie die des Mannes, ihre Steckenpferde haben, und die Moden begünstigen diese nicht nur, sondern haben auch noch den Vortheil für das schöne Geschlecht, daſs sie sein Bedürfniſs und seinen Hang zur Plauderei auf eine unschuldige und angenehme Art befriedigen. Wie langweilig würden nicht oft den Weibern ihre Zusammenkünfte werden, wenn ihnen nicht die Gespräche von Putz und von seinen Abänderungen zum Zeitvertreibe gereichten! Bei andern Frauenzimmern, die wirklich und im Ernst durch ihren Putz Eroberungen machen wollen, und daher seine Wirkungen genauer studieren müſsten, scheint er ein höchst sonderbares Miſsverständniſs des Geschmacks und der Eitelkeit selbst zu seyn, indem man ihn gleichsam über die Liebenswürdigkeit der Person erheben, und das Kleid zur — Sache machen will. Die Schönen scheinen es in der That nicht immer zu wissen, daſs sich die Schönheit selbst zwar sehr gut mit dem Schmuck des Anzugs verträgt; daſs aber diese liebenswürdige Eigenschaft durch die geringste Ueberladung eher verdunkelt als gehoben wird, und daſs ein zu prächtiger weiblicher Anzug uns Männer mehr zurückstöſst, als anlockt. Man hat wunderliche Beispiele hiervon, und es ist in der That eine merkwürdige Erscheinung, daſs zur Sinnlichkeit geneigte Weiber, so lange sie sich in ihren Staatskleidern befanden, ihre Anbeter bisweilen durchaus nicht verführen konnten. Es kann seyn, daſs diese physische Kälte der Männer durch das vornehme Ansehn und den Kleiderprunk ihrer Damen unmittelbar selbst hervorgebracht wurde, es kann aber auch seyn, daſs die Liebe in diesem Gewande nicht so schön, als im Nachtkleide war, oder, daſs die Sinnlichkeit das geschmückte Laster selbst widerlich fand. — Wenn die Frauenzimmer sich zu sehr schmücken, *) gefallen sie uns nie —

---

*) Hier ist die Sentenz des La Bruyere gegen alle diese Weiber. „Si les femmes veulent seulement être belles à leurs propres yeux, et se plaire à elles-mêmes, elles peuvent sans doute, dans la maniere de s'embellir, dans le choix des ajustemens et de la parure, suivre leur goût et leur caprice: mais si c'est aux hommes qu'elles desirent de plaire, si c'est pour eux qu'elles se fardent ou qu'elles s'enluminent j'ai recueilli les voix, et je leur prononce de la part de tous les hommes, ou de la plus grande partie, que le blanc et le rouge les rend affreuses et dégoutantes, que le rouge seul les vieillit et les déguise, qu'ils haissent autant à les voir avec de la ceruse sur le visage, qu' avec de fausses dents en la bouche et de boules de cire dans les machoires, qu'ils protestent sérieusement contre tout l'artifice dont elles usent pour se rendre laides; et

oder nur den Stutzern. Wir haben in diesem Punct einen richtigern Geschmack, als jene, indem wir die Einfachheit und das Natürliche des Putzes seinen übertriebenen Verzierungen weit vorzuziehen pflegen, und auſserdem noch diese Verzierungen leicht für ein stummes Zeugniſs von irgend einem vorhandenen körperlichen Fehler des Weibes zu halten gewohnt sind. Ein zu componirter Schmuck läſst uns überdieſs glauben, daſs man uns darum mit solchen Waffen fangen will, weil man keine bessern hat, und daſs man zu unserer Besiegung keine Herzen opfern dürfe, da dieſs ein Band, ein Stück Flor, ein wenig Rouge zu bewirken im Stande sey.

Welchen Werth die Weiber auf den Putz setzen, und welche Wunder sie sich

---

que bien loin, setzt der naive Mann hinzu, d'en repondre devant Dieu, il semble au contraire qu'il leur ait réservé ce dernier et infaillible moyen de guérir des — femmes. Tom. I. S. 178. der angezeigten Ausgabe.

von ihm, und durch ihn versprechen, siehet man daraus, daſs sich die Alten und Häſslichsten unter ihnen gemeiniglich mit den meisten Zierrathen behängen, und in der Kleiderverschwendung oft gar keine Grenze beobachten. Rousseau sagt mit Recht, „daſs sich keine ungeschicktere Eitelkeit, als diese, denken lasse.“ Weiber, denen die Natur die Schönheit versagt hat, wollen sich durch den Putz etwas geben, was sie sich nie geben können, und das Mittel, welches eine Art von Schönheit erzwingen soll, wird grade die Häſslichkeit in ihrer ganzen Gestalt zeigen. Auch hier ist die Gewohnheit und der Glaube stärker, als die Kraft, beiden zu widerstehen, stärker als die Ueberzeugung von einem verwahrloseten Körper. Ich habe eine sehr junge Frau gekannt, welche durch unzählige Blatternarben so entstellt war, daſs man sie vielleicht für die Häſslichste in meinem Vaterlande halten konnte. Sie trat nie vor dem

Spiegel, ohne wegen ihres Gesichts ein lebhaftes Schaudern zu empfinden, und ihrem eigenen Bilde ein schiefes Maul zu machen; ja, sie kreischte oft laut auf, wenn sie unvermuthet die Verwüstungen und Furchen ihrer Wangen erblickte, und dennoch hab ich nicht leicht ein Weib gefunden, die in ihrem Anzuge eiteler gewesen wäre, und so viel ängstliche Sorgfalt auf ihren Körper verwandt hätte, als sie. Kein Kleid, kein Kopfauſsatz war ihr gut genug, — wahrscheinlich, weil sie bei allen Verzierungen des Gesichts immer noch — häſslich blieb. Sie war die genaueste Kennerinn der Moden, sie beurtheilte den Geschmack eines weiblichen Anzugs mit einem critischen Scharfsinn, und, worüber ich oft lachen muſste, sie war eine declarirte Feindinn aller häſslichen Weiber. —

Die Frauenzimmer, welchen die Natur entweder einen verunstalteten Körper, oder ein nicht sehr einladendes Gesicht gegeben hat, würden in der That Ursach haben untröstbar zu seyn, wenn ihnen jene gute Mutter nicht, zum Ersatz andere Annehmlichkeiten der Person und des Geistes verliehen hätte. Die häſslichsten Weiber haben oft, wenn nur das Gesicht verloren hatte, den schönsten Wuchs, den schönsten Busen, die schönste Haut, das liebreizendste Auge, die hinreissendste Stimme, das angenehmste Talent zur Unterhaltung; ein Talent, welches sehr oft, wenigstens in den Augen vernünftiger Männer, den Vorzug vor aller Schönheit behauptet, ob es gleich vielleicht kein einziges Frauenzimmer in der Welt geben dürfte, welches seine Schönheit für ein Talent des Geistes ohne Nachreue hingeben würde. Die Weiber wissen es sehr gut, das die Talente und Annehmlichkeiten des Geistes, so groſs auch ihr innerer Werth seyn mag, doch nur immer einen sehr willkürlichen und eingeschränkten Beifall erhalten, daſs hingegen die Schönheit schon bei einer mittelmäſsigen Seelenbildung überall gefällt, überall siegt, und die ganze Männerwelt an ihre Fesseln bindet. Sie wissen es, daſs die Plane, welche sie durch jene ausführen wollen, leichter zu scheitern pflegen, als diejenigen, die ihre Schönheit mit einer Art von Wunderwerk beginnt und vollendet; sie wissen endlich, daſs sie bei den Siegen, die ihre Schönheit gewinnt, lange nicht so viel Anstrengung, und so vielen Tadel zu befürchten haben, als wenn sie durch Schöngeisterei siegen wollen. Kurz sie documentiren durch ihre ganze Denkweise, und alle sich auf die Verschönerung ihres Körpers beziehende Handlungen, daſs sie die Schönheit selbst für ihr höchstes Gut, und daſs sie, mit dem guten La Bruyere, ein schönes Gesicht für das schönste unter allen sichtbaren Dingen halten. *)

Die Gewohnheit, sich auszuschmücken, bleibt bei ihnen bis in das späteste Alter hinein, wo kein Auſsenglanz mehr die Ruinen verwelkter Reize verbergen kann. Man kann sich freilich nichts Lächerlicheres denken, als wenn eine alte Frau sich noch wie eine Schauspielerinn kleidet, die Berge und Thäler ihrer Wangen mit Schminke bestreicht und ihren eingesunkenen Busen mit Gewalt ans Tageslicht zieht; allein ich halte dafür, daſs dieses Lächerliche einigermaaſsen entschuldigt werden kann, wenn man bedenkt, wie schwer eine uns sonst so angenehme Gewohnheit abzulegen ist, und

---

*) Lucian macht in seiner vortreſſlichen Abhandlung: wie man Geschichte schreiben müsse, den häſslichen Leuten und den Weibern einerlei Vorwurf; beide, vornemlich die leztern, verlangen, nach seiner Meinung, immer so schön als möglich, gemahlt zu werden. Vierter Band seiner Werke, S. 173. Zweibr. Ausgabe.

wie sehr das andere Geschlecht im Alter auf seine Reinlichkeit achten muſs, wenn es nicht eckelhaft und lästig werden will. Die alten Frauen, welche immer noch einen so groſsen Werth auf ihren Anzug legen, wollen auch eigentlich dadurch nicht mehr — Herzen — erobern, weil ein solcher Anspruch höchst unnatürlich wäre; aber sie wollen wegen ihres Anzugs und Geschmacks gelobt werden, und ihren jüngern Schwestern zeigen, daſs es doch noch Etwas giebt, worin sie mit ihnen wetteifern könnten.

Eine Miſsgeburt der weiblichen Eitelkeit ist unstreitig Alles, was Gezwungenheit, Ziererei und Affectation genennt werden kann. Eigentlich liegen diese Fehler nicht in dem natürlichen und einfachen Charakter des Weibes, sondern in einer offenbaren Verdorbenheit des Geschmacks, in einem Miſsverständniſs der Eitelkeit selbst, so wie hingegen Ungezwungenheit in der Regel einen graden Verstand, einen guten Geschmack und einen richtigen Sinn für das Edle und Schöne angezeigt. Das gezwungene, erkünstelte und affectirte Wesen nehmen die meisten jungen Mädchen von ihren affectirenden Müttern und Erzieherinnen an, die ihnen unaufhörlich vom körperlichen Anstande, von der Manier, sich behutsam und niedlich auszudrücken, und von der Zurückhaltung gegen unser Geschlecht vorpredigen, ohne ihnen die Grenzen dieser Regeln genau zu bestimmen, und bestimmen zu können. Dadurch befindet sich das junge Frauenzimmer bei seiner natürlichen Furchtsamkeit allemal in einem ungewissen und verlegenen Gemüthszustande, sobald es in die öffentliche Gesellschaft tritt, und dennoch andere Weiber nicht so genau nach jenen strengen und mechanischen Lebensregeln handeln sieht. In höhern Ständen, wo leider das Ceremoniel zur Logik des Lebens gemacht wird, sind daher die meisten jungen Frauenzimmer wahre Maschinen des Anstandes, die wie ein Uhrwerk von ihren Müttern und Gouvernanten aufgezogen, und so lange hin- und hergestellt werden, bis sie alle Kennzeichen eines einfachen und natürlichen Betragens vollig abgelegt haben. Ihre Seele, ihre Art zu denken und zu empfinden, wird eben so geflissentlich und grausam, wie ihr Körper, verschroben, alle ihre Handlungen müssen einen Anstrich von Unnatur und Verzerrung an sich haben, wenn sie der französischen Erziehung, die unglücklicherweise das Schiefe für eine Naturschönheit zu halten pflegt, Ehre machen sollen. Ihr zarter Leib wird durch drückende Schnürleiber, ihr Gefühl für das Regelmäſsige und Gute, durch falsche Vernunftmaximen verunstaltet, ihre natürliche, unschuldige Freiheit durch eine streng gebothene Wachsamkeit über alle ihre Geberden, Worte und Handlungen in Fesseln gelegt. Selbst seine Nahrungsmittel muſs das Kind, wie ich oft bemerkt habe, mit einer Art Gezwungenheit und Affectation zu sich nehmen, und am Tisch so gekünstelt und gedrechselt, wie auf dem Tanzboden, erscheinen. Die Vernachlässigung dieser eisernen Gesetze, der kleinste Verstoſs gegen diese Tanzmeisterästhetik wird gemeiniglich härter, als andere moralische Vergehen bestraft, und ihm manche Unsittlichkeit und Heimtücke verziehen, wenn sie nur mit einem gewissen Anstande verbunden war, und mit Anstande versteckt wurde. Es kann wohl seyn, daſs in höhern Ständen manche Leute sich durch nichts, als durch — Affectation auszeichnen können; allein auch weise und kluge Eltern lassen sehr oft ihre Kinder nicht anders, als — Schulpferde, abrichten; ein Unsinn, der sich lediglich auf die Gewalt der Gewohnheit gründet. Die gescheidtesten Männer müssen sich bisweilen die physische und moralische Verkrüppelung ihrer armen Kinder gefallen lassen, weil die Mutter eine etiquette Närrinn war, und weil man die Französinn und den Hofmeister nicht umsonst bezahlen wollte. Aber ich habe auch selbst sehr hellsehende und verdienstvolle Männer gekannt, die durch ihr eigenes pedantisches und gezwungenes Wesen den Kindern nicht nur ein bleibendes Beispiel von Affectation gaben; sondern diese sogar von ihnen verlangten. Ein Beweis, daſs man oft einen sehr erleuchteten Verstand besitzen, und doch einen sehr elenden Geschmack haben kann.

Der herrschende Ton eines steifen Ceremoniels, und der hohe Werth, den man auf seine strenge Beobachtung legt, wird also wohl ein Hauptgrund seyn, warum Männer und Weiber in höhern Ständen gemeiniglich so langweilig, fade und ungenieſsbar werden. Sie können, durch die Gewohnheit gefesselt, jenen Ton eines ängstlichen und erkünstelten Betragens nicht wieder ablegen, wenn sich auch die Klügern unter ihnen über seinen Druck und seine Narrheit laut beklagen, und sich durch Satyren an der Tyrannei des Ceremoniels selbst gleichsam zu rächen suchen. Die minder Klügern hingegen, werden in jenem Ton eine gewisse Gröſse wahrnehmen, weil sie keine andere Gröſse kennen, und hinter dem Ansehn des Gebrauchs die Kleinheit ihres Geistes zu verstecken Ursach haben. Noch andere hängen ihm darum so unveränderlich an; weil er zu ihrem Zeitvertreibe gehört, ihnen die müssigen Stunden des vornehmen Lebens verkürzen hilft, und sich an ihr Interesse anschlieſst. Daſs aber diese genaue Aufmerksamkeit auf seine vielen und kleinlichen Regeln die Affectation der Weiber um so viel mehr befördern muſs, weil ihr Betragen überhaupt, ihre Sittsamkeit, ihre Freiheit an mehrere und subtilere Gesetze, als die unsrige, gebunden ist, wird kein Mensch läugnen können. Wenn der steife, ganz für das Ceremoniel lebende, Thor, auch einmal einen Fehler gegen seine hölzerne Gottheit begeht; so wird man ihn entschuldigen, und allenfalls nur über die Schwäche seines mechanischen Gedächtnisses erstaunen; aber dem etiquetten Weibe wird man ein solches Verbrechen nicht leicht verzeihen können. Sie wird sich durch die Vernachlässigung des Tons vielleicht von allen Seiten Feinde machen; sie wird in der Gesellschaft laut verlacht, oder laut verachtet werden; sie wird sich von ihren Freunden und Freundinnen selbst gedemüthigt sehen, und ihre Tugend und ihren Verstand selbst nicht mehr gegen einen gewissen Verdacht sichern können.

Die weibliche Ungezwungenheit, welche in einem natürlichen Ausdruck der sittlichen Handels- und Denkweise besteht, folglich sich nicht allein auf ein ungekünsteltes Tragen und Bewegen des Leibes, sondern auch auf eine einfache und richtige Aeuſserung der Gefühle und Gedanken bezieht, gehört zwar als ein nothwendiger Theil zur weiblichen Grazie; aber diese besteht nicht ganz in der Ungezwungenheit, wie viele Weiber zu glauben scheinen. Die weibliche Grazie äuſsert sich durch einen Totaleindruck des Sanften, Edeln und Schönen, das in der weiblichen Seele liegt, die Ungezwungenheit hingegen zeigt nur, daſs man keinen verschrobenen Geschmack in der Aeuſserung seiner Gefühle und Gedanken habe, und die Einfalt der Natur in diesem Stück der Künstelei vorziehe. Da aber die Grazie, wie ich unten weiter zeigen werde, von so empfindlicher, und reiner Natur ist, daſs sie durch die geringste Verletzung ihrer Bestandtheile selbst ganz verdunkelt werden kann; so läſst es sich auch erklären, warum sie durch eine zu weit getriebene Ungezwungenheit ihre schönsten Wirkungen verliert, und warum die liebenswürdigsten Coquetten ihre Triumphe nicht immer ganz vollenden können. Sie zerstören ihre eigenen Siege, wenn sie bisweilen zu natürlich seyn wollen, und dann über die feinen Grenzen der Natur in ihrem Betragen selbst unwillkürlich hinausgehen; eine Erscheinung, die bei Leuten, welche durch die lange Künstelei des Gefühls und Handelns den regelmäſsigen Gebrauch der Natur gleichsam verlernt hatten, leicht Statt finden kann.

Sehr oft verwechseln unter diesen Umständen selbst verständige Weiber den freiern, aber bescheidenen Ausdruck des Betragens und Redens mit einer Art von Frechheit, erlaubte Ungebundenheit mit Wildheit und Zudringlichkeit, Sitteneinfalt mit Feuer der Leidenschaft. Auch hier ist ihr leichter Uebergang in Extreme mehr als zu sichtbar; — sie springen über mehrere Grenzlinien hinweg, wenn sie erst eine übersprungen hatten. Sie plaudern entweder zu künstlich, oder zu natürlich, sie lachen entweder zu laut, oder zu abgezirkelt, sie denken entweder zu frei, oder zu engbrüstig, sie sind entweder zu karg, oder zu verschwenderisch mit ihren Liebkosungen. Am meisten aber verirren sie sich dann, wenn sie bei ihrer aufwallenden Freude ungezwungen seyn wollen; ein Affect, der ihr feineres und lebhafteres Gefühl zu ungleich mehr Thorheiten, als das unsrige, verführen kann. Ihre Empfindungen rollen dann gleichsam mit einer beschleunigten Bewegung über einander hin, und reissen Alles mit sich fort, was ihnen im Wege liegt. Sie werden so ungezwungen, daſs sie nicht ungezwungener seyn dürfen, wenn ihre Unschuld selbst nicht in Gefahr gerathen soll. Ueberhaupt schlieſst die Freude fast immer das weibliche Herz zu weit auf, und zeigt uns mehr, als wir sehen wollen. Sie giebt der Imagination und der Zange eine Bewegung, die bisweilen die heiligsten Mysterien des weiblichen Gefühls ans Tageslicht bringt; sie verräth uns Plane, die zwar in der ganzen Bauart und Denkweise des Weibes liegen, die aber doch verhüllt bleiben müssen, wenn sie die Absichten der Natur nicht zu laut verrathen, und uns nicht zurückscheuchen soll.

„Man findet bei manchen Weibern, sagt La Bruyere in der oben angeführten Abhandlung, eine erkünstelte Gröſse, die an die Bewegung der Augen, an ein gewisses Tragen und Geberden des Kopfs, an die Art des Ganges geknüpft ist; aber sich auch nicht weiter, als so weit erstreckt. Ihr Geist führt etwas Blendendes bei sich, das sich ein Ansehn zu geben weiſs; — aber man achtet ihn nur deſswegen, weil man ihn noch nicht genau durchschauet hatte.“ La Bruyere hätte sagen können, die meisten Frauen, welche affectiren, gehören zu dieser Classe. Sein Gemählde paſst auf den gröſsten Theil der vornehmen Weiberwelt so genau, daſs es nur daher genommen seyn konnte. Frauenzimmer dieser Art, vornemlich solche, die sich durch allerlei Mittel in die Höhe gehoben haben, wollen sich durch erzwungene Mienen und Manieren, durch eine theatralische Bewegung ihres Körpers, durch eine gekünstelte Sprache, und durch einen kalten Blick des Stolzes eine gewisse Würde geben, die nicht durch die Gröſse des Charakters und Verstandes selbst hervorgebracht werden kann, und nicht durch die Schönheit des Körpers unterstützt wird. Sie wollen, so wenig auch hinter allem diesen Blendwerk liegen mag, uns durch ihre Affectation glauben machen, daſs ihr Geist sehr ausgebildet, ihr Gefühl sehr erhaben, ihre Tugend sehr selbständig sey; sie halten uns eine mit Zierrathen überladene Schale vor, die aber dem Hellsehenden nichts, als diese — Ueberladung, zeigt. Ihr Anstand wird zu einer gewissen Majestät, ihre Sprache zu einem gewissen Pathos hinaufgehoben, — ohne daſs wir dadurch gerührt werden. Sie wollen Bewunderung erregen, und erregen Spott und Lachen. Die elende, zwar sehr vornehme, aber doch sehr plumpe Erziehung schimmert überall hindurch, weil die Affectation gemeiniglich selbst die Verrätherinn dieser Erziehung wird. Sie affectiren eine gewisse Feinheit des Geschmacks und der Lebensart dadurch, daſs sie mit Geringern nur herablassend sprechen, ohne zu bemerken, daſs ihre Sitten, ihre Art sich auszudrücken, ihre Sprachfehler im hohen Grade pöbelhaft sind, — kurz, ihre ganze Gröſse besteht, wie La Bruyere sagte, in weiter nichts, als in einer Gaukelei der Geberden, und in unsern — Irrthum, indem wir den Schimmer ihrer Gröſse noch nicht genauer erforscht hatten.

Wenn diese Weiber die Blöſsen ihres Geistes selbst fühlen; so werden sie gewiſs desto mehr die Mechanik ihres Körpers studieren, um unsere Aufmerksamkeit von jenem auf diesen zu leiten. Ein Mittel, wodurch oft Coquetten von sehr mittelmässigem Verstande ihr Glück gemacht haben. Sie werden bald ein gebietherishes, bald freundliches Ansehn affectiren, damit sie uns einige Zeit in Ungewiſsheit erhalten mögen, was wir von ihnen halten sollen, oder sie werden uns durch eine beständige Gutmüthigkeit wenigstens von der Güte ihres Herzens zu überzeugen suchen, wenn wir an der Güte ihres Verstandes zweifeln könnten. Aber die Coquetterie ist nicht allezeit die Mutter dieser und andrer Arten der Affectation, da die ältesten Weiber, die nun keine Eroberungen mehr machen können, diesen Fehler noch annehmen, und darin die Jugend oft selbst übertreffen. Die Affectierende will uns also überhaupt, sie mag jung oder alt seyn, ein gewisses Blendwerk in Absicht solcher guten Eigenschaften vormachen, die sie vielleicht gar nicht besitzt, und nicht besitzen kann. Sie affectirt bei sehr laxen Grundsätzen einen hohen Grad von Schamhaftigkeit, die unter vier Augen verschwindet; sie stellt sich bei einer sehr oberflächlichen Kenntniſs wissenschaftlicher Gegenstände als eine Kennerinn derselben auf, und sucht uns durch die Wahl der Ausdrücke eine hohe Meinung von der Tiefe und Richtigkeit ihres Verstandes beizubringen. Sie affectirt ein Gefühl von Wohlwollen, Freundschaft, Mutterliebe, und Zärtlichkeit, oder auch einen Sinn für Erhabenheit und Würde, für Wahrheit und Gerechtigkeit, für Seelengröſse und Charakterwerth, den sie, bei genauer Untersuchung, gar nicht besitzt. Alles ist nur studiert, alles auswendig gelernte Rolle und Wörterklang; alles ein täuschendes Blendwerk, das sie vielleicht selbst für Wahrheit hält, oder wodurch sie nur Andere zu hintergehen sucht. Es kann seyn, daſs bei vielen Frauenzimmern ihr behutsames, nach den strengsten Regeln der Moralität abgemessenes, Betragen, selbst nicht von aller Affectation frei, — und mehr ein Werk ihrer gezwungenen Klugheit, als ihrer Tugend ist, und ich gestehe offenherzig, daſs ich in dieser Rücksicht immer gegen Männer und Weiber etwas miſstrauisch gewesen bin, die alle ihre Ausdrücke und Handlungen, wie die Züge eines Schachspiels, zu berechnen pflegten. Selbst in der Zurückhaltung, in dem bescheidenen Stillschweigen, in der Genauigkeit der zu beobachtenden Lebenspflichten, in der Strenge des Sittenrichters und in den unverdächtigen Uebungen der Frömmigkeit, liegt sehr oft eine unverkennbare Spur von Affectation, und dieser Fehler der meisten Menschen wird immer mehr zunehmen müssen, je mehr die Neigung zur Vielwisserei, die Neigung zum Auſsenglanz, die Verachtung des wahren Verdienstes, die Künstelei der Sprache und Natur, und vornemlich die zu vornehme Erziehung in allen Ständen heut zu Tage zu steigen scheint.

Am unnatürlichsten kommt mir jede weibliche Affectation dann vor, wenn sie sich zur Schönheit gesellen, und diese, an sich schon gefallende und siegende Eigenschaft des Weibes durch ihre Künste heben will. Und doch wird man selten ein schönes Frauenzimmer finden, die nicht einen Theil ihrer Reitze durch Ziererei und Zwang gleichsam wieder vernichten sollte. Das heiſst in der That das Gold in Blei einfassen, und ein noch schöneres Meisterstück, als das eines Praxiteles, offenbar verhunzen. Wenn es für den moralischen Sinn eine Erhöhung der Schönheit giebt; so kann diese nur durch den Ausdruck der Tugend und Grazie, aber durch nichts anders in der Welt hervorgebracht werden. Denn die Schönheit ist so reich an innerm Gehalt, daſs sie nichts zu borgen nöthig hat, um sich geltend zu machen. Sie ist ein ungeschminktes Kind der Natur, und kann es, als ein vollendetes Werk, durchaus nicht vertragen, wenn die Kunst und Affectation an ihr schnitzeln und bauen will. Diejenigen Frauenzimmer kennen daher ihren Vortheil sehr wenig, welche ihre Schönheit durch ein gezwungenes Wesen in ein helleres Licht zu setzen glauben, indem sie jene durch dieses in der That verdunkeln und beschimpfen werden. Wenn sie durch das einladendste Geschenk der Natur, durch einen wohlgebildeten Körperbau die Augen und Herzen aller Menschen auf sich ziehen; so werden sie auf der andern Seite durch ihre Affectation, — diese erklärte Feindinn alles Schönen, — die Aufmerksamkeit und die Herzen aller Menschen wieder von sich zurückstoſsen, und wir werden es beklagen, daſs ein so schönes Gebilde der Schöpfung seine eigenen Reitze so sehr miſskennen, und durch eine elende Ziererei wieder zerstören konnte.

Jener schöne Körperbau wird nur unsere Sinne, aber nicht unser Gemüth rühren. weil alle Affectation, sie mag heiſsen, wie sie will, auf einen verschrobenen und verbildeten Charakterzug hindeutet, und wenn sie zu übertrieben ist, endlich unsern Sinnen selbst widerlich und unausstehlich werden kann. Wir mögen nun einmal die schlecht angebrachten Zierrathen an einem symmetrischen Gebäude nicht leiden, weil sie nach den Regeln des Geschmacks durchaus nicht zur Einheit und Vollendung des Ganzen gehören. Dieſs ist einer von den Gründen, warum sehr viele schöne, und liebreitzend gestaltete Mädchen nicht so leicht Männer bekommen, als Andere, welchen die Natur viel weniger körperliche

Reitze gegeben hat, und die eher häſslich, als schön, genennt werden können. Ihre Affectation und Ziererei, ihre erzwungene Sprödigkeit, ihre abgemessene Sprache, ihr studierter Gang, ihre berechneten Manieren, ihr gesuchter Witz, ihre gesuchten und künstlichen Launen scheuchen uns zurück. Wir fürchten nicht ohne Grund, daſs sie durch eine affectirte Liebe uns noch unleidlicher, noch abgeschmackter werden dürften, da sich diese freie und groſse Leidenschaft des menschlichen Herzens durchaus nicht mit einer nur angenommenen und studierten Aeuſserung ihrer schönen Gefühle vertragen will, und vertragen kann. Wir fürchten, daſs die künstliche, verschrobene Jungfrau auch lebenslang eine künstliche und verschrobene Gattinn und Hausmutter bleiben werde. Die Erfahrung lehrt es ja, daſs die gröſsten Schönheiten sehr bald für den Mann im Ehestande etwas sehr Alltägliches werden, wenn sie sich durch eine natürliche Herzlichkeit und Gewandheit im Umgange nicht die Liebe und das Zutrauen desselben zu erhalten wissen. Die Affectation stehet aber beiden leztern Bedingungen so schnurgrade entgegen, daſs man diejenige Ehe allemal für einen sehr kalten Zustand halten kann, wo die Ziererei des Weibes den Ton angiebt, und vielleicht wider den Willen derselben den Genuſs der unschuldigsten Freuden selbst verbittert. Ich kenne Weiber, die so gern herzlicher, inniger, offener, ungezwungener gegen Gatten und Kinder und Freunde handeln möchten; allein es ist ihnen nicht möglich. Noch im hohen Alter liegt der eiserne Druck der Gouvernante, und die Gewohnheit eines kleinlichen Ceremoniels schwer auf ihnen. Der in der Jugend verbogene schöne Baum kann durch keine menschliche Kraft in spätern Jahren wieder grade gemacht werden.

Je mehrere Augen und je länger sie auf uns gerichtet sind, je mehr stehen wir gemeiniglich in Gefahr ein affectirtes und erkünsteltes Wesen anzunehmen, wenn auch Anfangs keine Anlage dazu in uns vorhanden seyn sollte. Wir sehen dieſs bei den meisten Menschen, welche öffentliche Reden halten müssen. Sie affectiren fast alle, und sie werden das groſse Geschlecht der Pedanten aller Art nie aussterben lassen. Der Grund davon liegt offenbar in unserer Eitelkeit, in der angenehmen Beschauung unseres Ichs. Wir wollen nemlich vor so vielen Augen *), und so vielen Richterstühlen besser und liebens-

---

*) Montesquieu macht deſshalb in seinem unsterblichen Werke: De l'esprit des Lois, L. VII. C. I. die sehr richtige Bemerkung: „Plus il y a d'hommes ensemble, plus ils sont vains et sentent naitre en eux l'envie de se signaler par de petites choses.“ Ich glaube nicht, daſs es eine richtigere Definition der Eitelkeit geben kann, als diese.

würdiger, auch wohl wichtiger erscheinen, als wir es in der That sind, wir wollen unsere äuſsere Rolle wenigstens mit Ehre spielen; wir wollen in unserm Betragen so lange hin- und herlaviren, bis wir unsere kleinern und gröſsern Schwächen dem Beobachtungsgeiste Anderer ganz entzogen zu haben glauben. — Wir bemerken aber auch bald, daſs dieſs nichts weniger, als eine leichte Kunst sey, und daſs eine unermüdete Wachsamkeit dazu gehöre, wenn uns nicht, wider unsern Willen, bald diese bald jene Lächerlichkeit entwischen soll. Diese ängstliche Wachsamkeit macht die meisten Menschen selbst bei groſsen Geisteseigenschaften und groſsen Verdiensten so verlegen, wenn sie auf einen gröſsern Schauplatz und unter eine Menge kluger Zuschauer hingestellt werden, und dieſs ist der Grund, warum so wenig groſse Männer und Weiber, die es durch Talente des Geistes und Herzens sind, sich durch ein ungezwungenes Wesen zu empfehlen wissen. Die Schönheit befindet sich in einer ähnlichen Lage. Auf sie sind immer tausend Augen gerichtet. Sie will allen diesen Augen gefallen; allein sie darf nicht stumm bleiben, wenn sie gefallen soll, sie mufs zu reden, zu handeln anfangen, und hier fängt dann auch gemeiniglich ihre Verlegenheit und Gezwungenheit an. Die Schönheit wird ihrer Qualität *) nach, zwar freilich ohne alles Interesse gefallen; aber die schöne Person mufs schön handeln, wenn sie für uns ein Gegenstand des Angenehmen und des Liebreitzes werden soll. Die schöne Person wird daher sich durch eine melodische Sprache, durch eine gefällige Wendung ihrer Gedanken, durch den Aufputz ihres Körpers und Geistes, und durch ein einnehmendes Betragen

---

*) Kants Critik der Urtheilskraft in der Analytik des Schönen.

noch mehr zu verschönern suchen, und sie würde es können, wenn sie es nicht besser machen wollte, als es nöthig ist. Die Eitelkeit hebt sie über die Grenzen des Natürlichen hinaus, und nun steht die Affectation mit allen ihren kleinen Künsten vor uns. Man erborgt etwas Fremdartiges, man hascht nach Zierrathen, man wird unnatürlich, weil man zu viel auf einmal thun, zu viele Augen zugleich befriedigen, und mit sich, bei so mancherlei Widersprüchen unsrer Eitelkeit mit der Auſsenwelt dennoch immer zufrieden seyn will. Die Schmeichelei, welche die Schönheit schon mit ihrem Aufblühen überall einerntet, verdirbt überdieſs schon den graden Charakter der meisten jungen Mädchen. Jeder lobt an ihrem Schönheitsbilde etwas Verschiedenes, sie werden sich also auch nach diesen so verschiedenen Urtheilen — verschiedenartig zu gestalten und zu benehmen suchen; aber in dieser Lage gewiſs nicht immer die richtigsten Griffe thun, weil jene Urtheile vielleicht etwas zur Schönheit machen, was nur in den Augen der Stutzer schön ist. Ihre reine Sprache wird sich in ein affectirtes Lispeln und Schnarren, ihr sanfter unschuldiger Blick in Stolz, ihr natürlicher Verstand in eine romantische Gespanntheit, ihr grades, zärtliches Gefühl in Empfindelei verwandeln, je nachdem es die Schmeicheleien ihrer Anbeter so haben wollten. Sie werden von jedem derselben irgend eine Maxime, zu gefallen, annehmen, und am Ende den richtigen Gebrauch von keiner einzigen treffen, da sich die Eitelkeit nach so vielen Wünschen auf einmal drehen, und sich folglich selbst Gewalt anthun wird. Irre ich nicht; so liegt hierin ein Grund, warum manche schöne Weiber oft einen so componirten und schwankenden Charakter haben, warum sie leichter, als Andere, ungetreu und lasterhaft werden, und warum sie selten ihre Männer ganz glücklich machen.

Ich finde eine Menge ähnlicher Ideen in einem Gemählde des englischen Zuschauers so wahr und naiv aufgestellt, daſs ich nicht unterlassen kann, sie meinen Lesern in einer zwanglosen Uebersetzung mitzutheilen. „Ein Besuch, sagt mein liebenswürdiger Humorist, gab mir neulich Gelegenheit, die Bemerkung zu machen, daſs sich die Schönheit des Weibes allein schon durch die Affectation in — Häſslichkeit verwandeln, und ein guter Kopf durch den nemlichen Fehler lächerlich werden kann. Das schöne Weib beſaſs gewisse Annehmlichkeiten und Reitze, die ihr sehr am Herzen lagen, und die sie auf eine vortheilhafte Art in allen ihren Blicken, in jedem Worte, das sie aussprach, und in allen ihren Manieren ausstellen wollte. Der junge Herr war nicht weniger geschäftig, seinen schönen Talenten Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Man konnte es ihm ansehen, wie sehr er seinen Geist auf die Folter spannte, um etwas — Neues zu erfinden, und neben seiner Dame zu glänzen, während die letztere sich tausend Zwang anthat, um ihn zu fesseln. Wenn sie lachte; so öffnete er seine Lippen mehr, als gewöhnlich, um desto besser das Elfenbein seiner Zähne sehen zu lassen. Sie zeigte mit ihrem Fächer nach einem, von ihr etwas entfernten, Gegenstande hin, damit durch das Auſheben ihres Arms die schöne Rundung desselben in die Augen ſiele; — aber sogleich äuſserte sie ihre Verachtung gegen den nemlichen Gegenstand, that einige Schritte rückwärts, lächelte über ihr Versehn, und gerieth in eine solche Verwirrung, daſs sie ihr Halstuch wieder in Ordnung bringen, den Augen der Gesellschaft ihren schönen Busen zeigen, und sich auf diese Art eine neue — Stellung und eine neue Grazie geben muſste. Während sie sich an diesen kleinen Künsten belustigte, hatte der Stutzer Zeit, ihr angenehme Schmeicheleien zu sagen, und ihrem Stolze durch allerlei unartige Bemerkungen über andere Damen der Gesellschaft, Opfer zu bringen. Diese unseligen Wirkungen der Sucht zu gefallen, haben mich bewogen, diesen wunderlichen Zug des menschlichen Geistes, welcher das Betragen der meisten Menschen so allgemein lächerlich macht, näher zu untersuchen.“

„Der gelehrte Burnet bemerkt in seiner Theorie der Erde, daſs ein jeder Gedanke von einem innern Gefühl begleitet sey, das uns augenblicklich zur Billigung oder Miſsbilligung der dem Geiste vorgestellten Sache bewege. Wenn man es bei diesem Gefühle bewenden läſst; so beobachtet man die Regeln der Gradheit und des Anstandes; wenn man aber sich bei diesem Eindrucke gefällt, wenn man dabei stehen bleibt, und ihn bewundert; so wird Affectation daraus. Die Neigung, gelobt zu werden, ist freilich ein in dem Menschen gelegtes Naturgesetz, damit es ihm nie an Ermunterungen zur Tugend fehle; allein es hält schwer, diese Begierde selbst, in Absicht ganz gleichgültiger Dinge zu besiegen. Da die Weiber ein groſses Vergnügen darin finden, daſs sie die Gegenstände unserer Liebe und Bewunderung sind; so verändern sie alle Augenblicke das Spiel ihrer Geberden, und die Stellungen ihres Körpers, um diejenigen, von welchen sie beobachtet werden, durch ein neues Gefühl von ihrer Schönheit zu rühren. — Männer, welche einen groſsen Werth auf den Putz ihres Körpers setzen, und mit jenen weiblichen Kleingeistern einerlei Denkweise haben, beschäftigen sich mit einem hübsch gewikkelten Halstuch, mit einem artig aufgestutzten Huth, mit einem Rock nach dem neuesten Zuschnitt, und mit allen jenen kleinlichen und zierlichen Kennzeichen ihres — Verdienstes so sehr, daſs sie unsere Gleichgültigkeit gegen diese Dinge nicht vertragen können. Man würde sich übrigens nicht wundern, wenn diese Affectation, welche durch eine innere, schlechtgeordnete Urtheilskraft hervorgebracht wird, nur das Eigenthum mittelmäſsiger Köpfe und eines niedern Standes wäre; aber wer bemerkt nicht mit Miſsvergnügen, oder gar mit wahrem Eckel, daſs dieſs — alberne gezwungene Wesen bei Leuten vom ersten Range, und von einem mehr, als gemeinen Verdienst, angetroffen wird. Es schleicht sich in das Herz des weisen Mannes eben so gut als in den Kopf des Narren ein. Wenn man einen geschickten talentvollen Kopf nach Beifall geitzen, und ihn selbst von solchen Leuten erbetteln sieht, deren Geschmack er in allen übrigen Dingen zu verachten pflegt, — sollte man nicht dann auszurufen Ursach haben: wer mag sich vor einer solchen Schwäche sichern, wer es wissen können, ob er dazu fähig sey, oder nicht? Das sicherste Mittel, um sich von diesem Fehler zu befreien, würde, wenn ich nicht irre, wohl dieses seyn, — allen Lobeserhebungen, die man äufsern und von uns unabhängigen Dingen giebt, zu entsagen; — als da sind Kleidungen, Talente des Geistes und Wendungen des Körpers, Dinge, welche uns ohne Beigemisch der Eitelkeit eine natürliche Annehmlichkeit geben, die aber allen ihren Eindruck und ihre Kraft verlieren, wenn wir damit zu prunken suchen.“

„Wenn unsere Vernunft nur immer die Hauptendzwecke des Lebens betrachtet, und unsere Köpfe sich nur mit ernsten Gegenständen beschäftigen; so hat man die Affectation nicht zu fürchten, und es würde uns dann unmöglich werden, in ihre Schlingen zu fallen. Wenn wir aber unserer Gierde, gelobt zu werden, zu viel erlauben; so wird sich unser Vergnügen nur auf — Kleinigkeiten einschränken, und uns der Lobreden berauben, welche groſse Tugenden und ausgezeichnete Talente verdienen. — Wir bekümmern uns gemeiniglich nur immer um die Manier des Redens und Handelns, anstatt unsere Aufmerksamkeit auf das zu richten, was wir sagen oder thun müssen und sollen. Wir vergraben die Talente, die wir für groſse Gegenstände haben könnten aus Furcht bei gleichgültigen keinen Miſsgriff zu thun." So weit der Zuschauer.

Man könnte die Affectation der Weiber gewiſsermaaſsen in einen Rang mit der Schminke setzen. Diese soll das weibliche Gesicht anders, das heiſst, nach dem Wahne der Frauen, schöner zeigen, als es wirklich ist; jene soll der ganzen Gestalt, dem ganzen Betragen der Weiber zur Schminke dienen, ob sie gleich untröstbar seyn würden, wenn die Natur selbst sie zu so künstlichen Wesen geschaffen hätte. Sie sind mit dem nicht zufrieden, was ihnen diese gute Natur, als ein Erbtheil ihrer weiblichen Liebenswürdigkeit mitgetheilt hat; — sie geben sich durch die Affectation, wie La Bruyere sehr naiv sagt — Mühe, um weniger zu gefallen, nicht, weil sie weniger gefallen wollen, sondern, weil sie wegen ihres verdorbenen Geschmacks nicht anders handeln können, weil die Bewegungen und Wendungen ihres Körpers eben so gezwungen und gesucht, wie die Wendungen ihrer Gedanken und sittlichen Gefühle sind. Der groſse Seelenzergliederer — Home, macht im ersten Bande seiner Grundsätze der Kritik in der Abhandlung vom Schicklichen und Anständigen, die sehr richtige Bemerkung, daſs mit dem Menschen selbst nichts in einem engern und genauern Verhältniſs stehe, als seine Gesinnungen, Reden und Handlungen, und daſs man eben deſswegen auch hier die genaueste Uebereinstimmung fordere. Wenn man sie findet, sagt er; so hat man ein lebhaftes Gefühl vom Anständigen, wenn man sie nicht findet; so ist das Gefühl vom Unanständigen nicht weniger lebhaft. Daher entstehet der Eckel, den ein jeder (ein jeder Vernünftiger wenigstens) vor dem Affectirten hat, welches darin besteht, daſs man mehr Feinheit oder Delicatesse zeigen will, als entweder dem Charakter, oder den Umständen der Person angemessen ist. Eine Erklärungsart, die vollkommen mit meinen Gedanken über die Affectation übereinstimmt, indem die Neigung, mehr Feinheit zu zeigen, als erforderlich war, eine Neigung ist, die über die Grenzen des guten Geschmacks hinausgeht, und eben deſswegen, ohne einen Zwang ihrer Aeuſserungen, nicht einmal gedacht werden kann.

Da in den folgenden Abschnitten besonders über Coquetterie, Schwärmerei und Empfindelei des weiblichen Geschlechts, die Eitelkeit und Affectation desselben, noch mehreremale beleuchtet werden muſs; so kann ich das gegenwärtige Capitel füglich hiermit schlieſsen. Die Objecte und Künsteleien, beides Fehler des menschlichen Herzens, sind überdieſs auch so mannigfaltig und zahlreich, verändern sich so sehr nach den Umständen und Situationen des Lebens, und laufen besonders in der Phantasie des schönen Geschlechts so bunt untereinander, daſs ein ganzes Menschenalter nicht hinreichen würde, alle ihre Ausschweifungen und Schattierungen genau und vollständig auseinander zu setzen. Alles, was einer sinnlichen Verschönerung des Weibes fähig ist, Alles, was irgend einmal einem richtigen, oder verdorbenen Geschmacke gefallen, Alles, was irgend einmal ein Vorwurf der Mode werden kann, gehört in das unabsehbare Gebieth der weiblichen Eitelkeit. Ich habe sie hier aus mehrern Absichten nur insoweit abhandeln wollen, insofern; sie sich bloſs auf den Körper, und dessen Ausschmückungen erstreckt; — wie sehr sie aber sich auf die ganze Denk- und Handelsweise des Weibes ausdehnen, alle Kräfte unserer Vernunft zur Befriedigung ihrer leidenschaftlichen Anmaſsungen stimmen, und mit den Talenten des Geistes selbst eine Art von Buhlerei treiben könne; wie sie sich im Glück und Unglück, in der Freundschaft und Liebe benimt, wie sie auf die Kinderzucht, auf die Familienverbindungen, auf das Wohl und Weh ganzer Staaten wirkt, wie sinnreich und erfinderisch sie in ihren Planen und Intriguen werden, wie hoch sie in dem Auſsenglanz der Tugend steigen, und wie tief sie durch das Laster fallen kann; wie ganz anders sie im sinnlichen, als ehrgeitzigen, im langsamen und phlegmatischen als lebhaften und feurigem Weibe denkt und handelt, wie schön und häſslich, wie groſs und schwach, wie kalt und empfindelnd, wie rachsüchtig und groſsmüthig sie sich nach Verschiedenheit der Umstände und weiblichen Launen zeigt, — diese und mehrere Seiten der weiblichen Eitelkeit, werden von mir im Folgenden näher in Betrachtung gezogen werden.

WEIBLICHE SCHAMHAFTIGKEIT, *) DIE SCHUTZGÖTTINN DER WEIBLICHEN TUGEND.

Reinigkeit des Herzens, ihre nothwendigste und sicherste Grundlage. — Ihre Gefahren, ihre Erhaltungsmittel. — Sind die Weiber sinnlicher, als wir? — Rousseaus Gedanken über die weibliche Schamhaftigkeit. — Ihre Miſsverständnisse. — Scheinkeuschheit unter der Hülle der Devotion.

Die Schamhaftigkeit ist unstreitig eine der schönsten und reinsten Zierden des weiblichen Herzens, ob sie ihm gleich nicht vorzugsweise, sondern als die Frucht einer vorsichtigern häuslichen Erziehung anzugehören scheint. Unter sehr vielen wilden Nationen, wird diese liebenswürdige Eigenschaft von den Weibern eben so wenig, als von den Männern, angebauet, sondern scheint sogar bei jenen noch mehr, als bei diesen, ausgestorben zu seyn. Die Frauen in einigen heissen Erdgegenden übertreffen ihre Männer, laut den Berichten der Reisebeschreiber, in unzüchtigen Tänzen und Handlungen, in der Begierde thierischer Liebe, und in den Aeuſserungen eines, gegen alle Schamhaftigkeit gleichgültigen Gefühls; eine Bemerkung, die man vielleicht auch in den Irrhäusern bestätigt finden würde, wenn man dort die Menschen häufiger zu beobachten pflegte. Unläugbar ist es, daſs die unglücklichen Weiber, welche ihren Verstand aus Liebe verloren haben, ihre

---

*) Man muſs die Schamhaftigkeit von der Scham unterscheiden. Diese ist nur ein Affect, jene gehört in das Gebieth der Tugend. „Hoc tantum addo, sagt der scharfſinnige Spinoza, (Ethices P. IV. p. 209.) quod ut commiseratio, sic etiam pudor, quamvis non sit virtus, bonus tamen est, quatenus indicat, homini, qui pudore suffunditur, cupiditatem inesse honeste vivendi, sicut dolor, qui eatenus bonus dicitur, quatenus indicat, partem laesam nondum esse putrefactam“ u. s. w.

Schamhaftigkeit gemeiniglich zugleich verlieren, und gegen die Verhüllungen ihres Körpers nicht nur gleichgültig sind, sondern oft zum Ankleiden gezwungen werden müssen. Aber nicht allein den Wildinnen und wahnsinnigen Weibern fehlt dieses innere Gefühl der Schamhaftigkeit bisweilen ganz, — selbst unter den feinern und geschmackvollen Griechen, waren die wollüstigsten und schamlosesten Feste nicht nur der Bachantinnen und Buhlerinnen, — sondern auch der ehrbaren Frauen aus allen Ständen, eine sehr gewöhnliche, und sogar privilegirte Erscheinung. Die Ausschweifungen der weiblichen Phantasie und des weiblichen Bluts hatten, nach den Erzählungen der ältern Schriftsteller, bei diesen lasciven Instituten keine Grenzen, die schönsten Weiber erniedrigten sich unter die Thiere, und trieben die sittenlosen Spiele einer cynischen Liebe weiter, als sie nur immer von den Männern getrieben werden konnten. Die römischen Jungfrauen und Matronen machten es zum Theil nicht besser oder wohl gar noch ärger, so daſs Juvenal die Schamhaftigkeit seines Volks für eine, längst zu den Göttern hinübergewanderte Tugend hält. *) Wer in seinen Schilderungen Uebertreibung findet, — mag die Volksnamen umkehren, und zusehen, ob eben diese Schilderungen vielleicht nicht besser auf die verdorbenen Sitten — unserer groſsen Städte passen.

Wenn wir das Wesen der Schamhaftigkeit näher untersuchen; so bemerken wir

---

*) Sechste Satyre, das schönste Gemählde der häſslichsten Sitten! Ob man aus dem Gemählde aber selbst auf den unreinen Charakter des Dichters einen Schluſs machen könne, glaube ich nicht, wenn keine andern Data vorhanden sind. „Ingenium, sagt einer seiner Herausgeber, heic nuspiam desiderabis; sed obscoena, quae largissime adspersit auctor, credo, de corruptis etiam in ipso moribus testantur.“

leicht, daſs ihre Ausübung gar sehr von den willkürlichen Begriffen des Schicklichen und Anständigen abhängt, und daſs sie folglich eine sehr schwankende Eigenschaft des Willens bleibt, so lange keine Reinigkeit des Herzens und des Charakters bei ihr zum Grunde liegt. Nur auf diesem unerschütterlichen Fundament, kann jene weibliche Tugend ihre erforderliche Festigkeit, und die ihr eigenthümliche schöne Form des Ausdrucks und der Liebenswürdigkeit erhalten. Ohne jene Reinigkeit und Unschuld des Herzens wird sie sich zur Coquetterie und Affectation gesellen, und die Männer zur Sinnlichkeit reitzen, anstatt daſs sie eine Schutzwehr dagegen seyn soll. Ein schamhaftes Weib wacht unabläſsig über jedes ihrer Worte, jeden ihrer Blicke, jede ihrer Handlungen, um allen Verdacht einer befleckten Seele, und eines sinnlichen Temperaments von sich abzuwenden; aber sie wacht auch über die äuſsern Gefahren, wodurch die schöne Tugend der weiblichen Zucht und Sittsamkeit durch Andere beleidigt werden könnte. Hört diese zweifache Wachsamkeit auf; so, giebt sie sich, vielleicht ehe sie es glaubt, und ehe sie es will, nach und nach allen Schmeicheleien der Sinnlichkeit und endlich den Verführungen des Lasters selbst preis. Die weibliche Keuschheit hat nun ihren Schutzengel verloren. Die Unglückliche kann jenen sinnlichen Eindrücken nicht mehr widerstehen, weil sie ihr eigenes Herz nicht mehr zum Anker der sinkenden Vernunft machen kann, und eine giftige Schlange in ihrem eigenen Busen nährt, die sie schon längst hätte tödten sollen. Sie erbebt und erröthet nicht mehr bei Ausdrücken und Zweideutigkeiten, die das Ohr des keuschen Weibes beleidigen, sie vergiebt wenigstens dem unsittlichen Spaſsmacher, wenn seine Wendungen fein eingekleidet, schön gesagt und verhüllt sind, — so unsauber auch der Gedanke unter dieser Hülle seyn mag. Sie wird sich wohl gar selbst unter der Masque des Naiven und Unschuldigen solche Wendungen erlauben, und es recht gut wissen, was sie dabei denkt, ob sie gleich nichts dabei zu denken scheint. Da die Schamhaftigkeit eine, um mich so auszudrücken, so heilige und so jungfräuliche Tugend des Weibes ist, und seyn mufs; so kann man nicht streng und vorsichtig genug in ihrer Bewahrung und Sicherstellung seyn, und man wird uns daher nicht leicht den Verdacht gegen die Herzensreinigkeit, selbst derjenigen tugendhaften Frauen, nehmen können, die mit schamlosen Weibern einen vertraulichen Umgang halten. Wenn ein Frauenzimmer eine unreine Sitte auch nur entschuldigen kann; so läuft sie, über lang oder kurz, vielleicht selbst Gefahr, dieselbe gleichfalls anzunehmen, — und schon im voraus das Raisonnement zum Sachwalter einer künftigen Schwäche, oder wohl gar eines künftigen Verbrechens zu machen. „C'est dans les femmes, sagt La Bruyere, une violente preuve d'une réputation bien nette et bien établie qu'elle ne soit pas même effleurée par la familiarité de quelques-unes qui ne leur ressemblent point; et qu'avec toute la pente qu'on a aux malignes explications, on ait recours à une toute autre raison de ce commerce, qu'à celle de la convenance des moeurs."

Wenn uns die Weiber ihre Schamhaftigkeit aufopfern; so opfern sie uns Alles auf, und so haben sie vielleicht nichts mehr zu gewinnen, und nichts mehr zu verlieren. Sie sind nun ganz in unserer Gewalt, und können sich mit aller hinterher angenommener Affectation der Keuschheit nimmer wieder ganz herauswinden, da sie uns ihre Schwächen einmal so weit verrathen haben. Nichts in der Welt sollten sie mehr vermeiden, als diese schwachen Stunden, wo dem Manne der Sieg so leicht gemacht, und ihm an dem Weibe oft nichts mehr zu bewundern übrig bleibt, als die Gröſse des Leichtsinns und der weiblichen Schwäche. Je feuriger und kühner die Liebe des Mannes ist, je mehr muſs ihr widerstanden werden, wenn ihre Flamme nicht in wenigen Umarmungen verlöschen soll. Ist für uns nichts mehr zu überwinden da; so suchen wir anderswo einen Widerstand, — einen neuen Zunder der Leidenschaft, und dieſs mag noch ein Grund seyn, warum so viel zärtliche Verbindungen durch die Unachtsamkeit der jungen Mädchen vor der Ehe schon wieder aufhören. Die vorsichtigern Mütter, welche sich selbst und das Herz der Männer genauer studiert haben, geben daher ihren verlobten Töchtern mit Recht die wichtige Klugheitsregel, ihre Schamhaftigkeit selbst bei den Umarmungen und Küssen ihrer Geliebten heilig zu bewahren, und in gewissen Augenblicken *stärker*, als der Mann selbst, zu seyn.

Diese Regel ist vortrefflich, aber sie wird selten beobachtet, wie es mit tausend andern vortrefflichen Regeln überhaupt zu gehen pflegt. — Noch auffallender und zurückschreckender würde für uns Männer die Aufopferung der weiblichen Schamhaftigkeit seyn, wenn uns die Einheit und Treue der weiblichen Liebe, worauf wir natürlicherweise einen so groſsen Werth setzen, mit jener Schwäche nicht wieder aussöhnte, und wenn uns die Weiber nicht bisweilen auf eine ganz eigene Art zu überzeugen wüſsten, daſs sie nicht willkürlich, sondern in einem Augenblick von Geistesabwesenheit, die Regeln des Schicklichen vernachlässigt hätten. Ich will und kann hier nicht untersuchen, ob dieſs fast immer der Fall ist; aber er kann es doch bisweilen seyn, und so mag dann nach der schonenden Deutungsregel, auch ein jeder das Beste von der Sache denken. In der That sind die Weiber in dieser Hinsicht sehr übel daran, da sie, weil sie nicht den Antrag thun dürfen *), und der Mann in den allermeisten

*) Brantome *) erzählt uns in dieser Absicht eine sehr lächerliche Anecdote von einer der merkwürdigsten Coquetten des fünfzehnten Jahrhunderts, Johanna II. Königinn von Neapolis. Ungeachtet diese Prinzessinn zu den sehr sinnlichen Weibern gehörte, und ihr Hof ein Wohnsitz aller Arten des Luxus war; so konnte sie sich doch, vielleicht aus einem noch übriggebliebenen Gefühle weiblicher Schamhaftigkeit, oder aus andern Gründen nicht entschlieſsen, ihre Liebe einem jungen Edelmanne, Caraccioli, mündlich zu erkennen zu geben. Sie ersann daher ein Mittel, sich ihm auf eine andere Manier zu entdecken, das nicht sonderbarer seyn konnte, und doch auf jeden Fall seine gute Wirkung thun muſste. Sie wuſste nemlich, daſs Caraccioli eine unüberwindliche Antipathie vor den Mäusen hatte, und beim Anblick dieser Thiere in eine betäubende Angst und Gemüthsverwirrung gerieth; sie sah voraus, daſs er sich vergessen würde, wenn sie ihn durch dieses Mittel auſser Fassung brächte, und dieſs geschah, als er eines Tages in der Garderobe der Köni-

*) Vies des Dames illustres.

Fällen der angreifende Theil ist, es nicht vorher wissen können, von welcher Seite

ginn Schach spielte, und auf ihren ausdrücklichen Befehl eine Maus vor ihm hingesetzt wurde. Caraccioli sprang wie ein Halbrasender auf, lief im Vorsaale schreiend und ängstlich auf und nieder, ſtieſs jeden, der ihm in den Weg trat, auf die Seite, und wollte sich in das Zimmer der Königinn retten. Aber die Königinn hatte sich so vortheilhaft gestellt, daſs er in seiner Betäubung über sie hinstürzte, und sich in ihren Kleidern verwickelte. Diesen Umstand nutzte die schlaue Prinzessinn, ihm ihre Neigung auf eine Art zu entdecken, die nicht zärtlicher seyn konnte. Von diesem Augenblick an wurde er einer ihrer ersten Günstlinge und erhielt bald darauf das wichtige und glänzende Amt eines Groſsseneschalls. Bayle, welcher ein eben so groſser Menschenkenner, als Critiker war, macht bei dieser Gelegenheit folgende sehr treffende Bemerkungen, — „daſs den Frauenzimmern von höherm Stande eine mündliche Liebeserklärung immer sehr schwer ankommen müsse; daſs sie bei der Gelehrigkeit der Männer, die weiblichen Leidenschaften auf dem Gesicht und durch andere Zeichen kennen zu lernen, sich mündliche Declarationen erspades Herzens der Angriff geschehen, und wie weit er gehen werde. Sie bleiben

ren könnten, und daſs eine Prinzessinn in diesem Stück noch wenigern Vortheil, als andere Frauenspersonen habe. Sie ist, fahrt er fort, mit lauter solchen Leuten umgeben, die sich wegen ihrer Niedrigkeit keine Liebeserklärungen erlauben dürfen, sie wird also selbst zuerst den Antrag thun, zuerst ihre Leiden entdecken müssen. Die andern Frauenzimmer lassen sich gemeiniglich angreifen, und wenn sie auch gleich überwunden zu seyn wünschen, so bleiben sie doch im Vertheidigungsstande, und machen sich eine Ehre daraus. — Eine Fürstinn hingegen ist gezwungen, den Angriff selbst zu machen, und die Schande zu haben, — wider alle Wohlanständigkeit zu handeln. Ich will nicht von der Gefahr reden, nicht verstanden zu werden; sie hat Mittel, sich davon zu befreien, und sich über kurz oder lang verständlich zu machen. Unsere Johanna von Neapolis hat sich auf so viele Seiten gedrehet, und hat, ohne sich durch ein: Ich liebe euch, oder auf eine noch deutlichere und plumpere Art auszudrücken, dennoch das Alles zu erkennen gegeben, was sie — wollte.“ Bayle's Wörterbuch, IIter Band, Art. Caraccioli.

in Ungewiſsheit, bis vielleicht, und selbst durch die allerleiseste Verletzung der Schamhaftigkeit, schon Alles verloren ist. Sie sehen sich genöthigt, es in den meisten Fällen auf unsere Tugend allein ankommen zu lassen, da die Liebe das andere Geschlecht so äuſserst schwach zu machen pflegt. Ihre Lage wird in jener Rücksicht dadurch noch kritischer, daſs sie nicht immer wissen können, wie die Laune des Mannes die weibliche Zurückhaltung aufnehmen dürfte, indem wir nicht immer gestimmt sind, zurückgewiesen, oder wohl gar miſsverstanden zu werden. Ein neuer Grund, warum sie gemeiniglich eher zum Nachgeben, als zum Kampf mit uns, geneigt sind.

Mächtiger und magischer, als alles Andere, wirken endlich auf den Einsturz ihrer besten Vorsätze unsere Bitten und Thränen, ob ich gleich vollkommen überzeugt bin, daſs es keinen gröſsern und unerlaubtern Miſsbrauch der männlichen Zärtlichkeit, als diesen, geben kann. Wenn selbst die stärkere Seele des Mannes sich durch jene Verführerinnen so leicht entwaffnen und erweichen läſst, wenn Bitten und Thränen sogar, ohne eine bestimmte Bedeutung des damit verknüpften Verlangens eine so groſse Gewalt über unser Herz haben, wie wird ihnen die weichere Sinnesart des Weibes widerstehen können? Wie kann sie gegen den geliebten Beherrscher ihrer Gefühle hart seyn, der nicht befiehlt, sondern so zärtlich, so liebevoll bittet, der sein schmachtendes Auge flehen läſst, statt der Stärke seines männlichen Arms zu gebrauchen. „Ein solches Opfer, eine solche Sprache, eine solche Liebe des Mannes, verdient Gegenliebe und innige Dankbarkeit, und wenn sich Liebe und Dankbarkeit auch durch eine unerlaubte Schwäche äuſsern sollte!“ So denkt die weibliche Zärtlichkeit in den meisten Fällen, wenn sie voraussiehet, daſs sie ihren eigenen Verführungen nicht widerstehen kann.

Ich muſs zu dem Vorhergehenden zurückkommen. Daſs die Frauenzimmer von Jugend auf schamhafter und keuscher, als die Männer, sind, liegt, wie ich schon bemerkt habe, an ihrer vorsichtigern Erziehung, ferner an ihrem feinern Gefühl des Schicklichen und Anständigen, und endlich an dem geringern Grade ihrer Sinnlichkeit. Ueber alle diese Puncte werde ich mich nun etwas näher erklären müssen. So groſs auch das Sittenverderbniſs in allen Ständen des Lebens seyn mag; so sucht man doch wenigstens die Unschuld und Schamhaftigkeit der Töchter durch einen äuſsern Schein, und aus dem guten Grunde zu bewahren, daſs sie künftig nicht als alte Jungfern sitzen bleiben mögen. Ein Gedanke, der für Eltern und Mädchen oft der schrecklichste von allen ist. Man sucht wenigstens ihr Auge und Ohr vor unkeuschen Worten und Handlungen so zu verschlieſsen, daſs sie sich nicht selbst dergleichen erlauben mögen; man predigt ihnen vor, daſs mit dem Verluste der Keuschheit für sie Alles verloren sey, weil das weibliche Glück, und die weibliche Ehre so sehr von der Meinung der Männer und des Publicums überhaupt abhänge. Rousseau bemerkt sehr richtig (Emile B. V. S. 305.) „daſs man sie frühzeitiger durch die Vorstellungen desjenigen, was man von ihnen denken werde, als die Knaben, regiere, und daſs wenigstens die letztern durch eben diese Vorstellungen, wenn sie nur abhängig seyn und Vergnügen haben könnten, nicht so leicht, wie jene, beherrscht würden."

Die ganze Lebensweise des Frauenzimmers ist überdieſs ganz anders, als die des Mannes, und diese Lebensweise, diese häusliche Eingezogenheit und Abhängigkeit mag wohl in tausend Fällen mehr, als alles

Andere, ihre Unschuld gesichert und gerettet haben. Die Weiber sind in allen Ständen doch immer noch mehr, als die Männer, an ihre Familien und ihre Familiendependenz gebunden; es kann ihnen nicht entgehen, daſs sie mehr, als wir, beobachtet werden, daſs sie auch im ehelichen Stande, entweder aus Vorurtheil oder Dankbarkeit, mehr, als unser Geschlecht, von den Launen und Befehlen ihrer Eltern abhängen; daſs sie mit uns nicht eine gleiche, ungebundene Freiheit genieſsen, nicht ähnliche geräuschvolle Gesellschaften besuchen, nicht, wie wir, Reisen ohne Begleitung machen, sich nicht so, wie die Männer, zerstreuen dürfen. Ueberall stehen sie unter einer Art von Vormundschaft, überall müssen sie die beissenden Urtheile ihres eigenen Geschlechts fürchten, wenn auch wir ihre Handlungen mit mehrerer Schonung zu richten geneigt sind. Hierzu kommt noch der Umstand, der offenbar ihre Schamhaftigkeit zu einer Ehrensache macht. Sie bemerken nemlich leicht, daſs wir uns in ihrer Gesellschaft gesitteter, anständiger und behutsamer, als sonst, aufzuführen pflegen, daſs wir in ihrer Nähe unsere Worte züchtiger abmessen, unsere freiern Scherze einschränken, unsern Leidenschaften Gewalt anthun, und sie können keinen andern Schluſs daraus ziehen, als daſs dieſs Alles aus Achtung gegen ihre Unschuld, und ihre eigenen guten Sitten geschiehet. Sie sehen sich daher genöthigt, über dieſs Kleinod um so vorsichtiger zu wachen, je mehr wir dasselbe an ihnen zu schätzen scheinen, und wirklich an ihnen so sehr zu schätzen pflegen. Sie würden durch die Verletzung desselben schon dadurch unsere Verachtung verdienen, weil sie nicht so viel Gelegenheit und Naturantrieb zu jener regellosen Sittenfreiheit, als wir, haben. Das junge Mädchen steht immer noch unter der Aufsicht der häuslichen Erziehung, wenn der Knabe von gleichem Alter, schon in die weite Welt geschickt, und sich zum Theil schon selbst überlassen wird; ein Umstand, wodurch unser Geschlecht gemeiniglich früher zu seiner Reife, oder doch zu Begriffen gelangt, die ein unschuldiges Mädchen nur im Ehestande bekommen kann, und nur bekommen darf.

Das feinere Gefühl des Schicklichen und Anständigen, welches unläugbar dem bessern Theile der Weiber eigen ist, kann entweder als eine Folge der vorhergenannten züchtigern Erziehung derselben, oder, wenn man will, auch als eine Naturanlage betrachtet werden, indem die Mädchen im Ganzen gelehriger und aufmerksamer, als die Knaben, sind, und vermöge ihres natürlichen Witzes, das Lächerliche und Schiefe an Personen und Handlungen schneller zu bemerken pflegen. Die elterlichen Lehren und Warnungen, den sittlichen Anstand nicht zu beleidigen, dringen daher gemeiniglich viel tiefer in die Seele des Mädchens, als des Knaben, ein, und dauern darin länger, als in dieser, fort. Ich habe oft die Beobachtung gemacht, daſs die Beschämung das weibliche Geschlecht gemeiniglich viel tiefer, als das unsrige, niederschlägt, und daſs sein Ehrgefühl nicht nur lebhafter, sondern auch subtiler, als das unsrige, zu seyn pflegt, weil es mehr, als wir, davon abhängig seyn muſs. Anstand und Schamhaftigkeit werden lebenslang die stärksten Handlungsmotive des Weibes bleiben, wenn ihr Herz nicht zu früh durch sittenlose Beispiele vergiftet worden war. Anstand und Schamhaftigkeit wird das gutgeartete Weib bis an ihr Sterbebett begleiten.*)

---

*) Selbst die glückliche Buhlerinn, und nachher so unglückliche Gemahlinn Heinrichs VIII. die berühmte Anna Boleyn, legte noch auf dem Schaffot einen Beweis von weiblicher Schamhaftigkeit ab, indem sie ihren Rock sehr sorgfältig über die Füſse zog, damit sie unter dem Beil des Henkers nicht auf eine unanständige Art fal-

Ich habe ferner bemerkt, daſs die lebhaftesten und feurigsten Mädchen oft allein durch diese Grenzlinien ihrer Handlungen in Ordnung gehalten wurden, wenn alle andere Vorstellungen nichts fruchten wollten. Sie bebten vielleicht nicht vor dem Gedanken der Sünde, sondern vor dem Gedanken der Schande zurück, und ich bin daher sehr geneigt, die Schamhaftigkeit nicht nur für einen Grundzug des guten weiblichen Charakters, sondern auch für eine Grundlage ihrer gesammten Sittlichkeit zu halten. Die weibliche Schwäche bedarf mehr, als eines Hülfsmittels, um nicht zu sichtbar zu werden, und den Mann nicht zu noch gröſsern Schwächen zu verleiten. Ein solches Hülfsmittel, oder ein ganzer Apparat solcher Hülfsmittel, ist die

---

len möchte. „Postremo genibus positis ultimos quoque pedes, quo honestius procumberet, veste contexit. Gratianus de Casibus Viror. Illustr. S. 270.

weibliche Zucht und Keuschheit, die Achtung für das Anständige und Schickliche. Es ist nicht allen Weibern gegeben, durch feste Moralprincipien und Charakterstärke ihre Unschuld zu bewachen, und durch ein fortgesetztes Raisonnement gut und fest zu bleiben. Die sittliche Gesetzgebung muſste daher ein anschaulicheres und sinnlicheres Hülfsmittel, die Autorität des Anständigen und Schicklichen, für sie aufstellen, dem sie alle, ohne Ausnahme, unterworfen seyn, und ohne dessen Beobachtung sie, — selbst bei andern groſsen Talenten des Geistes und Herzens, keine Achtung verdienen sollten.

Dieses Mittel ist eben deſswegen, weil es so anschaulich gemacht ist, und diejenigen, welche es vernachlässigen, sogleich mit Schande belegt, allgemein verständlich, und keiner Zweideutigkeit unterworfen. Die Gewohnheit und die guten Sitten, haben es zum Range eines Gesetzes erhoben, und es den Weibern so tief eingeschärft, daſs selbst die klügern Buhlerinnen ihre Schamhaftigkeit nie ganz ablegen werden, wenn sie lange über die Herzen ihrer Anbeter regieren wollen. Dieses Gesetz muſs selbst im Ehestande heilig bleiben, wenn die Liebe des Mannes nicht durch ein zu feuriges Hingeben des Weibes erkalten, oder miſstrauisch gemacht werden soll. Nichts scheint daher sowohl von Seiten des Gatten, als der Gattinn unvorsichtiger, und für sie beide gefährlicher zu seyn, als wenn sie die Künste der Buhlerei bei ihren sonst rechtmäſsigen Umarmungen einführen, und das keusche Ehebett durch die Verletzung ihrer eigenen Schamhaftigkeit nicht nur entehren, sondern auch sich dasselbe über lang oder kurz widerlich und lästig machen.

Es ist ein sehr ausgebreiteter Glaube der Männer, daſs dem andern Geschlechte, zum Ersatz für seine vielen Leiden, seine lästigen Schwangerschaften und schmerzhaften Geburten, nicht nur ein — höherer Grad der Sinnlichkeit überhaupt, sondern auch ein lebhafteres Gefühl der Liebe, als den Männern, von der Natur mitgetheilt worden sey. Man hat diesen Glauben durch das Recht der Vergeltung, und sogar durch die Anatomie des Weibes und durch das Feuer ihrer Empfindungen beweisen wollen; allein ich halte dafür, daſs es mit diesem wunderlichen Glauben die nemliche Beschaffenheit, wie mit allem Glauben überhaupt, habe, und daſs Bayle in seinem merkwürdigen Artikel: Tiresias, nicht miſsverstanden werden kann. „Es könnte jemand fragen, sagt er daselbst, — ob es einige natürliche oder sittliche Ursachen gebe, welche das vorgegebene Urtheil des Tiresias unterstützen? Die natürlichen Ursachen mögen die Aerzte untersuchen; aber sie werden vermuthlich keine geringe Mühe haben, diese Frage zu entscheiden.

Was die sittlichen Ursachen betrifft; so glaube ich freilich nicht, daſs man — stärkere anführen könne, als wenn man sagt, daſs es das Werk einer gütigen und weisen Vorsehung sey, dergleichen die Vorsehung Gottes ist, Vergeltungen zu gebrauchen, und das Vergnügen nach dem Verhältnisse Alles desjenigen zu vermehren, was die Schwangere von der Empfängniſs bis zur Geburt des Kindes zu leiden und auszustehen hat. Auf diese Art müſste der Antheil des Vergnügens zum Vortheil der Weiber freilich erstaunlich ungleich seyn. Allein, auſser daſs das Vergeltungsgesetz Folgerungen haben würde, die sehr weit führen könnten; so kann man auch sagen, daſs Gott tausend und tausenderlei Vergeltungsarten, ohne diese, hat, und man also über keine von diesen etwas bestimmen kann.“ Man hat jenen Männerglauben unstreitig nur aus einzelnen Fällen und Erfahrungen, und aus Beispielen der groſsen Welt abgeleitet, die für das Allgemeine nichts beweisen können, und deren Erzählungen und Einkleidungen wohl gar noch übertrieben seyn mochten; man hat die Coquetterie der Buhlerinnen als eine geheime Naturanlage aller Weiber angesehen, und nach dieser alle Weiber gerichtet, daſs heiſst, man hat ihnen Naturempfindungen untergeschoben, die vielleicht jene Coquetten selbst nicht hatten, sondern nur zur Vermehrung ihrer Siege und ihrer Geschenke affectirten; nicht zu gedenken, daſs jene vorgegebene gröſsere Sinnlichkeit des andern Geschlechts, wenn sie hier und da vorhanden zu seyn schien, durch die Laster der Männer allein hervorgebracht seyn mogte.

Im Allgemeinen werden die Weiber auch in der That mehr abgerichtet, uns durch die Sanftheit und Güte ihrer Empfindungen, als durch das Feuer ihrer Liebe zu gefallen. Man würde sehr unverständig handeln, wenn man ihnen das Letztere empfehlen wollte, da seine Gewalt so bekannt und zugleich so gefährlich ist. Ueberdieſs möchte es auch wohl immer noch eine sehr geringe Belohnung für die Weiber seyn, wenn sie allein in jenem vorübergehenden Augenblick eines thierischen Genusses bestehen sollte. Die Natur, welche nicht so stiefmütterlich gegen sie handelte, hat ihnen schon durch den Anblick ihrer Kinder, durch die zarten und herzlichen Gefühle der Mutterliebe, durch die Seligkeiten des ehelichen Umgangs, viel gröſsere und dauerhaftere Freuden bereitet. Ja, die Natur würde sich endlich in der Anlage des Weibes selbst widersprochen haben, wenn sie ihr von der einen Seite die Schönheit und Zartheit des Geschlechts, als ein so groſses Vorrecht ihrer Organisation, und auf der andern Seite in ihrer gröſsern Sinnlichkeit ein unvermeidliches Zerstörungsmittel derselben mitgetheilt hätte. Daſs die Natur diesen höhern Grad der weiblichen Sinnlichkeit nicht will, ihn nicht gebothen, und nicht veranstaltet hat, beweist sie durch das innere Wesen der Schamhaftigkeit selbst, durch die angeborne unläugbare Furchtsamkeit des Geschlechts, und durch die frühen schrecklichen Zerstörungen und Verwilderungen weiblicher Reitze, die einer gröſsern Sinnlichkeit, und dem Miſsbrauche ihrer Naturzwecke aufgeopfert wurden.

Die weiblichen Neckereien der Liebe, die man auch unter den Thieren findet, und die man als redende Einladungen der weiblichen Sinnlichkeit betrachten könnte, beweisen nur soviel, daſs die Geliebte dem Geliebten gefallen will; nicht daſs sie thierisch sinnlicher, als der Mann ist. Bei den Thieren scheinen diese verliebten Herausforderungen des Weibchens ein nothwendiger Kunstgriff der Natur zur Vermehrung der Geschlechter zu seyn, weil die Thiere durch gegenseitige Eindrücke der

Schönheit nicht so, wie der Mensch, gerührt werden, und die Geschlechter sich ohne dergleichen zärtliche Anmahnungen des Instincts oft verkennen würden. Bei dem Menschen kann dieser Fall, wegen seines genauern Unterscheidungsvermögens nie eintreten. Seine Leidenschaften sollten nicht bloſs thierischer Natur bleiben, sondern durch höhere Reitze, und höhere Bewegungsgründe, als die bloſse Aufwallung des Bluts war, veredelt werden. Bei dem Thiere, welches zum Bedürfniſs der Liebe nur zu *gewissen* Zeiten, nicht, wie der Mensch, zu allen Zeiten gereitzt wird, sollen jene Anlockungen des Weibchens das Bedürfniſs und die Maxime der Natur selbst befördern helfen. Bei dem Menschen ist dieser Kunstgriff der Natur nicht einmal nöthig, weil seine Liebe nicht periodisch, sondern, als ein der edelsten Geschöpfsgattung zukommendes Recht, bis zu gewissen Jahren hin permanent seyn soll. „Wenn die Natur durch die Zurückhaltung des einen Geschlechts nicht die Mäſsigung des andern bestimmte; so würde, nach Rousseaus Meinung, sehr bald der Untergang beider erfolgen, und daſs menschliche Geschlecht durch die Mittel selbst umkommen, die zu dessen Erhaltung besimmt sind. Gäbe es, fährt Rousseau fort, bei der Leichtigkeit der Weiber, die Sinnlichkeit der Männer zu erregen, und in ihrem Herzen selbst die Ueberbleibsel eines fast erloschenen Temperaments zu erregen, irgend einen unglücklichen Erdstrich, wo die Philosophie diesen Gebrauch, — das Weib zum angreifenden Theile zu machen, — eingeführt hätte, vornemlich in heissen Zonen, wo mehr Weiber, als Männer, geboren werden; so würden diese, von jenen tyrannisirt endlich ihr Opfer seyn, und sich alle ohne Rettung von den Weibern zum Tode geführt sehen.“ (Emile L.V. S.285.)

Im letztern Theile der Rousseauischen Behauptung, liegt Wahres und Falsches untereinander gemischt. Für das gesellige Leben und die Cultur des Menschen würde derjenige Erdstrich allerdings ein sehr unglücklicher seyn, wo die Männer lediglich den Ausschweifungen, und Constitutionen einer gröſsern weiblichen Sinnlichkeit unterworfen wären; allein diesen Gebrauch kann keine Philosophie der Welt einführen, so sehr sie auch jene Sinnlichkeit selbst begünstigen möchte, — indem dieser Gebrauch durch kein Naturgesetz autorisirt ist, und vorher die ganze Organisation beider Geschlechter von Grund aus anders gebildet werden müſste. So lange der Mann, vermöge eines wirklichen Grundgesetzes der Natur, der stärkere Theil bleibt, folglich das Weib ihre Anmaſsungen, wenn sie auch der angreifende Theil wäre, nie mit Gewalt, — und selbst dann nicht durchsetzen kann, wenn ihr Geschlecht zahlreicher, als das unsrige seyn sollte; so läſst sich auch überhaupt keine Weibertyrannei, so wie Rousseau meint, denken. Ich sage überhaupt. Denn daſs es einzelne Fälle geben kann, wo ausgeartete Creaturen ihres Geschlechts durch ihre eigene wilde Sinnlichkeit die Männer, — um mich der Rousseauischen Phrase zu bedienen, wirklich und ohne Rettung zum Tode führen, gebe ich gern zu. Ja, es giebt ganze Nationen, wo die Weiber von frühester Kindheit an bis an ihren Tod, die feurigsten und ausschweifendsten Instincte verrathen. *) Aber auch hier

---

*) C'est là, sagt Montesquieux von den Indianerinnen, qu'on voit jusqu'à quel point les vices du climat, laissès dans une grande liberté, peuvent porter le désordre. C'est là que la nature a une force, et la pudeur une foiblesse qu'on ne peut comprendre. A Patane la lubricité des femmes est si grande, que les hommes sont contraints de se faire de certaines garnitures pour se mettre à l'abri de leurs entreprises. Esprit des Lois. Tom. II. S. 209. 210.

spielen die Männer immer noch, vermöge des Rechts des Stärkern, die erste Rolle, und sind oft von hundert und mehrern höchstsinnlichen Weibern umgeben, ohne von ihnen zum Tode geführt zu werden.

Mit dem Alter des Menschen verschwinden so manche schöne und liebenswürdige Gefühle beider Geschlechter, mit dem Alter soll auch, nach den Behauptungen einiger Menschenkenner, die Schamhaftigkeit der Weiber abzunehmen anfangen. Hier kann wieder nur von einzelnen Fällen die Rede seyn. Es scheint nemlich in der That, als ob es vielen Weibern in ihren höhern Jahren ziemlich leicht werde, die so lange getragene Masque der Anständigkeit abzulegen, und sich in ihrer wahren Gestalt zu zeigen, oder nun erst von gewissen Dingen reden zu dürfen, womit sich vorher ihre Imagination, aber immer nur ganz — incognito, beschäftigt hatte. Man könnte diese Weiber in zwei Classen theilen, in diejenigen, welche wirklich viel eigene Erfahrungen in der Ovidischen Kunst, zu lieben, gemacht haben, und in die, welche die Schamlosigkeit bloſs im Munde führen, um, ich weiſs nicht durch welche sonderbare Art von Witz und Eitelkeit, die Aufmerksamkeit Anderer zu erregen. Jene gleichen den geschwätzigen Reisenden, die in ihren alten Tagen das Journal ihrer Beobachtungen immer wieder von vorn herbeten, und nur immer davon zu sprechen pflegen; nur mit dem Unterschiede, daſs jene Weiber oft mehr in ihrem kleinen Hause gesehen und gehört und erlebt haben mögen, als diese in weitläufigen Provinzen. — Weiber dieser Art, scheinen nicht selten eine Ehre in mancherlei Gesprächen zu suchen, die nichts weniger, als anständig, und mehr, als zweideutig, sind. Sie erzählen euch mit einer unbegreiflichen Offenherzigkeit die Geheimnisse der Liebe und des Ehebettes, sie berechnen euch die Angriffe der Männer, und die Methoden ihrer Siege, sie mustern mit einem Kennerauge den Muskelbau unseres Geschlechts, und suchen die Sinnlichkeit desselben wenigstens noch durch schamlose Plaudereien zu reitzen, da sie nicht mehr durch Schönheit und Jugend unsere Leidenschaften anfachen können. Ihr cynischer Witz ertönt an den Geburtstagen der Kinder, an den Wochenbetten, und in den Hochzeitkammern der Verlobten ohne Scheu und Zurückhaltung. Sie sind die gefährlichsten Gesellschafterinnen junger Mädchen. Sie haben immer eine Menge lächerlicher Anecdoten von der Stärke und Schwäche der Männer, von Ehescheidungen und ihren Ursachen, von nächtlichen Zusammenkünften der Verliebten, von ehebrecherischen Verführungen und ihren Künsten, in Bereitschaft, um jene Anecdoten gelegentlich an den Mann zu bringen. Sie nennen jedes Ding bei seinem rechten Namen, ohne zu erröthen, und zerreissen oft den Schleier, den ein bescheidener Erzähler um gewisse Gegenstände zu werfen sucht, durch eine einzige Phrase, die nichts mehr verborgen läſst. Man findet diese Weiber nicht bloſs in den niedern Ständen der Gesellschaft, sondern auch in ihren cultivirtern Zirkeln, in der gebildeten Welt, unter den Aufgeklärtesten ihres Geschlechts, und an Höfen in nicht geringer Anzahl. Ihr Ton war in der Mitte dieses Jahrhunderts in einigen Residenzen sogar zur Sitte geworden, und wird es vielleicht bald wieder werden. —

Diejenigen Weiber, welche die Unkeuschheit nur im Munde führen, sich selbst aber vor Ausschweifungen gehüthet haben und noch hüthen, wollen durch ihre unanständige Eloquenz doch wohl nichts anders beweisen, als daſs sie mit jenen lasterhaftern Frauen ähnliche Erfahrungen, nur vielleicht auf eine erlaubtere Art, — machten. Sie glauben, in der Ehe den Schlüssel zu allen Geheimnissen der Liebe überhaupt gefunden zu haben, und ihre Geschwätzigkeit verführt sie, davon wie von einer gewöhnlichen Hausangelegenheit zu reden. Aber man findet auch bisweilen auſser der Ehe solche unzüchtige Rednerinnen, die gleichwohl ihre Keuschheit im Aeuſsern sehr wohl zu bewahren wissen, und die Männer, wenn sie dieselben bis an das Thor des Lasters geführt haben, doch wieder, — selbst zurückzustoſsen pflegen. Dieſs scheint in der That nichts anders, als eine Art höchst grober und thierischer Coquetterie zu seyn, wobei die Wange eines bessern Weibes allemal erröthen würde, und wobei die Coquette selbst in die gröſste Gefahr gerathen muſs. Wir Männer schliessen fast allemal von der Sprache und der Miene des Weibes auf ihr Herz, und irren uns selten in dieser Schluſsart, da in unserm Auge, was diesen Punct betrifft, ein gewisser Wahrsagergeist liegt. Wer überhaupt mit Leichtigkeit und Scherz von den Ausschweifungen der Liebe sprechen kann, steht selbst auf einem schlüpfrigen Boden, — er mag Mann oder Weib seyn, und ich bezahle für seine Tugend, wenn sich die Umstände ändern, keinen Heller. Jene unkeuschen Schwätzerinnen haben daher ihre bislang bewahrte Züchtigkeit des Handelns wohl nicht der Kraft ihrer bessern moralischen Grundsätze, als vielmehr ihrer Furcht vor allerlei übeln Folgen, oder der Nothwendigkeit zu danken, die Geheimnisse ihres Körpers aus physischen Ursachen, verbergen zu müssen; — oder ist es wirklich erwiesen, daſs es Weiber geben kann, die bei einer Neigung zu unzüchtigen Ausdrücken und Erzählungen dennoch ein reines und gesittetes Herz haben? Die berühmte, fromme und tugendhafte Margaretha von Valois, Königinn von Navarra, schrieb ein sehr unzüchtiges Buch, das wir noch haben, und das einen sonderbaren

Contrast mit dem züchtigen Charakter dieser Königinn macht, wenn wir auch annehmen wollen, daſs es ein Product ihrer frühern Jahre ist. „Es giebt seltsame Ungleichheiten in der menschlichen Seele, sagt Bayle *) bei dieser Gelegenheit, und viel unvereinbare Dinge zwischen unserm Herzen und unserm Verstande. Mancher hat mehr Reinigkeit in dem Herzen und in den Sitten, als auf der Zunge, und in der Feder. Ein Anderer hat ein verdorbenes Herz, und hält sich Beischläferinnen, ob er gleich einen Eckel gegen die Erzählungen eines Boccaz empfindet. — Es giebt Frauenzimmer, die allen Ausschweifungen der Wollust und Sittenlosigkeit unterworfen sind, und dennoch einen hohen Grad der Unschuld zu affectiren wissen."

Sollte der unsittliche Ton vieler Frauenzimmer dieser und jener Art, nicht mit auch daher rühren, daſs die Eltern selbst nicht

---

*) Dessen Wörterbuch. IIIter Band. Artik. Navarra.

immer behutsam und heimlich genug in den Ausdrücken und Umarmungen ihrer Liebe waren? Man glaubt es nicht, wie offenherzig und unbefangen viele Eheleute in dieser Absicht, und zwar in Gegenwart ihrer heranwachsenden Kinder handeln, und wie gleichgültig sie sind, wenn sie von ihnen in gewissen zärtlichen Stunden überrascht werden. Sie scheinen es nicht zu wissen, ungeachtet sie es schon tausendmal gelesen und gehört haben mögen, daſs die Eindrücke aus der Kindheit mit unauslöschbaren Buchstaben in der Seele eines jeden Menschen lebenslang zurückbleiben, und einen geheimen, sehr mächtigen und unvermeidlichen Einfluſs auf alle unsere nachherigen Gefühle und Handlungen äussern. Die Kinder beiderlei Geschlechts merken, — ich kann diesen Satz nicht genug wiederholen, auf nichts so sehr, als auf die Ausdrücke unserer Instincte. Es regt sich eine verborgene Wärme in ihrem

Blute, die diese Aufmerksamkeit nicht nur unterhält, sondern auch mit den Jahren befördert, und oft ihre Neugierde bis zu einem wunderbaren Grade, sonderlich bei jungen Mädchen, spannt. *) Wie ist es nun wohl möglich, daſs bei einer so empfänglichen und arbeitsamen Imagination der Kinder, und bei einer so gespannten Aufmerksamkeit derselben, ihr Herz ganz rein und unschuldig bleiben kann, wenn sie bei den Umarmungen ihrer Eltern, bei ihren freiern Küssen und Berührungen, bei Gesprächen über Zeugung und ihre Organe, bei unreinen Scherzen und Witzeleien und bei unvorsichtigen Entkleidungen älterer Leute, gegenwärtig seyn dürfen? Wie ist dieſs möglich, da das Beispiel der Eltern so

---

*) In dem oben angeführten Buche des Herrn Salzmann, wird man in mehrerer Rücksicht manche hierher gehörige, sehr interessante Facta und Warnungen finden, die in unsern Zeiten keinen Eltern und Erziehern unbekannt seyn sollten!

stark auf die zarte Seele der Mädchen gewirkt, und in den *meisten* Fällen ihr Gesetzgeber ist, und seyn — soll?

Wie die Eltern reden, so reden die Kinder ihnen nach, wenn sie auch noch nicht den geheimern Sinn der Gespräche zu fassen im Stande sind. Sie werden ihn schon zu finden wissen, und zu finden suchen. Wie die Eltern handeln, so handeln auch die Kinder, zwar Anfangs nur aus einer affenartigen Nachahmung, aber nachher, vermöge einer unbeugsamen Gewohnheit, oder, wie es bei bösartigen Gemüthern, und bei schlechten Sitten der Eltern, so oft der Fall ist, — aus einer Art von Trotz und Vorsatz, ihre Eltern selbst zu beschämen. Bemerkt der Knabe und das Mädchen ein einzigesmal, daſs die Eltern bei einem unreinen Gedanken gleichgültig bleiben, oder ein Vergnügen darüber äuſsern; so wird das Kind, wie durch einen electrischen Schlag gegen andere unanständige Dinge, — wenigstens auf eine Zeitlang, selbst gleichgültig gemacht werden, und sich den Widerspruch dieses Benehmens der Eltern, mit ihrer übrigen, vielleicht sehr strengen Schamhaftigkeit, nicht erklären können. Es wird in Ungewiſsheit bleiben, was es aus diesen genauen Moralisten machen, und ob es ihnen künftighin trauen soll, oder nicht. —

„Schamhaftigkeit, sagt ein vortreffliches Weib in ihren Briefen an den Verfasser dieses Buchs, ist unser bester Schutzengel; aber leider! prägen wir diese Tugend unsern Töchtern nicht genug ein. Man glaubt, daſs, da sie als eine besondere Mitgabe der Natur dem Weibe angehöre, und mit unserer Furchtsamkeit etwas Analoges habe, für ihre fernere Ausbildung nicht viel zu thun nöthig sey, und man in dieser Rücksicht nur Alles dem Laufe der Natur ruhig überlassen könne. Dieſs ist ein sehr trüglicher Wahn. Furchtsamkeit ist eine natürliche Folge unseres schwächern Körperbaues, unserer sitzenden Lebensart und eines zum Theil daher entspringenden Miſstrauens gegen unsere Kräfte. Unsere Schamhaftigkeit aber, muſs durch moralische Grundsätze befestigt und gesichert werden, damit sie nicht durch zufällige Gelegenheiten und Verführungen, besonders auch bei verheiratheten Frauen, untergraben wird, die, wenn sie in die Jahre kommen, ihre sinkenden Reitze nicht selten durch ein freieres Betragen zu heben suchen. — Ich kenne Mütter, welche sich in Gegenwart ihrer erwachsenen Söhne aus- und ankleiden, verheirathete Frauen von mittlerm Alter, die sich halb angekleidet, aber ohne Verlegenheit und Erröthen den Männern zeigen. Ich kenne aber auch Ehemänner, die so wenig delicat denken, daſs sie ihre Freunde zur Toilette ihrer Weiber führen, und ihnen selbst Gelegenheit geben, gegen Sittlichkeit und Wohlstand nach und nach gleichgültig zu werden. Vielleicht würde ich das Ding zu weit treiben; allein, hätte ich eine Tochter; so würde ich es — ohne die gröſste Nothwendigkeit — nie erlauben, daſs sie sich in Gegenwart ihrer Freundinnen an- und auskleiden dürfte. Sie müſste bei ihrem eigenen Geschlechte die Schamhaftigkeit bis zur Pruderie treiben, damit sie überall und in Gegenwart aller Menschen schamhaft bliebe, und damit eben dadurch die erste und vornehmste Gelegenheit zur weiblichen Eitelkeit und Coquetterie verhüthet werden möchte."

Daſs wir Männer so gut wie die Weiber unsere Schamhaftigkeit haben, und haben sollen, *) gebe ich gern zu; allein wir verlieren sie auch viel leichter, als sie, und sind gleichgültiger, als sie, beim Verluste dieser schönen Eigenschaft, weil dieser Ver-

---

*) S. die kurze, aber ideenreiche Abhandlung des Cicero über die Pflicht der Schamhaftigkeit, im ersten Buch. Cap. 35. de Officiis.

lust für den Mann mit weniger Schande und wenigerm politischen Nachtheil verbunden zu seyn pflegt. Dieſs Alles liegt in dem ausgebreitetern Lebensverhältniſs und dem freiern Wirkungskreise unseres Geschlechts. Dem Stärkern ist mehr erlaubt, als dem Schwächern, zumal wenn er die stärkern und lebhaftern Antriebe der Leidenschaften zur Entschuldigung seiner gröſsern Handlungsfreiheit machen kann. Man merke, daſs ich hier nicht von einer allgemeinen Maxime, sondern nur von den politischen Beziehungen beider Geschlechter gegeneinander rede. Der Mann, nicht die Frau, soll eigentlich die Kinder ernähren, wenn sie sein Eigenthum sind, und da die Natur überall so sehr auf die Erhaltung der Menschengattung dringt; so soll jenem auch, wenn er fehlt, etwas mehr, als dem Weibe, zu Gute gehalten werden, — weil im umgekehrten Fall, wenn das Weib in diesem Stück mehrere oder auch nur gleiche Freiheiten mit dem Manne haben sollte, eine unausbleibliche Zerrüttung des bürgerlichen Lebens und der Erziehung entstehen würde, und weil das Weib die übermäſsigen Leidenschaften des Mannes hätte im Zaum halten müssen. „Indem, sagt der Genfer Philosoph (Emile L. V. S. 286.) das höchste Wesen das Weib den uneingeschränkten Begierden des Mannes überläſst, fügt es diesen Begierden die Scham bei, um sie in Schranken zu halten. Das Weibchen, fährt Rousseau in dieser subtil und schön behandelten Stelle fort, stöſst den Mann beständig zurück, und vertheidigt sich immer; aber nicht allezeit mit gleicher Stärke, und folglich auch nicht immer mit gleichem Erfolge. Wenn der Angreifende siegen soll; so muſs es die Angegriffene erlauben, oder befehlen, — denn wieviel geschickte Hülfsmittel hat die letztere nicht, um den Angreifenden zum Gebrauch seiner Gewalt zu zwingen! Die freieste und süſseste aller Handlungen erlaubt keine wirkliche Gewaltthätigkeit. Natur und Vernunft widersetzen sich ihr. Die Natur dadurch, daſs sie den Schwächsten mit der nothwendigen Stärke zum Widerstande versehen hat, wenn er widerstehen will; die Vernunft dadurch, daſs eine wirkliche Gewaltthätigkeit nicht nur eine höchst thierisch-sinnliche Handlung, sondern auch eine ihrer Absicht höchst entgegengesetzte Handlung ist, — und dieſs wiederum aus dem Grunde, weil der Mann auf diese Art seiner Gesellschafterinn den Krieg ankündigt, und sie zur Vertheidigung ihrer Person und Freiheit, selbst auf Kosten des Lebens ihres Angreifers berechtigt; oder auch, weil das Weib allein über den Zustand urtheilen kann, worin sie sich befindet, und ein Kind keinen Vater haben würde, wenn sich ein Jeder das Recht dazu anmaſsen könnte."

„Es ist daher eine Folge aus der Beschaffenheit der Geschlechter, daſs der

Stärkste dem Anscheine nach, Herr sey, und doch in der That von dem Schwächsten abhänge, und dieſs nicht grade durch eine unbedeutende Sitte der Galanterie, oder durch eine stolze Groſsmuth, — die Rolle eines Beschützers zu spielen, sondern durch ein unabänderliches Gesetz der Natur. Da dieses Gesetz dem Weibe mehr Leichtigkeit giebt, die Begierden zu erwecken, als dem Manne, sie zu befriedigen; so läſst es diesen, er mag wollen oder nicht, von dem Belieben des Weibes selbst abhängen, und zwingt ihn auch seiner Seits, dem Weibe zu gefallen, damit sie ihm das Recht des Stärkern erlaube. Das süſseste Vergnügen des männlichen Sieges liegt in dem Zweifel, — ob es die Schwachheit sey, welche der Stärke nachgiebt, oder ob man sich mit freiem Willen ergebe. Es ist eine gewöhnliche List der Weiber, diesen Zweifel zwischen sich und den Männern herrschen zu lassen. — Der Geist der Weiber stimmt hierin auch vollkommen mit ihrer körperlichen Verfassung überein. Weit entfernt, über ihre Schwäche zu erröthen, machen sie sich vielmehr eine Ehre daraus; ihre zarten Muskeln haben keinen Widerstand, sie stellen sich, als ob sie nicht die leichtesten Lasten aufheben könnten; sie würden sich schämen, stark zu seyn. Warum das? Nicht bloſs deſswegen, um ihre Zartheit an den Tag zu legen, sondern auch aus einer viel künstlichern Vorsicht, — sie bereiten sich schon von fern her Entschuldigungen, und das Recht vor, im — Nothfalle schwach zu seyn.“

Diese Stelle hat von den Berichtigern und Commentatoren des groſsen Rousseau vielen Widerspruch gefunden. „So planmäſsig listig handelt allenfalls die Buhlerinn, nicht das Weib, wie es von Natur ist:“ sagt einer unserer verdienstvollesten Pädagogen, und ich sage es mit ihm, wenn von dem bloſs einfachen, rohen und ungekünstelten Naturweibe die Rede ist, und ein solches in der gebildeten Welt existiren könnte. Allein dieses hätte Rousseau nicht eigentlich zum Gegenstande seiner Abhandlung über die Weiber gemacht. Seine Sophie, die künftige Gattinn Emils, sollte kein unausgebildetes Kind der Natur seyn. Er wollte die Weiber in und nach unserm Zeitalter schildern, er hatte die lebhaft empfindende, schlauere Französinn, wie sie, vermöge ihres Nationalcharakters selbst in niedern Ständen erscheint, nicht die rohe und langsame deutsche Landdirne, im Sinne, als er sein merkwürdiges Buch schrieb. Uebrigens darf man nur um sich herblicken, und die Dinge so nehmen, wie sie wirklich sind, wenn man sich überzeugen will, daſs Rousseau, — ohne an unsere feinen, nervenschwachen und schlauen deutschen Weiber zu denken, — dennoch das treffendste Bild von ihnen entworfen hat. Beim rechten Lichte besehen, scheint der Kunstgriff der Weiber, von dem Rousseau redet, nicht grade ein Kunstgriff der Buhlerei zu seyn. Da die Weiber in der That von Natur viel zärter und schwächer, als wir Männer, gebauet sind, warum sollten sie etwas so künstlich affectiren, was ihnen schon eigenthümlich zugehört? Sie folgen in jener Rücksicht nur dem Winke der Natur, und die unschuldigsten Seelen sind von dieser Art der Buhlerei, wenn man ihr diesen harten Namen geben will, nicht ganz frei. Auch bei dem aufgeklärtesten Verstande und dem besten Herzen, werden sie ihre körperliche Naturschwäche bisweilen zur Entschuldigung ihrer moralischen, zu gebrauchen wissen.

Rousseaus Berichtiger sagt in der angeführten Stelle selbst, — „wenn unsere feinern Damen und Dämchen schwach sind und schwach seyn wollen; so rührt dieſs nicht von jener raffinirten Buhlpolitik, sondern von ihrer weiblichen Erziehung, von ihrer faulen Lebensart, von der aus beiden entstehenden Abneigung, vom Gebrauch ihrer Körperkräfte, von den verkehrten Begriffen, die sie von der Bestimmung und von der Vollkommenheit des Weibes haben; und von der Unfähigkeit ihres Bücher- und Gesellschaftsverstandes her, welcher nicht zu begreifen vermag, so nahe es ihm auch liegt, daſs die Ausbildung und Uebung der Körper- und Seelenkräfte Schritt halten müssen, wenn der Mensch, er sey Mann oder Weib, nicht ein verkrüppeltes, zur Erreichung seiner Bestimmung mehr oder weniger unfähiges Wesen, werden soll." Alle diese schönen und wahren Gedanken, hat Rousseau selbst, ehe sein unsterbliches Werk commentirt und interpretirt wurde, in einem noch reitzendern und philosophischern Gewande darzustellen gesucht. Aber mit dem Allen ist sein Satz noch nicht widerlegt, daſs die Weiber, wie sie nun einmal sind, — wegen des geringern Maaſses ihrer Körperkräfte, und der davon abhängenden gröſsern Geschmeidigkeit und Nachgiebigkeit ihres individuellen Charakters, von uns Entschuldigungen ihrer Schwächen im Nothfall fordern, und, wenn wir nicht unbillig richten wollen, auch fordern können. Ob Rousseau selbst den Ausdruck — le droit d'être foibles au besoin, S. 288, in einem so strengen Sinne genommen habe, wie ihn seine Erläuterer zu nehmen scheinen, weiſs ich nicht. —

Endlich giebt es auch noch eine falsche und eine erkünstelte Schamhaftigkeit der Weiber, indem die erstere über Dinge erröthet, welche die Unschuld und Keuschheit nicht beleidigen, und diese bei einem, zu Ausschweifungen geneigtem Herzen die Larve der Zucht und Schamhaftigkeit annimt. Da die Regeln des Anständigen und

Schicklichen oft so willkürlich sind, so sehr von der eingeführten Meinung und Mode abhängen, und mit dem Sittlichen selbst nicht selten verwechselt und vertauscht werden; so lassen sich ihre Anwendungen ins Unendliche ausdehnen, und auf diese Weise können die schicklichsten Dinge selbst in unschickliche verwandelt werden. Wenn die Spanierinnen und andere Frauenzimmer sich ein Gewissen daraus machen, auch nur die äuſserste Spitze ihrer Füſse sehen zu lassen, ob sie gleich sonst sehr unschicklich angekleidet sind, wenn jenes schamhafte Mädchen dem Chirurgus nicht ihren nackten Fuſs zeigen wollte, und dieser ihr durch den Strumpf, aber freilich zur Beschleunigung ihres Todes die Ader öffnen muſste, wenn die berühmte Maria von Burgund *) durch eine

---

*) Diese reiche und einzige Erbinn der Niederlande, und nachherige Gemahlinn des Kaisers Maximilian I., war, nach den damaligen Sitten des

zu groſse Züchtigkeit ihr Leben verlor; — so kann dieſs eine offenbar falsche und miſs-

Prinzessinnen, eine groſse Freundinn der Jagd, wozu man ihr natürlicherweise die sichersten und bequemsten Pferde aussuchte. Eines Tages hatte man ihr zu diesem Behuf gleichfalls den ruhigsten Zelter gegeben; allein das Thier wurde, da sie ihm wahrscheinlich zu viel Freiheit lieſs, oder es sich vor irgend einem Gegenstande zu scheuen anfing, auf einmal rasend, und warf die Prinzessinn gegen die Wurzel eines Baums, wodurch sie an einem sehr empfindlichen Theile ihres Leibes schwer verwundet wurde. Allein diese Wunde würde nicht unheilbar geworden seyn, wenn sie einem Chirurgus die Cur derselben anvertrauet hätte. Ihre groſse Schamhaftigkeit lieſs dieses nicht zu, und sie starb bald darauf am kalten Brande. Fabert erzählt diese Geschichte in seiner Histoire des Ducs de Bourgogne etwas anders, als Varillas in der Geschichte Ludewigs XI. 9 B. S. 249. Jener redet nur von einer Verletzung der Rippen, woran sie, weil sie das Uebel zu lange verborgen gehalten, habe sterben müssen. Am Ende läuft die Sache auf Eins hinaus, da beide Historiker der Prinzessinn eine zu groſse Schamhaftigkeit vorwerfen, und ihren verstandene Schamhaftigkeit genennt werde, so wie sie es bei allen denjenigen Weibern ist, welche sich, selbst im höchsten Nothfalle, keines Geburtshelfers bedienen, und sich lieber durch die Ungeschicklichkeit einer Hebamme hinrichten lassen wollen.

Viele Mütter und Erzieherinnen, die wohl wissen, daſs die Tugend der Schamhaftigkeit die stärkste Vormauer gegen die weibliche Schwäche seyn und bleiben

---

Tod davon ableiten, so daſs ich nicht begreifen kann, warum Bayle die Sache so genau genommen hat. „Man sage was man will, fährt Bayle fort, so ist doch der Fehler von einer solchen Art, daſs diejenigen, welche ihn begehen, unsere Bewunderung mehr verdienen, als diejenigen, die ihn nicht begehen. Auch dieses Urtheil mag ich nicht unterschreiben. Eine falsche Schamhaftigkeit, die uns den Tod zuziehet, verdient keine Bewunderung, und der Heldenmuth, als ein Martyrer der Schamhaftigkeit zu sterben, wie sich Bayle ausdrückt, — ist in solchen Fällen, wie in den angeführten, ein sehr lächerliches Ding.

müsse, glauben, wie ich oben bemerkt habe, daſs man in dem Anbau und in der Einprägung dieser Tugend selbst bei jungen Frauenzimmern nicht weit genug gehen könne, und daſs es besser sey, hierin zu viel, als zu wenig, zu thun. Es kann seyn; allein ich glaube, daſs auch hierbei die allergröſste Vorsicht und das genaueste Studium des Menschen erfordert wird, da alle Ueberspannungen in der Weibererziehung sehr gefährlich werden können. Vielleicht gehört es zu den schwersten Sachen der Pädagogik, richtige und überall passende Regeln der Schamhaftigkeit nicht nur zu geben, sondern sie auch im practischen Gebrauche vor allen Miſsdeutungen und Miſsgriffen der weiblichen Phantasie zu sichern. Wenn man Kindern eine falsche und zu gekünstelte Schamhaftigkeit beibringt; so wird sie in etwas spätern Jahren sehr leicht in Affectation und Ziererei, oder wohl gar in

Schamlosigkeit übergehen. Ein Mädchen, welche man augenblicklich zum Erröthen zwingt, wird endlich zu erröthen aufhören. — Wenn die Herangewachsene bemerkt, daſs gewisse Dinge, die man ihr als etwas so Gefährliches und Unanständiges schilderte, an sich ganz unschuldig und unschädlich sind, und daſs ihre Mütter und Erzieherinnen selbst sich ohne Erröthen den Gebrauch derselben erlauben; so wird sie leicht ein Miſstrauen gegen das Schickliche überhaupt, als einer ganz willkürlichen Sitte bekommen, und über die Grade desselben mit Leichtsinn zu raisonniren anfangen. Durch diesen letztern Umstand haben schon hundert Weiber nach und nach ihre Schamhaftigkeit wegphilosophirt, und sich Dinge erlaubt, die sie sich bei einer minder gereitzten Neugierde, und einer nicht zu hoch gespannten Schamhaftigkeit vielleicht nie erlaubt haben würden, und dieſs mag noch ein Grund seyn, warum oft die geistreichsten Weiber eine männlichere und leichtfertigere Sprache, als Andere, zu führen pflegen. —

Wenn man es so weit bringen kann, daſs ein junges Mädchen, aus Rücksicht der traurigen Folgen jeder Unsittlichkeit, den Schleier ihrer Unschuld immer für etwas Heiliges, und für das schönste und kostbarste Gewand eines unbescholtenen Characters hält, und ihn so in Worten und Werken zu bewahren sucht, daſs sie vor sich selbst nicht erröthen darf, wenn ihre Leidenschaften auch nie bekannt werden sollten; so hat man sehr viel, so hat man in den meisten Fällen schon genug gethan. Wenn man aber jenen Schleier der Unschuld gleichsam zu anatomiren, und auseinander zu legen, seine dünnen Fäden zu ängstlich abzumessen, seine Länge und Breite zu genau abzustecken, seine Gefahren zu genau zu schildern anfängt; so geräth man selbst in Gefahr, der Jugend seine Haltbarkeit verdächtig zu machen, und seine magische Kraft zu verringern. Schamhaftigkeit wird überhaupt weniger durch die moralischen Plaudereien der Mütter und Gouvernanten, als durch ihr eigenes sittliches und vorsichtiges Beispiel, eingeprägt. Dieses muſs das reine und schöne Ideal seyn, wonach sich die Unschuld und Sittenreinigkeit der Töchter bildet. Unter dem sanften Lichte, und der wohlthätigen Wärme der mütterlichen Tugend, muſs die Tugend des Kindes heranwachsen, und von jener ihre Festigkeit, ihre Würde und ihren holdseligen Liebreitz annehmen. Die schamhafte Sittsamkeit der Mutter, wird alle Zweifel und Ungewiſsheiten der Tochter über Gegenstände der Liebe und Unschuld lösen, ohne daſs ihre Phantasie auflodern dürfte. Die Sittsamkeit der Mutter wird ihre Irrthümer berichtigen, ihre Empfindungen in gewissen kritischen Lebensepochen in Ordnung halten und leiten, ihren Sinn für das wahrhaft Edle und Schöne üben, ihren Geist über das sinnliche Bedürfniſs erheben, und ihr weiches Herz an die Gesetze eines ruhigen Verstandes fesseln. Sie wird die Unschuld des Kindes noch an ihrem — Grabe retten, und durch ihr schönes Beispiel über die eindringende Gewalt des liebenswürdigen Verführers siegen. Ihr zärtlicher und mütterlicher Zuwink, ihr freundlich warnender Blick des Auges, ist für die gute Tochter schon ein heiliges Gesetz. — „Dieses seelenvolle, mütterlich - sanfte Auge soll keine Thränen über einen Fehltritt deiner Unschuld weinen!“ So denkt das edlere Kind, und seine Tugend ist auf immer gerettet.

Die erkünstelte Schamhaftigkeit des andern Geschlechts, gehört eigentlich unter das groſse Capitel seiner Verstellungskunst; allein die Bemerkungen über eine vorzügliche Art derselben, stehen hier gewiſs nicht am unrechten Orte. Da das weibliche Geschlecht so sehr von dem Urtheile der Welt abhängt, seine meisten Lebensgesetze daher nehmen soll, und seine Achtung verliert und verlieren muſs, sobald es eine Gleichgültigkeit gegen diese Urtheile auch nur zu verrathen scheint; so wird ihm unendlich viel daran gelegen seyn müssen, — wenigstens die Mehrheit der Stimmen in Absicht der Sittlichkeit auf seiner Seite zu haben. Wie soll dieſs nun aber, bei wirklich vorhandenen regellosen Leidenschaften, bewirkt werden, da so viele Augen auf dasselbe hinschauen, und die Lebhaftigkeit seiner Gefühle unzählige Collisionen mit jenen Urtheilen veranlassen muſs? Natürlicherweise durch nichts Anders, als durch einen sittlichen Betrug, — oder, wenn man lieber will, durch einen Sittenbetrug, wodurch man so viele Augen auf einmal zubindet, und uns etwas glauben macht, was hinter dem Schirm gar nicht mehr existirt. Die Scheinkeusche giebt allen ihren Handlungen und Ausdrücken den Anstrich der Unschuld, und beobachtet bei der Zweideutigkeit jener entweder einen feierlichen Ernst, oder äussert dagegen den deutlichsten und lautesten Unwillen. Sie vermeidet mit pünctlicher Sorgfalt den Umgang mit notorischverdächtigen Weibern und Männern. Sie predigt wider die verdorbenen Sitten des Zeitalters; ihr Leben ist äuſserlich regelmäſsig, unanstöſsig und keusch. Kein Mensch kann ängstlicher, als sie, über das Schickliche wachen. Sie hält ihre Kinder, ihr Gesinde selbst dazu an; sie klagt über die vielen schlüpfrigen Romane unserer Autoren, ihr findet nur ernsthafte, auch wohl religiöse Bücher auf ihrer Toilette. — Aber alle diese Anstalten werden sie nach ihrer Meinung nicht genug vor den scharfen Urtheile der Welt sichern können, wenn der Betrug nicht noch weiter getrieben würde. Die Welt muſs, nach dieser Politik, nicht bloſs glauben, daſs wir äuſserlich gut sind, sie muſs auch von dem Grund und Boden unseres Herzens eine gute Meinung haben, sie muſs glauben, daſs das Aeuſsere mit dem Innern übereinstimme, und daſs die Verstellung uns beinahe unmöglich sey. Wie soll aber dieſs nun wiederum geschehen, da das Publicum überall ein loses Maul hat, und seine schneidenden Urtheile die verborgensten Falten des menschlichen Herzens, und die verborgensten Handlungen der Sinnlichkeit ans Licht zu ziehen pflegen? — Durch erkünstelte Frömmigkeit und Religion, der gewöhnliche Kunstgriff aller scheinheiligen Weiber, so abgenutzt er übrigens immer seyn mag. Man will dadurch der Welt zu verstehen geben, daſs in dem Herzen, worin die Gottheit wohnt, kein Liebhaber Platz finde, oder man geht wohl noch weiter, und glaubt, daſs jener angenommene Sittenglanz den unheiligen Gedanken vor dem Richterstuhle des Gewissens selbst rechtfertigen könne. Man betriegt sich selbst, indem Andere betrogen werden sollen, und ist mit sich zufrieden, wenn es nur Andere mit uns zu seyn scheinen.

Hinter diesen Hüllen und Blendlaternen der weiblichen Schamhaftigkeit, sind von jeher die unverschämtesten Laster begangen worden. Wenn man nur das Publicum getäuscht zu haben glaubte; so vergab man sich Alles, selbst das Unnatürlichste und Verworfenste. Tausend solche Weiber schienen mit den Uebungen ihrer Andacht beschäftigt zu seyn, wenn sie grade am allerweitesten vom Himmel entfernt waren. Die Kirchen und Beichtstühle der Andächtler selbst, sind sehr oft als Schlupfwinkel des Lasters gebraucht worden, und mögen noch heut zu Tage nicht bloſs in der catholischen, sondern auch protestantischen Kirche als solche gebraucht werden. Je verstohlener und heimlicher die Wollust genossen werden konnte, desto feuriger und gröſser schien ihr Genuſs zu seyn, desto sicherer wurde die männliche Liebe an Fesseln gelegt. — Diese Regel haben sich von jeher alle frömmelnde Buhlerinnen zu Nutze zu machen gewuſst. Aber sie haben oft ein noch gröſseres Document von ihrer Menschenkenntniſs und Schlauheit dadurch abgelegt, daſs sie ihre Buhlen selbst, die doch mit ihren eigenen Augen sehen — konnten, was geschah, — durch ihre weibliche Andächtelei zu täuschen vermochten. Sie sahen vorher, daſs sie desto gewisser siegen, und den besiegten Mann durch ein immer wiederkehrendes Gefühl der Reue, desto biegsamer machen würden. So hat es Verliebte dieser Art gegeben, welche, Arm in Arm, andächtige Thränen über ihre Vergehungen weinten, und morgen da wieder anfingen, wo sie heute aufgehört hatten. Der Mann, der eine Andächtige verführt hat, und aus Schwäche des Charakters und Verstandes, oder aus andern Gründen eine Neigung zur Andacht selbst verräth, kann vielleicht seine Ketten nie wieder zerbrechen. Ludewig XIV. befand sich mit der Maintenon in dieser Lage. Der Sieg iſt viel zu wichtig, und viel zu groſs gewesen, als daſs man nicht auf der einen Seite darauf stolz seyn, und auf der andern einer der Gottheit halb ergebenen, und halb entrissenen Seele desto zärtlicher anhängen sollte. Sie hatte ja — für uns, und aus Liebe zu uns, den Himmel selbst auf einige Zeit aufgeopfert! — Für den bigotten Mann kann es in der ganzen moralischen Welt keine gröſsern Aufopferungen, als die Hingabe eines solchen von der Religion selbst geschätzten, und — wenigstens dem Anscheine nach von dem Himmel zu groſsen Tugenden erkohrenen, Weibes geben. — Aber aus allem diesen darf man nicht die Folge ziehen, daſs hinter der weiblichen Andacht nie etwas Gutes verborgen sey. Dieſs hieſse ein Miſstrauen gegen eine der schönsten und schätzbarsten Seiten des weiblichen Herzens, gegen die wahre weibliche Frömmigkeit äuſsern, wovon ein andermal die Rede seyn wird. Ich habe nur von ihrem Miſsbrauche bei der Schamhaftigkeit gesprochen. Selbst diejenigen Weiber, welche mit ihrer Andacht und Schamhaftigkeit zugleich affectiren, und deſswegen leicht Verdacht erregen könnten, sind nicht immer lasterhaft. Der Anstrich von Andächtelei gehört zu den feinern Künsten ihrer Eitelkeit. Sie wissen es nur zu gut, daſs wir Männer nicht alle durch einerlei Reitze angelockt werden; daſs dem Einen diese, dem Andern jene Methode, sich besiegen zu lassen, gefällt, daſs wir Männer hierin unsere eigenen Launen haben, und gemeiniglich leichter durch den Ausdruck des stillen, sanften und ruhigen Charakters des Weibes, als durch das Hastige und Vorschnelle ihrer Zuneigung gegen uns, bezwungen werden.

WEIBLICHER EIGENWILLE,

UND WEIBLICHE LAUNEN.

Ihre Ursachen. — Abwechselungen und Ungleichheiten sind Theils physisch, Theils moralisch. Eine ihrer vornehmsten Quellen ist die — Nichtübereinstimmung weiblicher Erwartungen mit der wirklichen Welt, vornemlich im Ehestande. — Elend desselben, wenn darin die übele Laune herrscht. — Einzelne Sonderbarkeiten derselben.

Jeder Mensch hat seinen Eigensinn, insofern dieser eine Folge des, allen Menschen eigenen, Hanges zur Freiheit und zum Egoismus ist. Jeder Mensch ist sich, — physisch und moralisch, — selbst der Nächste. Bei allen seinen Handlungen, wenigstens bei den meisten, geht er entweder mittelbar oder unmittelbar, auf einem graden, oder nicht graden Wege von seinem Ich aus, und kommt immer wieder darauf zurück, so bieder und uneigennützig auch sein Charakter zu seyn scheint. Er könnte nicht anders handeln, wenn er auch anders handeln wollte; er müſste aus sich selbst hinausgehen, und die Gesetze seiner Natur umkehren, wenn seine Eigenliebe und sein Eigennutz aufhören sollte. Diese leiten und bestimmen überall seine Urtheile, und die Art und Weise, wie er die Dinge um sich her abzuwägen und in Reih und Glied zu stellen pflegt. *) So klein und einge-

---

*) Helvetius hat seine Ideen über diese Denkweise des Menschen in ein sehr schönes Gleichniſs eingekleidet. Hier ist die ganze Stelle: „Si l'univers physique est soumis aux lois du mouvement, l'univers moral ne l'est pas moins à celles de l'interêt. L'interêt est sur la terre, le puissant enchanteur, qui change aux yeux de toutes les créatures la forme de tous les objets. Ce mouton paisible, qui pâture dans nos plaines, n'est-il pas un objet d'épouvante et d'horreur pour ces insectes imperceptibles qui vivent

schränkt seine Welt auch immer seyn mag; so wird sie sich doch um seine Plane und Grillen drehen müssen. Es liegt in der Natur seines Willens, daſs er sich zum Gesetzgeber des Ganzen aufwerfen möchte, wenn es die Verhältnisse des Lebens erlaubten. Aber diese Verhältnisse schränken seine Eigenliebe in enge Grenzen ein, und stecken seiner Thätigkeit und seinen Begierden einen Wirkungskreis ab, über den er nicht hinausgehen kann und darf, wenn er sich nicht selbst schaden will. Anfangs kämpft

---

dans l'épaisseur de la pulpe des herbes? „Fuyons, disent-ils, cet animal vorace et cruel, ce monstre, dont la gueule engloutit à la fois, et nous, et nos cités. Que ne prend-il exemple sur le lion et le tigre? Ces animaux bienfaisans ne détruisent point nos habitations; ils ne se repaissent point de notre sang: justes vengeurs du crime, ils punissent sur le mouton les cruautés que le mouton exerce sur nous.“ S. De l'Esprit par M. Helvetius. Tome II. S. 69. 70. der Zweibr. Ausgabe. 1784.

seine Seele freilich mit aller Gewalt gegen diese tausendfachen Schranken seines Lebens und seiner Freiheit, die meisten Dinge stehen mit seinen rastlosen Leidenschaften in Widerspruch, nichts will ihm gefallen, was seine Sinnlichkeit nur einigermaaſsen einschränken kann; da er aber bei diesem Kampf unzähligemal unterliegt, da er die vielen Mauern, die ihn von Auſsen umgeben, nicht niederreiſsen kann; so wird er endlich seiner Fesseln gewohnt, und die Vernunft tritt nun nach und nach an die Stelle der heftigern Begierden. Die ersten Jahre der Kindheit bezeichnen jenen Kampf der menschlichen Seele mit der Auſsenwelt, und ihre natürliche Tendenz zur Freiheit auf eine sehr merkwürdige Art. Das Kind ist das redende Bild eines uneingeschränkten Despoten, weil es noch keinen andern Willen, als den seinigen, kennt, und nicht begreifen kann, wie es einen andern geben dürfe.

Seine Instincte sind seine einzigen Willensgesetze, und folglich seine Leidenschaften so gut als eigenmächtig, so lange durch die Erziehung sein Hang zur Freiheit nicht in Ordnung gehalten wird. Der Mensch ist also von Natur eigensinnig, er ist es auf ihr Geheiſs, und er wird es bleiben, so lange noch ein Puls in ihm schlägt.

Daher giebt es denn auch keine Eigenschaft des menschlichen Charakters, deren Ausglättung und Einschränkung dem Erzieher mehr Sorge und Mühe macht, als diese, — weil er mit der Natur selbst zu ringen gezwungen ist, und auf der andern Seite der Freiheitsgeist des Kindes selbst durchaus nicht ganz unterdrückt werden darf. Es gehört eine groſse Summe von Erfahrungen, und ein nicht gemeiner Scharfsinn dazu, hierin die richtige Mittelstraſse zu finden, und den Eigenwillen der Jugend so zu leiten, daſs er nicht zu wenig, und nicht zu sehr eingeschränkt wird. Im ersten Falle würde der Knabe und das Mädchen zukünftig eine entehrende Last der menschlichen Gesellschaft, ein höchst übellauniges, störrisches, regelloses Geschöpf werden, im letztern würden sie nur elende Marionetten und bedaurungswürdige Sclaven ohne Selbstkraft und Selbstwillen bleiben, oder auch mit desto gröſserer Gefahr für sich und Andere ihre Ketten nachher zerbrechen. In ersterer Rücksicht werden unstreitig sehr groſse Fehler bei der weiblichen Erziehung begangen. Man glaubt dem Mädchen wegen seiner zarten und feinern Organisation mehr Schonung und Nachsicht, als dem Knaben, schuldig zu seyn, daher sie denn auch gemeiniglich weniger, als dieser, gezüchtigt wird. Ihr einschmeichelndes, sanftes und zärtliches Wesen, ihre naive Gutmüthigkeit und ihr naiver Witz, hat das weiche Herz der Eltern viel zu sehr bestochen, als daſs man nicht selbst diejenigen Fehler übersehen sollte, die auf die Verdrehung des weiblichen Charakters einen so groſsen Einfluſs haben, und den Wahrheitssinn in seinem ersten Aufwachen unterdrücken. Man ist mit dieser Schonung noch nicht zufrieden, man verhehlt dem Kinde seine eigenen Fehler, man entschuldigt sie, man läſst Andern die Strafe dafür leiden. Dieſs ist nach meiner Meinung die unvernünftigste von allen unvernünftigen pädagogischen Maximen, und der gradeste Weg zur Befestigung des weiblichen Eigensinns, und seines oft alle Grenzen überschreitenden Dünkels, und so wäre dann die sclavische Nachgiebigkeit und Weichherzigkeit der Eltern gemeiniglich der Grund von jenen spätern, unzählbaren Weiberlaunen, welche schon so unendlich vieles Unheil in der Welt gestiftet haben, und noch ferner stiften werden.

Wenn man ein Geschlecht, das künftighin von dem unsrigen dependent seyn soll, weil es die Natur also gebiethet, nicht frühzeitig zur Kunst der Selbstbeherrschung gewöhnt, wenn man nicht mit gröſster Sorgfalt auf die Ausbrüche seiner kleinlichen, aber desto eigensinnigern Herrschsucht Acht giebt, nicht frühzeitig ihm die Pflicht des Gehorsams und Nachgebens einprägt; so wird man es unnennbaren Leiden des Lebens aussetzen, und ihm die schönsten Bestimmungen und Freuden seines Berufs selbst erschweren. Man glaube nicht, daſs man hier so langsam, als möglich, zu Werke gehen müsse, und daſs die Kinder gemeiniglich erst späterhin eigensinnig und selbstsüchtig würden. Ich müſste mich sehr irren, wenn ich nicht schon bei sehr vielen Mädchen von fünf bis sechs Jahren, den wunderlichen Hang zu Launen, zu einem unbehaglichen, albernen Wesen, entdeckt hätte, wodurch sich die Erwachsenen gemeiniglich so lächerlich machen und uns so weit von sich zurückstoſsen. Das kleine Mädchen versteht es schon so gut, wie seine Mutter, zu schmollen und verschlossen zu thun, so gut, wie sie, ihre unbehaglichen Schauer, ihr kränkelndes Air, ihre weinerliche Stimme, ihren Kitzel zum Widerspruch, ihren studierten Trotz und ihre absichtlichen Aufbrausungen zu haben. Es thut spröde und precieux, ehe es weiſs, warum es dieses thut, es spielt die Rolle der Beleidigten, wenn es noch kein Mensch beleidigen kann. Wenn auch die Natur zufällig etwas zu dergleichen gespannten weiblichen Stimmungen beigetragen haben mag, weil sie den Weibern ein empfindlicheres Nervensystem, als uns, gab; so hat doch wohl immer die Erziehung das Meiste dabei gethan, — und wir werden sie in diesen Unarten gewiſs von einem Jahre zum andern immer weiter fortrücken sehen. — Je mehr wir Männer selbst, durch den Ton des Zeitalters verführt, die Sinnlichkeit der Weiber zu verfeinern und zu unterrichten suchen; je mehr wir ihre Phantasie durch schön gezeichnete Gemählde der Sinnenlust und der Verführung erhitzen, und ihre Denkkräfte durch eine zu hohe Spannung aus ihrem Berufskreise hinausraisonniren; je mehr wir den Bau ihrer Nerven durch Schwärmereien der Liebe und einer vorgespiegelten, geistigen Sympathie zu immer neuen Erschütterungen reitzen; je mehr wir ihre Vernunft durch den glänzenden Anstrich von Büchergelehrsamkeit verhunzen, und durch den Werth, den wir auf ihre philosophischen Plaudereien legen, ihrer an sich schon regellosen Eitelkeit und Rechthaberei fröhnen; je höher wir sie in der bürgerlichen Gesellschaft hinaufstellen, und eben dadurch den Wirkungskreis ihrer natürlichen Schlauheit und ihres unersättlichen Stolzes erweitern, — je unleidlicher werden wir sie für uns und für sich selbst machen, und durch die nun von allen Seiten gereitzte Empfindlichkeit ihres Gefühls, und durch die zu groſse Ausdehnung ihrer Forderungen ihr unvermeidliches Elend vollenden helfen. Man erlaube mir, daſs ich zu einer nähern Beleuchtung der weiblichen Laune kommen darf. Meine Leser werden dieſs Wort ohne eine schulgerechte Definition von selbst verstehen.

Die Weiber haben, — jung und alt, — ohne daſs sie es immer bemerken, und sichs erklären können, ihre abwechselnden und periodischen Verstimmungen, wie der Apriltag sein veränderliches Wetter. Oft sinken sie aus dem heitersten und fröhlichsten Gemüthszustande ganz unerwartet, und bisweilen ganz unwillkürlich in eine höchst wehmüthige Stille und Niedergeschlagenheit herab. Alles hat sich nun an ihnen geändert. Ihre Stimme ist weinerlich, einsylbig und abgebrochen, ihr Auge thränenfeucht, ihr ganzer Anstand leidend und doch gespannt. Ihre Blicke irren kalt, und ohne Theilnahme in der Gesellschaft umher, oder heften sich mit sichtbarer Traurigkeit gegen die Erde. Ihr wollt euch in Unterredungen mit diesen verstimmten Frauen und Mädchen einlassen, ihr wollt sie aufheitern, und ihnen durch euren unschuldigen Scherz ein neues Leben geben, — umsonst! Ihr werdet mit einer gleichgültigen Miene, mit einem vielleicht noch gleichgültigern Wort, oder wohl gar mit Beleidigungen zurückgewiesen. Die Dame ist für euch nicht zu Hause, sie will jetzt nicht unterhalten seyn, die Welt ist ihr eckelhaft geworden, sie erblickt nichts, als Narren und Närrinnen um sich her, ohne zu bedenken, daſs sie vielleicht die erste und vornehmste darunter ist. Sie affectirt eine Neigung, — zu sterben, sie ist in sich gekehrt, als ob sie mit keinem lebendigen Wesen mehr in Verbindung stände, sie haſst die Menschen alle, weil sie vielleicht ein einziger beleidigte. Sind diese Launen stürmischer Natur, werden sie von einem sehr lebhaften, zum Zorn geneigten, Temperamente begünstigt, ist die närrische Empfindlichkeit dieser Weiber gröſser, als ihre kleine Vernunft; so zerrütten sie oft den schönen Hausfrieden selbst, und setzen Unlust, Gram und Widerbellen auf seinen goldenen Thron, oder zerstören die zärtlichsten Einverständnisse sich liebender Seelen. Die Kinder werden in diesen tobenden Aufwallungen des Bluts unschuldig gezüchtigt und zurückgesetzt, das Gesinde mit Ungestüm und Poltern abgelohnt, die Männer, wegen längst geschehener Fehler, und längst wieder gut gemachter Handlungen, von neuem in Anspruch genommen, und in die Enge getrieben, die Nachbarinnen mit allen ihren Schwächen ans Tageslicht gezogen, und die reinsten Tugenden verdächtig gemacht. Das vielleicht sonst so billige, und so hellsehende Weib, scheint auf einmal ihre gesunden Augen verloren zu haben. Sie kann keine Wahrheit vertragen; sie betrachtet Alles von einer schiefen Seite, und aus einem ungewöhnlichen Gesichtspuncte. Ihre Empfindlichkeit ist auf eine Art gespannt, daſs die kleinste Berührung derselben hundert Miſstöne zugleich in ihrer Phantasie hervorbringt, und den ganzen Charakter in einer unruhigen Schwankung erhält. — Aber oft, ehe mans glaubt, sind diese bösartigen Dämpfe wieder verschwunden, die Gewitterwolken zerstreuen sich, und die erzürnte, vorher so niedergeschlagene, übellaunige Göttinn, steht nun wieder mit ihren ätherreinen Augen und ihrer heitern Stirn, — gleichsam ganz neu geschaffen, — vor euch. Die Krankheit des weiblichen Gemüths war nur vorübergehend gewesen. Der geängstete Mann, der zurückgestoſsene Liebhaber, wird nun vielleicht desto zärtlicher umarmt, — die Hausfamilie desto närrischer verzogen. Kurz, vorher muſste Alles in dem Hause, auf den Wink der empfindlichen Gebietherinn ein tragisches Ansehn annehmen; jetzt muſs Alles wieder ins Comische fallen.

Es ist unläugbar, daſs das andere Geschlecht fast immer von schnellern, lebhaftern und zum Theil auch vorübergehendern Gefühlen, als das unsrige, beherrscht und gestimmt wird. Die langsamsten Weiberseelen selbst sind oft in einem Grade empfindlich und spleenkrank, daſs sie bisweilen als Furien erscheinen. Auch die vorsichtigsten und klügsten unter den Frauen, denken und handeln gemeiniglich mit einer Hastigkeit, die wir Männer nicht erreichen können. Oft sind sie in ihren Empfindungen so weit voraus, daſs sie durch unsere Langsamkeit selbst übellaunig und miſsmüthig gemacht werden, und ich glaube, daſs wir deſswegen unsere liebe Noth mit ihnen haben würden, wenn ihre Zärtlichkeit und Furchtsamkeit sie nicht so oft mit uns auszusöhnen pflegte. Bisweilen ist aber auch jene Gemüthsverstimmung und stille Laune der Weiber nur studiert, und ein absichtlicher Kunstgriff, die Augen der Männer auf sich zu ziehen. Sie wollen durch den Ausdruck der Traurigkeit unsere Theilnahme an ihrem heimlichen Kummer erhöhen, sie wollen dadurch desto liebenswürdiger, interessanter und verführerischer für uns werden, ob sie gleich oft sehr falsch in diesem Stücke greifen. Sie glauben, daſs in der weiblichen Niedergeschlagenheit ein Magnet liege, dem wir Männer nicht widerstehen könnten, und sie haben darin in gewisser Rücksicht und in gewissen Augenblicken nicht Unrecht; — der Ausdruck des stillen weiblichen Kummers, wirkt oft tiefer auf uns, als Schönheit und Zärtlichkeit. — Sie wissen aber auch, daſs eine zu lange anhaltende, wehmüthige Laune, und ein immer thränenvolles Auge uns endlich sehr ermüden würde, und deſswegen gehet ihre melancholische Stimmung oft so schnell in den Ton des lauten Frohsinns über. Der scharfe Menschenforscher, Saint Evremont, nennt in einem seiner meisterhaften Episteln an die Damen seiner Zeit, diejenigen, welche Trübsinn und Niedergeschlagenheit affectiren, und von nicht vorhandenen Gemüthsleiden träumen, sehr naiv. — Comediennes d'affliction. Ich weiſs nicht, ob man einen passendern und bequemern Ausdruck für diese Art von Schauspielerinnen finden könnte.

Die Gründe jener oft so sonderbaren Wandelbarkeit weiblicher Launen, könnten also überhaupt ganz füglich in physische und moralische eingetheilt werden. Die Natur hat es nun einmal so gewollt, daſs das andere Geschlecht mehrern körperlichen Gebrechen, oder, wenn der Ausdruck zu hart klingen sollte, mehrern physischen Unbequemlichkeiten unterworfen seyn muſste. Die Anzahl dieser immer wiederkehrenden und unvermeidlichen, obgleich zum Theil kleinen Lasten, wird natürlicherweise auch seine Nervenreizbarkeit erhöhen, und nicht selten ein Miſsvergnügen mit seiner physischen und politischen Lage hervorbringen. Es ist wahr, daſs die Natur ihm eins der einladendsten Geschenke mit seiner Schönheit und weiblichen Grazie gemacht hat; es ist aber auch wahr, daſs die Weiber dieses Geschenk durch die Zartheit und Feinheit ihres Baues oft sehr theuer bezahlen, — so theuer bezahlen müssen, daſs die meisten Weiber mit uns augenblicklich tauschen würden, wenn in der Natur ein Weg dazu offen stünde. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daſs die Natur in Absicht so vieler körperlicher Leiden gegen das andere Geschlecht etwas stiefmütterlich gehandelt zu haben scheine, und daſs wir

Männer ſehr zufrieden ſeyn können, nicht — an ihrer Stelle zu ſtehen. *) Und ge-

---

*) La nature elle-même, ſagt ein guter franzöſiſcher Schriftſteller, en formant des êtres si sensibles et si doux, semble s'être bien plus occupée de leurs charmes que de leur bonheur. Sans cesse environnées de douleurs et de craintes, les femmes partagent tous nos maux et se voient encore assujetties à des maux qui ne sont que pour elles. Elles ne peuvent donner la vie, sans s'exposer à la perdre. Chaque révolution qu'elles éprouvent altére leur santé et menace leurs jours. Des maladies cruelles attaquent leur beauté: et quand elles échapent à ce fléau le tems qui la détruit, leur enlève tous les jours une partie d'elles-même. Alors elles ne peuvent plus attendre de protection que des droits humilians de la pitié, ou de la voix si foible de la reconnoissance. La société ajoute encore pour elles aux maux de la nature. Plus de la moitié du globe est couverte de sauvages; et chez tous ces peuples les femmes sont très-malheureuses. — On a vu sur les rives de l'Orénoque des mères par pitié tuer leurs filles et les étouffer en naissant. Elle regardoient cette pitié barbare comme un devoir u. ſ. w. Essai sur le caractere, les moeurs et l'esprit des

setzt auch, daſs ihre periodischen Kränklichkeiten nicht immer mit Schmerzen verbunden sind; so haben sie doch auch bei den Gesundesten Unmuth und Gemüthsverstimmungen in ihrem Gefolge, und vereiteln ihnen nicht selten die angenehmsten Stunden des Lebens, und die seligsten momentanen Gefühle. Hat die Natur sie vollends zu fruchtbaren Müttern bestimmt, gerathen ihre Ehen nicht; so haben ihre Lasten kein Ende, und es verräth daher von unserer Seite ein wenig zärtliches und dankbares Gefühl, wenn wir darum so gleichgültig bei ihren Schmerzen sind, weil sie von Natur

---

femmes par Mr. Thomas. A Paris, 1772. 8. Aehnliche Gemählde von der bedaurungswürdigen Lage des andern Geschlechts, findet man im Demeunier über Sitten und Gebräuche der Völker, herausgegeben von Hiſsmann. Nürnb. 1785. 8.; in Meiners Geschichte des weiblichen Geschlechts, und andern bekannten Werken dieses gelehrten und arbeitsamen Geschichtsforschers der Menschheit.

selbst dazu bestimmt wurden. Man müſste daher auch billigerweise sehr geneigt seyn, ihnen alle jene Launen und Ungleichheiten des Charakters zu verzeihen, die aus unverschuldeten Schwächen des Körpers, und aus den Unannehmlichkeiten ihrer Lage zu entspringen pflegen. Wer wollte diese Unglücklichen nicht beklagen, nicht mit diesen herzliches Mitleid haben, nicht diese gegen unbillige Urtheile und harte Behandlungen in Schutz nehmen? Weniger nachgebend und nachsichtig sollte man aber gegen alle diejenigen närrischen, weiblichen Launen seyn, welche durch einen geflissentlichen Stolz und Eigensinn, oder auch durch jede Art von Unmäſsigkeit veranlaſst werden. So gut auch die Weiber gewöhnlich zu verdauen pflegen, so übellaunig und unausstehlich werden doch sehr viele grade zu einer Zeit, wo wir Männer so gern frohen Sinnes seyn möchten, — bei und nach der Mahlzeit. Wenn den ganzen Morgen heiteres Wetter im Hause gewesen ist; so brechen dort oft ganz unvermuthet, und durch die geringsten Veranlassungen brausende Gewitter hervor, und verwandeln das fröhliche Mahl der Gatten und Kinder in Gift und Galle. Ich weiſs nicht, ob ein kleiner Erguſs der leztern die Verdauungskraft des weiblichen Magens selbst befördern hilft, und ob die Frauen aus einer Art von Instinct zu jenem Behuf — ein immer vorhandenes Arzneimittel in ihrem eigenen Blute besitzen; allein das weiſs ich, daſs viele Weiber ihre Männer bei der Mahlzeit — älter machen, anstatt daſs sie, für ihre Arbeiten, dort immer jung seyn sollten.

Die sogenannten moralischen Gründe der tausendfachen übeln Launen des zweiten Geschlechts, liegen in so vielen einzelnen Leidenschaften und Charakterschwächen desselben, daſs ich mich an keine genaue Aufzählung derselben wagen darf.

Beleidigte Eitelkeit und kleinlicher Stolz, Neid, Eifersucht, Liebe, Häſslichkeit, Geitz, Habsucht, Muthlosigkeit und hundert andere Affecten, vornemlich aber die unglückliche Verwöhnung und Verzärtelung in der Jugend, influiren wechselsweise auf die weibliche Gemüthsverstimmung in frühern und spätern Jahren. Ich werde über einige von diesen Ursachen der bösen Laune noch etwas sagen müssen. a) Wenn die Eitelkeit sich fast mit nichts, als mit einer angestrengten, vielleicht sehr lächerlichen Aufmerksamkeit auf das Aeuſsere der Person, und nicht auf das wirkliche weibliche Verdienst beschäftigt, wenn sie uns ihre eigenen Fehler verbirgt, und nur immer das Bild einer studierten Liebenswürdigkeit vorhält, wenn sie überall von Andern, die vielleicht gar keinen Beruf und keine Neigung dazu haben, Opfer, Huldigungen und Schmeicheleien verlangt, — und zwar gemeiniglich sehr ernstlich verlangt; so ist es ganz natürlich, daſs sich eben diese Eitelkeit, welche so viel fordert, — und so wenig wiedergiebt, — mit der sie umgebenden Welt selten zufrieden seyn kann, und daſs sie sich selbst oft ohne willkürliche Veranlassung von Andern für beleidigt halten wird. Oft fühlt sich ein eitles Frauenzimmer gereitzt und zurückgesetzt, wenn kein Mensch sie zu reitzen, dachte, und keiner daran denken wollte, — oft spielt sie die Rolle der Verstimmten und Beleidigten, wenn ihr sogar die gröſste Ehre erwiesen wurde. Genug die Stunde der Laune ist auf einmal mit allen ihren Schrecknissen und Ungezogenheiten vorhanden, bis sie durch irgend eine angenehmere Vorstellung wieder verdrängt wird. Ein miſsverstandener Seitenblick des Andern, ein leises Gespräch desselben mit einem andern Weibe, eine zu schlanke Verbeugung des Mannes, von dem man sie nicht erwartete, ein Widerspruch, eine

Unterbrechung der Geschwätzigkeit, ein zu ernster, oder auch zu herzlicher Ton der Unterhaltung, ein geschmackvollerer Putz eines andern Frauenzimmers, ein Versehen am Tisch, im Tanz und Spiel, eine Beschädigung des Kleides, und tausend andere, noch viel kleinere Dinge, können der weiblichen Seele jene bängliche und unruhige Gemüthsstimmung geben. Ich nehme hier wiederum selbst die heller Denkenden nicht aus, weil — im Puncte der Eitelkeit fast alle Weiber schwach sind.

Wer vermag alle die Plane und Entwürfe der weiblichen Eitelkeit zu berechnen, mit welchen so viele Frauenzimmer in die Gesellschaft und in die groſse Welt treten? Welch ein unabsehbares Feld, zu wirken, eröffnet ihnen nicht ihre Eroberungssucht, — aber auch welch einen Stoff zu unzähligen übeln Launen! Und wäre jene Sucht auch nicht so groſs, als wir Männer sie zu bemerken glauben, wäre sie nicht eine der vornehmsten Quellen ihres Spleens; so wird doch die unselige, nie ruhige Rangsucht der Weiber sie nimmer über ihre Laune herrschen lassen. Ich habe sehr gescheidte Weiber bei einem ihnen angewiesenen, etwas weiter unten stehenden, Stuhle, bei einer aus Versehen unrichtigen Austheilung der Plätze, bei einem nicht ganz vollwichtigen Tischgesellschafter, bei der kleinsten Vernachlässigung des Ceremoniels, auf einmal alles Gleichgewicht der Seele verlieren gesehen. Sie konnten sich Tagelang nicht darüber zufrieden geben, sie kündigten Freunden und Anverwandten den Krieg deſshalb an. — Dieſs ist nach meiner Meinung eine der gröſsten weiblichen Schwächen, — man mag zu ihrer Entschuldigung sagen, was man will, und thut vornemlich in höhern Ständen, wo man die Menschen so oft nicht nach dem Verdienste, sondern nach dem Range der Person rangiren muſs, unsäglichen Schaden. Denn da diese Rangsucht sich in alle Geschäfte und Verhältnisse des Lebens zu mischen pflegt, da sie leicht unersättlich und unbiegsam wird; so kann ihr unmöglich allemal genug geschehen, und dann wird sie auf Rache und Bestrafung der Beleidigung denken. Dieſs allein schon macht die Einflüsse des andern Geschlechts in die Angelegenheiten des Staats, so höchst gefährlich und unglücklich! Die beleidigte Rangsucht der Weiber, hat ganze Staaten verwüstet, unzählige Familien ruinirt, und Ströme von Blut vergossen; aber sie ist bisweilen in ihren giftigen Planen noch weiter gegangen, sie hat oft die besten und edelsten Regenten selbst verdorben, und ihre Triumphe auf die künstlichste Verführung der reinsten Tugenden zu den niedrigsten Lastern gegründet.

Sollten die Weiber vielleicht darum der Rangsucht so ergeben seyn, weil sie den Rang nicht als etwas Eigenthümliches, sondern als etwas von uns Erborgtes besitzen — und also auf die Erhaltung desselben desto mehr achten müssen? Oder liegt im Range ein doppelter Stoff zur Eitelkeit, — indem der Rang an sich schon etwas Glänzendes für die weibliche Phantasie ist, und auſserdem durch seine Nebenverbindungen der weiblichen Eitelkeit täglich neue Spiele und Gelegenheiten verschaffen kann? Ich glaube, man könnte die Gröſse dieser Sucht aus beiden Gründen, — aber auch die Stärke der übeln Laune der Weiber daraus herleiten, wenn sie ihre Männer für beleidigt halten. In diesen Fällen ist der weibliche Unmuth gemeiniglich gröſser, als der männliche. Der Mann hat seinem Feinde schon längst verziehen; aber die weibliche Empfindlichkeit über diesen wird vielleicht erst mit dem Tode aufhören. — Die beiden Männer werden wieder Freunde, herzliche Freunde werden können; das

Weib wird gegen den Beleidiger Zeitlebens miſstrauisch bleiben, — weil ihr Herz zu lebhaft empfindet, und ihr Geist kleiner, als der Geist und Charakter des Mannes, ist. Dieſs mag zu ihrer Entschuldigung dienen, wenn einige bei einer Zurücksetzung ihrer Männer wie Halbrasende handeln, und dieſs mag zugleich ein Grund seyn, warum sie auch bei einer schon längst erloschenen Liebe, dennoch die Schwächen ihrer Männer mit einer so ängstlichen Sorgfalt zu verhüllen suchen.

b) Die Liebe, von welcher ich weiter unten eine eigene psychologische Abhandlung liefern werde, hat ihr eigenes Reich weiblicher Launen und Grillen. So schön sie ihre Gefühle auszumahlen, und die Empfindungen ihres innern Glücks zu verfeinern und zu vervielfältigen weiſs, so ungestüm, mürrisch und verstimmt kann sie werden, wenn sie ihre Reize und ihre Seelengüte für beleidigt hält, oder sich in ihren Wirkungen irrt. Sie kann heute blind, sie kann mehr als blind gegen den Geliebten seyn, und morgen tausend Augen haben *), sobald sie ein Miſstrauen in seine Gesinnungen setzt, und ihm eine Gleichgültigkeit entwischte. Sie hat zwar nur einen einzigen groſsen Wunsch, um den sich alle ihre Gedanken und Freuden drehen, und um den sich das Universum drehen soll; aber dieser Wunsch der weiblichen Liebe ist so lebhaft, so feurig, so viel verlangend, daſs sie nicht selten, wegen seiner Lebhaftigkeit und Gröſse, an einem ähnlichen Grade der männlichen Liebe zu zweifeln pflegt, — und in diesem Zweifel liegt die brennbare Materie zu den meisten Launen verliebter Weiber. Wird

---

*) Rousseau drückt sich hierüber mit wenig Worten sehr naiv aus: — On a fait l'amour aveugle parce qu'il a de meilleurs yeux que nous. S. Esprit Maximes et Principes de I. I. Rousseau. A Neuchatel. 1791. S. 57.

der Mann, der jetzt in deiner Seele wohnt, immer mit dir gleich stark, gleich lebhaft empfinden? Wird dein Herz mit dem seinigen in ein Einziges zusammenflieſsen können, wenn es auch nur einen kleinen Unterschied der gegenseitigen zärtlichen Gefühle geben sollte? Hat noch kein anderes — besseres Weib in seiner Seele geherrscht, und, wenn dieſs der Fall war, werde ich bei der Vergleichung gewinnen, oder verlieren? Hat er noch nie geliebt, und wird er mich deſswegen immer lieben? Wird kein buhlerisches Weib ihn mir zu entreissen suchen? Werden meine Reitze nicht zu früh für ihn verwelken, oder wenn ich deren nur wenige besitze, wird er mit den wenigen zufrieden seyn, und wenn er es zu seyn scheint, wird seine Aussage mit seinem Herzen übereinstimmen, wird er immer so sprechen? Werde ich ihm immer gefallen können, da es schönere, gebildetere, klügere Weiber, als ich, giebt?

Wird er nicht Schwächen an mir bemerkt haben, die ich vielleicht selbst noch nicht sah? Wird er bei allem meinen und seinen guten Willen künftig glücklich werden? Wird er sich nicht wegen dieses und jenes meiner jugendlichen Einverständnisse der Liebe mit einem andern Manne, so unschuldig sie auch waren, durch bösen Leumund gegen mich aufbringen lassen? Wird er nie, — auch in der gröſsten Kleinigkeit nie, ein Heuchler gegen mich seyn?

Diese, und viele andere, zum Theil noch wichtigere Fragen, wirft sich die weibliche Liebe unter dem schalkhaften Zugelispel der versteckten Eifersucht täglich auf, und wird dadurch die Mutter ihrer eigenen, höchst sonderbaren Launen und Gemüthsqualen. Unglücklicherweise wartet sie die Beantwortung solcher Fragen, — wie es fast allen hitzigen Leuten zu gehen pflegt, nicht einmal ruhig ab, wodurch sie doch am leichtesten besänftigt werden könnte; sondern sie wirft sie alle untereinander, und vermehrt dadurch nur ihr Miſstrauen und ihre Zweifel. Sie hat mit hundert Feinden von Aussem und Innem zugleich zu kämpfen, wie wollte sie immer guter Laune seyn können! Sie hat ihr ganzes Leben mit einem Andern über die Hälfte getheilt, sollte sich nun nicht eine doppelte Besorgniſs in Absicht so vieler Dinge bei ihr regen! Kommen Stunden der Liebe, wo sich das Weib über alle Grenzen hinaus glücklich fühlt; so wird sie, bei ihrer natürlichen Furchtsamkeit, dennoch nicht immer dem miſstrauischen Gedanken ausweichen können, daſs ein so hohes Glück vielleicht nicht lange dauern dürfte, — ohne daran zu denken, daſs dieses Glück immer erhalten werden kann, weil es so ganz von unserm guten Willen abhängt. Ueberhaupt ist die Liebe bei allem ihren Liebreitz, bei aller sie begleitenden moralischen Schönheit, eine viel zu unruhige und miſstrauische Leidenschaft, als daſs sie jemals ohne Sorgen seyn könnte. Sie gehören zu ihrem innern Wesen. Sie schafft sich Qualen, wenn sie keine hatte. Sie sieht und hört Dinge, die nirgends vorhanden sind; sie hält ihre wunderlichsten Träume für Realitäten. Sie stürzt sich in Abgründe, wo sie den graden Weg gehen könnte; sie trotzt, wo sie bitten sollte; sie bittet, wo sie trotzen müſste, sie schlummert, wo ihre höchste Thätigkeit erfordert wird, und ist überspannt thätig, wo sie ganz ruhig seyn könnte. Das Geleise, worauf sie wandelt, ist zu schlüpfrig, und ihr Schritt bald viel zu furchtsam, bald wieder viel zu kühn, als daſs sie immer das Gleichgewicht zu halten wüſste.

c) Ich habe im Vorhergehenden die gewöhnliche Erziehungsart des Weibes mit zu den Hauptquellen ihrer unzähligen verschrobenen und miſsvergnügten Launen gerechnet, und es gehört zur Bestätigung dieses

Satzes nichts weiter, als ein getreues Gemählde jener Erziehungsweise selbst. Einiges habe ich in dieser Rücksicht oben angedeutet, das Hauptsächlichste werde ich hier zur Belehrung, Warnung und Beherzigung für Eltern und Erzieherinnen, vornemlich in höhern Ständen, nachholen dürfen. Ein jeder Menschenbeobachter, der in der grossen Welt gelebt hat, wird mir darin Recht geben, daſs den kleinen Mädchen bei allem äuſsern Erziehungszwang in vornehmen Häusern, und denen, die sich dazu rechnen, zuviel Willen gelassen, und ihr Hang zu allerlei kleinlichen Capricen und Launen nicht genug eingeschränkt wird. Man geht mit den Töchtern oft so behutsam und weichlich um, als ob sie Wesen einer höhern Gattung wären, und als ob sie zu Alleingebietherinnen der menschlichen Gesellschaft gebildet werden sollten. Eltern, Gesinde, Freunde, Anverwandte, tragen das Ihrige dazu bei, und wenn es kein Mensch thäte; so würden es doch die viel zu schwachen, und viel zu nachgebenden Grofsmütter thun, welche unter allen Nationen und Himmelsstrichen ihre Enkel und Enkelinnen, — während sie vielleicht ihre eigenen Kinder vergessen, physisch und moralisch zu verwöhnen pflegen. Ein jeder Hausgenosse scheint sich ein Verdienst daraus zu machen, auch die kleinsten Wünsche des kindischen Eigensinnes nicht nur zu erfüllen, sondern ihnen sogar zuvorzukommen. In vielen Häusern sind defshalb die strengsten und abgemessensten Befehle gegeben, die nicht selten ins Lächerliche und Abgeschmackte fallen. Wer diese Befehle nicht genau respectirt, wer das eitle Mädchen nicht verzärteln, verziehen und moralisch vergiften hilft; wer sie nicht mit Liebkosungen überhäuft, oder wohl gar den Rath — einer strengen Erziehung giebt, wird für einen mürrischen Kinderfeind gehalten. Man will nun einmal, sey es aus einer dummblinden Liebe gegen die Kinder, oder aus einer unvernünftigen alten Gewohnheit, seine Töchter so und nicht anders erziehen, das heiſst, sie durch diese Methode lebenslang unglücklich machen. Sie müssen eigensinnig, stolz, übellaunig werden, sie mögen wollen oder nicht. —

Unter diesen Huldigungen and Lobpreisungen von allen Seiten, unter diesen Schwächen des Nachgebens und der Verzärtelung wäschst nach und nach die kleine, weibliche und eigensinnige Gottheit heran. Sie kennt gemeiniglich keinen andern Willen, als den ihrigen. Vater, Mutter und Geschwister gehören zu den Vasallen ihres Gebieths, das Gesinde steht unter dem Despotismus eines verzärtelten Kindes. Sie hat regieren gelernt, ehe sie sich noch verständlich ausdrücken konnte. Sie gab schon in der Wiege Befehle, sie lenkte schon am Gängelbande — die ganze Familie, so wie ihre meisten kindischen Einfälle und Albernheiten als etwas Auſserordentliches und Geniereiches erzählt und bewundert wurden. Dieſs Gemählde widerspricht dem obigen von einer zu eingeschränkten Erziehung der Töchter nicht; man kann in einem Stück sehr strenge gegen sie seyn, und sie in einem andern desto mehr verwöhnen. Ich berufe mich hier auf die allgemeine Erfahrung. Je mehr unsere Töchter heranwachsen, je vorsichtiger und behutsamer, also auch ihre Erziehungsweise seyn sollte, je mehr nehmen die Fehler der letztern zu. Glaubt man den Saamen der weiblichen Eitelkeit und Laune nun desto reichlicher ausstreuen zu müssen, da sich der Boden zu seiner Aufnahme mit dem Alter der Mädchen erweitert? War man noch nicht zufrieden, — einen schlechten Grund gelegt zu haben, daſs man nun auch das ganze moralische Gebäude von allen Seiten, und in sich selbst zu verschieben suchte? Nahm der Witz, die Beobachtungsgabe und die Entwickelung der weiblichen Seele deſswegen so schnell zu, daſs sie nichts, als verwöhnende Eindrücke, in sich aufnehmen, nichts, als Schmeicheleien, hören, nichts, als die Opfer einer orientalischen Veneration, kennen lernen sollte?

Mit diesen vielfachen schiefen Begriffen von seinem Werth *) und seiner Wichtig-

---

*) „Bei dem Theile des weiblichen Geschlechts, (sagt ein vortrefflicher deutscher Schriftsteller) auf dessen Erziehung einige Sorgfalt gewandt wird, zweckt alles dahin ab, den Keim der Idee früh zu legen, daſs die Weiber der Mittelpunct, wo nicht der einzige Punct sind, um den sich alles in der Welt drehet. (Man hat diesen Satz vielfach miſsverstanden, weil man ihn für eine allgemeine Behauptung ansahe, was er aber, nach des Verfassers eigener sinnreichen Ausführung, durchaus nicht seyn sollte.) Der lebhafte Theil und die gröſsere Anzahl der jungen Mädchen, fährt der Verfasser des sehr interessanten Buchs: über die Weiber fort, betragen sich, bis sie das 17te oder 18te Jahr erreichen, als übermüthige Beherrscherinnen der Welt. Sie wäh-

keit, mit diesem so tief gepflanzten Dünkel und Egoismus, tritt nun nach und nach das in sich selbst verliebte, zu allen Künsten der Eitelkeit abgerichtete, durch schwache Eltern und thörigte Gouvernanten verschrobene Mädchen, in die groſse Welt, und verlangt nun natürlicherweise darin die nemliche Devotion, das nemliche Zuvorkommen und schmeichelhafte Zulächeln, wie sie es im väterlichen Hause zu empfangen gewohnt war. Sie meint, daſs sie auch dort eine ähnliche Rolle, wie hier, spielen könne, daſs man auch dort ihr den verlangten Re-

---

nen, daſs die Männer nur darum existiren, um vom Morgen bis zum Abend daran zu denken, ihnen artige Sachen zu sagen. Daher nichts schnippischer und naseweiser, als die Mädchen in diesen Jahren. — Es ist nicht zu leugnen, daſs, nächst der Erziehung die Männer die Hauptquelle sind, wodurch die Weiber in der Idee ihres übertriebenen ausschlieſsenden Werths bestärkt werden. Wir thun alles, um ihnen in der Societät nur Throne für sich, und Ketten für uns zu zeigen."

spect nicht versagen dürfe; — allein die Dinge in der groſsen Welt sind nicht so gestaltet und eingerichtet, wie sie es im elterlichen Hause, und unter der Aufsicht einer schwachen Mutter und Erzieherinn waren. Dort giebt es so viel unerwartete Ausnahmen, so viel Ecken und so viel unsanfte Stöſse, daſs die Unerfahrene, von so viel kleinlichen und eiteln Hoffnungen Geleitete oft in einer ganz andern Region des Daseyns sich zu befinden glaubt. Sie bemerkt es sehr bald, daſs der Hauſe der Bewunderer und Schmeichler lange nicht so groſs ist, als sie sich ihn zu träumen gewohnt war, daſs man ohne Annehmlichkeiten des Geistes fast überall eine klägliche Rolle spielt, und daſs seelenlose Schönheiten nur den Werth schöner Bildsäulen haben, — begafft werden, aber nur selten, — und bei einem vernünftigen Mann nie eine anhaltende Neigung der Achtung und Liebe erwecken. Sie lernt Menschen in Menge kennen, die nicht die geringste Verbindlichkeit haben, ihr Schmeicheleien zu sagen, Menschen deren Härten und Launen sie wohl nachgeben muſs, wenn sie nicht öffentlich für eine schlecht erzogene Person gehalten seyn will. Sie muſs es dulden, daſs ihr Betragen, ihre Sprache, ihre Geberden, ihr Körperbau, ihr Verstand und Geschmack laut und ohne Schonung getadelt wird. Sie kann der Geiſsel der Satyre nicht entgehen, und wird sich nur noch lächerlicher machen, wenn sie darüber erhaben zu seyn affectirt. Sie lernt nun erst die wahre Beschaffenheit von hundert Dingen kennen, die sie vorher zu dem Glanze und der Gröſse ihres Geschlechts rechnete, die sie nun aber auch von der vernünftigen Welt verachten sieht und tadeln hört. Kurz, das schöne und liebreitzende Bild, welches sie sich von den Liebkosungen und Schmeicheleien ihrer Feenwelt entworfen hatte, stimmt mit ihren neuern Erfahrungen nicht immer überein.

Die magische Laterne ihrer süſsesten Hoffnungen ist verschwunden. Sie träumte sich ein Paradies, und fand in vieler Rücksicht grade das Gegentheil!

Mädchen, die sie vorher wegen ihres geringern Standes verachtete, auf die sie hoch und gnädig herabsah, die der Gegenstand ihrer beiſsenden Medisance waren, finden vielleicht, zu ihrem tödlichen Verdruſs, und vor den Augen der eiteln Creatur mehrern Beifall, mehrere Bewunderer und mehrere Gelegenheit ihr Glück zu machen, als sie, weil jene wirklich besser erzogen waren, und nicht bloſs durch Ziererei und Auſsenglanz gefallen wollten. Mädchen, die nicht den zehnten Theil ihres Geldes und ihrer Schönheit, aber desto mehr Vorzüge des Geistes und Charakters hatten, werden oft früher als sie, an liebenswürdige Männer verheirathet. Sie muſs vielleicht Alles den kupplerischen Verhandlungen einer eiteln Familie überlassen, ob sie verheirathet werden soll, oder nicht. Oft steht sie in der Gesellschaft allein und unbemerkt, oder wohl gar verachtet da, wenn sich um jene edlern Mädchen Scherz und heitere Laune versammeln, und wir Männer uns an dem naiven Ergusse ihres Geistes und Herzens weiden. Je steifer, prunkvoller, und unnatürlicher die marmorne Göttinn in den geselligen Zirkeln erscheint, desto gröſser wird der leere Raum um sie her. Sie sieht in ihm das Bild und elende Vacuum ihrer Seele gleichsam vor sich. Sie möchte auch gern Eroberungen machen; aber man hat ihr keine Waffen dazu gegeben; sie möchte auch gern zärtlich gebiethen; aber sie hat kein Verdienst, kein Talent, von welchem diese liebenswürdige Kunst ausgehen könnte. Sie möchte, wenn ihr Wille noch nicht ganz verschroben ist, auch die Gabe besitzen, — nicht eigensinnig, nicht lächerlichspröde, nicht stolz zu seyn; aber die

Gewohnheit hat eine viel zu groſse Gewalt über sie, als daſs diese ungezwungene Gabe, diese groſse Lebensphilosophie anderer Weiber jemals ihr Eigenthum werden könnte.

d) Diese auffallende und unvermeidliche Disharmonie der wirklichen Welt mit den eiteln, durch die Erziehung veranlaſsten, Wünschen und Ansprüchen so vieler Frauenzimmer, ist eine Haupturſache ihrer vielen verstimmten Launen und ihrer schiefen Charakterzüge. Da, wo sie durchdringen wollen, stoſsen sie an, da wo sie bitten, werden sie nicht erhört, da wo sie gefallen wollen, gefallen sie nicht, da wo sie heitere Tage erwarten, lauert die lange Weile auf sie, weil sie Alles bei ihren zu groſsen Forderungen von der unrechten Seite angreifen, und dann unmöglich erwarten können, daſs sich die Welt um ihre Thorheiten drehen soll. Sie leben daher in einem ewigen Kampfe mit der ganzen Natur, und weil diese nicht nachzugeben gewohnt ist, in einem ewigen Zwiste mit sich selbst, und ihren verwöhnten Leidenschaften. — Den gröſsten Stoſs bekommt aber sehr oft das Gebäude der erträumten weiblichen Gröſse und Wichtigkeit im — Ehestande, in dem groſsen und feierlichen Hinüberschritt der eingebildeten Alleinherrschaft zum — Gehorsam, der bisher genossenen, vielleicht zu groſsen, Freiheit in eine Art von Sclaverei, — das gewöhnliche Loos des verzärtelten Mädchens. Wenige Zeit vorher wurden noch einmal alle reitzende Bilder seines — geträumten Werths, und seines künftigen Glücks im Taumel der Liebe, in den Seligkeiten des Brautstandes rege gemacht. Hinter sich erblickte die Geliebte die goldenen Zeiten der jugendlichen Freiheit, vor sich die unaussprechlich schönen Freuden und Erwartungen des ehelichen Lebens. Bisher hatte sie nur von Vater, Mutter, Gesinde und Nachbarn die Huldigungen einer Art von Anbetung empfangen, jetzt wirft sich ein, vielleicht sehr geistvoller, liebenswürdiger Mann zu ihren Füſsen, und schwört ihr ewige Treue und ewigen Gehorsam. Konnte irgend etwas das lachende Gemählde weiblicher Ansprüche vollenden; so muſste es diese Epoche seyn, wo sich das Herz die Erfüllung aller seiner Wünsche so leicht zu machen wuſste. Gab es einen Blick, einen Gedanken, ein Gefühl, eine Thräne, eine Thorheit, eine Leidenschaft der Geliebten, welche von der Gegenliebe nicht bis in den Himmel erhoben, nicht bewundert, nicht vergöttert wurde? Gab es noch ein seelenvolleres Auge, ein schöneres Roth der Wangen und Lippen, einen zum Kuſs einladendern Mund, einen zärtern Körperbau, eine melodischere Stimme, einen feinern Verstand, ein liebenswürdigeres Zartgefühl, als das ihrige? Wollte man nicht tausend Leben für die Geliebte aufopfern, nicht ihr zu Gefallen durch Feuer und Flammen wandern, nicht ihre Ehre mit Dolchen und Wunden retten? Versprach man ihr nicht in der Ehe tausend goldene Berge? Erniedrigte sich nicht der festeste und gescheidteste Mann selbst zu einem Sclaven, der keinen andern Willen, als den seiner Geliebten, und zwar als seinen höchsten Gesetzgeber, kannte? Was war wohl natürlicher, als daſs sich diese Gebietherinn selbst die angenehmsten Begriffe von den kommenden Dingen machen muſste! Wenn man das Glück so in seiner Gewalt zu haben glaubt, wer sollte in seine Wankelmüthigkeit einen Zweifel setzen können? Wo kann es einen thätigern und schönern Zauberer der Freude, als den künftigen Ehemann geben? Ist die Liebe nicht darum eine so innige, so wonnereiche Leidenschaft, damit wir sie immer geniessen sollen und genieſsen mögen? — Der Tempel Hymens öffnet sich mit allen seinen Wundern, und nun fragt die junge Frau: ob ihr Glück noch eines einzigen Zusatzes fähig sey?

Allein auch diese Dinge bekommen, früher oder später, und bei hellerm Lichte besehen, meistentheils nachher eine andere Gestalt, als sie vorher durch die Zauberbrillen der weiblichen Eitelkeit und Phantasie dargestellt wurden. In der Ferne haben diese Gegenstände eine wunderschöne Form; allein das mit tausend goldenen Blumen übersäete Paradies des Ehestandes beginnt nach und nach Dornen und Diesteln zu tragen, so warm auch noch die Herzen für einander schlagen mögen. Aber auch diese Flammen der Liebe verrauchen allmählig mitten im Genusse der Leidenschaft selbst, und sind oft nicht mehr vorhanden, wenn wir sie noch zu empfinden glauben. Das leidenschaftliche Bedürfniſs, — als der Grund aller Geschlechtsliebe, kann selbst nicht über seine eigenen Grenzen hinausgehen, gesetzt auch, daſs man immer neue Mittel zu seinem Genusse ausfündig machen könnte. Wenn die Natur ihre Geschäfte berichtigt hat; so ruft sie die Besinnung selbst, wieder hervor, und schreibt uns Ruhe, oder andere Pflichten vor, damit wir nicht zu thierisch werden sollen. Sie heilt uns also durch eben die Mittel von ihrem Miſsbrauche, wodurch sie uns vorher verwundet hatte, und sie thut dieſs darum, damit wir eins ihrer schönen Werke, — uns selbst, — nicht zu früh und zu unbesonnen zerstören möchten. Ueberdieſs häufen sich auch bei den Ehemännern, aus Beruf und Pflicht, die sogenannten Brodarbeiten und äuſsern Verhältnisse nach und nach so sehr, daſs sie die kostbare Zeit nicht mehr den Tändeleien und Launen der Liebe allein widmen können, wenn sie keine sehr reichen Männer sind. Der männliche Ernst kehrt nach den Flitterwochen der Ehe wieder zurück, wenn auch die junge Frau nicht ganz damit zufrieden seyn sollte. Der Taumel der Liebe scheint sich mit dem Ehestande nicht einmal zu vertragen, da jene ihre höchste und lezte Befriedigung gefunden hat. Eheleute, die jene — Ziererei in Gesellschaften lange fortsetzen wollten, würden sogar lächerlich und eckelhaft werden. Ueberhaupt sucht man in der Ehe sehr bald mehr Wahrheit, als Schein, und der Ehemann findet endlich seine Geliebte, die er vorher in den Himmel versetzt hatte, an ihrer rechten Stelle, — nemlich unter den Menschen, wieder. Die Zeit hat ihre Gottheit vernichtet, oder doch viel menschlicher gemacht. er lernt an ihr kleine und grofse Schwächen kennen, die ihm vorher die Binde der Liebe verbarg; er bemerkt nun seine eigenen Fehler und Uebereilungen, indem er durch seine Schmeicheleien vieles, sehr vieles verdorben haben mochte. Es entstehen nun, von seiner Seite, wenn er kein Schwachkopf ist, ernste Stunden, Warnungen, Miſsverständnisse zwischen seiner kältern Vernunft und der Zerstreuungssucht des Weibes. — „Und ich, ich bin kein Kind mehr! wird das verwöhnte und verzärtelte Kind von achtzehn Jahren denken, wenn sie auch ihre Kindheit nicht schon deutlich genug in ihrem ganzen Betragen äuſsern sollte. „Verheirathet, sagt der kurz vorhergenannte scharfsinnige Menschenkenner, dauert gewöhnlich die Idee der Superiorität ihres Geschlechts bei den Weibern der groſsen Welt fort. Sie sehen den Mann der erwirbt und ernährt, durch den sie Stand, Unabhängigkeit, Vermögen, Ehre, alles haben, als Nebenperson an. Ihre Sorge ist fast ausschlieſsend für sich, ihren Putz, ihre conventionellen Bedürfnisse. Wenn sie ja Achtung für ihres Mannes Beruf, Geschäfte und Ideen haben, so ist es in so weit sie dadurch als Frauen solcher Männer andere Weiber verdunkeln. Hat der Mann Verdruſs, so leiden sie nicht, weil er leidet, sondern weil ihr Stolz dadurch gekränkt wird." u. s. w.

Ich mag diese Stelle nicht ganz widerlegen, aber auch nicht ganz vertheidigen, ob es gleich Weiber dieser Art genug geben mag. Nach meiner Meinung entsteht im Ehestande gemeiniglich auch eine neue Gemüthsstimmung der jungen Frauen, die weder für sie, noch für ihre Männer sehr vortheilhaft ist. Der Gedanke der erstern, sich in einem groſsen Theile ihrer vorher zu hoch gespannten Hoffnungen, oft auf eine so unerwartete Art, getäuscht zu sehen, ist ein peinlicher Gedanke. So leicht giebt kein Mensch das Spielzeug seiner Eitelkeit hinweg, wie es tausend Weiber im Ehestande hingeben müssen. — Frei und frohen Sinnes, voll Erwartungen und Prätensionen eilten sie ihrem neuen Stande entgegen, und dachten wohl nie daran, daſs diese Freiheit das erstemal an der eisernen Stirne des Mannes selbst scheitern würde. Welch eine unglückliche Metamorphose! Der Mann, welcher dem Weibe vorher einen so hohen Rang, nemlich den ersten unter allen denkenden und empfindenden Wesen, gab, will sie nun selbst wieder von ihrem Throne herabstürtzen; der Mann, welcher noch kürzlich zu ihren Füſsen lag, für einen Händedruck, für einen Kuſs die ganze Welt hingegeben hätte, wagt es ihr seinen Trotz, seinen Eigensinn und seine finstern Launen fühlen zu lassen; der Mann, der nur für sie und durch sie lebte, und ohne sie nicht leben wollte, der Himmel und Erde zu Zeugen seiner ewigen Liebe anrief, wagt es, — was wagt er? sich wohl gar von einem niedrigern, ärmern und häſslichern Weibe rühren zu lassen? Und doch ist dieſs nun einmal in tausend Ehen der Fall.

Alles hat sich wunderseltsam umgekehrt, alle weiblichen Plane sind durch den männlichen Starrsinn verschoben, alle Romane, welche das Glück der Ehe so schön auszumahlen wuſsten, haben schändlich gelogen, und was nun noch schlimmer ist, — man wird diese Ketten lebenslang tragen müssen. Wie soll die arme, so früh und so empfindlich getäuschte Frau, diesen Härten des Schicksals ausweichen, — wie kann sie ihnen ausweichen? Die Vernunft sagt, durch Sanftmuth, Geduld und stilles Nachgeben.*) Die Politik verzogener Weiber hingegen sagt, durch Widerspenstigkeit, *Trotz* und *finstere Launen*, — und da haben wir denn einen neuen Schlüssel zu unzähligen Miſsverständnissen in den Ehen unserer Zeit, und zu der immer mehr zunehmenden Verachtung dieses Standes überhaupt.

---

*) Eins der schönsten und lehrreichsten Gespräche des groſsen Erasmus, den nicht — Knaben, sondern Philosophen lesen sollten, ist unstreitig sein Conjugium, worin ein kluges und sanftes Weib einer gewissen Xantippe die vortrefflichsten Regeln zur Lebensweisheit im Ehestande giebt. Erasmus hat dort auf wenigen Seiten über diesen wichtigen Gegenstand mehr, als Andere, in ganzen Bänden, gesagt.

Viele Weiber gebrauchen nemlich die übeln Launen nicht bloſs als natürliche Ausdrücke einer innern Unbehaglichkeit, sondern auch als *Mittel*, die verlorne Frauenherrschaft über den männlichen Willen, wenigstens in einzelnen Augenblicken wieder an sich zu reissen, und indem sie den Mann dadurch zu ermüden suchen, seine Einstimmung zu allerlei Planen und Vorschlägen halb abzulocken und halb abzuzwingen. Dieſs Recht, ihren Willen *so* zu declariren, das Recht durch Schmollen und künstlichen Trotz etwas zu erlangen, oder zu verhüthen, werden sie sich nie nehmen lassen; aber sie irren sich viel zu sehr in seiner Anwendung und Ausdehnung, als daſs sie ihren eigenen Zustand nicht dadurch verschlimmern sollten. Sie erreichen vielleicht ihre Absichten; aber sie verschlieſsen sich dadurch auch die Eingänge zu unserm Herzen, und machen sich durch ihre Herrschsucht allgemein lächerlich. Oft nutzen sie auch ihre Launen nur zunächst, als einen Probierstein, — um uns zu erforschen, und es ausfündig zu machen, wie weit sie bei uns mit ihren Prätensionen gehen können, und wie schwach wir in gewissen Stunden seyn wollen; oft kommen jene Schrullen auch wohl ganz unvermuthet, und ungebeten. Aber in beiden Fällen weiſs das andere Geschlecht gemeiniglich sehr gut, wie weit es zu seinem Vortheile gehen darf, oder nicht. Seine Augen sehen dann oft grade am allerschärſsten, wenn es am übellaunigsten ist, wenn es dem Ansehn nach nichts zu bemerken scheint, und eine stumme Gleichgültigkeit affectirt. Nicht nur das Blut, sondern auch der Verstand der Weiber befindet sich in einem exaltirten Zustande, wenn seine Gefühle durch irgend eine Art von Erbitterung geleitet werden. Dieſs ist auch bei den Männern der Fall; — aber die Empfindlichkeit der Weiber regt sich schneller und heftiger, als bei uns. — Die Laune der Männer geht sehr bald ins Toben, in Ungestüm über, die weibliche Empfindlichkeit schmiedet feinere Plane der Rache, schärft den Witz zu beissenden Ausdrücken, kehrt die lächerliche Seite des Beleidigers heraus, und trotzt in der erzwungenen Thräne.

Ich glaube nicht, daſs es eine unglücklichere Ehe, als diejenige geben könne, worin die weiblichen Launen, und das stürmische Temperament des Mannes wechselsweise um ihre Herrschaft miteinander streiten. In diesem Hause wird die reine Freude nie ein Plätzchen finden, und der Hausfriede ein ewiges Hirngespenst bleiben. Aber aus eben diesem Grunde sollte man sich alle mögliche Mühe von der Welt geben, jungen Mädchen einen heitern und offenen Sinn einzuflöſsen, und ihren Hang zur Herrschbegierde und zur Beiſsigkeit, wenn ich dieſs Wort gebrauchen darf, so früh, als möglich, aus ihnen wegzuschaffen. — Die Regeln hierzu ein andermal. Denn wenn es auch hier und da der Fall seyn sollte, daſs ein übellauniges Mädchen eine sehr heitere und zur Fröhlichkeit gestimmte Hausfrau würde, und sich in diesem Stück durch die Wunder des Ehegottes ganz umgeändert hatte; so wird man doch hundert Beispiele gegen zehn anführen können, wo das übellaunige, eigensinnige Mädchen alle Gebrechen ihres Charakters in den Ehestand mit hinübernahm, und Gatten und Kindern durch ihre ewigen Gemüthsverstimmungen Qualen der Hölle bereitete. Was muſs einen arbeitsamen, für seine Familie thätigen Mann, mehr niederschlagen, als wenn er nach den Lasten des Tages, —

statt Liebkosungen zu empfangen, mit einem finstern Blick, und einem Gesicht voll Eigensinn und Kälte von seinem eigenen Weibe selbst zurückgestoſsen wird; wenn er für seinen Fleiſs keinen freundlichen Zuwink, keinen Beweiſs der weiblichen Dankbarkeit und Zärtlichkeit erhalten kann; wenn ihm die übellaunige Thörinn mit nichts, als mit den eingebildeten Kränklichkeiten ihres Körpers, unterhält, und durch diese Einbildung der ganzen Familie zur Last wird; wenn sie die gutmüthigen Fragen des Gatten mit Ungestüm beantwortet, seine Umarmungen mit lächerlicher Sprödigkeit zurückweist, seine Speisen mit Galle würzt, seine unschuldigsten Freuden durch ihre Uebellaunigkeit und ihren Mangel an Theilnahme verbittert, und jede Gelegenheit zu häuslichen Zänkereien hervorsucht? Sind diese Weiber nicht einmal zu einem häuslichen Leben geneigt, fühlen sie sich augenblicklich verstimmt, wenn sie nicht immer in rauschenden Gesellschaften leben, nicht eine ungebundene Freiheit im Umgange mit unserm Geschlecht geniessen können, werden sie ganz von der Mode und ihrer Zerstreuungssucht ohne ein warmes Gefühl für eheliche Glückseligkeit zu haben, beherrscht; so habe ich ihren Männern nichts Besseres, als — den Tod selbst zu wünschen.

Das übellaunige empfindliche Wesen wird überhaupt leichter, als jede andere Verkrüppelung des Charakters zur Gewohnheit, und ist darum so unheilbar, weil der Patient sich gemeiniglich von seinem Uebel nicht überzeugen will, oder, wenn er es fühlt, die Schuld auf Andere zu schieben pflegt, oder auch, weil er sich wohl gar in dieser Gestalt selbst gefällt. Wer immer ein finsteres Gemüth hat, und alle seine Gedanken mit einer Art von Bitterkeit und Empfindlichkeit äufsert, wird sich sehr wundern, wenn man seine Stirn unleidlich, seinen Blick kalt und den Ausdruck seiner Empfindungen hart und widerspenstig findet. Diese Fehler des Gemüths verschwinden durch ihre tägliche Wiederholung vor den Augen derer, die sie besitzen, eben so leicht, wie die körperlichen Höcker gewisser Leute, die sich für wohlgebildet halten; aber kein Mensch sollte mehr gegen jene Gewohnheit, als das andere Geschlecht kämpfen, da es voraussehen kann, daſs seine übeln Launen im Alter und durch das Alter selbst unzählbar werden können. Da nun aber die meisten Weiber, und vornehmlich die, welche an einer zu groſsen Eitelkeit krank liegen, grade das Gegentheil thun, und, anstatt gegen ihre Fehler ins Feld zu ziehen, der bösen Laune tägliche Nahrung geben; so giebt es denn nun auch so viel unglückliche Ehen, die lebenslang in einer Reihe unfreundlicher Begegnungen bestehen, und nur noch durch die Strenge der Gesetzgebung, und durch Familienumstände vor einen öffentlichen Bruche gesichert werden. Ich will und kann die Männer von ähnlichen Fehlern nicht freisprechen. Es giebt tausende, welche durch ihre verschrobenen und verstimmten Launen die Tyrannen des andern Geschlechts geworden sind, tausende, die ihre liebenswürdigen Gattinnen auf eine Art quälen, die niederträchtig und abscheulich ist; aber vielleicht irre ich darin nicht, wenn ich dem andern Geschlecht eine etwas grössere Neigung zur Zanksucht, als dem unsrigen, zuschreibe, weil ihre Nerven und Gefühle offenbar empfindlicher, als die unsrigen, sind.

Oft ist der Wille, sich einander zu quälen, auch wohl gar nicht einmal vorhanden, obgleich die gegenseitige Qual selbst so arg, als möglich, seyn kann. Das Reiben der harten Charaktere aneinander ist bisweilen noch mehr, als Gewohnheit, es ist eine Art von Zeitvertreib und

Unterhaltung für die beiden Eheleute geworden, und es ist eine groſse Frage, ob sie sich bei einem bessern Tausche der Personen besser befinden würden? Ich habe Eheleute gekannt, die bei jeder Gelegenheit mit einander in Streit geriethen, sich fast täglich Bitterkeiten sagten, und sich dennoch keinen Tag voneinander trennen konnten, ohne sich unglücklich zu fühlen; — die sich einander nicht selten ein seliges Ende wünschten, und bei ihren abwechselnden Krankheiten untröstlich waren. Alles dieses waren Folgen einer alten Gewohnheit, und vielleicht noch mehr der langen Weile, zu deren Vermeidung wir oft dasjenige selbst hervorsuchen, was uns widerlich und unangenehm ist, — so wie es auch wohl einen Geist des Widersprechens geben kann, der nicht von der Bösartigkeit des Herzens, sondern von dem Quersinn der Urtheilskraft und der Rechthaberei herrührt. Leute dieser Art wollen sich nur nicht von dem einmal besetzten Posten wieder zurücktreiben lassen, sie wollen Recht behalten, wenn sie auch ihr Unrecht fühlen, um keinen Verdacht eines begangenen Irrthums auf sich zu laden. Ihr Fehler liegt in einer gewissen Unbiegsamkeit des Temperaments. Im Grunde sind es aber oft ehrliche, gute und sehr grade Menschen. Ihre Debatten greifen nicht die Güte des Herzens an, und sie meinen es noch dann mit uns ehrlich und gut, wenn wir ihren Ungestüm ertragen müssen. Sie können vielleicht für andere ihre eigenen und gröſsten Vortheile aufopfern, nur — nachgeben können sie nicht.

Es giebt noch andere Ausschweifungen und Bizarrerien der weiblichen Laune, davon ich zum Beschluſs dieses Abschnitts nur einige bemerken will. Man findet erstlich gewisse Weiber, die ihren Männern aus Laune die ehlichen Umarmungen versagen, aus Laune ihre Gatten zur Eifersucht reitzen, Kinder und Gesinde mit einer Art von Wohlbehagen an einander hetzen, und Freunde und Nachbarinnen bald miteinander entzweien, bald miteinander aussöhnen, und auf diese Art ein wahres Spielwerk mit allen Menschen um sich her treiben. Je mehr sie Alles in Unordnung bringen, je mehr glauben sie, über Alles herrschen zu können. Das Reich der Uneinigkeit ist ihr Element, ob sie gleich dabei den Sinn des Friedens und der Liebe affectiren. Sie poltern und lärmen nicht, um zu herrschen, sie gehen dabei ganz still und heimlich zu Werke, sie entzweien die Menschen mit einer Art von Anstand und mit einer schuldlosen Miene. Die feinere Chicane macht sie verbunden mit der Laune, zu den gefährlichsten Weibern ihres Geschlechts, und sie würden für uns unüberwindlich seyn, wenn sie — das Studierte und Erkünstelte ihrer Plane ganz verbergen, und in gewissen Augenblicken etwas härter seyn könnten. Eine gewisse Weichheit des Gemüths zerstört oft ihre Plane vor ihrer Vollendung, und dieſs mag vielleicht das einzige Gute seyn, was die Schlauheit des Geistes dem weiblichen Herzen noch übrig gelassen hat. Die Natur scheint in der That darin für uns Männer sehr weislich gesorgt zu haben, daſs selbst Weiber dieser Art uns oft die Ketten wieder abnehmen müssen, die sie mit einer unbeschreiblich feinen Kunst um unsere Freiheit geschmiedet hatten, so wie sie nach einem sehr richtigen Ausspruch des La Bruyere den weiblichen Eigensinn gemeiniglich mit der weiblichen Schönheit verband, um uns gegen die mächtigen Eindrücke der letztern eine Art Gegengift mitzutheilen.

Zweitens wird man bisweilen bemerken, daſs junge Mädchen und Frauen einen unwiderstehlichen Trieb zum Weinen, und zwar ohne eine deutliche Veranlassung, in sich zu empfinden pflegen. Sie sehen sich genöthigt, ihr Auge von uns abzuwenden, oder sich zuweilen selbst aus der Gesellschaft zu entfernen. Es gehört kein scharfsehendes Auge dazu, einen gewissen Druck des Gemüths, eine Verstimmung und Niedergeschlagenheit an ihnen zu beobachten, die oft nicht gröfser und auffallender seyn kann. Wenn diese Stimmung überhaupt ihren Grund in einer von Natur zur Traurigkeit geneigten Seele hat, die sich das nahe oder ferne Uebel auf eine vielleicht zu lebhafte, und doch auch dunkle Art vorzustellen pflegt; so sind dergleichen Thränen wegen der weichern Organisation des Weibes nichts Ungewöhnliches. Bei andern Frauen mufs aber der Grund dieses unwillkürlichen Weinens wohl etwas tiefer, und zwar in einem wehmüthigen und beklommenen Verlangen nach irgend einem unterdrückten Genusse der Liebe gesucht werden, ob sie uns gleich, da dieser Zustand wieder nur auf dunkeln Gefühlen beruht, diesen Satz nicht gern zugeben dürften. Die Weiber sagen es freilich nicht immer ganz laut, welche tiefe Eindrücke die männliche Schönheit und Unterhaltungsgabe auf ihr gefühlvolles Herz macht; aber sie zeigen durch die Verwirrung und Wärme, in welche sie nur zu oft beim Anblick der erstern gerathen, wie leicht sie zu verwunden sind, und wie beklommen ihr Gefühl auch bei einem sehr schnell vorübergehenden Rausche der Liebe werden kann. Das geschwinde Auflodern dieser Leidenschaft, die sie des Anstandes wegen oft so ängstlich verstecken müssen, preſst ihnen bisweilen jene unwillkürlichen Thränen aus. Freude, Wehmuth und Traurigkeit wirken in diesem Gemüthszustande, und zwar in solcher Schnelligkeit auf das weibliche Herz, daſs es sich endlich Luft zu machen sucht, und Thränen veranlaſst, die man Thränen der erweichten und verlangenden Sympathie nennen könnte. Wenn es überhaupt Thränen der Sehnsucht geben kann; so wird es auch Thränen der begehrenden weiblichen Liebe geben, da diese aus jenen entstehen können. Es giebt Weiber, die bei der Abwesenheit ihrer Geliebten fast augenblicklich zum Weinen geneigt sind, — nicht aus Traurigkeit über irgend ein Miſsgeschick derselben, sondern aus Verlangen, und einer zu zärtlichen zu weichen Laune, und was sind die Abschiedsthränen der Verliebten, wenn sie sich vielleicht nur auf Minuten von einander entfernen, gemeiniglich anders, als ein Beweis, daſs man der zärtlichen Umarmungen noch nicht satt geworden ist, und daſs die verlangende Liebe ihren Gegenstand keinen Augenblick gern vermiſst? Von den weiblichen Thränen des Zorns, der Eifersucht, des Mitleidens, und der körperlichen Schmerzen kann hier die Rede nicht seyn, Diese haben die Weiber mit uns gemein; aber das Weinen aus Laune scheinen sie vor uns vorauszuhaben. Wenn uns der Spleen hart, trotzig und unbiegsam macht, so macht er hingegen die Weiber gemeiniglich — weichherzig, schwankend und schwach, so wie überhaupt diejenigen Frauen, welche sehr zum Weinen geneigt sind, und ein sanftes Gemüth haben, einen höhern Grad von Sinnlichkeit, als andere, zu besitzen scheinen.

Drittens giebt es Frauenzimmer, welche jetzt mit allen Reitzen der weiblichen Anmuth und Gefälligkeit, — ich möchte sagen, — auf eine uns bezaubernde Art erscheinen, und im andern Augenblick unausstehlich kalt, eigensinnig und boshaft werden. Wenn diese Abwechselungen der Laune nicht zu den Fehlern eines niedrigen Charakters gehören; so gehören sie doch wahrscheinlich zu den Kunstgriffen einer wohlstudierten Coquetterie und Herrschsucht. — Weiber dieser

Art glauben durch dieses abwechselnde Anziehen und Zurückstoſsen uns desto sicherer besiegen zu können, und uns dadurch nach und nach an ihre Oberherrschaft zu gewöhnen. Andere Leichtsinnigere treiben dieſs Spielwerk nur darum, um sich an den Zeichen und Wendungen unserer Unterwürfigkeit zu ergötzen und ihrer Phantasie durch die Gaukeleien unserer Liebe eine Art von Unterhaltung zu verschaffen, noch Andere meinen, daſs man uns durch jenen schnellen Umtausch der Laune in Ungewiſsheit lassen müsse, — ob man bei ihnen weiter gehen dürfe, oder nicht. Ihre Klugheit, und wenn man will, ihre Schamhaftigkeit, heiſst ihnen das hinterher durch ein sprödes und kaltes Betragen wieder gut zu machen, was vielleicht die zu gefällige weibliche Nachgiebigkeit verdorben haben mochte, — oder umgekehrt, durch eine schnell angenommene heitere Laune diejenigen übeln Eindrücke aus unserm Herzen wieder wegzuschaffen, die ein finsteres weibliches Humeur darin verursacht haben könnte. Diese Gründe mögen dann auch wohl da vorhanden seyn, wo die Liebe und Zärtlichkeit der Weiber bisweilen so unerwartet in eine Art von Kälte und Indolenz übergehet. Haben die vorsichtigen Mütter, oder hat die vorsichtige Natur selbst diesen Kunstgriff dem andern Geschlecht angewiesen? Gleichviel, wie er in die Handlungsweise der Weiber kam, — genug, daſs er ein nicht seltener Behelf der weiblichen Klugheit ist, wenn die Liebe in gewisse Gefahren gerathen könnte. Man zieht die so künstlich, und so zärtlich ausgeworfenen Schlingen bei Zeiten wieder ein, damit man sie noch mehreremale gebrauchen könne, und sich das Gefühl des Schicklichen nicht selbst darin verwirre. Und dennoch scheint die richtige Abstekkung der Grenzlinie, wie weit diese Schlingen für uns ausgeworfen werden dürfen, vielen verliebten Weibern immer noch ein Geheimniſs zu seyn. Indem sie uns eine Grube graben wollen, fallen sie durch die Lebhaftigkeit ihrer Leidenschaft selbst hinein. — Das Spielzeug der Liebe wird sehr bald ihr Bedürfniſs, und sie sind vielleicht schon längst über die Grenzen der Unschuld hinaus, wenn sie noch ganz fest zu stehen glauben. Ein einziger zu feuriger Blick, ein einziger zu warmer und herzlicher Händedruck, zeigt dem beobachtenden Manne alle Siegesvortheile auf einmal. Das Herz des zärtlichen Weibes liegt in seinen Händen. — Sie hat in diesen schönen, aber sehr gefährlichen Augenblicken nicht Zeit genug, an die Flucht zu denken, oder denkt sie auch daran; so dürfte doch nun schon die ruhige Besinnung viel zu spät kommen. Zwischen Stehen und Fallen giebts nur Augenblicke.

Endlich haben die Launen der Weiber eine solche Gewalt über sie, daſs sie in diesem verworrenen Gefühlszustande bisweilen sogar zu einer, dem andern Geschlecht nicht sehr eigenthümlichen, Eigenschaft, — zur Grausamkeit selbst verführt werden können. Ich werde von diesem Gegenstande bei einer andern Gelegenheit reden, und bemerke nur hier den sonderbaren Zug der weiblichen Laune, welcher bisweilen selbst gescheidte Mütter gegen ihre unerwachsenen Kinder nicht nur gleichgültig macht, sondern auch zu einer Art von Haſs gegen die leztern verleitet. Ich nenne diese Erscheinung sonderbar, weil sie, Gottlob! nur selten ist, und in dem moralischen Betragen der Kinder noch keinen Grund haben kann, sondern lediglich einem ganz eigenen Quersinn weiblicher Launen, oder einer närrischen Liebe zum Sonderbaren, oder einer andern versteckten Ursache zugeschrieben werden muſs. Da wir in der sittlichen Welt an keine Antipathien glauben können, noch dürfen, weil sich alle Erscheinungen in dieser Welt in Vernunftmaximen auflösen, und auf Motive des Willens reduciren lassen; so müſsten jene Mütter auch Rede und Antwort von ihrer Abneigung gegen ihre Kinder geben können, und wahrscheinlich würden dann ihre Bekenntnisse so ziemlich mit folgenden Bemerkungen übereinstimmen. Man könnte nemlich in solchen einzelnen Fällen, und soviel ich diese Sonderbarkeit beobachten konnte, behaupten, daſs ein Weib, die kein mütterliches Gefühl für ihre Kinder besaſs, sie nicht durch diesen Mann erhalten zu haben wünschte. Ich weiſs nicht, warum diese Seite der Weiber noch so wenig beleuchtet wurde, da sie doch vornemlich in höhern Ständen sehr auffallen muſste, und ihre Ursach leicht aufgedeckt werden kann. Wenn eine Frau gegen ihren Mann nicht nur gleichgültig, sondern auch erbittert ist, weil sie vielleicht auf eine tyrannische Art zur Ehe gezwungen wurde, wenn sie ihn bäurisch, widerlich und eckelhaft findet, wenn er in ihren Augen selbst nicht einmal den Werth eines gesunden Körpers hat, wenn ihre Temperamente, Gesinnungen und Leidenschaften sich vielleicht in allen Puncten widersprechen; so ist es an sich schon ganz natürlich, daſs ihr die Liebe eines solchen Mannes selbst, und zwar um so viel mehr höchst lästig und widerlich werden muſs, wenn sie diesen Mann mit einem viel liebenswürdigern Gegenstande ihres Herzens zu vergleichen anfängt. Alles, was sie jenem gestattet, ist eine ihr abgenöthigte Zwangspflicht, die sie nimmer aus Liebe, sondern aus einer unvermeidlichen Nothwendigkeit leistet, und die ihr die Handlung eben so unangenehm, als den Handelnden selbst, macht. Wir können freilich dieses widerliche Gefühl der Weiber nicht genau beurtheilen, da wir

Männer nicht leicht in Gefahr kommen können, zur Umarmung eines uns eckelhaften Weibes gezwungen zu werden; aber es ist doch sehr begreiflich, daſs dieses Gefühl dem feinern und zärtlichern Weibe höchst bitter und schmerzhaft werden, und nach und nach ihr den Anblick ihrer Kinder selbst verleiden — könne. Die mütterliche Liebe war durch den Zusammenfluſs mehrerer zum Theil physischer Ursachen, und durch den Haſs gegen den Gatten unterdrückt worden, und die Wiederholung jenes Zwanges und jener abgedrungenen Umarmungen konnte endlich selbst eine Art Erbitterung gegen ein Wesen erzeugen, welches die Mutter wider ihren Willen, und von einem ihr unausstehlichen Manne, als ein bleibendes Denkmahl einer verhaſsten Ehe, annehmen muſste. Es gehört freilich ein verachtungswürdiger Zug des weiblichen Herzens dazu, wenn eine Mutter gegen ihre

Kinder nicht nur gleichgültig seyn, sondern auch den Anblick derselben überhaupt nicht vertragen kann; allein so unnatürlich die Sache uns vorkommen mag; so sehr wird sie doch durch einzelne Erfahrungen bestätigt, und darf uns schon darum weniger befremden, weil die Weiber der groſsen Welt weniger mütterliche Zärtlichkeit gegen ihre Kinder, als andere Frauen, zu verrathen scheinen. Die edlern und reinern Gefühle des Herzens sind durch die vornehme zerstreuungsvolle Lebensart jener Weiber, durch die Entfernung, in welcher sie von ihren eigenen Kindern leben, durch die unzähligen gezwungenen Ehen, durch den Leichtsinn und Raisonnirgeist des Zeitalters, durch die Ausschweifungen und zurückstoſsenden Eigenschaften verschrobener Ehemänner, und durch hundert andere Umstände so abgestumpft und unterdrückt worden, daſs die einfache Natur und die zärtlichsten

Pflichten der Mutterliebe als etwas Gleichgültiges, den niedern Ständen Angehöriges, zurückgewiesen werden; daher kommt es denn aber auch, daſs man nie mehrere Klagen und Thränen über ungerathene Söhne und Töchter, als in dieser glänzenden, aber sehr bejammernswürdigen Welt, zu bemerken Gelegenheit hat.

EMPFINDELEI.

Ihre verschiedenen Aeuſserungen und Arten. — Empfindelei des Mitleidens, oder der Sympathie, der Freundschaft und Liebe. — Empfindelei ehelicher Zärtlichkeit, der Mutterliebe, des Naturgefühls, der Hypochondrie, der Lebensart und verfeinerten Geistescultur.

Eine sehr groſse und unerschöpfliche Quelle der vielfachen Gemüthsverstimmungen und Launen der Weiber ist die Empfindelei; — eine Art Seelenkrankheit, — die sich fast allemal durch die Affectation sehr verfeinerter und lebhafter moralischer Gefühle zu äuſsern pflegt, und ein Fieber der Sympathie genennt werden könnte. Dieses Gebrechen unseres Zeitalters, welches seine periodischen Abwechselungen hat, und in den Seelen der Männer und Weiber bald mehr bald weniger hauset, verdient eine eigene Abhandlung, wenn man die folgenden Materialien so nennen will. Ich nenne es ein Gebrechen unseres Zeitalters, weil es in unsern Tagen häufiger, als sonst, zum Vorschein gekommen, und durch die allgemeinere Verzärtelung der Gemüther, und die unendliche Anzahl empfindsamer Romane immer mehr und mehr veranlaſst worden ist.

Wenn wir auf die Symptome dieser Schwäche Acht geben; so werden wir sehr leicht bemerken, daſs sich das empfindelnde Frauenzimmer durch alle ihre Ausdrücke, Bewegungen, Gedanken und Handlungen, so wie auch durch den ganzen Ton ihrer Stimme und ihres Geschmacks das Ansehn geben will, als ob ihr Herz gröſserer und innigerer Rührungen, feinerer und weicherer moralischer Gefühle und einer reitzbarern Wärme derselben fähig sey. Wir sehen diese Art

Weiber selten in einem natürlichen Zustande. Ihre Empfindungen gehen augenblicklich in Extasen, oder in eine tiefe Wehmuth über. Sie wollen immer mehr, als Andere, empfunden, — mehr, als Andere, gelitten, — mehr, als Andere, genossen haben. Wer sich nicht in diesen exaltirten Zustand ihrer Phantasie hineinstimmen kann, ist in ihren Augen ein kaltes, seelenloses Wesen, das ihre Verachtung verdiene, und die ernste und trockene Vernunft der Schwärmerei und Gewalt schöner Gefühle vorzuziehen wage. Die Welt ist daher auch für diese Weiber selten so eingerichtet, wie sie dieselbe wohl haben möchten. In dieser Welt sollen keine moralischen Disharmonien, keine stürmischen Veränderungen, kein Steigen und Fallen groſser Plane, kein tiefes Untersuchen und Nachforschen, kurz, nichts existiren, was nicht mit Zärtlichkeit und Liebe nicht mit schönen Sympathien und Herzensergüssen in die engste Verbindung gebracht werden kann. Alle Männer sollen sich wie Brüder, alle Weiber wie Schwestern lieben. Die menschliche Gesellschaft soll nur eine Gemeine für einander und durcheinander lebender Geister ausmachen, worin nie ein Miſslaut, nie ein Miſsverständniſs gehört werden darf. Das goldene Zeitalter der Eintracht ist das schöne Bild, womit ihre Empfindelei unaufhörlich spielt, obgleich dabei wohl nicht viel gedacht wird. Zu diesem Bilde gesellen sich die rührenden Gemählde eines Zustandes nach dem Tode, mit allen jenen Verzierungen, wodurch die Phantasie einen unbekannten Gegenstand auszumahlen pflegt. — Ihr Mitleiden, ihr Wohlwollen, ihre Freundschaft und Liebe, ihre Empfindungen für die Schönheiten der Natur, ihr sogenannter kindlicher Sinn, ihre ganze Denk- und Handelsweise sucht in jenen Gemählden neuen Stoff zur Begeisterung und Verfeinerung ihres moralischen, — aber vielleicht sehr sinnlichen, Gefühls. Während diese imaginirte Verfeinerung bis zur Ueberspannung erhöhet wird, arbeitet im weiblichen Herzen oft ein geheimer Trieb, der, genauer beleuchtet, bei aller Schwärmerei für das Gute, bald von einer versteckten Eitelkeit, bald von einer verborgenen Lust oder irgend einer andern Schwäche angefacht wird, und der die unschuldigste Empfindelei selbst verdächtig machen kann.

Um die Gattung dieser Weiber desto genauer ins Auge fassen zu können, und um sie nicht alle nach einem Maaſsstabe zu messen, will ich sie lieber in einzelne Classen eintheilen, und es dann meinen Lesern und Leserinnen überlassen, wo sie die Originale zu diesen, nach ihren Hauptzügen entworfenen, Bildern in der wirklichen Welt aufsuchen wollen. Es giebt nemlich eine Empfindelei des Mitleidens und der Theilnahme an fremden Schicksalen, — eine Empfindelei der Freundschaft und Liebe, der ehelichen Zärtlichkeit, der Mutterliebe, des Gefühls für die Schönheiten der Natur, eine Empfindelei der weiblichen Hypochondrie, der Lebensart, der verfeinerten Geistescultur und der Devotion. Hier sind meine Gedanken über die verschiedenen Aeuſserungen und Schwachheiten eines Gemüthszustandes der Weiber, der unserm Zeitalter nicht sehr zur Ehre gereicht, und weil er die Festigkeit des Charakters, unter der Masque der Gutartigkeit, untergräbt, und uns Männer zu ähnlichen Phantasien verleitet, das menschliche Elend eher vermehren, als vermindern, hilft.

Die Empfindelei des Mitleidens und der Sympathie ist eine der gewöhnlichsten, weil diese an sich betrachtet, sehr edle und liebenswürdige Eigenschaft in den zärtern Fasern und Empfindungen des Weibes überhaupt schon mehr Stoff und Nahrung findet, und ihre Imagination durch den Anblick und die Darstellung des Schmerzes, — wie man in Trauerspielen bemerken kann, leichter, als die unsrige, gereitzt wird. Das Auge des empfindelnden Weibes, vergieſst bei der geringsten Veranlassung, heiſse Thränen. Der kleinste Schmerz, den ihr äuſsert, die entfernteste Leidensscene bringt sie zu einer Art von Verzuckung, und stürzt sie in eine tiefe Wehmuth. Sie wird sich mit der zärtlichsten Sorgfalt nach den traurigen Umständen des Duldenden erkundigen; — ein andermal aber eure Schilderungen derselben unterbrechen, weil ihr zu feines Gefühl eine tiefere Verwundung nicht ertragen kann. Sie wird über die Ungerechtigkeit und Kälte der Menschen bei den Leiden ihrer Brüder jammern; sie wird bei den Gefahren ihrer Freunde und Freundinnen bis zur Geistesabwesenheit erbeben, und die Welt selbst da für einen Kerker gefühlvoller Seelen halten, wo sie es nicht ist. Habt ihr eure Pflicht gethan, und einen Elenden getröstet und gerettet; so wird sie euch mit Inbrunst und Zärtlichkeit auf eine Art danken, die in das Theatralische fällt. Ich habe Weiber gekannt, die in dieser empfindelnden Entzückung ganz fremde Menschen umarmten, ob sie gleich für den Unglücklichen selbst nichts anders thun, als Thränen vergieſsen, wollten. Das lebhafte und zarte Gefühl der Sympathie war sehr oft nur — Nervenschwäche, nur ein schnelles Vibriren einer weichern und feinern Organisation, nur die Wirkung einer sehr reizbaren und inflammablen Phantasie, — nicht die Wirkung moralischer Grundsätze, und einer geläuterten Menschenliebe. Die Saiten ihrer Empfindungen hallen nur den Ausdruck und Ton eines fremden Schmerzes nach, ihr Spiel ist nur physisch; das leidende Thier macht darauf die nemlichen Eindrücke, als der leidende Mensch. Es giebt Weiber, die das Abschlachten eines Huhns nicht ohne Convulsionen mit ansehen können; und Meilenweite Reisen thun, um der Hinrichtung eines unglücklichen Verbrechers mit beiwohnen zu können. Ich habe wiederum Weiber gekannt, die über den Tod ihrer Schooſshunde untröstlich waren, und ohne besondere Zeichen des Schmerzes ihre Geschwister und Freundinnen leiden und sterben sehen. Ja, ich behaupte, daſs alle dergleichen überspannte, weibliche Gefühle sogar mit einem Zuge von Grausamkeit und Gefühllosigkeit verbunden seyn können. Hat man nie diese weichen, empfindelnden und subtilen Weiber in Erbitterungen und Planen überrascht, welche die Geburten eines niedrigen und boshaften Gemüths waren? Hat man nie bemerkt, wie das innigste Mitleiden derselben sich oft durch den kleinsten Umstand in eine unbarmherzige Kälte verwandelte? Nie bemerkt, daſs Weiber dieser Art heute ihre Freunde mit allen Zeichen einer schwärmerischen Empfindelei aufnahmen, und morgen Entwürfe zu ihrem Verderben machten? Nie gelesen, daſs Frauen heute ihre Geliebten mit aller Herzlichkeit einer schuldlosen Seele umarmten, und morgen — Dolche für sie schmiedeten? Ihr Mitleiden war nur der Anstrich eines menschenfreundlichen Charakters gewesen. Sie konnten den Leiden Anderer ihre Thränen schenken, und doch die Vernichtung dieser Menschen wünschen.

Man glaube ja nicht, daſs die Empfindelei des weiblichen Mitleidens immer eine Menge trauriger Erfahrungen und erlittener Unglücksfälle zum Grunde habe. Weiber, denen es sehr wohl geht, liegen oft am meisten an jener Empfindelei krank. Ihre Verzärtelung und Verwöhnung in der Jugend, ihr Lesen empfindelnder Bücher, ihre Abneigung vor körperlichen Bewegungen hatte jene weibische Ziererei nach und nach veranlaſst. Mütter, welche sich das Weinen und Klagen, als ein elendes Bedürfniſs eines überspannten Gefühls, angewöhnt haben, bei den kleinsten Uebeln und Schmerzen erbeben, sich augenblicklich unbehaglich fühlen, und aus einer übertriebenen Weichheit des Herzens — mehr zum Weinen, als zum — Handeln, geneigt sind, werden auch solche immer klagende, überspannte, nervenschwache und empfindelnde Töchter erziehen. Wer kennt nicht ganze Familien dieser Art, wo die Augen vor aller Empfindsamkeit nicht trocken werden, wo jede vernünftige Strenge in der häuslichen und politischen Welt als eine Unmenschlichkeit verdammt wird, wo über die Krankheit eines unvernünftigen Thiers Alles in eine sinnlose Verwirrung geräth, und bei ber leichtesten Verwundung eines Kindes Hausherr und Hausfrau mit allen werthen Angehörigen sich wie Menschen in tiefster Verzweiflung betragen? Es kann immer seyn, daſs diese Menschen wirklich ein lebhafteres und zärtlicheres Gefühl der Sympathie haben; aber wer bürgt uns dafür, daſs es nicht Empfindelei — und Ziererei ist, und mithin in einem bloſsen, Miſsverständniſs des reinern und sittlichern Mitleidens besteht. Je mehr dieses letztere als eine der schätzbarsten Anlagen unserer Natur unsere Achtung verdient; je verächtlicher muſs uns der Mensch werden, der mit einer solchen köstlichen Gabe der Menschheit zu tändeln und zu spielen wagt, und bei aller verfeinerten Empfindsamkeit, bei allen Kennzeichen eines tief gerührten Herzens, dennoch vielleicht ganz unthätig und unbrauchbar bei dem Unglück seines Nächsten bleibt. In wie fern das zunehmende Alter, sonderlich bei unverheiratheten Frauenzimmern jene Empfindelei befördern hilft, und warum sich das so verhält, werde ich in einem der folgenden Bände dieses Versuchs auseinander zu setzen suchen.

Die weibliche Empfindelei der Freundschaft und Liebe findet man fast eben so häufig, wie die des Mitleidens, und hat die Menschenbeobachter schon vor vielen Jahrhunderten auf den Gedanken gebracht, daſs die Weiber weniger, als wir, zur Freundschaft geschickt seyn sollten. *) Diese Idee leidet wohl keine Widersprüche, wenn von den frühern Jahren und von empfindelnden Weibern selbst die Rede ist. In andern Fällen kann es aber allerdings Ausnahmen geben. — Es scheint überhaupt, als ob das Herz der Frauenzimmer, wenn es nicht ganz roh ist, von Zeit zu Zeit gewisse Erschütterungen suche, wodurch es näher zu uns hingebracht, und näher mit uns verbunden wird, als wir es zu bemerken glauben. Bei der Freundschaft

---

*) S. Montaigne Versuche. Erstes Buch. XXVII Cap. Von der Freundschaft.

und Liebe ist dieſs um so viel auffallender, da die Weiber, sonderlich von einem etwas feurigern Temperament, sich nicht lange in jener festhalten können, ohne in diese durch unmerkliche Schattierungen überzugehen. — Ihr Verstand und ihre Schamhaftigkeit wird zwar die Demarcationslinie zwischen Liebe und Freundschaft ziemlich genau zu ziehen, — aber nur mit Mühe und Angst, das heiſst, fast gar nicht zu beobachten wissen. Ich möchte daher unter gewissen Umständen und Einschränkungen behaupten, daſs die weibliche Zuneigung gegen uns fast immer in einer versteckten Empfindelei besteht, und nur darum den ernsten Namen der Freundschaft annimt, um die Lebhaftigkeit des Affects zu verbergen, und um die Gefahren zu vermeiden, worin sich jede Empfindelei überhaupt befindet. Die Schwärmereien der weiblichen Freundschaft, wozu vornemlich Frauen von groſsem Kopf und Herzen fähig sind, mögen daher selbst nichts anders, als ein hoher Grad geistiger und verfeinerter Liebe für unser Geschlecht seyn, — einer Liebe, die bei aller Höhe und Subtilität des Gefühls, vielleicht die Schwachheiten der animalischen begehen würde, wenn es die Jahre, oder die Umstände erlaubten.

Die Jahre bestimmen hier gemeiniglich Alles, da es für die Weiber eine Zeit giebt, wo sie des äuſsern Anstandes und Verlustes ihrer Reitze wegen zu lieben aufhören sollen, so lebhaft auch sich ihr Herz gegen dieses eiserne Gesetz empören mag. — Unglücklicherweise tritt diese Zeit für das andere Geschlecht viel früher, als für uns, ein. Ein Mann von funfzig Jahren, der sich dann noch verliebt, — wird nirgends Aufsehen erregen, wenn er auch ganz die Rolle eines empfindelnden Liebhabers spielen sollte; man wird dieſs sogar von ihm verlangen. — Ein Mädchen hingegen, die ihre dreiſsig Jahre zurückgelegt hat, muſs schon unendlich behutsamer mit ihrer Leidenschaft und ihren Beobachtern umgehen, wenn sie sich nicht ganz besondern Urtheilen aussetzen will. Und eine Frau von vierzig Jahren wird sogar schon eine kalte Gleichgültigkeit gegen die Eindrücke der Liebe an den Tag legen müssen, wenn sie nicht den Namen einer alten Buhlerinn und vielleicht mit allem Recht bekommen will. Diese Verhältnisse der Weiber sind nun Einmal da, und kein Zeitalter, und keine Gesetze würden sie auslöschen können, wenn sie auch die Regentinnen der Staaten wären. Sie sind daher gemeiniglich alte Jungfern, älternde Frauen und — Witwen, welche der in ihren Herzen glimmenden Liebe, den Mantel der Freundschaft umhängen, — ohne zu bemerken, daſs sie sich durch dieses Gewand gemeiniglich selbst verrathen, und alle Aufwallungen einer jugendlichen Liebe, nur unter einem andern Namen, empfinden. Das schwärmerische Verlangen nach den Besuchen ihrer Freunde, die qualvolle Unruhe bei den geringsten Widerwärtigkeiten und Kränklichkeiten derselben, der rege Wunsch, mit ihnen allein reden zu können und an den Armen der Freunde zu hängen, das Erstaunen, das gefällige Nachgeben, das stille Harren und Abwarten der Dinge bei gewissen Scherzen und Liebkosungen derselben, die Beredsamkeit und das Feuer, mit welchem die Freundinnen die Freunde vertheidigen, und, — wenn dieſs alles nicht wäre, — das weibliche Wohlgefallen an unserer Person, Sprache, Geberdung, unserm Charakter und unserer Entschlossenheit, beweisen gemeiniglich nur zu deutlich, wie leidenschaftlich und liebevoll das weibliche Herz unter dem Namen der Freundschaft handelt, und wie weit es, selbst bei aller nur möglichen Behutsamkeit, gehen kann. Es ist wohl nicht immer sein Verdienst, wenn diese verborgene Liebe so ganz moralisch-rein bleibt. Es ist wieder die Reihe der Jahre, oder der Gedanke an erwachsene Kinder, oder Blödigkeit und Sittsamkeit des Freundes, oder Furcht vor scharfen Urtheilen des Publicums, oder ängstliche weibliche Schamhaftigkeit, oder sonst etwas, wodurch die sogenannte Freundschaft vor den Fehltritten der darunter versteckten Liebe gesichert wird. Diese Umstände sollten uns lehren, dafs eine ganz reine geistige Liebe überhaupt, so wie der Weiber insbesondere, zwar eine schöne Idee der Abstraction; aber in der wirklichen Welt ein wahres Unding sey. So liebreizend Plato jene Eigenschaft geschildert hat, und so hoch in einzelnen Menschen ihre Gefühle erhoben werden können; so mufs doch jener grofse Kopf selbst zugeben, dafs unser Wohlgefallen an geistiger Schönheit noch viel Sinnlichkeit mit sich führe, und durch das Vergnügen an körperlicher Schönheit selbst verkörpert sey. S. Platners neue Anthropologie für Aerzte und Weltweise. I^{ter} Band. Leipzig, 1790. S. 291, und Herders Abhandlung: Liebe und Selbstheit, in den zerstreuten Blättern. I^{te} Sammlung.

Wenn man mir aber dennoch den Einwurf machen wollte, daſs sich jene schwärmerische Freundschaft der Weiber gegen uns nur von der Achtung unserer Talente, und den Annehmlichkeiten des männlichen, belehrenden Umgangs herschreibe, mithin ganz überirdischer Natur sey; so möchte ich die Frage aufwerfen: warum denn die Weiber unter sich selbst höchst selten, oder wohl nie dergleichen geistige Verbindungen errichten, da sie doch uns an den Annehmlichkeiten des Umgangs nicht nur oft zu übertreffen scheinen, sondern nicht selten wirklich übertreffen, und da — bei solchen weiblichen Geistesverbindungen überdieſs nie ein Verdacht gegen die Reinigkeit ihrer Tugend, wie im umgekehrten Falle, entstehen könnte? Es scheint also doch, als ob jene weibliche Schwärmerei, so unschuldig und edel auch ihre Absichten immer seyn mögen, ihre Fackel an unserer Person anzünden müsse, und mithin ihre sinnliche Natur nie ganz verläugnen werde. Will man mir aber noch einen andern Einwurf machen, daſs bisweilen sehr geistvolle Weiber mit Männern, denen fast alle Reitze des Körpers fehlen, dennoch in einer solchen schwärmerischen Freundschaft leben; so möchte ich hinwiederum fragen: ob man von dem Nichtgeschmack solcher Frauen gradezu auf die Abwesenheit aller Sinnlichkeit derselben einen Schluſs machen könne? Es ist nicht immer die männliche Schönheit, welche die Weiber zu uns hinzieht, und sie so oft zu unsern enthusiastischen Freundinnen macht. Es kann in unserm Anstande, in unserer Sprache, in unserer Manier des Ausdrucks, der Lebensart, der Gedankenfülle, des Witzes, in unserm Gliederbau, und endlich in unserer Häſslichkeit selbst etwas liegen, das tiefere Eindrücke in dem weiblichen Herzen, als die blendende Figur eines Apolls, hervorbringt. Die Weiber haben hierin ihre eigenen Launen und Geschmacksurtheile, die wir nicht immer untersuchen können, und die oft von Ursachen abhängen mögen, die kein Mensch vermuthet hätte. Gesetzt aber auch, daſs der Freund, für den ein weibliches Herz schwärmt, sich selbst durch eine notorische Widerlichkeit seiner Person auszeichnen sollte; so wird er einzelnen Frauen dennoch gefallen, weil er vielleicht zur feinern Classe der Schmeichler gehört, und seine Liebkosungen auf eine, für die weibliche Imagination bezaubernde, Art auszutheilen versteht. Dieser Gattung von Music, welche durch geschmackvolle und witzige Köpfe so unendlich verfeinert, und durch den Ausdruck der Bonhommie so unwiderstehlich gemacht werden kann, haben die Weiber nie widerstehen können. Das Lob, welches sie von groſsen Männern, und lichtvollen Köpfen empfangen, geht bei ihnen über Alles. —

Wenn die Freundschaft der Weiber gegen uns an sich betrachtet schon ein sehr leidenschaftlicher Gemüthszustand zu seyn pflegt; so wird es die wirkliche Liebe, die sich offenbaren darf, noch viel mehr seyn müssen. Wir bemerken daher auch überall, daſs jene zärtliche Leidenschaft fast immer zur Empfindelei übergeht, und, aus einer Ueberladung ihrer weichen Gefühle, diese zur Sprache des Herzens macht; eine Erscheinung, die etwas ganz Natürliches ist, weil alle Liebe, als Leidenschaft betrachtet, in einer Art süſser Schwärmerei besteht, und uns gleichsam aus uns selbst hinaushebt. *) Hierin haben Männer

---

*) Il n'y a point de véritable amour sans enthousiasme et point d'enthousiasme sans un objet de perfection réel ou chimérique, mais toujours

und Weiber einerlei Schicksal, nur daſs die letztern auf eine stillere, aber lebhaftere Art zu schwärmen scheinen, und mehr Empfindelei, als wir Männer, in der Liebe zeigen. Sie wissen die Liebe mehr und länger, als wir, zu ihrem Spielzeuge zu machen, sie leben ganz in dem geliebten Gegenstande, weil sie wenigere Zerstreuung, als wir, haben, ihre Gefühle, ihre Sprache, ihre Liebkosungen, ihre Umarmungen, tragen etwas Kindliches und Schwärmerisches an sich, das wir wegen der Härte und Festigkeit des Temperaments nicht nachahmen können, oder das uns, wenn wir es nachahmen wollen, lächerlich macht. Die Empfindeleien der weiblichen Liebe haben eine ganz andere Manier, als die Empfindeleien der männlichen. Jene zeichnen sich mehr durch Sanftheit, und Innigkeit, diese mehr durch Zudringlichkeit und Hef-

---

existant dans l'imagination. S. Esprit, Maximes et Principes de J. J. Rousseau.

tigkeit aus. Die Sprache der schwärmerischen Liebe in Rousseaus Heloise ist ganz anders, wenn sie aus dem Munde der Julie kommt, als wenn sie ihr Geliebter redet; eine Verschiedenheit, die noch deutlicher in die Augen fallen würde, wenn Rousseau seine Personen hier und da weniger künstlich und weniger gedankenreich hätte aufstellen wollen, wodurch seine Gemählde bisweilen über die Forderungen der Natur offenbar hinausgehen.

Man sollte denken, daſs das andere Geschlecht, wenn es nun einmal durch den Ehestand seine Neugierde gestillt hat, und nach den ersten Aufwallungen einer schwärmerischen Liebe wieder zu sich selbst gekommen ist, die vorige jungfräuliche Empfindelei ablegen und in der ehlichen Freundschaft allein sein stilles Glück suchen werde. Aber wir finden eine Menge Weiber, die jene Empfindelei lebenslang, und oft auf eine für den Zuschauer so widerliche Art fortsetzen, die wahrlich nicht abgeschmakter seyn kann, und die Männer solcher Frauen nach und nach selbst weibisch und ungeniesbar gemacht hat. Wenn diese ehelichen Kindereien nicht übertrieben werden; so können sie bisweilen durch einen gewissen Ausdruck von Gutmüthigkeit gefallen; aber auch durch den Ausdruck des Läppischen den Anstand selbst beleidigen. Und gesetzt auch, daſs die weibliche Liebe sich viele Jahre nach der Verheirathung in der Exaltation und Schwärmerei der Flitterwochen erhalten könnte, ohne uns endlich dadurch selbst lästig zu werden; so giebt es ja für solche Weiber Zeit und Gelegenheit genug, in ihrem Hause und unter vier Augen ein Spiel der Zärtlichkeit zu treiben, das nicht überall gut angebracht ist, und die Gegenwärtigen leicht auf allerlei muthwillige Gedanken bringen kann. Sind diese Liebkosungen aber nur eine Gewohnheit aus den

Zeiten des Brautstandes; so ist doch auch diese Gewohnheit nicht viel werth, da sie zu einer engern Verbindung der Herzen wohl nichts mehr beitragen kann. Werden sie aber deſswegen zu oft, und zu geflissentlich wiederholt, um den Mann immer von neuem zu fesseln; so beklage ich eine Liebe, die sich zu ihrer Sicherheit solcher abgenutzter Ketten bedienen muſs; und werden sie von einigen weibischen Männern sogar wirklich von ihren Weibern gefordert; so bedaure ich diese letztern, weil sie beständig die Sclavinnen eines eifersüchtigen und zärtlichen Eigensinnes ihrer Männer bleiben müssen.

Kann man sich wohl etwas Abgeschmackteres denken, als wenn eine verheirathete Frau von vielen Jahren ihren Mann, der selbst gesunde Finger hat, aus Empfindelei, wie ein kleines Kind füttert, ihn gegen das geringste kühle Lüftgen in Pelze einhüllt, ihm in öffentlichen Gesellschaften Küsse zuwirft, und wie eine Verliebte an seinen Armen und Lippen hängt. Ich kenne Weiber dieser Art, welche noch im Alter diese empfindelnde Ziererei mit ihren Männern spielen, und jugendliche Gefühle affectiren, die sie nicht mehr haben können. Ich kenne aber auch Andere, welche diese Empfindelei für ihre Männer nur in Gesellschaften annehmen, und zu Hause eine ganz andere Sprache führen. Jene Herzlichkeit und Liebkosung war nur — theatralisch gewesen. Was würden wir zu sehen und zu hören bekommen, wenn uns die versteckten Handlungen solcher Weiber bekannt werden könnten, und wenn die Männer uns über diese Art weiblicher Launen immer unverfälschte Aufschlüsse geben dürften, oder geben wollten! — Zu jener theatralischen Empfindelei der Weiber rechne ich auch die theatralische Traurigkeit einiger bei dem Tode ihrer Männer, ob sich hier gleich vieles entschuldigen und rechtfertigen läſst, was man an ihnen in einer andern Lage, und unter andern Umständen nicht entschuldigen würde. Sie mögen durch den Tod ihrer Gatten freilich sehr viel verloren haben; aber sie betragen sich so, als ob sie mit ihnen zu sterben bereit wären, — ungeachtet sie zu den ersten Plagegeistern der armen Männer selbst gehörten. Sie empfangen euch nach dem Hintritt des Gatten mit allen Ausdrükken eines verzweifelnden Schmerzes, — bei dem sie gleichwohl die geschmackvolle Anlegung des Putzes, den rührenden Ton der Stimme, die mimische, vielleicht sehr absichtliche, Geberdung ihres Gesichts und Körperbaues nicht — vergessen hatten. Sie werfen sich in sehr artigen und mahlerischen Stellungen über den Sarg des Entseelten her, sie sinken in eine Art von Ohnmachten, sie verstummen ein andermal ganze Tage lang; sie besuchen, in Trauer gehüllt, die Grabstäte ihrer Männer, und weinen den öden Kirchhöfen ihre Klagen zu, — ungeachtet ihr Herz vielleicht schon wieder einem andern Manne geschenkt ist; sie tragen das Gemählde des Verstorbenen in ihrem Busen, sie benetzen es täglich mit einer Fluth von Thränen, und morgen geben sie ihre Hand vielleicht einem elenden Menschen, dessen Kopf und Charakter tief unter dem des Entschlafenen steht. Einige äussern ihren Schmerz in auswendig gelernten dichterischen Tiraden, Andere zerraufen sich das Haar mit einer theatralischen Geschicklichkeit, und lassen ihre Schleier bis zu einer gewissen Tiefe, die dem Menschenbeobachter zu mancherlei Betrachtungen Gelegenheit giebt, niederfallen; noch Andere stürzen wie halbrasend in die Arme ihrer klagenden Freunde, und geben sich das Ansehn, als ob ihnen der Schmerz alle Besonnenheit genommen hätte, ob sie es gleich recht gut wissen mögen, —

was sie treiben und thun. — „En nostre siecle, sagt Montaigne in seiner kraftvollen und geistreichen Sprache, von diesen Weibern, elles reservent plus communément, à est aller leurs bons offices, et la vehemence de leur affection, envers leurs maris perdus: cherchent au moins lors, à donner tesmoignage, de leur bonne volonté. Tardif tesmoignage et hors de saison. Elles preuvent plustos par là, qu'elles ne les ayment que — morts. La vie est pleine de combustion: le trespas d'amour, et de courtoisie. — Leur rechigner est odieux aux vivans, et vain aux morts. — Est-ce pas dequoy resusciter de depit: qui m'aura craché au nez pendant que j'estoy, me vienne frotter les pieds, quand je ne suis? — „Aussi, setzt der groſse Seelenforscher hinzu, ne regardez pas a ces yeux moites, et à cette piteuse voix: regardez ce port, ce teinct, et l'embonpoinct de ces jouës, soubs ces grands voiles: c'est par là qu'elle parle. — Il en est peu, de qui la santé n'aille en amendant, qualité qui ne sçait pas mentir. Cette ceremonieuse contenance ne regarde pas tant derriere soy, que devant; c'est acquest, plus que payement. Tome IV. S. 191 - 193.

Viele, selbst studierte, Ausdrücke dieser weiblichen Traurigkeit können freilich zwar von unverstellten Gefühlen des Herzens herrühren; aber man hat Ursach genug, sie in sehr vielen Fällen, und vielleicht bei den meisten jungen Witwen, für die Ausdrücke eines empfindelnden Schmerzes zu halten, weil die Weiber sehr oft, wenige Wochen nach dem Tode ihrer Männer, Leidenschaften und Wünsche verrathen, die einen höchst sonderbaren Contrast mit der anfänglichen Gröſse ihrer Leiden machen. Die Matrone von Ephesus, und die junge Witwe des La Fontaine, sind nicht bloſs witzige Erfindungen eines dichterischen Kopfs. Die Gemählde sind aus der Natur genommen, und nur durch das Hinzuthun einiger Farben, gehoben worden. Aber man merke, daſs ich hier nur von jüngern Witwen, — und nicht von denen rede, welche wegen des herannahenden Alters nicht mehr an die Eroberung eines männlichen Herzens denken können. Diese zeigen natürlicherweise bei dem Tode ihrer Männer gemeiniglich mehr Niedergeschlagenheit, als jene, und verbitten sich nicht selten alle fernern Liebesanträge von unserm Geschlecht, ungeachtet sie diese wohl nicht einmal erwarten können. Jene sind in einer ganz andern Lage; ihre Reitze sind noch nicht verblühet, und ihre Traurigkeit kann vielleicht für uns selbst eine Art von Magnet werden, da das Mitleiden gegen eine schöne Trauernde in uns eine unermeſsliche Gröſse bekommen, und augenblicklich in die wärmste Liebe übergehen kann. Dieſs ist ein Erfahrungssatz. „Das Weib, so denken wir, das ihren ersten Mann so feurig und innig lieben konnte, wird einen zweiten, wenn die Stürme des Kummers vorüber sind, eben so feurig und innig lieben können," und tausend junge Witwen haben daher am Sarge ihrer Männer sehr reelle Eroberungen gemacht. Nach einiger Zeit will ja überhaupt die Leere des weiblichen Herzens wieder ausgefüllt seyn. Mit dem Ableben — des Gatten sind die Leidenschaften des Bluts nicht abgestorben. Der so nahe, so innige Umgang mit einem Manne ist dem zärtlichen Weibe zur Gewohnheit und zum Bedürfniſs geworden, und man weiſs, wie viel Gewohnheit und Bedürfniſs über das menschliche Herz vermag. Das Bild des Verstorbenen verliert nach und nach seine magische Kraft, wenn es auch noch an dem Busen des Weibes, und über ihrem Schreibtische hängt; sein Eindruck wird durch einen lebendigern verdrängt und verdunkelt, und es ist nur noch ein Zierrath des Zimmers, nur noch die Trophäe eines vorigen Sieges, die zur Probe eines zweiten einladet. Warum sollte das junge, feurige Weib auch nur einmal geliebt haben? Hatte ihr die Natur diesen schönen Körperbau, diese Anlagen des Geistes und Herzens, diese bezaubernde Sprache, dieses einladende Auge nur für einen einzigen Mann gegeben? Sollten diese liebenswürdigen Reitze, dieses schöne Herz nur fernerhin ewig, ungenossen bleiben? Dieſs soll und darf nicht seyn! Dieſs wäre eine Empörung gegen die Natur und gegen die Rechte der Menschheit, und vornemlich eine Empörung gegen die Männer, die ihre Ansprüche auf die weibliche Schönheit und Jugend nimmermehr aufgeben werden, und nie aufgeben dürfen.

Vielleicht hat keine Empfindelei in der menschlichen Gesellschaft so vielen bleibenden Schaden gestiftet, als die Empfindelei

der Mutterliebe gegen die Kinder beiderlei Geschlechts. Durch sie sind unzählige an Leib und Seele höchst verwahrlosete Menschen in die Welt geschickt, durch sie die herrlichsten Anlagen der schönsten Seelen auf immer verschroben, und unterdrückt worden. Diese Empfindelei gehört zu den **allgemeinsten** und ausgebreitetsten Seelenkrankheiten der Weiber. Sie herrscht in Hütten und Pallästen, sie lagert sich in das Herz der aufgeklärtesten und einfältigsten Frauen. Sie ist die Mutter unnennbarer bösen und schrecklichen Folgen in der menschlichen Gesellschaft, so sehr auch Rousseau diese blinde Liebe gegen die Fehler einer männlichen Erziehung in Schutz nehmen mag. *) Man darf aber diese erbärmliche Mutterempfindelei nicht mit der ruhigen und edeln Mutterzärtlichkeit, dem schönsten Zuge des weiblichen Herzens, verwechseln. Diese besteht in der ungekünstelten, auf Vernunft gegründeten, Mutterliebe gegen die Kinder; jene Thörinn hingegen schweift über alle Gesetze und Warnungen der Vernunft hinaus, und besteht in einer Ueberspannung und Verschrobenheit der mütterlichen Pflicht selbst. Die vernünftige Mutterliebe kann Kinder lehren, leiten und züchtigen, die empfindelnde ist zu allem diesen untauglich. Der kleinste Schmerz, das unbedeutendste Geschrei des Kindes bringt die empfindelnde Mutter auſser Fassung, sie beträgt sich dabei wie im Anfalle eines Wahnsinns; es thut ihr weh, dem ungestümen Buben, oder dem eigensinnigen Mädchen irgend einen Wunsch zu versagen. Sie ist die Sclavinn ihrer Kinder, sie entschuldigt ihren Ungehorsam, ihre Launen und ihre

---

*) L'ambition, l'avarice, la tyrannie, la fausse prévoyance des peres, leur negligence, leur dure insensibilité sont cent fois plus funestes aux enfans que l'aveugle tendresse des meres. Emile. Liv. I. S. 5 der angez. Ausgabe.

Verbrechen, sie kann ohne ihre eigenen Plagegeister keinen Augenblick leben. Der heranwachsende Körper dieser unglücklichen Kinder wird mit ängstlicher Sorgfalt und lächerlicher Behutsamkeit vor der freien Luft, so lange als möglich, in Acht genommen, und die Uebung seiner Kräfte durch eine weichliche und verzärtelnde Lebensart, wo nicht ganz unterdrückt, doch wenigstens unterbrochen und aufgehalten. Allein und selbstständig handeln, lernen solche Kinder vielleicht nie. Alle ihre Schritte werden berechnet, und beobachtet, — nicht um einen moralischen Schaden zu verhüten, sondern um dem Willen der kleinen Gebiether zuvorzukommen, und ihnen einen neuen Beweis der mütterlichen Dienstbarkeit zu geben. Das unglückliche weibliche und verzogene Geschöpf schläft in den weichsten Betten, trägt die feinsten Kleidungen, genieſst die süſsesten Speisen und Getränke, und empfängt auch in Gegenwart der Fremden die ersten Portionen beim Mahl. — Das ganze Haus geräth in Unruh und Verwirrung, wenn der weibische Knabe, oder die verzogene Tochter eine kleine Unbehaglichkeit äuſsert. Alles läuft voll Bestürzung untereinander, während die empfindelnde Mutter, mit Thränen im Auge, den schmollenden Liebling an ihren Busen drückt, und seine ergrimmte Seele durch Leckereien und Schmeicheleien, oder, was noch ärger ist, — durch Bestrafung eines vermeinten Beleidigers zu beruhigen sucht. Ich kenne Mütter, die sich die niedrigsten Miſshandlungen von ihren heranwachsenden Kindern gefallen lassen, und selbst, mit einer mehr als unvernünftigen Geduld, Schläge und Einsperrungen von ihren verzogenen Söhnen und Töchtern ertragen, — ja, nicht nur ertragen, sondern dergleichen Handlungen sogar für Beweise eines Muth und Freiheit liebenden Charakters halten, den man nicht unterdrücken dürfe. Nahm es sich der, endlich zur Ungeduld gereizte, Vater heraus, das eigensinnige und ungestüme Kind zu züchtigen; so entstanden häusliche Kriege und wochenlange Debatten. Die kleinen Empörer wurden gegen den gerechten Ernst des Vaters nicht nur von der empfindelnden Mutter in Schutz genommen, sondern gegen ihn sogar zur heimlichen Rache gereizt, und zu einer schlauern Verheimlichung ihrer künftigen Unarten angewiesen. In diesen traurigen Schulen, deren es unzählige giebt, wachsen nun auch unzählige Miſsgeburten der Menschheit auf. — Die meisten Verbrecher, die elendesten Müssiggänger des Staats, die niedrigsten Wollüstlinge, die eitelsten Narren und Närrinnen, die verächtlichsten und unausstehlichsten Egoisten und Dummköpfe, sind in jenen Schulen gebildet worden, — und dieſs war gemeiniglich euer schönes Meisterstück, ihr unmütterlichen, empfindelnden Mütter! —

Die vornemlich in unserm überspannten Zeitalter entstandene Empfindelei für die Schönheiten der Natur, scheint immer noch die verzeihlichste Gattung weiblicher Schwärmerei zu seyn, da sie sich gemeiniglich bei gutgearteten Herzen zeigt, und ihr Enthusiasmus durch die Gröſse und Mannigfaltigkeit eines erhabenen Gegenstandes, nemlich durch die Natur unmittelbar selbst, hervorgebracht wird. Seelen, welche durch die schönen Abwechselungen und Verhältnisse der Natur, durch ihre tausendfachen, lieblichen Formen und deren Absichten, durch die Anmuth und Erhabenheit ihres Styls, und durch ihre Wunder in allen Reichen ihrer groſsen Schöpfung gerührt, und zum Nachdenken gebracht werden, gehören gewiſs nicht zu dem gemeinen Schlage.*) Ihr Herz ist gemeiniglich offen und ohne Falsch, ihr Geist zur Wiſsbegierde und Wahrheit geneigt, ihr Charakter zur Freundschaft, zum Mitleiden und Wohlwollen gestimmt. Die Kunst und Nachahmung in der Denk- und Lebensweise anderer Menschen gilt nur dann etwas in ihren Augen, wenn sie sich dem groſsen und edeln Bilde der Natur nähert, und ihre Entzwecke auf eine ungezwungene Art ausdrückt. Die Beschäftigungen mit diesem schönen und liebenswürdigen Bilde, das sich immer an Reinheit, Ordnung und Erhabenheit gleich bleibt, und an dem, seit einem unermeſslichen Zeitraume, noch kein

---

*) Kant beruft sich mit allem Recht auf die Erfah-

---

rung, wenn er sagt: „daſs das Interesse am Schönen der Kunst gar keinen Beweis einer dem Moralischguten anhänglichen, oder auch nur dazu geneigten Denkungsart abgebe, — dagegen behauptet er, daſs ein unmittelbares Interesse an der Schönheit der Natur zu nehmen, jederzeit ein Kennzeichen einer guten Seele sey. S. Critik der Urtheilskraft. S. 264.“

einziger seiner Reize verloschen ist, haben dem Gemüthe solcher Menschen nach und nach die Liebe zur Einfalt und Tugend eingeprägt. In diesen seligen Beschäftigungen fanden sie ja so oft unnennbare Freuden, oft den heilsamsten Balsam für ihre Wunden, die vielleicht durch nichts so leicht und so gut geheilt werden konnten, als durch das schöne Gefühl für die Würde der Natur. Wenn andere, weniger gefühlvolle, Menschen über ihren Planen eines qualvollen Ehrgeitzes brüteten, oder dem Goldhunger die Ruhe und Heiterkeit ihres Gemüths aufopferten; wenn dieser im Arme der Wollust sein höchstes Gut suchte, und darin Eckel und Gift fand; wenn jener durch ein kindisches Miſstrauen gegen Menschen und Vorsehung die bessern Empfindungen der Menschenliebe, des Zutrauens und Mitleidens in sich vertilgte, und sich durch die Miſstöne in seinem eigenen Gemüthe die Welt selbst zu einem gramvollen Kerker machte; — so erhob sich die Seele des Freundes der Natur weit über jedes elende und unruhige Spielwerk der Ruhmsucht, der Goldbegier und der Sinnlichkeit hinaus, und befestigte ihren hohen Menschensinn, und ihre hohe Selbstkraft durch das frohe Anschauen der sie umgebenden Schöpfung, und durch die Untersuchung ihrer ordnungsvollen, unvergänglichen Werke. Unsere drükkendsten Lasten wurden ja so oft unter dem Blau eines schönen Himmels leichter als vorher. Der Anblick der tausendfachen Naturschönheiten verscheuchte die Wolken der Schwermuth, die uns in unsern Zimmern zu Boden drückten, und keinen heitern Gedanken, kein wohlthätiges Gefühl in uns zur Reife kommen liessen. Wir eilten, wie neugeboren, in unsere Wohnungen und zu unsern Arbeiten zurück; es war nicht bloſs der reine Aether, der unserm Blute und unsern Gefühlen einen leichtern Schwung gab, — es waren die mitgebrachten Bilder des Schönen, Regelmäſsigen und Guten in den Werken der Natur, die unserm vorher so niedergeschlagenen Geiste eine so glückliche Stimmung verliehen, und durch neu erregte groſse Gedanken, und edle Vorsätze den klagenden Schmerz zum Schweigen brachten.

Zu diesen glücklichen und gefühlvollen Freunden und Freundinnen der Natur, gehören diejenigen nicht, welche für die Natur auf eine empfindelnde Art und mit einer affectirten Sprache schwärmen, und, anstatt sich über die Schönheiten der Schöpfung durch das Studium ihrer Gröſse und Harmonie zu freuen, sich mit Declamationen über die Feier eines Abends, über das Silberlicht des Mondes, über die schauerliche Stille eines Kirchhofes, über das Verwelken einer Blume, eines Grashalms u. s. w. beschäftigen. Ich glaube nicht, daſs man ein genaueres Bild von empfindelnden Mädchen und Weibern dieser Art verlangen wird, da sie unter uns selbst so häufig herumgehen, und, seit der Erscheinung des bekannten Siegwart, alle einerlei weinerliche und empfindelnde Sprache führen. Viele von diesen lächerlichen Naturschwärmerinnen haben, bei genauer Untersuchung, nur wenig, oder wohl gar kein Gefühl für die Schönheiten der Natur, sondern beten nur mechanisch diesem oder jenen Dichter nach, welcher, wie sie wenigstens glauben, die Natur am besten getroffen und copiirt hat. Die weibliche Phantasie schwärmt überhaupt gern, — so wie alle Schwärmerei, — bei gewissen dunkeln Gefühlen, die etwas Behagliches für sie haben, und wegen ihrer Dunkelheit die Spiele dieser Gaukelei ins Unendliche ausdehnen können. Diese dunkeln Gefühle werden durch die dunkeln und feierlichen Ausdrücke unserer Naturdichter heut zu Tage immer mehr angefacht, und unterhalten, so wenig gesunder Menschenverstand auch darunter verborgen seyn mag. Genug, diese feierliche dunkelklingende Sprache gefällt nun einmal, und ist bereits zur Modesprache unserer meisten Dichterinnen, und aller derjenigen geworden, welche sich durch den groſsen Styl der Messiade zu allerlei, wiewohl ganz verunglückten, Nachahmungen der höhern Poesie haben verleiten lassen. Man findet zwar in diesen Gedichten, die jetzt schon nicht mehr zu zählen sind, die Natur nachgeahmt, aber auch fast immer verunstaltet, — wenigstens nicht getroffen. So einfach und ungekünstelt sie in allen ihren schönen und groſsen Erscheinungen ist, so geputzt und überladen steht sie in den Versen der Weiber da. Sie trägt das Gepräge der weiblichen Parure, wie man diese am Hofe, und auf dem Ballsaal zeigen muſs. Man glaubt die gute Muse nicht genug, und nicht besser ehren zu können, als wenn man ihr alles vorräthige, von andern erborgte, Geschmeide umhängt, — und damit ist denn auch gemeiniglich Alles verdorben. Ich will aus dieser Bemerkung nicht den Schluſs ziehen, daſs die Weiber überhaupt keinen Sinn, wenigstens keinen richtigen Sinn für das Groſse und Erhabene besäſsen. Dieser Satz würde den Fehler einer zu groſsen Allgemeinheit haben; allein dieſs getraue ich mir zu behaupten, daſs in der Regel jenes Gefühl bei den Männern gröſser und lebendiger, als bei den Weibern ist, weil wir durch das Lesen der alten Dichter, durch den gröſsern Anbau unseres Denkvermögens, und durch das tiefere Studium der Natur und Kunst, die Natur selbst früher, und von ihren erhabnern Seiten, als die Weiber, kennen lernen, und überhaupt zur Anschauung und Darstellung der Naturwerke mehr Vorkenntnisse, als das unwissendere Weib, mitzubringen pflegen.

Ich komme zu einer andern Art der Empfindelei. Es giebt nemlich Weiber in groſser Menge und vornemlich in höhern Ständen, welche durch den kleinsten widrigen Umstand kränklich und hypochondrisch werden, und sich auch öffentlich, und mit einer unverkennbaren Affectation so zeigen. Dieſs sind die empfindelnden Weiber einer ganz eigenen Gattung, und können mit Recht oft das Fegefeuer ihrer Männer und Familie genennt werden. Ihre Absicht bei dieser Empfindelei ist gemeiniglich sehr zusammengesetzt. Sie wollen Mitleiden, Bedauern und Entgegenkommen erwecken, oder mit der Zartheit ihres Körpers und Gefühls — coquettiren, oder gewisse andere Endzwecke erreichen, die sich vielleicht nur allein durch eine fingirte, oder auch unwillkürliche Kränklichkeit erreichen lassen. Der Grund dieser

Schwachheit selbst aber liegt gemeiniglich im Eigensinn, in zu reizbarer Empfindlichkeit und Eitelkeit, oft auch in kindischer Einfalt, in Verwöhnung und jugendlicher Verhätschelung. Weiber dieser Art können der Aerzte so wenig entbehren, als die Lunge des Athemhohlens, — und die Aerzte werden nichts unterlassen, was die Patienten in jenen wunderlichen Grillen erhalten kann. Ihr hört diese bedaurungswürdigen Frauen stundenlang von ihrer diätetischen Lebensordnung, von der Ab- und Zunahme ihres Körpers, von seinen Gebrechen und Eigenthümlichkeiten, von seiner Verdauungskraft und Nervenschwäche mit einer piependen und weinerlichen Stimme reden. Ihr findet sie fast nie ohne Recepte, Gläser und Pulver; ihre Stirn liegt vom Morgen bis am Abend in einer verdrieſslichen Falte, ihr Gang ist ängstlich und matt, ihr Mund und Auge hat einen Zug von Miſsmuth und tiefer Bekümmerniſs.

— Kenntet ihr sie nicht genauer; so würdet ihr glauben, daſs sie von tausend Leiden auf einmal niedergedrückt werden müſsten, und den morgenden Tag nicht erleben könnten. Allein eine kleine Unverdaulichkeit, ein empfindliches Auflodern des weiblichen Ehrgeitzes, ein einziges miſsverstandenes Wort, eine einzige lächerliche Grille, hatte dem empfindelnden Weibe diese Form und Sprache der Niedergeschlagenheit und künstlichen Hypochondrie gegeben. Die Gemüthskranke, die sich den Tod wünschte, der die ganze Welt, selbst Gatten und Kinder gleichgültig geworden waren, wird nach einer Liebkosung, nach einer Schmeichelei, nach dem Besuche eines Freundes, nach dem Empfang eines neuen Kleides, nach der Abreise einer Nebenbuhlerinn, wieder genesen, bis es ihr wieder einfällt, krank zu seyn. Sie ruft die Kränklichkeit herbei, und schickt sie nach Gefallen wieder weg. Sie weint, wenn Andere lachen, sie lacht, wenn Andere weinen; — bloſs aus Bizarrerie ihrer empfindelnden Laune, und aus eingebildeter Zartheit ihrer Organe, — ob ich gleich oft dergleichen empfindelnde Weiber kennen gelernt habe, die sich durch den Knochenbau einer Riesinn auszeichneten. Gemeiniglich sind jene zärtlichen, immer kränklichen Frauen groſse Verehrerinnen unseres Geschlechts, und Sclavinnen eines sehr sinnlichen Temperaments.

Uebrigens glaube ich, daſs es kein besseres Mittel gegen diese kränkelnde und hypochondrische Laune unserer nervenschwachen Damen geben kann, als — daſs man sie nicht zu bemerken scheint, und, ohne Theilnahme zu verrathen, sie austoben und ausweinen läſst. Vernünftige Weiber sehen Fehler dieser Art gewöhnlich sehr bald ein, und begeben sich entweder in ein einsames Zimmer, bis der finstere Schwindel vorüber ist, oder unterdrücken ihn durch Arbeitsamkeit und Lectüre, oder gestehen uns das Gebrechen ihrer zu lebhaften Empfindlichkeit offenherzig selbst ein. Im letztern Falle können sich Ehemänner vielleicht nicht sehr über ihre Weiber beschweren, da ein solches freiwilliges Geständniſs das Zeichen eines edeln Herzens seyn kann, welches alles Schlimme hinterher wieder gut machen will. Kann aber eine Frau es nicht über sich erhalten, den Fehler und die Unarten ihrer Launen einzugestehen, ist sie blind für ihre eigenen Charakterschwächen eingenommen, glaubt sie im Anfalle ihrer Niedergeschlagenheit und Hypochondrie auch bei den widersprechendsten Dingen und Behauptungen dennoch Recht zu haben, kann sie nicht nachgeben, wo sie auch ihr Unrecht einsieht; so weiſs ich nicht, ob es ein bejammernswürdigeres Geschöpf unter dem Monde, als den Gatten eines solchen kränkelnden, hypochondrischen und närrisch-empfindelnden Weibes, geben kann. So mochte die

Frau des Mannes beschaffen seyn, der mit ihr zugleich selbst im Himmel nicht fortleben wollte. —

Aber auch die gutmüthigern Weiber dieser Classe werden ohne ihre Absicht sehr oft die Geiſsel — ihrer Männer. Sie fühlen ihr Unrecht und kämpfen mit ihren finstern Launen und Empfindeleien; aber sie können selten einen Sieg über sie erlangen, und begehen daher, gewiſs nicht auf Anrathen ihres Herzens, sondern bloſs in der Hitze ihrer Empfindlichkeit oft alle die Schwächen, welche eine wirklich boshafte Laune in andern schlechtgearteten Weibern hervorzubringen pflegt. Sie fühlen sich, ihrer Gutmüthigkeit ungeachtet, augenblicklich beleidigt, wo es vielleicht gar nicht der Fall war; das Blut steigt ihnen zum Kopfe, sie werden hypochondrisch, sie weinen vor Verdruſs, laufen hastig hin und her, reizen die eiserne Geduld des Mannes zum Widerspruch, und haben eher keine Ruhe, bis ein lauter Wortwechsel veranläſst ist, und die Flamme des Zorns auch in Andern aufzulodern anfängt. Sie machen uns die bittersten Vorwürfe, wenn wir bei Dingen gleichgültig bleiben, wodurch ihre Leidenschaft in Schwung gebracht war; sie wollen uns durch stürmische Aufforderungen in ihr Interesse ziehen, wo sie keine Gründe der Vernunft für sich haben. Sie wollen nicht bloſs über unser Gefühl, sondern über unsern ganzen Charakter herrschen, oder durch ihre empfindelnde Niedergeschlagenheit Handlungen von uns ertrotzen, die kein vernünftiger Mann vor dem Richterstuhle seines Gewissens und seiner Klugheit begehen darf. Ich halte diese Seite der weiblichen Laune für eine der unglücklichsten für die Weiber selbst, weil sie dadurch nicht nur nach und nach den bessern Grund und Boden ihres Herzens verderben, sondern auch gemeiniglich den häuslichen Frieden, und mit ihm alles häusliche Glück zerstören. Man sollte daher auch sich nichts angelegentlicher seyn lassen, als diesen herrschenden Gemüthsfehler so vieler Weiber in seiner Geburt zu ersticken, und sie frühzeitig zu einer stillen Beherrschung ihrer hypochondrischen Empfindelei und Empfindlichkeit zu gewöhnen. Es ist nicht wahr, daſs die meisten Weiber erst im Ehestande verdorben würden. Den Saamen ihrer Verdorbenheit und ihrer Leiden, tragen sie gemeiniglich schon in frühern Jahren in ihren empfindelnden und empfindlichen Launen mit sich herum, und lassen ihn dann zum hohen Unkraut aufschieſsen, wenn sie den Ehestand nicht so paradiesisch finden, und finden konnten, als sie sich ihn geträumt hatten.

Die Empfindelei in Absicht der äuſsern Lebensweise ist wieder nichts anders, als eine aus der Jugend herrührende Weichlichkeit und Verzärtelung des Körpers, die aber gemeiniglich auf ein empfindsames Herz, und einen verfeinerten Geschmack hinweisen soll. Weiber dieser Art giebt es sonderlich in groſsen Städten in nicht geringer Anzahl, und der Luxus findet an ihnen seine wärmsten Gönnerinnen. — Das ganze Hauswesen, die Einrichtung der Tafel, der Garderobe, der Meubeln, der Verzierung der Zimmer, des Schlafgemachs, die Wahl der Gemählde, der Blumen, der Kleidungsstücke, des Reisegeräthes, und mehrere dergleichen Dinge, verrathen in einem solchen Hause ein empfindelndes Weib, die sich Alles nach dem weichsten Geschmacke eingerichtet hat, — und eine andere Lebensart für eine Härte des Schicksals, oder für eine bäuerische Uncultur halten würde. In der That gehören alle solche Dinge mit zur Zeichensprache der weiblichen Empfindelei, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf. Man kann sehr oft von den leblosen Dingen, womit sich der Mensch umgeben hat, und von der Art und Weise, wie er sich dabei benimt, einen sicherern Schluſs auf seinen Charakter, als aus seiner eignen Gesichtsbildung, machen. So plump und hölzern auch diese Buchstaben immer seyn mögen, so deutlich pflegen sie doch in einzelnen Fällen die individuelle Sinnesart des Menschen selbst darzustellen, — da es wirklich eine Art von Umgang der menschlichen Seele mit jenen Gegenständen, und eine gewisse Accommodation des Denkens und Handelns nach diesen Gegenständen giebt. Man frage nur alle gemächliche Leute, was ich hiermit gesagt haben will, und sie werden mir vollkommen Recht geben. Auch schon dadurch drückt sich der eigenthümliche Sinn der Weiber in ihrem Haushalt, in ihren engern und ausgedehntern Lebensweisen aus, daſs sich in Absicht jener leblosen Gegenstände durch einen höhern Grad von Affectation und künstlichen Zwang auszeichnen. In den Zimmern, Meubeln und Gärten der Weiber herrscht gemeiniglich mehr Gesuchtes, Studiertes und Niedliches, mehr Buntes, mehr Verzierungen, als in den Zimmern, Meubeln u. s. w. der Männer, — etwa die der alten Junggesellen ausgenommen, wo man sehr oft, wenn sie nicht den ganz entgegengesetzten Fehler der Unreinlichkeit haben, gleichfalls einen gesuchten und bunten Geschmack antrift.

Es ist unläugbar, daſs die meisten Frauenzimmer durch ihre Lebensart und Eingezogenheit selbst an diesen Geschmack gebunden sind, und sich unglücklich fühlen, wenn sie darin nicht ihren Willen haben können. Daher der groſse Werth, den sie auf ihre Bequemlichkeit, auf ihre Kleidungsstücke, auf ihre Meubeln und Moden legen, daher ihr Neid gegen diejenigen Weiber, die es in einer weichlichen Lebensart besser, als sie, haben können. Offenbare Empfindelei der Lebensweise ist es, wenn unsere vornehmen Damen ein frühes Aufstehen, und die Besorgung ihres Hauswesens für etwas Bäuerisches und Unanständiges halten, in Speise und Trank nur Leckereien lieben, ohne künstliche Wohlgerüche nicht leben können, und überhaupt Alles für unnatürlich und geschmacklos ansehen, was der bon Ton, die Bequemlichkeit und Weichlichkeit nicht geheiligt hat. Offenbare Empfindelei und Ziererei ist es, wenn einige beim Anblick eines Frosches, einer Spinne u. s. w. Verzuckungen bekommen, und sich bei dem Aufsteigen einer Gewitterwolke in den Keller verkriechen; wenn Andere sich Stundenlang mit den weibischen und verzärtelnden Geschäften der Toilette belustigen, ihren Körper mit Salben überstreichen und sich von ihren Kammermädchen andere Dienste leisten lassen, die der orientalische Luxus, und die orientalische Sinnlichkeit ,erfunden, und die unsere europäische Weichlichkeit und Verzärtelung, leider! nur zu glücklich nachgeahmt hat.

Alles dieses sind, in früher Jugend eingeführte, Verwöhnungen und Gebrechen eines zu sinnlichen und verfeinerten Geschmacks, der offenbar die schönen Regeln der Natur und Gesundheit beleidigt, und den weiblichen Sinn und Charakter in unsern Tagen so sehr verschroben hat. Wenn man auch dem scharfsinnigen Verfasser des Buchs über die Weiber, darin nicht ganz Recht geben wollte, „daſs die Weiber in neuern Zeiten einen zu hohen Rang und Standpunct in der Societät erhalten hätten;“ so ists doch in Absicht der vornehmern Welt ausgemacht genug, daſs dieser Rang sehr hoch ist, und den Weibern mehr, als sonst, nach ihrer Phantasie zu leben erlaubt. Diese Erlaubniſs hat seit der verfeinerten Lebenscultur, und der allgemeinern Ausbreitung des Luxus das andere Geschlecht zu dessen eigenem groſsen Nachtheil verzogen, verwöhnt, und über seine Bestimmung hinaus weibisch gemacht. Das ganze Leben desselben ist in den höhern Ständen und in denen, die sich dazu rechnen, und hindrängen, nicht mehr stille, bescheidene und schuldlose Häuslichkeit; es ist ein — sybaritischer Genuſs, und ein fades müſsiges Hofleben. Die Anzahl derjenigen vornehmen Damen, die durch Fleiſs und Arbeitsamkeit ihren Körper abhärten, mag höchst geringe seyn, die Summe der nervenkranken, verzärtelten und nichtsthuenden, ist gewiſs unendlich gröſser, und vermehrt sich mit jedem Tage, da die niedern Stände nun auch höher hinaufrücken, und es der vornehmern, verdorbenen Welt in Absicht einer weichlichen und schlaffen Lebensart gleich thun wollen. Die Ueppigkeit der Cultur, — wie ich dies Ding nennen will, verbreitet sich, wie eine allgemeine und unheilbare Influenza, durch alle Classen der menschlichen Gesellschaft, und hat eine elende Verzärtelung und Sittenlosigkeit; aber auch Armuth, qualvollen Müſsiggang und Zerstörung der reinsten häuslichen Freuden und Tugenden in ihrem Gefolge. Was man bisher zur Abstellung und Heilung dieses um sich greifenden Krebsschadens unserer Zeit gethan hat, ist sehr wenig; was man dagegen geschrieben, ist desto mehr, — und so bleibt es beim Alten, bis allgemeine, durch den überspannten Luxus, nicht durch Schriftsteller und Schriftstellerei erzeugte, Revolutionen uns die traurigen Folgen dieses weichlichen Zeitalters vielleicht in noch schrecklichern Scenen aufstellen werden, als wir schon erlebt haben. Wie tief vornemlich unsere Weiber in Absicht jenes Luxus gesunken sind, und wie entfernt sie jetzt von der schönen Sitteneinfalt der Natur leben, kann man nicht leichter gewahr werden, als wenn man ihre heutige Lebensweise mit der Lebensordnung in vergangenen Zeiten vergleicht. Alles ist jetzt anders, als sonst, und doch ist nichts in diesem Stück besser geworden. Die Weiber des mittlern Zeitalters waren, bis zur grossen Sittenrevolution im vorigen Jahrhundert, die vornemlich durch das Genie und die Sinnlichkeit der Franzosen hervorgebracht wurde, — Muster ehelicher Zucht, und jungfräulicher Keuschheit, Muster einer häuslichen und sparsamen Lebensart, Muster einer bescheidenen und vernünftigen Kinderzucht. Es waren Mütter, Gattinnen und Weiber, wie sie es seyn muſsten. *) Freilich nicht so aufgeklärt, als die heutige Modedame, nicht so belesen, nicht so gewandt und verfeinert, nicht so schlau, so künstlich und geschmackvoll; — aber gewiſs edler und besser und tugendhafter für Gatten und Kinder, als das hocherleuchtete, schriftstellerische und schöngeisterische Kunstweib unseres künstlichen Jahrhunderts.

---

*) S. ein in mehrerer Rücksicht lesenswerthes Büchlein: Auguste, oder die Würde des weiblichen Geschlechts, vom Volkmann. Erfurt. 1796. 8.

Diese Affectation und weibliche Empfindelei in Absicht der Geistescultur, ist noch ein anderes auffallendes Merkzeichen unserer Tage. Sie besteht offenbar in einem Haschen nach Vielwisserei, und in dem gesuchten Ausdruck eines feinern Gefühls und Geschmacks, und artet dann nicht selten in Roman- und Kunstschwärmerei aller Art aus. Kein vernünftiger Mann wird dem Weibe die Ausbildung ihres Geistes und ihrer Empfindung versagen, und kein Menschenkenner dem finstern Huart Recht geben können, daſs der Verstand des andern Geschlechts sich auf weiter nichts, als allenfalls auf einige Kenntnisse in der lateinischen Sprache ausdehnen lieſse; *)

---

*) Parentes, sagt dieser gelehrte, aber paradoxe Spanier, qui liberos sibi sapientes exoptant ac tales, qui ad studia literarum apti habilesque

aber kein Vernünftiger wird sich eine Frau zur Gattinn wünschen, die jene Ausbildung über den weiblichen Beruf hinaus erweitert hat, und den Männern in speculativen und wissenschaftlichen Kenntnissen nachfliegen will. Gelehrte Weiber hat es auch in vorigen Zeiten gegeben; aber sie waren Wunderthiere ihrer Jahrhunderte. Heut zu Tage wollen unsere vielwissenden Da-

sint, curare omnino debent, ut masculi nascantur. Femellae enim ob rationem frigiditatis humiditatisque sexus sui profundum aliquod ingenium consequi non possunt. Equidem videmus eas cum aliqua habilitatis apparentia gar loqui in materiis levibus ac facilibus, idque per terminos usitatos ac proletarios, ceterum ubi ad literarum studia adhibitae fuerint, nihil aliud addiscere comprehendereque possunt, quam aliquantulum latinitatis: idque adeo tantum, quoniam memoriae idoneus est. S. die lat. Uebersetzung seines Buchs: Examen de ingenios, unter dem Titel: Scrutinium ingeniorum. Jen. 1663. S. 605. 606.

men von dem Beiwort gelehrt zwar nichts hören; aber doch dafür angesehen, und als solche bewundert seyn. Sie gebrauchen diese Bescheidenheit, weil sie dabei zu gewinnen denken, und weil sie wohl wissen, daſs, wenigstens nach dem Wortgebrauch, die ihnen fehlende Kenntniſs der alten Sprachen zur Gelehrsamkeit erfordert wird. Desto gröſser sind ihre Ansprüche auf eine Kritik der Werke des Geschmacks, und auf die Cultur des Witzes und der Sprache — desto gröſser ihr vornehmes Absprechen über Gegenstände der Menschenkenntniſs, Erziehung und Lebensphilosophie, desto gröſser ihr Raisonniergeist über moralische Gefühle, über Liebe und Ehe, über Politik und Revolutionen, über Dichter und Dichterlinge, und über Alles, worüber mit einem Anstrich von Scharfſinn geplaudert werden kann. Die genauere Untersuchung, wie weit ein Frauenzimmer die Ausbildung ihrer Geistesanlagen treiben dürfe und solle, und worauf ich schon oben meine Leser aufmerksam gemacht hatte, gehört eigentlich nicht hierher, und ich bitte defswegen, sich jetzt, des Folgenden wegen, nur mit nachstehenden Bemerkungen zu begnügen.

Rousseau sagt (Emile B. V. S. 300, 301.) ein sehr wahres Wort, wenn er das Anbauen männlicher Eigenschaften in der Seele des Weibes, und die Vernachlässigung der ihr eigenthümlichen Anlagen eine für sie sehr nachtheilige Sache nennt, und nur immer darauf dringt, — aus dem Mädchen keinen rechtlichen Mann, sondern eine rechtliche Frau zu machen. „Folgt aber daraus, fährt er in der angezeigten Stelle fort, dafs sie in der Unwissenheit aller Dinge erzogen, und nur auf die Geschäfte des Hauswesens eingeschränkt werden solle? Wird der Mann aus der Gefährtinn seines Lebens seine Sclavinn machen? Wird er sich an ihrer Seite des höchsten Reizes der Geſellschaft berauben? Wird er ihr, um sie destomehr in seiner Knechtschaft zu erhalten, alles Gefühl und alle Kenntniſs verbiethen? Wird er eine bloſse Maschine aus ihr machen? Keines Weges. Dieſs hat die Natur, welche den Weibern so viel Annehmlichkeiten, und so viel Gewandtheit des Geistes schenkte, nicht befohlen. Die Natur will im Gegentheil, daſs sie denken, daſs sie urtheilen, daſs sie lieben, daſs sie Kenntnisse einsammeln, und ihren Geist, wie ihre Gestalt, bilden sollen. Dieſs sind die Waffen, welche sie ihnen zum Ersatz der fehlenden Stärke gegeben hat, um die unsrige zu leiten. Sie müssen viel lernen; aber nur das, was ihnen zu wissen dienlich und schicklich ist." Diese Behauptungen Rousseaus herrschen in allen seinen Werken, und beweisen, wie richtig er über die Ausbildung des weiblichen Geistes und die Grenzlinien derselben philosophirt hat. Im Folgenden (S. 369, 370.) erklärt er sich hierüber noch deutlicher. „Die Untersuchung abstrakter und speculativer Wahrheiten, sagt er weiter unten, die Principien und wissenschaftlichen Axiome, kurz Alles, was darauf abzielt, die Ideen zu verallgemeinern, gehört nicht für die Weiber. Alle ihre Studien müssen sich auf das practische Leben beziehen. Ihnen kommt es zu, die Grundsätze anzuwenden, die der Mann gefunden hat, und die Beobachtungen zu sammeln, die den Mann zur Feststellung der Grundsätze leiten. Alle Reflexionen der Weiber in demjenigen, was nicht unmittelbar ihre Pflichten angeht, müssen auf das Studium der Männer, oder auf diejenigen angenehmen Kenntnisse abzwecken, die nichts, als den Geschmack zum Gegenstande haben; denn auch die Werke des Genies gehen über ihren Horizont. Sie haben überdieſs nicht Richtigkeit und Aufmerksamkeit des Geistes genug, um in strengern Wissenschaften fortzukommen.“ *)

Diese Urtheile eines der gröſsten Menschenkenner unseres Jahrhunderts verlieren ihre scheinbare Härte, wenn *man* bedenkt, daſs die Natur selbst das Weib zu einem ganz andern Berufe, als zu einem literarischen Leben, bestimmt hat, und daſs sie ihren persönlichen Werth in etwas ganz Anderm, als in einer gelehrten Ausbildung des Denkvermögens suchen müsse, wenn sie uns gefallen soll; aber grade hier kränkelt unser aufgeklärtes Zeitalter, und wird von diesem Gebrechen wohl nie wieder geheilt werden. Die Männer selbst haben Alles gethan, um die zu ausgedehnte Bildung des weiblichen Verstandes zu befördern, und die Neigung der Weiber zum Raisonniren auf so mancherlei Art zu überspannen. Da sich die Eitelkeit dieses Geschlechts zu allen seinen Anmaſsungen, und freiwilligen Handlungen zu gesellen pflegt; so konnte es nicht ausbleiben, daſs es sich nach und nach auch in Absicht seiner Geistesverfeinerung überladen, und bei der zunehmenden Begierde, Bücher zu lesen, einen Theil seiner häuslichen Pflichten vergessen muſste. Die Liebe zur Lecture wuchs mit dem Kitzel, durch einen gebildeten, oder wohl gar — forschenden Verstand zu glänzen. Sie blieb nun nicht mehr ein unschuldiger Zeitvertreib in müſsigen Stunden, sie wurde Bedürfniſs und Verführung zu jenem unseligen Dünkel von Selbstkraft und Egoismus, wodurch sich fast alle Weiber, die in der Bücherwelt etwas gelten wollen, auszuzeichnen pflegen. Es ist wahr, daſs durch die Lecture der Geschmack und die Urtheilskraft der Weiber nach und nach verfeinert und gebildet werden muſste; aber beide blieben gemeiniglich nur bei einer halben Reife stehen, da die Neigung zu jener Verstandesbildung wiederum mehr von der Eitelkeit, als von der reinern Wahrheitsliebe, geleitet, und durch das Gelüste an Schmeicheleien überspannt wurde. Man las Bücher, und legte sie wieder auf die Seite, wie man es mit jedem andern Modeartikel machte. Die Modeschriftsteller hatten, wie die Abwechselungen der Kleider, ihre periodischen Zeiten. So lange diese Manier dauerte, wurden ihre Werke, bei aller Seichtigkeit derselben, verschlungen; — aber eben so schnell wieder vergessen, wenn jener weibliche Heiſshunger auf eine andere Kost fiel. Dadurch muſste nun aber auch nach und nach, und wie die Sachen nun liegen, ein beständiges Schwanken in der Wahl der Lecture, und folglich in dem Geschmack selbst entstehen. Man kostete alle Producte der Literatur, sobald sie nur mit einiger Leckerheit zubereitet, und in bunten Schalen aufgetragen waren. Selbst philosophische Gegenstände muſsten sich unter diese weibliche Verstandesnäscherei schmiegen, und den Ernst der Untersuchung ablegen, oder zu verstecken suchen, wenn sie die Ehre haben wollten, auf den Toiletten der Damen zu erscheinen. Selbst der groſse Königsberger Weltweise muſste es leiden, daſs man seine tiefsinnigen Werke für die Neugierde der Weiber, — aber freilich mit sehr unglücklichem Erfolg, — umzugieſsen anfing.

---

*) Diese und mehrere Behauptungen der unparteiischen Richter des schönen Geschlechts hat einer seiner kühnsten Panegyristen, der Verfasser des Buchs: Mann und Weib, auf eine Art zu widerlegen gesucht, welche der Kunst einer Apologie alle Ehre macht, und von einer nicht gemeinen Wahrheitsliebe, aber nicht immer von einem ruhigen Wahrheitssinne des Verfassers zeugt.

Vornemlich wurde aber in neuern Zeiten der Ton und die Sprache der Romane unter dem andern Geschlecht fast allgemein. Diese Romanenwelt ist und bleibt nun bis auf den heutigen Tag der gröſsere District der weiblichen Geistesausbildung, so sehr auch die Weiber selbst über die groſse Menge der Romane zu schreien und zu declamiren pflegen. Sie würden sich sehr übel befinden, wenn ihnen unsere Ritter- und Feenmärchen, unsere dramatischen Verhunzungen der Geschichte, unsere Romane aus der Ober- und Unterwelt, unsere Geister- und Liebeshistorien, und wie diese Kinder eines verdorbenen Geschmacks alle heiſsen mögen, entrissen werden sollten. Die Sache ist ganz natürlich. Die Weiber finden in Romanen, — auch in den elendesten und seelenlosesten, fast immer etwas, das sie geflissentlich suchen. Dasjenige Frauenzimmer, welches sehr zur Liebe geneigt ist, sieht ihr eigenes Herz, ihre zärtlichen Gefühle, und die ihres Geliebten selbst in den Romanen abgedrückt. Hier liegt eine Welt, wie sie dieselbe nur immer wünschen mag, vor ihren Augen. Wie die Verliebten in Glück und Unglück, in Hoffnung und Verzweiflung darin denken und handeln, so denkt und handelt sie selbst, — oder würde es doch unter einerlei Umständen thun. Dort lernt sie die rechten Maximen, wie man ein männliches Herz fesseln, oder täuschen soll, kennen, dort erscheint ihr das Leben in einem freundlichen Rosenschimmer, oder auch in einer Mitternacht, die sich auf einmal an dem schönen Brautmorgen endet, und ein goldenes Jahrhundert zur Folge hat; dort lösen sich die verwickelten Knoten des Schicksals oft ganz unvermuthet, mit einer magischen Schnelligkeit, auf, dort flieſsen zwei sich liebende Seelen dennoch in eine einzige zusammen, wenn sich auch alle Mächte der Erde dagegen empören sollten. — Ein anderes Frauenzimmer, das von Ehrgeiz und Rachsucht beseelt wird, sucht und findet in der Ideenwelt der Romane eine andere Nahrung. Sie siehet dort den Mann, der seine Geliebte beleidigt, oder verkannt hatte, zu ihren Füſsen sinken, seine That mit reuevollen Thränen beweinen, und nur durch ihre Gnade und Groſsmuth wieder aufleben. Der Stolz des unternehmenden Weibes siegte; die glühende Rache derselben wurde durch ein Opfer der Demuth, durch den Tod, oder die Beschimpfung einer Nebenbuhlerinn, durch die glückliche Ausführung einer Intrigue gekühlt. — Die Armuth des eiteln Weibes verwandelt sich in jenen Schriften durch die Heirath mit einem angesehenen Manne in einen glänzenden Aufwand, und in schmuckvolle Garderoben. Nun-fliegt sie in dem geschmackvollen Wagen durch die Stadt, nun wird sie im Spiel, im Tanz, an der Tafel im Zirkel der Anbeter die Erste. Nun wetteifern Hohe und Niedere, ihre Wünsche zu erfüllen, und sich nach ihren Launen zu schmiegen. Die ganze Welt wird in dem Roman für die eitle Thörinn ein prächtiges Ballhaus. Sie darf nur winken, um sie noch schöner zu machen. Reichthum und Jugend vergehen in dem blendenden Zauberbilde nicht, bis sich ihre Augen schlieſsen. — Noch ein anderes Frauenzimmer, welches von einem sinnlichſten Temperament beherrscht wird, findet dort die Bahn der Wollust mit tausend Rosen bestreut. Da giebt es keine kranke und kränkelnde Männer, sondern nichts, als — Riesen und Götter. Da wird kein heimliches Spiel der Liebe durch Neid und Neugier verrathen; da schlafen die Ehemänner so lange und so fest, bis die Ehebrecherinn in völliger Sicherheit ist; da giebt es keine Ermüdung, keine lange Weile der verborgenen Zusammenkünfte, sondern immer neuen Genuſs, immer schönere Bilder der Imagination. Kurz, jede Leserinn findet in ihren Romanen, was sie sucht. Auch die verständigern und ernsthaftern empfangen darin ihren Theil. Für sie wurden darin die Gemählde weiblicher Herzensgüte und Geduld, weiblicher Beständigkeit und Freundschaft, männlicher Edelmuth und Treue, männlicher Gröſse und Besserung, häuslicher Glückseligkeit und häuslicher Ordnung, unter dem Einflusse guter Weiber, entworfen.

Daſs übrigens alle vorher genannte Arten der weiblichen Empfindelei durch die heutige Romanlecture sehr vergröſsert worden sind, bleibt eine sonnenklare Wahrheit, — wenn man auch allen übrigen Nachtheil dieser Schriften nicht zugeben wollte. Die vorigen Jahrhunderte kannten jene Krankheiten der Weiber gewiſs nicht, wenigstens nicht in dem Grade, wie wir sie jetzt kennen, und jetzt empfinden müssen. Man hat in unsern Zeiten offenbar das schon an sich so zarte und schwache weibliche Herz auf eine tausendfache Art zu verzärteln angefangen, und hat nach und nach der weiblichen Phantasie so viele überraschende und tänschende Bilder vorgehalten, wobei die Selbstständigkeit des Charakters eher verlieren, als gewinnen, muſste. Sobald die Empfindungen der Weiber zu sehr gereizt, zu sehr verfeinert werden; so kann ihr Hinausschweifen über die Grenze der Wirklichkeit nicht mehr ausbleiben. Sie bauen sich nun eine ganz eigene Welt, worin sie sich allein behaglich und befriedigt zu fühlen glauben, und wo sich die Feinheit und Stärke des Gefühls mit der wirklichen Welt nicht länger vertragen will. Es ist daher, nach meiner Meinung, eine auf die Natur der weiblichen Seele gegründete Bemerkung, daſs sie sich mit einer unbeschreiblichen Leichtigkeit, und mit einer gröſsern Zuversicht, als wir Männer in uns wahrnehmen, gewisse Ideale von Vollkommenheit entwirft, und sich solche als etwas Wirkliches und Bleibendes zu vergegenwärtigen sucht, — so phantastisch sie auch bisweilen immer seyn mögen. Hierin liegt ein nicht undeutlicher Beweis von der eigenthümlichen Schwäche der weiblichen Beurtheilungskraft, die gleichwohl in Absicht anderer Gegenstände, besonders, was Lebensklugheit betrift, wiederum feiner und schärfer, als die unsrige, seyn kann.

Das schöne Bild, das sich die Weiber in einer empfindelnden Laune von dem Werthe und der Gröſse eines sittlichen Gegenstandes, z. B. von der Vollkommenheit der Freundschaft und Liebe, von Heiligkeit und Unschuld der Tugend u. s. w. entworfen haben, scheint sie in der That auf einige Zeit zu betäuben, und die Berechnung zu verhindern, wodurch sie die Entfernung des Ideals von der Wirklichkeit so leicht ausmessen könnten. Dieſs alles ist, — um mich so auszudrücken, ein — Rausch ihrer lebhaftern Imagination, welcher mit der gröſsern Geistescultur der Weiber eher zu- als abzunehmen scheint. Jene Idealsucht muſs aber nothwendigerweise durch

Schriften befördert werden, die nicht eine wirkliche, sondern nur eine Feenwelt, aber doch so schildern, als ob — sie einmal wirklich werden könnte. Die Grade des Unterschiedes zwischen dem Wirklichen und Nichtwirklichen, zwischen der Wahrscheinlichkeit und Wahrheit pflegt die weibliche Einbildungskraft in sehr vielen Fällen, also auch hier, zu überspringen.' Was geschehen kann, wird in ihrem Kopfe geschehen sollen. Ursach und Wirkung wird sich nach ihrer Logik bald zusammen, bald nicht zusammen befinden können, weil ihr Ideenkreis zu klein, und ihr Studium des Menschen selten in allen Fächern tief genug ist. Vielleicht gründet sich der weibliche Hang zu einer solchen Bilderwelt mit auch darauf, daſs sich dort das andere Geschlecht, — freilich nur in der Idee, — gegen den Mangel seiner wirklichen Freiheit schadlos zu halten, und etwas in der Einbildung zu genieſsen sucht, was es nicht in der Wirklichkeit, — wenigstens nicht nach seinem Wunsche, genieſsen konnte. Wir bauen uns ja alle in dieser Rücksicht gewisse Luftschlösser, und fühlen uns in ihrer Anschauung oft glücklicher, als wir bei ihrem wirklichen Besitz seyn würden. Die Hoffnung kann, laut unzähliger Erfahrungen, so groſs werden, daſs sie sich bisweilen selbst vergiſst, und uns das Künftige durch ihren Zauber als etwas Gegenwärtiges, aber auch nur wieder durch die bloſse Idee, darzustellen vermag. Warum sollte die lebhaftere, weibliche Phantasie nicht noch weiter gehen, und sich nicht sogar das vergegenwärtigen können, was in der Wirklichkeit nicht einmal gedacht werden kann!

Jetzt sollte ich zur Religionsempfindelei und Religionsschwärmerei der Weiber kommen. Da aber diese Seelenkrankheit derselben vornemlich in die Lebensepoche des herannahenden weiblichen **Alters** gehört; so werde ich die Schilderung derselben auf einen der folgenden Bände meines Werks, worin von der Devotion des weiblichen Geschlechts geredet werden soll, verschieben müssen.

WEIBLICHE COQUETTERIE.

Beginnt vornemlich mit dem Eintritt der Mädchen in die groſse Welt. — Ihr früherer und nächster Grund. — Ihr allgemeiner Charakter, und dessen Verwerflichkeit. — Gutmüthige Coquetten in Gegensatz der schlechtgearteten. — Schilderungen beider. — Entschlossenheit und Verstellungskunst eines ungetreuen Weibes.

Wenn das junge Frauenzimmer herangewachsen, und aus der Schulstube erlöset ist, — ein Zeitpunct, den man in unsern Zeiten auch früher, als sonst, anzusetzen anfängt; so entstehet für dasselbe nun auch auf einmal eine ganz neue, ganz umgeänderte Lebensepoche. Man erlaube mir, daſs ich noch einmal auf diesen Gegenstand zurückkommen darf. Das Mädchen rückt aus den Schranken der Kindheit durch einen gewaltigen Sprung, durch einen wahren Salto mortale, wie ihn ein deutscher Schriftsteller nennt, zu den glänzenden Range einer — Dame hinauf, und wird nun auch, — so sehr das Kind noch überall hervorschimmern mag, als solche behandelt. Unsere jungen Töchter wünschen daher gemeiniglich nichts sehnlicher, als die Zeit ihrer Confirmation, mit welcher sie dem Zwange der Kinderstube und der Schule entzogen, und unserm Geschlechte auf einmal viel näher gebracht werden. Der Grund des Fleiſses und der Anstrengung, welchen die meisten vorher in Erlernung der Religionslehren äuſsern, liegt gemeiniglich in dem Wunsche, sobald als möglich confirmirt zu werden, damit sie bald eine gröſsere Rolle in der Societät zu spielen anfangen können. —

Denn von nun an erscheint die kleine Dame in den gröſsern Gesellschaften; von nun an darf sie ohne Erröthen und kindische Blödigkeit die Schmeicheleien und Huldigungen von unserm Geschlechte annehmen. Aber von nun an entwickeln sich auch in ihr tausend neue, zum Theil sehr bezaubernde Vorstellungen und Gefühle, die sie vorher noch nicht kannte, oder die sie damals noch tief verstecken muſste. Die Welt kleidet sich nun für das freiere Mädchen in die lieblichsten Gestalten ein, die sie in der Kinderstube nicht so genau bemerken konnte. Ihr Wirkungskreis, ihre Hoffnungen und Erwartungen, ihre Prätensionen werden mit jedem Tage gröſser, ihre sich selbst überlassene Phantasie, ihr emporstrebender Eroberungsgeist, ihr frölicher Leichtsinn, ihre Liebe zum Putz und ihr Hang zu Zerstreuungen, bekommen mehrern Stoff und öftere Nahrung. Ihr Körperbau nimt an Fülle, Rundung und Schönheit zu, und seine Organe entwickeln sich jetzt auf eine so schnelle und sichtbare Art, daſs sie schon dadurch aufmerksamer, als bisher, auf die physische Bestimmung desselben werden muſs. Sie siehet und fühlt sich in dem ganzen Reize ihres Aufblühens und ihrer Jugend, und betrachtet sich, von dem Werthe desselben mehr als zu lebhaft überzeugt, nun schon mehr als ein selbsthandelndes, nicht zur ewigen Gouvernantensclaverei bestimmtes Wesen. Man hat ihr selbst diese gröſsere Rolle eingeräumt, man hat sie selbst dazu abgerichtet, — sie wird also auch diese Rolle zu behaupten wissen; sie wird sich nie wieder von dem Throne herunterwerfen lassen, wo sie so viele Kronen findet, worauf es sich so behaglich ruhen läſst, und den sie künftig mit dem Lieblinge ihres Herzens theilen will.

Die fortdauernden Ermahnungen der Eltern und der Erzieherinnen, wollen nicht mehr die vorigen Eindrücke machen, oder werden wohl gar mit Unwillen und Widerstand zurückgewiesen. Das junge Mädchen hat bereits die Schwächen der Gesetze sowohl, als ihrer Gesetzgeberinnen näher kennen gelernt, und ist ihnen, um mich des bildlichen Ausdrucks zu bedienen, über die Schultern gewachsen. Es findet nun hundert Dinge und Erziehungsmaximen lächerlich, um welche man vorher einen heiligen Nimbus geworfen hatte. Das Verbothene hat nicht mehr die fürchterliche und zurückstoſsende Gestalt, unter welcher man es ihr in der Schulstube, und in finstern Erziehungsschriften zeigte. Das feurigere und hellsehendere Mädchen entdeckt vielleicht wohl gar das Gegentheil, und es thut ihm nun weh, sich so lange hingehalten und getäuscht zu sehen. Kurz, es entsteht nun nach und nach eine gewisse Erleuchtung in der weiblichen Seele, und mit ihr und durch sie eine gewisse Wärme des weiblichen Bluts, die in den ersten Jahren der Mannbarkeit des Mädchens höchst sonderbare, und höchst unerwartete Erscheinungen veranlassen kann. Das Mädchen fängt jetzt über allerlei Dinge und Verhältnisse nachzudenken an, die bisher aufser dem Kreise seiner Beobachtungen und Gefühle lagen. Es schleicht im Stillen, und in sich gekehrt, dem geheimen Sinne gehörter Zweideutigkeiten nach, und ruhet vielleicht nicht eher, bis das Problem aufgelöst ist. Es fühlt ein gewisses inneres Wohlbehagen, ein unwiderstehliches Aufwallen ihrer Gefühle und eine sonderbare, aber — nicht unangenehme Verlegenheit in Gegenwart unseres Geschlechts, und vornemlich wohlgebildeter Männer. Es kann bei allen elterlichen Vorkehrungen und Verschanzungen seines Herzens den regen, immer wachenden, immer zunehmenden Trieb, uns zu gefallen, nicht mehr besiegen, weil es uns durch Jahre und Umstände auf einmal so nahe gekommen ist, und die Natur ihr die Geschlechtsbestimmung aufgedeckt hat. Aber, indem es uns gefallen will, schleicht sich unmerklich und unwiderstehlich die zärtliche Sehnsucht nach dem Geschlechte selbst ein, dem es so gern gefallen möchte. Jetzt mustert es schon die Männer nach den verschiedenen Graden ihrer Schönheit, Liebenswürdigkeit und Galanterie. Unser Geschlecht wird nicht umsonst, und so oft zum Gegenstande ihrer Gespräche gemacht, nicht ohne Absicht, und so genau in Reih und Glied gestellt. Das leichtfertigere Mädchen betrachtet uns Anfangs als seine — Puppen, ohne es vielleicht zu wissen, daſs sie nach wenig Monaten dieſs Spielzeug zu ihrem höchsten Bedürfniſs machen wird. Die Ruhigere und Sanftere wird zwar weniger mit uns spielen; aber beide werden sich ergeben, und sich aus Bedürfniſs des Herzens und Gefühls beherrschen lassen, ehe sie uns noch zu lieben anfingen.

Wenn es wahr ist, daſs die Weiber gemeiniglich einen feinern Beobachtungsgeist, als die Männer, besitzen sollen; so könnte diese Erscheinung auch wohl mit daher rühren, weil sie ihren Beobachtungsgeist so früh, und zwar aus einem ganz eigenen Interesse, an uns zu üben anfangen. Dieser Gedanke könnte uns stolz machen, wenn die physische Natur des weiblichen Geschlechts nicht so sehr bei dieser Erscheinung zu wirken pflegte. — Man darf nur wieder die jungen Mädchen betrachten. Sie durchforschen von früher Kindheit an unsere Gesichtszüge, unsere Mienen und Bewegungen, unsere Ausdrücke, und vornemlich die Sprache unserer Augen, und irren sich selten in ihren unbefangenen Urtheilen über diese Dinge. Sie studieren uns gleichsam, als ob wir vor ihren Gerichtshof gehörten. Sie bemerken jeden Grad der Aufmerksamkeit, des Zuvorkommens, der Artigkeit und Zärtlichkeit, die wir ihnen erweisen, aufs pünctlichste und genaueste. Sie wissen das Lächerliche und Auffallende, oder Gefallende an den Männern bis aufs kleinste Detail hinein anzugeben. Fragt sie nur, wenn sie aus Gesellschaften kommen, und ihr werdet, wenn sie aufrichtig sprachen, oft in Erstaunen gerathen, wieviel ihre Augen gesehen und gefaſst haben. Sie haben wahrscheinlich viel mehr, als ihr, beobachtet. Ihre kindische Neugierde treibt sie dazu freilich wohl mehr, als ältere Leute, an; — aber warüm beschäftigt sich diese vornemlich so gern mit den Männern, und auf eine viel lebhaftere Art, als mit andern Gegenständen? Unstreitig deſswegen, weil das männliche Geschlecht von Kindheit an die Puppe des weiblichen ist, weil es sehr früh die Bemerkung macht, daſs sein Glück von der Zuneigung der Männer abhängt, daſs es ohne uns nicht leben kann, und daſs wir ohne dasselbe nicht leben wollen. Die leblosen Puppen der Mädchen werden bald weggeworfen, und lebendige an ihre

Stelle gesetzt. Sie scheinen es gleichsam voraus zu ahnden, daſs ihr Leben ohne Männer nur ein halbes Leben, ihre Existenz, ohne Liebe und ihren Genuſs, nur eine halbe Existenz seyn werde. Sie betrachten uns, — freilich wohl oft etwas zu vorschnell, als ihre Befreier und Retter, wenn ihnen irgend einmal das väterliche Haus zu enge werden sollte. Dieses Vorhersehen einer gröſsern Freiheit, die stillen Freuden über das schön geträumte Glück der Liebe und Ehe, die bezaubernde Vorstellung von dem Besitz eines männlichen Herzens bestimmt in der That fast alle Handlungen des heranwachsenden Mädchens, so unschuldig sie auch immer seyn mag. Seine Ideen bewegen sich mittel- oder unmittelbar um das schöne Bild der männlichen Liebe herum. Dieses ist mit unauslöschbaren Buchstaben in seine Seele gelegt. Sein Einfluſs auf die gesammte Denkweise des Weibes, ist unverkennbar.

Fast Alles, was sie in freiern Stunden der Jugend und mit einer unabhängigen Willkühr verrichten kann, wird eine, vielleicht uns selbst bisher entwischte, aber unleugbare, Beziehung auf die Männer haben. Dieſs ist keine stolze Einbildung von unserer Seite, es ist der Wille der Natur, der an der Erhaltung beider Geschlechter Alles gelegen ist. — Selbst die Härte und Sprödigkeit der Mädchen, — auch wenn sie nicht verstellt und affectirt ist, soll die Männer nur desto näher heranziehen, und zum Angriffe muthiger machen. Natur und Kunst vereinigen sich zu dieser Absicht, die Liebe des Weibes mag wahr, oder nicht wahr, herzlich oder bloſs angenommen seyn. Sprödigkeit ist — gemeiniglich nur ein Schleier, den das Mädchen in Gegenwart der Männer um eine erwachende, oder schon erwachte Liebe des weiblichen Herzens wirft, — um den Anstand nicht zu verletzen. Sie meint es nicht so; sie ist gezwungen, sich zu verstellen. Unter andern Umständen spielt die Spröde eine viel ungezwungenere Rolle, zum deutlichen Beweise, daſs ihr Betragen nicht moralisch gut, sondern nur — anständig war. Vielleicht gehörte sie zu den leidenschaftlichsten Weibern ihres Geschlechts.

Nach dieser Einleitung darf ich nun zum Hauptgegenstande dieses Abschnitts, nemlich zur weiblichen Coquetterie selbst kommen. — Die Coquetterie ist zwar, wie wir schon bemerkt haben, eine sehr frühzeitige Eigenthümlichkeit des andern Geschlechts, wird aber eigentlich dann erst ganz ausgebildet, wenn das Mädchen sich herangewachsen fühlt, und in ihr, nach erlangter Mannbarkeit, bestimmtere Begriffe über ihre Geschlechtsbestimmung erwacht sind. Eine Crise, die allemal mit dem Hinüberschritt desselben in die jungfräulichen Jahre verbunden ist, und von da an der Denk- und Lebensweise der Weiber eine veränderte Richtung und Bestimmung giebt. Mir kann es gleichviel gelten, ob Einige jenes Wort durch Buhlerei, Gunstbewerbung, und wieder Andere durch Eroberungssucht, Eroberungsgier, oder Eroberungslust übersetzen. Wir haben es hier nicht mit Worten, sondern mit Sachen zu thun, ungeachtet ich gegen alle angeführte Verdolmetschungen des deutlichen und faſslichen Worts — Coquetterie nichts Erhebliches einzuwenden habe.

Es kann meinen Lesern und Leserinnen nicht unbekannt seyn, daſs neuere Sachwalter des schönen Geschlechts selbst die Coquetterie in Schutz genommen, und Apologien für sie geschrieben haben. Die Vertheidiger dieser weiblichen Schwachheit, die wir schon so oft in — eine unheilbare Krankheit des Charakters ausarten sahen, haben behauptet, daſs, wenn ein Frauenzimmer den Mann durch ihre Buhlerei nicht zum Laster verführen, sondern nur seinen

Beifall besitzen, und sich dadurch den Weg zum Ehestande bahnen wolle, die Coquetterie ein sehr erlaubter Kunstgriff der weiblichen Lebensphilosophie sey, und, bei den immer mehr abnehmenden Ehen, nicht nur Billigung verdiene, sondern von der Natur selbst gebilliget werde. Dieses Raisonnement verräth mehr nachgebende Menschenliebe und Gutmüthigkeit, als bedächtliche Vorsicht, und tiefe Menschenkenntniſs, und kann bei der groſsen Neigung des andern Geschlechts, zu Extremen, und bei der überdieſs schon jetzt so auffallenden Sittenlosigkeit unendlichen Schaden stiften. Soll man die Schwachheiten eines so schwachen, und so reizbaren Geschlechts deſswegen erlauben, oder wohl gar befördern helfen, damit unter hundert Mädchen endlich einmal diese, oder jene einen sinnlichen Mann durch ihre Buhlerei zum Altare zieht? Allein dieſs ist nur eine Seite meiner Gegenmeinung. Ich will auch die andern nicht verbehlen. Ein Mädchen, das durch die Waffen der Coquetterie, — also nicht auf dem Wege der Liebe und Ehrlichkeit, sondern einer Intrigue, einen Mann gefangen hatte, wird durch ihre Eitelkeit sehr leicht verführt werden, nach der Anbetung mehrerer Männer zu haschen, und hinterher aus Bedürfniſs eine Coquette zu seyn. Dieſs liegt in der Natur dieser Eroberungssucht, und in ihren Anmaſsungen selbst, und muſs uns bei allen Coquetten, die wir kennen, sogleich in die Augen fallen. Die Eitelkeit ist ein nie ruhender Trieb des andern Geschlechts, und von einer unbezwingbaren Gewalt. Ein Mann und mehrere Männer können sterben oder ungetreu, oder entfernt werden, man muſs also, — so wird die Buhlerinn denken, — im Nothfalle und aus Vorsicht eine unbestimmte Anzahl derselben im Vorrath haben, damit es nie daran fehle, nie ein Vacuum in dem Königreiche des eiteln

Weibes entstehe. Aber grade aus dieser schlauen und unredlichen Vorsicht, aus dieser Aufbewahrung mehrerer Sclaven zu gleicher Zeit, aus dieser Unersättlichkeit der weiblichen Coquetterie entsteht nun auch nach und nach jene unselige Wandelbarkeit, jener verwerfliche Leichtsinn des Charakters, und jene listige Verstellungskunst und Heuchelei, die man bei allen Coquetten, ohne Ausnahme, antrift, gesetzt, daſs sie auch nicht lasterhaft seyn sollten. Die Coquetterie wird sehr bald in einen Mechanismus der ganzen Denk- und Handelsweise des Weibes ausarten, ohne dem in ihrer Seele nichts geschehen kann, und der sie selbst zur elendesten Sclavinn ihrer Leidenschaften macht. Vor ihrem Richterstuhle, und durch ihn wird Alles entschieden, was geschehen und nicht geschehen soll. Sie verändert auf die wunderlichste Art ihre Plane, sie spinnt Familienzänkereien an, sie gewinnt und verabschiedet Freunde und Freundinnen, sie erfindet neue Schleichwege zu unserm Herzen, sie legt uns neue Fallen, sie erregt in uns Eifersucht und Miſstrauen, sie affectirt Wärme des Gefühls, Wahrheitssinn und Tugend, sie hüllt sich in den Schleier der Unschuld und Keuschheit, — sie öffnet und verschlieſst unsere Augen, — so wie es ihre Absichten jedesmal mit sich bringen, und ihre Launen es gebiethen. —

Aber glaubt ihr wohl, daſs bei einer so künstlichen, gesuchten herumtappenden Denkungsart, bei so schwankenden und herrschsüchtigen Leidenschaften, bei einem so hoch gespannten listigen Egoismus die Aufrichtigkeit und liebenswürdige Einfalt der Seele, — dieser himmlische Schmuck des Weibes, — bestehen könne? — Wie wäre dieſs möglich! Jeder Liebhaber muſs auf eine geschickte Art getäuscht, hingehalten, gereitzt, und doch mit einer gewissen Manier befriedigt werden, damit er nicht zur Unzeit zurücktritt, und vielleicht ganz sonderbare Dinge entdeckt. Die Coquette wird einen jeden insbesonder studieren müssen, weil ein jeder seine eigenen Launen, Schwächen, seinen eigenen Charakter hat; sie darf keinem zu viel, und keinem zu wenig Liebe zu erkennen geben, wenn durch sie selbst keine Spaltungen und Revolutionen in ihrem Reiche entstehen sollen. Sie muſs augenblicklich andere Plane machen, und neue Larven annehmen können, damit ihre Geheimnisse und Intriguen nicht vor der Zeit ans Tageslicht kommen; sie wird sich bisweilen die zweideutigsten Handlungen und Maximen selbst erlauben, wenn das Nachforschen und Miſstrauen ihrer Buhler irregeführt werden soll. Sie muſs es in ihrer Gewalt haben, zu weinen und zu lachen, wenn sie auch dazu am wenigsten gestimmt ist; sie muſs den faden Dummkopf, dessen Reichthum und Ansehn sie nutzt, wider ihr Gefühl, mit Liebkosungen und Schmeicheleien überhäufen, und eine Liebe affectiren, wo sie Eckel empfindet. Sie muſs die Rolle einer Kranken, einer Niedergeschlagenen, einer Unglücklichen spielen können, wenn sie sich auch vollkommen wohl befindet. Aber unter allen diesen Beschäftigungen muſs auch der Charakter des Weibes selbst verwildern, ihr Herz getheilt, ihre Phantasie verschroben, und ihr Wahrheitssinn vergiftet werden. Ihre Seele kennt ja keinen andern Gedanken, als den, — zu erobern. Dieſs ist der Mittelpunct ihrer ganzen Wirksamkeit, und aller ihrer Plane. Hierin werden nach und nach sogar die Empfindungen kindlicher und mütterlicher Gefühle, wie in einem unergründlichen Strudel verschlungen, in ihm das weiche Herz des Weibes, das sich sonst so gern in Thränen des Mitleids ergoſs, hart und kalt gegen Leidende gemacht, in ihm das schöne und selige Gefühl für die Harmonie und den Liebreiz der Natur, und ihre unschuldigen Freuden getödtet. Die bunten Gruppen anbetender Bewunderer schweben viel zu abwechselnd und einladend vor dem Auge und Geiste des coquetten Weibes umher, als daſs irgend etwas Anderes, als diese, ihr Gemüth rühren könnte. Die Stimme des Lobes und der Schmeichelei hat schon längst ihr Ohr verwöhnt. Nur dieser Ton wird noch von ihm verstanden. Der Anbau und Schmuck des Körpers steht überall oben an; der Anbau des Geistes wird nur so weit getrieben, als es zur Anlockung der Männer nöthig ist, und die Neigung zu Intriguen befördern hilft.

Mit dieser Vernachlässigung, oder diesem Miſsbrauche der edlern Seelenkräfte des Weibes, verliert sich nach und nach die Neigung zum Moralischguten, und der Geschmack an einer unbefleckten Sittlichkeit. Zu diesem Genusse, zu dieser Seligkeit des Gemüths kann sich ein Weib nicht mehr erheben, die so fest an ihrer kleinlichen Eitelkeit, und an ihrer Erde klebt. Ihr ist der Himmel der Tugend, ihr ist die Liebe selbst verschlossen, da sie nur das Bild derselben auf den Lippen, aber nicht im Herzen trägt. Sie will uns Männer nicht glücklich machen, nicht bessern, sie will uns nur täuschen, quälen und zur Sinnlichkeit reizen.

Diese Bemerkungen scheinen nicht alle auf diejenige Art gutmüthiger Coquetten zu passen, die eine weichere Seele haben, und deren Eroberungssucht nicht von Ehrgeitz und Eitelkeit allein, sondern auch von einer natürlichen Zärtlichkeit des Temperaments geleitet wird. Es scheint ihnen weh zu thun, wenn Andere bei ihrer Liebe leiden, und wenn sie das Alles nicht wieder gut machen können, was sie durch ihre Coquetterie verdorben hatten. Allein diese gutmüthigen Siegerinnen befinden sich gleichfalls auf einem sehr gefahrvollen und unsichern Wege, und ich möchte es nie wagen, eine Garantie für ihre Tugend zu leisten. Dieſs sind Weiber, die bei einer ziemlich groſsen Dosis von zärtlichem Phlegma mehrere Ehemänner zu gleicher Zeit haben könnten, wenn es die Landessitte erlaubte. Gemeiniglich gehen sie auch in ihrem Zuvorkommen und Hingeben weiter, als es die klügern und schlauern Coquetten zu thun gewohnt sind. Sie können Laster begehen, nicht aus wirklicher Verdorbenheit des Herzens, — sondern aus blinder Gutmüthigkeit, und weil sie keinem Bittenden etwas abschlagen mögen. Sie verstehen die Kunst nicht so gut, wie jene, sich auf eine listige Art wieder zurückzuziehen, wenn sie auf dem Wege ihrer Eroberungen einen Schritt zu weit vorwärts gethan hatten, weil sie den Liebhaber in seinen Hoffnungen nicht gern täuschen wollen, und durch die Liebe, welche jene Buhlerinnen nicht kennen, in ihrer Vorsicht selbst irre geleitet werden. Sind sie bisweilen hart und spröde gegen unser Geschlecht; so ist ihre Sprödigkeit doch gewöhnlich nur eine Nothlüge, ein Werk der Umstände, oder einer besondern weiblichen Laune. Im Herzen der gutmüthigen Coquette selbst sieht es ganz anders aus. Sie will keinem ihrer Anbeter einen unangenehmen Augenblick machen; aber sie kann nicht Alle zu gleicher Zeit befriedigen. Ihr weiches und gütiges Herz schlägt für die ganze Männerwelt; aber sie weiſs nicht, wie sie dieses Herz in so viel gleiche Theile theilen soll, damit keiner beleidiget wird.

Da Coquetten dieser Art sich selbst keiner wirklichen Ausschweifungen, oder nur solcher bewuſst sind, die sie nicht mit Vorsatz und Intrigue, sondern aus Schwachheit und Ueberraschung begingen; so handeln sie gemeiniglich auch offener und unbefangener, als es sonst wohl die weibliche Vorsicht erlauben möchte. Sie sind freigebig mit Kuſs und Händedruck. Sie haben einen unwiderstehlichen Hang, ihre Liebhaber zu berühren, sie thun beides selbst in Gegenwart ihrer Männer, und täuschen diese nicht selten durch die Allgemeinheit ihres zärtlichen Betragens; ein Kunstgriff, wodurch sich oft die hellsehendsten Männeraugen blenden lassen. Warnungen und Ermahnungen von ihren Eltern und Freundinnen, werden wenig bei ihnen ausrichten, da sie sich eigentlich keiner Sittenlosigkeit bewust sind, und auf die Ehrlichkeit ihrer Verehrer ein groſses Zutrauen setzen. Aber dieser letzte Umstand führt sie wiederum sehr oft auf sehr schlüpfrige Pfade, zumal, wenn sie die gefahrvollen Stunden der Einsamkeit mit ihren Freunden nicht zu vermeiden suchen. Sie können nicht erwarten, daſs wir zu allen Zeiten die Kälte eines Xenocrates haben sollen, wenn sie uns durch ihren verführerischen Anzug, durch ihre Zärtlichkeit und durch ihr Nachgeben selbst so nahe zu sich hingezogen hatten. Sie wissen es sehr gut, daſs uns die weibliche Schönheit verblenden, und zu den wunderlichsten Handlungen verleiten kann, und dennoch suchen sie jene so lange auszustellen, und uns durch den Ausdruck der Liebe zu begeistern, bis sie ganz in unserer Gewalt sind. Die Gutmüthigkeit des weiblichen Geschlechts ist dann für diese Weiber eher eine Gelegenheit zu ihrem Falle, als eine Schutzwehr ihrer Tugend. Jene weibliche Eigenschaft reitzt zwar nicht gradezu das Verlangen des Mannes zur Sinnlichkeit; aber sie macht ihm doch Muth da, wo er furchtsam seyn sollte, und ist dieser in ihm einmal erwacht; so wird er sich leicht vergessen können, sobald die Freundinn ihm selbst auf dem halben Wege entgegenkam.

Die Schwächen des menschlichen Herzens, und selbst manche Fehler gröſserer Art verdienen sehr oft Verzeihung und erhalten sie auch wirklich, wenn der Grund und Boden des Gemüths nicht verdorben, sondern nur durch eine schiefe Erziehung, schlechte Beispiele und den Ton des Zeitalters etwas verwildert war. Ist der Charakter des Weibes von Natur bieder und gut, behält er unter dem Einflusse so vieler Verführungen, und Verführungskünste doch immer noch eine gewisse Gradheit und sittliche Ordnungsliebe; so werden in veränderten Lagen und Umständen seine edlern Grundzüge immer wieder zum Vorschein kommen, und gleichsam ihre ältern Rechte auf das weibliche Herz behaupten. Dieſs ist die Ursache, warum diese gutmüthigern Coquetten uns gemeiniglich, selbst bei einer mindern Schönheit, mehr und länger, als jene schlauern Creaturen, fesseln, die zu unserer Eroberung alle Künste der Buhlerei aufgebothen hatten, und auf ihre Siege so stolz waren; — die Ursache, warum die erstern endlich oft noch gute und redliche Ehefrauen werden, wenn die letztern lebenslang die Geiſseln ihrer unglücklichen Männer bleiben. *) Die weibliche Gutmü-

---

*) Boileau schildert in seiner Satyre gegen das schöne Geschlecht, deren Ursprung Helvetius einem sehr sonderbaren — Zufalle zuschreibt, diese coquetten Weiber ganz vortrefflich:

Hormis toi, tout, chez toi, rencontre un doux accueil:
L'un est payé d'un mot, et l'autre d'un coup-d'oeil.
Ce n'est que pour toi seul qu'elle est fière et chagrine;
Aux autres elle est douce, agréable, badine:
C'est pour eux qu'elle étale et l'or et le brocard;
Que chez toi se prodigue et le rouge et le fard.
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Alors tu peux entrer: mais sage en sa présence,
Ne va pas murmurer de sa folle dépense.

thigkeit ist mit der weiblichen Liebe zu nahe verschwistert, als daſs sie nicht das Glück der letztern befördern helfen sollte, dahingegen die Coquette von Profession, und einem fehlerhaften Gemüthe nie einen Mann glücklich machen wird, weil sie nimmer mit einem Manne zufrieden ist, sich nie an das Herz eines Einzigen anschlieſsen kann. — Jene wählte aus Liebe, oder gewann doch hinterher den Gatten lieb, der ihr Anfangs gleichgültig zu seyn schien. Diese wählte aus List und unredlicher Absicht, um ihr regelloses Leben hinter dem Schirm des Ehestandes zu ver-

D'abord, l'argent en main, paie et vite et
comptant.
Mais non: fais mine un peu d'en être
mécontent,
Pour la voir aussi-tôt, de douleur oppressée,
Déplorer sa vertu si mal récompensée. u. s. w.

Doch man muſs diese ganze vortreffliche Satyre lesen, wenn man den feinen Menschenbeobachter und Sittenrichter näher kennen lernen will.

bergen, oder durch das Geld und Ansehen des Mannes noch mehrere Eroberungen zu machen, oder aus Noth, um keine alte Jungfer zu werden. — Uebrigens bleibt Alles nachher, so wie es vorher war, sobald es die Umstände nur einigermaſsen erlauben. Die Coquetterie ist dem eiteln Weibe nun einmal zur andern Natur geworden. Sie wird ohne diese Beschäftigung nicht leben können, und nicht leben wollen. Sie wird ihre Eroberungskünste fortsetzen, wenn sie sich auch des Mannes keinesweges schämen darf, der sie zum Altar führte, — sie wird noch mit Andern coquettiren, wenn sie selbst Liebe und Zärtlichkeit für ihren Gatten empfinden sollte.

Der Ehemann ist und bleibt in ihren Augen doch immer noch ein ganz anderes Ding, als der Anbeter. Genau genommen, ist er nur die Nebenperson des Schauspiels, — oder wohl gar nur einer, der eine stumme Rolle dabei spielen muſs. Der Anbeter hat einen höhern Rang. Er ist kriechend, demüthig, gehorsam, der Ehemann ist es nicht. Mit den Anbetern kann sie wechseln, mit dem Ehemanne geht dieſs nicht an, — wenigstens nicht leicht. Der Anbeter kennt die moralischen und körperlichen Gebrechen seiner Göttinn nicht, oder doch nicht so genau, als der Mann. Dieser hat alle ihre Reize genossen, jener nicht, wenigstens nicht auf einem gebothenen, sondern verbothenen Wege. Dieser trotzt und gebiethet, der Anbeter bittet und schmeichelt. Alle diese Dinge bestimmen die Denkungsart der Coquette auf die ganze Epoche ihres Lebens hinaus, so lange sie noch gefallen kann, und so lange die weibliche Liebe sich nicht mit ins Spiel mischt; aber eben diese Dinge verwandeln auch für hundert coquettirende Weiber den Ehestand in eine Art von Hölle, worin sie keinen Augenblick Ruhe haben, und sich an dem Stande selbst durch ihre Ausschweifungen gleichsam zu rächen suchen. Wenn sie vorher noch die Unschuld der Sitten beobachtet hatten; so werden sie nun, gegen den Ehestand selbst aufgebracht, ihre Freiheit in Frechheit ausarten lassen, und ihre Siege auf die Art zu zählen anfangen, wie sie von den Weibern im Herodot gezählt wurden. (S. das vierte Buch des griechischen Geschichtsschreibers.)

Der groſse Sittenmahler La Bruyere hat nach meiner Meinung den Unterschied zwischen jenen beiden Arten der Coquetterie sehr richtig angegeben. „Eine galante Frau, sagt er S. 182, seiner Abhandlung über die Weiber, verlangt wirklich geliebt zu werden, eine Coquette hingegen ist schon damit zufrieden, wenn man sie liebenswürdig und schön findet. Jene sucht die Herzen zu gewinnen; diese begnügt sich damit, zu gefallen. *) Die erste geht nach und

---

*) Der Prediger von Bergefeld übersetzt das Wort

nach von einem Herzensverständniſs zum andern über, die zweite treibt ihr Wesen mit mehrern Männern zugleich. Die eine wird von ihrer Leidenschaft und ihrer Sinnlichkeit, die andere von Eitelkeit und Leichtsinn beherrscht. Die Galanterie ist eine Schwäche des Herzens, oder vielleicht auch ein Fehler des Temperaments, die Coquetterie hingegen ist eine Unordnung des Verstandes. Die galante Frau setzt sich in Achtung, die Coquette macht sich verhaſst. Verbindet man beide Charaktere zusammen; so entstehet daraus ein dritter, welcher der schlimmste von allen ist, und, zum Beispiel, der Messaline eigen war.“ — Der Vortheil liegt mithin, wenn es auf Entschuldigung und

Coquetterie durch Reitzsucht, weil die Coquette nicht sowohl zu gefallen, als zu reitzen suche. Dieser Gedanke ist nicht psychologisch richtig; wie wird die Coquette uns reitzen können, wenn sie uns nicht zu gefallen sucht?

Nachsicht ankommt, mehr auf der Seite des galanten, als des coquetten Weibes, weil diese ein ehrliches Gefühl nur affectirt, was jener wirklich im Busen glühet, weil nicht die galante Frau, sondern die Coquette das Herz der Männer täuscht, nicht jene, sondern diese, ein unehrliches Spiel mit unserm Zutrauen treibt. Die schuldlose Coquetterie der Liebe ist daher, wenn sie sich nur auf ein männliches Herz bezieht, eben so wenig, als die Liebe selbst, zu verdammen. Sie ist das unausbleibliche Kind der leztern, und wird von den Männern, sobald sie nicht in eine lächerliche Empfindelei ausartet, sehr geschätzt. Sie fesselt unser Herz, ohne uns zu einem Verbrechen zu verführen; sie macht uns sogar vorsichtig und getreu, und geht von keinem unreinen Verlangen zur Sinnlichkeit aus. Sie kann die Sprache und das Kleid der unbefleckteſten, weiblichen Unschuld seyn. Aber ihre unnatürliche, in Sünden empfangene und geborene Schwester, — die — Buhlerei der Weiber im eigentlichen Sinne des Worts, ist ein desto rasenderes und fürchterlicheres Ungeheuer der menschlichen Gesellschaft. Sie hüllt sich in alle Gestalten, sie füllt ihre Becher mit allen Arten des Giftes, und hat ihre zahlreichen Tempel nicht nur unter dem Pöbel, sondern auch in allen gebildeten und verfeinerten Ständen. La Bruyere hat diese schreckliche Charakterseite coquetter Weiber nicht schrecklich genug geschildert, ob er sie gleich genau kannte. Ihre Absichten zielen auf die Vernichtung unserer männlichen Festigkeit, und auf den Umsturz unserer liebenswürdigsten Tugenden. Sie erzwingt unsere Liebe durch die Kunst einer zweideutigen Schamlosigkeit, ohne unser Herz zu befriedigen. Weiber dieser Art zerstören die Ordnung unseres Geistes und unserer Moralität, um desto tyrannischer über unsern Körper herrschen zu können. Sie machen die weisesten Männer zu Narren, indem sie ihre weibliche Schönheit zu unserer Verblendung miſsbrauchen, und, anstatt unsern Begierden Einhalt zu thun, neue Flammen für sie erfinden, oder erkünsteln. Nichts in der Welt kann für uns gefährlicher werden, als Coquetten dieser Art. Sie haben, leider! die Männer von ihren schwächsten Seiten kennen gelernt. Sie empfinden keine Achtung für uns, nachdem wir bloſs die Sclaven ihrer niedern Sinnlichkeit geworden sind. Sie schicken uns muthwillig und mit Hohngelächter fort, wenn wir ausgelebt haben; — und wenn sie selbst zu verwelken anfangen, dienen sie jüngern Frauenzimmern mit ihren Kenntnissen und Erfahrungen. — Sie laden Andere ein, wenn wir ihrer Laune nicht mehr gefallen, oder unser Geld zu ihren Lastern nicht mehr zureichen will. Hat die Natur diesen Sirenen das Kleinod der Schönheit und weiblichen Anmuth verliehen; so sind sie noch verführerischer und unwiderstehlicher. Besitzen sie einen feurigen Verstand und, bei ihrer Schönheit ein böses mit der Larve der Unschuld umgebenes Herz; so giebt es keine männliche Tugend, die sie nicht überwinden könnten. —

Man könnte alle Coquetten in drei Classen theilen. In diejenigen, welche neben ihrem Gatten nur einen Liebhaber, einen sogenannten Hausfreund, oder in die, welche deren mehrere zu gleicher Zeit haben, oder in die, welche damit unablässig abwechseln. Die erste Gattung coquetter Weiber findet man überall, auch da, wo das Sittenverderbniſs des Zeitalters noch keinen hohen Grad erreicht hat, auch in solchen Ehen, wo zwischen Mann und Frau Liebe und Eintracht zu herrschen scheint. Das Recht, einen Hausfreund zu haben, so anmaſslich es auch immer seyn mag, lassen sich die Weiber nicht gern nehmen, und wir sind freigebig genug, ihnen oft ein solches zuzugestehen, da wir wohl wissen, daſs wir unsere Frauen zu unterhalten und zu beschäftigen nicht immer im Stande sind. Eine Coquette, welche nur einen Anbeter hat, macht überdieſs nicht immer so viel Aufſehen, als diejenige, welche um die Gunst vieler zu gleicher Zeit buhlt, mehr Kunst und List zur Behauptung ihres Postens, als jene, anwenden muſs, und ihren Mann von mehrern Seiten dem Gelächter des Publicums Preis giebt. Jene kann im Stillen ihre kleine Rolle spielen, und hat von keiner Seite etwas zu fürchten, wenn ihr Anbeter sich zum Freunde ihres Mannes zu machen gewuſst hat. Es giebt viele Ehemänner, der Cicisbeen in Italien und andern Ländern nicht zu gedenken, die einen solchen Haus- und Busenfreund sogar selbst bei ihren Weibern einführen, und als einen solchen behandelt wissen wollen; — entweder, weil sie von ihm keinen Miſsbrauch seiner Freundschaft fürchten, oder fürchten können, oder weil sie durch ein solches Spielzeug ihre Weiber von andern Ausschweifungen abzuhalten glauben, oder um ihren eigenen Liebschaften desto ungehinderter nachgehen zu können, obgleich, nach meiner Meinung, dieſs lezte Mittel das schlechteste von allen zur Aufrechthaltung des Hausfriedens bleibt. Ich möchte wahrlich für die Tugend desjenigen Eheweibes keine Sicherheit leisten, welcher von ihrem eigenen Manne aus einer solchen Absicht ein Anbeter gegeben, oder nur erlaubt wird. Die weibliche Empfindlichkeit und Rache wird bald Gleiches mit Gleichem vergelten, und zeigen, — wieviel sie von ihrem Manne selbst gelernt hatte. Tausend Ehen sind auf diesem schlüpfrigen Wege verunglückt, und in dieser Rücksicht mag es wohl wahr seyn, daſs viele sonst gutdenkende ehrliche Weiber von ihren eigenen Männern zum Laster abgerichtet wurden. Man findet diese unglückliche Erscheinung vornemlich in der groſsen Welt, wo solche Ausschweifungen durch den Müssiggang der höhern Stände, durch die verfeinerten Wollüste und die vielen erzwungenen Ehen befördert werden, und wo die Galanterie, — ein Wort, worunter sich die unsittlichsten Vergehungen verbergen lassen, zum bon Ton, und zu einem erlaubten Zeitvertreibe gehört.

Diejenigen Frauen, welche sich nur mit einem Hausfreunde und Anbeter begnügen, theilen sich wiederum in zwei Arten. Einige betrachten ihren Freund nur als Freund, und behandeln ihn auch so, Andere geben ihm den Rang des Ehemannes, und vielleicht die nemlichen — Freiheiten. Jenen ist es zum Bedürfniſs ihres Herzens und ihrer Geselligkeit geworden, auſser ihrem Gatten noch ein anderes männliches Wesen um sich zu haben, dem sie ihre geheimen Gedanken, Empfindungen und Wünsche mit Sicherheit anvertrauen, mit dem sie sich über die Angelegenheiten des Tages und der Familie unterhalten, und auf eine freundschaftliche Art sympathisiren können. Ihre Anhänglichkeit an uns ist zwar von einer etwas schwärmerischen, aber dabei sehr edeln Art; ihre Absicht und ihr Betragen zielt auf nichts Körperliches hin. Freundinn und Freund wollen sich miteinander gemeinschaftlich veredeln; ein Vorsatz, zu dessen Ausführung die Gattinn bei dem rohern Gatten vielleicht kein Gehör fand, und nicht finden konnte. Freundinn und Freund leben für einander durch Aehnlichkeit des Geistes und Herzens. Ihre Unschuld und Sittlichkeit bleibt dabei rein und unbescholten. Keiner wird den Andern verführen, weil beide durch die Achtung gemeinschaftlicher Tugenden, und durch gleichgestimmte Anlagen des Denkens und Empfindens miteinander verbunden wurden. Sie werden sich zärtlich lieben, wenn der Unterschied der

Jahre es gestattet, sie werden untröstlich seyn, wenn der Tod sie voneinander scheidet.

Ob man dieſs von Seiten des Weibes eine Untreue der ehelichen Liebe nennen könne, — glaube ich nicht, wenn dieser Umgang seine ganze moralische Reinheit behielt, und den Pflichten gegen den Gatten nicht zum Nachtheil gereichte. Die Bedürfnisse des Geistes und Herzens sind von einer ganz eigenen Art, und bei gutgearteten Seelen stärker, regsamer und lebendiger, als die Bedürfnisse der Sinne. — Viele Weiber finden in ihren Männern grade das Gegentheil von dem, was sie suchten und wünschten; statt warmer und gefühlvoller Gefährten ihres Lebens, kalte Schwätzer und Sonderlinge, statt ehrlicher und liebevoller Offenheit des Charakters, einen versteckten, unbeugsamen und verschrobenen Sinn, statt häuslicher Geselligkeit, ein wildes, unbändiges, zu Ausschweifungen geneigtes, Wesen, statt reifer Klugheit und männlicher Urtheilskraft, eine flatterhafte, oder plumpe Denkweise, statt einer blühenden Gesundheit, einen ruinirten Körper nebst einer verwöhnten und närrischen Lebensart. Es ist nicht möglich, und wenn tausend feierliche Eide und priesterliche Einsegnungen das verständigere und gefühlvollere Weib mit einem solchen Manne verbunden hätten, daſs jene an diesem ein Behagen und Wohlgefallen finden konnte. Warum sie ihn wählte, warum sie in ihrer Wahl nicht vorsichtiger war, warum sie ihn sogar aus Liebe wählen konnte, dieſs können wir hier nicht untersuchen. Genug, daſs es für ein gebildetes, sanftes und tugendhaftes Weib eine Art von Höllenqual seyn muſs, mit einem ungebildeten, trotzigen und lasterhaften Manne zusammen zu leben, — und wer wird sie verdammen, wenn ihr unschuldiges und zärtliches Herz Nahrung für Geist und Freundschaft in dem Umgange eines edlern und liebenswürdigern Mannes sucht? Der freigeschaffene Sinn des Menschen erkennt auch hier keine andern Gesetze, als die, welche sein inneres Glück befördern, und unsern Durst nach Wahrheit und Mitgefühl stillen.

Diejenigen Coquetten, welche ihrem Anbeter, den sie sich auf immer gewählt haben, unerlaubte Rechte zugestehen, sind gemeiniglich junge feurige Weiber, die aus Geitz, oder Stolz — oder aus andern Gründen einen angesehenen, aber bereits schon verwelkten oder verwelkenden Mann heiratheten, oder dem sie durch Familienkuppeleien die Hand geben muſsten. Solche alte Männer sind überdieſs schon nicht immer die schamhaftesten und vorsichtigsten. Sie begehen oft den groſsen Unsinn, ihren jungen Weibern *mehr* zu entdecken und anzuvertrauen, als es nöthig ist, und erregen dadurch in ihnen nach und nach ein Verlangen der Liebe, das sie gleich vom Anfang an durch männliche Klugheit hätten unterdrücken, oder verhüten sollen. Sie gehen oft noch weiter, und verderben durch ihren eigenen den jungen Frauen mitgetheilten Unterricht in den Künsten der Buhlerei — Alles. Nichts ist daher gewöhnlicher, als daſs solche junge Weiber, wenn sie auch Anfangs nicht lasterhaft waren, sehr bald einen freundlichern und anlockendern Liebhaber, als ihren mürrischen und abgelebten Gatten aufzusuchen pflegen, und diesen von nun an beständig auf die Seite schieben. Der alte Eheherr ist nicht mehr zu retten, und wenn er die Augen des Argus besäſse. Er konnte sein Schicksal vorher berechnen; er rechnete falsch, und wird das Gelächter des Publicums. Diejenigen coquetten Weiber aber, die bei einem jungen liebenswürdigen Ehegatten dennoch Ausschweifungen begehen, ungeachtet sie diesem nicht abgeneigt waren, scheinen mir etwas Unerklärbares in ihrem Charakter zu haben, oder zu den höchst sinnlichen Frauen dieser Art zu gehören. Ihre ungesittete Laune sucht Abwechselungen und Liebeshändel, ohne daſs sie sich die Raserei der Leidenschaft selbst erklären kann. — Wir sind überhaupt nicht immer im Stande, die Grade und Ursachen, warum ein Mann diesem und jenem Frauenzimmer besser, als Andern gefällt, — genau abzumessen, da die Weiber auch hier sehr oft nach dunkeln Gefühlen handeln, und ihre eigene Sehkraft haben. Sie selbst sind hierin unter sich nicht immer einig, und die Urtheile ihres Geschmacks weichen oft so sehr in diesem Stück voneinander ab, daſs man nicht weiſs, was man davon denken soll. Die schönsten Männer gefallen ihnen oft am wenigsten. Sie sehen mehr auf blühende Gesundheit und männliche Stärke. Diese ist in allen Zeiten von ihnen für etwas Achtungswertheres, als männliche Schönheit, gehalten worden, — — vielleicht, weil uns die Schönheit in ihren Augen fade und weibisch macht, und weil sie dann weniger auf die Festigkeit unseres Charakters, und unserer Liebe rechnen können, vielleicht auch aus andern Ursachen. —

Es ist vorauszusehen, daſs ein Frauenzimmer, welches schon vor dem Ehestande ihrem Geliebten einen zu freien Umgang gestattete, diese Verbindung bei der Wahl eines andern Mannes fortsetzen wird, sobald es die Umstände erlauben. Die erste Liebe behauptet in den Herzen der Männer und Weiber oft mit einer sonderbaren Gewalt, und mit einer überraschenden Wärme des Gefühls noch nach vielen Jahren ihre ältern Rechte, und ist nicht selten stark genug, die freundschaftlichsten, aber zweiten Herzensverbindungen wieder zu vernichten. Man kann sich daher über die Blindheit und Unvorsichtigkeit gewisser Ehemänner nicht genug wundern, welche ihren coquetten Weibern den Umgang mit ihren ältern Liebhabern, ohne Schwierigkeit, erlauben, und den Eid der weiblichen Treue auch alsdann noch für die beste Schutzwehr der weiblichen Tugend halten. Die Untreue kostet einem solchen Weibe, die den groſsen Schritt über die Grenze der Keuschheit hinaus schon vor der Ehe, und zur Befriedigung ihrer Liebhaber gethan hatte, soviel, wie nichts, wenn sie nachher einen andern Mann heirathen muſste. Wie läſst sich eine Vertraulichkeit wieder aufheben, die einmal so weit gegangen war, und wobei nichts mehr zu verheimlichen übrig blieb? La Bruyere bemerkt sehr richtig, „daſs einem alten Liebhaber bei der Person, der er sich ergeben hat, oft nichts, als der Name eines Ehemannes fehle, und daſs dieser Umstand selbst ein groſser Vortheil für ihn sey.“ — Der alte Liebhaber hat die zärtlichen Schwächen des Weibes früher kennen gelernt, er hatte die Erstlinge ihrer

Liebe genossen. Dieſs wird ihm lebenslang einen Platz in dem Herzen der ihm entrissenen Geliebten zusichern, dieſs wird ein fortgehendes geheimes Verständniſs der beiderseitigen Gemüther erhalten, wenn sie auch durch Länder und Meere voneinander getrennt seyn sollten. Ich gebe es gern zu, daſs beide ihre begangenen Schwächen hinterher einsehen, und zur Reinigkeit der Tugend wieder zurückkehren können; allein ich gebe es nur so lange zu, — so lange, auch beim endlichen Wiedersehen, ihre Liebe die angenommene Kälte behält. Ein einziger Augenblick, eine einzige innige Zurückerinnerung an die verflossenen Stunden der Liebe kann alle gute Vorsätze wieder vernichten, wenn sich die Geliebten allein befänden, und einer, oder der andere mit seinem Ehestande nicht ganz zufrieden ist; — denn sie haben sich von alten Zeiten her nichts mehr zu verbergen.

Diejenigen coquetten Weiber, die sich gleichsam einen Harem von Männern halten, und mit diesen so leicht, wie mit ihren Kleidern, wechseln, sind so tief gesunken, daſs ich ihre Schilderung nicht unternehmen mag, ob sie gleich oft in den höhern Ständen leben, und Millionen auf ihren Unterhalt gewandt werden. Die Messalinen der vorigen Jahrhunderte sind noch nicht ausgestorben; aber man giebt sich nicht die Mühe, ihre Laster in Schriften zu verewigen. Meine Leser werden daher vielleicht zufriedener mit mir seyn, wenn ich ihnen noch einige Bemerkungen über das Benehmen der Coquetten überhaupt gegen ihre Ehemänner und Freunde, und über die Kunst ihrer Eroberungssucht, so viel ich sie bemerken konnte, mitzutheilen suche. Ich darf nicht fürchten, die Schleier, welche diese Weiber um ihre Handlungen geworfen haben, zu hoch aufzuheben, da sie dieſs selbst zu thun pflegen, und uns durch ihre Coquetterie selbst Blicke in ihr Herz thun lassen, die sie wohl nicht immer vorausgesehen hatten. Indem sie uns dasselbe verstecken wollen, zeigen sie uns gemeiniglich alle seine Gebrechen und Falten. Wir würden die Weiber in der That nicht so genau kennen, wenn sie uns durch ihre Buhlerei aller Art nicht so aufmerksam auf das Innere ihres Charakters machten, und uns dadurch nicht Geheimnisse verriethen, welche die weibliche Schamhaftigkeit so gern verhüllen möchte.

Ich breche hier ab, um zur Abwechselung und Vorbereitung aufs Folgende, eine neuerliche Begebenheit aus dem ehelichen Leben zu erzählen, die ich buchstäblich aus dem Bericht eines Wahrheitliebenden Mannes genommen habe, und die als ein neuer Beweis von der tiefen Verstellungskunst, und der damit verbundenen Geistesfassung coquetter Weiber angesehen werden kann, wenn sie auch bei ihren Betrügereien selbst ertappt werden. „Warum heirathen Sie nicht; fragte einer jenen angesehenen Mann, da Ihnen der Himmel ein so beträchtliches Vermögen, einen so anständigen Rang in der menschlichen Gesellschaft, und einen so riesenstarken Körper gegeben hat?“ — „Darum nicht, war die Antwort, weil ich über die Jahre der Liebe hinaus bin, und, — wenn ich auch jünger wäre, — darum nicht, weil mich das Unglück, und die blinde Liebe einer meiner edelsten Freunde auf immer vom Heirathen abgeschreckt hat. Nichts geht, so fuhr er mit einem niedergeschlagenen Blick fort, über die Kunst und Verschlagenheit coquetter Weiber, — uns Männer bei offenen Augen hinter das Licht zu führen, und sich bei allen, selbst erwiesenen, Flecken ihrer Unschuld als Heldinnen der Tugend aufzustellen. Je mehr Verstand sie haben, je mehr üben sie sich in den Methoden, uns zu überlisten, und durch eine künstlich veranlaſste Erweichung unseres Gefühls unsern Verstand selbst gefangen zu nehmen. Sie verstehen es in jenen kritischen Lagen sehr gut, in einer Minute mehrere Rollen zu spielen, und mehr, als einen hellsehenden Mann zu täuschen. Sie fassen sich dann mit einer Schnelligkeit und Klugheit, die wir in ähnlichen Fällen nie erreichen würden, — und lösen den Knoten der Verwickelung oft alsdann grade am leichtesten auf, wenn er nicht verwickelter seyn konnte. Unsere Neugierde, diese Geschichte seines Freundes zu hören, war natürlicherweise sehr gespannt. Wir baten ihn um die Mittheilung derselben, wenn es die Delicatesse der Freundschaft erlaubte, und er weigerte sich nicht, uns den Vorfall folgender Gestalt, jedoch ohne Benennung des Orts und der Personen, zu erzählen.

„Mein Freund, hub er an, ist ein Mann, dem die Natur einen festen, schöngebaueten Körper, und viele liebenswürdige Anlagen des Geistes und Herzens geschenkt hatte. Er gehörte zu denjenigen vorzüglichen Männern, die nicht nur ein weibliches Herz leicht erobern, sondern auch glücklich machen können, und in deren Umgange man sich immer heiter und glücklich fühlt. Vor mehrern Jahren heirathete er ein junges, liebreizendes und sehr gebildetes Weib. Keine Familienpolitik, keine Familiencabale hatte das junge Paar zusammengeführt; sie wählten sich beide aus der feurigsten Gegenliebe, und aus einer zärtlichen Gleichstimmung ihres Charakters. Es waren die glücklichsten Menschen, die ich jemals gekannt habe. Der Himmel schenkte ihnen, bei einem reichlichen Auskommen, ein Paar Kinder, die gesund und schön, wie die Eltern, waren. Jahre kamen, und Jahre vergingen, ohne daſs dieses beneidenswerthe, häusliche Glück nur ein einzigesmal unterbrochen wurde. Ich überraschte bisweilen meinen Freund und meine Freundinn bei ihren zärtlichen und unschuldigen Liebkosungen, und ihre Liebe schien noch alles Feuer, alle Herzlichkeit des ersten Jahres der Ehe zu haben. Kein Wortwechsel, kein Miſslaut wurde in diesem Tempel des Friedens gehört, keiner der ein- und ausgehenden Freunde hatte je eine trübe Falte auf der Stirn der jungen Eheleute bemerken können. — Wenn zwei Seelen sich in eine einzige zu verwandeln fähig sind; so war dieſs hier der Fall, und so lebten sie bis zum zehnten Jahre ihrer Ehe, als auf einmal einer von den jüngern Hausfreunden die Aufmerksamkeit des jungen Weibes, mehr als gewöhnlich, zu beschäftigen anfing."

„Da die Ehemänner, welche ihre Frauen zärtlich lieben, gemeiniglich die Letzten sind, welche die groſsen und kleinen Schwächen derselben kennen lernen;

so entging auch dem sonst so hellen Auge meines Freundes jeder unvorsichtige Schritt seiner für einen andern Mann eingenommenen Gattinn. Eigentlich konnte er auch nichts bemerken, da sie zu schlau, und er zu gutmüthig war, und da sie in ihren vorigen Liebkosungen noch dann fortfuhr, noch dann eine feurige Liebe gegen ihn affectirte, als sie schon lange ihre eheliche Treue gebrochen hatte. — Endlich wagten es einige seiner Freunde, ihn auf eine feine und leise Art zu warnen. Er verstand sie nicht. Die Bemerkungen derselben über den wandelbaren Sinn der weiblichen Liebe glitschten vor seinem Ohr ohne alle Wirkung vorüber. Wir machten ihn auf allerlei Erscheinungen in seinem Hauswesen, die mit des Weibes Liebeshändeln zusammenhingen, auf ihre Correspondenz, auf gewisse Gänge des Kammermädchens, und vornemlich auf die langen Abendpromenaden seiner Gattinn in einem scherzendem Tone aufmerksam; allein er lachte uns aus, und flog in die Arme der verstellten trügerischen Liebe zurück." —

„So konnte die Lage der Dinge nicht bleiben. Es that uns weh, daſs ein so verdienstvoller und liebenswürdiger Mann, ein so zärtlicher und treuer Gatte, und einer unserer edelsten Freunde und Nachbarn von seinem buhlerischen Eheweibe länger hintergangen, und zum Gelächter des Publicums werden sollte. Ich wurde daher ausersehen, ihm im Namen aller seiner Freunde, die Untreue seines Weibes, von der wir unwiderlegbare Beweise in unsern Händen hatten, — grade heraus, und ohne alle weitere Umstände aufzudecken, und ich that es auf eine Art, die ihm nichts weniger, als gegen mich, aufbringen konnte, und von der ich mir den besten Erfolg versprach. Allein ich hatte mich sehr betrogen. „Diese schändliche Beleidigung meines edeln Weibes, rief er wüthend aus, muſs schrecklich gerochen werden; sie wird dir, boshaften, niederträchtigen Verleumder das Leben kosten. Ihr seyd meine Freunde nicht mehr! Wer mein Weib beschimpft, raubt mir meine eigene Ehre, und die werde ich vertheidigen, so lange noch ein Puls in mir schlägt!" Hier zog er seinen Degen, und ich muſste mich vertheidigen. Es wäre ihm in diesem Augenblick ein Leichtes gewesen, seinen alten Freund zu ermorden. Wir sanken endlich beide verwundet zur Erde, und wurden von unsern herbeieilenden Kameraden auseinander gerissen."

„Da wir die Blindheit dieses Mannes auf keine Weise heilen konnten, so vermieden wir lange Zeit seinen Umgang, und überlieſsen ihn seinem Schicksal, doch so, daſs wir die fatale Duellgeschichte vor dem Publicum gefliſsentlich zu verbergen suchten. Wie er damals die Ursache seiner Wunden seiner Frau erklärt haben möchte, wuſsten wir nicht, genug, er hatte ihr die Gelegenheit zum Zweikampf verschwiegen, und suchte bald auf eigenen Antrieb die alten Freunde wieder, die er so blindlings von sich geſtoſsen hatte. In der That schien denn doch die ganze Begebenheit einen miſstrauischen Eindruck gegen die Liebe seiner Gattinn auf ihn gemacht zu haben. Er bat mich wegen seiner Hitze um Verzeihung, und wünschte, daſs von der ganzen Geschichte nicht weiter gesprochen werden möchte. Uebrigens blieb es mit der äuſsern Zärtlichkeit und Herzlichkeit der beiden Eheleute ganz auf dem alten Fuſs, — und unsere Warnungen fingen von neuem an."

„Dieſsmal hörte er uns ruhiger, als vorher, an; erklärte aber doch immer noch mit einer unbegreiflichen Zuversicht, daſs er sich durch nichts in der Welt in dem Glauben an die Tugend seiner Gattinn werde irre machen lassen, bis er sie gelegentlich in ihrer Untreue ertappen würde, — er selbst wolle sich aber wohl hüten, diese, seine Frau entehrenden, Beobachtungen geflissentlich anzustellen. Wer Muth unter euch hat, sagte er mit einer triumphirenden Stimme, die immer noch seine hohe Meinung von der Treue seiner Gattinn anzuzeigen schien, der führe mich hin, und zeige mir das Weib in den Armen des Lasters, — doch so, daſs ich nie bemerkt werde, — so, daſs meine Frau selbst nie einen Verdacht auf meine Liebe werfen kann!“

„Diese Forderung war freilich von einer ganz eigenen Art, und so sonderbar, daſs keiner unter uns sich geneigt fühlte, sie zu erfüllen. Die Materie war zu delicat, und die Folgen konnten schrecklich werden, da bei der Ausführung so viel unvorhergesehene Dinge eintreten, und so viel stürmische Leidenschaften auf einmal von allen Seiten erwachen konnten, ob wir gleich von dem weibischen Günstlinge der Ehebrecherinn selbst nichts zu fürchten hätten. Unser Weigern vermehrte aber nur die Spöttereien des Ehemannes über unsere Leichtgläubigkeit. Er hielt uns wenigstens für Betrogene, die sich durch den bloſsen Schein, und durch das Blendwerk eines kleinlichen und unmännlichen Miſstrauens, oder wohl gar durch elende Weiberklatschereien täuschen lieſsen. Aber nicht er, sondern wir, wuſsten es gewiſs, daſs seine Gattinn in gewissen sichern Stunden mit ihrem Liebhaber bald in diesem, bald in jenem Gartenhause seines Parks zusammenkam, und daſs diese romantischen Schlupfwinkel der Galanterie nichts weniger, als der himmlischen Liebe, gewidmet waren. Die Neugierde eines kleinen Bauermädchens hatte Alles durch einen gewissen Umstand entdeckt, den ich nicht erzählen mag."

„Als wir einstmals gegen Abend wieder zusammengekommen waren, trat unser gekrönter Freund mit einer ungewöhnlich finstern Stirn in das Zimmer. Er hatte diesen Abend mit seiner Frau, wegen einer morgenden gottesdienstlichen Handlung, in stiller Eingezogenheit zubringen wollen, als sie von einer Freundinn zum Besuch einer Kranken abgerufen wurde. Nach ein Paar Stunden, sagte die Heuchlerinn zu ihrem Manne, bin ich wieder in deinen Armen, drückte einen herzlichen Kuſs auf seine Lippen, und eilte davon. Allein Alles dieſs war eine bloſse Intrigue. Wir wuſsten es sehr gut, daſs die Kranke nicht — krank, — daſs jene Freundinn die Vertraute des verliebten Einverständnisses war, und daſs die jungen Leute diesen Abend in der entferntern Einsiedlerhütte zusammenkommen würden.“

„Wir äuſserten dem jungen Ehemanne unsern Verdacht wegen des Krankenbesuchs, wir schienen sehr kalt und bedenklich, wir antworteten nur wenig auf seine unruhigen Fragen. Alles dieſs machte ihn heute weicher und aufmerksamer, als jemals. „Guter Gott, sollte es wahr seyn, rief er dieſsmal mit einer unbeschreiblichen Wehmuth des Gefühls aus, — daſs in diesem Engel von Weibe die Sünde wohnen könnte!“ und helle Thränen quollen aus seinen Augen. Wir beobachteten immer noch unser feierliches und bedenkliches Stillschweigen, und er schien in unsern Augen den Gedanken zu lesen: diesen Menschen muſs man auf immer seiner Unwissenheit und Blindheit überlassen. Jetzt schwieg er einige Minuten ganz still. Seine Wangen glüheten, seine Lippen bebten, sein ganzes Gesicht verkündete den Sturm, der in seiner Seele wüthete. „Nein! nein! es ist nicht möglich, schrie er nun wieder laut auf. Die schönste und wohlthätigste aller guten Leidenschaften, die Liebe des Weibes, kann mit der Ehrlichkeit und Treue des Mannes kein solches teufelisches Elendwerk treiben! — Und doch seyd ihr rechtschaffene und kluge Männer, die ich noch nie auf einer Unwahrheit ertappt habe, die mich in den verwickeltsten Lagen meines Lebens auf die gütigste Art leiteten, und vielleicht nie, als durch — die Aufdekkung eines der schrecklichsten Geheimnisse, gegen mich fehlten. O meine Brüder! so rief er, als er sich mit männlichem Ungestüm, aber auch mit männlichem Zutrauen um unsern Hals schlang, — rettet, rettet mich aus der allerfürchterlichsten Lage des Gemüths, aus den Höllenqualen der Ungewifsheit in Absicht meines guten, meines — ungetreuen Weibes.“

„Die bange Stimme, mit welcher er diese Worte aussprach, die kummervolle Miene seines sonst so heitern und biedern Gesichts, die heifsen Thränen, die er auf unsere Wangen weinte, drangen uns durch

Mark und Bein. Unser Herz blutete mit dem Seinigen, wir fühlten mit ihm die Gröſse der erlittenen Beleidigung, und des weiblichen Undanks, und nun wagten wir es, in dieser Erbitterung gegen die Ehebrecherinn, ihn selbst zur Grotte des Socrates zu führen, wohin sich das verliebte Paar versteckt hatte. Auf dem schrecklichen Wege dahin muſste er uns aber doch Ruhe und Gesetztheit versprechen, um nicht mehr zu sehen und zu hören, als zu sehen und zu hören war. Wir nahmen ihm seinen Stock und Degen, und wollten uns nun entfernen. Allein er zwang uns, ihn in dieser bedenklichen Lage nicht zu verlassen. Wir gingen mit bis zur Pforte des Socrates. Er riſs sie auf, und alle Beweise der — Untreue seines Weibes lagen in einer Gruppe vor seinen Augen, die keiner Schilderung bedarf. Jetzt stürtzte er mit wüthiger Geberde auf das lasterhafte Weib hinzu, während ihr elender Verführer entsprang. Wir alle glüheten vor Zorn; aber wieviel würden wir nicht darum gegeben haben, wenn wir diesen Gang nicht gemacht hätten. — Die Scham über uns selbst brachte uns zur Besonnenheit, um den ergrimmten Ehemann von seinen schamlosen Weibe hinwegzureiſsen, und seine Hände durch die unsrigen zu binden."

„Frech und muthig erhob sich jetzt die verschmitzte Creatur von ihrem Lager mit allen Fackeln eines von beleidigtem Ehrgeitz glühenden Auges. Fort mit euch, niederträchtige Spione meines guten verblendeten Mannes! rief sie mit einer Stimme aus, welcher sie den festen und ernsthaften Ton der Unschuld zu geben wuſste; ihr seyd viel zu klein, und unwichtig in meinen Augen, als daſs durch euch, elende Menschen, auch nur der kleinste Faden in dem Bande unserer ehelichen Liebe zerrissen werden könnte. Es war der Freund meines Mannes, der in seiner

Zärtlichkeit gegen mich, aber wider meinen — Willen, vielleicht etwas zu weit ging; ich werde ihn diesen Schritt nie vergeben; allein ihr Narren wollet Dinge gesehen haben, die nicht geschehen sind, und die ich euch, wenn ich ein lasterhaftes Weib wäre, gewiſs zu verbergen verstanden haben würde. Tretet her, und sagt mir es mit aller Frechheit der Verleumdung ins Gesicht, daſs ich eine Ehebrecherinn sey; aber wisset, daſs ich meine Ehre mit meinem Leben zu erkaufen entschlossen bin; daſs es niederträchtig und gottlos ist, in die Tugend eines redlichen Eheweibes auch nur den entferntesten Zweifel zu setzen, und daſs ich, kraft meiner Unschuld, Alles, was ihr gesehen haben wollet, läugnen kann, und ewig läugnen würde, wenn mich auch tausend Augen auf dieser Stelle überrascht hätten!"

„Wir sahen uns einander insgesammt voll Betäubung und Erstaunen über die Keckheit eines Weibes an, die bei ihrem Verbrechen ertappt worden war, und bei aller Klarheit desselben dennoch unsere Augen für völlig blind erklärte. Diese Wendung der Geschichte hatten wir nicht erwartet, und deſswegen kam sie uns nun beinahe selbst wie ein Traum vor. Keiner von uns konnte ein Wort vorbringen, wir ertrugen alle jene Beschimpfungen mit Geduld, wir schienen selbst an dem Vorfall zu zweifeln. Die stürmische und trotzige Beredsamkeit der Buhlerinn, verbunden mit ihrer körperlichen Schönheit, hatte uns aus aller Fassung gebracht, — während ihr eigener Mann mit wehmüthigem Ernst vor ihr stand, und über das Vergangene so ungewiſs, als wir, zu seyn schien. „Weib, rief er endlich aus, du weiſst, daſs ich gesunde Augen habe, — daſs ich dich so zärtlich liebte, daſs ich mein Leben für dich hingegeben hätte, und nun — nun muſs ich die Schande erleben!" — Hier stürzte das verschlagene Weib mit dem kummervollsten Ausdruck der Verzweiflung, und sich in Thränen badend, um den Hals ihres Gatten, und erstickte seine Worte mit ihren Lippen. Er wollte sie von sich stossen, sie kroch auf den Knien zu ihm hin, und begann mit einer unbeschreiblich zärtlichen und einschmeichelnden Stimme: „Auch du, mein ewig geliebter Mann, auch du zweifelst an meiner Tugend? *) O,

---

*) Helvetius erzählt im zweiten Bande seiner Werke ein ähnliches Beispiel von weiblicher Keckheit. Ein Frauenzimmer, die er nicht genannt, war von ihrem Liebhaber in den Armen seines Nebenbuhlers ertappt worden. Quoi! sagte jener, vous poussez à ce point l'impudence. — Ah, perfide, erwiederte die verschlagene Schöne, je le vois, tu ne m'aimes plus; tu crois plus ce que tu vois, que ce que je te dis. Helvetius scheint diese Ausdrücke mehr einer Blindheit, als einer Ver-

möchte mich diesen Augenblick das Dunkel des Grabes auf ewig verschlingen, damit ich diesen fürchterlichsten aller Gedanken nie wieder denken darf! Der Himmel war der Zeuge meiner Unschuld, so wie er jetzt der Zeuge deines ungerechten Miſstrauens gegen mich ist. Deine elenden Freunde haben dich verblendet, — unsere innige bisherige Liebe hat ihren Neid rege gemacht, — vielleicht hätten sie mich selbst gern verführt; aber ich bin ihnen aus dem Wege gegangen. Mit ihnen hast du ein Gespenst gesehen, weil du es sehen wolltest. Hältst du mich für eine Verbrecherinn; so stoſs ein Weib von dir, daſs dich dennoch, und selbst in dem von dir bereiteten Elende innig lieben wird; - aber vergiſs auch nicht, daſs dir die Götter zur

---

schlagenheit der Leidenschaften zuzuschreiben. Allein, wenn dieſs keine Satyre seyn soll; so hat er sich gewiſs in seiner Dame nicht wenig geirrt. —

Strafe ein Weib geben können, die das Verbrechen wirklich begeht, welches ich nur dem äuſsern Anschein nach begangen habe!" Hier sank sie, wie von tausend Lasten niedergedrückt und wimmernd, auf die Erde. Ach, Vergebung! Vergebung! stammelte sie, gleich einer Sterbenden, auch nur für diesen einzigen gegebenen Anschein meiner nicht geschehenen Sünde, — guter und groſser Mann, nur einen Kuſs, nur einen Blick der Vergebung, damit ich ruhig aus der Welt gehen kann. Und der Mann? — Vergab ihr nicht allein; sondern sah sich endlich sogar genöthigt, die Verbrecherinn wegen seines Miſstrauens in Gegenwart aller seiner Freunde, und mit diesen zugleich um — Verzeihung zu bitten." —

FORTSETZUNG DES VORIGEN ABSCHNITTS.

Frühe Verführung der Mädchen zur Coquetterie durch ihre eigenen Mütter. — Verwelkende Coquetten, die junge Männer, aufblühende, die alte Männer zu fesseln suchen. — Betragen coquetter Weiber im Ehestande gegen ihre einfältigen und hellsehenden, gegen ihre ehrgeitzigen, sinnlichen, habsüchtigen und phlegmatischen Ehemänner. — Erlaubte Coquetterie. — Coquetterie der Natur und Kunst.

Wenn man bedenkt, daſs die Neigung des andern Geschlechts, das unsrige zu besiegen, eine ganz natürliche Anlage seines Charakters ist; so darf man sich nicht wundern, daſs oft ganz junge Mädchen ihre Coquetterie schon mit einer Kunst und Geläufigkeit zu gebrauchen wissen, als ob sie dieselbe schon viele Jahre lang genau studiert hätten. Indessen bleibt dieſs doch immer noch eine sonderbare Erscheinung, wenn man sie auch nur als einen Instinkt der weiblichen Natur betrachten wollte. Wer kennt nicht junge Mädchen genug, die sich in Absicht dieser Eigenschaft schon im vierzehnten Jahre mit der Schlauheit, Gewandtheit und Klugheit einer ausgelernten Buhlerinn zu benehmen wissen, und uns oft durch die Einkleidung ihrer Worte und Handlungen in Erstaunen setzen! Sie spielen ihre Rollen, ihre kleinen Liebeshändel nicht selten meisterhaft, und geben darin den ältern Coquetten nichts, oder wenig nach, sie legen uns bisweilen Schlingen, die uns auf eine ganz eigene Art überraschen, und durch den Kunstgriff des Naiven, das diesen Mädchen so eigen ist, oft die schlauesten Buhlerinnen hinter sich zurücklassen. Dadurch, daſs sie sich unwissend stellen, und eine natürliche Unbefangenheit affectiren, kommen sie unserm Herzen näher, als durch die feinsten Intriguen, wodurch ältere Coquetten uns zu fesseln suchen; aber durch eben diese unbefangene List lernen sie denn auch nach und nach alle übrige Faden kennen, wodurch unser Herz angezogen und geleitet seyn will.

In der groſsen Welt beginnt dieses Studium der weiblichen Coquetterie gemeiniglich früher, als in den übrigen Ständen des menschlichen Lebens, weil man dort die Mädchen zu früh zu einer künstlichen Reife bringt, und ihrer Eitelkeit mehrere Nahrung angebothen wird. Die Töchter lernen dort offenbar die Coquetterie von ihren eigenen Müttern, und man achtet um so weniger auf die frühen Ausbrüche derselben, da sie sich unter dem erlaubten Hange zum Putz, unter die Weltsitte, und unter dem bon Ton auf eine sehr listige Art zu verstecken weiſs, oder wohl selbst durch diese Dinge unmittelbar veranlaſst wird. Wie könnte das junge Mädchen auch wohl anders handeln, wenn sie ihre eigene Mutter sich stundenlang mit dem Aufputz ihres Körpers beschäftigen, und wie eine Buhlerinn geberden sieht? Wenn die Mutter, — vielleicht die schon älternde Mutter, in Gegenwart ihrer Kinder alle erkünstelte Mittel der Eroberungssucht ausstellt und gebraucht? Wenn sie bald schmeichelt, bald liebäugelt, bald zürnt und schmollt, bald lacht und weint, bald Küsse nimt und Küsse giebt, und im Tanz, vor aller Menschen Augen, die Rolle einer über Wohlstand und Vorurtheil (wie sie die weibliche Zucht nennen mag) weit erhabenen Frau spielt? Wie könnte das junge Mädchen wohl anders handeln, wenn sie von ihrer eigenen Mutter wohl gar wegen ihrer liebenswürdigen Bescheidenheit, wegen ihrer unschuldigen und zurückhaltenden Manier im Umgange mit Mannspersonen — ausgescholten und bestraft wird? Kennt man nicht närrische Weiber dieser Art in groſser Menge? Da sie überall mit ihren Töchtern brilliren wollen; so werden diese von ihnen selbst zur Coquetterie abgerichtet und auf Kosten ihrer Unschuld und Herzensgüte keck und sinnlich gemacht. Kennt man nicht Mütter, die den unzüchtigen Anzug ihrer Töchter nicht nur erlauben, sondern ihn auch anordnen helfen? Es ist ihnen nicht genug, ein böses Beispiel gegeben zu haben; sie wollen auch ihre Kinder gleichsam mit Gewalt zu einer frühen Nachahmung dieses Beispiels verleiten, — vielleicht um desto ungescheuter ihrer eigenen unsittlichen Leidenschaft dienen und folgen zu können. — „Da hat das alberne Mädchen, sagte neulich eine vornehme Mutter zu ihrer Tochter, und zwar in Gesellschaft von Männern und Weibern, — da hat das alberne Mädchen wieder ihren Busen beinahe ganz eingehüllt; ich kann diese dumme Schamhaftigkeit nicht leiden, da sich das Mädchen — sehen lassen kann, und ihre Gorge weit und breit herum die schönste ist!“ Das Mädchen erröthete, und ging zur Thür hinaus.

Bei ältern Frauen, die noch der Buhlerei ergeben sind, ist diese Erscheinung freilich nicht so auffallend, als wenn sich schon junge Mädchen dadurch auszuzeichnen anfangen. Jene waren schon länger mit den Geheimnissen der Liebe bekannt, ihre feinern Gefühle der Schamhaftigkeit waren vielleicht schon längst verloschen, und sie werden nun, bei dem successiven Abnehmen und Verschwinden ihrer Reitze, noch gern Alles mitzunehmen suchen. In dieser Lebensepoche wird die Coquetterie vieler Weiber fast unersättlich, und eben so gebietherisch. Sie gleicht gewissermaſsen der Liebe zum Leben, die im Alter mit Abnahme der Kräfte zunimt. Die Geübtheit in der Coquetterie hat mit den vielen Erfahrungen von den Schwachheiten verliebter Männer gleichen Schritt gehalten. Der Ehestand des coquetten Weibes war überdieſs vielleicht nicht der glücklichste gewesen. — Ihre Lüsternheit ist nicht mehr mit den Gefahren der frühern Jahre verbunden. Ihr Neid gegen jüngere Weiber hat bei aller Verstellung keine Grenzen. Alle diese Dinge werden uns die unersättliche Eroberungssucht derjenigen Weiber erklären können, die von der Schönheit und dem Reiz der Jugend, aber noch nicht von der Wärme ihres Bluts, verlassen sind. Die Eifersucht dieser Weiber ist der gröſsten Ausschweifungen fähig. Sie bewachen ihre Liebhaber mit einer ähnlichen Vorsicht, wie der bejahrte Orientaler seine Concubinen zu bewachen pflegt; — sie erlauben sich Alles; sie setzen sich über die Urtheile des Publicums hinweg, sie haben kein Gefühl für Ehre und Schande mehr, und opfern dann nicht selten die letzten Reste ihrer Schamhaftigkeit selbst auf, wenn dieser, oder jener junge Mann gefesselt, oder seine Abtrünnigkeit verhindert werden soll. Sie gehen noch weiter, und erkaufen die Liebe durch Gold und Geschenke, wenn man anders einer so erkauften Leidenschaft den schönen Namen der Liebe geben darf. La Bruyere drückt sich über diese alten Buhlerinnen sehr naiv aus. „Il y a des femmes, sagt er in der schon oft angeführten Abhandlung, — déja flétries, qui par leur complexion ou par leur mauvais caractere, sont naturellement la ressource de jeunes gens qui n'ont pas assez de bien. Je nesçai, fährt er fort, qui es plus à plaindre, ou d'une femme avancée en âge, qui a besoin d'un cavalier, ou d'un cavalier, qui a besoin d'une vieille.“ Es scheint beinahe so, als ob die Natur dem schönen Geschlechte für seine mannigfaltigen Leiden und Schmerzen dadurch habe einen gewissen Ersatz geben wollen, daſs die Wärme seines Bluts noch dann fortdauert, wenn seine Gefängnisse der Wochenstube durch das Alter von selbst aufhören. Die coquetten Weiber verkennen diese Wohlthat der Natur keinesweges, sondern fangen alsdann oft erst ein freieres und ungebundeneres Leben an. Sie holen in der Liebe endlich Alles nach, was sie vorher, durch die Umstände gezwungen, verabsäumt hatten. Sie würden in der Jugend das nicht haben wagen dürfen, was sie sich nun oft vor den Augen des ganzen Publicums erlauben, und sie wollen sich auch jetzt noch nicht das Recht, galant zu seyn, nehmen lassen, ungeachtet der Spiegel ihnen eine ganz andere Lebensregel vorschreiben könnte.

Daſs eine alte Coquette — junge Männer zu fesseln sucht, scheint aus mehrern Gründen etwas ganz natürliches zu seyn; daſs aber ein junges Frauenzimmer mit alten Männern Liebeshändel treibt, kommt mir viel sonderbarer vor, ungeachtet man diesen Fall nicht selten antrift. Wenn ich entscheiden sollte, wer in diesen Fällen als der verführende Theil angesehen werden müsse; so würde ich den Mann selten freisprechen, da die Sinnlichkeit unser Geschlecht bis ins höchste Alter begleitet, und unsere Schamhaftigkeit mit den Jahren noch mehr, als die der Weiber, abzunehmen pflegt. Wir finden Männer genug, die noch im hohen Alter von einem jugendlichen Feuer belebt werden, und sich sehr wunderliche Ausschweifungen erlauben. Eine groſse Menge unehlicher Kinder schreibt sich von Männern her, die schon zu ihrem sechszigsten und siebenzigsten Jahre hinaufgerückt waren. Sie mögen vielleicht nicht immer die Väter ihrer Kinder seyn, aber auch eine falsche Beschuldigung kann ohne irgend eine vorhergegangene Ursach nicht blindlings ersonnen seyn.

Die vielen Erfahrungen, welche alte Männer in dem schönen Gebieth der Liebe gemacht haben, ihre genauere Bekanntschaft mit den Schwächen, und schwachen Stunden des andern Geschlechts, ihre Ungezwungenheit und Unbescheidenheit führt ihnen oft Vortheile in die Hände, die ein jüngerer Liebhaber ganz umsonst suchen wird. Sie finden es nicht nöthig, durch die Umwege einer zu feinen Galanterie zu siegen, da sie wissen, wieviel der Muth des angreifenden Theils vermag, und wie sehr dieser oft von den Frauenzimmern selbst an uns geschätzt wird. Dem alten Manne wird der Kuſs nicht versagt, den der jüngere mit Mühe erobern, und durch eine lange Knechtschaft verdienen muſs; dem alten Manne werden die Zudringlichkeiten und Zweideutigkeiten des Witzes nicht so übel genommen, als jenem. Er darf seine Meinungen über Dinge heraussagen, die jener durchaus verbergen muſs, wenn er die gute

Lebensart nicht beleidigen will; er darf die Schönen ohne Zeugen begleiten und besuchen, er darf bei ihren Toiletten verweilen, und ihr Krankenwärter seyn. Sein Alter hat ihm gleichsam ein Recht dazu gegeben, weil man von ihm nichts fürchtet. Da aber diesen alten Leuten nichts mehr verborgen ist, wobei der jüngere Liebhaber wenigstens eine gewisse Unkunde affectiren muſs; so wird das junge Frauenzimmer in der Gesellschaft derselben weniger schamhaft und vorsichtig, zu handeln anfangen. Die Unbefangenheit, Treuherzigkeit und angenommene Kälte des alten Mannes wird sie nach und nach immer weiter führen. Er wird der Schutzengel der weiblichen Tugend seyn wollen, er wird die Schöne vor dem Schwarme jüngerer Verführer warnen, — und selbst ihr Verführer werden, — indem er ihr die Künste der Verführung zeigt; und das junge Mädchen wird nun vielleicht aus Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen das Alter einen Fehler begehen, den sie selbst aus Liebe nicht begangen haben würde. — Sehr oft kann auch eine Herzensverbindung zwischen zwei an Jahren so sehr verschiedenen Leuten dadurch entstehen, daſs das Mädchen keinen andern Liebhaber, als einen solchen, und der alte Liebhaber keine andere Geliebte, als eine solche, finden konnte. Der herrschende Ton der Galanterie verlangte nun einmal, um die Mode mitzumachen, eine solche Intrigue; aber alle übrige Plätze waren schon besetzt, und nun muſste man sich mit dem traurigen Reste begnügen. —

Im Ehestande, den die Coquetten selten aus Liebe, und eher aus einer jeden andern verkehrten Absicht wählen, betragen sie sich gemeiniglich mit einer Kunst und Schlauheit, die Bewunderung verdiente, wenn man den Betrug bewundern könnte. Sie treiben das Studium, sich in ihre Männer zu schicken, mit einer unermüdeten Industrie, aber auch mit einer unermüdeten Täuschung derselben. Betrogen werden die armen Männer in jedem Falle, sie mögen wenig, oder viel Verstand haben. Ist der Ehemann ein Tropf; so wird das coquette Eheweib nur wenig Schlauheit anwenden dürfen, um ihn selbst in denjenigen Dingen zu hintergehen, die das ganze Publicum weiſs, und die mehr als zu handgreiflich sind. Er wird einen Engel der Tugend zu umarmen glauben, wenn dieser Engel der Tugend sich allen Ausschweifungen Preis giebt, und ihm — fremde Kinder schenkt, — oder der Tropf wird sich wohl gar glücklich schätzen, daſs sein Weib so vielen Beifall findet, und seinem Geschmacke so viel Ehre macht. Je mehr Anbeter um seine Gemahlinn herumflattern; je zufriedener wird er sich als Ehemann fühlen. Er wird die Gelegenheiten der Freude selbst veranstalten, wo sich sein buhlerisches Weib mit jedem Andern, nur nicht mit ihrem Manne, beschäftigt. Alles, was sie beginnt, wird er genehmigen, weil sie Alles aus Liebe und Gefälligkeit für ihn zu thun scheint, und weil sein stumpfer Geist keinen Sinn des Miſstrauens mehr besitzt. Sie kann und darf selbst in ihrem freiern Betragen gegen andere Männer, in ihren Küssen und Liebkosungen über die Grenzen des Anstandes hinausgehen, von ihrem Manne hat sie nichts zu fürchten. Ihre Unschuld ist in seinen Augen viel zu rein und groſs, als daſs seine Eifersucht erwachen könnte, — und erwachte sie auch einmal; so wird sie dieselbe durch eine einzige Schmeichelei, durch eine einzige schlaue Liebkosung, oder überhaupt, schon durch ihr Ascendant, welches sie sich über alle seine Ideen verschafft hat, sehr bald zu verscheuchen wissen. Sein Kopf, sein Herz, sein Temperament, sein ganzer Charakter steht in ihrer Gewalt.

Sie ist die Gesetzgeberinn aller seiner Handlungen; ohne ihre Erlaubniſs wird er keinen Plan, keinen Gedanken fassen, keine freie Meinung äuſsern dürfen. Sie bewegt und dreht den einfältigen Mann, wie eine Maschine, und hat sie vollends die Kunst gelernt, seinen, — den meisten kurzsichtigen Menschen eigenthümlichen, Eigensinn zu beugen; so weiſs ich nicht, ob es in der Weiberwelt eine unumschränktere Monarchie geben kann.

Besitzt der Ehemann eines coquetten Weibes viel Verstand, viel ruhige Beurtheilungskraft und Menschenkenntniſs; so wird sie natürlicherweise ihr ganzes Betragen, ihre ganze Lebensweise viel künstlicher, vorsichtiger und listiger einrichten müssen, um ihre Absichten zu erreichen. Auf dem Wege, den die coquette Gattinn eines Tropfs zur Verblendung ihres Mannes wählt, würde sie nichts ausrichten, sondern Alles verderben, und ihre ganze Kunst zerstören. Sie hat mit hellern Augen und mit lebhaftern Leidenschaften, als jene, zu kämpfen. Sie wird die Klugheit des Mannes durch Klugheit überwinden müssen, wenn jene ihren Mann auf die plumpeste und lächerliche Manier zu hintergehen wuſste. Sie muſs den Menschen mehr, als jene, studieren, wenn sie den klügern Mann durch seine eigenen Schwächen verblenden, und ihm die Zweideutigkeit ihres Charakters verbergen will.

Ist er ein ehrgeiziger, ruhmsüchtiger und eiteler Mann; so wird das schlauere Weib keine Gelegenheit vorbeilassen, seinen Talenten, seinem Geschmacke, seiner Person und seinen Verdiensten auf eine feine Art — allerlei Lobreden zu halten, und ihn in seinen Lieblingsträumen einzuwiegen. Sie wird es ihm auf mancherlei Weise zu erkennen geben, daſs sie ihn für den Ersten und Liebenswürdigsten aller Männer hält, und daſs eben deſswegen ihr zuvorkommendes Betragen gegen andere Männer mit keinen Gefahren für ihn und seine Ehre verbunden sey. Coquetten dieser Art begegnen ihren Männern mit einer wahren orientalischen Weiberdevotion. Sie fassen die Worte und Meinungen derselben mit einer, dem Manne sehr schmeichelhaften, Lernbegierde und stiller Folgsamkeit auf, sie legen einen ausserordentlichen Werth auf seine Liebkosungen und Geschenke, sie geben sich das Ansehn, als ob sie nichts ohne den Willen und Befehl eines solchen Mannes thun könnten, und als ob das Weib nur die zärtliche Dienerinn des Mannes seyn müsse. Ich kenne eine, die dem Gatten gewöhnlich mit einer Knieverbeugung das Frühstück und den Kuſs reicht. Ich will es keinem rathen, den Respect gegen den Ehemann eines solchen listigen Weibes aus den Augen zu setzen. Sie tobt und wüthet für die Ehre desselben, und leitet Alles so ein, daſs sie ja durch den Umgang mit Freunden und Nachbarn nicht gekränkt werde. Es gehört zu den Hauptregeln dieser Coquetten, — ihre Liebhaber nach der Laune und den Schwächen ihrer Männer zu stimmen, und durch die Veneration derselben den Stolz des Gatten in Absicht anderer Dinge zu täuschen. Der eitele Thor sieht sich überall mit Leuten umgeben, die seiner Schooſsneigung schmeicheln, seine Gelehrsamkeit, seinen Witz, seinen geschmackvollen Aufwand, seine Kunstkenntnisse, seinen Einfluſs im Staat und auf die Groſsen bewundern, und allen seinen fernern Planen die lebhafteste Theilnahme versprechen. Er schreibt dieſs Alles seinen Verdiensten zu, und weiſs nicht, daſs alle diese Bewunderer nur das Werk und die Creaturen seines Weibes sind. Er hält sie für seine Freunde, er betrachtet sie als seine Gönner oder Clienten; allein sie sind beides nicht, sie besuchen nicht ihn, sondern seine Gattinn. —

Ohne diese hat er vielleicht einen nur sehr geringen Werth in ihren Augen. — Sie betrachten ihn, bei allen seinen Kenntnissen und Talenten, eigentlich doch nur als ein Vehiculum, wodurch man sich dem Weibe desselben nähern darf. — Wenn den einfältigern Ehemann seine Dummheit vor Argwohn schützte; so schützt diesen sein Stolz gegen die Eifersucht. Er hat eine viel zu hohe Idee von seinem Verstande, als dafs er sich in seiner Frau geirrt zu haben glauben sollte, und sie selbst ist viel zu sehr das Spielzeug seiner Eitelkeit geworden, als dafs er ihrer entbehren könnte. Er wähnt, dafs man jeden Andern, nur nicht ihn, durch weibliche List täuschen könne, und diese Sicherheit, worin er durch seinen Stolz lebt, ist der Grund, warum die Frauen solcher Thoren so oft und so ungestraft ihre Coquetterie über alle Grenzen hinaus ausdehnen können, und warum so oft die gescheidtesten Männer die elendesten Hörnerträger sind. —

Dieſs mag aber auch noch ein Grund seyn, warum manche Frauen erst im Ehestande coquett werden, da sie es vorher als Mädchen, wenigstens nicht in dem Grade, waren. Anfangs mochte die Coquetterie dieser Weiber vielleicht weiter nichts, als ein jugendlicher Muthwille, und eine kleine Neugierde seyn, — ob der sich so klug, und so wichtig dünkende Mann — nicht getäuscht werden könne; nachher wurde sie aber durch die Wiederholung etwas mehr, nehmlich eine wirkliche Handlungsmaxime. Es reizte ja die weibliche Eitelkeit und Lüsternheit in hundert Fällen, — einen solchen Kopf verblenden und täuschen zu können. Wie leicht wird man nun nicht jeden Andern in seine Gewalt bekommen! Vielleicht ist auch mancher Coquette, wenn man ihre Leidenschaft ganz zergliedern könnte, der Sieg über den Verstand eines klugen Mannes angenehmer und schmeichelhafter, als der Sieg über das Herz ihrer Liebhaber, weil jener Sieg viel ehrenvoller, als dieser, zu seyn scheint, und das Freiheitsgebieth der Buhlerinn selbst ins Unendliche erweitert.

Freilich würde das coquette Weib alle dergleichen Trophäen nicht suchen, wenn sie ihren Gatten liebte. Allein dieſs darf man selten von ihr erwarten, und zwar um so viel weniger, da die klügsten und talentvollesten Männer nicht immer die liebenswürdigsten sind, und sich selten die Zuneigung des andern Geschlechts zu erhalten wissen, wenn sie auch dessen Hochachtung besaſsen. Auch der eitle und ehrgeizige Mann ist nicht immer dazu gemacht, sein Weib zu beglücken, und ihr durch die Zärtlichkeit des Gefühls zu gefallen, weil er zu sehr mit sich selbst beschäftigt ist. Sein Stolz, seine Unbiegsamkeit, sein Haschen nach Beifall und Schmeicheleien, sein oft verstimmter Sinn, seine bittern und närrischen Launen, müssen dem, zur Liebe geschaffenen, Weibe sehr bald lästig werden, und ihre Sehnsucht nach dem Umgange mit andern Männern vermehren. Sein gebieterischer Ton, seine Rechthaberei wird sie oft in ihren fröhlichsten Gemüthsstimmungen niederschlagen, und zu heimlichen Thränen zwingen. Seine Kälte im Umgange mit ihr, seine zerstreuten Sinne werden ihre Zärtlichkeit oft unbelohnt und unerkannt zurückweisen, und sie nach und nach vielleicht ganz unterdrücken. Er wird sein Weib wegen ihrer guten Eigenschaften vielleicht hochachten; aber sie nicht lieben; — dafür wird er nun aber auch von ihr nicht geliebt werden. Es lag vielleicht ganz allein in dem Queersinne des Mannes, wenn sie nach und nach eine Buhlerinn wurde, und sich an der Härte des Ehejochs durch eine freie Lebensart zu rächen suchte.

Ist der Ehegatte eines coquetten Weibes ein sinnlicher Mensch, legt er einen grossen Werth auf weibliche Liebkosungen und Umarmungen; so wird sie wiederum eine ganz andere Rolle zu spielen wissen. Sie wird ihn durch das Feuer ihrer Empfindungen zu täuschen suchen, obgleich dieses Feuer nur erkünstelt seyn wird. Sie wird in gewissen Augenblicken ganz Buhlerinn seyn, um seine hohe Meinung von ihrer Liebe zu erhalten, und durch seine gereizte und befriedigte Phantasie seinen Verstand zu bestechen. Der sinnliche Mann läſst sich in diesem Stück, so hell auch sonst seine Augen seyn mögen, — so leicht wie der — Tropf hintergehen, und sein schlaueres Weib kann ihn bisweilen füglich als einen solchen betrachten, weil der Sinnentaumel ihn selbst weiblich macht, und sein Nachdenken, und sein Miſstrauen gegen die freye Lebensart seiner Gattinn schwächt. Er glaubt ein Herz allein zu besitzen, das mit einem so zärtlichen Ungestüm für ihn schlägt, und bemerkt es nicht, daſs dieſer zärtliche Ungeſtüm nur das Werk erborgter, und nachgeahmter Gefühle, nicht die Sprache des Herzens ſelbſt iſt. Er denkt nicht daran, daſs ein coquettes Weib mit der Liebe wie mit einer Waare umgeht, und mit ihren Ausdrücken eine Art von Handel treibt, ob ſie gleich jene zärtliche Leidenſchaft ſelbſt nicht kennt. Er denkt nicht daran, daſs die Coquetterie ohne Verſtellung gar nicht beſtehen kann, daſs ſie mit dem Beifalle eines einzigen Mannes nie zufrieden ſeyn wird, und daſs ihr mehr daran gelegen iſt, die Leidenſchaften der Männer zu reizen, als zu befriedigen. Nicht ſelten widerfährt dieſen Wollüſtlingen ein offenbares Vergeltungsrecht. Sie haben vor der Ehe ſo viele unſchuldige Mädchen getäuſcht, ſo viel brave Männer durch Verführungen ihrer Weiber beunruhigt, ſo viel glückliche Ehen geſpalten, daſs man ſie nun nicht beklagen wird, wenn ſie von ihren eigenen Weibern hintergangen werden. Sie hatten mit Falschheit gehandelt, und werden mit Falschheit — belohnt.

Ist er ein Geizhals; so wird sein coquettes Weib seinen sonst gesunden Verstand durch eine strenge Haushaltung gegen ihre eigenen Ausschweifungen zu blenden suchen. Man könnte den Geiz die blindeste — aller Leidenschaften nennen. Sie verblendet die gescheidtesten Menschen nicht, — wie andere Leidenschaften, nur auf eine gewisse Zeit, sondern das ganze Leben hindurch, und kann nie geheilt werden, da es in ihrer Natur liegt, — mit den Jahren zuzunehmen. Der coquetten Frau kann es daher nicht schwer werden, den Harpax zu hintergehen, wenn sie nur keine Eingriffe in seine Geldkasten wagt. Sie wird Geschenke annehmen dürfen, ohne daſs ihr Mann darüber in Unruh geräth. Sie kosten ja ihm nichts, — und seiner Frau nichts, als einen Dank, — Sie wird ihm ihre

Anbeter als Leute darzustellen wissen, die auf die künftige Vergröſserung seines Vermögens, auf die bessere Versorgung seiner Kinder und Familie, auf die Verbindung mit angesehenen Männern einen sehr wichtigen Einfluſs haben können. Sie wird Alles so einzuleiten und einzurichten wissen, daſs der Zutritt seiner Nebenbuhler ihm willkommen und erwünscht seyn muſs. Fehlt es diesen Leuten nicht am Gelde; so wird er ihnen überhaupt schon seine Hochachtung nicht versagen können, und ihnen gern den Umgang mit seiner Frau gestatten. Für einen kleinen Gewinn ist dem elenden Menschen Alles feil, weil für ihn nichts einen Werth besitzt, als in so fern es sich in das Einnahmebuch eintragen und verzinsen läſst. Es hat Männer gegeben, und giebt deren noch viele, die ihren Weibern nicht nur einen verbothenen Umgang mit andern Männern — erlaubten, sondern ihn sogar zu veranlassen suchten, wenn dadurch etwas gewonnen werden konnte; Männer, die sich zu Kupplern ihrer Gattinnen gebrauchen lieſsen, und ihre Tugend dem Laster feil bothen. Wenn sie nur — durch ihre Weiber einen äuſsern Vortheil erjagen, einen zweydeutigen Proceſs — verlängern, einen wichtigen Handel schliessen, sich in die Gunst eines Groſsen einschleichen, ihre Capitalien sicher unterbringen, ein versetztes Erbstück wieder einlösen, einem unwissenden Verwandten ein Amt verschaffen, einen ungerechten Rechtsspruch durchsetzen konnten; so werden ihre Weiber die Coquetterie so weit treiben dürfen, als sie nur immer wollen. Sie werden sich glücklich preisen, daſs sie sich durch die Reize ihrer Frauen Vortheile stiften können, anstatt daſs andere Ehemänner groſse Summen auf sie wenden müssen. Sie werden vor den Zimmern ihrer Weiber wieder umkehren, wenn diese zärtliche Besuche angenommen hatten, und über die

Stimmen des Publicums lachen, das ihnen einen Platz unter den Hörnerträgern angewiesen hat. „Die gröſsten Männer, — pflegen diese elenden Menschen zu sagen, sind von ihren Frauen gekrönt worden, sie mochten wollen, oder nicht!“ Sie werden euch Klugheitsregeln geben, wie man sich in einer solchen Lage am besten zu verhalten habe, und — selbst in Gegenwart ihrer Weiber behaupten, daſs man bei der Galanterie einer Ehefrau nichts Besseres und Klügeres thun könne, als sie ganz — zu ignoriren.

Ist der Ehemann eines buhlerischen Weibes ein Mensch, der bey einem ihm eigenthümlichen Phlegma ein bequemes Leben liebt; so wird sie dafür sorgen, daſs er in seinen Lieblingsneigungen nicht gestört, in seiner Liebe zur Ruhe nicht beunruhigt und an seinem Tische gehörig verpflegt wird. Man kann nicht besser speisen, als bei ihm. Das Leckerhafteste und Piquanteste, was Natur und Kunst liefern, wird dem Manne und — guten Freunden vorgesetzt. Die junge Frau ist die beste Köchinn von der Welt, und er sympathisirt mit ihrer Kunst, wenn er auch sonst keine sehr zärtlichen Empfindungen für sie selbst haben sollte. Er wagt es nicht über ihr coquettes Betragen einen Argwohn oder Miſsmuth zu äuſsern, weil ihm dadurch an seiner Ruhe, seiner Bequemlichkeit, seiner Tafel etwas abgehen könnte, oder weil er überhaupt nichts bemerkt und bemerken will, wenn die Flasche zwischen ihm und der Buhlerei seines Weibes steht. Er schwärmt in fröhlichen Gelagen umher; oder denkt an die Zubereitung einer neuen Sauce, während sein Weib einer ungebundenen Freiheit genieſst, und nichts von ihm zu fürchten hat. Männer dieser Art sind oft von einem so verzärtelten und bequemen Naturel', daſs sie lieber den Gedanken an die Untreue ihrer Weiber ganz von sich weisen, damit sie nie in ihrer phlegmatischen Ruhe gestört werden mögen, oder sind von Natur so dummgutmüthig, daſs sie sich auch durch die redendsten Beweise einer zu weit getriebenen Buhlerei ihrer Frauen nicht aufbringen lassen. Sie haben für nichts Gefühl als für ruhige Tage, und wohlbesetzte Tafeln. Sie schweigen zu allen Handlungen ihrer coquetten Weiber still, damit nur der Hausfriede nicht unterbrochen wird; sie können ohne ihre Nebenbuhler selbst nicht leben, weil sie vielleicht zu enge durch die Bande des Traubengottes miteinander verbunden sind. „Ich weiſs es recht gut, sagte Bibulus zum Buhlen seiner Frau, daſs du mein Ehebett besuchst; aber laſs uns ein Glas auf ewige Freundschaft trinken!“ und beide umarmten sich wie die zärtlichsten Brüder. Ich kenne Ehen dieser Art, die aus drey Personen bestehen, und die ruhigsten von der Welt zu seyn scheinen.

Ich könnte diese Bemerkungen über die Coquetterie der Weiber im Ehestande und die Methoden ihres Betrugs noch viel weiter ausdehnen, da diese Materie unerschöpflich ist; allein es mag dieſsmahl sein Bewenden dabei haben, da ich künftig noch einmahl auf diesen Gegenstand zurückkommen, und hier noch Einiges über die sogenannten Hausfreunde nachholen muſs. Gemeiniglich werden diese Leute, wie ich oben bemerkt habe, von den Ehemännern selbst bei ihren jungen Weibern eingeführt, und von Ehemännern empfohlen. *) Ein Mann, der mit Arbeiten überladen ist, der wegen seiner Amtsgeschäfte nicht immer heitern Sinnes seyn, nicht immer sein junges Weib auf eine ange-

---

*) Un mari n'a gueres un rival qui ne soit de sa main, et comme un présent qu'il a autre fois fait à sa femme. Il le loue devant elle de ses belles dents et de sa belle tête: il agrée ses soins, il reçoit ses visites; et après ce qui lui vient de son crû, rien ne lui paroit de meilleur goût que le gibier et les truffes que cet ami lui envoie. Il donne à souper et, il dit aux conviés: goûtez-bien cela, il est de Leandre, et il ne me coute qu'un grandmerci. S. La Bruyere S. 204. der genannten Abhandlung.

nehme Art unterhalten kann, und doch gern ihren miſsmüthigen Launen vorbeugen möchte, wird kein Bedenken tragen, die junge Frau zuweilen einem — Freunde anzuvertrauen, dessen biederer Charakter, und dessen ehrliche Tugend ihm bekannt ist. In seinem Umgange wird sich seine Gattinn ausplaudern, in seiner Gesellschaft vor einer Menge Thorheiten sicher seyn können, wozu Einsamkeit und Müſsiggang oft die besten Weiber selbst zu verleiten pflegt. Der Ehemann arbeitet nun in seinem Berufe ruhiger fort, die Gattinn hat ihren Zeitvertreib, und Alles scheint auf den besten Fuſs gesetzt zu seyn. Kein Mensch denkt an einen Liebeshandel in diesem Hause. Der Freund kommt und geht, und die Frau denkt Anfangs dabei weiter nichts, als — daſs er gekommen und gegangen ist. Sie hatte ihr Herz dem Gatten, und keinem Andern geschenkt, nur sein Bild steht mit unauslöschbaren Buchstaben in ihrer Seele. Die guten Eigenschaften desselben erwecken Liebe, die guten Eigenschaften des Hausfreundes erwecken nur Achtung und Zutrauen. Mann und Frau sprechen mit gleicher Unbefangenheit von seiner Person, seiner natürlichen Güte, seinen kleinen Lächerlichkeiten, und seinen Talenten. Für Mann und Frau ist er nach und nach etwas Unentbehrliches geworden, nur mit dem Unterschiede, daſs der Mann aus Gewohnheit und Wohlwollen, und die Gattinn aus einem geheimern Zuge von Zuneigung nicht lange ohne den Hausfreund leben konnte. Sie wird bei seinem längern Ausbleiben, bei seinen Lebensplanen und Schicksalen schon mehr Aengstlichkeit, als ihr Ehemann, verrathen. Sie wird sich mit Unruh ganz andere Fragen, als ihr Gatte, vorlegen.

„Sollte, wird sie denken, unser Freund kalt zu werden anfangen? Sollten wir ihn etwa beleidigt, sollte ein anderes Haus, wohl gar ein — falsches Weib sein Herz gefesselt haben? Welcher Verdrufs mag ihn vielleicht zernagen, welche Laune ihn quälen, welcher widrige Zufall seine Entfernung veranlassen? Sollte der gute Mensch wohl gar in eine Krankheit gefallen seyn? — Ach Gott, wenn es nur kein noch ärgeres Uebel ist!" „Unser Freund, sagt der Ehemann, wird Abhaltungen bekommen haben, Geschäfte, zu beantwortende Briefe; — wir wollen es noch einige Zeit abwarten, vielleicht kommt er heute noch. Er erscheint und wird von dem Manne mit der gewöhnlichen Herzlichkeit, von dem jungen Weibe aber mit einer lebhaftern Freude empfangen." — Je mehr Gelegenheit sie hat mit ihm allein zu seyn, je vertrauter, je offenherziger wird sie nun nach und nach gegen ihn handeln. Sie entdeckt täglich mehr liebenswürdige Seiten an ihm, warum sollte sie nicht hierin mit ihm wetteifern, warum nicht ihm so gut, wie ihrem Manne, gefällig zu seyn suchen? Diesem entgehet ja durch eine solche unschuldige Freundschaft — nichts, er hat sie ja selbst gebilliget, er hat ja dem Freunde selbst sein Herz geschenkt, und seine Tugend so hoch erhoben, er siehet ja so gelassen zu, wenn der Freund dem jungen Weibe ein Opfer seiner Dankbarkeit und Zärtlichkeit bringt! — Unter diesen Gedanken lodert nach und nach ein Flämmchen in dem Herzen des Weibes auf, das schon etwas mehr, als — Freundschaft und weibliche Herzlichkeit anzeigt, ob man es gleich für nichts Anders, als für ein warmes Gefühl des Wohlstandes, hält.

„Einiges — so urtheilt nun die ganz leise erwachende weibliche Liebe, — hat doch der brave junge Mann vor deinem Gatten voraus. Sein Auge ist so himmelblau, sein Wuchs so schlank, seine Stimme so tonreich, sein Betragen so bescheiden, so gefällig, so ganz ohne jugendlichen Stolz, und jugendliche Wildheit, sein Geist so gebildet, sein Witz so naiv! Dein Mann besitzt zwar auch alle diese liebenswürdigen Eigenschaften, wie könnte ich ihn sonst so herzlich lieben; aber mich dünkt, daſs er sie nicht in dem Grade besitzt, weil er nicht mehr so jung, wie unser Freund, ist. — Er mag wohl viel gelehrter, viel achtungswerther, als dieser, seyn; hundert Weiber waren nicht so glücklich, einen solchen Mann zu heirathen; — aber in Absicht des zärtlichen Zuvorkommens, der unermüdeten Dienstfertigkeit, und des gefälligen heitern Umgangs hat mein Freund offenbare Vorzüge vor meinem etwas zu ernsten Manne. Ich würde den Tod des Letztern kaum überleben können; aber wenn ich es könnte; so würde ich mich keinem bessern Menschen in der Welt, als jenem, anvertrauen können. Wagt er es wohl mir einen Kuſs zu rauben? — und warum bebt seine Hand, wenn er mir den

Mantel abnimmt, oder nach einem froh durchlebten Tage seine herzliche Dankbarkeit zu erkennen giebt? Ich glaube nicht, daſs er mich liebt, weil er sich gegen den bessern Theil unseres Geschlechts gleich artig und zuvorkommend bezeigt; aber es sollte mir unendlich leid thun, wenn er sich in ein Mädchen verliebte, die eines solchen Mannes Herz nicht zu besitzen verdiente. Man muſs ihn warnen, und mein Mann wird in diesem Stück viel über ihn vermögen. Vielleicht ist er zu gut, um ein glücklicher Ehemann zu werden, vielleicht handelt man sehr edel gegen ihn, wenn er von der Ehe noch lange zurückgehalten wird.“

Ich glaube nicht, daſs ein langer Zeitraum dazu gehört, diese Folge von zärtlichen Ideen in der sanften Seele des Weibes hervorzubringen; sie können durch einen besondern Umstand, durch eine harte Begegnung von ihrem Gatten, durch ein kleines

Opfer der Männlichen, aber nun sehr lebhaft gewordenen Freundschaft, durch eine einzige überraschende zärtliche Laune der jungen Frau vielleicht in einem Tage, in einer Stunde hervorgebracht werden. Die Freundschaft gegen den Hausfreund hatte sich in Liebe verwandelt, was war Natürlicher, als daſs sich die Liebe gegen den Gatten, unter solchen Umständen, in Freundschaft verwandeln muſste? Meine Leser wissen es selbst, welcher von beiden Gemüthszuständen die Oberherrschaft über den andern führt, und nun mögen sie den Schluſs machen, ob es immer klug sei, wenn Ehemänner ihren jungen Frauen selbst gewisse Hausfreunde zuzuführen pflegen. Der Fall ist im geselligen Leben schon sehr oft vorgekommen, daſs die Liebe gegen ein junges Weib zum Verräther der Freundschaft gegen ihren Gatten wurde; daſs selbst gute Menschen ihre besten Freunde Preis gaben, um den Weibern dieser Freunde gefällig zu seyn; daſs sich Weiber von ihren Männern, ungeachtet sie die letztern schätzten, und zu lieben schienen, getrennt haben, weil sie für einen zweyten Mann eine etwas feurigere Liebe empfanden, und die Schwächen des Einen für liebenswürdiger, als die Schwächen des Andern hielten.

Ich gestehe daher aufrichtig, daſs ich gegen die Tugend derjenigen Männer immer etwas miſstrauisch gewesen bin, welche sich ihrer vollkommensten Enthaltsamkeit mit den buhlerischen Eheweibern ihrer Freunde rühmten. — Es müssen sonderbare Umstände dazwischen kommen, wenn bei einer solchen Vertraulichkeit von allen Seiten die Tugend des Mannes nicht erschüttert, und die Heiligkeit der Freundschaft nicht verletzt werden soll, zumahl wenn das coquette Weib wirklich schön und liebenswürdig war, und sonst nicht genau von ihrem Gatten bewacht wurde. Die Freundschaft zwischen Männern und

Männern gehört unstreitig zu den schönsten und edelsten Seiten unseres Herzens, sie hat sehr groſse und wichtige Vorzüge vor der Freundschaft der Weiber unter einander; allein sie ist von sehr schwankender Natur, wenn sie eine heftige Liebe dazwischen drängt, und die Liebe die — Freundschaft verdunkelt. Wir werden in diesem Falle den alten Freund noch schätzen und lieben, aber in Absicht unserer selbst nicht immer sicher seyn können, — ob wir ihn nicht schon morgen, vielleicht wider unsern Willen, — hintergangen haben, wenn sein junges Weib es wollte. Die Hochachtung und Liebe gegen unsere Freunde ist ein ruhigerer und kälterer Gemüthszustand, als die Liebe gegen ihre verführerischen Gattinnen. Wenn es unsere Freunde mit uns, und mit sich selbst gut meinen; so werden sie junge Männer nicht oft in ihrem Hause sehen, so bald sie nicht von der Tugend ihrer coquetten

Frauen vollkommen überzeugt sind. Und wie werden sie das können? — Werden sie nicht dadurch den Muth ihrer Weiber und ihrer Anbeter selbst schärfen, daſs sie der Anbeter nicht *entbehren* und ihre Weiber nicht selbst genug fesseln konnten?

Die verzeihlichste Art der Coquetterie, wenn man ihr keinen edlern Namen geben will, ist wohl diejenige, wodurch ein junges Weib ihrem Manne gefallen, und gleichsam an ihm, ohne seine Liebe verloren zu haben, täglich eine neue Eroberung machen will. Dieſs schlieſst so wenig Widersprechendes in sich, daſs es nicht nur sehr viel kluge Weiber giebt, die jene unschuldige und erlaubte Sucht zu gefallen mit ihren Männern treiben, sondern daſs auch viele Männer selbst sie von ihren jungen Ehefrauen verlangen. Diese Coquetterie ist zugleich die liebenswürdigste, weil sie von der *Liebe* selbst ausgeht, und nicht nur Bewunderung und Beifall, sondern Zärtlichkeit, Wärme und Liebe in dem Gatten erhalten will. Aber eben deſswegen, weil sie sich selbst für nichts anders, als für ein Kind der Liebe hält, weil ihre Künste, zu gefallen, nicht schlau und verwerflich, sondern nur natürliche Maximen der weiblichen Zärtlichkeit sind; so wird sie auch nicht immer von allem Miſstrauen frei seyn, und trägt daher oft bei den vernünftigsten Weibern selbst, und in den glücklichsten Ehen alle jene kleine — Schwächen der weiblichen Eifersucht an sich, ohne welche es vielleicht noch nie eine weibliche Liebe gegeben hat. — Ich glaube, daſs viele Weiber in dieser stillen und freundlichen Kunst, ihren Männern zu gefallen, etwas zu früh nachlässig und lau werden, oder sie, weil sie nun einmal den gewünschten Mann besitzen, und er sie doch nicht wieder von sich stoſsen kann, wohl ganz verlernen. Allein es kommt in einer glücklichen Ehe nicht so wohl auf die Behauptung des letztern Puncts, sondern vielmehr darauf an. daſs man alle Kälte im Umgange zu verhüten, und durch ein gegenseitiges liebevolles Betragen die Würde und Freundschaft der Ehe selbst genau zu erhalten sucht. Es ist eine alte Maxime, daſs wir Männer gern ein wenig von unsern Frauen geschmeichelt seyn wollen, wenn es nicht auf eine plumpe oder zu empfindelnde Art geschieht. Die beiden letztern Gattungen weiblicher Liebkosungen, würden vernünftige Männer nur in Verlegenheit setzen, und ihren Endzweck verfehlen. Gescheidte Frauen werden sie daher gewiſs zu vermeiden suchen, durch einen unaffectirten Ausdruck ihrer Liebe, durch ein zärtliches Entgegenkommen unserer Wünsche, durch eine, auf unsere Unterhaltung abzielende, Ausbildung ihres Geistes, durch ein bescheidenes Nachahmen unserer bessern Grundsätze, und durch den ganzen uns gewidmeten Sinn ihrer weiblichen Güte es viel weiter, als jene, durch alle ihre Empfindeleien und Schmeicheleien bringen. —

Wenn man die Coquetterie in eine Coquetterie der Natur und Kunst eintheilen will; so habe ich nichts dawider, nur müſsten die Grenzlinien beider genauer bestimmt werden, als gewöhnlich geschiehet. Ich habe schon oben auf diese Bestimmung hingewiesen, und will nun noch das Uebrige auf wenig Seiten nachholen. Von Natur will ein jeder Mensch gefallen, weil dieſs unmittelbar seine Eigenliebe so mit sich bringt, und tausend wirkliche, oder eingebildete Vortheile für ihn daraus herfliessen. Dieses Streben und Wirken, sich bei unserm Geschlechte beliebt zu machen, muſste aber bei dem Weibe um so gröſser ausfallen, da dieses durch die Absichten, warum sie von der Natur so schön und zart gebauet wurde, selbst dazu angetrieben wird. Es ist ihre Bestimmung, uns zu besiegen, — warum hätte ihr sonst die Natur so viele

Reitze gegeben? Warum hätte uns die Natur so empfindlich für weibliche Schönheit gemacht? Warum gefällt uns die unschuldige Coquetterie in einem so hohen Grade, da die erkünstelte, bei allem Glanze ihrer Farben, und bei aller Geschicklichkeit ihrer schlauen Taktik, uns endlich doch zurückscheucht und ermüdet. Die Coquetterie der Natur ist keine Unordnung in dem Herzen des Weibes, da sie mit der reinsten Tugend selbst bestehen kann. Sie ist weiter nichts, als die unschuldige Ausübung eines unschuldigen Bedürfnisses, das zur weiblichen Bestimmung gehört. Die Coquetterie der Kunst hingegen ist kein Naturbedürfniſs, und bestehet überdieſs noch in einem activen und passiven Betruge, indem man Andere mit einer erdichteten Liebe zu hintergehen sucht, und sich um sein eigen Herz selbst betrügt. Sie will Liebe erregen, und diese bis zum möglichst hohen Grade durch alle

Künste der Buhlerei hinauftreiben; aber sie will keine wahre Liebe wiedergeben, weil sie keine wiedergeben kann, oder ihr Gefühl nur eine Fiction der Einbildung war. Die Coquetterie der Natur handelt so und nicht anders, weil die Liebe ihre Führerinn ist, sie täuscht sich mithin eben so wenig, als ihre Anbeter, sie geht den graden Weg des Herzens und in diesem allein liegen alle ihre Waffen. — Natürliche Sanftheit und Gutmüthigkeit, ungezwungene und bescheidene Liebkosungen, schamhaftes Anlocken und Zurückstoſsen des Mannes, reines und warmes Mitgefühl bei seinen Freuden und Schmerzen, kurz Alles, was wahrhaftig an dem Weibe gefällt, sind die Kennzeichen der natürlichen Coquetterie, wenn sich hingegen die Kunstcoquetterie durch eine alberne Ziererei und Affectation, durch theatralische Handlungen und Gedanken, durch ein schamloses Ausstellen weiblicher

Reitze, durch einen erborgten Witz und eine erborgte Sprache, so wie durch eine unnatürliche Sprödigkeit, oder bald wieder durch eine erborgte Empfindelei geltend zu machen, und Bewunderung zu erregen sucht. Die natürliche Coquetterie wird sich nicht nur den Anstrich der Grazie und Liebenswürdigkeit zu geben wissen, sondern sie wird diese Eigenschaften wirklich zu besitzen streben. Die Coquetterie der Kunst wird Mühe haben, auch nur jenen Anstrich zu behaupten, weil sie bei ihrer Sucht, zu gefallen, nicht die rechten Mittel wählt, das heiſst, die Künstelei der Natur vorzieht, und am Ende beide schief anwendet. Es ist wahr, daſs die Coquetterie der Kunst, wenn sie mit groſsen Eigenschaften des Geistes verbunden ist, Bewunderung und Anstaunen erregen wird; aber vielleicht wird es ihr dennoch schwer werden, unsere Herzen ganz zu fesseln. Ihr Stolz wird sie zurückhalten, uns auf dem halben Wege entgegenzukommen; sie wird uns in einer zu weiten Ferne herausfordern, und uns eben dadurch, ehe sie es glaubt, langweilig werden. Sie wird, durch die Kunst, und durch ihren Verstand selbst verführt, immer tiefer sinken, aber auch eben dadurch einen desto gröſsern Raum zwischen ihrem und unserm Herzen veranlassen. Sie wird uns von der Verzweiflung wieder selbst heilen, worin sie uns auf einige Zeit stürzen konnte.

Die verführerische und gefährliche Coquetterie der Kunst, — die — schamlose Eigenliebe des Weibes ist es, gegen welche die edlere Gattung der Frauen, schon so oft ihre Stimme erhoben hat. Diese Sprache macht ihnen Ehre, weil sie nur die Sprache der Tugend seyn kann, und sich von der Sprache des Neides, der sich vielleicht in dergleichen Untersuchungen mischen könnte, sehr leicht unterscheiden läſst. „Es bleibt dabei, schrieb mir kürzlich ein aufgeklärtes und tugendhaftes deutsches Weib, welche die Menschen in der groſsen und kleinen Welt zu studieren Gelegenheit hatte, — es bleibt dabei, daſs kein weiblicher Fehler mehr Züchtigung verdient, als Coquetterie. Sie ist die gefährlichste Lockspeise mit welcher das hinterlistige Weib den unbefangenen Mann um so leichter in ihre Schlingen zieht, da dieser jene weibliche Schwäche nicht nur zu billigen, sondern sogar nicht selten zu befördern scheint. Einige unserer Schriftsteller selbst haben der Coquetterie ein so gefälliges Gewand zu geben angefangen, daſs sich das buhlerische Mädchen und Weib in ihrer Eroberungskunst noch viel mehr, als in dem gewöhnlichen Spiegel ihrer Eitelkeit gefallen wird; indessen bleibt jener weibliche Fehler immer sehr strafbar, da seine Folgen in der moralischen und physischen Welt höchst gefährlich, und vorzüglich für das eheliche Glück höchst nachtheilig werden können und werden müssen. Der Coquette ist Alles daran gelegen, und alle ihre Gedanken und Handlungen beziehen sich auf den einzigen Plan; eine Schaar von Anbetern und Schmeichlern in ihrem Gefolge zu haben. Ihre Leidenschaft ist in dieser Absicht oft so habsüchtig, und unverständig, daſs nicht einmahl männliche Talente, nicht Ausbildung des Geistes, nicht Herzensgüte, oder sonst eine gute und groſse Eigenschaft des Mannes ihre Wahl bestimmt, genug, wenn sie nur Sclaven um sich her erblickt. Der Mann habe viel, oder wenig Verstand, er sey leichtsinnig, oder fest und bieder, er sey ein — lasterhafter Mensch, — dieſs wird sie wenig bekümmern, wenn sie nur Schmeicheleien und Huldigungen von ihm einernten, und ihn zum Werkzeuge ihrer Intrigue gebrauchen kann. Daſs einem coquetten Mädchen, bei einer solchen Eroberungssucht, bei einer solchen Regellosigkeit des Herzens, vielleicht nie der Gedanke an eine glückliche Ehe heilig und wichtig seyn kann, ist sehr begreiflich. Wie würde sie bei so miſsgeleiteten Anlagen, bei solchen oft ganz unheilbaren Gebrechen des Verstandes, jemahls den hohen Rang einer guten Hausmutter, einer treuen Gattinn, einer vernünftigen Bildnerinn ihrer Kinder verdienen, oder behaupten können? Oft sind die Fehler des Charakters leichter zu verbessern, als Fehler der Gewohnheit. Sobald ein vernünftiger Mann von diesem Grundsatz ausgeht; so wird seine Abneigung gegen eine nähere Herzensverbindung mit einem solchem Weibe eher zu, als abnehmen müssen; er wird sie nicht zu seiner Gattinn wählen, aber sich jenseit der Grenzen der Ehe vielleicht zu allen Thorheiten von ihr verführen lassen.“

„Es kann wohl der Fall seyn, daſs sich ein coquettes Weib, oder Mädchen für eine — Lucretia hält, und, bei aller ihrer Eroberungskunst, auch dafür angesehen werden will; allein sie scheint nicht daran zu denken, daſs die vermeinte Tugend vielleicht von dem so leicht zerreiſsbaren Faden des Zufalls abhängt, daſs nicht reine Moralität und reine Schamhaftigkeit, sondern Kälte des Temperaments, Mangel an verführerischen Gelegenheiten, Furchtsamkeit oder Redlichkeit ihrer Anbeter, und hundert andere Dinge sie vor Gefahren schützte. Manches unschuldige Mädchen sinkt durch listige Verführer zur Klasse der Buhlerinnen herab, und beweint hinterher ein Verbrechen, dessen Folgen sie wegen ihrer Unschuld nicht genau berechnen konnte. Daſs die Coquette selbst nie so tief fiel, lag wahrlich nicht an ihrer Tugend, da ihr Herz nicht rein seyn kann, es lag an den Umständen“ (und ich setze hinzu, vielleicht an der zu weit getriebenen Kunst, zu gefallen, die uns Männer so leicht zurückschreckt, — an einem Gebrechen ihres Körpers, an einer noch zurückgebliebenen Achtung gegen ihre Eltern, wenigstens gegen den Rang derselben, an einer Furcht vor — Schwangerschaften, an der Behutsamkeit ihrer Sclaven, u. s. w.) „Endlich, fährt meine Freundinn in ihrer Epistel gegen die Coquetterie fort, ist es denn für nichts zu rechnen, dafs die Coquette durch die Kunstgriffe ihrer Eitelkeit, durch — halbe Einwilligungen und sinnliche Liebkosungen so leicht Begierden erweckt und unterhält, die der Mann hinter ihrem Rücken, oft auf eine niedrige und höchst unmoralische Art in den Armen einer gemeinen Dirne befriedigen wird? — Die letztere würde ihm ohne jene Vorbereitungen vielleicht nie so gefährlich geworden seyn. Diese würde er fliehen, weil sie sich dem Laster öffentlich ergiebt, jene wird ihn ins Laster stürzen, weil er kein Laster zu sehen glaubte.“

Ich will das Capitel über die Coquetterie der Weiber diefsmal mit einer Stelle aus dem Spectator beschliefsen, die mit eben so viel Witz, als Menschenkenntniſs geschrieben ist, und worin ein sonderbarer Traum des Verfassers erzählt wird. In diesem Traume hatte er die Ehre, bei der Gehirnzergliederung eines Stutzers, und dann auch bei der Anatomie eines Herzens gegenwärtig zu seyn, das man in dem Leibe einer — Coquette fand. „Ehe, — so erzählt der Zuschauer, — unser Anatom zur Zergliederung dieses Herzens selbst kam, versicherte er uns, daſs es in seiner Kunst nichts Schwereres und Mühsameres gebe, als das Herz einer — Coquette zu öffnen, und alle seine Theile den Augen der Zuschauer genau und deutlich vorzulegen, da es mit unendlich vielen verborgenen Gängen und Schlupfwinkeln, die man sonst in keinem andern thierischen Herzen anzutreffen pflege, angefüllt sey. Jetzt bat er uns den Herzbeutel, oder die äuſsere Hülle dieses Organs in Augenschein zu nehmen. Welch ein Anblick! Durch Hülfe unserer

Vergröſserungsgläser sahen wir Millionen kleiner Narben, welche durch die Spitzen unendlich vieler Pfeile, die man gegen diese Haut hingeschleudert hatte, hervorgebracht zu seyn schienen, ob wir gleich auch nicht die geringste Oeffnung, durch welche einer von diesen Pfeilen zur Substanz des Herzens selbst gedrungen wäre, entdecken konnten. — Alle diejenigen, welche eine auch nur oberflächliche Kenntniſs der Anatomie besizzen, wissen, daſs der Herzbeutel eine Art röthlicher und dünner Feuchtigkeit bei sich führt, welche, nach der gemeinen Meinung, durch die Ausdünstungen des Herzens, die sich in jener Hülle verdicken, hervorgebracht wird. Als wir diese Feuchtigkeit selbst zu untersuchen anfingen, bemerkten wir bald, daſs sie alle Eigenschaften des — Weingeistes an sich hatte, womit man die Wärmemesser anzufüllen, und die verschiedenen Grade der Hitze und Kälte der Luft anzuzeigen pflegt. — Ich darf hier eines Experiments nicht vergessen, welches einer unserer Gesellschafter mit jener Feuchtigkeit, die er in ziemlicher Menge in dem Herzen einer vorher zergliederten Buhlerinn gefunden zu haben versicherte, angestellt hatte. Er erzählte uns nemlich, daſs er mit dieser Flüssigkeit eine Glasröhre, ungefähr so wie die eines Wärmemessers, angefüllt habe, daſs sie aber, — anstatt die Veränderungen der Luft anzuzeigen, die Eigenschaften der in das Zimmer kommenden Personen angedeutet hätte; daſs sie bei Annäherung eines Stutzers, eines gestickten Männerrocks, oder eines Paares mit Fransen besetzter Handschuh zu steigen, — hingegen beim Eintritt einer häſslichen schlecht gekräuselten Perücke, eines Paares plumper Schuhe und eines Kleides nach altem Zuschnitt, sogleich zu sinken pflege. Noch nicht genug! — er versicherte uns, daſs wenn er in der Nähe dieser Feuchtigkeit laut zu lachen anfange, dieselbe sehr merklich und leicht in die Höhe steige, daſs sie hingegen mit gröſster Schnelligkeit niederfalle, sobald er ein ernstes Gesicht annehme. Kurz, er wollte uns überzeugen, daſs er durch Hülfe dieser Maschine wissen könne — ob sich ein Mann von Kopf, oder ein Narr in seinem Zimmer befinde.“

„Nachdem wir den Herzbeutel und seine bei sich führende Feuchtigkeit genau untersucht hatten; so kamen wir zum Herzen selbst. Die Oberfläche desselben, war so glatt, und die Spitze so kalt, daſs wenn man es anfassen wollte, dasselbe wie ein Stück Eis, oder gleich einem Aale, durch die Finger — glitschte. Seine Fibern waren mehr, als die Fibern anderer Herzen ineinander gewunden, so daſs es ein wahrer gordischer Knoten zu seyn schien, und während seiner Lebensfunctionen nur sehr ungleiche und unordentliche Bewegungen gehabt haben konnte. — Als wir alle aus ihm entspringende, und sich an ihm verlierende Gefäſse untersuchten, so konnten wir durchaus keine Verbindung derselben mit der — Zunge entdecken; ein Umstand, der uns höchstmerkwürdig vorkam. Zu gleicher Zeit machte man uns bemerklich, daſs mehrere von jenen kleinen Nerven, welche das Ihrige zur Erzeugung der Liebe, des Hasses, und anderer Leidenschaften beitragen, nicht aus dem Gehirn, sondern aus den um die Augen herumliegenden Muskeln ihren Ursprung nahmen. Ich legte das Herz auf meine Hand, um von seinem Gewichte urtheilen zu können; aber es schien mir so leicht zu seyn, daſs ich sogleich auf seine groſse — Leerheit einen Schluſs machen konnte. In der That war auch sein innerer Raum voll Höhlungen und kleiner Fächer, die ineinander führten, und den Abtheilungen, die unsere Geschichtschreiber — der Bogenlaube der Rosemunde zuschrieben, glichen. Mehrere von diesen kleinen Löchern waren mit tausend Kleinigkeiten angefüllt, die ich unmöglich genau angeben kann. Nur das will ich bemerken, daſs der erste Gegenstand, den wir vermittelst unserer Vergröſserungsgläser darin entdeckten — ein feuerrother Kopfputz war.

Uebrigens sagte man uns, daſs die vormahlige Eigenthümerinn dieses Herzens, so lange sie lebte, die Huldigungen aller ihrer Anbeter geduldet, sie alle mit Hoffnungen hingehalten und jedem insbesondere zu verstehen gegeben habe, daſs er den Vorrang vor allen seinen Nebenbuhlern in ihrem Herzen — besitze. Wir glaubten daher, daſs wir auf den verschiedenen Häuten des Herzens eine unendliche Menge von Gesichtern abgedruckt finden würden; aber wir entdeckten, zu unserm groſsen Erstaunen, kein — einziges, bis wir zu seinem Mittelpunct kamen. Hier erblickten wir dann mit unsern Microscopen einen kleinlichen närrisch gekleideten Mann. Je mehr ich ihn betrachtete, je mehr glaubte ich ihn schon irgendwo gesehen zu haben, ohne daſs ich mich auf Ort und Zeit besinnen konnte, bis endlich einer aus der Gesellschaft, der ihn etwas näher, als die Andern, untersucht hatte, uns durch den ganzen Zuschnitt seines Gesichts und seiner übrigen Züge deutlich überzeugte, daſs dieſs kleine in dem Mittelpunct des Herzens aufgestellte Götzenbild nichts anders, — als jener Petit-maitre sey, dessen Gehirn wir oben zergliedert haben. *)

---

*) Das Inventarium, welches der Zuschauer von dem Gehirne eines solchen seichten Kopfs aufgenommen hat, ist sehr lesenswerth. Wir wollen es ein andermal unsern Lesern mittheilen. Gehirn war es eigentlich nicht, was man in dem Kopfe des Stutzers fand, — sondern nur ein Ding, das die Figur des Gehirns hatte, und sich durch eine groſse Menge — Höhlungen auszeichnete. In einer dieser Höhlungen fand man — diejenige schwammartige Masse, welche die Franzosen Galimatias, und die Engländer Nonsense — nennen.

„Sobald unser Zergliederer sein Geschäft geendigt hatte, entschlossen wir uns, weil wir über die eigentliche Beschaffenheit dieses Herzens, welches von andern Weiberherzen so verschieden war, nicht einig werden konnten, einen Versuch mit seiner Substanz selbst zu machen. Wir legten es auf — glühende Kohlen, aber weit entfernt, dadurch verzehrt zu werden, wurde es durch die Hitze nicht einmal angegriffen, woraus wir den Schluſs ziehen muſsten, daſs seine Natur — salamander-artig sey, und daſs es mitten im Feuer, und von Flammen umgeben, leben und fortdauern könne. Während wir diese sonderbare Erscheinung bewunderten, und einen Kreis um dasselbe zu schlieſsen anfingen, — gab es einen erschrecklichen Seufzer, oder vielmehr Knall von sich, und ging auf einmal in — Rauch über.“ So weit der lehrreiche Traum unseres Philosophen!

Ende des ersten Bandes.

Anthr. 113c

ilos. Anthrop. Scr. varia. 1296.

VERSUCH

EINER

CHARAKTERISTIK

DES

WEIBLICHEN GESCHLECHTS.

EIN

SITTENGEMÄHLDE DES MENSCHEN, DES
ZEITALTERS UND DES GESELLIGEN
LEBENS.

VON

CARL FRIEDRICH POCKELS.

ZWEYTER BAND.

HANNOVER,
in der Administration der Ritscherschen Buchhandlung.
1798.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

VORREDE.

Ungeachtet ich mich schon in der Vorrede zum ersten Bande dieses Werks über die Absicht, die Einrichtung und die Quellen desselben, — wie ich glaube, hinlänglich erklärt habe; so werde ich doch hier zur Vermeidung allerley Miſsverständnisse, zur Vorbereitung auſs Folgende, und zur Empfehlung meines Buchs, oder auch zur Entschuldigung gewisser Freyheiten desselben Verschiedenes nachholen müssen, gesetzt auch, daſs meinen Lesern und

Leserinnen diese Nachlese selbst ganz unnöthig scheinen möchte. Dieſs Verschiedene besteht in folgenden Puncten.

a) Ich bin überzeugt, — wenn ich anders den herrschenden Geist des lesenden Publicums kenne, — daſs meine Charakteristik des weiblichen Geschlechts den Käufern derselben viel willkommener gewesen seyn würde, wenn ich die darin enthaltenen Beobachtungen und Gemählde des menschlichen Herzens durch noch mehrere interessante Beyspiele und Anecdoten aus der Geschichte der Weiber selbst anlockender und lesenswürdiger zu machen gesucht hätte. Meine Leser haben hierin vollkommen Recht, und ich gestehe es, daſs es nicht nur meine Absicht war, diese ihre vorausgesehenen Wünsche zu erfüllen, sondern daſs ich auch bereits schon eine Sammlung solcher Beyspiele und historischer Erläuterungen meines Ideenstoffs *aus den besten Schriftstellern und eigenen Erfahrungen auszuarbeiten angefangen hatte. Allein ich wurde in meiner Arbeit, die selbst so viel Angenehmes für mich haben muſste, auf einmahl unterbrochen, und ganz unvermuthet durch meine Berufsverhältnisse, und zwar auf viele Monathe in ein ödes Land geführt, wo ich, aus Mangel literarischer Quellen, und bey einer unruhigen Lebensweise, jene Beyspielsammlung nicht weiter fortsetzen, noch weniger sie meinem Werke, wenige Facta ausgenommen, einverleiben konnte. Meine gütigen Leser und Leserinnen werden daher gebeten, auf jene Geschichtsbeyträge Verzicht zu thun, bis ich wieder in meiner Heimath leben, und bey den folgenden Bänden die Schriftsteller wieder benutzen kann, von denen ich jetzt in den Einöden eines catholischen Landes gänzlich abgeschnitten bin.*

b) Man wird es hoffentlich meinem Buche zu keinem Vorwurfe machen, daſs ich einige meiner Lieblingsautoren, besonders den alten Jean Jacques mehrmahls, und vielleicht zu oft citirt habe. Aber wer nutzt nicht gern seine alten gedankenreichen Freunde, so oft man sie nutzen kann; wer besucht sie nicht gern so oft, als es möglich ist, um von ihnen über interessante Gegenstände der Lebensphilosophie noch mehr belehrt, und unterrichtet zu werden! Vornehmlich scheint mir Rousseau, — ohne Vorliebe gesprochen, — unter allen neuen practischen Moralphilosophen das menschliche Herz am tiefsten durchforscht, und von allen Seiten beleuchtet zu haben. Seine Beobachtungsgabe und seine Beobachtungen selbst tragen etwas Originelles, etwas höchst Anlockendes an sich, und verrathen nicht selten einen Scharfblick in die Falten, Krümmungen und Schattirungen des menschlichen

Charakters, der nur durch die feinste Zergliederung, und durch das subtilste Studium der empirischen Seelenlehre hervorgebracht seyn konnte. Seine Sophie, oder seine Abhandlung über das Weib, würde ihn unsterblich gemacht haben, wenn er auch sonst nichts weiter, als dieses seelenvolle, inhaltsreiche Buch, geschrieben hätte. — Die vielen Widerlegungen, die dieses Buch gefunden hat, sind selbst eben so viel redende Beweise von dem allgemeinen Aufſehen, das es erregte; und von der Achtung, die man ihm, — so vieler gewagten Stellen ungeachtet, nicht versagen konnte. Es ist wahr, daſs dem unsterblichen Verfaſser hier und da schielende und unbestimmte Gedanken entwischt sind, daſs er eine, allen groſsen Köpfen eigene, und zwar sehr warme, — bisweilen zu warme Vorliebe für seine Meinungen hat, daſs er sich bisweilen in seinen Gemählden zu widersprechen scheint, *daſs ihn seine feurige Imagination bey seinen pädagogischen Ideen manchesmahl über die Bedingungen und die Grenzen der Natur hinausführt; aber es ist eben so wahr, daſs ihn in einzelnen psychologischen Entwickelungen seiner Gefühle und Willensäuſserungen, in seiner Kunst, das weibliche Herz zu erforschen und zu zeichnen, in seiner ganz eigenthümlichen Sehkraft, — aus den kleinsten Umständen einen ganzen Charakter zu interpretiren, in seiner hinreiſsenden Manier, seine Gedanken an einander zu reihen, und sie unserm Herzen nahe zu bringen, in der kraftvollen Würde und bezaubernden Schönheit der Diction kein Schriftsteller, der das weibliche Geschlecht schilderte und deſsen Charakter untersuchte, übertroffen hat. Sein Buch wird in allen Jahrhunderten noch ein Meisterstück bleiben. Es hat seine Flecken; aber wo giebt es eins, daſs ohne sie vorhanden wäre?*

c) Vielleicht ist es ganz unnöthig, meine Leser und Leserinnen nochmahls zu ersuchen, die Urtheile und Behauptungen, die in meinem Buche vorkommen, nicht immer als allgemeine Sätze zu betrachten, die ohne alle Ausnahme und Einschränkung hingestellt wären. — Es läſst sich leicht unterscheiden, was allgemein wahr, und nur im Allgemeinern wahr seyn kann. Wenn ich behauptet habe, daſs die Weiber eitel und eigenwillig sind, daſs es eine Menge Schwärmerinnen aller Art, und noch eine gröſsere Legion Coquetten unter ihnen giebt, daſs sie ihre Schönheit miſsbrauchen, daſs sie gern über uns und ihr Geschlecht herrschen, daſs sie nicht sehr zu einer bleibenden und reinen Freundschaft unter einander geschickt sind, daſs sie eine sehr feine und scharfe Menschenkunde besitzen, und gern lästern; so habe ich dieſs durchaus nicht von Allen sagen wollen, und nicht von allen sagen *können, ohne ungerecht gegen ihr im Ganzen so liebenswürdiges Geschlecht zu werden. Es kann tausend Ausnahmen von der Regel geben, und ich kann es daher ganz ruhig dem eigenen Gewissen meiner Leserinnen überlassen, ob sie sich zu diesen Exceptionen rechnen wollen, oder nicht. Vielleicht bin ich wohl gar nach dem Urtheile strengerer Richter noch zu galant gegen das schöne Geschlecht gewesen, indem ich fast überall mehr seine — Schwächen, als seine Laster geschildert habe. Ich habe diese Schonung mit darum beobachten wollen, weil ich von der Meinung nicht abgehen kann, und nicht abgehen werde, daſs wir Männer gemeiniglich die alleinigen Verführer und Verderber der Weiber sind, da wir ihnen entweder keine bessere Erziehung geben, oder ihre Unschuld und ihren frühern graden Sinn durch Schmeicheleyen vergiften, oder sie durch unmoralische Beyspiele zur Nachahmung reizen,* oder ihnen zu viel Freyheiten und Rechte in der Societät gestatten, oder ihre Würde, ihre natürliche Herzensgüte, ihre Tugend und ihren Verstand zu verkennen und schief zu behandeln pflegen.

d) Es sind mir während der Ausarbeitung meines Manuscripts einige kleine Freyheiten des Styls entwischt, die zwar der gewöhnliche Sprachgebrauch und selbst gute und correcte Schriftsteller meiner Nation autorisirt haben; die aber doch immer Freyheiten der Schreibart bleiben, und um die Nachsicht des strengen Grammatikers bitten. Ich hätte ganze Perioden meines Buchs umschmelzen müssen; wenn ich den Winken eines meiner gelehrtesten Freunde gefolgt wäre. Dergleichen Umschmelzungen sind eine verdrieſsliche Arbeit für den Autor, und es können daraus leicht Härten des Styls entstehen, die vorher nicht vorhanden waren. Druckfehler habe ich wegen Entfernung des Druckorts weder in diesem noch im vorhergehenden Bande austilgen können. Zum Glück fallen sie alle so sehr ins Auge, daſs man sie gleich als solche ohne Mühe erkennen kann. Sie entstellen den Sinn der Gedanken nicht, und dieſs ist wenigstens die gute Seite, die selbst ein — Druckfehler haben kann. Uebrigens habe ich die Ortographie meines Manuscripts, die ich nach den Regeln der deutschen Sprachkritik für die richtigste halte, nicht immer im Abdruck wiedergefunden, so wie hier und da die Undeutlichkeit der Handschrift, oder die Eilfertigkeit des Setzers gewisse Ungleichheiten in der Wortschreibung veranlaſst haben mag, die ich aber mir nicht zur Last zu legen bitte. Ich habe diese Entschuldigungen und Winke nicht übergehen wollen, weil ein Schriftsteller selbst in dergleichen klein scheinenden Umständen nicht gewissenhaft genug seyn kann.

e) So gern hätte ich die Critiken über den ersten Band dieses Versuchs, oder, wenn man lieber will, dieser Versuche zu meiner Belehrung für den gegenwärtigen zweyten Theil genutzt! Allein in dem traurigen Winkel der Erde, wo ich jetzt lebe, und wo ich diesen Band gröſstentheils ausgearbeitet habe, dringt keine Recension und kein gelehrtes Journal. Sollte diese Fortsetzung meines Werks manchen Lesern vielleicht weniger interessant, als der Anfang desselben, zu seyn scheinen: so mag die Ursache davon mit in meiner gegenwärtigen Lebensweise liegen, die nicht die bequemste ist, den Geist zu einer heitern und ruhigen Laune des Nachdenkens, und eines ungestörten Gedankengenusses zu stimmen; wohl aber auch mit darin, daß ich in diesen Wüsteneyen der Literatur weder mit den Lebendigen noch mit den Todten die gewünschte Rücksprache über die Entwickelung meiner Sittengemählde nehmen konnte, ob ich gleich selbst überzeugt bin, daſs ich diesen zweyten Band mit dem nemlichen Fleiſse, als den ersten, auszuarbeiten gesucht habe.

f) Ich habe die Materien, worauf die Abschnitte des Buchs hinweisen, nicht erschöpfen wollen und erschöpfen können, und glaube daher gern, daſs ein gröſserer Menschenkenner, der ein gelehrtes Publicum unterrichten wollte, tiefer in die abgehandelten Gegenstände eingedrungen seyn würde. Ich schrieb für Leser aus allen gebildeten Classen, und habe mich nach dem Geschmacke derselben in meinem Vortrage richten müssen. Hier und da habe ich auch nur geflissentlich einzelne Winke geben wollen, wo eine ausführlichere Bearbeitung der Materien nöthig scheinen könnte. Mein Buch soll mehr eine Sammlung von Sittengemählden des Menschen und der Menschen, als eine philosophische Abhandlung über die Charakteristik derselben seyn. Vieles dürfte auch noch in der Folge abgehandelt werden, was bisher vermiſst worden ist. Gewisse andere hier berührte Gegenstände, wohin ich vornehmlich den geselligen Geist unseres Zeitalters, und die Galanterie der mittlern und nachfolgenden Jahrhunderte rechne, sollen dereinst von mir in eigenen Schriften genauer bearbeitet werden, wenn es meine Zeit und Gesundheit erlauben will.

g) Endlich sehe ich voraus, daſs meine Leser hier und da Wiederhohlungen in meinem Buche bemerken, und daraus hinwegwünschen werden. Allein diesen Fehler haben fast alle Bücher in der Welt, wenn sie anders in jeder Rücksicht Fehler genannt werden können. In Schriften dieser Art lassen sie sich nicht vermeiden, und der Autor kann bisweilen seine guten Gründe dazu haben. Ich habe manche Ideenreihe aus dem Vorhergehenden wieder aufgenommen, um sie mit andern noch nicht genuzten Erfahrungen und Beobachtungen zu vereinbaren, und einzelne Charakterzüge des Weibes von mehrern Seiten zu beleuch-

ten. Eine Leidenschaft des menschlichen Herzens kann bisweilen der Grund von mehrern ganz entgegengesezten psychologischen Erscheinungen seyn. Man kann sie heute als einen Gegenstand der Untersuchung erschöpft zu haben glauben, und morgen Sonderbarkeiten und Abwechselungen an ihr wahrnehmen, die Anfangs gar nicht in ihrer Natur zu liegen schienen. Man würde sie sich vielleicht gar nicht erklären können, wenn man das Unbekannte nicht aus dem schon Bekannten zu erklären suchte, und auf diese Art durch Berechnungen des Wahrscheinlichen, auf das Wahre selbst geleitet würde. Dieſs zusammen genommen mag einzelne Wiederhohlungen in meinem Buche entschuldigen, und mich zugleich rechtfertigen, wenn darin manche Untersuchungen erst späterhin vorkommen, die man in einer Charakteristik der Weiber vielleicht früher erwarten konnte.

INHALT

DES ZWEYTEN BANDES.

Weibliche Schönheit und weibliche Grazie. Seite 1

Weibliche Herrschsucht. 91

Freundschaft der Weiber unter einander. 168

Groſse Menschenkenntniſs der Weiber. 255

Nachlese zum vorhergehenden Abschnitt.
Gelehrte Weiber. 296

Seite

Weibliche Medisance. 546

Vortheile und Nachtheile des Umgangs mit Weibern. Über den Geist unsrer heutigen Geselligkeit. 411

VERSUCH

EINER

CHARAKTERISTIK

DES

WEIBLICHEN GESCHLECHTS.

ZWEYTER BAND.

WEIBLICHE SCHÖNHEIT, UND WEIBLICHE GRAZIE.

Schilderungen derselben. — Ihr Werth, ihre beyderseitigen Bestimmungen. — Ihr Einfluſs auf einzelne Charakterzüge und Sonderbarkeiten des weiblichen Geschlechts. — Noch ein Rückblick auf die weibliche Modesucht und ihre Ausschweifungen.

Es bleibt ein wahrer Satz, daſs die Schönheit des andern Geschlechts dasselbe unmittelbar und unwiderstehlich zur Eitelkeit führt *) und wir dürfen uns darüber nicht

---

*) Hume erklärt diese Erscheinung mit wenig Worten ganz vortreflich — if beauty is so universally the subject of vanity it is only from its being the cause of pleasure. Essays etc. Vol. II. S. 189. Dublin 1779.

wundern, da wir selbst viele gescheidte Männer, die sich für wohlgebildet halten, und es auch wohl seyn mögen, in den nehmlichen Fehler fallen sehen. Das junge Mädchen weiſs und merkt es sehr bald, warum Andere so aufmerksam die Augen auf sie richten, warum sie so anhaltend geliebkoset, so modig gekleidet, so zärtlich bewundert wird. Sie lieset die Gefühle der Männer in den Augen derselben, sie verstehet den zärtlichen Händedruck, und sie würde eitel werden, wenn sie sich auch noch nie im Spiegel betrachtet hätte, wie man dieſs bey blindgebornen Frauenzimmern beobachtet hat. Sie vergleicht schon früh — und früher, als man glaubt, ihre Gestalt und ihr Gesicht mit der Gestalt und dem Geſicht anderer Mädchen, und weiſs es auf ein Haar anzugeben, welche Vorzüge sie vor jenen hat, und künftig haben wird. Die Natur weiset sie selbst hierzu an. Mit jedem Iahre — mit jedem Monath entwickeln sich an ihrem aufblühenden Körper neue Reitze, und sie ist ungeduldig, daſs sie sich nicht noch schneller entwickeln wollen. Sie schielt neidisch auf die erwachsenere Schwester hin, wünscht sich auch schon eine solche Gröſse, einen solchen Wuchs, ein solches Haar, einen solchen Busen, eine solche Rundung der Arme und der Wangen, und fängt schon zu coquettiren an, wenn sie noch nicht die Kinderschuhe abgelegt hatte. Vergleicht sie sich vollends mit Knaben gleiches Alters; so wird sie an sich noch gröſsere Reitze des Körpers entdecken. Die Gestalt des Knaben, seine Stimme, sein Gesichtsausdruck, sein ganzer Anstand ist plumper, ungeschliffener und gröber, als der ihrige. Er wird nie so hübsch, so liebenswürdig, als sie werden, er wird sie zwar durch seine Stärke, aber sie ihn durch ihre Zärtlichkeit besiegen. Alle diese Begriffe liegen so früh, und so natürlich in der Seele des Mädchens und des Weibes überhaupt, daſs man diese zerstören müſste, wenn man jene Ideen aufheben wollte; sie liegen so fest darin, daſs sie sich selbst im Wahnsinne auf eine sonderbare Art zu erhalten pflegen, und, wenn von einer zu strengen Sittenmaxime die Verachtung der Schönheit als eines vergänglichen Dinges geboten wird, an einen höhern Gerichtshof in diesem Stück, an den gesunden Geschmack der Männer appelliren. —

Ich glaube nicht, daſs durch die eben genannte Sittenregel — viel gewonnen wird, und viel gewonnen werden kann, weil wir Männer nie aufhören werden, einen groſsen Werth auf die weibliche Schönheit zu legen, und weil ihr die Natur selbst einen so hohen Rang gegeben hat. Wenn die Schönheit wirklich etwas Schönes ist, wenn sie die ruhigste Vernunft selbst dafür erkennt, wenn die edelsten Menschen es für eine Ehre und ein Glück halten, von ihr gerührt zu werden, wenn sie in unzähligen Fällen der Abdruck und Widerschein einer schönen Seele ist; so begreife ich nicht, warum Mann und Weib gegen ein solches einladendes Geschenk des Himmels gleichgültig seyn soll. — Wenn es auch vergeht und verfliegt; so ist es doch liebenswürdig so lange es da ist, so lange es uns zu groſsen Gedanken erhebt, und zu edeln Vorsätzen begeistert. Ist es nicht die weibliche Schönheit, welche in bessern Seelen das seligste und beglückendste Gefühl aller Gefühle den höchsten Genuſs ihrer reinsten Ergieſsungen, das Gefühl der Liebe erweckt? Ihr Anblick verwundet uns zwar oft tiefer, als es seyn sollte, aber wir würden ohne diese Verwundung von unsern Schwächen vielleicht nie geheilt, von unsern Sonderbarkeiten des Charakters und Geistes vielleicht nie befreyet worden seyn. Die innere Harmonie und Uebereinstimmung, welche in der Natur und dem Wesen der Schönheit selbst liegt, der vollkommene

Ausdruck des Guten geht durch eine unwiderstehliche Mittheilung in unsere übrigen Gedanken, in unsere ganze Lebensweise selbst über. Die Schönheit ist für edle Männer zu schön, als daſs sie vor den sanften Augen dieser bezaubernden Göttinn, und vor dem Richterstuhle ihrer Unschuld sündigen könnten. Sie hat schon in unzähligen Menschen die verworrensten Denkarten, die gröſsten Widersprüche des Verstandes und Herzens, die unglücklichsten Miſstöne des Gefühls durch ihre magische Kraft in den schönsten Einklang umgeformt. Wir sehen die Unordnungen und Miſsgestalten der Dinge um uns her nicht mehr, wenn wir ihr erhabenes und erquickendes Bild vor uns haben, wir fürchten keinen Sturm, wir fürchten den Untergang der Welt nicht, wenn ihre goldene Arme uns umschlieſsen, wir tragen die gröſsten Lasten mit Leichtigkeit und Heldenmuth, wenn wir sie an ihrer Hand tragen dürfen, wir kämpfen gegen uns selbst, wir opfern ihr Alles, auch das Liebste und Kostbarste auf, wenn wir nur ihr gefallen können. Ihr Seelenerhebender Blick richtete uns wieder auf, wenn wir gefallen waren, und hielt die Aufwallung der Leidenschaft in ihren Grenzen, die sie zwar selbst erregt hatte, aber auch selbst zu beherrschen weiſs. Der Thor wurde durch sie verblendet; aber der bessere Mensch wurde durch sie groſs und weise. Der Thor entweihet sie durch unheilige Gedanken, wenn jener sie mit stiller Bewunderung und Hochachtung als eine der liebenswürdigsten Gaben der Natur verehrt, und ihr schönes Bild zum Muster seiner eigenen moralischen Güte macht.

Kann sich aber die Schönheit des Weibes nicht bey diesen letztern Eindrücken erhalten, verliert sie ihren Zauber für unsere sittliche Natur; so war sie nur die Larve, und nicht der Widerschein eines gutgearteten und schönen Geistes gewesen, so war bey der Zusammenstellung eines so vollkommenen Körpers, und einer so schwachen, regellosen Seele ein unglücklicher Miſsgriff geschehen, und so wird das Laster sehr bald ihre stillen und liebreitzenden Grundzüge unter einander werfen, und seine wilden, Schauder erregenden Abdrücke an ihre Stelle setzen. — Das schöne, aber lasterhafte Weib wird nur in den Augen des sinnlichen Mannes noch ganz schön seyn. Allein dieſs ist oft nur ein Betrug der Sinnlichkeit, weil von dem reinern Bilde der Schönheit vielleicht schon längst einer seiner lieblichsten und bezaubern dsten Reitze, der schöne Ausdruck der Unschuld und Schamhaftigkeit verwischt ist, ohne dem es keine Vollendung der weiblichen Schönheit geben kann. Und sollte auch das ungesittete Weib sich dieses Bild erkünsteln, und die Larve der Unschuld geben können; so wird das Schöne uns doch schon deſswegen minder schön dünken, weil es sich wider seinen Naturzweck, zum Miſsbrauch hingiebt, und seinen Werth nicht zu erhalten weiſs. Jetzt wird der Verstand dasselbe nicht mehr für den schönen Abdruck einer unbefleckten Seele, und eines Ordnung liebenden Geistes halten können. Er fühlt sich betrogen, und wendet seinen Blick mit Beschämung von einem Bilde weg, das seine Aufmerksamkeit zwar erregen; aber seine Achtung nicht gewinnen konnte. — Daſs die schöne Bildsäule der mediceischen Venus die Bewunderung aller Kunstkenner erregt hat, war, wie uns die Kunstrichter sagen, sehr natürlich, da ihre Form nach derjenigen Linie gebogen wurde, die am meisten gefällt. Sollte uns aber jene Stellung der Göttinn nicht auch mit darum so sehr gefallen, weil sie noch nicht alle Gefühle der Schamhaftigkeit abgelegt zu haben scheint, und weil der Künstler vielleicht den Kampf der verlangenden Liebe mit der Würde der Unschuld dadurch ausdrücken wollte, daſs er den Armen der Königinn von Cythere diese und keine andere Lage gab? —

Der so fein denkende, und so fein empfindende Menschenbeobachter, Montaigne klagt zwar in seinen Versuchen darüber, daſs es uns an einer genauen Beschreibung der Schönheit überhaupt fehle, weil der Geschmack der Nationen in dieser Rücksicht unendlich verschieden sey, und meint, daſs wir sie, — wenn sie ihrer Natur nach etwas Bestimmtes wäre, eben so wohl, als die Wärme des Feuers, einstimmig anerkennen würden; allein in Absicht der Liebenswürdigkeit und der zauberischen Gewalt derselben hat er mit uns einerley Meinung. — Ich kann es nicht genug beschreiben, sagt er im V. Bande seines Werks S. 384. f. wie sehr ich die Schönheit, diese mächtige und vortheilhafte Eigenschaft schätze. Socrates nennt sie eine kurze Tyranney und Plato ein Vorrecht der Natur; aber kein Geschenk der Jetztern gilt mehr, als sie. Sie nimt in der menschlichen Gesellschaft überall den Vorrang ein. Sie zeigt sich immer zuerst. Sie verführt sogar unsere Urtheilskraft, und besiegt dieselbe mit groſser Gewalt, und durch bewundernswürdige Eindrücke. Phryne würde, ihres vortrefflichen Sachwalters ungeachtet, ihren Proceſs dennoch verloren haben, wenn sie nicht ihr Kleid von einandergeschlagen, und die Richter durch den Glanz ihrer Schönheit bestochen hätte. *) „Ich finde auch, fährt Montaigne fort, daſs die drey Weltbezwinger, Cyrus, Alexander und Cäsar, so wie der ältere Scipio die Schönheit bei Ausführung ihrer groſsen Thaten nicht ungenutzt lieſsen. Im Griechischen drückt man das Schöne und Gute mit einem Worte aus, und die heil. Schrift

---

*) Phryne cum eam Defendente Hyperide esset condemnanda, fracta tunica et nudo pectore ad pedes Judicum provoluta, plus potuit propter formam ad persuadendum Judicibus, quam Patroni vis dicendi. Sextus Empir. adv. Mathematicos.

nennt oft diejenigen gut, die sie schön nennen will. Auch ich würde ohne Bedenken die Güter des Lebens nach jenem alten Liede, welches nach Platos Bericht ein Volksgesang, und aus einem alten Dichter entlehnt war, in — Gesundheit — Schönheit und — Reichthum eintheilen, und in die nemliche Rangordnung stellen. Aristoteles behauptet sogar, daſs schönen Leuten das Herrscherrecht zukomme, und daſs, wenn sich ihre Schönheit dem Urbilde der Götter nähere, jene eben so wie diese, verehrt werden sollten. Als ihn jemand fragte: warum man so gern den längern und öftern Umgang mit schönen Leuten suche? erwiderte er: so kann nur ein — Blinder fragen.“ „Schönheit, sagt Montaigne, ist mir bei meinem Gesinde, und sogar bei den Thieren fast eben so viel, als ihre natürliche Güte, werth.“

„Inzwischen sagt er weiter, glaube ich nicht, daſs jener Zug, jene Form und Grundstriche des Gesichts, woraus man auf gewisse innere Gemüthszustände und künftige Schicksale eines Menschen schlieſsen will, gradezu und schlechterdings unter die Classe der Schönheit und Häſslichkeit gehören, eben so wenig, als eine wohlriechende und heitere Luft immer die Gesundheit derselben, oder eine dicke und übelriechende Atmosphäre ansteckende Seuchen andeutet. Diejenigen, welche die Weiber beschuldigen, daſs ihre Sitten ein Widerspruch ihrer Schönheit wären, urtheilen daher nicht immer ganz richtig. In einem verbildeten Gesichte kann dennoch ein Ausdruck von Rechtschaffenheit und Zutrauen liegen, so wie ich hingegen zwischen zwey schönen Augen bisweilen den drohenden Abdruck eines boshaften und gefährlichen Charakters gelesen habe. Es giebt gewisse vortheilhafte Physiognomien, und selbst in dem Haufen siegender Feinde wird man zwischen lauter unbekannten Leuten sogleich einen vor dem andern herauswählen, dem man sich ergiebt, und sein Leben anvertrauet, ohne die Schönheit desselben in Betrachtung zu ziehen. Ob uns gleich, so schliefst Montaigne, diese interessanten Bemerkungen, der Gesichtsausdruck nur eine schwache Garantie leisten kann; so darf er doch nicht aufser Acht gelassen werden. Wenn mir ein Strafamt übertragen wäre; so würde ich diejenigen Bösewichter am härtesten züchtigen, welche ihre, etwas Gutes versprechende Physiognomie gleichsam Lügen strafen, und verrätherisch behandeln. Ich würde die Bosheit mit der sanften Larve noch ärger züchtigen. Es scheint in der That, dafs es einige Gesichter giebt, die lauter Gutes, andere hingegen, die nichts, als Böses verkünden, — und es mufs nach meiner Meinung eine Kunst geben, wodurch man in dem Gesichte der Menschen die Sanftmuth von der Einfalt, den Ernst von der Roheit, den bösen Sinn von dem Gemüthskummer, das höhnische Wesen, von der Schwermuth, und andere dergleichen Eigenschaften von einander unterscheiden kann. Es giebt Schönheiten, welche nicht nur stolze, sondern auch bittere Grundzüge haben — andere die sich durch etwas Gefälliges, aber auch durch etwas Fades und Abgeschmacktes auszeichnen." So weit Montaigne.

Diese frostigen und faden weiblichen Schönheiten, die von keinem Strahle des Geistes beschienen werden, die gleichsam nur marmorartig und leblos sind, finden wir häufiger, als solche, welche zugleich durch den schönen Körperbau, und durch die Feinheit der Cultur einladen. Ihr Auge wird nie mit unserm Herzen sprechen, da es nicht mit unserm Geiste reden kann. Ihr Lächeln ist nicht das zärtliche Kind eines weichen Gefühls, eines heitern Witzes, und jener bezaubernden Anmuth des weiblichen Gesichts, wofür wir so oft die Schönheit selbst hingeben möchten. — Es ist das seelenlose Spiel einiger schlaffen Muskeln, die des Anstandes wegen in Bewegung gesetzt, und durch die Einfalt verzerret wurden. Der Mund dieser Weiber glühet nicht für uns, er kann uns durch keinen Ausdruck eines schönen Gedankens begeistern, er wird uns nichts, als höchst alltägliche Dinge sagen. Vielleicht wäre es für die Schöne von Alabaster vortheilhafter, wenn sie ihn nie öffnete, weil uns Männern das Geschwätz der Einfalt auf der Lippe des schönen Weibes durchaus nicht gefallen will, und gefallen kann. Ihr Busen schlägt nicht für uns. Ihr Blut schleicht so langsam, wie ihre matten Gedanken, und das ganze Leben ihrer kalten Gefühle. Sie wird durch nichts gerührt, durch nichts hingerissen, — als etwa durch einen neuen Putz; — aber dafür wird sie nun auch kein anderes Wesen, als höchstens den Dummkopf reitzen. Umsonst verbreitet die schöne Natur ihren Zauber um sie her, umsonst werden ihr groſse und edle

Handlungen vortrefflicher Menschen erzählt, umsonst ihr Gefühl durch Unglück und Tod ihrer Freundinnen angerührt, sie bleibt kalt, wie die Eisrinde an einer abgestorbenen Blume. Sie ist die Larve in der Fabel! Die Natur hatte, den Körper so schön, so liebreitzend und so verführerisch geschaffen; aber sie hatte eine Seele hineinzulegen vergessen.

Und dennoch kann es wiederum andere, sehr geistvolle, sehr interessante schöne Frauen geben, in deren Umgange wir so kalt, als bey jenen seelenlosen Schönheiten bleiben. Woher diese Erscheinung? Woher das Bewundern und Anstaunen ihrer Talente, ihres feinen Witzes, ihrer scharfen und treffenden Urtheilskraft ihrer vielen glänzenden Kenntnisse, -- und doch das kalte und ruhige Gleichgewicht unseres Herzens, womit wir alle jene Talente des schönen Weibes oft zu betrachten pflegen? Ich glaube daher, weil die geistvolle Schöne zu viel Männliches angenommen hat, zu sehr unsere Denkweise affektirt, zu sehr glänzen will, und uns durch die Schärfe ihres Witzes selbst in einer gewissen Entfernung von sich hält. *) Die Schönheit soll, nach dem Urtheile der Männer, so gestaltet seyn, und so gebraucht werden, daſs sie uns anlocken und rühren kann. Diese Stärke und diese Schwäche muſs sie für sich selbst, und für uns behaupten. Sie muſs sich dem Kreise und dem Verlangen unserer Sinnlichkeit durch einen zu hohen Aufflug in die Regionen des Verstandes nicht entziehen, und nicht entziehen wollen. Wir fordern dieſs,

---

*) La Bruyere bezeichnet die Weiber dieser Art durch ein sehr wahres Bild. On regarde, sagt er in seinem Tractat des Femmes, une femme sçavante comme on fait une belle — arme, elle est cizelée artistement, d'une polissure admirable, et d'un travail fort recherché: c'est une piece de cabinet, que l'on montre aux curieux, qui n'est par d'usage, qui ne sert ni à la guerre ni à la chasse, non plus qu'un cheval de manége, quoique le mieux instruit du monde. S. 197. der

und fordern es mit Recht. Wir wissen nicht, wie wir das geistige Weib aus ihren Wolkenhimmel zu uns herabziehen sollen, wenn sie für uns ihre körperlichen Reitze durch einen zu feinen Anbau des Geistes unwirksam gemacht hat. Sie wird uns zwar als ein Gegenstand der Bewunderung beschäftigen, aber als ein Gegenstand der Liebe für uns verschwinden. Sie wird keine Leidenschaft des Begehrens, keine Hoffnung, keinen Enthusiasmus der Zuneigung in uns erwecken, so groſs auch ihre Seele, und so liebenswürdig ihr Character seyn mag.

Dresden. Ausgabe 1769. Obige Bemerkung, daſs schöne, talentvolle Weiber uns oſt am wenigsten besiegen, wird auch durch Rousseaus Urtheil bestätigt. „J'aimerois, sagt er, Emile L. V. S. 10, encore cent ſois mieux une ſille simple et grossiérement élevée; qu'une ſille savante et bel - esprit qui viendroit établir dans ma maison un tribunal de litterature dont elle ſe ſeroit la présidente."

Aber man fürchte nicht, daſs die Anzahl dieser geistreichen Schönen, die das wirksamste Mittel, die Männer zu bezaubern, zu vergessen scheinen, jemahls sehr anwachsen werde. Dieſs liegt nicht in der Natur des Weibes, und die Männer werden nie aufhören, ihre Siegerinnen nicht nur heraus zu fordern; sondern sie auch zu belohnen. Das andere Geschlecht kann unmöglich mit einer bloſsen Bewunderung von unserer Seite zufrieden seyn; und selbst die Coquette wird von uns noch etwas mehr, als diese, verlangen. Bewunderung ist ein viel zu kalter Affect für die weibliche Liebe, nicht zu gedenken, daſs die Erhaltung desselben in uns, und zwar auf lange Zeit den Weibern leicht mühsam und beschwerlich wird, da hingegen unsere Zuneigung der weiblichen Phantasie mehr Freyheit und Spielraum giebt. Die Weiber biethen uns hierin wegen ihrer natürlichen Herzlichkeit gemeiniglich selbst die Hände, indem sie von uns den Umtausch der anbetenden Hochachtung und Bewunderung in Liebe oder Freundschaft verlangen. Sie wissen es sehr gut, daſs sie dabey mehr gewinnen, und sich dadurch länger in unserm Werth erhalten, als wenn wir nur immer die Verdienste ihres Verstandes zu zählen gezwungen werden. Die Klügern unter ihnen vernachlässigen daher, neben jenen Verdiensten die Reitze ihres Körpers nicht, sondern wenden darauf die nehmliche Sorgfalt, wie Andere, die auſser ihrem Körper gar nichts an sich auszuschmücken haben. Sie wissen es ferner, daſs wir Männer, wenn unsere Sinnlichkeit gar nicht mehr gefesselt und beschäftigt wird, sehr leicht der Verstandescoquetterie der Weiber überdrüſsig werden, und daſs es ganz andere Lockspeisen für uns giebt, als philosophische Gespräche, oder die sogenannte magere — Platonische Liebe. Das geistvolle Mädchen verlangt endlich doch einen Ehemann, und sehnt sich endlich doch nach der, allen gelehrten Weiberprunk weit überwiegenden, Mutterwürde. Aber um dahin zu gelangen, darf sie uns nicht bloſs durch die Subtilität und Ausbreitung ihres Verstandes bezaubern wollen. — Sie muſs Liebe in unserm Herzen zu erregen wissen, und selbst Liebe zu empfinden fähig seyn.

Es giebt einen gewissen äuſsern bezaubernden Liebreitz des andern Geschlechts, der ihm besonders eigenthümlich ist, der ihm durch die Schönheit allein nicht gegeben werden kann; aber mit der Schönheit verbunden, auf uns mächtiger, als Alles andere wirkt, ich meyne die weibliche Grazie. Sie selbst kann die körperliche Schönheit nicht hervorbringen, die eine bloſse Naturgabe bleibt, allein sie kann sie unendlich erhöhen, und die Häſslichkeit minder häſslich machen. Wenn die Schönheit nur eine schöne Form ankündigt; so thut die Grazie, oder weibliche Anmuth noch mehr, indem sie sich als den schönen Ausdruck einer schönen Seele darstellt, — sich öffentlich so zeigt, und in ihrem Wettkampf mit der Schönheit fast allemal siegt. Wir betrachten sie als ein — liebenswürdiges Verdienst des Geistes; die Schönheit aber nur als eine liebenswürdige Eigenschaft des Körpers, die uns gegeben ist, und folglich zu keiner Gattung eines Verdienstes gerechnet werden kann. Wir können von ihr nicht nothwendiger Weise auf die Schönheit — der Seele schlieſsen; wir thun dieſs aber allemal bey der weiblichen Grazie, weil sie nur von der Seele ausgehen kann, und sich ohne eine Vollkommenheit unseres Geistes, ohne einen ruhigen Einklang unserer Gefühle und Gedanken nicht denken läſst. Die Grazie, welche der Künstler in sein Kunstwerk zu legen sucht, und zu legen weiſs, kann er ohne Schönheit freilich nicht aufstellen; aber die Grazie der Seele kann ohne eine vollendete Schönheit liebenswürdig und zauberartig werden. Die Bestandtheile dieses weiblichen Liebreitzes muſs man daher in dem Innern des Menschen, in seiner Freiheit und Willkür, in der Harmonie seiner sittlichen Empfindungen, nicht in dem Baue der Natur allein aufsuchen. Ohne den Ausdruck der weiblichen Unschuld, Sittsamkeit und Güte, ohne die zwanglose, freye und schöne Aeuſserung wohlgeordneter Leidenschaften, ohne das liebreitzende Bild einer reinen, mit sich selbst zufriedenen Seele, würde alle angenommene Grazie nichts, als ein — Betrug, nie der Abdruck der moralischen weiblichen Schönheit seyn. Allein dieſs Erzwingen und Künsteln würde ihr auch selbst unendlich schwer werden, da die Grazie mit ihrer schönen Schwester, mit der Schönheit selbst darin viel Aehnliches hat, daſs sich beide durch die Kunst nicht hervorbringen lassen, sondern eher durch die letztere verdunkelt werden. Die körperliche Schönheit ist in diesem Stück so eigensinnig und edelstolz, als die der Seele. Beide lassen sich keine andern Gesetze vorschreiben, als die in ihrer Natur selbst liegen.

Daſs die weibliche Grazie und alle Grazie überhaupt sich nie ganz von der Schönheit trennen läſst, und jene diese letztere als ihre Gehülfinn und Begleiterinn betrachtet, ist unläugbar. Wir werden es nicht wagen, einem durchaus miſsgestalteten Körper, oder einem ganz häſslichen Gesichte — Grazie zuzuschreiben, so edel auch die Seele seyn mag, die eine solche Hülle bekam. *)

---

*) Seneca irret sich daher sehr, wenn er in seinem LXVI Briefe sagt: „Errare mihi visus est, qui dixit: Gratior est pulchro veniens e corpore virtus, so wahr es auch ist, daſs, wie er sich ausdrückt, sub qualibet cute das beste und glücklichste Genie wohnen könne. Dieſs bestreitet kein Mensch; aber wenn er seinen häſslich gestalteten Freund dennoch formosus et rectus corpore nennt; so wird sein hinzugesetztes videtur nur so und nicht anders verstanden werden müssen.

Die Häſslichkeit des Körpers verhindert den äuſsern schönen Ausdruck schöner Gefühle, und erweckt allerley Nebenvorstellungen, die etwas Widerliches für unsere Phantasie an sich tragen können. Wir bemerken sehr leicht, welchen Zwang sich eine häſsliche Person anthun muſs, um die unangenehmen Eindrücke, die ihre Gestalt in uns hervorzubringen pflegt, zu verhüthen, oder zu mildern. Wir werden noch mehr zurückgestoſsen, wenn sich eine solche Person, um sich auf eine andere Art geltend zu machen, durch einen schneidenden Witz, durch den Hang zur Satyre, und durch andere Künste, die ein unedles Herz verrathen, auszeichnen will. Wir werden diesen unangenehmen Eindrücken auch dann nicht ein mahl ausweichen können, wenn wir von der einen Seite durch die Schönheit einer weiblichen Seele angezogen, aber auf der andern Seite wiederum durch eine krähende widerliche Stimme, durch ein triefendes Auge, einen unförmlichen Mund, oder durch einen andern in die Augen fallenden Körperfehler zurückgeschreckt werden. Wir haben uns bey solchen Gelegenheiten bisweilen so wenig in unserer Gewalt, daſs wir aus einer Abneigung vor diesem und jenem widerlichen Gesicht selbt Ungerechtigkeiten gegen die Person begehen, und einen Zweifel in ihre Tugend setzen können. Wenigstens werden wir eine Art von Wehmuth in uns empfinden, daſs eine liebenswürdige Seele kein schöneres Wohnhaus bekam.

Die weibliche Grazie ist überhaupt von so feiner, delicater, und, um mich so auszudrücken, von so empfindlicher Natur, daſs sie noch durch viel kleinere Verunstaltungen, als ich vorher angegeben habe, beleidigt werden kann. Sie wird sehr oft durch einen einzigen schamlosen Blick, durch eine einzige zweideutige Geberdung, durch ein einziges unnatürliches Gekreisch der Stimme, durch das kleinste Merkmahl von moralischer oder physischer Verzerrung für uns Männer verschwinden. Eine männliche, unmelodische und widerliche Stimme kann die liebenswürdigsten Weiber unangenehm machen, und bei allen Talenten des Geistes unser Herz vor ihnen verschlieſsen, wenn wir ihnen auch alle nur mögliche Hochachtung schenken. Die Grazie gleicht der silberhellen Spiegelfläche, die durch den leisesten Hauch trübe gemacht werden kann. Wir können keine Contraste in ihr dulden, und werden gegen ihren ganzen Werth miſstrauisch, wenn sie sich auch nur in Kleinigkeiten vergessen konnte. Daſs die Grazie nicht ohne alle Schönheit bestehen kann, erhellet endlich auch daraus, daſs sie mit den Iahren abnimmt, und bei tausend Weibern mit dem Alter ganz verschwindet. Man wird wenig veraltete weibliche Schönheiten finden, die, so rein und gut auch ihre Seele seyn mag, sich noch in dem schönen Ausdruck weiblicher Anmuth zu erhalten wuſsten, — und konnten sie es; so ist dieſs ein Beweis, daſs sie schon frühzeitig Meisterinn in der Kunst, uns zu gefallen, waren; ein Beweis, daſs sie sich sehr richtige Begriffe von dem Werthe der weiblichen Grazie gemacht hatten. Daher gaben sie sich so viele Mühe, ihren Geist zu verfeinern; daher wandten sie so vielen Fleiſs auf die Bildung einer sonoren, melodiereichen Stimme; daher gewöhnten sie ihr Herz zu dem oft unwiderstehlichen Ausdruck weiblicher Sanftmuth und Güte; daher wurden viele so — tugendhaft, weil der Ausdruck des Moralischguten so leicht in uns Rührungen erwecken kann; daher blieben viele so keusch und unschuldig, weil der innere Friede der Seele eine Sprache redet, die allgemein, die selbst dem Lasterhaften gefällt, und uns an dem bessern Weibe so oft den Mangel körperlicher Schönheit vergessen läst.

Einer unserer helldenkendsten und schätzbarsten Schriftsteller hat das Wesen der Anmuth und ihre Wirkungen auf eine so scharfsinnige Art, und in einer so hinreissenden philosophischen Sprache zergliedert, daſs meine Leser mir sehr gern die Einschaltung einiger seiner geistvollen Gedanken zur Erläuterung des Vorhergehenden erlauben werden. „Die griechische Fabel, sagt dieser lichtreiche Kopf in seiner wichtigen Abhandlung, über Anmuth und Würde *) (S. 1 — 11) legt der Göttinn der Schönheit einen Gürtel bey, der die Kraft besitzt, dem, der ihn trägt, Anmuth zu verleihen, und Liebe zu erwerben. Eben diese Gottheit wird von den Huldgöttinnen oder den Grazien begleitet. — Die Griechen unterscheiden also die Anmuth und Grazie noch von der Schönheit, da sie solche durch Attribute ausdrückten, die von der

---

*) Leipzig 1793.

Schönheitsgöttinn zu trennen waren. Alle Anmuth ist schön, denn der Gürtel des Liebreitzes ist ein Eigenthum der Göttinn von Gnidus; aber nicht alles Schöne ist Anmuth, denn auch ohne diesen Gürtel bleibt Venus, was sie ist. — Nach eben dieser Allegorie ist es die Schönheitsgöttinn allein, die den Gürtel des Reitzes trägt und verleihet. Juno, die herrliche Königinn des Himmels, muſs jenen Gürtel erst von der Venus entlehnen, wenn sie den Jupiter auf den Ida bezaubern will. Hoheit also, selbst wenn ein gewisser Grad von Schönheit sie schmückt, (den man der Gattinn Jupiters keineswegs abspricht) ist ohne Anmuth nicht sicher, zu gefallen; denn nicht von ihren eigenen Reitzen, sondern von dem Gürtel der Venus erwartet die hohe Götterköniginn den Sieg über Jupiters Herz. — Die Schönheitsgöttinn kann aber doch ihren Gürtel entäuſsern, und seine Kraft auf das Minderschöne übertragen. Anmuth ist also kein ausschlieſsendes Prärogativ des Schönen, sondern kann auch, obgleich immer nur aus der Hand des Schönen auf das Minderschöne, ja selbst auf das Nichtschöne, übergehen. — Die nehmlichen Griechen empfahlen demjenigen, dem bei allen übrigen Geistesvorzügen die Anmuth, das Gefällige fehlte, den Grazien zu opfern. Diese Göttinnen wurden also von ihnen als Begleiterinnen des schönen Geschlechts vorgestellt; aber doch als solche, die auch dem Mann gewogen werden können, und die ihm, wenn er gefallen will, unentbehrlich sind.“

„Was ist aber nun die Anmuth, wenn sie sich mit dem Schönen zwar am liebsten, aber doch nicht ausschliessend verbindet? Wenn sie zwar von dem Schönen herstammt; aber die Wirkungen desselben auch an dem Nichtschönen offenbaret? wenn die Schönheit zwar ohne sie bestehen, aber durch sie allein ein Object der Neigung werden kann? — Entkleidet man die Vorstellung der Griechen von ihrer allegorischen Hülle; so scheint sie keinen andern, als folgenden Sinn einzuschlieſsen: Anmuth ist eine bewegliche Schönheit; eine Schönheit nemlich die an ihrem Subjecte zufällig entstehen und eben so aufhören kann. Dadurch unterscheidet sie sich von der fixen Schönheit, die mit dem Subjecte selbst nothwendig gegeben ist. Ihren Gürtel kann Venus abnehmen, und der Juno augenblicklich überlassen; ihre Schönheit würde sie nur mit ihrer Person weggeben können. Ohne ihren Gürtel ist sie nicht mehr die reitzende Venus, ohne Schönheit ist sie nicht Venus mehr. — Dieser Gürtel, als das Symbol der beweglichen Schönheit, hat aber das ganz besondere, daſs er der Person, die damit geschmückt wird, die objective Eigenschaft der Anmuth verleihet; und unterscheidet sich dadurch von jedem andern Schmuck, der nicht die Person selbst, sondern blos den Eindruck derselben, subjectiv, in der Vorstellung eines Andern, verändert. Es ist der ausdrückliche Sinn des griechischen Mythus, daſs sich die Anmuth in eine Eigenschaft der Person verwandle, und daſs die Trägerinn des Gürtels wirklich liebenswürdig sey, nicht bloſs so scheine."

„Ein Gürtel, der nichts mehr ist, als ein zufälliger äuſserlicher Schmuck, scheint allerdings kein ganz passendes Bild zu seyn, die persönliche Eigenschaft der Anmuth zu bezeichnen; aber eine persönliche Eigenschaft die zugleich als zertrennbar von dem Subjecte gedacht wird, konnte nicht wohl anders, als durch eine zufällige Zierde versinnlicht werden, die sich unbeschadet der Person von ihr trennen läſst. — Der Gürtel des Reitzes wirkt also nicht natürlich, weil er in diesem Fall an der Person selbst nichts verändern könnte, sondern er wirkt magisch, das ist, seine Kraft wird über alle Naturbedingungen erweitert. Durch diese Auskunft (die freilich nicht mehr ist, als ein Behelf) sollte der Widerspruch gehoben werden, in den das Darstellungsvermögen sich jederzeit unvermeidlich verwickelt, wenn es für das, was auſserhalb der Natur im Reiche der Freiheit liegt, in der Natur einen Ausdruck sucht. — Wenn nun der Gürtel des Reitzes eine objective Eigenschaft ausdrückt, die sich von ihrem Subjecte absondern läſst, ohne deſswegen etwas an der Natur desselben zu verändern, so kann er nichts anders als Schönheit der Bewegung bezeichnen; denn Bewegung ist die einzige Veränderung, die mit einem Gegenstand vorgehen kann, ohne seine Identität aufzuheben. — Schönheit der Bewegung ist ein Begriff, der beiden Forderungen Genüge leistet, die in dem angeführten Mythus enthalten sind. Sie ist erstlich objectiv, und kommt dem Gegenstande selbst zu, nicht blos der Art, wie wir ihn aufnehmen. Sie ist zweitens etwas zufälliges an demselben, und der Gegenstand bleibt übrig, auch wenn wir diese Eigenschaft von ihm wegdenken. — Der Gürtel des Reitzes verliert auch bei dem Minderschönen, und selbst bei dem Nichtschönen seine magische Kraft nicht; das heiſst, auch das Minderschöne, auch das Nichtschöne kannn sich schön bewegen. — Die Anmuth, sagt der Mythus ist etwas zufälliges an ihrem Subject, daher können nur zufällige Bewegungen diese Eigenschaft haben. An einem Ideal der Schönheit müssen alle nothwendigen Bewegungen schön seyn, weil sie, als nothwendig zu seiner Natur gehören; die Schönheit dieser Bewegungen ist also schon mit dem Begriff der Venus gegeben, die Schönheit der zufälligen ist hingegen eine Erweiterung dieses Begriffs. Es giebt eine Anmuth der Stimme, aber keine Anmuth des Athemholens.“

„Ist aber jede Schönheit der zufälligen Bewegungen Anmuth? — Daſs der griechische Mythus Anmuth und Grazien nur anf die Menschheit einschränke, wird kaum einer Erinnerung bedürfen; er geht sogar noch weiter, und schlieſst selbst die Schönheit der Gestalt in die Grenzen der Menschengattung ein, unter welcher der Grieche bekanntlich auch seine Götter begreift. Ist aber die Anmuth nur ein Vorrecht der Menschenbildung, so kann keine derjenigen Bewegungen darauf Anspruch machen, die der Mensch auch mit dem, was blos Natur ist, gemein hat. Könnten sich also die Locken an einem schönen Haupte mit Anmuth bewegen, so wäre kein Grund mehr vorhanden, warum nicht auch die Aeste eines Baumes die Wellen eines Stroms, die Saaten eines Kornfelds die Gliedmaſsen der Thiere sich mit Anmuth bewegen sollten. Aber die Göttinn von Gnidus representirt nur die menschliche Gattung, und da, wo der Mensch weiter nichts, als ein Naturding und Sinnenwesen ist, da hört sie auf, für ihn Bedeutung zu haben. — Willkürlichen Bewegungen allein kann also Anmuth zukommen, aber auch unter diesen nur denjenigen, die ein Ausdruck moralischer Empfindungen sind. Bewegungen, welche keine andere Quelle, als die Sinnlichkeit, haben, gehören bei aller Willkürlichkeit doch nur der Natur an, die für sich allein sich nie bis zur Anmuth erhebet. Könnte sich die Begierde mit Anmuth, der Instinkt mit Grazie äuſsern, so würden Anmuth und Grazie nicht mehr fähig und würdig seyn, der Menschheit zu einem Ausdruck zu dienen.“

Und doch ist es die Menschheit allein, in die der Grieche alle Schönheit und Vollkommenheit inschlieſst. Nie darf sich ihm die Sinnlichkeit ohne Seele zeigen, und seinem humanen Gefühle ist es gleich unmöglich, die rohe Thierheit und die Intelligenz zu vereinzeln. Wie er jeder Idee sogleich einen Leib anbildet, und auch das Geistigste zu verkörpern strebt, so fodert er von jeder Handlung des Instinkts an dem Menschen zugleich einen Ausdruck seiner sittlichen Bestimmung. Dem Griechen ist die Natur nie bloſs Natur, darum darf er auch nicht erröthen, sie zu ehren; ihm ist die Vernunft niemals bloſs Vernunft, darum darf er auch nicht zittern, unter ihrem Maſsstab zu treten. Natur und Sittlichkeit, Materie und Geist, Erde und Himmel flieſsen wunderbar schön in seinen Dichtungen zusammen. Er führte die Freiheit, die nur im Olympus zu Hause ist, auch in die Geschäfte der Sinnlichkeit ein, und dafür wird man es ihm hingehen lassen, daſs er die Sinnlichkeit in den Olympus versetzte."

„Dieser zärtliche Sinn der Griechen nun, der das Materielle immer nur unter der Begleitung des Geistigen duldet, weiſs von keiner willkürlichen Bewegung am Menschen, die nur der Sinnlichkeit allein angehörte, ohne zugleich ein Ausdruck des moralisch empfindenden Geistes zu seyn. Daher ist ihm auch die Anmuth nichts anders, als ein solcher schöner Ausdruck der Seele in den willkürlichen Bewegungen. Wo also Anmuth statt findet, da ist die Seele das bewegende Princip, und in ihr ist der Grund von der Schönheit der Bewegung enthalten. Und so löst sich denn jene mythische Vorstellung in folgenden Gedanken auf, — Anmuth ist eine Schönheit, die nicht von der Natur gegeben, sondern von dem Subjecte selbst hervorgebracht wird.“ Diese vortrefflichen, so schön vorgetragenen Ideen, die der Verfasser vorläufig nur exegetisch aus der griechischen Fabel herauszog, werden von ihm unten auf dem Wege der philosophirenden Vernunft weiter berichtigt, und entwickelt. Wir müssen aber hier abbrechen, und empfehlen allen unsern Lesern, die den groſsen Anatom der Anmuth und Würde in die Tiefen seines Raisonnements begleiten wollen, das

Studium seines gedankenreichen Werks selbst, so dringend, als man etwas sehr Wichtiges nur immer empfehlen kann.

So regelmäſsig die Form der weiblichen Schönheit ist, so unregelmäſsig und sonderbar sind hingegen oft die Handlungen und Denkungsarten schöner Weiber. Ich rechne hierher zuvörderst die Erscheinung, daſs nicht selten die schönsten und zugleich geistreichsten Weiber, die auf beide Vorzüge stolz waren, und sich durch beide das schönste Ideal von ehelicher Glückseligkeit entworfen hatten, sich ganz freiwillig in die Arme eines Tropſs, oder Monstrums warfen, dem das minder schöne und minder aufgeklärte Weib nie ihre Hand gegeben haben würde. Die Ursachen einer solchen Wahl sind gewiſs sehr verschieden, und man darf nicht immer von einer auf die andere schlieſsen, wenn man nicht auf Irrwege gerathen will.

Einige von diesen schön gebaueten, geistvollen Frauen haben ein so sublimes Ansehn angenommen, besitzen einen so hohen Grad von Eigendünkel, Selbstsucht und Egoismus, sind im eigentlichen Sinne des Worts so gnädig, daſs heiſst, so unausstehlich, und verrathen so viele wunderliche und schiefe Launen, daſs sie die herzhaftesten Männer von sich zurück zu scheuchen pflegen. Keiner ist ihnen schön reich und ausgebildet genug. Keiner entspricht dem hohen Ideale, welches sich diese sublimen Weiber von ihrem künftigen Gatten, und von den Wundern ihrer eigenen Schönheit entworfen haben, und diejenigen Männer, welchen sie wohl ihre Hand und ihr Herz schenken möchten, hatten schon gewählt. Während jenes langen Suchens, Forschens und Herumtappens nach einem Manne, der ihnen ganz gefallen könnte während den langen und ununterbrochenen Spielen einer stolzen Coquetterie, während der Ueberzeugung, daſs man den Gatten so leicht, als den Liebhaber finden könne, und Schönheit und Verstand jedes männliche Herz besiegen müſsten, eilen die Jahre — vorüber, und ehe man es glaubt, ist die kritische Lebensepoche vorhanden, wo ein Frauenzimmer, und selbst die Schönere nicht länger spröde und lecker in ihrer Wahl seyn darf. Unterdessen wird, im Vertrauen auf die Gewalt weiblicher Reitze, jenes Anziehen und Zurückstoſsen der Anbeter immer noch fortgesetzt. Man verbirgt sich dabei die Anzahl der Jahre, man kann sich immer noch nicht entschlieſsen, die weibliche, bisher geführte, Herrschaft in die Hände eines Mannes niederzulegen, da noch so viele Sclaven nach der Gunst der stolzen Buhlerinn haschen, und ihren Geist und ihre Schönheit immer noch mit einer Art von Enthusiasmus zu bewundern scheinen. Die Coquetterie wird sogar mit den Jahren zunehmen; aber die älternde Schöne, scheint es nicht zu wissen, daſs sie dadurch die Ehe immer weiter von sich entfernt, und mit dem dreiſsigsten Jahre, — eine alte Jungfer zu werden, fürchten muſs. Allein dieser Gedanke wird irgend einmal in ihr schrecklich erwachen, — und dann wird er die Schritte zum Ehestande oft auf eine Art beschleunigen, die uns in Erstaunen setzen muſs. Unter den vielen Anbetern und Bewunderern der geistvollen Schöne wird vielleicht keiner fest stehen, wenn es auf eine ernsthafte Verbindung ankommt, und da alle Waffen des Verstandes und weiblicher Reitze oft dann nicht hinreichen wollen, auch nur einen einzigen klugen Mann zu fesseln, da mit jedem Monat die Gefahr, unverheirathet zu bleiben, zunimt, da jene Reitze vielleicht selbst schon zu verblühen anfangen, und nicht mehr die vorigen Wunder hervorbringen wollen; so wird sich die Dame zu einem — *Salto mortale* ins Ehebett entschlieſsen müssen, sie wird, um Frau zu werden, wider ihren Willen, und zum Erstaunen des ganzen Publicums einen Tropf, einen Krüppel, einen Narren wählen, und um die Liebe eines Mannes buhlen, der vielleicht vorher nicht selten der Gegenstand ihrer Verachtung und ihrer — beiſsenden Satyre gewesen war.

Andere von jenen geistreichen Schönen werden bei allem ihren Verstande, und bei ihren groſsen Eigenschaften des Herzens dennoch von einem sehr sinnlichen Temperamente beherrscht. Sie können ohne die Männer nicht leben, sie gleichen der philosophischen Hipparchia, die sich selbst den Gebräuchen der cynischen Weltweisen unterwarf. — Sie wissen es selbst, daſs sie sehr schwach sind, daſs sie nur mit Mühe den Regungen ihres Bluts, und ihrer inflammabeln Phantaſie widerstehen können, und daſs es daher am besten sey, sich sobald, als möglich, zu verehligen. Das Feuer ihres

Naturells wird sich nicht mit dem bloſsen Anblick der männlichen Schönheit begnügen, so sehr ihnen auch sonst die schöne Form der Männer gefallen mag. Ihr System heiſst Genuſs, und dazu ist der Tropf, der Krüppel, der häſsliche und verunstaltete Mann vielleicht besser, als der schönere und geistvollere zu gebrauchen, indem alles das auf ihn zu passen scheint, was der groſse Plinius in seiner Naturhistorie von einem merkwürdigen Manne sagt, den ich hier nicht nennen kann. — Die Männer, mit denen jene erleuchteten Weiber ihren Geistescommerz treiben, gelehrte Briefwechsel unterhalten, und in einer gesuchten und künstlichen Sprache empfindeln, — die schwindsüchtigen Autoren und Enthusiasten, die kränkelnden Dichter und Vorleser mögen immerhin dem Geiste dieser Frauen Nahrung und Unterhaltung verschaffen, — für ihren Körper sind sie wahre Schattenbilder, und weiter nichts. Bei allen subtilen und gelehrten Gesprächen, bei allem Durst der Seele nach Licht und Wahrheit, bei aller Verfeinerung und Veredelung des Geschmacks und moralischen Gefühls, will die natürliche Zärtlichkeit dieser Weiber doch nicht ganz vernachlässigt werden. Ihr Temperament führt sie aus der Studierstube doch immer wieder in das Gebiet der Göttinn Cythere zurück. Aber vielleicht wagt aus sehr guten Gründen kein einziger ihrer hektischen Bücherfreunde, ihrer platonischen Liebhaber mit ihnen den Gang dahin. Was ist daher wohl natürlicher, als daſs sie sich endlich einen — gesunden Mann suchen werden, gesetzt, daſs auch dieser nicht der klügste, schönste und angenehmste seyn sollte. Wenn er nur der stärkere ist.

Montaigne hat auch über diesen Gegenstand mit seiner gewönlichen Freimüthigkeit philosophirt, und in seiner merkwürdigen Abhandlung: des Boiteux, jene Erscheinung aus physischen, schon von den ältern Philosophen angenommenen, Gründen zu erklären gesucht. Ich weiſs nicht, ob die alte Philosophie hierin ganz recht hat, da diese Untersuchung vor den Gerichtshof der Aerzte gehört; aber es ist sehr auffallend, daſs oft die allerhäſslichsten Männer die unumschränkteste Gewalt über schöne und geistreiche Weiber haben, und diese viel leichter, als Andere, zur Liebe reitzen. Da die Weiber in ihrer Liebe gemeiniglich sehr feurig, und mithin auch gemeiniglich sehr eifersüchtig sind, da sie ihr geheimes Miſstrauen gegen die Tugend schöner Männer nie ganz ablegen werden; so könnte man ihre oft so sonderbare Anhänglichkeit an häſslichen Männern auch wohl mit daher leiten, weil sie diese für getreuer, und also für ein sichereres Eigenthum ihres Herzens, als schöne Männer, zu halten pflegen. Sie haben bemerkt, daſs die männliche Schönheit eben so vielen Nachstellungen und Verführungen, als die weibliche, unterworfen ist, und daſs wir durch dieses Geschenk der Natur so leicht, wie sie, zu einer lächerlichen Eitelkeit und Flatterhaftigkeit gereitzt werden können. Die weibliche Liebe hat überhaupt ihre wunderlichen Launen, und fällt bisweilen auf Gegenstände, die der Zartheit und dem Geschmacke dieser Leidenschaft grade entgegen zu stehen scheinen, und nach unserer Meinung eine ganz andere Wirkung hervorbringen müſsten. „Die Schönheit, sagt la Mothe de Vayer, kann eben so leicht Haſs, als Liebe erregen.“ Eine Behauptung, die sehr wahr ist, und nichts weniger, als den Namen eines Paradoxon verdiente. S. Tome II. S. [illegible] der Werke dieses philosophischen Menschenkenners. Paris 1654. Fol.

Hierzu kommt nun noch der Umstand, daſs diejenigen Frauen, welche sich einen an Schönheit, Lebensart und Geistescultur armen Mann wählen, gemeiniglich mit der

Idee, ihn nach ihrem Geschmacke zu bilden, in den Ehestand treten. Die Weiber haben, so bald sie selbst auf Cultur Ansprüche machen; fast alle eine erstaunlich hohe Meinung von der moralischen Kraft ihres Umgangs, und ihrer Belehrung, und sind hierin auch oft sehr glücklich, wenn sie ihre Männer nicht durch Widerspruch und Spötterei, sondern mit Sanftmuth und Liebe zu bilden suchen. Aber grade diese hohe, und zu hohe Meinung führt sie nicht selten, und zwar ganz blindlings einem Gatten entgegen, welcher lebenslang ein Zeuge ihrer schlechten Wahl, und ihrer verunglückten Plane bleibt. Gemeiniglich sind die Weiber, die klügsten und vorsichtigsten selbst nicht ausgenommen, — viel zu hastig und eilfertig, in den Ehestand zu treten, wenn einmahl eine gewisse Wärme ihres Bluts vorhanden war. Allein eben diese Eilfertigkeit, die sogar von vielen Eltern selbst veranlaſst wird, ist der Grund, warum es überall so viel unharmonische Ehen giebt, und warum sich oft die gescheidtesten Frauen, vornehmlich Witwen, von einem einfältigen ungebildeten Menschen, oder von einem männlichen Faun zum Altar führen lassen. „A juger, sagt der naive La-Brugere von einer gewissen Dame seiner Zeit, par sa beauté, sa jeunesse, sa fierté et ses dédains, il n'y a personne qui doute que ce ne soit un heros qui doive un jour la charmer: son choix est fait; c'est un — petit monstre qui manque d'esprit.“ S. dessen Abhandlung: des Femmes.

Der Streit zwischen der Schönheit und Keuschheit ist seiner Natur nach so alt, als die menschliche Gesellschaft selbst. Die Schönheit kann bei aller mit ihr verbundenen Sitteneinfalt und Unschuld die gefährlichen Eindrücke nicht verhüthen, die sie in der Sinnlichkeit unseres Geschlechts hervorbringt. Sie bewirkt dieselben oft unwissend, und unwillkürlich *), zwar nach einer an sich unschädlichen Naturbedingung; aber dennoch bisweilen zu dem groſsen moralischen Nachtheile ihrer Besitzerinnen, oft aber auch geflissentlich und absichtlich, um das Gebiet der weiblichen Eitelkeit und Herrschaft zu erweitern. Die Weiber haben in der Regel nicht Kraft genug, den Lobpreisungen und Schmeicheleien, wodurch man ihre Schönheit erhebt, zu widerstehen, — so wenig Kraft, daſs sie dieses Kleinod sogar öfters der Schmeichelei selbst aufopfern, und dasjenige in einem Augenblick hingeben, womit sie Jahre lang auf eine unschuldige Art wuchern könnten. Wenn es auch nicht wahr ist, daſs sehr schöne Weiber von Natur sehr sinnlichen

---

*) Wie wahr und treffend ist auch in dieser Hinsicht eine Sentenz des Publius Syrus, die so lautet:

Magno periculo custoditur, quod multis placet.

Temperaments sind *), welches man vielleicht eher von den häſslichern behaupten könnte, so werden jene doch nach und nach durch die Liebe der Männer, und durch ihre eigene Eitelkeit sinnlich gemacht werden, indem sie ihre Reitze als einen Gewinn und Handelsartikel, selbst im guten Sinne des Worts, zu betrachten, und einen viel zu hohen Werth darauf zu legen anfangen. Die Künste der Verführung und der Schmeichelei sind überdieſs in diesem Stück von beiden Seiten so groſs, daſs man gemeiniglich nicht genau weiſs, wer der angreifende Theil ist, ob es gleich nur der Mann seyn

---

*) Diese Meinung liegt offenbar in den Worten des gelehrten de la Chambre — „assurément la beauté male n'est rien autre chose à nos sens, que la marque de la bonne constitution de la puissance active dans la generation; tout de même que la beauté femelle est un signe que la puissance passive a tout ce qui est necessaire pour y faire sa fonction.“ S. Les Caracteres des Passions. A Paris 1665. Vol. I. S. 140 f. 3.

sollte. Beide Theile fühlen sich am Ende besiegt. Der eine — indem er die Schönheit hingiebt, der andere indem er sie annimt, und sich blindlings in ihre Schlingen verwickelt. „Die Schmeichelei, sagt Bayle im Artikel Aventin, welche in diesem Falle fast unvermeidlich ist, besitzt eine wunderbare Stärke, die guten Entschlieſsungen selbst zu überwinden, und so mag dieſs noch eine Erklärung seyn, warum oft grade die shhönsten und liebenswürdigsten Menschen so tief, so unbeschreiblich tief fallen konnten. Vielleicht war der den schönen Weibern so eigene Stolz oft noch die einzige Schutzwehr ihrer Tugend, indem wir Männer durch diesen Stolz mehr zurückgestoſsen, als angezogen wurden, und die weibliche Schönheit in ihren Wirkungen auf uns dadurch aufgehalten und unschädlich gemacht werden muſste.

Rousseau erklärt sich nicht sehr günstig für die weibliche Schönheit, weil sie für den

Ehestand zu viele Gefahren und Bedenklichkeiten mit sich führt. „Die groſse Schönheit, sagt er im V. Buch seines Emils, muſs nach meiner Meinung in der Ehe mehr geflohen, als — gesucht werden. Die Schönheit nutzt sich sehr bald durch ihren Besitz ab. Nach sechs Wochen ist sie für den Besitzer nichts mehr; aber die damit verknüpften Gefahren dauern so lange als sie selbst. Der Mann wird zu den unglücklichsten Menschen gehören, wenn seine schöne Frau nicht ein Engel der Tugend ist, — und, wenn sie es wäre, wie wird sie es verhindern können, daſs er nicht immer von Feinden umgeben sey? Wenn der höchste Grad der Häſslichkeit nicht Ekel erweckte; so würde ich sie der gröſsten Schönheit vorziehen. Denn, da die eine und die andere in kurzer Zeit für den Mann nichts mehr ist; so wird die Schönheit ein Nachtheil und die Häſslichkeit ein Vortheil für ihn werden. Aber Häſslichkeit, welche Ekel erweckt, ist das gröſste Unglück. Diese Empfindung erlöscht nicht, sondern nimt vielmehr immer zu, und verwandelt sich sogar in Abscheu und Haſs. Eine solche Ehe ist eine — Hölle, und man würde lieber todt, als so verbunden-seyn wollen. Wünscht euch in allen Stücken, die Schönheit selbst nicht ausgenommen, — nicht zu viel, und nicht zu wenig. Eine angenehme und gefällige Gestalt, die nicht Liebe, sondern Wohlwollen einflöſst, ist das, was man vorziehen muſs. Sie beeinträchtiget den Ehemann nicht, und gereicht beiden Eheleuten zum Vortheil. Die weibliche Grazie nutzt sich nicht, wie die Schönheit, ab. Sie hat Geist und Leben, sie behält eine stete Neuheit, und nach Verlauf von dreiſsig Jahren wird ein rechtschaffenes Weib durch ihre Anmuth dem Gatten noch, wie am ersten Tage gefallen können."

Rousseau hat in vieler Rücksicht sehr Recht; allein er scheint mir doch auch hier in seinen bekannten Fehler der Uebertreibung gefallen zu seyn. Seine lebhafte Phantasie führte ihn in seinen Behauptungen unendlich oft auf Extreme, und Antithesen, welche keine genaue Prüfung aushalten, wenn es wahr ist, daſs die Wahrheit nur in der Mitte liegen kann. Er nimt zwei Fälle an; eine vollkommen schöne, und ein ganz häſsliche Frau, ohne zu bedenken, daſs es wegen des Relativen dieser Begriffe weder die eine noch die andere giebt, und daſs ein minder schönes Weib bei vieler Grazie und weiblicher Schlauheit für den Ehemann so gefährlich, und wohl noch gefährlicher, als eine sogenannte vollendete weibliche Schönheit werden kann. Die letztere wird uns oft durch ihren Stolz, ihren Selbstdünkel, ihre unermeſslichen Prätensionen zurückscheuchen, und uns ihren Umgang durch eine Menge bizarrer Launen verleiden. Jene wird alle Künste und Annehmlichkeiten des Geistes anwenden, uns zu gefallen, und endlich, wie die Olinde des Amadis, siegen, gesetzt, daſs sie auch nicht alle die Schönheiten der Seele besitzen sollte, die der groſse Dichter in dem Gemählde der liebenswürdigen Olinde zu vereinigen wuſste.*)

Da es keine ganz vollendete Häſslichkeit der Weiber giebt, und diese auch bei sehr auffallenden Miſsbildungen ihres Körpers immer noch gewisse Reitze für uns behalten können; so fällt die Schluſsart des Rousseau überhaupt weg, wenn er für die höchste Schönheit die höchste Häſslichkeit wählen will, insofern diese nicht degoutant ist. Dieſs letztere kann nur bei ganz alten Frauen der Fall seyn, wovon aber hier nicht die Rede ist. Rousseau hat sich hier überhaupt nicht deutlich genug erklärt, und sich sogar selbst widersprochen, da er kurz vorher behauptete, daſs ein Ehemann nach und nach gegen die Schönheit, oder Häſslichkeit ganz gleichgültig werde. Die Begriffe dessen, was Eckel erweckt, sind wieder nur relativ, und man wird daraus nie den höchsten Grad der Häſslichkeit bestimmen können, — oder man wird annehmen müssen, daſs die gröſste Häſslichkeit selbt nicht ganz unliebenswürdig sey, da manche Liebhaber in die häſslichsten Mädchen selbst rasend verliebt sind. — Rousseau scheint daher noch gewisse andere Nebenideen mit dem Begriff einer ekelhaften Häſslichkeit verbunden zu haben, die sich nicht bloſs auf die äuſsere weibliche Form, folglich auch nicht auf den Sinn des Gesichts allein beziehen. Und dann mag er sehr recht haben, wenn es wahr ist, daſs die andern Sinne sich oft viel schwerer, als das Auge, bestechen und täuschen lassen.

---

*) S. dieſs vollendete Meisterstück weiblicher Liebenswürdigkeit in Wielands neuen Amadis 17ter und 18ter Gesang.

Daſs der Eindruck, welchen ein so hoher Grad weiblicher Häſslichkeit auf unser Herz macht, sich endlich sogar in Haſs verwandele, kann, wie auch Ehlers *) in der Anmerkung zu obiger Stelle bemerkt, doch wohl nur von unverständigen und unbilligen Männern gesagt werden. Der Verständige wird mit Bedauern und Mitleiden ein Frauenzimmer betrachten, welches, ohne ihre Schuld, eine so reitzlose und widerliche Gestalt bekam, und auf immer eines so köstlichen Schmuckes ihres Geschlechts beraubt seyn muſs. Dieſs Bedauern und Mitleiden kann bei gutgearteten Männern so weit gehen, daſs sie sich nicht nur in Gesellschaften an die häſslichern Weiber anzuschlieſsen pflegen, und sich um die schönern wenig bekümmern, sondern auch oft die häſslichern freiwillig, und aus inniger Liebe zu ihren Gattinnen gewählt haben. Es kann wohl seyn, daſs sie dieſs bisweilen auch aus Vorsicht, und einem Hange zur Eiſersucht

---

*) In der allgemeinen Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens (Emil, 4ter Theil.)

thaten; aber ich kenne Männer, die ganz allein aus Mitleiden, und dann aus einer daraus entspringenden Liebe dem häſslichsten Mädchen ihr Herz schenkten, und in ihrem Ehestande höchst — glücklich leben. Welche Dankbarkeit wird auch ein Frauenzimmer lebenslang für einen Mann empfinden müssen, der ihre Häſslichkeit der Schönheit selbst aus Güte des Herzens vorzog, und dadurch so vielen Sorgen und trüben Aussichten ihres Lebens auf einmal ein Ende machte. Die häſslichern Weiber lieben aus diesem Grunde gemeiniglich ihre Männer feuriger, als es die schönern ihres Geschlechts zu thun pflegen. —

Die Künste, Hülfsmittel und Lächerlichkeiten, welche sich die Weiber zur Erhaltung und Ausstellung ihrer Schönheit von jeher erlaubt haben, gehören unstreitig zu den gröſsten Sonderbarkeiten des andern Geschlechts. Die ältere und neuere Geschichte liefert uns in dieser Hinsicht eine

Menge von Anecdoten und Charakterzügen, die uns in Erstaunen setzen, und fast überall beweisen, daſs die weibliche Schönheit zu allen Zeiten sehr eigenmächtig über den weiblichen Verstand, und den weiblichen Character geherrscht hat. Unter tausend Beispielen dieser Art will ich nur die Königinn Elisabeth von England nennen. Dieſes groſse und merkwürdige Weib gehörte unstreitig zu den aufgeklärtesten und verdienstvollsten Fürstinnen jedes Zeitalters *); aber

---

*) „Man hat lange darüber gestritten, sagt der groſse Hume von diesem groſsen Weibe, — und der Streit ist noch nicht entschieden, wen man für den gröſsten Mann halten soll; aber welche unter den Frauen den Vorzug verdiene, das wird niemals zweifelhaft seyn, so lange der Name Elisabeth nicht vergessen ist.“ Gleichwohl bestätigt der nemliche Hume Alles dasjenige, was Bayle von der Eitelkeit dieser Prinzessinn erzählt hat. Unter andern Arten der Ueppigkeit, sagt er in einer andern Stelle, fing in diesem Jahrhundert auch die Zunahme des Putzes an, und die Königinn fand es dienlich, ihn durch eine öffent-

bei aller Gröſse ihres erleuchteten Geistes, und ihrer glänzenden Verdienste war sie dennoch für ihre körperliche Schönheit auf eine höchst weibische Art eingenommen.

liche Verordnung einzuschränken. Allein ihr eigenes Beispiel war ihren Befehlen sehr wenig gemäſs. Da wohl kein Frauenzimmer jemals von seiner Schönheit mehr eingenommen, oder begieriger war, Eindruck auf die Herzen der Zuschauer zu machen; so beging keins gröſsere Ausschweifungen im Putze, und keine sann mehr auf die Abwechselung und Pracht ihrer Kleider. Sie erschien fast jeden Tag in einem verschiedenen Anzuge, und versuchte jede Art von Moden, wodurch sie sich reitzender zu machen hoffte. Sie war auch in ihre Kleider so verliebt, daſs sie nie eins wegschenkte, und bei ihrem Tode fand man in ihrer Garderobe dreitausend verschiedene Anzüge, welche sie in ihrem Leben getragen hatte. S. D. Hume History of England. Basil. 1789. Vol. VII. S. 439. 8. Daſs Elisabeth so groſs wurde, daſs sie ihr thatenvolles Leben wenigstens durch keine Laster der Sinnlichkeit öffentlich beschimpfte, konnte allerdings mit in dem Umstande liegen, daſs sie eine Schwangerschaft getödtet haben würde.

Sie wandte eine Sorgfalt und Kunst auf die Moden und die Ausschmückungen ihres Leibes, die sich nur für eine Buhlerin, aber für kein so erhabenes Weib schickten. Sie legte fast täglich eine neue Kleidertracht an, und erschien bald in einem englischen, bald einem französischen, bald in einem italiänischen Anzuge. Sie coquettirte mit ihren schönen Händen und Armen, wenn sie Audienz gab, zog ihre Handschuh augenblicklich aus und an, und lockte einst dem Gesandten der Königinn Maria auf eine listige Art das Geständniſs ab, daſs sie so schön, wie diese, und in Absicht der blendenden Weiſse der Haut noch schöner, als ihre Nebenbuhlerin, sey. Bayle erzählt aus den Memoiren des du Maurier noch eine sonderbare Anecdote von der kleinlichen Eitelkeit dieses unsterblichen Weibes. Unter einer von den Generalstaaten an sie geschickten Gesandschaft befand sich ein junger Holländer, welcher beim Eintritt der Königinn in den Audienzsaal von ihrer schönen Figur leidenschaftlich gerührt wurde. Er entdeckte sich einem neben ihm stehenden Engländer, und versicherte, daſs wenn es möglich wäre, er der Königinn gern einen hohen Beweis von seiner Liebe geben möchte. — Die beiden Männer setzten diesen Scherz fort; allein dem scharfsehenden Auge der Elisabeth war nichts entgangen, sie hatte sich jede Miene und Bewegung des jungen Holländers bemerkt, und drang nach geendigter Audienz in den Engländer, ihr das Geheimniſs des vorgefallenen Gesprächs zu entdecken. Er entschuldigte sich mit der Ausflucht, daſs es bloſs gleichgültige Dinge betroffen habe, die nicht die Aufmerksamkeit einer Königinn verdienten; aber damit war sie nicht zufrieden, und ruhete nicht eher, bis der Engländer alles frei herausgebeichtet hatte. Elisabeth freuete sich sehr über den Eindruck, den ihre Schönheit auf das Herz des jungen Mannes gemacht hatte. Sie nahm ihm seine muthwilligen Aeuſserungen so wenig übel, daſs sie ihm vielmehr eine noch einmal so schwere goldene Kette als den andern Gesandten verehren lieſs. Die schönen Weiber in der groſsen Welt haben fast alle eine Aehnlichkeit mit dieser Prinzessinn, wenn von einer übertriebenen Eitelkeit die Rede ist, und sich ihre Schönheit behaupten soll. Es hat Frauen gegeben, die auf eine martervolle Art die welkende Haut ihres Gesichts zu verjüngen suchten *); Andere, die, um mit einer blühenden Röthe in die Gesellschaft zu treten, sich kurz vorher die sonderbarsten

---

*) Montaigne erwähnt einer Pariserinn B. I. C. 40, die sich, um eine lebhaftere Farbe zu bekommen, die Haut abziehen lieſs. Andere sah er Sand und Asche verschlucken, um eine blasse Farbe zu erhalten. Noch andere schnürten sich durch Schienen und Stäbe den Leib so martervoll ein, daſs das Fleisch nach und nach so hart wie die hornartige Haut in den Händen der Handwerksleute wurde.

Ausschweifungen erlaubten **), noch Andere, die sich der unreinlichsten und eckelhaftesten Verschönerungsmittel bedienten, und endlich sogar solche, die auf eine künstliche Art die Mörderinnen ihrer eigenen Kinder wurden, wenn ihre Schönheit erhalten werden sollte. Dieser Satz klingt schreklich, und doch ist es aller Welt bekannt, daſs allein durch die Schnürleiber, und andere Mittel unzählige Embryone getödtet worden sind, und noch getödtet werden. —

Daſs die Weiber oft selbst die Schamhaftigkeit ihres Geschlechts aufopfern, um ihre Schönheit zu zeigen, und um ihre Schönheit wirksam zu machen, habe ich schon oben bemerkt. Die Schamhaftigkeit derselben wechselt nicht selten mit den Moden,

---

**) S. eine sonderbare Verschönerungsmethode einer vornehmen Dame in den Anecdoten vom franz. Hofe aus den Zeiten Ludewigs XIV aus Briefen der Madame d'Orleans. Strasburg (eigentlich Braunschweig) 1789.

und wie die Moden. Sie steigt und fällt, wie es die jedesmalige Sitte, und die Laune des Geschmacks mit sich bringt, obgleich diese durch die Denkungsart und Sinnlichkeit der vornehmern Weiber fast allemal zuerst bestimmt wird. Die geringern Stände des Lebens sind noch die einzigen, welche in ihrer Kleidertracht Zucht und Anständigkeit beobachten, und sich mit Schamhaftigkeit verhüllen, — ungeachtet oft ganz gemeine Weiber ihre körperlichen Reitze mit mehrerer Ehre, als unsere meisten vornehmen Damen, würden zeigen können. Unter hundert — dieser, mit so vieler Kunst und Sorgfalt, und taktischer Genauigkeit erzogenen Frauen giebt es, nach den Zeugniſs der Aerzte — und Putzmacherinnen, immer nur wenige, die sich durch einen gesunden, von Natur graden und schönen Wuchs auszeichnen. Die Meisten haben einen verbogenen Knochenbau, oder andere versteckte körperliche Fehler, so sehr man diese auch durch Schnürleiber, künstliche Polster, elastische Bänder, hohe Schuhe, lange Mäntel und Tücher, und andere Verschanzungen der Mode zu verbergen sucht. Die Eltern gaben vielleicht der menschlichen Gesellschaft ein gesundes, wohlgebildetes Mädchen; aber die Modehändlerinn, der Damenschneider, die eitle Nachbarinn, die schwindsüchtige Tante und Groſsmutter, die putzsüchtige Französinn, die sinnlosen Schmeichler drangen auf die Verkrüppelung des armen Geschöpfs. *) Daher aber denn

---

*) Rousseau erklärt sich hierüber, indem er dem ungezwungenen Anzuge der Griechinnen eine Lobrede hält, sehr wahr und sehr scharf (Emil. 4ter Theil) „Man weiſs, daſs die Bequemlichkeit der Kleidungen, welche den Leib nicht zwängten, viel dazu beitrug, beiden Geschlechtern die schönen Verhältnisse zu lassen, die man an ihren Statuen sieht, und welche noch zu Mustern der Kunst dienen, da die verunstaltete Natur aufgehört hat, ihr dergleichen unter uns zu geben. Von allen den gothischen Einklemmungen, von den vielen Banden, welche auf allen Seiten nu-

auch die unselige Affectation der meisten vornehmern Weiber in ihrem äussern Benehmen, in ihrer Manier, sich zu tragen, in ihrem Gruſs, ihrem Gange, ihrem Tanz, ihrem Anzug, weil sie immer etwas Schiefes und Verschrobenes, — es sitze wo es wolle, an ihrem Körperbau zu verstecken

---

sere Glieder in der Presse halten, kannten sie nicht eine. Ihre Weiber wuſsten nichts von dem Gebrauche der fischbeinenen Schnürleiber, wodurch die unsrigen ihre Gestalt mehr verbilden, als sie in ihrer wahren Beschaffenheit zeigen. — Es ist gar nicht angenehm, ein Frauenzimmer in zwei Stücke abgetheilt wie eine Wespe zu sehen: es beleidigt das Auge und fällt der Einbildungskraft schmerzhaft. Die Feinheit der Taille hat, wie alles Uebrige, ihre Verhältnisse, ihr Maſs; dieß überschritten, ist gewiſs ein Fehler. Dieser Fehler würde an einer nackenden Person sogar auffallend seyn; warum sollte er unter der Kleidung den Namen von Schönheit verdienen. — Alles, was die Natur zwingt und einengt, ist von übelm Geschmack. Dieſs ist bei dem Putze des Leibes, wie bei dem Schmucke des Geistes wahr." u. s. w.

haben. Daher ihre Verlegenheit, wenn sie vor der Vollendung ihres Anzugs, und ohne Mantel überrascht wurden; daher ihr unvertilgbarer Neid gegen besser gestaltete Frauen; daher ihre Entschlossenheit, uns schönere Theile ihres Leibes zu zeigen, wenn etwas Miſsgestaltetes von einer andern Seite unsichtbar gemacht werden soll, daher endlich ihre vielen bösen Launen, wenn sie von den Reitzen der Schönheit verlassen werden, und kein Anzug, kein Schmuck in der Welt das Verlorne wieder herbei schaffen wird, und herbei schaffen kann.

Die unanständigen Moden der Weiber sind nach und nach von dem sinnlichen und üppigen Orient zu den kälter wohnenden Nationen übergegangen; aber auch diejenigen Kleider, welche dort aus Bequemlichkeit und wegen der groſsen Sonnenwärme erfunden wurden, nahm man hier als Moden der Eitelkeit, und nicht des Bedürfnisses auf. Spanien, Frankreich, England und Italien wurden hierin sehr bald die Lehrmeisterinnen der Deutschen. Schon in den vorigen Jahrhunderten schämten sich unsere Weiber nicht mehr, sich halb nackend mahlen zu lassen; und mit dem freiern Anzuge ihrer Nachbarinnen zu wetteifern. Die Sittenbücher aus jenen Zeiten, und die Homilien deutscher Gottesgelehrten sind voll von Declamationen gegen diese Schamlosigkeit der Frauen und Mädchen. — Man war nicht mehr zufrieden, die Existenz des Teufels zu beweisen, sondern man suchte ihn gleichsam in effigie an den unzüchtigen Kleidungen des schönen Geschlechts zu zeigen, und diese als ein Zeichen des bevorstehenden Untergangs der Welt aufzustellen. Aber die Mode siegte über alle Predigten und Verordnungen der Obrigkeit, zumal da die Weiber der weltlichen und geistlichen Herren gemeiniglich mit zuerst den Ton der Moden angaben. Bisweilen verschwanden auf einige Zeit die unsittlichen Anzüge; aber sie kamen immer bald wieder zurück. Eine solche Zwischenzeit muſs es wohl gewesen seyn, als der gelehrte Schottländer Dempster mit seiner schönen Frau im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts nach Paris kam, und diese durch ihren zu freien und unanständigen Anzug nicht nur ein allgemeines Aufsehen in der Residenz erregte, sondern auch einstmals beinahe mit ihrem Mann von der gaffenden Volksmenge erdrückt worden wäre, wenn sich beide nicht noch zur rechten Zeit in ein Haus gerettet hätten. War die Gemahlinn dieses Dempsters wirklich ein so engelschönes Weib, als sie uns beschrieben wird; so kann der groſse Haufe ihrer Bewunderer eben so leicht durch den Anblick ihrer Schönheit, als durch ihre zu offene Bekleidung der Schultern angelockt worden seyn, und ich möchte mich eher für jenen, als diesen Umstand erklären, da, wie wir weiter unten hören werden, die französischen Sitten, sonderlich in Paris, schon im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert sehr verdorben waren.

Es kam nur immer darauf an, welche Dame eines vornehmen Mannes, oder welche Buhlerinn es zuerst wagen wollte, in einem unzüchtigen Kleide zu erscheinen. An Nachahmerinnen konnte es dann nicht lange fehlen, und es ging damit just wie in unsern Zeiten, wenn heute eine unanständige Mode verschrien und getadelt, und übermorgen von ihren anfänglichen Feindinnen selbst angelegt wird. Die züchtigern Weiber, die sich aber dennoch nicht der Gewalt der Mode entziehen können, haben dabei den Vortheil, daſs sie durch ein leises und stufenweises Fortschreiten derselben nicht nur anfänglich ihr Gewissen einzuschläfern pflegen, sondern auch durch eine halbe Annahme der schalkhaften Kleidung oft mehr, als andere Frauen, gefallen, die hierin zu weit gehen, und dadurch offenbar unreine Sitten verrathen. Nichts ist ansteckender als das Exempel, sagt der groſse Tompson, — und wo wirkt es schneller und lebhafter, als bei den Moden, und durch die Moden? Ihre Gewalt über das weibliche Herz ist so groſs, daſs sich die meisten Weiber unglücklich fühlen, wenn sie ihren Hang dafür nicht befriedigen können, so groſs daſs sie oft für ein Kleid ihre Unschuld und Tugend, und mit ihr alles Glück ihres Lebens hingegeben haben. Ich bin überzeugt, daſs tausend junge Mädchen nicht durch ihre Sinnlichkeit, sondern durch ihre Eitelkeit und Kleiderliebe fielen, und daſs sie über diesen Feind ihrer Tugend vielleicht mehr, als über jenen, zu wachen Ursache haben. Wenn Geschenke das andere Geschlecht so oft zu den niedrigsten Fehltritten verleiten, und ihm gleichsam alle Besinnung nehmen konnten, so war es wieder jene Eitelkeit, welche den freigebigen Wollüstling herbeilockte, und sein Gold in neue Moden verwandelte. Wer Geschenke annimt, verkauft, nach einem alten Sprüchwort, in den meisten Fällen seine Freiheit, wer sie gern annimt, könnte man hinzusetzen, wird seine Freiheit nie wieder erlangen, und wer sie aus Begierde der Eitelkeit annimt, wird nach und nach zu jedem Laster fähig werden. Ich überlasse die Anwendung dieser Sätze auf die Eitelkeit des andern Geschlechts, und die Gefahren derselben meinen Lesern selbst. Wenn es nicht wahr ist, daſs die Groſsen und Reichen oft so unbegreiflich schnell, — und zwar nur durch jenes Mittel die Unschuld besiegen, und den weiblichen Verstand blenden; so nehme ich meine Sätze wieder zurück, und Alles, was ich noch ferner über die Allgewalt der Mode sagen werde. *)

---

*) S. eine nicht uninteressante Abhandlung über die Mode, in L. Meisters-Philosoph für den Spiegeltisch. Leipz. 1796. 12. Desgleichen über die Moden in Garve's vortrefflichen Versuchen über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Literatur und dem geselligen Leben. Iter Band.

Mit der Ausbreitung des Luxus, und der Moden nahmen auch unter den Europäischen Völkern sehr bald die mancherlei Ausstellungen und unsittlichen Bekleidungen der weiblichen Schönheit zu. Man erlaubte sich in diesem Stück Alles, sobald es nur von der Mode gebothen wurde, und die unzüchtigen Kleider überschwemmten schon im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert Frankreich, Italien, Spanien, England und Deutschland. Der groſse Dante *) sagt in seinem Purgatorio „daſs man nun bald den Florentinischen Damen die unbescheidene Enthüllung ihres Busens werde verbiethen müssen, und der Carmelitermönch Conecte

---

*) Canto XXIII.

O, dolce frate, que vuoitu, ch'io dica?
Tempo futuro m'e gia nel cospetto
Cui non sarà quest' ora molto antica,
Nel qual sarà in pergamo interdetto
Alle sfacciate donne Fiorentine
L'andar mostrando con le poppe il petto.

aus Frankreich, welcher im Jahr 1434 zu Rom, als ein Ketzer verbrannt wurde, hielt schon in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts sehr ernstliche Strafpredigten gegen die ausschweifenden Moden des schönen Geschlechts, besonders gegen den hohen Kopfputz der Damen. Conecte war diesen colossalischen Verzierungen so feind, daſs er in den Oertern, wo er gegen diesen Weiberluxus predigte, durch Ermahnungen und Geschenke die Kinder zur Bestürmung jener Festungen aufzuhetzen pflegte. Dieses Mittel that seine Wirkung. Es durften sich endlich keine Frauenzimmer mit ihren Hennins, wie er diese Thürme zu nennen pflegte, öffentlich sehen lassen, wenn sie nicht von den Kindern ausgepfiffen, oder wohl gar von einem Steinhagel verfolgt seyn wollten. Nic. Montrand, ein französischer Schriftſteller des sechszehnten Jahrhunderts, spricht in seinem Miroir des Francois gegen die Aufdeckungen des Busens noch lauter. Nach den Beschreibungen dieses Sittenrichters zu urtheilen, mufs die Schamlosigkeit der Weiber seiner Zeit hierin keine Grenze gehabt haben, indem sie nicht allein die Reitze ihrer Brust, sondern auch die Bewegung der Lunge, des Bluts und Herzens durch eine tiefe Entkleidung sichtbar zu machen suchten. Er vergleicht sie daher mit einer Art von Uhrwerk, oder mit einem Schmiedeblasbalg, durch dessen Bewegungen sie die Männer zu unreinen Gedanken und Leidenschaften verführen wollten. Die nachherigen Schriftsteller, welche die französischen Sitten geschildert haben, reden in einem ähnlichen Tone, ob sie gleich weniger, als der gute Conecte und Montrand, dagegen zu eifern scheinen. Wie weit die Französinnen ihre schamlosen Bekleidungen seit dem Anfange dieses Jahrhunderts trieben, wird man aus einer Stelle des Muralt in seinen Lettres sur les Anglois et les François ersehen können, welche also lautet: „Les femmes de qualité sur tout dedaignent cette timidité, cette pudeur scrupuleuse. — Elle leur paroit quelque chose de petit et de contraint, qui sied bien à des bourgoises; et pour s'eloigner de cette extremité, elles s'eloignent de la modestie.“ In einer andern Stelle sagt er von eben diesen französischen Weibern: „Tout ce que les disent et font, a un certain tour de routine, qui ne sied par aux femmes, ce me semble, et vous conviendrez je crois avec moi que leur esprit devroit être couvert presque autant que le corps; que de même elles devroient le laisser entrevoir seulement. Ici on est fort éloigné de ce menagement; les femmes se decouvrent le corps et l'esprit. Elles oublient que c'est prodiguer ses charmes, que de les produire en tout tems: et les hommes devroient les en faire souvenir.“ Ein anderer Autor, der mit dem Montrand in einem Jahrhunderte lebte, Johann des Caurres, erwähnt einer Weibermode seiner Zeit, die nicht sonderbarer seyn konnte, von ihm selbst aber als etwas sehr Unanständiges und Abscheuliches dargestellt wird, — der Gewohnheit, einen Spiegel vor ihrem Leibe zu tragen. Da er diese Mode nicht genauer beschreibt, sondern nur gegen sie eifert, und sie ein Werk des Teufels nennt, so läſst sich nicht bestimmen, worin das Unzüchtige desselben bestanden haben mag. Vielleicht war es nur ein Glas, durch welches man die Rundung des Leibes hindurch schimmern lieſs. Er sagt ausdrücklich, daſs nicht bloſs die Buhlerinnen, sondern auch die Bürgerinnen diesen Spiegel an sich zu tragen pflegten.

In Deutschland nahm der Luxus aller Art vornemlich nach der schrecklichen Pest in der Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts seinen Anfang. Die schönsten Gegenden Deutschlands glichen einer menschenleeren Wüste, ganze Städte und Dörfer waren ausgestorben; aber desto mehr Gelegenheit hatten nun die Uebriggebliebenen sich durch die Schätze der unzähligen Todten zu bereichern, und den Luxus gleichsam auf ihren Gräbern zu erheben. Die Ermordung der Juden, denen man eine allgemeine Vergiftung der Brunnen, und mithin alle Schrecknisse der Pest selbst Schuld gab, mufste jene Schätze nur noch vermehren, und die Ueppigkeit der Lebensweise befördern helfen. Der berühmte Geschichtschreiber der Deutschen, Herr Schmidt führt in seinem Werk eine Stelle aus der Limburger Chronik an, die das oben gesagte bestätigen kann, und ein Document der Eitelkeit deutscher Weiber aus jenem Zeitalter ist — „Und darnach, sagt diese Chronik, — als das Sterben, die Geiselfarth, Römerfarth, Judenschlacht ein End hatte, da hub die Welt wieder an zu leben, und frölich zu seyn, und machten die Mann neue Kleidung. Die Röck waren unten ohne Geren, (Falten) und waren auch abgeschnitten um die Lenden, und waren die Röcke einen Spannen nahe über die Knie. Darnach macheten sie die Röck also kurz, eine Spann unter dem Gürtel. Auch trugen sie Hoicken, die waren all umb rund und ganz, das hiese man Glocken, die waren weit lang und auch kurz. Da gingen lange Schnebel an den Schuhen. Die Frauen trugen weite Hemde ausgeschnitten, also, daſs man ihnen die Brust beinahe halb sahe.“

Von den unschicklichen Kleidermoden der Männer hat man zu allen Zeiten einen Schluſs auf die unanständigen Anzüge der Weiber machen können. Ein Geschlecht verführt hierin das andere, und beide halten dann in Absicht des Unschicklichen gleichen Schritt mit einander. Montaigne tadelt eine herrschende Mode *) seiner Zeit, die auch in Deutschland eingeführt war, und noch an den Rüstungen der alten Ritter zu sehen ist. Ich bin mit ihm einerlei Meinung, daſs diese

---

*) S. das erste Buch, XXII. Cap. seiner Versuche von den Gewohnheiten.

Modelle eines Organs, welches die Natur selbst zu verstecken gesucht hat, zu den allerausschweifendsten Moden gehörte, die jemals erfunden worden sind. Sie verriethen offenbar noch die Barbarei des Geschmacks und des Zeitalters, ob sie gleich fast allgemein, selbst an den — Höfen und unter dem Adel, gebräuchlich waren. Die schlechten Sitten und unanständigen Gewohnheiten entsprangen, nach den Zeugnissen aller Historiker, fast immer zuerst durch die Wollüste, die Eitelkeit und den Müſsiggang der höhern Stände. Die Könige von Frankreich trugen nach dem Bericht des Jovian. Pontanus am Ende des funfzehnten Jahrhunderts so, kurze Kleider, daſs man sich ihnen ohne Schamröthe nicht nähern konnte. In den Orgien des Duc Regent, und anderer französischer Groſsen entkleideten sich Buhler und Buhlerinnen bis zur tiefsten Naktheit, *) und der berühmte La Mothe

---

*) Vie privée des Cardinal Dubois. Londres 1790.

le Vayes versichert, daſs die Ausschweifungen der vornehmen Weiber seiner Zeit noch die Laster der Männer übertroffen hätten. Vielleicht würde man dieſs für eine Uebertreibung halten können, da dieser groſse Kopf dem schönen Geschlechte nicht sehr gewogen war; allein andere gleichzeitige Schriftſteller erzählen von den Französinnen Dinge, die ich nicht nennen mag, und die kein gutgesitteter Mensch ohne Schauder lesen kann. Bayle erzählt wunderliche Sachen hiervon. Der gute Gottsched tadelte deſshalb den groſsen Historiker, — ohne zu bedenken, daſs er selbst die meisten jener freiern Stellen ins — Deutsche übersetzen lieſs.

Buhlerinnen, Ueppigkeit und Luxus aller Art, Modesucht, und — groſse Männer zeichnen vornemlich das Zeitalter eines sehr mittelmäſsigen Kopfs, Ludewigs des Groſsen, aus. Zwei merkwürdige Begebenheiten, die sich kurz nacheinander zutrugen, und die ich zum Beschluſs dieses Capitels für meine Leserinnen hier hersetzen will, beschäftigten eine Zeitlang ganz Frankreich; denn was in der Residenz geschah, gab auch damals, wie jetzt, den lächerlichen oder nicht lächerlichen Ton für das ganze Königreich an. Die eine Begebenheit war die Entstehung der Fontangen. Die Buhlerinn des Königs, die diesen Namen führte, eine junge Dirne; die mehr durch die frische Blüthe ihrer Jugend, als durch Talente des Geistes und Characters den wollüstigen König gefesselt hatte, pflegte, nach dortiger Gewohnheit, den Monarchen nicht selten auf die Jagd zu begleiten. Auf einer solchen Jagdpartie ward ihr einst durch einen Sturmwind ihre Coeffüre abgerissen. Die Dame hatte nicht Zeit genug, sie nach den strengern Regeln der Toilette wieder in Ordnung zu bringen, daher sie dieselbe durch ein Band, dessen Schleifen auf die Stirn herabfielen, wieder anheften lieſs.

Dieſs gefiel dem jovialen Ludewig so sehr, daſs sich die junge Buhlerinn auf sein ausdrückliches Verlangen täglich so coeffiren muſste. Wenige Tage darauf erschienen, nach dem Zeugniſs der Labeaumelle, alle Damen mit Fontangen. — Die zweite Begebenheit verursachte eine andere Revolution in dem Kopfputz des französischen Frauenzimmers. Seit mehrern Jahren, sagen die Memoiren des Saint-Simon (schon in vorigen Jahrhunderten hätte er sagen sollen) trugen die vornehmen Französinnen eine Art Kopfzeug, das einem Gebäude von mehren Etagen glich, und aus Messingdrath, Bändern, Haaren, Seitenfahnen und andern Anhängseln sonderbar und künstlich genug, zusammengesetzt war. Die französischen Damen wetteiferten lange Zeit in Absicht der Höhe dieses Kopfputzes, welcher gemeiniglich über zwei Fuſs hoch war, und, wie sich Saint-Simon sehr naiv ausdrückt, das Gesicht der Frauenzimmer, in die Mitte des Körpers brachte. Bei der geringsten Bewegung droheten diese Thürme den Einsturz, Es entstand unter den Damen ein allgemein lächerliches Tragen und Halten des Kopfs. Die Höhe der Sänften und Kutschen wuchs in Paris, und in der Provinz mit der Höhe der Coeffüren. Die Haarkräusler und Kammermädchen konnten ohne kleine Leitern und Steigen ihre Dienste nicht mehr verrichten. Aber der König, der keinen ganz schlechten Geschmack hatte, war mit diesen Pallästen durchaus nicht zufrieden; er scherzte und schalt öffentlich darüber. Alles wollte nicht helfen. Er eroberte Länder, und gewann die glänzendsten Siege; — aber die Modesucht des Zeitalters konnte er nicht unterdrücken. Desto lächerlicher war sein Unwille, dafs eine fremde Dame, die Gemahlinn des englischen Gesandtens, Grafen von Shaftsbury, dem Dinge auf einmal ein Ende machte. Sie erschien grade um die

Zeit in Frankreich, als jene Coeffüren ihre gröſste Höhe erreicht hatten. Die Reize dieser stolzen Engländerinn waren schon verblüht; aber sie prätendirte, noch schön zu seyn. Sie hielt eine glänzende Tafel und glänzende Assembleen, sprach sehr offen und frei über die Thorheiten des Hofes und der Stadt, und brachte es endlich dahin, daſs sich Hof und Stadt vor ihren bald plumpen, bald schneidenden Kritiken zu fürchten anfing. Sie trug ganz kleine Kopfzeuge, machte die Pyramiden der französischen Damen lächerlich, und in kurzer Zeit waren sie allgemein abgeschafft. — Ludewig der XIV. äuſserte sich hierüber auf eine sehr kleinliche Art, zum Beweise, daſs diesem so sehr bewunderten Manne die Lächerlichkeiten des Hofes oft mehr am Herzen lagen, als die Millionen Menschen, die er durch seine ungerechten Kriege mit kaltem Blute hinrichten lieſs. — „J'avoue, sagte er einst öffentlich, que

je suis piqué au vif, quand je vois qu' avec toute mon autorité, j'ai eu beau crier contre les coeffures trop hautes, personne n'a eu pour moi la complaisance d'abaisser la sienne. Arrive une inconnue, une petite guenille d'Angleterre, avec une coeffure basse; tout-à-coup toute les Princesses vont d'une extrêmité à l'autre!"

WEIBLICHE HERRSCHSUCHT.

Contrast derselben mit der Weiberſclaverei unter den meisten cultivirten und uncultivirten Völkern. — Ursachen jener Neigung. — Ihre Methoden, uns zu beherrschen. — Etwas über weibliche Staatsregierungen.

Der gröſste Theil des schönen Geschlechts seufzt bei rohen und gebildeten Völkern unter dem Drucke einer harten Sclaverei, und einer oft mehr als unmenschlichen Knechtschaft. Es giebt keinen Grad der Erniedrigung und Verachtung, den man nicht dem schwächern Geschlechte empfinden lieſs, und es ist weltkundig, daſs man diese Verachtung von Seiten der Männer sogar durch das künstlichste Raffinement zu vergröſsern gesucht hat. Der männliche

Witz und der männliche Stolz haben gleichsam gewetteifert, das sogenannte Meisterstück der Schöpfung auf alle ersinnliche Art zu beschimpfen, und das Weib, welches nach seiner ganzen Bestimmung so sehr zum häuslichen und geselligen Leben geschaffen wurde, in seinem eigenen Hause, und zur Belohnung für seine stillen Verdienste mit tausendfachen Ketten zu belästigen. Man hat die freundliche Stimme, und die Regungen der mitleidigen Natur unterdrückt, um nur das schwächere Geschlecht nicht emporkommen zu lassen. Man hat ihm unter vielen Völkern nach der schmerzlichen Geburt seiner Kinder nicht einmal die wohlthätigen Stunden der Ruhe und Wiedergenesung erlaubt, sondern grade dann, wenn es die Menschheit mit einem neuen Zuwachs beschenkt hatte, oft auf eine Art behandelt, für welche die Sprache keinen Ausdruck haben kann.

Schaudervoll und erschrecklich sind die Beschreibungen, welche uns zuverlässige Reisebeschreiber von der qualvollen Sclaverei, und der jämmerlichen häuslichen Lage der Weiber in Asien, Africa und America, gemacht haben, und noch machen. Der stärkere Mann ist dort fast überall mehr der Tyrann, als der Gatte, seiner unglücklichen Frauen. Er kennt die zärtern Gefühle der Liebe und Freundschaft nicht, und darum hat er auch kein Herz für die armseligen Schlachtopfer seiner Instincte, und seines barbarischen Despotismus. Er betrachtet das Weib nicht anders, als eine Gehülfinn seiner Sinnlichkeit, und nicht viel besser, als ein Thier, dessen Leben von seiner Gnade und Barmherzigkeit abhängt. Die Gewohnheit, die Gesetze seiner Nation, seine Religion selbst haben die Unmenschlichkeit gegen das andere Geschlecht geheiligt, und man würde den für einen Verbrecher halten, welcher die Weiber mit gröſserer Schonung und Menschenliebe, als es die einmal eingeführten Sitten mit sich bringen, behandeln wollte.

Selbst bei den periodischen Kränklichkeiten der Weiber läſst man ihnen unter den meisten wilden Völkern eine Härte empfinden, die nahe an Grausamkeit gränzt. Diese unmenschliche Härte wird unter allen heiſsen Himmelsstrichen gefunden, und sie mag sich vielleicht selbst mit daraus erklären laſsen, so bald jene Kränklichkeiten eintreten, wird das Weib als eine unreine Creatur vermieden und eingekerkert. Sie nur zu berühren, wäre eine Todsünde. — Die Negern, die Americaner, die Bewohner der asiatischen und Südseeinseln bauen, nach Demeuniers *) Erzählung, eigene Hütten, welche die Weiber und Mädchen zur Zeit ihrer Reinigung beziehen müssen. Die

---

*) Demeunier über Sitten und Gebräuche der Völker u. s. w. Herausgegeben von M. Hiſsmann, Nürnb. 1783 erster Theil.

Weiber der Negern sind mit dieser ganzen Behandlungsart so wenig zufrieden, daſs sie gemeiniglich, wie Battel erzählt, dem Monde, beim Ausbruch ihrer Kränklichkeit, als dem vermeintlichen Urheber derselben, den Rücken zukehren, und ihn mit tausend Schmähungen überhäufen. — Bei vielen Nationen ist die Gewohnheit eingeführt, daſs die Weiber überhaupt nie mit ihren Männern zu essen die Ehre haben, selbst die Negersclaven essen vorher, und dann erst ihre Weiber und Kinder. Einer dieser Sclaven, gab dem Labat, welcher ihm in dieser Hinsicht jene Härte gegen sein Weib verwies, folgende trotzige Antwort: „Der Gouverneur, welcher mit seiner Gemahlinn speist, ist nicht klüger, als ich. Die Weiber der Weiſsen sind wegen der zu groſsen Herablassung ihrer Männer gegen sie — stolz und ungehorsam; dahingegen die Negern, welche ihre Frauen immer in Unterwürfigkeit erhalten, Vernunft und Gerechtigkeit auf ihrer

Seite haben!“ Die Wilden an der Hudsonsbay trinken nie aus dem Geschirr, woraus ihre Weiber trinken. Im Königreich Juida, und in andern Gegenden sprechen die Frauen mit ihren gestrengen Eheherren nie anders, als auf den Knien. Die Weiber in Madura wagen es nicht einmal den Namen ihrer Männer gradezu auszudrücken, sondern bedienen sich, um ihn zu bezeichnen, und ihre tiefe Ehrfurcht gegen die Männer selbst an den Tag zu legen, allerlei Umschreibungen. Die Hottentotten erlauben sogar ihren Kindern, die Mütter auf alle Art zu miſshandeln. Freilich nur eine Hottentotten-Sitte; aber doch immer eine Sitte, die unter einem zahlreichen Volke herrscht. Auf der Insel Umanac werden die Weiber wie eine Münze betrachtet, gegen welche man Waaren und andere Dinge eintauscht. „Dieser, oder jener Artikel, heiſst es, kostet so und so viel Weiber! In andern Gegenden werden die Weiber bekanntlich wie das

Vieh verkauft, und wie dieses auf die Märkte getrieben. In dem Königreiche Batimena wird jede Frau, von welchem Stande sie auch seyn mag, durch das Gesetz zur Umarmung eines jeden, der sie begehrt, gezwungen; versagt sie dieselbe; so ist ihr das Todesurtheil gesprochen.

Die Eifersucht der Männer, diese giftige Hyäne der Liebe und des ehelichen Glücks, hat vornemlich zu allen Zeiten für die armen Weiber die fürchterlichsten Ketten geschmiedet, und ihre Leiden ins Unendliche vermehrt. Ich werde von der Natur dieser Leidenschaft im Capitel von der Liebe weitläuftiger zu reden Gelegenheit haben. Hier kommt es nur noch auf die Darstellung gewisser Thatsachen an. — Die Harems der Asiaten sind, bei aller darin herrschenden Weichlichkeit und Eleganz des Lebens, die schrecklichsten Bastillen für das weibliche Geschlecht. Ein unbarmherziges Miſstrauen bewacht dort mit tausend Argusaugen alle Worte, Bewegungen und Handlungen der tief eingekerkerten Frauen, und eiserne ewige Riegel ihre Keuschheit. Eine traurige lange Weile, die durch die einseitige Beschäftigung mit Putz und thierischem Lebensgenuſs nie ganz verscheucht werden kann, ein oft eben so peinlicher Gram, nicht zu den begünstigsten Geliebten des Hausherrn zu gehören, oder ein versteckter nie auszulöschender Haſs gegen den Despoten selbst verzehrt dort die schönen Tage der Jugend unter tausendfachen Martern. Ihre Freiheit ist auf immer dahin, ihre Schönheit selbst hat sie zu den jämmerlichen Schlachtopfern eines Menschen gemacht, der über ihren Tod und ihr Leben nach Willkühr gebieten kann, und dessen thierischen Leidenschaften sich die Unglücklichen, bei allem Eckel gegen eine plumpe und gezwungene Liebe, nicht widersetzen dürfen.*)

---

*) Der feine Menschenbeobachter Thomas entwirft von diesen Kammern des menschlichen Elends

Von ihren Eltern, Geschwistern und Freunden auf ewig getrennt, vegetiren diese armen Creaturen nur für einen Barbaren in einem

---

folgendes rührende Gemälde. (Essai sur la caractére les moeurs et l'esprit des Femmes. A Paris 1772. S. 4.) L'Asie entiére est couverte de ces prisons où la beauté esclave attend les caprices d'un maitre. La des multitudes des femmes raſſemblées n'ont des sens et une volonté que pour un homme. Leurs triomphes ne sent que d'un moment; et les rivalités, les haines, les fureurs son de tous les jours. Là elles sont obligées de payer leur servitude même par l'amour lè plus tendre, ou ce qui est plus offreux, par l'image de l'amour qu'elle n'ont pas. Là le plus humiliant despotisme les soumet à des monstres qui n'etant d'aucun sexe, les deshonorent tous deux. Là enfin leur éducation ne tend qu' à les avilir, leurs vertus sont forcées, leurs plaisirs même tristes et involontaires, et après une existence de quelques années leur vieillesse est longue et affreuse.“ Es ist nemlich bekannt, daſs die alt gewordenen Schönen den jüngern und begünstigten in den Harems gemeiniglich die niedrigsten Sclavendienste leisten, und ganz von den Launen der leztern abhängen müssen.

ewigen Müſsiggange, und unter der ermüdenden Aufsicht unbarmherziger Eunuchen. Aller bessere und erquickendere Umgang ist ihnen versagt, und bei der geringsten Uebertretung dieser eisernen Regel schwebt das Schwert über ihrem Haupte. Der leiseste Verdacht spricht das Todesurtheil gegen sie aus, und der geringste Grad von Eifersucht ist hinreichend, ein ganzes Serail zu verwüsten. Carre erzält in dieser Hinsicht von einem blutdürstigen Wollüstling folgende schauderhafte Anecdote. „Abdalchan, ein General im Königreich Visapur, zog sich des Kriegführens müde, in sein glänzendes Weiberhaus zurück, worin zwölfhundert schöne Frauen beisammen wohnten. Abdalchan lebte hier, wie sich's von einem Wollüstlinge denken läſst, jeder Tag brachte neue Vergnügungen, und so wollte er sein ganzes Leben zubringen, als er von seinem Könige Befehl erhielt, eine Armee gegen Sevagy anzuführen. Abdalchan gehorchte, schloſs sich aber vor dem Abmarsch noch eine Woche lang in sein Serrail ein, erschöpfte zuletzt alle Genüsse der Liebe, und lieſs darauf seine Frauen vor seinen Augen, — ohne Ausnahme, hinrichten, damit sie während seiner Abwesenheit ihm nicht ungetreu werden möchten.“

Die Aegypter waren auf ihre Weiber, ungeachtet der Körper- und Gesichtsbau derselben nichts weniger als schön war, so eifersüchtig, daſs kein Schuster bei Lebensstrafe den Frauen Schuhe machen durfte. Selbst den Einbalsamirern der Leichen wollte man nicht trauen. Man fürchtete, daſs diese Leute die weiblichen Cadaver miſsbrauchen könnten, und übergab sie ihnen daher nicht eher, als bis sie in Fäulniſs überzugehen anfingen. In Persien ist der Ort, wo die Beischläferinnen des Schachs begraben werden, ein Geheimniſs, damit der Kaiser nicht eifersüchtig zu seyn brauche, und in China bewickelt man die Hand der kranken Weiber bisweilen mit einem seidenen Faden, den der Arzt bei Untersuchung des Pulses mit gröſster Vorsicht anfassen muſs, um nicht die bloſse Hand der Patientinn zu berühren. In eben diesem China hat man, nach Demeuniers Meinung, die Füſse der Frauen aus Eifersucht ganz unbrauchbar gemacht, um ihnen alle Lust zum Ausgehen zu benehmen, und sie durch einen, ihnen aufgedrungenen, körperlichen Fehler auf ihre ganze Lebenszeit einzukerkern. Als Tournefort in das Serail des Groſsveziers geführt wurde, konnte er die Kranken weder sehen noch sprechen. Er war durch eine undurchsichtige Wand von ihnen abgesondert, die einige Löcher hatte, wodurch die Patienten ihre Arme durchstecken muſsten. — Doch ich will aufhören, noch mehrere Thatsachen von den höchst sclavischen Zustande der Weiber unter uncultivirten Völkern anzuführen. Alle Reisebeschreibungen aus jenen Gegenden sind voll davon, und erregen mit Recht unser Mitleiden mit den barbarischen Demüthigungen eines Geschlechts, welches zum Heil der Menschheit geschaffen, und zu diesem Endzwecke mit tausend Liebenswürdigkeiten des Geistes und Herzens von der Natur selbst begabt wurde.

Die angeführten Beispiele einer, gegen dieses Geschlecht erlaubten und selbst sancionirten, Tyranney waren freilich nur Beispiele roher Nationen; allein auch unter gesitteten Völkern lebt es bis diesen Augenblick noch in einem gewissen Sclavenzustande, oder doch in einer Dependenz, die einer Sclaverei nicht selten sehr ähnlich sieht. Selbst unsere Rechtsgelehrten haben die Frage noch nicht aufgehoben, ob das Weib nur als eine Res, oder auch als eine Person betrachtet werden müsse? und unsere Gesetze sind in einzelnen Puncten so strenge gegen sie, als es der eiserne Zwang in Orient nur immer seyn kann. — Vielleicht haben wir bisweilen mehrere Gründe dazu, als der despotische Asiat, da mit der gröſsern Cultur der Freiheitssinn der Weiber erweitert, und ihre Gewalt über die Gefühle und Denkungsart der Männer offenbar vergröſsert worden ist. In diesem erweiterten Freiheitssinne, in diesem Bewustseyn einer höhern Cultur, in diesem vermehrten Einflusse des weiblichen Herzens auf das Herz der Männer, und endlich in dem Studium unserer Schwächen liegt wohl der Hauptgrund jener ausgedehntern weiblichen Herrschsucht unter gebildeten Völkern. Sobald die weibliche Seele zu einiger Aufklärung über die Würde des Weibes selbst gelangt ist, sobald sie ihre eigene Kraft zu fühlen und anzuwenden gelernt hat, wird sie sich schwerlich mehr unterjochen lassen, wenn sie auch bisweilen die Larve des Gehorsams und der Sclaverei anlegen muſs. Ihr Wille ist so frei, als der unsrige geschaffen, ihrem Verstande ist keine andere Form des Denkens, Erkennens und Handelns, als dem unsrigen, eingedrückt worden, wenn er gleich dem Weibe selbst einen ganz andern Standpunct, als uns, im bürgerlichen und geselligen Leben angewiesen hat. Alle Anlagen des Weibes beweisen es uns, daſs sie nicht unsere Sclavinn, sondern unsere Gefährtinn und Freundinn seyn, — aber uns selbst nicht als Sclaven beherrschen soll, weil sie dadurch die Natur umkehren, und mit jenen Anlagen selbst in Widerspruch gerathen würde. Gehorsam und Dependenz sind ihr dadurch von der Natur vorgeschrieben worden, weil sie nicht zu dem stärkern Geschlecht gehört; aber deſswegen hat der Mann kein Recht, sie zu seiner Sclavinn zu machen, da er ihr hohe Achtung und innige Liebe schuldig ist. Zwei Dinge, die sich mit der Sclaverei des Weibes nimmer vertragen können.

Gewöhnlich wird die Herrschsucht der Frauen, — ich rede hier vornemlich vom ehelichen Leben, durch zwei Umstände gereitzt, — durch ein zu groſses Nachgeben, oder durch eine zu groſse Strenge der Männer. — Beide Extreme taugen nichts. Das eine, oder das andere muſs die Weiber verderben, wenn sie nicht mit einem sehr vortrefflichen Herzen einen sehr hohen Grad von Lebensklugheit verbinden. Verdorben und verschroben werden sie fast immer durch Ehemänner, die allen weiblichen Launen huldigen, alle Plane ihrer Frauen für weise und untadelich halten, alle ihre Einfälle für schön und witzreich erklären, und sich überhaupt eine übermenschliche Idee von ihren Weibern gebildet haben. Man könnte diese Männer wie Kinder betrachten, die aus Mangel an eigener Energie und Kraft, an eigener Entschlossenheit und Beobachtungsgabe, immer von der Hand der Frau geleitet werden müssen; — oder, wie Bestochene, die vielleicht in Rücksicht einer schon erhaltenen, oder noch zu erwartenden Mitgift der Gattinn, selbst nie mitsprechen dürfen, — oder wie Verblendete, die, in längst genossene Reitze oder Nichtreitze vergafft, immer noch eine Göttinn und eine Heldinn aller weiblichen Tugenden zu umarmen glauben; — oder, wie Betrüger, die ihre Weiber unter der Larve von Nachgiebigkeit und Geschmeidigkeit hintergehen, um da ein ganz freies Regiment zu führen, wohin das Auge der Gattinn nicht dringen soll. Klein und schwach sind die Männer in den meisten Fällen, wo sie ganz von ihren Weibern dependiren. Es können durch diese Dependenz oft ruhige und glückliche Ehen erhalten werden; aber klein und schwach bleibt der gröſste Kopf, der nicht zu herrschen, und das Weib auf ihren wahren Standpunct zurückzuführen weiſs, wenn er ihren Pantoffel küssen soll.

Freilich giebt es in allen Ständen des menschlichen Lebens Ehen genug, worin die klügere Frau gleichsam gezwungen ist, die Maximen der Natur umzukehren, und das Ruder der Regierung allein in die Hand zu nehmen, wenn durch die Einfalt und Unentschlossenheit, oder durch ein klägliches Phlegma des Mannes das gesammte Hauswesen, und mit ihm vollends alle eheliche Glückseligkeit nicht zu Grunde gehen soll. Solche armselige, oder unthätige Männer müssen stets eine Vormünderinn haben, wenn sie mit Ehren durch die Welt kommen wollen. Sie selbst sind zu keinen reifen Gedanken und Entwürfen fähig, oder doch ungeschickt, sie mit gehöriger Klugheit, und zur rechten Zeit und Stunde auszuführen, wenn die gescheidtere Gattinn nicht Hebammendienste dabei verrichtet. Männer jener Art wissen nicht, wie sie einer gegen sie angesponnenen Cabale ausweichen, einen unvorhergesehenen Fall benutzen, einen Freund gewinnen, einen Feind unschädlich machen, ein Amt gehörig verwalten, einen Fehler wieder verbessern, sich in Menschen und Umstände schicken sollen, wenn ihnen die Frau nicht Anleitung dazu giebt. Sie thun also lieber gar nichts, wenn die Rathgeberinn nicht vorhanden ist, sie verweisen den Fragenden, den Bekümmerten, den Kläger und Beklagten nur immer an die Frau, als das einzige Forum ihres Verstandes und Willens. Die Frau ist ihre Logik — durch die Frau denken, empfinden und handeln sie; — aber immer nur maschinenartig. Sie gleichen einem Instrumente, das keine andere Töne von sich giebt, als die, welche der Künstler dadurch ausdrücken will. Das Instrument schweigt, sobald der Künstler seine Finger ruhen läſst, oder seinen Athem anhält. Ich kenne Männer genug, die diese Dependenz von ihren Weibern laut eingestehen, ohne darüber zu erröthen. Sie sind glücklich, weil ihnen der Himmel gute Weiber gab; aber wehe Ihnen, wenn sie unter den Pantoffel intriguanter, oder wollüstiger Frauen gerathen wären!

Aber nicht blos diese maschinenartigen, schwachsinnigen Männer, sondern auch die geſcheidteſten und hellſehendſten Köpfe macht ein zu biegſames Nachgeben oft zu Sclaven ihrer herrſchſüchtigen Frauen. Das Publicum erſtaunt über dieſe Erſcheinung, ſpottet darüber; aber es bleibt beim Alten. Die Gelehrten haben es ſich vornemlich zu allen Zeiten vorwerfen laſſen müſſen, daſs ſie unter dem eiſernen Regimente ihrer Weiber ſtünden *), und dieſe Vorwürfe ſind nicht ungerecht gewesen. In ihre Bücher und Wissenschaften vergraben, mit den Tiefen des menschlichen Herzens, sonderlich der Weiber, oft unbekannt, und an einen gewissen Schlendrian des gelehrten einseitigen Lebens gewöhnt, haben sie ihre Regentinnen fast immer schalten und walten lassen, wie es die Phantasie der leztern nur immer haben wollte. Je mehr diese Männer aus Liebe zu den Wissenschaften sich von ihren Weibern zu trennen anfingen, destomehr muſste die Willkühr und die Herrschsucht derselben zunehmen, nicht zu gedenken, daſs sich die gelehrtesten Männer nicht selten durch eine klägliche Unbeständigkeit und Weichheit des Characters auszeichnen, und oft die erbärmlichsten Hausväter, die elendesten Kindererzieher, und, in mancher Absicht, die ungenieſsbarsten Ehemänner seyn mögen. Alle diese Umstände haben den Weibern der Gelehrten von jeher das Ruder in die Hände spielen müssen. Hierzu kommt ,noch der Umstand, daſs ein Mann welcher seinen Kopf viel anstrengen, und dabei vielleicht noch ein wichtiges geistliches oder Civilamt bekleiden muſs, gern öftere Gelegenheiten zu Miſsverständnissen mit seiner Gattinn vermeiden, und, um ruhige Stunden und heitere Launen zu seinen Arbeiten zu behalten, lieber einen Theil seiner hausväterlichen Freiheit aufopfern wird. Um nur Ruhe und ungestörten Genuſs eines gewissen Lieblingsstudiums zu genieſsen, haben schon tausend sonst herrliche Köpfe der Regierungssucht der Weiber nachgegeben, und haben oft nach und nach einen gewissen Indifferentismus in Absicht ihrer eigenen Herrschsucht angenommen, den man sich, — ohne ihre Weiber genau zu kennen, schwerlich erklären würde.

---

*) Der launige und witzige Herausgeber, oder, wie man will, Verfaſſer der komiſchen Romane aus den Papieren des braunen Mannes laſst ſeinem biedern Oberſt von Waldheim S. 330. Th. II. die nicht ganz unrichtige Bemerkung machen, „daſs die meiſten Paſtoren beſtialiſch böſe Weiber haben, und daſs unter zwanzig Paſtorinnen wenigſtens — neunzehn des leidigen Teufels ſind.“ Sein gutmüthiger Chirurgus bittet den Ritter, ſich noch ein Paar von neunzehn abdingen zu laſſen; aber Waldheim bleibt bei ſeiner Meinung, und wirſt auf eine ſehr launigte Art die ganze Schuld davon auf den breiten Rücken eines Mannes, der wahrſcheinlich die breiteſten Schultern aller ſeiner Zeitgenoſſen hatte, auf unſern — unſterblichen Luther.

Die Academien und hohen Schulen aller Art mögen daher vielleicht auch noch in dieser Hinsicht mit allem Recht die Zuchthäuser der Gelehrten genennet werden. —

Die Ehemänner können dort ihrem harten Schicksale, unter dem Gouvernement eines Weibes zu stehen, um so weniger ausweichen, je weniger Zeit sie zu dem zärtlichen und herzlichen Umgange mit ihren Frauen übrig haben, und je mehr sie durch die Trockenheit ihrer Studien, durch das Joch des Professorlebens, und durch die damit verbundenen Kränklichkeiten der Laune und des Körpers gemeiniglich für die reinen Freuden des häuslichen Lebens abgestumpft werden. Der Stubengelehrte kann sich um seine Frau wenig bekümmern, kann sie wenig unterhalten; aber dafür wird sie ihn zu beherrschen anfangen, so finster auch die Stirn des Docenten aussehen mag. Sie wird seinen Eigensinn und seine Grillen zu fürchten aufhören, weil sie ihr etwas Alltägliches geworden sind, und weil sie die Vorzüge ihres gesunden Menschenverstandes vor der magern Büchergelehrsamkeit ihres Mannes zu fühlen gelernt hat. Sie wird die

Reste einer trockenen und pedantischen Liebe ihres Gatten nur so erwiedern, wie es die erweiterten Grenzen der einmal errungenen Weiberherrschaft grade dann mit sich bringen, und es ihre neuen, oder alten Anbeter erlauben. Wenn man überdieſs bedenkt, daſs die academischen Weiber oft auf irgend eine Art an dem Beifalle ihrer Männer mit arbeiten müssen, daſs unter den Schönen einer hohen Schule wegen vieler bekannter Umstände und äusserer Verhältnisse gemeiniglich eine freiere Lebensart, als anderswo, herrscht, daſs der bon Ton, Cicisbeen zu haben, und damit abzuwechseln, dort autorisirt ist, daſs die meisten verheiratheten Literatoren kränkliche, verstimmte, hypochondrische, ihre Damen hingegen zum Theil empfindelnde, egoistische, rangsüchtige und verschmitzte Weiber sind; so wird es uns noch begreiflicher werden müssen, daſs eben diese Weiber fast alle auf dem Throne ihrer Männer sitzen, so souverain sich auch diese immer träumen mögen. Gehet in die Häuser der gröſsten Männer, der scharfsinnigsten Literatoren, der Lichter der Welt, an deren Strahlen sich ganze Nationen sonnen, die durch ihren Witz, durch ihre Geisteskraft und ihren Tiefsinn Jahrhunderte erleuchten, Jahrhunderte verfeinern, — die durch ihre Beredsamkeit und die Allmacht ihrer Sprache und ihrer erhabenen Gefühle ganze Menschenalter beherrschen und sich unterwerfen, — gehet hin, und ihr werdet sie sehr oft an das Gängelband eines alltäglichen Weibes gefesselt sehen, die durch ein einziges Gezänk, durch einen einzigen trotzigen Blick, durch ein einziges beissendes Wort die Hoheit des hocherleuchteten Mannes auf immer niedergeworfen hatte.

Zu groſse Strenge, zu wenig freundliches Nachgeben, zu öftere wiederholte finstere Launen gegen das andere Geschlecht, sind ein zweiter Grund, warum es sich oft einen Grad von Herrschaft erwirbt, den es, bei einer mildern Behandlung, und einer herzlichern Liebe des Mannes vielleicht nie gesucht haben würde. Die schönen und sanften Ergieſsungen und Ausdrücke dieser groſsen Leidenschaft des Mannes reiſsen das weibliche Herz zu noch viel sanftern Sympathien des Gefühls hin, und machen den Gedanken an eine Beherrschung des Mannes unmöglich, dahingegen oft die sanftesten und zärtlichsten Weiber der Härte der Männer den Krieg ankündigten, und nicht eher ruheten, bis sie den Sieg der Herrschaft errungen hatten. Wenn die Sanftmuth des Weibes nicht geschont wird; so greift sie zu den Waffen der List, um durch diese zu siegen, weil sie es durch Milde und Zärtlichkeit nicht konnte; oder diese liebenswürdige weibliche Eigenschaft an einen Mann unter ihrer Würde gerieth. Was das klügere, ihre Selbstkraft fühlende Weib nicht durch eine offene Declaration ihres

Willens von einem harten und eigensinnigen Manne erlangen kann, wird sie nach und nach durch Verstellung, durch Thränen, durch den Anstrich des Nachgebens, durch einen affectirten Respect gegen die Launen, und das stürmische Temperament des Mannes, oder, was am Ende so oft die Folge von allem Vorhergehenden ist, durch einen immerwährenden Kampf des weiblichen Eigensinns mit dem männlichen Despotismus zu erreichen suchen, und dann doch den Gatten an ihren Fesseln leiten. Es giebt eine Art Männer, die in ihrem Hause die Alleinherrschaft zu führen scheinen; aber gewöhnlich am meisten unter dem Pantoffel ihrer Weiber stehen; dies sind die sogenannten Sprudelköpfe, die bei der kleinsten Gelegenheit in Feuer gerathen, die nichts mit Güte und Sanftmuth befehlen und ausrichten, nichts ohne Gelärm und Toben beginnen und einleiten können, die alle Augenblicke mit Weib und

Kind zanken, keine einzige ihrer aufwallenden Launen unterdrücken, keine Zurechtweisung, keinen Widerspruch anhören wollen, die mit einem dictatorischen Egoismus in groſsen und kleinen Gesellschaften herumtoben, sich selbst über ihre Herrschaft in ihren Häusern Lobreden halten, und diejenigen verspotten, die jene Herrschaft nicht zu behaupten wissen. — Alles war nur ein blinder Lärm! Die klügere Hausfrau lieſs den gestrengen Gemahl bei den hohen Ideen seiner monarchischen Regierung fortwüthen, schwieg zur rechten Zeit, und beherrschte hinterher den Poltergeist desto — sicherer, je mehr er vorher getobt, und doch nichts Reelles ausgerichtet hatte. Ein gleiches Schicksal trift fast alle verheirathete Hypochondristen, so unerhört und eisern auch der Eigenwille dieser Männer seyn mag. Sobald ihnen ihre Frauen gewisse Schwächen und Lieblingsideen abgelernt haben, ist es um die Souverainité dieser eckigen Herrn gethan, und dies um so leichter, da der Hypochondrist auf seine Grillen einen so groſsen Werth legt, und die Schonung seiner Puppen, so sehr sie ihn auch heimlich quälen mögen, nicht ohne Dankgefühl zu erkennen pflegt.

Ich möchte hier allen Männern überhaupt die goldene Regel geben, keine Saite des weiblichen Herzens, sie mag sich auf Empfindlichkeit oder Empfindsamkeit beziehen, zu überspannen, sondern ihr, so viel es nur immer möglich ist, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Das weibliche Gefühl kennt keine Grenzen mehr, wenn es aus seinem Geleise einmal herausgeworfen ist, zumal wenn es durch den Antrieb einer heimlichen Rachsucht gestimmt wird. Die Weiber haben eine sehr feine Empfindung von dem, was Recht und Unrecht ihrer Behandlung genannt wird, und sie fordern das Erstere um so viel mehr, weil sie das schwächere Geschlecht sind, und nicht so viel Gelegenheit und Kraft, als wir, haben, sich jenes Recht zu verschaffen. Die unzeitige Härte vieler Männer war oft allein Schuld, daſs ihre Weiber nach und nach lasterhaft wurden, indem sie die Zärtlichkeit und Liebe anderswo suchten, da sie dieselbe nicht in ihrem Hause finden konnten, oder, um in demselben doch etwas zu gelten, sich an Cabalen und Intriguen gewöhnen muſsten. Durch beide Umstände ging die Gradheit und Offenheit des weiblichen Charakters verloren, welche am ersten durch die Freundschaft und Liebe des Gatten erhalten werden kann. Wer keinen hohen und reinen Begriff von der weiblichen Herzlichkeit und Güte hat, und damit klug umzugehen weiſs, wer mehr durch ihre Furcht, als durch ihre Zärtlichkeit über sie zu herrschen denkt, nicht ihre kleinen Schwächen zu tragen, und zum Besten zu kehren versteht, wer, um Herr im Hause zubleiben sie wie Kinder behandelt, — sollte nimmer, heirathen. Sein Schicksal ist in den meisten Fällen entschieden. Er wird bei aller Klugheit und Vorsicht hintergangen, und die gefürchtetsten Ehemänner sind nicht selten am ersten gekrönt worden. Die weibliche Seele, des beständigen Druckes und harter Begegnungen müde, hatte vorher Alles angewandt, um den Haustyrannen zu gewinnen; — aber ohne Erfolg und Wirkung. Dies hatte nach und nach ihre Liebe und ihre Moralität selbst vermindert, — und nun wird sie die geträumte Allmacht des Mannes vielleicht hinter dem Vorhange zu zertrümmern suchen, da sie dieselbe durch Bitten und Nachgeben nicht erweichen konnte. Gesellt sich zu diesen Vorsätzen eine gewisse weibliche Schadenfreude, den gefürchteten Hausdespoten täuschen zu können, wird die Gedrückte von ihren Freundinnen selbst zum

Widerstande aufgemuntert, oder ihre anderweitigen Liebeshändel von ihnen gebilligt; so wird oft selbst die Achtung des Weibes gegen die übrigen Talente ihres Mannes nicht mehr hinreichen, ihre Tugend zu sichern, und sich hinter seinen Rücken ein Gebieth der Freiheit zu eröffnen, welches unendlich gröſser, als das seinige, in seinem Hause ist.

Man erlaube mir, daſs ich in Aufzählung der Ursachen und Umstände, warum die Neigung zu herrschen, grade dem schwächern Geschlecht so eigenthümlich ist, noch etwas weiter gehen darf. Ich rechne zu jenen Ursachen vornemlich noch folgende: — ein gewisses Gefühl von Ueberlegenheit des weiblichen gesunden Menschenverstandes in Rücksicht des unsrigen, ihre durch uns selbst erregte Eitelkeit und Ueberzeugung, wie viel die weibliche Schönheit über uns vermag, und ihr gröſserer Hang zum Geitz, wodurch so viele Männer zu Sclaven der Weiber gemacht werden. Es ist unläugbar, daſs die Weiber uns sehr oft in einer gefälligen und ungekünstelten Gewandheit des Geistes, in einer richtigen Lebensklugheit und Lebensphilosophie, in einem hellern Scharfblick bei Abwägung sittlicher und persönlicher Verdienste, in einer tiefern Menschenkenntniſs *) und der dazu gehörigen unbefangenen Beobachtungsgabe weit übertreffen. Ihre groſse Dependenz von dem Urtheile des Publicums, ihr feiner Tact des Gefühls, ihre gröſsere Gelehrigkeit, und ihr subtiler Ehrgeitz hat sie klüger, als den vorschnellen, und auf seine Kraft trotzenden Mann gemacht. Ihr enger Wirkungskreis hat sie an eine ruhige Behuthsamkeit, und an ein vorsichtiges Abwarten der Dinge gewöhnt, und ihre, obgleich lebhaftere Imagination hat bei der natürlichen Furchtsamkeit des weiblichen Tempera-

---

*) S. unten das Capitel von der groſsen Menschenkenntniſs der Weiber.

ments der Lebensweisheit mehr nutzen, als schaden können. Wir selbst würden ohne den Rath, und die bedächtlichere Zusprache solcher Weiber in sehr vielen Fällen äuſserst unvorsichtig und unconsequent handeln, da mit Ungestüm und Plumpheit zufahren, wo wir zu unserm Besten nur ganz langsam fortschreiten, oder lieber ganz still stehen sollten, da unsrer eigenen Vernunft Blöſsen geben, wo die Vernunft uns allein retten konnte, da uns gefangen geben, wenn der Sieg noch nicht verloren war, oder da siegen wollen, wo wir grade Alles aufs Spiel setzen muſsten, da uns Feinde machen, wo schon ein einziger zu unserm Sturze hinreichte, da die Gunst eines Mannes verscherzen, wo wir seines Beistandes und seiner Schonung am meisten bedurften; da zu herrschen suchen, wo wir durchaus nachgeben müssen — Diese feinere und delicatere Klugheit des Lebens verstehen wir Männer selten so gut, als die Weiber. Sie sehen und beobachten richtiger, weil sie gemeiniglich mehr befürchten, und sie befürchten mehr, weil sie mehr beachten. Sie haben ein gröſseres Talent, sich in die Falten des menschlichen Herzens zu schicken, sie schlieſsen richtiger, als wir, von einzelnen Handlungen des Menschen auf seinen übrigen Character, sie bestimmen den Grad des Zutrauens genauer, das wir ihm schenken wollen, und schenken können; — aber sie fühlen auch in Absicht ihrer schärfern Menschenkenntniſs die Vorzüge, die sie vor unserer hastigern und einseitigern Sehkraft des Geistes voraus haben, — ein Grund, warum die klügern Weiber wegen des groſsen Einflusses ihrer Lebensphilosophie auf unsre Schicksale gemeiniglich auch die herrschsüchtigern zu seyn pflegen. Aber eben diese klügern Frauen und Regentinnen ihres Hauses werden den Augen des Publicums und ihrer Männer selbst jene Herrschaft zu verbergen suchen, weil es ihnen keine Ehre bringen würde, ein solches

Imperium ohne Rückhalt zu verrathen, das ihrem Geschlechte nicht zukommt, und gar leicht einen zu groſsen Schatten auf den Character des Mannes selbst wirft.

Es ist für tausend Ehemänner ein Glück, wenn sie unter die Aufsicht und Wachsamkeit solcher Weiber gerathen, die mit Klugheit und Delicatesse zu gebieten verstehen, und die Seile auf eine gute Art zu verstecken wissen, woran sie ihre Männer leiten. Wie oft waren sie nicht schon die wohlthätigen Schutzengel unseres Geschlechts! wie oft erstickten sie nicht die Leiden des Mannes in ihrer Geburt, die unser stumpfer Blick nicht bemerken konnte! wie oft entglüheten wir nicht an ihrer weisen Hand, und durch ihre eben so herzliche, als geschickte Leitung zu groſsen Leidenschaften und Planen für das Beste der Menschheit! wie oft beugten sie durch ihre bezaubernde Güte dem Sturme vor, welcher fürchterlich in uns ausbrechen wollte, und wodurch wir uns in ein tiefes

Elend gestürzt haben würden! wie oft gingen sie uns selbst bei verheimlichten Kummer und verheimlichten Unternehmungen zur Seite, und leiteten auch da unsere Schritte und Gedanken, ohne daſs wir es merken konnten! wie oft retteten sie die Ehre eines vernünftigen Erziehungsplans, wenn die Männer durch zu viel Strenge, oder zu viel Nachsicht, oder durch ein Heer pädagogischer Grillen Alles zu verderben anfingen! wie oft stürzten sie mit einer unnachahmlichen Sanftmuth in unsere Arme, und hielten uns durch ihre weisen Bitten zurück, wenn wir in unserm Ehrgeitz, in unserm Groll gegen Andere, in unserm hochtrabenden Projecten, in unserm Tadel, unserer Satyre, und selbst in unserer Freundschaft zu weit gehen wollten! wie oft retteten sie endlich nicht den Mann aus den giftigen Umarmungen des Lasters! wie oft söhnten sie ihn nicht mit der Welt, mit sich selbst und mit der Tugend aus!

Dieſs ist eine der liebenswürdigsten und schönsten Seiten des weiblichen Herzens, und die Krone ihrer Verdienste. Unzählige Männer sind durch sie besser und weiser geworden, die es sonst nimmer geworden wären. Die Menschheit verdankt ihnen den Gewinn und Besitz der edelsten und herrlichsten Menschen, des gütigen und groſsen Fürsten der Nationen, der Väter des Vaterlands, der menschlichen Heerführer, der uneigennützigen Freunde, der sanften Aufklärer des Volks, der gewissenhaften Staatsbürger, der guten Ehemänner, und der Schöpfer reinerer Sitten. Würden die Weiber bei ihrem groſsen Einflusse auf unsere Besserung weniger ängstlich und zaghaft seyn, besäſsen sie einen höhern Grad von Festigkeit des Charakters, vergröſserten sie durch eine zu weit getriebene Vorsicht nicht zuweilen die Schwierigkeiten ihrer edeln Plane selbst, lieſsen sie sich nicht zu sehr von den ersten Eindrücken leiten, und durch die Bilder ihrer feurigen Imagination täuschen; so würden sie allmächtig seyn, und wir uns selbst in keinen bessern Händen, als in den ihrigen, befinden können. Dessen ungeachtet bleibt es immer ein kleinlicher und unedler Gedanke, wenn Männer darum nicht heirathen wollen, um der Herrschaft eines Eheweibes auf immer zu entgehen. Diese Freiheit, ist um so mehr eine bloſse Täuschung, da sich eben diese Männer gemeiniglich durch andere Geschöpfe fesseln lassen, welche bloſs aus Interesse und Habsucht ein Imperium über jene sogenannten freien Männer ausüben, das sich ein vernünftiges Eheweib nie erlaubt haben würde, und vernünftig sind die Eheweiber in der Regel fast alle, wenn wir vernünftig mit ihnen umzugehen wissen. Eine verständige Frau wird ihre Herrschaft nie zu weit ausdehnen, sie wird nicht in Kleinigkeiten groſs zu seyn suchen, und sich zur Erweiterung ihres Gebiets keiner

Mittel bedienen, wodurch der Mann verdunkelt werden könnte. *) Daſs es freilich auch solche Weiber giebt, lehrt, leider! die Erfahrung, aber ihre Anzahl ist nur unter unverständigen und schwachen Männern groſs. Diese Frauen regieren nicht, sondern sie tyrannisiren, und gehören nicht zu den edeln und klügern Hausmüttern, die ich oben geschildert habe. Sie verstehen nicht, wie jene, durch den Blick der Liebe den Mann zu leiten und durch einen herzlichen Händedruck und einen sanften Rath seine Leidenschaften in Grenzen zu halten, sie verstehen die Kunst nicht, sich in die Launen, in das Temperament und in die Denkungsart des Gatten zu schicken, um

---

*) „Die Herrschaft der Frau ist eine Herrschaft der Sanftmuth, der Geschicklichkeit und der Gefälligkeit; ihre Befehle sind Liebkosungen; ihre Drohungen sind Thränen. Sie muſs im Hause herrschen, wie ein Minister im Staate, sie muſs sich das gebieten lassen, was sie thun will.“ (R. Emil. 4r Th.)

ihn zu einer andern Zeit desto ruhiger und besser leiten zu können, nicht die Kunst, nachzugeben, nicht die Aufrichtigkeit, ihre Irrthümer und Schwächen zu gestehen, nicht die Gabe, sich in die Lage der Männer hineinzudenken, und ihnen dann etwas zu gute zu halten, wenn sich diese nach den Lasten und Arbeiten des Tages vielleicht eine etwas zu frohe Stunde machten. Sie poltern zu viel, als daſs sie den Mann bilden und führen könnten. Sie wissen den Hausfrieden nicht zu nutzen, um durch ihn dem Manne und sich selbst das Leben zu einem Paradiese zu machen.

Ich habe oben gesagt, daſs die Eitelkeit des weiblichen Geschlechts, und das Bewuſstseyn, wie viel die Schönheit über uns vermag, zu den Ursachen der weiblichen Herrschsucht gehöre. — Wenn wir selbst die Urheber der weiblichen Eitelkeit sind; so werden sich auch die Weiber zu unsern Regentinnen machen. Wenn wir ihnen nicht widersprechen; so werden sie überall

Recht zu haben glauben, wenn sie dieſs glauben; so werden sie endlich ihre Vernunft für infallibel zu halten anfangen, und die unsrige unterjochen. Wenn wir ihnen zu viel Schmeicheleien erweisen, zu viel Opfer bringen, so wird Stolz und Uebermuth der Gesetzgeber aller ihrer Handlungen werden müssen. Die Eitelkeit kann überhaupt nicht ohne Herrschsucht und Herrschaft befriedigt werden. Sie ist das Kind der erstern, und beide werden sich sogleich verbinden, um sich einander beizustehen und einander in ihren Planen aufzuhelfen. Denn, wenn die Eitelkeit nicht herrschen kann; so wird es ihr an Mitteln und Gelegenheiten fehlen, den Glanz zu gewinnen, den sie von Aussem sucht, und von dem sie sich nährt. Die Eitelkeit des Weibes wird sich tausend Dinge und Spielwerke ihrer rastlosen Begierden versagen müssen, wenn der Mann nicht auf irgend eine Art dependent gemacht wird. Der Herr des Hauses würde dem leidenschaftlichen Hange zu neuen Moden im Wege stehen, die glänzende Tafel einschränken, die festlichen Besuche der Gattinn und Kinder verhindern, den Zuspruch der Schmeichler und Cicisbeen verbitten, den weiblichen Launen nicht immer Gehör geben, und überhaupt einen Gehorsam verlangen, der sich mit der weiblichen Eitelkeit nicht vertragen will. Die eitlern Weiber sind daher wegen der innern Natur jener Leidenschaft gemeiniglich auch die regierungssüchtigsten, und trotzigsten, oder auch die verschlagensten Schmeichlerinnen ihrer Männer. Dieser letztern Art der Herrschaft können wir selten widerstehen, und daher werden wir uns die Erscheinung erklären müssen, warum oft sehr kluge und tugendhafte Männer ihren Frauen sehr zweideutige Handlungen erlauben, oder zu einer Verschwendung ihrer Frauen still schweigen, oder wohl gar die Hand bieten, wodurch am

Ende sie selbst und ihre Familien zu Grunde gerichtet werden müssen.

Aber eben diese letztere Art der Herrschaft setzt gemeiniglich die Weiber in höhern Ständen tief unter ihr wahres Verdienst, und unter ihre eigene Vernunft herab, weil sie die Eitelkeit und die Methoden, sie zu befriedigen, zum System aller ihrer Handlungen gemacht haben, und der Mann nur als der arbeitende Theil des Hauses betrachtet wird. Sein Leben ist in vielen Häusern nur das Leben eines Lastthiers. Er wird seine Kräfte unter dem Drucke eines schweren Berufs, seine Heiterkeit in dem Wirrwarr verwickelter Amtsgeschäfte, seine Gesundheit, seine frohen Stunden, seinen Umgang mit guten Freunden aufopfern müssen, während die Dame des Hauses sich mit dem elenden kostspieligen Puppenwerk der Moden, des Anzugs, und einer empfindsamen Lecture beschäftigt, und alle ernstern Geschäfte der Hausmutter vernachlässigt werden. „Je vois, sagt der kraftvolle Montaigne im dritten Buche seiner ideenreichen Versuche C. IX. S. 187. der oft angeführten Edition — Je vois en plusieurs mesnages monsieur revenir maussode et tout marmiteux du travas des affaires environ midy, que Madame est encore après à se coiffer et attiffer en son cabinet.“ „Il est ridicule, setzt er aber hinzu, et injuste que l'oysiveté de nos femmes soit entretenue de notre sueur et travail.“ Wir finden Ehen dieser Art in allen Ständen des vornehmen Lebens, und die verdienstvollsten und aufgeklärtesten Männer müssen ihren Schweiſs für die Modesucht ihrer eiteln Weiber vergieſsen, und, — um nur den lieben Hausfrieden zu erhalten, der Herrschsucht ihrer Frauen Zeit, Geld und Vermögen aufopfern; nicht zu gedenken, daſs grade diese Weiber nicht selten die geistloſesten und schwachsinnigsten ihres Geschlechts sind. Diejenigen Männer irren sich daher sehr, welche um Herren in ihrem Hause zu bleiben, Weiber — ohne Kopf heirathen. Diese sind gewöhnlich die eitelsten, herrschsüchtigsten und trotzigsten Creaturen von der Welt, und viel weniger, als die hellersehenden, zu leiten, da sie aus Mangel eines vernünftigen Nachdenkens gemeiniglich nur den Antrieben eines rohen Temperaments, und einer groben Imagination zu folgen pflegen, das Schiefe und Sinnlose in ihren Einfällen und Launen nicht begreifen können, und von der Delicatesse des Umgangs und der feinern Denkungsart ihrer Männer durchaus keinen Begriff haben, noch haben können.

Das Bewuſstseyn der Weiber, wie viel ihre Schönheit über uns vermag, und wie sehr diese unsere Imagination anzufeuern pflegt, scheint zu ihren lebhaftesten und deutlichsten Vorstellungen zu gehören. Die Herrschaft, die sie darauf gründen, ist darum auch die kühnste und unüberwindlichste gewesen, so lange es eine weibliche

Schönheit gegeben hat; — ihre Herrschaft ist so alt, als die Welt. Die Natur hat sie selbst geboten, und geheiligt, und der menschliche Verstand hat ihre Rechte selbst billigen müssen. *) Die Weiber bemerken es sehr bald, und sehr früh, daſs wir zu jeder Art des Gehorsams fähig sind, sobald wir durch ihre Schönheit, — sie mag nun bloſs eingebildet, oder wahr seyn, gerührt werden, daſs sich unsere Sinne und unsere Phantasie bei ihrem Anblicke verwirren, daſs unser

---

*) Die Weiber haben nicht deſshalb eine Herrschaft, weil die Männer es gewollt haben, sondern weil es die Natur so will; sie gehörte ihnen, ehe sie sie noch zu haben schienen. Der nemliche Hercules, der den funfzig Töchtern des Thespius Gewalt anzuthun glaubte, wurde dessen ungeachtet gezwungen, bei Omphalen zu spinnen; — und der starke Simson war nicht so stark, als — Delila. Diese Herrschaft gehört den Weibern und kann ihnen nicht genommen werden, auch selbst nicht, wenn sie ihrer miſsbrauchen. Könnten sie ihrer je verlustig werden; so würden sie sie schon lange verloren haben. (R. Emil. 4ter Th.)

Blut in Wallung geräth, und die härtesten Seelen durch weibliche Reitze erweicht werden. Sie bedürfen hierzu keiner tiefen Menschenkenntniſs, da, nach einem Gesetz der Natur, der Mann seine Empfindungen bei dem Anblicke der Schönheit nicht verhehlen soll. — Ein elektrischer Schlag dringt bei ihrer Erscheinung unwillkürlich durch seine Imagination. — Wir verstummen, und werfen uns stillschweigend zu ihren Füssen, wenn wir auch noch so viel äuſserliche Kälte gegen sie anzunehmen scheinen. Sie führt uns an den weichen Faden unserer Sinnlichkeit gefangen, wenn sie auch mit ihr selbst noch unbekannt seyn sollte, aber sie weiſs es dessen ungeachtet mehr als zu gut, daſs wir durch ihren Anblick bezaubert, und ausser uns selbst gesetzt werden. Mit den Jahren nimt diese Ueberzeugung der Weiber zu, so wie alsdann unsere Huldigungen und Schmeicheleien zunehmen, und es giebt für ein schönes Weib irgend einmal eine Periode ihrer Herrschaft, wo man sie allmächtig nennen kann, wenn sich Grazie und Verstand damit vereinigen. Es ist unser Glück, daſs dieſs letztere so selten der Fall ist, weil die Irrhäuser alsdann zu sehr bevölkert werden dürften. —

Endlich ist der Geitz schon längst die Wurzel alles Uebels genennt worden, und auch er ist in unendlich vielen Ehen der Grund der Männersclaverei, da die Weiber zu jenem geneigter, als wir, zu seyn pflegen. An einem andern Orte habe ich gezeigt, daſs diese Erscheinung daher rühre, weil sie wegen des Gefühls ihrer Schwäche, wegen ihrer Abhängigkeit und ihres untergeordneten Zustandes in Hinsicht der Zukunft und ihres Unterhalts ängstlicher und besorgter, als wir, zu seyn pflegen, weil ihnen ihre Selbsterhaltung und ihr Fortkommen schwerer, als uns, gemacht wird, weil sie miſstrauischer, als wir sind, weil sie eine gröſsere Sorgfalt für ihre Kinder empfinden und von Jugend an zu kleinlichen Ersparungen und Berechnungen gewöhnt werden. Aber eben diese Umstände, die den Geitz der Weiber oft bis zur Niedrigkeit erhöhen, vermehren in eben dem Grade die Dependenz der Männer von ihren Frauen, und machen viele zu ihren elendesten Sclaven. Die Genauigkeit und Aengstlichkeit, womit die karge Frau jeden Pfennig berechnet, jeden Besuch einschränkt, jeden unschuldigen Lebensgenuſs verkümmert, jedes Werk der Menschenliebe in ihre Schuldbücher schreibt, jeden Antheil an den Schicksalen Anderer nach eigenen Vortheilen abmiſst, wird dem Hausvater einen Theil der Freiheit rauben, die ihm von Rechtswegen zukommt, und die Heiterkeit seiner Seele verstimmen. Ich gebe es gern zu, daſs es ohne die äuſserste Sparsamkeit der Weiber mit vielen Männern sehr schlecht stehen würde, daſs diese sehr oft durchaus zu keinen Haushältern gemacht sind, und ohne den Geitz ihrer Frauen ihre eigene Familie ruiniren würden; aber es ist eben so wahr, daſs die Weiber in ihrer Sparsamkeit leicht zu weit gehen, und daſs der Geist dieser Leidenschaft sie nicht selten zu Härten und Ungerechtigkeiten gegen ihre Männer verleitet, und das weibliche Gefühl für die Delicatesse und Wärme des ehelichen Umgangs abstumpft. Der Geitz verschlingt nach und nach die edelsten Gefühle der Liebe und Freundschaft. Er läſst sich wider die Männer selbst bestechen. Er ist ein Feind ihrer frohen Stunden, sobald sie Geld kosten, er dringt uns für unsre schweren Berufsarbeiten eine magere Kost auf; er bewacht alle unsere Schritte mit einem ängstlichen Miſstrauen, er macht dem Hausvater seine Wohnung zu einem Kerker, und ihm sein Weib zu einer Geiſsel lebenslang.

Die glücklichste und wünschenswürdigste Herrschaft, worunter wir stehen können, ist die Herrschaft der Liebe eines edeldenkenden Weibes, *) wenn man das innige und geistige Zusammenstimmen zweier Seelen in allen ihren Empfindungen und Gedanken noch eine Herrschaft der einen über die andere nennen kann. — Seelen dieser Art gehören zu den Lieblingen des Himmels, und des ehelichen Glücks. Von fern her errathen sie schon ihre leisesten Wünsche, und eilen beiderseits, sich in der liebreichsten Erfüllung derselben einander zuvorzukommen. Kein Opfer der Selbstverläugnung, keine Mühe und Arbeit, kein Kampf, kein Leiden ist groſs genug, was sie von der

---

*) „Ein Weib, das sittsam, liebenswürdig und tugendhaft ist; ein Weib, das ihre Liebhaber zwingt, sie in Ehren zu halten; ein Weib, das Zurückhaltung und Bescheidenheit hat; mit einem Worte, ein Weib, das die Liebe durch die Hochachtung unterstützt, sendet uns mit einem Winke an das Ende der Welt, in den Streit, zur Ehre, zum Tode, wohin es ihr gefällt. Diese Herrschaft ist schon, dünkt mich, und wohl der Mühe werth, erkauft zu werden." (R. Emil. 4ter Theil.)

stillen und reinen Ergebenheit in den Willen des Andern abhalten sollte. Ueberall treffen sie in einem schönen und groſsen Ziele ihres ruhigen Lebens zusammen, selbst da zusammen, wo sie bisweilen von einander entfernt zu seyn scheinen, selbst bei verschiedenen Temperamenten, und ihren Uebereilungen. Sie haben und kennen bei allen ihren Handlungen kein anderes Gesetz, als das stille, aber allmächtige Gesetz der Liebe. Sie bilden und beglücken sich durch einen gemeinschaftlichen Wetteifer, dieses Gesetz in allen noch so verworrenen Situationen ihres Lebens zu erfüllen, und darin ihre gemeinschaftliche Seelengröſse zu suchen. Da sie nur ein Ganzes ausmachen, nur einen Sinn für moralische Schönheit und Güte haben; so kann man eigentlich nie sagen, daſs sie von einander, wie andere Menschen, abhängig sind. Die Einheit ihrer ganzen Denkweise, die Reinigkeit und Harmonie ihres Gefühls, das ungestörte, liebevolle Wohlwollen gegen einander leidet keinen Zwang; kein unzufriedener Augenblick stört die Heiterkeit des Geistes, welche bei ihnen selbst ein Kind der heiligsten Liebe ist. Durch sich allein sind sie miteinander glücklich geworden, und dieses Glück ist für sie wieder nur ein gemeinschaftliches Gefühl einer gleich groſsen Unschuld, und vielleicht auch eines gleich groſsen Characters. — Die Gattinn wird in den Vorrechten des Mannes keinen Druck gegen ihr Geschlecht bemerken, sie wird den Mann selbst dieser Vorrechte wegen lieben, und er wird sie nicht miſsbrauchen, weil sie ihn zum Schutzengel, und nicht zum Unterdrücker seines Weibes machen sollen. Er wird die kleinen Schwächen desselben nicht bemerken, da sie mit der Sanftheit und Milde ihres Geschlechts zusammenhängen; sie wird die seinigen bessern, weil sie gefährlich werden könnten, und ihre Liebe, um den Mann zu veredeln, von der

Natur unsterbliche Reitze bekommen hat. Diese zärtliche Leidenschaft des Weibes bedarf dazu nicht erst einer langen und trockenen Untersuchung ihrer Pflichten; sie belehrt sich selbst, sie bildet sich selbst, sie veredelt sich selbst, indem sie den Gegenstand ihrer Zärtlichkeit nie aus dem Auge verlieren kann, und in seinem Auge selbst immer besser und schöner zu werden sucht. Hierin liegt vornemlich das hohe Ziel ihrer unermeſslichen Thätigkeit und bleibenden Selbstkraft zum Guten. Was vor dem Richterstuhle der gegenseitigen Liebe nicht gebilligt wird, ist für sie fremd, und tief unter ihrer Würde, — denn nur das Gute kann von einer reinen Liebe gebilligt werden. „Wie wirst du diese oder jene Handlung bei dem edeln Charakter, bei dem schuldlosen Herzen deines guten Weibes verantworten können?“ so fragt sich augenblicklich der bessere Mann. „Wie tief könnte auch die kleinste Uebereilung die schuldlose Seele deines Gatten verwunden?“ So fragt sich das bessere Weib, und ihre Tugend ist mit tausend Schutzengeln umgeben. Doch ich muſs wieder zu den Weibern überhaupt zurückkehren, — zu den Weibern, wie sie sind, nicht, wie sie seyn sollen. —

Die Methoden, wie und wodurch sie uns Fesseln anlegen, und oft so sicher auf den Thronen ihrer Herrschaft zu erhalten wissen, sind nach den verschiedenen Temperamenten, Launen und Spannungen des weiblichen Gefühls selbst sehr verschieden. Einige bringen durch eine unermüdete Arbeitsamkeit ihrer Zunge, oder eine beiſsige Geschwätzigkeit nach und nach Alles unter ihren Zepter. Die muthigsten und feurigsten Männer werden endlich durch jenes Mittel zum Schweigen gebracht. Wenn es auſs Plaudern und Zanken ankommt; so können wir es mit dem schönen Geschlecht nicht aushalten, — wir trotzen und fahren auf; aber die Weiber spinnen den Faden ihres Geränks ins Unendliche, wenn sie wollen. Bei vielen ist es eine Art von Gebelle, das durch keine Vernunftgründe unterdrückt werden kann, bis es von selbſt, oder durch die Erschöpfung der Lunge aufhört. Da die Empfindlichkeit der Weiber ohne allen Widerspruch gröſser und reitzbarer, als die unsrige ist; so bricht sie nach einer wahren oder nur vermeinten Beleidigung immer wieder hervor, und fängt ihre Krickeleien immer wieder von vorn an, wenn wir uns schon längst mit ihnen ausgesöhnt hatten. Wir haben dagegen keine andern Waffen, als die des schweigenden Nachgebens, und der eisernen Geduld oder der Gewalt. Die erstern sind freilich die vernünftigsten; aber sie vermehren die Siege des weiblichen Eigensinnes und der weiblichen Herrschaft über uns oft auf eine Art, daſs unser freier hausväterlicher Wille auf immer verloren geht.

Andere Weiber gründen und befördern ihre Souverainetè durch ein in sich gekehrtes Wesen, durch ein schmollendes Stillschweigen und den peinlichen Ausdruck erlittener Beleidigungen, sobald sie nicht ihren Willen haben können. Die feinsten und besten Weiber sind bisweilen zu diesen kindischen Aeusserungen ihrer Launen fähig, und sie erreichen dadurch ihre Absichten um so eher, je weniger der ungeduldige und feurigere Geist der Männer jene kalte Zurückhaltung und Stille der Frauen vertragen kann. Vornemlich werden gutartige Männer in solchen Fällen tausendmal lieber nachgeben, und den heitern Sinn ihrer Weiber wieder herzustellen suchen, als sie durch ein gleiches Benehmen zu einem noch gröſsern Trotz zu reizen. — Sie werden, wenn sie auch das Recht auf ihrer Seite hatten, der schmollenden Ehefrau — mehr, als auf dem halben Wege entgegenkommen, und auf diese Art den goldenen Hausfrieden wieder zurückführen. Uebrigens bin ich der Meinung, daſs in dem Charakter der Frauen, die oft durch jenes trotzende Stillschweigen ihre Männer zu beherrschen suchen, eine gewisse Falte liegt, die ihre Liebenswürdigkeit in einem sehr hohen Grade vermindert, und von einer kränkelnden Schwäche des Verstandes zeugt. Weibern dieser Art gebricht es gemeiniglich an jener Offenheit der Seele, — die nichts Verstecktes dulden kann, und uns unsere Fehler lieber vergiebt, als sie stillschweigend überzählt, und so würde dann die Frage übrig bleiben: — ob, wenn der Ehemann zwischen zwei Uebeln das Kleinste wählen soll, ihm eher ein etwas zänkisches, oder ein schmollendes Weib zu wünschen sey?

Noch andere Weiber herrschen durch eine künstliche Freundlichkeit, durch Schmeicheleien und Liebkosungen über die Seelen ihrer Männer und Anbeter. Diese feinen, herzlich scheinenden Schmeichlerinnen sind allmächtig, weil sie uns ihre Herrschaft so leicht und angenehm zu machen wissen, oder weil wir gar nicht einmal beherrscht zu werden *glauben*. Sie verbinden uns die Augen durch ihre Gutmüthigkeit, und eine listige Zärtlichkeit. Sie suchen nie etwas von uns zu ertrotzen, sondern Alles durch Bitten, durch Vertraulichkeiten, durch ein schmeichelhaftes Zuvorkommen unserer Wünsche, durch die Schonung, oder leise Anregung unseres männlichen Ehrgeitzes, und durch das Abwarten unsrer schwachen Stunden, und unsrer Sinnlichkeit zu gewinnen. —

Wenn ihre Männer stürmisch, unbiegsam zu werden anfangen; so widersprechen dergleichen Weiber nie, oder mit Liebkosungen und Küssen. Sie drücken uns den Mund mit ihren Lippen zu, und streicheln mit sanfter Hand die Runzeln des Unmuths und Zorns von unserer Stirn weg. Oft bringen sie uns die gröſsten Opfer weiblicher Geduld, und eines ungewöhnlichen Nachgebens, versagen sich, wenn wir es zu verlangen scheinen, die gröſsten Freuden ihres Lebens, tragen selbst harte Beleidigungen von uns mit einer unbeschreiblichen Sanftmuth, schmiegen sich mit unermüdeter Folgsamkeit in die sonderbarsten und unbilligsten Launen ihrer Männer, kerkern sich, ihnen zu gefallen, und bei allem Hange zum geselligen Leben monathlang in ihre Häuser ein, und sind dessen ungeachtet die unüberwindlichen Regentinnen ihrer Gatten. Man hat jenes einschmeichelnde Wesen der Weiber sehr oft Falschheit genannt; aber ich mag ihm diesen Namen im Allgemeinen nicht geben. Es giebt sehr viel Frauenzimmer, und vielleicht sind es die meisten, denen die Natur ihres Geschlechts und Characters jene freundliche Zärtlichkeit und Geschmeidigkeit selbst vorgeschrieben hat. Sie können sie nicht ablegen, wenn sie auch einmal eine gewisse Strenge gegen uns annehmen wollen. Ihr Auge zürnt und lächelt mit uns, ihr Zorn geht augenblicklich wieder in Reue über, und, indem sie uns fortstossen wollen, ziehen sie uns schon wieder zu sich hin: — sie wollen lieber in einem höchststürmischen männlichen Herzen, als in gar keinem wohnen, — lieber einen harten Mann haben, als keinen besitzen. Ueberdieſs lehrt sie eine ganz unschuldige Klugheit, daſs viele Männer nicht anders, als durch die Liebkosungen der Weiber geleitet und gebildet werden wollen, warum sollten sie sich dieser Waffen ihres Geschlechts nicht bedienen, da sie durch Trotz und Eigensinn nur Alles verderben würden! dahingegen sie durch ihre Sanftmuth unendlichen Nutzen stiften können, und unendlichen Nutzen gestiftet haben.

Endlich leiten uns gewisse Weiber durch eine affectirte, oder wirkliche Kränklichkeit ganz nach ihrem Willen. Da sie unser Mitleiden in einem sehr hohen Grade zu erregen und zu unterhalten verstehen; so bleibt uns nichts übrig, als ihren Launen und Grillen, so sonderbar sie auch oft seyn mögen, nachzugeben. Ihr thränenvolles Auge, ihre Vapeurs, ihr zarter Glieder- und Nervenbau, ihre zitternde melodische Stimme, ihre Recepte und Medicingläser bitten um Nachsicht und Schonung gegen sie. Da wir den Grad ihrer körperlichen Leiden nicht genau berechnen können, so wird das weiche Herz des Mannes in einer fortdauernden Ungewiſsheit erhalten, ob jene Leiden vielleicht nicht noch gröſser sind, als sie die Dulderinn zu erkennen giebt, und eben dieses erweichte Herz wird dadurch bis zur gänzlichen Abhängigkeit von ihr hingerissen werden. Wir werden es nicht wagen, die Leidende auch nur mit einem Blicke zu kränken, weil ihre Gesundheit dadurch noch mehr zerrüttet werden könnte, wir werden allen ihren Wünschen zuvorzukommen suchen, um ihren Zustand zu erleichtern, wir werden uns beherrschen lassen, weil wir bemerken, daſs sie Vergnügen daran findet. Ist jene Kränklichkeit und die damit verbundene Empfindlichkeit nur affectirt; so gehört sie zu den unredlichsten Kunstgriffen der weiblichen Herrschsucht, und verdient unsere ganze Verachtung. — Ich habe Weiber gekannt, die sich nach jedem kleinen Zwiste mit ihren Männern krank machten, die Aerzte selbst dann gegen sie aufhetzten, dem schon belasteten Mann durch Nachbarn, Freunde und Gesinde die bittersten Vorwürfe machen lieſsen, und ihn auf die Art zu einer Reue zwangen, wozu er nicht verpflichtet war.

Die Ehen sind überhaupt selten glücklich, wenn sich der Mann ein kränkelndes Weib genommen hat. Diese Frauen sind dabei in unsern Tagen gemeiniglich empfindelnde Thörinnen, und so wird das Uebel noch ärger. Mit der kranken Frau wird er Mitleiden haben, und ihr in tausend Fällen auch da, wo sie Unrecht hat, nachgeben müssen, die Phantasien der empfindelnden wird er bei aller seiner Herzensgüte nie ganz befriedigen können, — sie wird ihn bei ihren empfindsamen Launen oft tölpisch und ungenieſsbar finden, und sich Männer von anderm Schlage zu ihren Gesellschaftern aussuchen. Die kränkelnde Frau wird ihn in sein Haus einkerkern, und von ihm ein unermüdetes Anhören ihrer Jeremiaden verlangen, oder gar erzwingen; der empfindelnden Gattinn wird, bei aller ihrer Nervenschwäche, das Haus zu enge werden, sie wird überall nach einem verfeinerten Lebensgenuſs, nach einem sentimentalen Umgange mit feinern Männern und Weibern haschen, und den Ehemann einen Barbaren schelten, der ihr jene Bedürfnisse des Geistes und Herzens versagen will. Die kränkelnde Frau wird ihn zu einem Sclaven ihrer Aerzte, die empfindelnde zu einem Sclaven ihrer Anbeter machen. Wohin sich der Unglückliche wendet, wird und muſs er anstossen, er mag wollen oder nicht. — Der Eigensinn eines kränklichen Weibes hat tausend scharfe Ecken, denen er nicht ausweichen, und deren jede ein Bollwerk der weiblichen Herrschaft werden kann. Der Erziehungsplan, den der Mann entworfen hat, wird vielleicht der nervenschwachen Dame nicht gefallen, das, was er geschmackvoll und schön nennt, wird sie geschmacklos und häſslich finden; der Freund seines Herzens, welcher ein biederer, liebenswürdiger Mann ist, wird in ihren Augen ein Tölpel und ein Naar seyn. Das Vergnügen, die frohe Stunde, die er seiner Gattinn schenken will, wird sie zu einer andern Zeit haben wollen, und wenn sie gekommen ist, sie dennoch fade und ungenieſsbar nennen. — Die Lecture, welche ihr der Mann giebt, wird sie verwerfen, und die er ihr nicht geben will, wird sie wählen; — alles aus einem Geiste des Widerspruchs, der vielleicht nicht in ihrem Charakter, sondern in ihrer Kränklichkeit liegt. Heute wird sie ihren Gatten mit Inbrunst und Liebe umarmen, und morgen mit ihm stundenlang über Kleinigkeiten zanken, die des Nennens nicht werth waren. Heute wird sie über ihr ehliches Glück und den edeln Charakter ihres Gatten Thränen der Freude vergieſsen, und morgen vielleicht ohne alle Veranlassung ihm kränkende Vorwürfe wegen seiner erkalteten Liebe machen, und von einer Nebenbuhlerinn träumen. Man könnte das ganze Leben vieler solcher Weiber einen fortdauernden Fieberparoxismus nennen, der nur mit ihrem Tode aufhört; — und dennoch würden sie unser inniges Mitleiden verdienen, wenn sie die Krankheiten ihrer Phantasie und ihrer

Nerven mehr, als geschieht, zu besiegen suchten. Aber dieſs leidet ihr Egoismus, und ihr verschrobenes Gefühl nicht, — sie wollen lieber noch kränker seyn, oder wenigstens scheinen, um desto sicherer herrschen zu können. Die Verzärtelung ist ihr Element, — und die Verfeinerung ihrer Empfindungen soll ihnen ein Recht geben, über den weniger feinen Mann zu gebieten. Sie haben eine groſse Idee von der Erleuchtung ihrer Vernunft, und sie trauen sich dann um so vielmehr zu, da der Hang, Alles zu *tadeln*, in ihrer Nervenschwäche *liegt*, und ihre Critiken gleichsam durch sich selbst autorisirt.

Ich will diesen Abschnitt meines Buchs mit einigen Gedanken über weibliche Staatregierungen beschlieſsen, gesetzt, daſs auch hier nicht ganz der paſslichste Ort dazu seyn sollte. Daſs die Weiber in ihrem Hauswesen zu herrschen, und despotisch zu regieren geschickt sind, — beweisen sie zum

— Verdrusse vieler tausend Männer alle Tage. Aber eben deſswegen haben Philosophen und Politiker ihnen jenes an sich gerissene Recht nicht zugestehen wollen. Daſs sie aber ganze Staaten regieren können, hat man nicht so widersprechend und schädlich gefunden. Die Philosophen und Politiker haben in beiden Stücken Recht. Wenn die Frau Alleinherrscherinn in ihrem Hause seyn will; so verliert der Mann seine Rechte und seine Autorität. Er ist nicht mehr der Hausvater, der er nach dem Naturgesetz seyn soll, — er, als der Stärkere, zeigt sich dann als der Sclave des schwächern Weibes, er ist kein Mann mehr. Bei der Regierung der Staaten ist das Verhältniſs ganz anders. Der Staat ist kein einzelnes Wesen, er verliert sein Ansehn dadurch nicht, wenn er von einer weisen Regentinn beherrscht wird, und seine Unterthanen leben wegen der sanftern Eigenschaften der Fürstinn vielleicht glücklicher und ruhiger, als unter einem männlichen Zepter. Dieſs ist der Grund, warum der groſse Gesetzcritiker, Montesquieu, die weiblichen Staatsregierungen rechtfertiget! und hingegen die häusliche Herrschaft der Weiber verwirft. Montesquieu, hätte seine Gründe noch geltender machen können, wenn die groſsen und guten Fürstinnen selbst, die er im Sinne haben mochte, ihre Länder ganz allein nach eigenen Planen, und mit der ihrem Geschlechte so ganz eigenthümlichen Menschenliebe und Milde regieren könnten. Aber der Name der Alleinherrscherinnen stand nur in ihren Titeln, vielleicht die einzige Christina von Schweden ausgenommen, deren unermeſslicher Stolz selbst ihren Liebhabern nur eine momentane Herrschaft erlaubte. Selbst die Länder der weisesten und gröſsten Fürstinnen sind von jeher durch Günstlinge beherrscht worden, — und diese waren gewiſs nicht immer die besten Menschen. Wäre es möglich, daſs eine edle Regentinn, ohne sie, regieren könnte; so würden die weiblichen Staatsregierungen wahrlich nicht zu den schlechtern gehören. Der höhere Grad des Mitleidens und der Menschenliebe, den wir bey den Weibern antreffen, ihr feineres Gefühl für Moralität, Gerechtigkeit und Pflicht, ihr nicht durch den Anblick des Krieges und seine schrecklichen Thaten abgehärtetes Herz, ihre natürliche Ehrlichkeit und Treue in ihren Zusagen, würde sie auf dem Throne in tausend Fällen zu den Schutzgöttinnen der Menschheit machen, und über die Regenten der Welt erheben. Künste und Wissenschaften würden unter ihrer sanften und menschlichen Regierung blühen, die Erziehung der Bürger des Staats würde das heiligste Gesetz ihrer Gesetzgebung ausmachen, die Sittenlosigkeit durch das groſse Beyspiel eines tugendhaften Hofes verschwinden, die Ehe als der ehrwürdigste Stand im Staate, geehrt und befördert, ihre Keuschheit und Treue belohnt, ihre Uebertretungen mit Schande gebrandmarkt werden. Die unschuldige Eitelkeit der Regentinn würde selbst zur innern Vollkommenheit und Aufhellung des Staats mitwirken müssen. Sie würde groſse Köpfe hervorrufen und schaffen, welche die schöne Bildung eines Staats beschreiben und berichtigen könnten, der unter der Hand eines biedern Weibes so viele Formen des Edeln und Schönen bereits angenommen hatte. — Aber die Favoriten verderben Alles. Sie sind unter der Regierung der liebenswürdigsten Regentinnen das, was eine Pompadour unter Ludewig XV. war. Sie sind es, die nach und nach durch ihre Schmeicheleyen und Cabalen den graden Sinn der besten Fürstinnen verschrauben, ihr sanfteres weibliches Gefühl der Menschenliebe abhärten, ihren Stolz vergröſsern, sie zu unnützen Staatsausgaben verführen, und statt der Künste und Wissenschaften einen orientalischen Luxus ausbreiten helfen, wodurch sich vom Anbeginn alle Weiberregierungen ausgezeichnet haben. Sie sind die verborgenen oder öffentlichen Tyrannen des Staats, denen die armen Länder ihr Eigenthum und ihren Schweiſs zum Opfer bringen müssen, sie zertraten, sich auf die Schwäche der Regentinnen stützend, das Heiligthum der Gesetze und der Gerechtigkeit, sie machten die gutmüthigsten Fürstinnen selbst grausam und despotisch. *) Sie vergoſsen das unschuldige Blut, was unter dem Namen der Regentinn vergossen

---

*) Thomas betrachtet in seinem Essai sur le caractére des femmes den Despotismus gekrönter Weiber noch aus einem andern Gesichtspuncte, der mir in psychologischer Hinsicht sehr richtig scheint. "En général, sagt er S. 110, les femmes sur le trône, sont plus portées au despotisme, et s'indignent plus des barrieres. Le sexe á qui la nature assigna la puiſſance en lui donnant la force, a une certaine confiance qui l'eléve à ses propres yeux, et n' a pas besoin de s' attestes à

wurde. — Ich wage es daher nicht, die Regierungen der besten Fürstinnen selbst die besten zu nennen. Sie haben sich alle durch groſse Staatsfehler ausgezeichnet, da hingegen in den Ländern der bessern Fürsten mehr Energie und Ordnung in Verwaltung der Geschäfte, mehr Aufſicht über das Detail der Regierung, mehr Indüstrie und Betriebsamkeit, und mehr groſse Köpfe zu herrschen pflegten, anstatt, daſs in weiblichen Regierungen mehr der liebenswürdige Mann hervorgezogen wurde. Der Regent wird überall, wenn er will, die

---

luî même des forces dont il est sûr. Mais la foiblesse s'etonne du pouvoir qu'elle a et precipite ce pouvoir de tous les côtés pour s'en assurer elle même. Les grands hommes ont peut-être plus le genre de despotisme, qui tient à la hauteur des idées; et les femmes hors de la classe ordinaire, le despotisme qui tient aux passions; le leur est une saillie de leur ame, bien plus que le fruit d'un système."

Lücken und Gebrechen seines Staats persönlich untersuchen, und ihnen persönlich abhelfen können. Er wird gegen Schuldige und Verbrecher eine strenge und genaue Gerechtigkeit beobachten, wenn der höhere Grad des weiblichen Zartgefühls und Mitleidens gegen uns oft zu viel Schonung und Nachsicht mit dem Lasterhaften selbst in weiblichen Staatsregierungen veranlassen, oder der Despotismus der Regentinn Grausamkeiten erlauben und gebieten würde, die selbst der härtere Fürst verabscheuen dürfte. Der Regent wird die Cabalen und Intriguen seines Hoſes mit einemmahle zerschneiden, anstatt, daſs an weiblichen Höſen wegen des natürlichen Hanges gekrönter Frauen zu jenen Cabalen selbst, sie oft ins Unendliche fortgesponnen, und durch den kleinlichen Geist der weiblichen Neugierde, Zanksucht, Eitelkeit und Coquetterie unterhalten werden. Der Regent kann sein Vaterland persönlich vertheidigen, und durch eigenthümliche Proben seiner Tapferkeit die Rechte des Vaterlandes sichern, und die Herzen seiner Unterthanen fesseln, anstatt, daſs die Regentinn in den Zeiten der Noth und den Stürmen des Krieges das meiste nur von fernher beurtheilen und bewirken kann. Der Regent wird mit einem viel umfassendem politischen Scharfblick die mannigfaltigen Fächer seines Gouvernements und ihre feinere Verbindung zu einem Ganzen übersehen, und mehr nach dem Maaſsstabe einer ernsten Überlegung und Staatsklugheit, als nach den entweder zu raschen, oder zu schüchternen Eingebungen einer weibischen Imagination handeln. Der Regent wird die wahren Talente und Verdienste seiner Staatsbedienten richtiger und ruhiger zu beurtheilen wissen, weil er selbst — Mann ist, und selbst zu arbeiten gelernt hat. Er wird die Mitarbeiter seines groſsen Regierungsgeschäfts nicht nach den zufälligen, oder erkünstelten Annehmlichkeiten ihrer Person, ihres Witzes, ihres Umgangs, sondern nach dem innern Werth ihrer Verdienste und ihrer Rechtschaffenheit belohnen. —,

FREUNDSCHAFT,

der Weiber unter einander. — Ihre Mängel und Hindernisse, und deren Ursachen. Welche Weiber sind zur Freundschaft am wenigsten geschickt? — Schwärmerische, sentimentale Freundschaften unter den Weibern. — Über den Umgang der Mütter mit ihren Töchtern.

Daſs die Weiber bei Abwägung ihrer gegenseitigen Annehmlichkeiten, Talente und Verdienste sich eines ganz eigenthümlichen Maaſsstabes bedienen, und sich einander ganz anders zu beurtheilen und zu recensiren pflegen, als wir es zu thun gewohnt sind, ist ein Erfahrungssatz und eine Folge von der Verschiedenheit des Geschlechts selbst. Es giebt Reize, Vorzüge und Liebenswürdigkeiten der Weiber, die uns bezaubern und veredeln; die aber bey andern Frauen eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbringen, weil wir beym Anblick jener physischen oder moralischen Schönheiten durch keinen Neid in unsern Urtheilen geleitet werden — die Weiber hingegen dieser Leidenschaft in solchen Fällen nicht ausweichen können. Wenn man sich hiervon überzeugen will, so mache man nur den Versuch, eine Abwesende in Gegenwart mehrerer Frauen besonders zu rühmen, und die Vorzüge derselben nahmentlich auseinanderzusetzen — und es müſste wunderlich zugehen, wenn nicht dieser und jener wenigstens ein kleiner Widerspruch, wenigstens ein neidischer Blick, eine bedenkliche Miene entwischen sollte, die Alles sagt, was in dem Innern des weiblichen Herzens indessen vorgegangen ist. Einige werden den Verstandestalenten, der Cultur und Feinheit des Geschmacks, den schätzbaren Kenntnissen der Gepriesenen

Gerechtigkeit widerfahren lassen; aber es wird ihnen doch Mühe kosten, gewisse hingeworfene, schalkhafte Bemerkungen über den Gang und die Geberdung der Abwesenden, über die Fehler der Aussprache, über die Unkunde in oeconomischen Angelegenheiten, über ihr ängstliches Haschen nach dem Umgange mit — Gelehrten, über die Wahl ihrer Lecture und ihres Briefwechsels — *nicht* zu machen. Andere werden bey den Lobpreisungen der Mitschwester ein bedenkliches und bedeutendes *Stillschweigen* beobachten, und uns dadurch zu verstehen geben, daſs die Gepriesene nicht das in den Augen Anderer ist, was sie uns zu seyn scheint, daſs ein gewisses anderes Publicum besser als wir, unterrichtet wäre, und daſs wir als Männer in Beurtheilung der Weiber nicht ganz competente Richter seyn könnten. Noch andere werden unsern Lobpreisungen, die wir einer Abwesenden schenken, gradezu widersprechen, über unsere Blindheit lachen, unsern Geschmack bespötteln, und uns für Thoren erklären, die auf eine so ganz gewöhnliche Person, auf ein solches Alttagsweib einen solchen Werth legen konnten. Dieſs ist wenigstens der Ton in der sogenannten gebildeten Welt; es kann seyn, daſs er in der nichtgebildeten besser und billiger ist.

Am wenigsten werden die Weiber mit unsern leidenschaftlichen Urtheilen über die Grazie und Schönheit anderer Frauenzimmer übereinstimmen. Ihre gegenseitige Eifersucht in diesem Puncte, und ihre Unbilligkeit gegen schöne Frauen übersteigt oft alle Grenzen. Viele verlieren bey ihrem Anblicke alle Besinnung — und zeigen durch die Verwirrung ihrer Ideen, und die Wildheit ihrer Blicke, wie sehr sie durch die Gegenwart einer Schönheit, wodurch sie in den Hintergrund der Gesellschaft geschoben wurden, beunruhigt werden. Ihre Heiterkeit, ihre fröhliche Laune, ihr unterhaltender Witz, ihr ruhiges Nachdenken ist dahin. Es sind die liebenswürdigen Weiber nicht mehr, die es vor der Stunde waren. Sie versuchen durch ein Bonmot, durch eine subtile Replique, durch das Auskramen einer philosophischen Sentenz, einer dichterischen Floskel, einer neuen sentimentalen Lecture zu glänzen, und die Schönheit der liebenswürdigen Nebenbuhlerinn zu verdunkeln; aber ein Blick nach ihren Reizen hin, — ein inneres leises Geständniſs: “dieſs Weib ist wirklich schöner, als du”; — bringt immer wieder die erste Verwirrung der Ideen hervor, und foltert die Minderschöne mit heimlichen Qualen. Die Gesellschaft wird ihr zu eng, und zum Eckel, sie nimt an keiner Freude mehr den warmen Antheil, wozu sie sonst so leicht zu stimmen war, sie wird die Gesellschaft früher verlassen, als sie es beschlossen hatte, und Nächte lang wegen der Erscheinung eines schönern Weibes schlaflos zubringen. Da die Weiber es sehr wohl wissen, wie sehr wir von den Eindrücken der weiblichen Schönheit selbst abhängen, und wie leicht wir durch sie unsere Herrschaft verlieren; so werden sie die Schönere zu demüthigen, und ihre Triumphe nicht selten zu erschweren suchen. Sie werden uns ihren Charakter und ihre Sitten verdächtig machen, sie werden sie, wenn es sich nur einigermaaſsen thun läſst, aus ihren Zirkeln verbannen, ihrem Umgange mit Männern auflauern, ihren frühern Liebschaften einen schwarzen Anstrich geben, ihren Anstand und den Ton ihres äuſsern Betragens persifliren, und uns vielleicht selbst vor ihrer Gesellschaft warnen. Sie werden ihr ihre Anbeter zu entreissen suchen, und diesen, um nur die Siege der schönen Frau zu vermindern, oft ein Entgegenkommen zeigen, das nicht selten — zweydeutig wird, wenn es die Eifersucht verlangt. Und so ist in den Augen der Frauen die Schönheit bald ein Glück, — bald ein Verbrechen. —

Man wird daher ein Frauenzimmer höchstselten das andere schön nennen hören. Alles, was man der Schönern, auch wohl der Schönsten zugesteht, wird nur darauf hinauslaufen, daſs sie hübsch sey. Ein Ausdruck, welchen offenbar die Eifersucht darum wählt, weil man einem hübschen Weibe immer noch allerley Gebrechen ihrer Figur, ihrer Gesichtsbildung und ihrer Grazie andichten kann, und weil die Nebenbuhlerinn dadurch minder gefährlich zu werden scheint. — Übrigens will ich gern zugeben, daſs auch bey diesen, uns oft lieblos scheinenden Urtheilen der Weiber über die Schönheit ihrer Mitschwestern ein scharfsehenderes Auge, als das unsrige, zum Grunde liegt, und daſs dieses Auge an den Reizen der Schönheit zuweilen Fehler und Mängel entdeckt, die wir Männer nicht bemerken, weil uns unsere Sinnlichkeit in diesem Puncte so leicht täuschen kann. Die Weiber haben die Schönheit eines weiblichen Baues mehr, als wir, und bis in das kleinste Detail hinein studiert, sie kennen alle physischen Zierrathen, die dazu gehören, sie wissen die Grade und Nuancen zwischen dem Schönen und Minderschönen genauer, als wir, anzugeben, und das Verhältniſs einzelner Theile zum Ganzen einer schönen Bildung richtiger zu bestimmen. Wir hingegen finden sehr oft das Minderschöne schon vollkommen genug, uns bezaubern zu lassen, wir gehen bey unsern Beurtheilungen der Schönheit rascher zu Werke, als jene, weil wir dabey ganz von unsrer erwärmten Phantasie abhängen, und das Feuer derselben zum Maaſsstabe der weiblichen Schönheit selbst machen.

Die vorhergehenden Gründe bestimmen mich nun, die Eifersucht der Weiber in Absicht ihrer Schönheit als eine

Haupturſache anzunehmen, warum sie in ihrer Freundschaft gegen einander selten so fest und warm, als die Männer, zu seyn pflegen. Da natürlicherweise ein jedes Frauenzimmer die Schönheit als ein wünschenswürdiges Gut, und als einen wichtigen Vorzug ihrer Liebenswürdigkeit und ihres Geschlechts selbst betrachtet, und betrachten muſs; so ist es eben so natürlich, daſs es bei dem Anblicke einer vollkommenern Schönheit, als die ihrige ist, und der gröſsern Siege, die Andere dadurch gewinnen, unmöglich gleichgültig bleiben kann. Aber selbst die Minderschöne wird nicht selten ihre Eifersucht erregen, weil selbst diese in einzelnen Theilen ihrer Bildung gewisse Vorzüge besitzen, oder durch eine höhere Cultur des Geistes und liebenswürdigere Sitten die Schönere verdunkeln könnte. Daher ist es denn auch die Schönheit nicht allein, deren Eifersucht die Freundschaft der Weiber zu einem so schwankenden

Dinge macht. Ein jeder andere Vorzug, der an Andern in die Augen fällt, bringt ihr Blut in Wallung, und entzündet vornehmlich in stolzen Seelen, und in der, von so unendlich vielen Kleinigkeiten abhängenden vornehmen Welt oft einen gegenseitigen Weiberhaſs, der nahe an Wuth grenzt, — einen Haſs, den ich selbst bisweilen bey querköpfigen Müttern bemerkt habe, die durch die Vorzüge und Liebenswürdigkeiten ihrer Töchter verdunkelt zu seyn glaubten. Wenn aber selbst die mütterlichen Empfindungen durch die Gewalt der Jalousie verschlungen werden, wie viel kälter müssen diejenigen Weiberherzen gegen einander werden, die in keiner so nahen Verbindung mit einander stehen, und doch gleiche Ansprüche auf den Gewinn unseres Geschlechts machen! Die scheinbar zärtlichsten Ergieſsungen weiblicher Seelen gegen einander, die lebhaftesten und gefühlvollesten Ausdrücke der Freundschaft und Empfindeley, die stärksten Betheurungen ihrer gegenseitigen Liebe selbst scheinen mir daher in vielen Fällen nur ein gewisser Kunstgriff zu seyn, eine anfangende, oder schon ältere Gleichgültigkeit gegen die Vorzüge der Andern zu verstecken, und das mit Worten zu bezahlen, was man durch keine Empfindungen geben konnte. Und wäre dieſs auch nicht der Fall, so wird, — wie schon tausend Erfahrungen lehren, — durch die Dazwischenkunft eines einzigen, vielleicht sehr unbedeutenden Mannes, die Eintracht zweyer weiblichen Herzen zerstört werden können, die für eine Ewigkeit gemacht zu seyn schien. —

Aus jener unaustilgbaren Eifersucht der Weiber gegen einander, kann man sich in der weiblichen Freundschaft die Erscheinung erklären, — warum sich oft die entgegengesetztesten Charaktere einander wählen, und an einander fest halten. Es sind nicht die hohen und seligen Gefühle einer tugendhaften und zutraulichen Freundschaft, die sie bezaubern, sondern eitele und kleinliche Wünsche, ihre Vorzüge vor der Freundinn hervorschimmern zu lassen, und den Wettkampf vor den Augen unsers Geschlechts zu beginnen. *) Die schönere Frau wählt sich eine minderschöne zur Freundinn, um durch diesen Contrast zu glänzen, und die Minderschöne wählt die erstere, um vielleicht ihren hellern Verstand, ihre gröſsere Geistescultur, ihren schneidenden Witz zu zeigen, und ihrer Eitelkeit auf diese Art ein Opfer zu bringen, da sie durch den Mangel der Schönheit eingeschränkt wurde. Die lebhaftesten und feurigsten Weiber und Mädchen, wäh-

---

*) Der Verfaſser einer kleinen, aber interessanten franz. Schrift (Les hommes. à Amsterd. 1712.) sagt daher sehr richtig: "La passion la plus vive dans la plüpart des femmes, n'est pas seulement de plaire, c'est toujours de plaire plus qu'une autre."

len oft Freundinnen, die offenbar zum Schneckengeschlechte gehören, und zur Erwiederung einer warmen Liebe ganz ungeschickt sind. Jene werden über diese in den meisten Fällen siegen; diese werden sich durch den Umgang mit jenen zu heben suchen, so ungleich auch das Interesse der Eifersucht in beiden Fällen seyn mag. Wenn es ohne Eigennutz überhaupt keine Freundschaft unter dem Monde geben kann; so wird es die weibliche am allerwenigsten seyn können, da sich die Eitelkeit so leicht in alle Lebensverhältnisse des andern Geschlechts einschleicht, und auch die kleinsten Vorzüge desselben ans Tageslicht zu ziehen sucht.

Neid, Eitelkeit und Eifersucht bleibt daher eine der Hauptursachen, warum die Weiber so selten zu einer bleibenden und aufrichtigen Freundschaft unter einander geschickt sind, und warum sie so leicht mit ihren Freundinnen umzuwechseln pflegen.

Die zärtlichsten und liebenswürdigsten Seelen, die unserm Geschlecht mit einem heroischen Enthusiasmus anhängen, die für uns ihr Leben aufopfern könnten, sind von jener Wandelbarkeit selbst nicht ausgenommen. Ihre Tugend kann ihre Eifersucht nicht überwinden, wenn sie auch dieselbe zu verbergen — wissen. Sie sind oft die ersten, die gegen die Vorzüge anderer Weiber gleichgültig werden, und uns selbst dagegen miſstrauisch zu machen suchen. Dieſs Benehmen ist nicht immer die Frucht eines unedlen Herzens, sondern der Gewohnheit und einer allgemeinen weiblichen Schwäche. Je herzlicher und inniger sie unser Geschlecht lieben und ehren, je mehr werden sie eifersüchtig auf den Besitz unsrer Herzen, und desto kälter in ihrer Freundschaft gegen die Weiber selbst seyn. Sie fühlen es zu sehr, wie oft sich das Interesse ihres Geschlechts bey der zärtlichsten weiblichen Freundschaft selbst durchkreuzen muſs, und wie gefährlich für sie bisweilen eine höchstmittelmäſsige Nebenbuhlerinn werden kann. Aus der Liebe zu uns entsteht der Haſs gegen ihr eigenes Geschlecht! Sie fürchten bey aller ihrer Liebenswürdigkeit doch immer, das wieder zu verlieren, was sie erobert hatten, — sie erschrecken vor der fürchterlichen Leere, die in ihrem Herzen entstehen könnte, und diese Furcht vermehrt das unvertilgbare Miſstrauen, welches die Weiber vom Anbeginn der Welt an gegen einander, und gegen die Tugenden ihres eigenen Geschlechts empfunden haben.

Wenn die ächte und unbestechbare Freundschaft so selten unter den Weibern angetroffen wird; so kann noch ein anderer Grund auch mit darin liegen, daſs sie wegen ihrer eingeschränkten und abhängigen Lage, wegen ihres kleinen häuslichen Wirkungskreises, und durch die Schuld ihrer eigenen Männer nicht so viel Gelegenheit, als wir, haben, groſse und bleibende Herzensverbindungen unter sich zu stiften, und dabey ganz nach ihrer eigenen Wahl zu handeln. — Ein gröſserer und wichtigerer Wirkungskreis erzeugt gewöhnlich auch gröſsere und festere Leidenschaften, und erhebt uns zu vielumfassenden Handlungen, anstatt, daſs das schwächere und abhängige Weib oft nur allein durch kleine Gefälligkeiten ihrer Freundinn dienen kann. Es giebt tausend Lagen und Verhältnisse, wo das Weib nicht so groſs, so thätig, so sicher, so durchgreifend für ihre Freundinn zu handeln im Stande ist, als es der Freund für den Freund thun darf und thun wird. Sie kann für sie keine Rechtshändel führen, keine öffentliche Vertheidigung für sie übernehmen, kein Amt zu ihrer Unterstützung bekleiden, kein Schwerdt für sie ergreifen, keine Versorgerinn ganzer Familien werden, keinen Sturm für sie gegen mächtige Verläumder wagen, — wenigstens in den meisten Fällen nicht so, wie es der Mann für seinen Freund wagen darf. Ihre Lage bleibt in und auſser der Ehe in einer Art Vormundschaft, die Natur hat ihr nicht die Freyheit des Handelns, und die Ungebundenheit des Lebens gestatten wollen, die sie dem stärkern Geschlechte gestattet hat. Sie wird sehr oft nicht einmahl willkührlich ihre Freundinnen wählen können, sondern sie so nehmen müssen, wie sie der Zufall, oder der Eigensinn der Eltern und Männer giebt. Und wenn auch dieſs nicht der Fall, und jene Wahl ganz von ihrer Freyheit abhängig gewesen wäre; so stehet sie doch wieder so sehr unter dem strengen Urtheile des Publicums, daſs sie selbst in ihrem Umgange mit Weibern höchst vorsichtig seyn muſs. — Ueberdieſs fordert man von den Weibern auch nicht einmahl groſse, beherzte und ausgedehnte Handlungen für ihr eigenes Geschlecht, — als welches im Allgemeinen unserm Schutze, und nicht dem ihrigen anvertrauet ist. Die Weiber selbst verlangen dergleichen Handlungen auch von einander selbst nicht; sie sind in den meisten Fällen mit den freundschaftlichen Kennzeichen der Theilnahme, mit einem Worte des Trostes, mit einer Thräne zufrieden, und überlassen das Handeln für sie den — Männern. Der Enthusiasmus der weiblichen Freundschaft für die Weiber pflegt daher auch selten einen hohen Flug zu nehmen, weil die Gröſse der Antriebe und die Gelegenheit zu groſsen Handlungen selbst fehlt, und man von und bey diesen Handlungen selbst keinen Muth verlangt. Das, was man vielleicht Enthusiasmus der weiblichen Freundschaft nennen möchte, und den sich die sogenannten Starkgeister der Frauen zu erkünsteln suchen, ist gemeiniglich nichts anders, als eine Affectation männlicher Thatkraft, oder eine lächerliche Empfindeley, die ich schon so oft in Haſs und Verläumdung der vorher angebeteten Freundinn übergehen sahe.

Die seltenen Beyspiele einer reinen und aufrichtigen Freundschaft unter den Weibern mögen auch darin ihren Grund haben, daſs die Weiber selbst gemeiniglich viel zu leichtgläubig und miſstrauisch in Absicht der Fehler ihres eigenen Geschlechts sind, und ihre Herzen zu sehr den Eindrükken und Unwahrheiten eines bösen Leumunds offen stehen. Ihr Glaube an die Tugend ihres Geschlechts hängt oft viel zu sehr von Klatschereyen und dem Geiste der Medisance ab, als daſs ihre Herzen sehr lange aneinander festhalten, und sich für einander aufopfern sollten. Ein einziger leiser Verdacht, eine witzige Bemerkung über den Fehler der Freundinn, ein entdeckter unbedeutender Liebeshandel derselben, ein Geschwätz, — was dieser und jener gesehen und gehört haben will, eine etwas zu freye Bewegung im Tanz, ein uns gegebener Händedruck haben schon oft die wärmsten Weiberherzen gegen einander kalt gemacht. Ein einziger Lästermund, der ein edles Weib von gewissen lächerlichen Seiten zu schildern wuſste, hat sie nicht selten um ihre besten Freundinnen gebracht, oder doch den Grad des Zutrauens unter ihnen aufgehoben, der vorher da war. — Durch ihren natürlichen Witz schaden sich die Weiber einander mehr, als wir glauben. Sie gebrauchen ihn mehr, sich zu bekämpfen und zu tadeln, als sich einander zu nützen, und ihre Eitelkeit verführt sie zu oft, ihn selbst zur Herabsetzung und Verkleinerung edler Weiber zu gebrauchen, wenn sie damit in Gesellschaften glänzen können. Viele Weiber sind in diesen ihren Witz so rasend verliebt, daſs sie selbst ihrer besten Freundinnen nicht schonen, — wenn man anders sagen kann, daſs sie Freundinnen haben, und verdienen. In der groſsen Welt, wo die Medisance gleichsam als eine Wissenschaft getrieben und verehrt wird, sind eben daher die weiblichen Freundschaften am allerseltensten. Man wittert überall eine giftige Nachrede, man weiſs, daſs jedes Weib für ihre Freundinn eine schmeichelnde und eine lästernde Zunge hat, daſs Spott und Satyre zum bon Ton des höhern geselligen Lebens gehört, und daſs man nicht selten die Ehrlichkeit des Charakters selbst aufopfert, um nur zu den wichtigsten Damen der Societät zu gehören.

Aber deſswegen will ich den Weibern durchaus nicht alle Anlagen und Eigenschaften einer aufrichtigen Freundschaft untereinander absprechen, ich glaube nur, daſs sie, der angeführten Gründe wegen, und auſserdem noch wegen ihrer wankelsinnigen Launen, wegen ihrer zu groſsen Geschmeidigkeit des Charakters, wegen ihrer Neigung zu Intriguen, nicht so häufig, als unter uns, angetroffen wird. Ihre Empfindungen für einander können zwar sehr lebhaft und feurig werden; aber sie verschwinden auch desto leichter, und wenden sich bald wieder auf andere Gegenstände. Ihre Herzlichkeit ist ein eigenthümlicher Zug des Naturells; aber man würde ihr zu viel Ehre erweisen, wenn man sie schon Freundschaft nennen wollte, — so leicht sie es auch werden kann, wenn sie sich an unser Geschlecht wendet, — weil ihre Antriebe alsdann ganz anderer Art, als im ersten Falle, sind. Dessen ungeachtet kennt man Weiber genug, die mit einer männlichen Festigkeit des Herzens, mit einer reinen unverfälschten Liebe, und einem bleibenden Zutrauen an einander hängen, die sich für einander in den bedenklichsten Lagen des Lebens aufgeopfert haben, die ohne einander aus einem gegenseitigen Bedürfniſs eines edeln und zärtlichen Umgangs nicht leben können, und nicht leben mögen. Ihre Freundschaft wird durch keine Einsprache eines weibischen Neides, durch keinen verschrobenen Sinn einer kindischen Eitelkeit unterbrochen, weil sie auf die Tugend und die Ähnlichkeit schöner und unschuldiger Gefühle gegründet ist. Durch ein gegenseitiges Beyspiel der Menschenliebe, der Geduld, der Barmherzigkeit, der Sanftmuth und Wahrheitsliebe aufgemuntert, suchen sich ihre Seelen mit einander zu bilden und zu veredeln. Sie belehren sich einander über ihre Schwächen und Fehler, und die Mittel, wie sie nach und nach abgelegt werden können. — Sie wetteifern mit einander in der strengsten Ausübung ihrer mütterlichen Pflichten, und in den Beweisen einer feurigen und unbescholtenen Liebe gegen ihre Gatten und Kinder. Ihre Seelen machen gleichsam nur ein schönes Ganze aus, und ihre Freundschaft kann nur mit dem Tode aufhören.

Man würde sich aber sehr irren, wenn man allemahl von diesem hohen Interesse, das gewisse Weiber an einander nehmen, von jener Sprache der Herzlichkeit und den Proben einer gegenseitigen feurigen Freundschaft einen Schluſs auf die innere Sittlichkeit des Charakters und der Denkungsart selbst machen wollte. Auch weniger gute, auch verdorbene Weiber hängen sehr oft, durch die Ähnlichkeit laxer und zweydeutiger Grundsätze, durch eigennützige Absichten, durch eine gemeinschaftliche Verheimlichung ihrer Liebeshändel, und durch andere verborgene Fäden so fest an einander, als man es nur von tugendhaften und rechtlichen Weibern erwarten sollte. Sie sind sich aus Bedürfniſs jener ähnlichen Denkweise nach und nach einander nothwendig geworden, — auch sie suchen ihr geliebtes Ich in einem gegenüberstehenden Spiegel auf. Da aber diese Ähnlichkeit zu denken und zu empfinden sehr viele Grade haben kann; so sehen wir oft im gemeinen und höhern Leben den Fall eintreten, daſs ein nicht unedles Weib mit einer wirklich lasterhaften Frau eine enge Freundschaft errichten kann, und ihre Liebe an eine Person verschwendet, die überall keine Liebe von einem lebendigen Wesen verdient. Leichtsinn und Eitelkeit, in dem Umgange eines vornehmen unedeln Weibes zu glänzen, Schwäche des Charakters, sich von dieser hervorgezogen und geehrt zu sehen, ein gemeinschaftlicher Hang zu rauschenden Vergnügungen und verschönerten Moden, eine miſsverstandene Schonung, mit den Schwächen verdorbener Frauen Nachsicht zu haben, und Alles zum Besten zu kehren, — ein inneres Geständniſs, daſs man in ähnlichen Lagen vielleicht eben so handeln würde und könnte, und mehrere Dinge haben so oft schon eine Freundschaft zwischen guten und schlechten Weibern hervorgebracht, die nicht zärtlicher seyn konnte, und die allen vernünftigen Menschen auffallen muſste. Leichtsinn und Eitelkeit drängte das bessere Weib zu den verdorbensten Weibern höherer Stände hin, und verringerte die gute Idee, die sich vorher die Societät von ihr gemacht hatte. Leichtsinn und Eitelkeit stürzte sie endlich durch jenen so ängstlich gesuchten Umgang, — wenn es die Jahre erlaubten, oft selbst in ein Laster hinein, was ihrer sonstigen Denkungsart, und vielleicht ihrem Temperamente zuwider war. —

Seltener ist der Fall, wenn sich ein wirklich aufgeklärtes und moralisch gutes Weib ein halbverdorbenes Weib zur Freundinn wählt, um diese wieder zur Tugend zurückzuführen, und ihre Gesinnungen durch einen ernsten Umgang zu läutern. Nur ein sehr hoher Grad von Gutmüthigkeit des Herzens, und ein vielleicht zu groſses Vertrauen auf irgend eine sich projectirte Bekehrungsmethode kann ein solches Wagstück anrathen, da es fast immer ohne Wirkung zu bleiben pflegt. So schön und groſs das Geschäft, ein Frauenzimmer vom

Laster zu retten, und sie ihrem Geschlechte wieder zu schenken, immer seyn mag; so glaube ich doch nicht, daſs die Weiber dabey geschickt genug zu Werke gehen, und es ohne eine versteckte Eitelkeit anzufangen pflegen. Sie werden zu schnell eine moralische Umwandlung von ihrer Freundinn verlangen, und diese allein nach dem Modelle ihrer eigenen wahren, oder erträumten Sittlichkeit des Gefühls zu beendigen suchen, — sie werden bald wieder ermüden, wenn sie bey und mit ihrer sonst sehr edeln Proselytenmacherey nicht glänzen können. Gelingt sie aber ihnen hierin; so wird ihre Freundschaft gegen die Wiedergeborne den höchsten Grad der Vollkommenheit erreichen, dessen eine weibliche Freundschaft nur immer fähig ist. — Der Gedanke, die am Abgrunde Gestandene gerettet, ihre Empfindungen auf reinere Gegenstände geleitet, und sie gleichsam ganz neu geschaffen zu haben, wird der Herzensgüte und dem Stolze der Bekehrerinn zu gleicher Zeit schmeicheln, und ihre Liebe gegen die Bekehrte durch das Andenken an gegebene und dankbar angenommene Wohlthaten immer wieder von neuem begeistern. Die Bekehrerinn wird sich nun jede bessere Handlung der Bekehrten, jeden Beyfall, den sie dafür erhält, jedes Gute, das sie besitzt, selbst mit zuschreiben können, und nun gleichsam eine doppelte verschönerte Existenz in der Societät behaupten. Ihr Geist wird sich an dem schönen moralischen Gebilde, das er allein hervorgebracht hatte, durchs ganze Leben hindurch ergötzen. — Sie wird auf das Zutrauen, auf die Unterstützung, auf die Treue einer solchen Freundinn in den bedenklichsten Situationen rechnen können, und sie behalten, wenn alle übrige Freunde und Freundinnen unsichtbar zu werden anfangen.

Ich komme nun zu der oben aufgeworfenen Frage: welche Klassen von Weibern zur Freundschaft mit ihrem eigenen Geschlechte am wenigsten geschickt zu seyn pflegen? Ich rechne dahin erstlich alle diejenigen, welche eine zu hohe Idee von sich selbst, ihren Verdiensten und ihrer Bildung, und einen zu kleinen Begriff von ihren Mitschwestern haben. — Ich nenne sie die Classe der aufgeklärten Egoistinnen, die in unsern Zeiten viel zahlreicher geworden ist, als sie es in den vorigen, nicht so aufgeklärten Jahrhunderten war. Diese Weiber sind nach und nach durch eine Menge von Umständen gegen ihr eigenes Geschlecht gleichgültig geworden. — Sie sind im eigentlichen Sinne des Worts weibliche Weiberhasser, und schlieſsen sich tausendmahl lieber an aufgeklärte Männer, als aufgeklärte Weiber an. Die letztern suchen sie nur im Nothfalle. — Mit den übrigen Frauen halten sie gar keine Gemeinschaft, als insofern sie von ihnen gewisse gesellige Dienste zu erwarten haben, oder es der Ton der Societät überhaupt befiehlt. Da bey dem Umgange der Weiber mit Weibern fast Alles in gebildeten Ständen aufs Ceremoniell ankommt; so werden sie mit dessen Beobachtung bald fertig; aber zur reinern Freundschaft will kein Gefühl dieser sublimen Damen gedeihen. — Sie hassen sich einander, — belästern sich einander, — und fliehen in die Arme unsers Geschlechts, weil sie hier mehr, als dort, zu finden glauben. Eine sehr natürliche Erscheinung! Da die Weiber in dem Umgange mit Weibern überhaupt schon nicht die Annehmlichkeiten, als in dem Umgange mit Männern finden, da sie sich unendlich leichter, als wir Männer, einander — alltäglich werden; so läſst sich's leicht begreifen, warum sie sich schon bey einiger Gröſse und Ausbildung des Geistes mehr an unser Geschlecht, als an das ihrige, anzuschlieſsen suchen — der geheimen Neigung nicht zu gedenken, welche ihr Herz zu uns hinzieht, und, indem sie nur mit dem Verstande des gescheitern Mannes zu buhlen scheint, zugleich seine Liebe anfachen will. —

Die Antriebe zu dieser nähern Freundschaft mit uns, können dabey immer von einer sehr edeln Art seyn. Diese Weiber haben in frühern Jahren durch eigene und fremde Erfahrungen die Schwächen ihres Geschlechts, den geringen Grad des Zutrauens zu sich selbst, den Geist seiner Intriguen und Klatschereyen, den faden Ton seines einseitigen Umgangs, den schädlichen Hang desselben zu Verunglimpfungen der weiblichen Tugend, seinen Kaltsinn bey Anerkennung ihrer Verdienste, seine Untreue in der Freundschaft kennen gelernt. Sie wollten diese Fehler vermeiden, und darum schlieſsen sie sich so oft und so fest an den stärkern und selbständigern

Charakter des Mannes an, und gewinnen gewiſs mehr, als sie verlieren, wenn sie uns nicht zu sehr an männlichen Eigenschaften ähnlich zu werden suchen. Durch die höhere Ausbildung ihrer Seele ist eine innige Freundschaft mit helldenkenden Männern ein Bedürfniſs für ihr Herz geworden. Sie fühlen es lebhaft, daſs wir ihren Geist besser und zärtlicher, als die Weiber, zu unterhalten geschickt sind, daſs wir uns gern und ohne Affectation mit ihnen in Untersuchungen wichtiger Gegenstände einlassen, daſs wir ihnen auf eine sanftere Art widersprechen, bereitwilliger ihre eigenen Belehrungen annehmen, und ihrem Ideengange folgen, daſs wir ihnen darin mehr Gerechtigkeit, als ihre Mitschwestern, empfinden lassen, und bey Bewunderung ihres Verstandes wärmer, als die leztern, werden können.

Auſserdem zieht sich noch ein gewisses unschuldiges Zutrauen zu einer gröſsern

Stärke des Verstandes zu uns hin, das sie sehr selten gegen ihr eigenes Geschlecht, empfinden werden, — oder das, wenn es auch Weiber gegen Weiber empfinden sollten, — aus einem verdeckten Neide weniger herzlich, als im ersten Falle, zu seyn scheint. Wenn es daher auf die Entscheidung wichtiger Fragen und Plane ankommt, wenn sie sich in bedenklichen Lagen und verworrenen Schicksalen erblicken, wenn der Verstand ein gewisses Dunkel des Lebens aufhellen, und einen zweydeutigen Charakter zergliedern soll; so werden die Weiber immer eher dem Urtheile des Mannes, als dem des Weibes ihr Zutrauen schenken, und von uns, obgleich oft ganz unrecht, eine gröſsere Sehkraft, als von ihrem eigenen Geschlechte, erwarten. Sie glauben wenigstens, daſs wir mehr nach einem gewissen System, und nach einem ruhigern Nachdenken, als sie, zu handeln gewohnt sind, daſs wir genauere Kenntnisse von den

Geschäften des Lebens und ihren Einrichtungen haben, und daſs wir ihr Zutrauen zu uns nicht leicht unbelohnt zu lassen pflegen. Aber deſswegen bleibt die weibliche Eitelkeit von diesem Glauben der Weiber nie ganz ausgeschlossen. Wenn sie von uns wegen ihrer hellen Einsichten auch nicht geschmeichelt werden; (welches ich fast eine moralische Unmöglichkeit nennen möchte,) so wird es doch allemahl ihrer Eigenliebe wohl thun, wenn ihre Urtheile und Plane von Männern gebilligt und unterstützt werden, die das Publicum für denkende Köpfe hält. Nicht zu gedenken, daſs die Weiber unser, ihnen geschenktes, Lob für aufrichtiger und reeller, als das aus dem Munde ihrer Mitschwestern zu halten Ursach haben. —

Die zweyte Classe der Weiber, welche zur Freundschaft ungeschickt ist, besteht aus denen, die eine verschrobene Seele, ein falsches Herz, und einen hohen Grad von Verstellungskunst besitzen. Frauen und Mädchen dieser Art sind unfähig, ihnen anvertrauete Geheimnisse zu bewahren, das Gute an ihren Freundinnen aufrichtig zu schätzen, ihnen ohne Hinterhalt und eigennützige Absichten mit guten Rathschlägen beyzustehen, sie gegen die Verläumdungen Anderer mit Wärme in Schutz zu nehmen, und, statt ihnen zu schmeicheln, an der Veredelung ihres Herzens zu arbeiten. Ihr ganzes Betragen gegen ihre Freundinnen besteht in einer verschmitzten Gleiſsnerey, und in einer affectirten Zärtlichkeit. Sie reden und klatschen von einander, wie man es haben will; und zwar immer mit einer doppelten Zunge. Sie umarmen sich einander mit einer schwärmerischen Herzlichkeit, aber eine unsichtbare Schlange liegt hinter dem schwesterlichen Kusse verborgen, — die, sobald die Freundinn den Rücken wendet, aus der Geberde des Neides und spitzen Hohnlächelns hervorkriechen wird. Mit tiefen und kummervollen Unwillen, war ich oft bey solchen erbärmlichen Scenen einer heuchlerischen weiblichen Zärtlichkeit gegenwärtig, und bebe noch in diesem Augenblicke vor dem Bilde eines Weibes zurück, die alle ihre Freundinnen mit den zudringlichsten Liebkosungen, und der herzlichsten und innigsten Wärme einer angenommenen Freundschaft zu bewillkommen und zu unterhalten, — aber auch, sobald sie sich entfernen, sie mit der Zunge eines Teufels zu belästern, und, die heiligste Unschuld und Tugend selbst lächerlich zu machen weiſs. Ich kenne Weiber, die in ihrer Verstellung zu plump sind, und ihren Freundinnen zu vielen Weihrauch streuen, als daſs man nicht mit einem Blicke das ganze Gaukelspiel durchschauen sollte; aber es giebt noch mehrere, die bey ihrer affectirten Freundschaft listiger zu Werke gehen, und eben deſswegen ihre Freundinnen oft Jahre lang täuschen. Sie treiben ihre Heucheley mit einer Art sehr überlegter Consequenz. Ihre Medisance ist, wo sie verrathen und übel ausgelegt werden könnte, mehr scherzhaft, als beiſsend; aber sie wird ein zweyschneidiges Schwerdt, wenn der Muthwille des Witzes sich mit einem schlechten Charakter vereinigt, und eine Freundinn für eine kleine Beleidigung gezüchtigt werden soll. —

Dieser unselige Kitzel, den solche Weiber mit ihrem Witze treiben, vernichtet nach und nach alle feinern Gefühle der Freundschaft für ihr eigenes Geschlecht. Da sie über alles so gern lachen, und Gelächter erregen wollen; so werden sie endlich ungeschickt, für irgend ein weibliches Verdienst Achtung zu haben, und Achtung für dasselbe auszubreiten. Sie suchen nicht den Umgang ihres Geschlechts, um sich gemeinschaftlich zu erheitern und zu veredeln, sondern, um neue Schwächen und

Lächerlichkeiten desselben zu beobachten, und ihren Spöttereyen neuen Stoff zu verschaffen. Wehe der weiblichen Einfalt, die unter ihre beissenden Lippen geräth! Wehe der reinsten Sittenunschuld selbst, wenn sie das Unglück hat, der satyrischen Laune der Spötterinn nicht zu gefallen! Ihr guter Nahme wird zerfleischt, ihre einfache, schuldlose Denkungsart durch ersonnene Zusätze entstellt, ihr Ausdruck der Herzlichkeit und Wahrheit für närrisch und schwatzhaft erklärt, und dem Gelächter Preis gegeben. Mit der Gierde eines Hungrigen wartet das medisante und lästerhafte Weib auf jede neue Gelegenheit des Spottes und der Persifflage ihrer Bekannten und Freundinnen, und erfährt ihre Schwächen um so viel leichter, je mehr sie durch eine gewisse zutrauliche Sprache, und durch einen angenehmen Ton des Umgangs jene zu täuschen verstand. Ihrem Ohre entgeht keine Sylbe, ihrem Blicke keine Miene und

Bewegung, die nur auf die entfernteste Art lächerlich gemacht und bewitzelt werden kann.*) Die Unschuldige mag ihr tausend Beweise des Zuvorkommens und der Freundschaft gegeben haben, sie muſs sich von dem spottsüchtigen Weibe doch belästern lassen. — Ihr Lohn ist witziger Undank. Ich habe, so weit meine Erfahrungen reichen, fast immer gefunden, daſs witzige Weiber nicht sehr zur Dankbarkeit geschickt sind, und wer dazu nicht geschickt ist, wird auch nie zu einer wahren und unverfälschten Freundschaft geschickt werden.

Endlich giebt es noch eine Gattung Weiber, die selten zur Freundschaft geschickt ist, nehmlich die phlegmatischen und stumpfen Seelen ihres Geschlechts, denen man überhaupt kein feineres Leben des Geistes, sondern ein bloſses Vegetiren desselben zuschreiben muſs. Sie gleichen einem blinden Spiegel, in dem sich die äuſsern Gegenstände nur schwach und dunkel, oder schief abzubilden pflegen. Sie haben Vettern, Muhmen und Bekannte in Menge; aber keine Freundinnen. Sie sind nicht aus Miſstrauen, Neid und Bitterkeit des Charakters, gegen ihr Geschlecht kalt, sondern aus einer angebornen Kälte des Gefühls, und einer unheilbaren Stumpfheit der Sinne. Ihr Herz wird eben so wenig durch das Glück, als Unglück Anderer gerührt werden können. Der Ausdruck ihrer Freude über das erstere, und ihr Bedauern beym zweyten sind nichts als animalische, auswendig gelernte Töne, die nicht vom Herzen kommen, und nicht zum Herzen gehen. Wollen sie sich auch einmahl einer Freundinn verpflichten; so kommen sie dennoch oft zu spät. Die wahre Freundschaft fordert oft sehr rasche und muthige Handlungen, und einen Geist der

---

*) S. weiter unten das Capitel: weibliche Medisance.

Thätigkeit, welcher nie einschlummert. Dazu sind aber diese Weiber ungeschickt. Die Freundschaft fordert nicht selten groſse und schwere Opfer, dazu sind diese Weiber zu gefühllos und bequem. Sie besitzen nicht einmahl Entschlossenheit genug, ihre Freundinnen gegen den bösen Leumund zu vertheidigen; sie können ihnen mit keinem überdachten guten Rathe beystehen, weil es ihnen an Wärme des Herzens und Kenntniſs der Menschen fehlt. — Aber deſswegen schlieſse ich nicht alle langsame und phlegmatische Weiber von dem Besitze einer aufrichtigen Freundschaft aus. Es giebt darunter nicht wenige, die sich schwärmerisch einander lieben, und eine Zärtlichkeit für ihre Freundinnen verrathen, die man vergeblich bey viel feurigern Frauen suchen würde. Ihr Phlegma lag vielleicht nur in einer gewissen Steifigkeit und Ungelenkigkeit der Organe. Ihr Gefühl ist desto feiner, und ihr Herz desto reizbarer geschaffen. Sie bleiben lebenslang die herzlichsten Gefährtinnen derer, welchen sie einmahl ihr Herz geschenkt haben. Ihr Herz war ohne Falsch, und ihr Charakter ohne Falten.

Ungeachtet eine vollkommene und ächte Freundschaft unter den Weibern eine seltenere Erscheinung, als unter den Männern, seyn mag, so wird man doch unter jenen mehr Schwärmereyen in der Freundschaft selbst, als unter uns, besonders bey jungen Frauenzimmern, antreffen. Ihre Gefühle sind weicher und reizbarer, als die unsrigen, und gehen leichter, — es sey Haſs oder Liebe, in Extreme über. Wir Männer sind, bey der aufrichtigsten Freundschaft selbst, steifer und ruhiger, wir besitzen nicht die einschmeichelnde Sprache und die Geschmeidigkeit zärtlicher Empfindungen, wodurch zwey weibliche Seelen in einander überzugehen scheinen, und ihre leisesten Wünsche und Leidenschaften schon von fernher errathen. Unsere Geschäfte, unser Stolz und Egoismus, unsere gröſsern Zerstreuungen und gröſsern Erfahrungen hindern uns, unserer Einbildung jenen Schwung zu geben, wodurch sich die Freundschaft junger Frauenzimmer oft bis zur Lächerlichkeit — auszeichnet. Wir gehen gemeiniglich bedächtlicher zu Werke. Wir glauben in dem Freunde keine Freundinn zu umarmen, anstatt, daſs die Freundinn in der Freundinn oft den Freund, — sey er auch nur ein Bild der Imagination, zu umarmen wähnt. Unser Umgang mit einander ist rauschender und männlicher, der Umgang der Freundinnen zärtlicher; und inniger. Wir haben uns nicht so vielerley kleine Geheimnisse, — und kleine Liebeshändel einander anzuvertrauen, oder haben es nicht nöthig, so ängstlich verschwiegen, als sie dabey zu seyn. — Wir können ohne einen Vertrauten fertig werden, die Freundinn muſs eine Vertraute haben, und wenn es auch nur die Kammerjungfer seyn sollte. — Ich kenne weibliche Freundschaften dieser letztern Art, die nicht schwärmerischer seyn können, — und die mich oft gegen die klügsten und angenehmsten Weiber selbst miſstrauisch gemacht haben, so sehr man es überhaupt gegen alle Schwärmerey seyn muſs. *)

---

*) Thomas hat die Streitfrage: — ob die Weiber unter sich zu einer wahren und bleibenden Freundschaft geschickt sind? übergangen; dagegen macht er sie mit allem Recht zu den liebenswürdigsten Freundinnen unseres Geschlechts. — "Les hommes en général, sagt er in seinem Essai S. 125, ont plus les procédés que les graces de l'amitié. Quelquefois en soulageant, ils blessent; et leurs sentiments les plus tendres ne sont pas fort éclairés sur les petites choses qui ont tant de prix. Mais les femmes ont une sensibilité de détail qui leur rend compte de tout. Rien ne leur échappe; elles devinent l'amitié qui se tait; elles encouragent l'amitié timide; elles consolent doucement l'amitié qui

Es giebt aber noch eine Art von Schwärmerey in der weiblichen Freundschaft, die eigentlich nicht durch die Wärme jugendlicher Empfindungen, sondern durch jenes empfindelnde und sentimentale Herzensverein hervorgebracht wird, — das in der Einbildung eines sehr verfeinerten Verstandes, und eines sehr gefühlvollen Gemüths besteht; aber oft nichts weiter, als ein feiner Betrug eines sehr weitgehenden weiblichen Selbstdünkels ist. Weiber dieser Art suchen sich einander auf, — weil die übrige kalte Weiberwelt sie nicht versteht, sich zu ihrer Fülle des Gefühls nicht

souffre. Avec des inſtruments plus fins, elles manient plus aiſément un coeur malade; elles le reposent et l'empêchent de sentir ses agitations. Elles sçavent sur — tout donner du prix à mille choses qui n'en auroient pas. Il faudroit donc peut-être desirer un homme pour ami dans les grandes occasions; mais pour le bonheur de tous les jours, il faut désirer l'amitié d'une — femme."

erheben, sie in die Tiefen ihrer zärtlichen Empfindungen nie verfolgen, den Geist ihres Ausdrucks und ihrer Sinnesart nicht erwiedern kann. Dieſs ist ihr Glaube, ob sie gleich von jener kältern, oft viel vernünftigern Weiberwelt mit Recht ausgelacht werden. Sie selbst betrachten sich als völlig gleichgestimmte und verschwisterte Seelen, die von Ewigkeit her für einander geschaffen wurden; — die vielleicht schon vor ihrer Geburt in ganz fremden und uns unbekannten Welten mit einander in engster Freundschaft lebten, und sich als heilige Schatten in der Ewigkeit einander wiederfinden werden. Ihr Glaube an eine gemeinschaftliche gleich hohe, gleich feurige Sympathie der Herzen stimmt sie auch zu gleichen Handlungen und gleichen Gefühlen. Sie affectiren wenigstens, — nur eine Seele, eine Sinnesart, ein Gefühl für die Schönheiten der Natur und Kunst, eine Tugend und ein System in Beurtheilung der Männer zu haben. Sie lachen und weinen mit einander, wie es der ähnliche Mechanismus ähnlicher empfindsamen Launen mit sich bringt. Sie haben fast zu gleicher Zeit ihre trüben und heitern Stunden, ihre Begeisterungen und Leerheiten des Gefühls, ihre Krankheiten und Erhebungen der Seele. Da sie aber gemeiniglich eine ganz andere Rolle, als die übrigen vernünftigen Weiber, zu spielen anfangen, da sie Alles verlachen, oder gnädig bemitleiden, was nicht nach ihrem Kraftgefühl und ihrer geistigen Empfindeley zugeschnitten ist, — da sie sehr oft zu den stolzesten und übermüthigsten Frauen ihres Geschlechts gehören; so stehen sie dann auch gemeiniglich mitten in der Societät wie Einsiedlerinnen da, und verleiden sich Gottes schöne Welt, bey aller affectirten Subtilität des Gefühls, oft zu einer Hölle. Man glaube nicht, daſs sich dergleichen schwärmerische Alliancen auf hohe und reine Begriffe einer geistigen

Freundschaft selbst, und auf einen sehr veredelten weiblichen Charakter gründen. In den meisten Fällen waren sie nur durch eine, aus Romanen und Dichtern geschöpfte Empfindeley, durch eine kindische und tändelnde Liebe für einander, durch einen gewissen verzärtelten und schwärmerischen Familienton, und durch wiederholte Träume von einer geistigen Sympathie, und ihren sogenannten Wonnegefühlen hervorgebracht worden, und hörten, wie jeder Rausch der Empfindungen, von selbst bald wieder auf, oder giengen wohl gar in Haſs und Feindschaft über.

Seitdem das Bücherschreiben und Bücherlesen unter dem schönen Geschlechte so sehr zugenommen hat, seitdem sind die sogenannten sentimentalen Freundschaften unter ihm auch immer mehr Mode geworden. Die Bücher haben die heutigen Weiber offenbar in mehr als einer Rücksicht, verhunzt und verschroben. Die Bücher haben ihrer an sich schon so feurigen und inflammabeln Phantasie eine zu groſse Ausdehnung gegeben, haben ihre Gefühle zu sehr verfeinert, ihren Egoismus zu sehr erhöht, ihre Nerven geschwächt, und ihre Launen unzählbar gemacht. Unter Schriftstellerinnen, oder denjenigen, welche sehr viel lesen, und viel über das Gelesene raisonniren, finden wir daher auch die meisten Freundschaften jener schwärmerischen Art. Weiber dieser Gattung reden selbst in dem gemeinen Umgange eine ganz andere Sprache, als andere ehrliche Weiber. Sie ahmen den Ton, die Wendungen und Einkleidungen der Gedanken nach, die sie in ihrer Bücherwelt aufgefaſst haben. Sie sprechen nicht anders, als ob alle ihre Worte gedruckt, oder auswendig gelernt werden sollten. Ihre Ausdrücke sollen von hohen und schönen Empfindungen glühen, ihr ganzes mimisches Geberdenspiel soll es manifestiren, daſs sie feiner, inniger und tiefer, als andere Weiber, empfinden, und sich höher in den Regionen des Verstandes zu erheben geschickt sind. Alle ihre — selbst häuslichen Geschäfte, ihre Erziehungsmethoden, ihre Briefwechsel, ihre Besuche sind sentimental. Ihr Blick, ihr Gang, ihre Sprache, ihr Umgang mit Gatten und Kindern ist sentimental, die Wahl ihrer Zimmer und Kleider und Bücher ist sentimental. — ihr Tod selbst ist — sentimental; ein Wort, welches in seiner ursprünglichen Bedeutung so viel Groſses und Schönes in sich faſst; aber durch den Miſsbrauch des darunter liegenden Begriffs beynahe zu einer satyrischen Bezeichnung jener überreifen Verstandsweiber geworden ist. —

Übrigens habe ich öfters gefunden, daſs eben diese sentimentalen Weiber, die mit andern gleichgestimmten oder gleichverstimmten Frauen so leicht gewisse schwärmerische Herzensverbindungen errichten konnten, und ihnen ihr ganzes Leben widmeten, selten die bessern und glücklichern Mütter und Gattinnen waren. Sie schienen sich durch jene sentimentalen Erhöhungen und Subtilisirungen ihrer Gefühle so sehr erschöpft zu haben, daſs sie für ihre Männer selbst keinen Platz in ihrem Herzen übrig behielten, und die Arbeiten des Erziehungswesens von sich wiesen, — oder, was noch schlimmer war, durch ihre Empfindeleyen den Charakter der Kinder selbst eine ganz schiefe Richtung gaben. Ich habe schon oben bemerkt, daſs Weiber dieser Art durch allerley Umstände, die ich hier nicht wiederhohlen will, oft das Unglück haben, an plumpe und grobempfindende Ehemänner zu gerathen, und daſs eben deſswegen ihre Ehen die unglücklichsten von der Welt sind, — gesetzt auch, daſs der rohere Ehemann ein guter Mensch seyn sollte. Ich behaupte diesen Satz noch, und finde einen Hauptgrund dieser verkehrten Ehen in dem Umgange der

Weiber mit Weibern von verschrobenen Gefühlen. Sie betrachten sich als Lastträgerinnen eines Standes, der ihren Stimmungen grade zuwider spricht, weil kein einziges aus den Romanen erborgtes Bild von seiner überirdischen geträumten Glückseligkeit desselben sich realisiren will. Ihr zu weicher und zu subtiler Sinn bebt vor den Ecken und Härten eines Ehemannes zurück, der von allen Weiberempfindeleyen keinen Begriff hat, und haben will. Sie glauben keine gefällige Seiten an dem Gatten zu entdecken, an welche sich die verfeinerte Seele des Weibes anschmiegen könnte. Jeder rasche und rohe Ausdruck des Mannes bebt in allen ihren Nerven wieder, und zerreiſst das zarte Gewebe jener zu verfeinerten weiblichen Empfindungen, die eher für jede andere Welt, nur nicht für — diese gestimmt zu seyn scheinen. Ich würde daher einem Ehemanne selten Glück wünschen, wenn sein sentimentales Eheweib eine ähnliche Freundinn aufgefunden hat. Die schönsten Stunden des Lebens wird sie dieser, nicht ihren häuslichen Pflichten, widmen, und einen tändelnden, empfindsamen und sentencieusen Ton in ihrem Familienzirkel einführen, der für einen graden und vernünftigen Mann nicht anders, als widerlich und langweilig werden muſs. —

Ich kann dieses Capitel von der Freundschaft der Weiber mit Weibern nicht beſchlieſsen, ohne noch Einiges über den Umgang der Mütter mit ihren Töchtern anzuhängen. Ich glaube in Absicht dieses Umgangs, welcher doch eigentlich die beste und wirksamste Sittenschule junger Mädchen seyn sollte, und seyn müſste, überhaupt den groſsen Fehler von Seiten der Mütter zu bemerken, daſs sie ihre heranwachsenden Töchter nicht genug als ihre Freundinnen und Vertraute zu behandeln wissen, — so weit dieſs nehmlich die geselligen Verhältnisse zwischen Eltern und Kindern erlauben. Die erwachsenen Töchter werden entweder mit einer übertriebenen Zärtlichkeit und Empfindeley geliebt, oder mit einer Kälte und Gleichgültigkeit, oder gar einem mütterlichen Despotismus behandelt, der keine Spur von Freundschaft an sich trägt. Im erstern Falle werden die Töchter offenbar verzärtelt, zum Eigensinn und Egoismus gewöhnt, zu launigen und eckigen Dirnen verschroben, und ungeschickt zu guten Müttern und Gattinnen gemacht. Die Mutter wird endlich selbst nicht mehr wollen können, was die Tochter nicht will, sie wird, anstatt die wärmste Freundinn der Tochter zu seyn, um die Gunst und Nachsicht der leztern betteln müssen, und Magddienste bey ihr verrichten. Diese zu weibische Nachgiebigkeit erreicht also die Absicht selbst nicht, welche so viele Mütter dabey haben mögen, nehmlich das Herz ihrer Töchter näher mit dem ihrigen zu verbinden, und sich ihr Vertrauen zu sichern. Die zu zärtlich, zu nachsichtsvoll behandelten Töchter sind nicht selten grade diejenigen, welche am ersten gegen ihre eigenen Mütter häusliche Kriege und Cabalen anspinnen, und es mehr mit ihren viel härtern Vätern zu halten pflegen. Ein wirklich freundschaftlicher, aber dabey ernster Umgang der Mütter mit den Töchtern, eine nicht überspannte, nicht schwärmerische Herzlichkeit, ein zutraulicher, nicht empfindelnder Ton würde die Seele der Töchter viel leichter zu ihren Müttern, als alle bekannte Erziehungständeley, hinziehen. —

Zu viel Kälte der Mütter gegen ihre Töchter stiftet eben so viel Unheil, als zu viel Nachsicht. Mütterliche Härte macht die Mädchen selbst kalt, heimtückisch, ungefällig, plump und oft selbst lasterhaft und niederträchtig. Wer kennt nicht Mütter genug, die mit ihren Töchtern nie anders, als in einem harten, zankenden und gebieterischen Tone, und wie mit ihrem niedrigsten Gesinde reden, die nichts ungetadelt hingehen lassen, und über die kleinsten Fehler ihrer Kinder in Wuth und Flammen gerathen. Weiber dieser Art werden die Herzen ihrer Töchter nie gewinnen, sondern sie immer wieder von sich stoſsen, wenn die kindliche Liebe sich auch einmahl an das Mutterherz anschlieſsen wollte; aber sie werden auch durch eben dieses unnatürliche Zurückstoſsen ihre Kinder von Grund aus verderben, und sie zu Planen und Handlungen verleiten, die ohne ihre zu weit getriebene Furchtsamkeit und ihre so unbarmherzig verschmähete Liebe nie entstanden seyn würden. — Wenn ich den Ursachen dieser sonderbaren mütterlichen Härte gegen erwachsene Töchter nachdenke, so finde ich sie vornehmlich in folgenden Umständen. Manche Weiber treiben das Zanken und Poltern wie eine Profession. Die Gewohnheit und eine gewisse Unart des Charakters, die bey der Erziehung nicht weggewischt wurde, hat ihnen jenes Getöse zum Bedürfniſs gemacht. Die Töchter, welche sich fast immer in der Nähe der Mütter aufhalten, werden daher auch am meisten die Stürme jener zankenden Laune tragen müssen. Andere Mütter fordern aus Stolz, oder, weil sie selbst so erzogen wurden, einen sclavischen Gehorsam von ihren Töchtern. Sie sollen sich von ihnen wie Marionetten und abgerichtete Affen behandeln lassen, sollen nie widersprechen, nie einen eigenen Willen äuſsern, und sich auch noch im Ehestande am Gängelbande eines Kindes führen lassen. Noch andere Mütter sind auf ihre erwachsenen Töchter — eifersüchtig. *) Da

---

*) Es giebt adliche und nichtadliche Mütter, die aus diesem Grunde ihre Tochter in Gesellschaften schlecht und geschmacklos angekleidet erschei-

vielleicht noch nicht alle Reize ihrer Jugend verblühet sind, da sie sich nicht so geschwind von der Gewohnheit der Coquetterie loswinden können; so möchten sie noch selbst gern die Huldigungen unseres Geschlechts empfangen, die ihren blühendern Töchtern geschenkt werden. Sie betrachten sie als ihre Nebenbuhlerinnen, und können nicht gleichgültig dabey bleiben, wenn sie von diesen in der Societät in den Hintergrund geschoben werden. Noch andere Mütter zanken deſswegen unaufhörlich mit ihren erwachsenen Töchtern, weil sich noch kein Freyer für sie finden will. — Und noch Andere nehmen deſswegen die Partey gegen sie, weil sie der — Vater seine Lieblingskinder nennt.

Endlich werden meine Leser in ihrem Erfahrungskreise noch eine andere Classe

---

erscheinen lassen. Sie selbst aber erscheinen darin mit den neuesten Moden, und in dem strahlenden Anzuge einer Königinn. —

von Müttern gefunden haben, die, bey aller Cultur und Gesundheit des Verstandes dennoch bisweilen wie Halbverrückte gegen ihre Töchter handeln. Diese Weiber bleiben sich wegen eines äuſserst wetterwendischen Charakters in ihrem Benehmen gegen ihre eigenen Kinder keine Stunde gleich. Jetzt überhäufen sie ihre Töchter mit Liebkosungen und Schmeicheleyen, nach wenigen Minuten werden sie mit Ungestüm aus der Thür geworfen, und wie bloſse Hausthiere behandelt, — und zwar oft ohne alle Veranlassung, sondern nur aus einer gewissen Sonderbarkeit einer närrischen Laune. Jetzt geben sie ihnen Geschenke, und kurz darauf werden sie ihnen von den albernen Müttern wieder genommen. Jetzt erheben sie in Gesellschaften die Talente und Geschicklichkeiten ihrer Töchter bis in den Himmel, und morgen belegen sie in der nehmlichen Gesellschaft die guten Kinder mit den niedrigsten Schimpfnahmen, und sprechen ihnen allen Menschenverstand ab. Man glaube nicht, daſs dieſs nur eine Erscheinung in den niedrigern Ständen der Menschheit ist, ich habe sie in der sogenannten vornehmen Welt, und bey sich sehr vornehm dünkenden Müttern angetroffen. Die Mädchen wurden Engel und Affen, Grazien und Scheusale, Madonnen und Nickel in einer Minute genannt. Ich sah die armen Geschöpfe mit verbissenem Unwillen, aber mit glühendem Zorn im Auge erröthen, ich sah sie ein andermahl Thränen des tiefsten Kummers über die wunderlichen Launen ihrer Mütter vergieſsen. Wenn Kinder solcher Eltern nicht durchaus verschroben und moralisch verhunzt werden sollen; so muſs ein allmächtiger Schutzengel über sie wachen.

Wenn ich den Müttern den Rath gegeben habe, mit ihren erwachsenen Töchtern wie mit ihren vertrautern Freundinnen umzugehen; so versteht es sich doch von selbst, daſs die Mütter dabey, — als Mütter, mit gröſster Vorsicht und Lebensklugheit handeln, und zwischen sich und ihren Töchtern nichts zur Sprache kommen lassen dürfen, was die Verhältnisse zwischen Eltern und Kindern und die Gesetze der Schamhaftigkeit nicht erlauben. Jenes innige und zärtliche Vertrauen kann zwischen ihnen statt finden, ohne daſs die Mutter der Tochter ihre frühern Liebesintriguen erzählt, ihr den Briefwechsel mit ihren vorigen Anbetern zeigt, ihre Neugier durch die Schilderung ihrer Flitterwochen überspannt, und ihr andere Geheimnisse anvertrauet, die nicht für die Tochter gehören. Die Mutter darf die Tochter nicht in Gesellschaften führen, worin Gespräche und Verhandlungen über den Ehestand vorfallen, die das schuldlose Mädchen nicht ohne Erröthen anhören wird. Die Mutter wird sich nicht zu Kuppeleyen und

Liebeshändeln ihrer Töchter gebrauchen lassen, und die Töchter nicht zu Gehülfinnen ihrer eigenen machen. Die Mutter wird nicht mit ihren Töchtern von den Fehlern und Schwächen ihrer Väter reden, nicht mit ihnen Allianzen gegen die Herrschaft des Mannes errichten, nicht die Schmeicheleyen derselben und den Besitz des väterlichen Herzens miſsbrauchen, um gewisse Plane zu allerley Freuden und Belustigungen auſser dem Hause desto leichter durchzusetzen, oder den Gatten vielleicht in noch ganz andern Dingen zu täuschen. Die Mutter wird in Gegenwart der Töchter die Schwächen und Launen ihres Gatten um so ruhiger und geduldiger ertragen, je mehr sie dadurch die Töchter an die Idee ihrer eigenen künftigen Dependenz gewöhnen muſs. Die allgemeinere Regel wird mithin immer die bleiben, daſs das Vertrauen zwischen Müttern und Töchtern nie zu weit gehen darf. Die

Grenzen dieser Vertraulichkeit wird aber die Lebensphilosophie der Weiber nach den jedesmahligen Umständen selbst abzustecken haben. Sie darf nie so weit gehen, daſs in der Seele junger Mädchen irgend eine unsittliche Idee, oder ein zweydeutiges Gefühl erweckt werden könnte, nie so weit gehen, daſs die Würde der Mutter dadurch leidet, und der Muthwille und Eigensinn der Töchter mit den mütterlichen Schwächen zu spielen anfängt.

Eine höchst critische Sache bleibt es immer, wenn sich schwache, oder auch vernünftige Mütter durch eine zu groſse Vertraulichkeit mit ihren Töchtern verleiten lassen, ihnen zu ihren, — auch nur unschuldigen Liebeshändeln die Hand zu biethen. Einmahl deſswegen, weil in Absicht dieses Puncts die Töchter gegen ihre Mütter doch nie ganz vertraulich zu werden pflegen, nie Alles beichten, was in ihrem Herzen, und zwischen ihnen und ihren Liebhabern vorgefallen seyn kann, — und auch da, wo sie ganz offenherzig seyn könnten, dennoch lieber einen Schleichweg der Täuschung wählen; zweytens deſswegen, weil die Mütter den Schaden, der aus irgend einem solchen Liebeshandel entstehen kann, sich hinterher selbst mit zuzuschreiben haben. Alles, was die Mütter bey diesen Angelegenheiten thun können, ist, — die Töchter eher zu warnen, als sie selbst anzureizen, und ihnen den Weg ihrer Triumphe vorzuzeichnen. Die Töchter sollten es eigentlich nie erfahren, welche Kenntnisse sich die Mutter in den Künsten der Coquetterie erworben haben mag. Auch das leiseste Errathen, daſs die Mutter in ihrer eigenen Liebe irgend einmahl einen Schleichweg genommen hat, oder habe nehmen können, wird oft die Tochter zu den sonderbarsten Schritten verleiten, und ihr Muth dazu machen. — Endlich giebt es noch eine Art des Einmischens der Mütter in die Liebesangelegenheiten ihrer Töchter, wenn sie jungen Männern selbst Gelegenheiten geben, ihre Töchter bis zum Laster zu verführen, um irgend eine projectirte Ehe aufs Reine zu bringen. Lebten wir nicht in einem so verdorbenen Zeitalter, so würde man diese Niederträchtigkeit der Mütter für etwas Unmögliches, wenigstens für eben so unmöglich halten, als jener alte gutmüthige Gesetzgeber das Verbrechen des Vatermords. — Aber es giebt Mütter, und zwar nicht allein unter dem Pöbel, sondern in sehr hohen Ständen, die ihre Töchter wie Waaren verhandeln, und den Verführer eigenhändig in die Kammern ihrer unschuldigen Kinder leiteten.

GROSSE
MENSCHENKENNTNIS

der Weiber. — Ihre Ursachen liegen in der gröſsern Gewandtheit ihres Geistes, und ihrer Imagination, in ihrem Miſstrauen, ihrer Verschlagenheit und Eifersucht, in ihrer gröſsern Nothwendigkeit, den Menschen zu studieren, ihrer äuſsern Lage und in ihrem genauern und engern Umgange mit Kindern, und mit dem Gesinde.

Ich habe schon einigemahle diesen Punct im Vorhergehenden, aber nur fragmentarisch berührt; — bisweilen habe ich aber auch die gröſsere Menschenkenntniſs der Weiber bezweifelt. Geschahe das Letztere; so lagen gewiſs Erfahrungen, wie bey allen vorhergehenden und nachfolgenden Bemerkungen über das schöne Geschlecht, zum Grunde, und ich habe dann nicht mehr und nicht weniger sagen wollen, als, daſs sich oft die gescheidtesten Weiber selbst durch ihre zu lebhaften Leidenschaften, und ihren hohen Egoismus in ihren Urtheilen täuschen lassen, daſs sie so gut, wie andere ehrliche Leute, ihre schiefen Brillen haben, und — bisweilen, ein Zufall, der dem besten Logiker begegnen kann, zu sehr von dem Schein auf das Wahre schlieſsen. Hingegen werde ich immer bey der Meinung bleiben, daſs die Weiber in sehr vielen Rücksichten, und aus sehr begreiflichen Gründen gewöhnlich eine feinere, und gröſsere Menschenkenntniſs, als wir, besitzen, und daſs wir die gröſste Ursache haben, ihrem Verstande und ihrer richtigen Beurtheilungskraft in den Geschäften und Verhältnissen des Lebens, — oft zu unserer eigenen — Schande, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Gründe jener unläugbaren gröſsern Menschenkenntniſs selbst, finde ich theils in ihrer gröſsern Gelehrigkeit und Gewandtheit des Geistes; theils in der Beschaffenheit ihrer äuſsern Lage, ihrer natürlichen Gemüthsart und ihres Umgangs. Ich werde mich im Folgenden über alle diese Puncte näher erklären müssen.

Selbst die Feinde des weiblichen Geschlechts, — die ihm alles nur mögliche Böse nachzusagen pflegten, und ihm aus einer leicht zu erklärenden Feindschaft in keinem Stücke Billigkeit widerfahren lassen wollten, haben ihm dennoch einen sehr hellen Blick bey Gegenständen des häuslichen und geselligen Verkehrs, und in der Wahl ihres Betragens in critischen oder beabsichtigten Situationen nicht absprechen können.*) — Es war, bey Lichte besehen, einerley, ob sie dieser Lebensklugheit den Nahmen der Arglist, der Verschlagenheit, des erkünstelten Scharfsinns, des thierischen Instincts des schwächern Geschlechts, (das sich dadurch das Stärkere unterwürfig machen wolle,) oder jede andere zweydeutige Benennung zu geben suchten, oder nicht; — genug, daſs sie selbst dadurch den feinern Beobachtungsgeist der Weiber

---

*) Johann V. Herzog von Bretagne, welcher 1442 starb, forderte von der Bildung eines Frauenzimmers selbst in damahligen rohern Zeiten zu

---

wenig, — wenn seine Forderung nicht ein bloſser Scherz war. Wir wollen die ganze Stelle aus Bouchets Annales d'Aquitaine hierher setzen; "Il (Jean V.) voulut marier son fils avec madame Isabeau, fille du Roi d'Espagne, et comme il s'enquist, que c'estoit de la dicte Isabeau? on lui dist qu'elle avoyt beaulté suffisante, et corps bien disposé pour porter enfans, mais qu'elle n'avoyt pas grand et subtil langage. Et il feit response qu'elle estoit telle qu'il la demandoit, et qu'il tenoit une femme assés sage, quand elle scavoit mettre difference entre le pourpoint et la chemise de son mary." Ich bitte, die Schreibart des alten franz. Annalisten nicht für eine Reihe von — Druckfehlern zu halten.

anerkennen muſsten, und noch anerkennen müssen, und daſs sie, alles Widerspruchs ungeachtet, vielleicht ihr eigenes Glück, und viele selige Stunden der Lebensklugheit des andern Geschlechts, — sey es auch unverdienter Weise, zu verdanken hatten.

Daſs den Weibern diese feinere Lebensklugheit, diese oft so genaue, so richtige und bestimmte Beurtheilung anderer Menschen, dieses Eindringen in die geheimsten und verborgensten Falten unserer Herzen so ganz vorzüglich eigen ist, liegt zuvörderst wohl mit darin, daſs ihr Geist durch keine trockene und wissenschaftliche Gegenstände von Jugend auf verschroben und verhunzt, durch keine Systeme und keine Systemsucht aus seinem natürlichen und originellen Gleise gebracht, und durch keinen Wust unnützer und weitläuftiger Sprachkenntnisse belästigt und schwerfällig gemacht wird. Im eigentlichen Sinne des

Worts wird das Weib in höhern und niedern Ständen natürlicher, und für seine Bestimmung zweckmäſsiger, als der Mann, erzogen. Die Wiſsbegierde und Denkkraft des leztern wird auf eine Menge schulgerechter Gegenstände geleitet, wenn die des Weibes sich allein mit Objecten aus der wirklichen Welt, und des gemeinen Lebens beschäftigen, und ihre Logik nach unläugbaren Erfahrungen einrichten darf. Der Geist der Weiber wird mithin durch keinen Zwang zum Denken niedergedrückt, — und seine Sehkraft durch keinen wissenschaftlichen Egoismus getäuscht. Sie sehen richtiger, als wir, weil sie das Licht nicht durch zu viele Gläser, und in zu viel gebrochenen Strahlen, als der Mann, bekommen, der meistentheils ex officio — denken muſs, und aus seinen Schulen gemeiniglich eine nicht geringe Menge von Vorurtheilen und schiefen Meinungen mitgebracht hat, die ihm lebenslang wie unheilbare Krankheiten ankleben.

Auſserdem scheint in dem zärtern und subtilern Körperbau des Weibes eine gewisse Leichtigkeit in Auffassung neuer Begriffe, und eine gröſsere Reizbarkeit zu sehr lebhaften und abwechselnden Sensationen, und in dieser Reizbarkeit ein Grund der subtilern Urtheilskraft der Weiber selbst zu liegen. Das Messer des Anatomen, und die Theorien der Psychologen haben diese Hypothese immer wahrscheinlicher zu machen gesucht, und die Erfahrung ist ihnen dabey zu Hülfe gekommen, ob man gleich sehr fein gebauete Weiber genug kennt, die sich durch eine auffallende Schwäche des Verstandes auszeichnen, dahingegen — Riesinnen ihres Geschlechts zum Theil schätzbare Werke geschrieben haben sollen. Ich möchte beynahe behaupten, daſs keine Empfindung des Weibes wegen jener gröſsern Reizbarkeit ihrer

Imagination — ohne eine oder mehrere Nebenideen geboren wird, auf die wir selbst nicht gekommen wären, — und, ich schlieſse dieſs daraus, weil die Weiber bey sehr vielen Dingen mehr, als wir denken, und, wie die Erfahrung lehrt, — daran mehrere Seiten und Schattirungen, als wir, zu bemerken pflegen. Sie gehen daher von einer Idee so schnell zur andern über, wie es ihre Empfindungen zu thun gewohnt sind. Sie kennen bey ihren Urtheilen und Entschlüssen die langen Intervallen nicht, die uns so oft in unsern Urtheilen und Handlungen eigen sind, weil wir dann langsamer und träger denken, und uns dabey sehr oft mehr nach gewissen erlernten, uns aufgedrungenen Denkmethoden, als nach einer schlichten und unbefangenen Logik richten müssen. Jenes reizbarere Gefühl der Weiber stärkt offenbar das Auge des Geistes, gesetzt, daſs es auch hier und da zu vorschnellen Urtheilen verleitet; jene Lebhaftigkeit des Gefühls erregt eben so unleugbar mehrere Vorstellungen auf einmahl, und entdeckt den Weibern mehrere Abstufungen und Grenzen derselben, so wie durch eben diese Lebhaftigkeit die Begriffe vom Wahren und Schönen, vom Edeln und Nichtedeln, vom Schicklichen und Nichtschicklichen in ihnen erhöhet und belebt werden müssen. Und da diese Lebhaftigkeit natürlicher Weise eine Begleiterinn, oder wenn man lieber will, eine fruchtbare Mutter des Witzes ist; so eröffnen sie dem weiblichen Verstande oft schon in frühern Jahren ein Feld von Begriffen und Beobachtungen, worüber wir erstaunen müssen. Ein gebildetes Mädchen von kaum mannbaren Jahren besitzt unzählig oft mehr Lebensphilosophie, mehr gesunde Logik, mehr Geschmack und Leichtigkeit der Begriffe, als Männer von höherm Alter, die sich lange im Denken geübt haben. *)

---

*) Es sey mir erlaubt, hier eine Stelle aus einem Buche anzuführen, welches unstreitig zu den gedankenreichsten seiner Nation gehört, aus Iselins Geschichte der Menschheit. — "Es ist richtig, sagt dieser helle Kopf, daſs bey allen Völkern die Weibspersonen eher zu vernünftigen Beschäftigungen reif werden, als die Männer. Die Anlage ihrer Leiber ist immer zärter, und die Empfindlichkeit ihrer Seelen groſser. Jeder Gegenstand machet in sie einen schnellen und lebhaften Eindruck. Sie sind daher nicht nur zur Nachahmung unendlich besser aufgelegt; sie beobachten auch die Beschaffenheit und die Verhältnisse der Dinge viel leichter und begieriger; ihr Gedächtniſs behält sie viel besser auf; sie vergleichen sie viel geschwinder, und sie ziehen mit einer weit gröſsern Fertigkeit allgemeine Begriffe und Sätze aus ihren Wahrnehmungen. Sie sind viel geschickter von einer Beschäftigung zu einer andern überzugehen; einen Gebrauch mit einem andern zu verwechseln, und jede wahre oder anscheinende Verbesserung, die sich ihrem Geiste darbeut, zu umfassen. Die Männer, insonderheit unter rohen und ungesitteten Na-

Es ist also vorzüglich eine feurigere und lebhaftere *) Imagination, welche den Weibern zur Erlangung einer gröſsern Menſchenkenntniſs so sehr zu statten kommt. Sie unterscheiden durch diese nie ruhende Kraft ihrer Seele an gröſsern Gegenständen

---

tionen besitzen diese Vortheile höchstens nur in der Jugend." S. Erster Band S. 306-307. Carlsruh. 1784. Rousseau erklärt das zum Theil durch Gründe, was Iselin nur als Factum aufgestellt hatte. "Die Frauenzimmer, sagt der Genfer Philosoph, bekommen eine weit eher gebildete Urtheilskraft, als die Männer. Da sie fast von ihrer Kindheit an auf Vertheidigungshuth seyn müssen, und ihnen ein schwer zu bewahrendes Gut anvertraut ist; so wird ihnen das Gute und Böse nothwendiger Weise eher bekannt." (Emil 4ter Theil)

*) Siehe einige merkwürdige Bemerkungen über die Stärke der weiblichen Imagination in Muratori Werke über die Einbildungskraft des Menschen. Mit Zusätzen von Richerz. Leipz. 1785. 1 Th. S. 119-129. Ferner in Zimmermanns Schrift über die Erfahrung in der Arzneykunst und über die Einsamkeit.

und Begebenheiten viel leichter als wir, eine Menge Kleinigkeiten, die wir übersahen; — aber eben dadurch lernen sie diese Gegenstände näher, als auf jedem andern Wege der Untersuchung, kennen. Sie sind eben darum nun auch so genaue Kennerinnen des menschlichen Herzens, weil sie den Menschen selbst mehr in Detail, als nach Theorien und Lehrbüchern beurtheilen, und aus tausend einzelnen, kleinen, aber doch immer bedeutungsvollen Äuſserungen desselben endlich den ganzen Menschen zusammensetzen. Sie steigen lieber von dem Besondern zum Allgemeinen hinauf, — wir gehen vielleicht zu oft in unsern Urtheilen den umgekehrten Weg. Ein uns entwischter Blick, ein verlornes Wort, eine Ironie, ein Scherz, ein gewagter Gedanke in der Gesellschaft, ein Gemeinplatz, den wir äuſsern, eine Wendung unseres Lobes oder Tadels, und noch gröſsere Kleinigkeiten lassen sie oft tiefer, als wir glauben, und bemerken können, in unsere Herzen hineinschauen, und Triebfedern und Charakterzüge darin aufsuchen, die uns selbst entwischt waren, und ganz auſserhalb dem Beobachtungskreise des Mannes zu liegen schienen. Sie irren sich hierin desto seltener, je weniger die Menschen auf ihre kleinen Schwächen achten, und je schuldloser sie damit zu spielen glauben. Das weibliche Auge bemerkt aber gemeiniglich sehr bald, wie unzertrennbar alle diese scheinbaren Kleinigkeiten mit dem ganzen Charakter des Menschen zusammenhängen, wie sie den Menschen blindlings an den feinsten Seilen der Eitelkeit leiten, und wie allmächtig er von ihnen — beherrscht wird.

Eben jene lebhaftere weibliche Einbildungskraft, mit welcher sich die Weiber für oder wider Menschen und ihre Handlungen einnehmen lassen, erhöhet bey ihnen das Interesse ihrer eigenen Beobachtungen, und schärft dadurch die Blicke ihres Verstandes. Wir schlafen bey hundert Gegenständen ein, weil unsere trägere Phantasie ihnen nicht jenes gröſsere und lebhaftere Interesse zu geben weiſs, weil wir sie für zu unbedeutend, — für unsern Verstand zu klein und unwürdig halten, und überhaupt weniger von ihnen afficirt werden. Der weiblichen Beobachtungsgabe ist nichts zu klein, was sich nicht irgend einmahl als Nutzanwendung gebrauchen lieſse, nichts zu entfernt, was nicht näher an das Auge gerückt zu werden verdiente, nichts so dunkel, was nicht aufgehellt werden könnte. Ihre Lebensklugheit, und, wenn man will, ihre Lebenslist spähet überall die Seiten an Menschen, Begebenheiten und Situationen auf, die irgend einmahl für die Beobachterinn vortheilhaft, oder schädlich werden könnten. Sie ahndet die Gefahren voraus, — und beugt ihnen vor, noch ehe sich das Ungewitter zusammenzog. Ihr lebhafter Geist entschlüpft tausend Übeln bloſs dadurch, daſs er sich die Weite der Gefahr gemeiniglich kürzer denkt, als sie es wirklich ist, und daſs es der Möglichkeit schon im Voraus einen Grad von Wirklichkeit lieh. — Es mochte nun kommen, wie es wollte; so war das klügere Weib auf Alles gefaſst, — und so hat man tausend Weiber gesehen, die im Unglück durch die Gröſse ihrer Seele, und die weise Art es zu tragen, die weisesten Männer selbst übertreffen konnten.

Wenn es wahr ist, daſs die Weiber von Natur furchtsamer und miſstrauischer,*) als wir, sind; so würde man hierin einen neuen Grund ihrer gröſsern

---

*) Ich rede hier nicht von jenem zu ängstlichen Miſstrauen so vieler Weiber, wobey sie überall Gespenster sehen, und zu jeder richtigen Menschenbeobachtung stumpf gemacht werden; son-

Menschenkenntniſs finden können. — Dieses natürliche Miſstrauen ist eine Folge ihrer Lage, ihrer Abhängigkeit, ihres Gefühls schwächerer Kräfte, als der Mann besitzt, ihres Neides gegen ihr eigenes Geschlecht, und ihrer eigenen Erfahrungen, wie — viel man durch Verschlagenheit verderben, oder auch gewinnen könne, wenn man die List selbst listig zu gebrauchen versteht. Überdieſs ist es gar nicht zu läugnen, daſs wir Männer das andere Geschlecht selbst zum Miſstrauen gegen uns und andere Frauen verleiteten, so wie wir überhaupt wohl die Urheber der meisten weiblichen Fehler seyn mögen. — Wir sagen ihm so viel schöne Unwahrheiten, und so viel alberne Dinge vor, die es, bey allem seinem Übermaſse von Eitelkeit und

dern von dem Miſstrauen einer vorsichtigen Lebenspolitik, ohne welches unsere Handlungen sehr oft in einen verderblichen Leichtsinn ausarten würden.

Egoismus, kaum zur Hälfte glauben kann. Die Weiber wissen es recht sehr gut, daſs wir ihnen nur darum so viel Schmeicheleyen sagen, um gewisse Vortheile von ihnen zu erhalten, daſs es uns nicht immer so warm zu Sinne ist, als wir es ihnen vorgaukeln, daſs von ihnen hinter dem Rücken sehr übel gesprochen wird, und daſs die Galanterie mit der Ehrlichkeit des Herzens oft im gröſsten Widerspruche steht. Sie sind auf diese Weise immer mit Ungewiſsheit umgeben, aber eben dadurch auch gezwungen, die Geister zu prüfen, und ein Miſstrauen in ihre Worte und Handlungen zu setzen, bis sie eines Bessern überzeugt werden. Auch merken die Weiber, die Klügern wenigstens, es sehr bald, welche Blöſsen sie sich geben, wenn sie zu viel Zutrauen in die Sprache und Liebkosungen der Männer setzen, welchen Gefahren sie sich dadurch nähern, und wie lächerlich eine jede zu weit getriebene Leichtgläubigkeit werden kann und werden muſs. Diese Eigenschaft paſst sich nicht zu dem Tone der Societät, und einer um sich schauenden Lebensklugheit. Die besten Weiber verlieren dadurch in unsern Augen ihren Werth, und schaden sich dadurch oft unendlich mehr, als sie durch alle ihre Klugheit wieder gut machen können. Auſserdem wissen die Weiber es sehr gut, daſs sie den Urtheilen des Publicums mehr, als wir, ausgesetzt sind, daſs wenigstens ihre äuſsere Lage mehr, als die unsrige, davon abhängt, daſs sie in einzelnen Augenblicken wegen der groſsen Reizbarkeit ihrer Gefühle schwächer, als schwach, sind, daſs ihre unschuldigsten Handlungen leicht gemiſsdeutet werden können, und daſs ihre Reputation an subtilern Fäden, als die unsrige hängt. Alle diese Umstände nähren das weibliche Miſstrauen in einem sehr hohen Grade, so wie sie auf der andern Seite die Menschenkenntniſs des Weibes befördern, und ihre Aufmerksamkeit auf sich selbst und auf ihre Recensenten aller Art spannen müssen.

List und Verschlagenheit,*) zwey eigenthümliche Charakterzüge des weiblichen Geschlechts, erhöhen und veredeln freylich die Kräfte der menschlichen Seele nicht; aber sie schärfen doch sehr oft in einem auffallenden Grade das Beobachtungstalent des Weibes, und entdecken auf dem Wege einer ganz eigenen Berechnungsart unsrer Handlungen oft ganz neue Seiten und Falten des Herzens. Indem die weibliche Verschlagenheit selbst so und nicht anders handelt, oder unter diesen und jenen Umständen so und nicht anders handeln würde, — forscht sie zugleich ganz ins Geheim nach, ob andere nicht eben diese Wege einschlagen könnten, und einschlagen müſsten, und erräth dadurch nicht selten den ganzen Ideengang fremder Plane, so versteckt sie auch immer seyn mögen. Sie weicht den Fallen Anderer aus, indem sie selbst Fallen legt, oder dafür sorgt, daſs jene nicht schlau genug gelegt wurden. Sie gewinnt und lenkt Menschen im Voraus, damit sie sich derselben in der Zukunft, und bey nicht vorhergesehenen Fällen bedienen kann. Ihr Blick spähet bey Zeiten alle Schwächen und Schlupfwinkel unseres Herzens aus, und faſst uns oft da am sichersten, wo wir sein Inneres genau versteckt zu haben glauben, und wo wir mit Fleiſs eine zweydeutige Rolle spielen wollen. Die Täuschungen und Blendwerke, womit sie unser Auge umzieht, werden nicht auf einmahl, sondern nach und nach angelegt, und unser Wille nicht mit Gewalt, sondern auf eine, unserm Egoismus schmeichelnde, Art in Fesseln geschmiedet. Sie liebt die krummen Linien und Schleichwege, um unsere Schritte bald näher, bald entfernter zu beobachten, und um Ausflüchte bey irgend einem miſsgelungenen Plane zu behalten. Sie studiert alle Lieblingsgrillen des Mannes, weil sich vielleicht daraus ein ganzer Charakter erklären läſst. Sie hält ihn mit leeren Hoffnungen hin, weil sie ihm dieselben als Realitäten vorzuspiegeln weiſs, und unsere Neigungen und Untersuchungen sehr schlau auf andere Objecte zu lenken versteht. Wenn ihre Zauberbinden zu zerreiſsen anfangen, wenn unser stürmisches Temperament erwacht; so wird sie uns durch eine künstliche

---

*) "Die List ist eine Naturgabe des weiblichen Geschlechts, sagt Rousseau in seinem Buche über das Weib, und da ich überzeugt bin, daſs alle Naturtriebe an sich gut und löblich sind, fährt er fort, "so bin ich der Meinung, daſs man diese, wie die andern, sich ausbilden lasse, nur dem Miſsbrauch derselben soll vorgebeugt werden." Diese Stelle hat vielen Widerspruch gefunden; allein Rousseau hat jene weibliche Eigenschaft gewiſs nicht im unmoralischen Sinne des Worts genommen, sonst würde er allerdings selbst etwas Unmoralisches empfohlen haben.

Erweichung unseres Herzens zur Wehmuth reizen, oder sich unserer Stärke selbst zur völligen Ausspinnung ihrer Intriguen zu bedienen wissen. Wir werden nur immer die Waffen ihres Stolzes, ihres Eigensinns, ihrer Launen seyn müssen, — weil sie den Gebrauch derselben zu genau kennen gelernt hat, und weil ein verschlagenes Weib mit jedem Manne machen und treiben kann, was sie will, — und wenn er auch der Klügste seyn sollte.

Noch mehr übt sich das Miſstrauen, und der damit verbundene Beobachtungsgeist der Weiber an ihrem eigenen Geschlechte. Ich habe schon im Vorhergehenden die Gründe angegeben, warum überall so wenig reine Vertraulichkeit unter ihnen selbst herrscht, und warum ihre gegenseitige Freundschaft mehr in Complimenten und einem leeren Ceremoniell, als die übrige, besteht. — Ich führe hiervon noch einen dort ausgelassenen Grund an, weil sie durch sich selbst und durch den Umgang mit einander gröſsere Menschenkennerinnen werden. Die Weiber beobachten sich unter einander aus tausend Rücksichten noch mehr, als unser Geschlecht, — weil sie von dem ihrigen noch mehr, als von uns, getäuscht und überlistet zu werden fürchten, und weil sie das Bewuſstseyn ihrer eigenen Schwächen gegen das ganze Geschlecht selbst argwöhnisch und miſstrauisch macht. Sie stehen daher gegen einander immer auf der Schildwache, damit die Herrschaft der einen, der Einfluſs der andern, das Glück der dritten nie zu groſs werden möge, — und daher dann jene zahllosen Heere von Cabalen und Verbrechen, die von Weibern gegen ihr eigenes Geschlecht ausgeübt worden sind, und noch ausgeübt werden. Sie wissen es sehr gut, wie weit sie ihr Zorn, ihre bittere Empfindlichkeit, ihr unermeſslicher Stolz, ihre glühende Rachsucht treiben kann, wie wenig sie sich bey den Aufwallungen des Bluts in ihrer Gewalt haben, und wie lange sie einer Andern gewisse Beleidigungen nachtragen können. Sie fürchten sich unendlich mehr vor ihrem eigenen Geschlechte, als vor uns, und eben dieser Umstand wird sie unaufhörlich antreiben, ihr eigenes Geschlecht nach dem kleinsten Detail seiner Denkweise, seiner Leidenschaften und seiner Absichten zu belauschen. Es würde für sie in unzähligen Fällen Alles verlohren seyn, wenn sie dieses nicht thäten, und selbst die wärmere Freundinn nicht genauer studieren wollten. Auch diese könnte bey aller Güte des Herzens dennoch in Umstände gerathen, wo sie den Schein der Wahrheit vorziehen, und in der Freundschaft selbst bisweilen die Rolle einer Heuchlerinn spielen müſste.

Die Eifersucht aller Art unter den Weibern hat ihre Beobachtungsgabe vielleicht mehr, als jede andere Gelegenheit dazu, geschärft. So schief bisweilen die Blicke und tausendfachen Grillen dieser Leidenschaften seyn mögen, und so leicht sie selbst in andern Fällen — mit einer ganz unbeschreiblichen Unvernunft Dinge sieht und hört, die gar nicht einmahl existiren; so unleugbar ist es doch, daſs die Weiber auf diesem Wege sich gemeiniglich zuerst zu erforschen anfangen. Die Eifersucht legt schon in dem jungen Mädchen den Grund einer oft sehr feinen und geprüften Weiberkenntniſs, der erste Funken der Liebe, der in ihrem Herzen auflodert, bewaffnet ihr Auge mit tausend zart geschliffenen Sehröhren, und läſst ihnen oft Dinge an ihrem Geschlecht wahrnehmen, die der tiefsinnigsten Menschenkenntniſs Anderer entwischten. Das Auge der Eifersucht läſst nichts ununtersucht, es deutet jede Miene, jeden Blick, jedes kleine Zuvorkommen gegen unser Geschlecht mit einem seltenen Scharfsinne aus, und erräth den noch so fein angesponnenen Liebeshandel in seiner Geburt. Es scheint bisweilen nichts um sich her zu bemerken; aber es bemerkt grade dann hundert Dinge auf einmahl, und findet nicht selten in bloſsen Vermuthungen und Grübeleyen die Facta, die erst lange nachher zur Reife kamen. Je mehr die Weiber ihre kleinen und groſsen Liebeshändel vor einander zu verbergen suchen, je unruhiger und thätiger wird ihr Forschungsgeist, — alles Vorgegangene haarklein zu erfahren; — oft ist es nicht jene kleine Malice der Eifersucht, den Verliebten einen heimlichen Streich zu spielen, welche ihrer Aufmerksamkeit den hohen Grad der Spannung giebt, sondern nur die weibliche Neugierde, ob gewisse Vermuthungen sich auch wirklich bestätigen dürften, und in wie weit man sich in dem Charakter dieser oder jener Frau Nachbarinn und Freundinn geirret haben könnte. Im Puncte der Liebe trauet kein

Frauenzimmer dem andern. Dieſs ist, dünkt mich, eine allgemeine Regel, — und sie ist darum so allgemein; weil die Weiber aus eigener Erfahrung wissen, wie viel die Verführung liebenswürdiger Männer über sie vermag, oder vermögen würde, und wie schwer es dem weiblichen Herzen wird, uns zurückzustoſsen. Eben deſswegen sind sie auch so sehr geneigt, von einander eher das Schlimmere, als das Bessere, zu glauben, und so schwierig, eine zwischen Weibern und Männern errichtete Freundschaft — für nicht etwas *ganz Anderes* zu halten. —

Ein neuer Grund der groſsen Menschenkenntniſs der Weiber liegt in der *Nothwendigkeit* selbst, die Menschen, und vornehmlich die Männer zu ihrem (der Weiber) Vortheil studieren zu müssen, wenn sie glücklich, und ihrem Berufe gemäſs, durch die Welt kommen wollen.*) Ihre Lage ist von uns abhängig, ihr ganzes Leben ist auf das Leben des Mannes calculirt, und ihre Schicksale sind mit den seinigen auf ewig verflochten. Der Mann bleibt dabey immer ihr Herr und Regent, so sehr er auch in einzelnen Fällen der Sclave des Weibes seyn mag. Ihr Glück, ihre Ruhe und Zufriedenheit, ihre Bestimmung ist den Urtheilen und dem Willen des Mannes von der Natur selbst untergeordnet worden. Haben sie uns nicht zu Freunden und Beschützern; so sind sie die unglücklichsten Geschöpfe unter der Sonne, und die Erde wird für sie ein bitteres Jammerthal. Die äuſsere Nothwendigkeit wird also die Weiber immer von neuem antreiben, das Herz und den Charakter des Mannes als ihres Regenten und — Heilandes zu erforschen, um ihn zu ihrem Freunde zu behalten, und ihn nach Zeit und Umständen leiten und fesseln zu

---

*) Rousseau zeichnet diese feine Menschenkenntniſs der Weiber in folgender Stelle also ab: „Das Weib wird den Geist des Mannes von Grund aus studieren, nicht durch Abstraction den Geist des Mannes überhaupt, sondern den Geist der Männer, die um dasselbe sind, den Geist der Männer, denen es unterworfen ist, es sey nun durch das Gesetz oder durch die Meinung. Die Frau muſs die Empfindungen der Männer aus den Reden, den Handlungen, den Blicken, den Geberden derselben erforschen lernen, es müssen ihnen durch die Reden, durch die Handlungen, durch die Blicke, durch die Geberden des Weibes die Empfindungen beygebracht werden, die

---

es an ihnen wünscht, und dieſs, ohne daſs die Frau einmahl den Schein davon habe. Jene werden besser, als sie, über das menschliche Herz philosophiren; sie wird aber besser, als jene, in dem Herzen der Männer lesen. Den Weibern kommt es zu, die Experimentalsittenlehre zu finden; uns, sie in ein System zu bringen. Das Weib hat mehr Geist, und der Mann mehr Genie; das Weib beobachtet, und der Mann raisonnirt; aus dieser Vereinbarung entsteht das hellste Licht, und die vollkommenste Wissenschaft, welche der menschliche Geist von sich selbst erlangen kann." (Emil 3ter Theil.)

können. Sie werden sich in seinen Lieblingsleidenschaften, seinem Humeur, seinen Grillen, seinen guten und bösen Seiten, seinen Tugenden und seinen Schwächen frühzeitig orientiren müssen, wenn sie ihm gefallen und hierauf das Glück ihrer Jugend und ihres Alters bauen wollen. Thun sie dieses nicht; so wird sie kein kluger Mann zur Gattinn wählen, oder ihre Ehe wird ihnen selbst zur Hölle werden. Ihre schönsten Plane würden ohne unsere Beyhülfe in ein Nichts verschwinden, und ihre feurigsten Leidenschaften ohne das *Studium* unserer Herzen unbeantwortet und unbefriediget bleiben. Der Stärkere läſst sich von dem Schwächern nur durch Klugheit gewinnen, und führen, — die Weiber sind daher angewiesen, in ihrem Umgange und ihren Verhältnissen mit uns mehr Klugheit, als wir selbst, zu beobachten, weil sie die Fehler dagegen nicht so leicht wieder gut machen können, und weil in der Regel das Weib den Unwillen des Mannes mehr, als er den ihrigen fürchten muſs. Er kann sich von ihr trennen, wenn er will, ohne daſs eine Ehescheidung vorhergegangen seyn müſste, er kann sie hart, — sehr hart behandeln, ohne daſs die Policeygesetze Notiz davon nehmen.

Überdieſs giebt der zusammengesetzte, aber doch meistentheils offene Charakter des Mannes der weiblichen Beobachtungsgabe täglich neuen Stoff und neue Nahrung. Das Weib kann in ihren Bemerkungen hierin so weit gehen, als sie will, wir können ihr nichts verhehlen, was in unserm Herzen vorgeht, zumahl, wenn die Liebe in ihm wohnt.*) In unzähligen Fällen entdecken wir uns den Weibern viel leichter, und viel lieber, als unserm eigenen Geschlechte, so wenig wir auch immer an ihre Verschwiegenheit zu glauben Ursach haben, und wollen wir uns auch bisweilen verstellen; so thun wir es gemeiniglich auf eine Art, die dem Auge des Weibes mehr aufdeckt, — als verbirgt. Wir äuſsern

---

*) Übrigens, Freund Wildmann, sagt ein sehr feiner Menschenbeobachter in den komischen Romanen aus den Papieren des braunen Mannes an dem verliebten Intendanten, — scheinst du in deiner Herzensunschuld nicht gewuſst zu haben, daſs es leichter sey, ein glühendes Eisen in seinem Busen

zu verbergen, als einem Frauenzimmer wahre Liebe zu ihr zu verhehlen. Man kann vielleicht allen andern Augen die Leidenschaft seines Herzens verbergen; aber gewiſs errath sie die Geliebte. Schweig, so tief du willst, sie lieſst sie in deinem Auge, sie sieht sie in deinem Wesen. Es ist unmöglich, — was mancher auch sagen mag, schlechterdings unmöglich, — innig und wahr zu lieben, ohne dem geliebten Gegenstande auf eine sehr unterscheidende Art zu begegnen. Jeder hat freylich darin seine eigene Art, aber welche es auch seyn mag, ein Mädchen, das gestern erst aus dem Kloster kam, wird sie übermorgen schon verstehen gelernt haben. Nichts ist, was den — Punct betrifft, schärfer, als das weibliche Auge!" 2ter Theil. S. 478-479.

so gut, wie sie, unsere kleinen Coquetterien, wir wollen den Weibern gefallen, und Herzen gewinnen, wir wollen herrschen und uns beherrschen lassen, wir wollen geschmeichelt seyn, wenn wir schmeicheln, wir wollen glänzen und Glanz austheilen. Diese und hundert andere Dinge, die uns alle Augenblicke in dem Umgange mit Weibern entwischen, und mitten durch alle Larven unsrer Eigenliebe hindurchschimmern, schärfen die Kraft des weiblichen Auges, und üben schon frühzeitig das junge Mädchen, sich unseres offenen oder versteckten Charakters zu Nutze zu machen, und ihn bey seinen Schwächen zu leiten. Noch mehr, — wir Männer haben sehr oft eine so hohe Idee von diesem Charakter selbst, legen einen so unermefslichen Werth auf die Talente unseres Geistes, dafs wir von den Weibern ausschliefslich ein Studium derselben verlangen, und diejenigen Weiber sehr fade und alltäglich finden, die dieses Studium unsrer Majestät vernachlässigen, und sich lieber mit ihrer eigenen Person beschäftigen. Daher jenes ängstliche Haschen so vieler groſsen Köpfe nach dem Umgange mit Weibern, daher das Bestreben, ihnen alle unsere Seiten oft auf einmahl sehen zu lassen, oder sie auch alle auf einmahl zu verstecken, wenn die weibliche Neugierde ganz besonders gereizt werden soll, daher die Kunst, die Grazie und das schöne Colorit, was wir unsern Ausdrücken und Ideen in ihrer Gegenwart zu geben suchen, daher endlich auch das Paradoxe und Affectirte, die studierte Rohheit, oder die studierte Gleichgültigkeit gegen liebenswürdige Weiber, die wir bisweilen, selbst wider unsern Willen, gegen sie anzunehmen pflegen. Man will die Augen auf sich ziehen, und einen geheimen Kitzel empfinden, wenn die Weiber sich über uns die Köpfe zerbrechen, und Untersuchungen über das seltene Gestirn beginnen.

Ich gebe es gern zu, daſs viele Männer in Absicht dieses Studiums von ihren eigenen Weibern und Geliebten zu viel verlangen, und eben deſswegen nicht selten Despoten ihrer Frauen und Bräute werden. Es giebt tausend Schiefköpfe unterm Monde und zwar in allen Ständen, die, bey einem ungeheuren Maaſs von Eigendünkel und Selbstsucht, nicht nur augenblickliche Attentionen und Huldigungen, sondern auch ein Talent von ihren Weibern verlangen, die geheimsten Wünsche und Empfindungen des Hausherrn zu errathen, und ihnen durch einen pünctlichen Gehorsam zuvorzukommen. Das arme Weib soll sich zunächst nur immer auf Kundschaft legen, wie es in dem bizarren Kopfe und Herzen ihres ehelichen Gebieters aussieht, und wie sie ihren Mantel nach dem Winde hängen muſs. Sie soll seine Launen voraus wissen, den Wechsel seiner Empfindungen ahnden, seine Meinungen und Urtheile aus ihm stillschweigend herausgraben, die Grenzen seiner Eitelkeit und seines Stolzes wissen und nicht wissen, und alle Saiten seiner Empfindlichkeit und seiner Verstimmungen aufs genaueste berechnen können. Sie wird seinen Willen und seine Gedanken selbst dann noch errathen sollen, wenn er sie aus Miſstrauen oder Eigensinn vor aller Welt verbirgt. Diese Männer sind in ihren Häusern wahre Barbaren, so fein sie sich sonst in der Societät nehmen mögen, und man siehet ihren unglücklichen Weibern den fürchterlichen Druck sehr leicht an, unter dem sie seufzen müssen. Die Gattinnen solcher Männer, die aus einer höchst albernen Laune nicht wissen, was sie eigentlich wollen, sehen sich genöthigt, ihre Despoten mit der ausgesuchtesten Delicatesse zu behandeln, und müssen dennoch alle Augenblicke fürchten, — einen Miſsgriff zu thun, und jene zu beleidigen. Ihr schwankender Charakter, ihr kindischer

Eigensinn, ihre fieberhafte Empfindlichkeit erhält die armen Weiber in einer ewigen Ungewiſsheit, — wie sie die hohe Gnade dieser subtilen Tyrannen gewinnen, oder einen kleinen Fehler wieder gut machen sollen, ob sie heute froh, oder traurig seyn, heute diesen Besuch annehmen, oder verbitten, ein Kind so, oder nicht anders strafen, einen Freund kalt, oder warm behandeln, einen Kauf schlieſsen, oder nicht schlieſsen, eine gesellige Freude billigen, oder verdammen dürfen. Ich habe Weiber von dem liebenswürdigsten Charakter grade an solche künstliche Unmenschen verkaufen gesehen. — Ihre Jammerthränen erschüttern noch meine ganze Seele! Das Bild ihrer Leiden, wie das Bild ihres dahin welkenden Körpers schwebt noch vor meinen Augen, aber der wohlthätige, barmherzige Engel des Todes wird sie bald — bald, und auf immer aus einer Sclaverey erlösen, gegen welche das Leben auf einer Galeere noch ein Himmelreich seyn mag.

Ich habe oben den genauern und engern Umgang der Weiber mit Kindern und dem Gesinde, als einen neuen Grund ihrer gröſsern Menschenkenntniſs angegeben. Ich werde über beyde Puncte noch Einiges sagen dürfen. Dem Menschenkenner, welcher sich nicht bloſs bey Oberflächen aufhalten will, ist unendlich viel daran gelegen, den Menschen selbst nicht bloſs in seiner vollendeten Ausbildung, und in seinen ältern Jahren, sondern auch in seinen successiven Entwickelungen, in den frühern Keimen seiner moralischen Menschwerdung, und bey dem ersten Hervorblick seiner Vernunft, seines Herzens und Charakters zu erforschen und zu beobachten. „Dieſs letztere führt uns immer zu viel gröſsern und sicherern Aufschlüssen über die Triebfedern unserer Natur, und über die Eigenheiten der menschlichen Sinnesart, als wenn wir den Menschen späterhin aus seinen tausendfachen Verbildungen gleichsam herausziehen und zergliedern wollen. Wir werden ihn nur halb kennen lernen, wenn wir nicht das Kind studierten, und aus den Erscheinungen seiner Leidenschaften, seiner individuellen Fortschritte in jeder Manier zu denken und zu handeln, und seiner sich selbst gegebenen Formen den erwachsenen Mann und das erwachsene Weib zusammensetzten. Eben deſswegen sind die gröſsern Erzieher auch von jeher für gröſsere Menschenkenner gehalten worden, wenn sie nehmlich ihre Kunst zugleich practisch trieben, und den Menschen nicht bloſs nach trockenen Theorien und Hypothesen bilden wollten. Eben deſswegen halte ich die Weiber zum Theil für gröſsere Menschenkennerinnen, weil sie vermöge ihres engern Umgangs mit Kindern täglich Gelegenheit haben, Bemerkungen und Aufschlüsse über den Charakter und die Handlungsmaximen des heranwachsenden Menschen zu sammeln. Was man entstehen sieht, kennt man allemahl besser, als das, was man nach seiner Vollendung — beurtheilen soll.

In dem Kinde liegt der künftige erwachsene Mensch wie in einer Hülle verborgen. Aber er ist bey der ersten Empfänglichkeit zu Begriffen und Handlungen schon unendlich mehr, als eine — unbeschriebene Tafel. Alle seine Anlagen sind mehr, oder weniger wirksam, alle Keime seines menschlichen Gefühls setzen sich in Bewegung, sobald seine Organe nur einige Klarheit bekommen. Von einem Augenblicke zum andern entwickelt sich in ihm, — obgleich für uns oft noch ganz unsichtbar, die innere Form des Geistes, die ihn eigentlich zum Menschen macht. Auch in ihm und mit ihm thut die Natur keinen Sprung, sondern führt ihn schrittweise von Gefühlen zu Begriffen, und von Begriffen zu Urtheilen, bis er ganze Felder der Wahrheit durchlaufen, und in die Tiefen der Schöpfung eindringen kann. Nichts ist also unwichtig für den Menschenbeobachter, was das Kind beginnet und treibt, nichts so klein, was nicht den künftigen Jüngling oder Mann charakterisiren könnte. In den kleinsten Willens- und Kraftäuſserungen des Kindes liegt schon das Gebilde seiner Zukunft, das Vorspiel seiner vollendeten Richtung, und vielleicht der Grund aller seiner Schicksale. Seinen originellen Charakter trägt der Mensch von Mutterleibe an bis zum Grabe mit sich fort. Seine innern Züge können durch die Erziehung etwas verwischt werden, aber sie sind ewig, wie der Geist, der in ihnen wohnt. —

Es gehört nur eine mittelmäſsige Aufmerksamkeit dazu, um zu bemerken, daſs ein jedes Kind seine ihm ganz eigenthümliche Charakterstimmung hat, und mithin auf seine ganz eigenthümliche Art studiert und geleitet seyn will. Die Natur liebt in ihrer Geister- und Körperwelt jene weise und absichtliche Verschiedenheit, ohne welche sie eine sehr karge und unvollkommene Mutter ihrer Geschöpfe geblieben wäre. Durch sie allein wird sie so groſs und so unendlich, durch sie allein hat sie zugleich die Thätigkeit des menschlichen Verstandes auf alle Ewigkeiten hinaus beschäftigen wollen. — Die Verschiedenheit, welche sie selbst in die Charaktere der Menschen legte, bleibt daher für die Nachforschungen des menschlichen Geistes ein höchst merkwürdiger Gegenstand, und die Mütter, die verständigen Mütter, sollten sie vor allen andern Dingen bey ihren Kindern zu studieren suchen. Die es thun, sind gewiſs die gröſsten Kennerinnen des menschlichen Herzens.

Die Kinder bringen meistentheils die ersten Jahre ihres Lebens unter den Augen der Mütter zu. Dieſs will ein Gesetz der Natur. — Aber die Mütter werden ohne eine gespannte Aufmerksamkeit auf die mancherley Äuſserungen der verschiedenartigen Kindercharaktere diese weder leiten noch ausbilden können. Die Umstände dringen ihnen dieses Studium gleichsam mit Gewalt auf, und die Weiber erwerben sich darin gemeiniglich sehr bald einen richtigen und geübten Blick, sobald sie es mit ihren Kindern gut meinen, und die armen Geschöpfe an keine gedungenen Warterinnen auf immer, — wie soll ich's nennen? — verkaufen. Das eine Kind sucht seinen Willen durch Ungestüm und Trotz, durch eine wilde Lebhaftigkeit und Hastigkeit zu erhalten. Es ist ihm lästig und fast unmöglich, etwas mit Sanftmuth und Gefälligkeit zu erbitten, eine abschlägige Antwort mit Ruhe und Geduld zu tragen, einen Verweis ohne Widerspruch anzuhören, oder auch nur die kleinste Verlängerung eines

Verlangens auszuhalten. Das ganze Hauswesen würde sich endlich unter den Eigenwillen eines solchen jungen Trotzkopfes schmiegen müssen, wenn die klügere Mutter nicht das Eigenthümliche seiner Denkweise durchforscht hätte, und zu leiten wüfste. Ein anderes Kind sucht Alles durch Schmeicheleyen und Liebkosungen zu gewinnen, (oder sich auch dadurch schon von fernher Entschuldigungen seiner Fehler zu bereiten,) entweder, weil es bemerkt hat, dafs es durch sein einschmeichelndes Wesen viel weiter, als durch seine dictatorischen Forderungen kommt, oder, weil Geschmeidigkeit und ein liebkosendes Benehmen ein angeborner Zug seines Charakters ist. Wieder ein Anderes sucht sich durch List und Verstellung den Weg in das Herz seiner Eltern zu bahnen. Es schmiedet in seinem kleinen Kopfe Plane, die kindisch, aber bisweilen schlau genug sind, um ältere Leute selbst zu täuschen, und durch einen verdeckten Umweg zur Erfüllung seiner Wünsche zu gelangen, es affectirt Ehrlichkeit und Dienstfertigkeit, um einen kleinen Betrug oder eine Lüge zu bemänteln, es stellt sich beleidigt, um den auf ihn geworfenen Verdacht zu vernichten. Noch andere Kinder lauschen ihren Eltern und Erziehern ihre Grillen, Launen und Schwächen ab, und wissen damit oft so geschickt zu manoeuvriren, bis sie ihren Willen überall durchgesetzt hatten.

Indessen ist die Verstellungskunst der Kinder nicht so groſs, daſs ein geübtes Auge der Mutter nicht sehr bald alle ihre Schliche durchschauen sollte. Auſserdem pflegen die Kinder in der Regel offenherziger gegen ihre Mütter, als gegen die Väter, zu seyn, weil sie gemeiniglich die Strenge der leztern fürchten, und ihnen hingegen das mütterliche Herz bey tausend kleinen Wünschen mehr entgegenkommt. Sie sehen ihre Siege durch die mütterliche Liebe voraus, sie wissen, daſs es dieser Liebe wehe thut, die kindlichen Bitten, wenn sie auch bisweilen noch so albern seyn mögen, zurückzustoſsen, daſs sie ungern und nur gezwungen straft, daſs sie während der Strafe schon Alles dem kleinen Sünder wieder vergeben hat, und daſs man ohne groſse Gefahr den begangenen Streich zu einer bequemern Zeit wiederholen könne. Die Kinder werden also auch immer unbefangener im Umgange mit ihren Müttern, als mit jedem Andern, handeln, sie zeigen sich ihnen von allen ihren Seiten, und in allen ihren wahren oder erkünstelten Gestalten. Der Vater kennt sie selten so genau, wie die Mutter sie erforscht hat. Nicht ihm, sondern ihr werden sie ihre verborgenen Wünsche, ihre erlittenen Beschimpfungen, ihre kleinen Zwiste mit andern Kindern, ihre lächerlichen Plane einer kindischen Eitelkeit, ihre Geheimnisse und Beobachtungen anvertrauen. Sie werden die Mütter öfter, als die Väter, um Rath fragen, wie sie dieſs und jenes anzufangen, und auszuführen haben. — In ihren Seelen wird daher die Mutter, wie in einem Buche lesen können; aber sie wird noch weiter gehen, sie wird mit mütterlicher Zärtlichkeit voraus berechnen, — was aus allen diesen Anlagen, keimen, und kindischen Charakterzügen künftig entstehen kann, und entstehen wird, — und grade diese Berechnungsart wird die Menschenkenntniſs derselben in einem sehr hohen Grade befördern müssen.

Ich gehe noch einen Schritt weiter, und behaupte, daſs der genauere Umgang der Weiber mit Kindern sie zur Nothwendigkeit ihres eigenen Selbststudiums führt, wenn sie nicht alle Augenblicke das wieder einreiſsen wollen, was sie vorher gebauet hatten. Kein Mensch wird der Wegweiser des Andern werden können, der sich nicht selbst, und wo möglich, so tief, als es seyn konnte, studiert hatte. Überdieſs haben die Kinder viel hellere Augen, als wir glauben, die Schwächen und Lächerlichkeiten ihrer Eltern aufzufassen. Sie beurtheilen uns nicht nach Vorurtheilen und Bestechungen des Verstandes, sondern grade so, wie wir sind, und wie wir uns zeigen. Jeder Widerspruch, jeder Miſston in unsern Handlungen, jede ihrer Abweichungen von den Regeln, die wir selbst gegeben haben, fällt den Kindern oft ganz erstaunlich auf, — ob sie sich gleich bisweilen erst nach Jahr und Tag darüber äuſsern. Ihr Gedächtniſs ist oft darin infallibel. Wer dieſs noch nicht bemerkt hat, kennt den Geist der Kinder nicht. Ihre natürliche Urtheilskraft forscht nach Wahrheit und Einfachheit der Lebensmaximen, ihre Logik ist oft viel richtiger, als die ihrer Eltern. Die vernünftige Mutter wird daher mit der genauen Kenntniſs der Kinder zugleich in der ihrigen fortschreiten müssen. Sie wird sich zu prüfen anfangen, bey welchen Fehlern ihrer Kinder die Leidenschaften des Weibes am meisten in Bewegung gesetzt wurden, und warum sie den einen Fehler leichter, als den andern, vergeben konnte; warum sie bey ganz ähnlichen Fällen heute strenger, als gestern, gegen die Kinder war; warum und aus welchem Antriebe des Herzens, oder der Eitelkeit sie das Eine Kind dem Andern vorzieht, und es glücklicher, als die Andern, zu sehen wünscht. Sie wird sich prüfen, wenn und wie sie Strafen und Belohnungen austheilen soll, — sich prüfen, ob ihre Anhänglichkeit an den Kindern sich auf eine vernünftige Mutterliebe, oder nur auf eine Art von Empfindeley und blinder Nachsicht gründet, ob sie die Fehler ihrer Lieblinge gegen die Strenge des Gatten in Schutz genommen hat, und warum sie dieſs that, und ferner thun könnte. Sie wird auf die Nachforschungen ihrer eigenen Schwächen und Eigenthümlichkeiten zurückgeführt werden, wenn sie bemerkt, wie viel die Kinder nach und nach von jenen Schwächen selbst angenommen haben, sie wird in dem Bilde des Kindes ihr eigenes erblicken, und vielleicht nun erst einsehen, welche Falten in ihrem eigenen Herzen lagen, und welche früher in ihr ausgeglättet werden mufsten. Sie wird es sich nicht lange verhehlen können, wie viel durch eine zu weit getriebene Sparsamkeit der Mütter, durch ein übellauniges Wesen, durch Schwermuth oder Leichtsinn, durch Kälte und Gleichgültigkeit gegen den Gatten, durch einen zu vertrauten Umgang der Hausfrau mit dem Gesinde, durch den grofsen Hang zu Vergnügungen und durch tausend andere Fehler bey den Kindern verdorben werden kann, und wie allmächtig das Beyspiel der Mutter auf die zarten Gemüther derselben, und zwar um so mehr zu wirken pflegt, je mehr sie ihr ganzes Vertrauen auf die Mütter selbst zu setzen gewohnt sind.

Vornehmlich aber wird die treue Mutterliebe der Weiber ihr Auge in einer genauen Kenntniſs ihrer Kinder üben, damit keine Pflicht des mütterlichen Herzens unerfüllt bleibe. Jener groſse und liebevolle Instinct würde die schönste Seite des Weibes seyn, wenn er nicht so leicht in Verblendung und schwärmerische Zärtlichkeit gegen die Kinder selbst ausartete, und nicht die Absichten der Natur hinderte. Dem Herzen der Mutter sind die Kinder die schönsten Kleinodien der Welt. Sie wird nimmer aufhören, diese Geschenke des Himmels von allen Seiten zu beschauen, damit ihre Mutterliebe gegen sie immer gröſser werden möge. Sie wird freylich mehr das Bessere, als das Schlimmere, daran aufsuchen wollen; aber auch das letztere wird ihrem Scharfblicke nicht entgehen, weil seinen Folgen bey Zeiten vorgebeugt werden muſs, und weil sie dadurch zu ganz besondern Aufſchlüssen über das menschliche Herz gelangen kann. Das Böse ist seiner Natur nach gemeiniglich zusammengesetzter, verwickelter und künstlicher, als das Gute, und, da es sich bald verstecken, bald heucheln muſs, thätiger und schlauer als das letztere, indem dieses bey seiner natürlichen Einfalt keiner Kunst bedarf. Aber eben deſswegen wird die kluge Mutterliebe unablässig die Schliche und Ausbrüche des erstern bey ihren Kindern beobachten, um die Mittel zu studieren, wodurch die Gradheit und Unschuld des Charakters erhalten, und der Seele des Kindes eine bestehende Richtung zum Guten gegeben werden kann. Mit dem Bösen fängt alle Verstellung und Hinterlist der Kinder an. Das Studium ihrer Gegenmittel führt zu den feinsten und tiefſten Kenntnissen der menschlichen Seele, wie das

Studium der Krankheiten zur genauern Kenntniſs unsrer Organisation führt. Was moralisch, oder physisch geheilt werden soll, muſs man genau studiert haben, damit durch schiefgebrauchte Arzneymittel und unrichtige Methoden die Krankheit den Kranken nicht ganz aufreiben möge.

Ich komme zuletzt noch zum Umgange der Weiber mit dem Gesinde. — Der rohere, ungebildetere Mensch, der gemeine Mann, ist kein unwichtiger Gegenstand für die Menschenkunde. Er zeigt sich mehr in seiner wahren Gestalt, als der verfeinerte und zugeschnitzte Mensch, welchen der Umgang mit der Welt, seine künstlichere Erziehungsweise und sein schlaueres Lebenssystem selbst künstlicher, vorsichtiger und zurückhaltender gemacht hat. Jener hatte die Klugheit nicht so, wie dieser, studiert, um seine Plane und Leidenschaften einen Schleyer zu werfen, wenn sie nur halb, oder gar nicht sichtbar werden durften. Wie sein Blut in ihm auflodert, seine Launen und Affecten ihn drängen, sein Interesse ihn spornt, so zeigt er sich, auch gemeiniglich seinen Beobachtern, oder seine Verstellung ist so plump, so unrecht angebracht, daſs man sie leicht durchschauen kann. Sein System zu handeln ist einfacher, als die Künsteley einer geübten Weltklugheit, ob er gleich auch seine Intriguen und Schleichwege, wie jeder Mensch überhaupt, verfolgen mag, den der Eigennutz beherrscht. Aber er wird sich hierin leichter, als jener, verrathen. Er wird seinem Interesse nicht so leicht den Anstrich der Selbstverläugnung, des Edelmuths und Menschenliebe geben können, und seinen rohern Egoismus nicht zu verbergen wissen; dahingegen der weltklügere Mensch seinen Eigennutz in hundert gefälligere Gestalten einkleiden, und oft da sogar groſsmüthig und weise erscheinen wird, wo ihn die habsüchtigsten Absichten leiteten. Der gemeine Mann drückt seine Hoffnungen, seine Wünsche, seine absichtlichen Liebkosungen, seinen Ehrgeiz, seine Tugenden und seine Laster oft auf eine ganz andere Art aus, als jener sie ausdrücken wird. Er trozt und pocht, wo der Weltmann durch Geschmeidigkeit, List und Reverenze sich neue Glückswege bahnt, er wird stürmisch und plump; wo dieser durch eine angenommene Kalte und Gleichgültigkeit, durch Cabalen und Weibereinfluſs zu siegen denkt. Er kennt sich und sein Terrain gemeiniglich weniger, als der abgeschliffene Mann das seinige. Er fängt sich leichter in seinen eignen Schlingen, und verliert die Gegenwart des Geistes auch leichter, als dieser, wenn er auf einem unrechten Wege überrascht wird. Dieſs gilt sowohl von Männern, als Weibern aus der gemeinen und vornehmen Welt.

Die Frauen sind wegen ihrer häuslichen Verhältnisse mehr, als wir, an den Umgang mit ihrem Gesinde, und an den Commerz mit gemeinen Leuten gebunden, sie sind gezwungen, den Geist und die Denkungsart derselben zu studieren, wenn sie nicht ihren Haushalt vernachlässigen, und ihre Kinder verwahrlosen wollen. Der Geist des Gesindes ist ein ganz eigener Geist. Es ist begreiflich, daſs ein Mensch, der dienen muſs, ein ganz anderes Ding, als derjenige ist, welcher nicht dient, wenigstens nicht in dem Grade abhängig, als jener, seyn *darf.* Die Sclaverey, das Miethlohn drückt der menschlichen Seele eine eigenthümliche Form ein, die sich von allen übrigen Formen der Bildung leicht unterscheiden läſst. Es liegt etwas Gezwungenes und Unnatürliches in ihr, welches überall durch den Mangel der Freyheit hervorgebracht wird, — oder etwas Verschmitztes, weil man seine Beherrscher zu tauschen sucht, oder auch etwas Kühnes, um diejenigen selbst zu beherrschen, die sich zu Herren des Sclaven aufgeworfen haben. Ein gemeiner Sinn, List und Verschlagenheit, versteckte Herrschsucht und niedriger Eigennutz sind die Hauptcharakterzüge des Gesindes, welche der klugen Hausmutter täglich ein neues Schauspiel von Menschenkenntniſs geben. Sie muſs alle diese Gebrechen studieren, wenn sie nicht selbst beherrscht und betrogen werden will, ihr Auge muſs überall seyn, wenn sie bey den mancherley Manoeuvern der Gesindepolitik ihr Hauswesen aufrecht erhalten soll. Bald nutzen diese Leute die Schwächen der Herrschaft, um selbst eine kleine Souveraineté im Hause zu gewinnen, bald bestechen sie die Augen derselben durch eine angenommene und affectirte Zärtlichkeit gegen die Kinder, bald besänftigen sie die böse Laune der Hausfrau durch Klatschereyen aus fremden Häusern, oder durch eine erkünstelte Reue, bald pochen sie auf ihre Treue und Ehrlichkeit, so schelmisch auch ihr Herz seyn mag, bald nehmen sie ihre Zuflucht zu Verleumdungen des Mitgesindes, um die Aufmerksamkeit auf ihre eigenen Schelmereyen zu vernichten, bald kriechen und schmeicheln sie selbst bey erlittenem Unrecht, um zu einer andern Zeit der Hausdame etwas biethen zu können, bald erfinden sie künstliche Lügen, um sich aus einem bösen Handel herauszuziehen, bald drohen sie, gewisse Familiengeheimnisse zu verrathen, ungeachtet sie vielleicht nichts verrathen konnten. Will es ihnen nicht gelingen, dem Hausherrn und der Hausmutter zugleich die Augen zu verbinden; so werden sie sich doch die Partey des einen Theils zu erschleichen, und vielleicht gar unter den Eheleuten Miſstöne und Miſsdeutungen zu erregen suchen, — tausend anderer Kunstgriffe nicht zu gedenken, wodurch sich der Sclave seine Fesseln zu erleichtern, und seine Beherrscher zu hintergehen meint.

Vornehmlich wird eine Hausfrau ohne eine genaue Menschenkenntniſs überall hintergangen werden, wenn sie mehrere Mägde unter ihrem Commando hat. Sie hat immer mit einem Complot niederer Gesinnungen und Betrügereyen zu kämpfen, und wird höchst selten eine aufrichtige Anhänglichkeit jener Dirnen an ihrer Herrschaft bemerken. Noch abgefäumter und gefährlicher werden diese Creaturen, wenn sie einige Bildung angenommen haben, auf einen verschmitzten Verstand Ansprüche machen, Bücher lesen, und sich durch ihre Figur empfehlen. Ich verstehe hierunter die sogenannten Kammermädchen aller Art, oder die, welche zu ähnlichen Diensten und Geschäften gebraucht werden. Man könnte sie die geheimen Mitregentinnen der Welt nennen, wenigstens in den Häusern ihrer Herrschaften sind sie es gewiſs auf irgend eine Art. Eine Hausfrau, die diese Mädchen studiert hat, muſs wahrlich eine nicht gemeine Menschenkenntniſs besitzen. Es kann ihr nicht entgehen, daſs diese listigen und verfeinerten Mägde ein genaues Register über die Schwächen und Launen ihrer Herrschaften halten, um zu gelegener Zeit über Mann und Frau zu herrschen, und sich nach und nach nothwendig zu machen. Diese Mädchen kennen gemeiniglich die geheimsten Falten und Schleichwege ihrer Gebietherinnen, wenn sie auch, (so oft sonst grade das Gegentheil geschieht,) dabey nicht zu Rathe gezogen werden. Sie ruhen nicht eher, bis sie sich jede zweydeutige Handlung ihrer Frauen ins Klare gebracht haben, sie erbrechen die Briefe, die Schreibtische derselben, um hinter die Wahrheit zu kommen, sie stellen sich unschuldig und unwissend, sie hüllen sich in den Mantel der Ehrlichkeit und Einfalt, bis ihre unermeſsliche Neugierde ganz gestillt ist. — Sie leiten es endlich so ein, daſs sie bey den Liebeshändeln, oder andern häuslichen Betriegereyen der Eheleute selbst gebraucht, und als Mitgehülfinnen auf- und angenommen werden. Dadurch dirigiren sie ganze Familien, dadurch lassen sie die gescheidtesten Frauen selbst, zum Erstaunen der ganzen Welt, an ihren Seilen tanzen, dadurch gewinnen sie den groſsen Einfluſs auf Alles, was mit ihren Herrschaften in Verbindung steht. Wer kennt nicht Häuser in Menge, wo kein rechtlicher Mann etwas gilt, wenn er das Unglück hat, dem Hausmädchen nicht zu gefallen! — und hatten nicht tausend elende und unwissende Menschen allein der Fürsprache dieser unbekannten Obern — ihr Fortkommen, und ihre groſsen Rollen zu danken? Ich halte sie daher für die allergefährlichsten Wesen in der vornehmen

Welt, sobald sie List des Verstandes und Unredlichkeit des Herzens mit einander verbinden, und den schwachen Verstand ihrer Herrschaften übersehen können. Welche höchst sonderbare, höchst merkwürdige Aufschlüsse müſsten wir über den Charakter unzähliger Frauen, über die Kette mancher unerwarteten Familienbegebenheiten, über die geheimen Thorheiten und Laster angebeteter Menschen, und selbst über manche Veränderungen und wunderliche Erscheinungen in ganzen Staaten bekommen, wenn uns die geheime Geschichte jener Dirnen, und ihr Zusammenhang mit ihren Gebiethern und Gebietherinnen bekannter wäre! Bey den meisten groſsen Angelegenheiten haben sie ihre Hand mit im Spiel. Oft mögen sie auch durch ihre Klugheit und Vorsicht viel Gutes gestiftet, und manches verdorbene groſse Weib mit der Tugend wieder ausgesöhnt haben; aber die Fälle sind selten.

Gemeiniglich sind sie die geflissentlichen Stöhrerinnen der ehelichen Harmonie, schieben die rechtlichsten Weiber durch ihre Verleumdungen, oder durch ihre Buhlerey in den Hintergrund, reizen den sinnlichen Ehemann zu einem Wechsel der Vergnügungen, lassen sich für Geld zu Allem gebrauchen, verführen die Kinder zu unnatürlichen Sünden, dienen den schamlosen Gattinnen bey ihren Galanterien und Lastern, zeigen den heranwachsenden Töchtern die Künste einer unredlichen Coquetterie, machen sie mit den Wollüsten des Geschlechtstriebes bekannt, lokken die heranwachsenden Söhne durch ihren freyen Anzug und ihre Liebkosungen in ihre Arme, und herrschen oft, bey aller Immoralität ihrer Lebensweise, und ihrer bekannten Liederlichkeit, über Frauen und Männer, die sonst immer dem Laster Feind waren, und es nie in ihrem Hause dulden wollten.

NACHLESE
zum vorhergehenden Abschnitte. — Gelehrte Weiber. *)

So unleugbar es nun aber auch immer seyn mag, daſs sich die Weiber bey einiger Cultur durch einen, zum Theil, sehr richtigen, sehr gesunden practischen Verstand, durch einen hohen Grad von Lebens-

---

*) In dem dritten Theile der interessanten Briefe: über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit. Leipz. 1796. S. 261-281. wird über diese Damen auf eine so gesunde und launige Art geurtheilt, daſs man mir Dank sagen wird, wenn ich die Hauptideen des unbekannten, nicht mehr lebenden, Verfassers dem Beschlusse dieses Abschnitts anhänge.

philosophie und Menschenkenntniſs, und durch einen entschiedenen Scharfblick in Beurtheilung ihres und unseres Geschlechts vor uns auszuzeichnen pflegen, so wenig habe ich doch damit behaupten wollen, daſs sie auch zu einem wissenschaftlichen Leben, und einer Geistescultur, die nur dem gelehrten Manne zukommt, gemacht wären. Einzelne Ausnahmen, einzelne Schriftstellerinnen wollen in der Sache nichts beweisen, da diese Ausnahmen erst selbst wieder einer genauen Untersuchung bedürfen, und diese Untersuchungen nicht sehr zum Vortheil des schriftstellerischen Verdienstes der gelehrten Weiber ausfallen dürften. Wahrscheinlich würden wir diese Verdienste, die bisweilen einen unschuldigen, nur nicht alleinigen Zeitvertreib einzelner Frauen ausmachen dürften, von noch schwächern Seiten kennen lernen, wenn wir immer die mancherley Meister und Gesellen anzugeben wüſsten, welche die gelehrten Geburten der Weiber ans Tageslicht bringen halfen; wir würden jene Verdienste ganz vergessen, — wenn wir nicht selbst zu eitel wären, unsern Verstand von einer literarischen Frau bewundern zu lassen, oder, wenn der selbst unschuldige Ton der Galanterie uns nicht die Achtung einflöſste, die wir jedem Anbaue des weiblichen Denkvermögens überhaupt schuldig sind. Wir betrachten die Gelehrsamkeit der Weiber als einen Modeschmuck, den sie sich angelegt haben, — wir dulden ihn, weil er dem Zuschauer bisweilen ein unterhaltendes und interessantes, bisweilen auch ein — possierliches Schauspiel verschafft; aber wir zittern vor den Gedanken, irgend einmahl unter die Herrschaft einer Frau zu gerathen, die auf Gelehrsamkeit Anspruch macht.*)

---

*) Rousseau philosophirt über diese — literarischen Weiber ganz vortrefflich. "Ein schöngeisterisches Weib, sagt er in seinem Emil,

"Die Erziehung, sagen die Weiber, — die Erziehung allein ist der Grund, daſs wir es in den Wissenschaften nicht so weit, als die Männer, bringen können. Würden wir so, wie ihr, unterrichtet, so, wie ihr,

---

(4ter Theil) ist die Geiſsel ihres Mannes, ihrer Kinder, ihrer Freunde, ihres Gesindes, aller Welt. Aus der erhabenen Erhabenheit ihres Genius verschmähet sie alle Frauenpflichten, und fängt immer damit an, sich wie eine Demoiselle Lenclos zum — Manne zu machen. Auswärts ist sie immer lächerlich, und wird sehr mit Recht critisirt, weil man der Critik nicht ausweichen kann, sobald man aus seinem Stande heraustrit, und für denjenigen, in welchen man sich begeben will, nicht gemacht ist. Alle diese Weiber von groſsen Talenten werden niemanden, als Thoren, ehrwürdig seyn. Man weiſs immer, wer der Artist, oder Freund ist, der ihnen die Feder, oder den Pinsel führt, wenn sie arbeiten. Man weiſs, wer der verschwiegene Gelehrte ist, der ihnen insgeheim ihre Orakel dictirt. Alle diese Marktschreyerey ist einer rechtschaffenen Frau unwürdig. Hätte sie wahre Talente, so würde ihre Anmaſslichmit Kenntnissen angefüllt, so, wie ihr, erzogen; so würden wir eben so gut öffentliche Lehrstellen bekleiden, tieſsinnige Wissenschaften vortragen, Gerichtshöfen vorstehen, Ministerstellen verwalten, und den Buchhandel im Flor erhalten können.

keit sie erniedrigen. **Ihre Würde ist, nicht gekannt zu seyn;** ihr Ruhm besteht in der Achtung des Mannes; ihr Vergnügen in dem Glücke ihrer Familie. Leser, ich berufe mich auf euch selbst; [illegible] der groſse Sittenmahler [illegible]; seyd aufrichtig! Was giebt euch die bessere Meinung von einer Frau, wenn ihr in ihr Zimmer tretet, was macht, daſs ihr euch mit gröſserer Ehrerbietung ihr nähert, — sie mit den Arbeiten ihres Geschlechts, der Sorge für ihre Haushaltung beschäftigt, mit den Kleidungsstücken ihrer Kinder um sie herum zu sehen, oder sie Verse an ihrem Nachttische schreibend, mit Broschuren aller Art und kleinen Billetten von allerley Farben umgeben, zu finden? **Jedes gelehrte Mädchen wird ihr Lebelang — Mädchen bleiben, so lange es keine andere, als — verständige Männer, geben wird.**"

Unser Verstand ist nicht geringer, als der eurige. Wir denken nach einerley logischen Gesetzen mit euch, wir begreifen, urtheilen, schlieſsen, wie ihr! Ich kann dieſs Alles zugeben, ich muſs es eingestehen, daſs die Logik des Menschenverstandes nur eine Logik ist; aber es ist eben so ausgemacht, daſs bey einerley Erziehung und Unterricht es dennoch nicht alle Schüler gleich weit in dieser Kunst bringen, und so würde hier die Frage eintreten: ob die Weiber wegen ihres schwächern Körperbaues, bey ihrer von Natur so eilfertigen und feurigen Phantasie, bey ihrer Ungeduld und Ermüdung, wenn sie sehr lange und sehr ernsthaft über ernste Gegenstände des Wissens nachdenken sollen, bey ihrem Hange, mehr an dem Frappirenden, Überraschenden, Schönen und Abwechselnden, als an dem Tiefsinn einer Ideenreihe, zu haften, bey ihrem höchst mobilen Gefühl, und der darauf gegründeten

Neigung, ſich leicht und gern zerstreuen zu laſsen, bey ihrem natürlichen Abscheu vor trockenen Untersuchungen, die nicht ins practische Leben eingreifen, — zu einer eben so tiefen, ruhigen und ausgebreiteten Gelehrsamkeit, als wir Männer, geschickt gemacht werden könnten, und ob ihr Verstand, auch bey einerley Unterricht, und im Allgemeinen, nicht hinter dem unsrigen zurückbleiben würde? Wenigstens bleibt es ausgemacht, daſs die Natur, und das gesellige Leben gegen den männlichen Geistesanbau des Weibes streitet, und daſs alle die Weiber, die von Jugend auf in männlichen Wiſsenschaften unterrichtet wurden, es nicht weiter, als bis zu einer eleganten Gedächtniſsgelehrsamkeit bringen konnten.

Wenn wir Männer ganz aufrichtig seyn wollen; so können wir es nicht läugnen, und nicht laut genug sagen, daſs für unser unverdorbenes Gefühl die gelehrten Frauen die unleidlichsten und lächerlichsten von allen sind, weil sie etwas suchen und vorstellen wollen, was sie nicht seyn dürfen, und was ihnen von der Natur selbst widerrathen wird, und weil sie uns oft, bey ihren wirklichen Talenten, durch die Art und Weise ihrer Verstandesbuhlerey und ihre Verstandescoquetterie gegen sich wenigstens gleichgültig — machen. Ihre Zudringlichkeit, und ihre Manie, mit gelehrten Männern umzugehen, nimmt ihnen selbst in unsern Augen einen Theil ihrer Weiblichkeit und Liebenswürdigkeit. Ihr Haschen nach gelehrten Floskeln und Anecdoten, ihre Betriebsamkeit und ihre Affectation, die Gespräche in der Gesellschaft nur immer auf Dichter, und Philosophen, und Romanschreiber und ihre Geistesproducte hinzuleiten, ihr gnädiges oder stolzes Herabblicken auf Leute, die keine Gelehrte sind, — oder von ihnen nicht für vollwichtig genug angesehen werden, ihre Prätensionen, die sie in Absicht ihres feinern Geschmacks, und ihrer ästhetischen Urtheile machen, ihr lächerliches Drehen und Wenden, um bewundert zu werden, ihre gelehrte Impertinenz, mit welcher sie uns oft ihre Meinungen aufdringen wollen, ihr gezwungener Witz und die Gewalt, die sie sich anthun, um paradox zu seyn, wo es auf tiefſinniges Nachdenken und nicht — auf ein Bonmot ankommt, und ihre notorische Verachtung gegen andere minder aufgeklärte Weiber empören uns gegen sie, und zerreiſsen oft die letzten Faden der Geduld, die wir bisher mit ihren literarischen Schwächen gehabt hatten. Aber eben jene Geduld, jene Schonung, die uns die Galanterie gegen ihre affectirte Gelehrsamkeit, gegen ihre Verschen und Brochuren, und gegen ihre Büchergespräche zu beobachten befiehlt, wird nur ihre Zudringlichkeit zu einem literarischen Verdienst vermehren;

sie werden sich in gelehrte Controversen mischen, die neu aufgestellten Systeme wie Moden an- und ablegen, sich, nach dem wahren Sinne einer gelehrten Schrift, — statt ihre Küche zu besorgen, herumquälen, und während sie Bücher recensiren, und Floskeln und ästhetische Stellen daraus sammeln, ihre Kinder, ihre Männer und ihr Gesinde verwildern lassen. —

Gehen sie noch weiter, und legen sich auf das leidige Bücherschreiben, können sie diesem Kitzel unsterblich zu werden, nicht widerstehen; so werden sie sich noch mehr von ihrem Geschlechte absondern, sich noch mehr über dasselbe erheben wollen, ob ich gleich unter den Schriftstellerinnen selbst bescheidenere Weiber, als unter denen gefunden habe, die auf eine ausgebreitete Lecture Ansprüche machen. Wir würden uns vor allen Bücherfabricantinnen nicht zu retten wissen, wenn sie nicht in frühern Jahren in Absicht der Kunst zu schreiben gemeiniglich, — aber zum Glück der Menschheit, — vernachlässigt worden wären. Ihre eigene Überzeugung, dafs sie sich schriftlich nur mit Mühe ausdrücken können, dafs ihre Werke ohne Correctur und Durchsicht von dem Auge der Gelehrten, — und in ihren Puris Naturalibus nicht erscheinen dürfen, wenn sie gefallen sollen; ihr Werth, den sie auf die Schönheit des Styls setzen, und den sie wiederum nicht so leicht, als es scheint, erreichen können, hält die meisten noch vom Bücherschreiben ab, und führt sie zu den Geschäften des Haushalts zurück. Aber haben sie ein für allemahl diese Schüchternheit überstanden, sind sie von uns wohl gar zu gelehrten Arbeiten aufgefordert worden, ist ihnen das Lob, eine gute Schriftstellerinn zu seyn, wichtiger als den Ruhm einer trefflichen Hausmutter zu haben; so werden sie — schreiben, so lange sie noch ihre Finger rühren können.

Vielleicht könnten es die Weiber in Erlernung der Sprachen weiter, als in andern Fächern der Gelehrsamkeit bringen. Sie haben ein sehr glückliches Gedächtnifs, und würden sich gut dazu schicken, Varianten zu sammeln, und uns bey Übersetzung fremder Schriftsteller in unsere Sprache gute Dienste zu leisten. Die berühmte Dazier war in dieser Hinsicht ein Wunder ihres Jahrhunderts, und wir selbst haben mehrere gutgerathene Übersetzungen aus neuern Sprachen aufzuweisen, die aus der Feder deutscher Weiber geflossen sind. Auch das könnte man den Weibern zugestehen, dafs sie sich ziemlich gut auf das Romanschreiben verstehen, wenn sie diefs Fach bearbeiten wollen. Ich habe zwar in meinen Briefen über die Weiber die Gebrechen ihrer Romane berührt; aber diefs widerlegt meine jetzigen Behauptungen nicht, — so sehr auch ihr Bücherschreiben überhaupt getadelt werden mag. Die groſse, und oft so feine Menschenkenntniſs der Weiber wird ihnen bey jener Art Schriften sehr zu statten kommen, sie werden ihr eigenes Geschlecht besser, als wir, zeichnen können, wenn sie aufrichtig seyn wollen, sie sind mit den kleinen und kleinlichen Intriguen, Schleichwegen, Neckereyen und Jalousien des menschlichen Herzens bekannter, als wir.*) — Ihre lebhaftere Imagination wird ihren Gemählden ein ganz eigenes Leben, ein ganz eigenes Colorit ertheilen, und das Frostige vermeiden, das in so vielen Romanen der

---

*) Das Urtheil eines Frauenzimmers, daſs wir die Weiber nie ganz richtig zeichnen konnten, weil wir nicht selbst Weiber waren, und weil wir bey jenen Gemählden von falschen Voraussetzungen ausgiengen, sagt dessen ungeachtet so viel wie nichts, und entscheidet auch nichts. Das menschliche Herz kann sich nie ganz verstecken, und seine Geheimnisse brechen oft

Männer herrscht, wenn sie nicht die Liebe ins Spiel mischen. Aber auch die Zeichnung dieser Leidenschaft wird in vielen Fällen der weiblichen Feder besser, als uns, gelingen. — Sie leben und weben von Jugend auf in ihren sanftern, herzlichern und dauerhaftern Gefühlen, und verfolgen sie wegen ihrer stillern Lebensweise mit einer gröſsern Aufmerksamkeit und Innigkeit in ihren Entwickelungen und Ideen. Würden wir den Weibern das Geschäft, Romane zu schreiben, allein überlassen dürfen; so würden wir wenigstens nicht so viel höchst gefährliche Schriften dieser Art, als eine bleibende

---

selbst dann hervor, wenn es dem Auge Anderer unerklärbar zu werden sucht. Übrigens beweiſst der Syllogismus unserer Dame so viel, daſs die Weiber sich überhaupt nicht gern von — Männern gezeichnet sehen. Würden aber hierin die Weiber mit ihrem eigenen Geschlechte wohl säuberlicher verfahren? Ich glaube, — nimmermehr.

Schande unsrer Literatur, aufzuweisen haben, da die Schamhaftigkeit und Behutsamkeit der Weiber das Laster nie zu weit aufdecken, und die Künste seiner Verführung verheimlichen würde.

In Absicht philosophischer Gegenstände haben wir noch kein Weib gesehen, die etwas Reelles geleistet hätte. Der Tiefsinn, die Denk- und Untersuchungsweise, die Sprache der Philosophie ist für sie nicht anziehend, nicht unterhaltend genug, weil alle diese Dinge, aus Mangel logischer Vorerkenntnisse, ausser dem Horizonte des Weibes liegen. Den ganzen Zusammenhang eines scharfsinnigen Systems, und die lange Ideenkette desselben zu übersehen, wird ihnen zu schwer. Ihre natürliche Logik empört sich in ihnen gegen die wissenschaftliche, und ihr Wahrheitsdurst wird oft schon durch Nebenideen gestillt, die das Wesentliche einer Scienz nicht erschöpften, sondern nur zum Aufputz oder zur Erläuterung der Wissenschaft gehörten. Wie wenige philosophische Bücher mögen die philosophischen Weiber bis ans Ende durchgelesen, wie wenige verstanden haben, die sie gelesen zu haben vorgaben! Die Natur zeichnet auf diese Weise ihnen selbst die Grenze ab, — wie weit sie gehen sollen, und erinnert sie durch die Mühe, welche ihnen abstrakte Untersuchungen machen, daſs sie zu etwas ganz Anderm, als zu — gelehrten Weibern, geschaffen sind. — Wir sind aber wohl meistentheils selbst Schuld daran, wenn die Weiber einen philosophischen Geist zu haben glauben. Ein Philosoph der zugleich Hofmann war, ein Cartesius konnte immerhin einen solchen Geist des Scharfsinns seiner königlichen Freundinn — andichten; aber eine Lobrede kann die Natur der Dinge nicht umkehren, und selbst — eine Königinn nicht zur Philosophinn umformen. In den besten Weiberköpfen, die mit Recht auf groſse Kenntnisse Anspruch machen können, liegen selbst diese Kenntnisse gemeiniglich wie ein Mischmasch ohne Ordnung und System unter einander. — De omnibus aliquid! Sie selbst wollen mehr unterhalten, als unterrichtet seyn, das Zergliedern der Begriffe in ihren Grundstoff, die zunehmende Entwickelung derselben zu einem tiefgedachten Resultat, eines transcendentalen Problems schreckt ihre lebhafte Phantasie zurück. Sie ermüden auf dem — halben Wege, und miſsbrauchen nicht selten den ganzen gelehrten Plunder ihrer Kenntnisse, indem sie dadurch mehr zu glänzen, als die Wahrheit zu finden, suchen.

Die lächerlichsten, oder auch bedaurenswürdigsten Weiber, die man jetzt bey dem zunehmenden Haschen nach weiblicher Geistesverfeinerung, und gelehrter Geschwätzigkeit so häufig antrift, sind diejenigen, die, bey einem sehr mittelmäſsigen Verstande, und einer sehr unverdaueten Lecture, sich dennoch den Anstrich groſser, wissenschaftlicher Kenntnisse zu geben suchen, und sich, — wenn sie von Ansehn sind, als Schutzgöttinnen der Literatur aufwerfen. Ihre Zudringlichkeit zu den Männern, ihr dictatorisches Absprechen über die literarischen Erscheinungen des Tages, ihre gesuchte Sprache, ihre ganze gelehrte Ziererey lassen überall den Mangel des Geistes hervorschimmern, der ihnen so vorzüglich eigen ist, und dessen Blöſsen sich durch keine Künsteley, — das zu scheinen, was man nicht — ist, bedecken lassen.. Die ganze Herrlichkeit ihrer Aufklärung besteht in schönen Phrasen, die sogar nicht immer am rechten Orte angebracht, — oder zu oft wiederholt werden, als daſs sie auf uns wirken könnten. Wer wird nicht ermüden, — oder lachen, oder entrüstet werden, wenn diese gelehrten

Automate, — vielleicht in einem höchst elenden Accent, — aber mit nicht geringen Prätensionen, gut und schön lesen und sprechen zu können, uns eine schwülstige Ode vorkrähen, eine Tragödie recitiren, einen Apollokopf zergliedern, eine Stelle aus der Messiade verdolmetschen, oder gar — über die Grenzen der Mahlerey und Poesie, über die — Seelenwanderung, über einen Phädon, über ein ästhetisches Wörterbuch, und, was nun ein ganz neuer Modeton der gelehrten Weiber geworden ist, — über Revolutionen und Staatsverfassungen und Staatsgeheimnisse raisonniren wollen. Der Schuster des Apelles ist nicht so lächerlich, als diese Weiber. — Aber sie werden sich von ihrer schöngeisterischen Thorheit nie bekehren, weil sie sich selbst im Denken nie geübt haben, sondern nur immer das Echo — des zuletzt gelesenen Buchs, oder des zuletzt befragten Gelehrten sind. —

Sollte es wahr seyn, daſs die Weiber der Gelehrten vornehmlich selbst zu dieser Classe gehörten? — Ja und nein! Viele mögen durch ihre Männer zu dem Kitzel, — etwas vorzustellen, was man nicht ist, selbst aufgefordert werden. — Man darf nur das sehen und hören, was um uns her vorgeht. Die Frau muſs dem Manne seine — Schriften vorlesen, oder er lieſst sie ihr vor; der Mann ist eintönig, einsylbig, oder vielleicht gar stumm, so lange nicht von literarischen Sachen gesprochen wird, die Frau sieht sich genöthigt, davon mitzusprechen, wenn der Mann interessant und aufgeheitert werden soll. Der Mann wird gut, oder schlecht recensirt, die Dame des Hauses wird lebhaften Antheil an einer so — wichtigen Begebenheit in der gelehrten Welt nehmen müssen, sie wird den Mann vielleicht selbst auffordern, im erstern Falle noch fleiſsiger zu lucubriren, und im leztern Falle seine Ehre zu retten. — Der

Mann geht vielleicht noch weiter, und fragt seine Gebietherinn um Rath, wie er diesen und jenen Gedanken besser einkleiden, bestimmter ausdrücken, und interessanter machen soll. Ich kenne Schriftsteller, die nichts ohne die Censur ihrer Weiber drukken lassen, Schriftsteller die selbst so unortographisch schreiben, dafs die Hausfrau die saubern Producte derselben Zeile vor Zeile durchsehen und corrigiren mufs, wenn sie noch mit einiger Ehre ans Tageslicht treten sollen. Es giebt Andere, die sich zu ihren dickleibigen Werken von ihren Weibern Materialien und Excerpte machen lassen, die durch ihre Weiber ihre gelehrte Correspondenz führen, die ihre Weiber zum Bücherschreiben auffordern, die ihren Weibern Recensionen machen lassen. —— Auf diese Weise wird die Gelehrsamkeit zwischen Mann und Frau in der That etwas Ansteckendes, eine Art von Influenza, und es ist begreiflich, dafs dadurch selbst Weiber von sehr mittelmäſsigem Verstande nach und nach eine Routine in dem Hausgeräthe der gelehrten Welt, und im literarischen Buchstabiren bekommen müssen. Vielleicht machten auch schon die Väter ihre Töchter zu gelehrten Närrinnen. — Die Töchter muſsten die Hefte der Väter abschreiben, Stellen aller Art aus Autoren excerpiren, ein schöngeisterisches Tagebuch halten, bey gelehrten, für den Geist des Mädchens vielleicht sehr trockenen, Controversen gegenwärtig seyn, Sentenzen, Gedichte, Abhandlungen, wohl ganze Bücher auswendig lernen, und den Umgang mit Gelehrten dem Umgange mit andern, schlichten, unliterarischen, aber sonst sehr liebenswürdigen Weibern vorziehen. Wie soll man sich diese unnatürliche, und ich möchte sagen — tyrannische Verfahrungsart so mancher Väter mit ihren Töchtern erklären? Ist es Neigung zum Sonderbaren — und Ungewöhnlichen, — Quersinn des Verstandes, oder Neugierde, — wie weit es ein Frauenzimmer in wissenschaftlichen Kenntnissen bringen könne, um die Ehre des weiblichen Verstandes selbst zu retten, oder Stolz und Eitelkeit, mit einem Mädchen zu glänzen, das Collegia lesen könnte? oder sonst ein Localumstand, der überhaupt nicht zur Kunde des Publicums kam? Vielleicht entsprach auch keiner von den Söhnen den Erwartungen des Vaters, um sie zu berühmten Männern zu bilden, — und der Ruhm der Tochter sollte ein Ersatz dafür seyn! Vielleicht fand er in seiner Gattinn wenig, oder keinen Stoff der Unterhaltung nach den Arbeitsstunden des Tages, — die Tochter sollte ihm das werden, was ihm das Weib nicht seyn konnte! Aber warum die Tochter deſswegen zur Gelehrten machen zu wollen, und sich an Extremen belustigen? — Wenn die Tochter dessen ungeachtet nachher eine gute Haus- und Ehefrau wurde, und Klugheit genug besaſs, ihre gelehrte Rüstkammer nach und nach wieder zu verschlieſsen; so ist dieſs ein neuer Beweiſs, wie gut es die Natur mit uns meint, indem sie die Menschen wieder auf ihre Füſse stellt, welche eine schiefe Erziehung auf den — Kopf gestellt hatte. —

Und nun mag der redliche Verfasser der Briefe über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit auftreten, und diese Nachlese folgendergestalt beschlieſsen. "Die artige Erzählung beym Moses vom Ursprunge der Weiber, und wie die Gottheit auf den Gedanken gekommen sey, das erste Weib zu schaffen, hat mir von jeher gefallen, und gehört recht eigentlich hierher. Es ist nicht gut, daſs der Mensch allein sey: ich will ihm eine Gehülfinn schaffen, die um ihn sey! Hierin liegt in der That alles, was uber die Bestimmung des weiblichen Geschlechts, über sein Verhältniſs zu dem unsrigen, und über seine zweckmäſsige Erziehung gesagt werden kann. Das Weib soll weder hinter dem Manne, noch vor dem Manne gehen, sondern es soll um ihn seyn. Es soll weder seine Magd, noch seine Herrinn, sondern seine Gehülfinn seyn. Nun kommts drauf an, wer der Mann ist. Ein Anderes ist es, wenn er ein Holzhacker, ein Anderes, wenn er ein Philosoph und schöner Geist ist. Das Weib, das Gott für diesen schafft, muſs freylich nicht die Polyhistorinn spielen, sonst drängt sie sich vor ihn, und macht die Herrinn über ihn, und dann gehts ihm so, wie unsern seligen K.; (ein Unglücklicher, der an der — Gelehrsamkeit seiner Frau — gestorben war) aber sie muſs auch nicht ohne gehörige Bildung und Aufklärung seyn, sonst bleibt sie hinter ihm, und er kann sie nicht viel besser, denn als Magd gebrauchen."

"Wir Männer sind und bleiben einmahl die Hauptpersonen; unsere Weiber sind nur unsere Gehülfen; d. h. sie sind unsertwegen da. Sogar das zweyte Capitel im Moses berichtigt das Miſsverständniſs, welches das erste hierüber anrichten könnte. Im ersten schafft Gott gleich ein Männlein und Fräulein zusammen; im zweyten aber wird Adam allein geschaffen und in den Garten geführt — und der Garten wird ihm übergeben, und alle Thiere werden ihm vorgeführt, um sie zu nennen, und da er darunter kein Wesen findet, das seine Gehülfinn seyn könnte, die um ihn wäre; so muſs er (nach der allegorischen Vorstellung) einen Theil von sich selbst hergeben, daſs noch ein Weib auch für ihn gemacht werde. Das bleibt ein Text, der unsere Weiber in Respect gegen uns erhalten muſs."

"Aber Gott bewahre uns vor einer Gehülfinn ohne alle Bildung! Es ist für einen gebildeten Mann keine gröſsere Strafe und Pein auf Gottes Erdboden, als, — mit Ehren zu melden, ein Klotz von Weibe. Und, wenn die Frau noch so viel Geld hat, noch so wohlschmeckend kocht, und noch so fleiſsig spinnt, und sie hat kein Gefühl für Wahres, Groſses und Schönes, und sie kann mit uns darüber nicht sympathisiren, und wir können nichts über küchliches und über spinnrockiges (zwey nicht zu empfehlende Ausdrücke des sonst meistentheils so nett schreibenden Verfassers!) mit ihr reden; so ist sie den ganzen Tag für uns nichts mehr, als eine — Wanduhr, die wir bisweilen schlagen, oder singen hören, und diese Vorstellung macht uns auch sogar ihres nächtlichen Nieſsbrauchs bald überdrüſsig." —

"Es ist wahr, daſs die Frau alles verstehen muſs, was zur häuslichen Wirthschaft gehört, damit sie das Gesinde anleiten, gehörig anstellen, Aufsicht über selbiges führen, seine Arbeiten beurtheilen, und es, wenn es nachlässig oder fehlerhaft arbeitet, zurechtweisen könne. Daraus folgt aber nicht, daſs sie jedes grobe häusliche Geschäft auch selbst mit angreifen, und sich so im eigentlichen Verstande unter das Gesinde mischen solle. Ihre Sache ist das Directorium der innern Wirthschaft. Ein guter Aufseher hält zehn Arbeiter in Ordnung, und stiftet dadurch mehr Nutzen, als wenn er der eilfte Arbeiter wäre. Daſs eine Frau in den Stunden, welche ihr das Wirthschaftsdirectorium frey läſst, leichte und saubere weibliche Arbeiten vornehme, ist eine andere Sache. — Ist sie ein gebildetes Weib, so wird sie jenes Directorium um so besser und anständiger führen, ohne Geräusch, ohne Heftigkeit gegen die Dienstboten, ohne pöbelhafte Gemeinmachung mit diesen, und ohne Einmischung des Mannes in häusliche Händel und Verdrieſslichkeiten, denen sie hätte vorbeugen, oder die sie doch in aller Stille selbst abmachen könnte. Hierdurch wird sie eine wahre Gehülfinn des Mannes, der sich um das eigentliche Hauswesen nicht selbst bekümmern kann, dem jedoch Alles daran liegt, daſs es in immerwährender guter Ordnung sey."

"Der Mann will aber auch einen vernünftigen und erheiternden Umgang mit seiner Frau haben können. Nach vollendeten Amtsgeschäften und nach Anstrengungen seines Geistes sucht er Ruhe und Erquickung, und sucht sie in den Armen seiner Gattinn; denn sie muſs unter allen seinen Freunden der Erste seyn. Ist sie ein gebildetes Weib, so findet er bey ihr, was er sucht, vergiſset der Welt über sie, und fühlt sich an ihrer Seite so glücklich, wie ein König auf seinem Thron. Er überlegt mit ihr jede wichtigere Angelegenheit des Hauses, und sie ist im Stande ihm dabey zu folgen. — Sie macht vernünftige Einwürfe, und giebt bescheiden nach, wenn ihr Gatte selbige hebt. Er kommt mit ihr auf groſse Gegenstände des menschlichen Lebens, und sie urtheilt darüber so richtig, wie er. Er führt sie zum Genuſs der Schönheiten der Natur, ihr Busen hebt sich hoch dabey empor, und er findet an ihrem Arm die Natur noch reizender. Er zergliedert mit ihr groſse und schöne menschliche Handlungen, und sie zeigt ihm an dem Schönen das Schönste, wie er ihr an dem Groſsen das Gröſste zeigt. Er unterhält sich mit ihr über die Wahrheiten der Religion, und ihr Glaube an selbige ist eben so ein wahrer Glaube, und ruhet eben so auf Beweisen, wie der seinige. Er erzählt ihr einen glücklichen Vorgang, und sie theilt die Freude darüber mit ihm. Er klagt ihr ein Miſsgeschick, und sie tröstet ihn deſshalb. Er redet mit ihr über die Erde, und ihre Bekanntschaft mit derselben reicht weiter, als bis an das

Stadtthor. Er fängt ein Gespräch über Gegenstände der Naturkunde an, und sie setzt es angenehm fort. Er lieset ihr ein gutes Buch vor; sie nimmt es ihm aus der Hand, und macht die noch schönere Vorleserinn. Er führt sie in den Zirkel seiner Freunde, und sie ist die unterhaltendste Gesellschafterinn."

"Und wie viel kommt bey der Kinderzucht darauf an, daſs die Frau ein gebildetes und aufgeklärtes Weib sey! Ist sie es nicht, die die Kleinen zuerst unter Händen hat, und also die ersten unauslöschlichsten Eindrücke auf sie macht, und ihrem Kopfe und Herzen die ersten bleibendsten Richtungen giebt? Allen ihren Aberglauben, alle ihre Vorurtheile pflanzt sie sonst auf ihre Kinder fort. Der klügere Vater mag diese hernach noch so gut zurechtweisen, und eines andern belehren wollen; die Kinder glauben doch mehr an die — Mutter. Alle ihre Heftigkeiten, Härten und Stumpfheiten nehmen die Kleinen ebenfalls von ihr an. Die Empfindungen dieser werden so grob, ihre Urtheile so schief, wie die ihrigen. Sie macht sie voreingenommen gegen Menschen, flöſset ihnen Stolz auf Geburt und Vermögen ein, verzieht sie, verzärtelt sie und verdirbt sie an Leib und Seele. Corrigirt sie der Mann darüber, so schweigt sie entweder, um hinter seinem Rücken doch zu thun, was sie will; oder sie widerspricht ihm plump. Er mag ihr dann Vorstellungen machen, welche er will, sie ist derselben nicht empfänglich, sie versteht ihn sogar nicht; denn sie kennt auch nicht einmahl die ersten Grundsätze einer vernünftigen Erziehung, und müſste selbst erst umgeschaffen werden, wenn sie ihre Kinder zu vernünftigen und guten Geschöpfen bilden sollte. O, wie herrlich aber steht's in den Kinderstuben bey einem aufgeklärten edlen Weibe! Mit einer solchen Frau kann der

Mann schon vorher, ehe beyde wirklich Eltern werden, das Erziehungsgeschäft überlegen und einstudieren, einen Erziehungsplan entwerfen, und sich sicher darauf verlassen, daſs nach ihm erzogen werde. Die Frau fängt ihn auszuführen an; der Mann tritt hernach hinzu, freuet sich der schönen mütterlichen Vorarbeit und arbeitet nun gemeinschaftlich mit ihr fort. Klug und gut wachsen dann die Kinder heran, und sind des Vaters Freude."

"Aus dem bisherigen leuchtet schon hervor, was ich unter einer gebildeten Frau, mit der Männer, wie wir sind, nur glücklich leben können, verstehe. — Ihr Geschlechtscharakter muſs in seiner ganzen Natürlichkeit erhalten worden seyn; das ist, der Charakter der Sanftheit, der Geduld und des Bestrebens, auf ungekünstelte und edle Weise gefällig zu seyn. Ihre Empfindungen müssen rein und ächt seyn; sie muſs vorzüglich nur Geschmack an den einfachern und stillern Freuden finden. Ihr moralisches Gefühl muſs zart und richtig seyn. Ihr Herz muſs hoch schlagen für die Reize der Natur, sie muſs mit allem, was schön und edel ist, auf der Stelle sympathisiren.*) Ihr Verstand muſs durch Unterricht und Nachdenken geschärft seyn; sie muſs von den ersten Wahrheiten und Angelegenheiten des Menschen deutliche Begriffe haben; sie muſs ihre Gedanken gut ausdrücken können; *) sie muſs die Anfangsgründe der Arithmetik, der Natur- und Geschichtskunde und Geographie besitzen, und etwas zeichnen; **) sie muſs das Beste, was über die wahre Bestimmung ihres Geschlechts, und über die Erziehung geschrieben ist, gelesen haben, und immer noch eine Freundinn wahrhaftig nützlicher Lecture seyn; sie muſs ihre Muttersprache richtig sprechen, und mit allem, was das Hauswesen betrift, gehörig bekannt seyn. Ihre Sitten müssen ungeziert, einnehmend und unsträflich seyn; sie muſs in dem Besitz der Liebe ihres Mannes und in der Überzeugung, daſs sie zu seinem Glück beytrage, ihre ganze Glückseligkeit finden.”

---

*) Nota bene! ohne eine empfindelnde Naturschwärmerinn zu werden, die das Verwelken eines Veilchens beweint, den — heiligen Mond zum Correspondenten ihrer sentimentalen Verzuckungen macht, sich über den Tod eines Canarienvogels halb zu Tode grämt, und bey dem Anblicke eines schönen Mannes ihre Besinnung verliert. Es ist nicht nöthig, diese — Schauspielerinnen und Gauklerinnen der leidigen Empfindsamkeit genauer zu schildern, da wir sie — überall antreffen, und überall von ihnen verfolgt werden. Sie gehören in ein Irr- oder Krankenhaus. —

---

*) Ohne Gedichte zu machen, ohne mit erborgten Floskeln und Blumen aus unsern dramatischen Schriftstellern zu glänzen, ohne den Ton und die Schwärmereyen unserer empfindelnden — Geisterseher aller Art nachzuahmen. —

**) Warum nicht auch Musik verstehen?

“Solche gebildete Weiber darf man aber nicht mit — gelehrten Weibern verwechseln. — Eine gelehrte Frau, ist eine Frau, die lauter männliche Kenntnisse hat, und keine weibliche, die vielmehr auf diese mit Verachtung und Eckel herabsieht. Eine gelehrte Frau ist eine Frau, die den ganzen Tag sitzt und lieset, oder mahlt, oder gar schriftstellert. Eine gelehrte Frau ist eine Frau, die Latein spricht, griechische Autoren studiert, wohl gar Syrisch und Arabisch versteht. Eine gelehrte Frau ist eine Frau, die algebraische Aufgaben auflöset, synchronistische Tabellen verfertigt, den Voltaire auswendig kann, sich in die Theorien der Philosophen vertieft, ihre Fehden schlichten hilft, u. s. w. Aber die eigentliche Gelehrsamkeit liegt so wenig in der Sphäre der Weiber, wie die Tapferkeit; und wie ein Weib in meinen Augen wie die verkehrte Welt aussieht, wenn es als Soldat mit im Gliede steht; so lässet für mich eine Frau Philosophinn um kein Haar anders. Die Bestimmung eines Frauenzimmers ist, — Gattinn, Mutter und Hausmutter zu werden, und zwar eine ganze Gattinn, eine vollkommene Mutter, eine vernünftige Hausmutter. Hierauf muſs das Mädchen studieren; alles, was hierher nicht einschlägt, führt dasselbe ausser seinen Kreis, und macht es zu einem widernatürlichen Anblick. Will man den Fall annehmen, daſs ein Mädchen als Nonne mitten in der Freyheit zu leben sich entschlieſsen könne; so ist auch dieser Entschluſs gegen seine Bestimmung. Ein Mädchen verliert sein erstes wesentlichstes Verdienst, wenn es, um die Gelehrte spielen zu wollen, die Nonne macht. Die Natur bestimmte es zur Gehülfinn; es soll nicht allein, sondern um einen Mann seyn;

eine fruchtbare Mutter zu werden, soll selbiges für die weibliche Krone der Ehre halten, deren fehlenden Glanz auf seinem Haupte es durch keinen Ruf von Gelehrsamkeit ersetzen mag. Und was ist es denn auch mit den noch so hoch geprieseuen gelehrten Weibern? Es kommt mir mit ihnen eben so vor, wie mit unseru Groſsen; wenn diese einmahl eine mittelmäſsige gute That verrichten, so sind alle Zeitungen davou voll. Die Galanterie einiger Männer erhebt jene zu Wundern der Welt, da sie dieselben unter ihrem eigenen Geschlechte vielleicht nicht einmahl bemerken würden. Ein gelehrtes Weib pfuscht ein für allemahl in einen fremden Kreis hin, und bringt es nie zur ächten Meisterschaft. Das Systematische ist der weiblichen Veränderungssucht so wenig angemessen, als der höhern weiblichen Reizbarkeit. Anhaltendes tiefes Nachdenken stimmt mit dem ganzen schwächern weiblichen Baue, (und ich setze hinzu, mit ihren periodischen Kränklichkeiten und ihrer physischen Bestimmung zur Wochenstube) nach dem sich auch die Geisteskräfte richten, nicht überein. Und wozu am Ende die Gelehrsamkeit eines Mädchens? Soll es etwa auch öffentliche Ämter im Staate, oder in der Kirche bekleiden? Das Weib, sagt Paulus, soll schweigen in der Gemeine, es gehört ins Haus!"

"Wenn dann nun aber so eine gelehrte Jungfrau Gattinn wird, wie elend ist ihr Mann daran! Sie soll sein Hauswesen in Ordnung halten, und versteht nichts davon; oder wenn sie es auch ja versteht, so bekümmert sie sich doch nicht darum. Was hilft es ihm, daſs sie algebraische Aufgaben auflöſst, wenn sie keine Rechnung über die Ausgaben führt? Was hilft es ihm, daſs sie synchronistische Tabellen verfertigt, wenn sie nicht einmahl weiſs, was in derselben Stunde in ihrem eigenen Hause vorgeht? Was hilft es ihm, daſs sie aus fremden Sprachen übersetzt, wenn er selbst den Küchenzettel machen muſs? Was hilft es ihm, daſs sie zu erzählen weiſs, wie die Griechen und Römer gespeist haben, wenn die Speisen, die sie ihm auftragen läſst, ungeniesbar sind? Was hilft es ihm, daſs sie über die Meisterstücke der Mahlerey und Bildhauerkunst noch so richtig urtheilen kann, wenn sie nicht darnach fragt, ob Schneider und Leineweber sie betrügen? Was hilft es ihm, daſs sie die vollkommensten statistischen Kenntnisse besitzt, und die Productenkarte von ganz Europa inne hat, wenn sie ihre eigenen Vorräthe nicht gehörig einzukaufen, und zu verwahren sich bestrebt, Wäsche, Tischzeug und Kleidungsstücke nicht revidirt, und in den Händen der Dienstboten alles drunter und drüber gehen läſst?"

“Wie es um sie als Hausmutter steht, so auch als Mutter. Das ganze Mutterwerden und Mutterseyn ist ihr eben so lästig, als der Coquette. Das Kindbett contrastirt zu sehr mit dem Gelehrtenleben, degradirt sie in ihren Augen zu tief unter ihre affectirte Würde, und erinnert sie zu laut daran, dafs sie Weib sey. Allenfalls bringt sie die Kinder zur Welt; erstlich aber — was für welche? Geborne Siechlinge und Schwächlinge, welche die Mahlzeichen der gelehrten Mutter an sich tragen, welche an Indigestionen, Vapeurs und histerischen Zufällen unaufhörlich leidet. Und dann, — so wie sie dieselben zur Welt gebracht hat, bekümmert sie sich nicht weiter um sie. Es ist unmöglich, dafs sie ihre mütterlichen Pflichten erfüllen, und zugleich die Studierende machen könne. Unnatürlich entzieht sie ihren Busen den kleinen Geschöpfen, welche unter selbigem gebildet wurden, und giebt sie feilen

Huren preis. Sie überläſst sie hernac dem Gesinde, und schlägt die Kinderstub wohlbedächtig in einer solchen Entfernun auf, daſs sie das Geschrey der Kleinen nich höre. Wie viel die Kinder essen, und wa sie essen, ob sie reinlich gehalten werden oder nicht, ob sie Gutes oder Böses sehe und hören, — dieſs gilt ihr alles gleich Werden sie krank, so fällt es ihr nich ein, sie selbst zu pflegen, und sterben sie so schreibt sie ein — Trauergedicht übe ihren Tod. Kurz wie ein ungebildete Weib die Kinder verzieht und falsch erzieht, so nimmt das gelehrte Weib gar keinen Antheil an der Kinderzucht.”

“Der Umgang mit einer solchen Frau ist vollends dem Manne eine wahre Folter. Sie denkt an nichts weniger, als sich ihm gefällig zu machen, sondern erwartet, daſs er ihr jederzeit entgegenkomme und ihr seine Huldigung leiste; — wobey sie sichs dann vorbehält, dieselbe nach Beschaffenheit ihrer Launen anzunehmen, oder von sich zu weisen. Ist er schwach genug, sich dieses gefallen zu lassen; so wird sie in kurzem seine — Gebietherinn, und macht ihm Vorschriften des Geschmacks, der Lebensart, der Eintheilung seiner Zeit, der Auswahl unter seinen Freunden und der Verwaltung seiner Amtsgeschäfte. Behauptet er sich in seinem Mannsansehn; so lebt er entweder wie geschieden von ihr, oder hat von jeder Zusammenkunft mit ihr Ärger und Verdruſs. Stolz auf ihre Erudition, athmet sie den Geist des Widerspruchs, und der Herrschsucht, weiſs alles besser, als er, lässet ihm in Nichts — Recht, und nimmt noch weniger von ihm die geringste Weisung an. Bald fährt sie auf; bald spöttelt sie über ihn. Sie ist immer zerstreut, vertieft. Trauter Herzlichkeit unempfänglich, von naiver Fröhlichkeit herabgestimmt, unterhält sie ihn allenfalls mit Klagen über ihre schwache

Constitution, und verlangt, daſs er am Bette den ewigen Vorleser bey ihr mache. Ist er aber wirklich selbst krank, so läſst es ihre Zeit nicht zu, in der Noth um ihn zu seyn, sondern sie macht ihre Pflichten durch einmahligen steifen Besuch des Tags, und durch dreymaliges dito steifes Erkundigen nach seinem Befinden ab. Und — nie kommt es dahin, daſs sie ein Vergnügen daran finden sollte, mit ihm ihre Kinder um sich her zu versammeln, und ihn so mit der höchsten Glückseligkeit des Lebens, mit stiller Familien Glückseligkeit zu belohnen." *)

"O die armen Männer, welche mit solchen Weibern, die fürwahr in der

---

*) Dieses Gemahlde mag immerhin einige zu stark gezeichnete Züge haben; es ist dennoch aus dem wirklichen Leben genommen. Es würde wahr bleiben, wenn seine Farben noch greller aufgetragen wären, es würde wahr bleiben, wenn es der Pinsel des ärgsten Weiberhaſsers gezeich-

Litaney einen der ersten Plätze verdienten, gestraft werden! Aber — sind sie es nicht selbst, die sich damit strafen? Warum verleitete sie der Stolz, — eine ganz auſserordentliche Frau haben zu wollen, zu der Thorheit, einem Frauenzimmer die Hand zu biethen, das alle mögliche Unfähigkeiten hat, sie glücklich zu machen? Die klügste Partey, welche sie hernach ergreifen können, ist freylich die, daſs sie den Kummer darüber in sich selbst verschlieſsen, wie unser K. gethan haben soll; aber sollte nicht so ein einziges Beyspiel alle Männer vor ähnlichen Wahlen warnen. Ich halte dieſs in der That für das wirksamste Mittel, das weibliche Geschlecht von

---

net hätte. Der Verfaſser hat nur ein gelehrtes Weib geschildert, — welch ein gräſsliches Bild hätte er entwerfen können, wenn er die Lächerlichkeiten und Charakterzüge mehrerer gelehrten Frauen in ein Ganzes zusammendrängen wollte!

Gelehrsamkeitssucht, und Gelehrsamkeitsaffectation zu heilen, — daſs unsere deutschen Dirnen überzeugt würden, daſs nichts im Stande sey, sie mehr in den Augen aller Männer von Kopf und Herzen *herabzusetzen*, als diese. Es gehört in der That zu den Schwindeleyen unseres Zeitalters, daſs Mädchen jetzt mit männlicher Wissenschaft prangen wollen. Was beabsichtigen sie dadurch anders, als Herrschaft über ihre künftigen Männer? *) Wenn sie nun sähen, daſs ihnen nicht nur diese, sondern auch gar der Mann selbst fehlschlüge, sollten sich unter zehn nicht neun bekehren, in das Geleis ihres Ge-

---

*) Oder, wenn dieſs auch Anfangs nicht die Absicht des gelehrten Mädchens, sondern ihr Bücherleben nur ein Spiel ihrer Verstandescoquetterie seyn sollte: so wird doch hinterher diese Herrschaft von selbst eintreten, und vielleicht die *empfindsamste* literarische Coquette grade zur ärgsten *Tyranninn* ihres Gatten machen.

schlechts zurücktreten, und sich ihrer eigentlichen Bestimmung gemäſs bilden?"

"Auch wünschte ich, daſs diejenigen unter unsern Schriftstellern, welche jetzt als Sachwalter der Weiberwelt auftreten, Maaſs und Ziel in ihren Deductionen halten möchten. Sie sind es, die eigentlich unsern Töchtern die Köpfe verrücken. Sie schreiben offenbar wider die Erfahrung und schlieſsen von einzelnen Fällen auſs Ganze; sie schreiben gegen die Natur und gegen die Ordnung der Dinge; verkennen den Unterschied der Geschlechter, und ihre Bestimmung, und würden die Welt verkehren, wenn es ihnen gelänge, ihre hohe Meinung von den Weibern, als eine öffentliche und allgemein anerkannte Meinung einzuführen.*) Hier ists doch wahrlich um nichts Geringes zu thun, sondern um alle häusliche Glückseligkeit, die für Gelehrte, Philosophen und Männer in öffentlichen Ämtern eben so noch die einzig wahre Glückseligkeit auf Gottes Erdboden ist, wie für jeden andern vernünftigen Mann, er sey, wer er wolle. Oder sollen die Männer, welche ihr Leben im Denken hinbringen, und dadurch so schon auf tausend sinnliche Freudengenüsse Verzicht thun müssen, auch nicht einmahl häuslich glücklich seyn, und von der Erde also gar nichts haben? Gott behüte jeden Mann unserer Art vor einer ungebildeten Frau! Das sage ich noch einmahl; aber eine soge-

---

*) Sollten es diese enthusiastischen Lobredner und Sachwalter des andern Geschlechts aber wohl selbst so ganz ernstlich und ehrlich in ihren Defensionen meinen, als es den Anschein

---

hat? Entstanden solche Schriften nie aus einer schwärmerischen Liebe gegen ein — oder mehrere Weiber, also in einem sehr leidenschaftlichen und zweydeutigen Gemüthszustande, — nie aus dem Kitzel, einem andern, viel gelesenen Autor zu widersprechen, also aus leidigem Disputirgeist, — also aus einseitigen, oder parteyischen Voraussetzungen? —

nannte gelehrte Frau ist und bleibt auch entweder ein — lächerliches, oder ein widriges Geschöpf. Es steht entweder um ihre Gelehrsamkeit nicht richtig, oder wenn auch dieſs ist; so steht es doch um sie als — Weib nicht richtig. Ist dieſs aber, ist sie als Weib ein — Nichtweib; so ist sie etwas Monstreuses, und dieses, es werde in der Natur gefunden, wo es wolle, kann bloſs Angaffung, nie aber wahre Bewunderung verdienen."*)

---

*) Boileau zeichnet hier und da das Bild einer gelehrten Närrinn in folgender Stelle ganz vortrefflich. Sat. X.

C'est chez elle toujours que les fades auteurs
S'en vont se consoler du mépris des lecteurs.
Elle y reçoit leur plainte; et sa docte demeure,
Aux Perrins, aux Coras, est ouverte à toute heure;
Là du faux bel esprit se tiennent les bureaux:
Là tous les vers sont bons, pourvu qu'ils soient nouveaux.
Au mauvais goût public la belle y fait la guerre;
Plaint Pradon opprimé des sifflets du parterre;

Rit des vains amateurs du Grec et du Latin;
Dans la balance met Aristote et Cotin;
Puis d'une main encore fine et plus habile,
Pése, sans passion, Chapelain et — Virgile,
Remarque en ce dernier beaucoup de pauvreté,
Mais pourtant confessant qu'il a quelque beauté!
u. s. w.

WEIBLICHE MEDISANCE.

Ihre Arten. — Ihre Verwerflichkeit. — Wenn und wie kann sie dennoch entschuldigt werden? Sind die Weiber mehr, als wir, dazu geneigt, und aus welchen Gründen.

Man hat diesen moralischen Fehler so vieler tausend Menschen schon länge in zwey Classen eingetheilt, in die bösartige und in die nichtbösartige, in die weiſse und in die schwarze Medisance. — Ich kenne den Urheber dieser Eintheilung nicht. Es scheint ein Franzose gewesen zu seyn. Ich bin aber selbst kein Freund von Unterscheidungen dieser Art, da man hierdurch einer an sich verwerflichen Sache nur ein gefälligeres Gewand zu geben sucht, und dahinter eine Schalkheit des Herzens versteckt, die uns vielleicht gar unwillkürlich zu den lieblosesten Beurtheilungen Anderer verleiten kann. Ich behaupte, daſs man sehr oft durch eine nichtbösartige Medisance eben so viel Unheil und Schaden, als durch eine wirkliche Verleumdung, anrichten,*) dadurch die Liebenswürdigkeit und Sicherheit seines Charakters bisweilen so leicht, wie durch die letztere, aufopfern, und in den Augen Anderer ein sehr gefährlicher Mensch werden kann. Derjenige, welcher auch nicht die wirkliche Absicht hat, durch seinen Witz seinem Nebenmenschen zu schaden, wird es doch nicht vermeiden können, ihn lächerlich zu machen;

---

*) — "il y a des medisances qui sont aussi criminelles qu'un homicide." Pensées diverses, ecrites à un Docteur de Sarbonne. A Rotterdam. 1704. Tome II. S. 343.

— — aber der Lächerlichgemachte wird nicht selten in groſsere Gefahren, als der Verleumdete selbst, gerathen. Man wird ihn zu achten aufhören; aber ein Mensch, der nicht geachtet wird, hat sehr viel, hat vielleicht Alles verloren. Man wird ihm kein Zutrauen schenken, keine Freundschaft und Erkenntlichkeit schuldig seyn wollen; man wird ihm den Weg seines Glücks erschweren, man wird an seinen, selbst ehrlichen und guten Handlungen eher die schiefe und kleinliche, als schöne und groſse Seite, aufsuchen, — vielleicht nicht aus bösem Willen; aber durch die Gewalt des Eindrucks, den ein witziger Gedanke über ihn in uns gemacht hat.

In sofern könnte also wohl die nicht boshafte Medisance einige Entschuldigung verdienen, wenn sie nicht mit der ausdrücklichen Absicht, dem Andern zu schaden, verbunden ist? Die Beantwortung dieser Frage wird sich aus dem

Folgenden ergeben. Sehr vielen Menschen, die Andere bespötteln, ist bloſs daran etwas gelegen, ihren Witz zu zeigen, und, da sie durch keine andere Talente des Geistes glänzen können, doch wenigstens für satyrische Köpfe gehalten zu werden. Sie wollen sich dadurch ein gewisses Pouvoir in der Societät verschaffen, den Namen angenehmer Gesellschafter erwerben, und, — was bey ihnen über Alles geht, — die Lacher auf ihrer Seite haben. Vielleicht wollen sie nur auch durch ihren Witz gewisse zudringliche Leute in einiger Entfernung von sich halten, oder Andern eine gewisse Bildung und Klugheit einprägen, die auf keine andere Art zurechtgewiesen seyn wollten. Diese Absichten sind nicht gradezu verwerflich und unmoralisch. Jeder Mensch, die fadesten und eingeschränktesten Köpfe selbst nicht ausgenommen, hat zu gewissen Zeiten eine witzige Ader, jeder will sich für irgend einen lustigen Einfall ein Compliment machen, oder machen lassen. Er wird lieber seine guten Handlungen, als seinen guten Verstand bezweifeln lassen, und da er voraussehen kann, daſs auch er hinter dem Rücken persifflirt wird, sein Zwergfell auf Kosten Anderer zu erschüttern suchen.

Es ist auch überhaupt nicht einmahl möglich, den Eindrücken des Lächerlichen zu widerstehen, da sie nicht von unserer Willkühr abhängen, da sie in der Reizbarkeit unserer Imagination liegen, und da uns tausend schiefe, alberne, unwissende und lächerliche Menschen alle Augenblicke Gelegenheit geben, durch ihre Thorheiten und Sonderbarkeiten afficirt zu werden. Die ernsthaftesten und besten Menschen fühlen nicht selten die Anwandelungen einer scherzenden und witzigen Laune, die manchmal ins Beissende und Satyrische zu fallen scheint, ohne daſs sie es so gemeint haben wollen. Das Lachen gehört zu ihren Bedürfnissen. Sie würden bey einer andern Erziehung, unter andern Umständen vielleicht so gut, wie Andere, witzige Gaukler geworden seyn; sie werden mit sich kämpfen müssen, um es nicht noch im Alter zu werden. Wir können überdieſs unsere Augen und Ohren bey einem lächerlichen oder abgeschmackten Urtheile Anderer, bey einer närrischen Sitte und Gewohnheit, bey einer armseligen Geberdung des Stolzes, der blinden Eigenliebe des affectirten Selbstgefühls, der geschmückten Einfalt und Geistesschwäche nicht verschlieſsen, und wir werden unwillkürlich hingerissen, darüber zu lachen und zu spotten, wenn wir auch dazu vielleicht gar nicht gestimmt sind. Ist unser Gefühl sehr fein, unser Geschmack sehr zart und unser Blick in einer nicht gemeinen Kenntniſs der Welt, und ihrer vielseitigen Thorheiten geübt; so werden uns eben diese Thorheiten nun noch mehr auffallen müssen. Unser Witz und Spott darüber ist geboren, ehe wir es noch bemerkt hatten. Unsere scherzende Laune ergieſst sich ohne Zurückhaltung und bisweilen mit sehr weniger Vorsicht. — Die sonderbarsten Contraste in den Handlungen und Denkweisen der Menschen fordern unsern Witz gleichsam heraus, — das physische Bedürfniſs zu lachen selbst spornt ihn an. Wir wollen ihn zurückhalten, es ist uns kaum möglich. Verschlieſsen können wir ihn allenfalls zwischen den Lippen; aber in der Seele, in dem innern Bewuſstseyn steht er nun einmahl in dem Geleite des Scherzes da, und läſst sich durch nichts in der Welt wieder wegphilosophiren.

Es ist schwer, — sehr schwer, nicht zu spotten, wenn ein armseliger Kopf sich in der Societät als ein Denker und höchstwichtiger Mann hervordrängen, und das Verdienst unendlich gröſserer Menschen durch sein kleines, unbedeutendes Ich verdunkeln will; wenn der ehrgeizige Thor vor Leuten, die über ihm stehen, wie ein Wurm kriecht, und denen, die unter ihm stehen, bald mit schnöder Verachtung, bald wie ein Tyrann begegnet; wenn der eigensinnige Narr sonnenklaren Wahrheiten widerspricht, und durch den Widerspruch sich das Ansehn eines scharfsichtigen Kopfs geben will; wenn der fade Schwätzer sich in dem Gewebe seiner eigenen Plauderey verwickelt, und, — um nur zu reden, — den lezten Rest seiner Vernunft preis giebt; wenn der elende Witzling einen witzigen Gedanken sucht, und, weil er ihn bey aller Anstrengung seines Gehirns nicht finden kann, gegen Andere grob und ungeschliffen wird; wenn der Harpax sich nicht satt isset, während ihn Weib und Kinder bestehlen, und heimlich fürstliche Tafeln halten; wenn ein Poltergeist sich in seinem Hause das Ansehn eines vollkommenen Souverains giebt, während er unter dem eisernen Pantoffel eines bösen Weibes, oder einer verschmitzten Coquette steht; wenn der Miſstrauische sich Gefahren träumt, die gar nicht existiren, und da Abgründe erblickt, wo die Straſse sehr eben und gebahnt ist; wenn der vorsichtigste und klügste Mann sich von einem Pinsel hintergehen, und der hellste Kopf von einem alten Weibe am Gängelbande leiten läſst; wenn der Neidische, wie der Hund in der Fabel, nach einem Schattenbilde des Glücks schnappt, und darüber ein wirkliches Gut verliert; wenn der kleine Geist sich mit fremden Federn schmückt, und sie halb mit Gewissensangst, und halb mit Impertinenz als die seinigen zu vertheidigen sucht; wenn der Freygeist über die heiligsten Wahrheiten spottet, und in andern Stücken die Rolle eines unwissenden und höchst abergläubigen Thoren spielt; wenn der politische Reformator einer ganzen Welt Revolutionen vorschreibt, und in seinem eigenen Hause keinen Bescheid weiſs; wenn sich selbst hellsehende Menschen über die unbedeutendsten Meinungen zanken, und verketzern, und um Recht zu behalten, lieber Sophismen erfinden, als der Wahrheit ein redliches Opfer bringen; wenn der Lasterhafte mit seinen Gebrechen in einer undurchsichtigen Wolke einherzugehen glaubt, während die Augen aller Menschen auf ihn hinblicken, und diese seine geheimsten Schleichwege kennen; wenn der Schwache stark, der Blinde sehend, der Kleine groſs, der Groſse absichtlich klein, der Einfältige klug, der Heuchler ehrlich, der Arme reich, der Gefühllose groſsmüthig, der Furchtsame tapfer, der Häsliche schön, der Rohe empfindsam seyn will. —

Es ist schwer, — sehr schwer, nicht zu spotten, wenn eine alte Frau um die Liebe junger Männer buhlt, und Ansprüche auf Reize macht, die längst verwelkt sind;

wenn die Unkeusche den Splitter in dem Auge ihrer Mitschwestern aufdeckt, während sie den Balken in ihrem eigenen nicht sieht; wenn die geistesleere Frau die Gelehrte spielt, und über Dinge abspricht, deren Oberfläche sie kaum kennt; wenn die Eifersüchtige lächerliche Proben mit der Treue ihres Gatten oder Liebhabers anstellt, und ihn vielleicht selbst — hintergeht; wenn die Scheinheilige ihre groben Ausschweifungen hinter dem Gebetbuche und den Ceremonien der Religion zu verbergen sucht; wenn die Empfindsame eine übermenschliche und unnatürliche Sprache redet, während sie ganz ein Kind der Natur seyn will; wenn das stolze Weib, die auf die besten Menschen mit Hohngelächter oder Gnade herabsieht, unter der Herrschaft eines Bedienten steht, und seine Grobheiten erträgt, wenn die Coquette bey allem Glanz und aller Kunst, die sie sich zu geben sucht, doch nicht gefallen will;

wenn das vornehmere Mädchen durch ihren Stand, ihre Ahnen, ihre Garderobe siegen will, und von der nicht so vornehmen, aber liebenswürdigern Jungfrau bis zur Vergessenheit verdunkelt wird; wenn die klügere Mutter den Pontoffel der einfältigen und närrischen Tochter küſst, und die Tochter der Mutter ihre Lebensweise vorschreibt; wenn die Neugeadelte ihren Kindern den Umgang mit Bürgerlichen verbiethet, und ihrer eingebildeten Hoheit Ehre und Vermögen aufopfert, wenn die Bürgerliche nach der Gnade eines nicht bürgerlichen Weibes geizt, und es, — um mit dieser eine Närrinn zu werden, für ein Glück ihres Lebens hält. Bey allen diesen Erscheinungen im geselligen Leben kann man mit Juvenal ausrufen: difficile est, satyram non scribere!

Daſs ich noch die Entschuldigung der Medisance, wenigstens im guten Sinne des Worts, anführen, daſs es mit keiner geselligen Conversation so recht fort will, wenn nicht ein wenig Scherz und Satyre hineingemischt wird? — Der ernsten Gespräche werden die ernsten Leute selbst bald überdrüſsig, der Ideenfaden der Unterhaltung zerreiſst, die Gegenwärtigen fangen zu gähnen an, man sehnt sich lieber nach einem angenehmen Hanswurst, — als nur noch einige Minuten von der langen Weile gequält zu werden. Die schwerfälligsten Leute schnappen nach Histörchen, witzigen Anecdoten, Hyperbeln und — Lügen, damit nur die lange Weile vorübergehe. Sie opfern ihre Freunde und Freundinnen dem Lustigmacher selbst auf, um nur eine Stunde länger unterhalten zu werden. Und in der That, man müſste in der Societät gar nicht reden, wenn man nicht von Abwesenden reden dürfte. Die vortrefflichsten Köpfe werden langweilig und hölzern, wenn sie nicht die Kunst, über Andere zu scherzen, verstehen, dahingegen die sogenannten angenehmen Gesellschafter, bey aller sonstigen Armuth des Geistes und selbst bey einem zweydeutigen Charakter überall willkommen sind. Sie spielen die Hauptrolle in der Gesellschaft, ihnen zu Ehren werden ganze Assembleen veranstaltet und Banquette gegeben. Sie sind freilich nicht immer die liebenswürdigern Menschen, wie ich in meiner Charakteristik der Männer zeigen werde; aber sie haben fast immer das Ohr der Weiber, weil dieses Geschlecht immer amusirt seyn will, weil das Lachen eins seiner physischen Bedürfnisse ist, und von ihm das Angenehme dem Nützlichen in den meisten Fällen vorgezogen wird.

Wenn man Spott und Satyre für einen Probierstein der Wahrheit gehalten hat; so könnte man eben so gut annehmen, daſs er wenigstens sehr viele Menschen zu bilden und zu bessern geschickt sey, und in diesem Stück würden Spott und Satyre noch mehr Entschuldigung verdienen. Die Menschen wollen immer lieber erschüttert, als sanft und liebreich zurechtgewiesen werden, sie gähnen bey Ermahnungen und Vorstellungen zum Guten, sie schlafen dabey ein, sie hören sie vielleicht gar nicht, oder werden in ihrer Sinnesart dadurch nur noch trotziger und närrischer gemacht. Allein die Lächerlichmachung ihrer Thorheiten und Schwächen können sie nicht vertragen, weil ihre Eitelkeit und ihr verborgener Stolz dadurch auf einmahl, und von allen Seiten gedemüthigt und verwundet wird. So bitter die Empfindungen alsdann gegen den Satyriker selbst immer seyn mögen, so sehr wird sie eben jener Stolz doch wiederum antreiben, sich dergleichen bittere Empfindungen künftig zu ersparen, und wenigstens vor den Augen des Publicums eine vorsichtigere Rolle zu spielen. Sie würden bisweilen gern die Hälfte ihres Vermögens darum hingeben, wenn der Spötter ihre Schooſsneigung nicht grade an der empfindlichsten Seite berührt, nicht zu einer Zeit aufgedeckt hätte, wo die Sache beym Publicum den stärksten Eindruck machen muſste. Bessere und gutmüthigere Menschen werden durch den Spott auf eine andere Art, als der Stolze, von ihren Schwächen und Übereilungen geheilt. — Anstatt, daſs dieser mit Unwillen den verspotteten Fehler nicht abzulegen, sondern nur schlauer zu verbergen sucht, werden jene zu einer genauern Selbstkenntniſs, und zur Beherrschung einer Leidenschaft geführt, die sie vorher für weniger gefährlich und anstöſsig hielten. Sie lernen jetzt sorgfältiger ihre Schwächen von ihren wirklich guten Eigenschaften absondern, und ein Miſstrauen in das schöne Bild setzen, daſs sie sich vielleicht schon frühzeitig von ihrer innern Gröſse und Wichtigkeit entworfen hatten, sie werden überall behutsamer und vorsichtiger zu handeln anfangen, sie werden die Urtheile selbst unbedeutender Menschen nicht übersehen, weil auch die kleinste Mücke stechen kann, und der Witz — Witz bleibt, es mag ihn ein Bettler, oder ein König sagen. Sie werden die Medisance nicht kindisch fürchten, aber fürchten, sie zu — verdienen.

Allein alle diese Entschuldigungsgründe der Satyre können und dürfen sie durchaus nicht als einen allgemeinern Ton der Societät autorisiren, und es wird für uns eine groſse Maxime der Lebensweisheit werden müssen, den Spott nur selten, und auch alsdann immer mit gröſster Vorsicht zu gebrauchen, damit unser Herz nicht selbst dadurch vergiftet wird, und wir endlich alles Zutrauen zu den Menschen verlieren. Noch weniger sollen jene Gründe eine bösartige Medisance entschuldigen, welche unstreitig eine der schwärzesten Seiten des Menschen ist, und alle gute

Seelen gegen sich empört. Ihr schneidender Witz ist überdacht, und wird durch die liebenswürdigen Eigenschaften des Verspotteten und seine Verdienste eher gereizt, als gemildert, ihre hämische Manier, sich auszudrücken und zu beleidigen, zerstört den Grund und Boden der Menschenliebe, ihr Gift löst die schönsten Bande der Gesellschaft auf, und macht die heiligsten Tugenden des Lebens selbst lächerlich und zweydeutig. Ihre Scherze sind Pfeile, die absichtlich verwunden sollen, sie will nicht bloſs Lachen erregen, sondern auch schaden. Der böse Geist, der in ihr wohnt, lauert mit satanischer Schadenfreude auf die Fehler Anderer, oder sucht sie wohl gar selbst zu veranlassen, um einen desto gröſsern Spielraum für seine beiſsenden Einfälle zu bekommen, — anstatt, daſs die lachende Satyre des gutmüthigern Spötters sich da zurückzieht, wo sie ein wirkliches Verdienst, eine wirkliche

Tugend des Andern beleidigen und verdunkeln könnte. Der bösartigen Medisance ist nichts so heilig, worüber sie nicht ihre bittern Anmerkungen machen sollte, nichts so groſs, so erhaben, so ehrwürdig, was nicht ihre Frechheit und ihre Geiſseln fühlen müſste. Weder Freund noch Feind bleibt vor ihren Natterbissen verschont, — wenn sie noch anders — Freunde haben kann. Das ganze Leben dieser spottsüchtigen Menschen, ihre Sprache, ihre Pantomime, ihre ganze Denkweise, ihre Gefälligkeiten und Herzlichkeiten selbst, die sie bisweilen anzunehmen scheinen, sind eine bald mehr, bald weniger versteckte Satyre; sie haschen überall nach dem Lächerlichen, und sind nicht mehr fähig, die guten Seiten des Menschen zu achten; sie achten nichts, als ihren boshaften Witz, sie fühlen sich unglücklich, wenn dieser nicht immer die erwartete Wirkung thun will, sie studieren darauf, ihn noch schneidender zu machen, wenn er den Unwillen Anderer erregt. Sie sterben mit einer Satyre auf den erstarrenden Lippen. Bisweilen bemerkt man an diesen elenden Menschen in der Gesellschaft eine gewisse Stille, sie sind in sich gekehrt und verschlossen, und scheinen an nichts Theil zu nehmen, was um sie her vorgeht; allein in solchen Augenblicken brüten sie gemeiniglich ein neues giftiges Bonmot, eine neue Geburt ihres lästernden Witzes aus, nagen heimlich an dem guten Nahmen verehrungswürdiger Männer und Frauen, und brechen in ein Hohngelächter aus, wenn sich die Gesellschaft entfernt hatte.

Es ist eben so schwer, als unangenehm, mit solchen spitzen und eckigen Menschen umzugehen, da ihr beleidigender und nie ruhender Witz sie zur wahren Freundschaft und zur Schonung gegen Andere unfähig macht, und da man Jahre lang mit ihnen leben kann, ohne zu wissen, wie man mit ihnen daran iſt. Ich weiſs es sehr wohl, daſs der Umgang dieser Leute nicht selten der angenehmste und unterhaltendſte von der Welt seyn kann, wenn sie mehr ihre scherzende, als ihre lästernde Laune haben, daſs sie ihren Erzählungen und Deutungen oft unnachahmliche Reize der Darstellung und eines naiven Witzes zu geben wissen; aber der ist nicht einer der kleinsten Thoren, der ihnen sein Zutrauen schenkt. Wo giebt es einen Menschen in ihrem Gesichtskreise, der nicht von ihnen lächerlich gemacht wird? Jetzt amusiren sie euch mit dem Gemählde fremder Narrheiten, ergieſsen ihren Witz in tausend Ironien, kleiden die histoire scandaleuse eines Nachbarn, einer Nachbarinn in die lachendsten Farben ein, — setzen den Stolz des Einen mit seinen übrigen kleinen Seiten in den belachenswerthesten Contrast, zeichnen euch die Bizarrerien des Andern mit einer hinreiſsenden Sprache, — und morgen werdet ihr in einer andern Conversation der Gegenstand ihrer Satyre seyn. Ihr würdet erstaunen, — wenn ihr es hören könntet, welche Lächerlichkeiten sie an euch bemerkt haben, und wie sie dieselben ins Helle zu bringen wissen, wie sie den Accent eurer Sprache, die Fehler eures Ausdrucks, das Steife, oder zu Mobile eurer Person, wie sie eure Urtheile über Andere, euren kränkelnden Witz, eure Kindererziehung, eure Steckenpferde, eure kleinliche Eitelkeit, eure affectirte Gröſse, euer Wichtigthun, eure Lebensart mit euren Frauen, euren Geiz, oder eure Verschwendung, euren Umgang mit gewissen Menschen, eure Fieberhitze, mit den Groſsen umzugehen, eure Nachsicht mit dem Gesinde, eure Hoffnungen und eure Wünsche, euer Thun und Lassen, eure Liebenswürdigkeiten und eure Fehler zu persifliren wissen. Ihr würdet erstaunen, welchen Gift sie aus den kleinsten Umständen saugen, und Dinge an euch entdecken konnten, die noch kein anderer Mensch bemerkt hatte. Ihr Luchsauge kennt euch unendlich besser, als ihr euch selbst; — sie werden durch die Kunst, das Lachen zu erregen, und das Lächerliche witzig hinzustellen, selbst eure Freunde gegen euch aufbringen können, wenn sie wollen. Sie werden schadenfroh genug seyn, eure künftigen Schwächen voraus zu ahnden, und diese Vorausahndungen Andern auf eine naive Art mitzutheilen, während ihr in ihrem Schooſse zu ruhen glaubt, und gutmüthig und thörigt genug seyd, euren Umgang und eure Verbindungen mit diesen Leuten für ein Glück des Lebens zu halten. —

Diesen Irrthum können die gescheidtesten Leute begehen. Aber es giebt eine andere Art schwachköpfiger Menschen, die einen ganz besondern Hang haben, sich zu jenen beiſsenden Witzlingen hinzuzudrängen; — theils, um in ihrer Gesellschaft mit zu glänzen; theils, um ihre eigene, — obgleich armselige spöttelnde Laune an der Satyre jener zu erwärmen. Wenn diese elenden Sünder, die sich für witzige Köpfe halten, ungeachtet sie nur Gaukler und Pritschmeister *) des beiſsenden Satyrikers sind, und von diesem selbst wie ein Ball hin und hergeworfen werden, einer Zurechtweisung fähig wären, und nicht einen zu groſsen Werth auf ihren erzwungenen Witz setzten, so würde ich ihnen den wohl gemeinten Rath geben, den Umgang mit jenen boshaften Spöttern und Spötterinnen lieber ganz zu vermeiden. Anstatt Lachen zu erregen, werden sie selbst ausgelacht werden, der schärfere Witzling wird ihre Einfälle analysiren und zergliedern, und gegen sie selbst richten, er wird sie zu seinem Spielzeuge machen,

---

*) Dieſs sind die Menschen, von denen Balzac sagt: — daſs sie sich für lustige Köpfe halten, ob sie gleich nichts, — als lächerlich sind.

damit es ihm nie an Stoff zur Medisance fehlen möge, — oder man nutzt diese Thoren auf eine andere Art. Man scheint ihren hölzernen Witz bisweilen zu bewundern, und lockt ihnen dafür Geld und Geheimnisse ab, man macht sie in arme, oder nicht zu empfehlende Mädchen und Weiber verliebt. Sie müssen die Pfeile abschieſsen, die Andere geschmiedet haben, sie müssen oft wunderliche Dienste im Hause verrichten, sie sind die Affen des Hausherrn, der Hausfrau, der Kinder und des Gesindes, — und müssen, — um die Ehre zu haben, mit witzigen Leuten umzugehen, oft Demüthigungen ertragen, die sich nur eine heilige Einfalt gefallen lassen kann.

So viel von der Medisance überhaupt. — Ich will nun zu der Medisance der Weiber insbesondere kommen, da sie ihnen von jeher als ein gewisses Erbtheil ihres Geschlechts zugeschrieben worden ist. Dieſs soll kein beiſsender Vorwurf seyn, der die Weiber ganz allein trift. Die Männer sind von jenem Fehler nicht freyzusprechen. Es giebt unter ihnen so gut, wie unter den Frauen, sehr unsittliche Lasterschulen, es giebt unter ihnen viel mehr Witzlinge, als unter jenen, und die Medisance würde auch ohne Weiber in der Welt seyn. Dessen ungeachtet könnte es doch allerley Gründe geben, warum man gemeiniglich den Weibern mehr, als uns, jene Schwäche zur Last legt. Die Frauen sind in der Regel geschwätziger, als wir, das Lächerliche fällt sehr oft ihrem reizbaren und lebhaften Witze mehr, als dem unsrigen, auf. Vielleicht wird es auch eben deſswegen ihnen schwerer, jenen Witz zurückzuhalten, und Fehler an Andern zu verzeihen, die das Auge des Mannes übersahe, die unter seiner Critik waren, oder die auch, da er in einer ganz andern Situation, als das Weib, lebt, keinen so tiefen Eindruck auf ihn, wie auf das empfindlichere und zärtere weibliche Herz machten.

Die Lebhaftigkeit und Hastigkeit der weiblichen Zunge ist notorisch. Dieſs geben sie selbst zu, weil sie sich dadurch nicht selten zur Last werden, und bisweilen eine Art von redseligen Wettkämpfen unter einander beginnen, die bloſs den Sieg der Schwatzhaftigkeit zur Absicht zu haben scheinen. Tausend Kleinigkeiten, tausend innere und äuſsere Anreizungen setzen jenes weibliche Glied augenblicklich in Bewegung, und machen es bey vielen Weibern, die ein sehr lebhaftes Blut, einen empfindlichen Nervenbau und eine gesunde Lunge haben, zu einem wahren — Perpetuum mobile. Der Stoff dazu mag herkommen, woher er will, genug, wenn nur geplaudert, und über die Fehler Anderer gespöttelt werden kann. Das Fehlende muſs die erfinderische Plauderhaftigkeit ersetzen, das Nichtwirkliche in etwas Wirkliches umschaffen, und die Farben des einfachsten Gemähldes erhöhen und vermehren. Die kleinsten Begebenheiten und Anecdoten werden in stundenlange Erzählungen eingesponnen, und auch die allerkleinsten Umstände nicht ausgelassen. Das Histörchen wird hundertmahl wiedererzählt und wiedergekäuet, bis es durch ein anderes Histörchen oder eine andere willkommene Klatscherey verdrängt wird. Aller dieser Micrologien ungeachtet, stoſsen die Weiber dadurch nicht selten auf ganz verborgene Winkel des menschlichen Herzens, die allein durch ein öfteres Hin- und Herreden, und gleichsam durch ein Filtriren des Gegenstandes sichtbar und fühlbar wurden. Vieles Sprechen bringt zwar einfältigere Frauen um keinen Schritt in ihrer Menschenkenntniſs weiter, weil sie dabey bloſs maschinenartig zu Werke gehen, und mit der angebornen Redseligkeit keinen

Beobachtungsgeist verbinden; aber klügere Weiber haben ihrer Waschhaftigkeit selbst nicht gemeine Aufschlüsse über den Charakter anderer Menschen zu verdanken. Sie wollen nicht allein plaudern, sondern auch unterrichtet seyn, sie wollen neue Ideen auseinander hervorlocken, sie plaudern, um die Urtheile Anderer gegen einander abwägen zu können. Ihre Redseligkeit löst die Verschwiegenheit selbst auf, und bringt dadurch sehr oft Geheimnisse ans Tageslicht, die nur die Schlauheit eines Weibes aus ihrem Dunkel hervorrufen konnte. Und so giebt es tausend Dinge, welche die Weiber bis auf den Grund ausgekundschaftet hatten, während der unbefangene Mann nichts bemerkte, und ihm seine Geheimnisse undurchdringlich zu seyn schienen.

Überdiefs ist, laut allen Erfahrungen, nichts gewöhnlicher, als dafs die Medisance in den Coterien der Weiber auftritt, wenn der Knauel der häuslichen Gespräche über Oeconomie, Ein- und Verkauf, über Gesinde und Kinderzucht u. s. w. abgewickelt ist. Über wissenschaftliche und sehr ernsthafte Gegenstände pflegen sich die Weiber selten lange mit einander zu unterhalten. Sie ermüden dabey nach einigen Minuten, und werden sich in dieser Art von Gesprächen sehr leicht einander überdrüſsig, da ihnen jede Affectation des Verstandes, wenn sie dieselbe bey andern Weibern bemerken, noch auffallender, als uns, zu seyn pflegt. Sie schreiten mithin lieber zur Eröffnung einer Lästerschule, und die einfältigsten Weiber wagen es, darin zu glänzen. Stundenlang dauern diese Sessionen einer angestrengten Geschwätzigkeit fort, und wir würden vielleicht manchen feinen Zug von Menschenkenntniſs und Lebenspolitik daraus abstrahiren können, wenn die Weiber in unserer Gesellschaft sich nicht behutsamer und furchtsamer auszudrücken pflegten, und ihren Erzählungen, sobald wir erscheinen, nicht einen ganz andern Ton zu geben wüſsten. Wir würden erstaunen, — wenn wir immer in ihren Versammlungen gegenwärtig seyn dürften, und sie auch dann ganz offenherzig blieben, wie unbarmherzig sie gemeiniglich in den Beurtheilungen ihrer Mitschwestern verfahren, wie beissend und giftig sie gegen die besten Frauen und Mädchen werden, wie tief sie sich und ihre weibliche Sanftmuth vergessen, mit welcher Kunst und welcher Wuth sie lästern können, sobald ihr Blut in Bewegung gesetzt war. Der feinste Satyriker steht oft weit unter ihnen, sie würden alle seine Epigramme verdunkeln, wenn sie die aehnliche Geschicklichkeit des Schreibens beſaſsen.

Ich habe schon vorher behauptet, daſs die Weiber einander selten ganz gewogen sind, und ihre gegenseitige Anhänglichkeit sehr oft nur ein höchstmomentanes Ding sey. Ihre gegenseitigen Empfindungen des Neides, der Eifersucht, der Rache, — und wie diese Feinde ihrer Ruhe und ihrer Tugend alle heiſsen mögen, scheinen bitterer und giftiger, als ähnliche Affecten in dem Manne zu seyn, weil sie viel leichter gereizt und beleidigt werden können, und sie ihre Animosität mehr, wie wir, verschlieſsen müssen. Dadurch werden gleichsam alle ihre Ideen grillenhafter und hitziger gemacht. Sie dürfen nicht immer ihren Groll ganz austoben lassen; dadurch wird der Stoff zur Empfindlichkeit und Erbitterung gegen ihr Geschlecht auf lange Zeiten erhalten, und durch die kleinste hinzukommende Gelegenheit in neue Gährung gebracht. Daraus läſst es sich oft erklären, warum sehr gute und edle Weiber selbst sich mit einer gränzenlosen Wuth hassen und verfolgen können, — ohne daſs sie sich absichtlich einander beleidigt hatten. Ihre Galle hatte sich nun einmahl ergossen, und nun hatte alle Barmherzigkeit ein Ende. Das, was man vorher an einander ruhig übersehen haben würde, wurde nun als ein Verbrechen, wenigstens als eine grobe Schwäche, aufgestellt, ihre unbedeutendsten Handlungen, Sitten und Ausdrücke muſsten sich nun die strengste und liebloseste Musterung gefallen lassen. Ist die Arme einmahl so unglücklich geworden, die hohe Gnade ihres Geschlechts zu verlieren, sind ihre Siege der Schönheit notorisch, beten wir ihre Liebenswürdigkeiten an; so wird sie die reinste Tugend selbst nicht vor der Lästerzunge ihrer Mitschwestern sichern können. Sie ist mit hundert Spionen umgeben. Sie hat selbst im Grabe keine Ruhe. Ihr Tod giebt der Medisance einen neuen Schwung, und da die Entschlafene sich nicht mehr verantworten kann; so werden nicht selten Erdichtungen und Anecdoten von ihr ins

Publicum gebracht, die der Geist der Menschenliebe und Duldung verabscheuen muſs.

Jene innere Bitterkeit der Empfindungen, die so sehr das beobachtende Auge der Weiber zu schärfen pflegt, ist nun aber auch ein Hauptgrund selbst warum dem weiblichen Witze das Lächerliche, Contrastirende und Thörichte an Handlungen und Personen so leicht auffällt. Die schneidendsten, treffendsten und giftigsten Einfälle sind gemeiniglich die, welche Neid und Gemüthsspannung, Nervenreizbarkeit und leidenschaftliche Verachtungen Anderer den Weibern eingeben, und aus einem bösartigen Charakter entspringen; die kleinlichen, verschrobenen, schwindsüchtigen und empfindsamen Frauen sind selten von diesem Gifte der Medisance frey, man lieſst die Bitterkeit des Witzes auf ihrer Stirn, er schimmert selbst durch eine angenommene Freundlichkeit hindurch, und bricht augenblicklich aus seinem Hinterhalte hervor, sobald er, — vielleicht auch nur in der Einbildung, gereizt wird, — (wenn man nicht überhaupt annehmen will, daſs die meisten erlittenen Beleidigungen solcher empfindlichen Weiber allein in den Geburten der Einbildung bestehen.) Aber auch ohne jenes bald gröſsere, bald geringere Beygemisch der Malice ist der Witz der Weiber überhaupt schon [illegible], reizbarer und voreiliger, als der männliche. Es ist auffallend, welche treffende Repliquen die Weiber geben können, und wie tief sie das Lächerliche fühlen, wenn ihre Launen dazu gestimmt sind. Sollte dieſs wiederum nicht mit daher rühren, weil sie die Gedanken, und Denkweisen und Handlungen der Menschen mehr, als wir, in ihre einzelnen Fäden und Antriebe zerlegen, und mit gröſserer Lebhaftigkeit das Detail seiner Schwächen studieren? Ich glaube es allerdings. Dieſs feinere Gefühl des Contrasts fehlt uns sehr oft ganz, und zwar aus mehreren Ursachen. — Wir werden durch das Kleine und Kleinliche nicht so leicht afficirt, wir üben unsern Witz nicht selten mehr in unsaubern Erzählungen, als in der feinern Satyre, — wir suchen ihn in einer affenartigen Mimik, wenn der Geist nichts dazu hergeben will, die meisten Witzlinge sind zugleich — Gaukler. Die Weiber gehen auf eine feinere und schlauere Art dabey zu Werke, ihr Witz ist subtiler und angenehmer, wenn sie nicht absichtlich beleidigen, sondern nur unterhalten wollen. Man frage sich nur selbst, ob wir nicht tausendmahl durch den weiblichen Witz auf das Schiefe und Drollige vieler Menschen aufmerksam gemacht worden, und daſs wir in dieser Hinsicht dem andern Geschlechte einen groſsen Theil unserer Menschenkenntniſs zu verdanken haben? Man frage noch weiter, warum wir uns, bey aller Lebhaftigkeit unserer Leidenschaften, dennoch oft so äuſserst behutsam und vorsichtig in seiner Gegenwart auszudrücken pflegen, — und ob wir dieſs nicht mehr aus einer Art Furcht vor der weiblichen Satyre, als aus einer innern Achtung gegen das weibliche Geschlecht überhaupt thun? Man frage noch weiter, warum uns sehr viele Weiber so unausstehlich geworden sind? und wir müssen wiederum antworten, weil wir ihren Witz fürchten, weil wir seiner Geiſsel nicht ausweichen können, weil unsere Schwächen und Lächerlichkeiten jeden Augenblick seine Pfeile schärfen, und wir im Wettkampfe mit ihm gemeiniglich nachgeben müſsten.

Ein nicht ungewöhnliches Schärfungsmittel des weiblichen Witzes ist die genaue Kenntniſs des Schicklichen und des bon Tons in der Societät, von welchem die Weiber mehr, als wir, abhängen, und über dessen Verletzung sie mehr, als wir, zu satyrisiren pflegen. Das Schickliche macht ein ganz eigenes Studium der Weiber aus. Sie sind gezwungen, dieses Studium zu treiben, wenn sie ihren guten Ruf nicht aufopfern wollen, und eben deſswegen suchen sie es auch immer zuerst an Andern auf. Es ist oft ihre einzige Logik, wonach sie Männer und Weiber beurtheilen. Wir mögen darin zu weit gehen, dabey zu ängstlich, oder auch zu leichtsinnig verfahren, — ihre Satyre wird uns auf dem Fuſse nachfolgen. Sein Terrain ist in der groſsen Welt unermeſslich, und die Medisance erhält dadurch in ihr ein neues Feld, worauf augenblicklich neue Schauspiele für den Witz des Weibes gegeben werden.

Das Schickliche schreibt uns in dieser groſsen Welt, und in jeder Societät, die auf Cultur Ansprüche macht, gewisse Regeln der Galanterie vor, ohne deren Beobachtung wir in den Augen der Weiber nichts, wenigstens nicht viel, gelten würden. Wehe uns, wenn ihr Witz sich gegen die Vernachlässigung dieses Tons entrüstet! Es ist unnöthig, von diesem eingeführten Tone eine Definition zu geben; ein jeder weiſs, was ich darunter verstehe, und warum ihn die Weiber mit einer unbegrenzten Eifersucht bewachen, und ihn zu erhalten suchen. Sie können uns eher alles Andere, nur nicht die Zurücksetzung der Galanterie, verzeihen, sie übersehen eher unsere Laster und Verbrechen; aber sie vergeben uns nie die Gleichgültigkeit gegen ihre Person, ihre Reize, ihren Rang und ihre Talente. Sie nehmen uns gegen Verleumdungen, Cabalen, gegen unsere eigenen Schwächen und Bizarrerien in Schutz, wenn wir nur ihren Prätensionen in jener Hinsicht huldigen, und die Rolle des Anbeters zu spielen verstehen, oder uns auch nur so anstellen. Die Selbstsucht der Weiber, und ihre kleinliche Eitelkeit ist so blind, daſs sie lieber mit den unsinnigsten Schmeicheleyen vorliebnehmen, als gar nicht bemerkt seyn wollen. Sie verlangen, daſs wir wenigstens den Heuchler gegen sie machen sollen, wenn wir sie auch nicht lieben könnten, und wir haben den ganzen Gift ihrer Zunge zu fürchten, wenn wir ihrem galanten Egoismus nicht bisweilen, sey es auch nur ein — halbes Opfer zu bringen verstehen. — Und gesetzt, daſs wir auch nicht Allen huldigen wollen und können, ob es gleich solche schlaffe und geschmeidige Thoren genug giebt: so werden sie uns doch mit Schonung behandeln, wenn wir wenigstens die galanten Sclaven eines Weibes zu seyn scheinen. So sind wir doch, nach ihrer Meinung, nicht für ihr ganzes Geschlecht verloren und abgestorben, so giebt es doch einen Diener ihres groſsen Staats mehr, so darf man doch hoffen, ihn durch die eine Freundinn für das ganze Geschlecht zu gewinnen. Sie werden uns nicht verfolgen, — wenn auch unsere Wahl sehr übel getroffen seyn sollte. Ihre Satyre wird mehr gegen unsere coquette Freundinn, als gegen uns selbst, gerichtet werden, man wird uns bedauern, bemitleiden, und wenn es möglich ist, uns die Augen zu öffnen suchen. —

Der galante Mann, der dienstfertige Beobachter des äuſsern Anstandes, der Mann von Manieren und mit geschmeidigem Rücken ist daher gemeiniglich das Idol der Weiber. Dieſs ist eine sehr schwache Seite des andern Geschlechts, die es selbst nicht abläugnen kann, und wodurch eine Menge sehr alltäglicher und seelenloser Menschen den gröſsten Einfluſs auf die Societät bekommt. Die Figur, die Kleidung, der weiche Ton der Stimme, die Leichtigkeit im Umgange, die Kunst der Männer, Schmeicheleyen zu sagen, und sich verliebt zu stellen, — gilt bey den Weibern oft viel mehr, als Talente, Kenntnisse und Verdienste des männlichen Geschlechts. Die würdigsten und gescheidtesten Leute sind ihnen, — ohne jene Eigenschaften der Galanterie, oft höchst gleichgültig, dahingegen der Figurant, der liebenswürdige Windbeutel, der Schmeichler, der armseligste Sclave der weiblichen Launen ganz sicher auf ein Plätzchen in ihrem Herzen rechnen darf. Er wird überall vermiſst, aufgesucht, und in alle Gesellschaften gezogen. Er erscheint einigemahle nicht, und — ein ganzer Weiberclub hat üble Launen. — Er darf frey reden und denken, er darf sich Dinge erlauben, die seinen Charakter nicht in dem besten Lichte zeigen, wenn er nur ein galanter Mann ist. Er wird sein Glück machen, wenn auch das ruhigere Urtheil der Männer ihm jedes reelle Verdienst absprechen müſste. Seine Gestalt ist sein Schutzgott bey den Weibern. — Er wird untreu, falsch, tückisch gegen Einige handeln, und zehn Andere finden, die sich für ihn interessiren, seine Wankelmüthigkeit entschuldigen, seine Untreue nicht ihm, sondern einer Narrheit seiner alten Freundinnen zuschreiben werden. Er findet selbst bey den klügern und gebildetern Frauen Beyfall, für so fade sie auch anfangs seinen Umgang halten mochten, — er beherrscht vielleicht durch einen einzigen gefälligen Zug in seiner Physiognomie, durch einen einzigen auffallenden Beweis eines galanten Diensteifers die ganze Philosophie des aufgeklärten Weibes, — er gefällt, wenn man auch weiſs, daſs er seine auswendig gelernten Schmeicheleyen aus einem Complimentirbuche herbetet, und aus eigener Erfindung den Schönen nichts Schönes sagen kann, oder sich quälen muſs, um auf eine zärtliche Art naiv und unterhaltend zu werden. Doch genug von diesen angenehmen Thoren und Idolen des weiblichen Geschlechts.

Sie sollen zu einer andern Zeit näher vor meine Lampe treten. Der Beschluſs dieses Abschnitts führt mich auf einige Ideen, die noch mehr unter das Capitel der Medisance, als jenes Gemählde, gehören.

Eltern und Erzieher sollten bey ihren pädagogischen Sorgen und Vorkehrungen auf nichts so sehr achten, als den Hang der Kinder zur Medisance zu unterdrücken, oder, wenn er bey einigen, wie ich bemerkt habe, nicht ausgetilgt werden kann, ihn so geschickt zu leiten, und einzuengen, damit er künftig nicht ein herrschender Grundton in dem Charakter des Mädchens werde. Die Neigung zur Spötterey erwacht in den Kindern früh und früher, als man glaubt. Der Witz ist eine Fähigkeit der Seele, die sich mit am ersten in ihr entwickelt, indem sie dem Kinde selbst zur Herbeyschaffung einer unzähligen Menge neuer Ideen behülflich seyn muſs. Aber seine Auswüchse sind eben deſswegen destomehr zu befürchten, und abzuschneiden, ob man gleich gewöhnlich das Gegentheil dieser Regel thut. Man weist die Kinder bey ihren spöttelnden Launen nicht zurecht, man billigt wohl gar ihre satyrischen Einfälle, indem man sie für Funken des Genies hält, die man eher anfachen, als auslöschen müsse. Die Kinder selbst bemerken es sehr bald, daſs man mit ihnen hierin nicht nur Nachsicht hat, sondern sie wohl gar dabey zu bewundern pflegt, und so treiben sie die Spiele ihres kindischen Witzes immer weiter. Vornehmlich üben sich hierin die jungen Mädchen in einem hohen Grade. — Ich habe sie oft dabey belauscht, und bin dadurch in meiner Meinung bestärkt worden, daſs der Witz dem andern Geschlechte schon frühzeitig natürlicher, als uns, ist. Die kleinsten Mädchen medisiren, sobald sie reden können, und ihre Empfindungen einen gröſsern Spielraum bekommen. Ihr

Blick sucht die Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten an ältern Personen mit gröfster Lebhaftigkeit auf. Man höre nur zu, wie sie das Lächerliche und Bizarre an ihren Erzieherinnen, ihren Geschwistern und Gespielinnen, und an ihren Eltern selbst zu persiffliren wissen, wenn ihr Witz und ihre kleine Lästerzunge einmahl in Bewegung gesetzt war, welche beifsende Repliquen sie bisweilen geben, welche spöttische Fragen sie thun, welche sonderbare Dinge sie in Gesellschaften aufgefafst haben, und wie lächerlich sie die Abwesenden darzustellen wissen. Unausstehlich werden diese kleinen schnippischen und witzelnden Dirnen, wenn sie heranzuwachsen anfangen, und sie mit in den geselligen Zirkeln erscheinen dürfen. Sie sind dann wahre Spione, geifeln ältere Leute mit ihren satyrischen Humeur, spotten die würdigsten Männer und Frauen aus, und führen unter sich selbst einen Ton, eine Sprache ein, die nicht mehr einer scherzhaften, sondern beiſsenden Medisance gleicht. Sehr oft haben die Mädchen diese häſsliche und widerliche Eigenschaft ihren satyrischen Müttern und Vätern abgelernt. Mütter und Väter waren so schwach, daſs sie jene zu Beysitzerinnen ihrer eigenen Lästerschulen machten, daſs sie das witzigere Töchterlein ihren gutmüthigern, unwitzigen Schwestern vorzogen, und mit jener in satyrischen Einfällen zu wetteifern anfingen. Ich habe aber auch immer gefunden, daſs solche witzige Mädchen ihre eigenen Eltern hinterher weniger achteten und liebten, und, wenn es die Gelegenheit, oder die beiſsende Laune der kleinen Spötterinn so mit sich brachte, ihren Wohlthätern selbst das Gift ihrer Lästerzunge empfinden lieſsen.

Weil das Witzeln und Persiffliren dem Charakter der jungen Frauenzimmer und ihrem künftigen häuslichen Glücke höchst nachtheilig werden kann, und daher ein für allemahl von keinen vernünftigen Erziehern gestattet wird; so bin ich auch von jeher ein Feind von jenem gefährlichen Gesellschaftsspiel gewesen, welches man das Mocquirspiel nennt, und welches noch überall im Schwunge geht. Man kann jungen Leuten keinen nachtheiligern und häſslichern Zeitvertreib, als diesen, erlauben, ob er gleich von jenen selbst vor allen andern gesucht wird, und sie in dem Wetteifer lustiger und satyrischer Einfälle ein besonderes Vergnügen finden. Da meine Leser und Leserinnen dieses spöttische Spiel kennen; so habe ich es nicht nöthig, ihnen solches zu beschreiben, sondern sie nur samt ihren Kindern davor ernstlich zu warnen. Es ist ein moralischer Gift für das menschliche Herz, der beissende Witz wird darin zur Pflicht gemacht, die beiſsendste Satyre und Spötterey wird dabey beklatscht und gehuldigt. Unter der

Masque der Wahrheit wird der Andere lächerlich gemacht, — er muſs sich dieser Geiſsel ruhig unterwerfen, so sehr auch sein Blut dabey kochen mag, er wird sich aber anstrengen, von dem vermeintlichen Spötter noch etwas Beiſsenderes zu sagen, und diese erbitterte Emulation taugt durchaus nicht. Wenn der Witz zu Grübeleyen, und durch Erbitterungen angefacht wird; so artet er nach und nach in Malice aus, und wird zur schiefsten Seite des Herzens.

Wenn aber auch der weibliche Witz sich nicht in Spottlust auflösen sollte, wenn die Medisance nur ein unschuldiger Behelf in langweiligen Gesellschaften seyn könnte; so würde ich diesen Ton dennoch nicht empfehlen, weil der unschuldigste Witz leicht beleidigen kann, und weil die jungen Mädchen gewöhnlich selbst zu den empfindlichsten Geschöpfen gehören, zumahl wenn sie auf Witz und Schönheit Ansprüche machen. *Gutmüthige* Spötterinnen — giebt es überhaupt sehr wenige. Ich verstehe darunter diejenigen, welche nicht aus absichtlicher Verdrehung und Lieblosigkeit, sondern im Erguſs einer jovialen schuldlosen Laune lachen, und Lachen über Andere veranlassen. Ihre Satyre trägt das Gewand des Scherzes, oder ist nichts anders, als ein Scherz, den vielleicht der Belachte selbst ganz ruhig mit anhören könnte. Die Anzahl der bösartigen Spötterinnen ist unendlich gröſser, und giebt es ein Miſstrauen, das man nie genug empfehlen und anpreisen kann; so ist es das gegen solche Weiber und Mädchen. Ich würde die leztern nimmermehr zu Gattinnen empfehlen. Sie haben selten ein warmes Herz für andere Menschen, sie sind die gröſsten Egoistinnen in ihrer Art, weil sie Ansprüche auf einen sehr subtilen Verstand machen, und Andern frühzeitig eine Furcht vor ihrem Witze einzuprägen pflegen. Das Lächerliche, was sie an ihren eigenen Männern so scharf beobachten und so stark empfinden, wird die sanftern Regungen der Liebe vielleicht nie ganz in ihnen aufkommen lassen; was man auch nur auf die entfernteste Art als lächerlich erkennt, kann man nicht ganz lieben. —

Ist der Mann eines solchen Weibes auch ein witziger Kopf, und macht er aus seiner witzelnden Laune gleichsam eine Profession; so ist ein solches Haus ein wahres Tribunal der Spottsucht und Persifflage. Man geht mit Furcht hinein und mit Furcht heraus. Keinem Menschen ist wohl und behaglich ums Herz, der in einer solchen Manufactur des Witzes leben muſs. Man kann nicht offen und treuherzig mit solchen Menschen umgehen, weil sie Alles ins Lächerliche zu drehen suchen, und bisweilen den elendesten Ton des Witzes — ein sogenanntes gegenseitiges Aufziehen zwischen sich selbst, beginnen, um den Zuhörer zu belustigen. Jeder lustige Einfall wird communicirt, wenn ein Dritter lächerlich gemacht werden soll, jede Satyre ist willkommen, so lieblos und unredlich sie auch immer seyn mag. Die Eheleute, die sich kurz vorher einander selbst persifflirten, werden kurz darauf sich einander die getreuesten Dienste in der Erfindung neuer Spöttereyen über Andere leisten. Ihre Herzen scheinen nur durch *die Bande des Witzes* zusammenzuhängen. Die Kinder, selbst werden abgerichtet, lächerliche Anecdoten von der Lebensweise, dem Umgange, dem gegenseitigen Benehmen anderer Eheleute aufzuhaschen, und sie vor dem Richterstuhle eines witzigen Vaters und einer medisanten Mutter niederzulegen. Ist das Anecdotenmagazin endlich einmahl ausgeleert, will man sich von neuem ein Fest des Lachens geben; so werden Gesellschaften eingeladen, die zu jenem Feste Stoff und Gelegenheit geben müssen, — oder das witzige Ehepaar wandelt selbst aus, um neue Lächerlichkeiten der Nachbarn zu sammeln, und sich an der Wiedererzählung derselben zu belustigen. Glaubt ja nicht, daſs man euch verschonen wird, wenn ihr auch Hausfreunde dieser Leute genennt werdet. — Der Witzling von Profession hat keine Freunde. — Sein Herz ist gemeiniglich kalt und leichtsinnig. Die Freundschaft würde seiner Zunge zu ernste Gesetze vorschreiben. Wenn Alles ihrer Persiflage unterworfen ist, wie sollte es möglich seyn, — daſs die Freundschaft allein von ihr verschont bleiben könnte? Der Witzling von Profession, — er sey Mann oder Weib, ist gemeiniglich ein falscher und unsichrer Mensch. Meine Leser mögen um sich her schauen, und — sehen, in wie fern ich Recht habe, oder nicht! —

Eine nahe Anverwandtinn der Medisance, — oder auch oft ein Lieblingskind von ihr ist ein Ding, wofür man vielleicht noch keinen ganz bestimmten Ausdruck hat, in der Weiberwelt aber unter dem vielsagenden Namen der Klatscherey bekannt ist. Dieses bisweilen sehr unschuldig scheinende, oft aber sehr gefährliche, sehr unmoralische und boshafte Ding herrscht mit einer souverainen Gewalt in allen Ständen und Altern des schönen Geschlechts, daher ich die Beleuchtung desselben auch nicht bis auf meine künftige Abhandlung von dem herannahenden Alter der Weiber habe aufschieben wollen, ob man sie gleich diesem Alter am meisten zuzuschreiben pflegt. Das eigentliche Geschäft der Klatscherey besteht in einem Sagen und Wiedersagen gehörter Dinge, — gemeiniglich ohne Prüfung des Wahren, verbunden mit dem Hange, jene Dinge eher zu vergröſsern, als zu verkleinern, Die Geschwätzigkeit ist ihre Zwillingsschwester, — oder, wenn man lieber will, — ihre Mutter, — und Lieblosigkeit ihre Hebamme. Ihre Präsumtionen und Schlüsse deuten gewöhnlich auf das Schlimmere hin, das Gute übersieht sie, — oder es wird seiner nur beyläufig und nebenher erwähnt. Was die Klätscherinn vielleicht nur vermuthen konnte, was sie aus einer Miene, einem Worte, einer hingeworfenen Anecdote, aus einem Bilde des Miſstrauens und der Imagination folgerte, wird sie schon selbst gesehen und gehört haben wollen. Sie wirft das Mögliche und Wirkliche wunderseltsam unter einander; sie giebt ihren Phantomen und Gespenstern eine ganz eigene Art von Existenz, und breitet den Glauben daran mit einer oft unbegränzten Zuversicht, und einer oft eben so lächerlichen Überzeugung von der Wahrheit einer — nicht wahren Begebenheit — aus. Sie wird sich nie beruhigen, so lange sie keine Proselyten machen kann, sie setzt Alles in Bewegung, um ihren Histörchen Eingang zu verschaffen. Um ihr groſses Gebieth noch mehr zu erweitern, und um nie in ein Vacuum hinein zu gerathen, ist sie mit dem Gebrauche ihrer eigenen Augen und Ohren, mit der Kunst, einzelne Geschichtchen selbst auszudehnen und zu metamorphosiren, nicht zufrieden. Sie hält ihre eigenen Sessionen, und bedient sich alter Frauen, alter Pedanten, bedient sich der Geistlichen und der Ärzte zur Anfüllung ihrer Vorrathskammern, — und ihre Gehülfen stehen bey ihr in groſser Gnade.

Die Klätscherinn kann wichtige Vortheile aufopfern, kann sich ruhig Grobheiten sagen und bittere Verweise geben lassen, — wenn sie nur ihren unauslöschbaren Kitzel, zu plaudern, und zu horchen, befriedigen darf. Sie erscheint in geselligen Zirkeln, ob man es ihr gleich deutlich genug zu erkennen giebt, daſs man sie darin sehr ungern sieht, und daſs man in der Gegenwart eines Spions unmöglich offenherzig und froh seyn kann. Aber sie lauert das Ding unermüdet ab. — Einige Brocken wird ihre glühende Neugierde doch erbaschen, wenigstens ein altes Weib in den Winkel des Hauses ziehen können, mit der sie sich ausschwatzen, und aus der sie allerley nachbarliche Geheimnisse herauspumpen kann. Es wird heilige Verschwiegenheit versprochen, und morgen wissen tausend Menschen die verborgensten Dinge. Die Klätscherinn hält euch wie mit Zangen fest, wenn sie euch einmahl in das Netz ihrer Gespräche verwickelt hat, und sobald sie bey euch Aufschlüsse über diese oder jene histoire scandaleuse des Orts zu finden glaubt, — oder sobald sie durch euch eure eigenen Vorfalle, Verbindungen, Plane und Erwartungen erforschen will. Sie wird euch bisweilen auf die feinste Art von der Welt zur Beichte eurer Schwächen bewegen, und ihr werdet euch verrathen haben, wenn eure Geheimnisse undurchdringlich schienen. Seyd ihr verschlossen und einsilbig; so wird sie durch ein erkünsteltes Bedauren, oder durch die Zeichen einer theilnehmenden Freude eurem Herzen näher rücken, — und aus dem Herzen das herauslocken, was der kältere Verstand gern verheimlicht hätte. Sie wird sich das Ansehn geben, als ob sie überhaupt schon mit euren Angelegenheiten. — nicht unbekannt sey, daſs ihre Winke und guten Rathschläge euch nützen könnten, daſs ihr die Gesinnungen eurer Freunde und Feinde bedenklich schienen, daſs sie aus diesen und jenen Umständen eine gegen euch geschmiedete Cabale folgern müsse, daſs sie zu eurem Besten weiter, als ihr selbst, in die Zukunft hinausblickte, — und so wird sie, ohne euch einmahl bestimmter zu fragen, — Antworten aus euch herauslocken, die ihr Alles sagen, was sie erhorchen wollte.

Nichts beschäftigt den Geist der weiblichen Klatscherey mehr, als die Liebeshändel junger Leute, zum Beweis, daſs das weibliche Herz zu allen Zeiten den lebhaftesten Antheil an seiner eigentlichen Schooſsneigung nimt, — welche ich die Liebe nenne. Vielleicht giebt es unter allen Tribunälen der Welt kein unbarmherzigeres Gericht, als dasjenige, welches die Weiber gemeiniglich über jene Liebeshändel halten, und keinen hämischern Argwohn, als den, wozu die Weiber in Aufsuchung fremder Schwächen angetrieben werden. Sie hören selbst im Alter noch nicht auf, jüngere Leute wegen einer zärtlichen Leidenschaft zu beneiden, die sonst ihr eigenes, liebstes Spielzeug war, und dieser Neid ist es grade, der ihrer Zunge in Beurtheilung und Ausforschung jener Herzensintriguen Anderer so viel Schnellkraft und Lebhaftigkeit giebt. Die unbedeutendste Liebesgeschichte setzt ganze

Familien in eine Aufwallung, als ob der Untergang der Welt vorhanden wäre. Es brennt auf einmahl in allen Köpfen. Die Briefe der Tochter werden unbarmherzig erbrochen, sie wird, wie eine Verpestete, bewacht, die eifersüchtigen Schwestern streifen wie Korsaren um sie her, um neue Anecdoten der Liebesintrigue und die Hülfsmittel zu entdecken, wodurch sich die Geliebten ihre Zärtlichkeit zu erkennen geben. Gesinde, Nachbarn und Nachbarinnen, Kinder und Bettler werden auf die Schildwache gestellt, bis man alles Unbekannte ausgeforscht hat. Die unschuldigsten Handlungen des verliebten Paares werden falsch interpretirt, aus den kleinsten Umständen wird Gift gesogen, über ein Billet-doux werden stundenlange Conferenzen gehalten, als ob das Wohl eines ganzen Staats davon abhinge. Ist einer von den Verliebten verheirathet; so wird das Geklatsche noch weiter ausgedehnt, —

nicht immer deſswegen, weil die Sache vielleicht unmoralischer, als eine schuldlosere Liebe, war, sondern weil man sich mit mehrerer Bitterkeit über unerlaubte Herzensverbindungen auslassen darf, und weil die Liebesintrigue vielleicht versteckter gespielt wird, — oder auch, weil man einen höhern Grad der Verführung muthmaſsen kann. Der Argwohn ist in diesem Falle gemeiniglich noch — argwöhnischer, als in jenem, und das Gedankenspiel gewinnt einen gröſsern Wirkungskreis, da die verheirathete Geliebte sich über so viele häusliche Verhältnisse vorher hinweggesetzt haben muſs, ehe sie ihr Herz einem Andern schenken konnte. Die Klatschereyen vermehren sich durch das Bedauren des zurückgesetzten Ehemannes, oder durch die Beurtheilungen und Critiken seiner eigenen Fehler, und seiner wahren, oder affectirten Blindheit. —

Warum mögen die Weiber in Absicht fremder Liebeshändel überhaupt so ganz erstaunlich miſstrauisch gegen einander seyn? so miſstrauisch, daſs die bessern Seelen ihres Geschlechts selbst, die nie ein Laster begangen hatten, die unter den tugendhaftesten Müttern und Erzieherinnen heranwuchsen, deren Gewissen sich selbst auf die entfernteste Weise keine Coquetterie, keinen Liebeshandel, keine Überraschung der Sinnlichkeit vorwerfen konnte, oft grade die miſstrauischten gegen andere Weiber zu seyn pflegen? Vielleicht allein darum, weil selbst die besten und tugendhaftesten durch ein geheimes, warnendes Gefühl ihres Herzens erinnert werden, wie schwach sie Alle in der Liebe sind, und wie viel Kampf und Kraft des Charakters dazu gehört, ihren einschmeichelnden Reizen zu widerstehen, — wie viel Verstellung erfordert wird, sich nicht zu verrathen, und wie leicht alle Künste und Schleyer dieser Verstellung zerstört werden können. Vielleicht sahen sie auch Weiber und

Mädchen neben sich fallen, für deren Tugend sie eine ewige Garantie geleistet hätten. Sie fürchten sich, daſs sie in ähnlichen Umständen wahrscheinlich eben so empfinden und handeln könnten, und getrauen sich selten die Kraft zu, einem liebenswürdigen Verführer zu widerstehen. Sie argwöhnen daher immer eine zu schnelle Übergabe des weiblichen Herzens, und halten ein Frauenzimmer fast immer für verloren, sobald es feurig zu lieben angefangen hat, — und sie haben gewiſsermaſsen sehr Recht! Diese zärtliche Leidenschaft verwirrt die Vorstellungen und Grundsätze der Weiber so leicht und vielleicht noch mehr, als die unsrigen. Die unschuldigsten und tugendhaftesten Mädchen werden durch sie leichtsinnig und blind gemacht, sie treibt die Klügsten und Wohlerzogendsten selbst oft zu wunderlichen — Handlungen an, die wider Zucht und Schamhaftigkeit laufen, und in ruhigern Stunden lebenslang ein nagender Vorwurf ihres Gewissens bleiben werden. Liebe und Vergessenheit seiner selbst. Liebe und Laster liegen oft so nahe neben einander, daſs es dem scharfsehendsten Auge bisweilen unmöglich wird, zu unterscheiden, wo die eine aufhört, und das andere anfängt. — Das Mädchen mag feurige oder langsamere Empfindungen haben, — es ist alles gleichviel, die Liebe macht sie Alle einander ähnlich, und die langsamern Seelen, denen man mehrern Ernst und weniger Wärme des Bluts zutrauen sollte, werden oft am leichtesten verführt. Wenn die Liebe uns Männer nicht durch sich selbst oft so schüchtern machte, wenn es uns gleichgültig seyn könnte, den Gegenstand, den wir anbeten, auch zur Immoralität zu verleiten, wenn wir uns nicht selbst vor den schrecklichen Folgen einer solchen Verführung fürchten müſsten, wenn uns eine gutmüthige Stimmung der Seele nicht zurückhielte, — die Geliebte nicht unglücklich zu machen, und der Familie einen unermeſslichen Kummer zu ersparen; so würde es noch wenig unschuldige Mädchen, und wenig ganz getreue Weiber in der Welt geben. — Es ist kein übertrieben stolzer Gedanke, daſs wir Alles über die Weiber vermögen, wenn wir wollen, und daſs wir durch die Liebe noch mehr über sie, als sie über uns, herrschen, daſs sie uns ihre liebsten und heiligsten Grundsätze selbst aufopfern müssen, sobald es unsere Bitten und unsere — Liebenswürdigkeiten verlangen. Wenn sie in keiner andern Hinsicht das schwächere Geschlecht genennt zu werden verdienten; so würden sie es in diesem Puncte verdienen. Doch von allen diesen Dingen künftig ein mehreres in meiner Abhandlung: — Liebe und Ehe.

VORTHEILE UND NACHTHEILE

des Umgangs mit Weibern. — Über den Geist unsrer heutigen Geselligkeit.

Mann und Weib sind so nahe mit einander verwandt, so ganz für einander bestimmt und geschaffen, und durch ihre beyderseitigen Anlagen und Lebensverhältnisse von der Natur selbst so unzertrennlich mit einander verbunden worden, daſs uns nur ein Weiberhasser, oder ein — Wahnsinniger den Umgang mit dem schönern Geschlechte verbieten könnte. So unermeſsliches Unheil wir auch oft von diesem Geschlechte selbst erdulden müssen, so groſse und fürchterliche Revolutionen es nicht nur in ganzen Staaten, sondern auch in den Planen, Hoffnungen, Aussichten und Denkweisen einzelner Menschen zu ihrem unübersehbaren Nachtheile hervorbringen kann, so unwiderstehlich werden wir doch von Jugend auf zu ihm hingezogen und ohne Ausnahme von ihm auf tausend verschiedene Arten beherrscht. Tief und unaustilgbar ist in unsern Herzen jene Anhänglichkeit an der schönern Hälfte des Menschengeschlechts gegründet. Die Wurzeln dieser allmächtigen Leidenschaft liegen, wie sich einer unsrer feinsten Ästhetiker ausdrückt,*) in dem Fleisch und Blut des thierischen Körpers, aber ihre Äste breitet sie hoch über der körperlichen Welt in der Sphäre höherer Wesen aus, wo sie unvergängliche Früchte zur Reife bringt. Durch sich selbst groſs und heldenkühn, überwindet sie alle Hindernisse bahnt sich ihre eigenen Wege, giebt dem langsamsten Geiste Fittige, und verachtet die Schrecknisse des Todes, wenn sie in ihren Ergüssen und in ihren zärtlichen Umarmungen aufgehalten, oder auch nur miſsverstanden werden soll. Sie kann in keines Menschen Seele wohnen, wenn diese Seele ihr nicht ganz zugehören soll. Sie verdient den groſsen Nahmen der Liebe nicht, wenn es eine noch gröſsere und lebhaftere Leidenschaft in der nemlichen Seele geben könnte. Sie will entweder gar nicht in ihr vorhanden seyn, — oder über das ganze unermeſsliche Gebiet unseres Willens herrschen. Der Umgang mit dem andern Geschlechte ist also eine Naturnothwendigkeit, — der wir uns nicht entziehen können noch dürfen, und deren Verletzung uns zu unnatürlichen elenden Geschöpfen machen würde. Der hohe Werth, den wir selbst auf die Urtheile der Weiber über uns legen, die Ausdrücke weiblicher

---

*) S. Sulzers allgemeine Theorie der schönen Künste. Artik. Liebe.

Schönheit und Grazie, der alles bezaubernde Geist weiblicher Liebe und Sanftheit, die Herzensgüte, die naive Fröhlichkeit, der weiche und zärtliche Sinn, die aufheiternde Zusprache, die unnachahmliche Manier des Nachgebens, die liebenswürdigen kleinen Schwächen selbst, die den Weibern eigen sind, können als eben so viel Faden betrachtet werden, die uns zu ihnen hinziehen, und uns mit ihnen verbinden. Wir können und dürfen nicht ohne sie leben, wenn wir glücklich leben wollen. Wir würden offenbar die Bande der Natur zerreiſsen, wenn wir uns von ihnen absondern wollten.

Ich sagte vorher, daſs uns die Verletzung dieses Naturgesetzes zu unnatürlichen und elenden Geschöpfen machen würde. Das menschliche Leben zeigt uns diese Wahrheit auf die anschaulichste Art in dem Bilde und an dem Beyspiele der sogenannten Weiberhasser, — und einer groſsen Anzahl der Hagestolzen. Es sind gemeiniglich verschrobene, engbrüstige, lächerliche und unausstehliche Menschen, die fast überall einen blinden, unbeugsamen Willen, eine elende, vernunftlose Rechthaberey, eine kalte Steifigkeit und eine wunderliche Pedanterie in allen ihren Planen und Handlungen zeigen, und selbst zur Freundschaft gegen ihr eigenes Geschlecht nicht immer geschickt sind. Die Schöpfung hat auſser dem engen Kreise ihrer kleinlichen, zum Theil kindischen Beschäftigungen, auſser der Gesellschaft ihrer Hunde, ihrer Pferde, ihrer Stubenvögel, ihrer Aurikeln, wenige Reize für sie, weil sie mit der Schöpfung selbst durch das schönste ihrer Werke, durch kein Weib, durch keine Liebe zusammenhängen, und eben darum ein groſser Theil ihrer Seele und ein groſser Raum ihres Lebens leer und dunkel seyn muſs. Alle jene edlern Gefühle und Seligkeiten, die allein durch das häusliche Glück hervorgebracht werden können, bleiben unangebauet und ungenossen in ihnen liegen. Sie sind bey allen Talenten für die Welt nichts, als — Halbmenschen. Ihre Kälte scheucht die Menschheit von ihnen zurück, — so wie diese Kälte selbst wiederum nichts anders, als die Frucht eines schwarzen Miſstrauens gegen Andere und gegen sich selbst zu seyn pflegt. Sie können groſse und liebenswürdige Handlungen, aber gewiſs nie mit dem innigen begeisternden Frohsinne deſsjenigen begehen, der dabey auf den Dank und den Händedruck einer edeln Gattinn, einer glücklichen Familie und der Liebe überhaupt rechnen darf und rechnen kann. Was bey dem glücklichen Hausvater aus freyem Willen und hohen Ergusse des Herzens geschah, wird der Weiberfeind meistentheils nur aus Herrendienst thun, oder ein steifes auch wohl lächerliches Point d'honneur zum Motiv seiner Handlungen machen, wo jener durch die edlern und sanftern Anregungen der Menschenliebe geleitet und gestimmt wurde. Es fehlt dem Misogyn ein unendlicher Schatz, weil er keine Kinder besitzt, und keine Kinder liebt. Man könnte sagen, daſs der Fluch der Natur auf diesen Menschen ruhet, weil sie die Natur in einem ihrer liebenswürdigsten Wesen verachten, und in sich selbst ihre freundlichste Stimme muthwillig erstickt haben. Doch dieſsmahl genug hiervon.

Wenn es wahr ist, daſs wir uns in dem Umgange mit Weibern wohl befinden, daſs die Stunden, die wir diesem Umgange schenken, oft die seligsten unseres Lebens sind; so wollen wir dieſs zu einem Hauptvortheile jenes Umgangs selbst rechnen. Die Weiber wissen uns auf eine Art zu unterhalten, die uns in tausend Fällen der angenehmste Umgang mit Männern selbst nicht gewähren kann. Ihr leichter und gefälliger Ton des Gesprächs und der Erzählung, ihre frohe und scherzende Laune, ihre feine und zärtliche Behandlung unserer Gefühle und Eigenheiten verbannen den Unmuth des Lebens aus unserm Herzen, und wirken auf unsere Aufheiterung sehr oft viel leichter und schneller, als es die gesammte Philosophie mit allen ihren trockenen Maximen thun kann. Der Trost und Zuspruch der Weiber ist nicht so gesucht, nicht so gelehrt, nicht so bündig, als es die Heilmittel der Stoa sind; aber er trägt etwas unaussprechlich Anziehendes und Hinreiſsendes an sich, weil er durch den hohen und schönen Ausdruck des weiblichen Mitgefühls selbst verschönert, und unserm Herzen eben dadurch zugleich liebenswürdig gemacht wird. Im Glück und Unglück können wir keine bessern Ärzte unserer Leiden, als die Weiber finden. In allen übrigen Lebensverhältnissen des Mannes sind sie nur für ihn und zu seiner Erhohlung da. Unsere Stunden, unsere

Jahre eilen wie Augenblicke in ihrem aufheiternden Umgange dahin. Wir ergötzen uns an ihrer naiven Plauderey, wenn wir auch keine Nahrung für den Geist daraus schöpfen können. Die lebhafte Darstellungsgabe der Weiber kann ein — Nichts, — eine unbemerkbare Kleinigkeit zu einer stundenlangen Unterhaltung für uns aufstellen, — wir lassen uns gern an dem Faden jener liebenswürdigen Schwatzhaftigkeit mit fortziehen, weil wir die gute Absicht dabey, — uns zu zerstreuen, — nicht verkennen dürfen. Die Frauen sind unermüdet beschäftigt, uns bey guter Laune zu erhalten. Das freundliche Auge des Mannes ist ihre Sonne, deren Licht und Wärme sie keinen Augenblick entbehren mögen. Ihr Himmel auf Erden ist unsere Zufriedenheit mit ihnen. Daher ihr zärtliches Zuvorkommen, das leise Vorausahnden unsrer Wünsche, ihre stille, aber nie unwirksame Art, sich an uns anzuschlieſsen, daher die vielfachen Opfer, die sie unsern Launen und Eigenheiten bringen, ihre holdselige Gabe, uns mit unerwarteten Freuden zu überraschen, und kleine Versehen durch einen hundertfachen Ersatz weiblicher Zärtlichkeit wieder gut zu machen, daher endlich das ganze feine Gewebe ihrer Behandlung und ihrer Liebe, um uns da wieder muthig und froh zu machen, wenn uns die Männerwelt verstimmt, — und mit dem Schicksale selbst unzufrieden gemacht hatte. Ihr seelenvoller Blick des herzlichen weiblichen Gutmeinens entschädigt uns gegen den Stolz und die Kälte unsrer Nebenmenschen, — ihr zärtlicher Händedruck bringt uns zu uns selbst zurück, wenn wir in unserm Freunde einen Heuchler und einen — Bösewicht umarmt hatten, und schnöder Undank der Lohn unsrer Jahrelangen redlichen Thätigkeit war. In ihrem Umgange gewinnt der männliche Ehrgeiz und der männliche Verstand eine bequemere und liebenswürdigere Gestalt, und unser Gefühl für das Edle und Schöne mehr Einklang und Fülle, mehr Wärme und mehr Interesse. Wenn alle Männerherzen für uns verschlossen werden könnten; so werden uns doch die Herzen der Weiber noch offen stehen. Der Unglücklichste selbst darf nicht verzagen, so lange noch sein Schicksal das weibliche Auge mit Thränen der Wehmuth füllt.

Der Umgang mit Männern führt zwar auch seine unverkennbaren Freuden und Vortheile für Geist und Herz bey sich, er spornt uns zu manchen groſsen Handlungen an, und veredelt nicht selten unsere Gefühle in einem sehr hohen Grade; aber seine Einwirkungen thun unserm Herzen selten so wohl, als der reizende Umgang mit vernünftigen Weibern. Das ernste Wohlwollen, welches wir gegen den Mann empfinden, verwandelt sich gegen jene in eine sanfte und herzliche Zuneigung und in eine Art Freundschaft, die von einem Beygemisch zärtlicher Liebe geleitet wird, wenn wir dieſs auch nicht immer zu bemerken scheinen. Der Unterschied der Geschlechter legt in diesen Umgang etwas Anlockendes und Behagliches hinein, welches zwar von einer subtilen und versteckten Sinnlichkeit bestimmt wird, aber doch zugleich die Form und den Ausdruck von etwas Geistigen und von aller Sinnlichkeit Entfernten annimt, so lange wir es nicht genauer zergliedern. Wir fühlen es sehr lebhaft, daſs uns etwas mangelt, wenn wir eine Zeitlang ohne allen weiblichen Umgang leben müssen, wir suchen ihn wieder ängstlich auf, wenn wir ihn, durch unsere Launen oder andere Umstände verführt, einige Zeit abgerissen und aufgegeben hatten. Ohne ihn scheint das menschliche Leben etwas Zweckloses zu werden, und es ist ohne ihn nur ein halbes Leben, weil wir von Männern nie den Grad der Zuneigung erwarten können, den uns die Weiber schenken. Sie geben sich mehr Mühe, unser Herz zu beseligen und zu beglücken, als jene, und thun es auch auf eine ganz andere und bessere Art. Sie erheben unsere Eigenliebe und unser Selbstgefühl dadurch, daſs sie es mit dem ihrigen in eine für uns höchst wohlthätige Verbindung zu bringen wissen. Die Freundschaft der Männer fordert äuſsere Vortheile und Dienstleistungen, die Freundschaft der Weiber ist unendlich oft schon mit dem Besitz unserer Herzen zufrieden. Sie wird dadurch zwar so eigennützig, als jene, aber sie scheint es — weniger zu seyn, und gewinnt eben dadurch so viel an Liebenswürdigkeit und innerer Gröſse.

Daſs die Weiber mittelbar und unmittelbar an der Veredlung unsrer Herzen arbeiten, ist eben so wahr und ein neuer sehr groſser Vortheil, den wir aus ihrem Umgange schöpfen können, wenn wir ihn nicht zu ganz andern Dingen miſsbrauchen wollen. Ein gutes Weib besitzt eine allmächtige Kraft über unsern Charakter, sobald sie diese Kraft gebrauchen will, und es ihr dabey nicht an Bildung des Verstandes fehlt. Die allerrohesten Männer sind durch den Umgang mit diesen Weibern schon oft zu den feinsten und liebenswürdigsten Menschen umgeschaffen worden. Die Tugend des Weibes hat eine magische Kraft, welche die Falten unseres Herzens abglattet, und uns eben dadurch zu sich unwiderstehlich hinzieht. Wir wollen in den Augen derselben etwas gelten, wir wollen uns ihr nähern; aber wir sehen sehr bald ein, daſs dieſs — ohne selbst gut zu seyn, ohne wenigstens gut seyn zu wollen, nicht geschehen kann. Daher kehren wir durch ihren Umgang allein so oft zu der schönen Tugend der Schamhaftigkeit zurück, die sonst so selten in ihrer ganzen Reinheit bey unserm Geschlechte angetroffen wird, daher nehmen wir wenigstens den Schein der Ehrbarkeit in der Gegenwart ehrbarer Frauen an, wenn unser Herz auch unsauber und unkeusch seyn sollte; daher besitzen edle Weiber so oft die anbetende Achtung des Lasterhaften selbst, der sie nicht verführen konnte und endlich, durch die Reinheit ihrer Tugend beschämt, selbst gern so bieder und gut, wie sie, seyn möchte. Die weibliche Würde, ihr engelreiner Ausdruck der Unschuld und ihr hohes Selbstgefühl verträgt sich mit dem leisesten Anscheine einer Sittenlosigkeit nicht. Sie bebt vor ihr zurück, wenn sie dieselbe an dem Manne bemerkt, sie würde der alleinige Gesetzgeber der weiblichen Pflicht seyn können, wenn die Liebe ihre Grundpfeiler nicht so oft verwüstete. Indessen wird Zucht und Ehrbarkeit doch immer noch mehr unter den Weibern, als unter den Männern angetroffen. Sie erhalten uns auch dabey, so viel es möglich ist. — Ohne diese Vermittlung würden die Männer schon längst in — Thiere ausgeartet seyn. Man glaube nicht, daſs eine höhere Cultur des Geistes uns davon immer abhalten würde. Die Griechen waren in den schönsten Perioden ihrer Bildung die — **lasterhaftesten**, und es ist auffallend genug, daſs die gröſsten Genies und die lichtvollsten Köpfe fast alle an einer unheilbaren Sinnlichkeit kränkeln. Das Gute, das Ehrbare, das Schamhafte, was die Männer noch an sich tragen, verdanken sie meistentheils den Weibern, und der Kunst, mit welcher sich diese in dem Besitz des Schicklichen zu erhalten wissen. In dieser Hinsicht ist es gut, daſs man dem andern Geschlechte so groſse Rechte und Vorzüge in der Societät eingeräumt hat. Die Welt würde der schönste Wohnsitz der Tugend seyn, wenn die Weiber jene Rechte und Vorzüge nur immer zur Veredlung des Mannes gebrauchen wollten!

Der Umgang der Männer mit Männern ist nicht immer dazu gemacht, ihre Sitten und ihre Tugend rein zu erhalten. Es wird sie vielleicht gar um ihren ganzen innern Gehalt bringen. Tausend und abermahl tausend Männer sind durch Männer gefallen, die an der Seite eines vernünftigen Weibes sehr liebenswürdige Menschen geblieben wären. Die Männer können sich überhaupt in Absicht ihres gegenseitigen Umgangs keine Lobreden halten. Er besteht doch fast überall, unter gesitteten und nicht gesitteten Nationen in einem gewissen wilden und lärmenden Verkehr, das dem Herzen nicht wohlthut, in Spiel- und Trinkgelagen, in rauschenden Belustigungen, und zum Theil in unsaubern und abgeschmackten Spielen des Scherzes. Wir können uns unter einander wenig bilden, weil wir in diesem Umgange uns Dinge erlauben und von Dingen sprechen können, die unser moralisches Gefühl eher vergiften, als erhöhen und verfeinern werden. Bey dem Becher legen die ernsthaftesten Männer ihre steife Miene und ihre gravitätische Sittsamkeit ab, und erscheinen dann selbst unter einem Zirkel junger fröhlicher Leute oft als die unflätigsten Witzlinge. Es fällt uns nicht ein, diesen Ton zu verachten und zurückzuweisen, weil unsere Neigung, uns zu zerstreuen, unbändiger Natur ist, und unsere Schamhaftigkeit weniger feine Saiten, als die weibliche hat. Wir können uns stundenlang mit jenen unreinen Scherzen unterhalten lassen, wir ermüden nicht, sie mehr als einmahl zu hören, wir vergessen es, über die Reinheit unsres Herzens dabey zu wachen. Die Weiber sind in der Beobachtung derselben gröſser, als wir. — Sie verderben ihre Sittsamkeit nicht so leicht durch einen unlautern Witz, sie müssen ihn wenigstens unterdrücken, wenn sie auch einen Hang dazu empfinden sollten, weil sie sonst alle Achtung beyder Geschlechter verlieren würden. Den Männern ist an der Behauptung ihrer Tugend weniger gelegen, wenn sie nur die Welt für brauchbare und thätige Leute hält. Sie wissen es, daſs man ihnen ihre unendlichen Schwächen in dieser Hinsicht vergiebt, — sobald sie nur die Pflichten ihres Berufs nicht vergessen, und daſs man ihnen jene vergeben muſs, weil keiner unter ihnen von gewissen Jugendfehlern ganz frey ist. Der Sinnliche ist gegen den Sinnlichen gemeiniglich sehr tolerant, diese Nachsicht ist nicht immer ein Verbrechen; aber sie wird es oft dadurch, daſs Einer den Andern verführt, wenn dieser die Nachsicht des Erstern voraussehen kann. Es giebt eine gewisse stille Billigung des Lasters, die verführerischer, als das Beyspiel selbst, ist. — Wir scherzen über die Vergehen Anderer, und laden sie dadurch gleichsam zu mehrern Fehlern ein; oder wir wollen sie nicht sehen, damit man uns nicht wieder sieht;

oder wir zeigen in unserm Umgange mit Männern gemeiniglich das ganze Bild unsrer Schwächen vor, damit wir Nachahmer desselben finden, und uns das beobachtende Auge des Sittenrichters nicht allein treffen möge.

So wahr es ist, daſs die bessern Weiber ihres Geschlechts an der Verfeinerung unserer Moralität, und an einer gefälligern und sanftern Stimmung unsrer Leidenschaften arbeiten, so wahr ist es nun aber auch, daſs sie unsern Geist und Verstand bilden helfen, und seine Talente durch ihren belehrenden Umgang erhöhen. Sie bewirken dieſs ohne Gelehrte und Schriftstellerinnen zu seyn, allein schon durch die Klarheit und Güte ihres natürlichen Verstandes. Ihr feiner und geübter Beobachtungsgeist kömt uns unendlich oft in den verwickeltsten Lagen des Schicksals entgegen. Ihre eigenthümliche Lebenspolitik macht auch uns klug, vorsichtig und weise. Wir lernen durch sie mehr, als aus allen Büchern und Vorlesungen, wir lernen durch sie die Menschen studieren und leiten, — und dieſs mag wohl mehr werth seyn, als das gesammte Studium einer galanten Lebensweise, das wir von andern Weibern lernen, und worauf sie in der groſsen Welt ihre nicht sehr — groſse Nutzbarkeit gründen. — Der äuſsere Anstand steht den Talenten des Geistes, die wir uns durch den Umgang mit Weibern erwerben, sehr weit nach, da sich jenen der gröſste Narr und selbst der Dummkopf nach und nach erwerben kann.

Unser Verstand verliert in dem Umgange mit klugen Weibern das Schwerfällige, Drückende und Plumpe, das er durch den eintönigen Verkehr mit den Wissenschaften, oder andern ernsthaften Geschäften angenommen hatte und annehmen muſste. Er wird lenksamer, geschmeidiger, lebhafter und elastischer, wenn er durch den lebhaftern Geist des Weibes, und die Annehmlichkeit desselben gebildet werden konnte. Er wirft unter dem Einflusse des letztern die pedantische Form ab, die allen Köpfen eigen ist, welche den Umgang mit gebildeten Frauen — aus lächerlichen Gründen verachten, wenigstens nicht nutzen. Wir lernen uns durch den Umgang mit Weibern leichter, angenehmer und eindringlicher ausdrücken. Sie treffen bey ihren Darstellungen die Nuancen der Gefühle und Charaktere besser, als wir, und man wird es unsrer Sprache, unsrer Logik des Lebens bald ansehen können, ob wir vielen Commerz mit gebildeten Weibern gehabt haben, oder nicht. Die gröſsten Gelehrten drücken sich gemeiniglich mit einer auffallenden Schwerfälligkeit und Härte des Styls aus, wenn sie nicht durch Weiber gebildet wurden, dahingegen die Weltleute, selbst die, welche nicht studiert haben, fast durchgehends eine flieſsende oft hinreiſsende

Sprache reden, und ihren Vortrag höchst anschaulich zu machen wissen. Endlich giebt uns der Umgang mit Weibern nicht nur einen vermehrten Stoff zu Ideen, sondern macht uns auch selbst zu unserm Vortheile arbeitsamer und thätiger, was wir ohne jenen Umgang nicht seyn würden.

Das andere Geschlecht hat schon tausend gelehrte Werke veranlaſst, und wird noch tausende veranlassen, weil in ihm selbst so viele, und unerschöpfliche Materie zum Nachdenken liegt. Man wird in diesen Untersuchungen nie zu Ende kommen, wenn es auch nicht wahr ist, und nicht wahr seyn kann, daſs man das Weib als ein Räthsel für den menschlichen Verstand betrachten müsse. Unergründlich sind die Weiber wahrlich nicht; aber höchst reichhaltig ist und bleibt das Studium derselben in allen Jahrhunderten. In allen Begebenheiten, Veränderungen und Revolutionen des Lebens stöſst man auf die oft höchst wunderbare Einwirkung der Weiber. Die Geschichte zeigt sie uns in einer unendlichen Menge guter und böser Gestalten. Sie gaben oft ganzen Zeitaltern eine andere unerwartete Richtung, sie mischten sich in die Kriege der Politik und der Religion, sie lenkten durch einen Kuſs, durch einen Liebeshandel, und vielleicht durch noch kleinere Intriguen ganze Monarchien. Sie setzten Könige auf den Thron, und warfen sie wieder herunter, sie lieſsen sich auf wenige Augenblicke beherrschen, um ein halbes Jahrhundert die Ruder der Menschheit zu führen. Sie verbargen unter dem Schleyer der Devotion die Künste der Verführung, der Regierungssucht, der unnatürlichsten Schwächen, und blendeten ganze Nationen durch ein Andachtsbuch. — Ohne sie ist vielleicht nie etwas sehr Merkwürdiges geschehen, wenn man auch nur ihre negative Einwirkung mit in Rechnung bringen will. Selbst in denjenigen Staaten, deren Regenten der schönern Hälfte des Menschengeschlechts nicht sehr gewogen waren, haben die Frauen einen wunderbaren Einfluſs auf die Politik und das innere Getriebe der Regierung gehabt. Es gab kein Mittel, keine Kunst, keine Gewalt, wodurch jener ganz sonderbare Influxus aufgehalten werden konnte. So lange es Weiber giebt, werden sie — regieren,*) wenn es ihnen auch durch die Gesetze und durch die — Todesstrafe verboten wäre. Sie lachen über unsern Despotismus, weil wir ihnen endlich doch wieder zu Füſsen fallen, und weil nach ihrem Urtheile ein — Mann und ein schwaches Geschöpf — Synonima sind. Sie geben sich das Ansehn, als ob sie uns

---

*) Nur eine melancholische Schwärmerinn wird sich so wie Lucinde in Ardinghello über das Schicksal des Weibes ausdrücken können. „Ein Weib, sagt diese sonst liebenswürdige Raisonneuse, ist doch das armseligste Ding auf Erden. Gefesselt auf allen Seiten dürfen wir keinen freyen Schritt thun, wo uns der Geist hinleitet, ohne Schmach und Schande. Nicht über die Straſse können wir gehen, allein und sonder Mama und Base, wenn man uns für wohlgebildet hält, ohne daſs die Lästerzungen auf uns stechen. Natur und Leben, und Sitten und Gebräuche in andern Gegenden zu sehen und zu hören, ist uns gänzlich versagt; wir müssen auf einer Stelle

---

bleiben, wie die Pflanzen, und glauben, was man uns vorlügt, ohne sinnlichen Begriff; Wahn und Traum und Gehorsam unser Eigenthum; kein Tropfen Wahrheit die Seele zu erquicken. Wenn eine schön ist; so legt man ihr überall Schlingen, und derjenige selbst, welchem sie in einer gewitterhaften Stunde gefällig war, verleumdet sie hernach oft am ärgsten, und trit zum schimpfenden Pöbel über, wenn er einen andern vorgezogen glaubt; oder sie wird von unvernünftiger Eifersucht noch fester eingekerkert. Sind wir nicht schön; so erwerben wir keine Liebe mit aller Weisheit und allen Künsten der Musen und der Minerva; und auſserdem heiſst's immer noch: sie ist doch nur ein Weib, und kann und darf nichts recht sehen, wie es ist; Pedanterey und Ziererey ohne Zweck und Nutzen! ein Weib hat weder Stärke, noch Überlegung, für stark hielten; aber sie wollen dadurch nur unsrer Eitelkeit schmeicheln; sie scheinen uns zu fürchten, aber sie kennen die Schwächen dieser Gespenster viel zu sehr, als daſs ihre Furcht bey dem geringsten Grade weiblicher Entschlossenheit wahr seyn könnte. Ihr Auge verliert die Fäden nie, woran wir gezogen, und

etwas Groſses in irgendwo zu erlangen und zu fassen; die Guten und Verständigen haben Mitleiden mit dessen Schwäche, und die Boshaften verspotten es, und suchen es mit ihrem Lobe vollends zur Närrinn zu machen. So geht man mit uns um! Am besten wär es, — nie geboren worden zu seyn; denn, was wir wollen und lieben, dürfen wir doch nicht haben! oder, so bald diese Neigungen in unserm Herzen aufgehen, geschwind! von der Erde weggenommen zu werden. Unser Loos ist Traurigkeit und Leiden und wenig heitere Augenblicke; ein vergnügter sicherer Zustand ist uns nicht beschieden; unser Leben ein schwacher Kahn im stürmischen Meer, oft von Wellen überschlagen. Ardinghello und die glückseligen Inseln. erster Band. S. 199. 200. Lemgo 1794.

worin wir verwickelt werden wollen. Unserm Willen wird Gehorsam geleistet, doch so, daſs der weibliche das Oberdirectorium behält. Unsere Freyheit ist in den meisten Fällen nur ein Traum: aber ich glaube, daſs es für uns auch in den meisten Fällen dieser Art besser ist, zu träumen, als zu wachen. —

Der Umgang mit guten Weibern macht uns zu unserm Vortheile arbeitsamer und thätiger, weil wir uns gern von ihnen geachtet und geehrt sehen, und weil ihnen an uns selbst nichts weniger, als Müſsiggang und Unlust zum Arbeiten gefällt. — Unzählige groſse, für die Menschheit wichtige und heilbringende Handlungen würden ohne den Umgang mit Weibern nie zur Reife gekommen seyn. Ihnen zu gefallen und aus Achtung für sie sah man die Männer unendlich oft groſsmüthig handeln, sich mit ihren Feinden aussöhnen, die mühsamsten Arbeiten und Ämter übernehmen, sich an eine bestimmte Ordnung der Zeit und der Geschäfte binden, sich selbst und ihre liebsten Gewohnheiten verläugnen. Es war nicht nöthig, daſs die Liebe der Schöpfer einer bessern Lebensweise des Mannes wurde. Die Seligkeiten des Umgangs mit ihnen, die Würde ihres Beyfalls kann jene Wirkungen auch ohne einen leidenschaftlichen Zustand unseres Gemüths hervorbringen. Eben dieser Beyfall weckte uns wieder auf, wenn wir bey unsern Pflichten und unsrer nöthigen Lebensklugheit einschlummern wollten. Der freundliche und dankbare Zuwink eines edeln Weibes war uns in tausend Fällen mehr werth, als der Beyfall der ganzen Männerwelt. Die Weiber haben die gröſsten Genies hervorgerufen, und die brauchbarsten Köpfe durch eine ihnen liebreich gebothene Arbeitsamkeit gebildet. Sie lieben uns um so viel mehr, je thätiger wir sind, je muthiger wir unser Tagewerk vollbringen, je mehr Kraft und Ausdauer wir bey unsern Berufsarbeiten zeigen. Ungern sehen sie es, wenn wir auf dem halben Wege unsrer Thätigkeit stehen bleiben. Sie stoſsen uns fort, wenn einzelne Grillen unsre Schritte aufhalten. Sie beleben unser Ehrgefühl, wenn wir ermüden wollen, oder die Unlust zu arbeiten, die frühere Erreichung des bessern Ziels verhindert. Sie werden uns mit Kälte empfangen, wenn ein anderer thätigerer Mann seine Plane leichter und schneller, als wir, durchsetzte. Sie wollen, daſs wir ganz Männer seyn sollen, und dieſs können wir in ihren Augen ohne eine anhaltende nützliche Geschäftigkeit nicht seyn.

Bey allen diesen groſsen und unläugbaren Vortheilen, die wir aus dem Umgange mit verständigen Weibern ziehen, lassen sich doch hingegen die Nachtheile des Umgangs mit der gewöhnlichen, selbst gebildeten, nur nicht — ganz moralisch guten Classe der Frauen kaum berechnen. Es sind durch die Weiber gewifs wenigstens eben so viel Männer verbildet, als gebildet worden. Die heutige Sittenlosigkeit des andern Geschlechts ist zwar unser Werk, weil wir sie — erlauben, aber eben dadurch werden wir selbst nur immer mehr in unsere eigenen Schwächen verwickelt und zu Sclaven des weiblichen Umgangs gemacht. Sobald er in dem Grade ein Bedürfnifs für uns geworden ist, dafs wir ihn selbst zu unserm Schaden suchen; so wird uns nichts mehr aus der verführerischen Hand des Weibes reifsen können, und das minder böse, — das gute Weib selbst wird für uns gefährlich werden, wenn sie nicht ganz gut ist. — Und wo werdet ihr dieses unter dem Monde, und in einem so versinnlichten Zeitalter finden! — Wir können den Weibern nicht widerstehen, sobald sie es nicht ganz ehrlich mit unserer Tugend meinen. *Sie wollen uns nicht ohne alle Mängel haben*, dadurch herrschen sie über uns, dadurch verführen sie uns, dadurch reizen sie entweder unsern Ehrgeiz, oder unsere Sinnlichkeit, dadurch machen sie uns mit sich selbst so oft intriguant, — weibisch, fade und leichtsinnig, — geizig, — und pedantisch, einseitig und geschwätzig im höchsten Grade.

Die Intrigue der Weiber, die sie aus Gewohnheit oft selbst da wählen, wo sie den graden Weg gehen könnten, ist unstreitig eine Folge von der Nothwendigkeit, — sich so oft *verstellen* zu müssen,*) und ihrer Schwäche durch versteckte Händel, und eine versteckte Handelsmanier das Ansehn von Stärke zu geben, von ihrer Meinung, daſs sie nicht so leicht durch Muth und Trotz, als durch List und Um-

---

*) Vielleicht habe ich von der weiblichen Verstellungskunst bisher zu wenig gesagt, ob ihr gleich eine eigene Abhandlung in einer Charakteristik der Weiber gewidmet seyn muſste. Allein es werden in der Folge sonderbare Erscheinungen jenes weiblichen Fehlers aufgedeckt werden. Hier ist vorläufig das Urtheil einer meiner aufgeklärtesten Freundinnen über weibliche Verstellungskunst, das

---

jeder verständige Leser gern unterschreiben wird. — "Ob die Verstellung einen Theil des weiblichen Charakters ausmacht, — will ich nicht gradezu behaupten; allein es ist ausgemacht, daſs das Weib immer mehr Sinn und Kraft zur Täuschung Anderer, als der Mann hat, — und, leider! wird dieser Hang durch unsere Erziehung noch mehr genährt und ausgebildet. Ich wünschte, daſs diesem unermeſslichen Übel bey der Erziehung der Mädchen vorgebeugt würde, daſs man uns eine zu groſse Zurückhaltung nicht zum Gesetze machte, und die Verstellungskunst nicht in eine Klugheitsregel umformte, sondern ihr — Grenzen setzen möchte. Wir müssen und sollen aus Klugheit uns verstellen. Man verlangt von uns, nie ganz offen und freymüthig zu seyn, man zwingt uns, sich in die Denkungsart eines jeden einzustudieren und uns nach allen Charakterformen zu richten und zu schmiegen; aber eben dadurch geht die Moralität so vieler Weiwege siegen, und von der Schadenfreude oft eine ganze Reihe von Begebenheiten an einem verborgenen Faden zu leiten, den bisweilen die scharfsehendsten Menschen selbst nicht bemerken konnten. Nach und nach werden die Männer in alle Künste und

---

ber auf immer verloren. Die meisten Fehler und Untugenden des weiblichen Geschlechts kommen aus dieser Quelle her. Können wir uns nur verstecken, unser Spiel mit Anstand insgeheim treiben, — mit Anstand Andere täuschen; so werden Väter und Mütter sich selten wenig darum bekümmern, — ob wir listig, falsch und betriegerisch handeln. Die unvorsichtigen Eltern! Sie scheinen es nicht zu wissen, daſs sie dadurch unsere eigenen Verführer zur Sittenlosigkeit werden, und im Voraus unsere Falschheit und unsere Betrügereyen im Ehestande genehmigen. — Mich dünkt, „daſs ein Weib, welches sich einen hohen Grad der Verstellungskunst erworben hat, sich zuletzt selbst in Absicht ihrer Neigungen zu täuschen, und den Schein eines bessern Charakters für Wahrheit zu nehmen anfängt, ungeachtet in seinem Hintergrunde nichts, als Sinnlichkeit und Unsittlichkeit verborgen lag.“

Spiele jenes weiblichen Geistes der Intrigue eingeweihet; theils, weil uns die Weiber geflissentlich damit verwickeln, und uns dabey nicht selten als — Mitverschworne gebrauchen; theils, weil wir, um ihnen gefällig zu werden, sehr oft das Bild und den Anstrich ihres eigenen Charakters anzunehmen suchen. Nach und nach finden wir es bequemer, ganz insgeheim, allerley Absichten zu erreichen, die auf einem offenern Wege verschiedene Schwierigkeiten gefunden haben würden. Oft zwingen uns die Weiber sogar, den weniger graden Weg zu gehen, weil ihr Mißtrauen ihn für den sichersten hält, oder, weil es sie belustigt, die Maschine und die Wirkungen einer Intrigue zugleich zu leiten. Nach und nach lernen wir von den Weibern die mancherley Geschicklichkeiten und Manieren, uns zu verstecken, und Andere durch ihre Schwächen zu beherrschen. Auch wenn wir es nicht wollen, nehmen wir durch den Umgang mit Weibern etwas Künstliches, Gesuchtes und Täuschendes an. — Wir müssen den Gebrauch ihrer mancherley Netze studieren, damit wir nicht ganz wehrlos bleiben, weil nicht immer männlicher Muth und männliche Klugheit zureichen wollen, der weiblichen List zu entgehen. Wir dürfen und können ihre Knoten nicht immer auf einmahl zerschneiden. Wir müssen sie lieber aufzulösen suchen. Der Kampf, den wir so oft mit der weiblichen Intrigue zu beginnen haben, muſs selbst wieder eine Intrigue seyn, wenn wir nicht alle Vortheile des Sieges wieder verlieren, oder überhaupt zu irgend einem Siege über die weibliche Klugheit geschickt seyn wollen. — Man wird daher überall finden, daſs diejenigen Männer, welche vielen Umgang mit Weibern hatten, an Schlauheit, Verstellungskunst, Gewandheit des Lebens und Denkens, Vorsichtigkeit im Sprechen, Zurückhaltung und Biegsamkeit, die weniger durch Weiberumgang gebildeten Menschen weit übertrafen.

Daſs der zu häufige und unvorsichtige Umgang mit Weibern schon tausend Männer weibisch, weichlich, fade und bequem gemacht hat, ist eine eben so bekannte Sache. Wir nehmen nach und nach offenbar ihre verzärtelte und verzärtelnde Sitten- und Denkweise an, wenn wir zu viel und zu lebhaft mit ihnen umgehen. Unzählige junge Leute haben durch diesen Umgang ihren bessern Charakter, ihre Gemüthsstärke, ihren hohen Sinn für das wahrhaft Edele und Schöne, ihre Tugend und ihr Glück auf immer verscherzt. Weichlichkeit und weibische Lebensart gehören zu den ärgsten Feinden des selbstständigen Charakters und der Jugend. Man kann uns nicht genug davon zurückhalten, nicht genug davor warnen. Was die Mütter und das Gesinde nicht schon in frühern Jahren verderben, — verwüstet späterhin der unselige Umgang mit faden und sinnlichen Coquetten, und die thörigte Nachahmung, so weichlich, so orientalisch, so unthätig, wie sie, zu leben. Es giebt kein durchdringenderes Gift der Moralität, als dieses. Der Mensch wird dadurch gleichsam aufgerieben. Die Weichlichkeit führt nach und nach alle Arten der Wollust, und diese alle Arten der Erschlaffung herbey. Beyde greifen augenblicklich wie Ursach und Wirkung ineinander, vermindern die Lust zum Arbeiten, schleifen den menschlichen Körper ab, zwingen ihm einen verstimmten Ton des Gefühls und eine physische Bangigkeit auf, führen den Luxus und die gesuchte Üppigkeit in alle Verhältnisse und Stufen unseres Lebens ein, und machen den Mann zu dem elendesten Dinge, was er, als Mann betrachtet, werden kann, — zum schwächsten Weibe. Die mächtigsten Staaten, welche der ganzen Welt Gesetze vorschrieben, gingen unter durch Weichlichkeit und Verzärtelung der Sitten; die glänzendsten und glücklichsten Familien sanken in ein unermeſsliches Elend herab durch Weichlichkeit der Sitten; die vortrefflichsten Köpfe und die liebenswürdigsten Weiber wurden kindisch und klein, wie Kinder, und schwach und närrisch, wie Narren, durch Weichlichkeit der Sitten. Man hat nach diesem Maaſsstabe in allen Jahrhunderten, und zwar mit gröſster Sicherheit das schnellere oder langsamere Sinken der Nationen berechnen können und keine unglückliche Periode der Menschheit ist jemahls ohne den Verfall ihrer Tugend entstanden.

Es giebt einen sonderbaren Contrast zwischen den Wünschen und Denkweisen unzähliger Weiber, die guten selbst nicht ausgenommen. Auf der einen Seite wollen sie uns ganz als Männer und Riesen haben, und auf der andern machen sie uns mit allen weichlichen Künsten der Bequemlichkeit, der Verzärtelung und Sinnlichkeit bekannt. Sie verziehen unser Herz und unsern Körper. Sie meinen es gut; aber sie thun unaufhörliche Miſsgriffe in den bessern Mitteln dieses Gutmeinens, indem sie uns zu *Kindern* umschaffen, da sie uns doch so gern als *Männer* behalten möchten. Sie sind oft ganz allein Schuld, daſs es so viel verweichlichte, bequeme, süſse, unthätige und empfindelnde Köpfe giebt, daſs wir uns in einem sibaritischen Geschmacke zu kleiden angefangen haben, daſs viele Männer so unausstehlich lecker in Absicht der Tafel geworden sind, daſs wir nur immer nach unsern Launen und Bequemlichkeiten arbeiten wollen. Sie zerstören unsere Originalität durch ihre hundertfachen Empfindeleyen und Launen, und erweichen unsere Gefühle zu sehr durch ihren tändelnden, verzärtelnden

Umgang. Sehr viele Weiber haben, — leider! kein anderes Anziehungsmittel, als dieses. Ihr Geist ist zu stumpf und ihr Charakter zu ungebildet, als daſs sie uns durch eine feinere Liebenswürdigkeit fesseln könnten. Allein auch diese Weiber wollen regieren. Sie halten uns daher durch unsre eigene Sinnlichkeit fest, und begraben unsere Freyheit in ihren Armen. Wie unendlich viel Groſses und Herrliches würden die Männer vom Anbeginn ohne diese, von den Weibern gelernte Weichlichkeit, ausgerichtet haben, anstatt, daſs die lichtvollsten, arbeitsamsten und brauchbarsten Köpfe sehr oft im Ehestande, und durch die damit verbundene Bequemlichkeit und Weichlichkeit der Lebensweise schlaff, unbrauchbar und muthlos wurden! Man hat daher schon seit Jahrtausenden den Ehestand nicht gern unter den Soldaten geduldet, weil ihre Weiber unendlich selten den muthigen Frauen der alten Deutschen glichen. Diese munterten selbst ihre Männer zum Kampfe und Siege auf, waren selbst bey den blutigsten Gefechten in der Nähe des Schlachtfeldes, und zählten die Ehrenstufen ihrer Gatten nach der Summe ihrer erlegten Feinde.*) Man sah es ein, daſs der verweichlichte Mann weniger zum Siege, als der vom Weibe weniger abhängige, gemacht sey, daſs vornehmlich eine zu frühe Verheirathung den Muth und Heldengeist schwäche, die Lust zur Arbeit und Thätigkeit vermindere, den Gefahren, wenn sie aufgesucht werden müssen, ausweiche, und die verzärtelte Lebensweise den drückenden Lasten und Härten seines Berufs sehr oft vorziehen werde. Alle groſse Heerführer wünschten daher unverheirathete Soldaten zu haben, wenn es möglich gewesen wäre. Betrachtet man sie bloſs als Eroberer; so war ihr Wunsch gerecht, aber die Menschheit konnte ihnen diesen ehrgeizigen Wunsch nicht gewähren.

---

*) Als der groſse römische Held Marius jenes wichtige Treffen über die kühnen Cimbrer, — wodurch Rom allein gerettet werden konnte, gewonnen hatte, vertheidigten noch die deutschen Weiber mit einer beyspiellosen Tapferkeit ihre Wagenburg. — Aber ihre Entschlossenheit ging noch weiter. Da sie endlich der Übermacht der siegenden römischen Legionen nachgeben muſsten, verlangten sie von ihnen, unter die Vestalischen Jungfrauen aufgenommen zu werden.

Ein zu häufiger, zu emsig gesuchter Umgang mit Weibern hat hundert andere Männer geizig, pedantisch, einseitig und

---

Nach der Ermordung ihrer Männer wollten sie die Tage ihres Lebens in einer tiefen Einsamkeit zubringen. Aber die Römer hörten die Bitte der tapfern deutschen Frauen nicht, — worauf sich die meisten dieser Heldinnen selbst ermordeten. Eine von diesen merkwürdigen Frauen hatte sich an einem Wagen aufgehangen; aber sie hatte nicht ohne ihre zwey kleinen Kinder sterben wollen. Beyde hingen an ihren Füſsen gleichfalls todt und erdrosselt.

geschwätzig gemacht. Von dem erstern und letztern dieser Fehler habe ich schon anderswo geredet, ich werde also nur noch einiges von der Pedanterie zu sagen haben, die wir nach und nach von den Weibern lernen. Sie ist ein unheilbares Übel, weil wir uns von nichts so schwer abziehen lassen, als von der Liebe zu Kleinigkeiten. Die Pedanterie aller Art führt einen ganz eigenthümlichen Kitzel, einen geheimen Stolz, einen unlenksamen Eigenwillen bey sich, der durch die Gewohnheit nach und nach zur andern Natur wird, und sich selbst durch die Geifsel der Satyre nicht bändigen läfst. Wir suchen gleichsam ein Verdienst darin, klein und einseitig zu handeln, und empfinden das Lächerliche dieser Einseitigkeit nicht, weil wir uns dadurch vor Andern auszuzeichnen glauben, und weil wir den Werth der Dinge allein nach unsern kleinlichen Egoismus bestimmen und beurtheilen. Die

Weiber machen uns durch eine, ihnen eigenthümliche, Pedanterie, wodurch sie aber lange nicht so sehr, als wir, entstellt werden, zu Pedanten im Ausdruck, in der Kleidung, in Miene und Geberde, in der Methode unsers Umgangs, in unsrer Kinderzucht, in unsern Leiden und Freuden, in unsern Tugenden und Lastern, in unsern Sitten und unserer Religion. Die lächerliche, ängstliche und närrische Affectation so vieler guten Köpfe ist gemeiniglich das Werk der Weiber, und jenes gezierten und mechanischen Umgangs mit ihnen. Es bleibt endlich oft nichts Natürliches mehr an uns, wenn wir gleich noch ganz der Natur getreu zu seyn glauben. Wir erkünsteln alles, wir erkünsteln und verkünsteln die Natur selbst, und hängen ihr Zierrathen um, deren ängstliches Aufsuchen es nur zu sehr beweist, daſs wir für das wahre Groſse, Edele und Schöne kein reines Gefühl, und keinen Geschmack haben. Aus einer zu weit getriebenen Gefälligkeit gegen das schöne Geschlecht, und aus einer zu geflissentlichen Nachahmung desselben werden wir Gecken und Thoren. Aus Gefälligkeit gegen dasselbe geben wir oft unsrer ganzen Lebensart den Anstrich eines künstlichen Schauspiels; suchen eine Ehre in romanhafter Liebe und Schwärmerey, empfindeln da, wo wir urtheilen sollten; sind da witzig und verschlagen, wo wir den graden Weg gehen muſsten. Aus Gefälligkeit gegen die Weiber werden wir Weiber, sehen alles nur durch die Brille, die sie uns gereicht haben, und glauben nur dadurch richtig sehen zu können. Der fade, kriechende und jämmerliche Ton der Galanterie, die studirte und ängstliche Beobachtung eines eben so steifen, als lächerlichen Ceremoniels, die zum Theil höchst närrischen Localgesetze des Umganges, denen sich der Weise so gut, wie der Narr, unterwerfen muſs, das geschäftige Nichtsthun so vieler Männer, das unermüdete Laufen und Rennen nach seelenlosen Gesellschaften, das langgedehnte Geschwätz über die elendesten Gassenneuigkeiten — sind, wenn ich nicht irre, alles Früchte jener Einseitigkeit und Pedanterie, die gleich einer Pest von dem andern Geschlecht zu uns herüber gekommen ist. Alles wird nach und nach bloſser Ausschmuck, viel Schellenklang und Getöse, und nichts Reelles dahinter! Alles Anstrich und Farbe, ohne daſs wir die Farben einmahl gehörig aufzutragen wissen. — Geistesleerheit, Oberfläche und Einseitigkeit allenthalben, die sich durch kein geschmücktes Wichtigthun, durch keine angenommene Amtsmiene, durch keine Affectation von Vielwisserey, durch keine ausgekramte Belesenheit vor den Augen des hellern Kopfs verbergen läſst! Der Kleinigkeitsgeist scheint in der Societät überall hindurch. Eine unselige Pedanterie ist Schuld daran, daſs sich die Männer zu Weibern und die Weiber zu Männern umzuschaffen anfangen. Durch diese, — wenn ich mich so ausdrücken darf, Geschlechtsumwälzung ist die Welt weder von der einen noch von der andern Seite nicht mehr das, was sie seyn soll.

Dem Geiste der heutigen Geselligkeit und des neumodigen langweiligen Umganges muſs es vornehmlich zugeschrieben werden, daſs die faden Menschen und die faden Zeitvertreibe immer mehr zunehmen, daſs die ungesuchte und schuldlose Fröhlichkeit des Umganges, wobey der Geist nicht leer ausgehen darf, dem erbärmlichsten Visiten- und Assembleentone fast überall weichen muſs, und daſs man jetzt so oft nüchtern und unlustig in Gesellschaften geht, und sie eben so wieder verläſst. Dieser klägliche Geist der Geselligkeit ist nicht dazu gemacht, den Charakter des Menschen zu veredeln, unsere Sitten zu bilden, unsern

Geschmack zu verfeinern, und unsere Menschenliebe zu erhöhen. Es ist ein Geist der Langenweile, der Geschwätzigkeit, der Spielsucht, der Verschwendung und der Sinnlichkeit, also ein sehr böser Geist, von dem sich die Menschheit gewiſs mehr Böses, als Gutes zu versprechen hat. Wir wollen die Schöpfer dieses Geistes etwas näher ins Auge fassen.

Unendlich viele Menschen wissen gar nicht, wie sie sich ohne Visiten und Coterien beschäftigen, und wie sie den unermeſslichen, vor ihnen liegenden Raum der Zeit ausfüllen sollen. Sie erwachen mit Unlust und übler Laune, weil sie für den heutigen Tag noch keine Einladung, keine Spielpartie, keinen Spaziergang, keine Kaffee und Lästerstunde ausfindig machen konnten. Sie zählen mit Angst die Augenblicke ihres Lebens, weil sie das Angenehme der Abwechselung nicht kennen, oder sie in jämmerlichen Kleinigkeiten suchen, oder ihr auch zu sehr nachjagen, oder auch von der Langenweile überall verfolgt werden. Das Besuchen der Gesellschaften selbst kann sie nicht von diesem Übel heilen. Sie bringen die übele Laune dahin, und nehmen sie wieder von da zurück. Sie wollen die Gesellschaft vielleicht unterhalten, und nöthigen sie zum Gähnen. Man hört in ihrem Zirkel zu denken und zu leben auf. Sie spinnen uns in ihre langgedehnten Erzählungen ein, oder springen augenblicklich von einer Anecdote zur andern über, oder spielen in der Societät eine stumme Rolle. Alle gesellige Zirkel sind voll von solchen geistesleeren Schwätzern und Schwätzerinnen oder von solchen stummen Horchern, die stundenlang die Geschwätzigkeit jener in sich hineingieſsen lassen. Die Langeweile ist und bleibt ewig in ihrer Nähe. Sie verhunzen überall den bessern und geistigern

Ton der Unterhaltung. Hier sind ihre Gemählde.

Die weitschweifigen Erzähler scheinen ihren Conversationston ganz den alten Frauen abgeborgt zu haben. Es ist diesen wäſsrigen Schwätzern unmöglich, sich kurz zu fassen.*) Ihr werdet in ihrer Gesellschaft Geduld lernen müssen, wenn ihr sie sonst nirgends lernen wolltet. Was sie in ein paar Minuten absprechen konnten, dehnen sie in ganze Stunden aus. Ihr könnt erwarten, daſs sie auch den kleinsten Umstand der Erzählung nicht vergessen werden, der mancherley Episoden nicht zu gedenken, die sie links und rechts in ihr Gewäsch hineinzuweben pflegen. Um euch festzuhalten, vermischen sie ihren seichten Vortrag bisweilen mit Fragen, ob man sie gehörig verstanden habe, ob ihre Darstellung anschaulich genug gewesen sey, oder nicht, ob man lieber diesen oder jenen Umstand der Erzählung noch einmahl hören wolle? Sie wollen par force interessant seyn, anstatt, daſs sie uns bis zum Eckel ermüden, und uns ihre Gesellschaft zu einem Vorschmacke der Hölle machen. Ahnden sie diese eure Ermüdung voraus, fürchten sie, daſs ihr euch auf eine gute Manier von ihnen loswinden dürftet; so bereiten sie sich vor, und verwickeln die Erzählung geflissentlich so sehr, daſs ihr nicht gut davon abspringen könnet, ohne den Anstand zu beleidigen. Einige halten euch, so lange sie schwatzen, bey dem Knopfe eures Kleides fest, Andere treiben euch in einen Winkel des Zimmers und belagern darin eure Geduld. Ihr wagt es und bringt das Gespräch auf einen Gegenstand, der nach eurer Meinung dem

---

*) Der berühmte griechische Sittenmahler Theophrast sagt: "Der Schwätzer bekennt es offenherzig selbst, daſs er nicht schweigen kann, und daſs sich seine Zunge im Munde, wie ein Fisch im — Wasser, bewegen müsse."

Schwätzer wenig Stoff zum Reden giebt, und bey welcher Gelegenheit ihr seinen Händen glücklich zu entwischen hofft; allein vergebens! Der Schwätzer von Profession ist in allen Fächern bewandert. Ich lenkte einstmahls, von einem solchen Schwätzer belagert, das Gespräch auf die höhere Chymie, von der ich selbst nichts verstehe, um gelegentlich seiner loszuwerden; aber hatte er noch nicht geschwatzt, so ergoſs er sich nun vollends, zu meinem gröſsten Schrecken, in einem weitschweifigen Gerede über den chymischen Proceſs, von dem er so wenig, wie ich, verstand.*) Es ist eine Wollust für ihn, sich selbst sprechen zu hören, und sich selbst in dem Gewebe seines langgedehnten Witzes und seiner lauten Beredsamkeit zu bewundern. Diese geschwätzigen Erzähler, welche meistentheils sehr fade und stumpfe Köpfe sind, aber dennoch in allen Gesellschaften ihr Publicum finden, werden alsdann noch widerlicher, wenn sie in dem Tone der Zudringlichkeit, des Egoismus und der Rechthaberey plaudern, und von uns mit Gewalt Beyfall er-

---

*) Der berühmte Sorbiere schildert in der Person des Marquis d'Aygremont eine andere Art geselliger Schwätzer, die zwar etwas geistreicher, als die vorhergehenden, aber dennoch eben so unleidlich und langweilig, als diese, sind. "Aygremont, sagt er, (Sorberiana S. 154. à Paris 1694.) avoit sans doute beaucoup d'esprit, beaucoup de lecture et une longue pratique de la cour;

---

mais il n'avoit que de cet esprit qui se fait remarquer par les mauvaises conséquences, et par lessinistres jugemens, qu'il n'est pas mal aisé de faire sur toutes choses à qui a un peu de sens commun et d'experience des affaires du monde. Il reussissoit en brocards, en sarcasmes et en impuretés, à quoi il raportoit toutes ses lectures, et tout ce qu'il avoit remarqué dans un âge de soixante-quinze ans. Il me paroissoit d'esprit pedant, avare et luxurieux. Je remarquois sa pedanterie en ce qu'il parloit beaucoup sans ordre et elegance; mais avec recherche continuelle d'équivoques, d'allusions et de traits mordans.

zwingen wollen. Jene Plauderer, die aus einer bloſsen unabsichtlichen Redseligkeit schwatzen, kann man noch hingehen lassen. Es sind alte Weiber, die ohne Geschwätzigkeit überhaupt nicht leben können, die sich bloſs die Zeit vertreiben wollen, und gleichgültig dabey bleiben, ob man ihre Waschhaftigkeit anhören will oder nicht. Aber die leztere Classe egoistischer und dictatorischer Plauderer, die überdieſs nicht selten nur von ihrem lieben

Il s'empressoit de dire tout ce qu'il sçavoit d'une matiere, et sur tout des termes de doctrine: puis il passoit à d'autres sujets, et affectoit de montrer une grande polymathie. Ceux qui sçavoient à fond les choses voioient bien qu'il ne faisoit que les effleurer, et qu'il commettoit force bevües; mais cela ne paroissoit pas aux autres, et le credit qu'il s'etoit acquis parmi les gens de cour, en debitant ses denrées avec une forte assertion accompagnée de quantité de blasphemes, autorisoit auprès d'eux sa pedanterie, sa luxure paroissoit dans les termes sales et debordez qu'il avoit continuellement dans la bouche."

Ich reden, sollte man durch die Policeygesetze aus den bessern geselligen Zirkeln verbannen lassen, — wenn sich die Schwatzhaftigkeit überhaupt Gesetzen unterwerfen lieſse. Trublet erzählt im ersten Theile seiner Versuche über verschiedene Gegenstände der Sittenlehre eine possirliche Anecdote von einem solchen selbstsüchtigen Schwätzer, der lange Gespräche über und von sich selbst zu halten pflegte; aber sie immer mit den Worten anfing: — “ich rede niemahls von mir; das ist mein Fehler nicht!”

Thoren dieser Art affectiren gemeiniglich eine gewisse Reife und Fülle des Verstandes, durch welches aber das Schiefe und Halbgedachte überall hindurchschimmert. Sie pfuschen in alle Fächer der Litteratur hinein, und prunken mit einer unverdaueten Lectüre und den Titeln ihrer angekauften Bücher. Sie wissen alles besser, als ihr, sie widersprechen euch, so oft sie können, sie ermüden und quälen euch mit seichten Recensionen gelesener Brochüren. Ein anderesmahl beschreiben sie euch stundenlang ihre vertraulichen Verbindungen mit hohen Häuptern, ihre jugendlichen Liebeshändel, und die Art und Weise, wie sie unschuldige Mädchen verführt, und rechtschaffene Männer gekrönt haben, wie sie ihre Diät, ihre Zeit eintheilen, ihre Krankheiten heilen, ihre Kinder erziehen, ihre Weiber in Ordnung halten, u. s. w. Sie belachen ihren Witz immer am ersten, ob er gleich erborgt ist. Sie geben sich die Miene und das Ansehn, als ob alles das, was sie sagen, jetzt zuerst gesagt würde. Ihr gebt ihnen zu verstehn, daſs dieſs alles schon längst bekannte und abgedroschene Sachen sind; sie hören euch nicht, oder geben dem Vorfalle und der Erzählung ein anderes Kleid, um nicht in ihrer Suade aufgehalten zu werden, oder sie werden übellaunig, daſs sie euch nicht unterhalten können, und halten euch für Leute ohne Erziehung und Geschmack. Männer und Weiber dieser Art bestimmen überall den Geist unsrer Gesellschaften und unseres Umgangs.

Die Anzahl derjenigen Schwätzer und Schwätzerinnen, die augenblicklich von einem Gegenstande auf den andern springen, sich immer mit einem Magazin von Anecdoten gleichsam herumschleppen, und die Affen der Societät genennt werden könnten, ist nicht geringer, als die, der langweiligen Erzähler. Jene reden oft alle auf einmahl und zu gleicher Zeit, ohne zu hören, was der andere sagt.*) Aber auch sie verbreiten überall Langeweile, und einen elenden Geist der Societät um sich her. Man wird ihres hin- und herspringenden Geredes, ihrer Gaukeley, ihres seichten Witzes sehr bald überdrüſsig, weil selten ein Körnchen Salz darin liegt, und sie uns durch ihre zu laute, zu gesuchte und zu dienstfertige Redseligkeit, oder durch das ewige Repetiren längst bekannter Anecdoten ermüden. Auch sie wollen die Lustigmacher und Bildner der Societät seyn, und haben nicht selten eine groſse Meinung von den bessern Tone der Geselligkeit, wel-

---

*) Der obengenannte Trublet wirft diesen lächerlichen Fehler seinen Landsleuten, den Franzosen, vor; vertheidigt sie aber doch in Hinsicht der weniger geschwätzigen Britten auf eine naive Art: "Es ist wahr, sagt er, — die Franzosen machen in ihren Gesprächen ein groſses Gelärm. Hingegen sollte man von dem Stillschweigen mancher geselligen Zirkel der Engländer urthei-

---

len, daſs sie — in ihren Gedanken gestöhrt zu werden befürchten. Die Franzosen verstehen einander bey ihrem Geschrey nicht; die Engländer sagen kein' — Wort. Beydes kommt also auf eins hinaus." Wie kann der sonst so fein raisonnirende Trublet eine Zeile weiter hin das unleidlichste unter allen unleidlichen Dingen, — den Plauderer, ein liebes Kind der Natur nennen und diese Menschen beneiden, ungeachtet sie ihm, wie er selbst sagt, bis in den Tod verdrieſslich gewesen sind!

chen sie eingeführt zu haben glauben. Sie persiffliren Andere, welche nicht gleiche Gaben der Tändeley, der witzigen Laune, und eines mit Anecdoten und unreinen Witzeleyen angefüllten Gedächtnisses haben. Sie wirken in der That mehr, als Andere, auf den Geist der Societät, da sie nicht selten die vornehmsten Lieblinge der Weiber sind, und da durch diese die Art und Weise unsrer geselligen Zirkel vornehmlich bestimmt wird. Sie tragen den Weibern Neuigkeiten und lustige Histörchen zu, erfinden selbst dergleichen, wenn der historische Stoff wirklicher Begebenheiten erschöpft war, und passen sich ganz zu dem Geiste der weiblichen Neugierde, weil sie ihm augenblicklich etwas zu — spielen geben, und für ihn gleichsam ein Gegengift gegen die langweiligen Erzähler sind, welche die Weiber nicht immer lieben. — Es giebt tausend lebhafte Frauen, die sich dergleichen Hofnarren halten, und nicht selten mit ihnen in einem nähern Herzensverein stehen, als es die Welt glaubt. — Es ist ein kläglicher Anblick, wie Leute dieser Art sich oft in Gesellschaften einander beneiden, und gegen einander entrüstet werden, wenn der Eine heute mehr, als der Andere, die faden Lacher auf seiner Seite, der Eine mehr, als der Andere sein Vademecum studiërt hatte; — wie sie mit einander in seichten Einfällen wetteifern, sich einander schrauben, sich einander zu überwinden suchen, und nach dem Steigen und Fallen ihrer Siege, eine bald niedergeschlagene, bald triumphirende Miene annehmen. Es giebt Weiber und Mädchen, die an diesen niedrigen Fehlern kränkeln, — ohne es zu bemerken, daſs sie das kleine Vergnügen, sich an ihrem Witze zu belustigen, durch eine unbestechbare Verachtung klügerer Leute erkaufen, und — weder geliebt, noch bewundert werden. Ihr beiſsender

Ton kann nur auf Augenblicke gefallen, er ist gesucht, und oft herbeygequält, oft erborgt, oft übel angebracht und ungeschickt, die Fröhlichkeit der Gesellschaft zu erwecken, da er nur bewundert seyn will. — Er ist vornehmlich alten Jungfern eigen, die sich dadurch für die Fehlschlagung ihrer Wünsche gleichsam an der ganzen Welt reiben, und durch ihren Witz über den Gaist der Societät herrschen wollen, da sie über kein Herz herrschen können. — Ihre Saillie, wie man diesen Paroxismus in der groſsen Welt nennt, ist kein freundliches Kind der Natur. Sie ist boshaft, medisant, und nagt wie ein Gift an dem Verdienste und an der Würde anderer Frauen. Sie stöſst uns von dem Herzen der Schwätzerinn gewaltsam zurück, wenn diese auch andere liebenswürdige Eigenschaften haben sollte.

Kommen mehrere dergleichen geschwätzige Mäoner und Frauenzimmer in einer Gesellschaft zusammen, so lebt der ernstere Mann darin gemeiniglich wie in der tiefsten Einöde. Das ewige Haschen nach Witzeleyen, das ununterbrochene Gaukelspiel der Gedanken hält jedes andere vernünftigere Gespräch zurück. Der Ehemann zieht gegen die Ehefrau, und diese gegen ihn, Brüder gegen Brüder, Schwestern gegen Schwestern, Anverwandte gegen Anverwandte mit den Pfeilen ihres Witzes zu Felde. Man sitzt unter Possenreiſsern links und rechts, — man wird gezwungen, mit zu lachen, wenn man auch diesen Ton selbst für den allerabgeschmacktesten der Societät hält. Er ist gemeiniglich eine plumpe Wortspielerey, oder eine Satyre gegen die Person, die Kleidung und Lebensart des Andern. Er herrscht in den vornehmsten Häusern während der Mahlzeit. Aber keiner befindet sich übler dabey, als der zum Lachen geneigte Gourmand, weil er dadurch in der Wollust des Genusses augenblicklich gestört und wenigstens um einige Schüsseln betrogen wird. — "Haltet das Maul!" sagte einst der in eine Austerpastete vergrabene Bonbon zu seinen witzelnden Tischgenossen, bis ich satt bin!" —

Ich komme zuletzt noch zu denjenigen langweiligen Gesellschaftern und Gesellschafterinnen, welche sich in unsern Societätszirkeln ganz still verhalten und nicht mitsprechen wollen, oder, vermöge eines angebornen Phlegmas, nicht mitsprechen können, oder durch eine monotone Langsamkeit der Sprache uns bis zum Eckel ermüden. Sie sind die stummen Personen in der groſsen Comödie des menschlichen Lebens und die ungeselligsten Gesellschafter von der Welt, ob sie sich gleich in allen geselligen Zirkeln vordrängen, und überall eine unersättliche Gierde zu Neuigkeiten aller Art mit sich herumtragen. Sie wollen unaufhörlich unterhalten seyn, ob sie gleich selbst zur Unterhaltung nichts beytragen. Ihre Zunge ist wie gelähmt, oder sie reden vom Wetter, von Vettern und Tanten, vom Gesinde, von ihren Medicingläsern, von Schwangerschaften, Hochzeiten und Kindtaufen. Ihr pflegmatischer Ernst, ihr eintöniges Gerede und ihre eintönigen Begriffe halten die schuldlose Fröhlichkeit und Herzlichkeit der Gesellschaft in ihren Ergieſsungen auf, oder treiben sie durch eine affectirte Feierlichkeit augenblicklich in ihre zu engen Grenzen zurück. Sie sind sehr lästige Censoren des Umgangs, wenn man ihnen Respect erzeigen muſs, weil alsdann der ganze Ton der Geselligkeit nach ihrer schwerfälligen Denkart abgemessen wird, und die erlaubte Munterkeit des Witzes in ihrer Nähe selbst nicht laut werden darf. Sie verlangen überall, selbst im Ausdruck der Freude und des Scherzes eine Art von Subordination, selbst von denen, welche sie ihnen nicht schuldig sind. Ihre Majestät wird leicht beleidigt. So langsam, wie die Schläge ihres Bluts und ihre Gedanken einander folgen, soll auch gesprochen, gelacht, gescherzt, getanzt werden. Die ganze Societät soll sich um sie, wie um einen Mittelpunct bewegen. Sie wollen sich nur immer etwas vorerzählen lassen, und sind daher oft zu gleicher Zeit die unleidlichsten Frager. Eine Frage jagt die andere, — wenn die Maschine des Gesprächs zu stocken anfängt, so erbärmlich klein euch auch die Gegenstände dieser Fragen selbst vorkommen mag. Ihr werdet zum Reden gezwungen, und wenn ihr auch Unwahrheiten erfinden mufstet, um nur den Heifshunger dieser Leute zu befriedigen. Sie pumpen den letzten Rest eines Geheimnisses, einer Anecdote, einer Familienhistorie aus euch heraus. Ihr Ohr verschluckt wie ein ungeheuer grofser Schwamm Alles, was neu und nicht neu ist, wenn nur gespielt und geschwatzt wird, ohne daſs sie selbst viel reden dürfen. — Doch ich habe meine Leser schon zu lange mit diesen langweiligen Menschen unterhalten, ohne daran zu denken, daſs ich dabey vielleicht selbst langweilig geworden bin.

Wird in unsern, zum Theil so seelenlosen, langweiligen und höchst einseitigen Gesellschaften nicht geschwatzt und gelästert, so wird ein anderes nothwendiges Übel des Zeitvertreibes hervorgesucht, es wird — gespielt. So will es nun einmahl der schlaffe Geist unseres Zeitalters, und so wird er es immer wollen, so lange wir unsere Gesellschaften und unsern Gesellschaftsgeist zu weit ausdehnen und an dem herzlichen seelenstärkenden Umgange mit wenigen guten Freunden, an dem Glück unseres kleinen Familienzirkels, und an ernsthaften Beschäftigungen mit uns selbst allen Geschmack verloren haben.

Es ist hier nicht der Ort, die Moralität des Spiels selbst zu untersuchen, — genug, es wird gespielt, und diese Seuche ist in unsern Tagen unter Männern und Weibern allgemein geworden. So allgemein, so wüthend war sie in den vorigen Jahrhunderten nicht. Jetzt wird man wenig gesellige Zirkel antreffen, wo man nicht zur Verscheuchung einer drückenden Langenweile seine Zuflucht zum Spieltisch nehmen muſs, wenige Zirkel, wo er nicht zur Hauptsache der Versammlung gemacht, und das Kartenspiel zum guten Ton gerechnet wird. Man nennt die Leute mit Achselzucken, die am Spiel kein Vergnügen finden, und sieht sie ungern, wenn sie nicht eine unvollendete Partie complettiren, und ihr Geld der Gewinnsucht Anderer Preis geben wollen. In den Städten, in unsern faden Assembleen und Ressourcen aller Art, an den Höfen, unter den Müſsiggängern des Adels und Bürgerstandes steigt dieser zeitverschwendende Spielgeist bis zur Raserey. Man fühlt sich unglücklich, wenn einmahl ein Spieltag ausfällt, wenn die Abwesenheit oder Krankheit eines Freundes eine Lücke in dem unseligen Kartenspiel macht, wenn die Zwischenkunft eines Fremden die Spieltische aufhebt. Die Schönheiten der Natur, und ihre uns allenthalben für Geist und Herz zuströmenden Freuden werden weniger genossen und empfunden, seitdem das Spiel in allen geselligen Zusammenkünften die Oberherrschaft führt, und unsere Schönen selbst zum Whist- und l'Hombretisch, wie zu einem Heiligthum ihres Geschlechts-rennen. Man findet ohne Spiel jede Stunde lästig, die ernsthaftesten Arbeiten werden auf die Seite geschoben, um zu spielen, die Erziehung der Kinder andern Leuten aufgeladen, um zu spielen, Schulden gemacht, um zu spielen, Ämter erkauft und erschlichen, um zu spielen, Laster begangen um zu spielen! Die Gewinnsucht der Weiber und ihre Galanterie hat sie uns in diesen geistesleeren Zeitvertreiben gleich gemacht, und darum stehet es nun auch in ihren Haushaltungen gemeiniglich so schlecht. Wie viele Weiber mögen nicht am Spieltisch ihre Unschuld und Tugend verloren haben! Wie viele werden sie noch daran verlieren, wenn jene Spielwuth noch mehr zunehmen sollte! Ich gestehe es aufrichtig, daſs es für mich wenigstens ein widriger Anblick ist, wenn ich ein Weib nach dem Spieltisch geizen,*) und ihre Mitschwestern dazu verführen sehe; ich denke, daſs ihr die Natur einen weit edlern Zeitvertreib angewiesen hat, und daſs sie durch jene Krank-

*) Boileau schildert in seiner X. Satyre die Spielsucht der Weiber und ihre Folgen auf eine meisterhafte Art. Unsere Leser mögen diese lehrreiche Stelle seines Gedichts selbst aufsuchen. Sie befindet sich zwischen dem Gemählde des coquetten und geizigen Weibes.

heit leicht eine Geiſsel ihres Mannes werden kann, wenn sie auch nicht den liebenswürdigen Verführer am l'Hombretische aufsuchen sollte.

Eine Versammlung, mit männlichen und weiblichen Spielleuten angefüllt, bleibt für den verständigen Mann immer ein lächerliches oder zu bemitleidendes Ding, wenn er es vielleicht nicht gar wegen der schrecklichen damit verbundenen Zeitversplitterung und der mannigfaltigen dabey obwaltenden niedern Leidenschaften verachten muſs. Der neidische Blick, womit der Spieler den Gewinn des Andern betrachtet, die kleinlichen und kindischen Ausbrüche einer peinlichen Habsucht, die Geschäftigkeit, das Ungeschick eines unwissendern Spielers zu nutzen, der weibische Zank und Hader, welcher sich so leicht in alle Spielpartien mischt, der plumpe Ton, den sich dabey selbst wohlerzogene Menschen erlauben, die verschlossene oder stürmische Verlegenheit des verlierenden Theils, und hundert andere Thorheiten des Spielers und der Spielerinnen können ihm nicht entgehen; er hat die Erfahrung gemacht, daſs alle diese Dinge in einem Augenblick den frohen Humor der Societät vergiften, und daſs ein einziger aufbrausender Spieler einen ganzen, der Freude gewidmeten, Tag verderben kann. Er mag sich die verdrieſslichen Scenen nicht gern denken, die jener nach dem Verlust seines Geldes daheim zwischen Weib und Kindern spielt, und möchte wünschen, so manchen sonst biedern und geschätzten Mann, nie von dieser Seite kennen gelernt zu haben. Es giebt wenige Menschen, die nicht durch das Spiel die geheimsten Falten ihres Herzens verrathen, oder dadurch Falten annehmen, die ihnen sonst nicht eigen waren, — wenige Menschen, die nicht durch das Spiel den gröſsern Theil ihrer bessern Thätigkeit aufgeben, den Sinn für die sanftern Freuden des Lebens verlieren; wenige, die im Spiel die Gleichmuth des Charakters, und die stille Uneigennützigkeit der Freundschaft behalten, wenn sie auch nur spielen sollten, um zu spielen. Die Spielsucht artet sehr leicht in eine eiserne Gewohnheit aus, und ich habe einen gescheidten Mann gekannt, der täglich von seinen Mitspielern betrogen wurde, jeden Abend einen heiligen Schwur that, den Spieltisch auf ewig zu meiden, und jeden Nachmittag sich dennoch früher, als die Andern, wiederum in dem verwünschten Spielzimmer einfand, — und sich wieder — betrügen lieſs.*)

---

*) Daſs die gröſsten Köpfe und die gröſsten Männer sich bisweilen einen seltsamen Zeitvertreib wählen, und durch denselben nicht selten das Lächeln des Publicums erregten, ist eine bekannte Sache. Ich will bey dieser Gelegenheit eine Anecdote von dem groſsen König Gustav Adolph gedenken, die nicht so allgemein bekannt seyn mag, und sich in Costars Defense des Ou-

Der Geist unserer heutigen Geselligkeit zeichnet sich noch durch einen andern Umstand aus, der wohl so schlimm, als die neuerliche Spielsucht seyn mag, und der den bessern Ton der Societät in verschwenderische Gelage und grobe Genüsse verwandelt hat. Es ist ein Geist der Näscherey, der Gourmandise und des leidigen Tractirens daraus entstanden, der sich

---

vrages de Voiture befindet. Gustav Adolph spielte gemeiniglich des Abends, und nach den wichtigsten Thaten und Ereignissen seines grolsen Lebens mit seinen vornehmsten Officieren — Blindekuh. Ja, der Marechal von Breze war oft bey gewissen Possenspielen des Königs zugegen, worinn der unsterbliche Mann, nach Ablegung aller königlichen Würde, die Rolle eines Beutelschneiders übernahm, der am Schlufs der Comödie ertappt, und dann weidlich abgeprügelt wurde. Ich könnte hier noch die sonderbaren Zeitvertreibe des berühmten Cardinals Richelieu erzählen, wenn sie nicht zu sonderbar wären, und hier und da selbst an der Gesundheit seines Gehirns zweifeln liefsen.

mehr zu dem Leben schlaffer und weibischer Asiaten, als für gebildetere Menschenclassen zu passen scheint, und wobey der reinere und schuldlosere Lebensgenuſs wahrlich nichts gewonnen hat. Man will nicht mehr gute Freunde an einem frugalen Tische bewirthen, — man will seine zahlreichen Gäste — ehrenhalber, und weil es bon Ton ist, mästen und überladen, man will mit der Menge der Schüsseln prunken, und die Gäste stumpf und sinnlos heimschicken. Überall mischt sich jetzt dieser orientalische Luxus, diese sonderbare häusliche Eitelkeit in alle Zirkel des Umgangs, überall biethet man jetzt einer unersättlichen Schwelgerey die Hand, und ruinirt sich durch diese Pest des Hauswesens oft aus keinem andern Grunde, als weil sie Mode ist. Wenig vernünftige Menschen haben jetzt Muth und Kraft genug, diesem elenden Schmarotzerleben entgegen zu arbeiten, und dem alles mit sich fortreiſsenden Beyspiele der Groſsen und Reichen nicht zu folgen. Tausende fühlen das Drückende und Kostspielige einer solchen Nachahmung, und zittern vor den Folgen; aber abschaffen will man doch die einmahl gereitzte Sinnlichkeit nicht, weil ein erbärmliches Point d'honneur verlangt, daſs wir uns auch im Luxus der Tafel von Andern nicht übertreffen lassen sollen. Die Verschwendung ist hierdurch gleichsam nothwendig geworden, und es fehlt nicht viel, daſs wir, wie jene römischen Vielesser den, während der Mahlzeit durch Arzneymittel ausgeleertem Magen neue Genüsse aufzudringen anfangen.

Die Bonne Chere ist ein groſser ernstlicher Gedanke unseres Zeitalters geworden. Vielleicht könnte man ihn den höhern Ständen, die nicht viel zu thun haben, weil sie nicht viel thun wollen, verzeihen und erlauben; aber der Staat sollte ihn nicht zu herrschend in den mittlern und niedern Ständen werden lassen, wenn seine Armuth nicht täglich zunehmen soll. In den Städten lebt der Kaufmann, der Bürger und Künstler ein fürstliches Leben, — und borgt, wenn seine Einkünfte nicht mehr zureichen wollen. Seine Gelage und Schmausereyen werden nach dem Muster und Zuschnitt einer königlichen Küche eingerichtet, er würde einen Verstofs gegen die feinere Lebensart zu begehen glauben, wenn er nicht ein eben so elegantes Souper als sein Bruder Nachbar, aufstellen wollte. Der Landmann, sonderlich der Beamte, folgt dem Beyspiele des leckern Städters, wenn er nicht gar diesen zu übertreffen sucht. Bey der Idee, dafs ihm so manches zuwachse, was der Städter kaufen mufs, wird er ein noch ärgerer Verschwender, als jener, und drückt den Unterthan, um zu schmausen. Jeder will jetzt so früh, als möglich, mit der Saison leben, das

Tischgeschirr nach der neuesten Mode haben, und auch in Absicht der Kochkunst zeigen, daſs er ein Mann von Geschmack sey. Bisweilen fährt der leidige Geist der Schmausereyen in der Stadt und auf dem Lande wie ein electrischer Schlag durch alle Häuser, die eine gute Lebensart haben wollen. Ein Gelag folgt dem andern, bis selbst der unersättlichste Gourmand einige Ruhe für seinen armen Magen wünscht, und ganze Familien an Unverdaulichkeiten krank liegen.

Vielleicht ist es noch ein gutes Zeichen unseres geselligen Geschmacks, daſs die närrische und kindische Galanterie gegen das schöne Geschlecht neuerlich mehr ab- als zugenommen hat, und ein weniger sclavischer und weibischer Ton in der Societät nach und nach eingeführt worden ist. Wir adoriren die Weiber nicht mehr in dem Grade der Demuth und Unterwürfigkeit, wie es ehemahls geschahe, weil jene selbst männlicher geworden sind, und wir ihre Schwächen mehr zu studieren angefangen haben, seitdem sie näher als sonst zu uns hingerückt wurden. Es giebt freylich der Süſslinge und verliebten Ritter aller Art noch genug, und das galante Wesen gehört immer noch zu dem Inventarium der Höfe; allein unsere aufgeklärtern Weiber wollen sich nicht mehr von ihm täuschen lassen, und sind oft die ersten, die es mit Spott und Satyre von sich weisen, und den ernstern Mann dem galanten Geck unendlich weit vorziehen. Das Zeitalter der Petitmaitres ist fast ganz vorüber, und Frankreich hat durch sein eben so auffallendes als unerwartetes Beyspiel gezeigt, wie sehr eine ganze Nation in jener Hinsicht ihren Geschmack und ihre Denkweise ändern kann. Irre ich nicht, so hat endlich auch die ausgebreitetere Lecture, — so unübersehbar auch sonst ihr Schaden seyn mag, der kindischen Galanterie des geselligen Umgangs einen gewaltigen Stoſs gegeben, — weil uns dadurch die Weiber genauer kennen gelernt haben, und in unsern bessern Schriften jener kriechende und schmeichelnde Conversationston überall lächerlich und ekelhaft gemacht wird. Eine Art voh Galanterie, — die ich überhaupt das Zuvorkommende in unserm Betragen gegen die Frauenzimmer nennen möchte, werden sie freylich immer von uns verlangen, und mit Recht verlangen können; allein sie werden uns verachten, wenn wir darin bis zur Lächerlichkeit ausschweifen, und uns wie die halb wahnsinnigen Verliebten eines Romans geberden. Die letzten Verzuckungen jenes überspannten galanten Wesens sah man in der nun auch vorübergegangenen Epoche der Empfindsamkeit und der Empfindeley unter uns Deutschen. Sie war gleichsam die Crise, wodurch wir zu einem unbefangenern und etwas bessern Lebenston und zu einem gesetztern Charakter, — wenigstens auf einige Zeit übergegangen sind. Man fand es langweilig, Empfindungen zu affectiren, die man nicht hatte, und empfindsame Autoren zu lesen, die den Zustand der Seele selbst nicht kannten, den sie schildern wollten. Ganz Deutschland erwachte auf einmahl von diesen Thorheiten zu einem bessern Geschmack, und es war hohe Zeit, wenn der festere und biedere Charakter der Nation nicht ganz verloren gehen sollte.

Dafs sich jener demüthige und komische galante Ton so lange erhielt, und wie ein Heiligthum der einzig möglichen guten Lebensart betrachtet wurde, hatte seine handgreiflichen Ursachen, die an sich selbst nicht so schlimm, als ihre Wirkung, seyn mochten. Die Sitten der deutschen Weiber waren vormahls stiller, reiner und einfacher, als in neuern Zeiten; die Frauen und Mädchen lebten in einer gröfsern Entfernung von den Männern, und nahmen seltener an den rauschenden Freuden der letztern Theil. Eingezogenheit, Bescheidenheit und weibliche Unschuld waren die Ehrenzeichen des schönen Geschlechts, man bildete die Weiber zu guten Müttern und Gattinnen, nicht zu Schauspielerinnen des geselligen Lebens." Der unselige Luxus unseres Zeitalters, und eine verfeinerte Sinnlichkeit nagte damahls noch nicht an ihren gesunden Körpern und an ihren Herzen. Man ehrte in dem Weibe die hohe Bestimmung der Natur, und ehrte sie um so mehr, da es ihr so getreu blieb, und häusliche Arbeitsamkeit den Gaukeleyen der großen Welt vorzog. Es herrschte noch Friede und bleibende Harmonie in den Ehen, und die Ehe selbst war der feyerlichste Bund der für sie in Zeit und Ewigkeit geschlossen werden konnte. Diese und mehrere Umstände weckten eine stille und demüthige Veneration gegen das andere Geschlecht, die der rohere Mann um so mehr empfand, je natürlicher die Weiber seinen ungekünstelten Empfindungen erschienen, und je behaglicher sich sein härterer männlicher Charakter in der Nähe des weichern weiblichen Herzens fand. Seine Liebe wurde mit Ehrfurcht angefangen, und blieb ehrfurchtsvoll in ihren Schranken, sie entstand rasch; aber sie blieb furchtsam, und hüllte sich eben dadurch in den Mantel der Galanterie, wodurch sich das Mittelalter so sehr auszeichnete, — und zu seinem Ruhme auszeichnete.

Hierzu kam noch der Umstand. Die zärtliche Gewohnheit, sein Herz irgend einer, vielleicht wohl nur idealischen, Schönen zu widmen, sich von dem Gedanken an sie im Leben und Tode, im Feste der Freude und auf dem Schlachtfelde begeistern zu lassen, war aus dem Orient durch die Kreuzfahrer mit nach Europa herübergegangen. Die Schwärmerey für die Religion weckte die Schwärmerey der Liebe und der Anbetung der Weiber. Das Andenken an die zurückgelassenen Mädchen und Frauen erhielt sich in einer zunehmenden Lebhaftigkeit, da die christlichen Streiter sich mit den heidnischen nicht vermischen durften, und die heiligen Schwüre einer gegenseitigen Treue durch die Entfernung selbst eine unüberwindliche Festigkeit bekamen. Dieser Glaube an die Treue der Weiber erhielt sich Jahrhunderte lang, und das einfachere Zeitalter mufste ihn erhalten. Die Minnesinger Frankreichs und Deutschlands vermehrten durch ihre prunklosen, aber desto herzlichern Lieder seine Siege, und der unschuldige, bisweilen auch lächerliche Ton der Galanterie bekam überall die Oberhand, und wurde nach und nach Gewohnheit und Zeitgeschmack. So wild und ausgelassen die Gelage der Männer waren, so mild und zärtlich war hingegen ihr Umgang mit Weibern und Mädchen. Die Liebe erhebt sich vielleicht in dem noch nicht ganz ausgebildeten Manne zu einem höhern Grade von Geistigkeit und Innigkeit, als in dem sogenannten ausgebildeten Menschen, weil jener nichts Erkünsteltes und Empfindelndes in sie hineinmischt, und die Eitelkeit wenigern Antheil an seinen warmen Gefühlen, als bey dem letztern haben mag.

Aber man mufs jenen frühern Geist der Galanterie nicht mit dem spätern Jahrhunderte verwechseln, wo er nur ein Deckmantel lüsterner Sinnlichkeit wurde. — Der galante Ton der Franzosen war unter ihren wollüstigen Königen nicht mehr das Kind der Unschuld und Herzlichkeit, er war nichts, als die Schminke des Lasters und der Verführung. Auch in der Liebe ruhet diese Nation nicht eher, bis sie ihre Zwecke erreicht hat. Ihre

Galanterie bestand in lauter Umwegen, das zu gewinnen, was man nicht auf einem graden Pfade gewinnen konnte. — Ihre Schäferperiode der Liebe, durch welche jede Nation, die sich aufzuklären anfängt, irgend einmahl gehen muſs, hat wahrscheinlich nicht so lange gedauert, als das Idyllenalter der Deutschen.

Ich kann diese fragmentarischen Bemerkungen über den Geist unsrer heutigen Geselligkeit nicht schlieſsen, ohne noch Einiges über gewisse sentimentale Zusammenkünfte unsrer Weiber, und die sogenannten gelehrten Clubs zu sagen. Man wird es mir hoffentlich nicht übel deuten, wenn ich alle dergleichen Seelengelage, worin man nur einen geistigen Umgang gelten lassen will, wobey Verse und Abhandlungen vorgelesen, Bücher recensirt, Gegenstände der Ästhetik herbeygerufen, über Seelenwanderung, geistige Freundschaft und Liebe u. s. w. ganze

Stunden verplaudert werden, nichts mehr und nichts weniger, als eine Ziererey des weiblichen Verstandes und seiner unersättlichen Eitelkeit sind. Ein gelehrter Weiberclub erregt unser Lächeln und Bedauern, weil er wider die Natur der Dinge streitet, und diese gute Natur der Dinge keine Academie der Grazien haben will. Hierdurch wird den Weibern keineswegs das Recht genommen, sich mit und unter einander über ihnen zugehörige Gegenstände des menschlichen Wissens, über die beste Art der Kinderzucht, über die Führung eines guten Hausregiments, über die Geschicklichkeit, mit ihren Männern vernünftig und klüglich umzugehen, über die Schönheit und Reinheit der Freundschaft, über die groſse Kunst, sich und seine Zunge besiegen zu lernen, über die Erhaltung eines guten geselligen Tons, über Einschränkung kostspieliger und unsittlicher Moden und andere dergleichen

Objecte ihres weiblichen Berufs zu unterhalten; aber — haranguiren sollen sie nicht unter einander über Büchergelehrsamkeit, — über die Schönheit der Übersetzung einer Pindarischen Ode, deren Ursprache sie nicht verstehen, — über den Dichterflug eines poetischen Schwärmers, über die Abstractionen der Weltweisen, — oder sie sollen wenigstens Männer von Kenntnissen herbeyrufen, die solche Ideen für das weibliche Leben brauchbar machen können. — Doch zur Ehre der Weiber erhalten sich die Gesetze solcher literarischen Convente nicht lange bey ihrem anfänglichen Ansehen, selbst dann nicht, wenn Männer von Kenntniſsen als Ehrenmitglieder darin aufgenommen sind. Die gelehrten Verhandlungen und sentimentalen Seelenergüsse werden nach und nach durch Stadtneuigkeiten und spöttelnde Launen verscheucht, und kleinfügige Unterredungen aller Art vertreten nun ihre Stelle. Man fühlt es, daſs der weibliche Geist sich nicht lange in jener gelehrten Spannung erhalten kann, und daſs der literarische Stoff nicht zureichen würde, die einmahl erregte Schwatzhaftigkeit völlig zu sättigen. Die lebhafteste geistige Unterhaltung wird endlich matt und seelenlos, so viel Mühe sich auch der männliche und weibliche Witz geben mag, die sentimentale Stimmung der Gesellschaft zu erhalten, und das angefangene Gedankenspiel von neuem zu beleben. — Es ist überhaupt kein leichtes Geschäft, solche geistreiche — Weiber *) auf eine ge-

---

*) Ich muſs hier eine Anmerkung nachholen, die eigentlich zur Abhandlung über die gelehrten Weiber gehören sollte; aber auch hier nicht am unrechten Orte steht. Die geistvolle Classe der Weiber ist in der That viel geringer, als es den Anschein hat, — da viele das nur seyn wollen, was sie nicht sind. Geistvoll nenne ich die Weiber, welche eigene Gedanken haben, eigene Schlüsse machen, und die Werke der

lehrte Art lange zu unterhalten, ohne sie zu ermüden, und ohne selbst müde und matt dabey zu werden; — es ist bisweilen ganz unmöglich, ihre hin- und herspringende Wiſsbegierde ganz zu befriedigen,

---

Kunst, des Geschmacks und selbst der ernstern Literatur, so wie die Tiefen und das Gewebe ihrer moralischen Empfindungen richtig zu beurtheilen wissen. Die andern weniger geistreichen Frauen hingegen erborgen gewöhnlich tausend Ideen aus den Gesprächen und Büchern der Männer, ob sie gleich durch die feinen Wendungen des Vortrags, durch das Colorit ihrer Gedankenbilder, und durch den schnellen Übergang einer Idee zur andern, oft neu zu seyn scheinen, weil wir so etwas nicht geradezu erwartet hatten. Weiber von einem nur mittelmäſsigern Verstande nehmen daher oft in Gesellschaft gescheidter Männer leicht eine gefällige Bildung des Verstandes an. Einige bleiben zwar lebenslang das Echo des gelehrten Mannes, sie schmiegen sich in seine Sprache und Systeme hinein. Andere hingegen gehen viel weiter, und dieſs sind allerdings jene Weiber einer höhern Gattung. Es ist ihnen nicht bloſs darum zu ihre Gedankenfehler zu berichtigen, und die letzten Fäden ihrer verfeinerten Empfindungen zu verfolgen. Sie wollen durchaus, und sehr oft auch in solchen Dingen Recht haben, die sie nicht verstehen, da

---

thun, zu wissen, welcher helle Kopf dieſs und jenes behauptet hat, sie untersuchen selbst, ob die Behauptung vor dem Richterstuhle der gebildeten Vernunft die Probe hält. Sie widersprechen dem gefundenen Irrthum kühn und ohne Schonung; sie denken nicht durch die Logik ihrer Männer, sondern durch ihre eigene, sie erfinden vielleicht nichts Neues; aber das bereits von uns Erfundene beurtheilen sie scharf, und oft mit einem bewundernswürdig feinem Geschmacke. — Noch Andere behelfen sich bloſs mit schönen Sentenzen und hingeworfenen piquanten Ideen. Ein solcher hingeworfener Brocken setzt uns oft in Erstaunen, weil er uns überrascht, weil man so viel davon hinwegnehmen, oder zu ihm hinzusetzen kann, oder weil er so glatt ist, daſs er der Feile unseres langsamern Verstandes entschlüpft. Man hat die Feinheit des weiblichen Verstandes aus der subtilern Organisation ihrer Nerven und einer gelehrigern Beobachtungsgabe dociren, wo sie nur zuhören sollten, da widersprechen, wo der Widerspruch nichts anders, als eine falsche Eitelkeit und Coquetterie des Verstandes seyn kann. Daher kommt es denn aber auch, daſs in solchen gelehrten Weiberzirkeln, jede mit

---

erklären wollen; — allein man könnte noch einen Grund hinzusetzen. Die Eitelkeit der Weiber wirkt mehr, als alles andere, auf ihre geistige Cultur. Die Männer suchen Brod und Ruhm durch ihren Verstand zu gewinnen, die Weiber wollen durch ihren Verstand glänzen, und darum bilden sie ihn früher, als wir, aus. Ferner haben es die Weiber nicht nothig, sich die Arbeit des Denkens schwer zu machen; und dieſs mag wiederum viel dazu beytragen, daſs sie gemeiniglich schneller und treffender, als wir, urtheilen. Wird unsere Geistesanstrengung nicht belohnt; so erschlafft endlich unsere Ruhmsucht selbst. Dem geistreichen Weibe kann so etwas nicht begegnen. Sie erndtet überall Lob ein; wenn sie mit ihren Kenntnissen Bescheidenheit verbindet und nicht zu viel plaudert; aber, leider! — die gescheidtesten Weiber plaudern am liebsten.

überraschenden Einfällen zu glänzen, und eine feinklingende Sentenz auf die andere zu pfropfen sucht, daſs selten eine ernste Untersuchung zu Stande kommt, daſs der Witz augenblicklich von einem Gegenstande auf den andern überspringt, und in der Regel Alles getadelt wird, weil der Tadel die Lebhaftigkeit des erschlaffenden Witzes selbst noch einigermaſsen zu erhalten pflegt, bis endlich die unvermeidliche Langeweile den gelehrten Weiberclub auseinander jagt, und die Mitglieder ohne groſse Ausbeute für Herz und Verstand heimkehren.

Eben so eintönig, einseitig und langweilig, und wohl noch langweiliger sind die sogenannten gelehrten Clubs der Männer aller Art, — wenn es anders wahr ist, daſs in der Regel unsere Wissenschafts- und Kathetermänner am wenigsten zu einer angenehmen und herzerhebenden Unterhaltung unter einander gemacht sind. Das steife, ungelenksame und pedantische Wesen in Gang, Geberde, Ausdruck und Ideenfolge begleitet sie in die frölichsten Zirkel der Societät, und macht sie Leuten von Geschmack und vornehmlich dem Geiste der Weiber widerlich und ungeniesbar. Stolz, Rechthaberey und ein literarisches Gelärm zeichnet die meisten jener gelehrten Versammlungen nicht sehr zu ihrem Vortheile aus, wenn die Absicht derselben auch wirklich edel und gut seyn sollte. Jeder ist dabey viel zu sehr mit seiner eigenen Person, und der Ausstellung seiner wirklichen oder erkünstelten Originalität, seiner literarischen Plane und Verdienste beschäftigt, als daſs die gesellige Unterhaltung lange genug interessant und anziehend bleiben könnte. Einer sucht den andern zu überschreyen, und ihm die Führung des groſsen Worts abzugewinnen. Dieser recitirt gelehrte, von Andern erhaltene Briefe, — worin selten etwas Neues steht, Jener Stellen aus seinen Gedichten und Manuscripten mit der bescheidenen, aber desto stolzern Autormiene. Andere streuen sich einander Weihrauch, so notorisch auch ihre gegenseitigen collegialischen Erbitterungen seyn mögen, noch Andere machen die gelehrten Poliginelle, haschen unaufhörlich nach Anecdoten und Witzeleyen, wissen tausend lustige Histörchen von nahen und fernen Autoren zu erzählen, und treiben nicht selten ihr Gespött mit den anwesenden hochgelahrten Herren selbst, — ein Ton, der eben so wenig geschickt ist, die innere Harmonie und bessere Laune eines gelehrten Zirkels zu erhalten, so wenig überhaupt alle dergleichen Coterien zur wahren Geselligkeit etwas beyzutragen pflegen. Sie tragen nur die Schminke des geselligen Geistes an sich, da sie, bey Lichte besehen, gemeiniglich die ungeselligsten Gesellschaften von der Welt sind, und nicht selten durch eine allgemeine gegenseitige Animosität wieder aufhören, und oft noch Jahre lang collegialischen Haſs hinter sich zurücklassen.

Aus allen bisher angeführten Gebrechen des gesellschaftlichen Tons folgt unwidersprechlich, daſs uns der bessere und lautere Geist des geselligen Lebens, wo nicht ganz, doch gröſstentheils fehlt, daſs wir fast gar nicht wissen, — worin der hohe Werth eines herz- und vernunftstärkenden geselligen Lebens besteht, und wie wir ihn unverfälscht erhalten und behalten sollen. Liegt es in dem allgemeinen Phlegma, oder dem gemischten Charakter unserer Nation, oder in unsrer verkehrten Erziehungsweise, oder an dem Reste alter Sitten und Gewohnheiten, oder an einem eisernen Nationaleigensinn, oder an Mangel des Geschmacks an herzlichen Umgange, oder an einer in neuern Zeiten so weit getriebenen Selbstsucht, oder an irgend etwas Anderm, daſs wir immer noch so unwissend in der fröhlichen schuldlosen

Kunst des Umgangs sind, und noch immer nicht die goldene Mittelstraſse zwischen einem ceremoniellen Ernst, einer spanischen Grandezza und einer zu geräuschvollen, zu lärmenden Geselligkeit finden können? — die goldene Mittelstraſse, die ich den lachenden, unschuldigfrohen, nicht beiſsenden, nicht schadenfrohen Humor des geselligen Lebens nennen möchte, der Humor, wobey sich Geist und Herz ohne Zwang und Affectation, aber doch mit Bescheidenheit und Hochachtung gegen das Alter ergieſst, wobey man eben so wenig gedanken- als fühllos bleibt, die Seelen näher an einander gebracht, veredelt und gereinigt werden, wobey uns keine Langeweile anwandelt, weil er uns immer zur Herzlichkeit und Freude stimmt, wobey man über die Fehler Anderer ruhig hinwegsieht, und über die Thoren lacht, anstatt gegen sie entrüstet zu werden.

Aber eben deſswegen, weil in unserm geselligen Tone so wenig richtige Vernunft, und so viel Vorurtheil von allen Seiten liegt, ist er mehr eine Marter, als eine Erquickung des Lebens geworden. — Er soll die Freyheit und Schönheit des Geistes erhöhen: aber er hat Beyde geschändet und ihnen gothische Formen aufgedrungen. Man zwingt uns oft, selbst bey den gleichgültigsten Dingen von der Welt, jedes Wort auf die Wage zu legen, uns gefliſsentlich zu verstellen, und auf die erlaubten Gedanken und Empfindungen des Herzens selbst Verzicht zu thun, wenn ihre Aeuſserung nur auf die entfernteste Art den elenden bon Ton beleidigen könnte. Der Umgang hat an vielen Orten seine Formeln, Regeln und Gesetze, wie ein Exercierbuch. Wer gegen den Unsinn dieser Regeln fehlt, wird für einen Verbrecher gehalten, wenn er auch der gescheidteste und beste Mensch seyn sollte.

Man wiegt seine Verdienste oft allein nach der Wagschale des Ceremoniels ab, — oder bedauert ihn wenigstens als einen Unwissenden der feinen, das heiſst, eben jetzt herrschenden Lebensart, so abgeschmackt sie auch immer seyn mag. Man zwingt die heitere gesellige Laune und die schuldlose Offenherzigkeit in einen unseligen Pedantismus hinein, der alles nähere Aneinanderrücken der Herzen verhindert, wo nicht gar verbiethet, und die Assembleen der höhern Stände zu höchst seelenlosen, einseitigen und stumpfen Unterhaltungen macht. Wäre die Langeweile nirgends in der Welt anzutreffen; so müſste sie in solchen todten Versammlungen hausen, — und sie wird ewig darin wohnen, so lange jene Menschen nicht menschlicher zu werden anfangen.

Auch hier lebt der vernünftige gesellige Mann wie in einer Einöde. Sein Herz, sein freyeres Gefühl, seine Neigung, sich

Andern mitzutheilen, ist verschlossen. Er kann die Menschen unmöglich liebenswürdig finden, die nur immer ihre Theaterrolle spielen, und sich wie Marionetten bewegen, die eine feyerliche Stummheit für gesellschaftlichen Ton, und eine lächerliche Steifigkeit der Sitten für feine Lebensart halten. Er weiſs, daſs sich alle jene Gesellschaften wie Tropfen Wasser einander ähnlich sehen, daſs sie alle nach einer gewissen conventionellen Tactik abgemessen sind, daſs sie alle den Geist der Nichtgeselligkeit athmen, daſs die Rangsucht ihre Ketten schmiedet, daſs in ihnen warme Herzlichkeit und Gröſse des Verstandes nicht gefühlt, nicht verstanden wird, und daſs man hier den guten Geschmack täglich zu Grabe trägt. Er bemerkt es leicht, daſs der Umgang als Umgang für solche unglückliche Menschen keinen Reiz haben kann, sondern, daſs sie sich nur an seinem abgezirkelten Ceremoniel ergötzen. Er würde sie noch mehr bedauern müssen, wenn sie ihrer eisernen Lasten nicht gewohnt wären, und ohne sie, wie jene alte Karrengefangene, gar unglücklich fühlen würden, die sich die Abnehmung ihrer Ketten verbathen, und lieber gebunden, als frey leben wollten. Genug die Gewohnheit 'hat einmahl diesen ängstlichen, kleinlichen und zugleich hochtrabenden Ton der Societät geheiligt, und er wird bleiben, so lange sich die Stände des menschlichen Lebens nicht genauer an einander anschlieſsen, und die höhern Stände ihre einseitige und schiefe Gouvernantenerziehung nicht aufgeben wollen.

Die Gesellschaften, welche in das andere Extrem fallen, und alle Convenienz wegwerfen, um sich einer ausgelassenen Fröhlichkeit zu ergeben, taugen eben so wenig, als jene. Dort wird der Geist der Geselligkeit, gar nicht gebraucht, hier wird er gemiſsbraucht. In beyden Fällen kann er die Denkweise der Menschen nicht veredeln. Hier und dort wohnt die Unschuld des Frohsinns, die Wärme des Herzens, das geistig Schöne des Umgangs nicht, — hier und dort gehen die Seelen nicht mit einander um, sondern nur die Körper. — Das Geräusch, die wilde Geschwätzigkeit und Fröhlichkeit, das unnatürlich freye Betragen, welches man jetzt in vielen unserer Gesellschaften annimmt, weil es vielleicht ein ungeschliffener Engländer oder Franzose mitbrachte, ist ein *redender Beweis*, *daſs*, bey aller uns vorgespiegelter Sittenverfeinerung der Deutschen, ihre Sitten noch sehr schwankend und kränklich sind, und daſs alle unsere vortrefflichen Schriften über die Würde und Philosophie *) des Umgangs —

---

*) Zu den Meisterstücken dieser Art rechne ich vornehmlich des Herrn v. Knigge inhaltsreiche und mit der feinsten Menschenkenntniſs angefüllte Schrift: Über den Umgang mit Menschen.

nicht viel gewirkt haben, und nicht viel wirken werden. Mit Gelärm und schreyenden Witz fangen diese Ressourcen an, und so gehen sie wieder auseinander. Man sollte hier oft keine gebildete Menschen, sondern eine Bande wandernder Handwerker oder Possenreiſser erwarten, die das Lachen und ausgelassene Wesen mehrere Tage lang aufgespart haben, um sich nun einmahl ganz zu ergieſsen. Man glaubt, nicht fröhlich seyn zu können, wenn man die Freude nicht übertreibt, ohne zu bedenken, daſs diese Göttinn des Lebens so leicht in jeder zu lauten Umarmung stirbt, und dann Eckel und Verdruſs zurückläſst. Tausend Menschen können nicht froh seyn, weil sie diese Kunst nicht verstehen, so sehr sie auch die Kennzeichen der Fröhlichkeit an sich tragen mögen. Die stillern Freuden des Lebens kennen sie nicht, sie wundern sich, daſs Andere, die sie kennen, nicht dabey einschlafen; aber die Unglücklichen wissen nicht, daſs jene stillern Freuden die einzigen sind, die keine Leere des Herzens hinter sich zurücklassen.

Der Geist der Männer hat den der Weiber von Anbeginn geschaffen und gestimmt, — oder, wie hier der Fall ist, verstimmt. — Auch in gebildeten Gesellschaften, wo die Fröhlichkeit, — sey es welche, — die Hauptabsicht seyn soll, finde ich selten die Zucht und Sittsamkeit, die man von den Weibern überall, auch in der lautesten Gesellschaft erwarten kann. Sie suchen sich einander so gut, wie die Männer zu überschreyen, ihr kreischendes Gelächter erstickt oft das unsrige, und sie erlauben sich einen männlichen Ton der Lustigkeit, weil sie sich zwischen Männern befinden, ob sie gleich grade dann am vorsichtigsten und sittsamsten seyn sollten. Wir können diesen Ton nicht lange vertragen, und schreiben ihn in unser Gedächtniſs auf, worin überhaupt schon die Schwächen der Weiber so leicht, und mehr, als ihre Tugenden, haften bleiben. Das wilde, ausgelassene, zu freye Wesen gefällt uns an keinem Weibe, und keinem Mädchen, wenn wir sie gleich selbst dazu verführen. Es verdunkelt ihre Schönheit selbst, und vermindert ihre Wunder, es zieht uns nach und nach von ihnen zurück, und wir scheuen uns ihnen Hand und Herz anzubiethen, wenn ihr Frohsinn gröſser, als ihre sanfte Weiblichkeit, ist; wir setzen ein Miſstrauen in eine Tugend, die von so lebhaften und lauten Leidenschaften begleitet wird. Wir fürchten im Taumel der weiblichen Freude mehr Aufschlüsse über den weiblichen Charakter zu bekommen, als wir haben wollen, — und sind dabey oft so delicat, daſs wir selbst einer verstellten weiblichen Sittsamkeit den Vorzug vor einer zu wilden, obgleich unschuldigen weiblichen Fröhlichkeit geben.

Nach Vorausschickung der vorhergehenden Bemerkungen über den zum Theil so kläglichen, matten, einseitigen und ungeselligen Ton unserer Geselligkeit wird sich die Frage leicht beantworten lassen, wie und auf welche Art dieser Ton, — wo nicht ganz abgeschafft, aber doch verbessert und menschlicher gemacht werden könne? — Durch nichts anderes in der Welt, als daſs wir selbst besser und menschlicher zu werden anfangen. Ich rechne dahin folgende nothwendige Bedingungen, gesetzt, daſs meine Hoffnungen zur Einführung eines verständigern, herzlichern und edlern Tons der Societät auch nur ein freundlicher — Traum seyn sollten. —

Erstlich müſsten wir selbst und vor allen Dingen unsern Geist mit reellen und nützlichen Kenntnissen anzufüllen, und diese auch mehr, als es zu geschehen pflegt, der Philosophie des Lebens und der Freundschaft anzupassen suchen. Wenn wir uns mit nützlichen und brauchbaren Ideen aller Art bereicherten, und dem gesunden Menschenverstande keine schiefe Richtung gäben; so würde nach und nach die nichtssagende, langweilige Geschwätzigkeit aus unsern geselligen Zirkeln, wenigstens zum Theil, verschwinden, und bessere, erquickendere Unterhaltungen für Geist und Herz an ihre Stelle treten müssen. Wenn wir richtig zu denken und richtig zu reden gelernt haben; so muſs die peinliche Affectation und Künsteley des mündlichen Vortrags von selbst aufhören, und wir werden dann nicht mehr so ängstlich jene faden Zeitvertreibe aufsuchen dürfen, die unsere geselligen Zusammenkünfte aller Art so ungenieſsbar und geistesleer zu machen pflegen. Die Fruchtbarkeit der Ideen ergieſst sich von selbst, wenn sie nur einmahl vorhanden ist, und kein Fehler der Erziehung ihren ungekünstelten Erguſs verhindert. Der gebildete und gedankenreiche Mensch thut nichts lieber, als sich Andern mitzutheilen, und sie die Früchte seines Geistes genieſsen zu lassen. Der Trieb der Mittheilung ist überhaupt einer der heftigsten der menschlichen Seele, — er zerreiſst alle Dämme, die man um ihn her gebauet hat, und giebt alles freywillig her, was er in dem Magazine der Seele vorfindet. Ist der Kopf mit Kleinigkeiten angefüllt; so wird er uns mit kleinlichen Dingen unterhalten, und uns eitel Spreu und Schalen vorsetzen, wenn uns der bessere Kopf reife Früchte reicht, und in sich selbst das Gegengift der Langenweile aufbewahrt. Er wird uns unterrichten, und unser Herz erquicken, wenn jener uns die angenehmsten Stunden tödtet. Der gebildete und geistreiche Mensch kann allein der Bildner eines geistreichern Tons der Societät werden, ohne daſs ein Aufwand von Gelehrsamkeit und Vielwisserey dazu erfordert wird. Wir erwärmen uns an dem Lichte seiner Kenntnisse, — wir schämen uns, vor seinen Augen nackt und gedankenleer zu erscheinen, und lernen endlich von ihm die Gabe, geschmackvoll zu denken und herzlich zu reden.

Daſs nicht immer die hellsten und gelehrtesten Männer die bessern Gesellschafter sind, daſs sie oft durch eine gewisse pedantische Feyerlichkeit langweilig werden, und den guten Ton der Gesellschaft verscheuchen, ist kein beträchtlicher Einwurf gegen die vorhergehenden Behauptungen. Wenn sie nichts zur Unterhaltung beytragen, und einige so wenig sich mitzutheilen pflegen; so sind es doch immer nur — einige, und ihr Fehler liegt nicht an dem Mangel nützlicher Ideen, sondern an dem Mangel der Geschicklichkeit, die Schätze ihres Geistes zur rechten

Zeit, und ohne Pedanterie aufzuschlieſsen, oder auch an mancherley Verstimmungen ihrer Launen, die unter den gelehrtesten Köpfen am meisten angetroffen werden. Die meisten dieser ungenieſsbaren Gesellschafter sind auch oft nur aus Mangel an Weltkenntniſs, — also aus einer wirklichen Vernachlässigung ihrer gesellschaftlichen Bildung, in unsern Zirkeln so eintönig oder stumm, so in sich gekehrt, so in sich selbst verloren, daſs sie sich in den Ton der Societät gar nicht zu finden wissen. Ihr Kopf ist ihre Welt, mit der sie allein umgegangen sind, und in der sie die Welt um sich her vergessen haben. Im Allgemeinen findet man aber doch immer, daſs die gebildetsten Köpfe, wobey es nicht immer auf eine tiefe Gelehrsamkeit ankommt, — die bessern Gesellschafter sind, und die Wahrheit meines obigen Satzes beweisen, daſs sie den wichtigsten Einfluſs auf die Erhaltung eines guten geselligen Tons haben, und an den meisten Orten als die Schöpfer desselben angesehen werden können und müssen. Vielleicht kann man dieſs noch mehr von gebildeten Weibern sagen. Durch sie gewinnt der gute gesellige Ton seine Reize und seine Würde, wenn sie nur wollen. Ihr lebhafter, schuldloser Witz, ihre heitere Laune, ihre treffenden Bemerkungen, verbunden mit dem Zauber ihrer Sprache, beseelen den geselligen Zirkel, und bringen eine Menge Ideen in Schwung, die wir Männer ohne den Umgang mit Weibern nie gefunden, wenigstens nie so lebhaft empfunden haben würden. Sie erregen diese bessern Ideen, ohne daſs sie uns immer durch ihre Schönheit begeistert haben; sie formen oft in einer Stunde den eigensinnigsten Micrologen in einen brauchbaren Gesellschafter um, und bringen durch eine einzige glückliche Gedankenwendung oft Herzen einander näher, die, wer weiſs wie weit, von einander entfernt lagen. La Bruyere konnte alles das auch von dem geselligen Tone gebildeter Weiber sagen, was er zum Lobe ihres Briefstyls sagt: “Das andere Geschlecht, sagt er in seiner Abhandlung von den Geisteswerken, bringt es in der Art zu schreiben viel weiter, als das unsrige. Die Weiber finden unter ihrer Feder Wendungen und Ausdrücke, die bey uns oft nur die Wirkung eines langen Suchens, und eines mühsamen Nachdenkens sind. Sie sind in der Wahl ihrer Wörter sehr glücklich, und sie wissen sie am rechten Orte, und so geschickt anzubringen, dafs sie, — so bekannt sie auch seyn mögen, den Reiz des Neuen haben, und nur dazu, wozu sie sich derselben bedienen, gemacht zu seyn scheinen. Sie allein wissen in einem einzigen Worte eine ganze Empfindung zu lesen, und einen zärtlichen Gedanken zärtlich auszudrücken. In ihrer Rede herrscht eine unnachahmliche Verbindung, die ein Kind der Natur und des Verstandes ist."

Zweytens würde der bessere Ton der Societät sehr dadurch gewinnen, wenn man die Gabe eines unschuldigen und fröhlichen Witzes mehr zu studieren, und ihn also auch mehr zur Aufheiterung der Gesellschaft und zur Erweckung neuer, interessanter Ideen, als zu Spöttereyen und Verkleinerungen Anderer, zu gebrauchen suchte. Das sogenannte Witzeln verdirbt durchaus jeden geselligen Ton, da es ein Gift der Vertraulichkeit und herzlichen Fröhlichkeit ist, und um sich her nicht selten sehr bittere und rachsüchtige Empfindungen verbreitet. "Man stolpert jetzt überall über unwitzige Possenreiſser," sagt la Bruyere im Tractat von Geselligkeit und Umgang, — und man kann das nehmliche von unsern meisten Gesellschaften sagen, da die französische Witzigkeit unter den Deutschen Mode geworden ist, und zum feinen Weltton gerechnet wird, — ob wir gleich schwerlich die Franzosen in der Leichtigkeit des Witzes selbst je erreichen dürften. — Unser Witz artet zu leicht in Unsauberkeit aus, und grade dieſs ist oft ein groſses Gebrechen unseres geselligen Tons," und verdient keine Verzeihung, weil er die guten Sitten und die Schamhaftigkeit des andern Geschlechts, — ihr schönstes Heiligthum, beleidigt, oder wohl gar vernichtet. Wenn wir jene unreinen Witzeleyen und Equivoquen nicht mehr so genau und nicht mehr mit der ganzen Empfindlichkeit des moralischen Gefühls bemerken, als man es von Rechtswegen von gebildeten Menschen fordern könnte; so mag dieſs kein groſser Beweiſs von dem guten Geschmack und der Liebenswürdigkeit unsrer heutigen Sitten seyn, da jener Gebrauch des Witzes durchaus sich nur für ein roheres Zeitalter paſst. Tausend Weiber lächeln über das Obscöne und

Niedrige in unsern Gesprächen, so groſse Prätensionen sie auch in Absicht ihrer Cultur machen. Sie verbitten sich oft die Zweydeutigkeiten des Lustigmachers auf eine Art, wodurch dieser in seinen unsaubern Scherzen nur noch mehr aufgemuntert wird. Übrigens läſst sichs schwer bestimmen, ob dieser niedrige witzige Ton unserer selbst feinen Societäten von den höhern Ständen zu den mitlern herabgestiegen, oder sich von diesen zu jenen emporgehoben hat. Genug, der feinere Menschenbeobachter findet ihn bald mit bald ohne Verschleyerung fast überall, und wird in Stunden der vertraulichen Geselligkeit gemeiniglich unter der Firma, — daſs den Reinen alles rein sey, erlaubt.

Drittens müſsten wir zur Bildung eines bessern geselligen Tons den bösen Feind aller guten Geselligkeit und Menschenliebe, — den Geist der leidigen Rangsucht und des Rangstolzes, aus unsern

Zirkeln verbannen, und die Stände des menschlichen Lebens näher an einander zu bringen suchen, — was auch vornehmlich die Eitelkeit der höhern Weiber dagegen einwenden mag! — Ein Unterschied der Stände wird ewig bleiben, und muſs auch bleiben. Er würde sich, wenn man ihn auch abschaffen wollte, und auf einige Zeit abgeschafft hätte, endlich doch von selbst wieder herstellen, weil er in der Natur des Menschen und den äuſsern Verhältnissen des Lebens gegründet ist; aber die Grade dieses durch ein bloſses Ceremoniel festgesetzten Unterschiedes und seine eisernen Gesetze machen nicht immer der Vernunft Ehre. Sie verrathen den Geschmack eines rohen und plumpen Zeitalters, wo die Convenienz mehr, als Verstand und Verdienst galt, und Geburt und Verdienst lächerlich genug mit einander verwechselt wurden. Es ist wahr, man hat angefangen, jene ängstlichen Abtheilungen und Etagen der

Stände in unsern geselligen Zirkeln etwas näher an einander zu rücken, um uns zu beweisen, daſs das erhabene Publicum nicht ungerecht gegen die Würde des minder erhabenen sey; in unsern Clubs trift man Männer aus allen Ständen an, und ihr ceremonieller Unterschied scheint da ganz aufgehoben zu seyn; aber es scheint nur so, und der genauere Beobachter, dem man in diesem Punct ein kleines Miſstrauen wohl erlauben kann, läſst sich durch den Anstrich der äuſsern Höflichkeit und geselligen Harmonie nicht leicht hintergehen. Die höhern Stände, — man sage auch was man will, — sehen es doch immer noch nicht als eine Pflicht, sondern als eine Gnade an, wenn sie sich zu der zweyten unter ihnen stehenden Menschenstufe herunterlassen und — herabwürdigen, und mit den Bürger eine gleiche Stimmung der Fröhlichkeit affectiren. Sie geben genau auf uns Acht, ob wir auch nur auf die entfernteste Art den Respect beleidigen könnten, sie wissen es sehr gut, wer das groſse Wort führen, und die obere Stelle bekleiden muſs, wenn sie sich auch aus einer gar zu groſsen Bescheidenheit die unterste Stelle wählen. — Es liegt Etwas in ihrem Äuſsern, das rings um sich her, obgleich oft auf eine sehr feine Art, — Subordination und Veneration verlangt, und befiehlt, und das man im Allgemeinen die Physiognomie des Ranglustigen nennen könnte. — Aber da, wo sich noch Gnade, Herablassung, *Affectation*, verstellte Bescheidenheit, heimlicher Stolz und Feyerlichkeit in unsere Gesellschaften mischt, da ist der ächte und lautere Geist der Geselligkeit noch nicht vorhanden, sondern nur sein blendendes, aber seelenloses *Bild*, oder auch wohl dieses nicht einmahl, — sondern nur ein Schatten des biedern Tons.

Man darf in unsern Tagen nicht mehr den Einwurf machen, als ob darum die höhern Stände den, oder die auf sie folgenden in einer weiten Entfernung von sich halten müſsten, um durch die Uncultur und Plumpheit des Bürgers nicht verunreinigt und verbildet zu werden. Man darf jetzt vielmehr mit aller Dreistigkeit behaupten, daſs es jetzt wenigstens in dem sogenannten zweyten Range der Societät eben so feine, gebildete, geistreiche, geschmackvolle und treffliche Leute, als in den höhern Ständen giebt, und daſs viele gesellige Zirkel derselben es sehr ungern sehen dürften, sich in Absicht ihrer Cultur und feinern Lebensart mit jenen vergleichen zu lassen. Dieser Unterschied, womit die vornehmere Welt sonst so sehr zu prunken pflegte, und bisweilen auch mit Recht prunken konnte, hat aufgehört, — und es ist unläugbar, daſs jene Welt den höhern Grad der Aufklärung und des Geschmacks zum Theil mehr den mittlern Ständen, als sich selbst, zu verdanken hat, daſs die

Schriften der letztern zur Cultur der höhern Stände mehr, als die gesammte Tactik ihres Ceremoniels, beytrugen, und daſs ohne jene ehrenvollen Geistesdenkmähler unserer Nation die bessere Erziehung und Geistesverfeinerung der Groſsen sehr wenig fortgerückt seyn würde.

Viertens würde unser geselliger Ton an guter Harmonie, an Schönheit und Lauterkeit des Umgangs durchaus gewinnen müssen, wenn wir unsere Weiber besser zu erziehen, und sie bey ihrem unwiderstehlichen Hange zur Geselligkeit mit der wahren Philosophie und Kunst zu leben, bekannter zu machen suchten, wenn wir sie in der tadellosen Unbefangenheit und Herzlichkeit des Umgangs unterrichteten, wenn die Mütter ihren Töchtern mit einem guten Beyspiele hierin vorgingen, wenn wir unsere Töchter selbst nicht zu früh in die gröſsere Welt einführten, wenn wir es uns zur ernstlichsten Sache von der Welt machten, die

Unschuld des andern Geschlechts zu respectiren, und seine Sitten durch die unsrigen rein und ungeschminkt zu erhalten. Es ist ein unwiderleglicher Erfahrungssatz, daſs die meisten Weiber durch den Umgang schlimmer werden, anstatt daſs sie dieser liebenswürdiger, sittlicher und fester machen sollte. Wir sollten sie durch unsere Vernunft und unsern Umgang von ihrer grenzenlosen Eitelkeit zu heilen suchen, und ihnen statt unseliger Schmeicheleyen Nahrung für Herz und Geist geben. Wir sollten ihnen einen Eckel gegen seelenlose Stutzer einprägen, ihren Sinn für grade und biedere Menschen erhöhen, ihrer Verstellungskunst Grenzen setzen. Wir müssen sie vornehmlich vor der Eitelkeit des Witzes und vor Witzeleyen zu bewahren suchen, und sie durchaus nicht an unsern Töchtern dulden, weil dadurch selbst liebenswürdige Mädchen in unsern Augen viel verlieren, und das Herz der Männer von ihnen zurückgestoſsen wird. Wir sollten an unsern Weibern alles, was Affectation und Empfindeley heiſst, alle Ziererey und alle Ansprüche auf Vielwisserey und Gelehrsamkeit nicht dulden, weil auch diese uns gleichgültig gegen sie machen, und die Achtung der Männer der gröſste Schatz des Weibes bleiben muſs. Wir müssen in ihnen die Idee immer sehr lebhaft zu erhalten suchen, daſs sie das meiste zu einem guten Tone der Gesellschaft beytragen können, daſs wir eine groſse Achtung gegen ihr weibliches Verdienst haben, daſs sie uns desto liebenswürdiger werden, je mehr sie auf eine gute und gütige Art auf die Bildung unserer Herzen wirken, daſs sie die Schutzengel unserer Tugend seyn können, wenn sie nur wollen, und daſs wir nichts in der Welt mit mehrerer Dankbarkeit zu erkennen wissen, als wenn sie uns von unlautern und stürmischen Leidenschaften zu uns selbst, zur Ruhe des Gemüths und zum Genuſs reiner geselliger Freuden zurückgeführt haben.

Fünftens ist es ein groſser Fehler unseres geselligen Tons, daſs in unsern Zirkeln fast überall schon der Knabe mitsprechen, mit raisonniren, und darin so gut, wie ältere Leute, seine Rolle spielen will. Wenn man nun einmahl den muntern geselligen Buben aus elterlicher Zärtlichkeit mit in die Gesellschaft führen will, so mag er zuhören; aber nicht dociren, nicht den Possenreiſser machen, und nicht durch eine wilde Fröhlichkeit die gute Laune der Societät verbannen. So war es bey unsern guten Alten nicht. Der Knabe muſste daheim fleiſsig studieren, und sich auf seinen künftigen Beruf vorbereiten, anstatt daſs er jetzt die Clubs besuchen darf, und in Gesellschaften, wie der erwachsene Mann, gehört und behandelt wird. Man verstattet jetzt dem Jünglingsalter zu viele Freyheiten. Dieſs giebt für die Zukunft keine gute Aussichten. Solche Freygelassene wollen sich nachher in kein Amt gehörig schicken, wollen, ehe ihr Kopf reif ist, alles besser wissen, mit ihrem unreifen Kopf überall durchdringen; werden selbstsüchtige Raisonneurs und blinde Egoisten, und fangen, wenn sie noch auf der Schulbank sitzen, oft schon sehr wunderliche Liebesromane an. Unser *Zeitalter* zeichnet sich durch eine lächerliche Ungeduld aus, die Menschen früher reif zu sehen, als sie es nach dem Laufe der Natur werden können. Daher sieht man denn auch so viele Knaben, die Ehrenstellen bekleiden, und sich darin nicht zu behaupten wissen, daher giebt es so viel unglückliche Ehen, weil sich der Knabe, wenn er ein Amt hat, verheirathen muſs, daher giebt es so viel unglückliche Eltern, welche von ihren im Treibhause erzogenen Söhnen undankbar behandelt werden, daher kommt endlich der muthwillige und ungesittete Ton unseres geselligen Lebens an so vielen Orten, weil alle zu früh reif gewordene Menschen selten einen festen Charakter haben, wenn es nicht allenfalls der elende Charakter einer unbändigen Selbstsucht und übertriebenen Freyheitsliebe ist.

Endlich sechstens müſste der grenzenlose Luxus unsres Zeitalters zur Einführung eines bessern geselligen Tons eingeschränkt, und eine einfachere, und weniger prunkvolle Lebensweise wieder in ihre alten Rechte eingesetzt werden. Wenn dieser Luxus überhaupt die guten Sitten verpestet; so muſs er auch den guten geselligen Ton verderben, und die Wohlthätigkeit seiner Wirkungen aufheben. Wenn die Eitelkeit den Geist des Umgangs bildet; so ist der bessere Umgang selbst ein Unding. Wenn man in Gesellschaften nur glänzen will; so wird man kein Herz erwärmen, und sich keinem Herzen nähern. Wenn die Üppigkeit den Geist stumpf und gefühllos gemacht hat; so wird er zur Aufheiterung und Anständigkeit des geschmackvollen Umganges nichts beytragen können, sondern nur Überdruſs und Langeweile um sich her verbreiten. Einfachere Sitten sind immer die Schöpfer einer herzerquickenden Geselligkeit gewesen, weil sie das Gefühl für das Edle und Schöne in seiner Reinheit erhalten, und den Geist nicht unter der Last sinnlicher Genüsse vergraben, weil sie Leib und Seele gesund erhalten, — anstatt daſs unsere geselligen Zirkel so oft von kränklichen, empfindelnden und empfindlichen Weibern und Männern wimmeln, und uns unzufrieden mit uns selbst und mit Andern heimschicken. Wenn wir auch selbst in dem Strudel des Luxus mit fortgerissen werden; so können wir doch die nicht lieben, die seine Sclaven sind. Auch der Regellose ist gegen den Regellosen miſstrauisch, wenn er auch im Taumel der Freude nur ein Herz mit ihm zu haben scheint. Der Luxus erzeugt Neid, Miſsgunst, Feindschaft in allen Ständen, und zwingt die Menschen zu einer glänzenden Geselligkeit, ohne daſs uns die Menschenliebe dazu einladet. Er zwingt uns, mit denen dem äuſsern Anschein nach freundlich umzugehen, deren Umgang unser Vermögen vermindert, und unsere Thätigkeit aufhält. Er spielt oft wider unsern Willen mit unsern Tugenden, und giebt uns dafür nichts wieder, als das schreckliche Andenken an die leichtsinnige Verschwendung der kostbaren Zeit.

Ich will diese ganze Abhandlung über den Geist unserer Geselligkeit und diesen zweyten Band meines Werks überhaupt mit einer Stelle Rousseaus schlieſsen, der meine gebildeten Leser und Leserinnen gewiſs ihren Beyfall schenken werden, gesetzt auch, daſs dieser groſse Menschenkenner sehr unrecht die schneidende Satyre zum bon Ton gerechnet haben sollte. Hier ist sie. "Le ton de la bonne conversation n'est ni pesant, ni frivole; il est coulant est

naturel, sage sans pédanterie, gai sans tumulte, poli sans affectation, galant sans fadeur, badin sans équivoques. Ce ne sont ni des dissertations, ni des épigrammes; on y raisonne sans argumenter, on y plaisante sans jeux de mots; on y associe avec art l'esprit et la raison, les maximes et les saillies, la satyre aigue, l'adroite flatterie et la morale austere: on y parle de tout, pour que chacun ait quelque chose à dire; on n'approfondit point les questions de peur d'ennuyer, on les propose comme en passant, on les traite avec rapidité: la precision mene à l'élégance; chacun dit son avis, et l'appuie en peu de mots; nul n'attaque avec chaleur celui d'autrui, nil ne défend opiniâtrement le sien: on discute pour s'eclairer, on s'arrête la dispute; chacun s'instruit, chacun s'amuse, tous s'en vont contens et le sage même peut rapporter de ces entretiens des sujets dignes d'être medités en silence."

Ende des zweyten Bandes.

anthr. 113c

ilos. Anthrop. Scr. varia. 1296.

VERSUCH
EINER
CHARAKTERISTIK
DES
WEIBLICHEN GESCHLECHTS.

EIN
SITTENGEMÄHLDE DES MENSCHEN, DES ZEITALTERS UND DES GESELLIGEN LEBENS.

VON
CARL FRIEDRICH POCKELS.

DRITTER BAND.

HANNOVER,
in der Administration der Ritscherschen Buchhandlung.
1799.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

VORREDE.

Gegenwärtiger dritter Band meines Versuchs ist lediglich der Abhandlung über Liebe *und* Ehe *gewidmet. Da seit dem Anbeginne des Schreibens schon so unendlich viel über diese zwey höchst wichtigen Gegenstände gesagt ist, und alles Wissenswürdige in diesem Fache erschöpft seyn mag; so könnte diese Abhandlung völlig unnöthig scheinen. Allein dem Verfasser kann das Recht, so wenig wie jedem Andern, nicht genommen werden, seine eigenen Meinungen über jene zwey Gegenstände zu sagen, und das, was er selbst beobachtete, der Welt mitzutheilen, gesetzt, daſs auch alles schon gesagt seyn sollte. Hier und da könnte, nach seinem unvorgreiflichen Urtheile, doch manches aufgestellt seyn, was den Lesern dieses Werks* *zum Nutzen und Frommen gereichen dürfte, und in ihrem Gedächtnisse wiederum angefrischt zu werden verdiente.*

Die Abhandlung über die Eifersucht habe ich vormahls in das Magazin zur Erfahrungsseelenlehre einrücken lassen; sie erscheint aber hier verändert, und mit nöthigen Zusätzen vermehrt. Ich habe sie hier nicht auslassen dürfen, da die Eifersucht selbst eine so wichtige Rolle im Gebiethe der Liebe spielt, und meistentheils mit dieser, als ihrer ältern Schwester, wiewohl unter mancherley Gestalten und Verkleidungen, unzertrennlich verbunden ist.

Wenn ich der Liebe und Ehe so oft das Wort geredet, und ihr Vorzüge vor der kältern Freundschaft zuerkannt habe; so wird man diesen Enthusiasmus dem Verfasser nicht verargen, da ihn die Vorsehung zu dem glücklichsten Ehemanne gemacht, und er in diesem seeligen Ver-

hältnisse so viel reine und unbeschreiblich süſse Freuden des Herzens gefunden hat. Die Freundschaft zwischen Männern und Männern ist und bleibt zwar auch ein kostbares Lebensgut; aber sie wird immer seltener und ist von jeher etwas sehr Seltenes gewesen. Treue, unerschütterliche Freunde, im ganzen groſsen Sinne des Worts, — Freunde, die es ohne Eigennutz sind, und den Preis der Freundschaft in der Freundschaft selbst finden, giebt es gewiſs überall nur sehr wenige. Man muſs sie mit der Laterne des Diogenes suchen! —

Wegen einiger, mir hier und da entwischten Wiederhohlungen, und der vielleicht in einzelnen Abschnitten zu gehäuften Noten darf ich meine Leser nicht um Verzeihung bitten. Jene entstanden daher, weil die Handschrift in abgerissenen Zeiträumen ausgearbeitet wurde, und diese, nähmlich die Noten, können von Lesern, nannt, — gesagt hat, — und diese sage denn: daſs oft grade die allerfeinsten, allergeistigsten und allerheiligsten Weiber und Mädchen, — (so widersprechend es auch klingen mag,) die — allersinnlichsten sind; daſs sie meistentheils das Gepräge einer sogenannten — überirdischen Liebe erfunden haben, um die Schwächen des Temperaments zu verstecken, oder um sich selbst zu täuschen, und daſs sie noch im Alter mit der Liebe auf eine vorgegebene — geistige Art spielen wollen, da die Jahre ihnen das Spiel der nichtgeistigen entrissen haben.

Den am Ende dieses Bandes befindlichen Anhang bitte ich nicht als ein trockenes Bücherverzeichniſs zu betrachten, und ihn nicht als ein solches zu überschlagen. *)

---

*) Ich nenne hier noch ſolgende neue interessante Werke und — Werkchen ſür Gelehrte und Ungelehrte. — Väterliches Vermächtniſs an gute Töchter. Nach dem Engl. Leipz. 1798. Theo-

Er enthält einzelne Erläuterungen über Liebe, Ehe und Charakterkunde überhaupt und manchen dort aufbewahrten fruchtbaren Gedanken guter Schriftsteller, der Stundenlanges Nachdenken veranlassen kann. Es wäre überhaupt sehr zu wünschen, daſs sich endlich einmahl ein denkender Kopf entſchlieſsen möchte, uns eine genaue Literaturkenntniſs alles desjenigen zu liefern, was vom Anfange an über die moralische Charakteristik des Menschen geschrieben ist; und zwar nicht nur desjenigen, was in dieser Hinsicht

---

balds Morgengabe. von Schmiedtgen. Leipz. 1798. Amaliens Feierstunden. Hamb. 1796. Ein Wort zu seiner Zeit, von Sonntag. Freyberg 1798. Mann und Weib, von Heidenreich, Leipz. 1798. Der Marquisin sämmtl. Schriften zur Bildung junger Frauenzimmer mit Anmerk. von Heidenreich. Leipz. 1798. Grohmann, der Freund des weiblichen Geschlechts. Leipz. 1797. — Doch Kenner dieser Art von Literatur werden mir das: Und so weiter gern erlauben.

die keine Gönner derselben sind, füglich überschlagen werden, da ohne sie das Ganze verständlich ist. Meine Absicht dabey ging nicht dahin, mit einer Menge, über die vorliegenden Gegenstände gelesener Bücher zu prunken, sondern diese Bücher für meine Leser zu nutzen. Wer in einer Lage, wie der Verfasser, lebt, worinn er höchst selten mit Gelehrten über gelehrte Gegenstände raisonniren kann, muſs seine Zuflucht zu den Todten nehmen und unter ihnen leben, wenn ihm die Lebendigen fehlen.

Ferner wird man mir keinen Vorwurf deſswegen machen, daſs ich die Liebe des Weibes von der Liebe des Mannes nicht immer nach ihrem individuellen Charakter abgesondert habe. Beyderley Leidenschaften gehören als Naturbedingungen zusammen. Was von der einen gilt, gilt auch im Allgemeinen von der Andern. Nur in ihren Aeusserungen, ihren Graden, ihrem

Geschlechtstriebe giebt es zwischen der männlichen und weiblichen Liebe Verschiedenheiten, die ich denn auch, so viel sich's hier thun lieſs, und so weit es die Grenzlinie der Schamhaftigkeit erlaubte, anzugeben gesucht habe. Der Arzt würde über manche Dinge, die das Geheimniſs der Liebe auflösen, und ihre Schattirungen bestimmen, dreister und offener reden dürfen. — Von derjenigen Liebe, die gleichsam vom Himmel herab der Seele des Weibes, wie eine an sich höchst geistige — Offenbarung, mitgetheilt wird, und durchaus von aller Sinnlichkeit frey seyn soll, hätte ich vielleicht mit mehrerer Begeisterung reden sollen; allein ich muſs gestehen, daſs ich eine solche Offenbarung der geistigen — Liebe nicht genau genug kenne, und daſs ich mich, mit unsern besten Psychologen, nur an das halten konnte, was uns die groſse Menschenlehrerinn, — Erfahrung ge-

die Deutschen, sondern auch die fleiſsigen Ausländer geschrieben haben. Durch eine Vergleichung ihrer verschiedenen Ideen, und durch ihre Prüfung nach dem Sinne der gereinigtern Philosophie, welche der Stolz und die Zierde unseres Zeitalters geworden ist, müſsten Psychologie und Charakteristik der Menschheit unendlich viel gewinnen, und manches vortreffliche Werk würde nach einer langen Vergessenheit ein ehrenvolles Auferstehungsfest feyern. Undankbar gegen den rühmlichen Fleiſs unserer Voreltern und gegen ihre anthropologischen Werke verschlingen wir lieber mit immer neuem Heiſshunger die oft bis zur Erbärmlichkeit schlechten Speisen der neuern Literatur ohne Sättigung für Verstand und Herz, während die herrlichsten Gedankenschätze der Vorwelt — verkannt und verachtet im Staube vermodern.

Ich bin sehr überzeugt, daſs einer solchen Literatur der Charakteristik ein *groſses und bleibendes Interesse gegeben werden könnte. Es müſsten sich nicht nur die successiven Fortschritte dessen, was der menschliche Verstand vom Anfange an über die moralische Natur des Menschen gedacht hat, sondern auch aller Psychologie überhaupt, in so fern sie zur Kenntniſs und Heilkunde des Herzens führt, darin auffinden lassen. Es würde keine Falte, keine Verirrung, keinen Charakterzug der Menschheit geben, über den wir nicht das Raisonnement eines groſsen Kopfs nachschlagen, und uns dabey Raths erhohlen könnten. Wir würden bey dem Studium eines solchen Buchs in dem Herzen des Menschen unmittelbar selbst zu lesen glauben, — und würden auf allen Seiten auf seine Geschichte hingewiesen, und mit seinen Geheimnissen vertraut gemacht werden, da uns nun kein Schlüssel dazu mehr fehlen könnte. Da die ganze Geschichte nichts anders, als eine ausgebreitetere, in* eine Menge Zweige vertheilte Geschichte des menschlichen Herzens ist; so würde sich ein solches Werk genau an sie anschlieſsen, und von dort her Schätze für den menschlichen Geist entlehnen können, die man in tausend andern Schriften vergeblich suchte.

Endlich sey zum Beschlusse dieser Vorrede noch Folgendes gesagt. Ich wünsche sehr, daſs man die Hauptabsicht meines ganzen Werks nicht verkennen möge. — Es soll nicht die Fehler des andern und unsern Geschlechts aufdecken, um sie aufzudecken, sondern um zu warnen, zu belehren und zu bessern. Ich kann mich von dem Gedanken eines meiner Freunde nicht überzeugen, "daſs durch Schriften die Weiber nie besser würden, — daſs sie das Gelesene nie auf sich anwendeten, und daſs man als ein rechtlicher Schriftsteller nichts anders zu thun habe und thun könne, als sie auf eine schuldlose

Art zu amusiren. Ich habe eine bessere Idee von unsern Frauen, und es würde mir leid thun, wenn mein Buch selbst die Verständigen und Gebildeten nicht auf ihre Pflichten und Bestimmungen aufmerksamer gemacht haben sollte. Um dieſs zu erreichen, habe ich meinen Maximen die strenge Form der moralischen Gesetzgebung genommen, weil diese auf das andere Geschlecht am wenigsten zu wirken scheint. Ich habe die Folge meiner Gedanken so einzuleiten gesucht, daſs eine aufmerksame Leserin, ohne sich Zwang anzuthun, die guten Lehren für sich selbst abstrahiren kann, auf die ich hindeuten wollte. Das ganze Werk sollte vom Anfange an ein freundlicher Catechismus des zweyten Geschlechts seyn, und die damit verbundenen psychologischen Entwickelungen sollten das Interesse der darin enthaltenen Moralprincipien erhöhen helfen. Habe ich diesen Endzweck erreicht, hat *das Buch hier und da eine Schwäche geheilt, einen Irrthum berichtigt, eine sinkende Tugend vor dem gänzlichen Falle gesichert, — hat es eine Gattinn häuslicher, eine Mutter zärtlicher, eine Verschwenderinn haushälterischer, eine Stolze menschlicher, eine Spottsüchtige toleranter, eine Empfindsame vernünftiger, eine Eifersüchtige ruhiger gemacht; so bin ich für meine mühsame Arbeit reichlich belohnt.*

Zuletzt ersuche ich meine Leser, die etwa auch in diesem Bande vorkommenden Druckfehler selbst zu verbessern, und sie nicht mir zuzuschreiben, da ich von dem Druckorte weit entfernt lebe, und sie hier so wenig, als in den vorhergehenden Bänden, selbst austilgen konnte.

INHANLT

Weibliche Liebe. Sinnliche Natur dieser Leidenschaft überhaupt. Groſsere Innigkeit der weiblichen Liebe, ihre Untreue. Ursachen beyder. Seite 1

Eifersucht beyder Geschlechter. 100

Erste Liebe. Schüchternheit, Muth dieser weiblichen Leidenschaft 194

Launen, Sonderbarkeiten, Grillen der weiblichen Liebe 281

Seite

Eheſtand. Welches Weib wählt ſich der vernünftige Mann? 272

Wie muſs die Ehe geführt werden, wenn ſie glücklich ſeyn und bleiben ſoll? 317

Ueberſicht der vornehmſten literariſchen Hülfsquellen zur Charakterkunde und ſo weiter. 400

WEIBLICHE LIEBE. *)

Alle Liebe ist bald mehr, bald weniger — sinnlicher Natur. — Lieben die Weiber inniger und ausdauernder, als wir? — Ursachen ihrer innigern und festern Anhänglichkeit an uns. — Ursachen ihres Leichtsinns und ihrer Untreue.

Die Neigung des weiblichen Geschlechts, uns zu gefallen, uns zu besiegen und zu

---

*) Eine Apologie der Weiberliebe und der Weiber findet man in Lucians Ερωτες. Die Critiker wollen zwar darin nicht den Styl des philosophischen Spötters bemerken, oder halten jenes Product nur für eine Jugendarbeit Lucians; dessen ungeachtet bleibt es immer ein frappantes Gemählde der Frauensitten für alle Jahrhunderte, — zum Beweise, daſs sich die Menschen immer gleich geblieben sind, und sich immer gleich bleiben werden.

gewinnen, die geheimen Triebfedern einer unschuldigen, Anfangs noch kindischen, aber von der Natur selbst gebothenen Coquetterie erwachen in ihm noch früher, als die Liebe. Sie sind gleichsam die Vorläuferinnen dieser zärtlichen Leidenschaft, und bereiten ihr das Feld und den Boden zu, worauf sie nach und nach wachsen und gedeihen soll. Es ist oft dem jungen Mädchen noch ein tiefes Geheimniſs, warum ihr unser Geschlecht, warum ihr dieser und jener einzelne Mann besser, als ein Anderer, gefällt; aber ein leises, unwiderstehliches Gefühl ruft ihr dennoch schon im Hintergrunde ihres Herzens zu, — daſs sie dem Manne zu gefallen suchen müsse, der ihr gefällt, daſs dieses gegenseitige Gefallen an einander von der Natur selbst sancionirt werde, und daſs man das weibliche Herz zernichten müsse, wenn man seine unüberwindliche Sehnsucht zu unserm

Geschlechte austilgen wollte. Auf diese Art coquettiren schon tausend junge Mädchen, ehe sie noch eigentlich wissen, was lieben heiſst, und wozu ein Unterschied der Geschlechter vorhanden ist. Diese unschuldige Coquetterie, oder diese coquettirende Unschuld des Mädchens ist also noch nicht Liebe; aber sie führt zu ihr nach und nach hin, indem sie Liebe erregen will; bis eine gegenseitige zärtliche Sympathie zwey Herzen auf ein mahl näher an einander bringt, und durch ein gemeinschaftliches unbegrenztes Wohlgefallen an einander in Flammen setzt. *)

---

*) „L'amour fut definy par Socrate, un desir de la beautè. L'on peut dire, que c'est un mouvement de l'appetit vers ce qui lui semble beau et bon; ou plutôt un transport de l'ame pour s'unir à ce qui lui plait." Oeuvres de la Mothe le Vayer. Tom. I. S. 851. A Paris 1654. Fol. Die Socratische Definition der Liebe ist offenbar falsch, die des la Mothe ist bestimmter und natürlicher. Denn da man das

Die Liebe des Geschlechts zeigt sich schon früh bey Knaben und Mädchen in mancherley kleinen Schattirungen und Spielwerken ihres gegenseitigen Umgangs, ihrer Manier, sich auszudrücken und ihrer Neugierde, über allerley Geheimnisse belehrt zu werden. Die Mädchen drängen sich gern beym Tanze und Spiele zu Knaben hin, und kommen fröhlich und versöhnt immer wieder zurück, wenn sie auch durch die Miſshandlungen der Knaben fortgestoſsen waren. Sie ergötzen sich, ohne zu wissen — warum, schon frühzeitig an der Stärke, Lebhaftigkeit und Munterkeit unseres Geschlechts. Sie scheinen schon frühzeitig in ihren Liebkosungen und Gefälligkeiten gegen das unsrige, freygebiger und zärtlicher, als gegen das ihrige, zu seyn. Sie fassen die

Schöne auch lieben kann, wenn man es wirklich besitzt; so erschöpft das Verlangen nach der Schönheit den Begriff der Liebe nicht.

Scherze der Wärterinnen, die ihnen einen Bräutigam geben, mit sichtbarem Wohlgefallen auf, und hängen Jahre lang an diesem Bilde mit einer auffallenden und seltsamen Herzlichkeit, die man schon früh als die ersten Keime der Liebe betrachten kann. Wenn man auch die Schamhaftigkeit des Mädchens eine Naturanlage desselben nennen will; so scheint sie doch erst späterhin reif zu werden, weil das Mädchen so neugierig, wie der Knabe, nach den Mysterien des Ehestandes hascht, und, wie ich oft bemerkt habe, durch seltsame Umwege und Fragen die Wahrheit zu finden sucht. Die Lebhaftigkeit, die Zudringlichkeit und Entschloſsenheit, — und wiederum ein anderes Mahl alle Schüchternheit und Schamhaftigkeit, womit sie jene Untersuchungen betreiben, deutet, nach meiner Meinung, schon auf die versteckte, aber leise erwachende Geschlechtsliebe hin, die allein im Blute ihren Sitz hat, und ohne eine vorsichtige Erziehung zu unserm Erstaunen lange vor der körperlichen Reife des Mädchens hervorbrechen würde, wie man dieſs bey wilden Nationen, und Kindern vornehmer Leute häufig bemerken kann. Man hat mir Mädchen genannt, die in ihrem vierten und fünften Jahre schlafende Knaben beschlichen, und den Bau ihres Körpers untersuchten — Mädchen, die nicht viel älter waren, und eine gute Erziehung bekommen hatten, und sich dennoch schon nicht nur die anschaulichsten Begriffe von dem Mechanismus der Begattung verschafft hatten, sondern sich auch den freyern Umarmungen schöner Männer selbst anbothen, und heimlich in ihre Kammern schlichen. Zum Beweise, daſs sich die physische Liebe nicht immer nach den Jahren richtet, sondern bald früher, bald später in dem weiblichen Blute ihre Wallungen beginnt.

Es würde daher gegen alle Erfahrung streiten, wenn man die Liebe des Geschlechts aus etwas Anderm, als aus dem Geschlechte selbst herleiten wollte, da sie ihrer leidenschaftlichen Natur nach Anfangs nichts Geistiges, sondern nur etwas Körperliches seyn kann, und seyn muſs, wenn man nicht den lächerlichen Satz annehmen will, daſs es nur eine sogenannte Platonische Liebe gebe. — Selbst dasjenige, was die Seele aus ihrem Gedankenvorrathe und ihrer Imagination hinzuthut, um das Körperliche der Liebe zu verstecken, und ihr Bild zu etwas Geistigem zu erheben, ist nur ein feinerer Materialismus *), eine

---

*) „Der thierisch begehrte und für das Auge schöne Körper ist beseelt; seine geistigen Eigenschaften beziehen sich auf die unsrigen; es entwickelt sich uns auch diese Beziehung; an den Trieb nach körperlicher Vereinigung schlieſst sich die Regsamkeit des Triebes nach geistiger Vereinigung, nach harmonischem Wechsel der Gedanken und Gefühle unvermerkt an; die thierische Liebe wird geistig, menschlich. Der Trieb nach Gedankenwechsel, nach Belebung seiner Ge-

Verschönerung der thierischen Liebe zu einem, den Geist entzückendem, Bilde, — damit sich der Mensch auch hier über das Thier erhoben sehe. Dieses Bild kann durch jene Verschönerung seiner lieblichen Züge etwas Geistiges zu werden scheinen, und seine Vorſtellung in unserm Bewuſstseyn eine solche Stärke und Klarheit bekommen, daſs wir daran nichts Materielles mehr zu bemerken glauben; aber es würde gar nichts mehr seyn, wenn es nicht sein inneres Leben von einer, wiewohl verhüllten, Sinnlichkeit hernähme, und eben dadurch die Imagination nicht

---

fühle und Vorstellungen durch harmonische Geistesäuſserungen eines andern menschlichen Wesens, nach Verbindung der Freundschaft, der reinen geistigen Liebe, der Geselligkeit geht aus der Geschlechtslust hervor, und wird wahrscheinlich durch sie, also durch ein körperliches Bedürfniſs, zuerst entwickelt. S. Schmids empirische Psychologie. Jena 1791. S. 551 u. f.

selbst zu seiner sogenannten geistigen Ausschmückung anreitzte. Diese Sätze sind so wahr, daſs alle diejenigen, welche uns in ältern und neuern Zeiten das schöne und liebreitzende Gemählde einer geistigen Liebe mit den bezauberndsten Farben gezeichnet haben, — immer doch nur etwas Sinnliches zeichneten, und zeichnen konnten, und daſs ihr Flug in die höhern Regionen des Geistigschönen immer wieder zum Bilde des Irdischen oder Körperlichen zurückkehrte. Die beglückende, und für weichgeschaffene Seelen so unendlich wohlthätige Vorstellung einer gegenseitigen Sympathie würde ein bloſses Luftbild werden müssen, wenn sie sich durchaus an nichts Sichtbares anschlieſsen, und daran erwärmen könnte. Sie wohnt in einem Herzen, das fühlen will, was der Verstand denkt; sie wird das nie umfassen, was dieser noch so liebenswürdig darstellt, wenn das Herz dabey kalt blieb. Das

Herz wird ihn in die Körperwelt zurückziehen, wenn er sich in den Abstractionen eines bloſs geistigen Lebens, — wie in einem leeren Raume, verlieren will. —

Es ist also der Instinkt der Liebe, — nicht ihr geistiges, aus der Körperwelt hinausgehobenes Bild, der das andere Geschlecht so früh zu leiten anfängt, ob gleich, wie ich oben bemerkt habe, den Mädchen selbst seine letzte Bestimmung vielleicht noch ganz unbekannt seyn kann. Selbst bey denjenigen Frauenzimmern, die von aller Sinnlichkeit des Temperaments frey zu seyn scheinen, behauptet er seine Rechte, indem sie ohne zu wissen, warum, ihre Zärtlichkeit nicht verbergen können, und, ohne unsere Umarmungen zu wünschen, doch nach unserm Umgange und unsrer persönlichen Gegenwart verlangen. Allein die Anzahl dieser — Nonnen ist sehr geringe. Die meisten Weiber und Mädchen geitzen nach unsern Küssen, wenn sie es auch sich und Andern zu verbergen suchen. Die Schönheit der männlichen Seele wirkt gemeiniglich weniger, als die Schönheit des männlichen Körpers auf sie, und ihre geflissentliche Annäherung zu jener soll in tausend Fällen nur den Weg zum Genusse der letztern bahnen. Ich gebe es gern zu, daſs nicht immer die männliche Schönheit die weibliche Liebe reitzt, und daſs diese, wenn sie auf einen miſsgestalteten Mann fiel, bisweilen ganz geistiger Natur zu seyn scheint; allein etwas Körperliches ist doch auch bey dieser Liebe im Spiele, weil ein häſslicher Mann ein schönes, einladendes Auge, einen schön gebaueten Kopf, einen festen, gesundheitsvollen Körper — haben, und mithin die weibliche Liebe wegen der guten Bildung eines körperlichen Theils den ganzen Mann hübsch und liebenswürdig finden kann. Auch die häſslichsten Männer zeichnen sich oft durch eine, für das weibliche Ohr höchst melodische Sprache, durch die gefälligsten und einnehmendsten Manieren, durch eine bezaubernde äuſsere Gefälligkeit und Geschmeidigkeit also wiederum durch etwas Körperliches aus, wodurch sie die Weiber an tausend Fesseln binden.

Alle leidenschaftliche Liebe geht daher, obgleich auf ganz verschiedenen Wegen, und in ganz verschiedenen Formen, — bald mehr bald weniger von dem Physischen aus, und kommt immer wieder dahin zurück, wenn sie sich auch ganz davon entfesselt zu haben schien. Deſswegen ist sie aber durchaus nicht immer bestimmte Neigung zum groben Genusse, weil diese bey bessern und ruhigern Seelen bisweilen ganz fehlen, und ihre Sehnsucht nach uns allein auf die Annehmlichkeiten unserer Person gegründet seyn kann. Die innigste und zärtlichste Anhänglichkeit des Weibes an uns denkt oft am seltensten, oder wohl gar nicht an das Physisch-Sinnliche, *)

---

*) Von dieser reinen und edeln Art war die Liebe eines vortrefflichen Weibes gegen ihren Gatten, der Isabella von Gonzaga, Gemahlin Veit Ubalds von Montefeltro, regierenden Herzogs von Urbino, welcher seinem blühenden Lande keine Erben schenken konnte. Isabella lebte zwey Jahre mit diesem biedern Manne in einer so unschuldsvollen Ehe, daſs sie nicht einmahl den Unterschied des Geschlechts kannte. Aber auch nachher, als sie aus dem Munde ihres eigenen Gemahls sein Unglück erfuhr, — liebte sie ihn immer noch mit einer so unbegränzten Zärtlichkeit, daſs sie durchaus in keine Ehescheidung willigen, sondern lieber sterben wollte. „Es giebt tausend andere Dinge, sagte sie einst einem ihrer Verwandten, der sie zu einer Ehescheidung von ihrem Gemahle bereden wollte, wovon man mit mir sprechen kann; nur in Absicht dieses Puncts bitte ich, mich zu verschonen!" Nach einer zwanzigjährigen paradiesischen Ehe starb Ubald. Sein Tod stürzte das edle Weib in die tiefste Betrübniſs, und sie blieb selbst dem Schatten des geliebten Mannes treu, indem sie nie wieder heirathete.

bis es von der männlichen Liebe verlangt, oder erbethen wird, wenn sie sich nur

S. Hilarion Coste Eloges des Dames illustres. Tom. I. S. 697. u. f. Bayle hält die Erzählung von der Unschuld dieses trefflichen Weibes für etwas fabelhaft, weil die Kinder jetzt viel zu früh in den Geheimnissen der Liebe, vornehmlich durch das Gesinde unterrichtet würden; allein daraus folgt noch nicht, daſs die groſse Unschuld dieser Fürstin ein Feenmärchen sey. Es ist nichts Widersprechendes, daſs ein junges Mädchen, die vorsichtig erzogen wurde, bis zu ihrer Verheirathung hin in den Mysterien des Ehestandes selbst völlig unwissend bleiben kann, und wenn sie auch nachher von einer gewissen Neugierde gereitzt wurde, schamhaft genug seyn wird, diese Neugierde eher zu unterdrücken, als zu befriedigen. Da überdieſs Isabella von Gonzaga nicht zu den sinnlichen Weibern ihres Geschlechts gehörte; so läſst sich's um so eher begreifen, wie sie ihren Mann wegen seiner übrigen vortrefflichen Eigenschaften so unendlich zärtlich lieben konnte. Nicht zu gedenken, daſs Ubald wegen seines körperlichen Fehlers alle Künste der Liebe und Zärtlichkeit selbst angewandt haben wird, um seine Gean unserer Person und unserm Umgange weiden kann; — aber deſswegen bleibt sie doch immer etwas Sinnliches, nur von einer unendlich feinern und subtilern Art, als die rohe Geschlechtsliebe zu seyn pflegt. Sie bleibt es noch dann durch eine Täuschung der Phantasie, wenn sie für ältere Männer in dem weiblichen Herzen erwacht, weil sie gewiſs den ältern Mann etwas jünger und liebenswürdiger machen würde, wenn es möglich seyn könnte. —

Die ältern und neuern Moralphilosophen haben dieſs Bedürfniſs der weiblichen Liebe bald mehr bald weniger aner-

---

mahlin bey guter Laune zu erhalten, und ihr schönes Herz vor Verführungen zu sichern. Warum mögen sich doch unsere bessern Schriftsteller, die ihre Talente in langweiligen Romanen vergraben, nicht mehrere Mühe geben, die Gemählde solcher liebenswürdigen Weiber aus der Vorzeit wieder hervorzurufen, und sie als die gröſsten Documente der weiblichen Tugend aufzustellen!

kannt, ohne zu bedenken, daſs sich die Natur nimmer nach ihren Hypothesen richten wird, und daſs die Natur durchaus nicht anders gezeichnet seyn will, als wie sie wirklich ist. — Einige haben daher, weil sie das sinnliche Beygemisch der Liebe nicht ableugnen konnten, dem reinern Feuer der Freundschaft den Preis zuerkannt, ob gleich diese ein tausend Mahl selteneres Ding, als die aufrichtige und innige Geschlechtsliebe seyn mag. Hier sind die Worte eines unsrer hellesten, liebenswürdigsten und geliebtesten Weltweisen: — „Gemeinschaftliches Leben ist das Mark der wahren Freundschaft: Aufschluſs und Theilung der Herzen, innige Freude aneinander, gemeinschaftliches Leid mit einander, Rath, Trost, Bemühung, Hülfe für einander sind ihre Kenntzeichen, ihre Süſsigkeiten und Belohnung. Was für zarte Geheimnisse giebt es in der Freundschaft: Aufſchluſs und Theilung der Herzen, einige Freude an einander, gemeinschaftliches Leid mit einander, Rath, Trost, Bemühung, Hülfe für einander sind ihre Kenntzeichen, ihre Süssigkeiten und Belohnung. Was für zarte Geheimnisse giebt es in der Freundschaft! Delicatessen, als ob die Seele sich in des Andern Seele unmittelbar fühlte, und vorahndend seine Gedanken so richtig erkenne, als ob es ihre eignen Gedanken wären. Und gewiſs, die Seele hat zuweilen Macht, sie so zu erkennen, so in des Andern Herz unmittelbar und innig zu wohnen. Es giebt Augenblicke der Sympathie auch in Gedanken, ohne die mindeste äuſsere Veranlassung, die zwar die Psychologie nicht erklärt, aber die Erfahrung lehrt und bekräftigt. Es giebt Erinnerungen, auch ferne Erinnerungen abwesender Freunde an einander, die oft von der wunderbarsten und mächtigsten Art sind. Wenn überhaupt die Seele je die geheime Kraft hätte, ohne Organ unmittelbar in eine andere Seele zu wirken; wo könnte es natürlicher seyn, als bey der Freundschaft? Diese ist reiner und also gewiſs auch mächtiger, als die Liebe: wenn diese sich zur Stärke und Dauer der Ewigkeit erheben will, muſs sie erst, von der groben Sinnlichkeit geläutert, ächte und wahre Freundschaft werden. Wie selten gelangt sie dahin! Sie zerstört sich selbst, oder zerstört ihren Gegenstand mit durchdringenden fressenden Flammen, und beyde das Liebende und das Geliebte liegen sodann wie ein Häufchen Asche da. Aber die Glut der Freundschaft ist reine erquickende Menschenwärme. Die beyden Flammen auf einem Altar spielen in einander, heben und tragen frohlockend einander, und oft noch in der Stunde der traurigen Scheidung schweben sie fröhlich und einig ins

Land der reinsten Vereinigung, der treuesten untrennbaren Freundschaft." S. Liebe und Selbstheit in Herders zerstreuten Blättern. Erste Sammlung. Gotha 1785.

Aber von welcher Freundschaft mag hier wohl eigentlich die Rede seyn? Die Freundschaft zwischen Männern erhebt sich selten, oder vielleicht nie zu der Stärke und Schönheit des freundlichen Bildes, welches der Verfasser von ihr entwirft, und das sich als eine schöne Abstraction mit noch lebhaftern Zügen und Farben ausmahlen lieſse. Die feurige, innige, von allem Eigennutze abgesonderte Freundschaft zwischen Männern ist selten mehr, als ein schöner Traum, aus dem wir leider! oft genug durch die Untreue unserer Freunde selbst schrecklich erwachen. Die Freundschaft zwischen Männern und Weibern hingegen ist viel herzlicher, mächtiger und lebendiger.

Sie vereinigt zwey Seelen in einen Einklang des sittlichen Gefühls, in ein unzertrennbares Ganze zusammen, und ihre Dauer ist bey edlen Charakteren ewig und unwandelbar. Alles zwischen beyden ist Harmonie, Einheit und thätiges Mitgefühl; es giebt nur ein zärtliches Interesse, das ihre Herzen und ihre Gedanken mit einander verbindet. Sie stellen die in einander geschlungenen Hände vor, die sich mit jeder Nerve traulich einander berühren, sich die Wärme des Bluts einander mittheilen, gleiche Pulsschläge zählen, und sich gleiche Empfindungen des Herzens eindrücken. Aber diese Freundschaft ist nicht bloſs geistiger Natur; sie knüpft das Band zweyer Geschlechter, und ist also von aller Sinnlichkeit nicht abzusondern, zumahl wenn sie von der einen oder andern Seite von der Schönheit oder Annehmlichkeit der Person belebt wird.

Grobsinnlich ist sie darum nicht immer; aber sinnlich ist und bleibt sie doch in so fern, daſs sie in einzelnen Augenblicken, bey allem Ernste ihrer Gefühle und Denkweise, und bey einem sehr hohen Grade von Tugend schwach und schwächer seyn könnte, als sie glaubt. Die Geschichte des öffentlichen und häuslichen Lebens erzählt uns tausend wunderliche Beyspiele, wie leicht sich die gepriesensten Tugendhelden und Tugendheldinnen von jener Schwäche überraschen lieſsen, und wie oft sie der leisesten Versuchung in einer zärtlichen Minute unterlagen.

Sinnlich kann man alles bey einer Freundschaft zwischen Männern und Weibern nennen, was auch nur auf die entfernteste Art an die leiseste Spur des Instincts grenzt, oder auch nur den subtilsten Grad einer Anhänglichkeit an etwas Körperliches verräth, wobey es denn gar nicht nöthig ist, daſs der Geliebte, oder die Geliebte, der Freund, oder die Freundin von irgend einem unreinen Gedanken schamroth gemacht werden müſste. Genug, wenn es ein Mahl, sey es in welchem schönen und überraschenden Bilde, in welchem augenblicklichen flüchtigen Gefühle entstehen, oder ganz dunkel und unentwickelt in einem Winkel der Seele schlummern könnte. Tausend edle, junge Leute, die sich einander bis zur zärtlichsten Schwärmerey liebten, haben es eingestanden, daſs sie bey dem allerlebhaftesten Feuer ihrer Liebe, und in ihren süssesten Entzückungen am wenigsten von einer groben Sinnlichkeit beherrscht wurden; *) wer würde aber behaupten wollen, daſs diese Liebe nur Freundschaft, und von aller Sinnlichkeit frey gewesen

*) "L'amour est chaste jusques dans ses songes" sagt ein Franz. Schriftsteller.

sey? So wäre der zärtliche Wunsch, mit welchem der Freund in den Augen der Freundin herzliches Entgegenkommen, Einverständniſs und Erhörung aufsucht, so wären ihre warmen Händedrücke und das Gefallen an gegenseitigen Reitzen, so wäre der Genuſs der Schönheit auch nichts Sinnliches, sondern nur eine Abstraction, nur ein Ideengenuſs, nur ein geistiges Leben, während das hochklopfende Herz alle diese schönen Gefühle der Liebe zur Reife bringt? — Wenn es daher eine Freundschaft zwischen beyden Geschlechtern ohne alle Sinnlichkeit geben kann; so müſsten vorher von weiblicher Seite folgende Fragen beantwortet werden: Warum macht die Schönheit der Männer einen so erstaunlich tiefen Eindruck auf das weibliche Herz, — selbst bey ältern Frauen? Warum gefällt ihm so sehr Stärke und Gesundheit des männlichen Körpers, wenn es ihm auch selbst an Schönheit gebricht? Warum können sich die Weiber so selten bey einer ernsthaftern und kältern Freundschaft erhalten, warum suchen die Meisten ihre Freunde bis zu einer unruhigen Zärtlichkeit zu fesseln? Warum ist ihnen der Umgang mit den liebenswürdigsten Weibern oft minder angenehm, als der Umgang mit höchst faden Alltagsmännern? — Und, wenn nun alle diese Fragen nicht ohne Hinsicht auf etwas Sinnliches selbst bey der weiblichen Freundschaft beantwortet werden können; so wird man um so weniger die weibliche Liebe für eine blofs geistige Empfindung halten dürfen, was sie als Leidenschaft nicht seyn und nicht werden kann. Sie ist keine Liebe mehr, wenn sie als Leidenschaft zu wirken und zu empfinden aufhört. *)

---

*) Es giebt eine lehrreiche, hierher gehörige Dichtung der Alten, welche von einem Flusse Se-

Es ist vielleicht eine überflüssige Frage: ob die Weiber zur Liebe geneigter, als wir, sind, da wir sie gemeiniglich dazu verführen, und da im Allgemeinen die Sache nicht wohl ausgemacht werden kann. Aber entschieden bleibt es

---

lemnus fabelten, dafs er die Schmerzen der Liebe durch Vergessenheit des geliebten Gegenstandes heile, wenn man sich in dem Wasser dieses Stromes bade. Sie wollten dadurch zu verstehen geben, dafs jene Leidenschaft nur durch wunderbare und seltene Mittel, und durch das Vergessen der schönen Form vertrieben werden könne. Selemnus war Anfangs ein liebenswürdiger Jüngling, in den sich die Meernymphe Argyra bis zur Umarmung verliebte. Sie verliefs die Tiefen des Oceans, um sich an den Reitzen seiner Schönheit zu weiden; als diese aber zu verwelken anfingen, blieb sie aus, und kam — nie wieder. Selemnus starb darüber vor Betrübnifs, und die barmherzige Göttinn der Liebe verwandelte ihn in einen Strom. Aber auch diese Umschaffung heilte seinen Kummer nicht, bis Venus ihm die Gnade, seine Geliebte ganz zu vergessen, verlieh.

wohl immer, daſs sie feuriger, zärtlicher, inniger und auch ausdauernder, als wir, lieben; weil sie von Natur zärtere Empfindungen, ein weicheres Herz, eine weichere Sinnesart haben, und das Gefühl ihrer Schwäche ihnen die Anhänglichkeit an unser Geschlecht so nothwendig macht; weil sie ohne Gefahr und ohne Aufopferung ihre Ehre nicht so leicht, als wir, in der Liebe wechseln können noch dürfen; weil sie die Liebe und Ehe als eine Erlösung aus der Kinderstube betrachten, und auf den weisen Gebrauch jener Leidenschaft das Hauptglück ihrer Ehe gegründet ist; weil die in ihnen liegende Mutter- und Kinderliebe sie zwar Anfangs ganz dunkel, aber desto mächtiger zu uns hintreibt, und weil sie von Jugend auf zur Liebe selbst als einer Bestimmung ihres weiblichen Glücks abgerichtet werden. Ich werde diese Gründe zum Theil etwas näher beleuchten müssen.

Zum Beweise der zärtern Empfindsamkeit des weiblichen Herzens bey dem Entstehen und Zunehmen der weiblichen Liebe wird schon ihr eigenes Gemählde hinreichen, das zwar mit der männlichen Liebe einerley Züge haben, sich aber überall durch die gröſsere Feinheit und Delicatesse der Empfindungen auszeichnen wird. Das schöne und liebreitzende, bis zur Bezauberung ausgemahlte Bild des geliebten Gegenstandes verläſst die weibliche Seele keinen Augenblick, und ist ihr gegenwärtig, wenn sie sich mit ganz andern Dingen zu beschäftigen scheint. Auch mit diesen fremden Dingen beschäftigt sie sich nur in so fern, als sie eine gewisse geheime, der weiblichen Imagination vielleicht nur ganz allein verständliche, Beziehung auf jenes verschönerte Bild der Liebe haben. Sie wird immer wieder darauf zurückkommen, sich immer wieder darin verlieren, wenn auch einmahl ein Sturm von Unzufriedenheit, oder ein Gefühl von Gleichgültigkeit dasselbe zu verscheuchen sucht. Wohin sich das Herz des liebenden Mädchens drehen und wenden mag, — wohin ihr Auge sich richtet, wohin ihr Ohr sich neigt, da findet sie überall den Gesuchten; sie hört seine Stimme in dem Gelispel des Waldes; sie erblickt sein Bild in der blühenden Rose und in dem Spiegel des Baches; sie fühlt seine Küsse in dem leisen Hauche des Zephyrs; sie umarmt ihn in der jugendlichen Freundinn; sie ruft mit inniger Zärtlichkeit seinen Nahmen aus, ohne daſs er sie hören kann; sie streckt die Arme nach ihm aus, wenn Berge und Thäler sie weit von einander trennen. — Es giebt keinen schönern Mann unter der Sonne, als den Geliebten, wenigstens keinen bessern, keinen Liebenswürdigern, keinen Getreuern, als ihn. Er ist ein Meisterstück der Schöpfung, seine kleinen Fehler sind nur darum da, um seine Vollkommenheiten zu heben und zu verschönern.

"Er ist gut, wie ein Engel, wenn ihm auch andere Vollkommenheiten mangeln sollten." Dieſs ist die Achse, um welche sich alle Gedanken des liebenden Mädchens herumdrehen, und worauf sich wohl mit am meisten die Blindheit der weiblichen Liebe gründet. Wirkliche Fehler hat der Geliebte nicht; es sind nur einzelne Schwächen. Einige möchte vielleicht das bessere, weibliche Herz aus dem schönen Charaktergemählde des Mannes hinweggewischt sehen, die Geliebte will es ihm entdecken; aber die zu nachsichtige Zärtlichkeit verschlieſst ihr den Mund, wenn sie das Idol ihrer Empfindungen belehren will. Sie fürchtet, dem Besitzer ihres Herzens einen unruhigen Augenblick zu machen, und dieſs würde in ihren Augen ein Verbrechen gegen die Liebe selbst seyn. Ihr erstes Gesetzt ist Schonung gegen den geliebten Gegenstand, und stilles Bemühen, sich selbst die Fehler desselben zu verheimlichen, damit sie nicht in ihrem innern Glücke gestöhrt werde. "Dein Geliebter besitzt ja, gegen eine kleine Schwachheit, tausend Vollkommenheiten, die jene unendlich aufwiegen; er ist ja sonst so zärtlich, so weich, so bieder, so gutdenkend, so mild gegen Elende; — laſs ihn daher immer einen etwas rauhen und wilden Charakter dabey haben, — ohne ihn würde er vielleicht ein weniger feuriger Liebhaber, — ein unbedeutender Alltagsmensch ohne Verdienst und Achtung seyn. Es ist wahr, er hat eine unglückliche Neigung zum Zanke, er ist bisweilen zu hart und zu strenge in seinen Urtheilen gegen und über andere Menschen, die ihm ganz gleichgültig seyn könnten; aber er wurde ja zum Zorne gereitzt, — ein fester Mann darf sich nichts biethen lassen, und seine Urtheile mögen darum so scharf und schneidend ausfallen, weil er Andere weit übersieht, und sein offener und selbstständiger Geist sich unmöglich in die Falten und Launen jedes Narren schmiegen kann. Auch dieſs ist wahr, dein Geliebter ist dem Trunke und Spiele ergeben; — aber tausend weniger liebenswürdige Männer sind es auch, und hat er mir nicht feyerlich versprochen, sich zu bessern! kann man ein gröſseres Opfer verlangen, und wie könnte ich in die Erfüllung seines Gelübdes ein Miſstrauen setzen! Er ist auch sonst noch ein loser Verschwender; allein auch diese Unart wird er ablegen, wenn er erst näher mit den Freuden des ehelichen Glücks bekannt ist, und diese ihn sein Haus zum liebsten Aufenthalte machen. Er verschwendet ja doch auch mit mehrerm Geschmacke, als Andere; er ist ein Kenner des Schönen und der Kunst, es ist natürlich, daſs ihre Gegenstände auf ihn einen tiefern Eindruck, als auf andere, weniger fühlbare Männer machen müssen. Vielleicht verschwendet er auch nur aus Liebe zu dir, um durch sein Aeuſseres deiner Eitelkeit ein kleines Opfer zu bringen. Ich gebe ihm einen Wink, und er wird der beste Haushälter von der Welt werden. Er ist bisweilen etwas zu geschwätzig, — zu vorlaut — zu ungestüm in seinem Betragen. Das Erste thut er aber, um dich zu unterhalten, und deine lange Weile zu verscheuchen, das Zweyte ist kein Fehler seines Herzens, sondern wohl nur ein Uebermaaſs seiner Liebe. Er könnte darin delicater und bescheidener gegen dich seyn, er könnte das Feuer seiner Küsse, und die Wildheit seiner Umarmungen etwas einschränken, um das Erröthen meiner Wangen zu verhindern; allein wer kann hierin den Männern Gesetze vorschreiben, und wer will sie für das darunter verborgene Gutmeinen bestrafen! Ein zu phlegmatischer Liebhaber ist ein lächerliches, ekelhaftes Geschöpf, ich könnte eine solche Schneckenseele nicht lieben. Der Mann ist zum Siegen geschaffen, und wir, — sind da, um uns überwinden zu lassen!" —

So entschuldigt das liebende Mädchen alles Fehlerhafte an dem Auserwählten ihres Herzens mit einer unermüdeten Nachsicht, und entrüstet sich gegen jeden, welcher den Schleyer aufheben will, den sie selbst um seine Charakterschwächen geworfen hat. Die ganze Welt soll ihn nur in dem Lichte sehen, worin sie ihn erblickt. Ströme von Thränen stürzen aus ihren Augen, wenn die klügern Freunde und Aeltern die Fehler des Geliebten aufdecken, und Bedenklichkeiten äuſsern. Sie will lieber selbst die schmerzlichsten Vorwürfe tragen, als sie dem Geliebten machen lassen. Sie drückt den Mund der warnenden Mutter mit ihren Küssen zu; sie stürzt dem mit ihrer Liebe unzufriedenen Vater zu Füſsen, und bittet um Schonung und freundlichere Urtheile für den Räuber ihres Herzens, sie vergiſst den Augenblick nie, worin eine thörichte Anverwandte über den empfangenen Trauring spottete, und ein Miſstrauen gegen die Treue des Geliebten zu wagen schien.

Nach und nach empfindet die weibliche Liebe alle Grade eines zärtlichen Wahnsinnes, ohne daſs sie das Kleinliche und Lächerliche daran bemerkt. Sie hängt nicht nur im Wachen und im Traume mit inniger Sehnsucht an dem schönen Bilde der Person des Geliebten, sondern alles ist ihr heilig, was ihn umgiebt. Seine Gegenwart flöſst den leblosesten Dingen Leben und Seelen ein. Seine unbedeutendsten Geschenke sind in ihren Augen von einem unermeſslichen Werthe, und sie würde sie gegen keine Welt vertauschen. Ihr Reichthum ist eine Haarlocke des Geliebten, ein welker Blumenstrauſs, ein Brief der Liebe. Sie verwahrt diese Dinge mit einer Sorgfalt, als ob das ganze Glück ihres Lebens davon abhinge. Sie trägt sie in ihrem Busen, und zeigt sie nur der Vertrautesten ihres Herzens. Tausendmahl hat sie schon den liebevollen Brief gelesen, und immer schlägt sie ihn von neuem wieder auf, bis er in seinen Ruinen zusammen sinkt, und seine Buchstaben durch Thränen der Freude und Sehnsucht verwischt sind. Auch seine Ruinen werden nicht weggeworfen, da sie durch tausend Küsse gleichsam geheiligt waren, und eben die Hand sie zeichnete, deren feuriger Druck dem zärtlichen Mädchen das erste Erröthen der Liebe entlockte. Sie umarmt die Freundinn feuriger, die aus der Gegend des Geliebten kommt, sie fühlt sich zu allen Menschen näher hingezogen, die nur die entfernteste Aehnlichkeit mit ihm haben; die unausstehlichsten Menschen werden in ihren Augen liebenswürdig; die gute Bothschaft von dem entfernten Herzensfreunde bringen, und die rauhesten Gegenden wandeln sich in Paradiese, worin sie zu lieben anfing. — Ich gebe es zu, daſs die männliche Liebe zu allen diesen, und zu noch grössern Schwärmereyen der Imagination fähig ist, daſs das feurigere Blut des Mannes, durch die Schönheit des Weibes verführt, noch sonderbarere Erscheinungen in uns hervorbringen kann; aber ich werde mir es nie ausreden lassen, daſs die Weiber inniger, zärtlicher und folglich auch in den meisten Fällen getreuer, als wir, lieben, und ihre Liebe besser und reitzender, als wir, auszudrücken wissen. *)

---

*) "De toutes les passions, l'amour sans contredit est celle que les femmes sentent et qu'elles expriment le mieux. Elles n' èprouvent les

Daſs das Gefühl ihrer Schwäche ihre Anhänglichkeit an unser Geschlecht, folg-

---

autres que foiblement et par contre-coup celle-là leur appartient; elle est le charme et l'intérêt de leur vie; elle est leur ame." Thomas Essai sur le caractere des femmes. A Par. 1772. S. 100. Eben so wahr ist folgende Stelle des nämlichen Buchs S. 124. — "L'homme peut-être s'enflamme plus lentement, et par degrés: les passions des femmes sont plus rapides; ou elles naissent tout-à-coup, ou elles ne naîtront point. Plus gênées, leurs passions doivent être plus ardentes. Elles se nourrissent dans le silence, et s'irritent par le combat. La crainte et les allarmes mêlent chez les femmes l'inquiétude à l'amour et en les occupant le redoublent encore. Quand l'homme est sur de sa conquête il peut avoir plus d'orgueil; mais la femme n'en a que plus de tendresse. Plus son aveu lui a coûté, plus ce qu'elle aime lui devient cher. Elle s'attache par ses sacrifices. Vertueuse elle jouit de ses refus; coupable elle jouit de ses remords même. Ainsi les femmes quand l'amour est passion, sont les plus constantes; mais aussi, quand l'amour n'est qu' un goût, elles sont les plus légères." —

lich auch ihre Liebe zu uns um so nothwendiger und bleibender macht, ist wiederum ein Erfahrungssatz. Die Liebe ist für das andere Geschlecht nicht nur ein süſses Naturbedürfniſs, sondern auch ein Bedürfniſs in Absicht seines gesammten relativern Zustandes. Es ist höchst unglücklich und bedaurenswürdig, wenn es von unserm Geschlechte nicht geliebt wird, es kann unsrer Liebe nicht so leicht, als wir der seinigen, entbehren, weil es in einem viel höhern Grade abhängiger und hülfsbedürftiger, als wir, geschaffen wurde. Der schwächere Theil sollte nach dem Gesetze der Natur Trost, Schutz, Mitleiden bey dem stärkern suchen. Er sollte aber unsere Hülfe nicht erzwingen, sondern, als der schwächere Theil, durch eine desto gröſsere und innigere Liebe unser Herz erweichen, und unser Herz belohnen. Die Schwäche des andern Geschlechts ist ihm also gleichsam als ein ganz eigenthümliches Gesetz und Vorrecht seiner wärmern Anhänglichkeit an uns vorgeschrieben worden, von dem sich die Weiber bey aller vorgeblichen Kälte und Gleichgültigkeit nie losmachen können, und losmachen dürfen, da auf eben jener Schwäche ihre eigene und unwiderlegliche Allmacht über uns gegründet ist. Vermöge der erstern werden wir überall ängstlich und zärtlich von ihnen aufgesucht, — selbst dann, wenn sie uns zu fliehen scheinen. Dieſs ist es, was so mächtig uns zur Gegenliebe reitzt, und viel stärker, als der Instinkt selbst, ist. Dieſs ist es aber auch, wodurch wir dem schwächern Geschlechte nach und nach selbst unterwürfig gemacht, und von ihm beherrscht werden, indem wir es zu beherrschen glauben. Wir können, — ohne aus der Classe des Menschen herauszutreten, den Ausdrücken der weiblichen Liebe nicht widerstehen; nichts schmeichelt unsere Eitelkeit mehr, als diese zärtlichste aller Leidenschaften. — Die uns kurz vorher gleichgültigsten Weiber werden oft durch einen einzigen kleinen Beweis ihrer Liebe unsere ewigen Besiegerinnen, und der Weiberhasser fliehet das schöne Geschlecht vielleicht nur darum, weil er in sich, und zwar ganz insgeheim noch ein Plätzchen bemerkt, den über lang oder kurz ein weibliches Herz erobern könnte; der aber aus Liebe zur Freyheit — unerobert — bleiben soll.

Die Weiber haben kein Hülfsmittel der Klugheit, keine Zauberkraft des zärtlichen Einschmeichelns, keine Kunst der Überredung, der Aufopferung, der Verstellung und der moralischen Güte unversucht gelassen, jene Unterwürfigkeit des Mannes zu bewerkstelligen, und uns durch einen würklichen, oder auch nur affectirt höhern Grad ihrer feurigen Liebe zu ihren Anbethern zu machen. Aber eben dieses unablässige, geheime und öffentliche Bestreben, dem Manne eine solche Höhe, einen solchen Enthusiasmus der Liebe zu zeigen, hat bey edlern Seelen endlich einen solchen Enthusiasmus wirklich hervorgebracht, und ihr Herz ist durch den Gebrauch aller Triebfedern, uns zu gewinnen, selbst feuriger und zärtlicher, als das unsrige, geworden. Der Werth, den sie auf ihre Siege über uns zu legen Ursache haben — hat ihre Liebe gegen uns lebendiger gemacht, und diese lebendigere Liebe hat sich nach und nach aller Geheimnisse unserer Herzen bemächtigen müssen; sie hat bis in die geheimsten Falten unseres Gefühls hinein geschaut, um uns mit neuen Beweisen ihrer Innigkeit zu überraschen, und zu beglücken, und sie hat mitten in diesem unermüdeten Bestreben selbst dadurch ihren höchsten Schwung erreicht, daſs sie sich selbst in unzähligen Fällen in ein tiefes Geheimniſs einhüllen, und, um desto sicherer zu seyn, sich den Augen aller andern Menschen entziehen muſste. —

Daſs die Weiber in tausend Fällen nicht so frey und offen, als wir, die Flammen ihrer Liebe entdecken dürfen, sondern oft sehr lange, und bisweilen auf immer verheimlichen und verstecken müssen, mag wohl viel zur grössern Innigkeit und Ausdauer ihrer zärtlichen Leidenschaften selbst beygetragen haben. Dadurch, daſs sie die liebsten Wünsche und die schönsten Gefühle ihres Herzens wie heilige und verschlossene Mysterien behandelten, muste das Interesse der Liebe selbst erhöhet werden, und nach und nach eine unüberwindliche Stärke bekommen. Alles, was wir in dem Innern unserer Gedanken und Empfindungen verbergen, — beschäftiget die Thätigkeit unseres Geistes oft mehr, als das, was wir aller Welt entdecken dürfen, und die Liebe gewinnt offenbar durch jenes in sich gekehrte, in sich verschlossene, aber destomehr mit sich selbst und durch sich selbst beschäftigte Gefühl, welches sich keinem andern Wesen, als dem Geliebten allein, entdecken will; aber grade durch sein geheimniſsvolles Schweigen an Fülle und Schwärmerey zunimmt. *) Wenn die weibliche Liebe erst redselig werden darf, wenn sie ihre Geheimnisse auszu-

---

*) „Plus l'amour est mystérieux, plus il a de force; plus il est secret, plus il augmente; et plus on le cache plus il se montre." Esprit de Madem. de Scuderi. A Amſterd. 1766. 8. S. 34. Der letztere Gedanke der Französischen Sappho, (so nannte man diese alte Jungfer — wegen ihrer Gelehrsamkeit und — Haſslichkeit,) ist nicht ganz richtig, desto richtiger aber folgende Stelle S. 20. „L'amour est toujours discret et mistérieux; il fait de grands secrets de petites choses; il aime le silence et la retraite: il fuit le bruit et la foule; il se plait à parler bas, à parler peu et quelque fois à ne pas parler point du tout; et s'il y a des faveurs à faire, il veut que le coeur, qui les recoit se trouve seul à les savoir; qu'il renferme toute sa joie en lui-même et qu'il fuie autant les témoins de son bonheur, que les rivaux qui le lui disputent."

plaudern anfängt; so ist auch nicht selten schon ein Theil ihrer leidenschaftlichen Gewalt dahin, sie nimmt das dann oft dem Herzen; was sie der Zunge giebt. Der verstohlne Kuſs, den die Geliebte dem Geliebten schenkt, sagt oft tausendmahl mehr, als hundert Gedichte und Liebesbriefe. Die reine, und durch sich selbst glückliche Liebe des Weibes verschleyert sich aus Achtung gegen sich selbst, weil sie ihre geheimen Kleinodien keinem ungeweiheten Auge zeigen mag, weil sie sich selbst genug ist, — weil nur der Geliebte in ihrem Innern zu lesen verdient, und dieser selbst als ein geheimer Schatz in ihrer Seele verwahrt wird.

Das Verstohlne und Versteckte hört bey der zärtern weiblichen Liebe auch oft dann noch nicht auf, wenn sie sich freyer und unverhüllter zeigen dürfte. Die stille und gerechte Furcht, daſs sie sich selbst irgend einmahl vergessen, und dem Geliebten auch nur auf die entfernteste Art eine Gelegenheit zum Miſsmuth geben könnte, die Besorgniſs, daſs sie durch zu lebhafte Ausdrücke den Neid gegen sich erregen, und sich selbst bey ihren Planen neue Schwierigkeiten schaffen möchte, die Furcht, bey dem Besitze ihres Glücks von Andern geneckt und gemiſsdeutet zu werden, — oder einem andern, weniger liebenswürdigen Manne ihr Herz aufopfern zu müssen, und endlich die schöne, wachsame Tugend der Schamhaftigkeit, welche die höchste Zierde der Liebe selbst ist, — hält sie in einer gewissen geheimniſsvollen Bescheidenheit und Feyerlichkeit, oft selbst noch im Brautstande, zurück und gebiethet ihr, zu schweigen, wo sie laut reden könnte. Sie wird dem Geliebten in der Gesellschaft verstohlne Blicke zuwerfen, und sich mit andern Männern unterhalten, wenn ihr Geist ganz allein mit dem Geliebten beschäftigt ist, und alles aufs schärfste beobachtet, was er thut.

Sie wird vom Zorne entglühen, wenn über ihren Geliebten ein unvortheilhaftes Urtheil gefällt wird; aber sie wird schweigen, wenn sie auf einmahl zu viel verrathen, und den Schleyer, den sie um das Geheimniſs ihres Herzens geworfen hat, zu hoch und zu rasch aufheben würde. Ihre zärtlichen Briefe werden an verschlossenen Örtern aufbewahrt, und in abgelegenen Gegenden, in einsamen Wäldern, in der Stille der Mitternacht, wenn die Verräther schlafen, geschrieben, und auf heimlichen Wegen versandt. Das furchtsame, ängstliche, aber warm liebende Mädchen eilt, um nicht entdeckt zu werden, im Sturme und in der Nacht dem Geliebten entgegen, und ist schlau genug, oft hundert auflauernden Augen ihre Leidenschaft zu verbergen. Oft scheint sie einen ganz andern Mann zu lieben, wenn ihr Herz für den schon Auserwählten glühet, oft affectirt sie eine künstliche Kälte gegen unser Geschlecht überhaupt, damit sie auch mit jenem in keinen Verdacht gerathe, preist das Glück des Jungfernlebens, und schildert das Elend der Ehen mit lebhaften Farben. Sie sieht die Fallen vorher, die man zur Aufdeckung ihres Geheimnisses legen wird, und entwischt der Kundschaft der forschenden Aeltern, wenn diese Alles entdeckt zu haben glaubten, durch eine glückliche Verstellung. Sie besticht die jüngern Geschwister durch Geschenke, und ein zärtliches Betragen, oder macht sie gar zu ihren Vertrauten, und die Aeltern erfahren auch dadurch nichts, oder sie bedient sich wohl gar der Blindheit des einen Liebhabers, um den begünstigten Auserwählten sich näher zu bringen; — oft wurde der gutmüthige Tropf, der geliebt zu werden glaubte, zum Briefträger geheimer Episteln des schlauen Mädchens gemacht, und der Ehemann selbst von dem ungetreuen Weibe als Vermittler und Beförderer ihrer heimlichen Liebe gebraucht.

Die geheime, aber desto verständlichere und eindringlichere Sprache der Liebe hat das andere Geschlecht nach allen ihren tausendfach verschiedenen Lauten und mimischen Zeichen unstreitig genauer, als wir, studiert, und eben deſswegen pflegt es auch seine Liebe selbst liebenswürdiger, feiner, zärtlicher und inniger auszudrücken, und in ein Wort, einen Blick, eine körperliche Bewegung, in einen Scherz, einen Seufzer, eine ganz eigene, von uns zwar sehr verständliche, aber von uns unnachahmliche Kraft, einen ganz besondern Zauber zu legen. Die leidenschaftliche, von einer geheimen Zärtlichkeit geleitete Sprache seiner Augen, wodurch schon tausend und abermal tausend männliche Felsenherzen zerschmolzen, und die rohesten Menschen zu den feinsten Geistern umgeschaffen wurden, ist unendlich beredter und einschmeichelnder, als die unsrige. Die Weiber sagen mit einem Blicke ihrer Augen mehr, als wir in hundert noch so zärtlichen poetischen und prosaischen Gemählden unsrer Liebe. Das wunderbare, zu ewigen Siegen geschaffene, Lächeln, welches die Natur dem Auge, und dem ganzen Gesichtsausdrucke des Weibes absichtlich, als ein ihm ganz eigenthümliches Zeichen der Anmuth mittheilte, kann nur empfunden, nie beschrieben, von keinem Raphael ganz gezeichnet werden. Winkelmann *) bewunderte es in den Augen der Göttinn der Liebe, und fand es selbst im todten Marmor unnachahmlich schön; — aber seine Allmacht liegt eigentlich in dem lebendigen, alles durchdringenden Bilde des weichen, liebenden weiblichen Herzens, das durch dieſs Auge spricht, und durch dieſs Auge Wunder thut. Aber auch ohne diese bezaubernde Sprache der

---

*) Siehe dessen Geschichte der Kunst über die Schönheiten der Gottinn der Liebe.

weiblichen Grazie, sind die Weiber im Allgemeinen bey den Verheimlichungen und Aeuſserungen ihrer Liebe naiver und liebenswürdiger, als wir. Die feinsten Männer sind bey ihrer Liebe, im Vergleiche mit der weiblichen, trocken — und plump, und machen sich durch eine zu laute Aufdeckung ihrer Leidenschaft oft lächerlich, wenn jene durch eine zärtliche Verstellung, worunter sie das sanftere Feuer ihrer Liebe verbergen, derselben einen neuen Reitz der Schönheit geben. Sie lassen uns in das Innere ihrer Seele hineinschauen; aber sie wissen unsere Augen durch einen magischen Zauber wieder zu verschlieſsen, wenn wir tiefer hinein schauen wollen, als es ihre Schamhaftigkeit erlaubt. Sie verrathen sich nicht selten; aber immer zu ihrem — Vortheile. Das Geheimniſsvolle ihrer Liebe macht sie in unsern Augen selbst edler und liebreizender, selbst die negativen Zeichen ihrer Zärtlichkeit erhöhen nur das einnehmende Wesen derselben, und geben oft durch ein naives, schelmisches: Nein! unserm Herzen mehr Hoffnung und Nahrung, als durch ein kaltes, oder zu offenes Ja!

Es gehört nicht zu unserm Plane, alle jene weiblichen Künste und Hülfsmittel aufzudecken, wodurch das andere Geschlecht seine Liebe zu verheimlichen und den Beobachter zu täuschen sucht. Ich will nur die Bemerkung nachholen, daſs die offenherzigsten, unschuldigsten und besten Mädchen, die ein unbegrenztes Vertrauen in ihre Aeltern und Freundinnen setzten, und ihnen sonst kein Geheimniſs verschwiegen, dennoch durch die Liebe versteckt und geheimniſsvoll gemacht werden. Die meisten Aeltern erfahren die Liebeshändel ihrer Töchter erst dann, wenn sie abgeschlossen sind, und an den insgeheim geschlossenen Tractaten nichts mehr geändert werden kann und darf. Die besten Mädchen schaffen sich in aller Stille ihre — Männer selbst an, und finden es sehr unnöthig, sich dabey einer dritten Person, oder eines Vermittlers zu bedienen, da zu dem Einverständnisse zweyer Herzen in den allermeisten Fällen nur zwey Personen erforderlich sind. Ich finde daher den Zug in dem Herzen der Sophie des Rousseau nicht ganz natürlich, daſs sie sich ihrem Geliebten, — dem edelsten jungen Manne, der existiren konnte, dem sie ihr ganzes Herz geschenkt hatte, und den sie mit völliger Einstimmung ihrer Aeltern lieben durfte, — nicht selbst entdeckt, sondern den Hofmeister desselben aufsucht, um das Geheimniſs ihrer Liebe zu offenbaren. Die Liebe, dünkt mich, hat die Eigenschaft, daſs sie sich dem geliebten Gegenstande eher, als jedem Andern, entdeckt, weil innige Liebe und inniges Zutrauen allemahl genau mit einander verbunden sind, und verbunden seyn müssen.

Noch ein anderer Grund der zärtlichern und innigern Liebe des andern Geschlechts liegt, meiner Meinung nach, darin, daſs es nicht so leicht, nicht so ungestraft, nicht so willkührlich, als wir, bey der Liebe wechseln kann und darf. Seine eigenthümliche Lage hat ihm also auch hier die Liebe durch einen unvermeidlichen aber süſsen Zwang nothwendiger gemacht, — und diese neue Nothwendigkeit, verbunden mit jenen zärtern und herzlichern Gefühlen der weiblichen Liebe überhaupt, hat es mit unzerreiſsbaren Ketten an uns geheftet. Der Wechsel in der Liebe wird dem Manne leichter, als dem Weibe verziehen *), und er hängt dabey

---

*) Die Strenge der relativen Pflichten beyder Geschlechter, sagt Rousseau in seinem Buche über die Weiber, ist nicht und kann nicht einerley seyn. Wenn sich das Weib über diese unbillige Ungleichheit beschwert, die der Mann hierin Statt finden läſst; so hat sie Unrecht; diese Ungleichheit ist keine menschliche Einsetzung —

lange nicht so sehr, als sie, von dem Urtheile des Publicums ab. Er bleibt immer

---

wenigstens ist sie nicht das Werk des Vorurtheils, sondern der Vernunft. Demjenigen von beyden, welchen die Natur die Kinder gleichsam als Pfand anvertrauet hat, kommt es zu, dem Andern dafür zu stehen. Ohne Zweifel ist es niemanden erlaubt, seine Treue zu brechen; und jeder ungetreue Mann, welcher seine Frau der einzigen Vergütung der strengen Pflichten ihres Geschlechts beraubt, ist ein ungerechter und grausamer Mann; aber die ungetreue Frau thut noch mehr. Sie zertrennt die Familie und zerreiſst alle Bande der Natur, wenn sie dem Manne Kinder giebt, die nicht sein sind; sie wird an beyden zur Verrätherinn. Sie verbindet den Meineid mit der Untreue. Ich sehe kaum, welche Unordnungen und welche Verbrechen nicht aus diesem folgen müssen. Giebt es je einen schrecklichen Zustand in der Welt; so ist es der Zustand eines unglückseligen Vaters, der, seiner Frau miſstrauend, sich den süſsesten Regungen seines Herzens nicht überlassen darf; der, indem er sein Kind umarmt, zweifelt, ob er nicht das Kind eines Andern, das Pfand seiner Entehrung, und den Dieb des Gutes seiner eigenen Kinder ans Herz drückt. Was ist alsdann die Famider herrschende, der erwerbende, sie der gehorchende Theil, — ein Unterschied, der bey der Liebe, — selbst bey der Liebe in der Ehe, — von groſser Bedeutung ist. Die Pflichten der Treue können für beyde Theile sich immerhin einander gleich seyn; aber der Mann behält doch immer eine gröſsere Freyheit, — nach Gefallen zu lieben, was dem Weibe, wegen ihrer eingeschränktern Verhältnisse nicht gestattet werden kann. Die Weiber sehen es auch selbst ein, daſs wegen dieser Verhältnisse, und zur Vermeidung häuslicher Miſsverständnisse die Treue von ihnen strenger, als von dem Manne, gefordert wird, daſs sie ihm keine fremden Kinder zuführen dürfen, und daſs sie durch jene Tugend allein sich oft die Ehe zu einem Himmel

---

lie anders, als eine Gesellschaft geheimer Feinde, welche eine strafbare Frau, Einen gegen den Andern bewaffnet, und sie zugleich zwingt, sich zu stellen, als wenn sie sich liebten." —

machen können. Sie setzen alles aufs Spiel, wenn sie diese ihre erste Pflicht vergessen. Unnennbare Leiden sind mit ihrer Untreue verbunden, wenn sie von dem beleidigten Manne verstoſsen, und zu einer Null im gesellschaftlichen Leben gemacht wurden. Sie bemerken ferner sehr bald, daſs wir in allen diesen Rücksichten bey der Wahl unserer Geliebten äuſserst delicat sind, daſs sie zwar selbst einen Mann lieben können, der schon vorher in ernsthafte Herzensverbindungen mit andern Weibern getreten war, daſs wir uns aber in den meisten Fällen sehr hüthen werden, einem Mädchen unsere Hand zu schenken, die sich vorher in mehrere Liebeshändel eingelassen hatte. Ist es gleich oft nur ein Wahn; so scheint doch dasjenige Mädchen uns nicht mehr ganz zuzugehören, die schon andern Männern, obgleich vielleicht ganz unschuldige Umarmungen gestattet hatte. Wir verlangen in den meisten Fällen, daſs das Mädchen, welches wir zum Traualtare führen, uns die Erstlinge ihrer Liebe schenken soll, daſs ihr Charakter durch kein vorhergehendes Hin- und Herschwanken ihres Herzens gelitten hat, und daſs sie keine Vergleichungen zwischen uns und andern Liebhabern anstellen möge und dürfe. Wir können uns bey Mädchen, die schon mehrere mahle versprochen waren, des Argwohns nicht ganz erwehren, daſs ihre weibliche Unschuld bey jenen, frühern Einverständnissen vielleicht nicht mehr ihre ganze ursprüngliche Reinheit besitze, daſs sie uns lebenslang gewisse Geheimnisse zu verbergen haben, — und daſs die frühern Liebhaber vielleicht zärtlicher und wärmer, als wir, umarmt wurden, und daſs das Andenken an diese — hinterher der ehelichen Treue des Weibes selbst gefährlich werden könne. Tausend Ehen sind dadurch gespalten worden, daſs der Ehemann späterhin Kundschaft von einer frühern Liebe der Gattinn einzog, und daſs diese frühere Liebe in ihrem Herzen fortdauerte.

In der Ehe wird der Wechsel der weiblichen Liebe, da ihre Treue so streng verlangt werden kann, noch schwieriger. Das Mädchen, welches noch nicht verlobt ist, behält doch immer noch ihre Freyheit, sich bald diesen, bald jenen Eindrücken ihrer zärtlichen Leidenschaft zu überlassen, und bald diesen bald jenen Mann zu fesseln; aber in der Ehe wird ihr Herz schlechterdings nur auf einen Mann eingeschränkt, und sie darf ohne die gröſsten Gefahren es nicht wagen, mehrere zu lieben. Ihr eheliches Glück, die stillen Freuden des häuslichen Lebens, die Fortschritte einer guten Kinderzucht hängen oft ganz allein von einem getreuen und gewissenhaften Haushalte ihres Herzens ab. Sie kann nur glücklich seyn, wenn es der Mann ist, dem sie eine ewige Liebe schwur, und dieser kann es nie seyn, wenn er an der Treue seiner Gattinn zweifeln muſs. Die Lebensklugheit gebiethet ihr sogar das oft ganz unvermeidliche Ding, — den Schein zu fliehen, um nicht die Eifersucht des Gatten zu erregen, und diesen aus einem liebevollen Freunde in einen unbarmherzigen Tyrannen zu verwandeln. Sie kann dieſs nur durch den reinen Sinn für die Einheit der Liebe selbst bewirken, sie eilt vielleicht durch die kleinste Vernachlässigung dieses Sinnes tausend unvorhergesehenen Leiden zu, und ein ihr entwischter liebevoller Blick, der wohl nur ganz unschuldiger Weise einem andern Manne zugeworfen wurde, war schon oft der letzte Moment aller nun auf ewig verlorenen frohen Stunden. — Man glaube übrigens nicht, daſs diese so groſse Eingeschränktheit der weiblichen Freyheit den Weibern selbst unerträglich sey. Sie tragen sie sehr gern, wenn sie nur das Glück haben können, getreue Männer in ihre Arme zu schlieſsen. Wenn auch die Liebe des weiblichen Herzens selbst etwas erloschen ist; so schmeichelt es doch der Eitelkeit dieser

Liebe, — ein männliches Herz mit Gewiſsheit zu besitzen, und auf diesen einen Triumph stolz seyn zu können. Die meisten Frauen tragen die wunderlichsten Launen, Grillen und Härten ihrer Männer mit der bewundernswürdigsten Geduld, sobald diese nur getreu sind. Sie beweinen die martervollen Tage, die sie unter dem Drucke und den erbärmlichen Bizarrerien eines unbilligen Hausdespoten durchleben müssen, und doch schlägt ihr Herz warm für ihn, — so lange es den Versuchungen anderer Weiber widersteht, und nur der Gattinn getreu bleibt. Man hat Frauen gesehen, die bey dem Tode ihrer Haustyrannen, von denen sie wie von Teufeln geplagt wurden, in eine tiefe Verzweiflung geriethen, — weil jene nie eine Anhänglichkeit für andere Weiber verrathen hatten. Und alles dieſs mag ein Beweis seyn, wie unendlich viel wir zur moralischen Güte des andern Geschlechts beytragen können, wenn wir nur wollen. Sein Wankelmuth in der Liebe, seine Untreue wird aufhören, wenn die unsrige aufhört.

Ferner hängt die gröſsere Innigkeit und Stärke der weiblichen Liebe mit der, dem andern Geschlechte von der Natur eingepflanzten, Mutterliebe offenbar zusammen, und keinem Menschenbeobachter kann diese Erscheinung entgehen. Wir lieben unsere Kinder gewiſs zärtlich und warm; aber die Mutterliebe ist wärmer und lebendiger, und daher auch die Liebe gegen die, [durch eine Art von Zurückwirkung,] welche dem Weibe jene schönsten Kleinodien des Herzens gaben. Der Gedanke, von dem Manne, dem sie sich ergab, Nachkömmlinge zu erhalten, bleibt gewiſs, wenigstens anfänglich, einer ihrer beglückendsten und rührendsten. Die unschuldigsten Mädchen werden von ihm bezaubert, wenn sie auch mit den

Geheimnissen der Ehe noch gar nicht einmahl bekannt sind, so wie eben dieser Gedanke selbst bey leichtsinnigen Weibern oft die einzige Stütze ihrer ehelichen Treue bleibt. Die Geliebte sieht in dem Bilde des Kindes den Geliebten gleichsam verewigt, und hundert Weiber haben es eingestanden, daſs sie nach der Ankunft eines Kindes ihre Männer, denen sie nicht ganz gern zum Traualtare folgten, wärmer zu lieben angefangen haben. Diese Erfahrung beruhigt so viele Aeltern, wenn sie ihre Töchter zu Verheirathungen zwingen. "Wenn nur erst Kinder da sind, so denken die meisten; so wird sich die Herzenseintracht der jungen Eheleute schon von selbst einfinden," und sie haben in manchen Fällen Recht.

Es ist natürlich, daſs ich das sanfte, weibliche Herz durch seine innige, von der Natur mit unaussprechlicher Seligkeit verbundene Liebe zu den Kindern an den

Vater derselben selbst näher und inniger anschlieſsen muſs, und daſs es keinen höhern Grad der Anhänglichkeit an uns geben kann, als wenn sich die Mutterliebe mit der ehelichen zärtlich verbindet. Hier flieſsen zwey schöne Flammen in eine einzige zusammen, und lassen dem weiblichen Herzen ein Glück empfinden, das die feurigste Geschlechtsliebe allein nie bewirken konnte. In der gemeinschaftlichen Vereinigung jener Liebe liegt das höchste Gut, und der über alle andere Güter der Erde weit erhabene Zauber des ehelichen Lebens für die Gattinn. Sie betrachtet, — die muntern Knaben auf ihrem Schooſse, den Ehemann jetzt als den Schöpfer eines zweyfachen Glücks, — des ihrigen und des Glücks ihrer geliebten Kinder. Sie ist ihm nun eine doppelte Zärtlichkeit schuldig; es wäre dem edeln Weibe nun unmöglich, — auch nur in Gedanken eine Untreue gegen einen Mann zu beglücken, der zugleich Gatte und Vater war. Ohne seine liebevolle, väterliche Sorgfalt, ohne seine rastlose Arbeitsamkeit, ohne sein Verdienst und seine Beyhülfe, würden die Kinder, die sie unter ihrem Herzen trug, nicht so gut und glücklich, als sie es innigst wünscht, gebildet und erzogen werden können. Der Vater wird es sich zur Pflicht machen, die jungen Bäume so zu pflanzen, daſs unter ihrem wohlthätigen Schatten dereinst die gute Mutter Schutz und Kühlung in heiſsen Tagen des Lebens erwarten kann. Der Gedanke und die Hoffnung, daſs sie einst dem edeln Gatten an Reinheit des Charakters, an Thätigkeit und Verdienst gleichen werden, giebt dem mütterlichen Herzen gleichsam ein neues, tausendfach verschönertes Leben, und schlingt neue, unvertilgbare Bande um zwey Seelen, die eine warme Liebe vorher schon in eine einzige umgeschaffen hatte. Jeder Kuſs der Liebe, den sie den Kindern schenkt, ist ein neues Unterpfand der Zärtlichkeit und Treue, das sie zugleich dem Gatten reicht; — sie umarmt ihn in seinen Lieblingen, sie sieht seine Wangen auf der Wange des Säuglings glühen, sie sieht sein Auge in dem Auge des fröhlichen Knaben lächeln, und sein gutes Herz sich auf dem sanften Gesichte des spielenden Mägdleins abdrücken. Sie zählt und berechnet mit einem unaussprechlich süſsen Wohlbehagen die kleinsten Züge der Physiognomie, worin die Kinder dem Vater ähnlich werden, und fühlt sich zu denen von einer unwiderstehlichen Zärtlichkeit und Wärme hingerissen, die dem Vater am ähnlichsten werden. Ihr Herz flieſst in stille Thränen der Freude über, wenn sich das Häuflein ihrer Lieblinge um sie her drängt, und jeder der erste in ihren Armen seyn will; wenn dieser sich frohe Nachrichten von dem verreisten Vater, jener Feder und Dinta zu einem Brieflein an den geliebten Abwesenden ausbittet, dieser mit Ungestüm die Lippen der Mutter küſst, während jener ihr sanft die Hände streichelt, oder singend und jubelnd zu ihren Füſsen spielt. Hoch klopft ihr Busen, wenn dann der gute Vater erscheint, und seine Thränen der Freude sich mit den ihrigen vereinen, wenn sich die muntern und glücklichen Knaben jauchzend an ihn hinaufwinden, und an seinem Nacken hängen, wenn sie den Platz zwischen Vater und Mutter für ihren Himmel ansehen, und aus den Augen und dem Munde aller ein gleich inniges und gleich feuriges Gefühl von häuslicher Glückseligkeit spricht. O! meine Leser, die Kinder, — die Kinder sollen leben!! Sie haben die eheliche Treue und Liebe von tausend Müttern erhalten, die vielleicht ohne sie auf verbothene Wege gerathen wären, sie haben tausend leichtsinnige Ehemänner durch unzertrennbare Bande mit ihren Gattinnen verbunden, und unaussprechliches Elend in der menschlichen Gesellschaft verhüthet. Eine Ehe ohne Kinder ist nur ein halbes Glück, und wenn sie die glücklichste in der Welt zu seyn scheint. — Sie ist etwas Unvollendetes, etwas Unvollkommenes, etwas Bedauernswürdiges. Ihr fehlt das schönste Kleinod ihrer Seligkeit und ihrer hohen Würde. Sie läſst der Welt keine bleibenden, durch sie hervorgegangenen Zeugen ihres Daseyns zurück. Ihre Liebe ist nur eine halbe Liebe, weil sie in der Vater- und Mutterliebe keine Nahrung für Geist und Herz findet, und sich eben dadurch zu dem geistigern Genusse des ehelichen Glücks nie erheben kann. *)

---

*) Ich verweise hier meine Leser und Leserinnen vornehmlich auf das Herz- und See-

Endlich trägt die frühzeitige, geflissentliche Abrichtung und Erziehung der meisten Mädchen zur Liebe nicht wenig dazu bey, daſs die Weiber inniger und feuriger, als wir, zu lieben pflegen. Sie treiben das Ding gleichsam wie eine Wissenschaft; wir hingegen mehr als ein Naturbedürfniſs. Das ganze weibliche Leben ist auf den Ehestand calculirt, wenn er auch hinterher nicht eintreten sollte. Man erziehet im eigentlichen Sinne des Worts ein jedes Mädchen für einen Gatten. – Selbst die, welche wegen eines körperlichen Fehlers, oder aus andern Ursachen nie Ansprüche auf den Ehestand

---

lenvolle Buch: über die Ehe, das seinen Verfasser unsterblich gemacht hat. Uebrigens hatte dieser Lobredner der Ehe in gewissem Betrachte viel Aehnlichkeit mit dem Groſsvater unsrer Dichter. Dieser besang die Wunder des Weins, ohne ihn zu trinken; jener zeichnete das schönste Bild der Ehe, und starb als — Hagestolz. —

machen können, werden so erzogen. Der Mann ist zwar eben so gewiſs zum Ehestande bestimmt; aber er wird nicht eigentlich so, wie das Weib, dazu abgerichtet. Seine Bestimmung, sein Wirkungskreis kann nicht bloſs, wie der des Weibes, auf ein häusliches Leben eingeschränkt werden. Seine Geisteskräfte und ihre Ausbildungen gehören der ganzen Gesellschaft; die des Weibes hingegen eigentlich nur dem Manne und ihrer Familie an. Alles, was sie lernt, aller Unterricht, den sie in den mechanischen und schönen Künsten erhält, alle Verfeinerung ihres Geschmacks und ihrer Sitten, selbst ihre Lecture soll eine Beziehung auf einen künftigen Gatten haben, den sie durch ihre Liebe glücklich machen will, und diese Beziehung wird ihr früh und nachdrücklich genug eingeschärft, da es für die meisten Mütter, und die meisten Mädchen keinen fürchterlichern

Gedanken, als den, giebt, — eine alte Jungfer zu werden. Auf gewisse Weise könnte man daher, ohne einen Hochverrath an der weiblichen Pädagogik zu begehen, — behaupten, daſs alle Mädchen in der Welt, — selbst in den unbescholtensten Häusern, zu einer feinen Buhlerey abgerichtet werden, oder, daſs sich die Mädchen dazu selbst abrichten; und gewissermaſsen muſs es so seyn, weil sie nicht selbst auf das Heirathen ausgehen dürfen, sondern warten müssen, bis ein Freyer kommt. Er könnte aber auch nicht kommen, und diese Furcht ist es, welche die unschuldigsten Mädchen, und vielleicht ohne Ausnahme Alle zu irgend einer Art von Coquetterie verleitet, ohne daſs sie es immer bemerken, weil die Gewohnheit der Natur oft da unserm Auge entschlüpft, wo sie am stärksten auf uns wirkt. Indirecte werden alle Mädchen unterrichtet, daſs und wie sie uns fesseyn sollen, daſs und wie sie selbst, bey einem kältern Temperament, eine Zuneigung gegen uns affectiren müssen. Väter und Mütter, Freundinnen und Freunde, Muhmen und Gouvernanten, Stutzer und Schmeichler, wetteifern gleichsam, das junge Mädchen in jenen Künsten, bald auf eine geheime und verschwiegene, bald sehr in die Augen fallende Art zu unterweisen, und damit das Werk desto besser von Statten gehe, den Samen der Eitelkeit und Sinnlichkeit in ihm auszustreuen. Ehe noch seine feurigern Instinkte erwachen, wird es schon oft die Mysterien der Liebe durch diesen Unterricht kennen, und durch seine Kenntnisse dieser Art vielleicht die unschuldigere Mutter beschämen. Die neuere Lecture setzt diesem Unterrichte, — der unsere meisten Mädchen zu einer viel zu frühen Gefühlsreife bringt, die Krone auf, und lockt Wallungen in ihrem Blute hervor, die ihnen erst im Ehestande bekannt werden sollten. Ehe ihr Verstand Festigkeit und Kraft genug besitzt, über ihre künftige Bestimmung ernstlich nachzudenken, steht die weibliche Phantaſie, durch jene Lecture tausendfach entzündet, in vollen Flammen, und reiſst dann jeden ernsten Gedanken, der ruhige Besinnung verlangt, gewaltsam mit sich fort. Die sichtbare Gelehrigkeit der Mädchen in den Spielen der Coquetterie unterhält jene Flammen, oder macht sie für ihr Herz, durch eine verheimlichte Sinnlichkeit nur noch schrecklicher. Für ein Mädchen die sich so — tief zu verstekken weiſs, giebt es gemeiniglich kein Geheimniſs der Liebe mehr, — und sie würde einen Ovid ohne Commentar besser, als wir, verstehen! Es giebt keine, oder höchst wenige Heilmittel der weiblichen Liebe, weil man ihr von allen Seiten Unterricht und Nahrung verschafft, und sie durch Einschränkungen und Hindernisse nur desto wilder, entschlossener und unüberwindlicher wird. Die Liebe den Mädchen verbiethen, heiſst ihnen die Liebe nur wichtiger, angenehmer und gefälliger machen. Das Verbothene führt überall einen unwiderstehlichen Zauber mit sich, und die weibliche Neugier und Imagination ruht in tausend Fällen nicht eher aus, als bis sie das Verbothene genossen hat. Unzählige Mädchen fielen so tief, weil man ihnen die Liebe in zu fürchterlichen Gestalten mahlte, oder zu viel Dämme der Freyheit um sie herwarf. Man vergiftete durch zu viel groſsmütterliche Weisheit das arme Mädchenherz, indem man es zu retten dachte. Man vergaſs, — ihm die Liebe schön und liebenswürdig zu zeichnen, und sie ihm in allem Glanze einer der gefälligsten Tugenden zu zeigen. Man suchte sie ihm hassenswürdig zu machen, und dachte nicht daran, daſs eine zärtliche Minute tausend ernste Sittensprüche über den Haufen werfen konnte. Unterrichtet die Mädchen in der Liebe nicht, — verbiethet sie ihnen aber auch nicht zu strenge, sondern sucht ihnen nur immer die weibliche Schamhaftigkeit heilig und wichtig zu machen, und ihr werdet die Tugend eurer Töchter gemeiniglich gerettet haben!

Alle bisher angeführte Gründe, welche der zärtlichern, und feurigern weiblichen Liebe das Wort reden, sollen und können aber den alten Erfahrungssatz nicht bestreiten, daſs es dennoch von jeher unzählige ungetreue Weiber und Mädchen gab, obgleich diese schwankende Sinnesart weniger einer wirklichen Sittenlosigkeit, sondern meisten Theils ganz andern Ursachen zuzuschreiben ist. Ich rechne zu diesen Ursachen vornehmlich den Mangel an festen und geläuterten Grundsätzen, und den daher entstehenden Leichtsinn der Weiber; — ihren unaustilgbaren Hang zur Eitelkeit, und die damit verbundene Sucht, geschmeichelt zu werden; — den Zwang, und die eben so mächtigen Ueberredungen von Eltern und Anverwandten bey Zerstörung früherer Liebesverbindungen; — die Schwäche des schönen Geschlechts, — dem schönen Manne zu widerstehen, wenn er den Nebenbuhler des minder Schönern macht, und endlich oft — die wirksamste Ursache von allen, das ansteckende böse Beyspiel.

Die meisten jungen Frauenzimmer werden entweder nach zu vielen, oder nach zu wenigen Grundsätzen erzogen. Beydes taugt nicht. Man sucht sie entweder zu künstlich, oder zu natürlich zu bilden. Beydes sind Extreme, die Kennzeichen unserer Tage. Die meisten Mädchen wachsen zu den Jahren der Mannbarkeit heran, ohne daſs sie sich deutliche und würdige Begriffe von der Wichtigkeit und den Pflichten ihres künftigen groſsen Berufs gemacht hätten. Sie wollen alle Gattinnen werden, ohne daran zu denken, wie sie es dereinst auf eine ehrenvolle Art zum Glück ihrer Familie seyn können, sie alle wollen lieben, ohne sich mit den Gefahren bekannt zu machen, die der Treue und Heiligkeit der Liebe selbst drohen, und ihrem Charakter eine schiefe Richtung geben können. Wenn auch heut zu Tage, — die sehr reichen Mädchen ausgenommen, — selten Kinder von funfzehn bis sechszehn Jahren ins Ehebett geführt werden; so eilen dennoch die meisten viel ältern Schönen mit kindischen und kranken Begriffen dem Ehestande entgegen, weil es ihnen wiederum an richtigen Grundsätzen über diesen Stand fehlt, und man sie immer mehr abgerichtet hat, die Männer zu fesseln, als die Männer glücklich zu machen. Im Allgemeinen aber scheint das andere Geschlecht vornehmlich im Puncte der Liebe lange nicht so leichtsinnig, als das unsrige, zu seyn, weil jenem dieser Leichtsinn weniger, als uns, verziehen wird, weil es in seiner Freyheit eingeschränkter ist, und weil sein Herz überhaupt schon zu einer anhaltendern und innigern Liebe geschaffen wurde. — Wenn es aber einmahl in den Fehler des Leichtsinns verfällt; so ist es das leichtsinnigste unter allen Wesen, und meine Leser werden Weiber und Mädchen dieser Art, und, sonderbar genug! — vornehmlich in denjenigen Ständen finden, die sich durch eine feine und moralische Erziehung vor allen andern auszeichnen wollen. Hier sey ihr Gemählde.

Das leichtsinnige, von ernstern Grundsätzen verlassene, Frauenzimmer spielt mit den heiligsten Versprechen und Eidschwüren, wie mit Seifenblasen. Ihr ganzes Betragen ist nur gleichsam ein Betrug, ihre Treue ist etwas moralisch Unmögliches geworden, weil ihr der Gedanke, nur einen Mann zu lieben, nicht nur lästig, sondern auch lächerlich scheint. Es giebt vielleicht keinen Punct in ihrem Herzen, woran noch eine Warnung, — eine Sittenlehre haften könnte. Ihre wankelsinnigen Launen sind ihre Schooſskinder, und sie ist im Begriff, diesen Launen zu Gefallen, die niedrigsten Ausschweifungen zu begehen, wenn nur gewisse andere Folgen davon verhüllt bleiben können. Die Urtheile des Publicums sind diesen weiblichen Flattergeistern völlig gleichgültig geworden, wenn sie nur ihrem Hange zu einer ungebundenen Freyheit, und den damit verbundenen Zerstreuungen aller Art fröhnen können. Sie verstehen die Thräne nicht, die in dem Auge der besorgten Mutter zittert, oder sie fühlen sie wenigstens nicht; die Lehren des guten Vaters finden in ihrem wankenden und luſtigen Sinne keinen Boden. Ihre hüpfende Phantasie, und das blinde Vertrauen, das sie in den meisten Fällen zu ihrem weiblichen Genie haben, springt über alle Bedenklichkeiten leichtsinnig hinweg, und bemerkt die Schlingen nicht, die ihrer Tugend gelegt werden, und die sie sich selbst legen, — bis keine Rettung mehr vorhanden ist.

"Du bist nicht verbunden, dein Herz einem Manne zu schenken" — so denkt die Leichtsinnige in den meisten Fällen, — so denkt sie wenigstens dunkel, — "es ist Raum für hunderte darin." "Ein Mann würde deine Freyheit einschränken, und dich zur Sclavinn machen, anstatt, daſs viele deine Freyheit ausdehnen, und deinen Hofstaat vergröſsern. Du muſst selbst die zu fesseln suchen, die dir gleichgültig sind, damit es dir nie an

Sclaven fehlt, du muſst dem Verlobten bey deinem zweyten heimlichen Liebesverständnisse immer noch zärtliche Briefe schreiben, damit er dir nicht entgeht, wenn das letztere zerrissen werden sollte. Ein gegebenes Versprechen der Liebe ist ein Wortschall, das ich wieder zurücknehmen kann, wenn mir der Geliebte aus irgend einer Ursache nicht mehr gefällt, oder ein Liebenswürdigerer dir sein Herz anbiethet. Meine frühere Verbindung war durch Ueberredungen von meinen Aeltern, und aus Gefälligkeit gegen sie entstanden; — ich verliebte mich, weil ich noch keinen andern Mann kannte, mir noch kein anderer Schmeicheleyen gesagt hatte, und ich doch ein Spielzeug meines aufwachenden Herzens haben wollte. Nun bin ich älter geworden, und ich kann aus der Probekarte meiner Anbether wählen. Meine Untreue wird dem frühern Liebhaber Thränen kosten, immerhin! es sind

Opfer, die deiner Eitelkeit gebracht werden, und morgen wird sich der Weinende ein anderes Mädchen suchen. Wäre mein Geliebter besser gestaltet gewesen, — hätte seine Liebe mich besser zu unterhalten gewuſst, hätte er mich feuriger umarmt, wären unsere Temperamente sich einander ähnlicher gewesen; — so würde ich ihn vielleicht noch einmahl in mein Herz zurückrufen können; aber nun sey er auf ewig vergessen! Das Schicksal wollte nicht, daſs er mein Gatte werden sollte; kurz, er sey auf ewig vergessen! Die Warnungen meiner Aeltern und Geschwister und Freundinnen wollen nichts sagen. Sie würden in meiner Stelle vielleicht so, wie du gehandelt haben; oder sie können dich darum nicht richten, weil ein kälteres Blut in ihren Adern flieſst, weil mein Naturell ganz anders organisirt ist, weil sie die Einförmigkeit des Lebens eben so sehr lieben, als ich eine Freundinn von Abwechselungen bin. Wie schnell eilen die Jahre der Jugend dahin! Ich will, ich muſs sie genieſsen, so viel ich kann, — und die Männer, — meine Sclaven, — sollen mir ihren Genuſs erhöhen helfen. Die Schönern sollen meine Einbildungskraft belustigen, die Reichen meiner Eitelkeit und Prachtliebe Nahrung verschaffen, die Geist- und Witzreichen meinen Hang zur Fröhlichkeit und Medisance beschäftigen, — wenn ich der Gegenwart der Erstern vielleicht überdrüssig bin. Kommt die Zeit — zum Heirathen; so werde ich schon einen unter ihnen festzuhalten wissen, und lieber Alles zu wagen, als eine alte Jungfer zu werden. Die Erfahrung hat mich ja gelehrt, — wie leicht man mit etwas Weiberlist und verstellter Liebe das andere Geschlecht täuschen kann, — wie leicht die kältere weibliche Vernunft über den leidenschaftlichen Mann siegt. Ich will schon dafür sorgen, daſs er zu seiner Zeit — blind werden soll. Ich werde auf einmahl eine auffallende Kälte gegen alle andere Männer affectiren, und nur für ihn zu athmen scheinen. Meine Briefe sollen von dem Feuer weiblicher Liebe glühen; ich werde ihm meine Umarmungen leichter machen, wenn der Aufschub der Heirath für mich gefährlich werden könnte; aber er soll es nicht bemerken, daſs ich es bin, die den heimlichen Angriff thut, sondern glauben, daſs er der zärtliche Verführer sey. Ich werde mich nicht in die Gefahr stürzen, um darin unterzugehen, sondern um auf immer zu siegen."

Der Leichtsinn *) des andern Geschlechts ist eine seiner unheilbarsten

---

*) Die alte Scudery, die mehr gesunde Logik, als mancher franz. Philosoph im Kopfe hatte, macht einen genauen Unterschied zwischen der Unbeständigkeit und Untreue. Die er-

Krankheiten, und selten werden die wankelmüthigen Mädchen von diesem Uebel durch die Ehe ganz geheilt, wenn es auch vielleicht dadurch versteckt wird. Vielleicht giebt es noch mehr leichtsinnige Eheweiber als leichtsinnige Mädchen, — und dann würde der Grund jener traurigen Erscheinung wiederum in den Män-

---

stere nennt sie ein Hin- und Herschwanken des Herzens und Geistes, dem junge Leute mehr, als Andere, unterworfen sind, und vermöge welches sie bald an diesen, bald jenen einladenden Gegenständen einen Geschmack finden; die letztere hingegen ist in ihren Augen ein **Verbrechen** des Herzens, — "le crime du monde le plus noir et le plus lâche" ruft sie in ihrem gerechten weiblichen Eifer aus — c'est lorsqu'une affection est liée entre deux personnes, et qu'elle vient à manquer de quelqu'un de deux côtés en ce cas, ce n'est pas une simple inconstance, c'est une infidélité où l'inconstançe, la perfidie et la lâchete se trouvent. — La probité la sincerité et la fidelité doivent être en amour comme en toutes les autres choses." S. 293. 294 des oben angez. Buchs.

nern gesucht werden müssen, weil diese nicht die Liebe ihrer Frauen zu erhalten wuſsten, weil sie ihrer Phantasie und ihrem Gefühl keine bessere Richtung gaben, und sie durch das Beyspiel des männlichen Leichtsinns und der männlichen Untreue zu ähnlichen Handlungen verführten. Tausend Eheweiber sind aus Rache wegen ihrer vernachlässigten und schlecht belohnten Liebe und Treue selbst bundbrüchig geworden, so unedel auch diese Art der Rache immer seyn mochte. Aber es giebt auch andere, die durch eine bloſse einfältige Gutmüthigkeit des Mannes nach und nach wankelsinnig zu werden anfangen. Weil sie nichts von diesen sanften Hausthieren zu fürchten haben; so fangen sie an, — dieſs und jenes aus Liebe zur Abwechselung zu wagen, und jene scheinen sich bey dem Leichtsinne ihrer Weiber wohl gar noch glücklich zu fühlen. Sie erquicken sich an der unbefangenen Heiterkeit derselben, und sind zufrieden, wenn ihnen nur immer das Auge der Hausmutter entgegenlächelt. Sie halten sich für die Schöpfer dieser weiblichen Lustigkeit, und sind es auch, in sofern sie dieselbe durch den Umgang des Weibes mit andern Männern erlauben, und der Schirm ihrer Ausschweifungen werden. Ich glaube nicht, daſs die Liebe allein die Weiber vor aller Untreue bewahren kann, wenn sie nicht zugleich von einer gewiſsenhaften Furcht vor ihren Männern begleitet wird. Sie wollen in manchen Fällen wie Kinder behandelt seyn, — die nur durch Liebe und Furcht; — aber nicht immer durch eine dieser Kräfte allein in Ordnung gehalten werden können.

Eine der vorzüglichsten und gewöhnlichsten Ursachen der weiblichen Untreue und wankelsinnigen Denkungsart des andern Geschlechts ist seine grenzenlose Eitelkeit und Sucht, gelobt und venerirt zu werden. Unzählige Mädchen und Weiber sind durch diese ihre Schwäche gefallen, unzählige werden noch dadurch fallen, — da die Männer, wenn sie auch sonst in allen andern Stücken von den Weibern monarchisch beherrscht würden, durch jene weibliche Schwäche überall die Regentschaft unter den Frauen führen. Und man könnte ohne Scherz sagen, daſs die letztern uns nur diese einzige Provinz ihrer Herrschaft über uns preis gegeben haben. — Nichts in der Welt pflegt für die Weiber gefährlicher und giftiger zu werden, als das Lob, welches wir ihrer Schönheit, ihrer Grazie und ihren Talenten ertheilen, — wenn wir es nicht redlich mit ihnen meinen. Sie möchten tausend Ohren haben, um es immer wieder von neuen zu hören, denn satt hören sie sich nie daran, und wenn es aus dem Munde der armseligsten Köpfe ertönen, — wenn die ihnen gesagte Schmeicheley auch nichts, als Unsinn enthalten sollte, und ihre Tugend dadurch in die gröſste Gefahr gerathen könnte. Wie oft haben sie nicht schon dem unredlichen Verführer verziehen, wenn er betheuerte, daſs man ihren Reitzen nicht widerstehen könne, und der Eindruck ihrer Liebenswürdigkeit allmächtig sey! Wie oft vergaſsen sie eheliche Treue und heilige Eidschwüre, wenn in einer, ohnehin schwachen Stunde eine schön, zärtlich und feurig gesagte Schmeicheley ihre Leidenschaft verblendete und ihre Schamhaftigkeit bestürmte! Schwach bis zum Erbarmen werden oft die festesten und vernünftigsten Weiber selbst, wenn das Lob sie über alle Andere erhebt, und ihren Vorzügen auf eine naive und gefällige Art der Preis zuerkannt wird. Die Eitelkeit ist bey ihnen noch stärker, als die Liebe. Sie verschwenden und beschimpfen nicht selten diese, um jene zu befriedigen, sie konnten Laster begehen, um ihrer Eitelkeit irgend ein glänzendes Opfer zu bringen. "L'amour tout seul, sagt ein französ. Schriftsteller, ne donne que rarement de l'amour aux femmes." Les Amours d' Horace. A Cologne 1728.

Wenn es auch nicht wahr wäre, daſs alle Weiber einen natürlichen Hang zum Wankelsinne haben, und fast jedes Weib irgend einmahl eine Coquette war; *) so würde sie doch die Eitelkeit dahin bringen, — wenn nähmlich die Eitelkeit es nicht selbst sehr oft verlangte, einem Manne getreu zu seyn. Sie glauben bey einer feurigen Liebe, — sie ewig so wie

---

*) Bellegarde behauptet dieſs gradezu. "Quelque façons que fassent les femmes, sagt er in seinen Reflexions sur le Ridicule, quelque belles que soient les maximes qu'elles étalent en faveur de la sagesse, la plûpart sont coquettes dans l'ame; elles ont naturellement le coeur tourné á la galanterie et aux intrigues."

heute, zu empfinden; aber wie wenig dürfte diese Liebe glänzenden Versuchungen widerstehen, wenn sie dem schwachen weiblichen Herzen angebothen würde! Unzählige Weiber sind nur so lange tugendhaft, so lange jene Versuchungen fehlen. Die Eitelkeit wird mit ihrer Unschuld, wie mit einem Kinde, spielen, wenn der liebenswürdige Verführer nicht aufhört, die schwachen Seiten der erstern zu kitzeln. War es nicht die weibliche Eitelkeit, — welche von ihm Geschenke annahm, und für Gold und äuſsern Glanz den bessern Gatten vergaſs? War es nicht die weibliche Eitelkeit, welche den weniger vortheilhaft gestalteten Mann für den schönern; den ärmern, aber liebenswürdigern für den reichen hingab? War es nicht die weibliche Eitelkeit, die selbst so oft die weibliche Schönheit zu ihrem Opfer machte? die, um ein anderes liebenswürdiges Weib zu demüthigen, oder ihrer Liebhaber zu berauben, sich diesen auf eine schlaue Art darboth, die glückliche Ehen spaltete, und unter dem Nahmen der Freundschaft den fremden Gatten in ihre Schlingen zog? die, um überall zu siegen, zehnerley zärtliche Briefwechsel zu gleicher Zeit unterhielt, und zwischen zehn Anbethern den geliebten Ehemann täuschte? die für jeden derselben eine eigene Sprache der Liebe annahm, — und jeden so, wie den Gatten selbst, überzeugte, daſs der erste Platz in ihrem Herzen nur ihm gehöre? War es nicht die weibliche Eitelkeit, die zur Verführung der Männer von jeher die ersten unvorsichtigen Schritte that, und es zuletzt für eine Ehre hielt, — schwach zu seyn, weil sie in den Künsten ihrer Eroberungssucht zu weit gegangen war? Es giebt zwar keine Liebe auf der Welt ohne Eitelkeit; aber ich glaube, daſs die Weiber getreuer und tugendhafter seyn würden, wenn sie weniger eitel wären, als sie es leider! wirklich sind. —

Diejenige Art von Untreue, die junge Mädchen durch Ueberredungen ihrer Aeltern und Anverwandten an ihren Liebhabern begehen, verdient noch am ersten entschuldigt zu werden. Es gehört wahrlich eine beynahe mehr, als männliche Stärke und Festigkeit der Seele dazu, wenn ein junges, vielleicht sehr sanftes Mädchen nicht den bittern Vorwürfen einer erzürnten Mutter, und den tobenden Flüchen eines drohenden Vaters oder Vormunds nachgeben, und eine frühere Liebe nicht wieder aufgeben soll. Die Sprache, die eindringliche; oft spöttische Beredsamkeit, mit welcher man gemeiniglich zu solchen armen Mädchen redet, ist ganz darnach eingerichtet, ihr Gemüth niederzuschlagen, und den schon an sich so schwachen weiblichen Muth zu ersticken, wenn er nicht durch ein auſserordentliches

Feuer der Liebe unterhalten wird, — oder durch nicht mehr zu ändernde Umstände unterhalten werden muſs. Ueberredungen *) sind überdieſs sehr oft ein härterer Zwang, als Einsperrungen und Ketten, zumahl wenn die Liebe zwischen der Anhänglichkeit an dem Geliebten, und der Liebe und weiblichen Zärtlichkeit gegen die Aeltern ins Gedränge kommt, und jene durch die Gegenwart des Geliebten nicht unterstützt wird. Bleibt die Geliebte, vorausgesetzt, daſs ihre Schwüre gerecht, und der Geliebte selbst ein rechtlicher Mann war, ihm dennoch getreu, ist ihr ihre Leidenschaft selbst deſswegen heilig, weil sie tugendhaft war; so würde ich sie, bey allem Ungehorsam gegen ihre engbrü-

---

*) "Ueberredung, sagt Richard'son, ist oft wahre Grausamkeit, und noch mehr, wenn sie bey einer sanften und weichen Gemüthsart angewandt wird, als bey einer hartsinnigen. Diejenigen, welche einen überreden, wissen nicht, was sie eine solche Person leiden lassen."

stigen Aeltern, — in den meisten Fällen für eins der edlern und bessern Mädchen halten, und dem Manne Glück wünschen, der einen so kostbaren Schatz seines Lebens dereinst besitzen soll. Wenn irgend etwas den künftigen Gatten unzertrennlich an seinem Weibe festhalten kann; so muſs es der Gedanke seyn: daſs sie durch eigene Kraft und Festigkeit alle Hindernisse ihrer Liebe, und selbst die gefährlichsten überwand, und lieber unverheirathet bleiben, als einem andern Manne ihr Herz darbringen wollte. Giebt der Ehemann hinterher selbst keine Gelegenheiten zu ehlichen Miſsverständnissen, behandelt er sein Weib auf eine edle und verständige Art; so wird er ewig auf die Treue eines solchen Weibes rechnen können. Sie wird es nie vergessen, wie viel sie seinetwegen erdulden, und leiden muſste; — aber dieſs wird ihr den Gegenstand ihrer Liebe selbst nur desto liebenswürdiger und schätzbarer machen.

Sie wird stolz darauf seyn, ein Gut zu besitzen, das man ihr mit Gewalt entreissen wollte, und wodurch sie hinterher so glücklich wurde. Der Rückblick auf ihre verfolgte und nun belohnte Liebe wird sie selbst in andern Leiden ihres Lebens stärken, weil sie viel gröſsere zu tragen gelernt hatte.

Eine der gefährlichern Klippen, woran die Treue der Weiber so oft scheitert, — die Schönheit der Männer — habe ich schon am Anfange dieses Abschnitts berührt. Hier nur noch etwas über die — Gewalt des bösen Beyspiels. — Die Coquetterie der Frauen ist in einem hohen Grade ansteckend, und besonders jungen, unerfahrenen Mädchen sehr gefährlich. Eine verführt die andere zur Galanterie — durch die Sucht der Nachahmung, durch die Eitelkeit, so viele Triumphe, wie eine andere, zu zählen, und oft durch einen förmlichen Unterricht, den sie sich einander zur Besiegung der Männer ertheilen. — Es giebt Oerter genug, wo es zum weiblichen bon Ton gehört, in einen oder mehrere Liebeshändel eingeflochten zu seyn, und die Ehemänner eifersüchtig zu machen. Weiber, die an solchen Intriguen keinen Theil nehmen, und nicht mit dem Strome fortschwimmen wollen, werden oft als Närrinnen verlacht, — oder es werden so lange Versuche angestellt, bis ihre Tugend zu wanken anfing, und sie unvermerkt weiter gegangen waren, als sie je geglaubt hatten. Der unschuldige Wunsch, einen Freund und Anbether zu haben, — machte nicht selten die besten Weiber zu den eitelsten Coquetten, und jener Wunsch entstand oft nur dadurch, daſs sich andere Weiber ein solches häusliches Spielzeug verschafft hatten. Es war eine Mode, die mitgemacht werden muſste, — eine Mode, deren Verwerflichkeit durch die Allgemeinheit entschuldigt wurde, und durch die Meinung so leicht entschuldigt wird, daſs man einen Ehemann und einen Anbether zu gleicher Zeit herzlich lieben könne, — und Liebe zu den leztern noch keine Untreue gegen den erstern sey. Allein sie sollten bedenken, daſs es für ihre Tugend nichts Gefährlicheres, als ein solches Hin- und Herschwanken zwischen zwey männlichen Herzen geben kann, und daſs sich die weibliche Zärtlichkeit in den meisten Fällen für den Anbether und nicht für den Gatten erklären wird, wenn die Liebenswürdigkeit beyder verglichen werden soll; — nicht zu gedenken, daſs in dem Umgange mit dem Freunde etwas Verbothenes liegt, — daſs dieſs mehr, als alles andere, — besonders lebhafte Weiber verführen kann, und daſs es oft vom zärtlichen Wohlwollen bis zur feurigsten weiblichen Liebe nur einen — Schritt giebt.

Es giebt eine Art liebenswürdiger Coquetten, die selbst ihrem Geschlechte das Herz abzugewinnen wissen, und durch eine unnachahmliche Güte ihres Charakters, und eine eben so hinreissende Grazie ihres Ausdrucks und Umgangs alle Menschen rühren und besiegen. Ich halte diese Gottheiten beynahe für noch gefährlicher für ihr Geschlecht, als die gröbere Classe der Coquetten, die ihre niedrigen Absichten überall durchblicken lassen; — und daher ihr eigenes Geschlecht mit minderer Gewalt, als jene, an sich ziehen. Jene erregen unter den Weibern eine allgemeine Emulation; — aber es kann nicht ausbleiben, daſs dabey einige Miſsgriffe vorfallen, wodurch die Nachahmung — bey nicht so edeln Frauen — in etwas Sittenloses ausartet, das jene liebenswürdigen Buhlerinnen nicht an sich trugen. — Diese blieben ihren Männern getreu; aber ihre Schülerinnen blieben es nicht, weil sie vorher nicht berechnet hatten, wie lange und wie weit sie sich in ihrer Gewalt behalten würden.

EIFERSUCHT BEIDER GESCHLECHTER.

Erklärung und Entwickelung dieser Leidenschaft. — Einzelne Erscheinungen derselben — Ihre bösen und ihre guten Seiten.

Ich kann und darf bey einer Abhandlung über die Liebe eine der merkwürdigsten Erscheinungen dieser zärtlichen Leidenschaft nicht übergehen. — Die Eifersucht gehört zu ihrem Gebiethe. Sie soll der Gegenstand der folgenden Betrachtung seyn, wenn ich vorher noch Einiges vom Neide überhaupt, als eines wesentlichen Beygemisches der Eifersucht selbst gesagt haben werde. — Zu den an sich unangenehmen

Gemüthsbewegungen, die in Rücksicht eines vernünftigen Wesens auſser uns und gegen dasselbe entstehen, rechnen wir den Neid. Wir beneiden einen Andern, wenn wir ihm die Vorzüge seiner Ehre, seines Standes, seiner Kenntnisse, seiner Lebensart, seines Glücks und seiner Liebenswürdigkeit überhaupt nicht wünschen; sondern sie gern selbst besitzen möchten, welches Letztere vornehmlich der originelle Charakter des Miſsgünstigen ist. An sich betrachtet ist der Wunsch des Selbstbesitzens nicht allemahl mit dem Neide verbunden. Es giebt sehr viele Fälle, wo wir einem Andern seine Vorzüge nicht gönnen, sie uns aber auch nicht selbst wünschen, weil wir das Lästige, Unbequeme und Gefährliche derselben fürchten, oder auch unser Ungeschick dazu, was aber seltener der Fall ist — einsehen. Oder wir können auch mit unserm Zustande so zufrieden seyn, daſs wir das Glück eines Andern zu wünschen keine dringende Ursache haben. Sehr oft geschiehet es auch, daſs wir einen Andern gleichsam in der Seele eines Dritten beneiden, z. B. eines guten Freundes, welcher nach unserer Meinung das Glück des Erstern vielmehr verdient hätte.

Uebrigens mögen wir aber den Neid betrachten, von welcher Seite wir wollen; so liegt allemahl Selbstliebe und Selbstinteresse bey ihm zum Grunde, so versteckt es auch auf jene Leidenschaft wirken mag. Wenn wir einem Andern seine Vorzüge nicht gönnen, sie uns auch selbst nicht wünschen; so werden wir doch dabey von einer dunkeln, uns täuschenden Vorstellung von den Vorzügen jenes Glücks geleitet, wodurch der Andere mehr Gewicht und Ansehn, wenigstens zu bekommen scheint, als wir ihm wünschen, und wir wünschen ihm dieses vermöge jener dunkeln Vorstellung nicht, weil wir eine Verfinsterung unsrer Vorzüge, eine Herabsetzung unseres Ichs, wenigstens in unserer Einbildung, befürchten. — In den meiſten Fällen wünschen wir uns aber wirklich den Besitz derjenigen Vorzüge, welche ein Anderer vor uns voraus, oder mit uns gemein hat, — da wir uns die seinigen leicht gröſser, als sie es wirklich sind, denken, und da der Neid selbst eben so oft das Glück des Andern in der Einbildung erhöhet, als er sich das Bild jenes Glücks zu verkleinern bemühet. Wir denken uns lebhaft in die glückliche Lage des Andern hinein, obgleich der Andere das Angenehme und Reitzende derselben viel weniger, als wir's glauben, empfinden mag. Wir setzen uns in die Stelle desselben; — denken uns, wie wohl ihm zu Muthe seyn müsse, wenn er Ehrenbezeugungen und Lobsprüche einerntet, Gelder einstreicht, die Freuden und Bequemlichkeiten des Lebens ruhig und nach Gefallen genieſsen kann, mit angesehenen, viel vermögenden

Leuten umgeht, mächtige Gönner und Freunde hat, Freude an seinen Kindern erlebt, u. s. w. — Wir denken uns gleichsam in die Seele des Mannes, den keine Sorgen drücken, der von keinen trüben Aussichten in die Zukunft beunruhigt wird, dessen Plane alle glücklich von Statten gehen, anstatt daſs vielleicht kein einziger von den unsrigen realisirt wird. Dieses Sichhineindenken in die glückliche Lage eines Andern, und der dunkle oder deutliche Vergleich derselben mit der unsrigen ist allemahl der erste Anfang jedes neidischen und miſsgünstigen Gefühls, so wie die Fortsetzung des Letztern davon abhängt. Je eitler, eigennütziger, ehr- und geldgeitziger, oder auch verliebter wir sind, desto stärker werden wir von dem Glücke eines Andern zum Neide und zur Miſsgunst gereitzt werden, und dieser Neid wird oft in wirklichen Haſs übergehen, wenn uns gleich der

Andere nie beleidigt, sondern sogar Wohlthaten erwiesen hätte.

Unser Neid wird uns gerecht dünken, a) wenn der Andere gewisse Vorzüge nicht zu verdienen scheint; b) wenn wir ihn wegen seiner vorzüglichen Talente des Geistes beneiden. Im ersten Falle wird der Dummkopf, der sich vor uns emporgeschwungen, und durch ein günstiges Geschick viel mehr äuſsere Vortheile und Vorzüge erlangt hat, als wir, durch unsere Verdienste je erreichen werden; — der Reiche, welcher ohne Fleiſs und Anstrengung, vielleicht durch einen ungefähren Zufall, vielleicht auch durch einen ehrlosen, niederträchtigen Streich sein Glück gemacht hat; — der geehrte und gerühmte Mann, welcher durch allerley Kunstgriffe und listige Mittel den erschlichenen Beyfall der Groſsen und der Menge genieſst; — der Fremdling, welcher in seinem Vaterlande nichts galt, und gelten konnte, uns Aemter und Würden nimmt, die wir eher zu verdienen glaubten; — der Narr, welcher sich in das Herz eines liebenswürdigen Mädchens einzuschleichen wuſste, u. s. w. unserm ganzen gerechten Neid zu verdienen scheinen, und dieſs um so viel mehr, je gröſser unsere eigene Idee von unsern Talenten und Verdiensten war, und je mehr unsere Absichten und Schicksale mit den seinigen in Collision kamen. Im zweyten Falle kommt uns der Neid gerecht und billig vor, weil wir den Andern wegen eines Seelenguts beneiden, was sich ein jeder verständige Mensch vorzüglich wünschen muſs. Die Wichtigkeit des gewünschten Guts scheint die Leidenschaft des Neides wirklich zu rechtfertigen, und dieser Neid scheint uns sogar Ehre zu machen, weil das ein vortrefflicher Mensch seyn muſs, welcher die erhabenen Eigenschaften des Geistes Anderer zu besitzen wünscht, und weil wir voraussetzen können, daſs jener Neid ihn antreiben werde, sich eben so auszubilden. Auch können noch andere hinzukommende Empfindungen in uns den Neid rechtfertigen. — Ein edles Gefühl der Reue, daſs wir es noch nicht so weit gebracht haben; — eine menschenfreundliche Begierde, daſs wir eben so viel Nutzen, wie jener, durch unsern Kopf stiften möchten — u. s. w., wird jenen Neid entschuldigen können, da er nichts Unmoralisches an sich trägt, und schon tausend edle Menschen aus der vorigen Unthätigkeit zu dem schönsten Anbaue ihrer Kräfte und Talente angefeuert und geschickt gemacht hat.

Man rechnet zu der Natur dieser Leidenschaft nicht ohne Grund das Bestreben, dem, den wir beneiden, in seinem Glücke hinderlich zu seyn, ihm den Genuſs desselben zu verbittern, seine Eigenschaften zu verkleinern, seine Freunde gegen ihn einzunehmen, u. s. w. ob dies gleich eigentlich mehr die Natur der Miſsgunst ist. Der eigentliche Neid bey edlen Menschen geht aber so weit nicht; dessen ungeachtet läſst sich's selbst bey einem moralisch-guten Charakter wohl denken, daſs er eine gewisse überraschende Freude empfindet, wenn der Beneidete und Verdienstlose Hindernisse seines Glücks antrifft. Diese Freude ist eine psychologische Folge der Leidenschaft selbst; über die kein Mensch in dem Augenblicke der Überraschung Herr seyn kann. Sie scheint uns gleichsam eine Genugthuung für das Miſsvergnügen zu seyn, welches wir über die Vorzüge eines Andern empfanden, und wir können uns von ihr in gewissen Augenblicken, wenn wir nicht — unsere Zunge und Ausdrücke bewachen, so sehr hinreissen lassen, daſs wir in Gefahr gerathen, von Andern für sehr schlecht gehalten zu werden, so rein auch unser Charakter seyn mag. Sonst treffen wir hierbey einen frappanten Unterschied in dem Benehmen eines verständigen, gebildeten und moralischen Mannes, und eines rohen, ungebildeten und unmoralischen Menschen an. Jener wird seinen Neid zu verbergen suchen, wird ihn nicht durch Verleumdungen und Verkleinerungen des Andern an den Tag legen, und selbst Mitleiden mit dem Beneideten haben, wenn er unglücklich werden sollte; dieser wird mit einer triumphirenden Miene von dem Unglücke des Beneideten sprechen, seine Miſsgunst durch Beschimpfungen und ein mürrisches Wesen offenbaren, und seine hämischen satyrischen und ungerechten, Bemerkungen über ihn nicht unterdrücken können.

Es ist eine höchst seltene Erscheinung, daſs sich die Menschen ihrer Tugenden wegen einander beneiden, und, wenn sie es thun; so geschieht es mehr in Rücksicht der glücklichen Folgen gewisser Vortheile des Lebens, die daraus entspringen, als in Hinsicht ihrer moralischen Güte an sich selbst.

Der Grund hiervon ist leicht zu entdecken. Derjenige, welcher selbst kein tugendhafter Mann ist, kann das Glück eines Andern der es ist, [ein Glück, das seinen innern, nicht gerade in die Augen fallenden Gehalt hat,] gar nicht beurtheilen, weil er die hohe Seligkeit und Zufriedenheit der Tugend selbst nicht kennt. Der gute Mensch, als guter Mensch betrachtet, kann daher für jenen kein Gegenstand des Neides seyn, und dieſs um so viel weniger, da das äuſsere Glück der besten Menschen selbst sehr selten beneidenswürdig ist, oder beneidungswürdig zu seyn scheint. Daſs ein Tugendhafter einen andern Tugendhaften beneidet, [ein Begriff, der übrigens nichts Widersprechendes in sich faſst,] läſst sich auch nicht wohl annehmen, weil ein jeder Mensch von seinem moralischen Ich eine deutlichere und lebhaftere Vorstellung, als von der sittlichen Güte eines jeden Andern zu haben pflegt, und seine eigenen tugendhaften Handlungen nicht gern der Tugend Anderer nachsetzen mag. Hierzu kommt noch a) der Gedanke, daſs der Tugendhafte nicht durch Zufall, oder durch ein unverdientes äuſseres Geschick, sondern durch eigene Anstrengung und Selbstüberwindung das geworden ist, was er ist, und mithin glücklich zu seyn verdient. Ein Umstand, welcher sich bey jedem äuſsern Glücke so schwer ausmachen läſst. b) Die Vorstellung, daſs wir ihm, wenn seine Tugend auch höchst beneidenswerth seyn sollte, hierin ähnlich werden können, wenn wir es wollen, und daſs also die Erreichung seines Glücks immer eine von unsrer Freiheit abhängige Sache bleibt. Unser Neid nimmt gemeiniglich ab, wenn wir nur wissen oder glauben, daſs wir den Glücklichen in seinen Vorzügen einhohlen können und dürfen.

Wir werden den Charakter eines Andern beneiden; allein deſswegen beneiden wir die Tugenden des Andern noch nicht, weil diese schon mehr von unserm freyen Willen abhängen; jener hingegen als ein Werk der Natur, der Erziehung und der Gewohnheit nie ganz in unsrer Gewalt stehen kann. Wir wünschen uns oft den ruhigern, festern und unerschütterlichern Charakter, die stillere und vorsichtigere Art zu handeln, die wir an einem Andern bemerken, vornehmlich alsdann, wenn wir von der Lebhaftigkeit unsrer Leidenschaften zu sehr hin- und her geworfen werden, und wenn diese Lebhaftigkeit uns leicht zum Vorwurfe oder Schaden gereichen könnte. Nach diesen allgemeinen voraus geschickten Sätzen will ich auf einzelne Erscheinungen kommen, welche man bey dem Neidischen und seiner Leidenschaft bald mehr bald weniger zu bemerken Gelegenheit hat.

Der Neid setzt in den meisten Fällen eine gewisse Gleichheit, oder Aehnlichkeit des Standes, der Geburt, der Lebensart und des Geschlechts voraus, wenn er gegen einen Andern entstehen soll, weil nämlich in solchen Fällen nicht nur die menschlichen Wünsche und Plane am leichtesten collidiren, sondern weil wir auch in ähnlichen Lagen das Verdienst des Andern genauer abwägen zu können glauben. Wir beneiden eigentlich einen Monarchen, der mächtige Heere und blühende Länder besitzt, nicht, weil jene Gleichheit oder Aehnlichkeit fehlt, weil wir sein Glück unmöglich erreichen können; und weil unsre Ehre, Wünsche und Geschäfte mit den seinigen nicht in Collision kommen, oder auch ein gewisses dunkeles, oder deutliches Gefühl von Ehrerbiethung den Neid zurückhält; — hingegen beneidet der Gelehrte den Gelehrten, der Künstler den Künstler, der Handwerker den Handwerker, u. s. w. weil tausend Fälle eintreten können, wo sich wegen Aehnlichkeit des Standes und der erwarteten ähnlichen

Vorzüge ein beyderseitiges Interesse durchkreutzt, und Einer dem Andern im Wege steht. Ich rechne zu diesem Handwerks-Neide aller Art vornehmlich eine nähere Bekanntschaft mit der Person des Beneideten, und die Furcht, daſs er unserm wahren oder eingebildeten Verdienste wirklich Abbruch thun könne. Versetzt den Glücklichen an einen Ort, wo wir ihn nicht näher zu kennen Gelegenheit haben, oder entfernt ihn so weit von uns, daſs uns seine Gegenwart nicht mehr im Wege steht, und unser Neid wird aufhören, oder wenigstens schwächer werden, oder sich wohl gar in Wohlwollen gegen ihn umtauschen.

Wir beneiden dem schönen Geschlechte seine Vorzüge nicht; aber desto stärker und unheilbarer beneiden sich die Weiber einander selbst. Die Vorzüge des andern Geschlechts kommen mit den unsrigen nicht so oft in Collision, als die der Männer; wir haben auch keine Ursache diese Vorzüge zu wünschen, und sie würden sich in tausend Fällen für unser Geschlecht nicht einmahl passen noch auch sich damit vertragen. Hierzu kommt jenes uns eigenthümliche Gefühl von Superiorität über das schöne Geschlecht, welches durch unsere Gemüthsart selbst, durch unsere Geschäfte und gröſsern Kräfte, durch unsere Lebensweise und durch unsern Kunst- und Wiſsenschaftsfleiſs lebenslang unterhalten wird; ferner auch jenes zärtliche und lebhafte Interesse, welches wir an dem andern Geschlechte selbst, vermöge der ganzen Einrichtung unserer Natur, nehmen, und wodurch den Empfindungen des Neides offenbar entgegen gearbeitet wird. Was man liebt, oder lieben will, — kann man nicht wohl beneiden, weil die Vorzüge des Geliebten — zu unserm Glücke gehören, weil ohne diese Vorzüge die Liebe vielleicht gar nicht vorhanden seyn würde. Auffallend groſs und unüberwindlich ist die Heftigkeit des Neides bey Frauenzimmern jung und alt. — Die sanftesten weiblichen Seelen sind nicht davon frey; und die besten Weiber pflegen sich dabey zu vergessen. Die erbärmlichsten Kleinigkeiten, ein etwas neuerer Putz, ein etwas höherer Grad der Schönheit, ein Liebhaber mehr, oder weniger, gesetzt, daſs es auch die kläglichsten Alltagsmenschen seyn sollten, — können den weiblichen Neid mit allen seinen Höllenqualen erzeugen, und die wärmsten Freundinnen gegen einander bewaffnen. Ich glaube mich nicht zu irren, daſs die meisten Feindschaften zwischen Frauenzimmern einen wenigsten entfernten Grund in einem offenbaren oder versteckten Neide haben, und daſs die Veränderlichkeit ihrer gegenseitigen Freundschaft eben so wohl, als die ihnen so eigenthümliche Medisance in allen ihren Formen und Gestalten sich davon herschreibt. — Doch es ist Zeit, daſs wir unserm Ziele näher rücken, und die Eifersucht selbst als ein Kind des Neides und der Liebe zu beleuchten anfangen.

Dieser Affect, welcher so oft die sonderbarsten und seltsamsten Erscheinungen im Gebiethe menschlicher Empfindungen veranlaſst, die klügsten Menschen verblendet *), die gütigsten Herzen barbarisch und grausam macht, und, wenn er heftig ist und lange dauert, der Seele und dem moralischen Charakter nicht selten eine ganz neue und unerwartete Richtung giebt, ist ein Gemisch von Neid, Selbstsucht und Lie-

---

*) Bayle macht im Art. Helena, lit. y, die sehr richtige Bemerkung: „Daſs die Eifersüchtigen zwar ihr Möglichstes thun, die Furie der Eifersucht zu verjagen, daſs sie alle Vernunftgründe anwenden, sich von ihrem Irrthume zu befreyen, oder sich selbst — zu betrügen; daſs sie aber dennoch zu ihrem eigenen Verdrusse immer scharfsinniger bleiben, eher die — Nahrungs- als die Heilmittel ihrer Krankheit zu suchen und aufzufinden."

be. Wir gönnen dem Andern die Gunstbezeugungen nicht, welche der geliebte Gegenstand jenem erzeigt, oder zu erzeigen scheint, und fühlen uns dadurch beleidigt, daſs wir jene Gunstbezeugungen mit einem Andern theilen, oder daſs wir sie wegen eines Andern, der vielleicht ohne Verdienst — mehr, als wir, gefällt, gar verlieren sollen.

Wir sind gewohnt, das, was wir lieben, — selbst dann, wenn wir es nicht besitzen, und nicht besitzen können, für eine Art unseres Eigenthums zu halten. Eine Erscheinung, die daher rührt, daſs ein beständiges Andenken an den geliebten Gegenstand, die Sorge und Bemühung für seine glückliche Fortdauer, die Theilnahme an allen seinen Veränderungen und Schicksalen, und vielleicht nur ein entfernter Umgang mit demselben uns ein Recht auf denselben zu geben scheint, und ihn gleichsam in alle unsre Gefühle und Gedanken hineinwebt; — oder auch mit daher, daſs sich der geliebte Gegenstand auf irgend eine Art uns selbst als Eigenthum dargebothen hat, und wir über seine Empfindungen und Handlungen herrschen können. Je lebhafter und zärtlicher wir lieben, desto mehr betrachten wir den geliebten Gegenstand als etwas, das uns zugehört, und destomehr fürchten wir denn auch, ihn zu verlieren, selbst dann noch, wenn kein reeller Grund dieser Furcht vorhanden ist, und vorhanden seyn kann. Betrachten wir jenen Gegenstand nicht mehr als unser Eigenthum, wird unsre Liebe nicht mehr in sein Interesse hineingezogen; so beneiden wir auch den nicht, welcher ihn besitzt, ja wir beklagen ihn wohl gar, wenn wir einsehen, daſs der Besitz desselben ihn nicht glücklich machen könne; wir freuen uns nicht selten, wenn wir alle vorige Verbindungen mit dem nun nicht mehr geliebten Gegenstande aufheben dürfen.

Ich will hier keine ausführliche Abhandlung über die Eifersucht, sondern nur wieder Materialien zur nähern Kenntniſs dieser wunderlichen Leidenschaft liefern. Der psychologische Grund der Eifersucht des männlichen und weiblichen Geschlechts ist in den meisten Fällen die zärtlichste Liebe. Von dieser empfängt sie ihre verschiedenen Modificationen, so wie auch von dem Temperament, den Zeitumständen, dem Alter und dem Feuer der Einbildungskraft, welches vornehmlich bey der weiblichen Eifersucht so erstaunlich reitzbar ist. Doch kann man nicht allgemein sagen, daſs wir den Gegenstand allemahl wirklich lieben müſsten, auf welchen wir eifersüchtig sind. Da bey der Eifersucht unsre Eigenliebe und unser Stolz oft ganz allein interessirt sind; so können wir gegen Personen eine Eifersucht empfinden, die uns längst nicht mehr zur Liebe gereitzt haben; deren Zuneigung aber gegen uns doch immer noch etwas Schmeichelhaftes für uns bleibt. Es kommt uns so vor, als ob wir immer noch ein Recht auf denjenigen behielten, welcher einstmahls unsre Zuneigung erregt, und unser Herz besessen hat. Wir erinnern uns noch mit einem unaussprechlichen Vergnügen der angenehmen Augenblicke, die wir in dem Umgange mit ihm genossen, der Schwierigkeiten, die wir einst dabey überwanden, und der Seligkeiten der vergangenen Liebe überhaupt, die uns oft lange nach ihrer Vollendung mit einer innern Wonne erfüllt, gesetzt, daſs wir sie selbst hinterher zu bereuen Ursache haben sollten. Ueberdieſs geschieht es sehr oft, daſs uns der vorhergeliebte Gegenstand, wenn auch das Feuer des Gefühls für ihn erloschen, und er uns selbst gleichgültig geworden ist, bisweilen noch auf einmahl wie im Traume mit allen seinen liebenswürdigen Seiten erscheint, und daſs wir dann die Gegenwart mit der Vergangenheit *verwechseln*.

Die vorige Liebe kehrt alsdann durch eine Täuschung unserer Gefühle, und mit ihr die Eifersucht auf einige Zeit, und in einem Grade zurück, der bisweilen nahe an Verzweiflung grenzen kann. — Junge Leute, die sich einander geliebt haben, und endlich durch allerley Umstände gegen einander gleichgültig geworden sind, empfinden sehr oft bey einem lebhaften Temperamente die Wiederkehr jener zärtlichen Leidenschaft mit einer unsäglichen Wehmuth, und einer tiefen Reue, dem geliebten Gegenstande auf irgend eine Art Gelegenheit zur Erkaltung der Liebe gegeben zu haben. Dieſs geht oft so weit, daſs man lieber das höchste Unrecht von der geliebten Person ertragen zu haben wünscht, als daſs man dagegen bitter und empfindlich würde.

Es giebt Fälle, wo wir selbst gegen diejenigen Personen einen Grad der Eifersucht empfinden, die wir hassen. Wir sind in unsrer Eigenliebe so ungenügsam, daſs wir bisweilen von Andern eine Art Zuneigung erwarten, gegen welche wir aufgebracht sind. Noch leichter läſst sich jener eifersüchtige Haſs erklären, wenn eine wirkliche Liebe vorhergegangen ist, und in der Seele versteckte Spuren ihrer vorigen Gewalt zurückgelassen hat. Durch persönliche und andere Beleidigungen, durch getäuschte Hoffnungen und Bilder der Liebe, die wir uns von den vortrefflichen Eigenschaften eines Frauenzimmers gemacht haben; durch eine vielleicht sehr zufällige Umstimmung unserer Denkungsart und Gefühle, vielleicht auch durch ein Uebermaſs unsrer Lieblingsleidenschaft selbst, sind wir gegen den geliebten Gegenstand auf einmahl gleichgültig geworden; aus dieser Gleichgültigkeit ist bald Kälte, und endlich durch eine wichtige hinzugekommene Ursache ein wirklicher Haſs entstanden, der vielleicht um so stärker geworden ist, je heftiger die vorhergehende Liebe gewesen war.

Alle heftige Leidenschaften dauern nicht lange, und die Zeit stumpft ihre Wirkungen ab. Der Haſs nimmt nach und nach wieder ab, die ersten Eindrücke der eifersüchtigen Hitze verlieren sich, die täuschende Geschlechtsliebe mischt sich wieder in unser Herz ein, und so schwankt die Seele zwischen einem Gefühle von Zärtlichkeit, das sie sich gern verbergen möchte, und eine stille Eifersucht erzeugt, und zwischen dem entstandenen Hasse, bis entweder dieser oder jene die Oberhand behält. Ist der Haſs von der Art, daſs er sich durch ein Opfer von Demüthigung und Nachgeben besänftigen läſst, oder bloſs daher entstand, weil der geliebte Gegenstand die uns gebührende Hochachtung aus den Augen setzte; so wird die heimlich versteckte Liebe stets mit einer stillen Eifersucht auf jenen Gegenstand zurückblicken. Oft kann es aber auch geschehen, daſs wir eine Person darum zu hassen anfangen, weil wir sie nie ohne eine gerechte Eifersucht lieben können, und weil sie uns zu viel Gelegenheit zu dieser äuſserst lästigen Leidenschaft giebt.

So wahr die vorhergehende Bemerkung und Erfahrung ist, so gewöhnlich ist auch auf der andern Seite die Erscheinung, daſs eine entstandene Jalousie die gleichgültigen Herzen wieder erwärmt, und die abnehmende Zärtlichkeit oft wundersam stärkt. Eine Erfahrung, der sich die weibliche Coquetterie oft so meisterlich gegen unser Geschlecht zu bedienen pflegt. Auf das, was wir mit Sicherheit besitzen, oder zu besitzen glauben, wenden wir nicht die Sorgfalt und Aufmerksamkeit an, die wir bey denjenigen Gegenständen uns wenigstens erkünsteln, die wir zu verlieren glauben. Die gleichgültigsten Dinge werden uns wichtig, wenn man uns ihren Besitz streitig machen will, zumahl wenn unsere Ehre darunter leidet, sie wirklich verloren zu haben.

Vielleicht ist daher uns bisweilen weniger daran gelegen, eine Person wirklich zu besitzen, als der Welt zu zeigen, daſs wir uns in ihrem Besitze zu erhalten wiſſen, und in diesem Falle ist die Jalousie hauptsächlich ein Werk der Eitelkeit.

Zu dem Betragen eines eifersüchtigen Ehemannes gegen seine Gattinn, wird eine groſse Klugheit erfordert, wenn er dadurch mehr ihre Liebe gewinnen, als verlieren will, und hier können hundert Fälle eintreten, wo die weibliche Zärtlichkeit durch die Jalousie des Gatten mehr ab- als zunimmt. Wenn es gleich, allgemein genommen, der weiblichen Eitelkeit zu schmeicheln pflegt, wenn ein Anderer eifersüchtig ist; so bleibt's doch immer etwas Gefährliches, der weiblichen Zärtlichkeit gegen Andere zu enge Grenzen zu setzen, was bey der Eifersucht offenbar geschieht. Das ängstliche Auflauern des Ehemannes auf alle Blicke, Mienen, Worte und Handlungen seiner Gattinn, die oft höchst lächerlichen und sonderbaren Proben von Mißtrauen, die er ihr giebt, die sichtbare Verachtung desselben gegen die, welche er in Verdacht hat, die Plumpheit und Undelicatesse, mit welcher er seine Gattinn einzuschränken und von dem Umgange mit ihren Freunden zurückzuziehen sucht, — werden das Weib nur destomehr reitzen, und vielleicht wohl gar auf die Gedanken von Hintergehungen bringen, auf die sie ohne die ungeschickte Eifersucht ihres Mannes vielleicht nie gefallen seyn würde. Unzählig oft ist es besser, die kleinen Coquetterien einer muntern Gattinn gegen Andere gar nicht zu bemerken, und lieber im Stillen zu leiden, als jene durch Ausbrüche der Jalousie aufzubringen. *) — Denn ein einfersüchtiger

---

*) Nur nicht mit der blinden Nachsicht, wie sie der Verfasser der Amours d'Horace verlangt. „Point de vertu plus nécessaire à un mari, qu'une entiere indifférence sur la conduite de sa fem-

Ehemann bleibt für ein vernünftiges Weib das lästigste und lächerlichste unter allen Dingen, und wehe dem Manne, der seinem Weibe augenblicklich in einer lästigen und lächerlichen Gestalt erscheint, — selbst dann, wenn er aus — Liebe, diese lächerliche Gestalt angenommen hat!

Man wird fast allgemein bemerken, daſs diejenigen Männer oder Weiber am leichtesten zur Eifersucht geneigt sind, welche sonst Andern viel Gelegenheit zur Jalousie selbst gegeben haben. Die Sache ist sehr natürlich. Sie haben Proben gemacht und erfahren, wie leicht das menschliche Herz durch die Liebe hintergangen werden kann, und wie leicht sich oft die festeste Tugend in die Arme eines Liebhabers oder eines verführerischen Weibes wirft. Sie fürchten, daſs ihnen eine Art von Wie-

---

me. Le seul moyen qu'il ait d'ête heureux, c'est de ne rien voir." —

dervergeltungsrecht geschehen möchte, und weil ihrer Seele stets eine Menge von verliebten Abentheuern und Romanen vorschwebt; so glauben sie augenblicklich, daſs ihnen von dem geliebten Gegenstande ähnliche Streiche gespielt werden könnten.

Die verschiedenen Grade der Eifersucht hängen von sehr vielen Ursachen ab, die theils in der physischen, theils moralischen Natur und in den äuſsern Verhältnissen unserer Lage ihren Grund haben. Das Clima hat einen sichtbaren Einfluſs auf diese Leidenschaft. In den kältern Zonen der Erde, wo das Blut der Bewohner selbst sehr frostig ist, und die Kälte die Lebhaftigkeit zärtlicher Empfindungen zu hindern scheint, biethen in vielen Gegenden die Männer ihre Frauen den Fremdlingen an, und nehmen es sehr übel, wenn man diese Opfer verschmähet; im Orient hingegen, wo die Hitze des Bluts viel gröſser ist, und die Liebe beyder Geschlechter so leicht über alle Grenzen ausschweift, ist auch die Eifersucht der Männer heftiger und unbändiger.*) Dort verbiethet sie den Weibern, mit unverhüllten Gesichte im Publicum zu erscheinen, und schliest sie in einsame Harems ein. — Jedoch kann es auch noch einen andern Grund der verschiedenen Grade der Eifersucht zwischen den nördlichen und südlichen Erdbewohnern geben. Die Frauen der Samojeden, Zembläner, Lappen, Grönländer und Eskimohs sind sehr häſslich, und flöſsen leichter einen Ekel, als eine Zuneigung gegen sie ein. Die Männer derselben haben daher keine Ursache sehr eifersüchtig zu seyn, sondern können es vielmehr als eine Ehre betrachten, wenn ihre schmutzigen und häſslichen Weibercarricaturen nicht zurück gewiesen werden. Hingegen zeichnen sich die Weiber der Türken, Perser und Chineser, wo die Jalousie bekanntlich zu den lächerlichsten Narrheiten steigt, und die abgeschmacktesten Gebräuche eingeführt hat, durch eine blendende Schönheit aus, und bey solchen Weibern, die ohnehin so sehr zum sinnlichen Genusse vermöge der Hitze ihres Bluts geneigt sind, haben die Männer freylich Alles zu befürchten, was auch in Italien und Spanien der Fall ist, wo die Banditen gröſsten Theils von eifersüchtigen Männern und Weibern ihren Unterhalt bekommen. *)

---

*) Mahomet verboth seinen Frauen, sich nach seinem Tode zu verheirathen, und tausend andern Mannern wird der Tod nur durch den Gedanken verbittert, daſs ihre Weiber ihnen nicht länger, als ein Paar — Monathe nach dem Begrabnisse, getreu bleiben werden.

Es ist eine sehr auffallende Erscheinung, daſs die wärmste und herzlichste Freundschaft selbst durch eine dazwischen kommende Eifersucht getrennt werden kann. Man hat hierin die besten und klügsten Männer fehlen gesehen; ein Beweis,

---

*) Und dennoch gestattet der eifersüchtigste Italiener seiner feurigen Gattinn — Cicisbeen. Woher diese Erscheinung?

daſs die reinste und wärmste Zuneigung gegen Andere weichen muſs, wenn die Liebe die Herrschaft in der Seele führt. Der Freund, den wir vorher zärtlich liebten, dessen Talente wir schätzten, dessen Umgang uns lieber, als alles andere in der Welt war, für den wir das Leben hingeben konnten, und an dem wir vorher nichts schlechtes und Unvollkommenes sahen, erscheint uns durch das Verkleinerungs- oder Vergröſserungsglas der Eifersucht betrachtet, auf einmahl in einem ganz andern Lichte. Er wird ein Gegenstand der Gleichgültigkeit für uns, seine Schicksale rühren uns weniger, als vorher, wir nehmen nur noch schwachen Antheil an seinem Glücke, bis wir ihn endlich wohl gar zu hassen und zu verachten anfangen. Wir wollen es Anfangs der Welt nicht gern wissen lassen, daſs uns nichts, als eine närrische Eifersucht gegen ihn kalt gemacht hat, — wir suchen andere Entschuldigungen auf, und finden sie in irgend einem Fehler desselben, so klein er auch immer seyn mag, und so leicht und gern wir sonst darüber hinwegsahen. Es kostet uns endlich keine Ueberwindung mehr, von diesem Fehler mit Andern zu reden, und ihn durch eine zweydeutige Darstellung wenigstens lächerlich zu machen. Es gereuet uns, daſs wir mit einem Manne sonst einen so genauen Umgang gehalten haben, der uns so schlecht zu belohnen scheint, — wir können mit einer heimlichen Freude daran denken und es wünschen, daſs er gar nicht mehr existiren möge, und wir werden es mit Vergnügen hören, wenn uns der Arzt seine Krankheit gefährlich schildert. Sehr unverständig handelt der Eifersüchtige oder die Eifersüchtige gemeiniglich darin, daſs der eine oder die andere den Gegenstand der Jalousie so schwarz abzumahlen sucht, als es nur immer möglich ist. Man will dadurch den Eindruck auslöschen, welchen der Nebenbuhler, oder die Nebenbuhlerinn auf unser Herz gemacht hat, anstatt, daſs die Aufmerksamkeit auf den verachteten Gegenstand und die Liebe zu ihm dadurch oft mehr gereitzt, als unterdrückt oder vermieden wird.

Noch heftiger und wüthiger wird der Haſs des Gemüths, wenn eine Freundinn auf die andere eifersüchtig wird. — Alle Freundschaft und Vertraulichkeit muſs dann gemeiniglich auf einmahl abgebrochen werden: Alles Gute wird an der Freundinn verkannt, alle Fehler in das helleste Licht gestellet. Nie ist eine Medisance wortreicher, lauter, beiſsender, giftiger, als die eines eifersüchtigen Frauenzimmers, zumahl, wenn ihr die Reitze fehlen, wodurch der entwischte, oder auf der Flucht begriffene Liebhaber noch aufgehalten werden könnte. Durch nichts läuft der Verstand der klügsten Weiber und Mädchen leichter davon, als durch jenen wilden Affect. Ueberhaupt möchte ich behaupten: daſs das andere Geschlecht viel eifersüchtiger, als das unsrige ist, weil alle seine Leidenschaften eine gröſsere Lebhaftigkeit haben, und weil es immer eitler, als das unsrige war; folglich durchaus nicht gern etwas verlieren mag, was sein feines Ehrgefühl unterhält. Die Geschichte der Menschheit zeigt uns unzählige Beyspiele von den heftigen Ausbrüchen der weiblichen Eifersucht. *) Vielleicht hat keine Leidenschaft

---

*) Helvetius macht in seinem trefflichen Buche: de l'homme, die Eifersucht überhaupt zu einer Geburt der langen Weile. „Dans un gouvernement, heiſst es Sect. VIII. Chap. VIII. où les riches et les grands n'ont point de part au maniement des affaires publiques; où comme en Portugal, la superstition leur défend de penser, que peut faire le riche oisif? l'amour. — Les soins qu'exige une maîtresse y peuvent seuls remplir d'une maniere vive l'intervalle qui sépare un besoin satisfait d'un besoin renaissant. Mais pour qu' une maîtresse devienne une occupation, que faut-il faire? que l'amour soit entouré de perils; que la jalousie vigilante s'opposant sans cesse aux desirs de l'amant, cet amant soit sans cesse occupé de moyens de la surprendre.“ Und nun entwirſt er ein Bild von der Gewalt der weiblichen Eifersucht in einem Orientalischen Kleide, das aber, — unter verän-

des menschlichen Gemüths so fürchterliche Ränke, solch eine schreckliche Rachsucht

---

derten Umständen, aus dem Innern der weiblichen Jalousie überhaupt herausgehoben ist. — „Une sultane, fährt Helvetius fort, fait depouilles devant elle le jeune esclave qu'elle aime et qu'elle croit infidele. Il est etendu à ses pieds; elle se précipite sur lui; c'est malgré toi, lui dit-elle, que je jouis encore de ta beauté; mais enfin j'en jouis. Déja tes yeux sont mouillés des larmes du plaisir; ta bouche est entr'ouverte; tu te meurs. Est ce pour la derniere fois que je te serre sur mon sein? L'excés de l'ivresse efface de mon souvenir ton infidélité. Je suis toute sensation, toutes les facultés de mon ame m'abandonnent, et s'absorbent dans le plaisir: je suis le plaisir même. Mais quelle idée succede à ce rêve délicieux? Quoi! tu serois caressé par ma rivale! Non: ce corps ne passera du moins que defiguré dans ses bras. Qui me retient? tu es nud et sans defense. Tes beautés me desarmeroient-elle? je rougis de la volupté avec laquelle je considere encore les rondeurs de ce corps — mais ma fureur se rallume. Ce n'est plus l'amour ni le plaisir qui m'anime. La vengeance et la jalousie vont te dechirer de verges. La crainte t'eloignera de ma rivale et te rammenera près de moi. Ta posession, à ce prix, n'est sans doute und so viel unerhörte Verbrechen ersonnen, als die weibliche — Jalousie. Wie oft hat sie Unschuldige ermordet, blühende Familien ins gröſste Elend hinabgestürzt, ewigen Hader zwischen sich liebenden Gatten und Freunden gestiftet! Ihr höchster Grad war wohl der, wenn sie selbst die, welche sie liebte, mit langsamer Ueberlegung hinzurichten suchte. „Wenn sich die Eifersucht, sagt Montaigne, der Weiber, dieser armen, schwachen und ohnmächtigen Seelen bemächtigt; so ist es erbärmlich, wie grausam und tyrannisch sie dieselben hin- und her reiſst. Sie schleicht bey ihnen unter dem Nahmen der Freundschaft ein; allein, wenn sie dieselbe ein Mahl in ihrer Gewalt hat, so wird eben das, was sie sonst liebenswürdig machte, die Ursache des grausamsten Hasses. Unter allen Krankheiten der Seele findet keine mehrere Nah-

---

flatteuse ni pour la vanité, ni pour le sentiment; n'importe, elle le sera pour mes sens. Ma rivale mourra loin de toi et je mourrai dans tes bras."

rung und wenigere Hülfsmittel als diese. Die Gesundheit, die Verdienste und der Ruhm eines Mannes selbst geben zu ihrer Feindseligkeit und Raserey Anlaſs. — Dieses Fieber verunstaltet und verdirbt alles Schöne und Gute, was die Schönen sonst an sich haben. Eine eifersüchtige Frau mag noch so schön und zurückhaltend seyn, so scheinen doch alle ihre Handlungen feindselig und ungestüm. Eine rasende Unruhe bringt sie auf lauter Ausschweifungen, wodurch sie aber ihre Sache immer noch — ärger macht."

Ich führe zur Bestätigung der vorhergehenden Bemerkungen noch eine Stelle aus einem Buche an, welches voll von trefflichen, psychologischen Darstellungen und Entwickelungen unserer Leidenschaften ist, aber von dem gelehrten Publicum lange nicht so viel gelesen worden ist, als es verdient, nähmlich aus Ewalds Schrift: über das menschliche Herz. Th. III. S. 128. „Wer die Macht der Eifersucht aus eigener

Erfahrung kennt, wird gestehen, daſs sie die schrecklichste unter allen Leidenschaften und diejenige Empfindung sey, welche nach der Marter der Todesangst den ersten Platz behauptet. Ich betrachte sie hier nach ihrem höchsten Grade, und nach ihrem weitesten Umfange. Hier hat sie die heftigste Liebe, das heftigste Verlangen nach dem Besitze der geliebten Person zum Grunde, von welcher wir glauben, daſs sie uns nicht wieder liebe, unsre Neigung zu ihr verschmähe, und dabey eine andere Person liebe, nach deren Besitze und Genusse sie sich sehne. Dieser Gedanke stürzt uns in den tieſsten Gram, und erfüllt uns mit der heftigsten Unruhe und Angst. Die Heftigkeit dieser Leidenschaft entsteht dadurch, daſs sich mehrere Leidenschaften in ihr vereinigen und gemeinschaftlich das menschliche Herz bestürmen. Hier ist das heiſsete Verlangen nach dem Besitze des geliebten Gegenstandes, — die heftigste Furcht, ihn zu verlieren, und in den

Armen eines Andern zu sehen, — die Empfindung verschmähter Liebe, des beleidigten Ehrgeitzes, fehlgeschlagener Bemühungen und Erwartungen, Rache gegen den, dem der geliebte Gegenstand den Vorzug vor uns giebt, oder der sich um die Gunst desselben zu bewerben scheint. In der Einsamkeit *), oder unter Umständen, wo

---

*) Die Einsamkeit ist vornehmlich für miſstrauische Eheweiber, die Mutter der sonderbarsten und qualvollsten eifersüchtigen Grillen. Da sie ihre Männer nicht überall begleiten, die verschwiegenen Gänge und Liebkosungen, die sie andern Weibern schenken, nicht berechnen können, und alle gesellige Zirkel jetzt von Coquetten aller Art wimmeln; so werden jene Frauen, so lange sie ihre Männer nicht bey sich haben, von einer peinlichen Eifersucht gequält, durch deren schwarze Brille sie ihre Gatten oft die unsittlichsten Handlungen begehen sehen, — die nie geschehen waren. Die einsame und stille Lebensart des andern Geschlechts macht es daher eifersüchtiger, als wir, zu seyn pflegen, — und es hat groſse Ursache dazu, wenn es wahr ist, daſs die Männer weit sinnlicher, als die Weiber sind, und eine Abwechselung des Genusses zu

wir unsrer Leidenschaft keinen freyen Ausgang verstatten können und dürfen, wirken alle jene Empfindungen und Leidenschaften, die die Eifersucht erzeugen, mit vereinigten Kräften in uns; unser Herz ist beklemmt und zusammengepreſst, wir verändern unsere Gesichtsfarbe, sind äuſserst niedergeschlagen und traurig, seufzen, und

---

den Gebrechen jener gröſsern Sinnlichkeit der Männer gehört. Fehlt es der eifersüchtigen Schöne nun vollends an körperlichen Reitzen, kann ihr seelenloser Umgang dem Manne nichts anders, als höchstgleichgültig seyn, weiſs sie sein Herz durch keine Liebenswürdigkeit der Sitten und des guten Geschmacks zu fesseln, weiſs sie, daſs der Mann sich nirgends glücklicher, als — auſser seinem Hause fühlt, und bey andern Frauen die Annehmlichkeiten der Person und des Umgangs findet, die sie ihm wegen eines rauhern oder zänkischen Temperaments, oder wegen ihrer physischen Häſslichkeit nie gewähren kann; so wird ihr Leben sehr oft den Qualen der Hölle gleichen, und ich glaube, daſs es kaum ein unglücklicheres Wesen, als eine solche Frau, geben kann.

bemühen uns oft vergeblich, in unsern Augen die Thräne zurück zu halten; wir zittern und sind in gröſster Verlegenheit und Zerstreuung; unsere Seele vergiſst auf dasjenige, was um uns her vorgeht, aufmerksam zu seyn, denn sie hängt nur mit ihren Gedanken an dem Gegenstande ihrer Leiden, und ist nur mit ihrem innern martervollen Zustande beschäftigt. Diese ihre Gedanken fahren in wildem Aufruhr unter einander, indem bald diese, bald jene besondere Leidenschaft und Empfindung in dem Herzen die Oberhand gewinnt, und der Seele Gedanken zuströmt. Die Augen sehen wild und starr aus, die Augenbraunen nebst der Stirn sind in die Höhe gezogen, die Lippen zusammen gepreſst, die Nasenlöcher geöffnet, die Backen eingefallen und zusammengerunzelt; bald wird das Gesicht von Furcht gebleicht, bald durch den Anblick des geliebten Gegenstandes, der das Verlangen, die Empfindung des beleidigten Ehrgeitzes und verschmähter Liebe rege macht, oder durch den Blick auf den vermeinten Nebenbuhler, der in dem Herzen die Rache und den Zorn entflammt, geröthet, und der ganze Körper des Eifersüchtigen in heftige Bewegung und Unruhe gesetzt; kaum daſs der Arme eines Augenblicks Ruhe zu genieſsen scheint und seinem bangen Herzen durch Seufzer Luft verschafft, durchfahren Schwerter sein Herz und Eingeweide, und zerreissen sein Innerstes. In Augenblicken, worin sich der Eifersüchtige freyer überlassen ist, wo sein gequältes Herz sich unaufgehalten öffnen kann, zeigt sich bald diese, bald jene einzelne Leidenschaft und Empfindung in ihrer eigenthümlichen Gestalt und Wirkung, je nach der Beschaffenheit seiner Lage und Umstände, und nach dem Betragen des Gegenstandes seiner verschmähten Liebe, oder dessen, der der vermeintliche Stöhrer seiner Ruhe ist, und den es für den Widersacher hält, der ihm den Besitz des geliebten Gegenstandes streitig macht. Dort blutet sein Herz bald vor inniger Wehmuth und macht sein Auge in Thränen schwimmen, es bricht in jammervolle Klagen und Seufzer aus; er ringt und windet die Hände, er spart keine Worte, seine Sprache strömt aus der Fülle seines Gefühls, um seinem geliebten Gegenstande den ganzen unermeſslichen Umfang seiner Liebe vorzubilden, und ihn zur Gegenliebe zu bewegen; bald bricht er, beym Widerstand, in Vorwürfe aus, er fühlt sich in seiner ganzen verächtlichen Kleinheit, sein gereitzter Ehrgeitz wirft ihm die Lippen empor, macht seine Blicke und sein ganzes Gesicht wilder, sein Körper beugt sich, beym wiederkehrenden Gefühle seines eigenen Werths, von dem verschmähenden Gegenstande ab, und mit halb verwendetem Gesichte blickt er seitwärts mit einem verachtenden Blicke nach ihm. Gegen seinen vermeinten Nebenbuhler ist er zornig, und droht ihm seine ganze volle Rache, und wenn er sie ausübt, ist er grausam und ohne Schonung. Ist der Eifersüchtige ein Mann von Lebensart und Sitten, versteht er sich auf die Unterdrückung der Leidenschaften; so wird er sich seines Nebenbuhlers auf feinere Weise versichern, und seinem heimlichen Verständnisse mit besserer und künstlicherer Art Hindernisse in den Weg zu stellen suchen. Es ist unmöglich, das Bild des Eifersüchtigen unter eine einzige Ansicht, und in einen solchen Gesichtspunct zu stellen, wo man ihn mit einem Mahl übersehen kann; denn in ihm löst immer eine Leidenschaft und Empfindung die andere ab, und sein innerer Zustand wechselt mit seiner äussern Gestalt fast alle Augenblicke; alle diese Leidenschaften und Empfindungen modificiren sich über dieses noch nach den besondern Lagen, Verhältnissen, Alter, Temperament, Sitten und persönlichem Charakter, so daſs diese Leidenschaft fast in allen Subjecten eine andere Richtung gewinnt. Man kann sagen, daſs sie fast aus allen übrigen zusammen gesetzt sey, oder doch wenigstens dieselbe erzeuge und zu Hülfe nehme. — Ein geringerer Grad der Eifersucht muſs derjenige ſeyn, wenn wir eine Person, die wir nicht mehr lieben, oder nie innig geliebt haben, mit einer andern in vertraulichem Umgange sehen; wenn wir aus andern Absichten, als aus Liebe, eine Vereinigung mit ihr wünschen, und den Besitz derselben einem andern miſsgönnen. Hier artet die Miſsgunst, im Fall wir diese Person schon besitzen, bloſs in die Empfindung des beleidigten Ehrgeitzes in Zorn, Rache und alle diejenigen Leidenschaften aus, die aus jener Quelle des Ehrgeitzes ihren Ursprung nehmen. Ist die Person noch nicht in dem Besitze, den wir nicht aus Neigung zu ihr, sondern aus andern eigennützigen Absichten wünschen; so trit Neid, Miſsgunst, Habsucht an die Stelle der Eifersucht. Hierher gehört auch die Eifersucht die zwischen vertrauten Freunden Statt findet und Verdruſs und Miſstrauen in uns erzeugt, wenn wir sehen, daſs unser Freund mit andern in einem vertraulichen Gespräche ist, ihn stets begleitet, und die Ursache seines Umgangs mit ihm verborgen hält. Doch ist bey dieser Gattung der Eifersucht die unangenehme Empfindung bey weitem so heftig nicht, als bey derjenigen, die sich auf wirkliche Liebe und herzliche Zuneigung gründet, da die Freundschaft mehr geistiger Natur ist, die Liebe hingegen auch den Reitz der Sinne zur Verstärkung der Begierde mit ins Spiel kommen läſst. Letztere ist von der erstaunlichsten Wirkung. Ist der Mensch ein Mahl argwöhnisch gegen die Treue einer geliebten Person *), so hat er auf alle Menschen die

---

*) Der schalkhafte La Fontaine schildert in seiner Coupe enchantée den kläglichen Gemüthszustand eines eiferſüchtigen Ehemannes in folgender Stelle sehr naiv:

> Les maux les plus cruels ne sont que des chansons,
> Prés de ceux qu'aux maris cause la jalousie.

sich derselben nähern, ein wachsames Auge, in jedem sieht er einen Verräther, einen Vermittler oder Nebenbuhler; die Eifersucht hat manche Menschen ihrer Vernunft und Sinne beraubt, und gemacht, daſs sie in ihrer Rache und Wuth gegen die geliebte Person ſowohl, als gegen den ver-

Figurez-vous un fou, chez qui tous les soupçons
Sont bien venus, quoi qu'on lui die.
Il n'a pas un moment de repos en sa vie.
Si l'oreille lui tinte, ô Dieux! tout est perdu.
Ses songes sont toujours que l'on le fait cocu,
Pourvu qu'il songe, c'est l'affaire:
Je ne vous voudrois pas un tel point garantir;
Car pour songer il faut dormir,
Et les jaloux ne dorment guere.
Le moindre bruit éveille un mari soupçonneux;
Qu'alentour de sa femme une mouche bourdonne
C'est cocuage qu'en personne
Il a vu de ses propres yeux,
Si bien vu, que l'erreur n'en peut être effacée.
Il veut à toute force être au nombre des sots.
Il se maintient cocu du moins de la pensée,
S'il ne l'est en chair et en os.

meintlichen Verführer keine Grenzen kannten, und alle Menschlichkeit verloren. So lieſs z. B. Raimund von Castel Roussillon den Wilhelm von Cabestain, den er in Verdacht eines verbothenen Umgangs mit seiner Gemahlinn hatte, erstechen, und zwang darauf seine Gemahlinn, sein Herz zu essen *). Beyspiele wohlbehandelter Eifer-

---

*) Brantome erzählt ein schreckliches, schauderhaftes Beyspiel, wie sich ein eifersüchtiger Ehemann an seiner galanten Frau zu rächen suchte, — indem er sie unter den ihr aufgedrungenen Umarmungen gemietheter Schurken sterben lieſs, und sie selbst im Todeskampfe mit seinem teufelischen Spotte marterte. S. 46. 47. Tom. I. seiner Memoiren. Wenn, wie die Critiker glauben, diese Memoiren wirkliche Thatsachen enthalten; so giebt es wohl kein Buch, worin die Schwächen der Menschheit und vornehmlich der groſsen Welt so sehr an den Pranger gestellt sind, als in diesem. Brantome erwähnt noch eines andern eifersüchtigen Ehemanns, der seiner Gattinn ein langsam tödtendes Gift gab, und sich Monathe lang an dem schrecklichen und schmerzhaften Verwelken ihres Körpers ergötzte. Ganz

sucht dieser Art findet man in Gabriele de Vergy und noch besser in Shakespears Othello. — Es giebt eine Art von Eifer-

---

originel ist aber die Art der Grausamkeit, die ein eifersüchtiger Ehemann an sich selbst verübte, um endlich gewiſs zu erfahren, ob ihm seine Frau getreu bliebe oder nicht. Diese höchst sonderbare Anecdote findet sich in Schenk's Observationibus Medic. rar. L. I. Obs. 5. wo sie also lautet: "Animi dolores ac morbi si diu perseverent temporis processu dementes reddunt quales sunt Zelotypi. Quod quidem pistori accidisse cum juramento etiam mihi asseverarunt complures mihi familiares. Pistoris, ut retulerunt, cum suspectam de adulterio uxorem suam haberet, tametsi pudicam et probam, nec eam in stupro deprehendere posset, * * sibi amputavit, ratus, si illa forte uterum gereret, non ex se utqui ob adempta genitalia generando ineptus esset, sed ex alio concepisse certo sciret." Noch andere merkwürdige Erscheinungen des Wahnsinns der Liebe siehe in Th. Arnolds Beobachtungen über die Natur, Arten, Ursachen und Verhütung des Wahnsinns oder der Tollheit. Aus dem Engl. von Ackermann. Leipz. 1784.

sucht die immer kommt und wieder geht; hier ist der Eifersüchtige zwar überzeugt dafs er wiedergeliebt wird, aber sein zur Gewohnheit gewordener Argwohn erregt öfters ein Mifstrauen gegen die Treue der geliebten Person, besonders wenn von Seiten der leztern ein freundliches, munteres, gesprächiges Wesen hinzu kommt. Diese Eifersucht erreicht den Grad derjenigen, die sich auf eine verschmähte Liebe gründet, lange nicht, sondern hat alle Kennzeichen des Argwohns und Mifstrauens an sich. Zu dieser Classe gehört Falkland in den Nebenbuhlern des Sheridan."

Cartesius, welcher in seiner lehrreichen Abhandlung: Les Passions de l'ame, so manche Erscheinung unserer Empfindungen auf eine scharfsinnige Art zergliedert hat, scheint mir in dem Capitel von der Eifersucht einen Fehler begangen zu haben. — "Wir verachten einen Mann sagt er, welcher auf sein Weib eifersüchtig ist, weil dieſs ein Zeichen iſt, daſs er sie nicht auf eine gute Art liebt, und daſs er von sich selbst, oder von ihr eine schlechte Meinung hat. Denn liebte er sie wahrhaftig, so würde er nicht die geringste Neigung zum Miſstrauen gegen sie empfinden. Aber eigentlich ist sie es nicht, die er liebt, sondern nur das Gut, welches nach seiner Meinung in dem alleinigen Besitze derselben bestehet, — und er würde dieses Gut nicht zu verliehren fürchten, wenn er sich nicht dessen für unwürdig, oder sein Weib nicht für ungetreu hielte *).

---

*) "On meprise un homme qui est jaloux de sa femme, pour ce que c'est un tesmoignage qu'il ne l'ayme pas de la bonne sorte, et qu'il a mauvaise opinion de soy ou d'elle. Je dis qu'il ne l'ayme pas de la bonne sorte; car s'il avoit une vraye amour pour elle, il n'auroit aucune inclination à s'en defier. Mais ce n'est pas proprement elle qu'il ayme, c'est seulement le bien qu'il imagine consister à en avoir seul la possession; et il ne craindroit pas de perdre ce bien,

Wenn es gleich eine Liebe geben kann, die aus Überzeugung von der vollkommensten Treue des geliebten Gegenstandes vielleicht gar nicht eifersüchtig ist; so irret sich doch Cartesius darin, daſs er die Eifersucht für ein Zeichen einer nicht wahrhaften Liebe hält. Je wahrhafter, ernstlicher und wärmer wir einen Gegenstand lieben, je mehr liegt uns daran, ihn zu besitzen und uns in seinem Besitze zu erhalten. — Dieſs ist ein Erfahrungssatz, der in der Natur unserer Seele seinen guten Grund hat. Bey aller Überzeugung von der Treue des geliebten Gegenstandes werden wir doch nicht immer jedem Argwohne ausweichen können, zumahl wenn wir das menschliche Herz genau studiert, und seine Veränderlichkeit aus eigenen Erfahrungen kennen gelernt haben. Die Eifersucht ist ferner nicht immer ein Beweis, daſs man

---

s'il ne jugeoit qu'il en est indigne, ou bien que sa femme est infidelle." Art. CLXIX.

von sich selbst, oder von dem geliebten Gegenstande eine schlechte Meinung haben müsse. — Unzählig oft, und fast immer wird sich der Eifersüchtige besser vorkommen, als sein Nebenbuhler, und wir werden auf der andern Seite von dem geliebten Gegenstande oft die beste Idee haben; aber es doch nicht immer dahin bringen können, daſs wir über den Eindruck nicht miſsvergnügt seyn sollten, welchen unser Nebenbuhler auf die Geliebte, oder diese nur auf jenen gemacht hat, wenn wir auch glauben, daſs wir den geliebten Gegenstand immer besitzen würden. — Daſs der Eifersüchtige nicht eigentlich sein Weib selbst liebt, sondern nur insofern er sie als ein Gut betrachtet, das er in seinem Besitze zu erhalten suchen müsse, ist eine Distinction, die nicht ganz richtig ist. Es muſs ein Interesse da seyn, jenes Gut in seinem Besitze zu erhalten, und dieses Interesse des Herzens gründet sich offenbar, — wenigstens in den meisten Fällen auf Liebe; ob ich gleich gern zugeben will, daſs viele Eifersüchtige bey einer erkaltenden Liebe doch den Gegenstand zu behalten suchen werden, weil es ihrer Eitelkeit schmeichelt, und weil sie sich der Verachtung der Welt auszusetzen glauben, wenn sie sich in dem Besitze desselben nicht erhalten können.

Auch Spinoza giebt in seiner Sittenlehre in der Abhandlung von den Affecten eine Erklärung von der Eifersucht, die der Erfahrung zu widersprechen scheint, indem er jenen Affect einen Haſs gegen ein geliebtes Ding nennt, der mit dem Neide vergesellschaftet sey *). Daſs der Neid und

---

*) Si quis imaginatur rem amatam eodem, vel arctiore vinculo amicitiae, quo ipse eodem solus potiebatur, alium sibi jungere, odio erga ipsam rem amatam afficietur, et illi alteri invidebit. — Quo quis majore amore rem amatam erga se affectam esse imaginatur, eo magis gloriabitur, hoc est, laetabitur; adeoque conabitur, quantum

Haſs gegen den Nebenbuhler in dem Wesen der Eifersucht liege, ist unläugbar; aber

> potest, imaginari, rem amatam ipsi quam arctissime devinctam, qui quidem conatur, sive appetitus fomentatur, si alium idem sibi cupere imaginatur. At hic conatus, sive appetitus ab ipsius rei amatae imagine, concomitante imagine illius, quem res amata sibi jungit, coerceri supponitur; ergo eo ipso tristitia afficietur, concomitante idea rei amatae, tanquam causa, et simul imagine alterius, hoc est, odio erga rem amatam afficietur, et simul erga illum alterum, cui propterea quod re amata delectatur, invidebit. — Hoc odium erga rem amatam invidiae junctum zelotypia vocatur, quae proinde nihil aliud est, quam animi fluctuatio orta ex amore, et odio simul, concomitante idea alterius, cui invidetur. Praeterea hoc odium erga rem amatam majus erit pro ratione laetitiae, qua zelotypus ex reciproco rei amatae amore solebat affici, et etiam pro ratione affectus, quo erga illum, quem sibi rem amatam jungere imaginatur, affectus erat. Nam si eum oderat, eo ipso rem amatam odio habebit, quia ipsam id, quod ipse odio habet, laetitia afficere imaginatur; et etiam ex eo, quod rei amatae imaginem imagini ejus, quem odit, jungere cogitur, quae ratio plerum-

der Haſs gegen die Geliebte ist nicht immer vorhanden. — Oft nimmt die Liebe gegen den geliebten Gegenstand durch die Eifersucht selbst zu, und erreicht durch sie den höchsten Grad der Wärme, den sie ohne alle Jalousie nie angenommen haben würde. Eher könnte man die Furcht, das Geliebte zu verlieren, zu einem Bestandtheile der Eifersucht machen. Spinoza scheint auch nur den ganz groben und sinnlichen Ausbruch der Eifersucht im Sinne gehabt zu haben, — indem er ihr den furchtbaren Gedanken als etwas We-

---

que locum habet in amore, erga foeminam; qui enim imaginatur mulierem, quam amat, alteri sese prostituere, non solum ex eo, quod ipsius appetitus coercetur, contristabitur;' sed etiam, quia rei amatae imaginem pudendis, et excrementis alterius jungere cogitur, eandem aversatur; ad quod denique accedit, quod zelotypus non eodem vultu, quem res amata ei praebere solebat, ab eadem excipiatur, qua etiam de causa amans contristatur u. s. w. Opera posthuma, S. 122. 123. (1677.)

sentliches unterschiebt, daſs die Geliebte einem andern so gar die letzte Gunst bewillige. Allein es giebt eine Eifersucht, wo dieses gar nicht Statt finden kann, und wo der Geliebte nur gegen das äusserliche gefällige Bezeigen der Geliebten gegen einen Mann, oder mehrere Männer eifersüchtig ist, in welchem Falle die Eifersucht mehr von der Eitelkeit, als von dem Miſstrauen gegen die Tugend des geliebten Gegenstandes geleitet wird.

Es giebt vielleicht keine innige und wahre Liebe ohne Eifersucht *), oder wenn sie auch in ihren glücklichsten Perioden, und aus Mangel an Gelegenheit dazu bisweilen ganz davon frey seyn sollte, so

---

*) "Dèsque l'amour cesse, la jalousie cesse aussi," sagt die Jungfer Scuderi irgendwo; — aber sie geht in ihren Behauptungen noch weiter, und meint, daſs ein geringer unmerklicher Grad dieser Leidenschaft sogar das Kennzeichen einer — nur schwachen Liebe sey.

wird sie doch augenblicklich entstehen können, so bald sich eine Gelegenheit dazu zeigt, — oder auch oft ohne alle Gelegenheit und Veranlassung. Daraus folgt aber noch nicht, daſs alle Eifersucht den hohen Grad der Wuth haben müsse, den wir oben berührten; — aber Eifersucht ist sie schon immer, wenn sie von dem geringsten Miſstrauen, daſs uns der geliebte Gegenstand auch nur auf einen Augenblick vergessen könnte, begleitet wird. Aus einem Funken können durch die hinzugekommenen Visionen der Phantasie Flammen entstehen, — weil die Liebe nicht immer von der erhabenen Art ist, daſs sie ein Miſstrauen gegen die geliebte Person für eine ihrer gröſsten Beleidigungen halten sollte. Eine Frau, die auf ihren Mann durchaus nicht eifersüchtig ist, hat entweder ihn ganz zu lieben aufgehört, oder sie liebt ihn so schwärmerisch, daſs sie seine Untreue für etwas ganz Unmögliches hält; oder sie hat eine so hohe Idee von ihrer eigenen Liebenswürdigkeit, daſs ihr kein Gedanke an seinen Wankelmuth in den Sinn kommt; oder sie fühlt es zu sehr, daſs er nie die Leidenschaft eines andern Weibes wegen gewisser Fehler und Gebrechen reitzen könne; oder er selbst steht so sclavisch unter ihrem Pantoffel, daſs er ohne — ihre Erlaubniſs nichts für Andere empfinden darf. Ich will alle diese Sätze weiter ausdehnen.

a) Diejenigen Weiber, welche ihre Männer zu lieben aufgehört haben, betrachten sie gewöhnlich als Personen, die keiner Eifersucht werth sind. Weiber dieser Art werden nicht selten von so vielen andern Liebesverständnissen geleitet, daſs sie von ihren Männern in einer unermeſslichen Entfernung leben, und durch weiter nichts mehr, als durch die priesterliche Einsegnung mit ihnen zusammenhängen. Wenn sie eifersüchtig sind, so bezieht sich diese ihre Leidenschaft nicht auf den Ehegatten, sondern auf den Freund und Anbether, der jenen aus ihren Herzen vertrieben hatte. Jener ist nur der erwerbende Theil des Hauses, — der Lastträger der Familie, dem es übrigens die Gebietherinn des Hauses nicht übel nimmt, wenn er gleichfalls anderswo Nahrung für sein Herz sucht. Ja, es giebt in der groſsen und kleinen Welt Ehen genug, worin Herr und Frau ein stillschweigendes, oder gar förmliches Pactum mit einander gemacht haben, daſs keiner auf den andern eifersüchtig werden, sondern jeder in seinen Liebeshändeln ungestört und unangetastet bleiben solle. Herr und Frau haben ihr eigenes Departement von Vergnügungen. Jener ist der Freund seiner Nebenbuhler, diese die Freundinn ihrer Nebenbuhlerinnen. Es giebt in gewissem Betrachte keine ruhigere und friedlichere Ehen unter dem Monde, als solche!! — b) Diejenigen

Frauen, welche bei einer hohen Schwärmerey der Liebe eine Untreue des Gatten für etwas Unmögliches halten, sind die glücklichsten von allen. Das Uebermaſs ihrer Liebe läſst keinen Gedanken an den Wankelsinn des Mannes in ihnen aufkommen. Sie messen das Feuer der männlichen Liebe nach der Exaltation der ihrigen ab, und da ihnen ihre eigene Treue als etwas Ewiges und Unvergängliches erscheint; so glauben sie, daſs die Treue des Gatten auch von allen Seiten gesichert seyn müsse. Ihre Leidenschaft ist zu groſs und ihr Herz zu schön, als daſs sie ein Miſstrauen in seine Eidschwüre setzen könnten. — c) Weniger liebenswürdig, aber vielleicht eben so glücklich sind diejenigen Weiber, die keine Untreue des Mannes fürchten, weil sie eine viel zu hohe Idee von ihren Reitzen und den Annehmlichkeiten ihrer Person und ihres Geistes haben. Hier ist es der Stolz, der sie in Ruhe erhält, — anstatt daſs eben dieser Stolz bey andern Frauen der Zunder zur rasendsten Eifersucht werden kann. Sie glauben alle mögliche Waffen in den Händen zu haben, den Ehemann bey seiner Pflicht fest zu halten, oder ihn augenblicklich zurückführen zu können, wenn sein Herz zu schwanken anfing. Sie sehen kein Weib um sich her, das ihnen den Vorrang streitig machen, und ihr Bild in der Seele des Gatten auslöschen könnte. — d) Andere Frauen sind darum in ihrer Ehe so ruhig, weil sie ihre Männer für ganz unfähig halten, auf das Herz eines andern Weibes Eindruck zu machen. Sie halten den gebrechlichen Körper, die rauhen Sitten, das kalte und langsame Temperament des Mannes für etwas, wodurch andere Schönen eher zurückgeschreckt, als angezogen werden. Und sie haben meisten Theils Recht, da die Liebe des Weibes so sehr von der Schönheit des Mannes gereitzt und gestimmt wird. — e) Endlich pflegen diejenigen Weiber von den Qualen der Eifersucht gemeiniglich frey zu seyn, die ihre Männer in einer beständigen Knechtschaft zu erhalten wissen. Es wird diesen armen Sclaven nicht erlaubt, auch nur einen freundlichen Blick auf Andere zu werfen. Sie müssen strenge Rechenschaft von jedem Worte ablegen, das sie mit der Nachbarinn gewechselt haben, jeden Ausgang in gemischte Gesellschaften sich erbetteln, jeden Brief, der geschrieben wird, der gestrengen Hausmutter vorlesen. Das Gebieth ihrer Freyheit ist in die engsten Grenzen eingeschlossen. Hier und da können sie, — aber nie ohne die Erlaubniſs der hohen Hausobrigkeit ausgedehnt werden. Der Unglückliche bleibt ewig in seinen Fesseln und er muſs für jede kleine Unternehmung büſsen, wenn er diese Ketten nur auf Augenblicke abzuschütteln wagte. Ein wochenlanger Sturm folgte dem unschuldigen Kusse, den er der Schönern gab, und er darf nie wieder küssen

Es giebt Weiber, die an einer fortdauernden Eifersucht leiden; dieselbe aber durch Gründe der Vernunft zu mäſsigen, oder doch wenigstens zu verstecken wissen. — Sie dulden im Stillen, weil sie sich durch ihre Eifersucht nicht lächerlich, nicht dem Gatten beschwerlich machen wollen, wodurch in vielen Fällen das Uebel nur noch ärger werden würde. Noch andere Frauen haben sich durch ein genaues Studium ihrer Männer von der Eifersucht nach und nach frey gemacht. Sie haben sich überzeugt, daſs das zärtliche und liebkosende Wesen, welches ihre Männer gegen andere Frauen beobachten, nichts als angenommener Ton ist, wobey das Herz nicht angegriffen wird, und die eheliche Treue sehr wohl bestehen kann. Sie beruhigen sich damit, daſs ihre Männer gegen alle Weiber jenes zärtliche Zuvorkommen an den Tag legen, daſs sie aus Gewohnheit gern küssen, aus Gewohnheit überall nach einem schönen Arm greifen, daſs sie aber für Alles in der Welt keinen Hochverrath gegen die eheliche Liebe begehen würden, weil eine solche Galanterie der Männer weniger den Genuſs, als die Eitelkeit — zu gefallen, zum Grunde habe. Noch Andere lassen sich lebenslang durch die Betheurungen von Liebe und ewiger Treue von ihren Männern täuschen; sie betrachten diese Versicherungen als mathematische Wahrheiten, und geben sich daher weiter keine Mühe, den geheimen Liebeshändeln ihrer Männer nachzuspüren, oder auch nur einen gegen sie erregten Verdacht ins Klare zu bringen; — oder sie sehen auch wirklich die Ausschweifungen ihrer Gatten nicht als Eingriffe in die eheliche Treue, sondern nur als Fehler des Temperaments an, wobey sie dennoch immer den ersten Platz in dem Herzen des Mannes behielten *).

---

*) Die Geschichte des geselligen Lebens stellt uns Weiber in Menge auf, die selbst bey documentirten Vergehungen ihrer Männer gegen die eheliche Treue nicht eifersüchtig wurden. Nach dem Berichte des Euripides säugte Andromache die Bastarte ihres Gemahls, des Hectors, und die berühmte Kaiserinn Livia war ihrem August selbst bey seinen Liebeshändeln behülflich. Die Gemahlinn Cromwels war von den geheimen Besuchen, die ihr Mann bey der schönen Lady Lamberth ablegte, genau unterrichtet, und wies die ihr deshalb geäuſserten Bedenklichkeiten einer ihrer Kammerfrauen — mit der laconischen Antwort zurück: "daſs die Weiber keine — Hörner trügen." Die Gräfinn von Gleichen theilte ihr Ehebett mit der schönen und biedern Orientalerinn, die den Graf aus der Gefangenschaft errettet hatte. Dankbarkeit, und vielleicht auch der Umstand, daſs jene unfruchtbar blieb, hielten die Seele des edeln deutschen Weibes im Gleichgewichte. Ein weniger edler Grund bewog die Gattinn Cromwels, sich die Ausschweifungen des Protectors gefallen zu lassen, weil sie an den ehrgeitzigen Planen desselben den gröſsten Antheil nahm, und die schöne

Ich kann diese Materialien über die weibliche Eifersucht nicht schlieſsen, ohne noch Einiges zum Lobe dieser so sehr verschrieenen Leidenschaft hinzuzufügen. Tausend Weiber würden ohne sie nicht so gefällig, so zuvorkommend, so nachgebend gegen ihre Männer, so treu und liebenswürdig geworden seyn, — als sie es vielleicht allein durch sie wurden. Die stille, in sich gekehrte, aber immer wachsame und nachdenkende Eifersucht lehrte und ermahnte sie, das Herz des Mannes nur desto zärtlicher und liebreicher zu fesseln, damit es ihnen nicht entwischen mögte, und der Mann selbst keinen Grund seines Wankelsinnes in seinem Hause auffinden könnte. "Wenn mein Gatte mit dir zufrieden ist, — so denkt die aufwachende Jalousie des Weibes, so wird er gern an

---

Lamberth ihrem Manne Parteygänger anwerben half. S. La vie d'Olivier Cromwel. (von Leti) Amsterd. 1694. S. 559-560.

meiner Seite und in meinen Armen weilen; so wird er sich nicht von andern Weibern anlocken, noch weniger verführen lassen. Mein Bestreben, nur ihm zu gefallen, und ihm in allen seinen Wünschen zuvorzukommen, — wird mir ihn wiedergeben, wenn er auch ein Mahl weniger häuslich, als sonst, wurde, und ich bey ihm, in Vergleichung mit andern Frauen, zu sinken anfing. Ich will seinen natürlichen Wankelsinn durch die Ausdauer einer herzlichen und weiblichen Liebe heilen und überwinden, will meinen Geist mit nützlichen Kenntnissen, mein Herz zu liebenswürdigen Eigenschaften ausbilden, damit ich ihm nie langweilig und alltäglich werde, und er vielleicht, sich nur an der langen Weile zu rächen, — etwas Anderes zu lieben gezwungen wird, was er freywillig nie geliebt haben würde. Ich will ihm täglich neu zu werden suchen, damit sein Herz mir täglich neu bleibe, und keine

Stockung unsrer Zärtlichkeit sich auch nur auf einen Augenblick in den Frieden unserer Ehe mische. Ich will ihn genau ausstudieren, damit ich erfahre, welche Art von Liebenswürdigkeit er vornehmlich von meinem Geschlechte fordert, und wie er überhaupt davon denkt, damit ich durch mein Betragen entweder seine irrigen Begriffe darüber berichtige, oder durch meine weibliche Güte sein Herz auf ewig an mich feſsle, wenn sich jene Begriffe auch nicht berichtigen lieſsen. Vornehmlich werde ich mich hüthen, durch ein zänkisches Wesen und eine gebiethende Rechthaberey seine Liebe zu schwächen, und ihn dadurch auf sanftere und nachgebendere Weiber, — die gefährlichsten unter allen, aufmerksam zu machen. Es soll ein heiliges Gesetz für mich seyn und bleiben, meinen Gatten nie zum Zorne zu reitzen, und mit Anstrengung aller weiblichen Klugheit — alles, was Wortwechsel und Ehezank heiſst, zu vermeiden."

"Selbst die kleinen empfindlichen Neckereyen, die aber gemeiniglich mit einer versteckten innern Erbitterung verbunden sind, werde ich nicht gegen den Mann ausbrechen lassen, gegen den ich ganz Güte und Liebe seyn soll. Jene Neckereyen können bey ihrem ersten Entstehen noch nicht Zank genennt werden, können selbst etwas Gutmüthiges und Naives an ſich haben; können aber, da das Gemüth ſchon heimlich sein Gleichgewicht dabey verloren hat, — durch das Hinzukommen des aller geringsten Umstandes, durch einen Tropfen Blut mehr oder weniger, sehr leicht in reissende Stürme übergehen, — wenn nicht beyde Parteyen zu gleicher Zeit von einer gleichheitern Laune gestimmt werden, — um sich nichts übel zu nehmen. Aber auch diese hellere Stimmung des Geistes wird nicht immer den bittern Eindruck verhindern können, den ein, — auch nur mit dem flüchtigsten Witze gesagter, Tadel hervorzubringen pflegt. Der Übergang, die Zeit, der Augenblick des Übergangs aus einer heitern zu einer finstern Gemüthsstimmung läſst sich so wenig vorherberechnen, nimmt oft so sonderbare und ungewöhnliche, oft so geheime und schlüpfrige Wege, daſs man ihn eben dieser Ungewiſsheit wegen ganz verhüthen sollte. Es giebt freylich Männer, deren Empfindungen nur schneckenartig fortkriechen, und deren pflegmatischer Frohsinn eiserner Natur ist, Männer die das Gezänk ihrer Frauen mit der wunderbarsten Geduld vom Morgen bis an den Abend anhören, und sich durch nichts in der Welt in ihrer ehlichen Treue irre machen lassen; allein die Anzahl dieser Pflanzenseelen ist sehr geringe, dahingegen es unendlich mehrere giebt, deren Gemüth bey weiblichem Zank und Tadel auflodert, und durch ihn gegen die besten

Weiber selbst kalt und gleichgültig gemacht wird. Ein Wort, eine Mine, eine kleine Vernachlässigung ihrer Person kann sie beleidigen, ein geringer Argwohn zum Aufbrausen verleiten, eine kurz vorher kaum merkliche Laune halb rasend machen. Durch den leisesten Druck von aussem oder innem schnellt die Seele dieser Feuerköpfe aus ihren Schranken heraus, läſst sie nun alle Dinge in verzerrten Gestalten sehen, und schiebt den Neckereyen der Gattinn oft einen hämischen Sinn unter, an den sie nie dachte. Der Sturm des Gemüths wächst nun gleichsam mit jedem Pulsschlage, — die Ausdrücke werden hart kränkend und beiſsend, und jede solcher Revolutionen der männlichen Empfindlichkeit kann höchst gefährlich für die zärtlichste eheliche Liebe selbst werden!"

Nichts sollten daher Eheleute sorgfältiger überlegen, als gegenseitige Erbitterungen, — selbst die kleinsten und unbedeutendsten, zu vermeiden. Der innere Schmerz, welcher alle Mahl damit verbunden ist, kann eine krebsartige Krankheit werden, die nach und nach alle Fäden der Liebe zerfriſst, und nicht selten Menschen von einander auf ewig entfernte, die ganz für einander geschaffen waren und unbeschreiblich glücklich seyn konnten. Je mehr Herzlichkeit, Zuvorkommen und Güte wir von dem Andern erwarteten und erwarten konnten, je inniger wir an der Seele der Geliebten oder des Geliebten hingen, je schrecklicher und quälender wird das Gefühl seyn, — welches uns vermöge jener Erbitterung auch nur auf wenige Augenblicke von der geliebten Person entfernte, und sie uns nun auf ein Mahl in einem ganz gegenseitigen Lichte sehen lieſs. — Die Liebe wird dieses Gefühl zwar wieder verscheuchen; aber vielleicht nie ganz austilgen können, seine Erinnerung wird wenigstens in den Stunden einer finstern Laune leicht wieder kommen, und oft nach langen Jahren Gemüthsverstimmungen veranlassen, die unsrer ehligen Tugend selbst gefährlich werden können. Nach und nach wird der Zank das Grab der Liebe, — und ist es endlich so weit gekommen, daſs man sich eine gegenseitige Hitze nur dem äussern Anscheine nach, nicht mit reiner und ungeheuchelter Herzlichkeit, — oder auch wohl gar nicht vergiebt, — will Einer dem Andern nicht mehr auf dem halben Wege der Aussöhnung entgegenkommen; so ist der Tempel des Friedens in einem solchen Hause auf ewig zugeschlossen. Selbst die Scham, daſs man sich so weit aus seiner Gewalt bringen lieſs, daſs man gegen den Schwächern Theil hart und stürmisch war, kann in gewissen Augenblicken des Verdrusses den Zank von neuen beleben, weil man bemerkt, daſs man ihn bey allem guten Willen doch nicht vermeiden würde. An

Worten hängen alle unsere Ideen und Einbildungen. Unser Ohr verräth uns die schlimme Seite des Andern wenn wir auch nichts davon wissen wollen; — wir empfinden die leisesten Accente eines in Zorn gerathenen Gemüths, und die Art dieser Accente, die Modulation und Schärfe der Stimme, die der Erbitterung gegeben wird, reitzen uns oft noch mehr, als die Ausdrücke selbst, wodurch wir angefallen wurden. Oft sind die letztern schon aus unserm Gedächtnisse geschwunden, wenn die Pantomime, und die Art, wie sie ausgedrückt wurden, noch fest in unserer Seele klebt; — wir hören noch das Gekreisch des Zorns, die beissende Satyre und die giftige Ironie, wir sehen noch das von innerer Wuth glühende Auge, die von Grimm bebenden Lippen, wenn wir oft nicht mehr wissen, woher jener häusliche Krieg entstand *).

---

*) Ich will diesen Abschnitt zur Ergötzlichkeit meiner Leser mit einer Anecdote beschlieſsen.

welche zu beweisen scheint, daſs eine Ehe ohne Zank beynahe etwas — Unmögliches sey. Sie bezieht sich auf eine alte Stiftung in der Englischen Grafschaft Wichenover, vermöge welcher zwey Eheleute, die ihr ohne allen Zank geführtes eheliches Leben auf ein Jahr lang, durch beeidigte Zeugen beweisen, und selbst beschwören konnten, bey einer dazu verordneten Volksfeyerlichkeit eine Seite Speck zum Geschenk bekamen. Allein der Englische Zuschauer macht hierbey die — Note, — daſs in einem ganzen Jahrhundert nur zwey Paar Eheleute diese Prämie des häuslichen Friedens erhalten hätten. Das erste war ein Schiffshauptmann mit seiner Gattinn, der gleich nach dem Hochzeittage verreisen muſste, und bis zur Prämienaustheilung von seiner Frau — entfernt lebte; das andere fromme Ehepaar bestand aus einem höchst phlegmatischen Manne, und seiner Gattinn, die — stumm war. —

ERSTE LIEBE.

Liebe auf dem ersten Anblick. — Schüchternheit und Muth dieser zärtlichen Leidenschaft des Weibes.

Es giebt eine Liebe, die aus Freundschaft, auch wohl aus Mitleiden nach und nach entspringt; allein in den meisten Fällen ist sie das Werk eines Augenblicks. Bey ältern Leuten, die sich mit einer groſsväterlichen Bedachtsamkeit ihre Herzen schenken, ist jenes successive Aufkeimen der Liebe denkbar; aber die Jugend handelt ganz anders, weil sie anders empfindet, und die Liebe um ihrer selbst willen sucht. Ihr Blut ist viel zu warm, und ihre Imagination viel zu arbeitsam, als daſs sich jene mächtigste aller Leidenschaften, die Plato in seinem Phädrus nicht unrecht mit dem Hunger und der Gierde der Wölfe vergleicht, nach einem tactmässigen Gange entwickeln sollte. Sie ist oft in uns vorhanden, noch ehe wir es glauben, und das dunkele Gefühl ihres Daseyns zergliedern können. Vornehmlich erwachen schon früh in der weichern Seele des Mädchens gewisse ihr unerklärbare, wehmüthige und zärtliche Empfindungen, — die es unwiderstehlich zu uns hinziehen, — Ahndungen eines vorher nie gekannten, glücklichen Zustandes ihres Herzens, leise aber mächtige Vorhergefühle ihrer schönen Bestimmung zur Gattinn und Mutter. "Unter den tausend Männern, so spricht die erste weibliche Liebe mit sich selbst und durch sich selbst, — unter den tausend Männern, die das erwachsene Mädchen umgeben, wird Einer seyn, dem du deine Hand und dein Herz schenken wirst, — unter den vielen Liebenswürdigen und nicht Liebenswürdigen Einer, den du allein lieben kannst, und mit dem dein ganzes Leben, und alle deine Schicksale unzertrennlich verbunden seyn werden. Noch kenne ich diesen Mann, diesen Engel und Gott meiner Glückseligkeit noch nicht genauer, und darf ihn nicht eher kennen, bis ich in seinem Auge Liebe und Treue lese; aber ich fange an es zu fühlen, daſs mein Wohlwollen *)

---

*) Saint-Evremont giebt der Liebe dreyerley Grade, die aber gemeiniglich schnell auf einander folgen, und eben, so oft sich gegen einander umtauschen, folglich keine ganz reine psychologische Eintheilung dieser Leidenschaft selbst geben. Er nennt diese Grade — aimer, — bruler — languir. "Aimer simplement, est le premier état de notre ame, lorsqu'elle s'emeut par l'impression de quelque objet agréable: là il se forme un sentiment secret de complaisance en celui qui aime, et cette complaisance devient ensuite un attachement à la personne qui est aimée. Bruler c'est un état violent sujet aux

gegen Einen oder den Andern wärmer, inniger überraschender und bleibender, als gegen die übrigen ist. Mein Herz klopft stärker, wenn ich seinen Nahmen höre, eine wohlthätige Stimme ertönt aus dem Innern meiner Seele, dieser — soll der Mann seyn, den du wählen muſst, wenn du irgend ein Mahl wählen darfst. — Nur dieser Einzige gefällt mir; alle andere Männer verlieren in seiner Vergleichung. Mein Herz kann sie hochachten, aber nicht lieben. Das heitere, gefällige und schöne Betragen dieses Einzigen würde mir

inquietudes, aux peines aux tourmens quelque fois aux troubles, aux transport au desespoir; à tout ce qui nous inquiete, ou qui nous agite. Languir c'est le plus beau des mouvemens de l'amour; c'est l'effet delicat d'une flame pure qui nous consume doucement, c'est une maladie chere et tendre qui nous fait hair la pensée de notre guerison." Oeuvres melées Tom. II. S. 165. 166. der schon mehrmahls angeführten Ausgabe.

goldene Tage des Lebens versprechen, wenn ich ihn wählen dürfte. Sein Ernst bey ernsten Dingen verräth einen Mann, der seiner Liebe und seiner Pflicht getreu bleiben wird. Seine blühende, gesunde Farbe verheiſst der künftigen Gattinn liebenswürdige Kinder, und ihr selbst ein Obdach im Alter."

"Wie wohl es meinem Herzen thut, wenn ich mit ihm in Gesellschaft seyn kann! — wie aufmerksam ich allen seinen Worten nachsinne, und wie freundlich sie alle in meiner Seele wiederhallen! Ich könnte ihn Tagelang anhören, und mich in seine Gespräche verlieren. Es liegt ein Zauber darin, der mir unerklärbar ist, und der durch die schöne und reine Melodie seiner Stimme unendlich erhöhet wird. Wenn dieser Mund mir jemahls Liebe gestehen sollte; — so werde ich ihm nie widersprechen können. Dankbar mögte ich die Lippen küssen, die so viel Edles und Schönes sagen, und vielleicht, — o! wenn ich es verdiente, schon manches zu meinem Lobe gesagt haben. Doch ich will dieses Lob wirklich zu verdienen suchen, ich will dem Manne gefallen, weil er mir gefällt, so soll er erfahren, daſs ich seine Freundinn bin. Vielleicht weiſs er dieſs schon. Habe ich mich aber nicht zu schnell verrathen? Er hat einige Mahl Blicke auf mich geworfen, die mir mehr als Gewogenheit auszudrücken schienen. — Er wollte mir nachschleichen, er wollte reden, aber warum erstarben die Worte auf seinen Lippen? — Warum schlug ich die Augen nieder? Warum erröthete so oft meine Wange? — Warum lockte ich nicht selbst das Geheimniſs aus dem Innern seines Herzens? Warum ist er mir so nahe, und zugleich so — fern? O! ich bin sehr unglücklich, daſs ich ihm nicht näher seyn kann, — daſs die Gesetze dem Weibe eine so sclavische Zurückhaltung gebiethen, —

und doch würde ich Himmel und Erde besitzen, wenn ich nur erst von seiner Liebe überzeugt wäre. Ach! vielleicht ist der edle Jüngling nicht mehr frey. Heil dem glücklichen Weibe, die ihn bald in ihre Arme schliessen wird!" — und eine Thräne der Wehmuth und Liebe zittert in dem Auge des liebekranken Mädchens. Sie wacht im Traume, und träumt im Wachen. *)

---

*) Eins der schönsten Gemählde der aufwachenden weiblichen Liebe findet man in den Metamorphosen des Ovid B. IX. Die Stelle gefiel dem Critiker Bayle so sehr, daſs er einen langen, gedankenreichen Commentar ihr zu Ehren der Welt hinterlassen hat. Der Römische Dichter giebt die Stufenfolge der Liebe seiner Byblis in einem bezaubernden psychologischen Gemählde so unnachahmlich schön an, daſs wir die ganze Schilderung dieser steigenden und bis zum höchsten Feuer des Ausdrucks begeisterten Liebe, des zärtlichen Mädchens hier einrücken würden, wenn Byblis nicht etwas zu offenherzig einen ihrer — Träume erzählt hätte. Wir haben es hier bloſs mit der Liebe —

Endlich ist der selige Augenblick gekommen, den keine Sprache in der Welt

im Wachen, und nicht im Traume zu thun, — ob man gleich diese Leidenschaft selbst einen schönen, fortgesetzten glücklichen Traum der Seele nennen könnte, — aus dem tausend Menschen sehr ungern — erwachen. Statt der hinreissenden Ovidischen Stelle wollen wir zwey nicht weniger interessante aus dem Seelenmahler Rousseau anführen, worin er das leise und schüchterne Entgegenkommen zweyer sich liebenden Herzen in dem Bilde Emils und seiner Sophie beschreibt. Wir wagen es nicht die Schönheit des französischen Originals ins Deutsche überzutragen; hier sey sie also in ihrer unnachahmlichen Ursprache: — "C'est alors que les charmes de cette fille enchanteresse vont par torrens à son coeur, et qu'il commence d'avaler à longs traits le poison dont elle l'enivre. Il ne parle plus, il ne répont plus, il ne voit que Sophie, il n'entend que Sophie: si elle dit un mot, il ouvre la bouche; si elle baisse les yeux, il les baisse; s'il la voit soupirer, il soupire; c'est l'ame de Sophie qui paroit l'animer. Que la sienne a changé dans peu d'instans! Ce n'est plus le tour de Sophie de trembler, c'est celui d'Emile. Adieu la schildern kann, und der ein Vorgefühl des Glücks seyn mag, das uns in einer andern

liberté, la naïveté, la franchise. Confus, embarassé, craintif, il n'ose plus regarder autour de lui, de peur de voir qu'on le regarde. Honteux de se laisser pénétrer, il voudroit se rendre invisible à tout le monde, pour se rassasier de la contempler sans être observé. Sophie, au contraire, se rassure de la crainte d'Emile; elle voit son triomphe; elle en jouit — son tendre coeur palpite de joie, et lui dit que Télémaque est trouvé." Emile Tome IVme. Aux Deux-Ponts 1782. S. 23. 24. Noch zarter scheint mir die Stelle S. 27. gezeichnet zu seyn. "Il n'y a pas douze heures que nos jeunes gens se sont vus; il ne se sont pas dit encore un seul mot; et déja l'on voit qu'ils s'entendent. Leur abord n'est pas familier; il est embarassé, timide; ils ne se parlent point; leurs yeux baissés semblent s'éviter, et cela même est un signe d'intelligence: il s'évitent, mais de concert; ils sentent déjà le besoin du mystere avant de s'être rien dit. En partant, nous demandons la permission de venir nous-mêmes rapporter ce que nous emportons. La bouche d'Emile demande cette permission au pere, à la mere, tandis que ses yeux inquiets tournés sur la fille, Welt erwartet. Der unausſprechlich ſelige Augenblick, wo sich die Geliebten ewige Liebe schwuren, und den heiligen Bund ihrer Seelen mit dem feurigsten Kusse der Verlobung versiegelten. Ihre Herzen sind in diesem Augenblicke in einander übergegangen, — und alle ihre Empfindungen

---

la lui demandent beaucoup plus instamment, Sophie ne dit rien, ne fait aucun signe, ne paroît rien voir, rien entendre; mais elle rougit, et cette rougeur est une réponse encore plus claire que celle de ses parens." Ein sehr lehrreiches, sehr anziehendes Buch müſste es seyn, wenn ein subtiler Kopf das Bild der Liebe, wie es Rousseau zeichnet, — Schritt vor Schritt und nach allen seinen Schattirungen beleuchten wollte. Es ist wahr, Rousseau hat dieſs liebreitzende Bild unter einer Menge Hypothesen entstehen lassen; aber es verräth dessen ungeachtet einen tiefen Hinblick in das weibliche Herz, und einen unermeſslichen Reichthum eigener Erfahrungen in dem Gebiethe der Zärtlichkeit. Weiter unten habe ich die Hauptzüge des ganzen Gemähldes genauer angegeben, da es hier der Raum nicht gestatten wollte.

und Gedanken sind mit ihm nach einer einzigen, schönen Harmonie, — nach einem groſsen und bezaubernden Ideale des Edeln und Schönen gestimmt. Das einzige, reine und offene Geständniſs ihrer Liebe hat Wunder von Vorsätzen und Entschlieſsungen in ihnen hervorgebracht, "die keine Kunst der Erziehung, keine Kraft des feinern Umganges mit der Welt, keine Zärtlichkeit für Aeltern und Geschwister, kein Gesetzbuch, kein Beyspiel, keine Religion, kein Glaube an Ewigkeit und Unsterblichkeit in ihnen hervorgebracht hätte. Alle Herrlichkeiten und Güter dieser Welt sind in ihren Augen ein elendes Nichts, gegen jenen Augenblick welcher die erste feurige Umarmung der Liebe erlaubte, gegen jenen ersten zärtlichen Kuſs, welcher alle Geheimnisse bey der Geliebten mit einem Mahl aufschloſs. Was sie nun empfinden, scheint ihnen die Summe alles Glücks auf einen Punct vereinigt zu seyn. Was sie nun sehen und begreifen, begreift kein Sterblicher und kein Gott; — was sie erwerben übertrift alles, was Hoffnung und glückliche Zukunft heiſst. Ihre Seelen haben gleichsam eine unendliche Ausdehnung bekommen, um alle Gefilde der Freude zu berühren, um alles Glück, alle Seligkeiten des Himmels und der Erde in sich zu ziehn. Sie schaffen sich neue Welten, und drehen sie mit leichter Mühe und in immer schönern Gestalten um den Kreis ihrer Wünsche. Der Zauber jenes Augenblicks hat ihnen eine gewisse Allmacht verliehen, alles nach dem Sinne ihrer fröhlichen Gefühle zu bilden, und allem jede der Liebe gefällige Form einzudrücken. Die ganze Natur steht der allmächtigen Bildnerinn, der Liebe, zu Gebothe. Sie schafft aus jener, was sie will; sie macht die Dunkelheit zum hellen Tage, die Einöde zum Paradiese, den Schmerz zur Wollust, das Alter zur blühenden Jugend. Sie sagt sichs selbst daſs der Augenblick ihres feyerlichen Geständnisses den einzigen ungemischten Freudegenuſs gewährt; und spottet in ihrer vereinten Gefühlskraft, in dem Hingeben und Wiederannehmen der Herzen aller Hindernisse und Gefahren. (“Das Hinderniſs, sagt ein launiger Schriftsteller, ist für die Liebe eine Seifenblase, der Himmel ein gebahnter Weg, die dickste Nacht eine Stocklaterne. Alles, was sich ihr in den Weg wirft, knüpft ihre Bande fester; — sie kämpft selbst mit der Unmöglichkeit, diesem Scheidewasser des Lebens. Die Liebe ist göttlichen Ursprungs. Sie würde eine Gottheit seyn, hätte sie nicht die Reue in ihrem Gefolge." S. die Laterne bey Tage von dem Verfasser der Erfahrungen des Lebens. Danzig 1797. S. 53. 54.)

“Die Stunde, denkt nun das einsame liebende Mädchen, ist gekommen, wo dein Herz mehr wissen soll, und wissen darf, als vorher. Es ist wahr, die Blicke des Jünglings suchten die meinigen auf, — ich erwiederte dieses Suchen; — allein ich konnte mich in mir selbst und in ihm irren. In mir, daſs ich eine vielleicht nur flüchtige Aufwallung des Bluts für Zuneigung hielt; in ihm, daſs ich seine zuvorkommende Gefälligkeit für etwas mehr ansahe, als sie es wirklich war. Ich konnte es noch nicht wissen, ob dieſs schöne Herz, welches nun für mich schlägt, noch frey war. Jetzt weiſs ich es durch sein Geständniſs genau, — und nun kennt mein Glück keine Grenzen. Aber, ach! ob das schwache Mädchen dieſs unermeſsliche Glück wird tragen können? Ob ich es nicht wieder verscherzen werde? Ob die neidische Welt meine Wahl billigen wird? Doch was darf eine ganze Welt gegen eine schuldlose Leidenschaft sagen, — wodurch die süſsesten Empfindungen und die schönsten Thaten aufkeimen! Nichts ist natürlicher, und der Natur selbst rühmlicher, als die — Liebe. Wie schön wird sie schon seit Jahrtausenden gemahlt, und diese Gemählde sind doch nur schwache Copien dessen, was ich in meinem Innern empfinde. Und dennoch bin ich mir jetzt selbst ein Räthsel! — Ich werde von tausend Ideen und Gefühlen fortgerissen, die ich sonst nicht kannte, und die mir in einer Minute so bekannt geworden sind, als wenn sie schon Jahre lang meine vertrautesten Gespielinnen gewesen wären. Ich fühle mich auf einmahl so heldenstark und kühn, und in einem andern Augenblicke so — schwach und bange! Stark durch das Andenken an seine Liebe, schwach durch die meinige. Er hat mir seine Liebe gestanden, — und ich wurde muthig, er hat dieſs Geständniſs auf meine Lippen gedrückt, dies vertilgte alle meine Zweifel; — aber wie verworren in dem Augenblick alle meine Sinne waren! dieſs erregte Miſstrauen gegen meine eigenen Kräfte; O! wenn er sich vergessen könnte! — dann bist du ewig verlohren. — Nein! seine Groſsmuth ist gröſser, als meine Furcht, und endlich müſste ich ihm doch Alles vergeben, — endlich bin und bleibe ich doch sein. — Ach! wenn ich aber nicht die Alleinige wäre, die in seinem Busen wohnte! Hinweg mit dem schrecklichsten aller Gedanken! Die reinste Liebe des Mannes ist auch die keuscheste, — die reinste Liebe des Mädchens ist zu seelenerhebend, als daſs sie sich durch eine lächerliche Eifersucht entehren könnte!"

Unter diesen, und tausend andern Vorstellungsarten, womit die weibliche Liebe bald spielt, bald sich ängstigt, — gelangt sie endlich zum Ziele und wird zuletzt Freundschaft, was sie nach meiner Meinung vorher nicht war, und nicht seyn konnte. Daſs die erste Liebe beyder Geschlechter geht und wiederkommt, und wieder geht und wieder anlandet, ist noch kein Beweiſs, daſs die kältere Freundschaft das Oberrichteramt über sie besitze, — sie abweise und wieder herbeyrufe, um die Mutter der Liebe zu werden. Diese behauptet als Leidenschaft in den meisten Fällen ihre Vorrechte gegen die Syllogismen jedes kältern Gemüthszustandes. Und die Freundschaft nimmt dabey nur deſswegen eine so wichtige Amtsmiene an, weil die Liebe, vornehmlich die erste, schüchterne, ankerlose Liebe des Mädchens sich hinter dem künstlichen Mantel der Freundschaft verbirgt und verbergen muſs, um sich nicht früher, als es seyn soll, — zu verrathen. Es giebt tausend Arten weiblicher Vorsicht, — wie das Aufwallen weiblicher Zärtlichkeit versteckt wird, — obgleich grade dieses Verstecken, wie ich oben gesagt habe, der weiblichen Liebe so viel innere Gewalt mittheilt. In dem Gefühle dieser Gewalt, und in der Besorgniſs, sich einige Augenblicke zu vergessen, liegt der vornehmste

Grund ihrer liebenswürdigen Schüchternheit, die mit der Schamhaftigkeit zwar einerley Zweck hat; aber nicht immer mit dieser verwechselt werden darf, — da ein schüchternes Weib unschamhaft, und ein unschüchternes schamhaft seyn kann. Die Schüchternheit ist vornemlich aller ersten Liebe eigen; aber in dem Mädchen sichtbarer, als in dem stärkern Manne, weil dieser auch als furchtsamer Liebhaber meisten Theils den angreifenden Theil macht. Je glücklicher die reinere Liebe sich in und durch sich selbst fühlt, je mehr sie es vorherahndet, daſs ihr erstes Feuer nie ganz verlöschen wird, je furchtsamer sorgt sie dafür, daſs ihr dieses verborgene Glück nie wieder entrissen werde, sondern daſs sie in den Augen des Geliebten eher steigen, als fallen möge! Ihr erstes Gesetz, das sie nicht immer von Müttern und Gouvernanten, sondern durch sich selbst lernt, ist daher Behutsamkeit und Berechnung jedes Schrittes ihrer Handlungen. Tief verborgen liegen in tausend Mädchenseelen zärtliche Geheimnisse, — die der klügste Vater und die schlaueste Mutter nicht ahndet, und die der Geliebte oft erst selbst mit Mühe hervorlocken mufs, — obgleich sein sicheres Plätzchen in ihrem Herzen längst entschieden ist.

Mädchen und Frauen, die ihr Herz schon öfters verschenkt haben, und damit, — ohne immer lasterhaft zu seyn, einen Schleichhandel treiben, geben ihre Klugheit und weibliche Schüchternheit nach und nach auf. — Sie gleichen den jungen Kriegern, die mit der Vermehrung ihrer Siege selbst muthiger werden. Aber die Weiber werden dadurch, wenigstens in den Augen vernünftiger Männer, nicht liebenswürdiger. Die weibliche Liebe wird zweydeutig, wenn sie nicht mehr schüchtern ist, und oft durch diesen Umstand allein ihren schönern Schmuck verloren hat. Mädchen von jener lebhaftern Art müssen daher oft zu sehr, um uns zu fesseln, — die Kunst zu Hülfe nehmen, müssen uns sehr weit entgegenkommen, müssen uns zu überraschen und zu überlisten suchen, müssen unsere Schwächen studiren, ihre Schönheit miſsbrauchen, ihren Verstand abnutzen, anstatt, daſs die erste schüchterne und bescheidene Liebe alle dieser Kunstmittel zu unserer Besiegung nicht bedarf, sondern durch ihre Schüchternheit und Zurückhaltung selbst die unwiderstehlichste Anlockung für uns wird. Das joviale, leichtfertige und coquette Mädchen verführt uns nicht so leicht, als die schweigende, aber desto wirksamere Grazie des stillern und sanftern. Die Unterhaltungen und Luftsprünge der schönen Gauklerinn verscheuchen uns oft auf die angenehmste Weise von der Welt Grillen und lange Weile; aber unser Herz bleibt unbewegt und ungerührt. Wir bewundern ihren Witz, ihre Laune, ihre treffenden Gedanken, — lassen uns ihr liebkosendes Wesen wohlgefallen; aber wir tragen dennoch Bedenken, sie zu unserer Gattinn zu wählen. Sie muſs bescheiden, sittsam und schüchtern werden, wenn sie uns gefallen soll, — sie muſs ihren muthwilligen Charakter mit einem ernsthaftern vertauschen, sie muſs gleichsam ganz wiedergeboren werden, wenn wir mehr für sie empfinden, als von ihr reden sollen. Bellegarde macht in dieser Hinsicht folgende sehr richtige Bemerkung. “Ein Frauenzimmer, sagt er, macht sich verdächtig, wenn sie sich mit einer zu pünctlichen Lebensweisheit auszuschmücken sucht. Diese groſse Künsteley, reines Herzens zu erscheinen, ist oft zu sehr studiert. Allein das Gegentheil ist noch gefährlicher und tadelnswürdiger. Ein zu einschmeichelndes und liebkosendes Wesen zeigt eine gefallsüchtige Seele an. Es ist ein Fehlschluſs, wenn man durch ein zärtliches Betragen die Männer an sich zu ziehen, und zugleich zurückzuhalten meint. So wenig Zartgefühl man auch besitzen mag; so wird man doch durch eine zu groſse Gefälligkeit, womit so wenige Hauszuhalten verstehen, bald abgeschreckt. Ernst, Zurückhaltung und vernünftiger Stolz sind viel sicherere Mittel, eine dauernde Leidenschaft einzuflöſsen, anstatt, daſs zu gefällige Ausdrücke, eine zu sehr in die Augen fallende Zärtlichkeit, und ein blindes Dahingeben die lebhaftesten und beharrlichsten Leidenschaften auszulöschen pflegt." S. Bellegarde Reflexions sur le Ridicule et sur les moyens de l'eviter im Abschnitte de l'Affectation.

Die Sache ist ganz natürlich. Das sanftere, zurückhaltendere und schüchterne Wesen gehört zur Grazie des andern Geschlechts, wodurch es in der Regel mehr bleibende Wunder, als durch die Schönheit selbst thut. Zu viel Lebhaftigkeit, oder auch zu viel Entgegenkommen wird leicht theatralisch; — und grade dieſs Theatralische ist uns an allen Schönen — unausstehlich. Es empört unser Gefühl, wenn wir früher, — als wir es wollen, — siegen, oder wenn wir die schöne Liebenswürdigkeit des andern Geschlechts durch ein wildes und muthwilliges Betragen, durch eine rastlose Geschwätzigkeit, und durch zu freye Sitten herabgewürdigt sehen. Dies macht uns gegen ihre Grundsätze selbst miſstrauisch, — ob gleich oft die leichtfertigsten Mädchen sich in Absicht der Reinheit ihrer Tugend weniger, als die stillern und scheinspröden zu Schulden kommen lassen. Wir wissen, daſs alle zu lebhafte Leidenschaften den Stürmen gleichen, welche nie so lange, wie das sanfte Wetter eines schönen Himmels, anhalten. Wir ahnden ein schnelles Abnehmen jener zu lebhaften weiblichen Gefühle, weil uns die Erfahrung gelehrt hat, daſs die weibliche

Seele sich am wenigsten in einem solchen Schwunge erhalten kann, — oder, wenn sie es könnte, doch bald die leidige Affectation an die Stelle der Natur setzen wird. Die feurigsten Mädchen werden oft am ersten kalt wenn sie nicht die Wärme des Bluts in einem fortgehenden Taumel erhält. — Aber dieser Taumel wird uns wiederum und in sehr vielen Rücksichten nicht an dem Weibe gefallen, weil uns der Maſsstab zu sehr in die Augen fällt, wonach wir den Gehalt einer solchen Liebe abzumessen haben. Oft wird uns aber auch schon darum die zu groſse Lebhaftigkeit der weiblichen Liebe — lästig, weil wir es fühlen, daſs wir ihr nachzufliegen nicht im Stande sind, und uns zu Künsteleyen unserer eigenen Zärtlichkeit genöthigt sehen, damit das feurige Weib oder Mädchen nicht endlich gleichgültig gegen uns wird. Dieſs Erkünsteln legt der graden und offenen Seele des Mannes einen Zwang an und es giebt daher Männer genug, die nichts sehnlicher wünschen, als von ihren Frauen etwas weniger geliebt zu werden.

Die Lebhaftigkeit der weiblichen Liebe ist wiederum in vielen andern Fällen — nur Verstellung. Die Weiber, als sehr gute Menschenkennerinnen, wissen es sehr wohl, dafs uns in gewissen Augenblicken, wo wir aus Laune, Eitelkeit und Sinnlichkeit schwach sind, — nichts mehr, als das Feuer weiblicher Zärtlichkeit schmeichelt, und dafs sie in solchen Augenblicken uns ganz nach ihrem Willen leiten und verleiten können. Verstellung ist jene Liebe wenigstens bey allen coquetten Weibern, denen ihre Männer und Liebhaber noch nicht gleichgültig geworden sind, und die, da vielleicht keine andern Mittel wirken, von irgend einer andern Herzensverbindung — durch eine studierte Wärme der weiblichen Zärtlichkeit abgeleitet werden sollen. Verstellung ist sie bey den meisten eiferſüchtigen Frauen, die nicht coquet sind, aber eben so, wie die vorhergehenden, durch einen hohen Grad von Zudringlichkeit und liebkosender Lebhaftigkeit den Mann zu betäuben und in ihre Arme allein zu vergraben suchen. Verstellung ist sie bey denen, die durch ein äusseres verliebtes Gaukelspiel das Publicum überreden wollen, daſs sie allein die glücklichsten Eheweiber wären, und allein ihre Männer zu fesseln wüsten, obgleich das hellsehende Publicum ganz anders davon unterrichtet ist. Verstellung ist sie bey denen, die jene wilde, lebhafte und stürmische Liebe für ein gutes Hausmittel halten den Mann zu überflügeln, und durch Küsse und Umarmungen die Freyheit seines Willens zu unterjochen.

Wenn wir die Liebe des Weibes, sonderlich die erste Liebe schüchtern genannt haben; so schlieſst dies jene vielen, oft höchst merkwürdigen Erfahrungen nicht aus, laut welcher das andere Geschlecht oft einen Heldenmuth bey dieser Leidenschaft gezeigt hat, — dessen sich vielleicht die männliche Liebe selbst nicht rühmen konnte. Es hat Weiber und Mädchen gegeben, die sich mit dem Dolche in der Hand den Weg zu den Umarmungen ihrer Geliebten bahnten, die, um eine kleine Beleidigung derselben zu rächen, Ströme Bluts vergossen, und die theure Jugendfreundinn ruhig ins Grab schickten; — Weiber und Mädchen, die aus Liebe — Vater- und Muttermörderinnen wurden; die sich selbst, wenn ihre Plane unübersteigliche Hindernisse fanden, auf die schauderhafteste Art das Leben raubten, — die, um ihre Leidenschaft nicht aufzugeben, lieber Jahre lang in finstern Kerkern schmachteten, und alle Martern, die der Zorn ihrer häuslichen Machthaber erdenken konnte, ruhig ertrugen. Die eben so ruhig, — um einer neuen Verbindung zu huldigen, ihre Kinder verlieſsen, ihre Säuglinge von ihren Busen warfen, und ihr Leben in schimpflichen Verkleidungen zubrachten, und auf der Folter mit unüberwindlichem Starrsinne schwiegen. Weiber, die aus Liebe die Fackel des Krieges und der Zwietracht unter ganze Familien und Nationen warfen, und mit dem Muthe und den Köpfen der gröſsten Männer, wie mit Seifenblasen, spielten, die aus Liebe ihre Religion abschwuren, ihre Eide brachen, ihre Geschwister vergifteten, und ruhig über ihre Leichen in das Brautbett eilten. *)

---

*) Mehr als Heldenmuth scheint die Liebe des Weibes zu seyn, die selbst das Köstlichste, was sie besitzt, — Schamhaftigkeit und Keuschheit aufopfert, um einen zärtlich geliebten Gatten zu retten. Es kann über dergleichen Fälle sehr viel links und rechts raisonnirt und moralisirt werden. Dieſs gehört jetzt nicht hierher, und ich begnüge mich daher, bloſs einen solchen

Die weibliche Schüchternheit der Liebe ist gemeiniglich nicht Mangel an Entschlos-

[illegible]

merkwürdigen Fall aus dem Bayle anzuführen, den er selbst aus dem Vater Augustin (De Sermone Domini in monte, Lib. I. C. XVI.) genommen hat. — Acindynus bekleidete unter Constantin, dem Sohne Constantin des Groſsen, die Consulwürde in Rom, und vorher das glänzende Statthalteramt in Antiochien. Während dieser seiner letzten Amtsführung trug sich folgende sehr sonderbare Begebenheit zu. Ein gewisser Einwohner war bey den Steuerausgaben auf ein Pfund Gold taxirt worden. Allein der arme Mann war nicht im Stande, das Geforderte an die Rentkammer abzuliefern, und wurde daher von dem Statthalter zum Gefängniſs, ja gar zum Tode verdammt, wenn er das Gold nicht zur bestimmten Zeit abliefern würde. Der Zahlungstermin kam; allein der Unglückliche konnte das Geld noch nicht anschaffen. Die Gesetze waren strenge, und sein Schicksal wäre entschieden gewesen, wenn ihn nicht seine Gattinn gerettet hätte. Das Weib war schön, tugendhaft und arm, wie ihr Mann, wurde aber von einem reichen Bürger geliebt, der ihr das Geld versprach, wenn sie eine Nacht in seinen Armen zubringen wollte. Die senheit, — sondern Furcht und Bedenklichkeit, — sich nicht zu ihrem Schaden

unglückliche, aber edle Frau eilte in das Gefängniſs ihres Mannes, eröffnete ihm das Anerbiethen des reichen Wollüstlings, und erboth sich, ihre Tugend preis zu geben, wenn sie — dadurch das Leben ihres geliebten Mannes retten könnte, und er ihr seine Einwilligung zu jenem groſsen Opfer geben wollte. Die Furcht vor dem Tode lieſs dem Elenden keinen Anstand nehmen, die Einwilligung dazu zu geben, — und die Frau erhielt von dem Schänder ihrer Ehre das Gold; — aber welch ein Bubenstück —! man nahm es ihr heimlich wieder ab, indem man ihr einen Beutel schwerer Erde dafür unterschob. Die tief beleidigte Frau entdeckte bey ihrer Heimkunſt den schändlichen Betrug, — wendet sich wüthend und beschämt an den Statthalter, und fordert bey ihm Recht, indem sie ihm die nackte Wahrheit des Vorfalles erzählte. Acindynus war bey aller Härte seiner Geldforderungen noch Mensch, — er fühlte es, daſs er die gelegentliche Ursache des traurigen Vorganges gewesen sey, und entrichtete selbst dem Schatze des gemeinen Wesens das Pfund Gold. — Das betrogene Weib verdiente eine sehr hohe Genugthuung, — und der Bürger eine früher zu entdecken, als es ſeyn kann, und ſeyn darf. Ihr Muth, den Geliebten zu erringen und zu behalten, iſt deſto gröſser und beharrlicher, — und ich glaube, daſs dafür die Weiber von uns um ſo viel mehr geachtet werden müſſen, weil dieſe Gröſse des Muths ſonſt nicht zu dem Eigenthum ihres Geſchlechts gehört, und ſie ſich alſo durch eigene Kraft etwas geben können, was ſie in tauſend Fällen über das ſtärkere Geſchlecht ſelbſt erhebt. Die ruhigſten, ſanfteſten und furchtſamſten Mädchen, die ſonſt nie, oder ſelten einen eigenen Willen hatten, und ſich von Ältern, Geſchwiſtern und Erzieherinnen wie Automate behandeln lieſsen, die aller-

---

nicht geringe Strafe. Acindynus that den gerechten und unwiderruflichen Machtſpruch: daſs die Gattinn, die das Leben ihres Mannes auf eine ſo muthige Art gerettet hatte, das Landgut des Wollüſtlings in Beſitz nehmen ſollte, von dem er die Erde zu jenem ſchändlichen Betruge genommen hatte.

duldsamsten Madonnenseelen werden oft durch ein einziges Fünkchen der Liebe zu Heldinnen ihres Geschlechts gemacht, und unternehmen Dinge, worüber die ganze Welt erstaunt. Sie überwinden mit eigener Kraft, und einer durch die Liebe wunderbar erzeugten Klugheit und Geistesgegenwart die gröſsten Schwierigkeiten und Drangsale, — vernichten durch eben diese Geistesstärke, durch eine ganz eigene Wendung ihres Benehmens die Gewalt und den Eigensinn grausamer Väter und Mütter, trotzen mit einer sonst nie an ihnen bemerkten Kühnheit, wenn sie durch Thränen nichts ausrichten können, gebiethen da, wo sie sonst gehorchten, — opfern Freund und Freundinnen, Glanz und Reichthum, Wohlleben und frohe Aussichten in die Zukunft, opfern Vaterland und Tugend auf, so bald es die Liebe verlangt. Sie macht das Weib zum Manne und den Mann zum Weibe. — Sie kennt keine Einwendungen und Gefahren. Sie will siegen oder sterben. "Dem Muthigen wird das schwerste leicht!" schrieb Laura an ihren Geliebten, nach dem ersten Kuſs, den er auf ihre Lippen gedrückt hatte, und als sich um ihre Hoffnungen Gewitterwolken zogen. Dies schrieb ein Mädchen, die noch nie geliebt, – nie so etwas geschrieben hatte, – nie etwas ohne den Willen ihrer biedern Ältern that; – aber nun auf einmahl, wie von einem Zauberstabe berührt, wider ihre Gewohnheit verschlossen und heimlich wurde. Dieſs schrieb ein Engel von Weibe, das keine Romane gelesen, keine Romane gespielt, und bis diesen Augenblick unschuldig und herzensrein, wie ein Kind, gelebt hatte. — Die Liebe that den heldenkühnen Ausspruch, und die Liebe hat diese himmlische, engelreine Seele belohnt.

Man kann den oft so wunderbaren Muth der weiblichen Liebe, ausser der Lebhaftigkeit dieser Leidenschaft, noch aus andern Gründen herleiten, — wohin ich überhaupt eine gewisse Festigkeit rechne, mit welcher die Weiber alles, was sie einmahl wollen, durchzusetzen pflegen. Weich und biegsam sind auf der einen Seite die meisten weiblichen Herzen, wie Wachs; aber hart und widersetzlich wie Felsen und Stahl, wenn sie ihren Sinn auf einen gewissen Punct gerichtet haben. Diesen Punct verlieren sie nie aus den Augen, — es mag biegen oder brechen, sie müssen das vorgesteckte Ziel erreichen und wenn auch Jahre, Gesundheit und Gemüthsruhe darüber verloren gehen sollten. Eigensinn ist ein Grundzug in dem weiblichen Charakter, und es kann wohl seyn, daſs er durch die sclavische Erziehung der Mädchen mehr gestärkt, als unterdrückt wird. Der weibliche Eigenwille nimmt selten Gründe der Vernunft an, — wenn er ein Mahl seine Spannung erhalten hatte, — und wenn er sie auch annimmt; so wird man leicht bemerken können, welchen Kampf ihnen eine solche Annahme kostet. Die Weiber sind wegen ihrer lebhaften Affecten schlechte Herrinnen über sich selbst. Der erste Eindruck entscheidet alles bey ihnen, und zunächst das, was sich unmittelbar auf ihr Gefühl bezieht. Daher kommt es denn auch vornehmlich, daſs sie in der Liebe so stark sind, und dabey so kühn zu Werke gehen. Sie fühlen sich ganz für diese zärtliche Leidenschaft geschaffen, — weil sie durch zärtere Bande, als wir, zu ihr hingezogen werden, und weil sie länger ihr *Spielzeug*, als bey uns bleibt. Die Liebe stirbt in ihnen nie aus. Sie geht mit ihnen zu Grabe, anstatt, daſs wir in der Regel viel früher kalt werden. Die Eitelkeit mischt sich meisten Theils in die weibliche Liebe, und dieſs macht sie noch allmächtiger, und noch muthiger. Die zärtlichen und schmeichelhaften Huldigungen des Mannes sind eine Art Zauberspiegel, worinn die Geliebte ihr Bild mit unnennbaren Reitzen erblickt. Sie wird sich selbst übermenschlich groſs, wenn der Herr der Schöpfung zu ihren Füſsen liegt, und seinen ganzen Willen und seine ganze Vernunft ihren Händen überliefert. Unbeschränkt wird die weibliche Herrschaft über den Mann durch die Liebe, und dieſs giebt ihr einen noch höhern Schwung. Es giebt keine Herrschaft in der Welt, die eine gröſsere Süſsigkeit für das weibliche Herz mit sich führte; — sie wagt es getrost, nun jedes andere Hinderniſs zu überwinden, wenn nur der Mann überwunden ist. Daher ist denn aber auch die Rache der Weiber gegen die, welche ihre Liebe verschmähen, so unermeſslich groſs und wüthend. — Sie wollen siegen, — oder aufhören, Weiber zu seyn; — lieben oder, wenns möglich ist, die Welt umkehren, wenn sie nicht lieben sollen. —

Man kann die Gewohnheit der Indianerinnen, die sich so muthig mit ihren todten Männern begraben lassen, wohl nicht immer Wirkungen der Liebe nennen. Tavernier erklärt diese Erscheinung noch aus andern Gründen. *) Das Lebensschicksal dieser verheiratheten Frauen ist nach dem Tode ihrer Männer höchst bejammernswürdig. Vorher lebten sie als Hausfrauen, und konnten gebiethen; jetzt werden sie elender, als eine Magd behandelt. Man schneidet ihnen das Haar ab, sie müssen ihren Schmuck und ihre Kleinodien ablegen. Ihr Ansehn, ihre frohen Stunden und goldenen Tage sind auf immer dahin, und eben deſswegen ziehen sie den Tod tausend Mahl lieber einem kummervollen Leben vor, da sie sich nie wieder verheirathen

---

*) Les six voyages de Tavernier II Partie. S. 449. A Paris, 1678.

dürfen. Dazu kommt noch dieſs, daſs ihnen die Braminen ein glänzendes Wiederverein mit ihren Männern in jener Welt, und sehr wichtige Aufklärungen über allerley wunderbare Dinge versprechen, während ihr Leib in den Flammen liege. Die Witwen, welche Kinder haben, sind von dieser grausamen Verbrennung ausgenommen. Die feyerliche Handlung selbst wird im Königreiche Guzerate, und andern Grenzprovinzen mit gröſstem Pomp verrichtet. Der Leichnam des verstorbenen Mannes wird mit rauschender Musik aus dem Trauerhause nach der Brandstelle geführt, und die Witwe erhält tausend Glückswünsche und Lobpreisungen wegen ihres heroischen Entschlusses. Sie selbst schmückt sich zum Tode, wie zu einem Hochzeittage, und wird im Triumpfe zum Opferplatz begleitet, während ihre Freundinnen Lieder zur Ehre der zärtlichen Heldinn singen. Neben ihr her gehen in feyerlichem Aufzuge die Priester, und ermuntern sie, in dieser heiligen Stunde Muth und Festigkeit zu zeigen. — (Diese geistlichen Herren bekommen nachher das Geschmeide, was die Witwe auf dem Todeswege trug.) Nun wird sie in eine ohngefähr zwölf Fuſs lange und breite Hütte, oder Grotte von Schilf und Holzgesträuch geführt, das man geflissentlich mit Oehl übergossen und andern sehr brennbaren Materialien versehen hat. Hier setzt sich die Indianerinn halb sitzend und halb liegend in der Mitte nieder, legt ihren Kopf auf eine Art hölzernes Küssen, und biegt sich mit dem Rücken gegen einen Pfeiler, woran sie von einem der Braminen befestigt wird, damit sie beym Eindringen des Feuers nicht den Platz verlassen möge. In dieser Stellung hält sie den Leichnam ihres Gatten auf den Knien, — kauet ruhig ihren Betel, und ruft endlich, wenn der Bramine sich entfernt hat:

daſs man die Hütte anzünden möge. Priester, Verwandte und Freunde verrichten das Geschäft, und in kurzer Zeit ist die ganze Feyerlichkeit vorüber. S. 456 460. merkwürdige Beyspiele von dem Heldenmuthe solcher Frauen, die sich verbrennen lieſsen, in Taverniers Reisen.

LAUNEN, SONDERBARKEITEN UND GRILLEN DER WEIBLICHEN LIEBE.

Sprödigkeit und Grausamkeit, kindisches Wesen, — Toleranz, — Untreue, — Eigensinn und andere auffallende Charakterzüge jener Leidenschaft.

In diesem Abschnitte will ich zum Beschlusse der Abhandlung über die weibliche Liebe diejenigen ihrer Phänomene zusammenfassen, die etwas ganz eigenthümliches und Sonderbares an sich tragen, und in dem Capitel von der weiblichen Laune noch nicht berührt worden sind. Es wird zu unserer Absicht schon hinreichend seyn, wenn wir die Weiber — nach ihren verschiedenen Methoden, wie sie die Männer bey der Liebe behandeln, unter gewisse Classen bringen, und da finden wir denn zuerst eine Gattung Weiber und Mädchen, die wir die Grausamen und Spröden nennen wollen, weil sie ihre Geliebten in der That wie Sclaven behandeln, und von ihnen wie Regentinnen bedient seyn wollen. — Ungeachtet die Schönen dieser Art Liebe empfinden, und Liebe geben; so beobachten sie dennoch gegen ihre Geliebten eine Kälte und eine Zurückhaltung, die an das Übertriebene grenzt, und sich oft in ganz sonderbaren Schattirungen und Launen äussert. Diese Weiber versagen ihren Sclaven die unschuldigsten Liebkosungen, und dringen ihnen eine pünctliche, oft lächerliche Entfernung auf. Der bescheidenste Kuſs des Anbethers wird mit Ungnade, und als ein Verbrechen der beleidigten weiblichen Majestät bestraft und der erlaubteste Scherz unter ihre Censur genommen. Weiber dieser Art kommen uns keinen Schritt entgegen, geben nie etwas freywillig, sondern alles erzwungen; erhören keine Bitte, keinen Seufzer, wenn sie grade übelgelaunt sind; fliehen, wenn sie aufgesucht werden; schweigen, wenn man Erklärungen von ihnen erwartet; foltern ihre Geliebten mit Eifersucht und Grillen; zanken mit uns, wenn wir die zärtlichsten Gefühle für sie äussern; — zanken mit uns, wenn wir gleichgültig zu seyn scheinen. Wir machen es ihnen nie recht. Sie gehören zu unsern Plagegeistern Nacht und Tag, und doch kann es unserm beobachtenden Auge nicht entgehen, daſs wir von ihnen geliebt werden.

Ich habe über diesen Widerspruch in der weiblichen Liebe öfters nachgedacht, und habe die Gründe davon bald in der weiblichen Erziehung, im Temperament, im weiblichen Stolz und Eigensinn, und in weiblicher Ziererey und Affectation gefunden. Sie sind so wichtig diese Gründe, daſs ich sie bey der Anatomie des weiblichen Charakters nicht übergehen darf. Viele jener hartherzigen und ernsten Schönen sind es durch eine sehr ernste und strenge Erziehung geworden, die ihnen auch dann noch eine geflissentliche Zurückhaltung gegen unser Geschlecht gebiethet und zur Nothwendigkeit macht, wenn sie auch ihr Herz schon verschenkt haben. Man hat ihnen mit bedenklichen Fingerzeigen und durch Beleuchtung einzelner trauriger Beyspiele einzuprägen gesucht, daſs die Männer sich leicht vergessen, wenn sie nicht von der weiblichen Vorsicht und Schamhaftigkeit in gehöriger Entfernung gehalten würden, — daſs wir bey einem zu weiten Entgegenkommen der weiblichen Liebe lau zu werden anfingen, und unsere zärtlichste Liebe mit dem Genusse dahin sterbe. *) Diese Maximen

---

*) "Dans presque tous les hommes l'amour satisfait s'assoupit et s'endort. A mesure qu'il monte

liegen in der Natur der Sache und Ältern und Erzieher philosophiren über die Liebe sehr richtig, wenn sie von diesen Principien ausgehen. "Sey beständig auf deiner Huth, sagt die edle Mutter zur heranwachsenden Tochter, wenn dich ein junger Mann zu lieben scheint, und dich ein leises Fieber der Leidenschaft selbst beschleichen will. Bezeige ihm Hochachtung und

---

dans le coeur d'une amante il descend dans le coeur de la plus part des amans; et il n'en est aucun qui, abandonnant sa maitresse, ne puis dire avec verité: si elle m'avoit moins aimé, je l'aimerois encore. — C'est ce qui nous fait voir combien triste est là condition des femmes. Cequi les attache, nous rebute. Où leur tendresse commence la notre est toujours sur le point de finir. Leurs faveurs ne servent qu'à faire des ingrats; et à parler naturellement, nous sommes leurs tirans en amour. Sans avoir encore précisément ce que nous exigeons d'elles, nous les avons mises dans la malheureuse situation d'avoir toujours à craindre, ou de nous perdre par leurs refus, ou de nous degoûter par leurs complaisances." Les Amours d'Horace S. 92. 93.

Höflichkeiten; aber bewache deine Blicke und deine Lippen, daſs sie dich nicht zu sehr verrathen, — und dich nicht in ein unabsehbares Elend stürzen. Vermeide die Gelegenheiten zu zärtlichen, empfindsamen und schwärmerischen Gesprächen mit jungen Männern, — weil das Herz mit ihnen davon läuft, und ein entwischter, zu gefälliger Ausdruck oft durch nichts wieder gut gemacht werden kann. Sey verschlossen gegen die Männer, bisweilen bis zur Härte. Witzle nicht in ihrer Gesellschaft, weil sie deine heitere Laune, und deinen Leichtsinn benutzen könnten, deine Tugend zu überflügeln, und durch eine gefällige Anschmiegung ihres Witzes an den deinigen gewisse Geheimnisse aus dir herauszulocken, die für deine Schamhaftigkeit ewig Geheimnisse bleiben müssen. Sey sittsam, bescheiden, furchtsam im Tanze und Spiele. Nur dadurch wirst du die Männer zurückhalten, wenn sie in ihren Ausdrücken und in der Sprache ihrer Augen freyer werden wollen, als es sich geziemt. Reiche ihnen nicht freywillig und entgegenkommend deine Hand, und laſs sie noch weniger in der ihrigen ruhen. Dieſs ist ein unbescheidenes und gefährliches Handgeld, was du der Liebe reichst. — Ein Händedruck hat schon tausend Mädchen ihre Unschuld und Tugend gekostet. — Rede wenig, und wenn es möglich ist, nie allein mit jungen, lebhaften Männern, sondere dich nicht mit ihnen von der Gesellschaft ab, und denke immer daran, daſs dich die Augen und die Urtheile des Publicums überall begleiten. Hast du aber dein Herz ganz hingegeben, und den Mann gefunden, der dich als Gattinn durchs Leben leiten soll; so lege dir auch dann noch strenge Pflichten des Anstandes und der Sittsamkeit auf. Sey sparsam mit deinen Küssen und Umarmungen, und halte selbst den Bräutigam in einer gesetzlichen Entfernung. Laſs ihm deine Reitze nie über die Grenze der Schamhaftigkeit sehen, gieb ihm keine Gelegenheit, dich für eine heimliche Buhlerinn zu halten, und an der Reinigkeit deines Herzens zu zweifeln. Laſs ihn deinen Zorn fühlen, wenn er zu frey in seinem Umgange mit dir seyn will, verzeihe ihm keine Zweydeutigkeit und keinen unsittlichen Scherz. Du wirst dadurch sehr in seiner Achtung gewinnen, wenn es ein rechtlicher Mann ist. Fliehe von seiner Seite, wenn die Dämmerung des Abends hereinbricht, und deine Phantasie von sinnlichen Bildern überrascht wird. Erröthe und fliehe, wenn du fühlst, daſs du — schwach seyn könntest; die Gefahren, die deiner Unschuld drohen, hören vor dem Hochzeittage nicht auf. Sey vorsichtig, schamhaft und weise als Mädchen, als Braut und als Gattinn, und auch als solche laſs'dem Manne den schönen Glauben, daſs du die keuscheste deines Geschlechts seyst!"

Rousseau hat aus seiner Sophie zwar keine unbarmherzige Schöne geschaffen; aber sie auch als Geliebte in ihrer vorsichtigen Entfernung von dem Geliebten gezeichnet. — Vielleicht geht sie bisweilen in ihrer Sprödigkeit zu weit; — aber Rousseau wollte dadurch die Nothwendigkeit der weiblichen Vorsicht bey der Liebe sichtbar machen, und in sofern hat sein Gemählde, als Sittenmaxime, keinen erheblichen Fehler. Wir wollen die vornehmsten Züge dieses schönen psychologischen Gemähldes weiblicher Liebe und ihrer liebenswürdigen Schüchternheit ausheben. Emil hatte sich mit seinem Erzieher auf einer ihrer Fuſsreisen verirrt; — sie streifen in Wäldern und Einöden herum, bis sie auf die Strohhütte eines Bauern stoſsen. Dieser bezeichnet ihnen den glücklichen Wohnsitz des Friedens, wo die liebenswürdige Sophie mit ihren Ältern lebt. Sie werden von dem Hausvater sehr menschenfreundlich aufgenommen. Man eilt zum Abendessen, die Hausmutter tritt herein und nachher Sophie, — bescheiden und ohne ein Wort zu reden. Während der Mahlzeit erzählt Sophiens Vater die Schicksale seines Lebens und schildert die Freuden seiner häuslichen Glückseligkeit mit so lebhaften Farben, daſs Emil zu weinen anfängt. Verstohlen wirft Sophie die Augen auf Emil, — und auch ihr treten die Thränen in die Augen; aber eine geheime Scham hält sie noch zurück, und sie macht sich einen Vorwurf aus diesen Thränen, die ihr entrinnen wollen.

Noch hat das bezaubernde Mädchen kein Wort gesprochen, die Mutter bricht endlich — ihr Stillschweigen, und Sophie antwortet mit ihrer natürlichen Sanftmuth und Schüchternheit. Beym ersten Laut dieser melodischen Stimme ist Emil hin. —

Ihr schöner Name hatte schon vorher sein Herz bezaubert, ein Wort aus dem engelschönen Munde hat es überwunden. Den Tag darauf erscheint Sophie in einem einfachern und nachlässigern Anzuge, als den Abend vorher; jedoch in sorgfältigster Reinlichkeit. Sophie weiſs es recht gut, daſs ein gesuchterer Putz eine — Erklärung ist; aber sie weiſs es auch, daſs ein mehr vernachlässigter eine andere ist, — weil sie nicht allein durch den Anzug, sondern auch durch die Person gefallen will, und weil sein Herz sie suchen soll. Endlich reisen die Fremden mit der Erlaubniſs, bald wieder zu kommen, — ab. Beym nächsten Besuche werden sie noch einfacher und verbindlicher, als das erste Mahl aufgenommen. Emil und Sophie grüſsen sich mit Verlegenheit, — keiner wagt ein Wort zu reden. Man spaziert in den Garten. Emil glaubt den Garten Alcinous zu sehen. Sophie mögte gern wissen, wer dieser Alcinous gewesen sey. — König von Corcyras, war die Antwort, der eine liebenswürdige Tochter hatte. — Diese Tochter träumte, als ein Fremder in ihrem Hause einkehrte, — daſs sie bald einen Mann haben würde. Sophie bestürzt, erröthet, schlägt die Augen nieder, beiſst sich auf die Zunge, — sie geräth in eine sichtbare Verwirrung. Der Spaziergang wird fortgesetzt, — unvermerkt sind die jungen Leute vor der Gesellschaft voran-geeilt, sie nähern sich mit einander, gehen mit einander. Sophie scheint aufmerksam und ernst, Emils Rede und Gebehrde sind voll Feuer; es scheint nicht, daſs ihnen die Unterhaltung lange Weile macht. Man ruft sie ab, sie gehen langsam der Gesellschaft zu, — man sieht, daſs sie mit der Zeit geitzen. Emils Auge strahlt vor Freude. Sophie hat kein so freyes Wesen, da sie näher kommt, scheint sie verlegen darüber, sich in Gegenwart eines Jünglings zu finden. Sie eilt auf ihre Mutter zu, ein Wenig ausser Athem, und sagt einige nicht viel bedeutende Worte, gleichsam um nur das Ansehn zu haben, lange dagewesen zu seyn.

Inzwischen bemerkt man sehr wohl, daſs diese Unterhaltung ihre junge Herzen eines groſsen Gewichts entlastet hat. Noch immer sind sie sehr zurückhaltend mit einander; aber in ihrer Zurückhaltung herrscht jetzt weniger Verlegenheit. Emil wagt einige Worte an sie zu richten, — Sophie wagt zu antworten, aber sie öffnet ihren Mund nie, ohne ihre Mutter darauf anzusehen. Am merklichsten verändert erscheint sie gegen Emils Freund und Erzieher. Sie bezeigt ihm eine angelegentlichere Aufmerksamkeit; zärtliche Ehrerbiethung ist der Ton ihrer Rede gegen ihn. Die Besuche werden wiederholt. Die Unterhaltungen zwischen den jungen Leuten werden häufiger. Emil, von Liebe trunken, glaubt sich schon seinem Glücke nahe; allein er erhält kein förmliches Geständniſs von ihr, sie hört ihn, und sagt nichts zu ihm. Diese Zurückhaltung setzt ihn in Verwunderung, er fühlt, daſs er ihr nicht gleichgültig ist, er wird benachrichtigt, daſs Sophie ganz von sich abhängt, er fängt an, von ihrem Betragen nichts mehr zu verstehen; — sein Zutrauen nimmt ab. Betrübt durch diesen hartnäckigen Widerstand, entdeckt er sich seinem Freunde. Sie nimmt, spricht er, Antheil an mir, sie meidet mich nicht, und ist gern in meiner Gesellschaft, wenn ich komme, bezeigt sie Freude, und ungern sieht sie mich gehen. Sie nimmt meine Aufmerksamkeit gütig an, — sie würdigt mich ihrer Zurechtweisungen, und bisweilen sogar ihrer Befehle; allein meine Bewerbungen, meine Bitten verwirft sie. Wenn ich von nähern Verbindungen zu reden wage, legt sie mir gebietherisch

Stillschweigen auf, und setze ich noch ein Wort hinzu; so verläſst sie mich eiligst. Emils Freund entreiſst endlich der spröden Sophie das ganze Geheimniſs; — sie hat Bedenklichkeiten, einen reichen Mann zu heirathen, da sie selbst arm ist.

Emil fühlt neue Hoffnungen, — da dieſs die ganze Schwierigkeit war. Mit jedem Tage rücken die Herzen der Geliebten näher, — aber durch Umwege an einander. Sophie überhäuft den Freund Emils mit Gefälligkeiten, und erzeigt dem leztern in seinem Freund tausend zärtliche Liebkosungen, — indeſs sie lieber sterben, als sie ihm selbst machen möchte. Durch das zärtliche Benehmen gegen den Freund des Jünglings entdeckt sie diesem ihre Liebe, und Emil fängt an als erklärter Liebhaber die Rechte desselben geltend zu machen, er redet, er ist dringend, er bewirbt sich, er erlaubt sich Ungestüm, ob man ihm zurede, ob man ihm übel begegne — gleich viel, — wenn er sich nur Gehör verschafft. Endlich erhält er nicht ohne Mühe, daſs Sophie ihrer Seits öffentlich das Ansehn einer Geliebten gegen ihn annimmt, daſs sie ihm vorschreibt, was er thun soll, daſs sie ihm gebiethet, statt zu bitten, daſs sie annimmt, statt zu danken, daſs sie die Zahl und die Zeit der Besuche ordnet, daſs sie ihm verbiethet, zu kommen, ausser an diesem oder jenem Tage, daſs sie ihm wegschickt, wenn die Stunde vorüber ist. Alles dieſs geschieht nicht bloſs zum Spiel, sondern sehr ernstlich; und wenn sie ihre Rechte ungern geltend macht, so bedient sie sich ihrer dafür mit einer Strenge, die es oftmahls den armen Emil bereuen macht, sie ihr gegeben zu haben. Aber was sie auch gebiethe, so widerspricht er nicht, — er ist glücklich, daſs sie ihn in Besitz genommen hat. Unterdessen bemerkt ihn die Stolze vor sich, und lächelt insgeheim über den Hochsinn ihres Sclaven.

Nun beginnen die Geliebten gemeinschaftliche Geist aufheiternde Beschäftigungen mit einander. Sophie liebt den Gesang, er singt mit ihr, er tanzt mit ihr, er giebt ihr Unterricht in den Wissenschaften, bisweilen wagen es ihre unschuldigen und reinen Herzen, wenn sie die Wunder der Natur betrachten, bis zum Urheber dieser Natur sich aufzuschwingen. Sie unterhalten sich mit Inbrunst von dem, was der Jugend einen Werth giebt. — In den Entzückungen, die überwunden werden müssen, vergieſsen sie bisweilen Thränen reiner als Himmelsthau, und diese süſsen Thränen sind der Zauber ihres Lebens; beyde schwimmen in der lieblichsten Trunkenheit die je eine menschliche Seele empfand. Dieses guten Einverständnisses ungeachtet, giebt es dennoch bisweilen Uneinigkeiten, sogar Hader. Die Geliebte ist nicht ohne Grillen. Der Geliebte nicht ohne Entrüstung; Aber diese kleinen Stürme gehen schnell vorüber, und ziehen nur ihre Verbindung desto enger zusammen. Und doch würde es Emil in den geheimsten Zusammenkünften selbst nicht wagen, um die geringste Gunst zu bitten. Wenn sie auch beym Spaziergange geruht, ihn in den Arm zu fassen, so untersteht sich Emil kaum diesen Arm ſeufzend an seine Brust zu drücken. Nach einem langen Zwange wagt er es, verstohlen einen Zipfel ihres Kleides zu küssen; sie scheint es nicht zu bemerken, bis er sich eines Tages ein wenig offenbarer die Freyheit nehmen will. Sie nimmt dieſs sehr übel. Er wird aufgebracht, sie gereitzt; die Empfindlichkeit giebt ihr einige anzügliche Worte ein, Emil leidet sie nicht. — der übrige Theil des Tages wird mit Schmollen zugebracht, und man geht sehr miſsvergnügt auseinander. Sophie bereuet ihren Fehler. Die

Mutter erlaubt ihr, — ihn wieder gut zu machen, —, der Vater befiehlt es. —

Den andern Tag kommt Emil unruhig, früher, als sonst. Emil nähert sich mit Ehrerbiethung, aber einem traurigen Wesen. Sophie kehrt sich um, reicht ihm die Hand und fragt mit liebkosendem Tone: wie er sich befinde? Die schöne Hand wird zum Kuſs hingebothen; Emil empfängt sie, und küſst sie nicht. — Sophie beschämt, zieht sie zurück. Sophiens Vater bringt sie durch Spötteleyen vollends aus aller Fassung. Das arme Mädchen so gedemüthigt, weiſs nicht mehr, was sie thut, und würde alles in der Welt darum geben, wenn sie weinen könnte. Ihr Herz schwillt empor, — endlich entschleicht ihr eine Thräne. Emil siehet sie, stürzt ihr zu Füſsen, nimmt ihre Hand und küſst sie mit Entzücken. Wahrlich Sie sind zu gut, sagt der Vater, in Lachen ausbrechend; ich würde weniger Nachsicht mit der Thörinn haben, und den — Mund strafen, der mich beleidigt hätte. Emil, durch diese Rede kühner gemacht, wirft einen bittenden Blick auf die Mutter; und da er ein Zeichen der Einwilligung zu bemerken glaubt, naht er sich zitternd dem Angesichte des Mädchens. — Sophie wendet den Kopf weg und hält, — um den Mund zu retten, ihre Rosenwange hin. Der Zudringliche begnügt sich nicht damit, — Sophie sträubt sich nur schwach, und ihre Lippen hängen an einander. Sophiens Stolz, war eine tugendhafte Vorsicht, vor ihr selbst auf der Huth zu seyn. Da sie ein sehr entzündbares Temperament in sich fühlt, so fürchtet sie den ersten Funken, und entfernt ihn nach allen ihren Kräften. Nicht aus Stolz ist sie strenge, sondern aus Demuth. Sie nimmt sich die Herrschaft über Emil, die sie über Sophien nicht behaupten zu können fürchtet. Hätte sie mehr Zutrauen in sich; so würde sie weniger stolz seyn. Auch ist sie nicht einmahl auf ihre Tugend stolz. Sie ist es nur, um sie zu erhalten, und wenn sie sich ohne Gefahr der Neigung ihres Herzens überlassen kann, liebkoset sie allem, sogar dem Liebhaber. Weit entfernt, daſs sie stolz auf ihre Eroberung scheinen sollte, ist Sophie durch sie nur noch zuthunlicher geworden, die Empfindung der Unabhängigkeit schwellt nicht mehr ihr edles Herz. Sie triumphirt mit Bescheidenheit über einen Sieg, der ihr die Freyheit kostet. Ihr Äusseres ist jetzt weniger frey, ihre Rede schüchtern, seitdem sie nicht mehr das Wort Liebhaber, ohne zu erröthen, — hört. Aber die innere Zufriedenheit schimmert durch ihre Verlegenheit durch, und diese Scham selbst ist keine unangenehme Empfindung.

Aber Sophie bleibt ein — Weib. Sie kann nicht lieben, ohne den Geliebten ein wenig zu quälen und seine Leidenschaft vermittelst etwas Unruhe zu reitzen. Sie giebt ihm Gelegenheit zur Eifersucht; aber sie thut dieſs nicht im Ernste. Sie weiſs den Geliebten in Ängstlichkeit zu setzen, und ihn wieder sicher zu stellen, genau wie es seyn muſs; und wenn sie ihn bisweilen auch beunruhigt, so macht sie ihn doch nie traurig. Aber immer dauert seine Entfernung von ihr, — sein ihm von ihr dictirter Bann fort. Ein oder zwey Tage in der Woche hat er nur Erlaubniſs, zu ihr zu kommen. — Eines Abends wird er erwartet, weil er von seiner Gebietherinn Befehl dazu erhalten hat. Man ist ihm entgegen gegangen, — er bleibt aus. Sophie ist ausser sich, sie bringt die ganze Nacht mit Weinen zu, Er schickt einen Bothen, daſs er sich wohl befindet. Nun verändert sich die Scene. Sophie trocknet ihre Thränen, oder vergieſst sie welche, so sind es Thränen des — Zorns. Emil hat vergebens auf sich warten lassen. Bey seiner Ankunft will sie sich einschlieſsen. Man verlangt, daſs sie bleibe, — sie muſs bleiben. Aber sie nimmt augenblicklich ihre Partie, sie affectirt ein ruhiges und zufriedenes Wesen. Der Vater kommt uns entgegen und sagt: Sie haben ihren Freunden viel Sorge gemacht. Es giebt hier Leute, die es Ihnen nicht leicht verzeihen werden. Wer denn, Vater? sagt Sophie, mit einer Art des angenehmsten Lächelns, das sie affectiren kann. Was geht das dich an? sagt der Vater, wenn du es nur nicht bist? — Sophie antwortet nichts, und schlägt die Augen auf ihre Arbeit nieder. Emil ist in Verlegenheit, er wagt es nicht, Sophien näher zu kommen. Sie selbst redet ihn an, fragt, wie er sich befinde, bittet ihn, sich zu setzen, — und affectirt immer noch eine ruhige Kälte. Emils Erzieher ergreift ihre Hand, um sie zu küssen. Sie zieht sie barsch zurück — und mit einem Worte: mein Herr! sonderbar genug ausgesprochen, zeigt sie die ganze Empfindlichkeit einer weiblichen Seele. —

Sophie bemerkt, daſs sie sich verrathen hat, und zwingt sich nun weniger. Ihre scheinbare Kälte verwandelt sich in ironische Verachtung. Sie antwortet auf Alles durch einsylbige, mit langsamer und zitternder Stimme hervorgebrachte Worte, als fürchtete sie, zu sehr den Accent des Unwillens hören zu lassen. Emil, vor Schrecken halb entseelt, sieht sie mit Schmerz an, und sucht sie zu bewegen, die Augen auf die Seinigen zu werfen. Sophie, durch seine Zuversichtlichkeit noch mehr gereitzt, schieſst einen Blick auf ihn, der ihm die Lust benimmt, einen zweyten auszuhalten. Nach allen diesen wunderlichen Ausbrüchen der weiblichen Empfindlichkeit nimmt Emils Freund das Wort und erzählt, daſs sie gestern, um einen Unglücklichen zu retten, ausgeblieben wären. Jetzt tritt Emil zu seiner Geliebten, erhebt seine Stimme und sagt ihr mit aller Festigkeit des Geistes: — "Sophie, Sie können über mein Schicksal entscheiden, Sie können mich vor Schmerz sterben machen; aber hoffen Sie nicht, daſs ich um Ihrentwillen, die Rechte der Menschheit vergessen werde!" Sophie antwortet auf diese Rede nicht, — sondern steht auf, schlägt den Arm um seinen Nacken, küſst seine Wange, reicht ihm mit unnachahmlicher Anmuth die Hand und sagt: "Emil, nimm diese Hand, sie ist dein. Sey, wenn du es seyn willst, mein Gatte und mein Herr!" *) — So weit das Gemählde

---

*) In dem Gemählde des Rousseau ist alles Leben, Kraft und Fülle des Gefühls. Schön gesagt ist das Erwachen der Liebe zwischen Calliste und Agathocles im Art. Amour des Dictionnaire universel; — aber es bleibt ein mattes Bild gegen Rousseaus Schilderungen, eine glimmende Kohle gegen eine schöne Flamme. Rousseau nahm sein Bild aus dem Herzen; der Mann im Dictio-

Rousseaus, in sofern es hierher gehört. Die Erziehung hatte Sophien eine Sprödigkeit gelehrt, die ihrem Herzen nicht natürlich zu seyn schien.

Andere Mädchen und Frauen sind hart, kalt und grausam aus Temperament und Frost ihres Bluts. Ich habe ihrer schon S. 206. u. f. des zweyten Bandes erwähnt, in sofern sie wegen der Kälte des Temperaments zur Freundschaft gegen ihr eigenes Geschlecht ungeschickt sind, hier ist die Rede von ihrem Phlegma und ihrer Härte in der Liebe, einer Leidenschaft, welche sonst doch die langsamsten und unempfindlichsten Weiberseelen zärtlich und gefühlvoll zu machen pflegt. Die Weiber und Mädchen, von denen ich hier rede, können es sich durchaus nicht geben, gefälliger, entgegenkommender und herzlicher zu werden. Es liegt in ihrer Sprache, ihren

---

naire wahrscheinlich nur aus dem Magazin der kalten Vernunft.

Bewegungen, ihren Umarmungen selbst ein gewisses Etwas, — das ihnen den Ausdruck des bloſs Maschinenartigen giebt, und den feurigen Liebhaber glauben macht, daſs er nur halb erhört sey. Die Liebe steigt in ihnen nie zu der begeisternden, wohlthätigen, alle Gefühle beglückenden Flamme, wie in feinern und lebendigern Seelen, auf. Kaum daſs sie einige Augenblicke zu glühen anfängt; aber auch dann kaum das Herz des Bräutigams oder Gatten erwärmt. — Sie sehen uns ohne Unruhe und ohne merkliche Theilnahme schmachten; sie hören ungerührt unsere Seufzer um Gegenliebe, — sie geben uns Audienz — und lassen uns verzweiflungsvoll von sich gehen, ohne daſs ihr Wille schuld daran ist. Ihre ganze Zurückhaltung liegt in der Steifigkeit ihrer Empfindungen, in dem Mechanismus ihres Gemüths. Sie quälen ihre Liebhaber nicht, wie die Coquette, aus Grundsätzen, sondern aus Phlegma des Bluts, — weil ihre

Gefühle nie mit denen des Geliebten genau zusammentreffen werden. Sie sind immer noch Meilen weit von uns entfernt, wenn wir uns schon ganz in ihrer Nähe glaubten. Sie reichen uns endlich ihre Hand, aber nicht ihr Herz, und dies macht sie, wenn wir von ihren Schönheiten nun einmahl besiegt sind, zu den grausamsten Tyranninnen des liebenden Mannes, ohne daſs sie daran denken. Sie können es nicht begreifen, — wie uns die Liebe so wirksam, so feurig, so unternehmend, so rasend machen kann, sie lachen über uns, anstatt Mitleiden mit uns zu haben, und dieſs bringt uns zur Verzweiflung, ob wir gleich vielleicht die einzigen sind, die bey der hölzernen und spröden Schöne etwas gelten. —

Im Ehestande werden dergleichen Weiber für den lebhaften und gefühlvollen Mann oft sehr lästige Begleiterinnen des Lebens. Kein zärtlicher Ton seiner Liebe hallet in dem Herzen dieser Weiber wieder, kein Echo des weiblichen, erwärmten Gefühls giebt ihn zurück. Ewige Kälte und Zurückhaltung drückt das ganze Betragen des Weibes aus, und giebt uns für das Feuer der Umarmung ein langweiliges Gähnen. Ihre Bequemlichkeit ist ihnen lieber, als die glühende Freundschaft des Mannes. Sie klagen laut über ihre vielen Wochenbetten, und ihre vielen Kinder, der Ehemann muſs sich jede vertrauliche Minute erzwingen oder erbetteln, und dennoch fürchten, zurückgehalten zu werden. Sie weichen ihm durch Erdichtungen von Kränklichkeit aus, und wünschen ihm ein freudiges: Lebewohl, wenn er verreisen muſs. Zündet sich ein Funke von Zärtlichkeit gegen andere, gefälligere Weiber in ihm an; so quälen sie ihn durch ihre Eifersucht, ohne sich Mühe zu geben, ihm selbst mehr zu gefallen. Sie stoſsen ihn aus ihren Umarmungen, und verlangen, daſs er gegen die Schönheit Anderer gleichgültig bleiben soll. Diese Weiber verdienen keine Liebe, weil sie keine zurückgegeben, — oder sie uns auf eine Art schenken, die das Erzwungene derselben augenblicklich sichtbar macht.

Es giebt eine andere Art spröder und grausamer Schönen, die es bloſs aus Stolz und Eigensinn sind, und diese macht wohl die gröſste Zahl derselben aus. Es fehlt diesen Damen an nichts weniger, als an Wärme des Bluts, und sie können sich bisweilen bey allem ihren Stolze schrecklich vergessen; allein sie halten sich zusammen, und bleiben dann hart, weil unser Schmachten und die Opfer unserer Sclaverey ihrem Hochsinne und ihrer Ehrbegierde schmeicheln. Frauen und Mädchen dieser Art haben sich von Jugend auf so hohe Begriffe von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit gemacht, sind so sehr immer mit sich selbst beschäftigt, machen so hohe

Ansprüche, ich weiſs nicht auf welche Verdienste, daſs sie selbst die kleinste Gunstbezeugung als ein unbezahlbares Opfer betrachten, welches dem Manne und Liebhaber gebracht wird. Sie glauben von ihrer Gröſse und Majestät etwas zu vergeben, wenn sie gegen uns zuvorkommend, gütig und nachgebend werden sollen, und können es andern Weibern nicht verzeihen, wenn sie uns kleine Avancen machen. Nach ihrer Meinung muſs das stolze Thier der Schöpfung, der Mann, fein hübsch gedemüthigt werden, und zu den Füſsen des Weibes liegen, so oft sie es gebiethet. Er muſs nichts durch sein Verdienst, sondern alles durch Bitten und Flehen vom Weibe erhalten, und es sich ja nie einfallen lassen, etwas mehr, als ein gehorsamer Sohn der weiblichen Monarchie zu seyn. Vom Morgen bis an den Abend berechnen diese stolzen Weiber die Grade der Aufmerksamkeit und der Huldigung, die ihnen die Männer schuldig seyn sollen, und bestrafen jede kleine Vernachlässigung des Respects mit ihrer Ungnade und oft mit Buſsungen von ganz besonderer Art, die sie uns auflegen. In Gesellschaften theilen sie selbst gegen die ihnen nicht-gleichgültigen Männer beiſsende Repliquen aus, gebiethen mit einem gewissen Regentenblick ihren Lieblingen Stillschweigen, mustern unser ganzes Betragen mit Hohnlächeln, und geruhen ihrem Manne den Rücken zuzukehren, wenn er seiner Gebietherinn die Hand küssen will. — Dem verliebten Schäfer geht es nicht besser. Das stolze und spröde Mädchen verwandelt ihn in jede Form und Gestalt, wie es die jedesmahlige weibliche Laune erheischt. Er muſs weinen, lachen, tanzen und langsam gehen, wie sie es befiehlt, — er muſs für einen Kuſs unermeſsliche Opfer bringen, und wehe ihm! wenn er sich es einfallen läſst, nach den Reitzen eides andern Mädchens zu schielen, oder sein Liebesverständniſs mit seiner Gebietherinn laut werden zu lassen. Genug der Unglückliche hat keinen Willen mehr, er ist der Affe eines Mädchens geworden, die nicht lieben kann, ohne grausam zu seyn. Aber endlich kommt die Zeit, — die Stolze zu richten. Der weibliche Tieger von zwanzig Jahren wurde im dreiſsigsten zahm wie ein Lamm, und fing an, ihren eigenen Freywerber zu machen. Sonst hatte sie von ihrem Throne herab Bannstrahlen auf die Männer geschossen, jetzt wirft sie sich bettelnd und kriechend in ihre Arme, und ist im Begrif für einen Augenblick Erhörung Alles aufzuopfern.

Es giebt wiederum andere Weiber und Mädchen, die aus Ziererey und Affectation spröde und grausam sind, so laut auch ihr Herz für die Männer klopfen mag. — Es scheint, als ob die wunderlichen Geschöpfe so eigentlich nicht recht wissen wie sie sich in den Zustand der Liebe schicken sollen, weil sie die Künsteley dem schönen und offenen Ausdrucke dieser Leidenschaft vorziehen, und etwas seyn wollen, was sie nicht sind. Das ganze Betragen dieser Närrinnen gegen ihre Liebhaber ist ein Gemisch von comischem Ernst und Pedanterie. Sie bezahlen die Zärtlichkeit des Geliebten mit abgemessenen Complimenten, und erzwungener Zurückhaltung, aus der die willfährige Seele oft nur zu deutlich hervorschimmert. Sie wissen nicht, wie sie sich drehen und wenden sollen, wenn der Geliebte sich unschuldige Freyheiten erlaubt, und nehmen oft da eine drohende Miene an, wo gar nichts zu bedrohen und zu verscheuchen ist. Sie gestatten einmahl dem Liebhaber zärtliche Umarmungen, und einen Augenblick hinterher darf er es nicht wagen, ungestraft ihre Hand zu drücken. Sie sind sich in der Liebe nie gleich, weil die Affectation zu vielerley

Gestalten annimmt, und selbst das Künsteln verfehlt, da sie das Natürliche vernachlässigt hat: Diese possierliche Ziererey findet man vornehmlich bey alten verliebten Jungfern. So viel Achtung auch das Alter verdient; so wenig können wir uns doch enthalten, über die Schwächen dieser Mädchen zu lächeln — wenn sich noch späterhin ein Bräutigam findet. Einige sind in den Ausdrücken ihrer Liebe oft im höchsten Grade hingebend, und verrathen es nur zu deutlich, was — bey aller ihrer bisherigen Verstellung in ihrem Blute seit — zwanzig Jahren vorgegangen ist; Andere betragen sich im Brautstande desto ängstlicher und spröder. Von diesen ist hier eigentlich die Rede. Sie empfangen die Besuche und Liebkosungen ihrer Liebhaber mit einer höfischen Etiquette, und mit einem Schritt, und mit Manieren, als ob sie vom Tanzmeister geführt würden. Der Liebhaber muſs sich jedesmahl durch den steifen Handkuſs den Weg zur Wange bahnen, und auch diese wird nur schüchtern und mit Sträuben hingereicht, damit die jungfräuliche Ehre ja nicht beleidigt werde, und die vorgegebene *geistige* Liebe keinen Fleck bekomme. Wagt er es, als Bräutigam, etwas dreister zu werden; so wird sie ihm einen Damm von moralischen Sentenzen entgegensetzen, oder in die Arme ihrer Freundinnen fliehen, und Schutz gegen einen Angriff suchen, der vielleicht noch nicht gemacht war. Sie wird sich oft wunderlich und ängstlich genug anstellen, wenn sie mit dem Geliebten einen Spaziergang *allein* machen, oder ihm einen Besuch im Negligée gestatten soll. Die Ziererey des Anstandes und des Ceremoniells ist ihr heiliger, als die Liebe selbst, wenigstens wird sich die letztere nach den strengsten Gesetzen des erstern richten müssen. Diese Ziererey wird sie bis in den Ehestand begleiten. Es hat alte Jungfern gegeben, die nach der Hochzeit mit Gewalt in die Kammer des neuen Gatten geführt werden muſsten, und über den Verlust ihrer Unschuld sich nicht satt weinen konnten. Ist der Liebhaber einer solchen Spröden ein eben so pedantisches Wesen, als die Geliebte; so wird die Comödie ihres Umgangs noch drolliger und lächerlicher. Beyde spielen nun eine abgezirkelte Rolle gegen einander, es sind zwey verliebte Maschinen, die in einer possierlichen Spannung sich gegen einander bewegen, — und die Natur wegen jeder ihrer freyern leidenschaftlichen Äusserungen demüthigst um Verzeihung bitten. Sie sprechen von einer zukünftigen Familie mit einer Schüchternheit und Zurückhaltung, als ob ein Wochenbett — das tiefste Geheimniſs des Lebens wäre. Ist keine Familie zu erwarten; so wird ein Gerichtshof für die Platonische Liebe festgesetzt, und keiner im Hause darf es erfahren, daſs der Hausherr mit der Hausfrau zu Bette geht.

Ich komme nun zu derjenigen Classe von Weibern und Mädchen, die grade das Gegentheil von den Vorhergehenden sind, und aus Drang einer gewissen tändelnden, kindischen Liebe mit ihren Liebhabern selbst wie mit Kindern und Schooſshunden spielen, und dabey oft ins Läppische hinüberstreifen. Diese Schönen handhaben ihre Liebhaber, wie das Mädchen ihre Puppen, das ohne sein Spielzeug nicht leben kann, und wenn es ihm fehlt, übellaunig, und unausstehlich ist. Empfindsamkeit und Tändeley ist die Liebe solcher Frauenzimmer vom Morgen bis an den Abend, — nichts Stilles, Gesetztes und Vernünftiges in ihrem ganzen Wesen. Der Geliebte kann sich nicht retten vor allen Zudringlichkeiten, Küssen, Umarmungen und Gunstbezeugungen. Sieht er einmahl ein wenig bleich aus; so wird sein

Puls mit tändelnder Ängstlichkeit untersucht, die Diät eben so ängstlich abgemessen, der Arzt um Gotteswillen zur Rettung des schweren Patienten angerufen, und die ganze Nachbarschaft mit Seufzern und Wehklagen überhäuft. Die empfindsame Dame will ihr Elend nicht überleben, — wird selbst krank, und ist bereit, mit dem Geliebten zu sterben, und in einem Grabe zu ruhen. Bessert es sich mit ihm, so bekommt sie vor Freude die Ohnmacht, oder besingt seine Wiedergenesung in schwärmerischen Gedichten, und erdrückt den Arzt mit ihren dankbaren Küssen. Ist der Geliebte verreist, und kommt er nicht zur rechten Zeit wieder; so hat das Winseln und Weinen kein Ende. Das ganze Mädchen befindet sich in einem fieberhaften Zustande, sie antwortet den Fragenden nicht, sie verschliefst sich in ihr Zimmer, sie liegt auf ihren Knieen, zerrauft sich das Haar und hadert mit der Langsamkeit der

Stunden. Jeder Brief wird in Thränen gebadet. Endlich kommt der Ersehnte wohlbehalten zurück, und wird von dem Feuer des Mädchens wie verschlungen. Sie kommt nicht mehr von seinem Schooſse, sie hängt an seinem Nacken mit fest verschlungenen Armen und er kann vor allen Küssen nicht zur Rede kommen. Es werden ihm Feste gegeben, — er muſs die kleinen Thorheiten und Comödien derselben mit machen, er mag wollen oder nicht. Sie spielt die Arcadische Schäferinn, er den Schäfer, oder den Gott Amor, ihre Nahmen begatten sich in verschlungenen Blumenkränzen, — und so wird das närrische Schauspiel ihrer Liebe bis zur Hochzeitnacht fortgesetzt, und hört auch, wie ich oben im Capitel von der Empfindsamkeit bemerkt habe, auch oft im Ehestande noch nicht auf. — Indessen ist die zu tändelnde, comische weibliche Liebe nicht bey allen Männern gleich gut angebracht.

Oft sind dadurch sehr feste Herzensverbindungen wieder zerrissen worden, weil dem ernsten Manne das Lächerliche jener Liebe eckelhaft wurde, und ihm eine zu groſse weibliche Empfindsamkeit auf einen sehr schwachen und unsichern Charakter hinzudeuten schien. Wer das Groſse, Schöne und Edle der Liebe fühlt und versteht, wer es weiſs, daſs sie durch ihre Wunder die Seele zu den erhabensten und reinsten Gedanken erhebt und dadurch das Herz zu den liebenswürdigsten Ergüssen bildet und vorbereitet, wer es weiſs, daſs sie eigentlich und oft ganz allein dem Weibe ihren festern und schönern Charakter mittheilt und sie gewisser Maſsen erst zum Weibe, das heiſst, zum Engel unseres Daseyns macht, kann jene zärtliche Leidenschaft in ihren comischen Verzuckungen unmöglich achtungswürdig finden. Ihre schöne, einladende, bezaubernde Form will sich nicht in ein Narrenkleid verstecken lassen. — Sie, als die getreueste Tochter der Natur, kann nichts anders wollen, als durch die Natur selbst zu gefallen, — und durch die Natur zu siegen. —

Ich berühre noch eine andere Sonderbarkeit der weiblichen Liebe, die zu vielem Nachdenken Anlaſs geben kann, — ich meine den oft so wunderbaren Geist ihrer Duldung gegen die Untreue und Unsittlichkeit ihrer Anbether. Diese Erscheinung ist freylich nichts weniger, als allgemein; aber sie ist doch vorhanden und notorisch, und zeigt von einer ungewöhnlichen Anhänglichkeit an unser Geschlecht. Es giebt Weiber und Mädchen genug, die bey aller Strenge und Reinheit ihrer eigenen Moralität dem Manne das Unsittliche erlauben und verzeihen, und sich wohl in Acht nehmen, ihm Vorwürfe deſshalb zu machen, oder ihm eine sich rächende Kälte empfinden zu lassen, wenn er sonst nur häuslich ist. Er darf andern

Weibern nachschleichen; und den Zofen der Gattinn die Cour machen, es ist diesen Weibern ziemlich gleichgültig! Sie scheinen wenigstens nichts zu sehen, — und sind gegen ihre Nebenbuhlerinnen zuvorkommend und gütig. — Wie manche Frau hat die unehlichen Kinder ihres Mannes heimlich verpflegen und erziehen lassen! — Einige nahmen sogar die Baſtarte ins Haus und behandelten sie noch besser, als ihre eigenen Kinder. — Andere verrichteten Hebammendienste bey den Concubinen des Eheherrn, — und blieben ihm selbst getreu. Sie lieſsen alle diese Dinge, die andere Weiber rasend gemacht haben würden, zu, — entweder, weil sie nach und nach das Herz des Mannes ganz allein zu fesseln glaubten; oder weil sie das Geschehene nicht ungeschehen machen konnten; oder weil sie sich vor den Lächerlichkeiten der Eifersucht furchten; oder weil sie den — Geschmack ihrer Männer für nicht schlecht hielten, und bescheiden genug waren, die Vorzüge ihrer Rivalinnen anzuerkennen, und dem Manne den Genuſs gröſserer Reitze der Liebe und des Umgangs zu verzeihen. Oft sind aber dergleichen tolerante Weiber selbst nicht die moralisch-besten. Viele wollen durch dieses Stillschweigen bey den Buhlereyen ihres Gatten, ihn gegen ihre eigenen Liebeshändel die Augen verbinden, — oder sie sind gegen das Laster so gleichgültig geworden, daſs sie überhaupt seine Schändlichkeit nicht mehr fühlen, und grade da am meisten zu herrschen glauben, wo es drunter und drüber geht. Oft ist ihnen auch nur daran gelegen, durch die anderweitigen Freundinnen ihrer Männer gewisse Vortheile zu erhaschen, oder — durch die Vergehungen der Nebenbuhlerinnen mit einer verstellten, aber heimlich verwundeten Tugend zu glänzen. — Bey bessern Weibern aber ist jene sonderbare Toleranz wohl öfters ,— die Folge eines blinden Zutrauens zu der Ehrlichkeit und Treue ihrer Männer. Sie können sich nicht vorstellen, daſs das Gegentheil auch nur möglich sey, und halten den Schwur seiner Liebe und den priesterlichen Segen für einen Talisman gegen alle wirkliche Ausschweifungen. Sie hören keine Warnungen an, weil sie etwas Verleumderisches darin wahrzunehmen glauben, und der ist ihr Feind, welcher die Tugend des Gatten in Zweifel zieht.

Unerklärbarer würde die sonderbare Erscheinung der weiblichen Liebe seyn, — daſs sie für einen Mann glühen, und dennoch gegen ihn untreu werden kann, wenn die Liebe nicht die launigste und seltsamste Leidenschaft wäre. Ihre Veränderlichkeit, ihr wildes Feuer, ihre Neugierde hat die ehrlichsten Weiber und Mädchen durch eine Verwechselung der Umstände zu tausend Fehltritten verleitet, und in einem überraschenden Moment die heiligsten Eidschwüre gebrochen. Besonders ist die Seele des Mädchens im Brautstande in einer wunderlichen und gefährlichen fieberhaften Crise. In dieser Crise verwechselt sie aus einer unbegreiflichen Blindheit und Schwäche oft Zeiten und Personen, und erlaubt bisweilen fremden Männern Gunstbezeugungen, deren sich der Verlobte selbst nicht rühmen konnte. Wie viel Bräute mögen nicht schon vor der Hochzeit ihren künftigen Ehemännern Hörner aufgesetzt haben, während diese die keuschesten Jungfrauen zu umarmen glaubten! Die glühende Phantasie der weiblichen Liebe wuſste in solchen Fällen Anhänglichkeit an dem Bräutigam und Untreue gegen ihn mit einander zu verbinden, und auf Kosten des künftigen Mannes ihre Tugend hinzugeben. — Der zu bescheidene, zu furchtsame Liebhaber, der nur schmachten, nur seiner Göttinn zu Füſsen liegen will, hat daher von seiner feurigen und lebhaften

Braut sehr viel zu fürchten, wenn er ein so entzündbares Mädchen der Aufſicht kühnerer und unredlicher Freunde anvertrauet, und statt ihr seine Liebespein zu klagen, nicht bisweilen ein wenig zu — trotzen, oder ein wenig herzhafter zu küssen versteht. — Die Weiber lieben nun ein Mahl das kindische Gewinsel der männlichen Liebe nicht; es erniedrigt uns in ihren Augen, und macht uns verächtlich. Ist aber einmahl ihre Achtung gegen uns verloren: so steht ihre eigene Tugend an einem Abgrunde. Da uns die Natur zum angreifenden Theile gemacht hat; so wollen sie, daſs wir der Natur folgen, und ihrer Schamhaftigkeit das öffentliche Entgegenkommen ersparen sollen. Sie erwarten von uns den Angriff, und sie sind dem herzhaften Manne, bey allen seinen Charakterhärten, getreuer, als dem müſsigen und kriechenden Anbether, so moralisch-schön sein Geist und Herz seyn mag.

Endlich gehört der Eigensinn zu einem Charakterzuge der weiblichen Liebe. Sie läſst sich als eine freygeborne Tochter der Natur durch nichts, durch keine Gewalt erzwingen, so wenig wie ihre einmahl angezündeten Flammen sich ganz auslöschen lassen. Sie giebt in tausend Fällen weniger, als die Liebe des Mannes, nach, und rächt sich, so lange sie kann, wegen des Zwanges, den man ihr auflegte. Dieſs ist der Hauptgrund so vieler höchst unglücklichen Ehen, die man wider den Willen der Mädchen schloſs. Man glaube ja nicht, daſs sich die Eindrücke dieses Zwanges mit der Zeit aus der Seele des Weibes ganz verlöschen werden. Sie betrachtet die gezwungene Ehe als ein Gefängniſs ihrer Freyheit, und verflucht die Politik, oder den Geitz, der sie an dieses Joch schmiedete. Die Unglückliche, als Sclavinn Verhandelte wird vielleicht ihr Schicksal mit Geduld tragen, und beruhigt scheinen; aber sie wird es nur scheinen, da sie nichts mehr, als ihre Hand hingeben konnte, ohne daſs das Herz darin lag. — Reine, häusliche Glückseligkeit wird sie weder geben noch annehmen können, da sie überall den Druck ihres Kerkers fühlt, und ihn bey aller Güte des Gefangenwärters, — ihres Mannes, — fühlen wird. Hoch und heilig muſs die Tugend eines solchen Weibes seyn, wenn sie den liebenswürdigen Verführer widerstehen, oder den frühern Liebhaber nicht begünstigen soll. Besitzt sie Muth und Entschlossenheit; so wird sie lebenslang die Geiſsel ihres Mannes bleiben, und ihn für den Unsinn quälen, daſs er sich eine Gattinn ohne Liebe geben lieſs. Sein Weib hat tausend Waffen in den Händen, ihn — heimlich zu foltern, — sie wird sein Hauswesen, seine Kinder vernachlässigen, bey seinen Krankheiten gleichgültig bleiben, seine Liebkosungen mit Kälte erwiedern, seine Anverwandten miſshandeln, allen seinen Einrichtungen widersprechen, seine Casse plündern, — seinen Tod wünschen und ihn bey einem bösen Herzen gewiſs beschleunigen. Tausend Weiber wurden die heimlichen Mörderinnen der Männer, die man ihnen aufgedrungen hatte. Es sind Criminalacten vorhanden, in welchen Mörderinnen dieser Art offenherzig eingestanden haben: daſs sie ihren Männern nicht aus Unzufriedenheit mit ihren (der Männer) Despotismus, sondern aus Ueberdruſs einer erzwungenen Ehe den — Giftbecher gegeben hätten. —

Selbst die Eitelkeit, diese sonst so eingeschränkte Tyranninn des weiblichen Herzens vermag nicht, seine Liebe zu erzwingen, und durch Aussichten von Glanz und Ehre *) ihr Gefühl herbeyzurufen.

---

*) Der Grieche Lucian hat in einem seiner Göttergespräche: Ερωτος και Διος; oder des

Sie ziehet die armseligste Hütte den Schimmer der Palläste vor, und fliegt, auf ihre [illegible]

Liebesgottes mit dem Jupiter andeuten wollen, daſs die weibliche Liebe sich nicht durch den Glanz und die Majestät des Liebhabers erzwingen lasse, sondern dieser durch sein Anschmiegen an den Geschmack und das weibliche Gefühl siegen müsse. Hier ist das ganze naive Gespräch jenes unsterblichen Schriftstellers. „Amor. Habe ich auch gefehlt, o Zeus! — so vergieb mir, bin ja noch ein Kind; — ohne Kopf. Jupiter. Amor noch ein Kind! da dein Alter über das des Proteus hinausreicht. Du ein Kind! weil dir Bart und greises Haar fehlt, da du doch alt und schlau genug bist. Amor. Aber was hat dir denn der Greis Amor zu leide gethan, weshalb du ihn in Fesseln legen willst? — Jupiter. Siehe, verwünschter Bube! — auch das wäre nur Kleinigkeit, daſs deine Frechheit mich in jedes Geschöpf, — bald in einen Waldgott, bald einen Stier, in einen Haufen Gold, und bald wieder in einen Schwan und Adler verwandelt hat, ohne mir die Liebe eines einzigen Weibes zu verschaffen. Wenigstens habe ich nie bemerkt, daſs ich durch deine Hülfe als Gott Jupiter auf ein weibſhnern Triumphe ſtolz, aus den Armen des reichen Mannes in die eines nicht

liches Herz Eindruck gemacht hätte, sintemahl ich mich dergleichen Wundermittel bedienen, und mir fremde Gestalten geben muſs. Dem Stiere und Schwane ergeben sie sich, wenn sie mich selbst erblicken, wollen sie vor Furcht vergehen. Amor. Sehr recht, Zeus, — weil die Sterblichen deinen Anblick nicht aushalten können. Jupiter. Aber warum wird Apoll von einem Branchus und Hyacinth geliebt? Amor. Aber eine Daphne flieht ihn auch, so schön gelockt sein Haar, und glatt sein Kinn auch seyn mag. Sollen die Herzen für dich entglühen; so schüttele nicht die Aegide, trage den Donnerkeil nicht, sondern sey selbst der liebenswürdigste Gott, — binde dein Haar mit Frauenschmuck, lege ein purpurnes Kleid, — vergüldete Schuhe an, — und du wirst finden, daſs dir mehr Weiber, als dem Bachus Mänaden folgen werden. Jupiter. Weg damit! ich will nicht erst durch einen solchen Aufzug liebenswürdig werden. Amor. Nun so liebe gar nicht. Mein Rath war leicht. Jupiter. Nein! lieben will ich; aber ich will es nicht mit Aufwand so vieler Mühe." Das Gespräch reichen, aber liebenswürdigen Jünglings, und zerreiſst mit Freuden die erstern Bande, zumahl wenn der Reichere schon über die Jugendjahre hinaus war. Bey der weiblichen Liebe gilt die Jugend mehr, als Alles, und dieſs ist ein ihr von der Natur so tief eingeprägte Gesetz, daſs sogar alte Frauen unsrer Jugend nachtrachten, und ihr seltsame Opfer bringen könnten. Wenn ein junges Mädchen einen alten Mann auch willkührlich zum Gatten wählt; so wird sie ihn achten, aber nicht lieben. Sie wird die Zärtlichkeiten des Mannes freundlich erwiedern; aber nie wird der Wunsch in ihrer Seele ausster-

Lucians scheint ein Gegenstück zu der alten Dichtung zu seyn, daſs Juno bey allem Glanze ihrer Schönheit und Majestät den König des Himmels nicht eher fesseln konnte, bis sie den wunderthätigen Gürtel der Venus — die weibliche Grazie annahm. Ein Beyspiel wie fein und schön die Alten ihre tiefe Menschenkenntniſs in lehrreiche Symbole einzuhüllen verstanden.

ben, daſs ihr alter Eheherr zwanzig Jahre später geboren seyn möchte. Auch die unschuldigsten Mädchen scheinen es zu wissen, daſs der Kuſs des Jünglings feuriger, als der des funfzigjährigen Mannes ist, und daſs die Natur in einer jugendlichen Ehe auf einem schönern und leichtern Wege ihre Zwecke erreicht.

Ich schlieſse hiermit das Capitel der weiblichen Liebe, mit der Ueberzeugung, daſs sich noch sehr viel Wichtiges und Belehrendes über diesen Punct sagen läſst. Manches hierher gehörige werde ich in der Abhandlung über das weibliche Alter nachzuhohlen, und andere merkwürdige Erscheinungen dieser Leidenschaft dereinst in einem besondern Werke unter dem Titel: Geschichte der Liebe, aufzustellen suchen.

EHESTAND.

Welches Weib sucht sich der vernünftige Mann?

Die folgende Abhandlung über die Ehe soll, wie der gröſsere Theil dieses Werks, wiederum nur practisch seyn. — Es giebt Schriften genug, worin dieser Gegenstand mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit und systematischen Prunke abgehandelt ist. Wir haben uns diese Fesseln nicht anlegen wollen, und werden sehr zufrieden seyn, wenn dieſs Buch auch ohne den philosophischen Mantel den wir bey Untersuchungen abstracter Gegenstände sonst sehr zu schätzen wissen, — einigen

Nutzen stiften sollte. Man darf im Folgenden daher nichts mehr und nichts weniger, als Anweisungen suchen, welches Weib sich der vernünftige Mann zu wählen hat — und wie die Ehe geführt werden muſs. Von dieser Wahl und der Führung der Ehe, wird der Himmel oder die Hölle des häuslichen Glücks und ehelichen Lebens ausgehen. Die Frage: welches Weib sucht, sich der vernünftige Mann, um den Himmel zu besitzen, und die Hölle zu vermeiden, mag also nicht ohne Grund bey dieser Abhandlung oben anstehen, und dem Folgenden zum Leitstern dienen, indem ich das Ganze bald in Regeln und Rathschläge, bald in Bemerkungen und Beobachtungen über den Charakter der Weiber einkleiden werde.

Da die Ehe eine der heiligsten, wichtigsten und schönsten Verbindungen der Gesellschaft ist, und mit Recht die gröſsten Ansprüche auf die Achtung der ganzen

Welt macht; so sey vor allen Dingen eure Liebe selbst, die euch in diesen Stand hineinführt, wahr, rein und keusch. Das Mädchen, das ihr liebt, das euch wieder liebt, und euch einmahl das herrlichste Kleinod ihres Herzens, — ihr ganzes Zutrauen geschenkt hat, und von euch die Bestimmung ihres Lebens mit banger Sehnsucht erwartet, — werde, wenn es möglich ist, euer Eheweib. Eure Liebe sey kein Hirngespenst, keine Gaukeley, keine Romanliebe, weil der vernünftige Mann in dieser schönen Leidenschaft sein bleibendes Glück sucht, und lieber sterben würde, als ein unschuldiges Mädchen zu hintergehen, — und hiermit alle Freuden ihres Lebens auf einmahl auszulöschen. Schätzt euch glücklich, wenn Liebe und Zufall euch eine Gattin zuführt, ohne daſs sie euch Ueberredungen und Machinationen der Aeltern, Freunde und Anverwandten in die Arme schoben. Der Zufall, die Liebe auf den ersten Anblick hat schon tausend glückliche Ehen hervorgebracht, die Andere nach langen Wählen und Herumtappen nimmer finden konnten.

Wenn ihr es vermeiden könnet; so wählt kein Mädchen zu eurer Gattinn, die schon mehrere Männer ernstlich geliebt hat, zumahl wenn sie ihre Liebeshändel selbst zuerst wieder abgerissen hatte. Ich würde glauben, dafs die schönsten Ergiefsungen des weiblichen Herzens, das sich schon so oft hingab, mir in solchem Falle höchstens nur zur Hälfte angehören würden. Das, was schon an Andere verschwendet wurde, könnte nicht mir zu Theil werden. Das Bild des ersten Geliebten könnte zwischen ihm und mir Vergleichungen in der weiblichen Seele veranlassen, die nichts weniger, als meiner häuslichen Zufriedenheit zuträglich seyn dürften. Ich würde mich überall von Feinden umringt glauben, welche Ansprüche auf ältere Rechte hervorsuchen und durchsetzen könnten, und die vormalige, wer weiſs, wie weit gegangene, Vertraulichkeit mit meinem Weibe von neuen anfangen würden. Ein weibliches Herz kann unmöglich sehr warm, wenigstens nicht sehr ehrlich lieben, das schon so oft gewechselt und jedem ein Stück von sich aufgeopfert hat. Und gesetzt, daſs es auch keinem etwas gab; so wird doch die Veränderlichkeit desselben eine Coquette verrathen, in deren Armen es einem rechtlichen Manne nicht lange gefallen kann. Sie wird die Sprache der Herzlichkeit und Treue affectiren; aber nichts dabey fühlen, ihr wärmster Kuſs wird — eiskalt seyn; sie wird euer ganzes Leben in eine Tragicomödie verwandeln, und euch vielleicht ruhig sterben sehen. — Es ist wahr, es giebt Ehemänner genug, die ihren Frauen, ohne Herzensbangigkeit, den Umgang mit ihren vorigen Liebhabern erlauben, sie

Stundenlang zusammen allein lassen, oft auf lange Zeit verreisen, und ihre Weiber in den Händen der Cicisbeen sicherer als in einer Festung glauben; ihr haltet diese Gemüthsstimmung solcher Männer für etwas sehr Glückliches, ihr habt recht; aber wolltet ihr auch zu diesem — Pinselorden gehören? — Nein! das Mädchen, welches euer Herz besitzen soll, sey unschuldig, wie es aus den Armen der Natur kam. Sie soll mit keinen andern Männern verliebte Briefe gewechselt haben, sie soll euch aufrichtig und ohne Falsch sagen können: — du bist der erste Mann, den ich liebe, und den ich eben darum ewig lieben würde, sie soll sich nicht einmahl bey den Liebeshändeln anderer Mädchen zur Unterhändlerinn gebrauchen lassen, weil dies leicht einen Geist zur Intrigue aufweckt, und ein geheimes Gift der Coquetterie in das weibliche Herz leitet. Heil, euch, edle Jünglinge, wenn ihr ein edles Mädchen findet, die euch unaussprechlich liebt, ohne zu wissen, wohin die Liebe führt. Das Mädchen, daſs ihr zur schönen Gefährtinn eures Lebens machen wollet, sey nicht viel über zwanzig Jahre hinaus, — aber auch kein Kind, das noch mit Puppen spielt. Brechet die Rose nicht als aufkeimende Knospe, und nicht, wenn ihre Blätter auseinanderfallen. Das Mädchen glänzt zwischen dem sechzehnten und zwanzigsten Jahre in der Fülle ihrer Schönheit und unaussprechlichen Anmuth; ihr Körper hat sich geformt, ihre Reitze haben sich alle entwickelt, und erwarten eure Anbetung; ihr Sinn, ihr Charakter, ihr Gefühl hat eine gewisse Reife erlangt, die es ihr sagt, daſs sie Mutter werden kann. —. Ihr Herz ist reif zur Liebe und die Natur hat ihr Meisterstück in diesem Zeitpuncte vollendet, das einige Jahre früher nur noch ein Problem des

Gefühls und Charakters war, und euch im Ehestande nicht glücklich gemacht haben würde. Vor allen Dingen hütet euch, kein Mädchen zu heirathen, die viel älter, als ihr, ist, — einmahl deſswegen, weil ihr gemeiniglich schreckliche Wochenstuben, und dann lebenslange Krankheiten drohen, zweytens deſswegen, weil ihr noch jung und riesenstark seyn werdet, wenn euer Weib zusammenzuschrumpfen anfängt. Es giebt Ehen dieser Art, die sehr glücklich sind; aber die meisten stellen uns traurige Beyspiele von häuslichem Zwiespalt und häuslicher Verwüstung auf. Da wir Männer so sehr von den Eindrücken weiblicher Schönheit und von unserer Sinnlichkeit abhängen; so kann es nicht ausbleiben, daſs uns neben unserer altgewordenen Gattinn Versuchungen aufſtoſsen, die selbst in dem Stoiker zärtliche Erschütterungen hervorbringen könnten, wenn er nicht eiligst fliehet. Aber das Fliehen ist unſere Sache nicht, ſobald unſer Herz die Flucht verbiethet. — Wir werden es lebenslang in einer ſolchen Ehe fühlen, daſs wir in Abſicht der Jahre einen traurigen Miſsgriff gethan haben, und daſs die Natur lieber das Gleich und Gleich, das heiſst, nach dem Verhältniſs der weiblichen Organiſation den Mann von dreyſsig Jahren mit dem Mädchen von zwanzig geſellen will, — weil das andere Geſchlecht früher alt wird, als das unſrige. —

Ueberdieſs iſt es eine ſehr gewöhnliche Erſcheinung, daſs jene zu früh für uns alt gewordenen Hausfrauen ſehr zur Eiferſucht geneigt ſind, und mithin euch das Leben zur Hölle machen werden. Kann es denn noch eine frohe Stunde für euch geben, wenn ihr überall mit Spionen umgeben ſeyd, die alle eure Tritte und Schritte beobachten, euch überall mit Miſstrauen begleiten, eure Treue ſelbſt für Verſtellung halten, und euch nur den Umgang mit häſslichen Frauen gestatten! Wenn ihr das eifersüchtige Weib, anstatt euch liebreich zu empfangen, in Thränen findet, oder sie euch mit Toben und Schelten wegen eines vertraulichen, unschuldigen Gesprächs mit einem andern Frauenzimmer zur Rechenschaft zieht, wenn sie ihre Ehe verflucht, und den ersten Kuſs, den ihr auf ihre Lippen drücket, verwünscht; wenn sie in der Wuth ihrer eifersüchtigen Laune euch zurückstöſst, und mit euren besten Freunden auf eine undelicate Art hadert, weil sie diese für Mitgenossen eines euch angedichteten Liebeshandels hält, wenn sie euch nie mit einem freundlichen Blicke entgegenkommt, und ihre eigenen Kinder selbst gegen euch miſstrauisch macht; wenn sie durch ihr ganzes Betragen der Welt glauben macht, daſs ihr Ausschweifungen ergeben seyd, und die Ehe nur eure Untreue beschönigen solle. Wollt ihr glücklich seyn; so heirathet kein solches eifersüchtiges Weib; — gebt ihr aber auch keine Gelegenheit zu dieser unheilbaren Krankheit, — oder heilt sie durch eure herzlichste Liebe, sobald sie ausbrechen will.

"Die Liebe ist der Liebe Preis," sagt ein vortrefflicher deutscher Schriftsteller, und in diesem Gedanken liegt sehr viel Wahres und Groſses. Liebet also um der Liebe willen, — weil sie das höchste Gut in sich selbst einschlieſst, und schon durch und in sich selbst uns unendlich glücklich macht. — Sucht nicht das Weib des Geldes, sondern der Liebe wegen, — und lieber die Aermere als die Reichere, wenn ihr reine Begriffe von ehlicher Glückseligkeit habt. Jene wird euch dann es nie in irgend einer miſsmüthigen Laune vorrücken können, daſs euch ihr — Gold gehoben hat; jene wird euch inniger, herzlicher, getreuer anhängen, — denn ihr seyd ihr einziges Kleinod. Reichthum werdet ihr nur darum suchen

tz. Und ich nicht nützig

dürfen, damit eure Familie keine Noth leide, und viel auf ihre gute Erziehung gewandt werden kann. — Und dennoch sind die Kinder der Reichen in der Regel schlechter erzogen, als die ärmerer Aeltern! — Euer Gefühl in Absicht eines Heirathsguts des Mädchens, das ihr zur Gattinn wählt, sey so delicat, daſs es euch Mühe kostet, euch danach zu erkundigen. Ein Freyer, der bloſs Geld sucht, verdient wenig Achtung, denn es wird ein kalter Ehemann aus ihm werden, — weil er die Ehe als einen Handelszweig betrachtet. Auch werden die reichen Mädchen selten die bessern Hausfrauen, sondern oft die traurigsten Carricaturen an Geist und Herz. Sie sind herrschsüchtig und ungestüm, weil sie auf ihr Geld pochen, oder im höchsten Grade verschwenderisch, weil sie vermöge ihres Geldes alle ihre Launen befriedigen können, oder stinkend-geitzig, oder faul und träge, oder wollüstig und coquett. Tausend Männer sind durch sie an den Bettelstab gebracht worden.

Also, noch ein Mahl! da das Geld für die Weiber ein so groſses Reitzmittel zu Ausschweifungen aller Art ist; so hascht nicht selbst danach, — und ihr werdet in der Hütte glücklicher, als im Pallaste seyn. Euer Weib wird in euren Augen dadurch weit gröſser und liebenswürdiger erscheinen, wenn ihr sie um ihrer selbst willen, und nicht in Hinsicht eines kaufmännischen Vortheils wählet. Der Werth, den ihr auf ihr schönes Herz legt, muſs euch wichtiger, als Alles seyn; — ihr seyd nur dann reich, wenn Zufriedenheit die himmlische Mitgabe eurer Ehe ist und bleibt. Ihr werdet inniger mit einander verbunden seyn, weil das Geld euch nicht von einander absondert, was dieses Metall sonst so leicht bewirkt. — Kein äusserer Glanz, kein Haschen nach ewigen Zerstreuungen und Vergnügungen wird euer Gefühl für das Wahre, Edle und Schöne abstumpfen, kein verschwenderisches Leben die Liebe in überspannten Genüssen ersticken. Ihr werdet euch einander unentbehrlicher und nothwendiger werden, weil euch kein Gold übermüthig und trotzig macht. Eure Kinder werden nicht durch euren Reichthum verkrüppelt werden, und nicht an ihm sterben; — ihr werdet ihnen den gröſsten Schatz der Erde zurücklassen, wenn ihr ihnen eine gute Erziehung gegeben hattet, und die Nachwelt wird eine Ehe segnen, welche die Liebe, und nicht der Geldhunger — knüpft.

Wählt euch keine blendende Schönheit zur Gattinn, — sondern ein Mädchen, das man hübsch nennt, und sich durch weibliche Grazie, Regelmäſsigkeit der Gesichtszüge, und Zartheit ihrer Sitten und Sanftmuth auszeichnet. *). Blendende

---

*) Kurz ein Weib, wie es ein liebenswürdiger Schriftsteller mit wenigen Worten schildert:

Schönheiten sind nicht selten die gröſsten Thörinnen ihres Geschlechts, — machen unermeſsliche Pretensionen, sind herrisch, launig, eitel, verwegen, stolz und eigensinnig im höchsten Grade, — und erlauben es, — daſs ihnen nachgestellt wird. Sucht ein Mädchen, auf dessen offenem und freundlichem Gesichte sich die — reine, edle, unschuldsvolle Seele abdruckt, und sich weibliche Güte und Rechtschaffenheit mit einander paart. Ziehet das himmelblaue Auge der Sanftmuth dem feurigen, schwarzen Weiberauge vor; Mädchen der leztern Art glühen vor Liebe, aber sie sind dabey meisten Theils stolze und kühne Seelen, — und wollen wie Regentinnen bedient seyn, wenn das blonde

---

"une belle femme sensible, honnête et vertueuse, est le chef-d'oeuvre de la nature. C'est le plus beau present quel' Etre suprême ait pu faire à l'homme. Dictionnaire Universel. Tome IVme. A Londres." 1778. Art. Amour.

Mädchen allein für den Geliebten leben und sterben kann, und Sanftmuth und Gehorsam mit in den Ehestand hinübernimmt. Eure Gattinn sey von der Natur mit einem graden, regelmäſsigen Körperbaue beschenkt, weil sie euch grade und gesunde Kinder gebären soll, und ihr bey jenem Baue die Wochenbetten leichter werden. Auf ihrer jugendlichen Wange blühe die Rose der Gesundheit. Die bleichen und gelben Mädchen tragen oft einen Wurm der Krankheit in ihrem Busen, oder leiden an jener unseligen Empfindeley, die dem ernsten Manne keine vortheilhaften Aussichten in die Zukunft verspricht. Eure Gattinn sey von keiner zu kleinen Statur, — weil fast alle kleine Personen gewisse Eigenheiten und Sonderbarkeiten des Charakters an sich haben, vorschnell, zu lebhaft, eigensinnig, zänkisch und egoistisch sind. Sie sey aber auch keine zu groſse Fleischmasse, da in diesen Körpern der

Saame zu vielen Krankheiten liegt, ihre Geburten schwer werden, und tausend üble Launen aus ihrer Schwerfälligkeit hervorkeimen. Ziehet den nicht zu groſsen und nicht zu kleinen schlanken Wuchs vor, er verspricht euch eine zahlreiche Familie, — ein Geschenk, das ihr der Menschheit schuldig seyd, und in euch groſse Pflichten und Erhebungen des Herzens aufweckt. – Zu den körperlichen Vollkommenheiten eurer Gattinn rechne ich noch zwey Reihen schöner, gesunder Zähne, — da diese ein Zeichen reiner Säfte *) sind, und den Kuſs des Mannes nicht zurückscheuchen, sondern anlocken. Nichts ist ekelhafter, als ein Mund, worin die Ver-

---

*) Hufeland ſagt in seinem vortrefflichen Werke: die Kunst das menschliche Leben zu verlängern, S. 278. 1ter Th. sehr naiv: "Wer die Zähne sehr frühzeitig verliert, der hat schon mit einem Theile seines Körpers gewissermaſsen auf die andere Welt pränumerirt.

wesung hauset. Eure Gattinn zeichne sich ferner durch eine sonore, melodische Stimme aus. Sie ist gemeiniglich das Zeichen einer weichen, sanften, wohlgeordneten Seele, und eines zur Freundschaft ganz gebildeten Herzens. Diese weibliche harmonische Stimme hat für das Ohr eines gefühlvollen Mannes unbeschreibliche Reitze. Sie ist für dasselbe die schönste Musik in der Natur; er kann ihr nicht widerstehen, — und alle ihre Töne hallen in seinem Herzen mit dem süſsesten Wohllaut wieder. Sie verschönert die Reitze des weiblichen Gesichts, und zieht uns selbst zu den häſslichern Weibern durch ihre Zauberkraft hin. Die wenigsten Weiber verstehen die Kunst, durch die Harmonie ihrer Stimme auf uns zu wirken. Sie vernachlässigen diese göttliche Naturgabe, wodurch sie Alles über uns vermögen, und unterdrücken durch einen rauhen, unausgebildeten Ton ihrer Sprache oft unsere zärtlichen Gefühle.

Eure Gattinn sey eine Feindinn von aller Affectation und Ziererey in Worten, Geberden und Handlungen. Alles, was dem graden, schuldlosen Ausdrucke der Natur entgegen ist, beleidigt den vernünftigen Geschmack sowohl in Hinsicht auf Gegenstände der Kunst, als der Sitten. Das Gezwungene und Gekünstelte wird nie auf die Dauer gefallen, und selbst die alles vermögende Gewohnheit wird seine unangenehmen Eindrücke auf uns nicht austilgen können. Ziererey uud Gezwungenheit zeigt meistentheils eine verschrobene und gelähmte Seele an, und ist selten mit vielem Verstande, — eher noch mit einiger Güte des Herzens verbunden. Ich halte dafür, daſs durch jene Affectation die sonst so wunderthätigen Reitze der weiblichen Schönheit selbst verdunkelt werden, — und wäre dieſs auch nicht immer der Fall, so würde ich euch doch von einem Mädchen abrathen, die euch irgend einmahl lächerlich werden könnte. Aber dann ist die Liebe nichts mehr, wenn sie nicht von der Hochachtung unterstützt wird. Nur durch die letztere gewinnt sie Unsterblichkeit und bleibende Würde. Ihr werdet es tief empfinden, daſs euer Herz mit dem Herzen eines Weibes nicht sympathisiren kann, das die Künsteley der Sitten, der Sprache, des Gefühls, selbst der Natur vorzieht, und eure Liebe mit einem lächerlichen theatralischen Anstande empfängt, und eben so gezwungen erwiedert. — Ihr werdet unruhig und ängstlich mit einem so künstlich gespannten Uhrwerk in Gesellschaften erscheinen, und mit Recht fürchten, daſs es euch ähnlichgezwungene und verhunzte Kinder geben wird. Ausser der ungekünstelten Anhänglichkeit eurer Gattinn an allem wahrhaft Edeln und Schönen, das heiſst, an der unverdorbenen Natur selbst, verlangt von ihr den höchsten Grad der Reinlichkeit und Rechtlichkeit, in ihrer Kleidung, ihrem Hausgeräthe, ihren Wirthschaftszimmern und ihrem ganzen Hauswesen. Wenn die Hausfrau selbst der schönste Schmuck des Hauses und des Mannes seyn soll; so muſs sie diese ihre Bestimmung nicht durch eigene Unreinlichkeit verdunkeln, sondern allen, die sie umgeben, mit gutem Beyspiele vorgehen. Eben dadurch wird sie auch alle zu einer pünctlichen Ordnung gewöhnen, die Kinder werden der Mutter gleichen, und der Mann wird das reinliche Weib gewiſs feuriger umarmen. Ich habe oft die Bemerkung gemacht, daſs die reinlichsten und elegantesten Mädchen höchst saloppe Eheweiber wurden, und ihr ganzes Hauswesen im Schmutze und in Unordnung verfaulen lieſsen. Duldet dieſs ja in eurer Ehe nicht, — ob es gleich kein gutes Zeichen ist, wenn der Mann die Frau zur Reinlichkeit selbst anhalten soll, da diese zu einer ihrer ersten hausmütterlichen Pflichten gehört.

Will euch ferner ein empfindsames Mädchen fesseln; so geht bedachtsam vorüber, und dankt dem Himmel, daſs sie nicht eure Frau wurde. Sucht daher in Absicht dieses Puncts eure Geliebte genau auszustudieren. Eine gewisse Portion Empfindsamkeit ist zwar in alle weibliche Liebe eingewickelt; aber das Wahre, das Herzliche, das Innige läſst sich sehr bald von einer romanhaften Ueberspannung und Ueberladung des Gefühls unterscheiden. Die Empfindsamkeit, die ich hier meine, und die in unsern Zeiten leider! krebsartig geworden ist, — ist und bleibt eine Krankheit der Seele und des Leibes zugleich; ich setze aber voraus, daſs ihr ein an Leib und Seele gesundes Weib haben wollet. Eine Hausfrau muſs in tausend Fällen, sonderlich bey Familien leiden, Muth, Entschlossenheit und Ernst zeigen, anstatt sich in empfindelnden Thränen zu baden, uns mit ihren Seufzern zu beunruhigen, und Elegien zu schreiben. Es kann euch nicht gleichgültig seyn, wenn die empfindsame Dame euch vielleicht schon im Brautstande die Sinnlichkeit ihres Temperaments verräth, und euch den Spiegel vorhält, worin ihr alle Schwächen ihres zu weichen Herzens erblicken könnet. Was ihr in diesen Spiegel entdeckt, — zu gespannte Empfindungen, eine zu reitzbare Imagination, — eine versteckte Neigung zu Abentheuern, eine zur Veränderlichkeit geneigte Seele, — alles dieſs wird euch keine erbaulichen Aussichten für die Zukunft darstellen. — Der Ehemann hat nicht immer Zeit, mit seinem empfindsamen Weibe zu tändeln, da ihm sein Beruf wichtigere Pflichten vorschreibt, und da überhaupt der zu gespannte, romanhafte Ton der Liebe im Ehestande aufhören sollte; — aber er kann mit ziemlicher Gewiſsheit voraussehen, daſs ein empfindelndes Weib diesen Ton immer verlangen, und bey seiner Vernachlässigung gleichgültig, kalt und übellaunig werden wird; — daſs, wenn er den girrenden Liebhaber zu machen aufhört, die Thörinn jenen Ton anderswo aufsuchen dürfte. Denn grade die empfindsamsten Weiber sind auch die veränderlichsten, weil sie ganz unter der Herrschaft ihrer Launen und ihrer Sinnlichkeit stehen, und ihnen die Welt heute da, und morgen dort zu enge ist. — Sie klagen über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in einem Athem; — es fehlt ihnen immer etwas, ohne daſs sie dieſs genau bestimmen können; — es drückt sie beständig etwas, ohne daſs sie es anzugeben wüſsten, oder angeben wollen, woher dieser Druck rührt; sie sehnen sich beständig nach etwas Entferntern, weil die Phantasie mit diesem dunkeln Bilde nach Gefallen spielen kann;

— und sich dabey Freyheiten gestatten darf, die ihr das Gegenwärtige nicht erlaubt.

Der arme Ehemann hat keine ruhige Minute bey solchen Weibern. Sie quälen uns auf eine künstliche und methodische Art, und sind gemeiniglich bey aller angenommenen Schwärmerey der Liebe die herrschsüchtigsten ihres Geschlechts. Sie verlangen von uns die gröſsten Opfer, die gespannteste Aufmerksamkeit auf alle ihre Wünsche und das strengste Bequemen nach ihren veränderlichen Launen. Wir sollen bey dem kleinsten körperlichen Schmerz derselben in Verzuckungen gerathen und im genauesten Sinne des Worts nur für sie leben, für sie denken und arbeiten; — wir sollen ihnen zu Gefallen unsern ganzen Charakter umkehren, unsere Gefühle überspannen, und selbst da mit ihnen schwärmen und empfindeln, wo es gar nichts zu schwärmen giebt. Thun wir dieſs nicht;

so sind wir in ihren Augen hölzerne Geschöpfe und gefühllose Pedanten. Wir sollen nur immer darauf studieren, dem empfindsamen Weibe die Nerven zu erschüttern, ihre Phantasie zu belustigen, und die Tiefen ihres Gefühls zu ergründen. Wir sollen mit ihnen krank seyn, oder lachen, mit ihnen weinen oder excentrischen Frohsinn äussern, — mit ihnen rasen, oder Wochenlang das Auge auf einen Fleck heften. Nie kann der Ehemann am Abend eines durchlebten Tages mit freudiger Ueberzeugung zu sich selbst sagen: heute ist deine Gattinn einmahl ganz vernünftig gewesen!

Welche Kinder werden diese empfindelnden, künstlichen, verschrobenen Weiber gebären und welche Erziehung werden sie bekommen! Meine Leser mögen nur einen Blick in das Hauswesen einer solchen Thörinn werfen, und sie werden alles sehen, was ich ihnen sagen kann.

Verwirrung und Unordnung herrscht darin allenthalben, und die Bemerkung kann uns nicht entgehen, daſs jene Weiber unter allen am wenigsten zur Erziehung taugen und sich oft am wenigsten um ihre Kinder bekümmern, weil ihnen das Ding Mühe macht, weil ihr subtiler Nervenbau sich nicht zur Atmosphäre der Kinderstube schicken will, und die Bequemlichkeit ihnen über alles lieb ist. Andere taugen deſswegen nicht zu Müttern, weil eben jene Empfindeley mit einer wahren Affenliebe gegen ihre Kinder verbunden ist, und sie zu jeder ernsten und vernünftigen Behandlung derselben ungeschickt macht. Sie können keinen Fehler derselben gehörig bestrafen, das kleinste Geschrey des Kindes bringt sie ausser Fassung, und entwafnet die Hand, die sich zu einer sehr gerechten Züchtigung emporgehoben hatte. Aber daher geht in einem solchen Hause auch alles verkehrt. Die Töchter beherrschen die Mutter und treiben wunderliche Händel aller Art, sobald sie herangewachsen sind. — Sie gleichen der Hausfrau an Affectation, Ziererey, Empfindeley und Narrheit, wie ein Ey dem andern. Wer kennt nicht ganze Familien dieser Art, und wem geben sie nicht Gelegenheit zum Lachen! Selbst die rohern Knaben müssen nach und nach das weinerliche und gezwungene Wesen der Mutter annehmen, dafür können und werden sie aber ausser dem Hause destomehr Bubenstreiche ausüben, und die von den Müttern erlernte Empfindsamkeit in den Armen feiler Dirnen geltend zu machen suchen." — Es bleibt also dabey, eure Gattinn sey keine empfindelnde, keine affectirende Thörinn. Sie bebe von den Geschäften der Küche und der Kinderstube nicht zurück, und sey entschlossen, wenn Unannehmlichkeiten dabey vorfallen. „Ihre Mutterpflicht sey ihr tausendmahl mehr, als ihre Schönheit, werth! Sie sey fest, beständig und selbst gegen ihre Kinder hart, wenn sie es verdienen. Ihr zartes Herz wird dabey leiden; aber ihr Verstand sagt ihr, daſs sie die ihr von der Vorsehung anvertraueten jungen Pflanzen nicht verwildern lassen darf. Sie wird die ganze Gröſse ihrer Würde als Gattinn und Mutter fühlen, und sie mit Nichts in der Welt vertauschen. Einig und felsenfest wird sie ihren Gatten lieben, mit ihm leben und sterben wollen. Sie wird ihn nicht mit empfindelnden Liebkosungen erdrücken; aber rein, wie geläutertes Gold, wird ihre Anhänglichkeit an ihm seyn. Sie wird die öftern Wochenbetten nicht scheuen und verdammen. Sie wird der Welt an Leib und Seele gesunde Kinder schenken, — und die Welt wird euch in dem Besitze so vieler Kleinodien unendlich glücklich preisen. (S. das vollständigere Gemählde der Empfindeley im ersten Bande der Charakteristik. Seite 337-419.)

Eure Gattinn sey keine — Gelehrte, keine Schriftstellerinn; aber ein Weib von gebildetem Verstande und mit einem gesunden Blick in alle die Geschäfte und Pflichten, die sie zu einer liebenswürdigen und schätzbaren Ehefrau und Hausmutter machen. Ein einfältiges Weib kann nur ein Mann ohne Geschmack und Gefühl — aus niedrigen Absichten heirathen, die von der wahren Liebe unabhängig sind; — ein gelehrtes Weib wird ein anderer Thor zur Gattinn wählen, weil er damit glänzen will, ohne vorauszusehen, daſs ihm eine ängstliche Sclaverey bevorsteht, und sein Hauswesen von der gelehrten Frau vernachlässigt werden wird. Alles, was das Weib von den stillen Pflichten ihres Berufs abzieht, was ihrem Geiste einen zu hohen Schwung giebt, und die leidige Verstandscoquetterie erzeugt, taugt nicht für sie, nicht für den Mann, nicht für die Kinder und das Gesinde. Diese

Coquetterie des Geistes ist für den Mann oft ein viel lästigeres Ding, als die Coquetterie, welche die Weiber mit ihrer körperlichen Schönheit treiben. Diese wird mit den Jahren abnehmen, und wenn die Reitze verblühet sind, ganz aufhören müssen. Die Verstandescoquetterie des gelehrten Weibes hingegen wird mit den Jahren zunehmen, und bis an ihr seliges Ende den Mann auf vielerley Art drücken. Eure Gattinn besitze so viel nützliche und practische Kenntnisse, und so viel zweckmäſsige Belesenheit, daſs sie eure Kinder in den ersten Jahren zu unterrichten verstehe. Sie rede ihre Muttersprache rein und ohne Fehler, damit die Kinder keine unregelmäſsige und bäuerische Sprache von ihr annehmen, sondern daſs sie das Mangelhafte daran berichtigen könne. In den ersten Jahren soll die Mutter die erste Lehrerinn der Kinder seyn; — sie soll die Grundlage ihrer Kenntnisse besorgen, worauf späterhin der Vater fortbauen wird und fortbauen muſs. Wenn aber auch eure Geliebte diese Kenntnisse noch nicht besäſse; — so wird sie sich doch gewiſs als Mutter dieselbe zu erwerben suchen, und durch die Arbeitsamkeit bey ihrer Verstandsausbildung nur noch zärtere Bande der Liebe und Achtung um euer Herz winden. Sie besitze so viel Kopf und Scharfsinn, daſs sie es selbst in höhern Wissenschaften weit bringen könnte; aber — sie mache davon keinen Gebrauch, weil dieſs sie zu weit aus ihrer Sphäre hinausrücken würde.

Güte des Herzens, Menschenliebe und Nachsicht mit den Schwächen Anderer sey ein neuer liebenswürdiger Hauptzug in dem Charakter eurer Gattinn. — Sie gehöre zu keiner weiblichen Lästerschule, welchen Nahmen sie auch haben möge. In meinen Augen ist ein Weib, die den guten Nahmen ihrer Nebenmenschen zerfleischt und aus der übeln Nachrede Profession macht, oft noch viel verachtungswürdiger als diejenige, welche aus Schwäche sank. In dem Charakter und den Handlungen jener liegt Neid und absichtliche Bosheit, diese ist nur leichtsinnig und das edelste Herz könnte in ihrem Busen schlagen. Eure Gattinn wird es für eine Schande ihres Herzens und Verstandes halten, wenn sie diesen zur Verkleinerung Anderer miſsbrauchen sollte. Jeder Lästerer erniedrigt sich tief unter der Menschheit; eure Gattinn hingegen wird sich stets und überall als ihre wärmste und edelste Freundinn zeigen, und ihr Glück, ihre Zufriedenheit wird zunehmen, je mehr reine und dankbare Herzen für sie schlagen. Dadurch allein wird sie zu glänzen suchen; sie wird den Glanz verachten, den bisweilen ein beiſsender Witz auf uns zu werfen scheint. Sie wird nie die schwachen Seiten der Menschen aufsuchen, um sie lächerlich zu machen, sondern wenn es möglich ist, sie zu heilen, und verhüllen zu helfen; sie wird keine Spione ausschicken, um die zweydeutigen Verhältnisse der Familien auszukundschaften, keine Unwahrheiten als einen Nothbehelf des Witzes und der Conversation erdichten, keine Tugend mifsdeuten, kein Laster verschönern helfen, denn ihre Seele ist so rein und himmlisch gut, wie die eines Engels des Lichts. Eure Gattinn wird eben daher auch den Umgang mit solchen Weibern fliehen, die von der unheilbarsten aller Krankheiten, von der Krankheit der Medisance, befallen sind; oder, wenn sie diesen Umgang nicht vermeiden kann, — sich von seinem Gifte nicht anstecken lassen. Tiefe Verachtung gegen den Lästermund wird grade dann in ihr erwachen, wenn dieser die Lacher ganz auf seine Seite gebracht hatte, und sein schneidender Witz am meisten bewundert wurde. Erröthen wird sie über die Fehler anderer Weiber; aber sie wird sie nicht belästern und ans Tageslicht zu ziehen suchen; — sie wird erröthen, diese holdselige und engelgute Gefährtinn eures Lebens, wenn sie die Schwächen ihres Geschlechts auch nur nennen soll. Ihr schönstes Kleinod ist stille und erhabene Sittsamkeit, ihr wachsamer Schutzengel ist ihre unverdorbene, noch nie zu einem schwachen Gedanken verführte Tugend. — Aus ihrem Munde ging nie ein Wort, das Andere unglücklich machen konnte; — nie hat der Neid und die Schadenfreude die himmlischen Reitze ihrer weiblichen Grazie verdunkelt. Auf ihrem ganzen Gesichte spiegelt sich Unschuld, Menschenliebe und unbestechbare Schamhaftigkeit. In ihrer Nähe wird kein menschliches Wesen verdorben. Ihr Beyspiel weckt groſse und schöne Thaten Anderer hervor. Die unverschämteste

Sprache des Lasters schweigt und bebt in ihrer Gegenwart; — das Laster kann den Ausdruck einer so reinen und heiligen Tugend nicht aushalten. Allen guten und biedern Seelen ist unbeschreiblich wohl in der Nähe dieses vortrefflichen Weibes, — denn sie finden bey ihr immer die zärtlichste Theilnahme und haben von ihrem lachenden Witze nichts zu fürchten, da dieser selbst das Kind des schuldlosesten Herzens, und der liebenswürdigsten Laune ist.

Das gröſste und beste Erdengut eurer Gattinn wird häusliche Glückseligkeit und stille Freude des zarten mütterlichen Gefühls für Gatten und Kinder seyn. Sie wird in dem fröhlichen und glücklichen Zirkel derselben und in dem herzlichen Kusse des Mannes ihren Himmel finden. — Der warme Händedruck einer biedern, aufgeklärten Freundinn wird ihr unendlich willkommener, als tagelange Feste und Zerstreuungen seyn, die überdieſs nie einen groſsen Werth für ihr besseres Herz und ihren erleuchteten Verstand gehabt haben. Als Mädchen tanzte sie gern, denn die Grazien waren immer in ihrem Geleite, und ihr schöner gesunder Wuchs strahlte wie eine Sonne unter den Planeten hervor; aber als Gattinn wird ihr der Tanz gleichgültig werden, und sie wird ihn gern andern überlassen. Sie wird sich nicht, wie viel tausende ihres Geschlechts, unglücklich fühlen, wenn sie sich manche festliche und frohe Stunde ausser dem Hause versagen muſs. Sie wird die anlockendere Gesellschaft ihrer Kinder nicht gern verlassen, und findet keinen Beruf, die Augen des männlichen Geschlechts auf sich zu ziehen, da sie ihren Gatten über alle Beschreibung liebt, und so von ihm geliebt wird, bis der Tod ihre Augen schlieſst. Durch jene ihre Neigung zur häuslichen Eingezogenheit, wird sie ihren Mann selbst an sein Haus binden, und ihn von Gesellschaften abhalten, die seiner Gesundheit und seiner Ehre gefährlich werden könnten. Er wird selbst nie glücklicher, als in dem freundlichen Familienzirkel seyn, den ihm seine Gattinn durch ihre Tugenden und ihr holdseliges Betragen so sehr verschönert hat. In ihrem Arme wird er den Hang zu Zerstreuungen, verlieren, der durch die Veränderungsliebe eines andern Weibes nur genährt werden würde. Die meisten Männer sind moralisch verloren, wenn ihre Weiber der Begierde nach Vergnügungen nicht widerstehen können. Einer reiſst den Andern mit sich fort, bis alle schöne Gefühle für häusliche Glückseligkeit ausgestorben sind, und Leerheit des Herzens und lange Weile an ihre Stelle tritt. Wer kennt nicht Häuser in Menge, wo das Jagen und Rennen nach allen Arten der Zerstreuung alle häuslichen Freuden verpestet, und eine unselige Verstimmung zwischen Mann, Frau und Kindern hervorgebracht hat! Menschen die bloſs neben einander existiren, um sich auswärts zu vergnügen, werden sich einander bald zur Last, und quälen sich nach dem Freudenrausch mit teufelischen Launen. Die Kinder werden in diesem Strudel mit fortgerissen, und die ganze Wirthschaft sinkt in kläglichen Trümmern zusammen.

Eure Gattinn sey eine warme Freundinn der schönen Natur, ohne eine Schwärmerinn zu seyn. — Jene Eigenschaft ist gemeiniglich mit dem liebenswürdigsten Herzen verbunden, und giebt die herrlichste Schadloshaltung für entbehrte Freuden der groſsen Welt. Eure Gattinn wird die glänzendsten Feste derselben und das verguldete Elend eines rauschenden Lebens verachten, wenn ihr Auge sich gern an dem Blau eines schönen Himmels, an dem Anblick des Blüthenthals, und den

Schönheiten einer lachenden Gegend weidet, — während Andere bey dem jämmerlichen Einerley einer hölzernen Assemblée ihre Stunden verträumen. An eurer Hand wird sie froh und gesund durch die Thäler hüpfen. — So heiter, wie die verjüngte Natur um sie her lächelt, so heiter wird ihre Seele, so rein werden ihre Gefühle seyn. Vor euch her tanzen muntere Knaben, und ergötzen sich an dem Herabrollen der Steine, die sie von dem grünen Hügel warfen. In die Lobgesänge der Lerche und in die Melodien der Nachtigall mischen sich die jauchzenden Töne eurer Kinder. Die Natur wird euch dadurch noch schöner, noch liebreitzender, daſs eure Lieblinge schon den wohlthätigen Einfluſs der guten Göttinn empfinden, und ihre Herzen in die eurigen übergehen. Jetzt nähert sich der kühle Abend. — Arm in Arm sehet ihr ins weite Saatfeld hinaus, und berechnet die Minuten, wenn die Königinn des Lichts sich am Horizonte verbirgt. Ihr verfolgt und genieſst ihre letzten Strahlen. — So rein und still wünscht ihr auch einmahl von dem Schauplatze der Welt zu scheiden, wenn euer Tagewerk vollbracht ist. — Eine fromme Thräne zittert in eurem Auge, und ihr schwöret euch eine ewige Liebe, die auch jenseits des Grabes fortdauern soll. Mit neuen, groſsen, edeln Vorsätzen, die das erhabene Bild der Natur in euch erweckt hatte, kehrt ihr mit eurem Völklein heim, und der wohlthätige Schlaf schlieſst euch um so freundlicher in seine Arme, weil euch heute keine Erinnerung — an einen niedrigen Gedanken zittern macht, und keine lebendige Seele über euch seufzen darf. —

Eure Gattinn sey endlich eine warme Freundinn der Religion, — keine Andächtlerinn, keine Betschwester, sondern eine stille und groſse Verehrerinn des unendlichen Wesens, das sie euch zur Gefährtinn des Lebens gab, und sie mit so vielen Liebenswürdigkeiten für euch ausgerüstet hat. Ihr Herz wird die Wohlthaten des Himmels mit feuriger Dankbarkeit empfinden, — und wird sie gern mit andern Menschen theilen, weil wir alle nur eine groſse einzige Familie des Unsterblichen ausmachen. Nie wird sie dieses erhabene Wesen aus ihren Augen verlieren, — und es nie vergessen, daſs sein Liebling, der Mensch, durch dasselbe so unendlich vor andern Geschöpfen erhöhet wurde. In dem unermeſslichen Tempel der Natur wird sich ihr schönes Herz eröffnen; — dort sich Stärke und Heiligkeit der Tugend erbitten, dort dem Allgütigen unveränderliche Rechtschaffenheit geloben. Die Gottheit ist und bleibt lebenslang ihr erhabenster Gedanke. Sie findet überall ihre himmlischen Spuren und ihre allesbeglückende Weisheit. Sie erblickt sie an den Bewegungen des Wurms, und an dem Laufe der Weltkörper. Sie bewundert sie in dem Leben der Pflanze, und der Denkkraft des Geistes; sie fühlt überall ihren wohlthätigen Einfluſs und bringt ihr herzliche Dankopfer in den Umarmungen ihrer Kinder. In einzelnen Augenblicken, wo ihr Herz voll groſsen und andächtigen Gedanken bewegt wird, schwingt sich ihr frommer Geist über die Grenzen der Welt hinaus, und genieſst die unbeschreiblich seligen Hoffnungen einer glücklichen Zukunft, — und die Aussichten in eine frohe Ewigkeit. — Sie fühlt sich dazu geschaffen und bestimmt, und dieses Gefühl macht sie groſs und weise. — Die Aussicht auf ihre Unsterblichkeit verschönert ihr das ganze Leben, und seine tausendfachen Krümmungen verwandeln sich vor ihren Augen in weise Ordnung und Güte des Himmels. Sie glaubt mit unerschütterlicher Festigkeit an eine Vorsehung, und —

darum erträgt sie die Leiden der Menschheit mit unerschütterlicher Geduld. Sie wird die Schmerzen und Härten des Lebens empfinden; aber sich nie von ihnen besiegen lassen. Thränen des Jammers können aus ihren Augen fliefsen, aber kein Laut der Zaghaftigkeit wird ihren Mund entehren, — weil nach ihrer Ueberzeugung uns alles von der ewigen Weisheit beschieden wird, und weil es eine Zeit geben mufs, wo sich alle Disharmonien unseres Daseyns in den schönsten Einklang auflösen werden. Früh gewöhnt sie ihre Kinder zu einer ähnlichen Denkungsart; — sie erweckt in ihnen früh das Gefühl für die Gröfse und Schönheit der Natur, und dadurch die Anbetung ihres gütigen Schöpfers. Himmel und Erde hängen nur durch die Tugend zusammen, werden nur durch die Tugend schön und gut. Von diesem Gedanken gehen alle ihre Pflichten aus. Sie handelt und lebt, — um ihre Unsterblichkeit zu ehren; — sie stirbt, ohne den Tod zu fürchten, weil sie an seiner Hand in ein besseres Leben übergeht. Heil! Heil! dem Manne, der dieses Weib fand. Die Himmel sind auf Erden sein.

WIE MUSS DIE EHE GEFÜHRT WERDEN, WENN SIE GLÜCKLICH SEYN UND BLEIBEN SOLL?

Oder die zehn Gebote des ehlichen Lebens.

Unter allen hierher gehörigen Regeln und Maximen setze ich diese goldene oben an. a) *Suchet die Liebe, mit welcher ihr euch eure Herzen schenktet, so viel es nur immer möglich ist, bey ihrer anfänglichen Wärme und Innigkeit zu erhalten und zu nähren.* Der in den meisten Ehen so gewöhnliche und oft viel zu schnelle Uebergang der Liebe in kältere *Freundschaft* und frostigen Ernst will mir nicht gefallen, und ist, so sehr man ihn auch anempfehlen mag, kein gutes Vorbedeutungszeichen. Daſs das erste verzehrende und in Flammen auflodernde Feuer jener zärtlichen Leidenschaft nicht immer das nämliche bleiben kann, daſs es durch seinen Genuſs in der Ehe schwächer wird, daſs der endliche Besitz des geliebten Gegenstandes alle unsere Wünsche und mit ihnen unsere Begierde gesättigt hat und sättigen muſste, ist ganz natürlich; aber ganz auslöschen darf jenes Feuer nicht; ihr mögt es meinetwegen Freundschaft oder Liebe nennen; aber ich behaupte, daſs es etwas, daſs es viel mehr, als Freundschaft seyn *muſs*, wenn eure Ehe ganz glücklich seyn soll. Wenn euch die Liebe so viel selige Stunden, so viel Schätze für Geist und Herz in eurem Brautstande gab, wenn ihr Jahre lang euch für einen geliebten Gegenstand begeistert fühlebt und ihm die gröſsten Opfer in der Welt mit einem unauslöschlichen, immer wachsenden Enthusiasmus bringen konntet, wenn ihr nur in der Seele des Mädchens zu leben glaubtet, die euch bezaubert hatte, wenn sie euch die ganze Welt zu einem Paradiese machte, — und es, vorausgesetzt, daſs sie ein biederes und kluges Weib ist, euch dieses Paradies ferner schenken will, — warum wollet ihr sie nicht in einem etwas exaltirten Zustande einer zärtlichen Leidenschaft zu erhalten suchen? Ihr Glück besteht in Ihrem Feuer. Sie lebt nicht mehr, wenn dieses zu verlöschen — auch nur anfängt. Sie wohnt am schönsten und liebsten in einem Herzen, das vor jeder Abnahme ihrer glücklichen Gefühle zittert, und ohne sie nicht leben und wirken mag, weil es ohne sie nicht wirken kann. Ist es euch möglich, so mischet daher immer noch eine kleine Schwärmerey in die Liebe. Diese

Regel gebe ich den Männern und Weibern, — daſs diese Schwärmerey sey so gutmüthig, so lebhaft, daſs sie bisweilen selbst noch die Fülle und Kraft der ersten Liebe erreichen kann. — Seyd ihr fähig diese goldene Regel zu verstehen und auszuüben; — so werdet ihr beyderseits das beste Gegengift gegen alle bösen Launen besitzen; so würdet ihr euch leichter eure kleinen Schwächen verzeihen, — leichter den sich nähernden Geist des Haders zurückscheuchen, und Ruhe und Heiterkeit des Geistes wird unter euch wohnen. —

Wehe euch! wenn ihr euch nicht in der Ehe eben so lieben könnet, als vor Eröffnung ihrer stillen Mysterien. *) —

---

*) Wehe euch! wenn sich folgendes Gemählde auf eure Ehe paſst: „Un mari de vingt-six ans disoit à une femme charmante qui n'en avoit que seize, et qui réunissoit toutes les qualités du monde, merite, beauté, tendresse, sans avoir d'autre défaut que d'être sa femme depuis deux

So hat euch bloſs sinnlicher Genuſs, und nicht Uebereinstimmung der Herzen zusammengeführt, und dann wird freylich die Liebe nach den Flitterwochen sterben müssen, und nie wieder zurückkehren. Der Kuſs, den euch eure Gattinn im zehnten Jahre der Ehe schenkt, muſs euch noch so wie am Hochzeittage, begeistern und beglücken können. Es muſs euch nicht wenig Mühe kosten, — einen Tag ohne eure Gattin zu leben. Eure Sehnsucht nach ihr muſs noch stärker, als die vorige

---

jours; il lui disoit: Madame, avant-hier, j'étois votre amant, vous étiez mon amante: je vous aimois tendrement, vous m'aimiez avec sincérité. Nous avons changé de situation. Les folies de l'amour ne conviennent point à la gravité du mariage. Vous aurez vos domestiques, votre compagnie, vos amusemens et j'aurai les miens. L'on riroit si l'on soupçonnoit que nous eussions encore quelque chose de commun. Nous serions la fable de la ville. Il faut prévenir les discours et nous mettre sur le bon ton."

nach der Geliebten seyn. Ihr müsset es lebhaft in euch empfinden, daſs ihr für die Ehefrau eben die Aufopferungen als für die Braut wagen könntet. Kein Lebensgenuſs muſs euch ohne sie sättigen, jede Freude muſs für euch nur halb so angenehm seyn, wenn ihr sie nicht mit ihr theilen dürfet. — Die Gattinn muſs euch lebenslang die respectabelste, liebenswürdigste und wichtigste Gefährtinn eures Lebens bleiben. Ihr müsset an ihrer Seite alle Weiber der Welt vergessen können. Sie müssen alle tief unter ihr stehen. Ihr freundliches Auge muſs euren Kummer ewig weglächeln können; ihr herzlicher Händedruck muſs sanft durch alle eure Nerven beben, ihre Briefe müssen Thränen der Freude in eure Augen gieſsen, und ihre Klagen müssen euch in dem Innersten der Seele, wie die Klagen der Braut, erschüttern. Sie werden es, wenn eure

Herzen immer noch nur ein Einziges ausmachen.

Rousseau meint auch, daſs, wenn man das Glück der Liebe in die Ehe hinein verlängern könnte, man das Paradies auf Erden haben würde, bisher sey aber dieses Wunderding noch nicht gesehen worden. Dieser letzte Gedanke ist um so engbrüstiger, da es gewiſs unter edeln Menschen solche glückliche Ehen giebt, und da er selbst glaubt, daſs sein Emil und seine Sophie ein solches Beyspiel geben könnten. — Desto weiser und überdachter ist sein Recept gegen die Abkühlungen der ehelichen Liebe, das hier für meine Leser und Leserinnen gewiſs ein Plätzchen verdient, und genauer, als gewöhnlich geschiehet, beherzigt werden sollte. "Die Bande, sagt er, die man allzuscharf anziehen will, zerreiſsen. Dieſs wiederfährt auch dem ehelichen, wenn man ihm mehr Stärke geben will, als es haben muſs. Die

Treue, zu der es zwey Gatten verknüpft, ist das heiligste aller Rechte; aber die Gewalt, die es jedem über den andern giebt, ist zu viel. Zwang und Liebe vertragen sich nicht zusammen, und Vergnügen gebiethet sich — nicht. Nicht sowohl der Besitz, als die Unterwürfigkeit ist es, die da sättiget, und man hängt an einem unterhaltenden Mädchen viel länger mit Liebe, als an einer Frau. — Wie hat man die zärtlichsten Liebkosungen zu einer Pflicht und die süſsesten Zeugnisse der Liebe zu einem Rechte machen können? Das gegenseitige Verlangen bestimmt das Recht, die Natur kennt kein anderes. Das Gesetz kann dieſs Recht einschränken, aber es kann es nicht ausdehnen. Die Sinnenlust ist so süſs durch sich selbst! soll sie durch den traurigen Zwang die Stärke erlangen, die sie aus ihren eigenen Reitzen nicht hat hernehmen können? Nein, — in der Ehe sind die

Herzen gebunden; aber der Körper ist nicht unterjocht. Ihr seyd euch Treue, aber nicht eine solche Gefälligkeit schuldig. Jedes von beyden kann nur dem Andern zugehören, — aber keins von beyden mehr, als es ihm gefällt."

"Wenn du also wünschest, daſs dein Weib immer deine Geliebte und Herrinn von sich selbst seyn soll; so sey ein — glücklicher, aber ehrerbiethiger Liebender. Erhalte alles von der Liebe, ohne je etwas von der Pflicht zu verlangen, und die geringsten Gunstbezeugungen laſs nie Rechte für dich, sondern Gefälligkeiten seyn. Ich weiſs, daſs die Schamhaftigkeit deutliche Geständnisse fliehet und überwunden zu werden verlangt; aber täuschte sich bey zärtlicher Empfindung und wahrhaftiger Liebe je ein Liebhaber über die geheime Einwilligung? Ist es ihm jemahls verborgen, wenn das Herz und die Augen etwas zu gestehen, was der Mund zu verweigern scheint? Jeder von beyden bleibe also Herr über seine Person, und habe das Recht, seine Liebkosungen nur nach seinem Willen zu gewähren. Erinnert euch allezeit, daſs selbst in der Ehe das Vergnügen nur rechtmäſsig ist, wenn beyde das Verlangen theilen. Fürchtet nicht, daſs dieſs Gesetz euch von einander entfernen werde, es wird euch beyde aufmerksam machen, — euch zu gefallen, und der Sättigung zuvorzukommen. Einzig auf euch selbst eingeschränkt werden, Natur und Liebe euch einander nahe genug bringen." — Rousseau schlieſst seinen Emil, ich möchte beynahe sagen — auf eine comischgrausame Art für ihn. — Er hat den jungen Eheleuten das Gesetz gegeben, daſs jeder Herr und Meister seiner Person bleiben solle. — Sophie beobachtet dieſs Gesetz, — und ihr Mann muſs die zweyte Nacht der Ehe auf ihren Befehl — entfernt von ihr zubringen. Welcher Mann hätte sich das gefallen lassen? — aber genug, es geschah unter der Autorität des alten Mentors und darin ging er zu weit! Eine solche Zurückhaltung in der Ehe ist Ziererey, und Unverstand, und streitet, wenn ich nicht irre, mit der Natur der weiblichen Zärtlichkeit selbst, die vermöge ihrer Natur uns nicht zurückstoſsen, sondern einladen wird, wenn sie einmahl von unserer Liebe überzeugt ist. — Noch possierlicher wird die Comödie, die Sophie spielet oder spielen muſs, dadurch, daſs sie so sehr eilt, — den Mann, den sie unausspreclich liebt, seines Bittens und Flehens ungeachtet, von — ihrem Lager zu stoſsen, und, nach Rousseaus eigener Bemerkung, ihn nach der einsamen Nacht mit Neckereyen, — ich weiſs nicht zu welchem Endzwecke, anzukirren. Ein Beweis, daſs Sophie nicht immer so consequent in Absicht der ehelichen Zurückhaltung handeln wird, als es Rousseau zu verlangen scheint.

"Indem Emil Ihr Gatte ward, fährt er fort, wurde er Ihr Haupt. Ihnen kommt es zu, zu gehorchen; dieſs ist der Wille der Natur. Aber wenn die Frau Sophien ähnlich ist, so ist es dennoch gut, daſs der Mann durch sie geleitet werde. Auch dieſs ist ein Gesetz der Natur, — und nur damit ich Ihnen eben so viel Ansehn über sein Herz verschaffen möchte, als sein Geschlecht ihm über Ihre Person giebt, habe ich Sie zur Schiedsrichterinn seiner Vergnügungen gemacht. Das wird Sie beschwerliche Entbehrungen kosten; aber Sie werden über ihn herrschen, wenn Sie über sich selbst zu herrschen verstehen. — Sie werden lange durch die Liebe herrschen, wenn Sie ihre Gunstbezeugungen selten und theuer seyn lassen, und Sie dieselben geltend zu machen verstehen.

Wollen *) Sie ihren Mann beständig zu Ihren Füſsen sehen; so halten Sie ihn immer in einiger Entfernung von Ihrer Person. Aber in Ihre Strenge bringen Sie Sittsamkeit, und nicht — Grille; er sehe Sie zurückhaltend, aber nicht abentheuerlich. Hüten Sie sich davor, daſs, indem Sie mit seiner Liebe haushälterisch umgehen, Sie ihm keinen Zweifel über die Ihrige beybringen; — richten Sie es so ein, daſs Sie durch Ihre Gunstbezeugungen geliebt, und durch Ihre Weigerungen geehrt werden. Er halte die Keuschheit seiner Frau hoch, ohne das er sich über ihre Kälte zu beklagen habe."

---

*) Dieſs wird kein Weib in der Welt wollen, wenn sie vernünftig ist. Der Ehemann wird sein Weib über alles lieben; aber er wird nicht — kriechen. Dieſs ist eben so sehr unter seiner Würde, als es unter der Würde des Weibes ist, so etwas nur einen Augenblick von einem verständigen Manne zu verlangen.

Wenn es in der Gewalt des Weibes stünde, die Schiedsrichterinn unserer Vergnügungen zu seyn, und uns, — so oft es ihr gefiele, — zurückzuweisen; so bin ich ganz der Meinung des groſsen Rousseau, daſs die Liebe in der Ehe von längerer Dauer seyn würde, als es gemeiniglich geschiehet. Wir lassen uns aber hierinn als der stärkere Theil keine Gesetze vorschreiben, und eine solche Zurückhaltung der Weiber könnte für sie leicht gefährlich werden. Sie opfern lieber ihre Gesundheit auf, als daſs sie mit den miſstrauischen Gedanken einer zu veranlassenden Untreue des Mannes gesund seyn wollen, — nicht zu gedenken, daſs die Lebhaftigkeit der männlichen Liebe und ihre tausendfachen Liebkosungen den Sinnen und der Eitelkeit der Weiber selbst schmeichelt. Sie haben es überdieſs nicht in ihrer Gewalt, — uns auf die Länge zärtliche Augenblicke zu verweigern, wenn wir ihnen auch dies Recht zugestehen wollten. Sie werden uns bey aller subtilen Zucht und Keuschheit doch immer selbst wieder entgegenkommen und uns auf eine zwar nicht offenbare, aber auf eine schlaue und freundliche Art herauszufordern wissen. Sie kennen uns viel zu genau, als daſs sie nicht durch unsere Sinnlichkeit über uns herrschen wollten, und sie werden daher bereitwilliger seyn, dieser ein Opfer zu bringen, als unser Verlangen zu ermüden. Wenn endlich die Ehe mit darum gestiftet wurde, daſs dadurch den Ausschweifungen der Männer vorgebeugt und Grenzen gesetzt werden sollten; so hat die Gattinn kein Recht die Umarmungen des Gatten zu fliehen; und ihn gleichsam aus seinem eigenen Hause hinauszuweisen. Sie würde ihn durch ihre zu groſse Keuschheit zum Laster und zur Untreue verführen. Sie muſs zwar lebenslang die strengste Schamhaftigkeit auch in der Ehe beobachten, sie muſs überall zeigen, daſs ihr Herz keusch und rein im höchsten Grade ist, allein sie darf es nicht wagen, grausam gegen einen Mann zu seyn, dem sie nichts mehr zu verbergen hat.

b) Wenn ferner eure Liebe von unerschütterlicher Dauer, und eure Ehe glücklich seyn und bleiben soll; so befolgt eine zweyte goldene Regel: sucht euch unablässig unter einander und durch einander zu veredeln, und zu bessern Menschen zu machen. Wenn ihr auf diesen Grund euer Glück bauet; so werdet ihr euch mit jedem Tage wichtiger, achtungswerther und liebenswürdiger erscheinen, — und die Liebe selbst bis zum Grabe hin in ihrer vorigen Gröſse und Schönheit erhalten. Wetteifert mit einander in Wahrheitsliebe, in Menschenfreundschaft, in Besiegung eurer Charakterschwächen, in dem Anbaue tugendhafter Gesinnungen und nützlicher Talente; —

unterrichtet euch in dem Gebrauche der Mittel, sich selbst zu beherrschen — und eure Liebe wird eine unendliche Festigkeit bekommen. Nun gesellt sich erst etwas Geistiges und Göttliches zu ihr, da sie vorher vielleicht nur ein Rausch der Sinnenlust war; nun wird sie die Richterinn und Bildnerinn eurer Sitten, eurer Leidenschaften, eurer Wünsche, und eurer bessern Religion. Ihr sanfter, stiller, himmlischer Geist erhebt euch nun über die Erde, und giebt euch einen Muth und eine Stärke zum Guten, den die unreinere Liebe nicht kennt, weil sie dem Herzen alle seine Schwächen und Falten läſst. Jeder von euch siehet nun in dem Andern das liebreitzende Bild der Tugend von tausend verschiedenen, aber immer schönen Seiten. Ihr richtet alle eure Handlungen nun so ein, daſs sie eurer gegenseitigen Sorge, euch zu veredeln, Ehre machen, und keiner über den andern je eine Thräne vergieſsen darf. Ihr gleichet zwey guten Engeln, die Arm in Arm im Geleite der Tugend durch das Leben wandeln, und den Himmel zu sich herab auf die Erde gezaubert haben. Offen und frey könnet ihr euch einander in die Augen blicken, ohne daſs einer je über den andern erröthen dürfte. Ihr habt euch nichts einander vorzuwerfen, denn ihr erfüllet alle eure Pflichten mit gleicher Pünctlichkeit und Strenge; — keiner steht in Absicht seiner Moralität unter dem andern, — denn einer hat den andern zu der Stufe der Sittlichkeit emporgehoben, worauf er nun steht und mit heiterer Stirn in die Geschichte seines Lebens hinabblicken kann. Die edle Gattinn hat den Mann nach und nach von seinem unermeſslichen Ehrgeitze, und seinem stürmischen Temperamente, er sie von jeder kleinlichen Eitelkeit und ihren Launen geheilt. Sie hat seinen Hang zu Ausschweifungen, seine feurige Sinnlichkeit, er ihre jugendliche Zerstreuungslust und die kleinlichen Ausbrüche der Coquetterie besiegt, die ihr als Mädchen eigen waren, und nun in die zärtlichste Liebe gegen den Gatten umgeschmolzen sind. Sie hat durch Bitten, Warnungen und Liebe seinen unlautern Witz erstickt, und den Mann rein an Leib und Seele gemacht, er hat ihr Schonung und Nachsicht gegen die Fehler Anderer durch sein liebevolles Herz eingeprägt. Sie hat ihn die groſse und heilige Pflicht der Geduld gelehrt, — er hat ihre Leiden tiefer, als sie selbst, gefühlt, und ist dadurch noch besser geworden.

c) Dadurch laſst nun aber auch das allerherrlichste Befestigungsmittel der ehelichen Glückseligkeit, ein gegenseitiges unzerstörbares Zutrauen für und zu einander entstehen und bestehen, weil man es den Kern und die Seele der Liebe nennen kann. Keiner hat vor dem andern ein Geheimniſs, keiner hat gegen den andern einen Zweifel wegen seiner Tugend. Kein Störer häuslicher Glückseligkeit darf es wagen, ihre vertraulichen in einander geflochtenen Herzen von einander zu reissen, oder einen Tropfen Gift in den Becher ihrer Liebe zu schütten. Die Gattinn fürchtet nicht, daſs sie ihr Mann auch nur einen Augenblick vergessen könnte, — wenn auch Jahre und weite Länder sie von einander trennen sollten. Er wird sie ruhig in dem Zirkel seiner Freunde sehen, und, im Vertrauen auf ihre Tugend, ruhig von ihr scheiden. — Der Dämon der Eifersucht wohnt nicht in zwey edeln Herzen, die nur die Tugend kennen, und denen die Untreue unmöglich ist, weil sie nur ein einziges ausmachen. Entstünde auch einmahl ein kleines Miſstrauen; so wird es einer dem andern auf die liebevolleste Art entdecken, und jeder sich nun um so mehr bestreben, die Liebe des andern zu verdienen und zu erhalten. Die Erinnerung an tausend Beweise einer gegenseitigen reinen Liebe macht die Furcht vor ihrer Veränderlichkeit beynahe unmöglich, und man würde sich schämen, das geläuterte Gold für etwas Geringeres zu halten, als es wirklich ist. Das macht eben die Ehe zu dem seligsten Stande des Lebens, daſs sie Mann und Frau zu den vertrautesten Freunden unter sich macht, — und sie sich einander ihre Herzen offener, freyer, furchtloser und wärmer als jedem Andern, zeigen können. Die Freundschaft zwischen Männern und Weibern gebiethet Vorsicht, und oft strenge Zurückhaltungen gegen einander. Diese finden bey einer vernünftigen Ehe nicht Statt, da unser Weib fester und inniger, als alle andere Freunde in der Welt, mit uns verbunden ist, und wir von keinem andern eine gröſsere Theilnahme, als von ihr, erwarten können. Bereitwillig und getrost trägt sie mit uns jeden Kummer, — und selbst dieser wird uns mit ihr näher verbinden, weil die Art, wie sie unsere Leiden tragen hilft, uns ihr edles Herz von ganz neuen schönen Seiten zeigt. Unser Zutrauen zu ihr, unsere treue Anhänglichkeit an ihr wächst mit jedem Tage. Wir fühlen uns in ihrem Arme groſs und frey, weil wir der guten Seele nichts zu verheimlichen haben, und durch sie uns die Lasten des Lebens federleicht werden. Unser Muth, unsere Entschlossenheit, unsere Thätigkeit hat einen wunderbaren Zusammenhang mit dem Vertrauen auf ihre Liebe. Bey ihr ist dieſs der nähmliche Fall, und auf diese Weise halten und tragen sich einander zwey Herzen mit vereinigten Kräften zum Guten, und schaffen sich durch und in sich selbst ein Glück, das, im Vergleich mit allen andern Gütern des Lebens, unstreitig das herrlichste und kostbarste der Menschheit ist. *)

---

*) Bey einer solchen glücklichen und zufriedenen

d) Wenn innige Liebe und wahres gegenseitiges Zutrauen die Hauptstützen eures ehelichen Glücks ausmachen; so müsse euch ein gegenseitiges Nachgeben und Zuvorkommen nicht schwer werden. In diesen beyden Stücken liegt ein neuer Zauber eures Ehestandes, und ein groſser Kunstgriff die Schönheit seines reinen Himmels zu erhalten. Ihr habt

Ehe findet der Scherz des Dichters Panormita, der im XV. Jahrhunderte lebte, keine Anwendung. Als man diesen feinen Kopf fragte: durch welche Mittel die Liebe im heil. Ehestande auf immer erhalten werden könne? gab er die beissende Antwort: — dadurch werde sie erhalten: daſs der Mann taub und die Frau blind sey, damit die letztere nicht die Ausschweifungen des Mannes bemerke und dieser das ewige Gekeife seiner Frau Gemahlinn nicht anhören dürfe. Hier sind seine eigenen Worte: "Vir ut aurium surditate teneretur, uxor vero ut oculis esset capta, ne altera videlicet inspiceret, quae a marito intemperanter fierent plurima, alter ne audiret obganniantem assiduo domi uxorem."

beyde eure kleinern und gröſsern Fehler; aber ihr werdet Nachsicht mit ihnen haben, und dadurch unendlich mehr, als durch harte Zurechtweisungen wirken. Es giebt Ehen, worin Mann und Frau ewig die Recensenten gegen einander machen. Dieſs ist ein betrübter und bejammernswürdiger Zustand, wodurch die wahre Liebe sehr bald ihr seliges Ende erreichen muſs. Durch Liebe werdet ihr euch bessern und veredeln; aber nie durch Zank und Trotz. Bietet dem Fehlenden freundlich die Hand, um ihn von seinem Vergehen zurückzuziehen, anstatt ihn durch euren Starrsinn nur tiefer hineinzustürzen. Ein vernünftiges Weib wird bey den Stürmen des Mannes schweigen, weil sie durch ihre Vorstellungen nichts in solchen Augenblicken ausrichten würde; sie wird Härten und Vorwürfe mit Geduld tragen, weil es ihr nicht zukommt, die Erbitterung des Mannes noch mehr zu reitzen, und seine

Empfindlichkeit aufs höchste zu spannen. Er wird früher zu sich selbst zurückkommen, wenn sie nicht widerspricht, er wird sich schämen und sich mit Reue in die Arme des hart behandelten Weibes stürzen. Er wird nun selbst mehr Geduld mit ihren kleinen Launen haben, — er wird ihre Schwächen nicht zu bemerken scheinen, und aus Dankbarkeit oft selbst da nachgeben, wo die Gattinn Unrecht haben könnte. Ich bedaure die Eheleute, die sich hierin einander kein Opfer bringen können, — und bey jeder Gelegenheit gegen einander ins Feld ziehen. Es iſt albern und grausam, wenn der Ehemann jeden kleinen Fehler der Gattinn mit Spott und stolzer Herrschsucht rügt, — eben so albern, als wenn die Frau die Schwachheiten ihres Mannes ausplaudert und dem ganzen Publicum in seiner Blöſse zeigt. Je weniger ihr die Kunst des Nachgebens verstehet, je mehr werdet ihr die Geheimnisse eures

Hauses verrathen, und eure Herzen von einander entfernen. Wer nachgiebt, nähert sich dem Andern, wer widerspricht — stöſst ihn zurück, — und auf die Art gingen oft die zärtlichsten Seelen — im Ehestande wieder von einander, und wurden gleichgültig, ehe sie es glaubten, denn die Liebe wohnte nicht mehr in ihnen.

Gegenseitiges Zuvorkommen ist ein noch wirksameres Stärkungsmittel der Liebe und ihres ehelichen Glücks. Leset eure Wünsche in den Augen des Andern, und erfüllet sie mit Güte und Zärtlichkeit eher als es der Andere glaubt und erwartet. Die gröſste Kleinigkeit erhält durch das Zuvorkommen für den Empfänger einen hohen Werth, und schmiegt die Herzen näher an einander. Es ist der Liebe nicht genug, nur immer ihre Pflicht gethan zu haben; sie will auch bisweilen geschmeichelt seyn — und Entgegenkommen bemerken. Sie wird dieses nicht unbelohnt lassen, und so wird ein gegenseitiger zärtlicher Wettkampf entstehen, es dem Andern an Liebkosungen und Gunstbezeugungen zuvorzuthun. Dieſs heiſst die Liebe in den Ehestand hinein verlängern, dieſs macht seine Beschwerden oft so leicht, und erhält das Herz in einer nie gekränkten Hoffnung unerwarteter ehelicher Freuden. Ihr werdet euch glücklich fühlen, wenn ihr einen neuen Beweis der Liebe gegen einander erfunden hattet, ohne daſs es der Andere nur ahnden konnte. Ihr werdet die schöne Kunst studieren, wie man den Andern mit schuldlosen Vergnügungen überraschen, und den vielleicht etwas drückenden Tag am Abend verschönern kann. Eure Geschenke werden nicht glänzend und kostspielig seyn; aber ihr werdet sie auf eine Art geben, die ihren Werth über alles andere erhöben. In der Regel verstehen die Weiber jene Kunst besser, als wir. Sie legen in ihr Zuvor- und Entgegenkommen eine gewisse Herzlichkeit und Grazie, die wir nicht erreichen können. Sie sind erfindungsreicher in den Beweisen ihrer Liebe, als wir, — sie verstehen auf eine artigere Weise zu geben und zu nehmen, und dringen mehr in das Detail unserer Wünsche ein. Wir verschwenden bisweilen die Beweise unseres Zuvorkommens, sie zählen uns die ihrigen nach und nach in einer steigenden Proportion zu, und behalten immer noch einen Vorrath davon übrig. Sie haben eine neue Welt entdeckt, wenn sie uns einen ganz glücklichen Tag schenken konnten. Sie verbinden Geschenke mit Geschenken, indem sie uns jene mit dem herrlichsten Kusse reichen, und aus ihren Augen der reinste Geist des Frohsinns strahlt, — uns glücklich gemacht zu haben.

e) Wenn das Glück eurer Ehe von Dauer seyn soll; so lebt still und einsam, — mehr für euren Familienzirkel, als für die groſse, geräuschvolle Welt. Euer Haus sey euer Glückstempel, — die groſse Aussenwelt nur ein Nebending für euch, wo ihr keine Freuden für euer Herz erwartet, auch nicht erwarten dürfet. In ihr würdet ihr den Sinn für ächte Glückseligkeit verlieren und nach elenden Schattenbildern haschen, die für den vernünftigen Mann und die vernünftige Frau weniger als Nichts sind. Hänget ihr an der groſsen Welt, und an ihrem Puppenspiele; so wird euch euer Haus zu enge, und ihr euch selbst nach und nach langweilig werden. Das geräuschvolle Leben verpestet die Liebe und alle ihre Freuden. Der Fluch ruhet auf dem Hause, wo jenes der herrschende Ton ist, und die Eheleute vor aller Zerstreuung nicht zu sich selbst kommen. Wenn ihr euch nur als Handlanger gegenseitiger rauschender Vergnügungen betrachtet; so könnet ihr zwar ganz friedlich als solche zusammen leben, aber grofs und liebenswürdig werdet ihr euch nicht länger bleiben können. Der Sinnentaumel nimmt euch alles Edle und Schöne, was sonst in eurem Charakter liegen konnte, — ihr werdet fade, einseitig, verstimmt, gedankenleer und Krüppel an Leib und Seele; — ihr geitzt nach Rang und Menschengunst, und euer Herz wird nie zufrieden. Je höher ihr in euren Genüssen steigt, je tiefer sinkt ihr unter die Menschheit herab, und je mehr verbannet ihr eure eigene Ruhe. Ist sie einmahl verloren; so kommt sie nie wieder; — ankerlos schwimmt ihr auf dem Oceane der Sinnenlust hin, — ohne Zweck und Ziel, — und ein — schreckliches Alter erwartet euch.

Alle diese Schrecknisse habt ihr bey einem einsamen, stillen, häuslichen Leben nicht zu fürchten. Hier nur wohnt der goldene Friede der Seele, der sich durch keine Millionen erkaufen läſst, und ohne dem alle Herrlichkeiten des Lebens ein glänzendes Elend bleiben. Die Einsamkeit erhält, nährt und stärkt ihn. Sie sey deshalb die stille Freundinn eures Herzens lebenslang! Die Liebe zu ihr wird euren Geist unendlich weit über niedere Begierden erheben, und euch, weil ihr alles in euch selbst und durch euch selbst findet, gegen jenes glänzende Elend der Welt gleichgültig machen. Zufrieden mit euch selbst, und getrennt von dem groſsen Tummelplatze der elenden rauschenden Freude, seyd ihr Herren aller eurer Wünsche, weil ihr sie nicht der groſsen Welt abborgen dürfet. Nur in der Einsamkeit seyd ihr frey. Die Welt macht euch zu Sclaven. — Die Einsamkeit erhält euren Wahrheitssinn in seiner Gröſse und Reinheit, — in der gröſsern und glänzendern Comödie des Lebens müsset ihr ihn aufopfern, ihr möget wollen oder nicht. Der einmahl gefesselte Sclave wird nicht weiter gefragt, — ob er gehorchen oder nicht gehorchen will. Das Zeichen seiner Unterwürfigkeit ist ihm aufgedrückt, — und mit ihm wird er leben und sterben. In der Einsamkeit entgehet ihr den lieblosen Urtheilen schlechter Menschen, so wie ihr selbst in ihr sicherer vor dem Miſsbrauche eures Witzes seyn werdet. In ihr wird euch die Welt weniger, und ihr die Welt weniger kränken können, — ihr seyd wie das Gold von den Schlacken geschieden, und es kümmert euch wenig, — welches Wesen die Welt mit den letztern treibt.

Je mehr ihr euren Umgang ausdehnt, und euer Haus zu einem Conventhause machet, worin jeder Thor freyen Zutritt hat, je entfernter werdet ihr euch nach und nach werden, und endlich für einander vielleicht ganz verloren gehen. Seyd mit wenigen guten Freunden zufrieden, — und suchet die bessern Menchen dazu aus, weil diese allein zu eurer Veredlung etwas beytragen können, und weil aller Umgang nur in dieser Absicht gesucht werden sollte. An ihrer Seite habt ihr nichts Böses zu befürchten, und ihre Theilnahme an eurem häuslichen Glücke wird eure Herzen nur noch enger zusammenziehen. Es giebt wunderliche und niederträchtige Menschen, die nichts lieber thun, als den Apfel des Zanks zwischen zwey Eheleute zu werfen, — die der Frau vom Manne, und dem Manne vom Weibe allerley bedenkliche Anecdoten erzählen, unter der Miene der Vertraulichkeit und Freundschaft euch gegen einander miſstrauisch zu machen suchen. Fliehet dergleichen Klatscher und Klätscherinnen wie giftige Schlangen und habt mehr Zutrauen zu eurer gegenseitigen Liebe und Treue, als zu diesen Nattern. Eure Gattinn wird sie mit Verachtung zurückweisen, wenn sie ihr eure Jugendfehler aufdecken wollen, und ihr werdet euch durch ihre Ohrenbläserey nicht eifersüchtig gegen euer edles Weib machen lassen, so schlau sie auch ihre Plane dazu anlegen mögen. Eure Freunde und Freundinnen müssen sich mit euch herzlich über euer häusliches Glück freuen können, — sonst trauet ihnen nicht, und kehrt lieber ganz in eure ruhige Einsamkeit, — den stillen Wohnsitz der Liebe und Tugend zurück. Die Umarmungen eurer Kinder, der schuldlose Ausdruck ihrer Fröhlichkeit und Herzensgüte, der kindliche Dank, der aus der Freudenthräne eurer Lieblinge lacht, wird euch die reichlichsten Belohnungen für die Rückkehr in die Einsamkeit geben. Hier werdet ihr mit Engeln; in der groſsen Welt oft mit Teufeln umgeben seyn. —

f) Unerschütterlich wird ferner euer eheliches Glück dadurch werden, wenn ihr euch gehörig über die Erziehung eurer Kinder verständiget, und bey ihrer Bildung einerley

Plan und Vorsicht beobachtet. Diese Regel ist eine der vornehmsten und wichtigsten, die ich euch geben kann. In tausend Ehen bricht der Friede zwischen Mann und Frau durch ihre Disharmonie in den Erziehungsregeln. Der Mann will rechts, die Frau will links, oder umgekehrt, — und so wird grade das Geschäft, das ihre Herzen näher zusammenknüpfen sollte, eine Gelegenheit zu ewigem Hader, und ein schreckliches Handwerk. Aber wie glücklich werdet ihr euch fühlen, wenn durch eine gleich liebevolle, gleich verständige, gleich abgewogene Wartung und Pflege die jungen, eurer Weisheit und Liebe anvertraueten Pflanzen gesund und schön heranwachsen, und eure süſse Arbeit durch den Anblick täglich neuer Entwickelungen noch mehr belohnen! Wenn ihr es fühlt, daſs ihr beyde nichts vernachlässigt, nichts an dem schönen Werke der Natur verbogen, nichts daran übertrieben habt, — es fühlt, daſs eure beiderseitigen Herzen in die Denkweise, den Charakter und die Gefühle des Kindes überzugehen anfangen, und in einer zweyten Person gleichsam neu geschaffen hervorgehen und ein neues Leben beginnen; wenn ihr es bemerkt, daſs eure Eintracht im Denken und Handeln einen wunderthätigen Einfluſs auf die Einheit und Bestimmtheit des kindlichen Charakters äuſsert, und die Güte desselben sich an die Güte des eurigen anschmiegt; wenn eure Tugenden, eure Liebenswürdigkeiten, eure Talente in der Seele des Kindes unsterbliche Früchte tragen, und der Nachwelt, wenn ihr schon lange im Schooſse der Erde schlummert, — zum Glücke und zur Verherrlichung dienen!

Die Kinder sollen die schönsten und unzertrennlichsten Bande eurer Liebe seyn. So will es das Gesetz der mütterlichen Natur; ihr werdet sie also in diesem groſsen Plane studieren und ihre Einrichtungen nicht durch eine schiefe Erziehung der Kinder verletzen. Sie gehören euch beyden an, — ihr müſst also auch mit unzertrennbarer Harmonie auf ihre Seelen wirken, wenn sie nicht für euch und die Welt verloren gehen sollen. Die Kinder müssen es innig und dankbar empfinden, daſs ihr sie gleich zärtlich, gleich warm liebt, und auf das eine eben so viel Sorgfalt als auf das andere wendet, — daſs keins vor dem andern zu sehr vorgezogen wird, daſs ihr vollkommen mit einander in der Kunst ihrer Bildung einig seyd. Sie werden es augenblicklich bemerken, wenn ihr es nicht seyd, und werden den Partheylichkeitsgeist unter euch selbst listig genug zu unterhalten wissen. Ihr macht einen kleinen Staat mit euren Kindern aus. Dieser Staat kann nicht bestehen, wenn er nach ganz entgegengesetzten Maximen regiert wird. — Diese sind der Hauptgrund, warum es so wenig Menschen mit einem bestimmten Charakter giebt, und warum so viele gar keinen Charakter haben. Wenn der Vater dem Kinde reine und richtige Begriffe über Natur und Religion beybringt; so darf die Mutter durch ihre Unwissenheit und ihren Aberglauben den schönen Anbau des Geistes in ihrem Kinde nicht wieder zu zerstören suchen. Wenn die Gattinn Liebe und Sanftheit in seine Erziehung mischt, und dadurch das Zutrauen des jungen Gemüths, als eine bleibende Grundlage seines Charakters, zu erhalten bemüht ist; so darf der Mann diesen liebenswürdigen Zug des Kindes nicht durch väterliche Tyranney vernichten. Wenn der Vater mit Gerechtigkeit züchtigt; so soll die Mutter dem Kinde keinen Zufluchtsort in ihren Armen gestatten, und es nicht wegen erlittener Strafe bedauern. Wenn der Vater eine harte Erziehung dem Kinde gebiethet; so soll es die Mutter nicht verzärteln, — nicht heimlicher Weise weibisch machen. Wenn die Mutter dem

Kinde das schönste Beyspiel von Sittsamkeit, Mäſsigkeit und Ordnungsliebe giebt; so soll der Vater durch ein entgegengesetztes Beyspiel nicht den aufkeimenden Saamen des Guten ersticken, — und der moralische Todtschläger seines eigenen Kindes werden. Kurz, seyd vollkommen einig in eurer Kindererziehung, wenn eure Ehe glücklich und einig seyn soll!

g) Wenn ihr in diesem Stande froh und zufrieden leben und sterben wollet; so macht ferner eine vernünftige und sparsame Haushaltung zu einem Grundgesetze eurer Ehe. Von diesem Puncte hängt viel mehr ab, als tausend Menschen glauben. Die gröſsere Kälte oder Wärme der Herzen steht in einer genauen Verbindung mit euren Finanzen. — In dem Rausche der Liebe denkt ihr daran nicht, — ihr träumt euch in die Hütte des Bettlers einen unermeſslichen Reichthum hinein, und habt zu eurem Fortkommen nichts, als den freyen Genuſs der Atmosphäre nöthig; allein im Ehestande nehmen die Dinge eine andere Form an; tausend Mahl starb schon die feurigste Liebe unter den Sorgen der Nahrung. — und Herzen wurden dadurch gegen einander kalt, die sich ewig lieben wollten. Im Ehestande drückt Unordnung und Mangel der Cassen — doppelt, — und, wenn sich eure Familie vermehrt, — zehnfach! Euer Herz möchte sich so gern mit Frohsinn und Zärtlichkeit ergieſsen; aber eine dunkle Aussicht in die Zukunft hält seine schönsten Wallungen auf, — in die Thräne eurer Liebe mischt sich die Bitterkeit des Schicksals, und unwillkührlich stoſst ihr euch einander zurück. Ein Blick auf eure traurige Lage kann euch Tage lang bey den freundlichsten Liebkosungen eurer Gattinn und Kinder verstimmen. Euer offener, herzlicher Charakter wird sich in ein mürrisches, kaltes, eintöniges Wesen verwandeln, — und wehe eurer Liebe, wenn es ihr dann je gereuen sollte, sich so enge verbunden zu haben! Allen diesen Uebeln könnt ihr durch einen strengen Haushalt vorbeugen. Machet durchaus nicht mehrern Aufwand, als es eure Einnahmen erlauben. Lernet pünctlich rechnen, wenn ihr euch in der Liebe nicht verrechnen wollt. Versagt euch die einladendsten Freuden, wenn sie eure Kräfte übersteigen, und achtet die Critiken der Welt nicht, die eure Sparsamkeit — Geiz nennen. Seyd ihr durch, oder auch ohne eure Schuld arm geworden; so giebt euch von allen diesen Critikern vielleicht keiner einen Heller. Gebt euch einander täglich Rechenschaft von euren Ausgaben, damit ihr nach und nach die groſse Kunst lernt, durchaus nichts Unnützes anzukauſen. Möchten es doch so viele Thoren und Thörinnen einsehen lernen, daſs sie die Liebe durch den Geldauswurf ins Grab tragen, — daſs ein kostbarer Haushalt, — daſs Luxus und Ueppigkeit der nächste Grund zu ehlichen Kriegen werden, — daſs in solchen Häusern fast immer gezankt und gescholten wird, und mitten in den erborgten Freuden kein Fünkchen Seelenruhe liegt, — wenn auch noch ein Funken Liebe vorhanden seyn sollte!

b) Verständigt euch in Absicht aller der Verhältnisse, Vorfälle und Angelegenheiten unter einander, die irgend einmahl eine Disharmonie, oder bittere Empfindungen zwischen euch veranlassen und unterhalten könnten. Verschweigt euch einander eure Fehler und Uebereilungen nicht; wenn ihr befürchten müsset, daſs eine zufällige Entdeckung derselben die Liebe der Ehe schwächen könnte. Sagt es euch offen und frey, aber mit Zärtlichkeit und wahrem Gutmeinen, was ihr von euren gegenseitigen Handlungen denkt, und welche Empfindungen sie in euch hervorbringen. Verschlieſst euch nicht vor einander, und lasset nie eine gewisse Zurückhaltung bey euch einwurzeln. Hütet euch eben so sehr vor aufbrausenden Aeusserungen eurer Empfindlichkeit, die sich überhaupt nicht für das sanftere Geschlecht passen, als vor jenem in sich gekehrten kindischen Schmollen, das die Herzen oft weiter von einander entfernt, als man glauben sollte. Hat euch eine Hitze des Bluts übereilt, seyd ihr einmahl heftig gegen einander geworden; — so sey das Ding hiermit abgethan, ohne daſs ihr das Geschehene wieder aufwärmt, oder euch durch fortgesetzte Neckereyen zu rächen sucht. Vergebet euch das Vorgefallene im zweyten Augenblicke wieder, und genieſst die schönen Freuden der Aussöhnung in ihrer ganzen Fülle. Wenn ihr euch wahrhaftig liebt; so habt ihr keine Friedensstifter und Friedensstifterinnen bey euren kleinen Zwistigkeiten nöthig. Diese Leute verderben oft mehr, als sie nützen, und eure Herzen müssen sich ohne Anwald wieder zusammen finden. Seyd euch keinen Augenblick einander fremd, und selbst in mancherley Uneinigkeiten leite euch die Liebe. Hütet euch vornehmlich vor allen Drohungen und Schimpfworten, sie verpesten eure Anhänglichkeit an einander, und erregen oft in den besten Menschen Rache und Feindschaft gegen den Beleidiger in einem hohen verderblichen Grade. Wachet daher ja über eure Zunge, wenn eine böse Laune in euch aufsteigt, — und lasset nie eure vielleicht gerechten Erbitterungen gegen andere Menschen der Gattinn, noch diese die ihrigen dem Gatten empfinden. Es ist eine böse Gewohnheit vieler Eheleute, die mit einander zanken, weil sie ihren Groll nicht gegen Andere auslassen können, oder nicht auslassen dürfen. — Diese Kritteleyen und Aufbrausungen sollten nie den Unschuldigen treffen, und sind oft eine

Grausamkeit von der ersten Art. Sind eure Herzen gut; so werden sie euch hinterher mit einer unbeschreiblichen Reue foltern, — oder zu allerley kleinlichen Aufopferungen nöthigen, deren ihr ganz überhoben seyn konntet.

i) Ferner mische sich nicht einer in des Andern seine Geschäfte. Mann und Frau habe sein eigenes Departement. — So hat es die Natur befohlen, und so wollen es die für beyde Geschlechter angewiesenen verschiedenen Verhältnisse. Der eheliche Friede wird selten bestehen, wenn die Frau dem Manne seine Arbeiten, seine Vergnügungen, seinen Umgang vorschreibt, wenn sie an den Einrichtungen und Befehlen, die ihm als Hausherrn zukommen, schnitzelt und künstelt, wenn sie ihren Wirkungen eine andere Richtung giebt, wenn sie ihnen einen andern Sinn, als den seinigen, unterschiebt, und Gebothe in seinem Hausdepartement ausstellt, die er nicht kennt, ob er gleich bisweilen seinen Nahmen dazu hergeben muſs; wenn sie ihm in der Beförderung derjenigen Leute, die er glücklich machen möchte, — hinderlich ist, weil sich ihr Andere empfohlen haben; wenn sie diejenigen, die zum Dienst des Mannes bestimmt sind, wider seinen Willen zu ihren Geschäften braucht, und sich über sie die Herrschaft anmaſst, die ihm allein zukommt; wenn sie sich in die Führung seiner Cassen mischt, ihm durch ihre unrecht angebrachten Critiken seinen Beruf erschwert, seine gute Laune verscheucht, seine Langsamkeit oder Schnelligkeit in seinen Pflichten zur Unzeit mustert, und überhaupt über Dinge raisonnirt, die sie nicht versteht, und die ganz aus ihrem Berufskreise liegen; — wenn sie den überdachten Erziehungsplan des Mannes anders modelt; wenn dieser wohl gar sich um die Erziehung der Kinder nicht bekümmern soll u. s. w. — in allen solchen Fällen kann das eheliche Glück sehr leicht unheilbare Wunden bekommen, und ich müſste mich sehr irren, wenn die meisten Disharmonien in der Ehe nicht auf eine nähere oder entferntere Art daraus herzuleiten wären! —

Eben so wenig sollte der Mann aus seinem Berufskreise in den der Gattinn übertreten. Es giebt Männer, die aus einer wunderlichen Grille, aus Geiz, aus Micrologie oder andern Gründen ganz die Hausmutter machen, und ihre Damen unthätig sitzen lassen. Sie commandiren die Mägde, weisen ihnen ihre Geschäfte an, besorgen die Küche, kaufen das Gemüse ein, und theilen Wäsche und Frühstück aus. Es fehlt ihnen nichts, als ein weiblicher Anzug, um sie für Haushälterinnen zu halten. Sie sprechen auch von nichts anderm, als häuslichen Geschäften, sie kochen und backen selbst, und ordnen die Schüsseln der Tafel besser, als — ihre eigentlichen Amtsgeschäfte. Wenn Männer dieser Art durch die Ungeschicklichkeit und Unwissenheit, oder durch die leidige Faulheit der Frau Gemahlinn, die ihren Teint in der Küche nicht aufopfern will, zur Führung des Haushalts gezwungen werden; so sind sie freylich zu beklagen; aber es giebt ihrer genug, die, um überall und allein zu herrschen, der Frau alle Autorität im Hause nehmen, und mithin wider den Willen der so gern thätigen Gattinn sie zu einer ewigen Unthätigkeit verdammen. Nichts, was diese einrichtet, ist ihnen gut genug; sie wollen alle Hausangelegenheiten besser verstehen, — sie wollen, daſs kein Pfennig ausgegeben werde, — ohne über dessen Anwendung genau unterrichtet zu seyn. Sie überlassen den Frauen nicht einmahl die erste Kinderzucht, und verdienten wahrlich für die ungerechten Behandlungen derselben oft die Geburtsschmerzen der gekränkten — Gattinn ausgestanden zu haben. Wird auch der Mutter jenes groſse und zärtliche Geschäft nicht ganz genommen; so wird sie dabey doch so eingeschränkt, daſs die Oberherrschaft des Mannes überall durchschimmert, und sich in das kleinste Detail der Kinderstube und Kindergewöhnung mischt. Diese Sorgfalt kann bey vielen Männern aus einer zu zärtlichen Liebe für die Kinder entstehen; aber es verräth ein Miſstrauen gegen die Mutterliebe der Gattinn, wenn er vom Morgen bis an den Abend Befehle an der Wiege giebt, und die Lebensweise in der Wochenstube wie ein Policeymeister vorschreibt. Er kann die Begriffe seiner Gattinn über die erste Kindererziehung berichtigen; aber er muſs nicht selbst die Wöchnerinn machen wollen, und sich keine Autorität dabey anmaſsen, die ihm nicht zukommt. Die Weiber wissen in diesem ihrem Bestimmungskreise mehr Bescheid, als wir, und wir dürfen sie nur von ihren natürlichen Empfindungen in diesem Stücke leiten lassen. Sie können unmöglich kalt dabey bleiben, wenn wir nicht aufhören, sie bey ihren Pflichten zu meistern, und Ihnen unsere härtere oder weibischere Pädagogik und Diätetik aufzudringen. Ein jeder bleibe in seinem Berufe, und Liebe und Einigkeit wird in einer solchen Ehe gedeihen.

k) Erhaltet vor allen Dingen die Gesundheit des Leibes und einen heitern Sinn des Geistes, — als zwey Hauptstützen eures ehelichen Glücks. Ihr seyd euch jene erstere Pflicht, ihr seyd sie eurer Gattinn und Kindern schuldig. Der Staat, die Natur, die Menschheit fordert sie von euch und ihre muthwillige Verletzung ist ein Eingriff in alle eure übrige Pflichten. Wie kann es vornehmlich in eurer Ehe eine fröhliche Stimmung geben, wie werdet ihr das Glück eurer Kinder, die Schönheiten der Natur und häusliche Freuden, wie werdet ihr den Umgang mit liebenswürdigen Menschen genieſsen können, wenn ihr in einem ewigen Kampfe mit eurem elenden Körper liegt, und dieser eurem Geiste seine Dienste versagt? Wie kann euer liebes Weib sich eine heitere Stunde versprechen, wenn sie euch dahin welken sieht, und, umringt von unversorgten Kindern, euer Grab nicht sehr in der Ferne erblickt! Welche furchtbare Empfindungen müssen euer eigenes Herz zerfleischen, wenn ihr an diese nahe Trennung denkt, und in euch den Versorger einer ganzen Familie und den Geliebten des besten Weibes dahinsterben sehet! Und gesetzt, daſs auch eure Gesundheit eiserner Natur wäre; so kann sie doch brechen, wenn ihr auf sie losstürmt — und zwar brechen, ehe ihr es glaubt. Seyd und bleibt beyde gesund an Leib und Seele. Ein kranker Mann ist für das

Weib ein peinlicher Gegenstand, und eine kranke Frau ist es für den Mann nicht minder. Thut daher vor allen Dingen euer Möglichstes, — euch gegen das sogenannte Kränkeln zu sichern, es ist das Grab aller frohen Launen und macht euch für einander zu ungenieſsbaren Geschöpfen.

Es giebt Ehen dieser Art in Menge, wo Mann und Frau mit einander wetteifern, wer der gröſste Krüppel unter ihnen seyn will, und wem die meisten körperlichen Leiden zu Theil werden sollen. Einer macht den andern von Minute zu Minute aufmerksam, welche Art von Arzeney eingenommen, welche diätetische Regel beobachtet, wie viel Unzen Speise und Getränk weniger gebraucht, welche Art Luft in das Zimmer geleitet, welche neue Fragen an den Arzt gerichtet werden sollen. Die Zimmer dieser Leute sind eine Art Apotheke, und ihre Garderobe scheint nach einem Wärmemesser abgetheilt zu seyn. Und doch kränkeln diese Menschen ewig fort und haben keine freye und frohe Stunde, weil sie sich mit nichts, als dem Steigen und Fallen ihrer Gesundheit beschäftigen können. Diese Leute übertreiben die Gesundheitsregeln und werden eben dadurch ungesund.

Wollet ihr diese Uebel vermeiden und das Glück eurer Gesundheit zur Grundlage eurer heitern Gemüthsstimmung machen; so vermeidet vornehmlich alle übertriebenen Genüsse der Liebe. *) So son-

---

*) Die weisen Lacedämonier gebothen den Eheleuten eine gesetzmäſsige Entfernung von einander, um ihre Herzen desto wärmer für einander, zu erhalten. Lag hierin vielleicht nicht ein Nebengrund der seltenen Ehebrüche unter ihnen? — Jahrhunderte lang kannte man dieses Verbrechen in Sparta nicht. Ein Fremdling fragte einst den Spartaner Geradas: welche Strafe man den im Ehebruch Ertappten empfinden lieſse? Den Ehebruch, erwiederte Geradas, ken-

derbar diese Regel klingen mag; so sehr wird sie doch durch die Natur selbst gebothen, indem sie ihre Uebertretung mit Ueberdruſs, mit Krankheiten des Nervensystems und mit tausend daher entstehenden übeln Launen bestraft. Die feurigsten Ehen erkalten am leichtesten, — weil sie den Körper zerstören, und in ihnen die Reitze des Weibes am leichtesten verblühen. Die

---

nen wir nicht! Aber wenn sich, ſuhr jener ſort, der Fall wirklich einmahl ereignen sollte, wie dann? So würde, sprach Geradas, der Ehebrecher einen Ochsen bezahlen müssen, der so groſs wäre, daſs man von seinem Rücken herab das Gebirge Tayget in dem Flusse Eurotas erblicken könnte. *) Aber einen so ungeheuern Ochsen würdet ihr nicht finden, entgegnete der Fremdling. Geradas lächelte, und setzte hinzu: daſs man eben so wenig einen Ehebrecher in Sparta antreffen würde.

*) So übersetzt ein Franz. Schriftsteller die Worte des Plutarch (in Lycurgo) Der Lateiner sagt: qui capite trajecto Taygetum bibat ex Eurota.

Sättigung ist der allergefährlichste Stein des Anstoſses für die eheliche Liebe, und tritt bey unserm Geschlechte früher, als bey dem andern, ein — obgleich dieses weniger sinnlich, als jenes ist. Aus den wärmsten Küssen entspringen durch Ueberladung des Vergnügens — Zänkereyen, Empfindlichkeiten, Grillen und Uebereilungen, die oft ganz allein aus einer wilden zärtlichen Minute hervorgehen, und endlich selbst Ehen getrennt haben. Die Liebe ist von der subtilsten und zugleich eigensinnigsten Natur. Sie wird sich tausendmahl leichter durch eine kleine Schwärmerey; als durch Vermehrung ihrer physischen Siege erhalten, und gebiethet auch Eheleuten keusche Schamhaftigkeit und Zurückhaltung. Wenn sie euch immer beglücken soll; so gehet, wie Rousseau sagt, haushälterisch mit ihr um, und entheiligt ihr Heiligthum durch keine unerlaubten Bilder. Wenn ihr ihre zu früh verblühete Jugend nicht beweinen, sondern noch im Alter jugendlich seyn wollet; so zwingt sie nicht zu einer überspannten Berauschung. Ergötzt euch nicht mit einander an der Lectüre schlüpfriger Bücher. Einer sey des Andern strengster Sittenrichter. Keiner dulde an dem Andern eine Beleidigung der Schamhaftigkeit; so werden eure Kinder rein an Leib und Seele werden, und ihr werdet euch bis in das tiefste Alter hinein lieben. Ihr werdet etwas für einander zu empfinden aufhören, wenn ihr nichts, als die alles verzehrende Flamme der irdischen Liebe zu empfinden fähig seyd; *) ihr werdet für eure

---

*) Montaigne predigt sehr ernstlich gegen eine zu feurige Ehe. Liv. III. c. V. sur des Vers de Virgile. "Aussi est-ce une espece d'inceste, d'aller employer à ce parentage venerable et sacré les efforts et les extravagances de la licence amoureuse. Il faut, dit Aristote, toucher sa femme prudement et severement, de peur — — — Je ne vois point de mariages qui faillent

gegenseitigen guten Eigenschaften erblinden, wenn ihr nichts, als diese Liebe sehen wollet. Verzeihet euch keinen unreinen Ausdruck auch im Scherze nicht, und eure Gattinn sey fähig, eher Fesseln zu tragen, als sich eine unkeusche Redensart zu erlauben. — Erdrückt mit einem liebreichen Kusse den muthwilligen Witz in seiner Geburt, und verachtet die Gesellschaften, worin nicht eine strenge Sittenreinigkeit herrscht. Ihr müſst immer besser, als alle andere Menschen seyn wollen, wenn euch das können des Besserwerdens leicht werden soll. Ihr werdet schwach und unvollkommen bleiben ewiglich, wenn eure Liebe nicht reiner, göttlicher Natur ist. Dies kann sie seyn, ohne daſs ihr für die Liebenswürdigkeit der Person zu glühen aufhört. Sie wird ihre immer dauernde Flam-

---

plutot, et se troublent, que ceux qui s'acheminent par la beauté et desirs amoureux." u. s. w.

me daran anzünden; aber dieſs Feuer wird sie nur zu edeln Thaten begeistern können.

Um euch immer, oder doch so lange, und oft es möglich ist, bey eurem heitern Sinne zu erhalten, — will ich euch noch folgende Winke geben. Seyd mit eurer Lage zufrieden. Seyd immer grösser, als das Schicksal, das euch trift, und berechnet das Unangenehme des Lebens nicht nach dem Maſsstabe eurer gereitzten Empfindlichkeit. Ich will mit diesen drey Maximen diese Abhandlung schlieſsen.

Die Zufriedenheit mit eurer Lage werdet ihr dadurch erhalten und befestigen, wenn ihr das Gute, das in ihr begriffen ist, nicht aus dem Auge verliert, und von äussern Glanz und und äussern Gütern euch keine zu hohen Begriffe machet. Durch Vergleichungen eines entfernten und fremden Glücks mit eurer Lage entstehen darum so leicht Erbitterungen gegen die letztere, weil ihr euch gemeiniglich jenes gröſser und herrlicher träumt, als es wirklich ist. Eure Phantasie ist grade hierin eure gefährlichste Feindinn, daſs sie euch nicht bey dem Gemählde des euch beschiedenen gegenwärtigen Genusses zu Hülfe kommen will, sondern nur immer dem Entfernten blendende Farben leihet. — Die Menschen, die dem äussern Anscheine nach sehr glücklich sind, und die ihr im Stillen vielleicht sehr beneidet, sind oft, bey nähern Lichte besehen, höchst bejammernswürdige Leute. Wenn ihr glänzendes Elend euch nicht verblendete; so würdet ihr viel heiterer auf das Vortheilhafte eurer Lage zurückblicken. Oft ist es der Anblick eines einzigen solcher gepriesenen, heimlich elenden Kinder des Glücks, der tausend Menschen gegen ihr eigenes, zwar nicht glänzendes, aber auch nicht unglückliches Schicksal erbittert. Wäre dieser Einzige nicht; so würdet ihr zufriedener mit eurer eigenen Lage seyn.

Zergliedert das Vortheilhafte eures Zustandes so oft euch eine übele Laune anwandeln, und ein brennender Wunsch nach Reichthum und Ehre euch verzehren will. Ueberdenkt es mit einander, wie viel tausend Menschen es giebt, die lange nicht so glücklich, als ihr, sind, und die euch vielleicht eben so beneiden, wie ihr Andere beneidet. Fehlt euch auch Ueberfluſs und Reichthum; so bedenkt, daſs er euch vielleicht physisch und moralisch verderben würde, und daſs ein mittelmäſsig hinlängliches Auskommen die Menschen am besten im Gleichgewichte erhält. Ergötzt euch an den Erinnerungen und Ergieſsungen eurer Liebe, — als dem schönsten Reichthume des Herzens, den ihr immer bey euch führen könnet. Die wahre Liebe ersetzt unendlich viel von dem, was Andere suchen, und doch nicht finden.

Erquickt euch an den Spielen und wissenschaftlichen Fortschritten eurer gesunden Kinder. Sie werden Thränen der Freude über sie in eure Augen locken, während die Günstlinge eines äussern Glücks die ihrigen verderben, bejammern, und ins Grab sinken sehen. — Freuet euch, daſs ihr einen bessern Sinn und reinern Geschmack für edlere Vergnügungen, als jene habt, daſs euch gute Menschen lieben, daſs ihr fleiſsig arbeiten könnet, daſs eure Geschicklichkeit und eure Menschenliebe euch nie werden sinken lassen, daſs ihr euch einander selbst genug seyd, und es nicht mit Bitterkeit empfindet, wenn ihr euch diese und jene Freude entsagen müsset.

Erträumt euch keine unglückliche Zukunft. Wer reines Herzens ist, und sich nichts vorzuwerfen hat, kann selbst den Stürmen derselben ruhig entgegenblicken. Durch nichts verbittern sich die Menschen das gegenwärtige Gute mehr, als durch die Vorstellungen künftiger Uebel. Sie leben mehr in der sich unglücklich gedachten Zukunft, als in der schönen Gegenwart, und dadurch werden sie oft um ein ganzes frohes Daseyn betrogen. Wir bilden uns unendlich oft ein Gemälde von dem, was kommen wird, das nirgends, als in einer erhitzten, furchtsamen Einbildungskraft seinen Grund hat, und von einem verdorbenen Blute unterstützt wird. Aber eben dadurch verderben wir uns die kommenden Tage oft selbst, die Theils durch einen erkünstelten bittern Vorgeschmack derselben, Theils durch die unruhige Vorbereitung auf dieselben uns hinterher nur halb so viel erquicken könnten. Wenn wir uns in sehr vielen Fällen die Zukunft selbst schaffen und formen können, warum formen wir sie uns nicht so schön, als es möglich ist, und warum rauben wir uns diese Kraft durch einen schwermüthigen Hinblick auf das

Kommende? Hat uns der gütige Urheber der Natur deswegen die grofse Voraussehungsgabe mitgetheilt, dafs wir nur immer das Schlimmere erwarten sollen? Nimmermehr! Die Aussicht in die Zukunft soll selbst dann, wo sie etwas dunkel ist, uns begeistern und zur Thätigkeit wecken. — Das Bittere der Gegenwart soll durch die Erwartung des Bessern versüfst werden, die Hoffnung soll unser Herz zu neuen Freuden entflammen, und eben darum sollte unser Geist die wunderbare Kunst besitzen, — in der Zukunft wie in der Gegenwart zu leben.

Hoffet also eher das Gute, als das Böse, wenn ihr euch diefs letztere nicht selbst vorbereitet habt. Euer Vertrauen auf eine weise und allgütige Vorsehung sey felsenfest. Als ein armer Soldat sein zwölftes Kind taufen liefs, und man Bedenklichkeiten gegen das Fortkommen einer so zahlreichen Familie äusserte, erhob er freudig und getrost seine Stimme und sagte: Was unser Gott geschaffen hat, das will er auch erhalten! Dieſs war, nach meiner Meinung, ein respectabler Mann. Wer nicht hoffen kann, versteht nicht die Kunst zu leben, — die Gespenster der Zukunft begleiten ihn überall in gräſslichen Gestalten, und erbittern ihn oft gegen etwas, das nicht existirt. — Wer nicht hoffen will, hat seinen Verstand verloren, weil dieser den Menschen von dem Thiere auch dadurch unterscheidet, daſs er das künftige Gute schon zum Voraus in der Idee und Hoffnung genieſsen soll. Unermeſslich ist das Feld, auf dem wir ihre süſsen Früchte brechen und schmecken können, — unermeſslich die Kraft des Geistes, sie zu verschönern und zu veredeln. Die ganze Natur winkt dem bessern Menschen Ruhe und Hoffnung zu, — weil sie ihm unendlich mehr Gutes, als Böses zeigt, und ihn ewig in dieser glücklichen, erheiternden

Arithmetik üben will. Wer diese Zählkunst versteht ist der wärmste Freund der Gottheit, — und die Zufriedenheit weicht nimmer aus seinem Herzen.

Seyd gröſser als das Schiksal; — ihr müſst über dasselbe, das Schicksal darf nicht über euch siegen. Der Muth ist der heldenkühne Bruder der Hoffnung. — Sein Grund und Boden, sein Vaterland ist Gröſse und Kraft des Geistes. Er treibt die Uebel des Lebens, wie geschlagene Feinde, vor sich hin, und richtet alles so ein; daſs er nicht überrumpelt wird. — Er bedarf keiner fremden Hülfsmittel, weil er alles aus sich selbst nimmt, und, verbunden mit Klugheit und Vorsicht und Tugend, allen Feinden gewachsen ist. Die Stürme des Lebens streifen vor seiner Feste vorüber; — erschüttern mögen sie dieselbe auf einige Augenblicke, aber nie zerstören. Verliert ihr nie das Gleichgewicht der Seele; so seyd ihr gröſser, als das Schicksal, und es wird nie ganz Nacht um euch her werden können. Wenn es in eurem Innern still und ruhig ist; so wird das Ungewitter von aussen nie über euch herrschen, weil es euch nicht möglich ist, zu verzagen. Verzagtheit ist eins der gröſsten Uebel, das euch treffen kann, ihr müſst euch durchaus nie dahin kommen lassen, und wenn alle Lampen der Hoffnung für euch ausgelöscht scheinen sollten. Traget beyde die Lasten des Lebens mit vereinigten Kräften, und sie müssen euch sehr leicht werden. Dieſs macht die Ehe zu einer der schönsten und wohlthätigsten Stiftungen des Lebens, — daſs ihr mit theilnehmendem Herzen Freude und Leid mit einander theilen, und euch auf die Art leichter über das Schicksal erheben könnet. Einer richtet den andern auf, wenn er seinem Kummer unterliegen will. Gegenseitige Liebe giebt den fürchterlichsten Dingen eine weniger schreckbare Gestalt.

Wenn nur eure Liebe heilig und rein bleibt; so könnet ihr nie ganz unglücklich seyn, weil euch die Quelle eures innern Glücks nicht genommen werden kann, und weil ihr euch im Unglück durch die Liebe nur noch liebenswürdiger werdet. Die Liebe überwindet Alles. Sie ist von dem Schicksale unabhängig, und eben deſswegen wird sie über alle eure Leiden wunderbar siegen.

Wenn ihr gröſser, als das Schicksal seyd; so werdet ihr nie in jenen klagenden Ton versinken, der euch nach und nach alle Heiterkeit des Geistes nimmt, und vollends in der Ehe schädlich und peinlich ist. Oft ist dieser Ton nur Gewohnheit, — oft sogar nur Zeitvertreib; aber er bleibt immer ein nichts taugendes Ding, und vergället euch die angenehmsten Stunden des Lebens. Es giebt Menschen, die keine andere Sprache als dieses Gewinsel, verstehen, und Ehen worin diese Sprache vom Abend bis an den Morgen herrschend geworden ist. Man mag ihnen tausend Mahl sagen, daſs dadurch nichts ausgerichtet wird, und daſs man darüber die schönen Blumen am Pfade des Lebens zu pflücken vergiſst, — alles ist umsonst. Das Jammern hat kein Ende, und die gröſsten Kleinigkeiten, oft die allerentferntesten Dinge müssen Gelegenheit dazu geben. Ein gespannter Miſsmuth begleitet diese Unglücklichen auf allen ihren Schritten. Sie allein glauben die auserwählten Kinder eines ungünstigen Geschicks zu seyn. — Was ihnen begegnet, — soll, nach ihrer gallsüchtigen Meinung, kein anderer Mensch zu dulden haben. Sie betrachten ein jedes Ding als einen Handlanger ihres Kummers, — und sind aus Schwäche des Geistes oft bis zur Lächerlichkeit kleinmüthig und verzagt. Selbst das Gute und Angenehme, was ihnen widerfährt, rührt sie nur wenig; entweder, weil ihre Pretensionen nicht ganz befriedigt wurden, oder weil sie bey ihren ewigen Klagen den feinern Sinn für die Freude verloren hatten oder es unleidlich finden, daſs ihre Gewohnheit, zu wimmern, auf einige Zeit ins Stocken geräth. Sprechet diesen Thoren und Thörinnen nichts von bessern Zeiten vor; — sie werden euch auslachen, und ihr eigenthümliches Bild einer schwarzen Zukunft gewiſs nie fahren lassen. Ihr verweiset sie bey ihrer Unzufriedenheit mit ihrem Schicksal auf gute Menschen und auf die schönen Genüsse der Freundschaft; allein sie halten alle Menschen für gefährlich, für verkappte Heuchler, oder offenbare Schurken, sie haben zu keinem ein reines Zutrauen, und dadurch vermehren sie nur ihre innere Verstimmung, die oft bis zur Verzweiflung an einer Vorsehung steigen kann. Ihr macht sie auf die Freude, die sie an ihren Kindern erleben, aufmerksam; allein auch dieſs wirkt auf diese Narren nicht, weil nichts auf sie wirkt, was sie mit sich und der Welt aussöhnen soll. — Gemeiniglich sind diese Menschen die gröſsten Egoisten in ihrer Art. Sie haben wundergroſse Begriffe von ihren Verdiensten, und verlangen daher eine glänzende Rolle zu spielen. Alles, was sie nun nicht dahin führt, alles, was der Belohnung ihrer erträumten Verdienste im Wege steht, schlieſst ihre Lippen zu Klagen auf, und macht sie eben dadurch zu unausstehlichen Menschen. Im Ehestande werden sie die ärgsten Plagegeister für einander. Grämlich vom Morgen bis an den Abend — zankt bald der Eine bald der Andere und kein Strahl der Freude scheint durch dieſs ewige Gewölk des Unmuths hindurch. Hört das Klagen und Zanken einige Augenblicke auf; so sind sie in sich gekehrt, und schwermüthig. Man lieset auf ihrer Stirn, daſs auf die Meeresstille bald ein Orcan folgen werde.

Nach wenigen Minuten werdet ihr ihn sicherlich hervorbrechen sehen.

Berechnet das Unangenehme nicht nach dem Maſsstabe eurer gereitzten Empfindlichkeit, — nicht nach dem ersten Eindrucke, den es auf euch macht, — weil ihr sonst oft sehr falsch rechnen würdet. Durch diesen, groſsen leidenschaftlichen Fehler wird nicht nur die Empfindlichkeit der meisten Menschen in einem sehr hohen Grade, aber zu ihrem eigenen Schaden vermehrt, sondern ihnen auch oft alle Besonnenheit genommen, über das Gute, das mit dem Uebel verbunden war, ruhig und ernstlich nachzudenken, und es eben dadurch für sich erträglicher zu machen. Wenn wir die traurige Kunst, den ersten unangenehmen Eindruck einer Sache auf ganze Monathe, auf ganze Jahre hinüber zu tragen, vertauschen und dagegen das Gute eben so lange in der Erinnerung zu genieſsen verstünden; so würden wir das Hauptmittel eines heitern Sinnes gefunden haben. Aber wir werden es nie in seiner ganzen Wirksamkeit kennen lernen. Das Böse lagert sich tiefer in unser Gedächtniſs hinein, als das Gute und Angenehme. Jenes quält uns oft noch lange nachher, wenn es ganz verschwunden war, — und so rechnen wir seine Summe viel zu hoch aus, weil wir die Empfindlichkeit unsrer Leidenschaft gleichsam als eine positive Zahl hinzuaddiren. Um euch von dieser Zählart loszumachen, — und folglich das Böse nur nach seiner intensiven, nicht seiner ihm durch die Empfindlichkeit aufgedrungenen Gröſse zu berechnen; so laſst euch dazu folgende Maximen empfohlen seyn. Glaubt nicht, daſs die Menschen nur immer aus studierter Bosheit und Arglist gegen euch fehlen. Ihre meisten Fehler entstehen aus Uebereilungen, Leichtsinn und Gedankenlosigkeit, — oder aus einem blinden leidenschaftlichen

Antriebe. Wenn man von diesem Grundsatze ausgeht; so wird man sich wenig geneigt fühlen, den Handlungen Anderer, oft ganz fremde Triebfedern anzudichten, und in ihrem Herzen die Werkzeuge unseres Unglücks aufzusuchen. Viele miſstrauische Leute sind in dieser unseligen Deutungskunst so stark, daſs sie uns beständig Gedanken unterschieben, die wir nie gehabt haben, und daſs sie die besten Menschen eben deſswegen für gefährlich halten. Sie sehen sich überall mit Feinden umringt, — wenn vielleicht kein einziger ihnen zu schaden sucht. Sie miſsdeuten alles, und vergeben nichts, weil sie alles von der schwärzesten Seite ansehen. Es ist nicht immer eigene, aus sich geschöpfte Kunde des Bösen, daſs sie alles böſslich auslegen, sondern meisten Theils kranke überspannte Empfindlichkeit und — Unverstand, ihr gereitztes Gefühl zum Prüfstein der vorhandenen Summe des Unangenehmen zu machen. Weil ein Mensch nichts taugt, so taugen, nach ihrer Meinung, alle nichts, weil sie von einem gedrückt wurden, so sind alle übrige ihre Verfolger. Was der eine verbrochen hatte, sollen alle übrigen entgelten müssen. Prüft euch daher augenblicklich, ob sich in eure Urtheile über Andere nicht jene Kränklichkeit und Empfindlichkeit des Gefühls mischt, die uns oft so ungerecht gegen unsere Nebenmenschen, ja sogar gegen unsere Freunde und Wohlthäter macht, und nach und nach alle Menschenliebe in unserm Herzen zum Schweigen brachte.

Untersucht bey allen unangenehmen Vorfällen, die euch begegnen, und wodurch eure stolze egoistische Empfindlichkeit gespannt zu werden anfängt, — *wie viel* ihr zu dem vorhandenen Uebel *selbst*, und durch eure eigene Schuld beygetragen habt. Der Mensch ist nur zu geneigt, den Grund des Leidens nicht in sich und in seiner eigenen Veranlassung dazu, sondern auswärts zu suchen, und grade dieſs ist es, warum so viele bey ihren Widerwärtigkeiten alles Gleichgewicht verlieren und bis zu Convulsionen und Erbitterungen gereitzt werden. Fern oder nahe hat der Mensch sich gemeiniglich sein Schicksal zubereitet; — entweder, weil er die Folgen seiner Handlungen, das groſse und wichtige: Respice finem! nicht gehörig ins Auge faſste und beherzigte; oder weil er durch seine Schuld in seinen Pflichten und Verhältnissen unwissend blieb; oder seine Vorsicht zu weit hinausschob. Hinterher sollen denn Andere unser trauriges Geschick herbeygeführt haben, was wir uns selbst — und oft mit einer geflissentlichen sonderbaren Industrie bereiteten. Wir erzürnen uns gegen fremde Menschen, anstatt daſs wir uns zuerst anklagen sollten. Ein ruhiger Blick auf uns selbst würde unsere Empfindlichkeit in der Geburt ersticken, und wir würden für unsere Fehler nie den Unschuldigen leiden lassen. Es giebt unzählige Menschen, die mit der ganzen Menschheit schmollen, weil diese ihre Lächerlichkeiten nicht liebenswürdig und ihre Ausschweifungen so wenig, als ihren erbärmlichen Stolz — erhaben und moralisch gut finden will. Die Welt soll ihre Albernheiten anbethen, und weil die Welt klüger ist und anstatt sie zu streicheln, — geiſselt, so sind sie ewig übler Laune und zanken ewig mit ihrem Schicksal. Sie denken nicht daran, daſs sie gefehlt haben; daſs ihr Eigensinn, ihre Geschwätzigkeit, ihre hohen Einbildungen von sich selbst, ihre leidenschaftliche Heftigkeit, ihr kleinlicher Geitz, ihr dictatorisches Aburteln, ihre seelenlose Einseitigkeit, ihr Verstoſs gegen die feinern Sitten sie dahin gebracht hat, wo sie nun mit Ueberdruſs und Verachtung stehen. Aber sammeln würden sie sich, wenn sie Schritt vor Schritt ihr eigenes Leben zu recensiren geschickt wären. Genaue Kenntniſs seiner Selbst ist das herrlichste Arzeneymittel gegen Aufbrausungen und Empfindlichkeiten aller Art. Kein Mensch ist etwas werth, der sich nicht selbst kennt. Der Ausspruch ist hart; aber es ist wahr; — kein Mensch kann je Herr über sich werden, wenn er es nicht auf dem Wege seines Selbststudiums wird. Wie will er Wunden heilen, wenn er nicht weiſs, wo sie liegen, und wie sie beschaffen sind!

Ueberdenkt, so bald eure Empfindlichkeit ausbrechen will, das Gute, — was aus einem Uebel für euch in physischer und moralischer Rücksicht, — vornehmlich durch eine ruhige Ertragung desselben entstehen kann und entstehen muſs. Die meisten Uebel sind es nur in der Einbildung. Ihre fürchterliche Gestalt verschwindet, so bald man das Gespenst näher zu beleuchten anfängt, oder die weise Einrichtung, die in dem Uebel selbst liegt, zu entdecken fähig ist. Der menschliche Verstand kann aus dem gröſsten Miſsgeschick Vortheile ziehen, *) so bald er es nur zu tragen gelernt hat, und an eine Vorsehung hierbey glaubt. Denkt immer daran, daſs uns jedes Leiden nach den Absichten dieser alles überschauenden Vorsehung in irgend ein Geleise zurück bringen soll, aus dem uns unsere Leidenschaften hinausgeworfen hatten; daſs kein Mensch, ohne jene Schule genutzt zu haben, groſs und gut geworden ist; daſs Menschen, denen alle ihre Wünche gelingen, selten liebenswürdig und achtungswerth sind; daſs es

---

*) »Il tâchera, sagt Rousseau irgendwo sehr schön, de mettre à profit ses revers mêmes comme un joueur prudent cherche à tirer parti d'un mauvais point, que le hazard lui amene; et, sans se lamenter comme un enfans qui tombe et pleure auprés de la pierre qui l'a frappé, il

im Unglück eine Tugendübung giebt, die allein unsern Pflichten die Krone aufſetzen kann; daſs der Mensch sich über sich selbst erhebt, und zu einem überirdischen Wesen wird; — wenn er selbst im Unglück, in Nacht und Sturm keinen Schritt von seiner sittlichen Gröſse abweicht. Wenn die Leiden des Lebens den Menschen nicht klug, vorsichtig, zum Herrn über sich selbst machen; so wird er es nie werden, und er ist für die Menschheit verloren, wenn er seine Kräfte nicht kennt, die ihm zur Verſüſsung seiner Leiden gegeben sind; so ist er nicht mehr zu retten. —

Endlich lernet die Dinge um euch her nach ihrem eigenthümlichen Werthe schätzen, wenn sich eure groſse Empfindlichkeit bey euren Widerwärtigkeiten verlieren soll. Die hohen Begriffe, die wir

---

sçaura porter, s'il le faut, un fer salutaire à sa blessure, et la faire saigner pour la guerir."

uns oft von sehr kleinen Dingen, und von uns selbst machen, verführen uns meisten Theils zu Klagen und übeln Launen, wenn wir jene entbehren müssen. Wir hängen unzählig oft nur an Schattenbildern des Glücks; unsere Phantasie treibt ihr Spiel damit, und wir vergessen dabey das Wahre und Reelle. Wir würden bey dem Verluste jener Puppen gleichgültig bleiben, wenn wir ihre Erbärmlichkeit nur einen Augenblick zergliedern, und sie von ihrem, ihnen geliehenen Schimmer entkleiden wollten. Der Verstand liegt dem Menschen so nahe und er weiſs ihn doch nicht zu nutzen! — Wir haschen nach der Ehrenbezeugung eines Menschen, der uns keine Ehre geben und nehmen kann, und dessen Gleichgültigkeit uns dennoch zu Boden drückt. Wir ringen und kämpfen nach einer berauschenden Minute des Vergnügens, und klagen das Schicksal an, wenn sie uns nicht gewährt wird, ohne daran zu denken, daſs uns eben diese Minute des Rausches augenblicklich den Eckel zurückführt. Wir greifen gierig nach einer Hand voll Gold, und wissen es doch recht gut, daſs uns alle Güter der Welt nicht glücklich machen können, wenn uns der Friede des Geistes und die Gesundheit des Körpers fehlt. Wir wünschen uns mehr Freyheit und willkührlichen Spielraum; — aber auch diese Freyheit ist nur ein Hirngespenst. Nimmt man uns auch einige Ketten ab, so wird die Welt schon dafür sorgen, uns neue anzulegen, und unser gröſserer Spielraum würde das Grab unseres bessern Charakters und unsrer Thätigkeit selbst werden. Wir erbittern uns oft über die schiefen Urtheile anderer Menschen in einem hohen Grade, ohne zu überlegen, daſs gewisse Köpfe nicht anders als schief urtheilen können, und daſs es etwas Kleines ist, über kleine Geister entrüstet zu werden. Wir ärgern uns über den hochtrabenden Stolz Anderer, und sollten sie bemitleiden, da sie bey näherer Beleuchtung geistesleere und verdienstlose Menschen sind, und das Gelächter des Publicums erregen. — Kurz, betrachtet jedes Ding genau und von allen seinen Seiten, lernt seinen Werth bestimmt abwiegen, und euer Gemüth wird ruhiger, eure Sinnesart freundlicher, euer Gefühl humaner und reiner werden. Die Welt muſs euch klug machen, anstatt euch durch falschen Schimmer zu verblenden. Jeder Mensch reicht euch selbst einen Spiegel hin, worin ihr seinen wahren Werth Sonnenklar erkennen werdet, wenn ihr nur näher hinzutreten, und alle Brillen auf die Seite legen wollet. — Noch heller werdet ihr in diesen Spiegel hineinschauen, wenn ihr auf den eurigen dabey fleiſsig zurückblickt, und euch selbst keine Gröſse leihet, die euch nicht zukommt. Je richtiger ihr euch selbst zu wägen versteht, je richtiger werdet ihr den wahren Gehalt aller andern Menschen finden.

ÜBERSICHT DER VORNEHMSTEN VON MIR GENUTZTEN LITERARISCHEN HÜLFSQUELLEN.

Zur Charakterkunde des Menschen, vorzüglich in Hinsicht auf Liebe und Ehe.

Viele meiner Leser haben eine etwas genauere Anzeige der Literatur über die bisher abgehandelten Gegenstände meines Versuchs gewünscht. Meine eben so gerechte, als warme Dankbarkeit für die vielfache gütige Aufnahme dieses Buchs gebiethet mir, ihre Wünsche, so viel es sich hier thun läſst, zu erfüllen, und ihnen die Hülfsquellen, woraus ich nebst meinen eigenen Erfahrungen vornehmlich für diesen

Band geschöpft habe, in einer kurzen Uebersicht, und mit einer hier und da zweckmäſsigen critischen Beleuchtung näher anzuzeigen. Ein vollständiges Verzeichniſs dieser Schriften kann ich ihnen Theils wegen Mangel des Raums; Theils auch darum nicht liefern, weil ich, bey meiner fortdauernden Entfernung von meiner Heimath, und fast von aller neuern Literatur, die Anzeige der genutzten Bücher gröſsten Theils nur aus meinem Gedächtnisse abschreiben muſs, und in der Eile von mir manche vortreffliche Schrift vielleicht vergessen seyn kann, die hier eine sehr ehrenvolle Erwähnung verdient hätte. Viele meiner Lieblingsautoren habe ich schon im Vorhergehenden genannt, sie könnten also füglich übergangen werden, wenn ich nicht von diesem und jenem noch etwas Wissenswürdiges für meine Leser ausheben müſste. Viele andere kommen im gegenwärtigen Verzeichnisse zum ersten Mahle vor, und mögen zu Belegen dienen, daſs noch sehr viel zu thun übrig bleibt, ehe wir uns eine ganz vollständige critische Anthropologie der weiblichen Denk- und Sittenweise und der Liebe überhaupt versprechen können.

Die **Alten** haben zum Theil über die Liebe mit einem Scharfsinne und einer Delicatesse philosophirt, worin sie in diesem Puncte von den Neuern noch nicht übertroffen worden sind. Ich verweise meine Leser auf die psychologischen Nachforschungen des **Aristoteles**, und des **Plato**. *) Vorzüglich herrscht in den Werken des letztern eine wundersame Gewandtheit, jene groſse Eigenschaft in ihre feinsten Theile zu zergliedern, ihre Wunder zu beschreiben, und ihren Aufflug zum Geistig-schönen zu berechnen. Man lese seine Abhandlung über die Freundschaft, und die eben so gedankenreiche über die Gesetze. Uebrigens hat er wohl nie beweisen wollen, daſs man das schöne Geschlecht ohne alle Rücksicht auf persönliche Annemlichkeiten, also ohne alles Beygemisch einer wenigstens versteckten Sinnlichkeit lieben könne. Das Bild der Liebe, welches er in jenen Abhandlungen gezeichnet hat, soll auf eine edlere Männerliebe hinzielen. Diese kann aber bey genauerer Beleuchtung nie etwas anders, als Freundschaft seyn, wenn man nicht die höchsten Ausartungen des Instincts darunter verstehen will, wogegen die Philosophie des Plato mit Recht kämpfte. Noch umständlicher und subtiler, als in genannten Abhandlungen, theilt der groſse Kopf uns seine Ideen über die Natur der Liebe in seinem Gastmahle mit, worin sich überhaupt sein groſses Genie in seiner ganzen dichterischen Fülle, und in seiner schönsten Fruchtbarkeit der Gedanken zeigt. Es bleibt ein Meisterstück des Alterthums, und verdient mit Recht die vielen neuern critischen und ästhetischen Behandlungen, die ihm bekanntlich einige unserer bessern Köpfe geschenkt haben.

---

*) Ferner auf die vortreffliche Abhandlung des Plutarch: de Mulierum virtutibus. Eine der schönsten Lobreden der Weiber vornehmlich ihrer Sittenkeuschheit.

Die Dichter der Griechen und Römer haben gleichsam mit einander gewetteifert, die Schönheiten und Wirkungen der Liebe zu mahlen, und sind von uns hierin noch nicht ganz eingehohlt worden. Homer berührt einige ihrer feinsten Seiten, und es ist daher etwas auffallend, wenn Chabanon in seiner Abhandlung über den Homer als tragischen Dichter behaupten will, daſs die Liebe wenig, oder gar keinen Antheil an der Iliade habe, da sich das Ganze auf die Entführung einer liebenswürdigen Fürstinn gründet, und Göttinnen und Weiber so wichtige Rollen in seinen Werken spielen. Freylich so ist die Liebe darin nicht, wie in einem französischen oder deutschen Schauspiele, aufgestellt worden. Dieſs lag nicht in dem Plane seiner ernstern und kühnern Gesänge, so wie überhaupt die Alten das Empfindsame, Feenartige und Theatralische, was wir in die Darstellung der Liebe zu mischen pflegen, nicht gekannt zu haben scheinen. Ihre zärtlichsten Gedichte haben einen gewissen Charakter von Ernst und Stärke, der das Gefühl zwar angreift, aber nicht weibisch macht, und der unsern erotischen Dichtern als das einzige Muster von Gedankenfülle und Begeisterung anempfohlen werden müſste, wenn sie versprechen wollten, — sich durch eine zu blendende Zeichnung der Sinnlichkeit nicht verführen zu lassen. Hierin halten selbst die züchtigsten Dichter des Alterthums kein Maſs, und vernichten oft den letzten Funken von dem Glauben an eine geistige Liebe, welche —

die alten Dichter nie haben anerkennen wollen. Sie glaubten, daſs man diese beglückende, wunderthätige Leidenschaft nie ohne das Physische beschreiben, folglich auch nie besingen könne. Sie erscheint daher in ihren Liedern in allen nur möglichen verführerischen Gestalten; bald verschleyert, bald ohne Schleyer; bald im Geleite der Grazien, bald — ohne sie in den Opfern der Göttinn von Cythere; bald als Siegerinn, bald als Besiegte; bald in der Form eines Kindes, und ein ander Mahl in der alles zermalmenden Kraft des Riesen. So singen Sappho, Anacreon, Moschus, Bion, Theocrit und andere Griechen ihre Wunder. Der Lateiner Lucrez hat das üppigste Gemählde von ihr entworfen, daſs je entworfen werden konnte, und bey etwas mehr Zucht und Keuschheit seines Pinsels alles übertreffen würde, was Franzosen, Engländer, Italiäner, Spanier und Deutsche über die Seligkeiten und Mysterien Amors und Hymens gedichtet haben. Lucrez hat es bewiesen, — woran manche zweifeln wollten, daſs der tiefdenkende Weltweise auch ein hinreissender Dichter seyn kann. Der bescheidenere Virgil und der noch subtilere Horaz hüllen die Liebe bisweilen in ein geistigeres Gewand; — aber die Gewalt ihrer Sinnlichkeit schimmert doch überall hindurch, und der Griffel des Dichters verirrt sich unwillkührlich in ihren Reitzen. Wer kennt nicht die glühende Sprache, die sie in den Oden des Horaz redet. Seine Lieder sind die Geschichte seines eigenen Herzens, das bis an den letzten Pulsschlag an einer unheilbaren, vielleicht sehr thierischen Liebe kränkelte. Ovid übertrift den Virgil, Lucrez und Horaz an Umständlichkeit und Vollendung zärtlicher Gemählde. Er führt uns in das schönste Heiligthum der Liebe, aber bisweilen mit einer zu frechen Hand und einer zu groſsen

Anstrengung des Witzes ein, damit uns ja nichts verborgen bleibe. — Aus ihm haben von jeher die Dichter aller cultivirten Nationen die Farben und Materialien zu ihren gröſsern und kleinern Bildern der Liebe genommen. Er ist der poetische Codex für die ganze Nachwelt geworden, — so wie er der Sittenverderber ganzer Schulen genennt werden kann. Aber er bleibt nach meiner Meinung eins der gröſsten und feinsten Genies der alten Welt. Erreicht, aber nicht übertroffen hat ihn in einzelnen Stellen Catullus, Tibullus, Propertius und Gallus in seinen Fragmenten. Plautus und Terenz liefern uns comische und ernsthafte Erscheinungen der Liebe und des weiblichen Charakters überhaupt, die nicht naiver seyn können. Plautus besitzt einen Humor und dabey eine Fülle von Menschenkenntniſs, die den Leser mehr, als die delicatere Philosophie des Terenz mit sich fortreiſst.

Jeder ist in gewisser Hinsicht gröſser, als der andere, ohne daſs jemahls einer den andern verdunkeln könnte.

Unter den Franzosen, die unstreitig in vorigen Zeiten das Meiste und Launigste über Weiber, über Liebe und Ehe geschrieben, und in der subtilern Behandlungsart dieser Materien immer noch viel vor uns voraushaben, nenne ich wiederum den Mann zuerst, der mit unbeschreiblicher Sehkraft den Menschen studiert, und ihn gleichsam aus allen seinen Schlupfwinkeln herausgehoben, und ans Sonnenlicht gestellt hat, — den Montaigne. Es ist von meinem zwanzigsten Jahre an mein Lieblingsautor in der Menschenkunde gewesen, ich hatte ihn zu übersetzen angefangen; fand aber in Absicht seiner vielen sehr freyen, und etwas zu sinnlich hingeworfenen Stellen Bedenklichkeiten, die

Verdollmetschung zu vollenden, und überlieſs sie gern der geschicktern und naivern Uebersetzungsgabe des sel. geheimen Raths Bode, dessen Arbeit, als Uebersetzung betrachtet, ein Meisterstück seiner Art genennt zu werden verdient, und mich bezauberte, ehe sie noch im Druck erschienen war. Ich habe aus dem *Montaigne* sehr viel gelernt. Man wird mir daher verzeihen, wenn ich ihn mehrmahls in meiner Charakteristik citirt habe, und ferner citiren werde. Hier werde ich nur noch ein Paar Stellen nachhohlen müssen. Im II. B. C. XII. erzählt dieser groſse Kopf sehr naiv, wie er bey aller Langsamkeit und Stille seines Temperaments endlich doch der Liebe nachgeben muſste. Diese Stelle ist ein redender Beweis von seiner scharfen Beobachtungsgabe, so wie seine Arzeneymittel zur Dämpfung der Liebe im XXXIII Cap. seine psychologische Heilkunde documentiren. Folgende Bemerkung verdient hier einen Platz, nähmlich: "daſs die Liebe, weil der Körper dabey so sehr mit ins Spiel komme, dadurch endlich eine Verringerung leiden und gesättigt werden könne; daſs uns hingegen die Leidenschaften, die ihren Sitz in der Seele allein haben, als Ehrgeitz und Geitz, desto mehr zu schaffen machen. Die Vernunft kann hierin von niemand Anders, als von sich selbst, Hülfe erwarten. Die letztern Leidenschaften sind daher nie zu sättigen, sondern werden durch den Genuſs nur stärker und bleiben immer neu." Im III. B. C. V. redet Montaigne weitläuftig von der Verwerflichkeit einer zu feurigen Liebe in der Ehe; aber darin scheint er zu irren, wenn er meint, daſs die Dichtkunst die Liebe schöner und stärker zu schildern verstehe, als sie es wirklich sey. — Das Bild der Liebe erreicht die Schönheit des Originals nie ganz, und selbst ihr hinreiſsendes Gemählde im Vten

Buche des Lucrez ist nur ein Schattenriſs ihres bezaubernden, allmächtigen Gefühls. Auſserdem scheint mir Montaigne das Feuer in den Umarmungen der Venus und des Vulcans ungerecht zu tadeln, — weil es Eheleute gewesen wären. Virgil berührt in dieser Stelle nichts, als Dinge, die ganz unschuldiger Weise zwischen zwey zärtlichen Eheleuten vorfallen können, und weſshalb ihnen weder Arzt noch Philosoph Vorwürfe machen darf. Hier ist die Stelle aus dem VIII. Buche der Aeneide, wogegen Montaigne zu Felde zieht:

> — niveis hinc atque hinc Diva
> lacertisCunctantem amplexu molli fovet. Ille repente
> Accipit solitam flammam notusque medullas
> Intravit calor et labefacta per ossa cucurrit.

Einen desto reifern Gedanken finden wir unmittelbar hinter jenem Tadel: "Die Liebe ist nicht gern da, sagt Montaigne, wo man sie nicht um ihrer selbstwillen sucht."

Mit wenigerer Offenherzigkeit gegen sich selbst, aber mit einem eben so tiefen Blicke in das menschliche Herz, und mit einem nicht geringern Gedankenreichthume hat ein anderer Franzose, — La Mothe le Vayer sein groſses, unsterbliches, hier und da paradoxes Werk geschrieben, das in alle Sprachen übersetzt zu werden verdiente; aber wie es scheint wenig gelesen wird. Seine Gedanken über die Liebe scheinen oft nur hingeworfen zu seyn; allein es sind wahre Texte zum Denken, und verrathen eine genaue Bekanntschaft mit der Moralphilosophie der Alten. Man lese vornehmlich Tome I. S. 855. II. S. 66. in der Folioausgabe seiner Werke. A Paris 1654. S. 55. finde ich eine schön gewandte Idee über die Naktheit des Gottes der Liebe, die wörtlich so lautet: "Quand les poetes aussi bien que le peintres nous ont representé l'Amour nud ce n'a été que pour nous faire entendre qu'entre des personnes qui s'ayment, comme il faut, il n'y doit jamais avoir rien de caché." Die schöne Naktheit des Gottes der Liebe hat zu sehr vielen andern Deutungen Gelegenheit gegeben, die aber noch lange nicht alle erschöpft sind. Hätte man dieser Gottheit nicht die äussern furchtbaren Waffen, — Bogen, Köcher und Pfeile angehängt; so würde ihre Naktheit eben so gut das schöne Symbol ihrer reinen friedlichen Unschuld, und ihrer, von allem äussern Zierrath unabhängigen, einfachen aber desto wirksamern Sinnesart seyn können. Da diese Symbole der Liebe lediglich Gegenstände eines Phantasiegemähldes und der dichterischen willkührlichen Deutung sind und bleiben; so könnte man es wagen, sie für den höhern Sinn der Liebe noch ganz anders als bisher geschehen ist, auszulegen, und den alten Mythus in einer verschönerten Gestalt zu entwikkeln.

Nächst dem La Mothe le Vayer nenne ich noch kürzlich den ernsten, gedankenreichen Pascal, den Denker Charron: de la Sagesse. Vor allen andern aber den paradoxen unerschöpflichen und feinen Petrarc, von dessen prosaischen Werken ich eine Französische Uebersetzung aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts fleiſsig gelesen habe. Er gehört zu den seltenen und unübertreffbaren Schriftstellern, die man zu lesen nie müde wird, sondern die wegen der Feinheit und Ueberraschung ihrer Ideen, und wegen der Schönheit des Ausdrucks und Gefühls immer neu bleiben. Ferner nenne ich hier den finstern, aber sehr schätzbaren Seelenforscher de la Chambre vornehmlich in seinen Caracteres de l'amour; den hypothesen- aber doch gedankenreichen Malebranche in seiner Recherche de la Verité, à Par. 1678. S. Tom. II. p. 255. und den Schöpfer einer neuen Philosophie in der Mitte des vorigen

Jahrhunderts nämlich des Des Cartes in seiner trefflichen Abhandlung: les Passions de l'ame, a Amsterd. 1649. S. 106. mit dessen Ideen man die vielen durchdachten Stellen vergleichen kann, die in der Ethik des unsterblichen Spinoza in Absicht der Liebe vorkommen. Zwischen diese zwey ernsten Denker setze ich zur Abwechselung das Meisterstück der dramatischen Dichtkunst des vorigen Jahrhunderts, den sogenannten Cid des Corneille. Die schöne und zärtliche weibliche Liebe in der Rolle der Chimene, die dem edeln Rodrigo eben ihre Hand schenken will, als dieser der Mörder ihres stolzen Vaters wurde, diese Liebe sage ich, wie sie bald zwischen ihren seligsten Gefühlen und bald den Ausbrüchen einer gerechten Rache schwärmt und schwankt, ist unübertreffbar von Corneille gezeichnet, und gehört unstreitig zu den vollendetsten Gemählden dieser Art. Sprechend schön sind alle

alle Weibercharaktere in den Werken des Moliere und Boileau getroffen, — und ich habe viel aus ihnen gelernt Bisweilen scheinen sie ihren Witz zu übertreiben, und den Weibern Unrecht zu thun, allein, bey genauerer Untersuchung, findet man sie immer auf dem richtigsten Wege der Menschenkenntniſs und alle ihre Schilderungen tragen ein lachendes Gewand. Vornehmlich ist die Xte Satyre des Boileau ein getreuer Spiegel der Weiber in der groſsen Welt, und ihrer dortigen Schwächen. Mit einer hinreiſsenden Kunst zeichnet er darin nach einer gewissen Stufenfolge die Coquette, die Spielerinn, die geitzige, die bizarre, die gelehrte, die spröde, die vornehmbürgerliche, die scheinheilige, die pedantische und proceſssüchtige Frau, und — enthüllt dadurch tausend Gefahren der Ehe. Die Werke der Madem. de Scudery habe ich nicht ungenutzt gelassen. Diese alte gelehrte Dame schrieb zwar mit einiger Erbitterung gegen die Liebe, und hält dem Amor in ihrer fragmentarischen Abhandlung de l'amour eine wahre Schandrede; allein sie giebt Stoff zum Nachdenken, und ihre Gewissensfragen über die Liebe so pedantisch sie auch hier und da scheinen mögen, verrathen die genaue Menschenkennerinn. Sehr sinnreiche Gedanken über die Liebe habe ich auch in einem wenig bekannten Büchlein: Bouquet historial, à Lyon 1672. S. 15-20. gefunden.

Saint-Evremont *) gehört, nach meiner Meinung, zu den subtilsten Menschenbeobachtern seines Zeitalters und seine

---

*) Einige seiner Ideen sind in dem Dictionaire universel des Sciences unter dem reichhaltigen Titel: Amour aufgenommen worden. Dieses Werk verdient hier vorzüglich als ein Magazin der schätzbarsten Litteratur- und Menschenkenntniſs angezeigt zu werden. Wer es besitzt, der hat eine groſse Bibliothek. —

Maximen verrathen eine groſse Zartheit des Gefühls und des Nachdenkens. Man lese vornehmlich folgende Stellen: Tom. I. S. 40. 50-53. 76. Tom. II. S. 42. 43. 159-169. 203. 391-396. 424. Tom. III. S. 11. 56. 57. 106. der Londener Quartausgabe. Saint-Evremont würde in unsern Zeiten die Sprache eines Rousseau erreicht haben, und vielleicht hatte er das weibliche Herz noch genauer als der letztere studiert. Unstreitig hat er die Weiber der groſsen Welt besser, als Rousseau, gekannt. Wer die feinere und gröbere Coquetterie des weiblichen Geschlechts, seine Künste und Blendlaternen, uns zu täuschen, seinen wollüstigen Leichtsinn, seine Herrschsucht u. s. w. in allen ihren Gestalten kennen lernen will, den verweisen wir auf das von Saint-Evremont herausgegebene Buch eines unbekannt gebliebenen Mannes, der nach tausend zärtlichen Abenteuern sich aus der groſsen Welt in eine tiefe Einsamkeit begab, und endlich als ein, — armer Klosterknecht in gröſstem Elende starb, auf die Memoires de la vie du Comte D . . . avant sa retraite. Redigez par Mr. de Saint-Evremont. A Paris 1698. II Tomes. Da dieses wichtige Buch *) selten geworden ist; so verdiente es übersetzt zu werden, obgleich die darin enthaltenen Begebenheiten in die Mitte des vorigen Jahrhunderts fallen.

Dem Saint - Evremont setze ich als scharfsinnige Menschenforscher den viel zu wenig gelesenen la Bruyere in seiner Uebersetzung des Theophrast und seinen beygefügten Charakteren, und den Bellegarde in seiner Abhandlung: Reflexions sur le Ridicule et sur les moyens de l'eviter zur Seite. Beyde sind zwey trockene aber sehr tiefsehende Kenner des weiblichen

---

*) In dem Catalogus Bibliothecae Menckinianae heiſst es S. 816.: libris damnatis et prohibitis ad numeratur.

Herzens. Sie scheinen ihr ganzes Leben diesem Studium gewidmet zu haben, man würde sich aber irren, wenn man in ihnen andere Bilder der Weiber, — als aus der groſsen Welt ſinden wollte; diese Einseitigkeit der Sittenmahlerey bemerkt man fast bey allen Franz. Schriftstellern. Das allerreichhaltigste Magazin zur Kenntniſs des Menschen und auch insonderheit des weiblichen Charakters ſindet man in dem Wörterbuche des Bayle. Dieser groſse Mann, der unter allen Polyhistoren unstreitig einer der gröſsten war, hat mit einem gleich richtigen, alles durchdringenden Scharfblicke das Gebieth der Critik und das menschliche Herz durchforscht. — Seine tiefe Kenntniſs in der Geschichte muſste dieses Studium bey ihm erhöhen helfen, so wie eben jene weitläuftige Geschichtskenntniſs das Interesse seines Buchs in anthropologischer Hinsicht verschönern half. Sollte dieſs groſse unerschöpfliche

Magazin von wissenschaftlichen Kenntnissen aller Art, nach einem neuern Vorschlage endlich einmahl umgearbeitet werden; so fürchte ich sehr, daſs Bayle als Philosoph verloren geht, wenn er auch als Critiker gewinnen sollte.

Unter den neuern Französischen Schriftstellern nenne ich vornehmlich zwey berühmte Männer, die zu ihrer Zeit die Sonnen der Nation waren, und deren Schriften es noch sind, den Helvetius und Montesquieu. *) Eine Stelle aus dem

---

*) Montesquieu war unstreitig einer der besten Köpfe Frankreichs. Ein Mann von hohem Genie, aber dabey ein Mensch ohne Charakter; — zum traurigen Beweise, wie himmelweit oft der Schriftsteller von dem Menschen unterschieden ist! Eine kleinliche, weibische Eitelkeit und ein erbärmlicher Stolz auf sein von begleiteten ihn bis an sein Grab. Als sein Geist der Gesetze erschien, veranlaſste dieſs Werk manche schlechte und mittelmäſsige Beurtheilung, die er herzlich verachtete, aber auch eine

letztern über die Liebe will ich hier nachhohlen, weil sie mir sehr richtig und ideenreich zu seyn scheint: "Notre liaison avec les femmes, sagt er, est fondée sur le bonheur attaché aux plaisirs des sens, sur le charme d'aimer et d'être aimé, et encore sur le desir de plaire, parceque ce sont des juges très eclairés sur une partie des choses, qui constituent le merit personel. Ce desir général de plaire produit la galanterie, qui n'est point l'amour, mais

---

treffliche Critik, die ein bekannter Gelehrter verfertigt hatte, und zu der sich Herr du Pin gern bekennen wollte. Montesquieu erfuhr es, und war in — Verzweiflung. Die Critik ward gedruckt, und sollte so eben ausgegeben werden, als Montesquieu zur Frau von Pompadour ging, die auf sein Bitten den Drucker mit der ganzen Auflage kommen lieſs. Sie ward vernichtet, und nur 5 Exemplare wurden gerettet. S. ein interessantes Werkchen: Maximen, Charakterzüge und Anecdoten. 2ter Band. Leipz. 1797.

le delicat mais le leger mais le perpetuel mensonge de l'amour." Vornehmlich deckt Montesquieu das schöne Gebieth der weiblichen Liebe in seinen Lettres persanes auf. Einzelne dieser Briefe sind Meisterstücke weiblicher Zärtlichkeit und liebenswürdiger Schwärmerey. Mein Urtheil über einen der gröſsten Menschenkenner, über den Rousseau habe ich bereits schon in der Vorrede des zweyten Bandes meiner Charakteristik und in andern Stellen derselben geäussert. Eine zweyte Heloise wird vielleicht nie wieder geschrieben werden. Sie ist das schönste, feurigste, zarteste und hinreiſsendste Gemählde der Liebe nach allen ihren Ergieſsungen, Gestalten und in ihren kühnsten Schwärmereyen. Wenn diese zärtliche Leidenschaft je in den Herzen der Menschen aussterben könnte; so würde sie dieses Buch wieder von den Todten auferwecken. Noch mehr, als dieses unsterbliche Werk, habe ich aber die geistreiche Abhandlung des groſsen Mannes: Sophie oder das Weib genutzt, da dieses Stück des Emils eigentlich als ein Lehrbuch der Liebe und Ehe betrachtet werden kann, und hier mehr zu meinem Zwecke diente. Ausserdem haben mir die Schriften Voltaires manchen wichtigen Beytrag zu meinen Arbeiten geliefert. Der alte Spötter hat das weibliche Herz sehr genau gekannt, und diese seine genaue Kenntniſs macht einen Theil seiner jovialen und lachenden Philosophie aus, die von jeher so viel Bewunderer gefunden hat.

Unter den Engländern, welche das Studium der Menschen genutzt und das Herz der Weiber und die Liebe durchforscht haben, steht der unsterbliche Shakespeare oben an, — ein Originalgenie, als vielleicht keins wieder geboren wird. Der groſse Dramatiker hat seine Charaktere mit einer bewunderswürdigen Kunst der Darstellung geschildert, und uns die Menschen in allen ihren verschiedenen, — versteckten und offenen Formen gezeigt. Jedes Blatt seiner Werke ist ein Beytrag zur feinsten Menschenkunde und einer tiefeingreifenden, alles zergliedernden Phantasie. Selbst in seinen dichterischen Uebertreibungen liegen herrliche Goldkörner; — man findet oft da die Natur bey ihm am richtigsten getroffen, wo er über ihre Grenze hinauszugehen scheint. Kurz er ist und bleibt einer der gröſsten Lehrer des Menschen, und vornehmlich hat er in mehrern Stücken die weibliche Liebe in ihre subtilsten Grundzüge zerlegt. Baco von Verulam in seinem Buche: de Augmentis scientiarum und Barclay in seinem Icon animorum, und vornehmlich das trefflichste Journal, was je in der literarischen Welt erschienen ist, — der Spectator haben mir manche neue Idee zu meinem

Versuche geliefert. Auch Homes Grundsätze der Critik sind voll schöner und scharfsinniger Gedanken über die Liebe. Der Britte Burke handelt in seiner philosophical Enquiry into the origin of our Ideas of the Sublime and Beautiful, London 1757. IV Th. 19. Abschn. gleichfalls von dieser Leidenschaft und ihren physischen Ursachen. Er äussert deshalb eine wunderliche Meinung, die wir hier zur Erbauung unsrer Leser nachhohlen wollen. Burke meint, daſs, nach den Gesichtsausdrücken der Verliebten zu urtheilen, die Liebe von einer innerlichen Ohnmacht und Ermattung begleitet sey, und daſs die Schönheit überhaupt durch eine Nachlassung aller festen Theile unseres Körpers wirke; ja, daſs jene Erschlaffung der Grund alles positiven Vergnügens sey. In allen Sprachen habe man die Ausdrücke: — daſs man von Vergnügen erweicht, aufgelöst, entnervt werde, davon ermatte, hinsterbe, wegschmelze. Liebe werde also durch eine Erschlaffung, durch eine Losspannung der Fiebern des Körpers hervorgebracht. Dieſs wäre denn freylich eine ganz neue Theorie dieser Leidenschaft, wenn sie nur einiger Maſsen haltbar wäre und zu fruchtbaren Resultaten führte. Allein die Physiologen werden uns wahrscheinlich das Gegentheil beweisen, und behaupten, daſs, nach den Ausdrücken der Verliebten zu urtheilen, die Liebe, als physisches und geistiges Phänomen betrachtet, von einer lebhaften Spannung der Nerven und des Gefühls begleitet werde, und daſs das sinnliche Vergnügen nicht so wohl von einer Privation, von etwas Negativen, sondern von etwas Wirklichen ausgehe, weil die Natur hierin ihre Geschöpfe nicht habe täuschen können, noch täuschen wollen. Ich nenne zum Nachlesen solcher Englischen Schriften die hieher gehören, nur noch folgende: Schmids

Theorie der moralischen Empfindungen, *) Burtons Vorlesungen über die weibliche Erziehung und Sitten. Aus dem Engl. von C. F. Weisse. Leipz. 1795. G. F. C. Weissenborn Rettung der Rechte des Weibes mit Bemerkungen über politische und moralische Gegenstände von Maria Wolstoncroft. Aus dem Engl. Mit Anmerkungen und einer Vorrede von C. G. Salzmann. Schnepfenth. 1793.

Die Deutschen haben sich in neuern Zeiten durch ihre pädagogische Schreib-

---

*) Pope's und Richardsons bekannte unsterbliche Werke dürfen hier nicht übergangen werden. In den geniereichen Schriften eines Steele und Sterne liegen gleichfalls unermeſsliche Schätze zur Charakterkunde des Menschen und seiner zärtlichen Leidenschaften. Die vielen vortreflichen Englischen Romane, von denen man ein gleiches sagen darf, kann ich hier nicht alle nennen. Sie sind allen gebildeten Lesern bekannt.

seligkeit, und ihre vielen, zum Theil sehr ſchätzbaren Abhandlungen über das weibliche Geschlecht vor allen andern Nationen ausgezeichnet. Jene pädagogische Literaturepoche stiftete unter andern auch das Gute, daſs man das andere Geschlecht mehr zu ſtudiren und zu veredeln anfing, und so theilten uns, durch den Strom der Mode und des gegenwärtigen Tons mit fortgerissen, mehrere treffliche Köpfe ihren Gedankenreichthum über die schönere Hälfte des Menschengeschlechts mit, die keine Profession von der Erziehung machten, und sogar der neuern Pädagogie den Krieg ankündigten. — Ich kann hier unter der groſsen Menge der Schriften, die uns mit dem Eigenthümlichen des weiblichen Charakters mittel- oder unmittelbar, bald auf eine nähere bald entferntere Art bekannt gemacht haben, der Kürze wegen nur folgende nennen. Schon in Luthers Schriften findet man zerstreuete ganz vortreffliche Maximen über das zweyte Geschlecht, die wohl ein Mahl gesammelt zu werden verdienen. — Manchen tiefen Blick in das weibliche Herz und in die schöne Natur der Liebe, enthalten die Werke unserer Dichter aus dem vorhergehenden Jahrhunderte vornehmlich eines Opitz, Flemming und Lohenstein. Neuerlichst haben sich aber vornehmlich als scharfsinnige Kenner des weiblichen Herzens gezeigt — der Verfasser des Buchs: über die Ehe und des neuern Werks: über die bürgerliche Verbesserung der Weiber. Dieser originelle Kopf, der das Wahre und Halbwahre, das Einfache und Paradoxe so äusserst schön mit einander zu vereinigen wuſste, und, aller Ueberspannungen ungeachtet, wegen seines überall hervorleuchtenden ergötzlichen Humors nicht ermüdet, machte einen kühnen Vertheidiger des schönen Geschlechts, und erhob es bis in Himmel.

Das vortrefflich geschriebene und allgemein gelesene Buch des Herrn Brandes über die Weiber. Leipz. 1787. zog die Weiber, wie wohl hier und da etwas unsanft, vom Himmel zur Erde herab, und wies denselben ihren eigenthümlichen Rang und Stand in der Menschheit an. Einige Thörinnen fanden es sonderbar, daſs der Verfasser die Weiber — Weiber genannt hatte, und wollten in der Residenz — Damen genennt seyn. Eine behauptete sogar, daſs man nun auch ein Buch über die Männer unter dem Titel: über die Kerls schreiben müſste!! Genug das Buch machte groſse Sensation in der vornehmen Weiberwelt, und die meisten überfällt noch jetzt ein kleiner Schauder, wenn sie an das aus so edeln Absichten geschriebene Werk denken. Hr. Mauvillon hat in seiner Schrift: Mann und Weib dieses Buch weitläuftig zu widerlegen gesucht. Es ist weniger schön, als das Buch über die

Weiber geschrieben; allein es enthält einzelne ganz vortreffliche, besonders in practischer Hinsicht lehrreiche Stellen. Etwas weniger Vorliebe für das andere Geschlecht, — etwas weniger Nachsicht mit den Schwächen desselben würde ihm ein gröſseres Interesse gegeben haben. — Es würde ein Meisterstück geworden seyn, wenn es nicht als eine polemische Schrift auf den Kampfplatz getreten wäre. Ferner nenne ich hier Campe's Erziehungsschriften, und vornehmlich seine und seiner gelehrten Mitarbeiter vortreffliche Noten zum Emil, die ein Codex der geprüftesten Menschenkunde und Lebensphilosophie genannt werden können, und den Emil selbst zu einem vollendeten, in seiner Art einzigen Werke machen.

Vorzüglich nenne ich auch hier die Schriften eines Wieland. Dieser groſse lichtvolle Kopf, in dem sich alles glücklich vereinigt, was man Talent des Geistes und

Schönheit und Wahrheit des Gefühls nennen kann, verdankt seinen Ruhm dem scharfſinnigsten Studium des menschlichen Herzens. In keinem seiner Werke hat er diese groſse, unerschöpfliche Schule ungenutzt gelassen, und hat uns den Charakter der Weiber nach allen Graden seiner Stärke und Schwäche in dem schönsten Kleide der Diction entwickelt. Ich halte ihn für einen subtilern Menschenkenner, als Voltaire und Rousseau. Ihm zur Seite setze ich wegen seiner seelenvollen, eindringlichen und oft hinreiſsenden Darstellungsgabe, und seines überall hervorleuchtenden Ideenreichthums unsern Herder, vornehmlich in seiner scharfſinnigen Philosophie der Geschichte der Menschheit. Noch nenne ich den Probst Hermes in seinen Romanen, wo man die reichhaltigste Galerie weiblicher Charaktere, nur Schade! in einem etwas vernachlässigten Style antrift. Ehlers Werk über die Sittlichkeit der Vergnügungen, **Feders** sehr schätzbare Abhandlung über den menschlichen Willen und **Knigge's** Schriften verdienen nicht bloſs gelesen, sondern studirt zu werden. Ich übergehe die Legion von Journalen, worin man einzelne, der Unsterblichkeit würdige, Aufsätze über das andere Geschlecht antrift, deren Anzeige aber die Gröſse eines Folianten verursachen würde. *)

---

*) Lesenswerth sind noch folgende hierher gehörige Schriften: Das Weib, in **Andre's** compendiöser Bibliothek. **Bahrdts** Zeitschrift für Gattinnen, Mütter und Tochter, nebst **La Fontaine's** Fortsetzung. — **Benecken** Weltklugheit oder practische Philosophie für das häusliche und eheliche Leben. — v. **Ziegesars** Abhandlung über die Liebe. — Die Schriften zweyer geistvoller Weiber, der **la Roche** und der **Frau von Berlepsch.** — Meine Leiden und Freuden als Jungfrau und Gattinn und als Gattinn und Mutter von **Amalie Will**, eine ganz neue vortreffliche Schrift

Zum Beschlusse dieser vielleicht schon zu weitläuftigen Uebersicht nenne ich hier noch drey sonderbare und seltene Bücher, die ihres paradoxen Inhalts wegen eine Erwähnung verdienen, und zu ihrer Zeit Epoche machten. Es sind folgende: 1) Disputatio perjucunda, qua Anonymus probare nititur, mulieres homines non esse, cui opposita est S. Gedicci S. S. Theol. Doct. defensio sexus muliebris, qua singula Anonymi Argumenta distinctis thesi-

---

in ihrer Art. — v. **Zimmermanns** ideenreiches zum Theil hinreiſsend geschriebenes Werk über die Einsamkeit. — Einige tief gedachte Abhandlungen in den **Horen**. — **Lenz** antiquarisch-gelehrte, aber auch für den Psychologen sehr interessante Schrift über die Weiber im heroischen Zeitalter. — Wie scharf und fein, wie treffend und naiv **Lessing**, **Gothe** und **Schiller** in ihren unsterblichen Werken über Liebe und Weiber gedichtet und philosophirt haben, ist der ganzen erleuchteten Welt bekannt. — Friedrich Schulz Texte zum Denken. — v. Ramdohr Venus Urania. —

bus proposita viriliter enervantur. Parisiis 1693. Der Verfasser beginnt sein wunderliches Büchlein mit dem wunderlichen Gedanken, dafs, da man in Polen die Gottheit Christi zu bezweifeln angefangen habe, es ihm um so viel eher erlaubt seyn werde, die Menschheit der Weiber zu bestreiten, und ihre Erlösung durch Christum zu bezweifeln. Da die Socinianer, fährt der sonderbare Kopf fort, den Schöpfer lästern dürfen; so werde ich, ohne Ahndung zu fürchten, desto eher seine Creatur angreifen können, zumahl da ich auf eben die Art die Menschheit der Weiber aus der heil. Schrift widerlege, wie jene (Socinianer) aus eben diesem Buche die göttliche Natur des Erlösers bestritten haben. Auf diese Prämissen gründet der Verfasser sein ganzes Raisonnement, welches nichts anders als eine exegetische Persifflage der Socinianischen Dogmen seyn soll. Das ganze Buch ist in einem Tone geschrieben, der mehr den versteckten Scherz, als ein ernstliches Glaubensbekenntniſs des Verfassers in Absicht der Weiber verräth. — Hier sind einige seiner Hauptwendungen — “Wer zu dem Worte Gottes etwas hinzu thut, ist nach der Aussage dieses göttlichen Wortes selbst verflucht. Also sind es alle diejenigen, welche dem Weibe die Menschheit zuschreiben, da es weder im alten noch im neuen Testamente Mensch genannt wird. — Aus keiner Stelle der heil. Schrift läſst sich die Menschheit des Weibes herausexegesiren. In der Schöpfungsgeschichte Adams heiſst es bloſs: wir wollen ihm eine Gehülfinn schaffen, damit er nicht allein sey, und sein Geschlecht nicht untergehe. In der ganzen Natur giebt es überall wirkende und Hülfsursachen. Eine Causa officiens und eine Causa instrumentalis. Der Schreiber muſs seine Feder, der Schneider seine Nadel, der Mensch zur Zeugung sein Weib haben. Daraus aber folgt nicht, daſs beyde Ursachen einerley sind, und mit einander verwechselt werden können. Umgekehrt kann man nicht sagen, daſs die Feder zum Schreiber, die Nadel zum Schneider, das Weib zum Menschen werde. Daſs das Weib dem Manne ähnlich geschaffen wurde, geschahe bloſs darum, um sie zu seinem Behufe desto besser einzurichten. Faciamus ei jumentum accommodatum! übersetzt Castellio die Mosaische Stelle. Wenn die Socinianer Christum nur ein Bild der Gottheit nennen; so können wir das Weib nicht mit den Nahmen der Menschheit beehren, weil sie dem Menschen nur ähnlich ist. G - t sagt auch nur: lasset uns einen Menschen machen; Hätte das Weib Mensch seyn sollen; so würde er gesagt haben: lasset uns Menschen (in Plurali) machen. — In keiner biblischen Schriftstelle kommt etwas davon vor, daſs das Weib nach dem Bilde Gottes geschaffen sey. Sie ist also nur ein Nachstich, nur ein Simile der Menschennatur; — es wäre mithin Gotteslästerung, sie mit dem Manne in einen Rang zu stellen. "Durch einen Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen," sagt der Apostel, — also war nur Adam der sündigende Mensch. Hätten zwey Menschen gesündigt; so würden auch zwey Erlöser erforderlich gewesen seyn. — "Du sollst, sagt der Schöpfer zu Adam über alle Thiere herrschen;" nur ein Unsinniger kann daher das Weib für etwas mehr, als ein — Thier halten." In dieser Beweisart fährt der Verfasser bis ans Ende des Buchs fort, daher wir das Uebrige füglich überschlagen können.

b) H. C. Agrippae ab Nettesheym de nobilitate et praecellentia foeminei sexus ejusdem que supra virilem eminentia libellus, welches seinem Werke de incertitudine et vanitate omnium scientiarum et artium Lugd. Batav. 1643. angehängt ist. Alle neuern Lobredner des schönen Geschlechts sind Stammler gegen diesen feurigen Anwald desselben. — Sie scheinen ihren Vorgänger nicht gekannt zu haben, weil seine enthusiastische Beredsamkeit und die Kraft seiner Ausdrücke sie zurückgeschreckt haben würde, ihre kleinern Schmeicheleyen auf dem Altare der Grazien niederzulegen. Agrippa erhebt die Weiber unendlich weit über die Männer hinaus, und vergiſst keine ihrer guten Eigenschaften bis zur Anbethung zu entwickeln. So übertrieben auch seine Lobreden sind; so bleiben sie dennoch eine schöne Frucht des Genies und der Sprache. Da ich das Büchlein jetzt nicht bey der Hand habe; so werde ich zu einer andern Zeit Auszüge daraus liefern.

c) **Huarte's** Prüfung der Köpfe *) hat dem schönen Geschlechte — wunderliche Dinge zugeschrieben. Wenn sich irgend ein Mensch durch physiologische Grillen unsterblich gemacht hat; so ist es Huarte. Sein Buch ist ein Gemisch von vielem Verstande und von vielem Unsinne. Zu den vielen sonderbaren Träumereyen der ältern Aerzte und Physiologen gehört auch die, daſs der Mann und das Weib, aller ihrer physischen Körperverschiedenheiten ungeachtet, sich in Absicht ihrer Zeugungsorgane einander völlig gleich wären, nur mit dem kleinen Unterschiede, daſs das Organ des Mannes eine externe, und das Organ des Weibes eine interne Lage habe. Allein noch sonderbarer sind

---

*) Ich besitze hier weder das Original, noch die beyden bekannten deutschen Uebersetzungen die-

---

ses paradoxen, aber immer sehr merkwürdigen Buchs, und habe mich jetzt bloſs der Franz. Ausgabe bedienen müssen. L'examen des Esprits pour les sciences. Nouvellement traduit suivant l'ancien Original. II. Parties. A Paris 1668. Das scrutinium ingeniorum liefert weniger, als das Spanische Original.

die Folgerungen, welche man aus dieser Hypothese herauszuzwingen suchte. "Die Natur, sagt Huarte, hat es sich vermöge dieser wunderbaren Einrichtung sehr leicht gemacht, schon im Mutterleibe ein Knäbchen in ein Mädchen, und dieses in jenen umzubilden, indem sie nur die Lage der Organe vertauschen darf." Ein gröſserer Zustrom von Wärme könne also leicht den Knaben zum Mädchen und das Mädchen zum Knaben formen, daher man denn auch so viel Männer finde, die Zeitlebens die Kennzeichen ihrer ursprünglichen Weibernatur in ihrem weibischen Charakter, in ihren Geberden, ihrer weichen Stimme u. s. w. an sich trügen. Mit diesen Behauptungen ist Huarte noch nicht zufrieden, sondern er beruft sich sogar auf das authentische Zeugniſs historischer Schriftsteller, die dergleichen Metamorphosen gesehen haben wollen. Selbst der groſse Denker Montaigne hielt sich von einem solchen Factum überzeugt, und erzählt ganz treuherzig, daſs er mit eigenen Augen ein Mädchen gesehen habe, die durch einen Sprung sich urplötzlich in eine Mannsperson verwandelt habe. Ich erinnere mich nicht, ob er aus dieser Wundergeschichte, worüber die Nachwelt billig lächelt, solche Folgerungen, wie Huarte, gezogen hat. Aber die ganze Hypothese erklärt die weiblichen Charaktere gewisser Männer eben so wenig, als jener — Gedanke eines Tischgenossen des Plato die Liebe zwischen Mann und Weib erklärt, indem er beyde als zwey aus einem Stück von einandergerissene Wesen betrachtet, — wovon eins sich mit dem andern aus alter Bekanntschaft unaufhörlich zu vereinigen suche. — Ein scharfſinniger Ausleger *) der Symbole und Deutungen der Vorwelt meint, daſs

---

*) Herder in seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. 1ter Theil. Riga 1785. Seite 263.

die alte Fabel im Plato den Vorzug der menschlichen Liebe vor den Thieren habe verhüllt darstellen wollen. Diese Idee im Plato ist aber weiter nichts, als ein Bild der Imagination, wodurch sich diese die wunderbare Annäherung zweyer Wesen und ihre Vereinigung zu einem Ganzen, als ein physisches Problem, auflösen wollten, und in so fern sollte die Fabel wohl eigentlich nichts verhüllen, sondern etwas anschaulich — und für die Sinnen erklären, was die Philosophie sich nicht ganz aus der Natur einer geistigen Liebe erklären konnte. Der Dichter und der Philosoph waren beyde nicht vermögend, eine ganz genaue schulgerechte Definition von der Liebe zu geben, und ihre Grenzen zu bestimmen. Sie entwarfen daher lieber ein Bild von ihr, und machten sich dadurch vielleicht verständlicher, als durch eine Definition.

Ende des dritten Bandes.

In der Ritscherschen Buchhandlung sind folgende Frauenzimmerschriften verlegt und für beygesetzte Preise zu haben:

Pockels, des Herrn Rath, Charakteristik des weiblichen Geschlechts: 3 Bände gr. 8. 5 Rthlr.

— Ueber Liebe und Ehe, in psychologisch-moralischer Hinsicht. Der dritte Theil der Charakteristik unter besonderm Titel. 1 Rthlr. 16 Ggr.

— Fragmente zur Kenntniſs und Belehrung des menschlichen Herzens; 3 Sammlungen 8. 1 Rthlr. 8 Ggr.

— Briefe über die Weiber. Die dritte Sammlung unter besonderm Titel. 8 Ggr.

Knigge, des Freyherrn, über den Umgang mit Menschen, 6te verbesserte Auflage, mit dem Portrait des Verfaſsers; 3 Theile. 1 Rthlr. 16 Ggr.

— Anhang zum Umgang mit Menschen. 9 Ggr.

— Geschichte des armen Herrn von Mildenburg. 3 Th. holl. Papier 3 Rthlr. 8 Ggr. Druckpapier 2 Rthlr. 20 Ggr.

— Reise nach Braunschweig, ein komischer Roman, 2te Auflage, mit einem charakteristischen Kupfer von Ramberg. 18 Ggr.

— Briefe auf einer Reise von Lothringen nach Niedersachsen geschrieben; holl. Papier 20 Ggr. Druckpapier 14 Ggr.

— Das Zauberschloſs, oder die Geschichte des Grafen Tunger. 20 Ggr.

— Geschichte des Amtsraths Gutmann. 1 Rthlr.

— Versuch einer Logik für junge Frauenzimmer 10 Ggr.

Nächtliche Erscheinungen im Schlosse Mazzini, 2 Th. 2te Auflage. 1 Rthlr.

Benekens Jahrbuch für die Menschheit, 1r bis 4r Jahrgang, 1r Band. 10 Rthlr. 12 Ggr.

Dessen Lieder und Gesänge für fühlende Seelen. 20 Ggr.

— Lieder und kleine Clavierstücke für gute Menschen in den Stunden der Schwermuth und des Frohsinns. 20 Ggr.

Beneken, Linchens Feierabende, eine Toilettenschrift für Damen. 21 Ggr.
— praktische Philosophie für das häusliche und eheliche Leben; Grundsätze, Erfahrungen, Räthe und Warnungen für Jünglinge und Mädchen, die sich auf häusliches Glück würdig vorbereiten, es erlangen und sich bewahren wollen; 2 Th. 1 Rthlr. 20 Ggr.
— über den Umgang mit Leidenden. 18 Ggr.
— — Liebe und Eifersucht. 1 Rthlr. 4 Ggr.
— Weltklugheit und Lebensgenuſs; Neue Auflage, 5 Theile. 4 Rthlr. 14 Ggr.
Bouterwek, Polydora, Mancherley zur Unterhaltung und Lehre. 12 Ggr.
Brakebusch für Geist und Herz gebildeter Menschen. 10 Ggr.
— Franz Meyenberg. 10 Ggr.
— Carl Trautmann; Geschichte seines Lebens und seiner Geistesentwicklung, kein Moderoman. 1 Rthlr.
Fröbings Georg Treumann und seine Familie und Freunde. 12 Ggr.
Gedichte und kleine prosaische Aufsätze, guten Menschen gewidmet, von W. Beneken. 12 Ggr.
Hassels Briefe über England. 14 Ggr.
Hermione oder die Rache des Schicksals, 2 Theile. 1 Rthlr. 16 Ggr.
Der Jugendbeobachter. Für Geist, Geschmack und Herz erwachsener Jugend, 5 Bände. 2 Rthlr. 12 Ggr.
Palms interessante Szenen aus der Geschichte der Menschheit. 2te Aufl. 3 Bändchen. 2 Rthlr. 6 Ggr.
Niemeiers vermischte jugendliche Gedichte. 12 Ggr.
Kahlens Versuch in Gedichten. 8 Ggr.
Das Schloſs St. Vallery, ein Gespenstermärchen aus den Zeiten des Richard Löwenherz. 5 Ggr.

VERSUCH

EINER

CHARAKTERISTIK

DES

WEIBLICHEN GESCHLECHTS.

EIN

SITTENGEMÄLDE DES MENSCHEN, DES
ZEITALTERS UND DES GESELLIGEN
LEBENS.

VON

CARL FRIEDRICH POCKELS.

VIERTER BAND.

HANNOVER,
in der Ritscherschen Buchhandlung.
1801.

Charaktergemälde

des

Alters.

Von

Carl Friedrich Pockels.

HANNOVER,
in der Ritscherschen Buchhandlung.
1808.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

VORREDE.

Ich endige mit diesem vierten Bande meinen Versuch einer Characteristik des weiblichen Geschlechts. Ich habe ihn für die Classen gebildeter Leser geschrieben, und erkenne mit aufrichtiger Dankbarkeit den ihm geschenkten Beyfall des Publicums. Mit Dankbarkeit habe ich gleichfalls die gütigen Winke angenommen und benutzt, welche mir von der Critik bey der Ausarbeitung meines Werks in öffentlichen Blättern und in freundschaftlichen Briefen gegeben wurden. Viele dieser Belehrungen und Zurechtweisungen sind wohl nicht zu meiner Kunde gekommen, da ich den gröſsten Theil dieses Werks, von meinem Vaterlande und von der neuern Literatur entfernt, habe ausarbeiten müssen.

Im gegenwärtigen Bande beschäftigt sich der Verfasser ganz allein mit einem Gemälde des Alters, oder mit einer Characteristik derjenigen Periode des menschlichen Lebens, deren Daseyn und Verlängerung wir alle so sehnlich wünschen; mit der wir aber, wenn sie einmal vorhanden ist, so selten zufrieden sind. Dem Seelenforscher selbst biethet das in seinen Zügen so auffallende und lehrreiche Gemälde des Alters mehrern Stoff zum Nachdenken, mehr originelle, sonderbare und mannigfaltigere psychologische Phänomene, als alle andre Stufen des menschlichen Lebens, dar. Man glaubt mit Recht, in dem Alten, in dem Greise einen vervielfachten Menschen zu erblicken, der als ein moralisches Ganzes, und als ein lebendiges Document der Geschichte aus den Begebenheiten und Erfahrungen fast eines Jahrhunderts gleichsam zusammengesetzt ist. Wir sehen in ihm, in dem Steigen und Fallen seiner Jahre, in der successiven Zu- und Abnahme seiner Thatkraft, in der Reihe erduldeter Stürme, ausgeführter Entwürfe, begangner Verirrungen, vereitelter oder erfüllter Hoffnungen, — kurz, in dem groſsen und redenden Bilde seiner Jahrszeiten, seiner Sommer- und Wintermonate, die Menschheit in dem deutlichsten Abdrucke und nach allen ihren Naturzwekken vor uns. Derjenige, welcher so lange in der Welt gelebt hat, so lange unter ihren tausendfachen Einflüssen auf seine Denk- und Willenskraft stand, und nun einen so groſsen Raum von Erfahrungen und Veränderungen seines Lebens und der Schicksale Anderer von dem Gipfel seines Alters herab übersieht, kann als das reichhaltigste Magazin zur Menschenkenntniſs betrachtet werden, welches die Natur selbst für den Menschen aufgestellt hat. Der Jüngling und der Mann scheinen gleichsam nur die Grundzüge und Bedingungen des groſsen Problems zu seyn, welches wir bey dem bejahrten Manne, als einem vollendeten Wesen der freylich auch hier — nur menschlichen Menschheit, aufgelöset, und in allen seinen Theilen berichtigt finden.

Man wird dem Verfasser nicht den Vorwurf machen können, daſs er diesen Gegenstand nicht ernsthaft genug behandelt habe. Er zählt sich zu den stillen Verehrern des Alters; ein würdiger Greis, eine würdige bejahrte Frau sind in seinen Augen Heiligthümer der Menschheit, und er hat es den weisen Spartanern immer sehr hoch angerechnet, daſs sie die öffentliche Verehrung des Alters nicht nur zu einer conventionellen Bedingung ihrer Volkssitten, sondern auch zu einem geheiligten Gesetze ihrer Staatspolicey machten. Kein verständiger Leser wird daher in diesem Buche Züge aufsuchen, worin der Charakter des Alters mit Absicht comisch beschrieben sey. Auch hier hat der Verfasser die Dinge nur so gezeichnet, wie er sie wirklich fand: — ein Grundsatz, von welchem er bey allen seinen bisherigen Beobachtungen über den Menschen ausging, und als Psycholog, der mit Erdichtungen einer fingirten, moralischen Welt durchaus nichts zu schaffen hat, ausgehen muſste. Selbst die in diesem Bande gesammelten, sehr sonderbaren Beyspiele andächtiger Frauen und Männer sind, so lächerlich sie auch seyn mögen, nicht in der Absicht aufgestellt worden, um jene armseligen Menschen lächerlich zu machen, sondern um die Verirrungen und Schwächen des menschlichen Geistes und Herzens anzudeuten, wann ihn, und wie ihn das Gefühl des Alters (physisch) und ein geistiger Stolz (moralisch) zu religiösen Schwärmereyen verleitet.

Um diesen ihrer Natur nach so wichtigen Materien die gehörige Ausdehnung zu geben, ist der Verfasser von dem Gemälde des weiblichen Alters oft zu dem männlichen hinübergestreift, so daſs gegenwärtiger Band als ein eigenes für sich bestehendes Werk betrachtet werden kann. Dieſs Hinübergehen von einem Geschlechte zum andern war ohnehin unvermeidlich. — Sobald man den Menschen zu zeichnen anfängt, und nicht einseitig zeichnen will, steht der Sittenmaler zwischen beyden Geschlechtern in der Mitte, und sammelt dann links und rechts die lebendigen Farben zu seinem Gemälde. Was von den Frauen im Alter gilt, — gilt auch von betagten Männern, und umgekehrt: nur unter verschiedenen Gesichtspuncten, verschiedenen Formen und Verhältnissen, welche der Unterschied des Geschlechts, oder die Verschiedenheit einer physischen Natur, als Grundlagen des individuellen männlichen oder weiblichen Charakters; an die Hand geben. Das Sittenpredigen, der Hang zur Andächteley, die Anhänglichkeit am Alten, Verachtung des Neuen, Furcht vor der Zukunft, Sparsamkeit, Sucht nach Neuigkeiten, Miſstrauen, Redseligkeit, Lebensklugheit u. s. w., sind den Alten beyderley Geschlechts eigen; denn sie liegen in der Natur einer Seele, welche in einem sinkenden Körper eingesperrt ist; eben so, wie Leichtsinn, Gleichgültigkeit, Hang zur Mode, Sorglosigkeit in Absicht der Zukunft, Verschwendung, Offenherzigkeit u. s. w., die Grundzüge der Jugend beyderley Geschlechts ausmachen, weil ihre Seele in einem aufblühenden, emporstrebenden Körper wohnt. In allen Stücken gränzen die Eigenthümlichkeiten beyder Geschlechter nahe an einander, weil sie vermöge des Naturzwecks für einander gemacht sind. Nur in der Farbenmischung des Gemäldes giebt es Unterschiede, die aber in vielen Fällen eben so unerklärbar, als sichtbar, sind, da der Einfluſs der Geschlechtsgattung auf die Verschiedenheit der Geschlechtsorganisation wohl ewig ein Geheimniſs bleiben wird.

Obgleich ein Gemälde des Alters, so wie der ganze Ideenstoff dieses Werks, nur auf empirischen Untersuchungen beruht, d. h., aus der wirklichen, überall vor uns offen liegenden Welt hergenommen werden muſs: so hat doch der Verfasser sich nicht auf sein Urtheil ganz allein verlassen dürfen. Aber er hat auch mit alten Leuten selbst nicht über das Alter raisonniren wollen, weil sie Gespräche dieser Art lieber abzubrechen, als fortzusetzen pflegen. Sie wollen sich nicht gern auf diese Materie bringen lassen, wenn sie nicht selbst und freywillig darauf stoſsen, und auch dann wollen sie uns lieber mit dem groſsen Schatze ihrer Erzählungen, als mit wirklichen Untersuchungen über ihren gegenwärtigen Zustand unterhalten. Es scheint, daſs sie diese Periode des Lebens darum nicht gern berühren lassen, weil sie mit ihr selbst nicht sehr zufrieden sind, und dabey zu gleicher Zeit leicht argwöhnen, daſs man sie verachten oder verspotten wolle. Nicht bloſs alt werdende Frauenzimmer, sondern auch tausend verständige Greise hören es ungern, wenn man sie nach ihrem Alter fragt. Ich habe einen bejahrten, sehr gescheiten und nichts weniger als milzsüchtigen Mann gekannt, welcher in diesem Falle jedes Mahl mit sichtbarem Verdrusse antwortete, "er sey kein vierfüſsiges Thier, welches öffentlich verkauft werden solle, und nach dessen Jahren man den Verkäufer fragen müsse". Es ist auch in der That ganz vernünftig gehandelt, daſs alte Leute ihre Augen bisweilen von der Gegenwart lieber ganz abwenden, als sich in ein kummervolles Nachdenken über das Dahinsinken der Jahre zu vertiefen. Sie können den Strom der eilenden Zeit doch nicht aufhalten, und man kann es ihnen wahrlich nicht verdenken, daſs sie so gern, so leidenschaftlich, so in sich selbst vergnügt auf das Vergangene, als den schönern Theil ihres Daseyns, zurückblicken, um die Beschwerlichkeiten der Gegenwart, so viel es möglich ist, zu vergessen.

Aus einer gewiſs sehr verzeihlichen Delicatesse habe ich daher die Gespräche mit bejahrten Leuten über das Alter selbst vermieden, habe aber auch daher wenig Stoff zu seiner Charakteristik aus ihrem Munde sammeln können. Eben deſswegen habe ich mich an andere Quellen, nämlich an die Moralphilosophen älterer und neuerer Zeiten, gewandt, ob ich gleich auch hier kein vollständiges Gemälde des Alters, aber desto mehr einzelne ganz vortreffliche, Nachdenken erweckende Fragmente desselben gefunden habe. Ich erinnere mich dieser geistreichen Stunden der Lectüre mit dem innigsten Vergnügen, und ich kann es nicht unterlassen, einige von jenen mir so theuren Männern, die über das Alter gedacht und geschrieben haben, mit Dankbarkeit zu nennen. Sie theilen sich in Absicht der Behandlung ihres Gegenstandes in mehrere Classen: — in diejenigen, welche das Alter gezeichnet, und seine Originalzüge aufgestellt haben, — in diejenigen, welche die Würde des Alters, seine Vorzüge vor der Jugend, seine Freuden schilderten, — in diejenigen, welche Trostgründe für das Alter gesammelt, und (wie z. B. die Stoiker) die Verachtung des Schmerzes und des Todes gelehrt, — und endlich in diejenigen, welche alle diese Ansichten des Alters mit einander vereinigt haben. Unter den Alten nenne ich vornehmlich den Aristoteles, Cicero und Seneca. Wenigstens glaube ich, daſs man in allen übrigen, das Alter betreffenden Bruchstücken die Ideen dieser drey groſsen Männer bey ihren gleichzeitigen Schriftſtellern, eben so wie in den Wiederholungen der neuern, — bald so, bald anders ausgedrückt, aber doch immer als die nämlichen Maximen — wiederfinden würde.

Der Erste schildert in seiner Rhetorik [*]) die Sitten und Charakterweise der Jugend; dann folgen die Sitten des Alters als Gegenstück, und dann, als ein zwischen beyden liegendes Gemälde, die Sitten des männlichen Alters. Eine Stellung, die von dem griechischen Philosophen vornehmlich deſswegen gewählt wurde, um die Contraste menschlicher Leidenschaften nach den Jahrszeiten des Lebens, als eine Erscheinung in der Sittenwelt, anthropologisch darzustellen. Als Rhetoriker, der eine Kunst vorträgt, die auf ein moralisches Wesen, den Menschen, wirken, und dessen Leidenschaften lenken und berichtigen — soll, konnte er die Grundzüge des menschlichen Charakters nach den verschiedenen Altern, also auch nach den verschiedenen Graden der innern leidenschaftlichen Antriebe, nicht wohl übergehen. Er muſste nach einer richtigen Ideenfolge von dem Abstracten zu dem Concreten hinüberschreiten. Die Vorerkenntnisse und Grundlagen seiner Wissenschaft, die vorausgeschickten Begriffe von Glückseligkeit, vom Guten und Bösen, von Tugend und Laster, von Recht und Unrecht, muſsten dadurch ein gröſseres psychologisches Interesse erhalten, indem er ihnen eine Schilderung der menschlichen Leidenschaften selbst unterschob, — dadurch den Leser aus der Ideenwelt in die ihr benachbarte wirkliche, in die Welt des practischen Willens, herüberführte, und dann erst zu den wissenschaftlichen Bedingungen der Rhetorik, als Kunst der Gedanken-Darstellung, überging.

---

[*]) Lib. II, Cap. XII, XIII, XIV.

Allein so wahr auch, wenigstens in den meisten Theilen, diese drey Gemälde des menschlichen Alters gezeichnet und aus einander hergeleitet seyn mögen: so ist es doch sehr zu bedauern, daſs ihr unsterblicher Verfasser eigentlich nur drey Skizzen, oder nicht viel mehr als drey Register menschlicher Charaktere, entworfen hat, denen sehr oft die Allgemeinheit der Erfahrungen, eben sowohl als die Allgemeinheit der Beweiskraft, fehlt, indem hierbey die Jugend und das Alter zu mechanisch, und nicht ganz psychologisch-richtig (als wirklich-moralische Gegenfüſsler) neben einander gestellt werden. Um den Contrast zu erhöhen, und das Positive und Negative zu versinnlichen, hat, meiner Meinung nach, Aristoteles den Menschen in der Zeichnung bisweilen selbst verfehlt. Dessen ungeachtet verrathen jene Skizzen des menschlichen Alters den scharfen Blick des groſsen Menschenforschers, wodurch sich alle Werke des Aristoteles die Achtung aller Jahrhunderte erworben haben.

Das Werk des Cicero über das Alter ist von jeher für ein Meisterstück der Diction und der Philosophie des Lebens gehalten worden; wenigstens hat die ältere Literatur nichts Zusammenhängenderes und Vollständigeres über jenen Gegenstand aufzuweisen. Der römische Weltweise hat alle Gründe, Maximen und Vorstellungsarten gesammelt, um das Alter gegen die ihm gemachten Vorwürfe in Schutz zu nehmen, und dagegen seine Würde, seine Verdienste und Vorzüge ins Licht zu setzen. Dabey hatte er noch eine sehr erlaubte Absicht, die aus seinem Selbst-Interesse entsprang, und dahin ging, sich durch seine Schrift die Lasten seines eigenen Alters zu mildern. Wenn es kein, dem groſsen Redner sehr gewöhnlicher Autorstolz war, der aus ihm in der Einleitung zu seinem Büchlein sprach: so muſs dasselbe wirklich eine Zauberkraft besessen haben, weil es nicht nur alle Beschwerlichkeiten seines Alters aufgehoben, sondern auch dasselbe lieblich und angenehm gemacht habe*). Um dem Ganzen mehr Würde und Eindruck zu verschaffen, läſst er den Greis Cato als Sachwalter des Alters auftreten: ein Gedanke, der glücklich gefaſst war, aber auch hier und da der sonst so trefflichen Vertheidigungs- und Lobschrift des Alters den Anstrich einer zu groſsen Parteylichkeit giebt; nicht zu gedenken, daſs die Beyspiele, womit der römische Philosoph seine Gegengründe zu befestigen sucht, keine Allgemeinheit haben, und, als bloſs historische Erscheinungen, verschiedentlich interpretirt werden können. Die Schönheit des Vortrags und die eingestreueten sinnreichen Philosopheme über die ruhige Ertragung solcher Dinge, die sich nicht ändern lassen, über den hohen Werth eines guten Gewissens, über die im Alter fortdauernde Kraft des Geistes, über die Verächtlichkeit sinnlicher Begierden, über die muthige Erwartung des Todes,

---

*) "Mihi quidem ita jucunda hujus libri confectio fuit, ut non modo omnes absterse-

---

rit senectutis molestias, sed effecerit mollem etiam et jucundam senectutem."

über die Unsterblichkeit der Seele u. a., machen unstreitig die schätzbarsten Seiten der Ciceronianischen Schrift aus. Dadurch wird sie eigentlich ein höchst lesenswerther Beytrag zur practischen Moralphilosophie, und zugleich ein trefflicher Wegweiser für Jünglinge, indem Cicero das so schön und freundlich gezeichnete Glück des Alters von den Tugenden des Jünglings ableitet.

In den Werken des Seneca liegt gleichfalls ein höchst interessanter Schatz hieher gehöriger Bemerkungen und Maximen, und er verdient von dem Charakterzeichner um so viel mehr neben dem Cicero gelesen zu werden, da er das Alter noch aus andern Gesichtspuncten, als sein grofser Vorgänger, betrachtet, Vorzüglich ergiefst sich sein fruchtbares Raisonnement über das Alter in seinen geistreichen Briefen. — Bald vergleicht er dasselbe mit einem verfallenen Gebäude, oder einem abgestorbenen Baume, und findet um sich her nichts als Gegenstände, die ihm seine Jahre documentiren. Von diesen Ideen springt er zu Trostgründen über, die halb im Scherze und halb im Ernste gesagt sind. Er vergleicht dasselbe bald mit dem Wohlgeschmacke des Obstes, das, wenn seine Zeit vorüber sey, am besten schmecke; bald mit dem letzten Becher, welchen der Trinker mit um so viel gröſserer Wohllust ausschlürfe, eben deſswegen, weil er der letzte sey. Selbst darin liege eine Wohllust, wenn man nicht mehr von der Wohllust abhänge, und der Tod belausche den Jüngling so gut, wie den Greis. In einem andern Briefe ergieſst sich seine Laune gegen die Thorheit derjenigen Alten, welche immer noch groſse Projecte machen, und am Rande des Grabes sich noch ganz neue Lebensplane entwerfen. Eben so lächerlich erscheinen ihm diejenigen Greise, die immer noch die wilden Freuden der Jugend aufsuchen. Bald nennt er das Alter eine unheilbare Krankheit, die aber das Gute an sich habe, daſs sie uns ohne Gewaltthätigkeit, und nach und nach, aus der Welt hinausführe; bald rühmt er das Alter, weil es über die Sinnlichkeit Herr geworden sey, weil es uns den Tod erleichtere, und nach den langen Stürmen des Lebens und der Leidenschaften Ruhe und Seelenfrieden schenke.

Unter den neuern Moralschriftstellern, die uns ihre Gedanken über das Alter mitgetheilt haben, nenne ich hier in der Vorrede nur folgende:

den Montaigne, welcher in mehrern naiven Stellen seiner Versuche uns das Bild seines eigenen Alters entworfen hat. Das Gemälde eines alten stürmischen Mannes, der immer noch in seinem Hause den strengen Monarchen spielt, sich, so lange er gegenwärtig ist, Gehorsam und äuſsere Ehrenzeichen erzwingt, aber hinter seinem Rücken überall hintergangen, überlistet und lächerlich gemacht wird, ist ganz aus dem menschlichen Leben herausgehoben. S. II. B., VIII. Cap. —

Huarte. Dieser raisonnirende Sonderling zählt in seinem Werke über die Prüfung der Köpfe die Charakterzüge der verschiedenen Lebensalter, also auch die des Greises, fast ganz nach der Tabelle des Aristoteles auf. Allein er hat meistentheils die Gründe übergangen, welche der griechische Philosoph zur Erklärung seines Gemäldes benutzte, wodurch denn die Skizze des gelehrten Spaniers noch magerer, als die des Aristoteles ausfallen muſste. —

Charron philosophirt gleichfalls in seinem unschätzbaren Buche: *De la Sagesse*, über das Alter; allein er stellt es nur nach seinen unfreundlichen Seiten und Charakterzügen auf, und hält auf seine Kosten der bessern und fröhlichern Jugend eine Lobrede. Er meint, daſs das Alter mehr Falten und Runzeln des Geistes, als des Körpers, herbeyführe, und daſs es nur darum die Freuden der Jugend verdamme, weil es dieselben nicht mehr genieſsen könne. Es se, hierin dem Fuchse des Aesop ähnlich, u. s. w. Mich dünkt, daſs Charron nicht unparteyisch genug das Alter geschildert habe. Es hat seine schwachen und unangenehmen Seiten, aber auch gewiſs sehr schätzbare Eigenschaften und Verdienste. Wer weiſs, welcher grämliche, verschrobene und unmoralische Alte zu dem Gemälde des Charron sitzen muſste! —

La Mothe le Vayer schrieb seinen Tractat: *De la Vieillesse*, um sich, wie Cicero, in seinem Alter zu trösten, ob er gleich sein Werk weit unter das Ciceronianische herab setzt. Er betrachtet das Alter von seinen guten und bösen Seiten; aber seine Gründe sind bisweilen mehr sophistisch und gekünstelt, als wahr. So behauptet er z. B., daſs das Alter darum kein Übel sey, weil alle Menschen, und vornehmlich die Jugend, dasselbe wünschten, und daſs man dasselbe darum für glücklicher, als die Jugend, halten müsse, weil es sich bereits an dem ersehnten Ziele befände. Dieser Grund ist etwas seicht, weil jeder Mensch überhaupt gern fortleben will, wenn er auch gewiſs weiſs, daſs die künftigen Tage nicht die bessern seyn werden. —

Saint-Evremond hat unstreitig unter den französischen Moralphilosophen die interessantesten Beyträge zur Charakteristik des Alters geliefert. Er untersucht nicht nur das Eigene und Originelle in dem Charakter des Greises, sondern giebt ihm auch die lehrreichsten Winke, wie er seine Lebensphilosophie am Rande des Grabes einrichten müsse. Er tadelt die Launen und Thorheiten alter Leute, die sich aus der Welt zurückziehen, und doch immer noch sclavisch an dieser Welt hängen, und hinterher ihre selbstgewählte Einsamkeit bereuen. Er räth ihnen an, wenn ihre Verdienste in den Augen des Publicums ihren Glanz behalten sollen, zu rechter Zeit von dem Publicum selbst Abschied zu nehmen. Er schildert ihnen die Vortheile einer weisen Einsamkeit; er tadelt ihr auffahrendes, launiges und mürrisches Wesen, selbst gegen diejenigen Menschen, die es gut mit ihnen meinen. Er empfiehlt ihnen vor allen Dingen ein bedächtliches Selbststudium und ein ruhiges Nachdenken, wenn der Sturm der bösen Laune vorüber sey. In andern Stellen seiner geistreichen Werke schildert er mit lebendigen Farben die lächerlichen Alten, welche noch die Rolle des Liebhabers spielen wollen, und zeigt ihnen hierbey das Gefährliche eines solchen Schauspiels. Er erklärt uns die Erscheinung, warum alte Leute die schwarze Farbe ihres Gemüths auch den Gegenständen auſser sich andichten, und warum sie fast mit nichts ganz zufrieden sind. Er beurtheilt ihren Hang zur Andächteley; er rühmt ihre Vortheile, daſs ihnen das Alter ein Recht gebe, die Dinge so zu nehmen, wie sie sind, und sich von den Ketten, welche das Vorurtheil eingeführt hat, loswinden zu dürfen.

Ich könnte meinen Lesern noch eine Menge deutscher und auswärtiger Schriften nennen, worin einzelne Züge zu dem Gemälde des Alters vorkommen, und eine noch gröſsere Menge Sittenlehren, worin die Pflichten des Alters weitläuftig abgehandelt werden; allein ich würde dadurch die Gränzen meiner Vorrede überschreiten. Ich schlieſse sie daher (als Vorrede zu einer Charakteristik des Alters) mit einer Stelle des unsterblichen Sittenmalers Boileau, welcher im dritten Gesange seiner *Art poëtique* den Jüngling, den Mann und Greis zusammenstellt, und die Züge eines jeden zwar nur ganz kurz, aber desto treffender und mit sehr hellen Farben auf folgende Art gezeichnet hat:

"Le temps, qui change tout, change aussi nos humeurs:
Chaque âge a ses plaisirs, son esprit et ses moeurs.

Un *jeune homme*, toujours bouillant dans ses caprices,
Est prompt à recevoir l'impression des vices, —
Est vain dans ses discours, volage en ses désirs,
Rétif à la censure et fou dans ses plaisirs.

L'*âge viril* plus mûr inspire un air plus sage,
Se pousse auprès des Grands, s'intrigue, se ménage,
Contre les coups du sort songe à se maintenir,
Et loin, dans le présent, regarde l'avenir.

La *vieillesse* chagrine incessamment amasse,
Garde, non pas pour soi, les trésors qu'elle entasse,

Marche en tous ses desseins d'un pas
lent et glacé,
Toujours plaint le présent, et vante le
passé,
Inhabile aux plaisirs, dont la jeunesse
abuse,
Blâme en eux les douceurs que l'âge lui
refuse."

Inhalt.

Allgemeine Betrachtungen über das Alter, und das weibliche Alter insbesondere.

Charakterzüge desselben.

Seite

Coquetterie des Verstandes. — Hang zum Sittenpredigen. — Verschiedene Arten und Ursachen desselben . . 1

Frömmeley. — Devotion. — Bethschwestern. — Schwärmer und Schwärmerinnen 50

Anhänglichkeit an vorigen Zeiten, Sitten und Denkweisen. — Verachtung gegen das Neue. — Furcht vor der Zukunft, und daraus entstehende Charakterzüge des prophetischen Geistes und der Sparsamkeit . . . 129

Neuigkeitsliebe des Alters. — Ihre Ursachen und Erscheinungen. — Leidenschaftlicher Antheil an politischen Ereig-

Seite
nissen. — Woher in neuern Zeiten die Vorliebe vieler Frauen für die Revolution? 214
Lebensklugheit des Alters. — Grundsätze und Handelsweisen desselben; — vornämlich bey der Wahl seines Umgangs und seiner Freunde; — bey der Berechnung und Abwägung äuſserer Vortheile; — der Zukunft und der Folgen der Dinge; — bey seiner Selbstbeherrschung 279

Einige Charakterzeichnungen alter Leute:

I. Unruhige, unstäte Alte . . 334
II. Die Veteranen der Liebe . 350
III. Ängstliche Kleinigkeitsfreunde. Micrologen im Denken und Handeln. Der Pedant . . 367
IV. Sclaven des Ceremoniels. . 395

ALLGEMEINE

BETRACHTUNGEN

ÜBER

DAS ALTER,

UND

DAS WEIBLICHE ALTER

INSBESONDERE.

Charakterzüge desselben.

Coquetterie des Verstandes. — Hang zum Sittenpredigen. — Verschiedene Arten und Ursachen desselben.

Auf dem langen Wege, den ich absichtlich genommen hatte, das menschliche Herz zu ergründen, habe ich auch unaufhörlich meine Blicke auf das herannahende Alter gerichtet. Es ist eine sehr lehrreiche Schule für Geist und Herz, den Menschen bis an sein Grab zu verfolgen, weil es auf uns Alle wartet, und weil wir in unsern jüngern Jahren nichts Angelegentlicheres zu thun haben, als durch das frühere Studium der Schwächen des Alters diese dereinst entweder zu vermeiden, oder uns doch den Rest unserer Tage so angenehm zu machen, als es möglich ist. Es kann wol nicht leicht ein traurigerer Zustand des Menschen, als derjenige gedacht werden, wenn wir am Ende unseres Lebens nicht ruhig auf den schönern Theil desselben zurückblicken können! Hier verbinden sich — zwey — Martern mit einander; — der Schmerz über eine schlecht angewandte Vergangenheit, und der furchtbare Gedanke an das nahe, schaudervolle Grab. — Man mag uns tausend Mahl vorphilosophiren, daſs der Tod kein Ubel sey! Der Hinblick auf ihn bleibt immer erschutternd. Der Mensch will leben, weil er mit diesem Zustande so innig vertraut und bekannt ist, und weil er bey dem Gedanken an das Sterben in eine unergrundliche, ihm fast noch ganz unbekannte, Tiefe hinabschauet, — die nur hier und da durch den Farbenstrahl der Hoffnung, und durch die Gemählde der Dichter einige Helligkeit bekommt. —

Die Natur gab dem Menschen einen, zwar aus den subtilsten Fäden und Geweben zusammengesetzten, aber dennoch wunderbar dauerhaften Körper, indem er nicht nur alle andere Thier-organisationen überleben, sondern auch die gröſsten Anstrengungen leicht ertragen, und unter allen Himmelsstrichen gedeihen kann. Von der allmähligen Abnahme seiner körperlichen und nachher auch seiner geistigen Kräfte, von der Annaherung seines Ziels der körperlichen Vernichtung, oder, wenn man lieber will — der Verwesung, hängt die Bestimmung der Epoche des Alters ab, die, nach einem alten Sprüchworte, mit dem sechszigsten Jahre ihren Anfang nimt, und sich, bald geschwinder, bald langsamer, endigt. Mit jenem Zeitraume fangen seine Sinne und seine ganze

Organisation an, stumpfer und unthätiger zu werden; das Blut verliert seine muntere und jugendliche Lebenskraft; der Körper kann nicht mehr die vorigen Anstrengungen vertragen; Wärme und Muskelkraft weichen zum Theil von ihm; seine Haut bekommt Furchen, und überall treten die Kennzeichen einer abgenutzten Maschine hervor, deren Räderwerk von einem baldigen Stillstande bedrohet wird. Sein Haar wird grau; seine Zähne fallen aus; sein Schlaf ist jetzt weniger erquickend, und hört bey Vielen ſast ganz auf. Die Welt verliert für ihn einen groſsen Theil ihrer Reitze, weil die Lebhaftigkeit und Fülle seiner Einbildungskraft abnimmt, und der schwächer gewordene Sinn des Körpers nicht mehr der Gehülfe ihres Genusses seyn will. Für tausend Menschen ist die Welt schon untergegangen, wenn sie auch noch als Schattenbilder auf ihr herum kriechen. —

Eben so wahr ist es, daſs sich die meisten Menschen das Alter früher herbeyholen, als es die Natur haben will. Man kann im vierzigsten Iahre ein abgelebter Greis. und im dreyſsigsten ein altes Mütterchen seyn. Unsere tödtliche Lebensart ist durchaus nicht dazu gemacht, dem Menschen ein weites Lebensziel zu versprechen; wir thun alles Mögliche, uns dem Grabe zu nähern, und es scheint, daſs wir keine Kunst mehr studirt haben, als uns — methodisch umzubringen, damit andern — Selbstmördern — Platz gemacht werde. Überall sehen wir Männer und Weiber, die schon verblühet sind, wenn ihr Leben die schönste Fülle besitzen sollte; die mit allen Gebrechen und Kränklichkeiten, die das Greises-alter herbeyführt, schon im zwanzigsten Iahre zu kämpfen haben; die an einer Unkraft aller Sinne leiden, und, wenn sie kaum das Kindes-alter überschritten haben, schon wieder kindisch und geistes-schwach zu werden anfangen. Die Üppigkeit einer zerstörenden Lebensweise, die weibische Verzärtelung und Erziehung, die hitzigen Speisen und Getränke, eine unselige Empfindeley, und vornehmlich eine zu frühe, Leib und Seele vernichtende, Übung des Geschlechtstriebes hatte ihr Alter schrecklich beschleunigt *). Sie können keinen Tag ohne die flickende Kunst des Arztes leben. Unsere Gesellschaften und Bäder wimmeln von Krüppeln männlichen und weiblichen Geschlechts, die sich durch einen Miſsbrauch ihrer Gesundheit in der Blüthe ihrer Iahre bis zum Erbarmen geschwächt und alt gemacht hatten, und nun vergeblich um den Beystand der sonst so wohlthätigen Hygea flehen. —

Wir wollen den — Anfang des weiblichen Alters dahin setzen, wann die Reitze des andern Geschlechts zu verblühen anfangen, — welches gemeiniglich mit dem vierzigsten Iahre geschiehet. Früher, als der Mann, reift das Weib, weil ihre Organisation

---

*) Wie — fürchterlich wahr ist der Gedanke des unsterblichen Young: „Auf unserer Erde wird die Unmäſsigkeit von dem — Tode abgesandt, das Geschäft des Alters zu verrichten!“

eine feinere und zartere Blume ist, und sich im Genusse der Lebenswärme früher entwikkeln muſs, als der gröbere Männerkörper. Aber früher wird es auch zu welken anfangen, und diese Epoche muſs der Forscher des weiblichen Herzens, als die wichtigste im weiblichen Leben, zu studiren suchen. Daſs in dieser Epoche eine sehr wichtige Crise und Veränderung mit den Weibern vorgehet, ist auffallend — und sie finden es ungerecht, daſs die Natur die Zeit ihres Blühens so kurz gemacht hat. Nun verändert sich auf ein Mahl Alles. — Die weibliche Monarchie hört zum Theil auf, *) da ihre Grün-

*) Die wenigsten Frauen können sich des Glücks einer Ninon, und einer Maria von Arragonien, einer Gemahlinn des Marquis von Guast, eines der tapfersten Feldherrn Carls V, rühmen. Die letztere war in ihrem sechzigsten Jahre noch eine so blühende Schönheit, daſs ihr ein Mann, ohne ihr zu schmeicheln, sagen konnte — : „Sie übertreffe — im Herbste ihrer Jahre — dennoch alle Frühlings- und alle Sommerschönheiten, die sich mit ihr in einem Saale befanden.“ S. Brantome Memoires des dames. Tome II.

dung und ihre Ursachen verschwinden. Mit der Schönheit des Weibes geht der Schmuck verloren, der den Mann fesseln sollte. — Und ohne den Mann ist das Weib — man frage es selbst, — in einem hohen Grade bedauernswürdig, wenn es durch die Grazie seiner Tugend nicht die verlorne Schönheit ersetzen kann.

Der Weg, blos durch den Glanz des Verstandes zu gefallen, ist lang; — führt nicht immer zum Ziele — und findet wenig Bewunderer, anstatt, daſs man sonst mit weniger Mühe, und zwar auf eine viel sichrere Weise — durch die magische Wirkung der Schönheit, — so viele Herzen auf einmahl fesseln und beherrschen konnte. Zum Glücke erfolgt der Verfall ihrer Reitze nicht zu schnell, sondern nur stufenweise, — wenigstens thun die Weiber ihr Mögliches, sich jenen Verfall zu verbergen, und in dem langsamen Fortschritte des Verblühens einen Trost gegen dies schrecklichste aller Worte und Dinge zu suchen. — Aber es bleibt für den Geist des eiteln Weibes immer ein höchst furchtbarer Schritt, — ein Schritt aus dem Leben zum — Tode hinüber; — denn sie denken, wer zu verblühen anfängt, beginnt schon zu sterben, — und diese Krankheit kann durch keine Kunst, durch kein Wunder der Coquetterie, durch keine Millionen geheilt werden. Wenn es eine Art von Hölle zur Bestrafung der weiblichen Thorheiten und Ausschweifungen schon in diesem Leben geben kann, so datirt sie sich unstreitig von dem Augenblicke her, wenn das eitle Weib ihr erstes Verwelken bemerkt. Sie wird ankerlos seyn, wenn sie in sich selbst nichts wahrnimt, womit sie, nach dem Verschwinden ihrer Reitze, dennoch glänzen kann. — So mühsam auch die Coquetterie des Verstandes ist: so wird diese nun die Stelle der nicht mehr vorhandenen Schönheit vertreten müssen, — es gehe auch, wie es wolle.

Dieſs liegt in der Natur der weiblichen Eitelkeit, die, gleich einem unaufhaltsamen

Strome, sich anderswo neue Wege sucht, wenn sie von dieser oder jener Seite eingedämmet wurde. — So wenig der Mensch ohne Speise leben kann, so wenig wird das weibliche Herz ohne Eitelkeit fortdauren können. Es würde gar nichts mehr in der Welt zu thun haben, und an einer peinvollen Leerheit leiden. Wir wollen dieſs nicht gradezu eine Schwäche nennen, welche getadelt zu werden verdiente; — wir zeichnen die Dinge nur so, wie sie sind. Ja man könnte sogar sagen, daſs mit dem Verblühen der Reitze des Weibes eigentlich erst die goldene Zeit seiner reifen Vernunft eintrete, und es dann seinen Charakter zu bilden anfange Vorher ward der Körper fast immer zum einzigen Spielzeuge gemacht; jetzt hat er seine Rechte aufgegeben, und erlaubt nun dem zu sich selbst gekommenen Geiste des Weibes, sich höher emporzuschwingen. Ein Bedürfniſs erzeugt das andere; und ich nenne daher die Verstandescoquetterie der meisten verblühenden Weiber — den ersten Charakterzug ihres kommenden Alters. Ich rede hier von den Frauen — in der cultivirten Welt.

Die Kennzeichen dieser geistigen Coquetterie, die nun an die Stelle der körperlichen tritt, sind tausendfach, und oft wunderlicher Art. Sie verändert Alles, sie tauscht und tauft Alles um. In diesen Iahren werden die Mittel, unser Blut zu erwärmen, von den Weibern gemeiniglich auf die Seite gelegt, weil unser Blut das eigensinnigste Ding von der Welt ist, und weil dies — die Schönen sehr gut wissen, — wenn sie auch nicht mehr schön sind. Die vorige Kunst, zu gefallen, wird in ein gewisses gelehrt-scheinendes literarisches Wesen umgetauscht. Unsere Damen fangen in dieser Epoche an, noch mehr, als sonst, die Lecture zu lieben, — und, statt der zärtlichen Romane, ernsthaftere, auch wol gottesdienstliche Bücher auf ihren Toiletten erscheinen zu lassen. Die Pädagogik wird vornehmlich ein Gegenstand ihrer Gespräche. Die Mutter, die vorher keinen Ball unbesucht lieſs, und jedem hübschen Manne zu gefallen suchte, studirt nun den Emil, und predigt gegen die Coquetterie der heutigen Weiber. Der Ton, die Sprache, die Einkleidungen des weiblichen Briefwechsels bekommen andere Tournüren, andere Schattirungen; — Alles nimmt einen abgemessenen Schritt an, — der die Würde des Alters zwar nicht verkünden, aber darauf pränumeriren soll! — Die Bibliothek des guten Mütterchens wird vermehrt; sie macht Auszüge aus gelehrten Werken, oder Gedichte auf das Vergängliche der *Dinge*; sie studirt jetzt die Kunst, sich precieux auszudrücken, und durch allerley Wendungen der jungern Welt zu zeigen, daſs ihre vorigen Siege nicht gering gewesen sind. Sie lebt nicht lieber, als in der Vergangenheit, und darum ist ihr die Gegenwart oft so verhaſst. — Doch hiervon weiter unten.

Der Geschmack des weiblichen Alters an jener schmeichelhaften Verstandescoquetterie nimmt ganz unglaublich und mit jedem Tage zu; — er giebt der Eitelkeit endlich selbst mehr Nahrung, als ihr die Schönheit früherer Iahre reichte, und ist mit unermeſslichen Einbildungen verbunden, zumahl, wenn der literarischen Frau von geschickten Köpfen Weihrauch gestreuet wird. Sie verbindet jetzt sehr oft die noch nicht ganz verlorne Herrschaft der Schönheit mit der Gewalt der Schöngeisterey, und daher sind diese Frauen im Verblühen oft grade die stolzesten und herrschsüchtigsten. Dies sind die Weiber zwischen dem vierzigsten und funfzigsten Iahre; nur mit dem Unterschiede, daſs sie gegen den Verlauf des halben Jahrhunderts hin sich wieder ganz anders, als im vierzigsten Iahre, benehmen. Je mehr die Zeit dahin eilt, je emsiger wird die Verstandescoquetterie hervorgesucht, um über den jüngern Weiberzirkel auf irgend eine Art hervorzuragen. Die Triumphe über den Verstand der Andern scheinen ihnen ein Ersatz gegen den Verlust der Schönheit zu werden.

Wenn sich jener Hang älterer Frauen, durch Verstand zu gefallen, bey wirklicher Geisteskraft und einer regelmäſsigen Denkweise äuſsert: so verdient er keinen Tadel. Jedes Talent ist achtungswerth, wann und wo es sich findet. Ich irre mich nicht, wenn ich sage, daſs der feinere Geist der Weiber oft über den unsrigen siegt, und dem unsrigen zum Muster dienen könnte; daſs sie das Schöne und Gute in der Kunst und Natur oft stärker, richtiger und inniger, als wir, fühlen; daſs sie sich oft unnachahmlich schön auszudrücken wissen; daſs ihr Blick in die Herzen oft wunderbar-durchdringend ist; daſs unser Witz den ihrigen selten erreichen kann. Vorzüge, die jedes gescheidte Weib gewiſs geltend zu machen suchen wird;— aber Alles muſs in seinen gehörigen Schranken bleiben, und alles bleibt darin, so lange das aufgeklärte Weib dabey ihre Liebenswürdigkeit zu behaupten weiſs. Wenn sie die Bereicherung ihres Verstandes für sich gebraucht und zur Thätigkeit in ihren Pflichten anwendet; wenn sie sich zur Veredelung unerfahrener und leichtsinniger Weiber ausbildet; wenn es für sie ein Bedürfniſs geworden ist, besser, als Andere, zu seyn; wenn sie ihren Geist um des Geistes willen ausschmückt: so wäre es grausam und unsinnig, ihr jede wissenschaftliche Ausbildung verbiethen zu wollen, weil wir dazu kein Recht haben, und das Weib hierin unserer Gesetzgebung keinen Gehorsam schuldig ist.

Allein sobald jene Geistescultur in äuſsere Prunksucht, in Affectation und gelehrte Ziererey ausartet, folglich ihr eigentlicher Zweck vernachlässigt wird; so hört die weibliche Liebenswürdigkeit auf, und die geschicktesten Weiber werden uns dann unausstehlich. Doch ich habe diese Punkte schon in mehrern Stellen der Charakteristik beleuchtet, und kann daher abbrechen, um zu andern noch nicht beleuchteten Gegenständen überzugehen.

Eine offenbare Ausschweifung jener Verstandescoquetterie ist bisweilen ihr Hang zur

Freygeisterey. Ein neuer Schriftsteller irret sich, wenn er meint, daſs dieser Hang ziemlich allgemein unter den Weibern sey; — aber, daſs er hier und da angetroffen wird, ist desto gewisser. Weiber dieser Art wollen zeigen, daſs ihr Geist einer ganz besondern Stärke fähig, und daſs er über alles Vorurtheil weit erhaben sey; — aber sie thun in der That nichts weiter, als daſs sie einem Voltaire nachlallen, der selbst mehr ein naiver Spötter, als ein tiefdenkender Kopf war. Als die Schriften dieses Mannes mehr gelesen wurden, gab es auch, sonderlich in höhern Ständen, mehr weibliche Freygeister, als jetzt. Es war Mode, — Nichts, oder nicht Viel zu glauben; aber es war vorauszusehen, daſs — wenigstens unter den Weibern — diese Mode nicht lange dauern konnte.

Da ein solches System dem weiblichen und — keinem menschlichen Herzen für das, was es ihm nimmt, etwas wiedergiebt; da jenes zärtere und sanftere weibliche Herz so sehr nach Ruhe und Zufriedenheit schmachtet, sich lebhafter und theilnehmender für Religion und Religiosität schon von Natur interessirt; so kann es nur eine sehr weit gehende Überspannung der Verstands-eitelkeit seyn, die das freygeisterische Weib hervorbringt, und es gegen das Laster betäubt. Im Allgemeinen bleibt der Gedanke an Gott und Vorsehung einer der erwünschtesten und beruhigensten für die weibliche Seele. Er ist für sie, bey dem vielfältigen Drucke ihres Geschlechts, und seiner oft so unermeſslichen stillen Leiden, ein viel geltendes Bedürfniſs geworden; er beebt sie zu den schönsten Thaten und Gefühen; er hebt sie in den Stunden der Andacht über die Erde und die Furchtsamkeit ihres Geschlechts empor, und flöſst ihr Muth und Entschlossenheit ein, wo vielleicht der Mann, wegen einer geringern Anhänglichkeit an einem eligiösen Glauben, — zu verzweifeln anfängt. Da das weibliche Herz leichter, als das unrige, von den Wohlthaten des Himmels geührt wird, oder bey seinen vielfachen Schmerzen eines öftern Trösters bedarf; so ist sein Umgang mit der Gottheit ihm leichter und erquickender gemacht worden. Es sucht sich einen unsichtbaren Vertrauten, wenn es seine Leiden der Welt verbergen mufs; es vergegenwartigt sich oft bis zu Entzückungen die Gottheit, und sein Auge strömt in Freudenthränen über, die der Mann weder versteht, noch empfindet.

Wehe dem unglücklichen Weibe, das für diesen geistigen Umgang keinen Sinn hat! aber noch unglücklicher ist die, welche ihn aus Freygeisterey verachtet. Hat sich ein Weib die Ewigkeit wegphilosophirt; so ist sie zu allem unmoralischen Wesen fähig, und nichts in der Welt kann sie von ihren Ausschweifungen zurückbringen, als das — Grab. — Selbst, wenn sie tugendhaft ist, [denn es kann eine sittliche Rechtlichkeit ohne positive Religion geben,] so wird sie doch immer sehr unsicher stehen, und ihre schwachen Stunden werden sich mit jeder neuen freygeisterischen Schrift vermehren. Die

Schwäche und Lebhaftigkeit des weiblichen Gefühls bedarf mehr als einer Unterstützung, um in seinem Geleise zu bleiben; man verführt es unmerklich zum Laster, wenn man es gegen die Religion gleichgültig zu machen sucht, und keine Menschen sind daher verächtlicher, als jene eleganten Freygeister, die durch ihre Witzeleyen und ihr philosophisches Geschwätz anfänglich den Verstand der Weiber, und dadurch endlich auch ihre Tugend und Schamhaftigkeit vergiften.

Die reine Sittlichkeit des Weibes muſs auf reine Religionsprincipien gebauet seyn, — ihre Dogmatik und ihre Moral müssen ein Ganzes für ihr Herz ausmachen; fangen sie an über jene zu vernünfteln; so vernünfteln sie sich endlich auch die Moral hinweg, — und zwar um so leichter, da die Religion ihrer Dogmen von der Religion ihrer Sitten*) oft so

---

*) Ein französ. Schriftsteller theilt die Religion der Weiber in eine Religion: de fantaisie et de passion ein. »Il-y-en a en elles, fährt er sehr naiv fort, de deux sortes; la religion des dogmes, et la religion des moeurs. Elles

sehr verschieden zu seyn scheint. Sie glauben oft, in Absicht der leztern, sich kleine Freyheiten erlauben zu dürfen, je strenger sie an den kirchlichen Lehrsätzen der Religion

sont plus opiniâtrement attachées à la première que ne le sont les hommes; mais elles font dependre la seconde de leur caprice. L'une est toujours la même dans toutes les femmes d'un même pais, mais l'autre est aussi variée, que les passions sont plus ou moins différentes dans chaque femme. L'une ne change presque jamais de la naissance jusqu' à la mort; l'autre au contraire change à toutes les heures, parceque les passions changent aussi. En un mot, les femmes ont l'art de sanctifier tout ce qu'elles aiment, et de reprouver tout ce qu'elles n'aiment pas; et je ne voudrois pas jurer que dans la religion la plus sainte, il n'y-en ait encore, qui par un tour d'imagination se livrent devotement à de coupables excès, et s'imaginent faire une bonne action, ou du moins ne rien faire de mauvais en se prêtant à l'infirmité des hommes." Diese Stelle ist sehr merkwürdig, und ich finde ihre Bestätigung in den Schwärmereyen der Anhängerinnen des bekannten Johann von Leyden, wovon ich nur ein Paar Beyspiele in aller Kürze anführen will. Johann von Leyden, König von Münster, wie sich dieser wilde und übermüthige Fanatiker nannängen; aber sie werden sich in Absicht er Sitten ganz verirren, wenn ihnen auch ie Lehrsätze gleichgültig geworden sind. s ist daher höchst nothwendig, dafs bey der

---

te, warf in einer Versammlung seiner Anhänger und Anhängerinnen seine Kleider ab, und verbrannte sie höchst eigenhändig, weil man, nach seinem Systeme, wie Adam im Stande der Unschuld einhergehen müsse, und die Bekleidungen eine Erfindung des Teufels wären. Sein Beyspiel reizte die fanatische Gemeine zur Nachahmung. Ein Haufe völlig entkleideter Schwärmer und Schwärmerinnen folgte ihm auf die Strassen hinaus, und schrie — in diesem unzüchtigen Aufzuge den Einwohnern der Stadt Münster zu: "Bessert euch! denn das Himmelreich ist nahe herbey kommen." Die Weiber zeigten sich wie halbrasende bey dieser geistlichen Comödie, und man bemerkte keinen Zug von Schamhaftigkeit an ihnen; eine Zierde ihres Geschlechts, die sie schon in ihren sogenannten gottesdienstlichen Versammlungen abgelegt hatten. Die Assembleen dieser Frömmlinge waren eine Art unsauberer Orgien, wie sie vielleicht Griechenland und Rom nicht gekannt hatte und worin die Uebungen der Religion mit allen Ausschweifungen der physischen Liebe wunderlich abzuwechseln pflegten. Sorbiere erzählt hiervon ein merkwürdiges Beyspiel. (S. Artikel: Anabaptistes in den Sorberi-

Erziehung der Weiber der Grund vornemlich zu ihrer moralischen Religion gelegt wird. — Rousseau dringt auf das Letztere; hingegen verwirſt er eine sogenante rechtgläubige Erziehung aus mehrern Gründen.*)

---

enis, das wir in der Originalsprache hiehersetzen wollen) "Il me souvient, sagt er, qu' à Paris un certain Sonbeyran disoit, qu'en une de ces assemblées nocturnes où il assistois, il avoit joui de la fille de son hôte, qui lui refusa après à la maison, ce, qu'alors elle lui avoit accordé charitablement".

*) "Berührt die geheimniſsvollen Dogmen, sagt Rousseau, nur wenig, die für uns weiter nichts, als Worter ohne — Begriffe sind, — seltsame Lehrmeinungen, deren eitles Studium bey denen, die ihr Werk daraus machen, die Stelle von Tugend vertritt, und mehr dazu dienen, sie falsch, als gut zu machen. Beschrankt eure Kinder immer in den engen Kreis der Lehren, die unmittelbare Beziehung auf die Moral haben. Ueberzeugt sie, daſs uns nichts nützlich zu wissen ist, als was uns gut handeln lehrt. Macht keine Gottesgelehrtinnen und Vernünftlerinnen aus euren Töchtern; sagt ihnen von himmlischen Dingen nur das, was menschliche Tugend befördert; gewöhnt sie, sich immer unter den Augen Gottes zu fühlen, ihn als den Zeugen ihrer Handlun-

Wenn wir alt zu werden anfangen, wenn uns die Freuden der Welt verlassen; so beginnen wir fast alle, — die Moral zu predigen! Ein Zug, wodurch sich das weibliche Alter vorzüglich auszeichnet. — Man fühlt es nur zu bestimmt und zu genau, daſs ein Weib von *funfzig* Jahren ein ganz anderes Ding ist, als ein von zwanzig. Der Spiegel predigt dem Weibe augenblicklich diese Wahrheit. *Er* ist ihr ungetreu geworden, seine Schmeicheleyen haben aufgehört, und mit seiner Untreue sind auch die Huldigungen und Anbetungen verschwunden, die der weiblichen Jugend so liebreich dargebracht wurden. Der fröhliche, muntere und freyere Ton des Gesprächs und Umgangs will nicht mehr zu den spätern Jahren passen, — wenigstens will er keinen Eindruck auf uns ma-

gen, ihrer Gedanken, ihrer Tugend, ihres Vergnügens zu betrachten; das Gute ohne Prunk zu thun, weil er es liebt, das Böse ohne Murren zu leiden, weil er sie dafür entschädigen wird! kurz jeden Tag ihres Lebens das zu seyn, was sie einst froh machen wird, wenn sie vor ihm erscheinen sollen." Emil. 4ter Th.

chen, wenn er auch von tausend älternden Frauen noch hervorgesucht und erzwungen wird. Es ist unendlich schwer, alsdann durch eine affectirte Heiterkeit nicht lächerlich zu werden. Die schönen Tage sind vorüber, wo das Herz mit innerm Wohlbehagen klopfte und die ganze Natur vor ihm im Rosenschimmer lag. Es wird nicht mehr von den goldenen Hoffnungen der Jugend begeistert, und die rege Phantasie will nicht mehr mit dem vorigen Feuer seine Gefühle beleben. Die Reste der sinkenden Schönheit verlangen tägliche Reparaturen, — die herangewachsene Tochter erinnert die Mutter, daſs sie bald Groſsmutter werden könne, — neben der welkenden Blume keimen tausend jüngere und liebreitzendere auf. — Es wird also nun wohl nöthig seyn, eine Sittsamkeit, einen Ernst und eine Sprache anzunehmen, die sich zu der groſsen Veränderung der Dinge schickt, und die dadurch entstandene Leerheit des Gemüths einiger Maſsen etwas ausfüllen kann.

Aus dem jovialen, liebenswürdigen, frey denkenden Weibe wird nun eine Sittenrichterinn. — Der Tanz wird aufgegeben, weil sie bemerkt, daſs man lieber mit dem Mädchen, als mit der Matrone tanzen mag, und, wenn sie aufgefordert wird, es nur aus leidigem Respect, oder leidiger Etiquette geschiehet. Die Verschleierungen des Körpers, die Anlegungen des Putzes werden sorgfältiger, bescheidener und züchtiger, als vormahls, eingerichtet, — weil sich in diesem Netze kein männlicher Blick mehr verwickeln will, und der Hauch der Zeit die schöne Blüthe des Reizes vergiftet hat. Der Geschmack am Putze bleibt zwar bis ans Grab, und vermehrt sich sogar bey vielen alten Frauen bis ins Lächerliche und Comische; aber er wird nun mehr zu Verhüllungen, als zu freyern Moden angelegt, und von einigen gar verachtet, weil er seine vorigen Wunder überlebt hat. Tausend andere glauben durch ihn noch in spätern Jahren diese Wunder zu bewirken; der kleinste Rest der

Schönheit läſst oft die Verblühete noch alle Thorheiten eines jungen Mädchens hierin begehen; — aber es ist Alles zu spät, und die Jahre laufen gewaltig geschwind! Umbarmherzig treibt daher die zu fluchtige Zeit das Weib auf ihren Richterstuhl der Sitten zurück. — Wenn auch ihr Herz keinen Geschmack an dieser — Zwangspflicht findet; so kann es doch nun einmal nicht anders seyn. Die Lieder der Freude und Liebe verwandeln sich in Sittenpredigten, — die zärtlichen Seufzer in Gebete, und das schelmische Auge in einen feyerlichen Abdruck des Ernstes und der Zucht. Nun werden mit arithmetischer Genauigkeit die Coquetten der Stadt gezählt und gemustert, — ihre Wege und Stege erforscht, ihre unschuldigsten Handlungen vor das Censor-amt des weiblichen Alters gebracht, und unbarmherzig gerichtet. Nun werden die jungern Schönen mit tausend ernsten Denkspruchen ausgerustet, und vor Gefahren gewarnt, — die vielleicht gar nicht vorhanden sind. Nun wird dem freyen Geiste des Zeitalters, der heutigen Sittenlosigkeit, dem jugendlichen Leichtsinne das Verdammungsurtheil gesprochen; — nun soll Alles so seyn, wie es der langsamere, ängstlichere und düstere Sinn des Alters verlangt. Die weibliche Liebe gegen uns stirbt zwar selbst im hohen Alter noch nicht ganz aus; aber desto mehr werden wir von dem weiblichen Alter belauscht und beobachtet. Es giebt keine Intrigue, die eine alte Frau nicht aus ihrem tiefsten Dunkel hervorzugraben wuſste. Sie thut es vielleicht zu unserm Besten, — oder aus Achtung wahrer Moralität; aber ihr Sittenrichten kann noch andere Quellen haben. Wir wollen die guten und bösen Seiten desselben etwas näher beleuchten.

(*a*) Kann der Hang zum Moralisiren von einer Menge eigener Erfahrungen *) herrühren, welche die Sittenrichterinn ihr Leben hindurch, in Absicht ihres und unsers Geschlechts, gemacht hatte, und die sie nun zum Unterrichte beyder Geschlechter nutzen will. Alsdann ist ihre Absicht sehr gut und lobenswürdig; und Heil dem Mädchen, die eine solche Sittenführerinn zur Seite hat! Sie kann als ein Leuchtthurm ihres Geschlechts angesehen werden. Sie hat Erfahrungen gemacht, — wie schwach das Mädchen und

---

*) Je älter wir werden, je mehr verlieren wir überhaupt das Zutrauen zu andern Menschen, und dieſs ist eine unglückliche Seite der letztern Epoche unseres Lebens. Wir können uns diesen Gemüthszustand nicht geben und nicht

---

nehmen. Er kommt als eine Folge des Alters von sich selbst, und verläſst uns nicht wieder, bis wir aus der Welt hinauswandern. Mit den Jahren und der Abnahme unserer Kräfte verläſst uns überdieſs jene Heiterkeit des Geistes, die uns die Menschen vorher in einem schönern Lichte zeigte. Vermöge dieser Heiterkeit und der jugendlichen Wärme des Bluts schlossen wir uns sonst gern an jedes Herz an, das sich uns öffnen wollte. Wir hatten eine Menge Freunde und Freundinnen; unser Umgang war traulich, offen, zuversichtlich; wir lieſsen es uns nicht einfallen, daſs man uns hinterher täuschen könne. Unser jugendlicher Muth machte überhaupt auch unser Zutrauen gegen Andere muthig; und fiel einmal einer unter ihnen; so wurde ihm bald wieder verziehen, weil wir der Jüngling in der Liebe sind, und wie leicht sie beyde, bey dem besten Herzen von der Welt, die unglücklichsten Fehler begehen können; — wie sehr und listig der weiblichen Schönheit nachgetrachtet wird, und wie undankbar die meisten Männer nach ihrem Genusse sind; — wie unsicher ein Frauenzimmer geht, wenn es sich zu sicher glaubt; — wie weit die unschuldigsten Mittel, ein männliches Herz zu fesseln, — das Weib zur Coquetterie verleiten, und den gra-

---

seine Vergehungen von einer weniger schwarzen Seite betrachteten. Wir berechneten die Moralität Anderer nicht nach einem zu genauen Maſsstabe; unsere Sitten waren freyer, unsere Leidenschaften feuriger; wir erlaubten daher gern Andern den Genuſs der ihrigen, wenn sie uns nur nicht in dem Zirkel der unsrigen störten. — Die Jugend ist tolerant, weil sie fröhlichen Sinnes ist; das Alter wird hart und miſstrauisch, weil es diesen Sinn verloren hat; aber auch deſswegen, weil es mehrere, zum Theil sehr bittere, Erfahrungen gemacht hatte, welche die Jugend noch nicht kennt. S. den unten stehenden Abschnitt von der Lebensklugheit des Alters.

desten Character verschieben können; — wie sehr oft die besten Freundinnen ihr Vertrauen auf einander miſsbrauchen, und wie vorsichtig man daher bey der Wahl derselben seyn müsse; — wie ansteckend und verpestend der Umgang mit einem gefallsuchtigen Weibe ist, und wie weit sich das schwächere Geschlecht durch unsere Schmeicheleyen vergessen kann; — wie sehr sich oft zu ihrem Nachtheile die besten Ehemänner ändern können, und wie leicht sich eine unvorsichtige Frau Zeitlebens um ihre eheliche Gluckseligkeit bringen kann; — wie wenig die Ideale von einem vollkommen glücklichen Ehestande taugen, und wie tief sich oft das Weib unter dem Despotismus des Mannes beugen muſs, der einige Wochen fruher zu ihren Fuſsen lag; — wie viel niederträchtige Menschen es giebt, die zwey wirchlich glückliche Eheleute gegen einander gleichgultig und lau zu machen suchen; — wie scharf das Publicum in unsere häuslichen Verhältnisse hineinblickt, und an unserer Ehre nagt; — wie vorsichtig man seine Worte überall abwägen, und seine Schritte überall ordnen müsse, um den Verfolgungen des Neides und der Tyranney des Vorurtheils zu entgehen; — wie unablässig ein Frauenzimmer das Urtheil der Menge respectiren müsse, — und durch welche Mittel ihre Ehre allein gerettet werden könne.

Diese und tausend andere Erfahrungen haben nach und nach den Geist des Sittenpredigens in dem Weibe erweckt, und es ist ihr ein wahres Bedürfniſs geworden, das, was sie beobachtete und selbst empfand, Andern mitzutheilen. Sie siehet ihr Geschlecht überall mit Feinden umgeben; — das Studium des Menschen hat sie miſstrauisch gemacht, und ihre Warnungen haben daher kein Ende. Da uns das Alter den Ernst des Nachdenkens gebietet; so durchläuft ihr Gedächtniſs die ganze Reihe der Begebenheiten, die sich sonst mit ihr und Andern zutrugen, und findet nun erst hinterher, welche Vortheile sie daraus ziehen konnte, und welche Nachtheile sie bey einer gereiftern Vernunft hätte vermeiden müssen. Von den Resultaten dieses Nachdenkens soll nun die jüngere Welt bey Zeiten Gebrauch machen, und die Kunst lernen, aus dem Schaden Anderer klug zu werden. Hier tritt also das Alter in seinem wichtigsten Berufe und in seiner ganzen Würde, als Lehrer der Klugheit und Lebensphilosophie, auf, und die ganze Welt sollte hierin auf seine Sprüche merken.

(*b*) Andere Frauen werden darum so strenge Sittenrichterinnen in ihrem Alter, weil sie die Reue über ihre jugendlichen Thorheiten dazu macht. Indem sie Andern gute Lehren geben, und gegen die Verdorbenheit des Zeitalters eifern, richten sie sich unaufhörlich selbst, weil sie es ausdrücklich wollen, und ihr Gewissen ihnen keine Ruhe gestattet. Sie bejammern im Stillen die Verschwendung der Zeit, sie erscheinen sich nun erst selbst in ihrer wahren Gestalt, nachdem ihnen das Alter alle

Blendwerke ihrer Eitelkeit entrissen hat, und der vorige Sinnentaumel verschwunden ist. Sie würden ihr Leben ganz anders einrichten, wenn sie in die verfloſsenen Jahre noch ein mal zurückschreiten könnten; sie fühlen es, daſs das drückende Alter vorzüglich durch einen heitern Blick auf das Vergangene verschönert werden kann; daſs es hingegen ohne einen solchen Hinblick eine furchtbare Epoche unseres Daseyns wird. Da es der menschlichen Seele so natürlich ist, gern in der Vergangenheit zu leben, und da diese Neigung mit den Jahren erstaunlich zunimt: so bemerkt die Reuevolle, daſs sie sich selbst um den kostbarsten Schatz des Alters gebracht hat, und daſs es ihr eben dadurch an dem Mittel fehlt, — noch im Alter jugendlich froh zu seyn, indem sie an eine schuldlos durchlebte Jugend nicht zurückdenken kann. Die Vergänglichkeit rauschender und glänzender Freuden hat sie nun erst auf den wahren Werth der Dinge aufmerksam gemacht; sie sieht sich betrogen, und sie wünscht, daſs nicht andere Frauen eben so betrogen werden möchten. Dieser Wunsch ist sehr edel, und durch ihn wird das Sittenrichten des Alters, welches oft ganz unrecht verspottet wurde, eine schöne und groſse Pflicht.

(*c*) Noch andere Frauen üben diese Pflicht im Alter aus reiner Liebe für reine Moralität, und dieſs sind sehr schätzbare Weiber und wahre Schutzengel der Tugend. Ihr ganzes Leben ist eine stille Sittenübung gewesen; sie haben sich nichts vorzuwerfen, und ihr Herz fordert sie aus innerer Güte und unbefleckter Sittenreinigkeit auf, die Lehrerinnen des Menschengeschlechts zu werden. Sie fühlen es lebhaft, wie glücklich uns ein gutes Gewissen macht, und wie ruhig man dabey, selbst in den gröſsten Stürmen des Schicksals, bleiben kann. Sie sehen es mit innigem Bedauren, wenn die weibliche Tugend zu wanken anfängt, und möchten sie so gern in ihrem Sinken aufhalten, oder, wenn sie dieſsmal nicht gerettet werden konnte, sie zu einer gelegenern Zeit aus den

Armen des Lasters reiſsen. Sie möchten gern die ganze Welt durch einen sittlichen und keuschen Sinn glücklich sehen, und die ganze Welt auf diesem Wege glücklich machen. Sie suchen die Herzen ihrer Freundinnen ganz für die Tugend zu gewinnen, und in ihnen den Hang zu geistesleeren Freuden zu unterdrücken. Sie kennen keinen gröſsern Triumph, als eine weibliche Seele zu retten, und ihr ein frohes Alter zu bereiten. Sie lenken unvermerkt die Schritte leichtsinniger Mädchen zu einem weit edlern Ziele hin, als diese sich Anfangs vorgesteckt hatten, und genieſsen oft Freuden des Himmels, wenn die zur Besinnung Gekommene ihren Dank an dem Busen ihrer Retterinn ausweint.

(*d*) Tief unter diesen edlen Weibern, den Engeln ihres Geschlechts, stehen die sogenannten Tugendheldinnen, die im Alter nun eben so durch ihre Sittensprüche glänzen wollen, als sie in ihren frühern Jahren durch ihre Reize zu glänzen suchten. Sie betrachten die Sittenlehre als eine neue Art von Garderobe, aus der sie einen neuen Schmuck nach dem andern nehmen können, da der Körperschmuck nichts mehr gelten will. Diese Weiber sind aus Stolz tugendhaft geworden, und sehen mit Stolz auf jede sinkende Tugend herab, anstatt, daſs sie dieselbe retten sollten. Es kitzelt ihren hohen Sinn, wenn sie andere Frauen durch ihre Moralmaximen demüthigen können, und wenn sie bemerken, daſs sich Andere vor ihren Critiken fürchten. Sie geben nicht aus Liebe zur Tugend ein gutes Beyspiel, sondern aus Herrschsucht; ihr Tadel ist schneidend, und ohne Schonung; sie vergröſsern und übertreiben ihre Erzählungen von den Lastern gewisser Weiber, und vergeben auch den kleinsten Fehler nicht, — weil sie die gröſsern ihrer eignen Jugend vergessen zu haben scheinen. Sie beobachten unsere Schritte nicht aus Menschenliebe, sondern aus Schadenfreude, und immer mit einem stolzen Rückblicke auf sich selbst. Ihre Forderungen sind sehr strenge; sie verlangen von ihrem Geschlechte eine beynahe übermenschliche Tugendübung, und eine Verachtung gegen alle sinnliche Freuden. Ihr eigenes Blut ist zwar noch nicht selbst kalt dagegen geworden, und oft lodern darin noch seltsame Flammen genug auf; allein sie wissen den Athem an sich zu halten, und eine Sittenreinigkeit zu erheucheln, die nicht willkürlich entstanden, sondern durch das Alter erzwungen ist. Um überall ganz rein und unsträflich zu erscheinen, gehen sie nur mit Weibern und Männern von einem unbescholtenen Rufe um; nicht, um sich zu veredeln, sondern mit jenen über die Schwächen anderer Menschen zu spotten, und ihre lächerlichen Seiten aufzusuchen. Sie erscheinen absichtlich in gewissen — öffentlichen Gesellschaften nicht, um den Ton derselben durch ihre Entfernung in Miſscredit zu bringen, und ein unvortheilhaftes Licht auf Weiber von einem etwas freyern Sinne zu werfen. Sie berechnen auch haarklein, wie weit dieses und jenes Weib sich vergessen wird, und wie viele Stufen sie auf der Leiter ihrer Moralität schon heruntergestiegen ist. Sie haben überall ihre Sittenspione und ihre Sittenriecher herumlaufen, und jede Hausneuigkeit des Ortes ist ihnen bekannt. Ihr Augenmerk ist vornehmlich auf junge Frauen gerichtet, die irgend eine Liebschaft haben, und männliche Besuche annehmen. Sie ruhen nicht eher, bis der ganze Liebeshandel mit allen seinen geheimen Umständen, wie in einem Gemählde, vor ihnen liegt, und sie mehr als die Geliebten selbst wissen. — „Gott sey gelobt! daſs wir nicht so sind, wie andere Weiber", sagen sie, und der Pharisäer spricht leibhaft aus ihnen!

Von diesen Heroinen der Tugend muſs man alle die andern Sittenrichterinnen unterscheiden, die mit ihrer Moralität nicht glänzen wollen, sondern aus Überdruſs der Welt, oder aus Neid und Miſsgunst, oder auch nur aus einer angeborenen, nie ruhenden Redseligkeit immer an andern Menschen etwas zu recensiren und zu meistern haben. Diese sind eigentlich die ewigen Recensentinnen ihres und unseres Geschlechts. Oft vereinigen sich alle jene Gründe ihres Moralpredigens in einer einzigen Frau; wer bebt nicht vor diesem zusammengesetzten weiblichen Schreckbilde zurück! Wir wollen daher wiederum nur einzelne Züge desselben ins Auge fassen.

Jene Weiber, die aus Überdruſs und Unzufriedenheit mit der Welt so gern moralisiren, haben ihre Freuden gekannt und genossen; — aber nun sind sie ihnen entschlüpft, und werden nimmer wiederkehren. Die ganze Welt, die sonst ein Tanzboden und ein Arcadien für sie gewesen war, hat sich jetzt in ihren Augen in ein Trauerhaus verwandelt, dessen schwarze Wände nichts, als schauderhafte Gefühle in ihnen hervorbringen können. Das lebhafte Andenken an die goldenen Tage der Jugend reizt ihren Überdruſs oft bis zur Verzweifelung, und der Wunsch, zu sterben, ist in ihnen wirksamer, als er je in dem Herzen eines Mannes seyn kann. Ihre Klagen und Seufzer über die Vergänglichkeit der Dinge haben kein Ende. Sie wünschen lieber, nicht geboren zu seyn, als bey lebendigem Leibe von dem Schauplatze der Welt abtreten zu müssen. — Ihr Herz muſs sich Luft machen, und sie ergieſsen sich in schwermüthigen Sittenpredigten, deren Quelle uberall hervorscheint. Weiber dieser Art sind gewöhnlich die empfindlichsten ihres Geschlechts, — gleich Kindern, denen man alle ihre Spielwerke genommen hat. Alles macht ihnen Ekel, Alles ist ihnen zuwider; sie wollen nicht einmal die unschuldigen Freuden mehr genieſsen, die ihnen angeboten werden. Sie verändern ihren Putz alle Tage, und möchten ihn jedesmal wieder verbrennen, weil er ihnen nie Genüge leistet. Die armen Kammermädchen sind übel daran, da die Launen eines Weibes unendlich sind, wenn sie nicht durch den Putz geheilt werden können. Aber Gatten und Kinder werden oft noch mehr dabey leiden müssen. Jedes Vergnügen, das sich der Hausvater mit seiner Familie machen will, wird ihm durch stundenlange Predigten der Hausmutter vergällt; nicht sowohl aus Neid und moralischer Vorsicht, sondern weil es in dem Herzen eines jeden Andern eben so düster, als in dem ihrigen aussehen soll, und weil sie aus Empfindlichkeit keinen Sinn mehr für fröhliche Menschen hat. — Wer nicht mit zu klagen versteht, ist in ihren Augen ein gefühlloser, verachtungswürdiger Mensch. — Sie geht ihm keinen Schritt entgegen, und er kann nicht ihr Freund seyn. Ihre Erbitterung erstreckt sich auf alle Menschen, und endlich auf sich selbst, — denn sie zankt Tage lang mit ihrem eigenen Herzen, und *ein* Widerspruch darin folgt auf dem andern.

Bis zur Schwermuth können diese empfindlichen Weiber *misanthropisch* werden, — und dann verdienen sie unser ganzes Mitleid! Aus der Empfindeley und Empfindsamkeit in jüngern Jahren keimt späterhin die Empfindlichkeit und endlich Menschenhaſs hervor; daher man gegen jene Quellen dieses nicht genug warnen kann. Das zu lebhafte Gefühl des empfindsamen Weibes tauscht sich im Alter in ein anderes lebhaftes Gefühl um, — das zwar mit dem erstern gar keine Ähnlichkeit hat, aber der Seele in Absicht gleich starker Erschütterungen Beschäftigungen giebt. Die Weiber wollen entweder lieben, oder hassen. Eine Bemerkung, die ihnen nicht grade zum Vorwurfe gereichen, sondern nur die Lebhaftigkeit ihrer Leidenschaften ausdrüken soll. Vielleicht ist ihre Liebe und ihr Menschenhaſs gegründeter und natürlicher, als unsere Liebe und unser Menschenhaſs; wenigstens ist dieses in Absicht des leztern wahr, da wir Männer — die wir die Schutzengel des Weibes seyn sollten, diese zarten, gutmüthigen Geschöpfe unendlich oft so ungerecht zu behandeln, und ihnen eine finstere Gemüthsstimmung mit Gewalt aufzudringen pflegen. Von der Misanthropie der Weiber künftig ein Mehreres.

Neid und Miſsgunst sind zwey mächtige Triebfedern des weiblichen Sittenrichteramts. Sie können es der Schönern nicht vergeben, daſs sie schön ist; der Reichern nicht, daſs sie reich ist; der geschmackvoller Gekleideten nicht, daſs sie geschmackvoll gekleidet ist; der Jüngern nicht, daſs sie jung ist. — Ihre Eitelkeit hat so viel tausend Ecken, daſs sie überall Stöſse leidet; sie hält diese für einen Offensiv-Krieg, der gegen sie selbst geführt wird, und fast jedes Weib, das durch andere verdunkelt wird, kann daher eine versteckte Feindinn ihres Geschlechts genannt werden. Nichts ist daher natürlicher, als daſs im Alter jener Neid zunehmen muſs, da die jüngere — schönere Welt die ältere weit in den Hintergrund schiebt, und daſs diese in den Hintergrund geschobne Welt — um nicht ganz vergessen zu werden, die Sitten zu richten anfängt. In frühern Jahren war die strenge Moralistin ein auf ihre Schönheit stolzes, und mit ihrer Schönheit prunkendes

Weib; jetzt kann sie das nicht mehr seyn, und nun macht sie die Eitelkeit jüngerer Weiber, die sie mit der Schönheit treiben, lächerlich, und prophezeihet ihnen mit einer Art Schadenfreude gleichfalls den baldigen Untergang ihrer Reize. Jetzt predigt sie wider die herrschende Gewohnheit, Gesellschaften zu geben und anzunehmen, und erscheint selbst nicht mehr in denselben, weil ihr der Anblick schönerer Frauen fast unerträglich geworden ist, und ihr Verdruſs über die Huldigungen derselben mit jedem Tage zunimmt. Diese Frauen werden sich schwerlich überwinden können, ein reizendes Weib zu ihrer Freundinn zu machen, oder Nachsicht mit einer kleinen Schwäche derselben zu haben. Die Schönern sind ihnen alle etwas verdächtig, weil sie ihnen alle zuwieder sind. Nahern sie sich einem schönern Weibe; so geschiehet es fast immer mit einer heimlichen Erbitterung, die sich oft deutlich genug in ihren Geberden ausdrückt, und sich gemeiniglich in moralischen Reden auflöst, die das schönere Weib verdunkeln sollen.

Ja, es hat sogar Mütter gegeben, und giebt ihrer noch in Menge, die auf eine grausame Art ihre schönern Töchter hintansetzten und behandelten, und den häſslichern alle mögliche Vorzuge einräumten. Jene wurden geflissentlich aus der Gesellschaft verbannt, um die verwelkenden Reize der Mutter nicht vollends ganz zu verdunkeln. Die eitle Mutter lieſs sie unter dem Gesinde verwildern, damit sie keinen Eindruck auf ein männliches Herz machen möchten; sie lieſs die armen Geschöpfe durch den Trotz und die Satyre ihrer Geschwister verdutzt machen, damit ihre Neigung zur Geselligkeit von selbst aussterben möchte; — oder sie umzingelte sie mit so vielen Sittensprüchen vom Morgen bis zum Abend, bis aller jugendliche Frohsinn erstickt war. Tausend andere Mutter entfernten ihre schönern Töchter ganz aus dem väterlichen Hause, damit sie durch ihre jugendliche Schönheit nicht uber die Mutter siegen möchten; es kostete ihrem Herzen keine Mühe, — lieber ohne Kinder, als mit solchen zu leben, die sie verdunkeln könnten. Es gab Andere, die durch künstliche und schreckliche Mittel die Schönheit ihrer Töchter zu vernichten wuſsten, und die Blattern willkommen hieſsen, unter denen die Reize ihrer Kinder dahinstarben.

Endlich giebt es alternde Frauen, die bloſs aus gewohnter Redseligkeit augenblicklich in den Postillenton verfallen; — und die Anzahl dieser ist unstreitig die gröſste. Das liebe Alter ist nun einmal geschwäzzig; — dieſs finden wir bey Weibern und Männern, und liegt in der Natur der Sache. Wer viel gehört, gesehen und erfahren hat, will gern viel erzählen, und daraus entsteht noch ein anderes Bedürfniſs, das Erzählte zum Nutzen und Frommen Anderer mit Gemeinplätzen zu verweben, die vornehmlich ein Originalzug in der Beredsamkeit alter Leute sind. Weil sie viel erfahren haben; so sind sie vorsichtiger und miſstrauischer geworden, und ihre natürliche Gutmüthigkeit wünscht, daſs es die jungen Leute auch werden möchten. Weil sie sich von Rechtswegen für klüger, als die jüngere Welt, halten; so wollen sie dieser überall Regeln vorschreiben, und das Sittenpredigen gehört daher ihnen ganz eigenthümlich zu. Weil sie fester in ihrem Charakter, und eigensinniger in ihrer Lebensweise sind, so haben sie immer mit dem Leichtsinne der Jugend zu kämpfen, und ihre Moralen müssen daher immer wieder von vorn her angefangen werden. Wer kennt nicht alte würdige, aber von diesem Geiste der Redseligkeit angesteckte Frauen, die vom Morgen bis an den Abend — Moral dociren, — oft nicht deswegen, um es zu thun, sondern, um nur etwas zu sprechen! Bey jedem Vorfalle des menschlichen Lebens werden Sittenregeln angebracht; die Verirrungen der Menschen beseufzt; der muthwilligen Jugend Denkzettel gegeben, und das Gesinde in langen Predigten gezüchtigt und gewarnt. Solche Frauen halten oft absichtlich wöchentliche Zirkel mit andern Weibern, worin die Weltsitten gemeistert, die histoire scandaleuse der ganzen Gegend commentirt, und über eine Liebesintrigue bis in die Nacht hinein moralisirt wird, — selten aus böser Absicht, sondern um nur — zu schwatzen. — Sie würden übellaunig geworden seyn, wenn sie nicht auf eine solche Art ihrem Herzen Luſt machen könnten, und gehen mit einem innern Wohlbehagen nach Hause, wenn die Session vorbey ist. Mann und Kinder befinden sich sehr wohl dabey, — wenn sich die liebe Hausmutter einmal recht ausgeplaudert hatte; und ich kenne Weiber, die nach einer geendigten Plauder-assemblee viel liebenswürdiger, als vorher waren. — So hat ein jedes Ding sein Gutes und die Weiber würden unstreitig nicht so gut für uns seyn, wenn ihre Zunge weniger beweglich geschaffen wäre. Wenn sie uns auch dadurch bisweilen etwas lästig werden; so erhalten sie ſich selbst dabey bey einem gewissen Frohsinne, und vergelten uns dann auf hundertfache Art die lange Weile, die uns manches mahl ihre Beredtsamkeit gemacht hatte. —

Ich glaube noch eine Bemerkung gemacht zu haben, nähmlich die, daſs die redseligsten Frauen gemeiniglich die gutmüthigsten sind; daſs hingegen die stillen, in sich gekehrten oft einen weniger menschenfreundlichen Character haben, und daſs ihnen weniger zu trauen ist. Der Grund jener Erscheinung liegt unstreitig in dem obenerwähnten Frohsinne, den sich die Weiber durch ihre Gesprächigkeit zu geben wissen; ferner in dem feinern Gefühle der Zärtlichkeit und Liebe, welches in dem Herzen lebhafterer und daher auch gesprächiger Weiber wohnt, und in der leichtern Mittheilung ihrer Gedanken und Empfindungen, die einen entschiedenen Einfluſs auf die Offenheit und Regelmäſsigkeit des Characters hat. So viel Schaden auch durch die weibliche Zunge gestiftet werden kann, so darf man doch ihre Lebhaftigkeit nicht zu sehr einschränken, oder sie ihr ganz verbieten wollen. Wir würden dadurch einen Originalzug des Weibes ersticken, und etwas aus ihrer Eigenthümlichkeit herausreiſsen, das die Natur absichtlich hineingelegt hatte.

Frömmeley. — Devotion. — Betschwestern. — Schwärmer und Schwärmerinnen.

Nicht alle Sittenrichterinnen sind Andächtlerinnen. Ich werde daher den letztern eine eigene Abhandlung widme und dabey noch dieses und jenes über die erstern nachholen und wiederholen müssen, da sich beyde in mehrern Puncten zu berühren pflegen. Überhaupt genommen, ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, und wird durch Geschichte und Erfahrung täglich bewiesen, daſs die

Weiber zur Frömmeley und Andächteley geneigter, als unser Geschlecht, sind: eine Erscheinung, die noch auffallender werden dürfte, wenn sie sich körperlich stärker, als die Männer, fühlen könnten, und wenn ihnen ein gröſserer politischer Wirkungskreis gegeben werden sollte. Man kann die Gründe ihrer gröſsern Geneigtheit zur Andächteley theils in psychologischen, theils in andern Hinsichten betrachten. Hier sind die vornehmsten der erstern und der leztern Art:

Der Geist der Weiber ist nachgebender, weicher, inflammabler, als der unsrige. Er behält bey aller Ausbildung etwas Schwankendes, und hält sich lieber an frappante Bilder, als an rein gedachte Begriffe; er hält es lieber mit dem innern behaglichen Gefühle, zu glauben, als sich mühsame Uberzeugungen zu verschaffen; er giebt den ersten Eindrücken sehr leicht nach, läſst sich unaufhaltsam von den Eingebungen der Phantasie leiten, und ist selten fähig, durch eigene Kraft von seinen Verirrungen zurückzukommen. Auſserdem ist er leicht zum Aberglauben und sehr zum Wunderbaren geneigt. Er staunt gern geheimniſsvolle Dinge an, und spielt mit dunkeln Gefühlen, weil ihm hellere Ideen weniger wichtig zu seyn scheinen. Zu jenen dunkeln Empfindungen gehört ihr feines moralisches, — oder, um es richtiger zu bezeichnen, ihr Andachtsgefühl. Dieses würde ihren Geist und ihre entzündbare Phantasie in Ordnung halten können, wenn es bloſs bey der einfachen Liebe zum Guten verweilte; aber sie schwärmen gern über die Grenzen der Natur hinaus, und schieben daher ihrer Andacht ganz neue, geistige Einwirkungen unter, — ob gleich diese nichts anders, als Spiele einer erhitzten Einbildungskraft waren. Da ihnen dieser Zustand ganz neu ist, da sie nie so etwas Seliges, Wohlbehagliches, Zerschmelzendes im Innern ihrer Seele empfanden: so scheint ihnen die gegenwärtige Gemüthsstimmung etwas Ubernatürliches zu seyn. Sie verlieren sich in mystischen Gebeten und

Ausdrücken, weil nach ihrer Meinung heilige Empfindungen eine ganz andere Sprache reden müssen, — sie glauben sich in eine andere Welt versetzt zu sehen, wenn sie andächtig auf ihren Knieen liegen. Jetzt erblicken sie die Welt tief unter ihren Füſsen. — Je schöner sie sich jene Welt träumen, je unförmlicher und elender wird ihnen die, worauf sie wohnen. Das Sichtbare giebt ihren feurigen Gedanken einen viel zu kleinen, engen Spielraum; das Unsichtbare ist ein unendlich gröſserer Gegenstand, — und ein unerschöpflicher Stoff zu geistlichen Träumen. Man kann dort finden, was man finden will; und der Schlüssel zu allen Geheimnissen der Dinge ist nur von dort her zu erwarten.

Die Andächtlerinn glaubt in einem unmittelbaren Verkehre mit der Gottheit selbst zu stehen. Sie macht nur ein Ganzes mit ihr aus; sie wohnt in ihr; sie siehet und hört sie. Sie spricht mit der Gottheit, wie mit ihrer Schwester: warum sollte diese Vertraute nicht bisweilen antworten? — Der

Andächtler nimmt in seinen Begeisterungen den nämlichen Weg, aber, mich dünkt, mit wenigerer Rührung und Innigkeit. Alle Schriften der Schwärmerinnen verrathen eine Gluth der Phantasie und des Gefühls, die man selten in den Werken der Asceten antrifft. Sie malen uns den Himmel mit hinreiſsend - schönen Farben; — sie haben sich in ihn oft tiefer, als der Andächtler, hineingedacht.

Daſs die Andächteley im Alter zunimmt, ist ganz natürlich; je näher man dem Ziele kommt, je mehr sucht man sich mit ihm bekannt zu machen, und sich in ihm zu verlieren. Allein der schwächer gewordene Körper, die gelähmten Nerven tragen das Ihrige auch zur Frömmeley des Alters bey. Die Kraft des Nachdenkens will nicht mehr über die Bequemlichkeit des Glaubens siegen. Der Geist sehnt sich nach Ruhe, und er findet sie in einem Gebetbuche, — oder in einem Bilde der Imagination. Schlaff und träge wirft sich der Kopf auf die Polster der

Mystik; eine gewisse Wehmuth und Bangigkeit des Gefühls bringt ihn dahin; die Übungen der Andacht zerstören diese Bangigkeit; — er schöpft neuen Muth. — Die Befreyung von einem ängstlichen Gemüthszustande und die darauf gegründete und wieder erlangte Freudigkeit werden als zwey positive Güter betrachtet; und jedes Gebet hat daher einen doppelten Vortheil für den Frömmling. Das Alter selbst wird ihm leichter, weil er seine Last gleichsam wegbeten, und den Himmel schon hier zu sich herabziehen kann. Indem es seine Nerven abgeschliffen hat, ist diesen ein höherer Grad von Reizbarkeit mitgetheilt worden. — Wer hätte geglaubt, daſs der feurige und tiefe Denker Newton in seinem Alter ein Beter und Ausleger der Offenbahrung Johannis werden würde! — —

Die Jugend kann eher von ihren Schwärmereyen gerettet werden, als das Alter von den seinigen. — Die jungern Betschwestern nehmen sehr oft von ihren gottseligen Böchern und Religionsübungen wieder Abschied; aber die ältern bleiben es bis an ihr Grab.

Die vielen und mancherley körperlichen und Gemüthsleiden, denen die Frauenzimmer mehr, als wir, unterworfen sind, haben einen groſsen Einfluſs auf seinen Hang zur Andächteley. Durch diese Leiden furchtsam, schüchtern und miſstrauisch gemacht, suchen sie sich einen bleibenden Rückhalt gegen anderweitige Stürme des Lebens in den Übungen der Religion; ihr Trost ist im Himmel, wenn sich Alles gegen sie auf der Erde zu verschwören scheint; — indem sie ihr Herz gegen die Gottheit ausschütten, glauben sie ihre Wunden geheilt zu sehen, und ihres Elends zu vergessen. Und sie vergessen desselben wirklich durch die Einwirkung der Andacht. Sie erheitern sich durch den Hinblick auf fremde Gegenden die dunkeln, worin sie jetzt leben. — In jenem fremden Lande wird die Tugend nicht verfolgt, sondern ewig belohnt: — dort verblühet, wie hier, die Schönheit nicht; dort giebt es keinen Undank gegen edle Menschen; und den körperlichen Schmerz kennt der Bürger der Ewigkeit nicht. Dort schöpft die Dulderinn der Erde neues Leben, — neue Gefühle; dort antwortet ein schönes Herz dem andern in den verständlichsten und zärtlichsten Lauten; die Bewohner des Himmels machen nur eine glückliche Familie aus. — Dort findet sie ihre verlornen Freunde, Freundinnen und Kinder wieder, und lebt mit ihnen ohne Trennung in unaussprechlicher Harmonie.

Dieser letzte Umstand, der beständige Hinblick auf die Verstorbenen, hat schon tausend Andächtlerinnen hervorgebracht *). Der Wunsch, mit ihnen in einer

---

*) Fast alle Schwärmer haben sich durch dieses Hülfsmittel ihre Anhängerinnen erworben; nichts begeistert die Einbildungskraft des Weibes mehr, als wenn sie durch die Liebe und die Gedanken an die Ewigkeit zugleich entflammt wird. Da durch die Vereinigung beyder Gegenstände das Herz und der Geist zugleich Nahrung erhalten: so haben sich die gescheidtesten Weiber oft selbst zu Schwär-

andern Welt wieder vereinigt zu werden, ist der menschlichen Seele sehr natürlich, und das weibliche Gefühl wird durch diesen Wunsch oft zu den höchsten Exaltationen gebracht. — Es vergegenwärtigt sich in den lieblichsten Anschauungen noch alle jene seligen Stunden eines herzinnigen Umgangs, — das Grab hatte sich zwar dazwischen gedrängt; allein das Herz will diesen Umgang auch noch mit den Verklärten des Himmels fortsetzen, — und dieſs kann durch nichts anders, als durch den Geist der Andacht bewirkt werden. Dadurch hebt sich die zärtliche Mutter, die ein geliebtes Kind verlor, zum Himmel hinauf, und umarmt es in einem Bilde religiöser Imagination, noch ehe sie von dieser Welt schied; dadurch redet die Freundinn mit der entschlafenen Freun-

merinnen machen lassen, die es ohne Vereinigung beyder Principien nie geworden wären. Dadurch hat Cagliostro bekanntlich so viel gewirkt; dadurch haben Andere ihre Wunderkraft über die Herzen der aufgeklärtesten Weiber und Männer als tiefe Menschenkenner gegründet.

dinn, wie zwey noch lebende, mit einander sympathisirende Personen zu einander reden; dadurch schwingt sich die Geliebte, deren Geliebter ihr in jene Welt vorangieng, zu seinen Armen empor, und ihr Herz glühet von neuer Liebe zu ihm, indem sie zu der Gottheit betet; sie wendet sich täglich an diese, um das Verlorne bald wieder zu umarmen. Die Gottheit ist die unsichtbare Gehülfinn, wodurch dem zärtlichen weiblichen Herzen die Wiedervereinigung mit den Seligen allein bewirkt werden kann. Es bleibt zwar immer eine sehr interessirte Andacht; aber sie ist desto feuriger und anhaltender in ihren Uebungen, weil sie von der Liebe geleitet wird.

Man hat Beyspiele von Müttern, die ein geräuschvolles Leben über Alles liebten, sich wenig um ihre Kinder bekümmerten; aber nach dem Abscheiden eines oder mehrerer derselben *) in sich gekehrt wurden, und in den

---

*) Melania, die Tochter eines Stadtprätors, hatte zwey ihrer Kinder durch einen frühzeitigen

Von der unheilbarsten Frömmeley versanken. Die Welt hatte mit dem Tode des Kindes alle ihre Reitze verloren; — sie machten sich Vorwürfe, das Verlorne nicht inbrünstiger geliebt zu haben, und wollten nun durch ein andächtiges Leben Alles das nachzuholen suchen, was sie verabsäumt hatten. Sie wurden gleichgültig gegen Freunde, Freundinnen und selbst gegen ihre Männer; sie liebten nichts mehr, als das Verlorne und das Gebet; sie bereiteten sich dadurch täglich zum Tode, und sie hatten nur einen Wunsch — *den*, zu sterben. Noch feuriger ward oft die Andacht der Unglücklichen, welcher der Tod den Verlobten ihres Herzens

---

Tod verloren. Von dem Augenblicke an änderte sie ihre ganze Lebensweise, beredete ihren Mann, nie wieder an eine Vermehrung der Familie zu denken, sondern in dieser Rücksicht wie Geschiedene mit einander zu leben. Er ging unter die — Mönche; sie lebte als eine Braut des Himmels. — Die Legenden der Heiligen sind voll von wahren und nichtwahren Historien dieser Art, und geben zu mancherley Betrachtungen Anlaſs, die aber nicht hieher gehören.

von ihrer Seite gerissen hatte. — Nachdem die Tage der Verzweiflung und eines tiefen, stummen Schmerzes vorüber waren, fiel die weibliche Seele in Schwermuth, und dann in Andachtsübungen, die oft von sonderbaren Erscheinungen begleitet wurden. Die Verlassenen begaben sich freywillig, und gegen alles Zureden ihrer Rathgeber, in einsame, fürchterliche Einöden, oder in düstere Klöster, worinn sie sich nun allein der Gottheit widmeten, da sie die ganze sichtbare Welt mit dem Geliebten verloren hatten. Ihre Andachtsübungen waren bisweilen mit wunderlichen Schwärmereyen und Visionen vermischt, die ihren Grund vielleicht allein in der zärtlichen, vorigen Geschlechtsliebe hatten, die sich nun durch das Gebet in eine geistige Liebe zur Gottheit umwandelte. Die Gegenstände wurden nur vertauscht; der Geliebte lenkte auf eine magische und verborgene Art alle Erscheinungen jener religiösen Inbrunst, und die ganze Schwärmerey derselben stieg, bey rechtem Lichte besehen, bloſs aus sehr gereizten Nerven, aus einem entzündbaren Blute, und aus einer sehr lebhaften und sehr sinnlichen Phantasie hervor. — Man findet die Bestätigung hiervon in allen Biographien der Schwärmerinnen und Andächtlerinnen. Im Hintergrunde ihres Herzens lag die irdische Liebe, so sehr sie auch dieselbe durch den Mantel des geistigen zu verhüllen suchten. — Bisweilen wurde dieser irdische Sinn sogar in Träume, Speculationen und wunderliche Hypothesen von einer geistigen Zeugung versteckt, wovon uns die Visionen der berühmten Antoinette Bourignon ein sonderbares Beispiel liefern *). Unter hundert andern Beyspielen dieser geistig - physischen Schwärmerey will ich nur die anführen, welche uns Zimmermann in seinen vortrefflichen Erfahrungen der Arzneykunde aufbewahrt hat:

---

*) Diese merkwürdige Schwärmerinn hat ihr Leben selbst beschrieben *), und schildert darinn unter andern auch die Gesichte, die sie von dem

*) Sie starb den 20 Oct. 1680 zu Franecker.

"Die heftigsten Ausflüsse dieses traurigen Gemüthszustandes, sagt er, äufsern die deutlichsten Merkmale ihrer körperlichen Ursachen, und hinwieder der körperlichen

Leibe des ersten Menschen vor seinem Sündenfalle gehabt habe. Sie macht sich Bedenklichkeiten, ob sie dieses körperliche Gemählde ganz vollenden soll; — allein sie hat es uns dennoch ganz in folgender Stelle geliefert. — „In einer ihrer Entzückungen erblickte sie, ohne Beyhülfe ihrer leiblichen Augen, die Schönheit der ersten Welt, und wie diese aus dem Chaos prächtig hervorgieng. Alles war glänzend, transparent, und mit einer unaussprechlichen Glorie umgeben. Ihr geistiges Auge erblickte nun auch den ersten Menschen. Adam stand wie ein Engel des Lichts vor ihr. Sein Leib war reiner und durchsichtiger, als Crystall, leicht und flüchtig, wie ein schönes Luftbild. Ströme von Licht und durchsichtigen Farben bewegten sich in dem crystallhellen Körper. Wenn sich Adam bewegte, so gaben seine Bewegungen einen bewunderungswürdigen Wohlklang von sich; — er war ein ewig schön-tönendes Instrument; Alles gehorchte ihm; nichts that ihm Widerstand, und nichts konnte ihm schaden. Seine Leibesgestalt war viel grofser und majestätischer, als die der jetzigen Generation. Sein Haupthaar war kurz und kraus

Wirkungen dieser Ausflüsse. Ich lese von der heiligen Catharina von Siena, sie sey in ihrem Leben todt gewesen, ihr Geist schon in den Himmel eingegangen, und doch nach

---

und schwärzlich, und die Oberlippe mit einem kleinen Barte versehen. Wunderbar erschienen ihr diejenigen Glieder des ersten Menschen, welche die Schamhaftigkeit nicht nennt. So wird der Mensch im ewigen Leben wieder gestaltet werden In der Gegend dieser Organe befand sich der Bau einer Nase. Aus ihr strömte eine Quelle des unvergleichlichsten Wohlgeruchs hervor, und von da sollten auch die Menschen entspringen, deren Anfänge alle in ihm lagen. Es befanden sich nämlich in dem Leibe des ersten Menschen zwey Gefäſse, wovon das eine mit kleinen Eyern, das andere mit einem Fluido angefüllt war, welches jene befruchten muſste. Wenn nun der Mensch in der Liebe zu Gott entbrannte, und seine Begierde zur Hervorbringung anderer Geschöpfe, die Gott lieben und anbeten könnten, erwachte: so ergoſs sich jenes Fluidum mit einer unbeschreiblichen Wollust in eins oder mehrere von jenen Eyern, befruchtete es, und dieses fruchtbar gemachte Ey ging dann einige Zeit nachher aus oben erwähntem nasenförmigen Organ hervor, und brütete kurz darauf einen vollkommenen Menschen aus, — ohvier Stunden wieder in den Leib zurückgekehrt. Sie lag in einer Ohnmacht, setzt der Arzt hinzu, und ihre Einbildung that alles übrige. Die Schwester des berühmten Bischofs Huet war von der mystischen Liebe so sehr bezaubert, daſs sie sich von allen Getränken enthielt. Sie zerstörte ihre Gesundheit dergestalt, daſs sie nach ihres Bruders Zeugnisse dürr ward, wie Pergament; einen Arzt kommen lieſs und — starb. — Maria Magdalena von Pazzis hatte sehr sonderbare Liebes-Ergieſsungen. Sie war erst in einer Entzückung unbeweglich und unempfindlich. Die Liebes-Ergieſsung kam, und ein neues Leben durchdrang ihre Glieder. Weg von ihrem Bette sprang sie, und verfiel in eine

---

ne daſs ein Weib dazu erforderlich gewesen wäre. Auf diese Art wird im ewigen Leben eine heilige und unendliche Zeugung seyn, — und zwar eine ganz andere, als die jetzige, welche die Sünde durch das Weib eingeführt hat, — indem Gott aus dem Körper des Mannes das Ovarium in den Leib des Weibes übertrug."

solche Liebesraserey, daſs sie eine ihrer Mitschwestern bey der Hand ergriff, und zu ihr sagte: komm doch und laufe mit mir, um auch die Liebe zu rufen; ich werde nie satt, sie zu nennen. Magdalena war sehr histerisch, mit Ohnmachten und Zuckungen geplagt. — Catharina von Genua konnte vor Liebe zu Gott nicht mehr arbeiten, gehen, stehen, und oft nicht mehr reden. “Alle Männer und Weiber würden sich in das Meer stürzen, sagte sie, wenn es die göttliche Liebe wäre.” In diesen friedseligen Abgrund der süſsesten Liebe verschlungen, ging sie oft in den Garten, und erzählte den Pflanzen und Bäumen ihre Liebe. Oft rannte sie in ihrem Kloster herum, legte sich ganz ausgestreckt zur Erde, und rief: Liebe! — Liebe! — Liebe! — ich kann nicht mehr! Die Heftigkeit ihres, von mystischer Liebe so sehr entflammten, Geistes zerstörte endlich ihren Körper. Sie konnte keinen Tropfen Wasser schlucken; sie nahm fast keine Speise, sie brannte von innen und auſsem, sie war ganz schlaflos, sie hatte bald die gewaltsamsten Zuckungen, und bald eine Starrsucht; sie warf Blut aus, ward stumm und blind, — und starb. Die Ärzte nannten ihre Krankheit übernatürlich, weil sie ihre Krankheit nicht verstanden! — Anna von Gorcias, eine Spanierinn, die einige Klöster in Frankreich und den Niederlanden gestiftet hat, war von der Liebe Gottes so eingenommen, daſs sie in eine Auszehrung verfiel. — Die heilige Therese aus Spanien verfiel aus den gleichen Ursachen durch alle Stufen der Mutterkrankheit in eine Lähmung, und zuletzt in einen Zustand, in welchem ihr Leib zusammengezogen ward, wie eine Kugel. Sie war sehr verliebt und sehr from!! — Armelle, eine Französinn, war in ihrer Jugend von einem verliebten und gefühlvollen Temperamente, und zudem mit Mutterbeschwerungen sehr geplagt, daher ihr auch die Frau, bey welcher sie in Diensten stand, sehr vernünftig die Arbeit, als das einzige Mittel wider ihre Schwärmereyen, rieth. — Ihr Lebensbeschreiber sagt: ihr Herz sey in der Zeit, da sie von der Liebe Gottes noch entblöſset war, von einem höllischen Feuer, ihre ganze Seele von so garstigen und abscheulichen Gedanken, ihre Einbildung von den geilsten Bildern so voll gewesen, und das Feuer der unkeuschen Liebe habe so sehr in ihr gebrannt, daſs sie sich gar nicht mehr zu lassen gewuſst. Nach dieser Wiedergeburt änderte dies Feuer nur seine Richtung. Auch wurden die geistlichen Eröffnungen und Liebes-Ergieſsungen so stark, daſs sie bezeugte, sie könne keinen Augenblick auſser dieser Vereinigung ihres geistlichen Bräutigams leben. Diese übermäſsig empfundene Gewalt übersteige Alles; sie wisse nicht mehr, wohin sie sich wenden und was sie sagen solle, denn die Liebe führe sie allenthalben hinweg, und überwinde sie allenthalben. Einst deuchte ihr, sie sey von Liebe in einen Brenn-Ofen gestürzt, gegen den alle Brenn-Ofen in der Welt eiskalt seyen; gleich folgte eine groſse Ohnmacht, ihre Kräfte nahmen täglich ab, und sie hatte oft ein heftiges Gliederreissen. Das durchdringende Feuer ihrer geistigen Liebe schien den innersten Grund, den Mittelpunkt, das Wesen ihrer Seele zu verzehren; sie hatte dabey ein beständiges Fieber, und konnte fast nicht reden. Von der süſsen Gewalt dieser Liebe überströmet, in ihren unermeſslichen Abgrund versenket und ertrunken, wachte sie ganze Nächte hindurch, und genoſs, wie ihr Lebensbeschreiber sagt, geruhig die Liebesküsse, womit ihr himmlischer Liebhaber sie in dem geheimen Grund ihres Herzens beschenkte; endlich bildete sie sich ein, sie sey ganz mit ihrem Bräutigamme zusammengeschmolzen. Zu einer andern Zeit fand sie sich von ihrem heissen Liebesfeuer so sehr ergriffen, daſs sie sprachlos ward, und den Gebrauch ihrer Sinne verlor." —

Aus mehrern dieser Beyspiele erhellet offenbar, daſs die ganze Wiedergeburt des Weibes, und ihre damit verbundene Andächteley, aus dem Physischen hervorgieng, und die geistige Liebe an die Stelle der animalischen mit Beybehaltung sinnlicher Bilder, trat, denen aber geistige Namen untergeschoben wurden. Diese Spielwerke konnten auch noch im Alter fortgesetzt werden, und die weibliche Liebe erlaubte es sich gern, bis in die spätesten Jahre hin ihre Einbildung in diesem Feuer zu sättigen. Meistentheils war aber ihre Andächteley und Schwärmerey die Folge eines unregelmäſsigen, ausschweifenden Lebens. Dieſs erklärt uns die Frömmeleyen der Andächtler und Andächtlerinnen auf eine anschauliche Art. Die Welt konnten sie nicht mehr genieſsen; sie suchten also, um nicht leer auszugehen, den Himmel. Ihre Sinne waren abgestorben, übertriebene Genüsse hatten das Alter früher, als gewöhnlich, herbeygeführt; — das Jahre lang unterdrückte Gewissen wachte auf, das Gemälde ihres Lebens lag in einer Reihe gräſslicher Gestalten vor ihren Augen, und es gab kein anderes Mittel, die schrecklichen Züge desselben zu verwischen, als die Andacht. Reue und Verdruſs über das Vergangene unterhielt sie in gottseligen Übungen, und diese Art der Frömmeley verdient Achtung, wenn sie ernstlich ist, und aus einem guten Willen hervorgehet. Diese zur Besinnung gekommenen Männer und Weiber möchten nun alles das Gute nachholen und wieder ersetzen, was sie verabsäumt hatten. Sie fühlen die drückende Last, welche die Sünde hinter sich zurückläſst, und beben vor den Gedanken an die Unglücklichen zurück, die sie unmittelbar in ein regelloses Leben hineingezogen, oder durch ein böses Beyspiel vergiftet hatten. Je kürzer ihnen der Rest der Jahre dünkt, je brünstiger werfen sie sich in die Arme der göttlichen Liebe, und mögen keinen Blick mehr auf eine Welt richten, die sie so oft gemiſsbraucht haben, und die ihrer Seele keinen Frieden schenken kann. Sie fühlen es, daſs sie das Vergangene nicht unvergangen, das Gechehene nicht ungeschehen machen können; — das reuevolle Weib — möchte nun vor Schmerz und Gewissens-Angst sterben, daſs sie einen — edeln

Mann jahrelang bey ihrer Untreue täuschte; daſs sie ihre Tugend der Eitelkeit und den Schmeicheleyen aufopferte; daſs sie ihre Kinder verwildern lieſs, daſs sie ihre Freundinnen zur Sinnlichkeit verführte; daſs sie ihre Seele früher durch bessere Grundsätze auszubilden vergaſs. Indem sie den Himmel um Verzeihung bittet, flehet sie die ganze Welt um Mitleiden und Schonung an. Ihr ganzes Leben wird nun ein Gottesdienst; sie möchte durch ihr gutes Beyspiel nun eben so viel Menschen bessern, als sie sonst durch ihr Leben verschlimmert hatte. In der Angst ihres Herzens entdecken diese besser gewordenen Frauen bisweilen alle ihre Ausschweifungen, und bringen Dinge an den Tag, die sich kein Mensch träumen lieſs. Sie beschenken die Kirchen und Armen, casteyen ihren Leib, ziehen sich in tiefe Einöden zurück,*) und man könnte nun von ihnen sagen, daſs sie ohne Sünde wären. — Ob sie in dieser geistigen und regelmäſsigen Stimmung bleiben würden, wenn man ihnen die Jugend zurückgeben könnte, ist eine andere Frage. —

---

*) Die Biographien heiliger Weiber sind voll von Erzählungen dieser Art. Maria von Aegypten, aber von christlichen Ältern geboren, war Anfangs eine gar arge Buhlerin, die in Alexandrien ihre

---

Umarmungen verkaufte. Als sie zur Zeit des Kaisers Valentinian und Valens nach Jerusalem kam, wollte sie in die Kirche gehen; allein eine unsichtbare Gewalt hielt sie am Eingange zurück. (Eine Erscheinung, die etwas sehr Natürliches seyn konnte.) Sie staunte, erröthete, und ging beschämt heim. Auf ein Mahl überfiel sie eine tiefe Reue ihrer Sünden; sie fühlte, daſs sie unwürdig, gewesen sey, in eine christliche Versammlung zu treten, und weinte bitterlich. Nun ging sie wieder in die Kirche, fand keinen Widerstand, stürzte vor dem Kreuze des Erlösers nieder, und hörte nicht eher zu weinen auf, bis sie eine Stimme vernahm: (nämlich zu vernehmen glaubte) daſs sie sich jenseit des Jordans begeben solle, wenn sie ihre Seligkeit lieb habe. Eiligst ging sie über den Fluſs, begab sich in eine wüste Einöde, ging in Lumpen einher, fastete sich bleich und mager, zerfleischte Ihren Busen und betete ohne Aufhoren. So fand sie der Abt Zosimas, der zufällig durch diese Wüste kam, vierzig Jahre nach ihrer Bekehrung. Manil. Lib. I. C. 3. Sabell. Lib. II. C. 2.

Die Anzahl der Andächtlerinnen und Betschwestern, die es blos aus Sittenheucheley und Sittenstolz sind, ist unstreitig die gröſste und zugleich die verächtlichste. Sie hüllen

---

In Absicht der Biographien heiliger Weiber nur noch Folgendes im Voraus. Man weiſs, wer die Biographen dieser weiblichen Wunderthiere waren, und dieser Umstand muſs uns den gröſsten Theil ihrer seltsamen Bekehrungs-Geschichten erklären. Ihre Biographen waren — Mönche! Es ist wol sehr wahrscheinlich, daſs diese — Seelenärzte mit jenen Weibern selbst in einem mehr als zu vertraulichen Verkehre gelebt hatten. Aus Dankbarkeit wurden hinterher heilige Frauen daraus gemacht. — Man erzählte ihre begangenen Schwächen mit einer detaillirten Genauigkeit, um das Verdienst ihrer Bekehrung desto glänzender darzustellen. Die geistlichen Brüder waren ja selbst Zeugen der weiblichen Büſsungen gewesen, — und jene hatten zugleich — Sünden begangen, und Sünden vergeben. — Wer konnte eine lebendigere Biographie, als sie selbst, schreiben? — Oder, wenn man auch zur Ehre der Mönchsmenschheit annehmen will, daſs die Lebensbeschreiber heiliger Frauen — vielleicht kaum den Unterschied des Geschlechts kannten; so blickt doch überall wenigstens eine zur Sinnlichkeit sehr hingeleitete Imagination hervor, indem die sich in den Nimbus der Frömmigkeit, und heimlich dienen sie dem Laster oft auf eine weit sinnlichere und ausschweifendere Art, als es der offenbar Ruchlose thut. Ihr Herz

---

meisten ihre frommen Heldinnen als tief gesunkene Weiber darstellen.

Wer mit dem Style und dem Ideengange der Mönchslegenden näher bekannt ist, — und das Gemisch ihrer — materiellen und geistig-mystischen, oft höchst abenteuerlichen Ideen zu sichten weiſs, findet überall Spuren jener Anspielungen auf körperliche Genüsse und physische Bilder der Liebe. Ein Beweis, daſs diese allmächtige Leidenschaft uns durch die ganze Welt begleitet. Die Einsamkeit, worin jene geistlichen Historienmacher lebten, scheint ihren Dichtungsgeist für dergleichen Bilder oft bis zu einem cynischen Enthusiasmus geschärft zu haben, — den selbst die erotischen Dichter des Alterthums nicht kannten. Die Mönchsbiographien erzählen uns Dinge, deren Kenntniſs man denen, welche sich ganz dem Anschauen der Gottheit gewidmet haben, nimmermehr zutrauen sollte. Freylich wäre es kein groſses Verdienst gewesen, — ohne überstandene Versuchungen, und ohne gewisse lächerliche Siege über die Majestät des Satans — ein heiliger Mann, oder eine — heilige Frau zu werden; aber die Einkleidungen jener heiweiſs von den Tugenden nichts, die ihr Mund predigt; ihre Religionsübungen sind weiter nichts, als eine geistige Gaukeley; — die frommen Männer, mit denen sie beten, sind ihre — Bettgenossen; die Thränen, die sie vergieſsen, sind durch die Kunst hervorgebracht, und flieſsen aus sehr unreinen Quellen; — indem sie sich zur Gottheit zu er-

---

ligen Biographien selbst beweisen nur zu deutlich, daſs ihre Verfasser nicht sowohl jenes Verdienst der zurückkehrenden Tugend schildern, als sich selbst — ein gewises Zauberbild der Sinnlichkeit — entwerfen wollten. Und so blieben sie immer in der Mitte — zwischen Himmel und Erde, das heiſst da, — wo sich die Clerisey immer am besten befand! —

Auch da zwischen Himmel und Erde! wo alle jene Gründe zur Heiligsprechung eines vielleicht ganz gewöhnlichen Weibes nicht vorhanden waren, nämlich, wenn man von ihnen den Namen einer Heiligen durch Vermächtnisse erkaufte, und den Clerus gleichsam vom Himmel herab sein tägliches Brot reichte. Aber auch hier entsteht der Argwohn, — auf welchen Wegen jene Vermächtnisse an die Klöster kamen, und warum man so oft die schönern Männer aus den Klöstern selbst an sterbende Matronen sandte?

heben scheinen, sinken sie schwach und verwildert in die Arme ihres Liebhaber zurück. — Sie können der Mühe überhoben seyn, ihre Sünden dem Gewissensrathe zu beichten, da dieser an diesen Sünden selbst gemeiniglich so viel zärtlichen Antheil nimmt. — Sie genieſsen ihre heimlichen Freuden mit einer um so lebhaftern Sinnlichkeit, je heimlicher sie genossen werden müssen, und sterben höchst ungern, — so auffallend auch ihre äussern Vorbereitungen zum Tode seyn mögen.

Oft täuschen diese Heuchlerinnen das Publicum auf eine lange Zeit, wenn sie ihre Liebeshändel, die sie selbst im Alter noch fortsetzen, schlau genug zu verbergen wissen; allein dieſs können sie selten, und deswegen kennt man keine Menschen gemeiniglich genauer, als die Betschwestern. Selbst, wenn die Jahre so weit verflossen sind, daſs sie auf keine Anbeter mehr rechnen können, — hat dennoch der Argwohn nicht ganz Unrecht, wenn er glaubt, daſs jene erkauft werden, sobald es die Umstände leiden, und daſs die Flammen der Jugend noch in der frommen, aber nun verwelkten Buhlerinn lodern. —

Es kann dem Menschenbeobachter nicht entgehen, — mit welchem Auge diese frommen Weiber die Männer immer noch zu mustern pflegen; wie sehr aus der angenommenen Schamhaftigkeit der Affect immer noch hervorblickt; wie schmeichelhaft sie ihren Freunden zu begegnen wissen, und wie sehr sie durch ihr Miſstrauen gegen die Tugend anderer Weiber — ihre eigenen vorigen Intriguen und Schleichwege verrathen. Indem sie uns sagen, wie sehr den Weibern nachgestellet wird, und wie leicht sie überwunden sind, sagen sie uns zugleich, wie sehr ihnen nachgestellet wurde, und wie leicht sie sich überwinden lieſsen. Ihre Bedenklichkeiten entspringen aus eigenen Erfahrungen, — und ihre Sittenpredigten sind — Predigten gegen ihr eigenes voriges Leben.

Die Sittenheucheley dieser Weiber ist von ihrem Sittenstolz noch unterschieden. Dieser leztere bringt eine ganz eigne Art devoter Weiber hervor: diese wollen durch ihre Religiosität nicht sowohl ihr voriges und jetziges zweydeutiges Leben verstecken, als vielmehr durch den Apparat ihrer Tugenden glänzen. Ich habe ihrer schon oben gedacht; — ich muſs hier noch eine Seite derselben beleuchten. Sie sind gemeiniglich sehr hartherzige Menschen. Rousseau schildert sie unter dem allgemeinen Bilde der Devotion in folgender Stelle ganz vortrefflich: — „Das, was uns von den Andächtlern von Profession am meisten zurückscheucht, ist jene Sittenhärte, die sie unempfindlich gegen die Menschheit macht, und jener übertriebene Stolz, mit welchem sie mitleidig auf alle übrige Menschen herabblicken. Wenn sie sich bey ihrer stolzen Erhabenheit auch einmal zu einer menschenfreundlichen Handlung herabwürdigen können; — so geschiehet dieſs doch auf eine so demüthigende Art, — so beklagen sie die Andern mit einem so grausamen Tone, — so ist das, was sie fordern, so strenge, — ihre Mildthätigkeit so hart, ihr Eifer so bitter, ihre Verachtung so dem Hasse ähnlich, daſs die Unempfindlichkeit der Weltmenschen weniger barbarisch, als das Erbarmen des Andächtlers ist. Die Liebe zur Gottheit dient jenen Leuten zur Entschuldigung, — keinen Menschen zu lieben. Sie lieben sich sogar unter einander selbst nicht. Hat man jemals eine wahre Freundschaft zwischen diesen Frömmlingen gefunden? Allein je mehr sie sich von den Menschen absondern, je mehr fordern sie von ihnen, und man könnte sagen, daſs sie sich bloſs darum zur Gottheit erheben, um die Gewalt derselben auf der Erde auszuüben. Es ist unmöglich, daſs die Intoleranz nicht die Seele hart machen sollte. Wie könnte man Menschen mit Zärtlichkeit lieben, die man für strafbar hält? Wenn man sie liebte, so würde man die Gottheit hassen, die sie züchtigt. „Die Andächteley, fährt Rousseau fort, welche man durch ein erkünsteltes Äusseres öffentlich zur Schau stellt, und als eine Art Dienst betrachtet, der von allen übrigen Pflichten freysprechen könne, ist mir durchaus zuwider. Nach meiner Meinung würde eine Güyon viel vernünftiger gehandelt haben, wenn sie mit Sorgfalt ihre Mutterpflichten erfüllt, ihre Kinder christlich erzogen, ihr Hauswesen mit Klugheit regiert hätte, anstatt, daſs sie Andachtsbücher schrieb, mit den Bischöfen disputirte, und sich wegen ihrer unverständlichen Träumereyen in die Bastille werfen lieſs. Eben so sehr hasse ich jene mystische und figürliche Sprache, welche dem Herzen vermittelst gewisser Hirngespinste der Einbildungskraft Nahrung verschafft, und der Liebe zu Gott die nachgeahmten Empfindungen der — irdischen unterschiebt. — Je zärtlicher das Herz schlägt, je lebhafter die Phantasie ist, je weniger sollte man jene Empfindungen zu reitzen suchen. Wie kann man die Beziehungen eines mystischen Gegenstandes ins Auge fassen, ohne zugleich etwas Sinnliches zu erblicken, und wie könnte eine ehrbare Frau es wagen, sich Gegenstände vorzustellen, deren Anschauung sie sich nicht erlauben würde? — Es giebt ferner Leute, die sich bloſs auf eine äuſsere und ceremonielle Religion einschränken, — eine Religion, welche das Herz nicht rührt, aber das Gewissen durch einzelne Formeln einwiegt. Sie widmen gewisse Stunden pünctlich dem Umgange mit Gott, um den übrigen Theil der Zeit nicht mehr daran denken zu dürfen. Sie binden sich gewissenhaft an den öffentlichen Religionsdienst; aber sie wissen keinen Nutzen für das practische Leben herauszuziehen. Da sie den Weltsinn mit dem Sinne des Christenthums und den Glauben mit den guten Werken nicht vereinbaren können: so nehmen sie einen gewissen Mittelweg; sie haben eigene Maximen des Glaubens, und wieder ganz andere des Handelns; sie vergessen an dem einen Orte, was sie an dem andern gedacht hatten; — in der Kirche sind die Andächtler, zu Hause — Freydenker. Solche Leute sind eigentlich gar nichts. Ihre Gebete bestehen in bloſsen Worten; ihre Urtheile sind Spitzfindigkeiten. Sie folgen einzig dem Schimmer gewisser Irrlichter, die sie leiten, und — in den Abgrund stürzen."

Rousseau hat in dieser Stelle fast alle Arten der Devotion in einer Skizze aufgestellt; aber noch schärfer hat sie Saint-Evremond im ersten Theile seiner schon oft genannten Werke gezeichnet.*) Wir wollen seine Gemälde hier anführen. Er entwarf sie, um eine seiner Freundinnen, die sich der Andacht widmen wollte, vor einer falschen Devotion und ihren Abwegen zu warnen.

„Die Reue und Bekehrung andächtiger Weiber, sagt er, ist, so viel ich beobachten konnte, weniger eine Reue über ihre Sünden, als ein Verdruſs über ihre verlornen Freuden. Sie täuschen und betriegen sich selbst, indem ihre Liebe das beweint, was sie nicht mehr besitzen, und doch auf eine gottesfürchtige Art das zu beweinen glauben.

---

*) S. 124 — 126. der Londner Ausgabe, 1709.

was sie begangen haben. — Jene veralteten Schönheiten, die sich der Gottheit widmen, glauben die vorigen Flammen erstickt zu haben, die immer wieder, wiewol ganz heimlich, auflodern wollen. Da ihre Liebe nur die Gegenstände vertauscht hat, so behalten sie die Seufzer und Thränen bey, wodurch sie ihre frühern Herzensqualen ausdrückten. Sie haben noch nichts von den Unruhen eines verliebten Sinnes verloren. Sie sind immer noch besorgt, immer noch herzbeklommen, immer noch voll Leidenschaften. Sie haben nichts von ihren liebsten Empfindungen, von ihren zärtlichen Wünschen, ihrer subtilen Niedergeschlagenheit und ihrer scheinspröden Sehnsucht aufgegeben. So lange sie jung waren, opferten sie ihre Liebhaber auf. Da sie in diesem Betrachte nichts mehr aufzuopfern haben, so bringen sie sich selbst zum Opfer dar. Die Neubekehrte überreicht der Gottheit die vorige Buhlschwester zum Geschenk. — Ich habe Andächtlerinnen gekannt, welche sich aus Veränderungsliebe bekehrten; noch andere, welche bey ihrem Gott geweiheten Leben eine boshafte Freude über die Untreue empfanden, die sie an den Männern begehen wollten. — Es giebt Andächtlerinnen, die aus einem Antriebe von Rache der Welt entsagen, weil sie von ihr verlassen worden sind. Andere entfernen sich von ihr, aus einer ihnen eigenthümlichen Eitelkeit. Sie suchten einen Ruhm darinn, — einst den Hofmann für den Fürsten umzutauschen; jetzt schmeichelt es ihnen, dafs sie Gott an die Stelle des Fürsten setzen können. — Bey Einigen ist Gott ein neuer Liebhaber, der sie über den Verlust des Verlorenen tröstet. Bey Andern ist die Andacht weiter nichts, als eine Finanz-Operation, und der Schleyer einer neuen Lebensweise. — Ihr findet finstere und eingezogene Weiber, die heuchlerische Schurken den liebenswürdigen Männern vorziehen. Bisweilen führt sie der Geschmack an einer verheimlichten Wollust dahin; bisweilen ist es ihnen wirklich Ernst, sich gen Himmel zu erheben; aber ihre Schwäche verursacht, daſs sie mit ihren Gewissensräthen — unterwegs verweilen. In der Andacht überhaupt liegt eine gewisse Zärtlichkeit gegen Gott, die leicht in eine gewisse Zärtlichkeit gegen die Männer zurückschreiten kann. — Gewisse Weiber widmen sich bloſs dem Anscheine nach der Gottheit, um destoweniger von einer Mutter, oder einem Gatten abhängen zu dürfen. Es giebt überhaupt hundert verschiedene Formen der Andächteley. Wenige ausgenommen, leuchtet überall der Charakter des Weibes, theils in Absicht ihrer Sinnesart, theils ihrer Liebe, hervor. — Um ein richtiges Urtheil über den Werth der Andächtlerinnen zu fällen, muſs man nicht sowohl das, was sie für ihren Herr-Gott thun wollen, als vielmehr das in Betrachtung ziehen, was die Gottheit von ihnen verlangt. Denn alle Buſsungen und Casteyungen, die sie freywillig wählen, sind in der That eben so viele angenehme Wirkungen ihrer Phantasie; und eine Frau ist in dieser Welt genug belohnt, wenn man sie thun läſst, was ihr gefällt. Man muſs zusehen, wie sie sich in Hinsicht solcher Dinge benehmen, die Gott von ihrer Unterwürfigkeit fordert. Sind ihre Sitten regelmäſsig, ist ihr Umgang sittsam und bescheiden, ertragen sie Beleidigungen mit Geduld, alsdann werde ich mit ihrer Andacht zufrieden seyn, weil ihr Betragen moralisch gut ist. — Es giebt ziemlich viel leidenschaftliche Andächtlerinnen, die das Feuer eines heiligen Eifers zu empfinden meinen; aber wenige, die sich weislich in ihrer Gewalt haben, und bey einer reinen und ächten Frömmigkeit beharren. Es giebt viele, die aus Liebe zu Gott sterben könnten; aber wenige, welche nach den Gesetzen mit Ordnung und Vernunft leben wollen. Erwartet Alles von ihrer Inbrunst, wenn sich etwas Unmoralisches dazu mischt. Erwartet fast Nichts von einer Andacht, wobey die Weiber ihre Zuflucht zur Klugheit und Eingezogenheit nehmen müssen. “ —

Unser Geschlecht scheint, wie ich oben bemerkte, in der That nicht so leicht zur

Devotion im Alter überzugehen, als das weibliche. Unser Gefühl ist gröber, und unsere Reue über das Vergangene seltener. Bis in die spätesten Jahre hin begleiten uns Zerstreuungsmittel, die dem Weibe fehlen, und die uns von einer fortgesetzten und stillen Selbstprüfung abhalten. Die Männer vernachlässigen das Gebet und den Umgang mit Gott früher, als das Weib. Diesem ist es zur Gewohnheit geworden, jenen Umgang zu suchen; wir sind in dem Artikel der Religion leichtsinniger, als das Weib; theils weil unsere wilden Freuden uns leicht davon abziehen; theils auch deswegen, weil wir durch das Nachsinnen über religiöse Gegenstände und die schwachen Seiten einiger dieser Gegenstände unser Gefühl dafür abstumpfen, und da keine Ruhe finden, wo so viel Zweifel unsern Verstand bestürmen.

Doch diese Bemerkungen sollen keine Allgemeinheit haben; es giebt in allen Ständen eine Menge Andächtler im Alter, — die in den Regionen des Unsichtbaren herumschwärmen, nachdem das Sichtbare für sie mit seinen Reitzen erloschen ist. Beobachtet ihr den Frömmling im Vergleiche mit dem andächtigen Weibe genauer, so werdet ihr übrigens folgende Unterscheidungspuncte zwischen Beyden bemerken: (a) Er ist mehr zur wilden und geistigen Schwärmerey, als die Andächtlerinn geneigt. — Er schafft sich über die Zukunft und die Einwirkungen der Gottheit lebhaftere Träume, und ist nimmer, oder doch höchst selten davon abzubringen. Seine ganze Geschäftigkeit und Lebhaftigkeit des Geistes verliert sich in kühnes, mystisches Nachdenken und Grübeln über Wunder und Geheimnisse; — er glaubt im Gebete ihre Auflösung zu finden, und darum ist ihm dieses so viel werth; — er ist ein geheimer Vertrauter der Gottheit; er empfängt von ihr ganz besondere heilige Winke, dieſs ist sein Stolz: und nun erscheint er sich grösser, als alle andere Menschen, so demüthig er auch immer von seiner sündlichen Natur und seiner Niedrigkeit sprechen mag. Die

Andächteley des Weibes ist ein stilleres und bescheideneres Verkehr mit der Gottheit. Der Mann will sein Gefühl erschüttern; das Weib will das ihrige beruhigen, und Trost in ihren Leiden im Gebetbuche suchen. Sie hat weniger über die Eingebungen des Himmels gegrübelt, deswegen empfindet sie auch wenigere, als der Mann. Ihre Phantasie kann, wie viele Beyspiele zeigen, sehr lebhaft werden; allein sie wird selten eine Sache des Verstandes, sondern bleibt gemeiniglich eine Sache des nach Ruhe schmachtenden Herzens. Es giebt tausendmahl mehr Geisterseher, als Geisterseherinnen. Jene treiben das Andachtswesen gleichsam systematisch, künstlich und wissenschaftlich, und wollen Zeichen und Wunder sehen. Diese sind zufrieden, wenn sie in ihrem Innern eine gewisse religiöse Behaglichkeit empfinden, und ihren Schmerz über mancherley Fehler der Jugend dadurch mildern können.

Der Andächtler ist (b) in der Regel — intoleranter, als die Andächtlerinn. Dieſs liegt schon in dem ungestümern Charakter des Mannes, und in seiner gröſsern Anhänglichkeit an dem, was er System nennt. Er hat sich einmal hineinstudirt, auch wol hinein geschwärmt; es ist ihm zur andern Natur geworden, er will also, daſs es allen Andern auch zur andern Natur werden soll, und hält nun die für tief Verirrte, die mit ihm nicht auf einerley Wege des Glaubens wandeln. Er will sie zu seiner Partey herüberziehen; aber der andere Denkende will sich nicht herüber ziehen lassen, vielleicht weil er reellere Überzeugungen hat, oder vielleicht auch, weil er in Religionssachen neutral bleiben will. Dieſs beleidigt den Stolz des Andächtlers — oder er fürchtet von dem Andersdenkenden Erschütterungen seines Denk-Gebäudes. Beyde Gründe zusammengenommen, machen ihn gegen seinen Nebenbruder hart, und, wenn es die Umstände mit sich bringen, auch wol grausam; er wird ein Verfolger anderer Meinungen, und er glaubt Gott einen Dienst damit zu thun, weil er allein wissen will, welchen Glauben die Gottheit von dem Menschen verlangt. Je älter der Frömmling wird, je mehr verlieren sich seine sanftern, menschlichen Gefühle. Sein Alter vereinigt sich mit seinem System, den Irrgläubigen zu verdammen, und den ganzen Menschen von einer schwarzen Seite zu betrachten, weil er meint, daſs ihn die Gottheit selbst nicht anders betrachten könne, — und diese ihm selbst gegen den Ketzer die Waffen reiche. Da die Andächtlerinn ihr Wesen nie so arg mit dem Systeme treibt, und ihr Herz von Natur sanfter ist: so ist sie auch menschlicher gegen den, der ihr zu irren scheint. — Sie trauet sich nicht den Verstand zu, allein zu entscheiden, was zu dem Systeme gehört, und der Mantel ihrer christlichen Liebe wird dadurch erweitert. Sie verfolgt uns nicht bey einem andern Glauben, weil überhaupt die Weiber nicht gern die Männer verfolgen, und so — könnte wol gar die Geschlechts-

liebe kein Nebengrund seyn, warum die An-
dächtlerinn in den meisten Fällen es immer
noch mit dem Irrgläubigen hält, wenn der An-
dächtler ihn verwünscht, und auf den Schei-
erhaufen legen möchte! Die Verfolgungen
der unglücklichen Hugenotten von der an-
dächtigen Maintenon scheinen das Gegentheil
zu beweisen; allein es läſst sich darthun, daſs
nicht sowohl die Andacht, als politische
Gründe, jene Verfolgungen veranlaſsten, und
daſs die königliche Concubine von habsüchti-
gen und grausamen Priestern geleitet wurde.
Man nahm die Vernunft und das Gewissen
der Maintenon und des Königs auf eine son-
derbare Art gefangen; man verbreitete fürch-
erliche Gerüchte von den Planen der Prote-
tanten. Der König erschrak —, und mit
einem erschrockenen Könige kann ein schlau-
r Priester und Staatsmann machen, was er
will. Man gieng noch weiter; — dem Köni-
ge wurden in gewissen andächtigen Confe-
enzen die Menge seiner Sünden und die ihm
bevorstehende Ewigkeit in schrecklichen Bil-

dern dargestellt, ihm aber zugleich versprochen, daſs ihm Gott alle seine Verbrechen verzeihen werde, wenn er die Hugenotten mit Feuer und Schwert verfolgen und austilgen wolle. —

Ich könnte hier die Abhandlung über die Devotion des Alters schliessen, und zu andern Erscheinungen dieser merkwürdigen Lebens-Epoche übergehen. Aber man erlaube mir, noch einiges über die Andächtler zu sagen, die in ältern Zeiten aus der menschlichen Gesellschaft flohen, und in einer finstern Einsamkeit und oft unter sonderbaren Martern ihr Leben zubrachten. Wenn man auch die folgenden Zeiten hier nicht suchen sollte; so wird man sie doch nicht ohne Interesse lesen.

Die Andächtler in den ersten und folgenden Jahrhunderten der christlichen Kirche, die in einer tiefen Einsamkeit, und oft unter schrecklichen Selbstmartern ihr Leben zubrachten, machen eine ganz eigene, originelle, für den Menschenforscher sehr merkwürdige Menschenclasse aus. Die meisten unter ihnen waren unstreitig geistige, überspannte, bisweilen halbverrückte Schwärmer, die sich allen Ausschweifungen einer frommen, aber desto hitzigern Phantasie überlieſsen, und aus einer begeisterten Andacht das wurden, was sie waren. Andere verliessen den Umgang mit der Welt, aus einem heimlichen Stolze; sie wollten sich auszeichnen, und Epoche machen. Das, was sie Aufopferung und Abstinenz von allen Freuden des Lebens nannten, war weiter nichts, als ein unerträglicher Egoismus, der sich hinter die Larve der Religion verbarg, und eben dadurch nur desto tiefer wurzelte. Noch Andere flohen in die Wüste, aus Verdruſs und Unzufriedenheit mit den Menschen; ihre Pläne waren gescheitert, ihre Wünsche fehlgeschlagen; ihre Mädchen und Weiber *) ih-

---

*) Paulus, ein Schüler des heiligen Antonius, wurde Eremit, weil er seine Frau im Ehebruche ertappt hatte. Sozomen, L. I. c. 13.

nen ungetreu geworden; oder das Maſs ihrer Sünden war so voll, und ihre Sinnen waren so abgestumpft, daſs sie sich eine geistige Welt zu schaffen anfingen, da die materielle für sie nicht mehr brauchbar seyn konnte. Das Alter vollendete in ihnen das Werk der Andächteley, und so starben sie — ganz anders, als sie gelebt hatten.

Die Biographen dieser heiligen Männer haben in ihren Erzählungen jene verschiedenen Gründe der Andacht nicht genau, oder eigentlich gar nicht berührt, weil sie fast durchgehends ihre andächtigen Helden aus einer *innern* Eingebung des Geistes entstehen lassen. Das, was sie bekehrte, heiſst bey ihnen überall eine auf einmal entstandene göttliche Erleuchtung der Seele, ein von oben herab gekommener Blitzstrahl, der den Gläubigen von der Welt losgerissen und gen Himmel geschleudert habe. Keine Biographie eines Heiligen ist psychologisch, und viele sind überdieſs noch mit den sonderbarsten und lächerlichsten Fabeln vermischt, daſs man Mühe hat, die historische Wahrheit herauszufinden, und das geistliche Wunderthier von dem Menschen genau genug abzusondern. Dieser Fabeleyen ungeachtet, wird es meinen Lesern dennoch nicht unangenehm seyn, mehrere Gemählde von Anachoreten hier anzutreffen. Einige darunter sind sehr originell, und selbst das Wunderbare darin charakterisirt den Geist des damaligen Zeitalters.

Unter allen Andächtlern und Selbstpeinigern älterer und neuerer Zeiten verdient der Ägypter Antonius obenan zu stehen. Sein heisses und dunstiges Vaterland war Jahrhunderte lang die Wiege der Schwärmerey und des Aberglaubens. In keinem Lande der Welt sind von je her mehr Grillen und Glaubens-Systeme erdacht, als in Ägypten. Philosophie und Religion nahmen dort ganz eigene Formen an, und kein Land beweist es mehr, wie viel das Clima über den menschlichen Geist vermag, als dieser Erdstrich. Antonius war der Sohn christlicher Eltern, die ein groſses Vermögen beſaſsen. Antonius war in der Zukunft ein reicher Mann, wenn er es werden wollte; allein ein gewisser Umstand zog ihn auf immer von der Welt und ihren Freuden ab. Er hörte nämlich einst in der Kirche die Worte des evangelischen Textes: „Wenn du vollkommen seyn willst, so gehe hin, verkaufe Alles, was du hast, und gieb es den Armen, und folge mir nach.“ Er glaubte, daſs ihm diese Worte ganz eigenthümlich zugerufen wären, und er brachte sie in Erfüllung. Er verkaufte wirklich seine sämtlichen Besitzthümer; theilte sie unter die Armen aus, und lieſs seiner Schwester nur einen kleinen Rest davon übrig Bis an seinen Tod hielt er sich in Wusteneyen auf, und erschien nur periodenweise unter den Gläubigen. Zuletzt legte er seine einsame Wohnung auf einem hohen Berge an. Er aſs nie etwas anders, als Brod und Salz, und trank nichts, als Wasser. Sein Mittagsmahl hielt er — beym Untergange der Sonne, fastete aber oft zwey und mehrere Tage. Ganze Nächte hindurch betete dieser heilige Mann, bis dieser Tag anbrach. Er schlief auf platter Erde, und trug ein Hemd von Haaren, worüber er ein Thierfell gehängt hatte. Sein Brod verdiente er sich mit seiner Hände Arbeit; Alles übrige gab er den Armen. Zwanzig Jahre lang hatte er dieses abgeschiedene Leben geführt, als er mit Gewalt daraus hervorgezogen und zum Abt gemacht wurde. Allein der fromme Mann bezog nicht die Zimmer des Klosters, sondern lagerte sich vor die Thüren desselben, so daſs er seine Einsiedlerhöhle nur vertauscht zu haben schien. Von allen Seiten strömten nun Menschenschaaren herbey, um den Heiligen kennen zu lernen, und sich von ihm curiren zu lassen. Täglich wuchs die Anzahl der Fremdlinge; allein Antonius entfloh den Lockungen des Ruhms, und begab sich in eine noch tiefere Einöde, als vorher, wo er bis in das 105te Jahr seines Alters lebte. Er starb 360 im Geruche der gröſsten Heiligkeit, und von allen andächtigen Seelen bewundert. Selbst Kaiser Constantin empfahl sich mehrmals seinem Gebete und seinen Rathschlägen. Hieronymus beschreibt im Leben des Abts Hilarion die Lage der Felsenwohnung des Antonius sehr romantisch, obgleich die Celle selbst nur so groſs war, daſs ein schlafender Mensch darinn Raum hatte. Nach seinem Tode wurde dieser Platz von Antonius Schülern als ein Heiligthum besucht und verehrt.

Einer der eifrigsten seiner Schüler war Hilarion aus dem Flecken Thabatha, in der Nachbarschaft des palästinischen Gazae; ein Sohn heidnischer Eltern. Er studirte zu Alexandrien, als der Ruhm des heiligen Antonius den höchsten Gipfel erreichte, und dem Frömmlinge von allen Seiten her gehuldigt wurde. Hilarion war funfzehn Jahre alt, als er aus Neugierde, um das geistliche Wunderthier zu sehen, in die Wüste reiste. Der Anblick des frommen Mannes und seine ganze Lebensweise wirkte auf den jungen Schwärmer so sehr, daſs er seine Kleidung mit einem Eremitenrocke vertauschte, und selbst Einsiedler ward. Als seine Eltern gestorben waren, theilte er sein ganzes Vermögen unter seine Brüder und die Armen aus, und gieng, in einen Sack gekleidet, umher. Sein Aufenthalt war eine fürchterliche Wüste, und sein Pallast — eine erbärmliche Hütte von Binsen und Gesträuch. Hier wohnte er vom sechszehnten bis zwanzigsten Jahre seines Lebens. Von seinem zwanzigsten bis ein- und- dreyſsigsten Jahre verkroch er sich in eine enge Zelle, die vier Fuſs breit, fünf Fuſs hoch, und ein wenig länger war. Hieronymus sagt in dem Leben dieses geistlichen Narren: man hätte diese Wohnung eher für ein Grab, als für ein Wohnhaus halten können. Drey Jahre lang genoſs er nichts, als Linsen, in kaltes Wasser geweicht; in den drey folgenden Jahren war hartes Brod mit Salz und Wasser seine einzige Kost. Nach und nach gewöhnte er sich zu einer etwas schmackhaftern Tafel. Vom sechs- und - zwanzigsten bis zum dreyſsigsten Jahre aſs er

Feldkräuter und Wurzeln vom Gesträuch. Bis zum sechs-und-dreyſsigsten nahm er täglich sechs Unzen Gerstenbrod und etwas Gemüse, bloſs in Wasser gekocht, zu sich. Nichts war natürlicher, als daſs Hilarion bey einem so magern Küchenzettel von Kräften kommen muſste. Seine Augen wurden schwach; sein ganzer Leib verwelkte, und ein pech-artiger Aussaz überzog ihn. Er muſste also seine strenge Lebensart eswas abändern, und zu dem vorher rohen Gemüse etwas Öhl hinzugieſsen. Diesen luxuxiösen — Tisch führte er bis in sein drey-und sechzigstes Jahr. Abgemergelt und beynahe verhungert sahe er damals seinem Tode entgegen; er dankte also das elende Gerstenbrod ab, und aſs an dessen Statt bis in sein achtzigstes Jahr Mehlsuppen und Gemüse. Er schlief sein ganzes Leben hindurch auf platter Erde, oder auf einem Lager von Binsen. Kein Anachoret konnte das Fasten und Beten weiter, als er, treiben, und doch wurde er grade in solchen andächtigen Übungen am meisten — vom Teufel versucht. Oft schwebten dann vor seiner Seele die Bilder nackter Weiber und reichbesetzter Tafeln, — und mitten im Gebete empfand er gar wunderliche Wallungen in seinem Blute. Er starb im achtzigsten Jahre seines Alters, und seine heiligen Gebeine wurden von seinem Schüler Hesychius heimlich nach Palästina gebracht. Von seinen Wundergaben und Wunderthaten haben Sozomenus und Hieronymus hin und her gefabelt.

Johannes, ein anderer sehr berühmter Ägyptischer Mönch, lebte sein ganzes Leben hindurch in einer fürchterlichen Höhle, in die er keinen Menschen einliefs. Aus einem Loche heraus predigte er aber den Ankömmlingen und gläubigen — Schafen das Evangelium. Drey Jahre lang stand er wie angemauert unter einem Felsen, — und betete, ohne sich niederzusetzen. Wahrscheinlich schlief er, nach dem Beyspiele anderer Andächtler, mit dem Rücken an die Wand angelehnt. Endlich flofs ihm wegen des langen

Stehens das klare Blut aus den Füſsen. Sein Biograph Marullus, ein heiliger Fabelmann von der ersten Gröſse, setzt hinzu, daſs ein Engel erschienen, und die aufgebrochenen Beine des frommen Johannes wieder geheilt habe. — Rano durchzog in seinen jüngern Jahren als ein Räuber ganz Gallien. Späterhin vertauschte er dieſs schändliche Leben mit einer Einsiedler-Zelle, und band seine Hände und Füſse mit schweren eisernen Ketten. Mit diesen Büſsungen, wodurch er sein Verbrechen in der Jugend wieder gut machen wollte, war er noch nicht zufrieden; er beobachtete auch eine qualvolle Abstinenz. Er aſs nichts anders, als grobes Gerstenbrod, mit Asche vermischt, schlief auf einem Steine lebenslang, und wurde endlich unter die Heiligen gezählt. — Onophrius, ein Mönch in Hermopolis, dessen Leben Paphnutius Griechisch beschrieben, verlieſs das Kloster als einen viel zu weichlichen und bequemen Aufenthalt, und begab sich in eine schaudervolle Wüste. Sechzig Jahre lang lebte er da ohne allen Umgang. Als seine mitgenommenen Kleider zerrissen waren, und in Stükken von ihm abfielen; so bedeckte er den obern Theil seines Leibes mit seinem langen Barte, und dem Haare seines Hauptes; den Unterleib mit Baumblättern und Zweigen. Dreyſsig Jahre hindurch aſs er nichts als Früchte und Kräuter. Die heilige Fabel setzt hinzu, daſs zuletzt ein Engel gekommen, und ihm nicht nur Brod, sondern sogar auch das — heilige Abendmahl gereicht habe.

Unter allen Einsiedlern und Anachoreten war Simeon Stilites unstreitig das originellste und sonderbarste Geschöpf; — ein Mensch, der wegen des Ausserordentlichen seines heiligen Lebens belacht — und bewundert zu werden verdient, und durch seine ganz eigenthümliche strenge Lebensweise alle vorige Andächtler gleichsam beschämen wollte. Nachdem dieser finstere Kopf kaum ein Jahr in einem Kloster zu Antiochien gelebt hatte, lief er in die Wüste, und lebte drey Jahre lang, in einer erbärmlichen Spelunca eingeschlossen. Allein auch diese Lebensart schien ihm für einen gläubigen Sohn derKirche noch viel zu vornehm zu seyn, und nun fiel er auf den rasenden Gedanken, sein ganzes Leben auf einer — Säule zuzubringen. Er wechselte diesen harten Wohnsitz verschiedene Male. Die höchste von diesen Säulen war dreyſsig Ellen hoch. Auf der einen wohnte er vier, auf der andern zwölf, auf der dritten auch zwölf, auf der vierten vier, und auf der letzten (bis an seinen Tod) sechzehn Jahre. Beynahe ein halbes Jahrhundert brachte also dieser fromme Thor sein Leben selbst unter freyen Himmel, wie im Kerker, unter der Gluth der Sonne zu. Unzählige Scharen von Menschen strömten herbey, den wunderlichen Heiligen zu sehen, und sich von ihm von seiner Säule herab etwas vorpredigen zu lassen. Seine Autorität reichte bis in die Cabinetter der Fürsten hinein. Als der Kaiser Theodosius posterior den Christen befahl, daſs sie die den Juden genommenen Synagogen wieder herausgeben sollten, schrieb er einen sehr harten Brief an den Monarchen. Theodosius gab nach; sein Befehl wurde zurückgenommen, und der Staatsmann, der dem Kaiser dazu gerathen hatte, seines Amts entsetzt; kurz, Simeon war ein Wunder seines dunkeln Zeitalters, und blieb es auch nach seinem Tode. Sein Leichnam wurde im höchsten Pomp nach Antiochien gebracht. Mehrere benachbarte Städte stritten sich um den Leib des heiligen Narren: und er muſste von einem Haufen Miliz escortirt werden, damit er nicht dem frommen Antiochien geraubt würde. Sein Schuler, Daniel, setzte die Lebensweise seines unsterblichen Meisters auf einer Säule fort. Alypus Cionita wohnte siebenzig Jahre lang auf einem solchen engen Behälter. (Si fabula vera.)

Der heilige Franciscus von Assisio, Stifter eines bekannten Mönchs-ordens, giebt dem Simeon in Absicht einer strengen Abstinenz wenig nach, und in einigen Puncten übertrifft er ihn sogar. Dieser fromme Mann hatte, nach dem Berichte seines Biographen, des Bonaventura (Cap. V. Vitae Francisci), die merkwürdige Erfahrung gemacht, dafs die Teufel durch eine rauhe und harte Lebensart zurückgeschreckt, hingegen durch kostbare und weiche Kleider und Betten zur Versuchung des Menschen nur desto mehr angefeuert würden. Einstmals that dem heiligen Franciscus der Kopf weh, und er legte sich ein Kissen mit Federn, dessen er sich sonst nicht zu bedienen pflegte, unter das Haupt. — Flugs safs der Teufel darin, und versuchte ihn bis drey Uhr des Morgens. Ein anderes Mal rieth ihm dieser nämliche Teufel, sich ein Weiblein beyzulegen; allein Franciscus dämpfte ihn auf eine ganz eigene Art. Mitten in einer kalten und unfreundlichen Winternacht sprang er von seinem Lager auf, lief in den mit hohem Schnee bedeckten Garten, wältzte sich nackend darin herum, und bauete aus dem Schnee sieben colossalische Figuren, indem er sich nach Vollendung seiner Arbeit also selbst anredete: "Siehe da, Francisce! dieser gröſsere Coloſs ist dein — Weib, die andern sechs sind theils deine Kinder, theils deine Knechte; eile, in dieser Winterzeit ihnen möglichst bald ein Kleid zu verschaffen, weil sie sonst vor Kälte und Frost umkommen werden; — solltest du dich aber mit dieser Sorge nicht befassen wollen, so suche dich desto inbrünstiger allein dem Himmel zu widmen!" Zu einer andern Zeit wollte ihn der böse Feind gradezu ins Garn locken, indem er ihm eine schamlose Buhlerinn zusandte, die den heiligen Mann zu unkeuschen Umarmungen verleiten sollte. Franciscus gab seine Einwilligung dazu; doch unter der Bedingung, daſs die Wahl des Bettes und dessen Einrichtung von ihm selbst abhängen solle. Die Dirne gab dieſs zu. Nun bestreuete Franciscus den Boden mit — gluhenden Kohlen, legte sich, ohne gebrannt zu werden, darauf, und fragte nun die Verführerinn: ob sie sich auf diese Kohlen neben ihm niederlassen wolle? — Die Dame hatte keine Lust dazu; ward aber durch dieſs Wunder so gerührt, daſs sie von

Stund an ihr voriges Leben bereuete, und eine Braut des Himmels ward. Das ganze Leben dieses Mannes war die strengste Abstinenz. Als er einst in einer Kirche die biblische Stelle hörte: "Nolite possidere aurum, neque argentum, neque pecuniam in zonis vestris, neque duas tunicas, neque calceamenta" warf er seine Schuhe weg, und trug lebenslang nur ein Kleid. Als er in Angelegenheiten seines Klosters nach Rom ging, begegnete ihm ein zerlumpter Bettler. Diesem gab er seine bessern Kleider, und legte die Lumpen desselben dafür an, indem er selbst freywillig ein Bettler wurde. Die Armuth nannte er seine Hausfrau und Gebieterinn, und küſste alle Bettelbuben. Aber der geistliche Stolz lag doch im Hintergrunde dieser Demuth. Er lieſs sich von dem Volke Rock und Hände kussen, ob er gleich diese Ehre nicht für sich, sondern als eine der Gottheit erwiesene Devotion annehmen wollte. Fasten, Beten und Predigen waren seine angenehmsten Beschäftigungen. Seine Lebensbeschreiber fabeln, daſs die Vögel ihn oft aufmerksam angehört hätten, und sich ruhig von seiner Hand ergreifen lieſsen. Er ermahnte sie bisweilen zum Lobe Gottes, daſs er ihnen Federn geschenkt habe, und daſs sie, ohne zu säen und zu ernten, doch von ihm erhalten würden. — Oft peitschte er sich unbarmherzig mit Stricken, wenn ihn die Teufel zu versuchen anfingen. Als er einst sehr brünstig betete, vernahm er eine Stimme: Francisce! Gott vergiebt dem reuigen Sünder, aber nicht den Selbstpeinigern ihres Leibes! Der andächtige Mann merkte den Betrug; es war die Stimme eines höllischen Geistes gewesen, und nun setzte er desto hitziger sein Gebet fort. Lebenslang spukte die Grille von Teufeln und ihren Besitzungen in seinem Gehirne herum. Oft hörte er sie über seinem Hause brüllen; aber wenn er sich zu peitschen anfing, wichen sie von dannen. Seine Speisen vermischte er mit Asche, um ihnen den Geschmack zu nehmen. — Sein Kopfkissen war ein harter Stein.

Höchst lächerlich sind zum Theil die Beschreibungen, welche uns die Legenden von der Keuschheit der Andächtler und Andächtlerinnen machen. Man kann freylich wohl nicht die historische Wahrheit aller dieser Anecdoten unterschreiben; aber einige sind nicht zu bezweifeln, und mögen als Belege dienen, daſs keine Leidenschaft dem Menschen, und selbst dem Andächtler, mehr zu schaffen macht, als die Liebe. — Keiner brachte es aber in den Siegen über sie, nach Marulls Berichte, weiter, als Vitalis, ein Mönch in Alexandrien. Anstatt, daſs andere gläubige Brüder die Gelegenheit der Versuchung mieden, suchte dieser sie auf, und lud Verführerinnen zu nächtlichen Besuchen in seine Zelle ein. Allein der heilige Vitalis berührte die Priesterinnen der Göttinn Cythere nie, so sehr auch sein Blut von ihren Reitzen bestürmt wurde. Neben den schönsten Weibern lag er auf seinen Knien, und betete, bis der Morgen anbrach, und die Damen sich entfernen muſsten. Viele dieser Grazien wurden durch die wunderbare Keuschheit des Vitalis zum Nachdenken gebracht, und durch sein Beyspiel der Tugend wiedergeschenkt. Indessen konnte Vitalis dem bösen Leumund nicht entgehen; man tadelte ihn öffentlich wegen — jener nächtlichen Besuche. "Allein, setzt sein Bewunderer hinzu, — er ertrug diesen Schimpf gern, wenn er nur Seelen retten konnte." — Gregorius Naziancenus wollte so keusch in den Himmel zurückkehren, als er aus Mutterleibe gekommen war, indem er die Keuschheit als einen ihm von Gott anvertraueten Schatz betrachtete. Als er, sagt die Legende, in Athen studirte, träumte ihm — daſs sich während der Lektüre eines gottseligen Buchs zwey schön geschmückte, liebenswürdige Weiber zu ihm gesellten. Gregor sahe ihnen aber, da er sie für Verführerinnen seiner Unschuld hielt, trotzig ins Gesicht, und fragte sie: wer sie wären und was sie begehrten? Jetzt umarmten ihn die schönen Kinder traulich und ehrbar mit den Worten: „Um Verzeihung, junger Mann, wir sind dir bereits bekannt genug und deine Vertraute. Eine von uns ist die Weisheit, die andere ist die Keuschheit; wir sind vom Herrn abgesandt, bey dir zu wohnen, da du uns selbst in deinem Herzen einen unbefleckten Aufenthalt bereitet hast. (S. Rufinus in prologo in libros Gregorii) — Der heilige Bernard verstand es eben so gut, seine Phantasie und sein Blut in Ordnung zu halten. Einst wurde ein völlig entkleidetes Mädchen zu ihm auf sein Lager geworfen. Schönheit und Liebkosungen derselben vereinigten sich, den frommen Mann zu überwinden; allein er blieb fest wie Eisen und Stahl. Von einer ähnlichen Versuchung rettete er sich auf folgende Art. Er hielt sich nämlich einstmals im Hause einer angesehenen Dame auf. Dreymal kam die Unverschämte an sein Lager, um seine Tugend zu bestürmen; allein dreymal schrie der heilige

Bernard: Diebe! — und die Frau muſste sich entfernen. Seine im Nebenzimmer schlafenden Begleiter hatten das Geschrey gehört, und sagten ihm lächelnd, daſs er von Dieben geträumt habe. "Nicht geträumt, erwiderte er, es war in der That ein Räuber vorhanden, — und nun erzählte er den nächtlichen Vorfall.

Noch seltsamer sind die Erzählungen von zwey Männern, die durch ein lächerliches Wunderwerk gegen die Anfechtungen des schönen Geschlechts auf immer gesichert wurden. Der eine war Äquititus, Abt in Valerien, Dieser Andächtler wurde in seiner Jugend von sehr unheiligen Gedanken und Leidenschaften verfolgt. Er nahm seine Zuflucht zum Gebete, und siehe da! — es träumte ihm, daſs ein Engel zu ihm gekommen sey, und seinem Instincte auf einmal alles Leben genommen habe. Der andere war der Bischof Methodius. Dieser heilige Mann hatte eine Menge Feinde, die ihm eine Grube zu graben suchten, und daher ein böses Weib durch Bestechungen zu der Aussage vermochten, daſs Methodius sie geschwängert habe. Sogleich wurde ein geistliches und weltliches Gericht niedergesetzt; — die Sache nahm einen ernstlichen Gang, und die Verdammung des Bischofs schien entschieden zu seyn. Niedergeschlagenheit und Erbitterung wegen des dem geistlichen Orden zugefügten Schimpfes drückte sich auf der Stirne der Richter aus. Aber Methodius blieb, sich seiner Unschuld bewuſst, desto ruhiger. Er entkleidete sich; — seine — Organe waren vertrocknet und leblos, wobey er folgendes erzählte. "Als er einst nach Rom zum Pabst gesandt sey, habe er beym Anblicke der schönen Römerinnen allerley Versuchungen gelitten, und der böse Feind habe ihm sehr hart zugesetzt; allein er sey bey diesen Stürmen tugendhaft geblieben; er habe den heiligen Petrus um Befreyung von der thierischen Liebe gebeten, und Petrus habe ihn erhört. Er sey des Nachts zu ihm gekommen, habe mit seiner rechten Hand seine

Organe berührt, und sie verbrannt. Vor Schmerz wäre er (Methodius) nun vom Schlafe erwacht, und habe sich in dem Statu quo gefunden, wie ihn die Herren Richter jetzt vor sich sähen. (S. Cedrinus Zonaras)

Christoph, der Märtyrer, wurde ins Gefängniſs geworfen. Der heilige Mann sollte von seinem Christenthume abwendig gemacht werden, und auf Befehl des Königs der Amoniter wurden zwey Mädchen zu ihm geführt, die seinen Glauben in ihren Umarmungen vernichten sollten. Die Mädchen waren schön, wie Engel; sie kuſsten den andächtigen Mann, sie drückten ihn an ihren Busen, sie führten verführerische Reden, und beynahe hätte er sich, von so viel Schönheiten auf einmal bestürmt, hinreissen lassen; aber jetzt stürzte er auf seine Knie und betete voll Inbrunst. Alsbald wurde das Gefängniſs von einem himmlischen Glanze erleuchtet. Die Schönen stürzten zu Boden, wurden selbst Christinnen, und lieſsen sich, auf ihren neuen Glauben stolz, ruhig hinrichten. — Ein anderes sinnliches Weib hatte gewettet, daſs sie einen gewissen Anachoreten in den ägyptischen Wüsten durch ihre Umarmungen besiegen wolle — so heilig der Einsiedler immer seyn möge. Sie machte sich auf den Weg, kam spät vor der Hütte des Andächtigen an, und flehete weinend, eingelassen zu werden. Die Keuschheit des Mannes widerrieth die Aufnahme eines hübschen Weibes; allein die christliche Liebe gestattete ihr dennoch ein Nachtlager. Dieſs war ein sehr gefährlicher Schritt. In dem Einsiedler erwachten nach und nach Empfindungen der Liebe, und er wollte jetzt an die Brust der schönen Unbekannten sinken, als ihm noch zum Glück der Gedanke einfiel, — daſs ein ewiges Feuer die Folge eines einzigen flüchtigen Augenblicks der Übereilung seyn würde. Urplötzlich sprang der Heilige von seinem Lager, zündete ein Licht an, und sagte: ich will doch sehen, ob ich das Feuer aushalten kann, das ich fühlen würde, wenn meine Tugend gesunken wäre; — nun hielt er die Finger in die Flamme, und vertrieb durch den Schmerz das Bild der Phantasie, welches in ihm aufgewacht war.

Origines Adamantius entzog sich, um sein Blut zu bekämpfen, den Schlaf; fastete, ertrug die fürchterlichste Hitze und den erschrecklichsten Frost; lief barfuſs herum; aſs kein Fleisch; trank keinen Wein, und dennoch glaubte er gegen die Einwirkungen der Liebe nicht sicher genug zu seyn. Er wählte daher — einen kürzern Weg. S. Fulg. L. 4. C. 3. Andere heilige Männer trugen, um ihr Fleisch zu tödten, centner-schwere Säcke voll Sand, oder ungeheure Steine auf ihren Schultern umher. Acht Jahre lang schleppte sich, nach dem Berichte des Hieronymus, (in libello ad virgines Deo sacratas,) ein Mönch mit einem solchen Steine täglich zweymal herum. Ein Anderer trug täglich einen groſsen Steinhaufen von einem Orte zum andern, und bauete ihn jedesmal von neuem wieder auf, um ihn morgen — wiederum wegzutransportiren. Noch Andere bestreueten ihr Lager mit stachlichten Sachen; krochen barfuſs oder ganz nackt durch Dornhecken, oder stiegen im Winter in eiskalte Brunnen hinab, wie Evagrius, der Presbyter. Wieder Andere banden sich den Leib mit knotigen Stricken, die in das Fleisch eindrangen, und Eiterbeulen verursachten. Alle diese Mittel wollten aber nicht immer helfen. Der fromme Hieronymus schreibt in einem Briefe an die Jungfer Eustochium: er habe, um den Geist des Fleisches in sich zu dämpfen, schrecklich gefastet, und doch habe er den Reitzungen böser Begierden nicht immer widerstehen können. Bleich von Hunger und Durst sey sein Gesicht gewesen; aber sein Inneres habe von wollüstigen Gefühlen geglühet. Ein artiges Geständniſs an eine heilige Jungfrau!!

Nicetas, der Märtyrer, muſste wegen seines Glaubens viel Ungemach vom Könige zu Nicomedien erdulden. Endlich wollte man auf folgende Art seine Tugend bestürmen. Er wurde in einer sehr reitzenden Gegend auf ein herrliches weiches Bett gelegt, und mit seidenen Stricken darauf festgebunden. Zu ihm legte man ein Mägdlein von anlockender Schönheit. — Aber was that der Andächtige? — Er biſs sich die Zunge ab, und spie sie der Verführerinn ins Gesicht. Der Schmerz stillte natürlich die Wallungen in seinem Blute, und die Schöne hielt mit ihren Liebkosungen ein, da sie den Mann fur ein mehr als menschliches Wesen hielt. Paul, der Eremit, machte es, wie Hieronymus erzählt, eben so mit seiner Zunge. — Pacomius, ein Scythischer Mönch, kämpfte zwölf Jahre lang mit seinen Begierden. Endlich stieg die Versuchung aufſs höchste, indem sich ein schönes Fräulein in einer sehr verführerischen Stellung an seine Brust warf. Aber Pacomius gab ihr eine derbe — Ohrfeige, und der böse Feind wich von dannen. — Paternianus, ein Ägyptischer Abt, beherbergte einst ein vom Wege verirrtes, sehr reitzendes Frauenzimmer. Seine Sinnlichkeit erwachte, aber sie uberwand ihn nicht. Er nahm ein Stück brennendes Holz, und ſtieſs es dem Weibe ins Gesicht. Thomas Aquinas brannte sein eigenes Fleisch, um seine Gelüste zu tödten.

Die Historien der christlichen Kirche sind voll von Ehestands-Anecdoten, laut welcher eine Menge frommer Eheleute sich aller Umarmungen enthielten. Entweder sind dieſs pure Unwahrheiten; oder die Eheleute wurden durch Kränklichkeit und körperliche Fehler vom Genuſs der Liebe abgehalten; oder die habsüchtigen und schlauen Pfaffen beredeten sie zu einer so strengen Enthaltsamkeit, damit die Güter solcher Eheleute desto sicherer in geistliche Hände fallen möchten. So erzählt man häufig: Heinrich II, Römischer Kaiser, habe lebenslang mit seiner Gemahlinn, Cunigunde, in einer jungfräulichen Ehe gelebt. Einst wurde Heinrich eifersüchtig, und träumte von einem Ehebruche seiner Gattinn. Allein sie bewies ihre Unschuld dadurch, daſs sie, ohne ihre zarten Füſse zu verbrennen, über glühende

Pflugscharen ging. (S. Oranzius Lib. 4. c. 5.) Als Heinrich sterben wollte, überlieferte er Cunigunden ihren Anverwandten mit den Worten: “unschuldig und rein habe ich das Weib von euch erhalten, und so gebe ich sie euch zuruck.” Gregor von Tour erzählt in seinem Buche de Confessoribus C. 32: zu Arverni habe ein frommer Mann mit seiner Frau so unschuldig gelebt, daſs beyde sich einander nie beruhrt hatten. Als die Frau sterben wollte, hub der Mann die Hände gen Himmel und sagte: “Allmächtiger, ich danke dir, daſs ich dir dieſs Mädchen so rein und unbefleckt wiedergeben kann, wie du sie mir gegeben hast.” Die Frau lächelte, und sagte: „schweig! Mann Gottes, da es, ohne daſs du gefragt wirst, nicht nöthig ist, — unser Geheimniſs auszuschwatzen.”

Von der Keuschheit frommer Weiber haben uns die Legendenmacher ähnliche Wunderdinge erzählt. Sie sind zum Theil so seltsam, daſs ich mehrere Beispiele davon zum Beschlusse dieses Abschnitts nachholen will. Als die Saracenen im Jahre 1291 die Stadt Ptolemais, jetzt Arris oder Arca, erobert hatten, schnitten sich die dort befindlichen heiligen Frauen und Mädchen die Nasen ab, um durch die Verstümmelung ihres Gesichts die Soldaten von ihren Ausschweifungen zurückzuhalten. Die geistlichen Damen, unter denen die Äbtissinn mit Abschneidung ihrer Nase den Anfang machte, erreichten ihre Absicht, wurden aber dafür von den blutgierigen Saracenen alle hingerichtet. (Fulgent. Lib. 4. c. 5. Egnatius Lib. 4. c. 5. —) Etheldred, eine engelschöne Tochter Annas, Königs der Nord-Angeln, lebte mit dem jungen Nordhumbrischen Könige Egfred zwölf Jahre lang in einer glücklichen Ehe, ohne daſs sie ihm eine einzige eheliche Umarmung gestattete. „Man weiſs nicht, sagt der Erzähler, ob man mehr die Standhaftigkeit der Königinn, oder die Geduld des von Liebe glühenden Gatten erheben soll." Endlich aber wurde die Sache ernsthaft. Egfred und die Nation wünschten eine Nachkommenschaft. Er schmeichelte, er drohete; aber Alles war umsonst. Etheldred hatte ihre Keuschheit der Gottheit gewidmet, und drang auf eine Scheidung, damit sie ganz in ihr jungfräuliches Leben zurückkehren könnte. (Polyd. Lib. 4. Sig. Beda, Lib. 4.) — Lucia von Syracus riſs sich die Augen aus, als sie merkte, daſs ihre Keuschheit dadurch bestürmt werden könnte. Ein Gleiches that Brigida, ein schottisches Mädchen. — Appa und Gela, Töchter des Herzogs Gisulfi, retteten ihre jungfräuliche Ehre, indem sie stinkendes Fleisch unter ihrem Busen festbanden.

Egnatius und Fulgentius, ersterer Lib. 5, c. 5.; lezterer Lib. 4. c. 5., erzählen von einem Mädchen, das kaum sechszehn Jahre alt war, eine wunderliche Probe ihrer Keuschheit. Die Dirne wurde von einem schönen Jünglinge heiſs geliebt, und sie furchte sich, zu ergeben. — Damit dieſs nicht geschähe, schloſs sie sich in ein altes Grab ein, und lebte darin zwölf Jahre. Die nöthige Nahrung wurde ihr durch eine Ritze in die Todtengruft hineingeschoben. Sie verlieſs diesen schrecklichen Aufenthalt auch nicht eher, bis sie die zuverlässige Nachricht von dem Tode ihres Geliebten erhielt. Marcia, Varro's Tochter, wurde für die geschickteste Zeichnerinn ihrer Zeit gehalten; allein nie bildete sie eine männliche Figur ab, damit durch die Nudität eines männlichen Körpers ihre Schamhaftigkeit nicht beleidigt würde. — Euphraxia, eine Nonne zu Thebais, hatte bisweilen sinnliche Träume. Um dem Dinge ein Ende zu machen, fastete sie oft zwey bis drey Tage, und schlief auf einem Aschenhaufen. Ihre Träume nahmen nun eine andere Wendung — und fielen auf Küche und Speisekammer. — Elisabeth, Herzoginn von Thüringen, hatte sich noch bey Lebzeiten ihres Gemahls dem Heilande gewidmet, und lieſs sich in einem abgelegenen Zimmer von ihren Zofen oft ganz erbärmlich peitschen. Maria Coronella, ein Spanierinn, verbrannte sich mit einer Fackel den Leib, als ihr Mann zu lange im Felde bleiben muſste. (Sebast. Floxus Lib. 3. c. 26.) — Die keusche Quirina, Gemahlin des Venetianischen Seniors Bernardi Justiniani, trug um ihre Lenden schon bey Lebzeiten ihres Mannes, und vornehmlich nach dessen Tode, ein starkes Eisenblech. (Egnat. Lib. 6. c. 1.)

Um die Keuschheit heiliger Frauen zu retten, muſsten so mancherley Wunderdinge erdacht werden. Zu Cäsarea sollte ein keusches Mädchen, Martiana, geschändet werden; — allein die Wand lagerte — sich zwischen sie, und ihre Verführer, — und die Gefahr ihrer Unschuld hatte ein Ende. Flavia Domicella zu Terracina gerieth in eine ähnliche Verlegenheit; allein in dem Augenblicke, als nichtswürdige Buben ihre Unschuld rauben wollten, befiel sie ein schrecklicher Wahnsinn, und sie entging ihnen glücklich. Als einige Unverschämte der Seraphia Gewalt anthun wollten, entstand ein fürchterliches Krachen, und die muthwilligen Gesellen wurden durch ein Erdbeben weggerafft. — Die fromme Irene zu Rom sollte in ein ehrloses Haus-geschleppt werden; allein ein Engel stellte sich in den Weg und rettete ihre Ehre. — Doch genug hiervon. Vielleicht habe ich meine Leser schon viel zu lange mit diesen Dingen unterhalten. Ich will sogleich zu ernsthaftern Betrachtungen übergehen, die eigentlich mehr zu der Absicht dieser Schrift gehören, und sich mit der Fortsetzung der Charakteristik des weiblichen und männlichen Alters zugleich beschäftigen sollen; ich sage zugleich, weil die nachfolgenden Charakterzüge sich fast überall von einem Geschlechte auf das andere anwenden lassen.

Anhänglichkeit an vorigen Zeiten — Sitten — und Denkweisen. — Verachtung gegen das Neue. — Furcht vor der Zukunft, und daraus entstehende Charakterzüge des prophetischen Geistes und der Sparsamkeit.

Diese Charakterzüge sind fast allen bejahrten Leuten sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts eigen, weil sie in der Natur des Alters selbst liegen. Ich werde sie in diesem Abschnitte einzeln zu beleuchten suchen. Überhaupt leben wir alle gern in den goldenen Tagen der Vergangenheit, und können uns nachher, wenn unsere Gefühle stumpfer, und unsere Denkweisen gleichsam unlenksamer geworden sind, nicht leicht in die Eigenheiten, Sitten, Aufklärungen und Moden der neuern Zeit schicken. Immer liegt das Vergangene mit allen seinen zahllosen Reitzen, wie eine romantisch-schöne Gegend, vor unsern Augen*), und die Einbildungskraft des Menschen ist nie geschäftiger, als wenn sie das lachende Bild unserer Kindheit ausmalen soll. Der Rückblick in das sorgenfreye, heitere und glückliche Jugendleben, in die freundliche Rosenwelt unserer Jahre, — macht uns noch am Grabe froh. Wir finden die Wiege unseres Daseyns, selbst bey den Gedanken an unsere jugendlichen Leiden, schön; wir scherzen über unsere erduldete Sclaverey in der Schulstube. — Ihre Tyrannen sind uns nicht mehr fürchterlich, und immer möchten wir noch einmahl die Vergangenheit mit der Gegenwart vertauschen. — Wir reden hier nicht von gewissen — ewig unzufriedenen Menschen, — den gröſsten Thoren unseres Geschlechts. Fragt sie: ob sie die Reise ihres Lebens vom Anfange an noch einmahl beginnen wollen? und sie werden euch mit einem trotzigen: Nein! antworten. Die Undankbaren! Das unzählige Gute, womit sie von einer wohlthätigen Gottheit beschenkt wurden, haben sie vergessen; nur an ihren Leiden, deren Urheber sie doch gemeiniglich selbst waren, hängt ihr unzufriedener und verdorbener Sinn.

---

*) Aristoteles erklärt diese Erscheinung im IIten Buch seiner Rhetorik, C. 13, mit wenig Worten also: „alte Leute leben und weben mehr in den Vorstellungen der Vergangenheit, als in der — Hoffnung. Der ihnen noch übrige Raum des Lebens ist — klein; der vergangene — ist groſs", und auf diese Art, will er sagen, ist ihnen die Hoffnung nicht viel werth, da ihr Gedächtniſs in dem Vergangenen einen gröſsern Wirkungskreis findet. —

Der bessere, der dankbare Mensch erinnert sich in seinem Alter mit einer gleichsam erneuerten und gestärkten Gedächtniſskraft der kleinsten Begebenheiten seiner Jugend, und erzählt sie mit einem Feuer und einem Enthusiasmus, als ob er noch mitten unter ihnen lebte. Nichts ist dem Greise in den ersten Perioden seines Lebens uninteressant. Er steigt so gern auf der Leiter seiner Jahre herab, um an ihrem Fuſse die Blumen wieder zu finden, welche er in seiner Jugend pflückte; die Bürde seines Alters drückt ihn nicht, wenn er im Geiste wieder ein Kind und ein Jüngling werden kann. — Höret das liebe alte Mütterchen, — mit welcher Innigkeit und Herzlichkeit sie euch die Freuden ihrer Jugend, ihres Brautstandes, ihrer Flitterwochen erzählt! Nimmermehr werdet ihr sie überzeugen, daſs die Zeiten noch so schön und rosenfarbig sind, als sie es sonst waren. Sie vernimmt es gern, wenn man auf ihrem Gesichte noch Überbleibsel einer jugendlichen Schönheit bemerkt. Sie wird es euch selbst sagen, daſs sie in ihrer Jugend schön gewesen sey, und wird euch in vertraulichen Stunden die Reihe ihrer Anbeter nennen. Sehet, welches lebendige Feuer noch in ihrem Auge glühet, wenn ihr sie an die himmlisch - frohen Tage ihrer ersten Liebe erinnert; wenn sie euch die Zubereitungen des Hochzeitfestes, die glückliche Ankunft des geliebten Erstgebornen beschreibt; — sehet, wie warm und dankbar sie jetzt noch dem würdigen Gatten, im Genuſs jener Erinnerungen, die zitternden Hände drückt; wie gern sie mit ihm den Weg ihres Lebens, ihrer Liebe, ihres Glücks von neuem beginnen würde. Welch einen Werth legt sie selbst auf die leblosen Gegenstände, woran sich ihre frohen Erinnerungen heften! Noch immer wird das altmodige Brautkleid mit seinem ganzen Zubehör, Wiege und Kinderzeug, Trauring und Schlafrock des Bräutigams als ein Heiligthum aus jenen glücklichen Zeiten aufbewahrt.

Die gütige Natur hat gegen alle Übel und Gebrechen des Lebens die wirksamsten Gegenmittel erfunden. Sie hat dem Menschen, ihrem Lieblinge, nie ihre wohlthätige Hülfe ganz entziehen wollen, und so hat sie uns denn auch die Beschwerden des Alters durch den beglückenden Gedanken an die Vergangenheit erträglich gemacht. Da uns die Freuden der Gegenwart im Alter nicht mehr so lebhaft, wie sonst, rühren können, da die Zeit der Blüthe vorüber ist: so malt sie uns durch die Schöpfungskraft der Phantasie das Vergangene nur desto schöner aus, und leihet ihm einen Reitz, welchen der Jüngling kaum seinem lachenden Bilde der Zukunft zu geben weiſs. Auf diese Art wiegt uns das Alter in die süſsesten Träume ein, und es lebt dadurch gleichsam in der Vergangenheit wieder auf, wenn es in der Gegenwart nicht mehr leben kann. Sein Blick auf das Grab hin verliert sich selbst oft in der Menge froher Zurückerinnerungen aus der Jugend, und sein liebstes Bild der Zukunft bleibt immer — die Hoffnung eines fortdauernden Jugendlebens in einer andern Welt.

Es giebt sehr schätzbare bejahrte Männer und Frauen, die, vermöge ihrer lebhaften und fröhlichen Erinnerungskraft, sich in einem hohen Grade liebenswürdig machen. Dieſs sind eigentlich die sogenannten glücklichen Alten, welche den Druck der Jahre nicht zu fühlen scheinen, und immer noch in einer Art Verjüngung ihres Daseyns leben. Sie beherrschen die zunehmende Langsamkeit ihres Körpers durch ihren Frohsinn, und durch das hohe Gefühl der Freyheit ihres Geistes. Sie sind in Absicht der Verachtung körperlicher Übel die vernünftigsten Stoiker, die es je gegeben hat. Ihr heiterer Sinn nimmt die Dinge so, wie sie sind. Sie schicken sich vortrefflich in Zeit und Umstände. Sie ordnen die Freuden und Feste der Jugend an*);

---

*) Montaigne rechtfertigt in seinen Versuchen, in dem höchst lesenswürdigen Capitel: Sur des Vers de Virgile, die Behauptung des Plato in dessen Buche von den Gesetzen. Der griechische Weltweise sagt darin: "daſs alte Leute bey den Leibesübungen, Tänzen und Spielen der Jugend gegenwärtig seyn, und sich an der Biegsamkeit und Schönheit der Körper Anderer ergötzen sollten, — da sie diese Eigenschaften nicht selbst mehr besitzen konnten." — Montaigne, dieser immer offene und immer scharfsichtige Kopf, sagt bey dieser Gelegenheit sehr naiv: "Die Weisheit (Bedachtsamkeit des Alters) bleibt nicht immer in ihren Grenzen, und bedarf so gut einer Einschränkung, als die Nichtweisheit. Daher biege ich, aus Furcht, allzu trocken, allzu störrisch, allzu — ver-

sie leiten, wenn es verlangt wird, ihre Spiele und Tänze; sie verbinden mit diesen freundlichen Anweisungen oft die eindringlichsten Lehren der Lebensweisheit, die vielleicht

---

nünftig zu werden, ein wenig auf die Seite, und wende meinen Blick von dem vor mir liegenden stürmischen Nebelhimmel ab. Ich betrachte ihn, Gott sey Dank! ohne Zittern, aber nicht ohne Anspannung meines Geistes, nicht ohne Nachsinnen. Ich erquicke mich an den Erinnerungen meiner verflossenen Jugendzeiten. Der Jüngling muſs vor sich hin, der Alte rückwärts blicken. Sollte dieſs nicht der Sinn des Doppelgesichts des Janus seyn? — Meine Jahre reiſsen mich freylich mit sich fort: — aber ich selbst gehe den Gang des Krebses. So lange meine Augen zu dieser schönen, aber vorübergegangenen Jahrszeit des Lebens hinreichen, — wende ich sie ihr zu. Ich bemerke diese glückliche Zeit zwar nicht mehr in den Bewegungen meines Bluts; aber ich mag durchaus nicht ihr Bild aus meinem Gedächtnisse reiſsen." — „Sonst", fährt der philosophische Selbstbekenner fort, " merkte ich mir die herben und dunkeln Lebenstage, als etwas Ungewöhnliches, an. Nun sind diese die gewöhnlichen, und die schönen und sonnenhellen die ungewöhnlichen geworden. Jetzt möchte ich nie, als grade jetzt, so gute Eindrücke machen können. In ihren Unterhaltungen werden sie nie rauh, anmaſsend und dictatorisch; Eigenschaften, die sonst so häufig bey alten

---

aufspringen vor Freude, wenn mir, gleichsam zu einem neuen Glücke wiedergeboren, etwas begegnet, wodurch ich nicht in Trauer versetzt werde. Wenn ich mich auch kitzeln wollte: so würde ich doch nicht mehr diesem abgenutzten Körper ein armes Lächeln entlocken können. Meine Freuden bestehen nur in Bildern der Einbildungskraft, — ich genieſse ihrer, um den Kummer des Alters zu überlisten, wie ein Träumender. Aber wahrlich! man müſste andere Gegenmittel, als solche Traumbilder haben! Der Kampf der Kunst mit der Natur ist immer ein schwacher Kampf. — Es ist eine groſse Thorheit, wenn man die Beschwerden des menschlichen Lebens sich selbst verlängert, und vor der Zeit herbeyholt. Ich will lieber kein hohes Alter erreichen, als schon dann alt seyn, wenn ich es noch nicht bin. Ich fasse selbst die kleinsten Gelegenheiten zur Freude auf u. s. w. " Meine Philosophie ist eine Philosophie des Handelns, die auf den natürlichen Gebrauch und die Gegenwart der Dinge siehet, und sich wenig mit Grillen beschäftigt." —

Männern und Frauen gefunden werden. Man hört sie so gern, und wird nicht müde, sie zu hören. Ihre sinnreichen Plaudereyen, ihre interessanten Jugenderzählungen, ihre vielen, groſsen, oft sehr sonderbaren Erfahrungen, ihre Schilderungen merkwürdiger Menschen aus vorigen Zeiten, ihre ganz eigene Kunst, Scherz und Ernst oft auf eine höchst naive Art mit einander zu verbinden, Zweifel gegen allgemein geglaubte Vorurtheile zu erregen, und die mancherley Lächerlichkeiten des Zeitalters zu rügen, — und bey alle dem ihre herzliche, gutmeinende und liebevolle Sprache überhaupt, ihre Toleranz gegen die Fehler einzelner Menschen, ihr sanftes, aber doch kräftiges Zurückweisen hämischer Verleumdungen, ihre furchtlose Vertheidigung der angegriffenen Tugend und der entheiligten Menschenrechte — fesseln unsre ganze Aufmerksamkeit. Wir möchten oft während ihrer Unterredungen, voll Dankbarkeit und Liebe, in ihre Arme stürzen; mit Dankbarkeit und Liebe drängt sich die ganze

Geſellschaft um sie her, und der junge, vorlaute Egoist, der heute das groſse Wort führen wollte, wird von rechtswegen in den Hintergrund geschoben.

Aber leider giebt es dieser glücklichen und liebenswürdigen Alten nur wenige. Die meisten haben schon in frühern Jahren in sich den Grund zu einer mürrischen, mit Allem unzufriedenen und tadelsüchtigen Sinnesart gelegt. Die Verachtung des Neuen und Gegenwärtigen ist ihnen zur Gewohnheit geworden, und sie glauben nun, daſs die Gebrechen der sie umgebenden Welt mit den Gebrechen ihres Körpers einen gleichen Schritt halten müſsten. Nach ihrer Meinung waren sonst die Sitten, die Menschen, die Zeiten, die Regierungen, die Lebensweisen, kurz Alles besser, als jetzt. Sie würden nicht ganz unglücklich seyn, wenn sie diese Bemerkungen nicht mit einem trüben Rückblicke auf die ihnen verhaſste Gegenwart anstellen dürften. Sie halten den Tugenden der vergangenen Zeit enthusiastische Lobreden. Sonst gab es weniger buhlerische Weiber und Mädchen, — weniger Verführer der Unschuld, — weniger Betrüger im Handel und Wandel, weniger Processe. Jetzt ist die ganze Welt voll listiger Coquetten und Schelme aller Art. Man dürfe jetzt keinem Menschen sein Zutrauen schenken; die besten unter ihnen wären höchstens die, welche man noch nicht kenne. Schminke und Heucheley sey das Gepräge aller Tugenden. Der Listigste und Ränkevolleste werde für den Klügsten und Weiſesten seines Volks gehalten. Ohne Arglist, ohne geheime und öffentliche Bestechungen, ohne einen verdächtigen Zusammenhang mit den Weibern, ohne Verrätherey seiner Freunde und Wohlthäter könne jetzt keiner mehr sein Glück machen. Sonst wären überhaupt die Menschen — menschlicher, einfacher, natürlicher sittlicher und verständiger gewesen. Jetzt laufe Alles bunt durch einander, und Knecht und Herr, Unterthan und Regent schwömmen jetzt gemeinschaftlich in einem reiſsenden Strome des Verderbens. Ihr möget diesen Lobrednern der alten Zeit von den Vorzügen der neuern noch so viel rühmen, — sie hören euch nicht. Sie sind für alles Alte so partheyisch eingenommen*), daſs sie selbst an keine neue Entdeckungen in den Wissenschaften glauben wollen, daſs sie Alles für schon längst gesagte und gedachte Sachen halten, und uns eher einen Rückfall zum Barbarismus, als einen glänzenden Fortschritt in der Literatur weissagen. Ihre Anhänglichkeit an alten — bewiesenen, und doch unbeweisbaren Dogmen und Systemen hat unstreitig der critischen Philosophie unserer Zeit so viele Gegner gegeben.

---

*) Bayle sagt im Art. Alcaeus: „Es giebt Leute, welche darum keine Neuerungen toleriren, weil sie dieselben nicht gemacht haben". Es lassen sich gewiſs viele Züge der Antipathie alter Leute gegen neue Einrichtungen und Erfindungen in der literarischen und politischen Welt, im bürgerlichen und militärischen Leben, im Gottesdienst u. s. w. aus jenem versteckten Neide und vielleicht nur aus ihm — erklären. —

Man kann aus mehrern Gründen behaupten, daſs die Anhänglichkeit am Alten bey dem weiblichen Geschlecht stärker, als bey dem unsrigen ist. Ich nehme hier bloſs die Liebe zu den neuen Moden aus, von welcher dasselbe bis in die spätesten Jahre hin — beherrscht wird. — Jene Erscheinung selbst ist sehr natürlich. Die Weiber haben mit dem Alter zu viel verloren, und der Ersatz, den ihnen die Natur in der Abnahme ihrer Leidenschaften darbietet, ist, nach ihrer Meinung, nicht groſs genug. Es ist ihnen daher zu verzeihen, wenn sie vorzüglich die Vergangenheit so schön finden; sie umfaſste ja das glückliche Paradies ihres Lebens. Das Alter hingegen ist für die meisten ein grade entgegengesetzter Zustand geworden, da der wichtige Grund ihrer Zufriedenheit mit der Welt und mit sich selbst, — körperliche Schönheit und der hüpfende Jugendsinn der Freude, bey allen Künsteleyen Beydes zu erzwingen, nicht mehr vorhanden ist. Es scheint, als wenn die Natur vorzüglich im Alter nicht ganz gerecht gegen das weibliche Geschlecht handle. Sein Zustand ist in mehrerer Rücksicht trauriger, als der des bejahrten Mannes. Die einladenden Züge des weiblichen Gesichts verschwinden früher, als die des männlichen. Es giebt Greiseskopfe von einer bezaubernden Würde und Schönheit; die Kunst wählt sie zu ihren Meisterstücken; aber sie findet unter hunderttausend Matronengesichtern kaum eins, dessen Schönheit sie verewigen könnte. Die Verwüstungen der Zeit müssen auf dem feinern und zartern Gebilde des weiblichen Gesichts sichtbarer, als auf dem stärkern Muskelbaue des männlichen Kopfes werden; und ehe noch das Alter selbst kommt, haben schon die Wochenstuben einen groſsen Theil der weiblichen Reizze auf ewig verschlungen. Mit der Vergänglichkeit derselben hören nun aber auch ihre Huldigungen in den Gesellschaften auf, worin sonst die weibliche Gottheit angebetet wurde. Bejahrte Frauen besuchen zwar meistentheils die geselligen Zirkel so gern, als das fröhliche, Eroberungen suchende Mädchen; allein sie können sich darin fast durch nichts mehr, als durch Spiel und Geschwätz zerstreuen; — oder, wenn sie auch noch hier und da ein männliches Herz besiegen wollen, so folgt ihnen der beiſsende Spott des Publicums auf dem Fuſse nach. Fragt die bejahrten Frauen selbst, und sie werden es euch gestehen, daſs der bejahrte Mann, wenn er will, lebenslang interessanter, als sie bleibe, daſs er sich weniger langweile, daſs er in allen Gesellschaften willkommener sey, daſs seine Unterhaltungen noch weibliche Herzen erwärmen können, anstatt, daſs nichts leichter in der Welt übersehen werde, und nichts wenigern Eindruck mache, als eine — alte Frau. Endlich giebt es noch einen Umstand, der dem andern Geschlechte sein Alter so lästig und eben dadurch seine Anhänglichkeit an dem Vergangenen so lebhaft macht, — nämlich den, daſs sie früher kränklicher, als wir werden, und mit mehrern Leiden, als wir, in der letzten Periode des Lebens zu kämpfen haben. Die armen Dulderinnen sehen so gern in die goldnen Zeiten zurück, wo noch eine ungestörte Gesundheit auf ihren Wangen glühete, und ein jugendlicher Frohsinn stets an ihrer Seite ging. In dieser Jugendwelt finden sie noch jetzt Alles schön und bezaubernd. Wie kann man eine Gegenwart lieben, die uns jene Feenwelt gleichsam geraubt hat! Ihr haben die Frauen ihr gröſstes Heiligthum aufopfern müssen, um dadurch einen schwächlichen und reitzlosen Körper einzutauschen.— Sollte man sich an eben dieser Gegenwart der Dinge nicht dadurch zu rächen suchen, daſs man sie verachtet und tadelt, um sich das reitzendere Bild der Vergangenheit desto mehr vergegenwärtigen zu können!

Die groſse Anhänglichkeit bejahrter Leute an dem Vergangenen bringt eine Menge Erscheinungen und Charakterzüge in ihnen hervor, welche in einem Gemälde des menschlichen Alters, als Grundlinien des Ganzen, nicht übergangen werden dürfen. Wir bemerken hierbey folgende:

(a.) Eine oft sehr sichtbare Geringschätzung der jüngern Menschen aus gegenwärtiger Zeit, und eine daraus wiederum entstehende Härte in ihren Urtheilen über dieselben. Man kann etwas nicht sehr hoch schätzen, wenn man es immer in einen grellen Vergleich mit etwas Bessern bringt, und man ist denjenigen Wesen keine besondere Liebe schuldig, die in unsern Augen so tief, wie die gegenwärtige Generation, gesunken sind. Sie erscheint ja überall nach der Meinung alter Leute, in einem hohen Grade der Verdorbenheit. Was sollen sie anders thun, als sie verachten, oder doch wenigstens mit Gleichgültigkeit, als eine schlechte Sache, behandeln! Den kalten Menschenhaſs findet man daher vornehmlich bey den Alten, und dieſs ist gewiſs eine ihrer bedaurenswürdigsten Seiten. — Über dieſs ist das Alter nicht dazu gemacht, um nachzugeben, und sich in die neue Ordnung der Dinge einzupassen, da die Jahre seinen Egoismus genährt, und ihm gleichsam das höchſte Richteramt über die jüngere Welt angewiesen haben. Mit Stolz und Mitleiden sieht doch gewiſs ein groſser Theil alter Leute auf die jüngere Generation, als ihre untergeordnete Schülerinn, herab, und kann es ihr nicht verzeihen, wenn sie sich mit ihren vermeintlichen Lehrern in einen Wettkampf einlassen will.

Wenn man die geselligen Zirkel der Frauen beobachtet, oder noch besser, wenn man ihre Urtheile hinter dem Rücken anhört: so wird man jene Wahrheit oft nur zu sehr bestätigt finden. Die ältern Frauen sind gewöhnlich die stolzesten und unbarmherzigsten Sittenrichterinnen junger Weiber und Mädchen. Selten finden jene ein jüngeres Frauenzimmer sittlich, bescheiden, tugendhaft und gebildet genug. Sie bemerken an ihm Fehler, die nur das allerscharfsichtigste Auge, nämlich das Auge der gefliſsentlichen Tadlerinn, ausspähen konnte, und selbst die unschuldigste, weibliche Engelseele wird dem critisirenden Areopagus unserer Matronen nicht entgehen. Wie könnte sie auch dieſs, da sie die jüngere, die schönere und liebenswürdigere Frau ist, da diese Fehler unverzeihlich sind, da die jüngere und schönere Frau von den Männern gesucht, und jene vielleicht mit groſsem Unrechte in einem Winkel des Zimmers vergessen werden?

Auch wird man oft bemerken, daſs der Ton, welchen ältere Frauen gegen jüngere Schönen annehmen, sich durch einen ganz eigenen Dialect, eine ganz eigene Höhe und Tiefe auszeichnet, die von der Verschiedenheit erschütterter Gefühle geleitet wird, und bald ins Dictatorische und Zänkische, bald ins Spöttische und Satyrische, und bald in das Bemitleidende fällt. Hierin haben sich die gescheidtesten und besten Frauen nicht genug in ihrer Gewalt. Die Revolution in ihrem Innern bricht aus ihrem Auge und ihrer Stimme unwillkührlich hervor, und bey einer beleidigten Eitelkeit reissen vollends alle Dämme der weiblichen Geduld. Ich sahe oft das funkelnde, weibliche Auge mit tausend Dolchen bewaffnet, wenn einer jüngern Schöne der Vorrang in den Ehrenbezeigungen vor der ältern gegeben wurde. Ich bin Zeuge gewesen, daſs in solchen Fällen die gescheidtesten und gebildetsten Weiber plump und ungezogen werden konnten, und daſs ihre Vernunft mit ihrer Empfindlichkeit tagelang davon lief, wenn sie sich unter ein jüngeres Weib herabgesetzt sahen. — Ich gebe es gern zu, daſs die Empfindlichkeit der Männer, wenn sie von jüngern verdunkelt werden, eben so leicht gereitzt werden kann; allein ich glaube, daſs sie früher austoben, und nicht so schneidend in ihren Urtheilen, als die beleidigte Eitelkeit des andern Geschlechts, sind. Wir können leichter uber das Hervordrängen der jüngern Welt lachen, als die Weiber. Denn selbst die Satyre der letztern ist in solchen Fällen eher ein Gemiſch von Witz und Galle, als ein Lächeln über den Egoismus jüngerer Leute.

Nichts scheint aber die Gleichgültigkeit und Erbitterung bejahrter Frauen gegen das jüngere Geschlecht so sehr zu documentiren als der ganze Apparat ihrer Intriguen und Plane, welche sie nur gar zu gern der Liebe junger Leute entgegen stellen. Ich habe ihrer schon oben erwähnt, und die Geschichte des täglichen Lebens erzählt tausend Beyspiele hiervon. Sie verlangen, daſs sie gleichsam als die ältern und klügern Schiedsrichterinnen allein die Herzen austheilen und verbinden dürften. Sie mischen sich zwischen Verhandlungen junger Leute, wo sie gar nicht gesucht werden; sie tadeln die Wahlen junger Männer; sie werfen den Apfel des Zanks in glückliche Ehen. Wenn man die Natur der weiblichen Liebe zergliedern wollte, so würde man leicht finden, daſs sie auch im Alter des Weibes bey ihm lebendiger, als bey uns, fortdauert, und daſs sie bey alle dem, was die Herzens-angelegenheiten junger Leute anbetrifft, in eine gröſsere — Bewegung, als wir, versetzt werden. Es ist nicht erforderlich, daſs diese ältern Frauen moralisch verdorben seyn müſsten. Es liegt in der Natur des Weibes, — so und nicht anders zu seyn. Es gab ja eine goldene Zeit, wo sie die Siegerinnen männlicher Herzen waren. Warum ist diese Zeit so schnell dahingeschwunden? — Warum hat die Natur nicht selbst dem kleinen, aus Zärtlichkeit entstehenden weiblichen Neide auf irgend eine Art vorgebeugt? — Warum daurt das warme Leben des Blutes fort, wenn die Jahre alle Einladungen männlicher Herzen verbieten? —

Diese Behauptungen scheinen mit einer andern Erfahrung im Widerspruche zu stehen, nämlich mit derjenigen, daſs sich bejahrte Frauen gar gern und überall zur Verbindung zärtlicher Herzen gebrauchen lassen. Es kann seyn, daſs diese Erfahrung allgemeiner, als die oben berührte Gleichgültigkeit älterer Frauen gegen ihr Geschlecht ist; daſs selten eine Heirath ohne Vermittelung eines bejahrten Weibes verabredet wird; und daſs die Ehen eigentlich nicht im Himmel, sondern in den Zirkeln betagter Frauen, geschlossen werden. Allein eine ganz moralisch-gute Handlung, die ganz ohne alles Selbst-Interesse geschieht, und nur das Beste Anderer zur Absicht hat, mag jene menschenfreundliche Verwendung für jüngere Weiber wohl nicht immer seyn. Es kann hundert Fälle geben, wo die ältere Gehülfinn einer rechtlichen Liebe nicht sowohl das junge Mädchen, als den jungen Mann, glücklich zu machen denkt, wo ihr daran gelegen ist, sich einen Platz in dem Herzen desjenigen zu verschaffen, der ihr sein irdisches Glück zu verdanken hatte; ja sogar Fälle, wo ein älteres Weib zwey jugendliche Herzen in die gröſste Nähe mit einander brachte, um sie nachher, aus einer längst entworfenen Absicht, desto grausamer und künstlicher von einander zu reissen, um auf diese Art entweder den Geliebten oder die Geliebte nach Gefallen beherrschen zu können. Es ist hier nicht von den edlern Müttern die Rede, welche ihre Töchter zu versorgen suchen. Diese Absicht ist keiner moralischen Zweydeutigkeit unterworfen, weil sie von einer Pflicht, nämlich von der mütterlichen Liebe, geradezu selbst ausgeht, — ob man gleich auch hier wieder die Frage aufwerfen dürfte: warum die ältern Mütter oft mehr, als ihre Töchter selbst, den schönern Mann dem minderschönen bey ehelichen Verbindungen vorzuziehen pflegen; ob dieſs auch aus einer ganz reinen Liebe zu ihren Töchtern geschieht, oder ob nicht noch ein tiefversteckter Funke der Zärtlichkeit, noch ein leises übriggebliebenes Spiel der Coquetterie dabey zum Grunde liegt? —

(b.) Ein festes Beharren, und oft unbiegsamer Eigenwille, aber auch oft die musterhafteste Ordnungsliebe bey ihrer einmal angenommenen Lebensweise. Die Gewohnheit ist bey alten Leuten so sehr zur andern Natur geworden, daſs sie dieselbe nicht mehr ablegen können, und daſs ein groſser Theil ihrer irrdischen Glückseligkeit darin liegt. Dieser Mechanismus des Empfindens, Denkens, Handelns, ist durch die Menge der Jahre gleichsam verewigt und untersiegelt worden. Seine Gewalt entsteht vorzüglich daher, weil er nicht auf einmal, sondern nach und nach, und fast unmerklich, der Gesetzgeber unserer Denkweise wurde. Das Geleise, worin unsre Thätigkeit im Alter hin- und herläuft, ist, um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, so tief eingefahren, daſs man nicht mehr ohne Mühe ausbiegen kann, und natürlicherweise die Anstrengungen scheuet, die ein solches Ausbiegen verursachen würde. “Dasjenige, sagt Montaigne (I. B. 22. C.), was der Gewohnheit entgegen ist, scheint uns mit der Vernunft selbst zu streiten.” — Die menschliche Seele gewöhnt sich ebenso an gewisse Ideenreihen, an gewisse bestimmte Richtungen ihrer Willenskraft, wie der Körper an gewisse Biegungen und Verbiegungen, oder wie an den herrschenden Gebrauch der rechten Hand, — und diese Angewöhnungen von beyden Seiten nehmen im Alter zu, weil Seele und Leib, als zwey in einander geschlungene Wesen, mit einander selbst ungelenksamer und unbiegsamer geworden sind. Alles, was wir nach einer so angenommenen Gewöhnung denken, treiben und thun, scheint mehr in unsrer Gewalt, mehr unser Eigenthum, als das Nichtgewöhnliche zu seyn. Wir glauben dabey ein ausgedehnteres Gefühl unserer Freyheit zu bemerken, und dieses Gefühl vermöge der Gewohnheit in seiner glücklichen Behaglichkeit zu erhalten, ob es gleich, bey Lichte besehen, nur ein erdichtetes Gefühl der Freyheit ist. Denn die Gewohnheit, welche so strenge Regeln, wie im Alter, geben kann, setzt eine Sclaverey der Seele voraus, die nicht mehr ganz die vorige Herrschaft über ihr Willensvermögen äuſsern darf. Die bekannte Maxime des Alters: “ich will es nun einmal so haben”, beweiset dieſs offenbar; — denn der so eingezwängte Wille kann nicht mehr aus sich selbst hinausgehen, und sein ihm angewiesener, engerer Wirkungskreis bleibt immer der nämliche.

Das ganze Leben alter Leute ist, um mich so auszudrücken, eine abgesteckte, in allen ihren Puncten bestimmte, unabänderliche Marschroute. Wer ihnen eine andere vorzeichnen wollte, würde offenbar ihren Planen in den Weg treten, und ihren Unwillen reitzen. Das Alte soll durchaus das Bessere seyn. Sie wurden daher den neuern Sittenrichter für einen zudringlichen Menschen halten, der seinen Scherz mit ihnen treiben, oder gar boshafte Absichten durchsetzen wolle. Es ist immer so gewesen, es soll also auch immer so bleiben. Der Tag ist verloren, welcher nicht dem andern, wie zwey Tropfen Wasser, ähnlich ist. Neuerungen sind im ganzen Hauswesen, als eine unnöthige, oder wohl gar schädliche Revolution der Sitten und Gebräuche, strenge verboten. Die Farbe der Kleider, der Bücher, der Hunde und Pferde, die Farbe des ganzen Lebens bleibt, so viel es möglich ist, immer dieselbe. Alle Stunden, Tage und Wochen, haben ihre festgesetzten Arbeiten, Vergnügungen und häusliche Einrichtungen. Alte Leute werden lieber Schmerzen des Körpers erdulden, als von der geheiligten Regel der Gewohnheit abgehn. Ihre Zeit des Erwachens, des Ankleidens, des Frühstücks, der Lectüre, der Mahlzeit, der Nachmittagsgeschäfte, des Einschlafens u. s. w., ist mathematisch, aber nicht immer nach den strengern Regeln der Gesundheit, abgemessen. Nichts darf in der einmal sanctionirten Tagesordnung vergessen oder verrücket werden, wenn ihre gute Laune nicht scheitern, und Weib und Kind, Freund und Nachbar, Magd und Knecht keinen stürmischen Tag haben sollen. Gewöhnlich sind daher diejenigen, welche alte Leute umgeben, eben so viel kleinere Uhren, die sich sämtlich in den abgemessensten Zeiten um die gröſsere Hausuhr drehen; aber auch zugleich eine allgemeine, oft sehr schätzbare Ordnungsliebe in dem ganzen Hauswesen verbreiten, — denn es ist Alles schon auf Monate und Jahre vorausberechnet, und jedem Irrsterne, der dieſs kleine regelmäſsige Weltsystem durchkreutzen wollte, ist der Zugang verschlossen. *)

In Absicht ihrer ganzen übrigen Weise, zu wirken, Dinge zu ordnen, anzuschauen und zu beurtheilen, beobachten alte Leute die nämliche Regelmäſsigkeit. Ihr Anzug ist entweder noch ganz nach dem vollen, umfassenden Zuschnitt voriger Zeiten gemacht, und gehört in ein Naturaliencabinet des vorigen Jahrhunderts, oder er accomodirt sich nur halb nach der Mode, oder, wenn er auch

---

*) Plinius der Zweite redet mit einer Art von Enthusiasmus von einem so trefflichen, ordnungsliebenden Alten, (Lib. III. Epistol. I.) der sein Tagewerk zwischen schuldlosen Vergnügungen und nützlichen Arbeiten eben so geschmackvoll als glücklich getheilt hatte. Plinius wünscht in seinem Alter das Seitenstück zu dem Gemählde des Greises Spurinna zu seyn; und welcher meiner Leser wird nicht mit dem liebenswürdigen Plinius ein eben so liebenswürdiges Alter wünschen?

neu seyn muſs, so wird doch die vormalige Art, sich zu kleiden, dem neuern Geschmakke weit vorgezogen. Ungern schaffen daher alte Leute, Handwerker und Bedienten ab, welche schon vor langer Zeit mit ihrer Lebensweise genau bekannt waren, und in alle Falten derselben sich genau einzupassen verstanden. Bequemlichkeit ist die vorzüglichste Eigenschaft, welche alte Leute bey ihren Kleidern und Möbeln eben so gut, wie bey den Menschen verlangen, mit denen sie umgehen. Das Nachgebende, das Biegsame, das, was nicht widersteht, sind die Gegenstände, welche das Alter vornämlich in der physischen und moralischen Welt sucht. Hausgeräthe mit scharfen Ecken sind ihnen eben so zuwider, als eckige Menschen. — In dem Innern ihrer Öconomie beobachten alte Leute fast immer das richtigste Ebenmaſs, und wenn sie nicht so oft vom Geitze beherrscht würden, so würde man nichts Musterhafteres, als ihren Haushalt, aufstellen können. Überall herrscht die gröſste

Reinlichkeit und Pünktlichkeit. Ihre Rechnungen werden mit schärfster Genauigkeit geführt, Ausgaben und Einnahmen täglich mit einander abgemessen. Es wird nichts ausgegeben, ohne es bey Heller und Pfennig anzuschreiben, und es kostet sie eine schlaflose Nacht, wenn sie irgend einen Posten nicht bestimmt genug in ihr Gedächtniſs oder ihr Rechnungsbuch eingetragen haben. Pünktlich wird der Handwerker und Kaufmann bezahlt, aber nicht ohne eingereichte Quittungen. Genau nach der einmal eingeführten Monatsordnung wird Garten und Feld bestellet, eingeerndtet, eingeschlachtet, zur Ader gelassen, und gebeichtet. — Der Calender ist daher das Lieblingsbuch fast aller alten Leute. Sie können ohne diesen Gesetzgeber der Haushaltung nicht gut fertig werden, und bekanntlich waren es fast lauter alte Leute, welche gegen die neuere Einrichtung der Calender so viel einzuwenden hatten.

Diese eiserne Anhänglichkeit bejahrter Leute an ihrer alten Lebensmethode fällt freylich bisweilen ins Lächerliche, ist ihnen oft selbst schädlich, und drückt nicht selten ganze Familien; allein wer wollte sie deshalb im allgemeinen und ohne Schonung tadeln? Das Alter kann es wohl mit Recht von der jüngern Welt verlangen, daſs man mit seinen Eigenheiten Nachsicht habe, und im Voraus bedenke, daſs die jüngere Generation künftighin die nämlichen Schwachheiten und vielleicht noch gröſsere an sich tragen werde. Das Alter hat die Jahre schon zurück gelegt, die wir noch zu durchwandern haben; es verdient daher schon deswegen von unserer Seite eine ernste Ansicht. Es hat so manche Stürme des Lebens ausgehalten, so manchen Kummer geduldet, so manche Erfahrungen gesammelt; es hat mit Mühe und Arbeit für den Staat und die Nachwelt Kinder erzogen; es hat sein Blut, seine Kräfte zum Besten der Menschheit aufgeopfert; es hat vielleicht mehr Groſses und Wichtiges gethan, als die spottende Nachwelt je thun wird. Es verdient daher unsre Dankbarkeit und Liebe, und es wäre mehr, als grausam, wenn man ihm den kurzen Rest seines Lebens verbittern, und dasselbe in der einmal angenommenen Art, seine Tage und Geschäfte einzurichten, stören wollte. — Überdieſs sollte man immer bedenken, daſs der Eigensinn, die Wunderlichkeit und der Trotz des Alters nicht sowohl die Folge eines moralisch kranken Herzens, sondern ein nothwendiges Vertheidigungsmittel gegen die Anläuſe einer muthwilligen Jugend sind. Wie sehr würde der Leichtsinn derselben mit dem Alter spielen, wenn ihr dieses nicht seinen felsenſesten Willen und seinen Hang, zu herrschen, entgegenstellen könnte! Dieser Hang ist nach und nach auf eine rechtmäſsige Art entstanden, und die Jugend hat nicht Ursache, sich darüber zu beschweren, weil ohne ihm fast alle Ordnung des Lebens in schreckliche Trümmern zusammenstürzen würde. Die dictatorische Sprache, womit alte Leute so oft ihre Herrschsucht bezeichnen, ist freylich bisweilen sehr drückend und inhuman, und verfehlt daher öfters bey eisernen Köpfen die gute Wirkung; allein es schickt sich nicht für das Alter, da zu kriechen und zu bitten, wo es aus guten Absichten Befehle geben kann; und endlich habe ich fast immer bemerkt, daſs diejenigen Alten einen schwankenden, ungewissen und zweydeutigen Charakter besaſsen, oder schlaffe und kindische Menschen waren, wenn sie von allem Eigensinne des Alters frey zu seyn schienen. Wir verlangen es, daſs das Alter eigensinnig seyn soll, und es ist es von rechtswegen.

(c.) Festes, oft unerschütterliches Beharren bey dem Glauben der Väter. "Bleibe bey dem, was du gelernt hast!" sagt der Alte, und er bleibt dabey, bis der Tod seine Augen schlieſst. Es giebt sehr wenige Freydenker, die es in ihrem Alter werden; — nicht immer deswegen, weil es ihrem Geiste an Kräften zu einer neuen Ideenschöpfung fehlt, sondern weil sich bejahrte Leute an ihren Glauben, wie an ein altes, bequemes Kleid, gewöhnt haben. Die alte

Denkweise hat sich gleichsam in jede Fiber hineingelagert, umschlieſst und durchdringt jeden Gedanken, wohnt in jedem religiösen Gefühle, und wird als der einzigmögliche Grundpfeiler aller Tugend und Hoffnung betrachtet. Man will an dem Stabe, woran man in die Ewigkeit zu gehen denkt, nicht schnitzeln lassen, aus Furcht, daſs er auf dieser Reise zerbrechen möchte. Auch kein, vielleicht nur zum Zierrathe, oder durch die Unwissenheit der Bauleute hinzugefügtes Steinchen, soll von dem Gemäuer des alten Glaubens abgerissen werden, wiederum aus Furcht, daſs das ganze Gebäude der Religion, welches doch gewiſs auch ohne dieses Steinchen seine ewige Dauer behaupten wird, dadurch leicht einstürzen könnte. — Oder, wenn auch diese Furcht und Besorgniſs nicht vorhanden ist, so will man sich doch nicht gern ein Polster rauben lassen, worauf der Geist des Menschen, seiner Meynung nach, so lange, so sicher, und so bequem geruhet hat. — Dieſs ist wohl vorzüglich der Grund, warum das Alter gewöhnlich in seinen Religionsmeinungen unduldsamer, als die Jugend ist. Diese betrachtet wegen ihrer Lebhaftigkeit jene Meinungen mehr als ein Geschäft des Verstandes, das hier und da noch abgewogen werden kann, und noch nicht von allem Widerspruche frey ist. Das Alter hingegen betrachtet sein Glaubenssystem mehr als Sache des Herzens, wobey gar kein Widerspruch weiter statt finden könne, und wo jeder Angriff einer so heiligen Veste die ganze Menschheit empören müſste. Die strenge Vernunft wird dieſe Intoleranz nicht entschuldigen; aber die schonende Menschenliebe wird es thun. Alte Leute haben so lange die Beruhigungen ihres Glaubens genossen; sie möchten Andere gern eben so glücklich sehen; sie erbittern sich gegen die, welche nicht so glücklich seyn wollen; sie halten sie für Ungehorsame, welche sich aller Gesetzgebung der Religion entziehen, und daher hart bestraft werden müſsten. — Und so könnte man vielleicht nicht aus — Scherz, sondern aus einem ganz psychologischen Grunde behaupten, daſs die blutigsten und fürchterlichsten Religionskriege nicht aus Menschenhaſs, — sondern aus Menschenliebe hervorgingen. Es ist hier nicht der Ort die Anhänglichkeit des Alters — an alten Systemen ausführlich abzuhandeln, und seine Abneigung gegen neuere Meinungen aus — politischen Gründen, oder aus Gründen der literarischen Eifersucht, des Stolzes, der Geldsucht u. s. w. abzuleiten. Wir gehen also weiter.

Die Furcht vor der Zukunft, und die Neigung, in der Zukunft zu grübeln, ist ein eben so entschiedener Charakterzug des Alters, als seine Vorliebe für das Alte, und seine Geringschätzung des Neuen. Die Leiden des Lebens, die mancherley Täuschungen der geliebtesten Wünsche, die Verrätheneyen, die alte Leute in der Freundschaft, in der Liebe, im Handel und Wandel, und bey den unschuldigsten Handlungen erdulden muſsten, haben sie schüchtern und zaghaft gemacht. Die Vermehrung körperlicher Schmerzen, die zunehmende Empfindlichkeit ihrer Nerven, das Gefühl abnehmender Kräfte des Leibes und Geistes, die anbrechende Stumpfheit ihrer Sinne erhöhet die Ängstlichkeit alter Leute, und schwächet ihr Zutrauen zu sich selbst, und zu der sie verlassenden Natur. Alles dieses zusammen genommen ist der Grund obiger Furchtsamkeit, die aber nicht bey allen alten Leuten gleich groſs ist. Es giebt zwar Einige unter ihnen, die mit den Jahren muthiger werden, und mehr Entschlossenheit, als die entschlossenste Jugend, zeigen, die vor keiner Gefahr zittern, oder wohl noch selbst Gefahren aufsuchen; — aber es sind ihrer gewiſs immer nur Wenige.

Ein ganz furchtloser Muth ist nicht das Eigenthum des Alters, oder, wenn er auch bey ihm in seiner ganzen Stärke vorhanden zu seyn scheint; so ist dieſs doch gemeiniglich nur Schein, der von mancherley Bedenklichkeiten begleitet wird, und, wenn es auch keine andere wäre als die, — vom

Publicum bekrittelt zu werden. Eine lange Reihe glücklicher Versuche wird zwar dem Greise den Muth des Jünglings auf einige Zeit wiederum einflöſsen können; aber er darf nur ein paar mal zurück geworfen werden, und das ganze Miſstrauen gegen die Zukunft wird in ihm von neuem erwachen.

Es ist auch überhaupt nicht abzusehen, warum alte Leute so schlecht mit ihrer Zeit haushalten, sich einen Muth erkünsteln, und die kurze spanne Lebenszeit durch unnöthige Gefahren verkürzen sollten. Sie denken nicht gern an dieses kleine Theilchen der ihnen noch beschiedenen Zukunft, und sie würden noch weniger daran denken, wenn sie das Bild von zu erwartenden, schlechten Zeiten, und von einer oft ganz unnöthigen Sorge, wie es nach ihrem Tode in der Welt aussehen werde, nicht dorthin führte; — und dieser Gedanke an den Tod vermehrt unstreitig, auch wohl in dem muthigsten Alten selbst, die Bangigkeit vor der Zukunft, so sehr man auch über dieses erschütternde Gefühl Herr zu seyn glaubt. Es gehört eine sehr groſse Kraft des Geistes dazu, den Gedanken an die Abnahme unserer Thätigkeit, als den langsamern oder schnellern Vorbothen des Todes, mit vollkommener Ruhe zu denken, — und alle Declamationen und Beweise der Stoicker, daſs man den Tod verachten müsse, beweisen weiter nichts, als daſs sich diese Herren nicht wenig vor jenem Gespenste gefürchtet haben.

Die Furcht vor der Zukunft nimmt bey alten Leuten, nach Verschiedenheit des Temperaments, der Organisation und des Charakters, auch verschiedene Grade an. Nach dieser Voraussetzung ist es begreiflich, daſs sich das weibliche Geschlecht gemeiniglich noch ein fürchterlicheres Bild von der Zukunft, als der Mann, entwirft. Das Weib findet in und auſser sich wenigere Stützen des Muths, als er. Ihre Leiden haben sie sehr reitzbar gemacht, und sie stellt sich gemeiniglich Alles schlimmer vor, als es ist, weil sie selten das Maaſs ihrer Selbstkraft abwiegen lernt, womit ein künftiges Übel leicht getragen werden kann. Die dunkeln herzbeengenden Gefühle jener Furchtsamkeit mahlt die weibliche Phantasie oft mit Zügen und Farben aus, die gar nicht in der wirklichen Welt existiren, aber desto schrecklicher Alles, was da kommen soll, verzerren. Eben diese so sehr gereitzte und so subtile Besorgsamkeit des weiblichen Geschlechts ist der Grund, warum es so viele Prophetinnen und Wahrsagerinnen unter ältern Frauen gegeben hat, und noch giebt. “Besser wird es gewiſs nicht, wenn es nur nicht schlimmer wird”, dieſs ist die argwöhnische Maxime, von welcher ihre meisten Blicke und Vorhersagungen über die Zukunft ausgehen. Sie beharren bey dieser Maxime, wenn auch, statt des vorhergesagten Übels, ein nicht vorhergesagtes Glück eintrat. Ein einziger Fall von Vorhervermuthungen, der sehr auf ihr Gefühl wirkte, und pünctlich oder doch nur scheinbar pünctlich in Erfüllung ging, ist hinreichend, den Glauben an Weissagungen und Ahndungen auf immer in ihnen zu gründen.

Die Zukunft, selbst die Zukunft des nächsten Augenblicks, ist in Absicht zufälliger und unbestimmter Dinge für den menschlichen Geist in ein undurchdringliches Dunkel eingehüllet, und das scharfsinnigste Alter kann eben so wenig, als die unwissendste Jugend, etwas dergleichen Unbestimmtes und Zufälliges mit Gewiſsheit voraussehen. Dieſs Vermögen der menschlichen Seele wird von der Psychologie nicht angenommen, weil es überhaupt eine dergleichen Vorhersehungskraft nicht in dem menschlichen Verstande giebt, und dieser, sein einziger und gültigster Selbstrichter, sich eine solche Geschicklichkeit, als ein ihm ganz heterogenes Ding, als eine träumerische Fiction der Phantasie, selbst abspricht. Da man das Vorhersehen zufälliger Dinge überhaupt nur immer von einem gewissen dunkeln Gefühle, von einer Art Offenbarung herleitet, und dieses Gefühl, genau genommen, keine Regeln, auch keine

Beziehungen auf den natürlichen Ursprung und Gang des menschlichen Wissens hat, sondern nur, wie ein Wunderding, in unser Bewuſstseyn hineingeschoben seyn müſste; so darf man nicht sagen, daſs der Mensch so etwas vorhersehen könne. Er kann es nur dann, wenn er durch Schlüsse die Zukunft heraus zu bringen im Stande ist, d. h. wenn er von bestimmten Ursachen auf bestimmte Wirkungen schlieſst, oder von ähnlichen Fällen andere ähnliche Fälle durch die Analogie ableitet. So wissen wir z. B. vorher, welche Stunde den Mittag bezeichnen werde, wenn das Getriebe einer Uhr richtig fortgeht; oder daſs ein Verschwender, wenn zu seinem Vermögen nichts hinzukommt, immer ärmer werden müsse, oder daſs ein Betrieger, der andere schon tausendmal betrogen hat, ein ähnliches Stückchen wagen wird, wenn er keine Ertappung befürchtet; wenigstens gränzt hier die Wahrscheinlichkeit sehr nahe an Gewiſsheit.*) Aus öfterer und behutsamer Vergleichung ähnlicher Fälle, verbunden mit einem genauen Studium des Menschen, kann in uns, nach und nach wirklich eine Art von prophetischem Geiste entstehen, den wir den psychologischen nennen möchten, und den wir alten vernünftigen Leuten nicht absprechen wollen *). Das

---

*) Aber höchst lächerlich ist es, wenn gewisse Propheten und Prophetinnen den Todestag ei-

---

nes noch ganz gesunden Mannes, oder eine bevorstehende Feuersbrunst, oder ein Hagelwetter in künftigem Jahre u. d. gl. mit dreister Stirn lange vorher sagen. Bisweilen mag zufällig so etwas eintreffen; aber im Grunde sind doch alle dergleichen Dinge leere Träumereyen, — und schreiben sich auch meistentheils nur von Träumen her. Es zeigt eine groſse Schwäche des menschlichen Verstandes an, wenn man glaubt, — daſs er im Traume — bey einer so groſsen Verwirrung und Zügellosigkeit der Phantasie, grössern Erleuchtungen, als im wachenden, besonnenen Zustande seines Wirkens, fähig sey. Freylich so giebt es auch noch ganze Nationen, welche wahnsinnige Menschen für die einzig echten und wahrhaften Lieblinge und Gesandten der Gottheit halten! —

*) Barclay sagt in dieser Hinsicht vom Alter — „seine zaudernde Furchtsamkeit entschuldiget

Alter hat unendlich mehr Erfahrungen, als die Jugend gesammelt, der Kreis seiner Ideen ist ausgedehnter; es kennt die Geschichte, die Ebbe und Fluth des menschlichen Lebens genauer, die Fälle, woraus es seine Folgerungen zieht, sind gegen einander abgewogener und zahlreicher. Die Alten haben unzählige Dinge mit einander verglichen, haben sich die Resultate davon tief in das Gedächtniſs geschrieben, und danach auf eine ziemlich sichere Art ihre Logik des Wahrscheinlichen gebildet. Es giebt nicht leicht einen Fall, eine Erwartung künſtiger Dinge, eine Crise im häuslichen oder politischen Leben, eine Revolution in den Wissenschaften u. s. w., wobei sie nicht ähnliche Fälle aus dem Kreise ihrer Erfahrungen, oder ihrer anderweitigen Kenntnisse citiren könnten.

---

seine übrigen Vorzüge": — „maximeque conjiciendi futuri sagacitas, quae in illis, edocta per praeteriti temporis memoriam, quo minus corporis vinculis obligatur, eo purius omnia, et quasi communicato cum sideribus consilio, prospectat." Icon Animorum. Cap. I.

Vieles ist ihnen daher in der Reihe menschlicher Begebenheiten hell und klar, was die Jugend gar nicht fassen kann. Diese wird oft über die Äuſserungen, Besorgnisse und Prophezeihungen alter Leute lächeln, die doch ihren guten Grund hatten, und nachher wirklich in Erfüllung gingen. Die Jugend bleibt zu sehr bey der Gegenwart stehen, und deſswegen fehlt ihr oft der Schlüssel zu tausend Erscheinungen des menschlichen Lebens. Das Alter hingegen siehet weiter hinaus, und berechnet die Folgen der Dinge. Es geschieht fast nichts, wobey es diese Arbeit des Berechnens unterlieſse. Es verrechnet sich zwar bisweilen aus einem zu groſsen Miſstrauen gegen die Menschen; allein oft schärft auch grade dieses Miſstrauen seinen prophetischen Blick, und sagt uns von gewissen Leuten gewisse Dinge vorher, die wir für unglaublich hielten, bis sie wirklich in Erfüllung gegangen waren. —

Aber sehr oft ist dieser prophetische Geist des Alters auch nur ein leeres Vorgeben, ein politischer oder religiöser Betrug, eine Folge von der hohen Meinung, welche viele alte Leute von ihrem Verstande haben, und wobey sie sich ein Ansehn über ihre Nebenmenschen geben wollen. Sie legen einen Werth auf ihre Weiſsagungen, als ob es göttliche Offenbarungen wären; sie reden wohl gar von einem ihnen beywohnenden Schutzgeiste, der ihnen die Zukunft enthüllet; sie sagen euch Dinge vorher, welche diesem vermeintlichen Dämon wenig Ehre bringen; sie legen Träume aus, und halten überhaupt viel darauf; sie treiben mit ihren Weiſsagungen bisweilen sogar eine lächerliche Taschenspielerey*), und verzeihen es nicht leicht, wenn man über diese ihre Heiligthümer ein gerechtes Lächeln äuſsert, da diese durch die Einsamkeit eines contemplativen Lebens und einer Gott gewidmeten Seele Alles überwiegen, was uns nur irgend die Gegenwart als schön und liebenswürdig anbieten kann.

---

*) Es ist oft erzählt worden, daſs Deutschlands gröſste Dichterinn sich in ihrem Alter mit einer Art des Wahrsagens abgegeben, einen groſsen Werth darauf gelegt, und die Zukunft aus einer Caffeeschale enthüllet habe!! Ihr sublimer Geist war damals noch nicht für die Dichtkunst erstorben. Sie schrieb zu eben der Zeit noch sehr gedankenvolle Briefe an ihre Freunde. — Bey einer so lebhaften Phantasie lieſs

Überhaupt ist die Zurückgezogenheit aus der Welt eine der wirksamsten Ursachen, daſs sich alte Leute soviel mit der Zukunft beschäftigen, und, weil sie dieselbe nicht immer zu erleben glauben, das, was da kommen soll, gleichsam schon jetzt der Gegenwart einverleiben wollen. Sie sind oft mehr

---

sich ein so seltsames Gemisch von Aberglauben und Geisteskraft sehr wohl denken, da ihr Dichterkopf voll kühner Fictionen war, und sehr an dem Wunderbaren hing. Es ist nichts Ungewöhnliches, daſs die Vorstellungskraft, sonderlich bey Weibern, in einem so exaltirten Zustande überhaupt leicht zu Extremen übergehet, die Feenwelt mit der wirklichen vertauscht, und sich in dem unendlichen Raume des Wunderbaren behaglicher als da fühlt, wo ihr die Bedingungen des Wirkens als unverletzbare Gesetze vorgeschrieben sind.

mit dem bekannt, was geschehen wird, als was jetzt geschieht. Ihre Seele ist über die gegenwärtige Welt hinaus gegangen, indem sie ganz in sich selbst zurück gekehrt ist; sie fühlt in ihren Phantasien und Unterhaltungen mit der Zukunft ein lebendigeres Leben, als das ist, welches das schwache Alter mit der Gegenwart verbindet. Sie schafft sich nun in sich selbst eine Welt, da ihr die sie umgebende nicht mehr gefällt, und nicht mehr gefallen kann. In dieser Ideenwelt ist sie nun eben so gut zu Hause, wie es sonst ihre Sinnen in der wirklichen waren; sie spricht von diesem geistigen Wohnhause mit eben der Umständlichkeit, als sie sonst ihre sinnlichen Freuden des Lebens schilderte; sie will gleichsam aus Rache früher unsterblich seyn, weil sie die gegenwärtige Welt nicht mehr genieſsen kann. —

Ich komme zu dem leztern oben angezeigten Charakterzuge des Alters, welcher als eine Folge der Furchtsamkeit vor der Zukunft betrachtet werden kann; sich aber auch, wie weiter unten geschieht, aus andern Gründen erklären läſst, — zu ihrer Sparsamkeit. Alte Leute haben gemeiniglich die furchtbare Idee, daſs sie mit ihrem Vermögen nicht ausreichen, und endlich wohl gar Noth und Hunger leiden würden, wenn sie nicht die allerstrengste Öconomie beobachten wollten. Sie geben uns dadurch zu verstehen, daſs sie noch einen langen Zeitraum zu leben denken, und da dieser Glaube und diese Hoffnung, — wenn sie auch öfters von ihrem Tode reden, — in ihnen nie ganz erstirbt; so kann man ihnen jene Besorgniſs vor der Zukunft nicht ganz übel deuten. Ihr durch so mancherley Widerwärtigkeiten erschüttertes Gemüth stellt sich immer eine Menge unerwarteter Übel vor, die noch kommen *können*; — die Zeiten möchten noch theurer werden; — Krankheiten einen Theil des Vermögens verzehren; — Feuer und Wassernoth und Viehseuchen den Gang des Haushalts zernichten; — Krieg und Kriegessteuern die Ausgaben vermehren. u. s. w.

Gegen alle diese mögliche Übel glaubt das Alter eine Schutzwehr in seinem Geldkasten und in seinen Capitalien zu ſinden. Seine Furcht vor dergleichen künſtigen Übeln ist bey manchen ſo ausschweifend und unsinnig, daſs sie sich die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens entziehen, Vorräthe anschaffen, als ob sie noch ein ganzes Jahrhundert zu leben hätten, Handelsspeculationen weit über ihr Grab hinaus schlieſsen, um zu sparen, sich von aller Gesellschaft und selbst von ihren Freunden trennen, die niedrigsten Geschäfte des Hauses selbst verrichten, und sogar bey einem unermeſslichen Reichthume den Hungertod fürchten *) — Diese Besorgniſs vor der Zukunft ist bey dem weiblichen Geschlechte im Alter noch gröſser, als bey dem

---

*) Montaigne sagt in dieser Hinsicht sehr richtig: (I. B. C. 49) "daſs nicht der Mangel, sondern der Überfluſs der Vater des Geitzes sey." Man lese weiter unten die ganze vortreffliche Stelle des Montaigne, womit ich diesen Abschnitt beschlieſse.

männlichen. Das Sammeln ist schon von Natur den Frauen eigenthümlicher, als uns. Gegen hundert Verschwender giebt es nur eine Verschwenderinn. Die Weiber sind meistentheils von Jugend auf zur Sparsamkeit angehalten worden, weil sie nicht zum erwerbenden Theile gehören. Aus der anfänglichen Sparsamkeit ist nach und nach, aus Furcht vor der Zukunft, ein wirklicher Geitz entstanden. Sie fühlen es noch tiefer, als wir, wie sehr die Armuth im Alter drükken müsse, — weil ihnen die Erwerbsquellen des Mannes fehlen, und ihre körperlichen Schwachheiten auch die ihnen offenstehenden Hulfsmittel unbrauchbar machen. Viele bejahrte Frauen schlagen daher oft ganz besondere Wege ein, um ihr Vermögen zusammen zu halten. Einige breiten die Summe ihres Vermögens aus, locken dadurch Erbschaftssüchtige an, machen Testamente, und lassen sich bis an ihren Tod umsonst ernähren. Andere treiben einen jüdischen Wucher mit ihrem Gelde. Noch andere klagen unaufhörlich über drückende Armuth, sie verbergen einen grofsen Theil ihrer Schätze; keine menschliche Seele erfährt etwas davon, bis man sie nach ihrem Tode findet. Ich glaube nicht, dafs sie dadurch ihren Erben eine unerwartete Freude machen wollten. Es war Furchtsamkeit vor der Zukunft, um bey so betriegerischen Zeiten im Nothfalle immer noch einen Rettungspfennig übrig zu behalten. Die Unweisesten unter allen sind gemeiniglich die, welche sich durch Processe gegen die Zukunft sichern wollen. Sie sind grade diejenigen, welche sich vor der Zukunft am meisten zu fürchten haben. Die Hand der Gerechtigkeit plündert ihre Cassen, und ihr Alter drückt oft eine tiefe Armuth.

Da ich hier einmal von der Sparsamkeit des Alters, als einem Charakterzuge desselben, rede; so bitte ich meine Leser noch folgende Umstände zur Erklärung jener individuellen Leidenschaft des Alters zu erwägen. —

(a.) Es ist offenbar, dafs mit dem Alter selbst die Liebe zu dem Leben und zu den Seinigen zunimt. Die Fabel des alten Dichters, worinn ein alter Mann unter der Bürde seiner Arbeit den Tod anrief, und, als er erschien, seinen Besuch verbat, ist nicht blos ein witziger Einfall, sondern auch ein wahrer Charakterzug des Menschen. — Ein Gut, das uns bald entrissen werden soll, in dessen Besitze wir so lange gelebt, an das wir uns von frühester Jugend gewöhnt hatten, suchen wir natürlicher Weise desto stärker an uns zu ziehen, und wir umarmen es gleichsam mit Inbrunst, wie einen von uns scheidenden Freund; und womit ist der Mensch in seinem ganzen Wesen mehr befreundet, als mit dem, was wir Leben nennen? Der Gedanke an den Tod, der uns so oft im Alter aufmerksam macht, sich uns überall, auch wieder unsern Willen, aufdrängt, und bey dem Sinken unserer körperlichen Kräfte immer lebhafter in uns werden muſs, wird die Lust am Leben im Alter erhöhen. Nirgends giebt es gröſsere, und unsern Gefühlen auffallendere Contraste in der Natur, — als Seyn und Nichtseyn, — Leben und Nichtleben. — Wenn wir auch bisweilen mit dem ersten Zustande nicht zufrieden seyn sollten; so bedarf es doch nur eines flüchtigen Blicks auf den zweyten, um uns sogleich wieder mit dem ersten auszusöhnen, und ihn uns in seiner ganzen magischen Liebenswürdigkeit fühlbar zu machen. Das Leben ist ja einmal für uns die wunderschöne Reihe zahlloser Genüsse. An ihm hängt die Würde und Güte der Menschennatur, — das Emporstreben zur Vollkommenheit unseres ganzen Wesens, — die Thätigkeit aller unsrer geistigen und physischen Kräfte, -- und das ganze, zarte, Alles überwiegende Glück unseres mit sich selbst so innig vertrauten, sich selbst genugsamen, sich selbst schaffenden geistigen Bewuſstseyns. — Den Tod hingegen betrachten wir, nach unserer natürlichen Denkweise, als einen grausamen und unerbittlichen Räuber unseres Daseyns und aller jener vertraulichen Genüsse, welche wir aus dem Meere des Lebens schöpften, — also als den gröſsten Räuber, — den es für uns geben kann, und der jeden unserer Schritte belauscht.

Ist es aber wahr, daſs die Liebe zum Leben mit dem Alter zunimmt; so folgt eben so natürlich daraus, daſs wir desto gieriger und unersättlicher nach den Mitteln greifen, die zu seiner Erhaltung nöthig sind, — und daſs mithin die Neigung, zu — sammeln und unser Eigenthum zu erhalten, in Alter zunehmen müsse. Ein höherer Grad der Leidenschaft erzeugt hier den höhern Grad eines andern — die mit jener in Verbindung steht, und diese letzte siehet nun um so viel mehr nur auf das Gegenwärtige, weil sie durch den Gedanken an die Zukunft so leicht erschüttert wird. Der Mensch ist in diesem Stücke so habsüchtig, und läſst sich von seinen Einbildungen so sehr leiten, daſs er seinen heiſsern Wunsch, zu leben, und lange zu leben, schon für einen Beweis einer künftigen Gewiſsheit hält, — und in diesem Wahne, immer noch für etwas in der

That ganz Ungewisses, sein Eigenthum nicht nur zu erhalten, sondern auch zu vergröſsern sucht. — Mit der zunehmende Liebe zum Leben ist nun auch ferner die gröſsere Anhänglichkeit an denjenigen Gegenständen verbunden, die unserm Herzen am nächsten liegen, — uns am meisten an das Leben selbst fesseln, und auf diese Art die Vertrauten unseres Daseyns sind, — ich meine, an unsern Familien, unsern Freunden und Freundinnen. Wir sinnen daher im Alter Tag und Nacht darauf, wie wir diesen Vertrauten und Angehörigen unseres Herzens noch vor unserm Hinüberschritte in eine andere Welt unsere ganze Zärtlichkeit zu erkennen geben wollen. — Auch nach unserm Tode wollen wir ihnen dadurch Beweise von jener Zärtlichkeit geben, indem wir ihnen unsere Schäzze überlassen, und noch dann für ihr Fortkommen sorgen, wenn wir längst im Grabe schlummern. Die für ihre Familie zärtlich besorgte Mutter, der edeldenkende, sorgsame Vater will lieber darben, um seinen geliebten

Kindern eine Zuflucht in einem, obgleich sehr mühsam gesammelten Vermögen zu hinterlassen. Tausend ehrliche Greise opfern den Rest ihrer Tage einer unermüdeten Arbeitsamkeit auf, und sammeln mit zitternder Hand die nöthigen Pfennige, damit die jüngere Nachwelt genug habe. Die Liebe zu den Ihrigen ist in dieser Absicht so lebendig, und in einem so hohen Grade uneigennützig, daſs die Meisten die Verlängerung ihres Lebens bloſs darum wünschen, um für die Ihrigen noch etwas zurück legen zu können. Wie oft hört man jene, die Menschheit so sehr ehrende Worte, diese schöne und groſse Sprache des menschlichen Herzens: "wir wollen gern und ruhig sterben, so bald wir unsere Kinder versorgt und glücklich sehen". — Unauflösbares und liebenswürdiges Band der Liebe! wodurch in der moralischen Welt das Gute und Groſse nicht nur mit einander verbunden, sondern auch eine Generation durch die andere glücklich gemacht wird. Man hebe die Liebe der Ältern zu den Kindern auf, und wir sehen nichts, als ewige Stokkungen und Zerrüttungen in der Menschennatur und in der Menschenwelt.

Ich kann hier eine psychologische Erscheinung nicht übergehen, die dem so oft verkannten menschlichen Herzen Ehre macht, nämlich die, daſs unedle Aeltern, die in ihren jüngern Jahren nicht nur gleichgültig, sondern auch hart und karg gegen ihre Kinder waren, im Alter oft auf einmal warm und bis zum Erstaunen zärtlich und liberal, selbst gegen die ungerathenen derselben, werden. Sie wollen nun das Alles auf eine liebevolle Art nachholen, was sie verabsäumt hatten. Sie können keinen Augenblick ohne die Ihrigen leben. Die Natur der älterlichen Liebe will gleichsam ihren Sieg über den Geitz des Alters beginnen. Sie sammeln und verschwenden zu gleicher Zeit für ihre Nachwelt. Mit dieser Erscheinung ist eine andere ihr ähnliche verbunden, die wir in der überströmenden Liebe der Groſsältern zu ihren Enkeln und Enkelinnen bemerken, und sich eben so wohl in einem Einsammeln für sie, als auch oft in einer, bis zur Schwäche gehenden, Nachsicht mit den Fehlern der Jugend zeigt. Die zärtliche Groſsmutter erträgt den Ungestüm und den Muthwillen der Enkel, oft, wenn er gegen sie selbst gerichtet wird, mit einer bewundernswürdigen Geduld. Sie schweigt bey den unbesonnensten Handlungen der Kinder, und verheimlicht sie den strengern Ältern, so viel es nur immer möglich ist. Woher diese allgewaltige, zunehmende Liebe des Alters gegen seine jüngern Nachkömmlinge? Mit welcher Genauigkeit berechnet dasselbe die überflüſsigen Groschen, um dem muthwilligen Völklein eine unvermuthete Freude zu machen; wie gern ziehet es sich selbst etwas ab, um den Frohsinn der Jugend zu erheitern. Es siehet sich so gern in dem Frühlinge der Kindheit wieder aufleben. Es scheint, als ob es von neuem seine Jugendjahre durchlaufen wolle. Es will seine eigene Biographie in der des

Kindes wieder erblicken, und nun für Andere sammeln, damit zur Ähnlichmachung dieser Biographie die Jugend seine Jahre erreiche. Es hat Mütter gegeben, die von dem Augenblicke an, als ihnen ein Enkel geboren wurde, aus einer zügellosen Verschwendung in eine regelmäſsige Sparsamkeit übergingen, und, nachdem jene gestorben waren, wiederum Verschwenderinnen wurden.

(b.) Das Sammeln, Rechnen und Sparen wird für die Alten eine neue Art von Beschäftigung, wenn ihnen die vorigen Freuden des Lebens nicht mehr Unterhaltung genug gewähren, und doch ihr unruhiger Geist einen Gegenstand der Thätigkeit haben muſs. Von der Welt gleichsam verlassen, und gegen sie erbittert, kehren sie zu sich selbst zurück, und bauen sich einen Wirkungskreis zwischen ihren Thalern, Wechseln, und Obligationen, um doch noch einen Zeitvertreib und eine Unterhaltung übrig zu behalten, während die Jugend die ihrige sucht. Das Alter glaubt in seinen Schätzen eine Art

Schadloshaltung gegen die verlornen Genüsse der Jugend zu finden, und fühlt sich dabey zu gleicher Zeit beschäftigt und gesichert, während die Jugend ihr Vermögen und ihre Jahre verschwendet. Oft soll auch seine Sparsamkeit für jene ein bedeutender Fingerzeig seyn, von dem Auswurfe ihres Geldes abzulassen; oft aber auch ein Mittel, um das selbst wieder gut zu machen, was es in der Jugend verschleudert hatte. Die schlechtesten Haushälter in frühern Jahren werden gemeiniglich im Alter geitzig und hartherzig. *) —

---

*) Wenn man den, in so mancher Absicht höchst interessanten, Briefwechsel Friedrichs des Groſsen mit seinem Jugendfreunde, Suhm, und die bekannten Beyträge zur Jugendgeschichte des unsterblichen Königs lieset; so sollte man glauben, daſs sich der so äuſserst liberale und verschwenderische junge Fürst nimmermehr in seinen spätern Jahren in einen so strengen Haushälter umgeschaffen haben würde. — Der groſse Mann wurde hierinn eben sowohl ein Muster für alle gegenwärtige und künftige Regenten, — als er es sein ganzes,

Was in vielen Jahren weggeworfen und zerstreuet war, soll nun in einem kurzen Zeitraume wieder erstattet werden, und es scheint, daſs die schnelle Beschleunigung dieses Entschlusses, — weil das Aufschieben gefährlich ist, — so oft das Mitleiden im Alter schwächt. Mit bittern Vorwürfen gegen sich selbst blickt das Alter oft auf die Schätze zurück, die in der Jugend zwecklos hingeworfen wurden, und kann es kaum begreifen, wie es möglich gewesen ist, daſs man sonst für einen Augenblick der Freude — die edelsten Metalle haufenweise hingeben konnte. Jetzt verdammt es die Freuden der Liebe, weil sie so groſse Summen kosteten. Es giebt Alte beyderley Geschlechts, welche jetzt willkürlich hungern, jemehr sie sonst auf den Luxus der Tafel gewandt hatten; sie wollen nun das Geld

---

groſses und thatenreiches Leben hindurch in Absicht aller Geschäfte seiner bewundernswürdigen und weisen Regierung war.

nach und nach wieder einsammeln, was sie sonst an unnöthige Gastgebothe wandten.

(c.) Endlich erkläre ich mir die Sparsamkeit des Alters noch aus folgendem Umstande. Es fühlt, bey seinem natürlichen Stolze und seiner Würde, seine Ungelenksamkeit, nachzugeben, zu bitten und zu gehorchen.*) Es will sich gegen diese Sclaverey sichern, und sucht daher ein Gegenmittel im Gelde, und in der Abwendung der Armuth, welche das Alter von jeher für den höchsten Grad menschlicher Sclaverey gehalten hat. Es mag überdieſs durch die Erfahrung belehrt worden seyn, daſs unsre besten Freunde ungern geben, wenn wir selbst nichts mehr haben; daſs es unendlich drückend ist, am Rande des Grabes und bey einer gerechten Bitte zurückgewiesen zu werden, und daſs das gröſste Verdienst sehr oft gegen ein Häufchen Geld nicht aufkommen kann. Das Alter darf es wagen, bey seinen Schwächen selbst zu trotzen, wenn seine Cassen nicht leer sind; es würde ihm die höchste Überwindung kosten, wenn es vollends zu den Fuſsen des verdienstlosen Narren hinkriechen sollte. Das Alter kann, auf sein Gold gelagert, seinen natürlichen Eigensinn, seine Kälte, seine Bequemlichkeits - Liebe, seine politischen und religiösen Systeme ruhig beybehalten. Mit diesem allmächtigen Zauberstabe kann es dann noch herrschen und gebiethen, wenn der Faden seines Lebens schon halb zerrissen ist. Es fühlt, daſs man seiner, ohne die Unterstützung jener Gottheit, bald überdrüssig wird, den es kennt aus langen Erfahrungen die Thorheit und Ungerechtigkeit der Welt. Aber dem begüterten Alten fehlt es nie an Freunden und freundlichen Gesichtern. Sein Geld macht ihn immer noch zu einer wichtigen Person: und ob er gleich weiſs, daſs Thoren und muthwillige Erben seinen Tod wünschen, so wird ihm — dieser Gedanke doch nicht sehr lästig werden. Es giebt Alte, die sogar darüber scherzen. Sie wissen eben so gut, daſs man sie bey guter Laune erhalten muſs, — daſs es Keiner wagen darf, ihnen jene Wünsche ins Gesicht zu sagen, wenn der unzufriedene Nachkömmling nicht im Testamente des alten Onkels, der alten Tante ausgestrichen seyn will. Kurz, ihre Reichthümer schützen sie, ihrer Meinung nach, gegen die Armuth und gegen Verachtung. Darum geben sie so ungern, darum berechnen sie alle Pfennige. — Sie wissen es, daſs ihre Bedeutsamkeit aufhören würde, wenn sie das Gold zu verachten anfangen wollten.

---

*) Der Dichter Simonides drückt diese schuldlose Sinnesart der Alten sehr richtig aus. Als man ihn wegen seines Geizes im hohen Alter Vorwürfe machte, sagte er: „ich will lieber nach meinem Tode Reichthümer hinterlassen, als bey meinen Freunden im Leben betteln." —

Ich endige diese Bemerkungen über den Geitz des Alters mit dem Beschlusse des 40. Capitels des ersten Buchs der Versuche des Montaigne. Man wird ihn nicht für ein überflüssiges Pavergon halten können, da meiner Meinung nach einige Grundzüge des

Geitzes darin sehr glücklich getroffen sind. Montaigne citirt dort zuvörderst einen Ausspruch des Epicurs: daſs der Reichthum keine Erleichterung, sondern nur eine Veränderung unserer Angelegenheiten sey. Hiermit verbindet er nun sein eigenes Raisonnement über die Natur des Geitzes selbst, das um so interessanter ist, da er auch hier, seiner Gewohnheit nach, ein getreues Selbstbekenntniſs seiner Denk- und Empfindungsweise ablegt, und dadurch seinem Gemälde ein ganz eigenes Leben ertheilt. "In der That," sagt er, — "es ist nicht sowohl der Mangel, als vielmehr der Überfluſs, welcher den Geitz hervorbringt. Ich will", fährt er fort, "in Absicht dieses Gegenstandes meine eigenen Erfahrungen vortragen. Ich habe, nachdem meine Kinderjahre vorüber waren, eine dreyfache Lebensweise geführt. Beynahe zwanzig Jahre hindurch kannte ich keine andere, als zufällige Mittel zu meiner Erhaltung; ich hing von den Befehlen und dem Beystande anderer Leute ab. Mein

Haushalt hatte noch keine bestimmte und vorgeschriebene Einrichtung. Ich war bey meinen Ausgaben um so viel sorgloser und frohern Sinnes, da sie ganz allein von dem blinden Glücke abhingen. Nie habe ich mich besser befunden! Nie fand ich die Börse meiner Freunde verschlossen. Vor allen andern nothwendigen Dingen hatte ich mir aber die pünktliche Wiederbezahlung meiner Schuld zur nothwendigen Pflicht gemacht. Tausendmahl verlängerten meine Freunde den Termin, da sie sahen, welche Mühe ich mir zu ihrer Befriedigung gab. Auf diese Art gewöhnte ich mich an eine gewisse haushälterische Rechtlichkeit, die frey von jedem Betruge war. Ich empfinde von Natur eine gewisse Behaglichkeit im Wiederbezahlen. Es ist mir dabey zu Sinne, als ob ich von meinen Schultern eine beschwerliche Last und das Gefühl der Knechtschaft abschüttelte. Hiermit ist eine innere und erquickende Selbstzufriedenheit verbunden, indem ich eine rechtmäſsige Handlung begehe, und

Andere zu gleicher Zeit befriedigen kann. Ich nehme hier das Bedingen*) im Handel und Wandel, und das Zusammenrechnen aus. Denn, wenn ich keinem diefs Geschäft auftragen kann; so schiebe ich es, zu meiner eigenen Schande, so lange auf, als es möglich ist. Ich furchte mich hierbey vor dem kaufmännischen Gezänke, womit sich meine Gemüthsbeschaffenheit, und meine Art, zu sprechen, durchaus nicht verträgt. Ich hasse nichts mehr, als das Behandeln und Bedingen der Waaren; es ist und bleibt ein betriegerisches und unverschämtes Geschäft. — Wenn sich die Leute dabey eine Stunde lang, und ohne einen Entschlufs zu fassen, gezankt hatten, heben sie fur funf Sous ihr Gerede und ihre Schwüre wieder auf. — Ich hatte aber eben nicht viel

---

*) Wir haben in der Deutschen Sprache kein schickliches und wohlklingendes Wort für das französische: marchander. Der Ausdruck: Feilschen ist nur in der niedern Sprache der Käufer und Verkäufer gebräuchlich.

Glück bey meinem Geldleihen. Da ich nämlich nicht muthig genug war, jemand persönlich darum anzusprechen, so überlieſs ich das Glück meinem — Papiere; dieses aber that nicht immer seine Wirkung, und machte es Andern leichter, mir eine abschlägige Antwort zu geben. Ich überlieſs die Verfügung meiner Bedürfnisse viel freudiger dem Schicksale, und fühlte mich dabey freyer, als nachher, wie ich jene Bedürfnisse meiner Vorsicht und meiner Vernunft anzuvertrauen begann. Die meisten Haushälter halten eine so ungewisse Lebensweise für etwas Schreckliches. Allein sie bemerken nicht, erstlich, daſs der gröſste Theil der Welt grade so lebt. Wie viel brave Leute haben nicht ihr ganzes sicheres Eigenthum verschleudert, und verschleudern es noch täglich, um dagegen von der Gunst der Groſsen und des Glücks Rauch und Wind einzutauschen. Cäsar borgte eine Million Goldes mehr, als er im Vermögen hatte, — um Cäsar zu werden; und wie viele Kaufleute fangen nicht ihren Handel damit an, daſs sie ihre Meieroyen verkaufen, und dieselben nach Indien senden! Eben so giebt es bey der herrschenden und trockenen Andächteley tausend Institute, die ihr gemächliches Auskommen haben, und ihr tägliches Brot von der Freygebigkeit des Himmels erwarten. — Zweytens denken jene Leute nicht daran, daſs die Gewiſsheit, worauf sie sich stützen, fast eben so ungewiſs und zufällig, als der Zufall selbst ist. Ich erblicke das menschliche Elend eben so wohl da, wo es mehr als zweytausend Thaler Einnahme zählt, als da, wo es ganz zu Hause ist. Überdieſs hat das Geschick hundert Mittel und Wege, uns mitten aus unsern Reichthümern in die Dürftigkeit hinüber zu schleudern, — so daſs es oft — keine Scheidewand zwischen dem höchsten Glücksstande giebt. Das Schicksal kann alle unsere Vertheidigungs- und Erwerbsmittel verdrehen. Ich finde, daſs aus mehrern Ursachen die Dürftigkeit eben so gewöhnlich bey reichen, als bey ganz armen Leuten einkehrt, und dafs sie, allein genommen, wol weniger beschwerlich ist, als wenn sie sich im Geleite der Reichthümer befindet. Mir scheint ein Reicher, der von Geldverlegenheiten, vom Mangel und von dem Wirrwarr seiner Geschäfte gedrückt wird, unglücklicher, als der gewöhnliche Arme zu seyn. Die gröfsten Fürsten und die reichsten Leute gerathen durch Armuth und Mangel gewöhnlich in die äufserste Noth; denn, kann es wol eine gröfsere, als diejenige geben, wenn sie aus Mangel — Tyrannen und ungerechte Räuber ihrer Unterthanen werden müssen? — Meine zweyte Lebensweise fieng da an, als ich wirklich Geld bekam. Nun legte ich einen, meinem Stande angemessenen und beträchtlichen Vorrath bey Seite. Ich hielt das nicht für einen wirklichen Besitz, wenn man nicht mehr hat, als man zu seinen gewöhnlichen Ausgaben braucht; auch glaubte ich nicht, dafs man sich auf ein Gut verlassen könne, dessen

Einnahme, so entschieden sie auch seyn mag, erst noch erwartet würde. Wie wird es werden, sagte ich, wenn mich dieser oder jener Unfall überraschen sollte? Die Folge von diesen unnützen und fehlerhaften Einbildungen war die, daſs ich durch jenen überflüſsigen Vorrath auf eine listige Weise allen Unglücksfällen auszubiegen dachte. Auch wuſste ich denen zu antworten, welche mir die Zahl unangenehmer Vorfälle als unendlich darstelleten; ich meinte, daſs man denn doch, vermöge des Geldes, einigen, oder wohl den meisten widrigen Zufällen entgehen könne. Allein dieſs System war nicht ohne manche peinliche Besorgniſs. Ich verheimlichte meinen Vorrath; und ich, der so viel von sich selbst zu reden pflegt, — sprach nie von meinem Gelde, ohne die Unwahrheit zu sagen, — grade so, wie diejenigen reichen Leute, welche den Schein der Armuth annehmen, oder wie die Armen, welche reich scheinen wollen, und mithin ihr Gewissen von der aufrichtigen

Angabe ihres Vermögens losbinden. Welch eine lächerliche und schimpfliche Vorsicht! Ging ich auf Reisen, so glaubte ich nie hinreichend versehen zu seyn; und je mehr ich mit Münze beladen war, je mehr drückte mich die Furcht, bald wegen der Unsicherheit der Straſsen, bald wegen der Untreue derjenigen, welche meine Sachen führten. Ich trauete ihnen, so wie selbst denjenigen, welche ich schon kannte, nie ganz, wenn ich sie nicht vor meinen Augen hatte. Behielt ich hingegen meine Barschaft bey mir: von wie viel argwöhnischen und verdrieſslichen Gedanken wurde ich da nicht verfolgt! und was das Schlimmste war, ich durfte sie nicht einmahl laut werden lassen. Meine Seele war immer dahin gerichtet. — Kurz, nimmt man Alles zusammen, so kostet es mehr Sorge und Mühe, das Geld zu verwahren, als zu erwerben. Wenn ich es auch nicht immer so machte, wie ich erzähle; so kostete es mir doch Mühe, daſs ich Herr über meine Furchtsamkeit blieb. Was die Bequemlichkeit betrifft, so gab mir mein Geld wenig oder gar keine. Ich hatte jetzt mehr Mittel zu Ausgaben in den Händen, und doch wurde ich von der Ausgabe selbst nicht wenig beunruhiget. Denn nach einem Ausspruche des Bions, ärgert sich der stark Behaarte eben so sehr, als der Kahlkopf, wenn man ihm sein Haar ausreiſst. Und habt ihr euch einmahl gewöhnt, und eure Gedanken ganz auf den Goldklumpen hingewandt: so ist er nicht mehr in eurer Gewalt; ihr werdet es nicht wagen, ihn zu vermindern. Es ist ein Gebäude, welches, wie ihr meint, ganz einstürzen wird, wenn ihr es berührt. Die Noth muſs euch mit Gewalt dahin ziehen, wenn ihr den Goldhaufen anbrechen sollet. Vormahls versetzte ich mit vielwenigerem Zwange und Widerwillen mein Geräthe, oder verkaufte lieber ein Pferd, ehe ich eine Höhlung in meine geheime Lieblingsbörse machte. — Aber das Gefährliche hierbey liegt darinn, daſs man nur mit Mühe dieser Begierde Gränzen setzen, und der Sparsamkeit ein Ziel anweisen kann; denn jene Gränzen sind bey denjenigen Dingen, die man für gut hält, schwer zu finden. Man will diesen Vorrath immer vergröſsern, und hauft einen Zuwachs zum andern, bis man sich auf eine filzige Art den Genuſs seines eigenen Vermögens versagt, und dasselbe, ohne es zu gebrauchen, nur zu bewachen pflegt. Nach dieser Art, sein Vermögen zu nützen, sind die Thor und Mauerwächter einer Stadt die reichsten Leute von der Welt! Meiner Meinung nach ist jeder reiche Mann ein Geitzhals. Plato ordnete die körperlichen oder irdischen Güter folgendergestalt: Gesundheit — Schönheit — Stärke — Reichthum. — "Der Reichthum, sagt er, handelt nicht mit blinden, sondern mit sehr hellsehenden Augen, wenn er von der Klugheit erleuchtet wird". — Dionysius der Jüngere handelte einst sehr gütig. Man berichtete ihm, daſs einer seiner Syracuser einen Schatz unter der Erde verborgen habe. Er befahl ihm, denselben herbeyzuschaffen, welches derselbe auch that, aber einen Theil des Schatzes heimlicherweise zurückbehielt. Mit diesem Theile begab er sich in eine andere Stadt, und wurde, nachdem er den Hang, Schätze zu sammeln, verloren hatte, ein freygebiger Mann. Als Dionysius dieses erfuhr, lieſs er ihm den andern Theil des Schatzes auch wieder zurückgeben, weil jener nunmehr einen bessern Gebrauch seines Geldes gelernt habe". —

"Auf diese Art lebte ich mehrere Jahre hindurch. Aber ich weiſs nicht, welcher gute Geist mich, gleich dem Syracuser, aus diesem Zustande zu meinem Vortheile herausriſs, und mir gleichsam Alles, was ich erspart hatte, zum Verbrauche zuschickte. Die Lust zu einer gewissen sehr kostbaren Reise überwand meine närriscsche Anhänglichkeit an dem Gelde, und dadurch gerieth ich in meine dritte Lebensweise, welche, meinem Gefühle nach, gewiſs viel angenehmer und regelmässiger ist. Sie besteht darin, daſs ich meine Ausgaben und Einnahmen neben einander herlaufen lasse; daſs bald die eine, bald die andere, doch ohne einen beträchtlichen Unterschied, gröſser ist. Ich lebe von einem Tage zum andern, und bin zufrieden, wenn ich für meine gegenwärtigen und gewöhnlichen Bedürfnisse genug habe; für die ungewöhnlichen und auſserordentlichen würden ja alle Vorräthe der Welt nicht hinreichen! Auch ist es eine Thorheit, von dem Schicksale zu erwarten, daſs es uns gegen sich selbst hinreichende Waffen in die Hände geben werde. Wir müssen dasselbe mit unsern eigenen bekämpfen; die zufälligen werden uns verlassen, wenn wir sie am nöthigsten haben. Wenn ich auch etwas sammle, so geschieht es nur in der Hoffnung, mir bald etwas zu kaufen; — aber keine Ländereyen, die ich nicht brauche, sondern um mir ein Vergnügen zu verschaffen. Ich besorge nicht leicht, daſs mir etwas fehlen möchte, habe auch kein Verlangen, reicher zu werden, und schätze mich vornehmlich deſswegen glücklich, daſs sich hierin meine Denkungsart, in einem von Natur zum Geitze geneigten Alter, gebessert hat, und ich nun mich von dieser, allen Greisen so eigenen Thorheit, — der lächerlichsten unter allen, — befreyt sehe.

Feraulez, welcher das Glück und Unglück kennen gelernt, und gefunden hatte, daſs der Zuwachs an Hab und Gut das Gelüste zu den Freuden der Tafel, zum Schlafe und zur Umarmung seiner Gattinn nicht vermehre, und welcher zugleich von der beschwerlichen Last des Haushalts, wie ich, gedrückt wurde, entschloſs sich, die Wünsche eines jungen armen Mannes, der sein getreuer Freund, aber zugleich geldsüchtig war, zu erfüllen. Er machte ihm nicht allein ein Geschenk mit allen seinen groſsen und unermeſslichen Reichthümern, sondern auch mit denen, womit er täglich von der Freygebigkeit seines gütigen Herrn, des Cyrus, und durch das Kriegsglück überhäuft wurde. Er machte hierbey nur eine Bedingung: daſs jener ihm, als seinem Gaste und Freunde, einen anständigen Unterhalt geben solle. Sie lebten auf diese Art nachher sehr glücklich mit einander, indem ein jeder mit dem Umtausche seiner Lage gleich zufrieden war.

Hier ist ein anderes Beyspiel, welches ich von ganzem Herzen nachahmen möchte. Hoch ehre ich das Glück eines alten Prälaten, welcher sich so ganz von seiner Börse, von seinen Einnahmen und Ausgaben losgewunden, und sie bald diesen bald jenen dazu gewählten Bedienten aufgetragen hatte. So ist ihm eine Reihe von Jahren verstrichen, wobey er in allen Angelegenheiten seines Haushalts so unwissend, als ein Fremder, geblieben ist. Das Vertrauen auf die Rechtschaffenheit anderer Menschen ist kein geringer Beweis von unserer eigenen, und deſswegen giebt Gott gern sein Gedeihen dazu. Denn ich erblicke in Hinsicht auf jenen Alten keinen Haushalt, welcher auf eine rechtlichere und festere Art, als der seine, geführt wird. Wohl dem, welcher seine Bedurfnisse nach einem so richtigen Maaſsstabe eingerichtet hat, daſs sein Vermögen zur Bestreitung derselben ohne Sorgen und Stockungen hinreicht! — Wohl dem, der durch das Austheilen und Einsammeln seiner Habe nicht in andern — nützlichern, ruhigern, und seinen Neigungen angemessenern Beschäftigungen unterbrochen wird!"

"Gute Glücks-umstände und ihr Gegentheil, der Mangel, hängen also von der Meinung eines jeden einzelnen Menschen ab, und Reichthümer, Ruhm und Gesundheit führen nur so viel Schönes und Angenehmes bey sich, als ihnen derjenige andichtet, welcher die besitzt. — Jeder befindet sich gut oder übel dabey, nachdem er sich darein zu schicken weiſs. Nicht derjenige, von dem man es glaubt, sondern der, welcher es von sich selbst glaubt, ist zufrieden, und bloſs in diesem Falle bezieht sich der Glaube auf etwas Wirkliches und Wahres. Das Schicksal erzeigt uns weder Gutes noch Böses. Es reicht uns nur den Stoff und die Quellen zu beyden dar. Unsere Seele, als die einzige Ursache und Gebietherinn ihres glücklichen oder unglücklichen Zustandes, und mächtiger, als das — Schicksal selbst, behandelt und benutzt jenen Stoff, wie es ihr gefällt. Die äuſserlichen Zufälle nehmen ihren Geschmack und ihre Farbe aus dem Innern unsrer Seele her, — so wie die Kleider uns nicht mit ihrer eigenen Hitze, sondern mit der unsrigen erwärmen, die sie doch einhüllen und unterhalten sollen. Wer damit einen kalten Körper verwahren wollte, würde in Absicht der Kälte eben den Vortheil davon haben; denn so erhält sich auch Schnee, Eis. So wie einem Müſsiggänger die Arbeit, einem Trinker die Enthaltung vom Weine, einem Schlemmer die Mäſsigkeit zur Marter gereicht, und wie einem weichlichen und nichtsthuenden Menschen körperliche Übungen zur Hölle werden: so verhält es sich auch mit allen übrigen Gegenständen. Die Dinge an sich selbst sind nicht so schmerzhaft, noch mühsam. Aber unsre Schwäche und unsre Kleinmüthigkeit bildet sie so. Wenn man über groſse und erhabene Gegenstände urtheilen will, so muſs man selbst einen groſsen und erhabenen Geist besitzen; sonst legen wir ihnen die Fehler bey, welche uns selbst eigen sind. Ein gerades Ruder erscheint im Wasser gebogen. Es kommt nicht bloſs darauf an, daſs man eine Sache siehet, sondern auch darauf, wie man sie siehet." —

"Aber — warum finden wir bey so vielen Reden und Abhandlungen, welche auf so vielerley Art die Menschen zur Verachtung des Todes und des Schmerzes bewegen sollen, — keinen einzigen, welcher an unserer Stelle Tod und Schmerzen verachten? Warum macht sich keiner von diesen so mancherley Vorstellungen, die man Andern anempfohlen hat, eine ihm beliebige selbst zu Nutze? Wenn man keine stark-angreifende und auflösende Arzeneymittel zur Ausrottung des Übels verdauen kann, so nehme man wenigstens zu seiner Erleichterung gelindere. — Übrigens kann man den Einwendungen der Philosophie nicht entgehen, wenn man die

Bitterkeit der Schmerzen und die menschliche Schwachheit zu hoch anschlägt; denn man zwingt sie zu dieser unumstöſslichen Antwort: "wenn es ein Unglück ist, unglücklich zu leben, — wenn der Mensch nothwendigerweise unglücklich seyn soll: — so giebt es eigentlich kein Übel mehr. Nur durch seine eigene Schuld kann das Böse lange dauern. Was soll man mit einem Menschen anfangen, welcher keinen Muth hat, — weder Tod noch Leben zu ertragen? — mit einem Menschen, der weder Widerstand leisten, noch fliehen will?"—

Neuigkeitsliebe des Alters. — Ihre Ursachen und Erscheinungen. — Leidenschaftlicher Antheil an politischen Ereignissen.

Woher in neuern Zeiten die Vorliebe vieler Frauen für die Revolution?

Die Neuigkeitsliebe alter Leute steht mit ihrer Abneigung gegen das Neue selbst, d. h. gegen neue Sitten, Gebräuche und Einrichtungen, in keinem Widerspruche, sondern sie liegen, als zwey Charakterzüge des Alters, nachbarlich bey einander. Die Verachtung des Neuen und der Neuerungen entsprang aus einer überspannten Hochachtung gegen das Alter und Vergangene, vermöge welcher sie zu verstehen geben, daſs heut zu Tage nichts mehr so gut, so solide, so bündig als sonst gedacht und gethan werde*), und daſs eine Verbesserung oder wohl gar Abschaffung des Alten eine Beleidigung des Verstandes und der Tugenden der Vorwelt sey. Der Hang zu Neuigkeiten geht von einem andern Grunde aus, nämlich von der Begierde, in sich einen fortdauernden Wechsel der Ideen zu erhalten, und den bey dem Alter so oft einkehrenden Feind der bösen Laune zu vertreiben.

Die Neuigkeitsliebe ist ein Originalzug aller Menschen, die ein gesundes Vorstellungsvermögen und eine nicht ganz abgestumpfte Imagination haben. Das Streben der menschlichen Seele nach neuen Empfindungen und Ideen, wären es auch die kleinfügigsten und unbedeutendsten, ja wären es auch, wenn diese fehlen sollten, — nur Fabeln und Fictionen, kann wohl die Urkraft der Seele selbst genannt werden; wenigstens wissen wir nicht, welche andere Kraft wir über diese hinaussetzen sollen. Diese Kraft hat, bey einem gesunden Zustande des menschlichen Geistes, keinen Stillstand; entweder nimt sie unaufhörlich ein, oder sie bearbeitet den gelieferten Stoff, oder sie giebt sehr viel aus, — denn auch in dem Ausgeben der Ideen liegt ein Einsammeln neuer Begriffe. Sie treibt also gleichsam einen nie ruhenden Handel mit sich selbst. Eben deſswegen sorgt sie unablässig, selbst mit dem Miſsbrauche ihrer Wirksamkeit, dafür, daſs in ihren Magazinen nie ein Mangel, d. h. keine lange Weile entstehe. Diese Kraft scheint selbst im traumlosen Schlafe nicht aufzuhören; denn es kann tausend Träume geben, deren Bewuſstseyn in dem Augenblicke verschwindet, wenn die menschliche Seele in den wachenden Zustand zurücktrit, und das helle Sonnenlicht des Bewuſstseyns vermöge seines Zusammenhanges die unsystematischen Geburten der Phantasie des Traums verdrängt.

---

*) Dieſs ist es, was Horaz in seinem kleinen Gemählde des Alters (Arte poetica) unter dem Ausdrucke: laudator temporis acti, versteht.

Es scheint, daſs schon der Säugling neue Begriffe sucht, weil irgendwo seine Tendenz, Begriffe zu sammeln, anfangen muſs. Den Zeitpunct kann der Psycholog freylich nicht bestimmen, weil die Erinnerungen des Kindes nicht bis dahin reichen. Es weiſs zwar noch nicht, was es sucht; aber sein Durst nach neuen Ideen ist schon dem Anscheine nach vorhanden, ehe es noch reden kann. Wenigstens sucht es, wenn die übrigen Bedürfnisse schweigen, fast immer das Licht als die freundlichste und reichhaltigste Quelle seiner nachherigen Begriffe. Mit der Ausbildung der Sprache wächst sichtbar sein Ideenhunger; nun besitzt es einen Faden, woran nicht nur seine Vorstellungen hangen, sondern auch durch die symbolische Bezeichnung eine Bestimmtheit und Ordnung erhalten. Nun hat der angehende Mensch ein haltbares Ruder, mit dem er sich auf dem groſsen Meere neuer Kenntnisse, und zwar nach einem Naturgesetze, d. h. auf die richtigste Weise, fortzuhelfen sucht. Wenn er, um mich bildlich auszudrücken, dieses Ruder (der Sprache) und dieses Meer (ihm zuströmender Begriffe) etwas näher kennen gelernt hat; so erwacht in dem sogenannten Knabenalter eine Neugierde, die ins Unendliche geht, und die bey dem ersten Heiſshunger der Seele die Gegenstände mehr verschlinget, als verdauet. Der heranwachsende Knabe gleicht einem wiſsbegierigen Menschen, der zum ersten Mahle in ein groſses Naturaliencabinet geführt wird; einem Geitzigen, der, ohne satt zu werden, unaufhörlich sammelt. Der Knabe thut in einer Stunde tausend Fragen an euch; kann er in dem Augenblick eure Weisheit nicht fassen, (denn die wenigsten erwachsenen Leute verstehen es, sich an die Logik der Kindheit anzuschmiegen) so gehet er schnell zu neuen Fragen über, wozu ihm eure oft ganz unrichtige Antwort Gelegenheit gab; Fragen, deren kindischer Scharfsinn und naiver Ausdruck uns oft in Verlegenheit und Verwunderung setzt, und worauf bisweilen ältere Leute, die so viele Systeme haben, dem Kinde, welches noch keins hat, nichts Gescheidtes antworten können.

Die Seele des Kindes ist wie ein Schwamm, der Alles einsaugt, was nur irgend die Masse einer Ausdehnung vermehren kann. Den Werth der Ideen und die richtige Art seiner Geistes-Sättigung beurtheilt der Knabe noch nicht. Der gereiftere Jüngling, der Mann, nimmt bey seinem Aufsuchen der Begriffe einen andern Weg. Er verschlingt nicht mehr so gierig die ihm angebothene Nahrung, denn er hat schon mehrere genossen; aber sein Geitzen nach Begriffen ist nicht geringer, weil sich nun seine Neugierde mit seiner Wiſsbegierde verbindet, und sich der forschende Verstand desselben zu seiner Übung oft selbst Widersprüche schafft. Er opfert Tage und Nächte auf, um etwas Schwieriges zu verstehen, etwas Neues zu erfinden, etwas aus dem Finstern herauszugraben, oder auch nur um etwas zu verwirren, damit er es hinterher wieder auflösen könne. Er durchschweift, um neue

Ideen zu sammeln, das ganze Universum; aber auch das ist ihm noch nicht genug; er grübelt in unerklärbaren Gegenständen; er bauet sich mit seinem Verstande eine Welt, die auſser allem Verstande liegt, und mithin für ihn nichts weiter, als ein Farbenspiel der Imagination seyn kann. Und was das Seltsamste hierbey ist, — er glaubt uns von seiner Reise nach jener signirten Welt ganz neue Begriffe mitzubringen, die er doch aus der ganz alttäglichen Menschenwelt, wie einerley Waare von einem Markte zum andern, dort hingetragen hatte.

Nur bey denjenigen seelenlosen Menschen, welche nahe an die Thierpflanzen zu grenzen scheinen, deren Geisteskräfte sich ohne Unterlaſs in einem erschlaſſten, gleichsam bewuſstlosen Zustande befinden, — ich meine die Blödsinnigen; ferner bey denjenigen, deren Gemüth entweder durch Schmerz und Leiden zu sehr abgespannt, oder durch irgend eine sehr heftige Leidenschaft gleichsam aus der Welt hinausgeführt ist; ferner bey jenen unglücklichen milzsüchtigen Sonderlingen, welche wie gedankenlos tagelang auf einen Fleck hinstarren, sich in sich selbst, wie in einem dunkeln Labyrinthe, verloren haben, und jede Tendenz, jede Bewegung in dem Innern ihrer Seele wie einen ausbrechenden Sturm, wie eine Auflösung ihres Daseyns scheuen, — nur bey allen diesen bemerken wir keine, oder doch nur eine sehr verminderte Neugierde. Ihre Seele ist lebendig todt, und gleicht einem erschlafften oder zerbrochenen Bogen, der seinen Pfeil nicht mehr fortschnellen kann; sie ist unthätiger, als die Seele des Träumenden, denn selbst im Traume haschen wir nach neuen Begriffen, — oder wenn sie auch aus ihrem Schlafe in einen wachenden Zustand übergeht, so geschieht es doch meisten Theils so langsam, wie das Faulthier von einem Baume zum andern kriecht.

Im Alter wird die Neuigkeitsliebe des Menschen wiederum eben so stark, und wohl noch stärker, als sie in der Jugend gewesen war, wenigstens stärker und inflammabler, als wir sie bey dem, mit seinen Leidenschaften so sehr beschäftigten, Jünglings-alter zu bemerken pflegen. Sie steigt bey bejahrten Leuten oft zu einer übermäſsigen seltsamen Gröſse. Sie verschlingt bey Einigen fast alle ihre Seelenkräfte, oder stimmt sie alle zum Vortheile ihres Neuigkeitsdurstes um. Sie kann heftiger und unbändiger, als Zorn, Liebe und Eifersucht werden, und gleicht darin ganz dem Geldhunger, daſs sie so unersättlich, wie er, ist, nur mit dem Unterschiede, daſs sie eben so gern ausgiebt, als einnimt. Es giebt in der gebildeten Welt, an den Höfen und in den Bettlerhütten Leute genug, die ihr ganzes Leben damit zubringen, daſs sie aus einem Hause in das andere wandeln, um Neuigkeiten zu sammeln, und sie dann, wie der Wallfisch sein Wasser, wieder von sich zu geben. Leute, welche beschwerliche Reisen machen, und die wichtigsten Geschäfte vernachlässigen, wenn sie nur etwas Neues erfahren können; — die nichts mehr in der Welt zu thun haben würden, wenn es keine öffentlichen Blätter, keine Neuigkeitsboutiken, keine Plauderzirkel gäbe; Leute, die sich noch auf ihrem Sterbebette mit politischen Neuigkeiten und Stadtklatschereyen beschäftigen, und, mit einer neugierigen Frage im Munde, ihr sterbendes Auge schlieſsen.

Der Alte vergiſst die Schmerzen seines Körpers, vergiſst erlittene Beleidigungen, und oft gewaltsame Schläge des Schicksals, wenn nur seine Neugierde unterhalten werden kann. Er ist nie glücklicher und zufriedener, als mitten in der Papierwelt seiner Zeitungen, seiner Briefe und politischen Journale; denn hier lebt er ganz in seinem Elemente. Er verschafft sich auswärtige Connexionen, unterhält eine kostbare Correspondenz, um mit jedem Posttage etwas Neues zu erfahren*);

---

*) Diese Manier bemerkt man bey Männern und Weibern. Es giebt unter den letztern nicht wenige, die, um Neuigkeiten zu sammeln, einen weitläuftigen Briefwechsel führen, mehrere Stunden des Tages dieser Schreibseligkeit

er ist mit der Zeit der Ankunft und des Abganges politischer Nachrichten so vertraut und bekannt, wie ein Calendermacher mit dem Laufe der Gestirne. Wie unglücklich ist der gute Greis, wie tobt er nicht, wenn eine erwartete Neuigkeit in der schon vorher und so sehnsuchtsvoll berechneten Stunde nicht einlief! Er schilt auf seine Correspondenten, und auf ihre unverzeihliche Langsamkeit, so gleichgültig auch die ganze Sache seyn mag. Er macht ihnen die bittersten Vorwürfe, oder schickt wohl gar Bothen ab, um sich nach den ausgebliebenen Briefen zu erkundigen. Das Postamt, welches einen Brief liegen lieſs, hat auf immer seine Gunst verloren. Im ganzen Hause verbreiten sich Stürme und Ungewitter, wenn ein Brief, eine Zeitung, eine politische Schnurre verloren

---

widmen, ihre langsamen Briefsteller mit Vorwürfen überhäufen, am Schreibtische ihre wichtigsten Pflichten vergessen, und lächerlich stolz darauf sind, mit auswärtigen angesehenen Männern plaudern zu dürfen!

gegangen war; es werden Nachforschungen und Inquisitionen darüber angestellet, als wenn von einer so unbedeutenden Kleinigkeit das Wohl der Menschheit abhinge. Eine oder zwey Gattungen öffentlicher Blätter genügen dem alten Manne nicht; er rafft ihrer so viele zusammen, als es möglich ist, ob er gleich sehr wohl weiſs, und sich schon oft darüber geärgert hat, daſs ein Zeitungsschreiber den andern blindlings und wörtlich abschreibt, und die ganze Verschiedenheit ihrer Blätter gemeiniglich nur in ihrem Formate und ihrem Papiere liegt. Aber es könnte doch seyn, daſs sich in diesen so ähnlichen — Sandhaufen bald hier bald da ein Körnchen Neuigkeit mehr befände, oder wenn dieſs auch nicht wäre, so ist es doch nicht ganz unangenehm, das schon zehenmal Gelesene noch einmal ins Auge zu fassen, um es der ersten besten Gesellschaft in seinem ganzen Detail, und mit heiliger, politischer Gewiſsenhaftigkeit wieder geben zu können. In dieser Wiedergabe des Neuen liegt, meiner Meinung nach, die höchste Wollust und Seligkeit des Politikers, das *Non plus ultra* seines geistigen und zufriedenen Selbstbewuſstseyns.— Welch einen königlichen Frohsinn, welche aus der ganzen Seele, aus allen Bewegungen und Gefühlen derselben hervorblickende Heiterkeit — las ich nicht oft auf der Stirne des alten Mannes, wenn er eine Neuigkeit erhalten hatte; dann zu seinen Freunden gehen und ihnen sagen konnte: "so und so, liebe Leute, lauten meine Briefe"! Wie so mit sich selbst und der ganzen Welt ausgesöhnt, erschien er da nicht allen, die ihn sahen; wie gestärkt ging er nun an seine Arbeit; wie gern gab er nun den letzten Heller zu Almosen hin; wie zärtlich wurde er nun gegen Weib und Kind; kurz, wie neugeboren sein ganzes Wesen — durch zwey oder drey nach seiner Meinung interessante Zeilen eines öffentlichen Blattes! Man hätte ihm, statt ihrer, ein Rittergut anbiethen können, er würde es mit Verachtung zurückgewiesen haben.

Diese Neuigkeitsliebe kann auf eine sonderbare Art so weit gehen, daſs sie sich mit einer politischen Eifersucht verbindet, und es nicht erträgt, wenn Andere dergleichen Nachrichten früher erhalten, oder sie aus sicheren Quellen herleiten wollen. Jene politische Eifersucht läugnet ihren Nebenbuhlern dieses bisweilen gradezu ab; sie demonstrirt ihnen, daſs man so etwas noch nicht wissen könne; daſs die schlechten Poststraſsen und widrigen Winde eine solche Schnelligkeit neuer Nachrichten gar nicht erlaubten; daſs die Bewegungen in den Cabinettern etwas ganz anderes erwarten lieſsen; daſs man den windigen Correspondenten und Zeitungsschreibern nicht gradezu glauben dürfe. — Ein paar Stunden nachher bekommen diese eifersüchtigen Zweifler die nämlichen Nachrichten, und nun sind diese, ihrer Meinung nach, erst ganz authentisch. Mit diesen neugesammelten Schätzen, welche vielleicht schon weit und breit bekannt waren, werden ganze Briefe angefüllt und weit verschickt.

Sie kommen bey dem Empfänger an, wenn sie schon längst alles Interesse der Neuheit verloren haben. Der Neuigkeits - durstige nimt es seinem Correspondenten übel, wenn dieser ihm nicht selbst ganz notorische Dinge schreibt, nicht sowohl deſswegen, weil man das allgemein Bekannte vielleicht noch einmal lesen will, sondern weil man aus dieser Vernachlässigung den ängstlichen Schluſs zieht, daſs der Correspondent in Absicht unbekannter Dinge nach und nach eben so fahrlässig werden könne, — und so weit darf es nimmermehr kommen!

Diese seltsame, oft lächerliche Neuigkeits- und Kleinigkeitsliebe erstreckt sich nicht bloſs auf politische Gegenstände, sondern auch vornämlich auf Neuigkeiten aus dem häuslichen und bürgerlichen Leben. Man hat alten Leuten schon längst den Vorwurf gemacht, daſs sie mit der Geschichte ihrer Stadt oder ihres Dorfs, mit den Angelegenheiten und Verhältnissen ihrer Nachbarn viel bekannter, als mit ihrem eigenen Hauswesen sind. Man weiſs, daſs selbst die gröſsten Köpfe und die gescheidtesten Frauen sich gern etwas von dergleichen Dingen vorplaudern lassen, und man könnte sie auf eine scherzhafte Art dadurch entschuldigen, daſs selbst die lächerlichste Neugierde immer noch aus einem Durste nach Ideen, also aus etwas — Geistigem, hervorgehe. —

Dem Menschenbeobachter liefert dieser Charakterzug einen unerschöpflichen Stoff zu Gemählden; und der kleinste Menschenzirkel biethet ihm hier eine Welt von Erscheinungen an. Es verbreitet sich z. B. in aller Stille ein leises Gerücht, daſs ein junges Ehepaar in einer Art erklärbarer oder unerklärbarer Disharmonie lebt; — daſs ein bisher für sittsam gehaltenes Mädchen oder Weib in einen künstlich versteckten Liebeshandel verwickelt sey; — daſs man in dieser oder jener Familie das Herz eines jungen Mannes auf eine listige Art fesseln wolle; — daſs die Financen eines gewissen Hauses nur noch durch diese und jene Intriguen und unmoralische Künsteleyen vor einem gänzlichen Umsturze gesichert würden; — daſs dieser und jener durch ein schönes oder mächtiges Weib ein ansehnliches Amt erhascht habe, u. s. w. Ein paar Neugierige waren so glücklich gewesen, den Schleyer dieser Dinge ein wenig aufzuheben. Der nie ruhende Geist des Argwohns, vielleicht nur eine ganz leise Vermuthung, daſs es mit diesen und jenen Leuten wohl nicht so ganz richtig seyn möchte, hatte die Forschbegierde einer alten neugierigen Frau oder eines alten Stadtklatschers unmerklich angefacht. Erst gelobt sich ein jeder selbst das heiligste Stillschweigen, weil es vielleicht gefährlich wäre, eine bloſse Vermuthung im Publicum fortzupflanzen, oder weil es denn doch auch wohl seyn könnte, daſs man den Schleyer entweder zu unvorsichtig, oder zu unserer eigenen Schande aufgehoben hätte, oder weil man überhaupt etwas gesehen und bemerkt haben dürfte, was kein Factum, sondern nur eine Geburt einer zu neugierigen Phantasie war. Man fürchtet vielleicht den

Einfluſs, das Ansehn oder die Rache derjenigen Leute, von denen man etwas Heimliches ausplaudern will; man weiſs nicht, ob man hier und da nicht ihre Unterstützung nöthig hat; man ist auch wohl an sich schon geneigt, einem verdienstvollen Manne und einer sonst liebenswürdigen Frau einen kleinen verheimlichten Fehler zu verzeihen; oder unser noch nicht eingeschlafenes Gewissen weissaget uns, daſs man uns selbst richten werde, wenn wir Andere beleuchten würden; oder wir haben Wohlthaten von denen empfangen, deren verdächtiges Betragen uns zuerst bekannt geworden ist; oder wir fürchten die Waschhaftigkeit derer, welchen wir ein Geheimniſs anvertrauen wollen, — und wie alle die wirklichen und unwirklichen Gründe heiſsen mögen, die eine zum Reden bereitwillige Zunge noch an die liebenswürdige Pflicht der Verschwiegenheit binden. Allein wer kann dem electrischen Feuer widerstehen, welches fast immer mit einer verheimlichten Neuigkeit verbunden ist! Männer und Weiber empfinden hierbey einen innern Druck, den sie abwerfen müssen, wenn ihre Empfindungen wiederum frey seyn sollen. Es giebt unstreitig Physiognomien, die es verrathen, daſs im Innern der Seele irgend ein ihr anvertrauetes Geheimniſs vergraben liegt; es giebt Menschen, die sich aus Delicatesse, und weil sie die Gewalt ihrer Redseligkeit kennen, einschlieſsen, und auf einige Zeit allen Umgang vermeiden, damit das ihnen vertraute Geheimniſs nicht ans Tageslicht komme; denn nichts in der Welt ist schwerer, als jene edle Verschwiegenheit, die, ohne Kampf mit sich selbst, verschwiegen ist, — muſs sie kämpfen; so ist sie nicht mehr sicher, Alles zu sagen, was sie weiſs.

Die Neugierde hat eine productive Kraft; sie will Andere auch neugierig machen; sie weidet sich an dem Verlangen derselben, ihr selbst ähnlich zu werden. Es giebt vielleicht keine festere Bande zwischen zwey menschlichen Seelen, als es diejenigen sind, welche zwey Neugierige mit einander verbindet. Sie zünden sich wie immer lodernde Flammen einander an; ihre Sympathie wird unerschöpflich seyn, so lange es noch Neuigkeiten giebt. — — Das sich selbst anvertrauete Geheimniſs muſs also endlich doch heraus, weil sich keine Menschen leichter einander finden, als die Neugierigen. Nun wissen also schon zwey oder drey Leute eine oder die andere oben erwähnter Stadtneuigkeiten, d. h. in wenig Stunden wird schon überall davon gesprochen, obgleich jeder dem Andern die Sache als ein tiefes Geheimniſs anvertrauet. Der Mensch ist in der That aus so mancherley Rücksichten ein sehr lächerliches Geschöpf; aber lächerlicher ist er mir nie vorgekommen, als wenn sich die scheinbare Würde des Alters mit der Neuigkeitswuth eines Kindes verbindet. Meine Leser dürfen sich nur einen von obigen Fällen vorstellen; ich führe sie in einen Zirkel von Menschen, wo eben das Gerücht über eine unglückliche Ehe, oder über die Liebeshändel einer jungen Frau eingelaufen ist. — —

Ihr sehet Alles in einer sonderbaren, ungewöhnlichen Bewegung; ihr bemerket zwischen Männern und Frauen, und vornämlich bey den letztern, eine Lebhaftigkeit des Gesprächs, ein mimisches Spiel des Ausdrucks, welches ein gemeinschaftlich gereiztes Gefühl, eine nur auf einen Punkt gespannte Einbildungskraft verräth. Das sprechende, in allen seinen Zügen so charakteristische Bild der Neugierde hat sich auf alle Gesichter gelagert. Greise und Matronen drängen sich mit fragenden Augen um diejenigen her, welche von dem Geheimnisse eine besondere Kunde zu haben scheinen. Sie sind heute die Idole der Societät; heute dürfen sie das groſse Wort führen; heute übersieht man ihre sonst so oft belachte Lächerlichkeit und Ungeschliffenheit, denn heute sind sie ganz willkommen. Der Zirkel wird bald ernst, bald jovialisch lustig, bald satyrisch, bald von Unwillen ergriffen, und aus den minder Edeln spricht die Schadenfreude. — "Wer in aller Welt, ruft die erstaunte Sibylla, hätte so Etwas von den Leuten erwarten sollen! — Sonst so wichtig, so vornehm, so moralisch stolz zu handeln, und nun sich so wegzuwerfen! solche bäurische und bürgerliche Sitten zu verrathen! solch einen albernen Menschen, einen Narren, einen nicht einmal wohlgebildeten Mann sich zum Liebhaber zu wählen! — mit einer solchen Indiscretion und Impertinenz seinen guten Namen aufzuopfern! sein Geld für eine so zweydeutige Leidenschaft hinzugeben! Nein! ich kann Alles begreifen, nur dieſs nicht." — "Ey! es war ja wol vorauszusehen, erwidert die allwissende, in ein Skelett verwandelte Garrula dagegen, daſs es so kommen muſste! Viel Verstand haben die Leute immer nicht gehabt, und noch weniger feine Lebensart. Ihre Erziehung hat nichts getaugt, ihre ganze Familie ist nicht viel werth, sie sind sammt und sonders Menschen ohne Geschmack; hier und da hat die Kunst an ihnen ein wenig geflickt, aber der rohe Geist ihres Standes, die Niedrigkeit ihrer Geburt scheint überall hindurch; sie sind mir immer ekelhafte Menschen gewesen; — es ist ein Wunder, daſs sie nicht schon längst einen noch einfältigern Streich gemacht haben; wir werden schon mehr erfahren! denken Sie an mich, es ist noch nicht aller Tage Abend!" — "Ein schöner Jugendspiegel für unsre Söhne und Töchter! ruft eine wohlgenährte, gottesfürchtige Sittenrichterinn aus ihrem Sopha heraus. Das kommt von dem vielen Romanlesen, von dem Leichtsinne, von der Freygeisterey, von den Pensions-anstalten, von der gottlosen Pädagogik unsrer Zeiten! Das junge Volk besucht weder die Kirche noch den Tisch des Herrn! Als ich noch jung war, hat man nie so etwas Scandalöses gehört; damals gab es noch Zucht und Ordnung in der Liebe und Ehe; — aber ach! nun ist den Lastern Thür und Thor geöffnet; die Welt liegt im Argen"! — und die andächtige Rednerinn denkt nicht daran, daſs sie vor dreysig Jahren auf eine sehr zweydeutige Art unter die Haube gebracht wurde. — — —

Zwischen diesen bösartigen und gutmüthigen Nachrednern durchkreutzen sich die Fraglustigen in possierlichen Gruppen. Sie sind in der Gesellschaft gleichsam die Schwärmer eines Feuerwerks. Das Fragen nimmt kein Ende. Einer will den Andern über das entdeckte Geheimniſs strenge examiniren. — „Aber, wie mögen die Leute wohl zusammengekommen seyn? Hat sie ihr Herz oder die Kuppeley der in Gott ruhenden Tante verbunden? Wann und wie ist ihre eheliche Disharmonie entstanden? Ist die Dame hübsch, welche der Hausherr zur Rivalinn seiner Frau macht? Wie wird er sich verhalten, da die letztere seine Treue erzwingen will? Hat sie nicht selbst Gelegenheit zum Gegentheil gegeben? Sie soll zänkisch, unreinlich und unöconomisch seyn; wer weiſs, ob ihr Herz noch frey war, als sie heirathen muſste? Erinnern Sie sich dessen, was man sich damahls einander ins Ohr flüsterte? Aber, Madam, wie würden sie sich in einer ähnlichen Lage verhalten? Wie soll man denn einen lauen Ehemann bessern, und von einer spätern Liebe zurückbringen? Haben sie den Ewald nicht darüber gelesen? — Auch nicht den zweyten Theil der Elisa? Daſs aber auch die Hausfrau Alles so genau nimmt; was will sie mehr, wenn er sie bey seinem unmoralischen Leben doch immer noch herzlich lieb hat? Ey! wer will den Männern so etwas gestatten! Sie haben schon zu viele Vorzüge vor uns voraus. — Zur Schadloshaltung kann man wenigstens eine ungetheilte Liebe von ihnen fordern. Die Schriftsteller sind Narren, welche behaupten, daſs sich die Liebe auf mehr als einen Gegenstand erstrecken könne! Lieber Salz und Brot wollte ich essen, als einen ungetreuen Mann haben"; — "und ich würde ihm trozzig den Eingang in meine Schlafkammer verschlieſsen", "und ich, sagt die empfindsame Lucinde, würde so lange weinen, bis er mir die glühenden Thränen von den jugendlichen Wangen küſste"! — "Nein! die Männer darf man nicht so strenge beurtheilen, ruft dort ein alter, auf seine junge Frau eifersüchtiger Clubist, aber — den ungetreuen Weibern sollte die Policey Criminalprocesse machen. Sie sollte ein Exempel statuiren! Kennen Sie wol die saubere Dame Astutia? Wer kennt die nicht! Wie sie wol ihre Ältern, ihre Geschwister und ihren armen sorgenlosen Mann täuschen mag? — Wenn mir meine Frau solche Streiche spielte, ich — würde zeigen, wer ich bin! — Aber der Mann dort muſs durchaus ein Pinsel seyn, weil er mit sehenden Augen nichts sieht, und mit hörenden Ohren nichts hört. Haben Sie es nicht auch bemerkt, meine Damen, welche zärtliche Blicke sich gestern das verliebte Pärchen zuwarf? und der einfältige Mann konnte seinem jungen Weibe den so garstigen und unsittlichen Walzer erlauben! Das Plänchen zu der morgenden Schlittenfahrt hat sie gewiſs auch entworfen! Glauben Sie auch, daſs sie ihre glänzende Garderobe nicht von den Revenüen ihres Mannes bestreiten kann? Wo mag sie das Geld dazu hernehmen? — doch welch eine Frage! Finden Sie nicht auch, daſs ihre Kinder dem Vater so wenig — ähnlich sehen"? —

Richtet man vollends seine Aufmerksamkeit auf die mancherley Mittel und Methoden, wodurch die nimmer satte Neugierde die Fehler Anderer aufzudecken und wie eine Leuchtkugel in das Publikum zu werfen sucht; so erscheint sie uns nicht bloſs in einer lächerlichen, sondern auch verächtlichen Gestalt. Man hat nicht nur die Dreistigkeit, von einer noch ungewissen Sache mit decisiver Gewiſsheit zu sprechen, und eine bloſse Klätscherey, eine bloſse Vermuthung, oder wol gar eine aus Neid und Spottsucht hervorgegangene Lüge zur Vernichtung fremder Ehre schändlich zu miſsbrauchen, sondern man führt die armen Verleumdeten sogar bisweilen vor eine Art von Inquisitionsgericht. Man nutzt ihre Unbefangenheit und ihr offenes Wesen, um dasjenige auf eine verfängliche Art und durch fein gesponnene Fragen aus ihnen selbst herauszulocken, was man sonst nicht so leicht erfahren konnte.

Es giebt Leute, welche Andere so subtil zu examiniren wissen, daſs diese oft wider ihren Willen ihre Geheimnisse verrathen, und hinterher ihre Offenherzigkeit selbst nicht begreifen können. Man besticht unser Mitleiden, unsre natürliche Gutmüthigkeit; man nimt die Maske der Liebe und Freundschaft an, um unsre Seele aufzuschlieſsen. Man verspricht uns Hulfe, Vermittelungen, Verzeihungen, Verschwiegenheit und Ruhe des Gemüths, wenn wir nur auf einen Augenblick unser Herz ausschütten wollten. Wir fühlen uns schon halb überwunden; wir reichen ihnen gutmüthig einen Theil von der Geschichte unsers Herzens hin, und in wenig Minuten sind sie mit allen Schlupfwinkeln desselben bekannt. Dem Neugierigen entgehet nichts, und die klügsten und vorsichtigsten Menschen werden in ihrem Spinngewebe gefangen. — Wenn aber diese Neugierigen sich nicht an uns selbst wagen dürfen, wenn sie uns selbst für zu schlau halten, als daſs wir uns leicht verrathen würden: so greifen sie, um Geheimnisse herauszulocken, nach andern Mitteln. Man zieht das Gesinde, oder wol gar die kleinern Kinder des Hauses, auf die Seite, und läſst sich dieſs und jenes vorplaudern, bis man gewisse Ausdrücke und Ereignisse im Innern des Hauses herausgelockt hat, welche den anfänglichen Vermuthungen Wahrscheinlichkeit, oder wol gar Gewiſsheit geben. Man findet in groſsen und kleinen Städten Neugierige dieser Art genug, welche in sehr vielen Häusern dergleichen Spione halten und bezahlen, sich tägliche oder wöchentliche Rapporte abstatten lassen, und von den Angelegenheiten des Hausherrn, der Hausfrau und der Kinder so gut Bescheid wissen, als ob sie mitten unter ihnen lebten. Es giebt noch Andere, die mit Männern und Weibern eine Art von Wettkampf verabreden, welcher von ihnen eine verhüllte Sache am ersten entschleyern wolle! Es läſst sich psychologisch voraussehen, daſs in solchen Fällen ein jeder alle seine

Kräfte anspannen werde, um den glänzenden Preis zu erringen. —

Die so groſse und oft übertriebene Neuigkeitsliebe alter Leute hat mehrere Gründe und Antriebe, die aus der Seele des Menschen selbst hervorgehen, und eben darum bey bejahrten Leuten überall zusammentreffen; da hingegen die Jugend, welche von diesen Gründen und Ursachen nicht so lebhaft getrieben wird, weniger unter dem Einflusse jener Leidenschaft steht. Sie ist zu sehr mit ihren leidenschaftlichen Vergnügungen, mit ihren tausendfachen Planen und Plänchen, mit ihren bunten Hoffnungen und Aussichten in die Zukunft, mit den Geburten ihrer Phantasie und ihres Ehrgeitzes beschäftiget, als daſs sie sich um die mancherley Welthändel, um das Interesse der Grossen, um die Begebenheiten in fremden Erdtheilen, oder auch nur um die Tagesgeschichte der Stadt und einzelner Familien sehr bekümmern sollte. Dieſs ist ihr alles zu klein, zu uninteressant, zu trocken. Sie findet keine Nahrung in den politischen Plaudereyen des Alters; sie findet sie sogar lächerlich und abgeschmackt, und kann es kaum begreifen, wie und warum Begebenheiten, die in weit entfernten Ländern, und jenseits der Meere vorgefallen sind, ein so leidenschaftliches Interesse erregen können. Wenn der Jüngling eine Zusammenkunft mit seiner Geliebten erwartet, wenn er einen Entwurf zu einer angenehmen Reise, zu einem fröhlichen Gelage mit seinen Freunden in dem Kopfe hat, wenn eine seiner Jugend-arbeiten gerühmt wird; so nimmt er wenigen Antheil an den Neuigkeiten der Welt. Sie mag sich drehen und formen, wie sie will; er bleibt bey ihrem Theaterspiel gemeiniglich kalt und gleichgültig. Die Welt ist nur in so fern seine Welt, wenn sie ihm fröhliche Tage schenkt und den Wirkungskreis seiner Freyheit erweitert. Hat sie ihm hierinn Genüge gethan, so hält er die Zeitungen, die Zänkereyen im Parlemente, die neuen Constitutionen und Staatsgesetze, die Friedenscongresse, die Säcularisationen, die Heimlich keiten der Cabinetter, die Gründe für und wider die Neutralität, und die hochgelahrten Raisonnements über das Gleichgewicht der Welt und ihrer kleinen und groſsen Monarchen für ein leeres Ding, welches nur den redseligen Müſsiggänger, oder den stumpfen Geist des Alters unterhalten könne.

Aber der Alte hat (a) die Welt, welche der Jüngling verächtlich übersieht, näher und bestimmter kennen gelernt, und dadurch ist seine Neu- und Wiſsbegierde so sehr gewachsen. Die ihm immer noch so wohlthätige Lust, zu leben, erzeugt in ihm augenblicklich den so ganz natürlichen Wunsch, diesen Rest des Lebens mit neuen Gegenständen auszufüllen, und ihn durch die Menge neuer Begebenheiten, wenigstens idealisch auszudehnen. Denn es ist offenbar, daſs sich der Greis an dem Gedanken erquickt, daſs dieſs und jenes noch vor seinem Tode in Erfüllung gegangen ist, oder noch höchst wahrscheinlich in Erfüllung gehen könne. Überdieſs siehet der alte und erfahrne Mann heller und bestimmter, als der Jüngling, und sein Erwartungsvermögen ist eben darum desto gröſser. Die Zeit ist seine nachdrückliche Lehrerinn gewesen. Er schöpft unmittelbar aus ihrem unermeſslichen Meere. Er ist von ihrem Wechsel genauer unterrichtet; er sieht das Vergangene, das Gegenwärtige und Künftige in einer engern Verbindung; er beziehet Alles auf concrete Erscheinungen. Der Jüngling lebt fast immer nur in der Phantasienwelt; der Alte aber lebt in der wirklichen. Er hat durch ihren langen Gebrauch und Misbrauch das Wirkliche von dem bloſs Imaginirten genau zu unterscheiden gelernt; seine Imagination ist nicht mehr die Laterna Magica, durch deren Helldunkel er in seinen Urtheilen irre geführt wird, — und darum hat die weise Natur das Alter zum Lehrmeister der Jugend bestimmt, ohne ihm die Freude zu rauben, täglich noch etwas Neues zu lernen, und an seine ältere Erfahrungen jüngere anzuknüpfen. — Der Alte hat die Erfahrung gemacht, daſs oft aus den kleinsten Ursachen sehr groſse Wirkungen und Bewegungen entstehen; dieſs spannt seine Neugierde bey den unbedeutendsten Ereignissen. Er weiſs es, daſs man, ohne sich in die Menschen, in ihre Launen und Thorheiten, in ihre guten und bösen Eigenschaften zu schicken, und ohne sich selbst zu studiren, nicht sehr für sein Glück besorgt ist. Dieſs spannt seine Aufmerksamkeit auf Andere und auf sich selbst. Er hat ferner die Erfahrung gemacht, daſs sich oft die weisesten und besten Menschen durch Schmeicheleyen, durch Geschenke, durch andere, ihren Leidenschaften gebrachte, Opfer zum Erstaunen der ganzen Welt täuschen, und gegen das Gute bestechen lassen; daſs die Larve der Jugend oft die giftigsten Charaktere und die niedrigsten Laster versteckt; daſs ein groſser Theil der Menschen im Nothfalle sich eine unerlaubte Schlauheit und Sittenheucheley vergiebt, und mit andern eben so aufrichtig, als mit sich selbst, zu Werke geht; daſs Liebe, Haſs, Leichtsinn Schwärmerey, Andächteley, Intoleranz, Stolz und Geldzeitz unter ähnlichen Umständen ähnliche Wirkungen hervorzubringen pflegt, und daſs ein jeder Mensch, bey genauem Lichte besehen, keinen gröſsern Feind als sich selbst habe; aber auch die andern Menschen wenig liebe, wenn zwischen ihm und ihnen das Band des Selbst-interesse zerrissen sey. — Dieſs Alles schärft den Geist des Greises zu einer sehr forschenden Aufmerksamkeit auf das, was um ihm herum vorgehet. Er befindet sich gleichsam auf der Schanze einer Festung, um durch seine Wachsamkeit sich und Andere gegen die List eines mächtigen Feindes zu vertheidigen.

Mit diesen Schätzen von Erfahrungen bereichert, — gleichen alte Leute dem Sammler eines Naturaliencabinets, welcher nicht mit einem Stück oder mehrern Exemplaren einer Stein- und Muschel-art zufrieden ist, sondern ihrer so viele zusammenhäuft, als er erlangen kann. Der bejahrte Mann sucht auf eben die Art die Materialien seiner Gedanken durch neue zu vermehren, und eben dadurch sein sich einmal geformtes System von Menschenkenntniſs, von Glauben oder Nichtglauben an Menschentugend, von Lebensklugheit im Umgange mit seinem Nächsten zu erläutern und fester zu gründen. Die Masse seiner Erfahrungen ist ziemlich bestimmt in einzelne Fächer getheilt. An jedem Tage muſs etwas Neues in dieses Registerbuch eingetragen werden. Er blättert sogern darinn, — weil es die anschaulichste Geschichte seines Lebens enthält, so viel frappant Ähnliches der Vergangenheit mit der Gegenwart, und doch wiederum so viel Unharmonisches zwischen beyden, so viel Altes und Neues in dem wunderlichsten Gemische, und doch immer so gemischt, daſs Eins das Andere erklärt. Den Alten ist daher ihr Gedächtniſs ein Ding von unermeſslichem Werthe; es ist gleichsam der Liebling ihrer Seele. Aber sie fürchten zugleich wegen des Alters selbst eine successive Abnahme dieser Seelenkraft, und dieses ist (b) noch ein Grund, wodurch die Neugierde bey alten Leuten zu einem so hohen Grade steigt. Sie besorgen Lücken und Leerheiten in dem Registerbuche ihrer Ideen, und sie halten es daher für eine ganz natürliche Pflicht, diesem Mangel durch eine eilige Herbeyschaffung neuer Begriffe auf alle nur mögliche Art vorzubeugen. Der gröſste Theil alter Leute ist mit der Erfahrung bekannt, — daſs sie die neuen Eindrücke leicht wieder vergessen, und gewissermaſsen nur die aus frühern Jahren für ihr Eigenthum halten können. Es giebt Greise, die uns sehr verwickelte Begebenheiten aus den Zeiten ihrer Jugend mit einer bewundernswürdigen Genauigkeit erzählen, uns weitläuftige Stellen aus alten Dichtern und Prosaikern mit classischer Richtigkeit citiren, die Geschichte der Welt vom Vater Adam an bis auf unsre Zeit, sammt Vor- und Zunamen, Geburts- und Sterbetagen der wichtigsten Personen, wie ein Gebetbuch, im Kopfe haben, die trocknen Grammatiken mehrerer Sprachen auswendig hersagen können;

aber nicht mehr wissen, was sie gestern gethan, erlebt,*) gelesen, welches Geld sie vor ein paar Stunden ausgezahlt, und welche Angelegenheit sie mit einem Freunde vor ein paar Minuten verhandelt haben.

(c) Endlich ist unstreitig der Druck der langen Weile und Furcht vor diesem Erbfeinde des Alters ein neuer Grund, warum bejahrte Leute die Jugend an Neuigkeitsliebe übertreffen. Ein groſser Theil seiner Zerstreuungen, und der schönen Abwechselungen des Lebens ist für sie nicht mehr vorhanden. Dem feurigen Jünglinge, dem hüpfenden Mädchen wurden die Jahre zu Minuten; dem Alter werden die Minuten zu Jahren. Der Schauplatz seiner Vergnügungen hat sich verkleinert, und diejenigen, welche sich ihm noch von auſsen her anbiethen, erregen bald seinen Überdruſs, weil der ungehorsam gewordene Körper seinen Antheil daran, und der eben so ungehorsame Geist die Ausschmückung der Freude versagt. Mit der verminderten Reihe jugendlicher Freude hat die lange Weile zugenommen. Wie viel selige Stunden füllte ihnen sonst das himmlische Bild der Liebe aus! Die meisten kennen es nicht mehr, und die an seine Stelle getretene Geldliebe verursacht nur Kummer und Sorgen. Die Wissenschaften bleiben zwar immer das sicherste Gegengift gegen die Langsamkeit der Stunden; aber doch nur für die, welche die Wollust des gelehrten Denkens kennen; und selbst diese ehrwürdigen Veterane klagen nicht selten über die lange Weile, und greifen oft nach höchst sonderbaren Mitteln, um diesen schwarzen

---

*) Mir ist von dieser Vergeſslichkeit alter Leute ein auffallendes Beyspiel bekannt. Ein alter, sehr würdiger Mann, grade so, wie ich seine Gedächtniſskraft beschreibe, hatte seine würdige Gattin durch den Tod verloren. Immer gewohnt, die Angelegenheiten des Hauses mit ihr zu verabreden, ging er ein paar Stunden nach ihrem Tode in ihr Zimmer — um sie zu befragen, wann und wo man ihren Tod den nachbarlichen Freunden und Bekannten notificiren solle?

Dämon zu verjagen*). Wohl ihnen, daſs sie mit allen übrigen Alten immer noch ein Beschäftigungsmittel in ihrer eigenen Neugierde finden; daſs es Zeitungen und Welthändel allenthalben giebt, und diese ihnen noch Geistesbeschäftigung gewähren, wenn sie sich auf immer von den Musen verlaſsen ſehen!

Der Hang des Alters zu Neuigkeiten ist mit jener politischen Disputirsucht über die Begebenheiten des Tages sehr nahe verwandt, und geht bey Einigen bis zur höchsten leidenschaftlichen Spannung über. Eine Art von Manie, oder politischer Raisonnirwuth, die vornämlich jetzt in den Köpfen der Menschen spukt, und die schon zu groſse Summe ihrer Lächerlichkeiten ins Unendliche vermehrt. Ihr tretet in eine Versammlung bejahrter Männer, die eben mit Auseinandersetzungen einer politischen Begebenheit emsig beschäftigt sind. Ihr errathet gleich, wovon die Rede ist; ihre Blicke sind gespannt, ihre Lippen in einer unwillkürlichen Bewegung; ihr hört zugleich mehrere, sich einander durchkreutzende Stimmen, das Geräusch eines hin- und her wogenden Meers, wobey anfänglich Keiner auf die Urtheile des Andern zu achten scheint, oder Einer den Andern muthig überschreyen will. Die Zeitungen haben schon ihre Reise durch die Hände der Gesellschaft gemacht; sie ruhen gleichsam, von den Beschwerden derselben ermüdet, auf dem Tische; mehr als ein politisches Journal ist aufgeschlagen; die Karten sind auseinandergerollt. Endlich scheint sich der Sturm des Gesprächs etwas zu legen. Einer von den redseligsten Sprechern, welchem die Natur die besten Sprach-organe verliehen hat, oder welcher den Geist der Politik, der Armeen und Cabinetter ganz durchschaut zu haben glaubt, oder, weil er zur hohen Obrigkeit des Orts gehört, das Schicksal Europens entscheiden und abwägen muſs, tritt jetzt bedeutsam hervor, und führt das groſse Wort. Allein er würde es ungern sehen, wenn es keine politischen Gegenfüſsler gäbe. Der recht ächte Politiker, — wie wir ihrer Tausende kennen, — liebt nicht immer das Echo, weil sonst die Räder seiner Unterhaltungen bald ins Stocken gerathen würden. Unser obenerwähnter Parlements-Redner stimmt für die Fortsetzung des Krieges. Die Feinde haben eben eine Schlacht verloren; — ganz Europa wird darüber jauchzen; das Te Deum wird von einem Pole zum andern gesungen werden. Nun erzählt er euch die kleinsten Umstände des Treffens so genau, als wenn er die ganze Schlachtordnung selbst geleitet hätte. Seine Augen glühen voll Freude über den glänzenden Sieg. Er setzt die siegenden Generale einem Scipio, einem Cäsar, einem Turenne, einem Friedrich an die Seite. Er sieht den fliehenden Feind, wie er sich, ohne Waffen und vom Hungertode begleitet, in die Gebirge verkriecht; er verfolgt ihn mit Eilmärschen auf der Karte, er läſst ihn noch einmal schlagen; er bauet mit magischer Geschwindigkeit Brücken und Festungen; *) er läſst

---

*) Wir haben jetzt hundert Anecdoten-Bücher aller Art; aber noch keins, welches uns die oft so ſonderbaren und charakteristischen Mittel und Methoden schilderte, wodurch groſse Gelehrte und groſse Männer sich — die Zeit zu vertreiben pflegten, und noch vertreiben. Mich dünkt, daſs ein solches Buch ein höchst interessanter Beytrag zur Erfahrungs-Seelenkunde, in mehr als einer Rücksicht, seyn müſste.

---

*) Der Capuzinerpater, Joſeph, mochte wol einer von dergeichen politischen Marktschreyern seyn. Herzog Bernhard von Weimar, Anführer der Schwedischen Truppen, schloſs den 26. October 1635 in Paris mit dem französischen Hofe einen Subsidienvertrag. Ohne die Hülfe Frankreichs wäre Deutschland verloren gewesen. Der heldenmüthige Bernhard wuſste sich am französischen Hofe überall, selbst bey dem stolzen und staatsklugen Cardinal Richelieu, welcher damahls Frankreich regierte, in Achtung zu setzen. Der Pater Joseph war Vertrauter des Cardinals, und dieser schlaue Alte mischte sich in alle politische Angelegenheiten. Er unterstand sich, dem Herzog Bernhard auf einer Landkarte mit dem Finger zu zeigen, auf welcher Seite, und auf was für Art er eine gewisse

zum Vortheile des Siegers Wälder umhauen, Berge abtragen, und das Heer mit der millionenreichen erbeuteten Kriegscasse des Feindes zu neuen Wunderthaten ausflicken. Der Sieger ist auf dem Wege nach der feindlichen Residenz. Wer jetzt Frieden schlieſsen wollte, würde nur eine lächerliche Schwäche, oder eine verdammliche Anhänglichkeit an dem Feinde verrathen, und das gerechte Miſstrauen aller gekrönten Häupter verdienen. Man muſs die Anerbiethungen des Feindes zum Frieden mit Verachtung zurückweisen. Feuer und Schwert sey die neue Losung des Tages! Man muſs auf neue Projecte denken, die Nation auszuhungern; und wenn alles dieſs nichts helfen will, so muſs man ihr doch nur aus Gnade und Barmherzigkeit ihre jetzige Regierungsform lassen. Jetzt hat sich der

---

Festung angreifen sollte. Nachdem Herzog Bernhard ihm lange mit auſserordentlicher Gelassenheit zugesehen hatte, sagte er endlich schalkhaft zu ihm: "recht gut, mein Herr Joseph; aber ihr Finger ist keine Brücke". S. Schillers historischen Calender für Damen. 1791.

Sprecher des kleinstädtischen Clubs erschöpft. Sein decisiver Ton reitzt die Gegenpartey. Diese will auf jede, selbst schimpfliche Bedingung den Frieden, und giebt ihren Wunsch mit eben der Dictatorstimme zu erkennen, mit welcher sein Antagonist auf die Fortsezzung des Menschenschlachtens drang. Der Friede liebende Politiker zählt euch die Millionen an den Fingern her, welche der verderbliche Krieg schon gekostet hat, und noch kosten wird, wenn irgend ein mächtiger Schiedsrichter nicht bald seine Flammen auslöscht. Er mahlt euch den stolzen Charakter derjenigen Cabinetter, die den Krieg begünstigen. Er schimpft auf die Minister und Feldherren, welche sich gleichsam vom Menschenblute nähren, weil der Krieg ihre Einnahmen vergrößert. Er seufzt über die Leiden der Menschheit, über den Ruin des Handels, und läßt Feuer und Schwefel auf die Urheber des Kriegs vom Himmel regnen. Er prophezeiht euch noch schrecklichere Übel, wenn man den Frieden nicht anbiethet. Er sucht durch schneidenden Witz das System seiner Gegner zu entkräften; er hält sie für Sclaven des Throns; er lobt das Betragen neutraler Mächte mit einem rednerischen Enthusiasmus, und kann es nicht begreifen, warum die ganze Welt nicht immer und ewig neutral bleibt. Jetzt verändert sich auf einmal die Scene. Ein Courier eilt durch das Städtlein. Das Kriegsglück, so wie alles Glück überhaupt, ist ein höchst veränderliches Ding. Es spielt mit den Armeen, wie das Kind mit Seifenblasen. Der Feind hat wiederum einen wichtigen Sieg erfochten. Die friedliebenden und neutralen Mächte der Assemblée wiederholen jetzt mit vermehrter Beredtsamkeit die Gründe ihres Systems; sie stürmen ihren Antagonisten siegreich entgegen, und diese sinken einige Augenblicke in ein dumpfes Hinbrüten über den höchst fatalen Vorfall. Jetzt erhebt sich ihr kreischender und lärmender Widerspruch. Die ganze Begebenheit wird rasch weggeläugnet; der Sieg des Feindes ist bey seinen geschwächten

Kräften und seinen unvortheilhaften Stellungen durchaus unmöglich gewesen; ein so zerrissenes Heer kann nicht fechten; — wenigstens muſs man erst officielle Nachrichten erwarten; die gerechte Sache wird siegen; unruhige und gefährliche Köpfe verbreiten dergleichen Gerüchte zum Vortheile des Feindes, und man sollte den Zeitungsschreibern auf die Finger klopfen, die solche absichtlich ersonnene Erzählungen aufnehmen. — Aber leider wird bald darauf der Sieg des Feindes von allen Seiten her bestätigt; er ist sehr weit vorgedrungen; er hat ungeheure Verstärkungen erhalten; ein paar Festungen müssen in kurzer Zeit fallen. Der wilde Enthusiasmus der Sieger ist auſs Neue erwacht. — Nun sehet ihr die kriegführenden Staaten des Clubzimmers andere Maaſsregeln ergreifen. Die Generale, welche sich schlagen lieſsen, müssen abgedankt oder arquebusirt werden; man muſs in den Cabinettern die Spreu von dem Weitzen sichten; den Feind in einen Hinterhalt locken; seine Feldherren auf eine gute Manier zu gewinnen suchen; neue Subsidientractate schlieſsen, neue Flotten ausrüsten, und durch eine magische Kraft aus einem Haufen Goldes neue Menschen hervorzaubern. —

Ihr seht, diese Politiker herrschen über alle vier Welttheile der Erde, und ohne sie würde das Gleichgewicht derselben nicht wohl bestehen können. Der vortrefflichste und edelste Fürst ist ihr Feind, wenn er nicht ganz nach ihrer politischen Orthodoxie handelt. Sie allein glauben die Verdienste der Regenten richtig beurtheilen zu können. Sie setzen die Regierungsformen und Regierungsmaximen fest; sie nehmen den Ministern ihre Stellen, und lassen die Fürsten sterben, die nicht in ihr System passen. Sie augmentiren die Heere; sie mustern die Lager der Feinde und Freunde; sie wiegen die Finanzen und das Interesse der entferntesten Staaten ab; ihr Scharfblick dringt in den tiefsten Hintergrund der Cabinetter; sie ahnen das schon im Voraus, woran noch kein Staatsmann gedacht hat; sie sind gleichsam allwissend und infaillibel. — Hat endlich die Güte des Himmels den Frieden geschenkt, oder ist man des ewigen Gesprächs über Krieg und Frieden müde: so nehmen die Unterhaltungen dieser politischen Wortkrämer eine andere Wendung. Nun wird die traurige Polizey der hohen Pforte getadelt, welche jährlich einige tausend Häuser in der Residenz ruhig verbrennen läſst; nun werden die Fehler der Handelstractaten groſser Mächte strenge und scharf geprüft, die Ursachen und Absichten der Reisen und Verheirathungen groſser Herren bekrittelt; neue Vermuthungen ausbrechender Kriege gierig aufgefaſst. Nun muſs ihnen der humoristische Britte die possierlich-ernsthafte Sittengeschichte seines Lebens, seine Wettrennen und Hahnenkämpfe; der hüpfende Franzose seine faden Witzeleyen und Luftstreiche erzählen. Steckbriefe, Medicinal-anzeigen und Wunderkuren, neue Propheten und neue Quacksalber, Sterbelisten, Beförderungen und

Citationen stehen jetzt auf der Tagesordnung. Man glaube ja nicht, daſs die Mitglieder des politischen Zirkels bey solchen Kleinigkeiten lange Weile empfinden; sie verhandeln diese Gegenstände mit eben dem Feuer, mit eben der Spannung, womit sie vorher das Schicksal ganzer Nationen, und ganz Europens abzuwiegen pflegten.

Ich schlieſse diesen Abschnitt über die politische Neuigkeitsliebe des Alters mit einigen Bemerkungen über den leidenschaftlichen Antheil, welchen in unsern Zeiten viele, gröſstentheils bejahrte Frauen an der französischen Revolution und Regierungsform nahmen. Ich schicke hier eine Stelle voraus, welche mir zufälligerweise Gelegenheit zu meinen nachstehenden Untersuchungen jener Erscheinung gegeben hat, und die ich unlängst in dem öffentlichen Blatte eines ungenannten Verfassers gefunden habe. "Sonderbar scheint es vielen", sagt dieser Mann, "daſs grade die Advocaten und Ärzte die eifrigsten Democraten sind; allein beyde sind mit den

Krankheiten der menschlichen Gesellschaft am bekanntesten, finden den Ursprung derselben — gröſstentheils im barbarischen Aristokratismus oder in der verfehlten Polizey: daher ihr reges sympathetisches Gefühl mit der Unrecht oder Noth leidenden Classe" u. s. w. "Dann ist der Hauptgegenstand des Studiums der Ärzte — Natur — Wahrheit in der Sinnenwelt: Menschenmeinungen, nicht Schein — nicht Flickwerk der Ideen." u. s. w. "Die Materie und Form dieses Studiums wird ihnen nach und nach geläufig, endlich der Hauptton ihrer Seele, mit dem dann die politischen Dissonancen nicht mehr harmoniren. Ihre Subsumtionen nähern sich mehr der Natur, und nur jene Kunst ist ihnen recht, die dieser am nächsten entspricht. Dieſs finden sie in den wenigsten Verwaltungen des Staats: und — daher ihr Democratismus.

Die hier angegebene Erscheinung ist natürlicherweise nicht allgemein, und kann auch nicht allgemein seyn. Auch die hier angeführten Gründe: — warum die Ärzte und Rechtsgelehrten sich in neuern Zeiten so leidenschaftlich für die Revolution erklärt haben sollen, reichen lange nicht zu, das Phänomen, wenn es auch in seiner ganzen Ausdehnung wahr seyn sollte, psychologisch zu erklären; so wie uns überhaupt jene Äuſserung des unbekannten Verfassers eine kaum halb wahre Behauptung, mit kaum halb wahren Gründen unterstützt, zu seyn scheint. Es ist gewiſs so gut wie entschieden, daſs die so merkwürdige politische bis jetzt noch in ihren Folgen so schreckliche Umwandlung der Dinge nicht sowohl aus feuriger Menschenliebe, sondern vielmehr aus Eigennutz, und vermöge des ächt revolutionnairen Grundsazzes: "profitons du trouble!" — soviel Freunde und Günstlinge gefunden hat, und daſs es nicht bloſs unter den Ärzten und Juristen, sondern unter allen Menschenclasen Leute genug gab, die, weil sie durch die Revolution Nichts verlieren, Viel aber gewinnen konnten, ihr das Wort redeten. Die

Erscheinung, daſs so viele Frauen in neuern Zeiten ein Gleiches thaten, ging wohl noch aus andern Gründen, als aus bloſsem Eigennutz hervor, ob er gleich auch bey einigen wirksam genug im Hintergrunde liegen konnte. — Überhaupt aber lehrt es die Geschichte aller merkwürdigen Begebenheiten in allen Jahrhunderten, daſs die Weiber immer darin verwickelt waren; daſs, wenn sie jene Begebenheiten auch nicht zuerst veranlaſsten, doch gemeiniglich die Triebfedern derselben insgeheim leiteten, dem Erfolge derselben diese und keine andere Richtung gaben, und auf diese Art nicht selten das Schicksal und die politische Schöpfung ganzer Nationen entschieden.

Wenn wir die Gründe weiblicher Anhänglichkeit an dem französischen Revolutionsgeiste untersuchen, so wird man hier wohl nicht eine Abhandlung erwarten: welche von den vielerley Regierungsarten, die seit dem Anfange der Welt bis jezt bekannt geworden sind, die beste, vollkommenste und zweckmäſsigste sey. Diese Untersuchung gehört nicht hierher. Auch werden die Staatsmänner und Philosophen nie aufhören, sich über das Bessere oder Nichtbessere einer Regierungsform zu streiten, indem die ganze Sache als ein politisches Problem nur bedingungsweise beantwortet werden kann. — Hier ist bloſs die Frage: warum die Weiber in unsern Zeiten, nicht bloſs in Frankreich, als dem groſsen Treibhause republicanischer Grundsätze, sondern auch in allen andern Staaten, einen oft so leidenschaftlichen Antheil an dem Anfange und Fortgange der Revolution genommen haben? Ich erkläre mir dieſs Phänomen aus folgenden Ursachen.

(a) — Aus dem Reitze der Neuheit, — der sonderlich bey neuen Begebenheiten in der wirklichen Welt eine Allgewalt über das menschliche Gemüth äuſsert, und bey lebhaften Charakteren, dergleichen die der Weiber sind, Alles gilt. Es liegt für solche Gemüther eine Art Wollust darin, sich gleichsam in ein neues Daseyn, in eine neue Welt von Ideen und Empfindungen versetzt zu sehen: theils deſswegen, weil das Alte, Alltägliche und Gewöhnliche nichts Piquantes in seinem Genusse gewährt: theils auch daher, weil alles Neue der Phantasie ein Spielwerk giebt, die Neugierde in einem hohen Grade nährt, und zugleich den Blick auf die kommende Entwickelung der Dinge mit Gewalt hinreiſst. Die Geschichte der Revolution both der weiblichen, so leicht entzündbaren Phantasie ein Gemälde von unzähligen Farben und Schattirungen dar. Das Bunte, Glänzende, Rasche, Kühne und Originelle gefiel ihr in der groſsen Reihe ganz ungewöhnlicher Dinge, weil sie dadurch auf eine überraschende Art gespannt und beschäftigt wurde. Selbst Mord, Feuer und Verwüstungen gehörten zu diesem fürchterlichen Gemälde, wenn das Gefühl durch so mancherley Contraste zugleich gerührt und erschüttert werden sollte. So eine wunderbare, in allen ihren Theilen so abwechselnde, so seltsam in einander geschlungene Tragi-comödie hatte die Welt noch nicht gesehn, und es ist nicht bloſs ein scherzhafter, sondern auf die Natur der Sache gegründeter Einfall, wenn wir die Anhänglichkeit der Weiber an der französischen Revolution mit daraus erklären, weil es dabey zu gleicher Zeit so viel zu weinen, und so viel zu lachen gab.

(b) — Aus dem Interesse, welches das weibliche Herz so leicht an den Schicksalen derjenigen nimmt, die man unterdrücken will, die man unmenschlich gedrückt hat, und die endlich ihr Joch kühn abzuschütteln suchen. Die weibliche Gutmüthigkeit fragt sich hierbey nicht immer, ob die Art und Weise, wie sich der Gedrückte frey machen will, die rechte, menschliche und erlaubte sey, oder ob er wohl gar nur nach einem Luftbilde von vollkommner Freyheit hasche, die der Mensch überhaupt bey keiner einzigen Regierungsform erwarten darf und erwarten kann? Jene Gutmüthigkeit folgt fast immer dem ersten Eindrucke ihres Mitleidens und ihrer instinkt-artigen Menschenliebe, und erklärt sich daher so leicht für den, welchem man wirkliche Leiden bereitet, oder welcher sich auch nur, ohne es zu seyn, für unglücklich hält. — Überdieſs scheinen es die Weiber besser zu wissen und tiefer zu fühlen, was Druck und Unterjochung heiſst, da sie fast immer darunter leben müssen, sich es lebhafter vorstellen, wie einem Freygewordenen zu Muthe seyn müsse; und da überhaupt ihr Freyheitsgefühl durch ihren Druck eher gereitzt, als getödtet seyn mag. Mich dünkt, daſs diese Umstände die Urtheile der Weiber über die Revolution nicht wenig geleitet haben, und daſs man daher diese Urtheile gewiſs nicht immer einer Bösartigkeit des weiblichen Herzens, sondern einem ganz natürlichen und schuldlosen Charakterzuge desselben, nämlich einer unverdorbenen Humanität, zuschreiben müsse. Da die Frauen gefliſsentlich von politischen Einwirkungen und Thathandlungen abgesondert wurden, und einer so groſsen Menge von Unglücklichen nichts, als Thränen, schenken konnten: so suchten sie ihrem Herzen durch freye Urtheile Luft zu machen, und wenigstens die Gewalt zu behalten, ihre individuellen Gefühle ausdrücken zu dürfen.

(c) — Aus einer eben so natürlichen, von ihrem menschlichen Herzen veranlaſsten, Erbitterung gegen den Krieg. Ich denke mir hier vornämlich diejenigen Weiber, — welche entweder aus Unkunde politischer Verhältnisse, oder aus miſsverstandenen, unreifen Raisonnements, oder aus einem sich selbst gebildeten Systeme der Politik den Krieg gegen die Republik für ein ungerechtes, zweckwidriges und grausames Unternehmen hielten, und mithin alle schreckliche Folgen desselben allein den Feinden der neuen Reform zuzuschreiben pflegen. Dieſs war freylich nur eine sehr einseitige Beurtheilung der Sache; aber sie leitete das Herz dieser Frauen, ohne daſs sie es böse gemeint hätten, von ihrem Vaterlande ab, und wandte es dem, ihrer Meinung nach, ungerecht behandelten Feinde zu. Der ihnen ungerecht scheinende Krieg hatte ihnen so viel Kleinodien des Herzens geraubt. Ihre Gatten, Kinder, Väter, Brüder und Geliebten waren auf dem Schlacht-felde begraben worden, oder in eine traurige Gefangenschaft gerathen. Ihre Zurückgebliebenen hatten vielleicht nichts als Thränen, Kummer und Sorgen geerbt; — Hunderttausende werden noch fallen, weil man noch keinen Frieden will. Dieſs zerreiſst das weibliche Herz. Die Frauen fragen bey diesem Gefühle wenig danach, ob der halbe Erdkreis ein Raub des raubgierigen Feindes wird, wenn man nur auf jede Bedingung die Ruhe zurückführen wollte. Ihre Wünsche machen sie bisweilen gegen ihr eigenes Vaterland ungerecht; sie nehmen Antheil an den Siegen des Feindes, und rächen sich gleichsam an den gegen ihn Bewaffneten durch ihre freyen und sarkastischen Urtheile.

(d) — Aus einer ihnen schon von Kindheit an eingepflanzten Vorliebe für eine Nation, welche man bisher für die gebildetste, feinste und aufgeklärteste der ganzen Welt gehalten hatte. Die Erzieherinnen dieser Frauen waren vielleicht selbst Französinnen gewesen, und waren also selbst französisch erzogen worden. Nun können sie es nicht begreifen, wie ein so hochgerühmtes Volk, dessen Sitten und Gebräuche noch jetzt von ganz Europa so sclavisch nachgeahmt werden, dessen Moden noch jetzt das Gesetzbuch der geschmackvollen Welt sind, dessen Sprache immer noch, selbst mit Vernachläſsigung der Muttersprache, in allen gebildeten Ständen geredet und geschrieben wird, — daſs ein Volk, dessen Literatur wir so gierig verschlingen, zu welchem noch vor kurzen unsere Groſsen und unsere Literatoren zur Vermehrung ihrer Kenntnisse und zur Verfeinerung ihrer Sitten wallfahrteten, — auf einmal so ganz ausarten, so ganz in seiner Staatskunst irren, und so tief unter alle Menschheit herabsinken könne, wie es gemeiniglich von seinen Feinden geschildert wird. Die Vorliebe dieser Frauen für ihre liebe französische Nation steigt oft bis zu einem wilden Enthusiasmus. Es gefällt ihnen durchaus nichts, was nicht aus Frankreich kommt; ihr Geist ist in diesem Lande wie eingeboren, und dieser blinden Vorliebe ist es denn auch wohl sehr gleichgültig, ob ein König — oder ein Consul dies Land regiert.

(e) — Aus einem dem andern Geschlechte so gewöhnlichen Geiste des Widerspruchs, der bey der gegenwärtigen groſsen Umwälzung der Dinge auch eine Stimme verlangt. Von einem Ende der Welt bis zum andern wird jetzt über keinen noch so erheblichen Gegenstand so viel, so lebhaft und so anhaltend raisonnirt und deraisonnirt, als über die Politik. Die politischen Gespräche aller Art und in allen Ständen gleichen einer allgemein herrschenden Epidemie. Die Weiber werden natürlicherweise in diesen Strudel mit hineingerissen; sie wollen und können dabey nicht schweigen; aber man kann auch nicht von ihnen verlangen, daſs sie allem dem, was gegen die Revolution gesagt wird, ihren blinden Beyfall schenken sollten. Die klügern, lebhaftern, aufgeklärtern, oder sich auch nur klüger dünkenden fangen an, mit Kühnheit zu widersprechen; entweder um mit ihrem hellern Verstande und mit einer darauf gegründeten Bedeutsamkeit in Gegenwart ihres und unsers Geschlechts zu glänzen; oder um sich über die Begebenheiten des Tages Unterricht und Belehrung zu verschaffen, oder auch, um so manche, schiefe, einseitige und erhitzte Urtheile und Bannflüche gegen die Revolution zu berichtigen. Es würde ihnen zu viel Überwindung kosten, nichts zu sagen, wenn unsere Politiker bey ihren Erbitterungen gegen einmal nicht zu ändernde Dinge bisweilen alle Menschenliebe und alle Logik vergessen, und sich Orakelsprüche und Urtheile erlauben, die man, ohne über die arme menschliche Vernunft zu erröthen, nicht anhören kann. Die Frauen haben bey

Angelegenheiten, denen sie ihre Aufmerksamkeit schenken, oft einen richtigern und gesundern Blick, als wir Männer; sie fassen den entscheidenden Punct der Streitfrage, das zu Viel oder zu Wenig der Entscheidung blitzschnell auf, und ich habe in sehr vielen Fällen die Weiber viel gescheiter, scharfsichtiger und unparteyischer über politische Vorgänge, als manchen noch so erleuchteten Staatsmann und Staatslehrer sprechen gehört.

(f) — Aus einem bloſsen Nachklange der Urtheile ihrer Männer über die vermeintliche Herrlichkeit der französischen Revolution, Die Frauen glauben bey politischen und religiösen Gegenständen gemeiniglich das, was ihre Männer oder ihre Liebhaber glauben, und sie accommodiren sich hierin so leicht und bald nach deren Ideen, daſs sie sich nachher nicht wieder heraus finden können. Sie unterschreiben Alles, was der geliebte Hausherr, oder Hausfreund, sein System nennt. Nichts ist natürlicher; denn die Liebe bindet sogar den Verstand der Menschen, und endlich sogar die verschiedensten Meinungen, und die lautesten Widersprüche in einen Knoten zusammen, zumahl wenn ihre Wünsche, warum gewisse Begebenheiten so und nicht anders erfolgen müſsten, mit einander sympathisiren. Wenn die Männer ihre politischen Glaubensformeln ändern, so pflegen es gemeiniglich die Frauen auch zu thun. Denn in Absicht dieser Gattung menschlicher Kenntnisse trauen uns die Weiber immer noch den meisten Forschungsgeist zu, weil sie glauben, daſs der Mann eigentlich ganz für die politische Welt geschaffen sey.

(g) — Endlich aus dem leidenschaftlichen Wunsche vieler anderen Weiber: überall Revolutionen zu sehen und zu erleben. Dies sind die eigentlichen Enragées ihres Geschlechts, und die, deren Freyheitsgeist unstreitig aus unlautern Absichten entspringt. Sie denken die, ihrer Meinung nach, zu sehr geschmälerten Rechte ihres Geschlechts wieder zu erobern, wenn Alles bunt durch einander läuft. Das fast in allen seinen Theilen so unhaltbare und luftige System von Freyheit und Gleichheit zeigt ihrer Phantasie ein sehr anlockendes Gemälde für ihre Sinnlichkeit, ihre Habsucht, ihren Ehrgeitz und ihre Coquetterie. Die Ungebundenheit der Sitten entbindet sie von allen Zwangsgesetzen und von jeder ihnen lästigen Pflicht. Sie sind nun nicht mehr die Sclavinnen eines moralischen Publicums. — Sie können mit den Männern, selbst im Ehestande, wechseln, — so viel Intriguen der Liebe beginnen, sich so viel Abänderungen in ihren Grundsätzen, ihrer Religion erlauben, so viel sie wollen; sie können nun ganz nach ihrer Phantasie leben. Sie theilen sich schon im Voraus die Rollen zu, welche sie in der neuen Ordnung der Dinge zu spielen denken.

Lebensklugheit des Alters. — Grundsätze und Handelsweisen desselben.

Vornehmlich bey der Wahl seines Umgangs und seiner Freunde — bey der Berechnung und Abwägung äuſserer Vortheile; der Zukunſt und der Folgen der Dinge; — bey seiner Selbstbeherrschung.

Diejenigen, welche dem Alter Lobreden gehalten, und die ihm gemachten Beschuldigungen widerlegt haben, beziehen sich vornehmlich auf den hervorleuchtenden Vorzug seiner Lebensphilosophie und Lebensklugheit, und zwar von Rechtswegen; — gesetzt auch, daſs das Verdienst jener Lebensklugheit ihm durch die lange Reihe unvermeidlicher Erfahrungen nur aufgedrungen wurde. Nachstehende Zeilen sollen kein absichtlicher Panegyricus seyn, um dadurch etwa manche vorhergehende freyere Urtheile über das Alter zu mildern. Der Charakterzeichner eines moralischen Gemäldes muſs alle Seiten, wenigstens die hervorstechendsten derselben, und zwar die guten eben so unparteyisch als die fehlerhaften, aus einander setzen, wenn man seine Arbeit für eine wirkliche Zeichnung aus der wirklichen Welt halten soll; ja der Zeichner wird sich sogar in Absicht aller reinen Grundsätze seiner Kunst in leere Hypothesen verlieren, wenn er nicht durch eine strenge Vergleichung aller Theile das wahre und richtige Urbild des zu beschreibenden Ganzen so darzustellen weiſs, wie es seine Lehrerinn, die Natur, verlangt, und verlangen kann.

Man könnte die Lebensklugheit des Alters den Triumph der Menschheit nennen. So lange hatte es Ideen gesammelt, so lange gewirkt, gekämpft und gelitten; so lange Lasten getragen und Lasten zu tragen gelernt; so viel Proben und Versuche mit sich und Andern gemacht; so viel Täuschungen aller Art erfahren; so viel tausend Menschen mit einander verglichen; so viele Erschütterungen und Abwechselungen in der physischen und moralischen Welt erlebt, — bis es durch die Spiele und durch den Ernst des Schicksals, wie ein edles im Feuer geläutertes Metall, zu seiner hohen, sich selbst genügenden Lebensweisheit gereift war. Nun sollte der schöne Lebensbaum des Alters seine herrlichen Früchte tragen. Dies war sein groſses und bleibendes Ziel. Darum hatte die Natur diesen Baum mit so vieler Sorgfalt und mütterlicher Zärtlichkeit in den Garten der Welt gepflanzt; darum hatte sie ihn unter den Wechsel der Jahrszeiten so glücklich heranwachsen und gedeihen lassen; darum hatte sie den regen Trieb der Fruchtbarkeit in denselben gelegt. — Das Alter hat endlich über die groſse Reihe der Thorheiten, die aus der

Lebhaftigkeit des Bluts und aus dem noch unreifen Verstande der Jugend hervorgingen, gesiegt. An die Stelle der abgeschiedenen jugendlichen Leidenschaften haben sich zwar andere Affecten hingedrängt; aber es hat dennoch, nach einem jahrelangen Hin- und Herschwanken, einen bestimmtern Charakter angenommen. Es hat nun erst die groſse Kunst des Lebens gelernt, die den Jünglingen meistentheils ein Geheimniſs war; wenigstens gehet es fast immer auf einer sicherern Lebensstraſse, weil es seine Reise mit gröſserer Vorsicht fortsetzt, und überall Stoff zu neuen Lebensmaximen sammelt. Man könnte sagen: daſs das Alter durch die unendliche Menge der Erfahrungen sein eigener Schutzgeist geworden ist, indem es zu seiner Sicherheit Alles aus sich selbst hernimmt, sich selbst die Gesetze der Klugheit vorschreibt, und durch seinen Scharfblick selbst einen Theil der Zukunft nach seinem Willen lenkt.

Ich werde meinen Lesern in diesem Abschnitte die Elemente und Grundmaximen vorzeichnen, welche eigentlich die Lebensklugheit des Alters ausmachen. Indem ich ihnen dieses Gemälde hinreiche, gebe ich ihnen zugleich Winke, wie jene Lebensklugheit im Alter nicht nur erworben, sondern auch erhalten werden muſs, wenn wir die richtige und allein sichere Lebensbahn in unsern spätern Jahren nicht verfehlen wollen.

Die Lebensphilosophie des Alters zeigt sich

(1) in der geprüften Wahl seines Umganges und seiner Freunde, in der Vorsicht, Verbindungen des Herzens zu schliessen und zu unterhalten. Der Jüngling wirft sich unbefangen und sorglos in die Arme eines jeden, der ihm gefällt. Seine Sympathie erwacht blitzschnell; seine Freundschaft ist das Werk eines Augenblickes: wer mit ihm froh seyn will; wer ihn mit Scherz und launigen Einfällen unterhält; wer ihm die Zeit vertreibt; wen er bey seinen Lie-

beshändeln, bey seinem Spiel und als seine Tischgenossen gebrauchen kann, der ist schon der Vertraute seiner Seele. Er giebt oft mit unbeschreiblichem Leichtsinne sein Herz an Menschen hin, die er nur von ihrer Auſsenseite kennt. Seine unruhigé, voreilige und zügellose Lebhaftigkeit erlaubt es ihm selten, eine genaue Prüfung derjenigen Menschen anzustellen, die sich sein Vertrauen erschlichen haben. Der erste Eindruck hat einmal entschieden, und die jugendliche Urtheilskraft ist noch nicht reif genug, den reellen und rechtschaffenen Mann von dem Geck und Bösewichte zu unterscheiden. Er hält die meisten Menschen für gut, weil er selbst von Natur gutmüthig, gerade und einfach ist, und weil der Mangel an Erfahrungen seine Unbefangenheit hierbey unterhält; — oder er hat auch eine so erhabene Idee von seinem Verstande, daſs er keine Sittenheucheley, keinen Betrug, keine Überlistung von Andern befürchtet, während diese vermöge ihres Eigennutzes, ihrer Schlauheit und ihres ſeinen Studiums des menschlichen Herzens, den geraden Sinn und den Selbstdünkel junger Leute ohne Unterlaſs miſsbrauchen, und grade da ihre Kunstgriffe am meisten wirken lassen, wenn und wo der Jüngling am sichersten zu stehen glaubt. — Das Alter hingegen wählt einen viel richtigern Weg. Es hat, um mich so auszudrücken, in dem Fegefeuer des Lebens sein Vertrauen zu den Menschen verloren. Es ist schlauer, vorsichtiger und hartherziger geworden; seine Seele schlieſst sich nicht mehr so leicht, wie sonst, auf; sie muſs lange gebeten und gestreichelt werden, ehe sie einen neuen Fremdling aufnimmt. Sie läſst sich nicht so, wie beym Jünglinge, durch die Eindrücke einer gefälligen Physiognomie, einer äuſsern Liebenswürdigkeit und Feinheit des Betragens bestechen, so wie sie überhaupt gegen äuſsere Gefälligkeit und Gefallsucht Anderer sehr leicht Argwohn schöpft. Das Alter will erst mehrere Proben von dem

Charakter, den Sitten und der Denkungs-art derjenigen Menschen haben, mit denen es einen vertraulichen Umgang beginnt. Es beobachtet sie vorher lange; es läſst sie von Andern beobachten; es forscht und fragt hierbey nach allen Umständen; es wiegt die Berichte hierüber mit gröſster Genauigkeit ab; die kleinste Zweydeutigkeit in dem Betragen seiner neuen Freunde macht es im hohen Grade miſstrauisch; es warnt sich augenblicklich selbst, ehe es eine neue Verbindung schlieſst; es überdenkt genau, wie das Publicum darüber urtheilen werde, und es geht hierbey so vorsichtig zu Werke, daſs eine schon so gut wie geschlossene Verbindung immer noch auf eine schickliche Art wieder zerrissen werden kann *).

---

*) Huarte hat in seiner Prüfung der Köpfe eine Stelle des Aristoteles mit Recht getadelt, worin dieser letztere dem Alter sein argwöhnisches Wesen als einen Fehler vorrückt. „Argwohn und Miſstrauen, sagt Huarte, entspringen aus Erfahrungen, welche es in Absicht der Bosheit

Dem Alter kommt bey der bedächtlichen Wahl neuer Freunde seine Langsamkeit und Härte des Temperaments sehr zu Statten. Es liegt schon in seiner Natur, nicht gern Andern entgegen zu kommen, damit es nicht das Ansehn habe, daſs man die Gunst derselben, durch eine verschwendete Gefälligkeit erkaufen wolle. Bejahrte Leute sind gegen das Alter selbst und gegen die Jugend gleich verschlossen und zurückhaltend; gegen das Alter darum, weil sich betagte Leute überhaupt ungern in einander schicken, weil ihr gegenseitiger Eigensinn, ihre mürrischen Launen, ihre Art zu leben, zu denken, und zu glauben mit einander

---

anderer Menschen und ihrer Betrügereyen gesammelt hat, und aus seinem Rückblick auf seine eigenen Jugendlaster und Jugendschwächen." Es ist sehr natürlich, daſs das Alter nachher in seinen Urtheilen über Andere immer von diesem Maſsstabe ausgeht. Es weiſs aus eigener Erfahrung, wie schwach der Mensch ist, und unter welchen Umständen er am — schwächsten seyn wird.

selten harmoniren; gegen die Jugend deſswegen, weil ihr Ernst, ihre Kälte und ihr Stolz sich nicht mit der jugendlichen Lebhaftigkeit und dem jugendlichen Flattersinne verträgt, und sich das natürliche Miſstrauen des Greises mit der Offenherzigkeit des Jünglings überhaupt nicht wohl vereinbaren läſst. Alte Leute fühlen sich daher selten gedrungen, sich bey der Wahl ihrer Freunde zu übereilen, und gehen gemeiniglich mit Austheilung ihrer Herzen eben so haushälterisch und vorsichtig, als mit der Ausgabe ihres Geldes zu Werke. — Der Verlust so vieler alten Bekannten und Freunde, an denen ihre Liebe und Vertrauen hieng, und die ihnen in die Ewigkeit vorangegangen sind, macht sie bey der Wahl und Errichtung neuer Verbindungen noch schüchterner und bedächtiger. Sie sehen sich nach und nach von der Welt verlassen; die jüngere Generation besitzt ihren Beyfall und ihr Zutrauen nur in einem geringen Grade; und sie wählen daher um so schwieriger neue Freunde. Sie erwarten nicht mehr einen hinreichenden Ersatz des Verlorenen, oder suchen es auch wohl aus Verdruſs und Unlust deſswegen nicht auf, weil sie es doch nicht lange mehr genieſsen können. —

In der Erhaltung ihrer freundschaftlichen Verbindungen handeln sie gleichfalls mit mehrerer Lebensweisheit und Vorsicht, als die Jugend, und gehen auch hier einen viel sicherern Weg, weil sie ihre Freunde lange und genau geprüft haben. In ihrer Freundschaft sind sie meistentheils fest und getreu; sie haben sich lange an die Lieblinge ihres Herzens gewöhnt: sie können ohne sie kaum mehr leben. Diejenigen, welchen sie einmahl ihr Herz geschenkt haben, können fast immer gewiſs auf die Fortdauer ihrer Zärtlichkeit rechnen. Es giebt, auſser der Liebe, keine herzlichere und glücklichere Bande menschlicher Seelen, als die, welche die Freundschaft mit einander alt gewordener Leute knüpft. Hier findet man noch die schönen und hohen Begriffe von dem gegenseitigen, uneigennützigen und vertraulichen Herzensverein, von jenen stillen und groſsen Aufopferungen ganz für einander lebender Freunde, wovon uns die Alten der Vorwelt so bezaubernde Gemälde hinterlassen haben. Mit rührender Bewunderung haben gewiſs wenigstens einige meiner Leser und Leserinnen Beyspiele solcher edeln und glücklichen Freunde gesehn. Sie überraschen sich einander durch die Zubereitung froher Stunden; sie helfen sich einander mit Aufopferung eigener Vortheile aus der Noth; sie verabreden mit einander das Glück und das Fortkommen ihrer Kinder. Ihre Seelen machen nur ein Ganzes aus. Keiner hat für den andern ein Geheimniſs; jeder erräth schon von fern her den Kummer des andern; keiner trägt seine Lasten und Beleidigungen allein. Sie können beyde ihre Fehler, Eigenheiten und Charakterschwächen haben; aber die Herzen zweyer Verliebten berühren sich kaum in so vielen Puncten, als die ihrigen. Die Freundschaft, die seit so vielen Jahren ohne Falsch und Heuchelsinn fortgedauert hatte, verjüngt gleichsam ihr Alter, begeistert sie zu ihren Arbeiten, gieſst Balsam in ihre Wunden. Zerreiſst der Tod ihre glücklichen Bande, so ist aller Frohsinn ihres Lebens dahin. Es hat Greise gegeben, die sich einander nicht überleben wollten. Der Schmerz des einen über den Tod des andern beschleunigte seinen Hingang zu einer Welt, worin es für sie keine Trennung mehr geben wird.

Da alte Leute weniger von dem Leichtsinne und den leidenschaftlichen Aufwallungen, als die Jugend, getrieben werden: so behandeln sie auch gemeiniglich ihre Freunde mit mehr Delicatesse und Schonung. Die Lebensklugheit gebiethet ihnen, Fehler zu vergeben, und da nichts zu bemerken, nichts zu ahnen, wo der Jüngling hochsinnig aufbrauset. Die Freundschaft alter Leute wird nicht so sehr durch Zanksucht und Beleidigungen, als die der Jugend, bestürmt, und ist deswegen fast immer von längerer Dauer;

denn Güte des Herzens und Klugheit des Lebens reichen sich hierbey einander die Hände. Dahingegen sehen wir zwischen Jünglingen so manche Freundschaft blitzschnell entstehen, und eben so leicht wieder verschwinden, weil sie eben so wenig die Kunst der Schonung gelernt haben, so wenig ihnen überhaupt die Lebens-philosophie ein rechter Ernst ist, so lange der Anstofs der Leidenschaften über sie herrscht. Eine Herzensverbindung, welche der Ewigkeit zu trotzen schien, und unter den heiligsten Schwüren gegenseitiger Treue errichtet wurde, ist morgen nicht mehr. Ein Zwist im Spiele, eine Spötteley, ein kleiner Rausch kann alle Bande einer gegenseitigen Liebe auf immer trennen. Oft gehen sie von den zärtlichsten Umarmungen wenige Minuten nachher in die feindseligsten Beleidigungen über; und eben diejenigen Freunde, welche sich einander ihre Hände auf Tod und Leben reichten, sind fähig, sich kurz darauf auf dem Duellplatze zu morden. Alte Leute hingegen, die sich einmal lieben, gründen ihre Freundschaft nicht blos auf Sympathie, sondern auch auf den noch festern Grund der Achtung. Sie betrachten sich als neben einanderstehende Theilhaber an den Erfahrungen, Stürmen und Freuden des Lebens, als Krieger und Überwinder, die mit einander so manche Gefahr, so manchen Kampf bestanden haben, und nun gemeinschaftlich auf den Tummelplatz der Welt zurückschauen können.

Die Lebensphilosophie alter Leute äufsert sich (2) — in einer fast immer sehr richtigen Berechnung und Abwägung ihrer äufsern Vortheile, und zwar (a) in einer vorsichtigen Behauptung ihres Ansehns und ihrer Ehre. Es liegt ihnen fast Alles daran, in dem Publicum Rang, Würde und Einflufs zu behalten. Das ganze Leben mancher Alten beschäftigt sich nur mit diesen Dingen, und ihre einzige Beschäftigung ist oft selbst am Grabe ein unersättlicher Stolz. Aber es ist auch wahr, dafs sie gemeiniglich auf dem Wege der Ehre behutsamer, als der rasche Jüngling, fortschreiten. Ihr Ehrgefühl ist in den meisten Fällen zarter, lebendiger und bedachtsamer, als das seinige. Dieser trägt die Achtung für seine Ehre oft nur im Munde, und seine Betheurungen werden dann wie der Rauch vom Winde verwehet; — oder er will sich Achtung erstürmen und erkünsteln; oder er gebraucht wol gar Zorn und Härte hierbey zu seinen Gehülfen, und verfehlt daher auf beyden Seiten die rechten Mittel zur Behauptung seiner Menschenwürde. Der Alte fühlt den Ehrtrieb in seinem ganzen Wesen; er ist in alle seine Gedanken verflochten; er behandelt ihn daher zu seiner eigenen Befriedigung mit mehr Delicatesse und mit einer sorgsamern Pflege. Der Alte berechnet hierbey alle seine Schritte; ein einziger Fehltritt könnte ihm das Gelächter der Welt zuziehen; er gleicht dem Wanderer, welcher mit gröſster Behutsamkeit über den schmalen Steg eines tiefen Grabens schreitet. Das Publicum ist überhaupt in seinen Augen ein strenger und hellsehender Critiker, den man, ohne bestraft und verachtet zu werden, nicht beleidigen darf. Der Jüngling hingegen setzt sich über die Urtheile desselben nur gar zu leicht hinweg; er will nicht der Sclave fremder Meinungen seyn. Er handelt daher oft auf eine so unbesonnene Art, als ob er den Urtheilen aller andern Menschen trotzen könnte, und als ob sein Glück ohne alle gegenseitige Beyhülfe gleichsam aus sich selbst hervorgehen, und sich durch eine ihm beywohnende Wunderkraft selbst erhalten könne. Er überhäuft sich daher aus Leichtsinn und Egoismus mit Schande, während alte und vorsichtige Leute alle Stimmen für sich zu sammeln suchen. Diese wissen es, dafs die grofse Kunst des Lebens mit allen ihren Hebeln und Vortheilen vornehmlich davon abhängt, dafs man sich nicht selbst schadet; dafs man seine Ehre und seinen Einflufs unter den Menschen pünctlich zu behaupten wisse; dafs man sich nicht lächerlich mache, und seine Handlungen nach der Sinnes-art Anderer weislich abzumessen suche. Der Ehrgeitz des Alters verbindet sich mit seiner Klugheit, und dieſs ist ein Hauptpfeiler seiner oft bewundernswürdigen und unerschöpflichen Lebensphilosophie.

Wir finden daher fast immer, daſs es aus eben diesem Grunde sich gern an solche Menschen anschlieſst, die entweder einen Glanz auf dasselbe werfen, oder zu ihrem anderweitigen Glücke etwas beytragen können. Es gehet mit solchen Menschen höchst behutsam um; es studirt alle Falten und Winkel ihres Charakters; es trägt mit Geduld ihre Launen, ihre Schwächen und oft selbst ihre Laster; es bringt ihnen Opfer der Achtung und Liebe, die bisweilen nahe an Sclaverey grenzen, und der Offenheit und Freyheit einer groſsen Seele zu widersprechen scheinen. Aber die beabsichtigten Vortheile hiervon sind unausbleiblich, Eine solche Politik kann nicht fehlschlagen, und man wird selten finden, daſs ein alter, lebenskluger Mann groſse Noth leidet. Er hat die Menschen zu seinem Vortheile nutzen gelernt; er unterscheidet diejenigen, welche ihm noch ferner nützlich seyn können, genau von denen, welche nur als müſsige Zuschauer neben ihm stehen. Aber seine Vorsicht befiehlt ihm, auch nicht den Geringsten unter ihnen ohne Noth zu beleidigen. Lange Erfahrungen haben ihn belehrt, daſs auch der kleinste Mensch uns schaden kann, wenn er zum Zorn gereitzt und beleidigt wird; daſs ein Feind oft in Einer Stunde das niederreissen kann, woran zehn Freunde jahrelang gebauet hatten; daſs wir oft nach einiger Zeit von Denen Wohlthaten und Unterstützungen annehmen müssen, die wir vorher verachtet hatten, und daſs man überhaupt ohne Lebensklugheit und ohne die Freundschaft angesehener und wichtiger Menschen den Cabalen und Angriffen Anderer nicht wohl entgehen kann. Eben daher bemerkt man auch, daſs sich alte Leute, wenn sie Gelegenheit haben, gern unter das Obdach der Groſsen dieser Erde stellen. Ihre Lebensklugheit hat ihnen diesen Platz angewiesen;

der Glanz des Hofes nährt ihren Ehrgeitz, und sein mächtiger Schutz vertheidiget ihr äuſseres Glück gegen die Stürme des Lebens. Der Jüngling sucht diese glänzende Nachbarschaft auch; aber mehr zu seinem Vergnügen und zur Befriedigung seiner Eitelkeit, als aus einer überdachten Lebensphilosophie.

(b) In einer wohlüberlegten und zärtlichen *Fürsorge für ihre Familien.* Es ist ein Hauptgesetz jeder wahren Lebensweisheit, diejenigen, welche unserm Herzen am nächsten liegen, glücklich zu machen, und auf diese Art die Gegenstände unserer Zufriedenheit und Beruhigung um uns her zu vermehren und zu erhalten. Derjenige ist daher gewiſs kein lebenskluger Mann, welcher nicht dafür gesorgt hat, diese Gegenstände in seinem eigenen Hause zu finden; und wehe ihm, wenn er sie auſserhalb desselben suchen muſs! Wenn daher alte verständige Leute sonst keine Ursache haben sollten, die Gunst Anderer aufzusuchen, so werden sie es doch gewiſs, sey es auch nur aus Speculation, —

zum Besten ihrer Familie und zu ihrer eigenen Beruhigung thun. Sie betrachten sich als die Haus- und Schutzgötter derselben; sie fühlen sich in dieser Würde groſs und wichtig, und sie glauben daher vermöge eines sorgenden Naturdranges, daſs sie hierbey nie zu viel thun können. Sie sind nicht zufrieden, einen wichtigen Freund und Gönner zu haben; sie suchen mehrere; sie wollen sich nicht ganz verlassen sehen, wenn ihnen der eine entrissen würde, und halten ein Gebäude für desto unsicherer, auf je wenigern Säulen es ruhet. Diese Familienfürsorge alter Leute kann so weit gehen, daſs sie bey einem sehr groſsen Vermögen dennoch Stipendien, Pensionen und sogar Almosen für ein einziges Kind auszumitteln suchen, das künftig vollauf zu leben hat.

(c) In einer angelegentlichen und gewissenhaften Sorgfalt für ihre Gesundheit. Es giebt freilich alte Leute genug, die auf ihre Gesundheit und Lebenskraft losstürmen, als ob sie für eine Ewigkeit geschaffen wären, die noch in ihren spätesten Jahren wie der junge Wüstling leben, von einem Gastmahle zum andern rennen oder kriechen, die Nacht zum Tage, und den Tag zur Nacht machen, Genüsse aufsuchen, die den welkenden Körper nicht mehr reitzen können, und kaum noch durch die Ausschweifung einer erhitzten Phantasie fühlbar werden; Greise, die im niedrigen Sinnentaumel aus der Welt scheiden. — Allein von diesen bedaurenswürdigen Lebensverschwendern rede ich hier nicht. Die Lebensphilosophie wohnt nicht in ihnen, und sie sind unstreitig die gröſsern Thoren, weil sie die Zügellosigkeit der Jugend nachahmen wollen. Aber sie machen eine Ausnahme von der Regel; denn die meisten Alten sind sorgsame Wächter ihrer Gesundheit.

Sie fühlen es, daſs dieses zarte Gewebe einer animalischen Organisation, worin ihre Seele wohnt, sich aufzulösen anfängt; daſs seine Theile schlaffer, stumpfer und empfindlicher werden; und daſs die Zeit nicht mehr entfernt ist, wo die unerbittliche Parce den Lebensfaden zerschneiden wird. Sie beobachten daher gewöhnlich die strengsten Regeln einer ordentlichen Lebensweise, und können hierinn Andern zum Muster dienen. Der Rest ihres Lebens ist ihnen viel zu wichtig, als daſs sie seine erquickende Flamme vor der Zeit auslöschen sollten. Sie fangen nun erst an haushälterisch damit umzugehen, nachdem sie ein halbes Jahrhundert vorher an nichts weniger, als an diese Ökonomie ihrer Kräfte gedacht hatten. Nun ist die Gesundheit ihr höchstes Gut, und die Erhaltung derselben ihre höchste Pflicht geworden. Sie betrachten sie jetzt als eine wohlthätige Gottheit, die sie, ohne augenblicklich bestraft zu werden, nicht vernachlässigen und beleidigen dürfen. In ihren Armen ruhet der Greis von den Lasten seines Lebens aus; er weiſs es kaum, daſs er alt ist, so lange sie noch an seiner Seite wandelt. Seine Geschäfte kosten ihm keine Anstrengung; seine Arbeit ist seine Wollust; er ist nicht der

Sclave seiner Launen. Sein Geist ist ideenheiter; sein Herz athmet Frohsinn und Menschenliebe; in seinem Innern tobt kein wilder Affect, denn seine Mäſsigkeit hat gleichsam die Gesundheit seines Geistes und Körpers verklärt. Er ist wenigern Krankheiten, als die Jugend selbst, unterworfen, weil er Alles regelmäſsig genieſst, und alles dasjenige schon im voraus abzuwenden sucht, was seiner Gesundheit schaden könnte. Ein alter an Leib und Seele gesunder Mann ist ein erfreulicher Anblick für alle Menschen *). Es giebt nichts Achtungswürdigeres in der ganzen menschlichen Gesellschaft.

Diese strenge Gesundheitssorge alter Leute scheint bisweilen ins Lächerliche und Wunderliche zu fallen; allein selbst hinter diesem

---

*) Ein so gesunder glücklicher Alte war der bekannte Cornaro, welcher durch eine strenge und mäſsige Lebensordnung sein Leben auf 105 Jahre brachte. S. Cornaro's erprobte Mittel, gesund und lange zu leben. Mit Anmerkungen von D. F. Schlüter. Braunschw. 1796. 8.

Lächerlichen liegt ein Stück ihrer Lebensphilosophie, und man muſs ihnen hierbey kleine Schwächen verzeihen, eben deſswegen, weil die Gesundheit des Alters an so dünne Fäden gebunden ist. Die Stunden ihres Schlaſs sind pünktlich abgemessen; die Vorschriften des Arztes werden heilig beobachtet; ihre Bewegungen haben ihre bestimmten Zeiten und Grade, ihre Speisen die bestimmte Würze, ihr Getränke ein abgewogenes Maſs. Sie richten sich genau nach den Abwechslungen der Jahrszeiten, nach der Stufenfolge der Wärme und Kälte; man wird selten das Zimmer eines alten Mannes ohne Barometer und Thermometer finden. Kurz, ihr ganzes Leben ist sehr weislich auf ihre Gesundheit berechnet, und sie bestehen mit einem sehr erlaubten Starrsinne auf solchen Eigenheiten, weil sich ihr Körper dabey wohl befindet. Ich nenne sie daher auch deſswegen die ersten Lebensphilosophen, weil sie ein Kleinod, das von den meisten Menschen, und vielleicht von den hellesten Köpfen, am unverantwortlichen verschleudert wird, so zart und klüglich zu behandeln wissen.

Die Lebensklugheit alter Leute zeigt sich (3) — in einer vorsichtigen und fortdauernden Berechnung der Dinge, die da kommen sollen und kommen werden. Das Alter blättert in der Zukunft, wie in dem Buche seines schon verflossenen Lebens. Es ist mit dem Künftigen bekannter, als der Jüngling, weil es so lange in der Gegenwart gelebt hat, und Ursachen und Wirkungen, Wahrheit und Wahrscheinlichkeit richtiger zu beurtheilen pflegt. Nur derjenige kann lebensklug handeln, welcher die Folgen der Dinge abwiegt. Die Lebensphilosophie ist nur eine halbe Philosophie, welche bloſs auf den gegenwärtigen weislich zu benutzenden Augenblick siehet, und es vergiſst, daſs vielleicht für die Zukunft noch viel mehr gethan werden muſs. Durch einen klugen Gebrauch der Gegenwart, wobey man aber immer weit und breit um sich her schauet, können wir über das

Zukünftige selbst herrschen, und bisweilen sogar das unvermeidlich Scheinende vermeidlich machen. Die Maximen des Alters hierbey sind unstreitig die allersichersten, weil sie durch die Erfahrung unterstützt, und durch den Hinblick auf die Zukunft wirksam und lebendig gemacht werden, anstatt dafs der Jüngling, aus Mangel beyder Gründe, nur über sie hinfliegt, und sie nicht in seinen practischen Willen aufnimmt.

Der alte, lebensklugе Mann macht sich hierbey zu seinem eigenen Gesetzgeber, und wenn er auch nicht immer alle Folgen einer Handlung übersehen kann, so übersieht er doch gewifs einige. Immer sagt er sich selbst folgendes: Wenn du die Menschen nicht klüglich und behutsam behandelst, dich nicht in ihre Falten und Launen schicken lernst, so wird irgend einmal ihr Hafs und ihre Rache gegen dich erwachen; man wird dich deinem Schicksale überlassen, und alle deine Verdienste und Kenntnisse werden dir vielleicht nichts helfen. — Wenn du in deiner Rede und bey der Äuſserung deiner Meinungen nicht sehr vorsichtig bist, so kann dir ein unüberlegtes Wort noch nach Jahr und Tag Verdruſs und Kränkungen zuziehen. — Wenn du einigemale gegen die Wahrheit absichtlich sündigest, so wird dir kein Mensch mehr trauen, du wirst mitten in der Welt wie ein Verlassener da stehen, und man wird deine Gegenwart verwünschen. — Wenn du die heute zu beobachtende Vorsicht, das heutige Geschäft bis morgen oder übermorgen aufschiebst, so scheitern vielleicht deine schönsten Plane, und du kannst dadurch leicht ein Ball in den Händen arglistiger Menschen werden *).

Wenn du deine Vorzüge zu laut werden lässest, und von dem Throne deiner Einbildungen stolz auf Andere hinab siehest,

---

*) „Hurtigkeit, schnelle Ausführung, sagt Gracian, ist die Mutter des Glücks" S. *Lorenzo Gracian Oraculo manual y arte de prudencia. A Amsterd.* 1659. 8.

so wird dich der Neid derselben verfolgen, den Glanz deiner Verdienste verdunkeln, und dein Ehrgeitz wird dich mit Verachtung belohnen. — Wenn du die Vorurtheile Anderer zu scharf angreifest, strom-an schwimmen, und den Menschen keine Irrthümer erlauben willst, so wird man dich als einen gefährlichen Staats- und Glaubensfeind behandeln, und dir auch da nicht Recht widerfahren lassen, wo du es verdienst. — Wenn deine Offenheit und Geradheit nicht mit Wachsamkeit und Vorsicht verbunden wird, wenn du dich ganz und überall durchschauen lässest, und deine Entwürfe, wie ein Marktschreyer seine Waare, verkündest, so werden eigennützige und schlaue Menschen deine Offenherzigkeit miſsbrauchen, und dich als einen Thoren verlachen, der sein Terrain nicht kennt *). — Wenn du die Gröſse

---

*) „Ein Herz ohne Verschwiegenheit, sagt Gracian, ist wie ein offener Brief," und in einer andern Stelle: „die Zunge gleicht einem wilden Thier

nur im Schimmer suchst, oder Andern die Federn ausreiſsest, um dein kleines Ich damit auszuschmücken, so wird es dir wie dem Raben des Fabeldichters gehen. — — Wenn du keinen Widerspruch vertragen kannst, und den billigen Kritiker mit einem wegwerfenden Tone behandelst, so wird die Kritik die Geiſsel der Satyre ergreifen und deine Schwächen zugleich mit deinen Lächerlichkeiten ans Tageslicht ziehen. — Wenn du die Menschen nicht so nimmst, wie sie sind, sondern wie sie seyn sollen; wenn du überall Ideale der Vollkommenheit suchst, so wirst du überall nach leeren Schattenbildern haschen, und deine Zeit mit unnützen Sorgen und Phantasien verderben.

Schaue daher mit einem forschenden Auge überall um dich, und betrachte die Menschen und ihre Handlungen von allen Seiten; denn

---

welches, wenn es sich einmal losgerissen hat, nicht leicht wieder an die Kette zu bringen ist."

ihre Seiten sind sehr mancherley, und die Klugheit des Lebens soll uns lehren, gegen keine derselben anzulaufen. Lebst du zwischen eigennützigen, arglistigen und zur Cabale geneigten Menschen, so ist es klug, selbst gute Absichten zu verbergen, und sie durch ein geschicktes und abwechselndes Manövre in Ungewiſsheit zu erhalten. „Es ist ein gar leichtes Ding, sagt Gracian, einen Vogel zu schieſsen, der im Fliegen einen graden Strich hält, nicht aber einen solchen, welcher sich bald rechts bald links wendet." „Verbinde immer Klugheit mit Muth; denn sie sind des Menschen beyde Augen und Hände." — Behandle vornämlich diejenigen mit Schonung und Delicatesse, welche über dir hervorragen, und dein Schicksal in ihren Händen haben. Suche sie nicht durch deine Talente zu verdunkeln, denn jeder Mensch, selbst der armseligste Tropf, hält sich für klug und gescheit, und kann es eher vertragen, daſs man seinen moralischen Werth, als seine hocherleuchtete Vernunft, bezweifelt. — Hüte dich, ein Sonderling zu werden, und zu denjenigen Thoren zu gehören, denen durchaus nichts gefallt, was den Beyfall anderer Menschen findet. — Willst du Herzen gewinnen und Herzen lenken, so muſst du selbst ein Herz hinzugeben haben. Hierin allein liegt die schöne Verbrüderung menschlicher Seelen. Talente, Verdienste, groſse Eigenschaften des Geistes, reichen dazu nicht hin, und die Verwandtschaft der Herzen wird durch ein viel festeres Band, als die Verwandtschaft der Köpfe, erhalten. — Mische dich nicht in fremde Händel. Tausend Menschen haben sich dadurch in ein unabsehbares Elend gestürzt, oder wenigstens höchst lächerlich gemacht. Ein kluger Mann hat genug mit sich selbst zu thun, und seine eigenen Pflichten lassen ihm keine Zeit zu anderweitigen Treibereyen und fremdartigen Geschäften übrig.

Vor allen Dingen lege einen Werth auf dich selbst, so wird die Welt einen Werth auf dich legen. Du wirst sie durch deine gegründete Selbstachtung zwingen, wenn sie auch nicht wollte, Achtung gegen dich zu haben. Nur durch Selbstachtung wirst du auf der Leiter moralischer Gröſse sicher hinaufsteigen können; ohne Selbstachtung sinkst du bey den liebenswürdigsten Anlagen deines Charakters von ihr tief herab. Aller Menschen Gröſse, Anfang und Fortgang, liegt in der Selbstachtung. Derjenige aber, welcher am Stolze krank liegt, wird durch sie selten ein groſser Mann, weil er zu sehr ein Sclave der öffentlichen Meinung bleibt. — Eile, aber übereile dich nicht. Eine vernünftige Zögerung kann oft allein das Gute und Groſse zur Reiſe bringen. Die Natur vollendet nur nach und nach ihre Producte, und die Zeit bringt gröſsere Werke zur Vollendung, als die höchste Anstrengung des Geistes vollenden kann. — Handle immer nach einem festen und bestimmten Charakter, nach Grundsätzen, welche alle deine Handlungen in Harmonie bringen, und die Taktik eines planmäſsigen Kopfs verrathen.

Auf einem schwankenden Boden wagt es kein Mensch, sicher zu gehen, und der schwankende Mensch hat zu sich selbst kein Vertrauen; wenigstens weiſs er selten den richtigen Punct zu bestimmen, von welchem er bey seinen Handlungen mit Sicherheit ausgehen könnte. —

Das menschliche Leben ist eine beständige Ebbe und Fluth des Guten und Bösen. Stelle dir daher in Absicht künftiger unerwarteter Fälle manches als unangenehm und verdrieſslich vor. Kommen diese Zufälle wirklich, so werden sie dich nicht überraschen, nicht niederdrücken, und der Feind wird dich in deiner Waffenrüstung finden. Kommen sie nicht, so kannst du das negative Gute zur Summe des positiven zählen, und du wirst dadurch manchen frohen Tag des Lebens mehr gewinnen. — Willst du sicher gehen, so schenke dein Vertrauen redlichen Leuten, und denjenigen, die auf Ehre halten; denn die Ehre ist, nach einer Maxime Gracians, der Thron der Treue, und selbst dann, wenn man mit ihnen brechen müſste, wird man weniger, als von Andern, von ihnen zu befürchten haben. — Vermeide alle unnöthigen Klagen, und „zeige, wie es der kluge Spanier anderswo sehr naiv ausdrückt, niemand den kranken Finger. Du würdest dadurch nur die Schadenfreude deiner Gegner reitzen, und ihnen den Weg bemerklich machen, wo sie dich auf der empfindlichsten Seite angreifen können." — Sey dir immer selbst genug. Es ist ein groſses Kunststück der Lebensphilosophie, sein eigener Freund und Vertrauter zu seyn, und in den meisten Fällen von sich allein abzuhängen. — Es giebt manche stürmische Veränderungen im menschlichen Leben, wobey man am vernünftigsten handelt, gar nicht zu handeln. Gegenmittel würden nur dir und der Sache selbst schaden, und es ist besser, das Ungewitter in einem sichern Haven abzuwarten, als mit dem Schiffe in das tobende Meer hinaus zu steuern. Ein kluger Arzt hat eine eben so groſse Geschicklichkeit nöthig, wenn er keine Arzeney verordnet, als wenn er dergleichen wirklich verschreibt. — Übernimm keine Geschäfte, Arbeiten und Lasten, welche für deine Schultern zu schwer sind. Sie würden dich nur in Ausübung deiner übrigen Pflichten nachlässig gegen dich selbst, und Andere mislaunig und unempfänglich für die Freuden des Lebens machen. Auch darfst du selten bey deinen überlästigen Arbeiten auf die Erkenntlichkeit der Welt rechnen, und unterliegst du ihrem Drucke, oder muſst du das Geschäft vor seiner Vollendung, aus Mangel an Kraft, wieder aufgeben, so wird man dich als einen Thoren verlachen, der sich nicht selbst kennt, und einem Kinde gleicht, welches das Meer ausschöpfen will.

Der höchste Beweis der Lebensphilosophie des Alters liegt endlich

(4) in seiner Selbstbeherrschung. Ich ſinde, daſs alle diejenigen, welche über das Alter philosophirt haben, diese Kunst, das *Non plus ultra*, die höchste Stufe und

Zierde der Lebensweisheit nennen, und den Besieger seiner selbst weit über den Besieger ganzer Welten hinaus setzen. Man könnte ihnen freylich den Einwurf machen, daſs die Selbstbeherrschung dann keine groſse Kunst sey, wenn man nichts mehr in sich selbst zu beherrschen habe; wenn die Welt und die Leidenschaften, ohne unsern Willen, von uns gewichen sind, und die Eindrücke der Freude nicht mehr zu unserm Gefühle gelangen; — daſs ein Schnupfenpatient wegen seiner Gleichgültigkeit gegen die Leckereyen der Tafel keinen Ruhm verdiene, weil er seinen Geschmack verloren hat; und daſs es kein Verdienst sey, bey dem Zauber einer weiblichen Schönheit ungerührt zu bleiben, wenn das Leben des Bluts in unsern Adern zu erstarren anfängt. Allein es wäre unrecht, wenn man das ganze Verdienst der Selbstbeherrschung alter Leute nur den schlafenden Naturtrieben, und nicht zugleich der Klugheit zuschreiben wollte, da diese selbst vermöge eines Naturgesetzes mit dem Alter verschwistert seyn soll. Wir bemerken auch selbst bey vielen derjenigen Alten, welche noch nicht an der Stumpfheit ihrer Sinne leiden, und mit dem Jünglinge noch manchen Wettkampf beginnen könnten, daſs sie weniger, als dieser, von dem Ungestüme ihrer Affecten beherrscht werden, und mehr Gewalt über ihren Willen besitzen. Die Erfahrungen haben sie hierin klüger und weiser gemacht. — Endlich muſs der Mensch einmal zur Reife kommen: er mag wollen oder nicht. Die Welt stöſst und zerret ihn dahin, wenn er auch noch so verwundet an das Ziel gelangen sollte. Wenn er tausendmal gefallen und wieder aufgestanden ist, so wird er endlich bedachtsamer zu gehen anfangen; nun hat er erst die schwere Kunst des Lebens begriffen. Unzählige sind in ihren Lehrjahren aus der Welt gegangen; aber diejenigen, welche sie glücklich überstanden hatten, sind meistentheils in lebenskluge Menschen umgeschaffen worden. Die Natur verbessert alle ihre Werke, als eine sich nie übereilende Erzieherinn, nach und nach, und stufenweise. Auch ihr Lieblingskind, die Vernunft, soll ihre Jahrszeiten haben, und im Herbste des Lebens goldene Früchte tragen. Es wäre kein groſses Glück, sie ohne die Hoffnung zu besitzen, daſs endlich, um mich des Ausdrucks des griechischen Philosophen zu bedienen, der klügere Fuhrmann die unbändigen Rosse der Leidenschaften nach seinem Gefallen leiten werde.

Wenn der Alte sein Leben überschauet, so bemerkt er darin vornämlich eine Menge dunkler und wüster Stellen, die er gern in diesem Gemälde seiner Geschichte austilgen möchte. Das Andenken an dieselben beunruhiget und drückt ihn, wenn er auch nur der Einzige seyn sollte, welcher sie erblickt. Er würde gewiſs nicht so handeln, wenn er mit seiner gereiftern Vernunft die Lebensreise noch einmal machen sollte. Er bemerkt es mit Unwillen gegen sich selbst, daſs er sonst seine Zeit verschwendete; daſs er die besten Gelegenheiten zu seinem Glücke verscherzte; daſs er vielen Menschen, ohne daſs sie es verdienten, Kummer gemacht habe. Er erstaunt über seinen Leichtsinn, über seine Wollüste, über seine zügellose Leidenschaftlichkeit, über seinen Augenstaar in seiner vorigen Beurtheilung der Menschen. Er hatte sich Freunden anvertrauet, die ihn verriethen; er hatte sein Herz einem Mädchen geschenkt, das gegen ihn Liebe heuchelte, und ihn unglücklich machte; er hatte sein Vermögen in den Wohnhäusern einer unsittlichen Freude verschwendet und war in Gefahr gerathen, zu darben; er hatte sich auf die Gunst der Groſsen verlassen: sie hatten seine Talente genutzt, und nachher die ausgedrückte Orange von sich geworfen. Sein unzeitiger Ehrgeitz, seine Sinnlichkeit, sein Leichtglaube hatten ihm tausend qualvolle Stunden zubereitet. Der gröſste Theil seines Unglücks lag darin, daſs er sich nicht beherrschen konnte. Seine Vernunft war fast immer mit seinen Leidenschaften davon gelaufen.

Nun sitzt er da, das Haupt gesenkt, und im Nachdenken verloren, gleich dem sinnenden und betrogenen Staatsmanne, der mit Erbitterung gegen sich selbst die Fehler seines Systems berechnet, und die möglichen Gründe seiner bessern Haltbarkeit gegen einander abwiegt; noch ist es Zeit, einige Plane für ein ruhiges Alter zu entwerfen. Die sich selbst überlassene Vernunft des Greises möchte sogern die Biographie desselben mit einem Gemälde beschliefsen, welches mit dem Anfange und der Mitte derselben nichts Ähnliches hat. Er will sich gleichsam selbst eine Reparation d'honneur geben, und wenigstens Andern zeigen, auf welchem Pfade man am sichersten und ehrenvollesten durch die Welt komme. — Der Greis stellt sich, wie ein Leuchtthurm, unter die Hunderttausende, die im Sinnentaumel um ihn herum schwärmen. Vielleicht ist doch Einer, welcher den Abgrund erblickt, an dessen Rande er schwankt; Einer, welcher die Zukunft zu berechnen und die Menschen zu prüfen anfängt; Einer, der, wenn es möglich wäre, nicht durch Schaden, sondern durch seine eigene Vernunft klug wird; Einer, der es mit Überzeugung einsehen lernt, dafs ohne die Herrschaft über sich selbst kein Heil für den Menschen denkbar ist.

Vielleicht zu spät, aber doch mit allem Fug und Recht giebt sich der Alte in Absicht seiner Selbstbeherrschung folgende Regeln: Vor allen Dingen studire dich selbst. Du bist dir unter den Millionen Wesen, die dich umgeben, das nächste, dein erster Freund und Blutsverwandter; dein Leben ist eigentlich deine Welt. Wenn du deinen sittlichen und physischen Charakter nicht genau durchforscht, und alle seine Theile und Theilchen mit gewissenhafter Unparteylichkeit abgewogen hast, so ist dir der Weg zu deiner eigenen Vollkommenheit fest verriegelt; so ist die Beherrschung deiner Leidenschaften eine wahre moralische Unmöglichkeit. Du darfst dir nichts verheimlichen, was in dem Innersten deiner Seele vorgeht, und du solltest gegen nichts in der Welt so miſstrauisch, als gegen die Schmeicheleyen deiner Eigenliebe seyn. Du muſst in dir selbst, wie der strenge Critiker in dem Buche, lesen, das er öffentlich beurtheilen soll, und wobey auch der kleinste Druckfehler nicht unangezeigt bleibt. Wir können aus uns selbst mehr, als aus allen Büchern der Welt lernen, sagt ein weiser Mann. Wer eine Festung gut und glücklich vertheidigen will, muſs genau die Stellen wissen, wo sie am leichtesten überrumpelt werden könnte, und ein kluger Mann bauet kein Haus, ohne vorher den Grund desselben zu untersuchen. — Mäſsige dich, dein ganzes Betragen, deine Meinungen, dein ganzes Ich, wenn dich das Glück anlächelt; denn jetzt bist du am meisten in Gefahr, auf alle Art zu straucheln. Das Maaſs ist der sicherste Weg in allen Dingen. Ziehe dich zu rechter Zeit in dich selbst zurück, wenn du fühlst, daſs dich dein Glück überlisten, und zum Thoren machen will. "Ein geschickter Zurückzug, sagt Gracian, ist oft mehr werth, als ein geschickter Angriff". Wenn du dir ein vollkommenes Glück wünschest, so wünschest du dir wahrhaftig nichts Gutes, weil deine Selbstberechnung alsdann unendlich erschwert würde. Sehr viele Menschen sind nur so lange erträglich, brauchbar und human, so lange sie nicht ganz glücklich sind. Setzt sie in ihren Glücks-umständen eine Stufe höher, und sie werden — ungerecht, stolz, eckig, zweydeutig, und Tyrannen ihrer Nebenmenschen; setzt sie noch eine Stufe höher, und die Menschheit wird vielleicht vor ihnen zurück beben. Daſs jeder Mensch irgendwo eine Stelle hat, wo es ihn drückt, und wo er gedrückt wird, ist eine der weisesten und zweckmäſsigsten Einrichtungen der Natur, sonst würde sie wenig Gutes und Groſses mit den Menschen überhaupt ausrichten können.

Beherrsche vornehmlich auch deine Eitelkeit, deinen Stolz, und deinen Sinn, eine sehr groſse Rolle zu spielen. Wenn du Alles seyn willst, so bist du vielleicht nichts; wenn du Alles lernen willst, so wirst du nichts recht lernen. Daher sind groſse Genies, bey genauem Lichte besehen, oft leere Köpfe; sie schweifen in alle Fächer menschlicher Kenntnisse hinein, und kommen so unwissend, wie diejenigen, zurück, die mit Courierpferden aus einem Lande ins andere reisen. — Eben so besiege deinen Hang zum Umgange mit der groſsen Welt, denn nichts anderes, als die leidige Eitelkeit hat ihn geboren! Freyheit, Ungezwungenheit und Selbstkraft des Geistes verliert man nicht leichter, als in dem Umgange mit der glänzenden und vornehmen Menge. Da in ihr das Scheinen einen so groſsen Werth hat; so verliert dort das Seyn, das Groſse und Reelle seine wohlthätigen Eindrücke auf das menschliche Herz, und Künsteley und Scheintugend trit dann überall an die Stelle der einfachern und edlern Natur.

Sey, so viel es nur immer möglich ist,

Herr und Meister deiner Zunge. Die Verschwiegenheit, im edeln Sinne des Worts, ist eine getreue, liebenswürdige Gefährtinn der Klugheit und Lebensweisheit. Sie denkt viel; aber sie redet wenig, oder redet bisweilen gar nicht, denn sie hat freywillig, nicht aus stummer Gefühllosigkeit, den Finger auf ihre Lippen gelegt; deſswegen ist sie sich selbst so heilig und so werth. Sie beobachtet mit scharfem, unbestechbarem Blikke Alles, was um sie her vorgeht; aber sie schweigt, denn sie weiſs, daſs ein Mensch des Andern Auflaurer ist, und daſs wir fast immer von der Herrschaft anderer Menschen um so mehr abhängen, je mehr wir das Innere unserer Seele herauszukehren, und uns zu vergessen pflegen. Sie ist aber auch die gefälligste Freundinn der Menschheit. Sie verschweigt die Fehler der schuldlos Irrenden; sie deckt die stillen Einverständnisse einer treuen Liebe nicht auf, wenn sie dadurch die seligen Augenblicke derselben trüben sollte; sie quält den Freund nicht durch voreilige Aufhüllungen einer etwas dunkeln Zukunft. — Im Stillen weint sie heisse Thränen, wenn sie unschuldig leiden mufs; aber sie redet nicht, und überläfst das Klagen der wortreichen Weichlichkeit. Sie trägt ihre Lasten mit felsenfester Geduld. In den Stunden der Andacht hebt sie sich zu dem Urheber der Welt empor; dem nennt sie ihren verschlossenen Jammer; denn nur sie und die Allwissenheit soll ihn kennen. Wollt ihr wissen, wodurch so viel tausend Menschen Achtung, Liebe, Zutrauen Anderer, Sinn für das Grosse und Schöne, Sinn für Wahrheit und Natur, und mit Einem Worte, sich selbst verlieren? — Durch Geschwätzigkeit. — Um dich selbst zu beherrschen, handle überall nach Grundsätzen, und habe nicht nur ein wachsames Auge auf deine herrschenden und mächtigern Leidenschaften, sondern auch auf die stillern Schwächen deines Charakters, weil sie, aus einem gewissen Anscheine ihnen beywohnender Gutmüthigkeit, deiner Selbstliebe am meisten schmeicheln. Güte, sagt man, sey Gröſse. Dieser Gemeinplatz leidet tausend Ausnahmen; denn bey groſsen und kleinen Seelen ist Güte oft nur Charakterschwäche. — Sie liegt nicht immer in dem reinen, moralischen Bewuſstseyn, sondern in einer weichlichen Organisation, in einem warmen Blute, einem thierischen Mitleiden, und in einem jovialen Sinne, die Welt um sich her zu verschönern. Die meiste Herzensgüte findet man oft grade bey sinnlichen Menschen. Der Sanguineus ist von Natur ein freundliches, wohlwollendes und wohlthuendes Geschöpf. Aber diese seine instinct-artige Güte geht von keinen Grundsätzen aus, und hat mithin höchstens nur einen geselligen, aber keinen reinen sittlichen Werth.

Beherrsche deine Launen. Es sind die unbezähmbarsten Feinde, die der Mensch haben kann, weil er nicht einmal immer weiſs, woher sie kommen, und wohin sie gehen. Sie greifen wie eine ansteckende Seuche unser ganzes Wesen an, und verstimmen gleichsam den ganzen Wohllaut unserer Seele. Durch ihre Brille erblickt der Mensch die Dinge ganz anders, als sie sind; sie machen ihm eine grade Linie zur krummen, das Glatte rauh, den Tag zur Nacht, die Schönheit zur Häſslichkeit, den Verstand zum Unsinne; er ist mit nichts zufrieden: es müſste für ihn eine ganz neue Welt geschaffen werden, und ein paar Minuten nachher würde er auch diese Welt verwünschen. Hierher gehören diejenigen bedauernswürdigen Menschen, die sich über alles ärgern. Sie sind entweder körperkrank, oder es ist überhaupt nicht richtig in ihrem Kopfe. — Bekämpfe deinen Geist des Widerspruchs. Es giebt Leute, die Allem widersprechen. Sie wollen sich dadurch entweder das Ansehn starker Geister geben, und werden dadurch lächerlich; oder sie wollen durch den Widerspruch Leben und Interesse in die Conversation bringen; allein sie machen eben dadurch die Conversation selbst unausstehlich; oder sie wollen herrschen, aber der Widerspruch erzeugt nichts leichter, als den Ungehorsam. — — Behalte dich fest in deiner Gewalt, wenn Andere neben dir aufbrausen. Es liegt in der That etwas Ansteckendes in den Ausbrüchen des Zorns und der Empfindlichkeit, und gleich gestimmte Leute dieser Art werden sehr leicht gegen einander gereitzt, und zwar sehr oft, ohne daſs sie es wollen. Der electrische Funke erschüttert sie gleich stark. Allein fasse dich in den Zügel, sobald du den leisesten Funken in deinem Blute bemerkst. "Es ist ein Zeichen eines vortreſſlichen Verstandes, sagt Gracian, mitten unter den Anläufen des Affects fest und unbeweglich stehn zu bleiben."

Widerstehe vornehmlich den ersten Eindrücken äuſserer Gegenstände und deiner Leidenschaften. Sie verursachen gemeiniglich eine Revolution des Willens, woran sich eine ganze Reihe anderer unwillkommener Affecten, Meinungen, Vorurtheile mit bewundernswürdiger Schnelligkeit ankettet, und die, weil sie uns überraschen, uns am leichtesten gefangen nehmen. Oft stimmen sie in einem Augenblicke den ganzen Ton der menschlichen Seele um, und reiſsen uns, wie ein überströmendes Meer, mit sich fort. Sie sind der Grund des schwankenden und launigen Wesens so vieler Menschen; sie spielen mit den gescheidtesten Köpfen, wie mit Kindern, und sie könnten gleichsam der Stammbaum aller unserer Thorheiten genannt werden. Wer dem ersten leisesten Anstoſse der Leidenschaft nachgiebt, ist schon nicht mehr Herr über sich selbst, so fest er auch zu stehen glaubt. Obige Regel erstreckt sich über alle Leidenschaften des Menschen ohne Ausnahme. Aber diese Regel ist noch mit einer andern eben so wichtigen verbunden, nämlich mit der: unsre Urtheile über andere Menschen zu beherrschen, weil hiervon so sehr die Ruhe unseres Lebens abhängt. Die meisten stillen, unglücklichen Stunden, wobey wir unser Leben gleichsam hinopfern, sind diejenigen, worin wir unser Gemüth mit Grillen über andere Menschen zerreissen, und wegen unseres gespannten Mistrauens nur immer das Schlimmere erwarten. — Eben darum, weil wir unsere Urtheile über andere Menschen nicht beherrschen können, und nicht beherrschen wollen, — träumen wir so oft von Gefahren und uns umgebenden Feinden, die gar nicht existiren. Das ängstliche Wesen, die Selbstpein so vieler Menschen, entspringt daher —. Daher auch das successive Absterben ihres Frohsinnes; daher ihre Schüchternheit und Menschenfurcht. Es giebt in dieser Absicht so empfindliche Gemüther, daſs der erste, widrige Eindruck einer Sache tagelang sie peinlich verfolgt; und Gracian giebt daher die vernünftige Regel, "daſs man ja seine Antipathie gegen gewisse Menschen besiegen solle".

Eine sehr vortreffliche, nie genug zu empfehlende Maxime der Selbst-beherrschung ist die: meide die Gelegenheit. Die Verführung umgiebt uns von unserer Kindheit an von allen Seiten, und unter tausenderley bezaubernden Gestalten; aber der schwache Mensch ist damit noch nicht zufrieden, sondern sucht sogar den Zunder seiner Leidenschaften auf, streckt unruhig die Arme nach ihnen aus, und stürzt sich freywillig in den Abgrund. Kein Mensch sollte sich für so felsenfest halten, daſs er der Gelegenheit Trotz biethen könnte. Sie hat eine ungewöhnliche Gewalt über unsere Sinne und über unsern Verstand; sie umstrickt uns, wie die Spinne ihren Raub; sie ladet uns immer wiederum ein, so oft wir es auch abschlagen; und endlich geben wir doch nach. Vorsätze und Grundsätze sind freylich sehr viel, und zeigen von einem Charakter, welcher sich aus den Fesseln der Sinnlichkeit herauszuwinden strebt; allein ohne Vermeidung der Gelegenheit sind sie sehr oft nur ein schwacher Stab des Wanderers. Ein Mensch, der es so weit gebracht hat, daſs er die Gelegenheit nicht selbst mehr aufsucht, hat gewiſs schon einen groſsen Schritt zu seiner sittlichen Vollkommenheit zurückgelegt. Jetzt kann er schon das Geburtsfest seiner Selbst-beherrschung feyern: und das Laster wird ihn weniger suchen, weil er es selbst nicht mehr sucht.

Habe auch vorzüglich Acht auf diejenigen Stunden, worin deine Schwächen sich am leichtesten äufsern, worinn du schnell gereitzt, beleidigt, in deinen Sinnen-taumel eingewiegt, und überhaupt von deinen Empfindungen beherrscht zu werden pflegst. Diefs ist eine glückliche und goldene Regel der Lebensphilosophie. Denn, sind die Augenblicke, worin der Mensch aus Schwäche fehlen kann, und die ruhige Vernunft gleichsam ausgewandert ist, vorüber, so wird er wieder stark, weil er sich gleich darauf für seinen Sieg belohnt fühlt, und sich selbst nichts vorzuwerfen hat. Sage es dir daher immer selbst: wann und bey welchen Gelegenheiten dein Zorn zuerst erwacht; wann deine Launen dich zu überfallen pflegen; wann dein Stolz und Egoismus am empfindlichsten ist; wann die Vorschnelligkeit deiner Urtheile und deiner Zunge ihre Übereilungen beginnt; wann du am schwächsten bist, zu irren und zu ſtraucheln; wann deine Phantaſie am leichteſten deinen Verſtand überflügelt; wann deine Grundſätze zu wanken anfangen, — kurz, wann die Schwächen deiner ſchwachen Stunden eintreten.

Einzelne Charakter-zeichnungen alter Leute.

1. Unruhige, unstäte Alte.

Dieſs sind diejenigen, welche mit der Lebhaftigkeit und Munterkeit der Jugend die Launen des Alters verbinden, und daher wechselsweise anziehende und zurückstoſsende Eigenschaften an sich haben. Meistentheils sind es keine sehr liebenswürdige Menschen. Sie bleiben sich keinen Augenblick einander gleich, und werden von der Hastigkeit des Temperaments, wie von einem bösen Geiste, umhergetrieben. Man nennt diese Kreisel unter den Menschen auch die Wunderlichen;

ein Ausdruck, worunter man denjenigen versteht, welcher die gerade und gewöhnliche Straſse anderer Menschen willkührlich verläſst, in seinen Handlungen allein seinen Einfällen und Capricen folgt, und hiervon selten einen andern Grund, als seinen verwöhnten Eigensinn, und den Wechsel seiner Launen angeben kann. —

Die Hauptzüge in dem Charakter dieser Leute sind folgende: (a) ein unstätes gleichsam herum springendes und stürmisches Wesen in ihrem Umgange. Sie fliegen von einer Unterredung zur andern, von einem Sprecher oder Zuhörer zum andern, ohne den Verlauf einer Erzählung immer ganz abzuwarten, oder eigene Gespräche vollständig zu endigen. Ihr Widerspruch ist kurz, dictatorisch und abgerissen. Der ganze Ton ihres Gesprächs fast immer fragmentarisch und zerstückt. Sie langweilen sich bey jeder Unterhaltung, die nicht in diesem abgebrochenen Tone geführt wird. Sie sind Feinde alles dessen, was man Ausführlichkeit und

Vollendung des Gesprächs nennt. Die Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen und Gedanken läuft gleichsam immer vorauf, und will das schon vorher errathen, was der Erzähler vorzutragen hat. Ich habe einen so unruhigen Alten gekannt, der bey jeder angefangenen Erzählung dem Sprecher schon im Voraus zurief: aber, um Gotteswillen! nur kurz, so kurz wie möglich! In den Gesellschaften dauern diese Leute nicht lange aus, sondern verlassen sie nach Einsammlung einiger Neuigkeiten gewöhnlich früher, als Andere. Das Einzige, was sie noch auf ein paar Stunden fesselt, ist das Spiel. — Aber auch dabey verrathen sie ihre gewöhnliche Vorschnelle und Lebhaftigkeit. Sie treiben ihre Neben- und Mitspieler bald im Scherz, bald im Ernst, zur möglichsten Behendigkeit im Spiele an, und spielen selbst gemeiniglich wie Leute, die keinen Augenblick der Zeit zu verlieren übrig haben. Dieſs liegt in der Natur aller unruhigen Köpfe. Sie können den Ausgang einer Sache nicht lange abwarten, und übereilen daher sich und Andere in ihren meisten Geschäften, bald auf eine lächerliche, bald auf eine sehr inhumane Art. Sie wollen auch hier, wie überall, Gesetze geben, und dem gewöhnlichen Gange der Dinge nicht unterworfen seyn.

(b) Eine bisweilen unersättliche — Neigung zu Zwistigkeiten aller Art, sonderlich zu Prozessen. Diese Erscheinung gehet nicht immer, ob es gleich so scheinen könnte, aus einem menschenfeindlichen, zerstörungssüchtigen Herzen, sondern in tausend Fällen nur aus einem unruhigen Hange zur — Thätigkeit, und aus einer zu leicht gereitzten Rechthaberey hervor; — ein Charakterzug, welcher dem Alter sehr eigenthümlich zu seyn scheint. Uberdieſs wird auch schon das menschliche Gemüth durch die Verwickelungen und Entwickelungen des Mein und Dein, durch öffentliche Gerichtshandlungen und sogenannte Rechtsklagen in einer ausserordentlichen Spannung und Erwartung erhalten; und es ist schon aus diesem Grunde leicht zu begreifen, warum oft die gutgesinntesten Menschen so groſse und enthusiastische Freunde von Prozessen seyn können. Die lebendige Hoffnung des Gewinnes, verbunden mit der lebendigen Furcht, den Prozeſs zu verlieren, giebt der Seele eine augenblickliche Bewegung, und beschäftigt sie um so viel mehr, da zwey entgegengesetzte Affecten zugleich in ihr einen Wettkampf unterhalten. Gesellet sich zu einer solchen hin- und hergeworfenen Gemüthsart vollends der Geitz, so hat das leidige Prozessiren kein Ende, — und der alte Zänker wandelt unter seinen ruhigern Nebenmenschen wie ein Alles verzehrendes Feuer umher. Es giebt Alte, die alle ihre übrigen Geschäfte beyseite legen, und Tag und Nacht bey ihren Acten schwitzen, mehrere Prozesse zu gleicher Zeit unterhalten, ihre Nachbarn zu ähnlichen Handlungen reitzen, und noch am Rande des Grabes alle Manövres einer zanksüchtigen Kabale studiren. Ihr sehet sie mit Sachwaltern umgeben; ihr hört sie stundenlang von ihren Gerichtshändeln mit jugendlicher Lebhaftigkeit sprechen; sie lesen euch mit einer grausamen Zudringlichkeit die trockenen, langgedehnten Papiere der Gerichtshöfe vor; sie sterben mit einer Replik in der Hand, und hinterlassen ihren Erben gemeiniglich — wenig Vermögen und eine Menge von Prozessen *).

---

*) Man hat die Neigung der Frauen zu Zänkereyen, — wenigstens zum Widerspruche, zu den Elementen ihres Charakters gerechnet. Ihr feines moralisches Gefühl bey dem Kampfe zwischen Recht und Unrecht, ihr lebhaftes Interesse, welches sie für den Sieg der guten Sache und guter Menschen empfinden; ihr schneller und oft so richtiger und treffender Blick, womit sie die Geschäfte und Verwickelungen des Lebens beurtheilen; ihre so oft und nicht selten so ungerecht gereitzte Nothwendigkeit, sich gegen Bedrückungen, Verunglimpfungen Anderer vertheidigen zu müssen; ihr nie ruhendes edles Ehrgefühl treibt sie zum Geiste des Widerspruchs und der Widerspenstigkeit an, — indem sie noch die letzten Reste der Freyheit verthei-

(c) Eine ihnen ganz eigene und unheilbare Sucht, sich in einen Wirrwarr sehr verschiedenartiger Geschäfte und Verbindungen zu mischen. Leute dieser Art übereilen sich wegen ihrer unruhigen und herum irrenden Denkungsart in ihren Planen, Arbeiten und Sorgen, und heben oft Lasten auf ihre Schultern, die sie nicht tragen können. Und doch sind sie gerade dann in ihrem Elemente.

---

digen und behaupten wollen, die ihnen der herrschsüchtige und stärkere Mann noch übrig gelassen hat. So denke ich mir die gute Seite dieser Erscheinung. — Allein es ist eben so wahr, dafs jener Geist des Widerredens oft aus einer unbeugsamen, von der Laune empfangenen und geborenen Rechthaberey, aus einer höchst schwankenden und gallsüchtigen Empfindlichkeit, aus kleinlicher Gedankencoquetterie, aus tiefer Gleichgültigkeit — oder Erbitterung gegen andere Weiber, und aus einem zügellosen Stolze hervor gehen kann, und hervor zu gehen pflegt: und Frauen dieser Art sind, weil sich ihre Lebhaftigkeit so oft mit ihrer Zanksucht vereinigt, die Eumeniden ihrer Männer und ihrer Familien. — Und dennoch

Die kleine Welt, worin sie sich herumdrehen, muſs ein Chaos seyn, wenn sie ihnen gefallen soll. Je bunter und verworrener sich alles um sie her gruppirt, desto zufriedener sind sie mit dem Leben und seinen Abwechselungen. Glaubet ihnen nicht, wenn sie über zu viele, zu verwickelte Geschäfte, Plane und Lasten klagen. — Sie befinden sich sehr wohl dabey, und wollen euch da-

---

glaube ich bey dem andern Geschlechte, und selbst bey dem zanksüchtigern Theile desselben, nicht die Begierde zu Prozessen wahrzunehmen, von welcher so viele Männer beherrscht werden. Die Sache läſst sich leicht erklären. Einmal haben die Weiber nicht so viele Veranlassungen und Gelegenheiten, über ihr Mein und Dein öffentlich zu streiten, als der Mann. Selbst die Gerechtigkeitspflege hat ihrer Stimme hierbey von ältesten Zeiten her eine nothwendige Grenze gesetzt, — und der Mann ist von der Natur selbst zum rechtlichen Anwalde des Weibes angestellet worden; zweytens fürchten sie die Kunstgriffe und Machinationen der Gerechtigkeit selbst viel zu sehr, als daſs sie so leicht ihre Angelegenheiten auf ein so verdurch nur desto aufmerksamer auf ihren groſsen Wirkungskreis machen. Sie wollen und verlangen keine Ruhe, so lange sie leben; und werden sie durch die Umstände und durch das Alter darein versetzt, so bleiben sie übellaunig und unerträglich bis an ihren Tod.

Wenn ihre Thätigkeit auf nützliche Gegenstände fiele, und ihre Handlungsweise

---

schmitztes Spiel setzen sollten. Sie fürchten die Rechtswissenschaft, weil sie dieselbe nicht kennen, und weil nichts mehr ihr Ehrgefühl beleidigt und empört, als der Gedanke, — hintergangen zu werden Sie geben also lieber nach, und vertragen sich, wenn sie Prozesse haben, leichter mit der Gegenpartey, als der Mann, — wenn nur keine persönlichen Beleidigungen vorgefallen sind; denn in diesem Punkte sind sie wiederum unversöhnlicher, als wir. Übrigens hat der satyrische Boileau in seiner Xten Stachelschrift das prozeſssüchtige Weib, und das Elend des Mannes, der an eine solche Weibesseele angebunden ist, in folgendem Gemalde ganz trefflich gezeichnet:

einen festen Charakter annähme, so könnten dergleichen rastlose Köpfe unendlich viel Gutes stiften; aber jene Bedingungen fallen bey ihnen nicht selten weg, und ihr ganzes unruhevolles Leben ist eine unabsehbare Reihe von Kleinigkeiten, — ein geschäftiger Müſsiggang oder eine müſsige Geschäftigkeit. Betrachtet sie nur einmal in ihrem Hauswesen. Sie springen von einem Plane zum

---

„Dans ses prétentions une femme est sans borne.
Alcippe, à ce discours je te trouve un peu morne:
Des arbitres, dis-tu, pourront nous accorder.
Des arbitres? —— Tu crois l'empêcher de plaider
Sur ton chagrin déjà contente d'elle-même.
Ce n'est point tous ses droits, c'est le procès qu'elle aime.
Pour elle un bout d'arpent qu'il faudra disputer,
Vaut mieux qu'un fief entier acquis sans contester.
Avec elle il n'est point de droit qui s'éclaircisse,

andern in demselben über, — wollen alles übersehen, alles selbst anordnen, alles selbst vollenden, — und bey hellem Lichte besehen, hat darin nichts seine gehörige Ordnung und Stellung. Ihre Oconomie ist das Bild ihres unruhigen Kopfs. Sie geben Befehle und rufen sie wieder auf; sie visitiren, corrigiren, schelten und toben den ganzen Tag, und werden am Ende doch hintergangen, oder thun sich selbst Schaden, indem sie

---

Point de procès si vieux qui ne se rajeunisse;
Et sur l'art de former un nouvel embarras
Devant elle Rolet mettroit pavillon bas.
Crois-moi, pour la fléchir trouve enfin quelque voie,
Ou je ne réponds pas, dans peu, qu'on ne te voie
Sous le faix des procès abattu, consterné,
Triste, à pied, sans laquais, maigre, sec, ruiné,
Vingt fois dans ton malheur résolu de te pendre;
Et pour comble de maux, réduit à la reprendre."

ihre Leute verwirren, und miſsmüthig machen. Sie bauen und reiſsen wieder ein; sie pflanzen und hauen die Pflanzungen wieder um; sie verändern ihre Speisen, ihre Kleider, ihre Wohnungen, ihre Domestiken, so oft es sich irgend thun läſst. Kein Tag darf dem andern ähnlich seyn. Selbst die Nacht schenkt ihnen nicht immer eine wohlthätige Ruhe. — Sie sinnen in ihrem Schlafkämmerlein auf neue Entwürfe, neue Metamorphosen des morgenden Tages, gönnen sich selbst die Erquickungen des Schlaſs nicht, und messen ihn kärglich den Ihrigen zu.

Eben diese herumirrenden Köpfe sind es nun auch, welche sich so gern in fremde Angelegenheiten mischen, — weil für ihre Rastlosigkeit ihre eigene Haus- und Familienwelt gemeiniglich viel zu klein ist. Sie schreiben ihren Nachbarn, Freunden und Bekannten die Gesetze ihres Haushalts, ihrer Kinderzucht, ihrer Prozesse, ihres ehelichen Umgangs vor. Uberall wollen sie, wie daheim in ihrem eigenen Hause, gebieten, überall wollen sie ihre Hand bey fremdem Spiel haben. Sie schlieſsen Heirathscontrakte, mischen sich in die Streithändel häuslicher und öffentlicher Parteyen, tragen Zeitungen aus einem Hause in das andere, und ein jeder kann sie zu Handlangern seiner Geschäfte gebrauchen. Es giebt alte Männer und Frauen unter dieser Classe unruhiger Köpfe, die ihre eigenen Angelegenheiten vernachlässigen, gleichsam die Stelle ihres Haus- und Familienwesens niederlegen, und sich von nun an fast ganz allein mit fremden Dingen und fremden Menschen befassen. In ihrer eigenen Wirthschaft sind sie die ärgsten Ignoranten, und lassen dieselbe von dem Gutbefinden unsicherer Miethlinge abhängen; hingegen sind sie mit den allerkleinsten Verhältnissen anderer Familien und anderer Haushaltungen bekannt. Sie berechnen und tadeln alle Fehler, welche darin gegen eine gesetzmäſsige Oeconomie begangen werden; sie verzeihen ihren Freunden hierin die Nachlässigkeit nicht, der sie sich doch selbst schuldig machen; sie dringen sich gleichsam als die Vormünder ihrer Nebenmenschen auf, ob man ihnen gleich selbst solche geben müſste. Ihre unselige Vielthätigkeit verführt sie nicht selten zu unredlichen Mitteln, um die Regenten und Tyrannen anderer Häuser zu werden; — gutmüthige Hausväter und Hausmütter haben das meiste von ihnen zu befürchten. Sie machen sich bey dergleichen Menschen bald necessair, und verstricken sie so in neuen Planen, neuen Anlagen und neuen Ausgaben, bis in dem listig angelegten Labyrinth kein Ausweg mehr zu finden ist, und alle Zweige der vorigen guten Hausordnung und alle ihre Freuden des häuslichen Friedens traurig dahin sterben.

Sind dergleichen rastlose Alte — Gelehrte von Profession, oder wollen sie es wenigstens — seyn, so springen sie, wie ich oft bemerkt habe, von einer Lektüre, von einer Wissenschaft zur andern, und vollenden keine einzige. Sie lesen in einem Tage zehnerley Bücher, haschen mit einer bisweilen lächerlichen Begierde alles Literarisch-neue auf, und werfen es, wenn sie es kaum halb gelesen hatten, wieder auf die Seite. Der Drang ihrer Ideen oder die Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen gestattet ihnen auch hier kein langes Verweilen bey einem Gegenstande; — sie müssen hin- und herfliegen können, wenn sie gut gestimmt seyn sollen. Aber eben deſswegen liegt auch in ihrem Kopfe alles bunt durch einander; — er ist ein Magazin von Begriffen, worin die wenigsten ihre gehörige Stellung haben. Das Rein-systematische ist ihre Sache nicht; das Aufeinanderhäufen, das Einschieben und Zusammenwerfen der Ideen ists desto mehr. Sie lieben die Menge der Kenntnisse, wie der unordentliche Bücherfreund die Menge der Schriften, denen er keine Ordnung zu geben weiſs. Sie bewundern sich aber selbst viel zu sehr in diesem zusammengeworfenen Reichthum, als daſs sie ihn ordnen sollten.

Es scheint, als ob sie eine Subtraction ihrer Kenntnisse befürchteten, wenn jede in Reihe und Glied gestellet würde. Der verworrene Haufe hat in ihren Augen eine gröſsere Ausdehnung, als der systematische. In jenem kann ihr unruhiger Kopf nach Gefallen wühlen, — in diesem nicht. Dort kann er umwerfen, ausstreichen, ab- und hinzuthun, so viel er will; hier ist seiner vagabonden Thätigkeit eine eiserne Gränze gesetzt.

2.

Die Veteranen der Liebe.

Die Liebe, diese heilige Flamme des geistigen und physischen Lebens, sollte nach einem groſsen Gesetze der Natur in dem Menschen nicht eher sterben, als bis er selbst nicht mehr vorhanden ist. Sie wollte dadurch dieser alles beseligenden Leidenschaft gleichsam den ersten Rang unter ihren moralischen Einrichtungen anweisen. — Sie wollte ihn dadurch auſs innigste mit seiner Erde und seinem Himmel verbinden; in ihr sollte er das wohlthätige Vorgefühl seiner Unsterblichkeit geniessen, und durch sie schon hier göttergroſs und götterglücklich werden, indem sie allein das Gute und Schöne in den zartesten Verein zu bringen weiſs. Aber sie sollte vornämlich die goldenen Tage der Jugend begleiten. Wenn der Mensch seine menschliche Vollendung durch ihre schöpferische Kraft erreicht hatte, so sollten ihre Äuſserungen nur sparsam erscheinen, — ihr geistiges Leben sollte nunmehr auf süſsen Rückerinnerungen ruhen, sein schönes Gebilde sollte noch den Greis am Rande des Grabes erquicken, aber nicht begeistern. — Die Natur hatte schon längst durch ihn ihre hohen Zwecke zur Erhaltung seines Geschlechts erfüllt. — Neue Generationen traten nach ihm auf; er soll immer noch die Liebe lieben, denn sie machte ihn sonst unendlich glücklich; aber er soll nicht von der Liebe selbst, wie der Jüngling, beherrscht werden.

Geschiehet das Letztere, und wird es mit allen jenen Kennzeichen einer feurigen Jugendliebe verbunden, so hat die Welt ein Recht, dergleichen Menschen lächerlich oder bedauernswürdig zu finden, — weil sie über die Grundlinien der Natur hinauszuschweifen suchen. Wer kennt nicht Männer und Frauen genug, die noch im grauen Alter die verzehrende Wärme jener Leidenschaft zu empfinden scheinen, und sich dieselbe erkünsteln, so ungünstig auch die Natur ihnen bey diesem Gaukelspiele ist. Ihr sehet sie auf einmal wieder auf dem Schauplatze der jugendlichen Welt erscheinen, — gerade als ob dadurch die vergangene Zeit wiederum zurückgebracht werden könnte. Sie kleiden sich in die Farbe der Jugend und des neueeten Geschmacks, und beschäftigen sich mit allen den Künsteleyen und Spielereyen, wodurch jüngere Leute sich ihre Herzen näher zu bringen suchen. Der Ernst des Alters verwandelt sich in eine liebelnde Geberden-Sprache, in einen luftigen Schritt, in eine sanft hauchende Stimme. Der Mann in

Greishaar wird ein Stutzer; die Matrone ein — coquettirendes Mädchen. Beide sehen und hören von alle dem nichts, was das spottende Publicum dazu sagt. — Wenn die Liebe in der Jugend halb blind ist, so wird sie im Alter stockblind; — denn sie scheint das Lächerlichste unter dem Lächerlichen dann nicht mehr zu bemerken.

Ihr tretet in einen geselligen Zirkel; ihr erblickt ein Frauenzimmer, welches, wie es die Kunstsprache ausdrückt, schon passirt ist; — ihr bemerkt sogleich, daſs ihre Blicke blitz-artig in dem Zimmer hin- und herfahren, — bis der Gegenstand sichtbar wird, den das feurige Auge sucht. Die Bewegung kann euch nicht entgehen, welche nun in der Seele der Vestalinn ausgebrochen ist; — alle ihre Ausdrücke, ihr mimisches Spiel des Gesichts, der Hände, des ganzen Körpers bekommt ein neues Leben; — die Alte befindet sich in einer fieberhaften Extase; — sie ist über alle Beschreibung glücklich, — der Himmel thut sich für sie auf, indem der Geliebte in das Zimmer tritt. Der Beobachter bemerkt noch einigen Zwang, den sie mit Mühe dem Ausbruch ihrer Empfindungen auflegt, — sie scheint einen Augenblick die Beleuchtung des Publicums zu fürchten; allein wenn sie sich auch noch so künstlich zu verstecken wüſste, so werden doch ihre Augen alle Geheimnisse einer innern Wärme verrathen. Hierin ist das Auge der Frauen, und vornämlich der noch im Alter verliebten Weiber ihr gröſster Verräther. — Denn durch das Auge hoffen sie den Anfang ihrer Siege zu gründen. Ihr bemerkt ferner, daſs sich die zärtliche Matrone feyerlich schön oder auch schamlos gekleidet hat, je nachdem es die Umstände erfordern. Der Schmuck der Kleider soll den Mangel körperlicher Reitze ersetzen, und, wenn noch einige Reste derselben vorhanden sind, dieselben heben und verherrlichen. Nichts wird vergessen, um den Blick des Zuschauers von den minder schönern Theilen abzuleiten, und sie gleichsam in die Vergessenheit zu begraben. Die Stellung des Körpers, der Hände und Füſse, des Ganges und Tanzes wird von der vortheilhaftesten Seite genommen, — da nämlich, wo der Zauber noch seine Wirkung zu äuſsern scheint, und wo er gehörig verstanden wird. — Die ganze Maschinerie wird verändert, wenn sie ihre Absicht nicht erreicht; und so sieht man dergleichen alte Coquetten oft mehreremal schnell hinter einander in einer veränderten Gestalt — in physischer und moralischer Hinsicht. — Jetzt nähert ihr euch der sterbenden Schönheit. Sie empfängt euch mit Zerstreuung, denn ihr seyd der Gegenstand ihrer zärtlichen Aufmerksamkeit nicht; — ihr seyd nicht sehr willkommen, wenn sie euch auch ihre Freunde nennt. Sie antwortet kurz, schnell, abgebrochen; — sie wird gestört; sie will sich in dem Spiele ihrer Gedanken nicht aufhalten lassen, und ihr sehet, wie künstlich sie sich immer nach der Sonne hinwendet, in deren Nähe und Wärme sie so gern leben mag.

Keck und entschlossen nähert sich die Vestalinn ihrem jungen Freunde; — er geht gemeiniglich einen langsamern Schritt, — er wird nicht durch gleiche Motive getrieben. Sie drückt ihm furchtlos die Hand, sie verschlingt ihn mit ihren Blicken; — jeder Augenblick der Liebe ist ihr kostbar, und die Schamhaftigkeit leidet nach ihrer Meinung durch ein so öffentliches Geständniſs — nicht. Das feurigste Mädchen, die glücklichste Braut kann in keiner gröſsern Extase ihres Gefühls und ihrer Begeisterung erscheinen, als das verliebte Mütterchen. Sie umstrickt den Geliebten gleichsam mit ihrer Gegenwart; — er ist ganz die Fliege im Spinngewebe. Bald sendet sie an ihn das zärtlichste Auge; bald macht sie ihm Vorwürfe, wenn er mit einem andern Weibe sprach, — bald bejammert sie ihr Schicksal, wenn sie sich einige Tage von ihm trennen muſs, und der Abschied ist bis zum Ekel zärtlich, weinerlich, empfindelnd und sentimental. Sie kann nicht ohne das groſse zweyte Ich ihrer Seele leben; sie hält ihm in allen Gesellschaften, oft unvorsichtig und kindisch genug — Lobreden, sie gestehet es selbst ein, daſs sie für ihn und um seinetwillen die gröſsten Thorheiten begehen könnte. Um ihn sicherer zu fesseln, entfernt sie ihre schönern Töchter, ihre Freundinnen, ihr weibliches Gesinde, — wenn es seine Aufmerksamkeit erregen könnte, und glühende Rache wird jeder neuen Besiegerin seines Herzens geschworen. Sie stellt ihm die Frauen in dem schwärzesten Lichte auf, die durch ihre Liebenswürdigkeit gefallen wollen und gefallen können; sie erfindet auf ihre Kosten Unwahrheiten, — sie schlägt sie moralisch todt. Geitz und bäuerisches Selbstinteresse ist ein Grundzug ihres Charakters; allein für den Geliebten könnte sie Millionen verschwenden; — sie muſs bisweilen groſse Summen aufopfern, — um nicht verlassen zu werden. Dies ist die Liebe, — die jämmerlichste aller Leidenschaften, welche keine andere, als goldene Fesseln hat, um die Herzen zu binden. Natürlicherweise kann ein solcher Mann, welcher so gebunden werden muſs, in ihrem Hause, bey allen ihren Angelegenheiten befehlen, ordnen, aufrichten und umwerfen, so viel er will. Er ist der Souverain ihrer ganzen physischen und moralischen Existenz, und sie ist im ganzen Sinne des Worts Sclavin eines Mannes, — der sie vielleicht nie geliebt hat. Er wird Länder regieren und Länder verwüsten, wenn sie Landesmutter ist. Die Geschichte so vieler Staaten und Völker tritt hier mit schrecklichen Documenten der Favoritenregierung auf. Nie ist eine Herrschaft unumschränkter gewesen, als die Herrschaft der Günstlinge, wenn sie von betagten Frauen geliebt wurden.

Die Eifersucht wächst immer bey der Liebe, wenn diese den Mangel der Fäden bemerkt, an welchen ein junger Mann gezogen und festgehalten werden kann. Dieser Mangel kann dem Alter nicht unsichtbar bleiben. Die bejahrte Frau, die noch immer die Aufwallungen der Liebe und Zärtlichkeit empfindet, verwünscht die Jahre, die auf ihrem Gesichte liegen, und sucht nun, — da die schönsten Reitze verwischt sind, den Geliebten durch eine eifersüchtige Bewachung, und eine damit verbundene feurige Hingabe ihres ganzen Ichs zu fesseln. Der Unglückliche ist mit Spionen umgeben — all sein Thun und Beginnen wird beobachtet, jeder Blick seiner Augen berechnet, jeder Ausdruck seiner Sprache geprüft, ob nicht ein Zeichen verborgener Untreue darunter liege. Besteht der arme Sclave die Probe, so wird er reichlich belohnt. Er kann die gröſsten Opfer der Verläugnung fordern, — sie werden ihm ohne Widerrede gegeben. Jede Weigerung möchte ihm sonst Muth machen, aus seinem Netze zu entwischen, und sich unter einem schönern Himmel zu sonnen. — In einsamen Stunden, worin ohnehin das menschliche Gemüth so leicht zwischen Wohlbehagen und Nichtbehagen schwankt, lebt sie nur zwischen

Furcht und Hoffnung. Bange, oft schreckliche Empfindungen durchkreuzen ihre Seele, wenn der Geliebte entfernt ist, wenn sie es weiſs, oder nur ahnet, daſs er jetzt von andern Frauen umgeben ist. Sie durchwacht thränenvolle Nächte; — sie erblickt ihn in furchtbaren Träumen; — sie schreibt ihm die zärtlichsten Briefe, und für den Tag des Wiedersehens würde man ihr umsonst eine Welt anbiethen.

Doch ich will dieses Gemälde so wenig als das folgende, nämlich das Bild des verliebten Alten, ganz vollenden. Die Züge des letztern haben die gröſste Ähnlichkeit mit den Zügen des ersten; nur die Schattirungen sind verschieden. Der alte verliebte Geck ist vielleicht noch lächerlicher, als die verliebte Alte, weil er sich in seinen Empfindungen und deren Äuſserungen weniger zu beherrschen weiſs, und sich dabey noch weniger Zurückhaltung schuldig zu seyn glaubt. Seine Zärtlichkeit, bald mit einer lächerlichen Galanterie, bald mit Zudringlichkeit verbunden, ist gemeiniglich bis zur Narrheit übertrieben, und nie zeigt sich die schönste aller Leidenschaften in einem elendern Kleide. Tiefe Unterwürfigkeit und kriechende Anbetung ist hier ihr Charakter. Dadurch will der Alte siegen, weil ihm liebenswürdigere Waffen zu seinem Siege fehlen; dadurch will er zeigen, daſs er noch einer Leidenschaft fähig sey, wodurch nur der Jüngling begeistert werden konnte; sein tief gebückter Gehorsam soll die Stelle der Lebhaftigkeit ersetzen*), wodurch jener die Herzen eroberte und festhielt. Sclavisch respectvoll seht ihr den lächerlichen Alten neben seiner jüngern Geliebten dahin wandeln, — und doch scheint er stolz auf seinen Sieg zu seyn, denn er hat ihn nur mit Mühe errungen. Kein Geschäft ist zu klein, was ihn nicht seine Devotion unternehmen lieſse, — er bindet seine Liebe an jede Laune und Willkühr seiner Beherrscherinn; er ist ihr Laquais, ihr Koch, ihr Gärtner, ihr Putzmacher, ihr Harlequin, so wie sie es jedesmahl verlangt. Er ändert, um ihr zu gefallen, seine ganze Lebensweise, so drückend auch diese Wiedergeburt für ihn werden mag. Er verkürzt die Stunden seines Schlaſs; er hüllt sich in neue, seinem Körper schädliche, Moden, er lernt von neuem den Tanz, er ist ein Automat, den die muthwillige Schöne nach Gefallen bald so, bald anders stellt, — er wagt keinen Einwurf dagegen; die lächerlichsten Grillen der Geliebten sind ihm heilig, denn er kennt keine andere Gesetzgebung, als die ihrige.

---

*) Dieſs ist der Mann, von dem Corneille in seiner Sophonisbe so richtig urtheilt:

"Et sous un front ridé, qu'on a droit de hair,
Il croit se faire aimer à force d'obeir".

Mit dieser blinden Unterwürfigkeit verbindet er endlose Schmeicheleyen. Sie ist die Sonne am Firmament; alle übrigen Frauen sind nur matt schimmernde Sterne, — oder verschwinden wohl ganz bey der Vergleichung. Die Angebetete ist nichts weniger, als schön; aber nach seiner Meynung giebt es kein liebenswürdigeres Auge, kein sanfteres Roth der Wangen, keinen holdseligern Mund, keinen niedlichern Fuſs, als — den ihrigen; ihre Stimme schallt wie Flötenton; ihr Blick kann Todte erwecken; unter ihren Schritten keimen aus dem trocknen Boden Veilchen und Rosen hervor. Alle Dichter der Welt haben nur die eine Geliebte besungen. Sie besitzt einen sehr mittelmäſsigen Verstand, und dennoch sind alle ihre Urtheile so rein, so treffend; ihr Witz so naiv, die Wendungen ihrer Ideen so ungezwungen, so überraschend; ihr Widerspruch so liebenswürdig; sie darf nur den Mund öffnen, um alles zu bezaubern, was sie umgiebt; sie hat den Grazien alle Vollkommenheiten einer Gottheit geraubt, und die Himmel beneiden die Erde, weil die Unvergleichliche darauf wandelt.

Es giebt alte Männer, die zwar eigentlich nicht mehr vom Feuer der Liebe erwärmt werden, aber dennoch alle Zeichen und Ausdrücke derselben annehmen. Dieſs sind jene verschrobene männliche Coquetten, die von jeher das Zwerchfell des Publicums in Bewegung setzen, und in einer weit lächerlichern Gestalt, als die bejahrte Buhlerinn, auf dem Schauplatze der Welt erscheinen. Sie sind das Spielzeug muthwilliger Weiber. Ihr ganzes Lebensgeschäft besteht darinn, — gefallen zu wollen und mit jüngern Männern in der Taktik der Galanterie zu wetteifern. Je weniger sie eigentlich in das schöne Geschlecht verliebt sind, desto mehr lieben sie sich selbst; sie lassen kein Mittel unversucht, um die Aufmerksamkeit der Weiber zu fesseln — und sie für sich zu erwärmen. Da ihnen hierbey die Natur und die Jugend nicht mehr zu Hülfe kommt, so müssen sie desto mehr von der Kunst und der Künsteley borgen. Daher ihre oft ins Lächerliche fallende Affectation, und die unausstehliche Ziererey, welche dergleichen alte Thoren in alle ihre Handlungen, in ihre Sprache, ihre Denkweise, ihre Belehrungen und in ihren Umgang verweben. Sie wollen sich dadurch die Achtung der Schönen erzwingen; sie bemerken nicht, wie scharf sie hinter ihrem Rücken recensirt werden, und fangen ihr Gaukelspiel immer wieder von neuem an. Mit dieser affectirten Artigkeit, mit diesem ewigen Kleinigkeitsspiel umlagern sie die Toiletten der Damen, und durchkreutzen wie Irrwische die geselligen Zirkel. Ihr Leben ist ein ununterbrochenes genau berechnetes Visitenleben. Der Augenblick des Besuchs ist ihnen heilig; sie sind hierbey ganz Männer nach der Uhr, und sie würden sich eine Vernachlässigung hierin nimmer verzeihen können.

Da ihre Welt die Welt der Weiber ist, und sie nur die Regeln dieser Welt kennen, — so nehmen alle diese alten Kinder endlich etwas Weibisches und Buntes an. Sie sind die ängstlichen Affen der Mode; sie wenden einen groſsen Theil des Tages auf ein Studium des Putzes, das man sonst nur den Frauen gestattet. Sie sind fast noch eitler, als diese. Sie lieben die Kleiderpracht, und vor ihrem Richterstuhle gilt nichts, was nicht von dem Geiste der Mode geheiligt wurde. Mit unruhiger Begierde haschen sie nach jedem neuen Puppenspiel derselben. Sie verändern augenblicklich ihre Garderoben, sie sind die ärgsten Verschwender in diesem Puncte. Der Geitz des Alters wird von ihrer Coquetterie beherrscht; und da man diese ihre Schwäche kennt, so werden sie unbeschreiblich oft betrogen. Der Schmuck des Körpers bleibt aber immer ihre Hauptsache. Man hat Männer dieser Art gekannt, welche fast täglich in einem neuen Anzuge erschienen, und sich noch auf ihrem Sterbebette mit der Musterung ihrer Kleider beschäftigten, — noch andere, welche ihr welkendes Gesicht mit — Schminke bestrichen, und, um ihre Haut zu verjüngen, sich schrecklichen Qualen unterwarfen.

3.

Ängstliche Kleinigkeits-freunde. — Micrologen im Denken und Handeln.

Der Pedant.

Es ist eine traurige, aber für den verständigen Menschen sehr merkwürdige und lehrreiche Erfahrung, daſs wir im hohen Alter sehr oft fast ganz in den Zustand der Kindheit zurücksinken, — gleichsam damit enden, womit wir angefangen hatten, und uns am ehrwürdigen Ziele unseres Daseyns wiederum mit Dingen und Ideen beschäftigen, welche sonst tief unter dem Wirkungskreise unserer Geistes-thätigkeit lagen. Wir werden Micrologen im Denken und Handeln. Unsere Hauptrolle ist vollendet und abgeschnitten. Die Geistes-kraft des Menschen, für die sonst die Gränze des Weltalls noch viel zu klein und eng war, — fängt an, zu spielen. Das Kleinliche, Bunte, Unzusammenhängende wird von neuem ihr Lieblings-gegenstand, und sie behandelt dasselbe nun mit eben dem Enthusiasmus, mit eben der leidenschaftlichen Anhänglichkeit, mit welcher sie vorher die weitaussehendsten Plane, die erhabensten Gedanken-reihen und die tiefsinnigsten Wissenschaften umfaſste. Ihr geistiges Leben zieht sich aus den gröſsern Kreisen ihrer Arbeitsamkeit und Forsch-begierde in einen kleinen Punct, in einen sterbenden Funken des Denkens zusammen, und kaum will noch das verglimmende Gedächtniſs die Alltags-geschichte des vorhergehenden Tages fassen. Noch schleicht der Körper des Alters auf der Oberfläche der Erde herum; allein das Licht des Geistes ist zum Theil schon verloschen. Wer hat wohl ein gröſseres Recht, an sein Wieder-aufleben zu glauben, als der Greis! —

Wir sehen die gröſsten Geister, die lebhaftesten Köpfe in jenen Zustand der Seelenlethargie versinken, und damit die groſse Scene ihres Lebens enden. Schwach und geistesleer stehen so viele am Rande des Grabes, und verwandeln sich oft früher in Kinder, als diejenigen, welche ihre Denkkräfte weniger verbraucht hatten. Indessen hat die Natur die wohlthätige Einrichtung getroffen, daſs sich das Alter selbst wegen dieses Herabsinkens seiner Geisteskräfte und dieses zurückkehrenden Kindheitszustandes nicht sehr unglücklich fühlt, — so lange nur seine Gesundheit noch einigermaſsen erträglich ist. Es giebt tausend Alte, welche sich voll innigen Wohlbehagens mit den allerkleinlichsten Gegenständen beschäftigen, und sie gegen viel wichtigere nimmer vertauschen würden. Sie sind ganz in ihrem Elemente, wenn nur ihr Gärtchen gedeihet, wenn ihre Hündchen, ihre Katzen, ihre Vögel um sie her springen, wenn sie ihr kleines Lieblingsgericht erwarten, und dem horchenden Knaben eine Feengeschichte erzählen. Sie beschreiben euch die kleinsten und geringfügigsten Umstände einer Fuſsreise von wenig hundert Schritten mit einem Frohsinne und einer Genauigkeit, womit der Welt-umsegler seine ungeheuren Reisen schildert. Ein neu angekauftes Kleid, ein neues Trinkgeschirr, der neue Einband eines Buchs, und noch viel kleinlichere Dinge können sie wochenlang beschäftigen. Sie bereiten sich frohlockend, wie Kinder, zu einem Familienfeste; sie zählen Stunden und Minuten, bis der frohe Tag anbricht; ihre Imagination entwirft sich tausend scherzhafte Bilder des Vergnügens, welches sie dort zu finden hoffen. Wir sehen sie da sich über Dinge ergötzen, die ihnen sonst kaum ein Lächeln entlockt haben würden. Sie spielen, tanzen und scherzen, wie Kinder, mit Kindern; sie beschenken euch mit possierlichen Bildern und Geräthschaften; sie treiben ihren jugendlichen Muthwillen mit jungen Eheleuten, mit Geistlichen, mit Ärzten und Hebammen bey Hochzeiten und Kindtaufen, und sind überhaupt mitten im Kreise unzähliger Kleinigkeiten die glücklichsten Menschen unter der Sonne.

Grade das Gegentheil von diesen Alten sind diejenigen, welche mit ihrer Kleinigkeits-liebe jenes ängstliche, gedrückte und engbrüstige Wesen verbinden, das wir an so vielen bejahrten Männern und Frauen bemerken. Es sind gemeiniglich kleine und verwahrlosete Geister, welche schon früh von einem unglücklichen Miſstrauen gegen Andere beherrscht wurden, und nun, bey dem Gefühl der Abnahme ihrer Kräfte, überall anzustoſsen glauben. Sie verschanzen sich daher schüchtern und furchtsam hinter einer Menge kleinlicher Gegenstände, und trösten sich damit, daſs sie wenigstens hier groſs seyn können. Leute dieser Art, welche an einer kindischen Micrologie kränkeln, — denn ihr Zustand ist wirklich eine Seelenkrankheit, — genieſsen keine ungetrübte Freude. Sie wittern überall Gefahren, Miſsdeutungen ihrer Handlungen, Spöttereyen und Verantwortlichkeiten aller Art. Sie zittern bey jeder Gelegenheit vor Verweisen, — sie fürchten auch da Vorwürfe, wo sie ihre Pflicht gethan haben, und glauben immer, dafs noch etwas nachzuhohlen sey. Mit einer peinlichen Ängstlichkeit berechnen sie alle ihre Schritte; die unbedeutendste Handlung beschäftiget sie tagelang, und ihr ganzes Leben ist eine mühsam geflochtene Kette unnützer und geringfügiger Sorgen und lächerlicher Selbstpeinigungen.

Wenn sie gehorchen müssen, so richtet sich ihr angstvoller und furchtsamer Blick unaufhörlich nach ihren Gebiethern hin. — Diese sind ihre überirdischen Gottheiten; diesen beweisen sie selbst in den elendesten Kleinigkeiten einen sclavischen Gehorsam, und thun aus knechtischem Dienst-eifer Dinge, welche man gar nicht von ihnen fordert, — Dinge, die wohl gar wider ihre Pflicht laufen, und wodurch sie sich und Andere verwirren. In Gegenwart ihrer Obern reden sie nur immer von den unzähligen Kleinigkeiten und Pedanterien, woraus sie ihre armselige Thätigkeit zusammengesetzt haben; für alle andere interessantere Gegenstände haben sie keinen Sinn und kein Gefühl. Sie meinen die Würde ihrer Obern zu beleidigen, wenn der Gegenstand des Gesprächs etwas anderes, als eine Repetition des schon tausendmal Gesagten seyn sollte. Der verständigere Zuhörer bejammert die Zeit, welche er bey solchen geistesleeren Micrologien verlieren muſs; — er wagt es, den Unterhaltungen einen andern fröhlichern und geistigern Schwung zu geben; allein der Kleinigkeitsgeist des ängstlichen Dienstmannes springt immer wieder in sein altes Geleis zurück, und verscheucht nach und nach jede frohe Laune des geselligen Zirkels.

Sind diese Leute selbst Obere; — haben sie viel zu sagen und zu befehlen: so soll die ganze Menschenwelt um sie her das Gepräge der ängstlichen Pünctlichkeit haben, welches sie in dem Innern ihrer eigenen Seele antreffen. Sie treiben selbst die sorgsamsten und fleiſsigsten Dienstmänner, die unter ihrem Befehle stehen, mit Härte und Bitterkeit zu ihren kleinsten Pflichten an, und argwöhnen unaufhörlich, daſs etwas hierbey verabsäumt werde. Aus Kleinigkeits-liebe können sie selbst gegen ihre Freunde grausam werden. Sie lassen ihre Untergebenen heimlich bewachen, ob auch die mit so vieler Ängstlichkeit aufgestellte Maschine der Geschäfte ihren Gang behalte; sie bestrafen den kleinsten Verstoſs gegen den Geschäftspedantismus mit unerbittlicher Strenge, und gönnen dem redlichsten Arbeiter kaum einige Stunden Erhohlung. Sie quälen ihn mit einer Menge unwichtiger Aufträge vom Morgen bis an den Abend. Auch die unbedeutendsten Dinge und Verrichtungen haben ihre angewiesenen Zeitpuncte, — und wehe dem, der sie nicht beobachtet, wenn auch die ganze Sache nichts anderes, als eine müſsige — Spielerey seyn sollte!

Mit diesen ängstlichen Micrologen stehet der sogenannte Pedant in naher Verwandtschaft, und die Züge seines Gemäldes findet man hier, dünkt mich, an ihrer rechten Stelle. Das Alter sinkt leicht in diesen traurigen Fehler des Denkens und Handelns, indem es entweder einen Werth auf Dinge setzt, die keinen Werth besitzen, oder auch den wirklichen Werth eines Dinges über seine Gränzen hinaus erhöhet. Es giebt Pedanten in allen Ständen der menschlichen Gesellschaft, in allen Wissenschaften, bey allen Geschäften des Lebens, — auf dem Throne und in der Bettlerhütte, auf dem Catheder und an der Arbeitsbank des Künstlers und Handwerkers. Jeder Mensch scheint eine Anlage dazu zu haben; — dieser Dämon wird gleichsam mit ihm geboren, und der ist unter allen Erdensöhnen wohl der Verständigste, der ihn im Zaum und Zügel zu halten weiſs. Jeder Mensch erhebt den Werth seines Ichs über sich selbst hinaus, und blickt, — so bescheiden auch sein äuſserer Anstrich seyn mag, — von seiner Höhe auf irgend ein Menschenvölklein herunter, —

das, seiner Meinung nach, unter seinen Füſsen stehet. Die Eitelkeit ist die Wiege der Pedanterie. Darum bleibt diese auch gemeiniglich nur bey dem Gewöhnlichen und Kleinlichen stehen; — das wahrhaft Groſse und wahrhaft Schöne faſst sie nicht, weil sie sich zu sehr mit sich selbst beschäftigt, und alle Vergleichungen immer zu ihrem Vortheile ausfallen läſst. Denn nur das ist ihr groſs und wichtig, was sie treibt, — und was sie liebt. Sie ist der höchste Grad eines kindischen Egoismus, und sie ist stolz darauf, daſs sie so stolz seyn kann. Eben deſswegen ist sie unheilbar. Sie betrachtet ihre eingebildete Höhe als ein vollendetes Werk, — oder doch wenigstens die Art und Weise, wie es vollendet werden soll, als die einzig richtige und beste.

Der Variantensammler, der Schulpedant im eigentlichen Sinne des Worts, — hält seine Wortgelehrsamkeit, seine Vocabelweisheit für das *non plus ultra* gelehrter und brauchbarer Kenntnisse. — Er beseufzt den seelenlosen Geist der Nationen und des Zeitalters, welches an diesem Buchstabenreichthum keinen Geschmack findet, und weiſsaget daraus einen nahen Barbarismus aller Gelehrsamkeit und aller Cultur. Alle neuere Denker sind nur Stümper gegen die Riesen der ältern Gelehrsamkeit; — in ein paar Phrasen der letztern liegt mehr Witz, mehr Gedankentiefe, als in hundert Folianten unseres Zeitalters. Nur in dem Studium der ältern Sprachen liegen alle Geheimnisse, alle Vollendungen des menschlichen Geistes. Die übrigen Wissenschaften sind nur Decorationen, — nur Flitterstaat des Verstandes. Man muſs den Kopf der Jugend mit Wörterbüchern anfüllen, wenn sie durch die Welt kommen soll. Wer Sprachkenntnisse besitzt, ist allein der ächte und wahrhafte Literator; ihn sollte das Vaterland allen übrigen vorziehen. Dieser Stolz und Egoismus ist nicht ganz ungerecht, und gründet sich auf den groſsen Werth alles Sprach-studiums selbst; aber als Pedanten — denn nur von solchen ist hier die Rede, — beschäftigen sich diese literarischen

Ameisen doch nur immer mit wirklich unnützen Kleinigkeiten, mit einem gelehrten Schellenklang, und der Oberfläche des menschlichen Wissens. In den groſsen und originellen Geist der Alten, in die Fülle und Schönheit ihrer Gedanken, in die lebendige Kraft ihrer Darstellungen, in den liebenswürdigen Ernst ihrer Beredtsamkeit, und in die Philosophie ihrer Sprache dringen sie selten ein. Sie hängen bloſs an Worten, an Etymologien, an Floskeln und Farben der Grammatik. Sie sind Buchstabengelehrte in ganz engem Sinne des Worts, die zum Wohl der menschlichen Gesellschaft unter allen gelehrten Müſsiggängern wohl das wenigste beytragen. Wenn sie eine alte Ausgabe excerpiren, ihr Concordienbuch der Redensarten aus mehrern Schriftstellern zusammentragen, das Alter einer unbedeutenden Membrane herausgrübeln, und die Ableitung einer alten Sylbe etwas anders, als ihre Vorgänger, angeben können, so fahren sie fort, sich nach ihrer Meinung um das Vaterland verdient zu machen; und alle übrige gelehrte Männer stehen tief unter ihren Füſsen.

Eine nicht geringere Zahl solcher stolzen Micrologen giebt es unter den Ärzten. Man hat die Frage aufgeworfen, warum die Anzahl der Pedanten grade unter dieser Classe der Gelehrten und unter den Schulmännern so groſs ist? und ich kann mir die Sache nur folgendergestalt erklären. Der Schulmann wird von seinen ihn umgebenden Lehrlingen bey seiner Vocabelweisheit bewundert und angestaunt. Sie betrachten ihn als eine Gottheit, deren Aussprüche unumstöſslich wahr und gleichsam heilig sind. Der Pedant gefällt sich in dieser Bewunderung, — er sieht sich in den kommenden Generationen fortleben, indem er eine junge Welt, — eine Menge fleiſsiger Grammatiker um sich her bildet, und so die Schätze seiner Buchstabenkunst auf die fernste Zukunft überträgt. Die Strenge, mit welcher er seine Kenntnisse austheilt, das Gewisse und Unbestreitbare, was in seinen Phrasen liegt und liegen soll, sichert ihn gegen jeden Widerspruch seiner jungen Gemeine: — dieſs vermehrt seine Liebe zu seiner Lieblingswissenschaft, und er betrachtet sie nun als eine untastbare Veste des menschlichen Wissens. Die Gewohnheit, an jenen Kleinigkeiten zu hängen, vollendet das Werk seiner Pedanterie, und hält ihn von dem Ausfluge zu andern reellern Wissenschaften zurück. — Der Arzt befindet sich in einer ähnlichen Lage. Auch er wird wegen seiner Kunst von einem so groſsen Theile Unwissender nicht nur gesucht, sondern auch bewundert. Dieſs erhöhet in ihm den Begriff von seiner Ichheit in einem hohen Grade. Er bemerkt, wie er durch leichte Mittel jene Bewunderung erregen und fest halten kann; dieſs bindet ihn an die hohe Achtung gegen seine Recepte und Curmethoden, die in seinen Augen die einzig wahren sind, wenn die Erfahrung einigemale dafür sprach. — Dadurch entsteht die Einseitigkeit und Micrologie seiner Wissenschaft, und zu gleicher Zeit die Verachtung gegen alle andere Ärzte, die mit ihm nicht einerley System haben, und seine Behandlung der Kranken nicht billigen wollen. Er wird daher auch so leicht der Verfolger seiner Gegner, zumal da sich die pedantische Anhänglichkeit an sein System so leicht mit dem leidigen Brotneide verbindet. — Eben so, wie der pedantische Schulmann, wird der pedantische Arzt der Verächter fast aller übrigen Wissenschaften. — Alles, was nicht in sein Fach schlägt, ist ihm sehr oft gleichgültig und kleinlich. Eine geläuterte Kenntniſs der schönen und philosophischen Literatur wird man selten unter den Ärzten finden, welche Pedanten ihrer Kunst sind. Bis zum Erstaunen sieht man diese Leute in dem Barbarismus selbst ihrer jetzt so sehr gereinigten und verschönerten Muttersprache fortgehen, und gegen den hellern Geist der heutigen Aufklärung, wie Unsinnige, toben, — weil ihnen die Micrologie ihrer Wissenschaft keine Zeit zum Denken übrig läſst.

Gehet in die Werkstäte und Buden der

Naturaliensammler, und ihr werdet da einen neuen Schwarm origineller Pedanten finden. Diese Leute wohnen da unter ihren Steinen, Muscheln, getrockneten Pflanzen und Thieren, unter ihrem physicalischen Chaos mit einer Selbstaufriedenheit und mit einer leidenschaftlichen Vorliebe für diese Kleinigkeiten, die unbegreiflich seyn würde, wenn sich der menschliche Verstand nicht zu allem miſsbrauchen lieſse. Ihr bezeugt einem dieser steinreichen Sammler eure Bewunderung über dieses und jenes Stück seines Cabinets: — er lächelt; er führt euch weiter, und reicht euch noch viel seltenere und kostbarere Prachtstücke. Er hat sie für erstaunliche Summen aufgekauft; — man hat ihm gröſsere dafür wieder gebothene, Fürsten und Minister haben deſshalb mit ihm gebriefwechselt; allein er ist unerbittlich geblieben; dafür hat nun aber auch kein königliches Museum so Etwas aufzuweisen. Die meisten Schränke und Kästchen dieser Pedanten enthalten Unica aus allen Theilen der Welt. Ihr äuſsert ihnen ein kleines Miſstrauen gegen die Ächtheit dieses und jenes Natur- oder Kunststücks; — sie gerathen in Eifer für die gerechte Sache; sie beweisen euch aus Büchern und schriftlichen Attestaten, aus langen Erzählungen, wie die Sache von einem Erben auf den andern gekommen, daſs nur sie das wahre Original besitzen, und — ihr werdet schweigen; denn es giebt auch eine Orthodoxie des Naturalienkrämers, die so strenge als die des Theologen ist. Doch der Pedant söhnt sich wieder mit euch aus, — er wird euer Freund, — denn ihr habt ihm eine etwas seltene Versteinerung, ein Naturspiel, einen Käfer, einen Schmetterling, eine Raupe versprochen. Er führt euch wie im Triumph in seinem Hause herum. — Überall findet ihr neue — sogenannte Raritäten; — er führt euch stufenweise weiter; denn seine Wohnung soll ein Bild der stufenweise fortschreitenden Natur seyn; er liest euch Collegia darüber, während ihr von einer Steige zur andern schreitet. — Seine Zunge ist unerschöpflich in Detaillirung tausendfacher Kleinigkeiten; — er liest euch seine Catalogen vor, und bemerkt es nicht, daſs ihr dabey einschlafen möchtet; — er sagt euch, daſs er sich nun um keine andere Wissenschaft mehr bekümmere, daſs er ruhig sterben wolle, wenn er nur noch ein einziges ihm fehlendes Naturale vor seinem Tode erhandeln könne *). —

---

*) Der groſse, — muthwillig-geistreiche Steele hat uns in seinem Plauderer das Bild eines solchen Pedanten in der Person des sogenannten Nicolaus Grimkrack entworfen, welches wir als eine Probe seines Witzes, der immer so genau mit der Wahrheit verschwistert war, hierher setzen wolle: »Nic. Grimkrack, sagt der Plauderer, war ein Mann von vielem Vermögen: allein er starb in tiefer Armuth, nachdem er seine Reichthümer auf die unmerkwürdigsten Seltenheiten von der Welt verwandt hatte. Er lebte nicht für den Staat, sondern allein für seine — Insecten, und starb endlich in diesem seinem erhabenen Berufe. Ehe sich seine Augen auf immer schlossen, machte er ein feyer-

Die meisten, sonderbarsten und eigensinnigsten Pedanten giebt es unter allen Classen der Künstler und Kunstgenossen. Je mehr sich der menschliche

---

liches Testament, folgenden Inhalts: „Ich Nicolaus Grimkrack vermache und bestimme bey vollkommener Gesundheit des Geistes, aber bey groſser Schwachheit des Leibes, durch diesen meinen letzten Willen meine irdischen Güter und Habseligkeiten, wie folget:

Zuvörderst meiner geliebten Ehehälfte — eine Büchse mit Schmetterlingen, — eine Schublade voll Schneckenhäuser und Muschelschalen, — das Skelet von einer Frauensperson, und einen aufgetrockneten Basilisken.

Item, meiner geliebten Tochter Elisabeth mein Arcanum, todte Raupen gut aufzubewahren, — ferner mein Kunststück, im Winter Maythau und Weingeist zu verfertigen, worin unzeitige Geburten aufbehalten werden können.

Item, meiner kleinen Tochter Fanny drey Crokodill-eyer, und bey der Niederkunft mit ihrem ersten Kinde, — wenn sie nämlich mit Bewilligung ihrer Mutter heirathet, — das Nest eines Brummvogels.

Geist mit körperlichen Dingen, mit Handarbeiten und sinnlichen Anschauungen beschäftigen muſs, und gleichsam in die engen Gränzen des Materiellen eingeschlossen

---

Item, meinem guten ältesten Bruder zur Erkenntlichkeit für die Ländereyen, welche er meinem Sohne Carl geschenkt, die Grasehüpfer, die ich in den letzten Jahren meines Lebens gesammelt habe.

Item, seiner Tochter Susanna, welche sein einziges Kind ist, mein auf Royalpapier geklebtes Meergras, und die auf Pappe geklebten indianischen Kohlblätter.

Item, vermache ich meinem gelehrten und würdigen Freunde, D. Johann Elskriek, *Professori Anatomices*, und meinem treufleiſsigen Gehülfen bey Sammlung meiner Seltenheiten zum ewigen Andenken meine . . . . . . (wir wagen es nicht, diese Worte des Originals zu übersetzen) für ihn und seine männlichen Erben, in deren Ermangelung sie jedoch an den Vollzieher meines letzten Willens und dessen Erben zurückfallen sollen.

Da ich meinen Vetter, Franz Isaak, bereits ansehnlich bedacht, indem ich ihm schon seit einigen Jahren einen gehörnten Käfer, die wird, desto mehr ist er in Gefahr, wegen der Natur seiner mechanischen Beschäftigungsart ins Kleinliche und Ängstlichgesuchte zu fallen, und daran, als der Erbsünde aller

---

Haut einer Klapperschlange und die Mumie eines ägyptischen Königs zuerkannt habe; so bestimme ich ihm weiter nichts in diesem meinem letzten Willen.

Weil mein ältester ungerathener Sohn Johann von seiner kleinen, in Weingeist aufbewahrten, Schwester ehrenrührig gesprochen, und sich sonst in verschiedenen andern Fällen ungebührlich gegen mich aufgeführt hat, so wird er hiermit so und dergestalt enterbt, daſs er bey Austheilung meiner Güter, — die Schale einer Meerschnecke ausgenommen, — leer ausgehen soll.

Dahingegen hinterlasse ich meinem zweyten Sohne Carl alle meine Blumen, Pflanzen, Erze, Moose, Schalen, Steine, versteinerte Sachen, Käfer, Schmetterlinge, Raupen, Heuschrecken, Grasehüpfer und übrigen Insekten, die oben nicht ausdrücklich benannt sind; wie auch alle meine Wundergeburten, sowohl feuchte als trockene; und verordne und setze dabey gedachten, meinen Sohn Carl, Kunst, hängen zu bleiben. Seine Thätigkeit, sein ganzer Ideenwechsel muſs sich nach den Gegenständen richten, die er bearbeitet, und die Freyheit seiner Vorstel-

---

zum einzigen Ausrichter meines Testaments, so daſs er die vorbesagten Vermächtnisse innerhalb sechs Monaten nach meinem Tode auszahlen und ausliefern soll, wie ich denn hiermit alle andere Willensverordnungen widerrufe, die ich etwa vorher gemacht haben möchte."

Meine Leser kennen diesen Erzpedanten, dergleichen es in der wirklichen Welt mehr als viele giebt, noch nicht ganz, wenn wir ihnen nicht zugleich den Brief seiner armen Witwe an den berühmten Herrn Bickerstaf — Steele's Plauderer — mittheilen dürften. Er lautet Wort für Wort also:

„Hochgeehrtester Herr Bickerstaf! Erschrecken Sie nicht, von der Witwe Grimkrack ein Schreiben zu empfangen. Sie wissen, daſs ich kürzlich ein Original von Ehemann verloren habe, welches, wie ich aus Ihren Wochenblättern ersehe, Ihnen nicht ganz unbekannt gewesen ist. Als ich ihn heirathete, besaſs er ein ansehnliches Vermölungskraft kann und darf nicht über die Schranken des mit der Kunst verbundenen Mechanismus hinaus gehen, wenn die Kunst selbst wahr, und Nachahmung der Natur

---

gen, und wurde, nachdem er sich eine Menge Vergröſserungsgläser angekauft hatte, zu einem Mitgliede der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften erwählt. Seit der Zeit hat er nicht mehr, wie andere Leute, gesprochen, und keiner in seinem Hause konnte ihn fernerhin verstehen. Indessen pflegte er doch sehr unschuldig seine Zeit in dem Umgange mit verschiedenen Herren dieser gelehrten Gesellschaft zuzubringen, daher auch ich viele Jahre hindurch nichts dagegen zu erinnern hatte, bis ich endlich merkte, daſs durch ihre Unterredungen mit ihm sein Gehirn ganz zerrüttet wurde. — Der erste Zufall, wodurch ich entdeckte, daſs der Mann, — wie sich dergleichen Genies nennen, ein Vertuoso sey, trug sich schon vor funfzehn Jahren zu. Wir hielten ein altes Mütterchen in unserm Hause, welches das Unkraut in unserm Garten ausjäten muſste. Auf einmal gab mir der selige Mann den ausdrücklichen Befehl, die alte Frau abzuschaffen, weil es bleiben soll. Daher ist der Künstler gleichsam gezwungen, — ein Pedant, obgleich vielleicht in edlerm Sinne des Worts, zu bleiben, und so viel auf seine einmal ange-

---

eigentlich kein Unkraut in der ganzen Natur gäbe, und er fernerhin entschlossen sey, in seinem Garten alles wachsen zu lassen, was und wie es wachsen wolle. Sie können leicht denken, wie es in dem Garten ausgesehen haben muſs! Um eben diese Zeit fing er an, das Land zu durchstreichen und Moos und Steine zusammen zu tragen. Ich wurde bekümmert darüber, beruhigte mich aber doch immer wieder durch den Gedanken, daſs er ein ehrlicher Mann sey, ob man gleich nicht mehr an der Kränklichkeit seines Verstandes zweifeln konnte. Aber endlich wurde es zu arg, indem er seine Güter zu verhandeln, und die Lumpereyen zu erhandeln anfing, wovon Sie der Welt Nachricht gegeben haben. — Hier ist zugleich die Geschichte der letzten Tage seines Lebens. Als ich am letzten Johannistage mit ihm auf dem Lande spaziren ging, erblickte er einen vor uns vorbey fliegenden schön gezeichneten Schmetterling. Seine Gesichtsfarbe veränderte sich wie bey nommenen Handgriffe, auf seine Methoden in der Malerey, Musik, Architektur, Gartenkunst u. s. w. zu halten. Die Art seiner Arbeit nöthigt ihn, von seinem Systeme kein

---

einem Menschen, der von einem glücklichen Gegenstande überrascht wird. Diesen Vogel, rief er freudetrunken aus, habe ich seit zwölf Jahren gesucht! — warf seinen Rock ab, und eilte hinter der Beute her. Ich verlor ihn bald aus dem Gesichte, da er seine Jagd über Hecken, Zäune und Graben bis in die Nacht fortsetzte. Endlich hatte er das arme Thier gefangen; — allein dieſs war auch die letzte Insektenjagd des Seligen. Einige Vorüberreisende hatten ihn sehr abgemattet und halb krank von der Erde aufgehoben, und brachten ihn erst gegen Mitternacht in meine Arme zurück. Seine angestrengte Bewegung hatte ihm ein Fieber zugezogen, welches sich täglich verschlimmerte, und ihn endlich ins Grab legte. — Als er sich auf seinem Sterbebette einst etwas ruhiger, als gewöhnlich, befand, lieſs er mich zu sich rufen, und entschuldigte sich, — daſs er sein Vermögen durchgebracht habe; allein — er sey, — so fuhr er fort, jederzeit mehr bemüht gewesen, haarbreit abzuweichen, — und weil er vermöge seiner Kunst **so** arbeiten muſs, — oder auch, weil er sich's, so arbeiten zu müssen, vorstellt; so hält er sich endlich für infallibel, und wird ein ängstlicher Microloge, indem er das Kleine mit dem Groſsen zu oft und zu leicht verwechselt. Eben deſswegen, weil er sich und seine Kunst für unfehlbar und vollendet hält, — und

---

seinen Verstand, als seine Güter, zu verbessern; und daſs seine Familie stolzer darauf seyn könne, daſs er als ein weiser Mann gelebt, als darauf, daſs er als ein Reicher aus der Welt gegangen wäre. Nach dieser Anrede erinnerte er sich einer alten löblichen Gewohnheit bey den Römern, vermöge welcher der Sterbende seinen Sclaven die Freyheit zu schenken pflegte. Ich konnte durchaus nicht begreifen, was der Patient damit sagen wollte, bis er mir einen — Floh — herbey zu holen befahl, den er seit mehrern Monaten an einer Kette gefangen hielt, und dem er hiermit die Freyheit schenkte. Nach dieser menschenfreundlichen That machte er obiges Testament, und entschlief."

sich kein Jota aus seinen symbolischen Kunstbüchern rauben läſst, betrachtet er auch jeden Neuerer darin als einen Revolutionair, welcher den guten Geschmack tödtet, und den Musen ihre heiligen Rechte stiehlt. Der ältere Geschmack scheint wenigstens dem ältern Künsler immer noch der bessere zu seyn. Er ruft sein Anathema über unsere ästhetische Zeitperiode aus. Der vorige Strich der Violine, des Pinsels, der ältere Styl der Baukunst, der schönen Gartenkultur, die ältere Manier des Tanzes ist ihm immer noch die heiligste, und alle ihre Züge stimmen zu einem untadelhaften Kunstwerke zusammen. Er hat sich einmal seine Helden aus der Vorzeit gewählt, — er betet auch ihre Kunstschwächen an, und ahmt ihnen auch hierin mit einem eisernen Starrsinne nach. In der Kunst kann, seiner Meinung nach, nichts Neues mehr gelehrt werden, — man muſs also das Alte bis auf die unbedeutendsten Kleinigkeiten beybehalten. — Daher der gewöhnliche Künstler-Eigensinn und Künstler-Trotz, wenn die Kritik ihre Fehler beleuchtet, und ihre Pedanterie heilen will. Sie geben auch da nicht nach, wo die Wahrheit ihnen mit Gewalt in die Augen leuchtet, und ihre Micrologien als ein kindisches Spielwerk verdammen muſs. Die allergröſsten Künstler sind von dieser Pedanterie nicht frey gewesen. Aus dem Originellen ihres Styls selbst leuchtet sie genug hervor, — und drückt sich sogar in ihren unsterblichen Meisterstücken ab. Ihre angenommene Kunstgewohnheit, die eigensinnigste unter allen Gewohnheiten, verband ihnen in einzelnen Augenblicken die Augen, und die Musen zeigten es dann nicht deutlicher, als hier, daſs der Eigensinn des Weibes selbst die sanftesten und bescheidensten aller Göttinnen nicht verlasse, — so lange sie von ihren Freunden eigensinnig behandelt werden.

4.

Sclaven des Ceremoniels.

Die Sclaven des Ceremoniels und der Etiquette findet man am häufigsten unter bejahrten Leuten beyderley Geschlechts; theils deſswegen, weil das Alter das Pünktliche liebt; theils und vornämlich deſswegen, weil es sich gern geehrt und vorgezogen siehet. Uberdieſs liegt in den Beobachtungen des Ceremoniels etwas Abgemessenes und Feyerliches, welches mit der langsamern Sinnesart des Alters sehr zusammentrifft, und zu der Menge der Jahre ausschlieſslich zu passen scheint. Das kälter gewordene Blut verlangt selbst im Äuſsern bedächtigere Bewegungen, eine ernstere Sprache, eine bestimmtere Abtheilung der Ehrenzeichen und Begrüſsungen in der Societät, einen abgemessenern Ton im Umgange; am Alter selbst hängt eine Art von Rang und Stand, den ihm die Natur selbst gegeben hat, — es wird sich also hierin zu behaupten wissen.

Man bemerkt daher fast überall, daſs bejahrte Leute mit pünktlicher Aufmerksamkeit darauf sehen und halten, daſs Andern die gebührende Ehre erwiesen werde. Dieſs ist gleichsam ihr Studium in den letzten Tagen ihres Lebens. Das Gebräuchliche, das einmal Eingeführte, der conventionelle Wohlstand ist ihr vornehmstes Gesetzbuch, und derjenige, welcher auch nur in Kleinigkeiten dagegen sündigt, auch nur in der Eile, oder in der Zerstreuung, oder von einer Menge Geschäfte belastet, einen Gedächtniſsfehler gegen dasselbe begehet, wird für einen Menschen ohne Erziehung und Lebensart gehalten. Leute dieser Art betrachten sich als die Stützen und Vorsteher des guten Tons. Wann dieser oder jener Besuch nach den Regeln der Wohlanständigkeit abgestattet werden muſs; wie tief man sich nach Stand und Würden vor einem Ankommenden neigen soll, wie er nach der Taktik des Ceremoniels zu bewirthen, zu behandeln und zu unterhalten ist; wie er in dem Zirkel der Gesellschaft, am Spieltisch, an der Tafel placirt wird; wie weit man ihm, und mit welchem Anstande man ihm entgegen gehen, wie weit sich ihm im Gespräche nähern, mit welcher Erhebung der Stimme man ihn anreden, mit welcher Manier man ihn entlassen muſs: — alles dieses wissen und beobachten solche ceremonielle Leute mit gröſster Pünktlichkeit. Sie geben hierüber ihren Familien, ihren Domestiken die strengsten Gesetze; diese werden dazu, wie in einer Reitschule, abgerichtet, und der kleinste Verstoſs gegen diese mechanische Ceremonienkunst wird nicht ungeahndet gelassen. Schon im Voraus pflegen sich dergleichen Leute bey den Ankommenden wegen sehr möglicher Fehler gegen den Wohlstand zu entschuldigen; sie schildern euch deſshalb die vorige schlechte Erziehung ihrer Bedienten, und ihre Nichttalente zur anständigen Aufwartung; sie recensiren alle Augenblicke ihre Kinder, welche sich bey ihrer jugendlichen Lebhaftigkeit wenig um die steifen Gesetze des Ceremoniels bekümmern; sie zanken stundenlang mit ihren Frauen über eine kleine Vernachlässigung in der Bewirthung Anderer, und nimmer würden sie sichs vergeben können, wenn sie einen Gegenbesuch schuldig geblieben wären. Sie opfern dem Ceremoniel im Nothfalle ihr Vermögen, ihre Gesundheit, ihren Haushalt, ihre Berufſpflichten, und, was das Lächerlichste ist, bisweilen ihre Wohlanständigkeit selbst auf.

So strenge und heilig der Sclave des Ceremoniels die Rang- und Ehrengesetze gegen Andere beobachtet, eben so genau und pünktlich will er sie gegen sich selbst beobachtet wissen. Er thut keinen Schritt, ohne zu beobachten, ob man sich auch gegen ihn vergiſst, oder vergessen hat, oder vergessen könne. — Er wiegt sich die ihm gebührenden Ehrenzeichen mit der Goldwage zu, und läſst sich keinen Buchstaben von seiner Titulatur nehmen. Nur der ganz höfliche Mann, der Curialienmacher ist in seinen Augen etwas werth; danach bestimmt er den Preis des Mannes, mit dem er umgeht. Derjenige, welcher sich tief genug zu neigen versteht, ihm an seinem Geburts- und Namenstage den Hof macht; der, welcher ihn mit Ehrenbezeugungen überrascht, seiner Familie ein unerwartetes Opfer der Achtung bringt, kann auf seine hohe Protection rechnen. Alles kann er vergeben und vergessen, nur die Verletzung der Achtung gegen seine Person nicht; und das gesellige Leben hat tausend Documente von Verfolgungen aufzuweisen, die sich dergleichen Ehrsüchtige gegen die besten Menschen hierbey erlaubten. Die geselligen Zirkel sind jenen ein Gräuel, worin man es mit dem Unterschied der Stände nicht mehr so genau, wie sonst, nimmt. Sie ergieſsen sich darüber in laute Spöttereyen und in tägliche Wehklagen über den Verfall guter Sitten und guter Lebensart. Sie besuchen diejenigen Häuser nie wieder, worin man ihrer kleinen Majestät nicht genug gehuldigt hatte, wenn nicht eine Reparation d'honneur, eine Art von Abbitte, vorhergegangen war. Sie verlangen, wenn sie die Vornehmern in der Gesellschaft sind, daſs sich alles nach ihnen richten soll. — Wenn sie sprechen, soll die ganze Versammlung der Eingeladenen schweigen; wo sie den Vortritt haben, soll kein Anderer einen Zoll breit vorangehen *). —

---

*) Man erzählt folgende Anecdote von Friedrich dem Groſsen. Unter den Damen seines Hofes entstand einst ein sehr ernstlicher Krieg über Vorrang und Vortritt. Die Damen konnten

Über die Lächerlichkeiten des Ceremoniels in der groſsen Welt könnte man Folianten schreiben. Es gehört zur Originalität dieser Welt, daſs vermöge ihrer sogenannten Wohlanständigkeit Rang und Stand geometrisch abgemessen und auf die Art Verdienste und Nichtverdienste sehr ungeometrisch und unrichtig bestimmt werden. Es würde nach der ceremoniellen Gesetzgebung eines groſsen Theils dieser Welt noch jetzt ein Verbrechen gegen alle gute Sitten, eine Beleidigung des guten Geschmacks und Anstandes seyn, wenn man dem ehrsamen und verdienstvollen Bürger einen freyen und vertraulichen Zutritt darin gestatten wollte. Sein niederer und untergeordneter Rang ist ihm

---

oder wollten nicht Richterinnen in ihrer eigenen so verwickelten Sache seyn, und baten daher den groſsen Mann um eine bestimmte Entscheidung. Höchst lakonisch, aber vielleicht etwas zu königlich-hart antwortete der geistreiche Fürst: *„La plus sotte passera la première."*

ja auf immer durch eine eiserne Convention angewiesen, und er darf sich an sehr vielen Orten nicht ein Haar breit davon entfernen, wenn er nicht auf eine harte und beleidigende Art zurückgewiesen seyn will; — oder er wird, wenn es nicht zu vermeiden ist, nur bisweilen aus hoher Gnade und Barmherzigkeit, aber immer unter einer Menge verschwiegener Bedenklichkeiten und Bedingungen zugelassen. Die höhern Stände bewachen hierbey ihre wahren und vermeintlichen Rechte oft mit einer Ängstlichkeit und pedantischen Sorgfalt, die ins Komische und Lächerliche fällt, und ihren Begriffen von der Würde des Menschen sehr wenig Ehre macht. Sie behandeln bisweilen die Zulassung eines Niedern wie eine der wichtigsten Staats-angelegenheiten. Man hält vorher Zusammenkünfte, und stellt sehr ernsthafte Untersuchungen an, ob auch ein solcher Subordinirter den Zutritt erhalten dürfe? Es entstehen oft wunderliche und lange Debatten darüber; man erkundigt sich vorher nach allen Umständen: der Geburt, des Vermögens, der Erziehung, des Umganges, der Geschäftsart und der Familie des Begnadigten, damit ja dem höhern Range, den er zu begrüſsen das Glück haben soll, keine Unehre widerfahre. Man entschuldigt sich wegen des ihm endlich erlaubten Zutritts bey den strengern Critikern der hohen Wohlanständigkeit auf die möglichste Weise. — Der Mann habe Verdienste; sey ein brauchbarer und denkender Kopf; stehe mit andern wichtigen Männern in Verbindung; genieſse der Gunst seines Fürsten; habe mithin Einfluſs; arbeite für die Minister; habe diesen und jenen Mann von Stande aus unangenehmen Verlegenheiten gezogen; besitze ein ansehnliches Vermögen; diene gern den vornehmern Frauen mit Rath und That, u. dgl. Hat diese gnädig-human denkende Partey gesiegt, wird der verdienstvolle Bürgerliche endlich mit einer Audienz in der groſsen Welt begnadigt, so möchte man doch einen Chodowieckhy herbeyrufen, und ihn die poszierliche Feyerlichkeit abzeichnen lassen, mit welcher auch der ehrwürdigste Bürger, sonderlich von dem weiblichen Adel, aufgenommen wird. — Aller Augen sind auf ihn gerichtet, ob er auch die Verbeugung demüthig tief genug macht, ob er in seinen Ausdrücken nicht zu vorlaut, in seinem Anstande, seinem Gange, und seinen Gebehrden modig und taktfest genug sey, ob ihm nichts Bürgerliches anklebe, ob er die Ehre einer solchen Zulassung wohl verdiene, ob und wie er sich vergessen könne? — — und wehe ihm! wenn die Critik des Ceremoniels zu seinem Nachtheile entscheidet, wenn er wirklich aus Versehen oder aus Vorsatz auch nur den kleinsten Verstoſs gegen die Etiquette begeht, und den Witz des höfischen Witzlinges zum Ergusse bringt.

Da vereinigen sich dann gemeiniglich alle Stimmen zu seiner Verdammung, so bieder und gut der verdienstvolle Bürger auch immer seyn mag, und so sehr im eigentlichen Sinne des Worts der erlauchte Zirkel durch die Gegenwart des Rechtschaffenen geehrt wurde. "Es ist doch auffallend, heiſst es dann, daſs der Roturier ewig Roturier bleibt. Seine Sitten, sein Geschmack und Anstand, behalten immer etwas Rauhes, Ungeschliffenes, Zurückstoſsendes. Feinheit und Delicatesse der Lebensart kennt er nur dem Namen nach; und wenn er sie annehmen will, so entsteht aus ihm ein affectirender und gezierter Geck. Der Geschäftston, das Bäuerische seines Standes, das Pedantische seiner Lebensart, der groſssprecherische Kaufmann, der einseitige Civilist, der Schulfuchs, scheint überall hervor. Diesen Rost kann nichts an ihm verwischen. — Man sollte daher alle diese Leute hübsch in ihrem Range lassen; sie vergessen sich zu leicht, und es ist unwürdig, sich bey ihren Grobheiten in einen Ehrenkampf mit ihnen einzulassen. Man gebrauche sie, wozu sie zu gebrauchen sind, als Geschäftsmänner, als Handlanger und Söldner der höhern Stände; aber man gehe nicht vertraut, sondern nur herablassend mit ihnen um. Sie müssen es nie vergessen, dafs sie eigentlich nur zum Gefolge des höhern Ranges gehören, und von der Protection desselben abhängen. Man gebe ihnen ja nicht nach; man halte sie immer im Zügel; man lasse es dem Bürger fühlen, dafs er Bürger ist. Die weiteste Entfernung von ihm bleibt immer die beste."

Doch zur Ehre und Rechtfertigung der höhern Stände sey es gesagt, dafs diese feindselige Theorie des Umganges, diese lächerliche Grandezza, mit welcher sonst der Höhere auf den Niedern herabblickte, immer mehr und mehr abnimt, und endlich vielleicht ganz verschwinden wird. Die grossen Scheidewände der Societät fallen schon hier und da allmählig zusammen, und von fern her erblicken wir gleichsam die Morgenröthe eines schönern, liebenswürdigern und humanern Tons der Geselligkeit. Die Philosophie des Lebens hat seit einigen Jahren die glänzendsten Fortschritte nicht sowohl in Büchern, als in dem practischen Leben selbst gemacht. Alle Stände und Classen der Societät biethen sich schon mit freundlicher Stimmung die brüderlichen Hände, und die Bande der Herzen werden durch den allgemeinern Geist einer edlern Erziehung immer näher an einander gezogen. Mit diesem grossen und glücklichen Vereinigungsdrange beschlieſst sich das merkwürdigste aller Jahrhunderte. Die höhern Stände fangen an, das Barbarische und Gothische des Geschmacks zu fühlen, welches in dem Unsinne und der Steifheit eines leeren Ceremoniels liegt; sie werfen es nach und nach als einen seelenlosen Prunk weg, welcher sich nur für die verbrannten Gehirne des Orients schicke. Sie steigen wieder zur Menschheit hinauf, unter die sie bisher durch eine unedle Rangsucht herab gesunken waren. Sie finden die so lange verkannte und so lange verfehlte Mittelstraſse wieder. Sie fangen an, die Verwandtschaft der Geiter zur allgemeinen Union aller Stände aufzusuchen, und ihren wahren Adel in der Gröſse der Seele und in dem ächten Glanze des Verdienstes zu finden. Sie glauben nicht mehr an die lächerlichen und vernunftleeren Maximen, daſs schon die Geburt den Menschen über den Menschen erhebe, oder ihn zum Sclaven des Andern mache. Die alte finstere Dogmatik des Adels, welche dieſs lehrt, ist ihnen verhaſst geworden; sie bedauern die dunkeln Jahrhunderte, worin sie galt; sie erstaunen, von der zu ihnen wiederkehrenden Menschenliebe begeistert, daſs vernünftige Wesen Jahrhunderte lang so einseitig und engbrüstig denken konnten. Sie treffen, als die höhern Gesetzgeber der Moralität, überall die vortrefflichsten Veranstaltungen, daſs der neuen Generation eine ganz andere und lichtvollere Theorie des Menschenwerthes vorgetragen werden muſs; und die Geschichte des Tages versichert uns, daſs die Sonne der Aufklärung und der Geist einer gereinigten Humanität überall aus den Palästen hervorzugehen anfange.

So wie die höhern Stände von ihrer conventionellen Gröſse nach und nach bescheiden herabsteigen, so steigen die niedern durch ihre Geistesausbildung und ſeinere Cultur jenen entgegen, und so ist es unausbleiblich, daſs sich nach und nach beyde auf einem Wege einander antreffen, und in einerley Puncten einander berühren müssen, weil beyde durch ähnliche Principien im Denken und Handeln geleitet werden. Der Bürger legt nach und nach die Härte seiner Sitten, seinen Pedantismus, seine Unbiegsamkeit, seine Vorurtheile ab. — Der Aberglaube verschwindet überall in den niedern Classen vor dem hellern Lichte des wiedergebohrenen Verstandes. Der Sohn des Bürgers wird jetzt schon fast eben so sorgsam und verfeinert, wie das Kind seiner Groſsen erzogen. Er lernt selbst denken, und selbst empfinden; er richtet unverhohlen und kecken Muths den Obern, der mit ihm in der Ausbildung des Verstandes und des Herzens nicht einerley Schritt halten will. Er fürchtet sich nicht mehr vor dem furchtbaren Glanze eines Thrones, wenn er nicht mit Weisheit und Güte beherrscht wird. Er sucht Wahrheit, Denkkraft, Religion und Sittengröſse bey seinen Groſsen, und er wird sie finden. — Der heilige Stein der Weisen, geistvolle, liebevolle und unzertrennliche Einigkeit aller Menschen und aller Stände: wird bald nicht mehr ein bloſses Hirngespinnst seyn. Der Höhere wird es für eine Handlung unter seiner Würde halten, den Niedern und Schwächern zu drücken; der Niedere wird einen Stolz darin suchen, dem gerechten und vernünftigen Obern zu gehorchen. Man wird über eine unbedingte Gleichheit der Stände lächeln, weil sie nicht möglich ist; aber alle Menschen werden sich darin gleich seyn, mit gleichem Eifer das Wohl des Vaterlandes zu gründen. Eine glückliche Familie, eine Gemeinde der Tugend und Religion wird die Erde bewohnen. Einer wird den Andern zu grossen Thaten begeistern. Tausend Beyspiele des Guten, Edeln und Schönen werden den Verirrten aus seinem Labyrinthe zurück rufen, und ihn wieder an den groſsen Platz stellen, den die Natur auch dem Kleinsten unter uns angewiesen hat. Man wird den Menschen um des Menschen willen lieben, und da, wo man ihn wirklich findet, einen Liebling der Gottheit an unser Herz drucken. Es wird einen Himmel auf Erden geben: denn der Geist einer allgemeinen Liebe und einer allgemeinen Vernünftigkeit wird alle unsere Nebenmenschen beseelen; und dieser Geist wird die Geschichte der kommenden Jahrhunderte schreiben.

? ? ?

Ende des vierten und letzten Bandes.

Königslutter,
gedruckt bei Carl Wilhelm Hahn.

Bücher-Anzeige.

Belſham's Denkwürdigkeiten der Könige von Großbritannien, aus dem Hauſe Braunſchw. Lüneb. 2 Bände, gr. 8. Hannover in der Ritſcherſchen Buchhandl. 2 Rthlr. 4 ggr.

Mit ächter hiſtoriſcher Kunſt zeichnet der Verf. die glorreichſte Periode des Brittiſchen Reichs unter den drey Georgen aus dem Hauſe Braunſchw. Lüneburg. Seine Darſtellung derſelben iſt um ſo intereſſanter, da kein Schriftſteller ſich die Geſchichte dieſer Periode zum Gegenſtande genommen hat: ſo viele Werke über den Nationalcharacter und die Sitten der Nation wir auch aufweiſen können. Daher wird dieſes Werk, als Vorbereitung für den künftigen Hiſtoriographen Britanniens jedem Kenner merkwürdig und intereſſant ſeyn.

Beneken's, Fr. B., Weltklugheit und Lebensgenuß, oder prakt. Beiträge zur Philoſophie des Lebens. 5 Theile. Neue vermehrte und verbeſſ. Auflage. 8. Hannover in der Ritſcherſchen Buchhandl. 5 Rthlr. 12 ggr.

Wer auch nur einen Blick in die Welt, in das menſchliche Herz gethan hat, der weiß es, daß Mangel an Weltklugheit und wirklich praktiſcher Lebensweisheit gerade die gefährlichſte Klippe iſt, an welcher die Menſchen ſo leicht ſcheitern. Viele haben den redlichſten beſten Willen; aber ohne Grundſätze, ohne einen feſten Plan ihres Lebens und Wirkens, geben ſie ſich den oft ganz verſchiedenen Eindrücken der Augenblicke hin. — Wer dieſem, immer allgemeiner werdenden Uebel entgegenarbeitet, wer ſeinen Brüdern die goldne Mittelſtraße zwiſchen dem Zuviel und Zuwenig im Verhalten gegen Menſchen zeigt, und ſie auf die Nothwendigkeit unwandelbarer Regeln für das Handeln hinweiſet, der verdient den allgemeinſten, ungetheilteſten Dank des derſelben äußerſt bedürftigen Zeitalters. — Und in einem ſolchen Falle befindet ſich der Herausg. Er ſammelte in dieſem Werke eine Menge der trefflichſten Bemerkungen, der reifſten Erfahrungen, der beſten wichtigſten Regeln für das gemeine Leben, die man ſonſt nur zerſtreut, oft in weitläufigen Werken als einzelne ſparſame Körnlein findet. Die vorzüglichſten, geiſtreichſten Denker und Schriftſteller Deutſchlands ſind die Quellen, aus welchen er ſchöpfte. Ein ſolcher Kranz der ſchönſten Blumen lauterer Weisheit muß jedem Leſer von Kopf und Herz lieb und willkommen ſeyn.

Beneke, Fr. B., über den Umgang mit Leidenden. 8. Hannover in der Ritſcherſchen Buchhandlung. 18 ggr.

Vorliegendes Buch giebt einen trefflichen Pendant zu dem Kniggeſchen Werke über den Umgang mit Menſchen. In der That wäre es zu wünſchen, daß mehrere Parthieen dieſes Werks von einer ſo geübten Hand, von einem Manne mit ſo tiefer Kenntniß des menſchlichen Herzens, mit ſo feinem Sinn für jede Noth, für jedes Leiden der Menſchen, mit ſolcher Zartheit des Gefühls und der Empfindung, wie Hr. B. beſitzt, näher ausgeführt würden. Wie manchen trifft nicht das eigentlich ſüße Loos, der wohlthätige Tröſter eines Unglücklichen zu werden! Aber, wie viel hängt dabey von der Art es, wie Jemand es wird. — Dieſes ſo ſehr wichtige, ſehr folgenreiche Wie — iſt der Gegenſtand, welchen der Verf. behandelt: gewiß zur vollen Befriedigung eines Jeden, der weiß, was Seelenleiden ſind, und eben dadurch das Bedürfniß eines ſolchen Buches ſehr dringend und lebhaft empfunden hat.

Beneke, Fr. W., Linchens Feier-abende; eine Toilettenſchrift für Damen, welche freundlich angeblickt zu werden wünſchen. 8. Hannover in der Ritſcheriſchen Buchhandlung. 21 ggr.

Dieſe Schrift wird ſich gewiß unter den vielen, welche zur Unterhaltung für Damen beſtimmt ſind, einen vorzüglichen Platz erwerben. —. Denn ſie hat eine Tendenz, die nur die beſſern in ihrer Gattung empfiehlt: ſie ſoll Sinn für Moralität, für edle Freuden, und insbeſondere für häusliches Glück erwecken und beleben. Dieſen Zweck erreicht ſie glücklich durch unterhaltende, lehrreiche Erzählungen und Aufſätze über Gegenſtände des häuslichen und geſelligen Lebens, die in Feierſtunden die angenehmſte, beſte Erholung gewähren.

Erläuterungen zum neuen Teſtamente, für geübte und gebildete Leſer, von Dr. Joh. Jac. Stolz. 1s u. 2tes Heft, neue verbeſſ. Ausg. gr. 8. Hannover, bey den Gebrüd. Hahn, 1800. 1 Rthlr. 4 ggr.

Derſelbe freimüthige, ächt gelehrte Unterſuchungsgeiſt, welcher die Stolz'ſche Ueberſetzung des N. Teſt. zu der vorzüglichſten unſers Zeitalters macht, zeigt ſich auch in dieſen mit dem ſo eben erſchienenen 6ten Hefte jetzt vollendeten Erläuterungen. Sie ſind ein wahrhaft praktiſcher Commentar über das chriſtl. Religionsbuch. Ueberall ein eifriges Beſtreben, die Thaten und Lehren Jeſu recht lebendig darzuſtellen, ihren heilbringenden

Einfluß auf Leben und Wandel ſeiner Verehrer zu zeigen, und die Chriſten auf den praktiſchen Zweck hinzuweiſen, für welchen ein Jeder die Bibel leſen ſollte. — Hat man hier Stolz, den Bibel-erklärer, hochſchätzen und bewundern gelernt; ſo lernt man in der angehängten Schrift „Sectengeiſt“ Stolze den Menſchen verehren, der den Angriffen eines blinden Zelotismus nur Toleranz und Wahrheit entgegenſetzt.

Hannöveriſche Armen-Apotheke, herausgegeb. von D. E. A. Nolte. 8. Hannov. in der Ritſcherſchen Buchhandlung. 6 ggr.

Die zweckmäßige Einrichtung der Armen-Apotheken iſt ein ſo wichtiger Theil der mediciniſchen Policey, daß es faſt von jedem beträchtlichen Orte eine Pharmacopoea pauperum giebt. Auch für die hieſige Stadt war ein ſolches Werk Bedürfniß; und man muß daher dem Verf. Dank wiſſen, daß er die Beſchreibung der Arzneymittel ſo pragmatiſch und ſo vollſtändig geliefert hat. Jeder Arzt wird ſie mit großem Intereſſe leſen, und Gelegenheit finden, auch an ſeinem Orte manches Nützliche daraus zu realiſiren.

Palm G. F. intereſſante Scenen aus der Geſchichte der Menſchheit, 3 Bänd. Neue Aufl. 8. Hannover in der Ritſcherſchen Buchhandl. 2 Rthlr. 6 ggr.

Nur einem ſo kundigen Volksſchriftſteller, als der Verf. dieſer Scenen iſt, konnte es [illegible] gelingen, ſeinen [illegible] Darſtellungen die abwechſelnde Schönheit zu geben, [illegible] die Reichhaltigkeit [illegible] iſt, zur Verminderung der [illegible] etwas beyzutragen. Studium der [illegible] Welt- und Menſchengeſchichte iſt gewiß das beſte, ſicherſte Mittel dagegen. Jeder, dem es um eine gleich nützliche und intereſſante Unterhaltung zu thun iſt, wird hier Schilderungen finden, die ungleich ſtärker auf das Herz wirken müſſen, als die Afterlectüre überſpannter Romanendichtungen aus einer Welt, die nicht iſt und nicht ſeyn wird, je thun kann. — Ein vierter Band iſt ſchon unter der Preſſe.

VERSUCH

EINER

CHARACTERISTIK

DES

WEIBLICHEN GESCHLECHTS.

EIN
Sittengemälde des Menschen, des
Zeitalters und des geselligen
Lebens.

Von

CARL FRIEDRICH POCKELS.

Fünfter Band.

Eine Nachlese zu den vier vorhergehenden Bänden.

HANNOVER,
jn der Ritſcherſchen Buchhandlung.
1802.

Aphorismen
zu einem
Charaktergemälde
des
# weiblichen Geschlechts.

Gesammelt
und
mit Anmerkungen und Zusätzen
herausgegeben
von
CARL FRIEDRICH POCKELS.

HANNOVER,
in der Ritscherschen Buchhandlung.
1802.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede

des Herausgebers.

Nachstehende Fragmente sind aus dem Ideenmagazine eines sehr erfahrnen und scharfsehenden Menschenbeobachters, des Abbé Bellegarde, genommen *). Der

---

*) Bellegarde (sein eigentlicher Name war: Johann Baptista Morvan,) wurde zu Piriac in der Grafschaft Nantes, den 30. August 1648, geboren. Die Jesuiten waren 17 Jahre lang seine Lehrmeister gewesen; endlich aber trennte ihn seine Neigung für die damahls in Frankreich aufblühende Cartesianische Philosophie von jenen geist-

Vorwurf, daſs er bey seinen Zeichnungen vornehmlich die etwas verschrobe-

---

lichen Herren. Nun widmete er sich vorzüglich der theologischen Beredsamkeit, und erhielt durch seine Religionsvorträge den gröſsten Beyfall. Durch diese rhetorischen Übungen scheint sein Styl die Leichtigkeit, Eleganz und Geschmeidigkeit erhalten zu haben, wodurch sich fast alle seine Schriften so vortheilhaft auszeichnen. Seine Bücher wurden häufig gelesen; er lebte von seinem literarischen Verdienste, und konnte hiervon noch den Armen Unterstützung reichen. Im Jahre 1726 wurde der helldenkende und weltkluge Mann ein — Andächtler; entsagte, um sich zu seinem Tode vorzubereiten, dem Umgange mit den Wissenschaften; begab sich in ein Kloster des heiligen Franciscus Sales, und starb den 26. April 1736 in einem sehr hohen Alter.

Bellegarde gehörte zu den fleiſsigsten Schriftstellern seiner Nation. Sein Leben war bis zur Periode seiner Frömmeley eine fast ununterbrochene Reihe gelehrter Arbeiten. Das Studium und die Übersetzung nen — Weiber aus der etwas verschrobenen — groſsen Welt vor Augen ge-

---

der Kirchenväter scheint sein Lieblingsgeschäft gewesen zu seyn, indem er davon mehr als dreyſsig Octavbände dem Publicum geschenkt hat. Auſser dieser herculischen Arbeit hat er noch folgende Schriften geliefert: Réflexions sur le ridicule et sur les moyens de l'éviter; — Réflexions sur l'élégance et la délicatesse du stile; — Histoire universelle des voyages; — Lettres curieuses de littérature et de morale; — Histoire générale d'Espagne; — L'éducation parfaite; — Réflexions sur ce que peut plaire ou deplaire dans le commerce du monde; — Règles de la vie civile; — Réflexions sur la politesse des moeurs; — Elémens des l'histoire de France et romaine; — De la géographie, de la fable et du blason; — Zusätze und Verbesserungen zu seiner Herausgabe der histoire poétique des Gautruche; — Ovids Verwandlungen mit seinen Noten, und endlich noch ein kleines sehr interessantes Werkchen: L'art de connoitre les hommes, worin der Mensch nach seinen verhabt, mithin das schöne Geschlecht nur einseitig, oder wohl gar nur die weiblichen Caricaturen der Residenz geschildert habe, ist nicht ungegründet. Wenn der selige Mann aber noch lebte, so würde er vielleicht nicht still dazu schweigen, sondern sich ohngefähr also dagegen erklären: „im Ganzen genommen und bey hellem Lichte besehen, sind sich alle Schönen unter und in dem Monde, wenn es dergleichen dort geben sollte, — von der Kaiserinn bis zu allerhöchst Dero Schüsselmagd einander ähnlich, — und was ich von der einen oder einigen Classen derselben hier und da vielleicht etwas zu freymüthig und zu laut gesagt habe, kann unter verschiedenen Umständen und Er-

---

schiedenen moralischen Eigenschaften mit dem Auge eines scharfsehenden Seelenforschers sehr glücklich beleuchtet wird. — Sein Biograph ist der Pater Tournemine.

ziehungen, unter andern Namen und andern moralischen Metamorphosen, gröſstentheils von allen gelten. — Nur in Absicht der Farben und Schattirungen unterscheiden sich die weiblichen Geister, weil dieses, der Natur der Dinge gemäſs, so und nicht anders seyn soll und seyn kann.“ —

Der Herausgeber dieser lehrreichen Aphorismen wollte mit ihnen den vierten Band seines gröſsern Werks einer Charakteristik des weiblichenGeschlechts beschlieſsen. Da aber eben dieser vierte Band schon zu vielen Raum wegnahm, und durch gegenwärtige Nachlese eine zu groſse Ausdehnung bekommen haben würde; so giebt er sie als ein besonderes Werk heraus, ob sie gleich auch als ein Anhang der Charakteristik betrachtet werden können. Wenigstens hat der Übersetzer in ihnen mehrere seiner Meinungen und Erfahrungen aufs genaueste bestätigt gefunden. Es liegt eine Art idealischer Wollust darin, wenn wir nach der Geburt unserer Gedanken dieselben hinterher in irgend einem guten Kopfe wiederum vorfinden, und uns mit ihm auf einerley Wege des Nachdenkens erblicken. Die Verwandtschaft der Geister hat eine groſse Ähnlichkeit mit der Verwandtschaft der Herzen. Jene sympathisiren mit einander in deutlich gedachten Begriffen; diese in zärtlichen und wohlwollenden Gefühlen. Die Wirkung jener Sympathie ist hohe Achtung gegenseitiger Vernunft; die Wirkung dieser ein gemeinschaftliches, gleichgestimmtes Hingeben zu einem Willen. Auch erhält der Schritt der Erfahrung für uns in den meisten Fällen noch mehr Festigkeit und Gewiſsheit, wenn wir bemerken, daſs Andere eine ähnliche Bahn von Beobachtungen und Erfahrungen durchlaufen sind. Bellegarde hat zwar die Originale seiner weiblichen Gemälde so wenig, als ich die meinigen, genannt; allein kein Sachkenner wird uns bey ihrer Durchsicht beschuldigen, daſs wir sie aus der Luft gegriffen haben. Man wird uns beystimmen, daſs sie legionenweise in der groſsen und kleinen Welt angetroffen werden; und die uns hierin am wenigsten widersprechen, sind gewiſs keine andern, als die Weiber selbst; — — denn sie sind gerecht!

Die zu den Maximen des Bellegarde hinzugefügten Noten scheinen mir hier und da nöthig zu seyn; theils um manche abgerissene Idee der Verfassers zu erläutern; theils auch einzelne Stellen, wo er geirrt, und die liebenswürdigen Regentinnen unseres Planeten zu hart behandelt hatte, zu berichtigen, — so daſs meine Leser und Leserinnen jene Noten hoffentlich nicht als unnütze Auswüchse des Buchs betrachten werden. Man ist geneigt, einem Manne, wie Bellegarde, welcher fast immer reine und abgewogene Wahrheiten sagt, aber sich auf einmal ganz unerwartet in einen Irrthum verliert, eher, als demjenigen zu widersprechen, welcher augenblicklich in seinem Raisonnement wankt und sinkt. Es thut uns wehe, daſs jener bey seinem sonst so hellen Auge in Rücksicht gewisser Gegenstände erblinden konnte; wir möchten in ihm so gern die Ehre der Vernunft retten. Diesen armen Sünder hingegen lassen wir ruhig forthinken, weil uns die Urtheile eines Blindgeborenen über den Wechsel und die Schattirungen der Farben sehr gleichgültig seyn können.

Bellegarde hat sich oft wiederholt. Dieſs ist ein Fehler, der in Schriften dieser Art, worin nicht ein Charaktergemälde, sondern eine groſse Menge derselben, aufgestellt wird, unvermeidlich scheint. Es kann nicht ausbleiben, daſs sich mehrere dieser Gemälde in gewissen Zügen und Analogien einander nähern, und daſs bey dem einen etwas wiederholt werden muſste, was schon bey einem andern gesagt war, — so daſs in mancher Rücksicht eine Repetition jener Züge eher zur Ergänzung, als zur Unvollkommenheit einer solchen Gattung gehört. In dem Fortgange der Bellegardischen Werke fallen überdieſs die Wiederholungen nicht so sehr auf, als es bey diesen Auszügen hier und da der Fall seyn mag, da sie sich dort mehr in dem Umfange des Ganzen und in der groſsen Reihe anderer Begriffe verlieren konnten. — Bisweilen scheinen auch seine Wiederholungen aus seinem menschenfreundlichen Eifer für das Gute und Schickliche, und aus seiner herzlichen Freundschaft für die schöne Welt hervorgegangen zu seyn; und daher wiederholt er sich dann mehrere Male in seinen Winken und Sentenzen, daſs ein Frauenzimmer nicht vorsichtig genug seyn könne, bey allen ihren Handlungen den bösen Schein zu meiden; daſs die Reinheit ihrer Tugend durch keinen von ihr selbst veranlaſsten Verdacht befleckt werden dürfe, und daſs sie sich durch den Anstrich einer bloſs erkünstelten Moralität unter die Würde ihres Geschlechts erniedrige, ohne ihre Absicht, — die Täuschung des Publicums, zu erreichen.

Die Deutsche Übersetzung ist mit möglichster Sorgfalt, aber nicht ganz buchstäblich, sondern hier und da erzwanglos ausgearbeitet worden. Die ersten 85 Numern sind aus dem gedankenreichen Werke des Bellegarde: „Réflexions sur le Ridicule“, und die folgenden gröſsern aus seiner Schrift: „L'art de connoître les hommes“ genommen. Ich glaube, daſs der Sinn des

Autors in der Übersetzung selbst nie verfehlt ist, da Bellegarde überall eine reine und sehr verständliche Sprache redet, und da ich mit seinen Ideen auf einen gemeinschaftlichen Wege des Beobachtens genau bekannt seyn muſste. — Man kann nicht leicht einen Andern miſsverstehn, wenn man mit ihm in einem Fache arbeitet, und sich hierbey Erfahrungen und Gedanken gleichsam einander die Hände biethen. — In Absicht der Übersetzungskunst selbst habe ich mit Garve einerley Meinung. In der Vorrede zu der von ihm übersetzten Ethik des Aristoteles sagt er: „ich glaube, daſs Verständlichkeit die erste Tugend eines Übersetzers sey; daſs die Kürze ihr nachstehen müsse, und daſs die Übereinstimmung mit der Manier des Autors nur ein Nebenzweck sey, der nie vollkommen erfüllt werden kann, und oft höhern Zwecken schadet. Ich habe mich befragt, wie ich wünschte, in zweytausend Jahren übersetzt zu seyn, wenn der thörigte Gedanke mir einkäme, daſs bis dahin die Producte meines Geistes sich erhalten könnten; und ich habe mir geantwortet: daſs, je gröſser der Abstand zwischen mir und den alsdann lebenden Menschen, meiner Sprache und ihrer Sprache seyn würde, ich um desto williger meinem Übersetzer die Freyheit lieſse, mit meinen Ausdrücken alle die Veränderungen vorzunehmen, wodurch meine Gedanken seinen Zeitgenossen deutlicher werden könnten. Wenn er in meine Ideen eingedrungen wäre, und diesen volle Gerechtigkeit hätte widerfahren lassen; so würde ich ihm gern erlauben, sie selbst mit ganz andern Worten auszudrücken."

Meine dem Schlusse dieses ganzen Werks angehängte Freymüthige — Apologie

logie für die Französische — Erziehung in Deutschland, oder eigentlich für unsere Französischen Erzieherinnen, wird man sehr verschiedenartig beurtheilen, je nachdem man mehrere oder wenigere Erfahrungen über dieses weibliche Nationalgemälde gesammelt hatte. Schon seit mehr als einem Jahrhunderte kränkelt das arme tolerante Germanien an seiner so oft verlachten, so oft und ernstlich bestraften, zur Zerstörung alles Deutschen Gemeingeistes so behülflichen Gallomanie, welche kein anderes Volk, wenigstens nicht in dem Grade, kennt. Der Deutsche ist stolz darauf, das nachahmende Thier des leichtsinnigen Franzosen zu seyn. — Je sclavischer er seinen Geist und seine Sitten mit dem Geiste und den Sitten des Ausländers ausflickt; je weniger er hierbey von seiner Deutschen, gutmüthigen Originalität behält; je tiefer er sein Volk unter sich erblickt: desto gröſser und gebildeter dünkt er sich, und so wird seine Blöſse — sein erborgter — höchst armseliger Nationalschmuck. Selbst die wüthige Erbitterung gegen die Französische Revolution hat diesem lächerlichen Hange des phlegmatischen Germanen kein Ende machen können! Wie verblendet und bezaubert folgt selbst der wildeste Gegner des schrecklichsten Nachbars immer noch der Sprache, den Sitten, den Gewohnheiten und Erziehungsmethoden der Franzosen. Wenn aber selbst der unversöhnliche Gegner dieſs thut, wenn der sich selbst die Erzieherinnen seiner Schooſskinder aus dem Innern der verhaſsten Republik verschreibt; so scheint jene unselige Gallomanie ein bleibender und eiserner Charakterzug des Deutschen geworden zu seyn.

Allein, wenn sich dieſs nun wirklich so verhält, — wozu denn die hartherzigscheinende Erklärung über Französische Erzieherinnen am Schlusse dieses Buchs? Ich weiſs hierauf nicht viel mehr, als so mancher andere Autor bey ähnlichen an ihn gerichteten Fragen, zu antworten: daſs man nie aufhören müsse, zu belehren, zu warnen und zu winken, so lange die Menschen von Vorurtheilen beherrscht und von schädlichen Gewohnheiten irre geführt werden. Vielleicht finden sich doch manche verständige Ältern, die durch jenes Fragment auf einen so wichtigen Punct der Pädagogik aufmerksam gemacht, und dahin gestimmt werden, bey der Wahl ihrer fremden Erzieherinnen vorsichtiger zu Werke zu gehen; — oder, wenn ein solcher fremder Zierrath nun ein Mahl zu dem Glanze des Hauses gehören sollte, es klüglich zu verhüten, daſs diese Erzieherinnen nichts mit der Erziehung zu thun haben, — sondern bloſs als modige Decorationen des Luxus und der angeblich feinern Cultur der höhern Stände aufgestellt bleiben.

1.

Es ist fast unbegreiflich, warum gewisse Leute, bey welchen man doch sonst vorzügliche Eigenschaften wahrnimmt, durchaus nicht gefallen, und warum man bey der Schönheit gewisser Frauen völlig ungerührt bleibt. Allein ihre wunderlichen, unbescheidenen, ungebildeten, erkünstelten und unvernünftigen Sitten vernichten die Eindrücke wieder, welche ihre Schönheit hervorgebracht hatte. Die Fehler des Herzens und Geistes verhindern es —, daſs die gefällige Auſsenseite nicht ihre Wirkung thun kann *).

---

*) Die weibliche Schönheit, diese herrliche und magische Zierde der Natur, ist der weibli-

2.

Viele Weiber stehen in dem guten Rufe eines züchtigen und regelmäſsigen Wandels,

---

chen Tugend selbst von jeher höchst gefährlich gewesen, und man könnte, ohne ungerecht zu seyn, und aus guten Gründen behaupten, daſs die *schönern* Weiber auch sehr oft die moralisch-*schlechtern*, wenigstens die schwächern waren; und Rousseau hielt daher ihren Besitz für einen schwer zu bewachenden und gefährlichen Schatz. Die Schmeicheleyen, die nachsichtige Erziehung, welche sie schon als Mädchen empfingen, die vielen Siege, die sie zählten, das allgemeine Hinzudrängen der Männer zu ihrer Person, die hohe Bewunderung ihrer Reize, hatten sie schon frühzeitig stolz, coquet, eigensinnig und leichtsinnig gemacht. Die edlern Grundzüge ihres Charakters gingen vielleicht schon durch die Eitelkeit allein verloren. Die schiefen Seiten und Anmaſsungen einer so oft mit der Schönheit verbundenen Ziererey hatten schon frühzeitig die reinere Liebe für Wahrheit und Natur, und mit ihr die heilige Achtung weiblicher Unschuld und einfacher Sitten erstickt. Nicht zu gedenken, daſs die schönern Weiber durch die Liebkosungen und Nachstellungen der Männer gemeiniglich sinnlicher, als die Minderschönen, gemacht werden; daſs eine Flamme des Geweil sie ihre Liebeshändel geschickt zu verbergen wissen, und man selbst nicht — aufzudecken sucht. Flavie ist mit dem Ruhme einer Vestalinn gestorben. Hätte sie ihr Schreibkästlein mit in jene Welt hinüber genommen, so würde man sie noch jetzt als ein Muster weiblicher Sittsamkeit betrachten. Sie hatte stets ihren kleinen Verkehr auf die künstlichste Art zu verstecken gewuſst; aber gewisse Briefe, die sie zu verbrennen vergaſs, haben die Geheimnisse laut verrathen, welche man bis an ihren Tod nicht gekannt hatte.

3.

Die Weiber beschauen sich in ihren Spiegeln mit ganz andern Augen, als sie von Andern betrachtet werden. Ihre Einbildungskraft läſst sie tausend Reize darin erblicken,

---

schlechts dann leicht die andere anzündet, und Verführerinnen und Verführer, — jeder auf seine Siege stolz, — sich Hand und Herz zu ihrem Falle biethen.

die sie nicht besitzen. Man sollte sich daher keine Mühe geben, ihnen diesen Irrthum zu nehmen; denn die Sache ist zu kitzlich! Warum wolltet ihr dieser oder jener Frau den Glauben an ihre Liebenswürdigkeit und Schönheit — rauben? Ihr werdet sie mit aller eurer Beredsamkeit doch nicht vom Gegentheile überführen, sondern euch nur desto gewisser ihren Haſs zuziehen.

4.

Das wirksamste Mittel, ein ungeschliffenes Wesen zu heilen, ist die Schule der Welt. Man nimmt unmerklich den Anstrich einer feinen und gesitteten Lebensart an, wenn man oft gebildete Menschen sieht. Der Umgang mit Leuten, welche man achtet, macht uns gefällig, einnehmend und angenehm; allein man muſs solche Leute mit Aufmerksamkeit betrachten. Tausend Menschen bringen ihr Leben mit Besuchen zu, ohne dadurch verfeinert und nach der Zeitsitte geformt zu werden; dies kommt daher, weil sie auf dasjenige, wodurch Andere gefallen, und auf ihre eigene zurückstoſsende und plumpe Handelsweise nicht aufmerksam genug sind. — Es giebt Frauen, die am Hofe gebohren wurden. Er war die Wiege ihres Daseyns gewesen; sie hatten stets daselbst gelebt. Der Rang, welchen sie dort einnehmen, führt sie täglich in die Gesellschaft der feinsten Hofleute, und dennoch besitzen sie keine Lebensart. Sie sind stolz, unumgänglich, und behandeln Andere mit Verachtung. Jeder beklagt sich über ihre auffahrende und ungestüme Begegnung. Bedürfte man ihres Ansehens und der Gunst ihrer Männer nicht; so würde man diese — wohlgezogenen Frauen ganz ihrem Trotze und ihrer Grobheit überlassen.

5.

Allgemeine und öffentliche Thatsachen sind den Urtheilen der ganzen Welt ausgesetzt; jeder kann nach seinen Empfindungen darüber entscheiden. Diejenigen, welche tadelnswürdige Handlungen begehen, und sich nicht zu verbergen suchen, haben daher sehr Unrecht, sich über ihren Tadel zu beschweren. Man muſs es sich selbst sagen, daſs das Publicum uns keine Schonung zeigen wird, wenn wir seiner nicht schonen wollen. Die Zeit, es zu beruhigen, ist vorüber, wenn der Streich begangen war, und man sich gleichsam seiner Critik preis gegeben hat. — Celimene beklagt sich unaufhörlich, daſs man unbarmherziger Weise ihre Ehre antaste, und abscheuliche Satyren auf ihr Betragen mache. Allein sie ist selbst Schuld daran. Sie selbst nimmt ja keine Rücksicht auf ihren guten Ruf; sie ist viel zu unverschwiegen und unbesonnen, als daſs sie sich den Regeln der Behutsamkeit unterwerfen sollte. — Sie ist immer die Erste, welche sich zu ihren Liebeshändeln Glück wünscht; sie spricht laut und vor der ganzen Welt von ihrem Umgange und ihren

Abentheuern. Das Publicum folgt ihrem Beyspiele, und nimmt sich gleichfalls die Freyheit, davon zu sprechen. Hat sie nun wohl ein Recht, sich darüber zu beklagen? —

6.

Vermeidet die Unbescheidenheit, zu eilig in die Zimmer der Frauen zu treten, und ohne ihnen Zeit zu lassen, mit Vortheil erscheinen zu können. Sie mögen nicht gern überrascht werden, und verzeihen es nicht leicht, wenn man ihnen nicht die Muſse, sich zu schmücken, — und das zu ihrer natürlichen Schönheit hinzuzusetzen gestattet, was sie von der Kunst und der Erfindung entlehnen *).

Es ist ein schlechtes Mittel, die Tugend

---

*) Diese Ideen haben mit den gleich darauf folgenden keinen Zusammenhang, welches bey aphoristischen Schriften gewöhnlich der Fall ist. Bellegarde schrieb seine Reflexionen meistentheils ohne eine systematische Folge nieder, sondern so, wie sie ihm der Zufall an die

einer Frau zu sichern, wenn man ein Miſstrauen dagegen äuſsert, und ihr Betragen zu ſcharf in's Auge faſst. Dieser Zwang öffnet ihr den Kopf, und macht sie erfinderisch, um ein Joch abzuwerfen, das sie drückt. Inzwischen darf ein Ehemann auch nicht zu zahm und nachgebend seyn, daſs er die Liebkosungen, welche seine Frau von andern liebenswürdigen Männern erhält, ohne Verdacht zu schöpfen, — ansehen könnte. Er sollte sich nicht durch die Grundsätze der Weisheit einschläfern lassen, die sie unaufhörlich ausstellt. Diese erkünstelte Auſsenseite, diese immerwährenden Sitten- und Tugendpredigten sind nichts weiter, als ein falscher Schimmer, wodurch sie einen zu leichtgläubigen Ehemann zu blenden sucht. — Ich glaube, daſs die meisten Weiber, welche

---

Hand gab. Er kannte den flüchtigen Geist seiner Nation, der nicht gern lange bey einem ernsthaften Gegenstande verweilt, sondern durch die Neuheit der Gedanken und Empfindungen hin- und hergeschaukelt seyn will.

Anmerk. d. Herausg.

so frey und vertraulich an — Männer schreiben, keine listige Plane dabey haben, und daſs man sie wegen ihrer Absichten entschuldigen kann; aber sie sollten in diesem Puncte doch etwas zurückhaltender und etwas geiziger mit ihren Briefen seyn. Sie bedienen sich, wenn auch oft ihr Herz nichts dabey empfindet, doch zärtlicher und leidenschaftlicher Ausdrücke, und meinen, daſs ihre Briefe, so verbindlich sie auch seyn mögen, keine Folgen haben werden. Vormahls würde eine Frau, die sich eine solche Schreibart erlaubt hätte, halb entehrt gewesen seyn. Jetzt ist man nicht mehr so strenge; inzwischen zeigt dieser Kitzel, zu schreiben, einen zu Liebeshändeln geneigten Geist, und eine groſse Anlage zur Coquetterie an.

Ein Frauenzimmer, das sich hingiebt, und uns ganz entgegen kommt, wird vergeblich unsre Liebe zu gewinnen suchen *).

---

*) Wir fordern von der weiblichen Tugend und Schamhaftigkeit, daſs sie sich selbst bey un-

Geschieht es den Männern zu Gefallen, daſs die Weiber unserer Schönheit, unsern Annehmlichkeiten, unsern Vorzügen Lobreden halten, und uns alles das Schöne sagen, was wir eigentlich ihnen sagen sollten? Diese

---

sern Anlockungen und Verführungen — fest und unverführbar zeigen soll. Tausend Männer wurden gegen die liebenswürdigsten Weiber selbst kalt und gleichgültig, weil diese sich zu früh, zu leicht, zu unerwartet hingaben. Der Sieg über solche Herzen hat in unsern Augen keinen Werth. Wir geben sie eben so leicht wieder hin, so leicht sie sich erobern lieſsen. Wir können nicht auf die Festigkeit ihrer Liebe rechnen. Wir argwöhnen, daſs wir nicht die Ersten waren, die in ihrem Herzen wohnten, und auch nicht die Letzten seyn werden, die darin wohnen. Wenn die Weiber uns lange fesseln wollen; so müssen sie durchaus wirthschaftlich mit ihrer Liebe umgehn. Wenn sie nicht Zurückhaltung und Liebe weislich zu verbinden wissen; so haben sie ihren Vortheil eben so wenig, als die Männer selbst, studirt. Selten sind die Ehen ganz glücklich, wenn das Mädchen vor der Ehe fiel. Die Männer hören gemeiniglich bald auf, die zu eilige Hingabe der Geliebten durch das Feuer der ersten weiblichen Liebe zu entschuldigen! —

Anm. d. Herausg.

Lobeserhebungen sind sehr schlecht angebracht. Wir empfinden nichts, als Abneigung und Verachtung gegen diejenigen, — welche sich ihren Liebhabern — aufdringen.

Man macht seit einiger Zeit den Frauenzimmern die Vorwürſe, daſs sie uns zu sehr entgegen kommen, und die Männer verderben. Es gab unter ihnen Weiber, die bey einer groſsen Schönheit und andern vortreſſlichen Eigenschaften zu nachsichtig gegen sich wurden. Diejenigen, welche weniger Verdienst beſaſsen, und doch auch Anbether haben wollten, sind in die Fuſstapfen der andern getreten, und dieſs ist dann die Quelle der zügellosen Freyheit geworden, die jetzt unter den Frauen herrscht. Man findet so wenig sittsame und rechtliche unter ihnen, daſs man denen groſse Verbindlichkeit schuldig ist, die noch ihre Pflicht thun, und noch die Ehre eines Geschlechts zu erhalten suchen, das durch die schlechten Sitten von fünf oder sechs unbesonnenen Weibern, durch welche die andern verführt wurden, in Verachtung sank.

Ein Frauenzimmer hat den höchsten Grad der Unverschämtheit erreicht, wenn sie sich um die Art und Weise, wie von ihrer Aufführung gesprochen wird, nicht mehr bekümmert. Es giebt Unsinnige genug unter ihnen, die es lieber sehen, daſs man schlecht, als daſs man gar nicht von ihnen redet. Diejenigen, welche nun einmahl schwach sind, sollten wenigstens mit dem Publicum behutsam umgehen, und sollten Maſs halten, um den Schein der Sinnlichkeit nicht zu verletzen. Aber Weiber von einer gewissen Sinnesart würden ihre Vergnügungen für geschmacklos halten, wenn nicht die ganze Welt Zeuge davon wäre, und wenn sie es nicht so einrichten könnten, daſs man von ihnen mehr Böses denken müſste, als sie wirklich thun. Andere, welche noch nicht alle Schamhaftigkeit und Behutsamkeit aufgeopfert haben, suchen sich zu rechtfertigen.

Sie versichern überall, daſs ihre Absichten gut sind, und daſs sie sich um Kleinigkeiten nicht bekümmern könnten. Allein sie haben das Unglück, daſs man ihnen nicht glaubt, indem man sich an ihre Handlungen, und nicht an ihre Worte hält. — Tag und Nacht mit Männern, die stündlichen Zutritt bey ihnen haben, am Spieltische zu sitzen; — ohne die geringste Behutsamkeit verdächtige Örter zu besuchen; — mit Leuten, deren Lebensart verrufen ist, Verbindungen zu unterhalten; — und keinen Andern, als berüchtigten Menschen, sein Vertrauen zu schenken, — dieſs alles sind offenbare Kennzeichen eines verdorbenen und zu Ausschweifungen sehr geneigten Herzens.

Die Hoffnung, einen Mann zu bekommen, verführt die Mädchen oft zu Freyheiten, die sie um ihren guten Namen bringen. Man liest aber nicht in ihren Herzen, sondern beurtheilt sie lediglich nach ihrem Betragen und dem äuſsern Anscheine. Der

Vorwand, den sie bey solchen Freyheiten gebrauchen, sollte sie billig vorsichtiger und zurückhaltender machen. Die Biegsamkeit, welche sie an den Tag legen, und die Freyheiten, welche sie ihren Anbethern gestatten, sind Kennzeichen des Unverstandes, ob sie dieselben gleich als Merkmahle der Zärtlichkeit und Liebe betrachten. Diese miſsverstandene Nachgiebigkeit bringt sie ganz um die Achtung, die ihre Liebhaber für sie empfinden würden, wenn jene sich klüger benähmen und etwas spröder wären. Ihre zu groſse Willfährigkeit erstickt in den Männern das Verlangen zu heirathen, und macht, daſs man sie bloſs als — Spielzeuge betrachtet.

7.

Man handelt sehr unbesonnen, wenn man den Frauen wichtige Geheimnisse anvertrauet. Ob man gleich bisweilen Verschwiegene unter ihnen antrifft; so sind doch die meisten nicht genug die Beherrscherinnen ihrer Zunge. Oft entwischt ihnen ein Geheimniſs wider ihren Willen, ohne daſs sie es wahrnehmen, und ohne daſs sie es entdecken wollten. Dieſs ist noch schlimmer, wenn sie irgend ein Herzensverständniſs haben. Das Herz reiſst alsdann den Verstand mit sich fort; und so verschlossen sie auch zu seyn glauben, so fehlt es ihnen doch an Kraft, einer geliebten Person etwas zu verheimlichen; sie opfern die Vortheile ihrer Freunde selbst und ihr eigenes Beste auf. Der Umgang mit Weibern kann nicht anders, als verderblich seyn, wenn das Herz nicht von dem Verstande geleitet wird. — —

Dieser Tadel darf die Schönen nicht beleidigen. Es giebt ihrer bekanntlich genug, die so viel Verschwiegenheit und Vorsicht besitzen, als man nur immer wünschen kann, und die verschlossener, als die Männer selbst, sind. Aber im Allgemeinen bleibt es eine tadelnswürdige Unbedachtsamkeit, wenn man sie zu Vertrauten wichtiger Angelegenheiten macht, ehe man ihren Charakter kennen gelernt hatte. Sie werden dieſs selbst eingestehen müssen, wenn sie aufrichtig seyn wollen.

8.

Schöne Weiber verdunkeln beym ersten Anblicke alles, was sie umgiebt, so wenig Geist sie auch immer besitzen mögen. Weil wenige Menschen zum ruhigen Nachdenken aufgelegt sind; so werden wir von der Schönheit überrascht, ehe man Zeit, sich zu sammeln, hatte. Nichts, als die Gewohnheit, kann uns von dieser anfänglichen Verblendung heilen. Das elende Zeug, was jene Schönheiten sprechen, vermindert ihre Reitze, und man wird am Ende müde, nur immer ein schönes — Bild zu sehen. Ein Frauenzimmer, das bey wenig Verstande sehr schön ist, muſs ein klügliches Stillschweigen beobachten,

achten, wenn sie Einsicht genug hat, um ihren wahren Vortheil zu erkennen.

Flotine vernichtet durch ihr albernes Geschwätz und ihr läppisches Betragen die Eindrücke wieder, welche ihre Schönheit auf die Zuschauer gemacht hatte. Es scheint, als ob sich die Natur durch alle die Reitze, welche sie über ihre Person ausgegossen, erschöpft habe. — Plauderte sie weniger; so würde man eine so vollendete Schönheit lieben müssen. Allein sie will ewig schwatzen, und öffnet, wie es scheint, ihren Mund bloſs um Kindereyen und Narrheiten zu sagen. Sie thut bisweilen so ungereimte Fragen, daſs alle Leute die Achseln dabey zucken, und daſs man sich nicht genug über eine solche Schwäche wundern kann. Sie fragte einstmahls: ob Cäsar auch ein Christ gewesen sey, weil er zu Rom, in der Residenz des Pabstes, gewohnt habe? Es versteht sich, daſs die Weiber nicht verbunden sind, alle Einzelnheiten der Römischen Geschichte zu kennen; allein es giebt so ganz gemeine Dinge, die ihnen, wenn man sie nicht für schwachköpfig halten soll, durchaus bekannt seyn müssen. Flotine besitzt nicht Verstand genug, ihren Mangel an jenen Kenntnissen zu bemerken.

9.

Es bedarf nur einer heftigen Leidenschaft, um das festgegründetste Glück zu vernichten. Was soll man also von denen erwarten, welche sich allen Leidenschaften und allen Arten des Vergnügens überlassen? Wenn wir die ungestümen Leidenschaften gewisser Weiber beobachten; so scheinen sie ein wahres Studium daraus zu machen, ihre Angelegenheiten in Unordnung zu bringen. — Sie wagen ungeheure Summen beym Spiele; sie leihen Gelder, wovon sie grofse Zinsen bezahlen müssen; kaufen sehr theuer ein; verkaufen ihre Zierrathen sehr wohlfeil, und verpfänden Habe und Gut. — Überall herrscht Unordnung und Verschwendung. Die Gräfinn von Merlet[*]) verkaufte, nachdem sie alle ihr Geld im Bassetspiel verloren hatte, ihr Silbergeräth, ihre Tapeten, ihr Leinenzeug, ihre Röcke, und endlich sogar das Bett, worin sie schlief. —

10.

Das erkünstelte und gezwungene Wesen verderbt alles Gute und Schöne. Die liebenswürdigsten Eigenschaften werden durch diese Schwäche lächerlich. Wenn Emilie nur spräche, um sich verständlich zu machen; wenn sie nicht ängstlich nach gesuchten Ausdrücken haschte; wenn sie nicht den von Natur sanften und melodischen Ton ihrer Stimme verläugnete; wenn sie nicht bey der Fülle ihres Körpers und ihren blühenden Rosenwangen stets über ihre schlechte Gesundheit klagte; — so würde man sie für ein sehr vernünftiges Weib halten, anstatt, daſs sie gescheidte Leute wegen ihrer lächerlichen Gezwungenheit nicht ausstehen können.

---

*) Diese und alle übrige in gegenwärtigen Aphorismen des Bellegarde vorkommenden Namen bedeuten keine wirklichen Personen, sondern sind bloſse Fictionen, worunter aber wirkliche Sitten- und Charakterzüge verborgen liegen. — Um allen Miſsdeutungen zuvorzukommen, hat sich Bellegarde im Avertissement seiner Reflexionen hierüber selbst deutlich genug erklärt.

Anmerk. des Herausgebers.

Kleidet euch nicht in fremde Gestalten ein; seyd nicht die Affen Anderer; bleibt natürlich, wenn ihr gefallen wollt. Alles, was der Wahrheit widerspricht, und erkünstelt wird, ist immer schal und widerlich. **Lucine** giebt uns ein Beispiel von den übeln Wirkungen der Gezwungenheit und Ziererey. Sie besitzt Verstand, Schönheit und andere treffliche Eigenschaften, und dennoch gefällt sie nicht, weil sie Andern nachahmen will. Hier äfft sie den Gang der Einen, dort die Stimme der Andern nach; sie wendet ihre Augen auf eine Art, die ihr nicht natürlich ist. Sie öffnet und schlieſst ihren Mund nach abgemessenen Regeln; es scheint, als ob sie alles durch ein Getriebe, gleich einer Maschine, verrichte; sie ist nichts, als ein Uhrwerk. Sie hat sich zwar nach guten Mustern gebildet; aber ihr ganzes Wesen und Thun miſsfällt, weil sie ihre natürliche Gestalt, um eine fremdartige anzunehmen, aufgegeben hat. Sie ist ein schlechtes Nachbild vortrefflicher Originale geworden. —

Celimene spricht überall gegen die Galanterie *). Sie spielt die Rolle der Scheintugendhaften und Scheinspröden. Allein Jeder kennt die Zahl und die Namen ihrer

---

*) Unsere Leser, wenigstens unsere Leserinnen — werden dieſs Wort, so wie den Ausdruck: Coquetterie — hoffentlich ohne — Uebersetzung verstehen. Es sind in der That so deutliche — und doch so viel in sich fassende Ausdrücke, daſs wenigstens bisher unsere Sprache ihre Armuth in einer bestimmten Bezeichnung derselben hat eingestehen müssen.

Anm. des Herausgeb.

Anbether, und man würde sich gar nicht — darum bekümmern, und gewiſs nicht an die Aufdeckung ihrer Liebeshändel denken, wenn sie sich nicht das erkünstelte Ansehen einer ehrbaren und ordentlichen Frau gäbe. Man reitzt nur die Satyre, wenn man gegen die Laster predigt, die uns unser eigenes Gewissen vorwirft, und die dem Publicum nicht unbekannt sind. Diese Sittenheucheley erregt das Lachen der ganzen Welt, und vermehrt ihre Aufmerksamkeit auf unsere Fehler, anstatt daſs sie dieselben entschuldigen ſoll. Das Publicum ist ein aufgeklärter und böslicher Richter; es hält schwer, ihn zu hintergehen, und er verzeihet es nicht leicht, wenn er glaubt, daſs man ihn zu verblenden und zu hintergehen sucht. Er hat mehr Nachsicht mit denjenigen, welche aufrichtig sind, und ihre Schwächen eingestehen.

Lyse sagt es frey heraus: daſs ihr Betragen vormahls unmoralisch war, daſs ihr dieſs leid thue, daſs ihre Leidenschaft sie hingerissen habe, und daſs sie diejenigen beklage, die so leben, wie sie sonst gelebt habe. Sie ermahnt ihre Töchter, einen andern Weg zu gehen, und hört nicht auf, ihnen vorzupredigen, daſs die Galanterie bittre Empfindungen zurück lasse, und daſs die Tugend allein ein Weib glücklich machen könne. Man rechnet ihr diese Aufrichtigkeit hoch an; man begnügt sich, sie zu beklagen, ohne Ausfälle gegen sie zu machen. Allein ihre Sittenlehren wirken nicht sehr auf das Herz ihrer Töchter, die ihrem Beispiele, — nicht ihren Ermahnungen folgen. Sie gleichen den jungen Krebsen, die, wie ihre Mutter, rückwärts gehen. —

11.

So tugendhaft auch ein Frauenzimmer erscheinen will; so darf diese Tugend doch nicht allzustrenge und übertrieben seyn. Sie darf nicht den Schein einer Bestürzung annehmen, wenn man ihr etwas Schmeichelhaftes sagt, oder ihren Verdiensten, ihrem guten Gesichte und ihrer Schönheit eine Lobrede hält. Sie ist von allen diesen Dingen besser, als jeder Andere, unterrichtet, und es ist nichts als Ziererey, wenn sie, um die ehrsame Frau zu machen, die ihr ertheilten Lobsprüche mit einem Zeichen des Verdrusses zurück weist.

12.

Ein Frauenzimmer macht sich verdächtig, wenn sie sich mit einer zu gewissenhaften Sittlichkeit auszuschmücken sucht. Diese groſse Künsteley, reines Herzens zu erscheinen, ist oft zu gesucht. Allein das Gegentheil ist noch gefährlicher und tadelnswürdiger. Ein zu einschmeichelndes und zu liebkosendes Wesen zeigt eine eroberungssüchtige Seele an. Es ist ein Fehlſchluſs, wenn man die Männer durch ein zärtliches Betragen an sich zu ziehen, und zugleich — zurück zu halten meint. So wenig Zartgefühl man auch besitzen mag, so wird man doch durch eine zu groſse Gefälligkeit, womit die Frauen einen so schlechten Haushalt führen, sehr bald abgeschreckt. Ernst, Zurückhaltung und ein vernünftiger Stolz sind viel sicherere Mittel, eine dauernde Leidenschaft einzuflöſsen, anstatt, daſs zu gefällige Gespräche, eine zu sehr in die Augen fallende Zärtlichkeit und ein blindes Hingeben in kurzer Zeit die lebhaftesten und unerschütterlichsten Leidenschaften auszulöschen pflegen.

Diejenigen Weiber, die bey jeder Gelegenheit versichern, daſs sie nicht gefallsüchtig sind, und daſs die, welche sich hierin zu viel Freyheiten erlauben, oder sich vergessen, ihr Mitleiden erregen, sind ärgere Coquetten, als sie es glauben. Aber sie haben ein geheimes Interesse, denen ihre Schritte zu verbergen, von welchen sie in der Nähe beobachtet werden. Dahingegen andere Frauen, deren Betragen einfacher ist, und denen ihr Gewissen keine Vorwürfe macht, viel natürlicher zu handeln pflegen. Sie spielen weder die Scheinheiligen, noch die Scheinspröden. Man kann eine Wette eingehen, daſs die, welche Tugend heucheln, nur obenhin moralisch gut sind. Die ewigen Lobreden, welche diese Weiber der Schamhaſtigkeit halten, und das hochfahrende Weſen, welches sie gegen andere Frauen, die weniger den Schein meiden, annehmen, sind keine gültigen Gewährleistungen ihrer Heiligkeit. Diese scheinbare Zurückgezogenheit soll die Schwachen verblenden. Es ist eine Art Schleier, worunter sie ihre Geheimnisse verbergen, — ein Firniſs, der ihrer erheuchelten Sittlichkeit einen Glanz geben soll*).

---

*) In diesen und mehreren Stellen äuſsert Bellegarde ein tieſes Miſstrauen gegen alle sogenannte Folie der Tugend. Dieses Miſstrauen entstand unstreitig aus einer genauen Bekanntschaſt mit dem Leichtsinne seiner Nation, und sonderlich mit dem Flattersinne der Französischen Frauen. Aus diesem Gesichtspuncte muſs man seine bisweilen zu strengen Raisonne-

Man hatte Selenien immer für ein vollendetes Muster der Schamhaftigkeit und Moralität gehalten; das Publicum hatte sich treuherzig durch das ewige Ausstellen ihrer züchtigen Grundsätze einschläfern lassen; man hatte ihr Betragen bisher nicht näher zu beleuchten gesucht; man lieſs sie ruhig

---

ments über das ganze weibliche Geschlecht beurtheilen. Eigentlich hat er doch nur, dieſs sey zum Troste meiner Deutschen Leserinnen gesagt! — die Französinnen zeichnen wollen. Er hatte aus Erfahrungen gelernt, daſs seine Landsmänninnen nichts mehr, als die Abwechselungen der Farben im Leben und Handeln lieben, daſs Verstellungskunst ein Hauptzug ihrer Natur ist, und daſs sie eben so leicht von einem ausschweifenden Leben zur Devotion und von dieser wiederum zur Unmoralität hinüber gehen. Bellegarde war ein catholischer Geistlicher. Wer kann mehr Gelegenheit haben, das weibliche Herz zu studiren, und seine Ergieſsungen im Beichtstuhle mit seiner Handlungsweise in der groſsen Welt zu vergleichen! Welch einen unermeſslichen Zusatz von Bereicherungen würde die empirische Psychologie zur Geschichte der Liebe und Ehe erhalten, wenn die Beichtstühle reden dürften!!
Anmerk. des Herausgeb.

einen falschen Ruhm genieſsen, den sie auf eine künstliche Art erzwungen hatte; — endlich aber hat sie sich selbst durch einen Liebeshandel ins Geschrey gebracht. Das Publicum erfuhr ihn, und ihre Ehre war dahin. Das Aufsehn, welches ihr Umgang machte, hat den Schleier aufgehoben, der ihre Liebschaft verbarg. Man betrachtet sie nun als ein entehrtes Weib, und rechnet ihr alle jene Sorgfalt nicht an, womit sie ihre heimlichen Verständnisse zu verstecken suchte.

Die Weiber mögen sich anstellen, und ihre Sittensprüche zu Gunsten der Lebensweisheit mögen so schön seyn, wie sie wollen, so sind dennoch die meisten im Innern ihrer Seele — Coquetten. Ihr Herz neigt sich von Natur zur Galanterie und zu Liebeshändeln hin. Nichts als ein hoher Grad von Tugend kann diesen Hang verbessern; da aber diese höhere Tugend ein ziemlich seltnes Ding ist, so werden sie von ihrer Leidenschaft fortgerissen. Man kann schon zufrieden seyn, wenn sie sich wenigstens zur Beobachtung des äuſserlichen Anstandes und des Anscheines — zwingen. Dieser Zwang ist ein Opfer, welches sie der Tugend schenken.

Übrigens ist es für die, welche mit den heimlichen Liebeshändeln gewisser Weiber bekannt sind, ein lustiger Auftritt, — die Lobreden anzuhören, welche jene Weiber der Schamhaftigkeit zu halten pflegen. Sie können sich nicht enthalten, ihnen ins Gesicht zu lachen, wenn diese Frauen ihre ernsthaften Sittenregeln mit einem wichtigen und erkünstelten Tone vorzutragen anfangen. Einfältige lassen sich durch diesen Anstrich verführen; allein die Sachkundigen wissen, woran sie sich halten sollen.

13.

Sey nicht zu gierig nach Weihrauch, und erbettle dir kein Lob für die geringsten Kleinigkeiten. Dieser Drang ist das

Kennzeichen einer lächerlichen Eitelkeit. Hast Du etwas Lobenswürdiges gethan; so laſs dich loben, und stelle dich nicht, als ob du diejenigen ausschmälen wolltest, welche deinen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Weiber aus der Provinz, die eine schlechte Erziehung gehabt haben, glauben, daſs sie jeden ihnen ertheilten Lobspruch zurückweisen müſsten. Sie entrüsten sich auf eine alberne Weise gegen jedes Compliment, das ihrer Schönheit, ihrem Wuchse, ihrem guten Anstande im Tanz, und ihrer reitzenden Stimme gemacht wird. Es scheint, als ob jeder verdiente Lobspruch eine Beschimpfung für sie würde. Sie würden sich zu entehren glauben, wenn sie ohne Ziererey einen Tribut annehmen wollten, den man mit Vergnügen ihren liebenswürdigen Eigenschaften darbringt. —

Woher aber entsteht jener erkünstelte Zwang, daſs ihr unaufhörlich zu eurem Nachtheile redet? Ist es Bescheidenheit?

Wollt ihr, daſs man alle das Böse von euch denken soll, was ihr von euch selbst sagt? Dieſs ist eure Absicht gewiſs nicht; — ihr wollt nur von euch reden, es koste, was es wolle. Aber dieſs ist nichts weiter, als eine verfeinerte Eitelkeit, um die Menschen zu euren Lobrednern zu machen. Sie sollen euch beweisen, daſs ihr die Fehler nicht besitzt, welche ihr euch aus Bescheidenheit zuschreibt.

Es ist nur ein und derselbe Beweggrund, warum man von seinen guten und von seinen schlechten Eigenschaften redet. Sollte man es wohl glauben, daſs Ismene bloſs aus einer versteckten und subtilen Selbstgefälligkeit so oft die Schönheit ihrer Perſon läugnet, und ihre Haut rauh und grob nennt? Grade durch dieses offne Geständniſs will sie uns zur Zergliederung ihrer Schönheit selbst einladen. Wir sollen ihren groſsen und sanften Augen eine Lobrede halten. Wenn sie nicht gewiſs wüſste, daſs ihre körperlichen Fehler von ihren Reitzen verdunkelt würden; so würde sie nicht so offenherzig von den erstern reden.

Man greift das Ding von der unrechten Seite an, wenn man seinen guten Ruf auf den Trümmern fremder Ehre errichten will. Ich verspreche mir von der Tugend eines Weibes nicht viel Gutes, welche mit einer übertriebenen Strenge das Betragen anderer Frauen verdammet. Das Gezwungene in diesem gespannten Tadel, der alle Winke des Auges, alle Gebehrden und Schritte Anderer übel deutet, ist ein fast untrügliches Kennzeichen, daſs jene Weiber sich alles das selbst erlauben, was sie verdammen. Unser Herz kränkelt gewiſs, wenn man bey den gleichgültigsten Handlungen etwas Verbrecherisches argwohnet.

Woher kommt es, daſs Symene es nicht verdauen kann, wenn in ihrer Gegenwart von einem andern Frauenzimmer vortheilhaft gesprochen wird? Wenn man das vernünftige und gesittete Betragen einer Andern rühmt; so wird sie ausgelassen, macht

schreck-

schreckliche Gemälde von dem bessern Weibe, und ersinnt auf der Stelle tausend falsche Liebeshändel, woran jene keinen Antheil hatte. Es scheint, daſs Symene es ungern sieht, daſs es noch tugendhafte und rechtliche Weiber in der Welt giebt. Symene und ihres gleichen sollten doch ja aus Klugheit schweigen, wenn von diesen Dingen die Rede ist. Die Coquetterie anderer Frauen entschuldigt das unmoralische Betragen jener nicht; aber sie glauben, sich in dem groſsen Haufen zu verlieren, und daſs eben dieser groſse Haufe ihnen zur Rechtfertigung diene.

Die meisten Weiber halten das für Artigkeit und Lebensfeinheit, was sie aus einer zu leichten — Willfährigkeit, und einer zu gefälligen Gemüthslaune thun. — Wenn sie durch dieses Hingeben ihrer selbst den Männern zu gefallen denken; so urtheilen sie sehr unrichtig. Ernst und Zurückhaltung ist ein viel sichereres Mittel, sie zu dem gesuchten Ziele zu führen; indem uns jene Eigenschaften in den Schranken der Pflicht und der Achtung gegen ihr Geschlecht erhalten. Indeſs darf man dieſs zurückhaltende Wesen nicht mit jenem rauhen und hochsinnigen Stolze vergleichen, den bisweilen die Scheinspröden annehmen, um durch ein bloſses Geberdenspiel diejenigen zu blenden, die in ihre Geheimnisse noch nicht eingedrungen sind. Es giebt Weiber, welche die Spröde und Stolze zu spielen glauben, indem sie jedem mit Trotz begegnen, und selbt diejenigen zurückscheuchen, die ihnen etwas Schmeichelhaftes sagen. Dieses ist eher eine Narrheit, als Stolz.

Diejenigen unempfindlichen Leute, die selbst durch das Verbindlichste, was ihnen gesagt wird, nicht gerührt werden, taugen sehr wenig zum Umgange. Sie glauben sich selbst Schaden zu thun, wenn sie nur einen Augenblick ihren Ernst ablegen sollten. Die Scheinheiligen fallen oft in diesen Fehler. Sie wagen kaum ein Lächeln, so aufhei ternd auch das ihnen Gesagte seyn mag. Sie öffnen den Mund, um zwey bis drey Worte mit einem gezwungenen und piependen Tone auszusprechen. Allein dieser erkünstelte Ernst wird ihnen nicht hoch angerechnet. Besser thäten sie gewiſs, wenn sie — menschlicher würden, und mit uns lachen wollten, wenn es die Gegenstände so mit sich bringen. Eine anständige Fröhlichkeit, mit etwas Ernst vermischt, macht einen groſsen Reitz des geselligen Umgangs aus.

14.

Es verhält sich mit der Schönheit des Geistes fast eben so, wie mit der Schönheit der Weiber. Sie gefallen nie weniger, als wenn sie die Rolle der Schönen spielen. Man hat Clarinen schon oft diese Lehre gegeben. Sie ist hübsch, sie ist liebenswürdig; aber sie will beydes zu sehr seyn. Sobald man ihr sagt: daſs sie schön ist, wirft sie sich in die Brust, und zeigt prunkend, wie ein Pfau, alle ihre Reize. Sie gefällt weniger, weil sie zu sehr gefallen will. Ihre Schönheit thut ihre Wirkung nicht ganz, weil sie Clarine zu sehr zeigen will.

Eine Mutter, welche sich schon auf dem Rückwege der Schönheit befindet, und sich noch jung und schön glaubt, sucht gemeiniglich ihre Kinder, welche unverwerfliche Zeugen ihres Alters seyn könnten, von sich zu entfernen. Allein die Ziererey eines alternden Frauenzimmers, das noch jung seyn will, zieht ihr nichts, als Verachtung und den Spott derjenigen zu, die ihre Thorheit kennen, und eben deſswegen ihre Falten und ihre abgenutzte Haut mit spöttischen Augen betrachten. Man darf nicht mehr durch Reitze zu gefallen suchen, wenn ihre Zeit vorüber ist. Die Augen lassen sich, als zu hellsehende Richter, nicht hintergehen. Mütter von jener Denkungsart übergeben die Erziehung ihrer Töchter fremden Leuten *). Die Töchter verlieren durch diese Entfernung die Achtung und Liebe, die sie ihren Müttern schuldig sind; aber sie gewinnen dadurch auf einer andern Sei-

---

*) Die Mütter sind nicht selten härter gegen ihre Tochter, als die Vater. Die mütterliche Liebe gegen die Mädchen ist in der Regel schwächer, als gegen die Knaben. Diese merkwürdige Erscheinung hat ihren Grund in der Verschiedenheit der Geschlechter. Die Mutter wird durch ein geringeres Interesse mit dem Mädchen, als mit dem Knaben verbunden. Dieser wird die Ehre und den Stolz ihres Alters ausmachen; jenes wird die alternde Mutter verdunkeln und an das Aufhören ihrer Siege erinnern. Dieser wird ihr Nahrung und Unterhalt im Alter sichern; jenes wird sie ernähren müssen, wenn kein Freyer sich findet. Nichts in der Welt quält die Mütter mehr, als die Furcht, künftig ihre Tochter unverheirathet zu sehen. Die Söhne werden sich schon durch das Leben hindurch arbeiten; aber die Tochter? die Tochter? Dieſs bleibt immer die groſse Frage, welche in den Herzen der Mütter bange Besorgnisse aller Art zurückläſst, und sie oft gegen die trefflichsten Mädchen lebenslang in einem hohen Grade ubellaunig macht.

Anm. des Herausg.

te, indem sie nicht die Zeugen von den Schleichwegen und der Buhlerey ihrer Mütter seyn dürfen.

Lysionne hat vier mannbare Töchter, die sie, ohne an ihre Verheirathung zu denken, in den Klöstern alt und grau werden läſst. Sie zittert vor dem Namen der Groſsmutter so sehr, daſs sie alle Heirathsvorschläge der Mädchen, so vortheilhaft sie auch immer seyn mögen, zurückweist. Sie mag nicht eher an die Aussteuer der Töchter denken, bis sie ihr Testament machen muſs. —

Es giebt Mütter, die nicht einmal so gefällig, wie Lysionne, sind. Sie zwingen ihre Töchter mit einer künstlichen Grausamkeit, wider ihre Neigung den Schleier anzunehmen. Sie versagen ihnen alle jenen kleinen Zierrathen des Putzes, wonach junge Mädchen so lüstern sind, und lassen es sie nur zu sehr fühlen, daſs für sie keine andere Partie, als das Klosterleben, übrig bleibt. Die armen Kinder wählen es aus

Verzweiflung, und durchleben dort ein sehr trauriges Leben.

Weiber, die sich lange durch ihre Schönheit ausgezeichnet hatten, wollen sich hinterher, wenn sie nicht mehr schön seyn können, durch Andächteley bemerkbar machen. Sie ärgern sich, daſs ihre Herrschaft über die Herzen ein Ende nimmt, und machen nun den Versuch, über die Geister auf eine andere Art zu gebiethen. Um dahin zu gelangen, nehmen sie ein, ihrem bisherigen Leben grade entgegengesetztes Betragen an. — Feste, Spatziergänge, gesellschaftliche Zirkel, Spiel und Putz waren sonst ihre abwechselnden Beschäftigungen; jetzt müssen sie eine andere Rolle zu spielen anfangen, und andere Waffen ergreifen, nachdem das Feuer ihrer Augen verloschen und ihr Gesicht verblühet ist; jetzt müssen sie ihre Zuflucht zum Sonderbaren und zur Einsamkeit nehmen, — ein geheimniſsvolles Ansehn und ein ernstes Betragen erkünsteln und Grundsätze der höchsten Tugend auf eine bedeutsame und studirte Art ausstellen, obgleich ihr Herz selbst nicht umgeschaffen ist. Sie verändern nur die Gegenstände, ohne die vorigen Leidenschaften abzulegen. Wenn man durch dieses ihr Gaukelspiel hindurch blickt, so findet man in ihnen jenen heimlichen und empfindlichen Stolz, jene gespannte Eifersucht, und alle die Leidenschaften wieder, die sie bey ihrer höchsten Anhänglichkeit an der Welt beschäftigten.

Diejenigen Frauen, welche mit ihrer Andächteley eine Art von Handwerk treiben, würden nicht so zahlreich seyn, wenn sie sich zu bessern, und ihre übeln Gewohnheiten abzulegen, für verpflichtet hielten, — um den Ruf frommer Weiber zu verdienen; aber es ist viel leichter, die Ärmel seines Kleides zu verlängern, und den Kirchen — Münzen und Rosenkränze zu schenken, als sanftmuthig, sittsam, gefällig und liebreich zu werden. So lange aber die frommen Weiber immer noch alle Menschen belästern, hoffärtiger, als andere Frauen, eigensinniger, den Ihrigen lästiger, gegen ihre Männer ungefälliger, — hingegen für alles das, was sie selbst betrifft, empfindlicher seyn werden, so lange wird man ihnen diese fromme Gleiſsnerey nicht hoch anrechnen.

Noch mehr werden die andächtigen Frauen dadurch verschrieen, daſs sie bey allem äuſsern Anscheine der Frömmigkeit dennoch alles das thun und treiben wollen, womit sich die Weltweiber beschäftigen. Sie spielen, sie finden sich bey allen Lustbarkeiten ein, sie wenden auf ihre Schönheit eben so viel Sorgfalt, als die Buhlerinnen. Die Rücksichten, die sie auf ihre Person nehmen, steigen bis zu einer subtilen Empfindlichkeit. Sie können keinen Ausdruck vertragen, der sie auf die allerentfernteste Art beleidigen dürfte, — und unter dem Vorwande einer gesuchten Sittenstrenge — mustern sie das Betragen aller übrigen Weiber, und belästern sie auf eine grausame Art, grade als ob man ihnen die Sorge, eine ganze Stadt umzubilden, aufgetragen hätte.

15.

Ein Weib, das sichs einmal in den Kopf gesetzt hat, die Copie einer Frau von Stande zu seyn, ob sie gleich nur ganz gemeinen und bürgerlichen Herkommens ist, nimmt gewöhnlich ein unnatürliches Betragen an, und legt eben dadurch alles, wodurch sie gefallen könnte, ab. Ihr Anstand, ihre Sprache, der Ton ihrer Stimme, ihr Gang, alles ist Nachäffung. Sie hadert unaufhörlich mit Andern wegen ihres Standes und der geringen Achtung, die man ihrer Person erzeigt. Sie verläugnet alle ihre Anverwandte, deren Gewerbe ein unverwerflicher Zeuge ihres geringen Herkommens ist. Lyse geht in ihrer Narrheit so weit, daſs sie ihren Gatten in Gegenwart anderer Frauen, die ihn nicht kennen, für ihren Geschäftsmann ausgiebt, und sich ruhig fragen läſst:

wie sie einen so schlechten Kerl bey sich im Hause dulden könne?

16.

Leute, die in einem hohen Range geboren wurden, sind viel natürlicher, geselliger und weniger stolz, als diejenigen, welche sich durch ihre Klugheit, oder durch den Zufall aus dem Staube emporgeschwungen haben (?) Das falsche Ansehn von Gröſse, das jene erkünsteln, verhindert uns nicht, durch den erborgten Auſsenschein in ihr Inneres hinein zu blicken. Welch eine Anmaſsung, daſs Dorine sich in ihrem eigenen Hause, wenn sie auch nur aus einem Zimmer ins andere schreitet, die Schleppe tragen läſst! Sie will, aus Furcht, sich gemein zu machen, nur mit Gräfinnen und Marquisen umgehen, — und siehet eben deswegen nie eine ihrer Verwandten.

Es ist eine Ziererey, die etwas vorstellen soll, wenn man sich bey Verfertigung der unbedeutendsten Dinge nur der geschicktesten Meister bedienen will. Biethet Dorinen ja nichts an, was nicht aus dem Laden eines La Frenaye, Legras, d'Hatanville, Ledoyen u. s. w. kommt. So vortrefflich und gut gearbeitet auch die Waaren seyn mögen; so ist doch ihre Laune damit nicht zufrieden, wenn sie nicht von dem vorzüglichern und modigsten Künstler verfertigt sind.

17.

Eitle Leute suchen nur immer die Aufmerksamkeit Anderer auf alle ihre Worte und Handlungen hinzurichten. Sie hängen sich überall an. Die elendesten Kleinigkeiten scheinen ihnen wichtig zu seyn, wenn dadurch eine hohe Meinung von ihren Verdiensten verbreitet werden kann. Man würde ihnen vielleicht diese gespannte Eitelkeit verzeihen, wenn sie mehr Nachsicht mit andern Menschen hätten, und weniger nach Gelegenheiten zur Erniedrigung derselben haschten. Deine Narrheit, Plaudine, besteht darin, keinen, als dich selbst, zu achten, und eine tiefe Geringschätzung gegen alle andere Frauen, so schätzbar sie auch seyn mögen, an den Tag zu legen.

18.

Die Menschen betrachten sich selbst nur immer von ihrer vortheilhaftesten Seite, und diese hindert sie, sich in ihrer wahren Gestalt kennen zu lernen. Es ist unmöglich, daſs sie nicht gewisse in die Augen springende Fehler an sich wahrnehmen sollten; allein sie wissen sich zu beruhigen, und schmeicheln sich damit, daſs ihre Gebrechen durch ihre übrigen guten Eigenschaften verdunkelt würden. Eben dieſs ist nun aber auch ein so groſses Hinderniſs ihrer Besserung, indem sie gegen ihre Fehler gleichgültig sind, und sie nur immer mit andern Vorzügen auf die Waagschale legen. Alcmene hat einen verbogenen Wuchs und zu viel Körpermasse, und dennoch glaubt sie, schön zu seyn, und selbst die regelmäſsigsten Gestalten durch ihre blendende Haut, durch die Farbe ihres Haars und durch das Gefällige ihres Gesichts, zu verdunkeln.

19.

Ein Frauenzimmer, das sich für schön hält, meint, daſs alle, die sie sehn, von ihren Reizen hingerissen werden müſsten. Sie frohlockt nicht selten über einen eingebildeten Sieg, und schreibt manchen Seufzer auf ihre Rechnung, den sie gewiſs nicht veranlaſst hatte. Plautine hat sichs einmal in den Kopf gesetzt, daſs alle Männer durch ihren Anblick in sie verliebt würden. Sie ist von der Gewalt ihrer Reize überzeugt, und schmeichelt sich, daſs sie, um Eroberungen zu machen, sich nur zeigen dürfe. Diese Überzeugung flöſst ihr eine lächerliche Eitelkeit und eine Verachtung gegen alle

Weiber ein, welche sie durchaus zu verdunkeln glaubt. Die andern Frauen denken von sich ein Gleiches, und halten daher jene für nichts weniger, als eine gefährliche Nebenbuhlerinn. —

Die Grille, junge Männer von Stande zu heirathen, hat schon viele Mädchen sehr lächerlich und unglücklich gemacht. Sie ergeben sich mit allem ihrem durch Handel und gute Wirthschaft der Ältern erworbenen Vermögen — einem Soldaten, der sie bloſs ihres Geldes wegen, und um die Trümmern seines Glückes wieder auszuflicken, heirathet. Ein Mädchen, das reich, aber von geringer Geburt ist, möchte gar zu gern aus ihrer ursprünglichen Dunkelheit heraus steigen. Das Schreibzimmer und der Kaufladen ihrer Ältern beleidigen ihre Eitelkeit, — sie heirathet einen Edelmann, welcher sie auf ein entferntes Landgut verweist. Die Thörinn verläſst ein Haus, worin sie vergnügt und im Überflusse lebte, um zwischen dem Gemäuer eines alten Schlosses zu wohnen. —

Kein Mensch beklagt Clariannens Unglück. Sie hatte die vortheilhafteſten Heirathsvorschläge in der Residenz, und die angesehensten Leute vom Civilstande ausgeschlagen. Sie wollte durchaus einen Obersten, welcher Aussichten zu den ersten Militairstellen hatte, zum Manne haben. Aber ihre Eitelkeit hat sie in tiefes Elend gestürzt. Ihr Mann war vor seiner Verheirathung mit Schulden beladen. Bey der Armee hat er einen Aufwand gemacht, wodurch das ganze Vermögen Clariannens geschmolzen ist. Nun ist sie gezwungen, in einer entlegenen Provinz zu leben, wo ihr selbst das Nöthigste fehlt. Um ihrer Eitelkeit ein Spielzeug zu geben, erinnert sie sich bisweilen, daſs sie die Witwe eines — Feldmarschalls ist.

20.

Wenn unsere Fehler auf unsern Geist den nehmlichen Eindruck machten, den sie bey Andern hervorbringen; so würde man alles mögliche thun, um sie abzulegen. Aber die Eigenliebe ist Schuld daran, daſs wir so groſse Nachsicht mit uns selbst haben, und daſs sogar grobe Fehler fast ganz unserm Auge entwischen. Lucie weiſs es zwar, daſs sie hinkt; — allein sie redet bey jeder Gelegenheit von Weibern, die verwachsen sind; sie spöttelt darüber, und macht sich eben dadurch selbst lächerlich.

21.

Man überhäuft Andere nicht immer mit übertriebenen Lobsprüchen, um ihren Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sondern aus der listigen Absicht, von ihnen mit gleicher Münze bezahlt zu werden. Leute, denen man dieses von ihrem Stolze geforderte Opfer versagt, pflegen ihren Verdruſs deſshalb bald sehen zu lassen. **Lysmene** rühmt, — wider die Gewohnheit ihres Geschlechts, die Schönheit der Schönen. Dieſs geschieht eigentlich nicht, um ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; man soll ihr alles Lob wieder zurückgeben; man soll ihr wegen ihrer Reitze Schmeicheleyen sagen, und ihr augenblicklich wiederholen, daſs sie selbst schön sey.

22.

Man hat schon lange die Lection gegeben, daſs alles Selbstlob die Zuhörer zurückscheucht, und ihr Herz empört; aber sie haben nun einmal ihre Falte, und werden niemals klüger werden. Das stille Vergnügen, welches sie bey jenem Lobe empfinden, überwiegt alle Gegenvorstellungen, die man ihnen nur geben kann. Wenn ihr in **Cleliens** Gegenwart von der Schönheit eines andern Frauenzimmers redet; so wird sie euch ohne Umstände sagen: daſs sie sich ärgern würde, wenn sie nicht viel schöner wäre. Diese Offenherzigkeit ist ein Beweis, daſs sie von dem, was sie sagt, — sehr überzeugt ist. Aber wie lächerlich macht man sich durch ein so plumpes Eigenlob —! wie lächerlich, wenn man sich bey jeder Gelegenheit als Muster aufſtellt!

23.

Daſs die Weiber so viel plaudern, rührt daher, weil sie nichts wissen [*]. Dieser

---

[*] Diese Maxime ist als ein Gemeinplatz nicht ganz richtig. Die Erfahrung lehrt es zwar, daſs die fadesten und leeresten Köpfe überhaupt auch die gröſsten Plauderer sind, da es so leicht ist, statt der Gedanken nur Worte zu geben. Allein eine andere Erfahrung sagt uns, daſs diejenigen, deren Kopf ein Magazin der reichhaltigsten Kenntnisse genannt werden kann, gemeiniglich so viel, als jene, reden. Man denke nur an so manchen wirklich kenntniſsreichen gelehrten Schwätzer! Wenn man aber auch den Satz des Bellegarde annehmen

Satz scheint widersinnig zu seyn, inzwischen hat er die Wahrheit ganz auf seiner

---

wollte, daſs die Redseligkeit der Weiber aus ihrem Nichtwissen entstehe; so ist doch nicht zu läugnen, daſs sie von der Natur mit einem groſsen Vorrathe gesunden Menschenverstandes, mit einem scharfen Beobachtungssinne, mit einem sehr richtigen Blick in die Geschäfte und Verhältnisse des menschlichen Lebens, und mit einer sehr lebendigen Imagination begabt worden sind. Eben dieser lebendigen Imagination und ihrer Reizbarkeit, wodurch der Seele augenblicklich neue Begriffe und Empfindungen zugeführt werden, möchte ich vorzüglich die groſse Gesprächigkeit des andern Geschlechts zuschreiben. Der Strom von Begriffen ist bey den Weibern so schnell laufend, oder ihre Empfindungen sind so reitzbar gemacht, daſs sie ihnen keinen Damm entgegensetzen können. Je lebhafter und schneller man empfindet, je gröſser wird der Drang, sich Andern durch Worte [illegible]theilen, und sie durch ein lebendiges Hinübertragen unserer Begriffe in denselben Gemüthszustand zu versetzen, worin wir uns befinden. — Allerdings ist es auch wahr, daſs die zahllosen Kleinigkeiten des menschlichen, sonderlich häuslichen Lebens, womit sich nun einmal die Frauen, vermöge ihrer Bestimmung, beschäfti-

Seite. Da der Geist der Weiber ein leerer Raum ist; so beschäftigt sie alles, was in die Sinne fällt, und wird ein Gegenstand ihrer Unterhaltungen. Alles, was sie sehen, was sie hören, ihre Freude und ihr Leid, ihre häuslichen Angelegenheiten, ihre Liebeshändel, ihre Zänkereyen sind unversiegbare Quellen ihrer Redseligkeit. Da sie nur immer von Kleinigkeiten sprechen; so kann es ihnen nie an Stoff zur Unterhaltung fehlen.

Es giebt Weiber von einem so verdorbenen Geschmacke, daſs sie durchaus — es sey im Guten oder im Bösen, — beschwatzt seyn wollen. Das gröſste Unglück besteht

---

gen müssen, daſs die Abhängigkeit von den Moden, daſs ihre schalkhafte Neigung, zu medisiren und ihren Witz zu zeigen, daſs ihre Furchtsamkeit und ihr argwöhnisches Wesen auf der einen Seite, und ihr Leichtsinn auf der andern vielen Antheil an der Beweglichkeit ihrer Zunge haben.

Anmerk. d. Herausg.

ihrer Meynung nach darin, — vergessen zu werden. Sie greifen auch wirklich das Ding am rechten Flecke an; denn sie begehen so viel Ausschweifungen, daſs das Publicum davon unterrichtet werden muſs. Die Gräfinn d'Orsay befürchtet so sehr, daſs ihre Abentheuer unbekannt bleiben dürften, — daſs sie dieselben allen denjenigen sorgfältig und haarklein selbst erzählt, die sie hören wollen. Sie vermehrt ihre Abentheuer sogar mit Zusätzen, um den Roman noch zu verschönern. Sie nennt ihre Liebhaber mit Namen; sie entwirft ein Gemälde derselben; sie läſst keinen Umstand dabey aus. Kann man nun wohl an ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit zweifeln, da sie eine Legion von Anbethern zählt?

Sonst waren die Männer weniger zurückhaltend und ausgelassener, als die Weiber. Die Sitten haben sich geändert. Die Frauen sind heut zu Tage viel närrischer und zügelloser geworden, halten weniger Maſs, und sorgen weniger dafür, äuſserlich ein gutes Beyspiel zu geben. Es giebt Weiber von einer so schiefen Sinnesart, daſs sie an allem, was sie beginnen, keinen Geschmack finden würden, wenn nicht die ganze Welt von ihren Händeln unterrichtet wäre. Sie benehmen sich so, daſs man von ihnen schlechter denken muſs, als sie es wirklich sind. Sie lieben ein berüchtigtes Aufsehn, und wollen sich auf irgend eine Weise bemerkbar machen.

Sollte man wohl glauben, wenn man es nicht mit eigenen Augen sähe, daſs Weiber von Rang und Geburt sich eine Ehre aus ihren Buhlereyen machen, und ihren Werth auf die Anzahl und das Ansehn ihrer Liebhaber gründen könnten? Weit entfernt, ein Geheimniſs aus dieser Art von Verkehr zu machen, reden sie vielmehr mit der nehmlichen Freyheit davon, als ob es die gleichgültigsten Dinge von der Welt wären. Sie erscheinen auf öffentlichen Plätzen mit frecher Stirne an der Seite ihrer Anbether. Sie gehen mit einander in die Oper, in die Comödie, in die Spielhäuser. Sie verlassen sich einander nie. Sollte eine so öffentliche und erklärte Anhänglichkeit ein Weib nicht zum Erröthen bringen, das noch einiges Ehrgefühl, noch einen Rest von Vernunft besitzt? Man erstaunt mit Recht über ihre Keckheit, öffentlich zu erscheinen. Die Verderbtheit des Zeitalters, die schimmernden Benennungen, die man dieser Art des Umgangs giebt, vermindern seine Schändlichkeit nicht. Wenn man diese Damen bey ihrem verdienten Namen nennte; so würden sie einen Abscheu gegen sich selbst empfinden müssen.

24.

Eigentlich macht der Reichthum uns gewisse Leute nicht so gehässig, als jene närrische Eitelkeit, welche er ihnen einflöſst, — und jener äuſsere Stolz, womit sie die Minder-reichen behandeln. Ich begreife nicht, sagt Clarinette so oft, daſs man ohne eine Einnahme von wenigstens zehn tausend Thalern leben kann. Vor kaum zehn Jahren hatte Clarinette nicht so viel, daſs sie sich einen Rock kaufen konnte, indem sie damals, um etwas zu ersparen, bey ihren Nachbarinnen das Mittagsbrod suchen muſste.

25.

Welch eine Last — für einen vernünftigen Mann, wenn er Leuten zuhören muſs, die nichts sagen, sehr lange sprechen und nur Worte von sich geben! — Weiber von Kopf reden viel, und reden gut. Könnten sie in ihrer Rede die müſsigen Stellen vermeiden; so würde ihre Unterhaltung groſse Reize haben. Wenn sie eine gewisse Begebenheit erzählen; so lassen sie auch nicht den kleinsten Umstand aus. Reden sie von einer Geschäftsangelegenheit; so wird dieselbe nach ihren kleinsten Einzelnheiten untersucht, — und wenn sie alles gesagt haben; so werden dennoch allerley Nebendinge hinzugefügt, die ihrer Beredsamkeit einen neuen Schwung geben.

26.

Ein Weltweiser sagte: „rede! damit ich dich kennen lerne.“ Wenn dieser Grundſatz seine Richtigkeit hat; so lassen die meisten Weiber ihre Gesinnungen in Absicht der Liebe nur zu sehr hervorschimmern. Sie sind in diesem Puncte nicht zurückhaltend genug. Sie sprechen zu frey von Liebeshändeln, Liebesspielereyen, Liebesabentheuern, Liebesgeschichten und Liebessiegen. Diese Gespräche entehren sie aber mehr, als sie glauben. Dieſs beweist, daſs sie selbst zu weit gegangen sind, und daſs dergleichen Angelegenheiten ihnen keine Furcht verursachen. Es ist nicht nöthig, daſs sie in Absicht dieser Gegenstände so viel Kunde verrathen. Eine lobenswürdige Unwissenheit würde ihnen viel mehr Ehre bringen.

27.

Die Weiber, der gemeine Hauſe, die schwachen Köpfe, die Mädchen, welche in der Eingezogenheit leben, die Leute aus der Provinz werden nicht durch leicht faſsliche Gegenstände gereitzt. — Das, was sie nicht begreifen, macht tiefere Eindrücke auf sie. Sie glauben, daſs etwas Geheimniſsvolles hinter den Dingen steckt, die über ihren Verstand hinaus zu gehen scheinen. Diejenigen, welche den Klosterjungfrauen Moral predigen, rühren sie nicht immer durch vernünftige, verständliche und geistvolle Reden. Man muſs ihnen etwas Erhabenes aufstellen, da sie durch einen falschen Glanz geblendet seyn wollen.

28.

Unbegreiflich ist die Keckheit, mit welcher gewisse Leute Unwahrheiten sagen. Dieses Laster ist so niedrig und so entehrend, daſs schon dadurch, und zwar selbst der

Mann von Verdienst ganz seinen guten Ruf verlieren kann. Es ist vergeblich, zur Behauptung einer Lüge Vorsichtsregeln zu fassen. Die Wahrheit enthüllt sich doch über lang oder kurz, so behutsam sie auch verstèckt wird. Die wohlausgesonnensten Betrügereyen kommen immer durch irgend einen unvorhergesehenen Umstand ans Tageslicht. **Fulvia** ist das hübscheste Frauenzimmer von der Welt; — ihr Geist ist ganz zur geselligen Aufheiterung gemacht; allein sie hat einen so groſsen Hang zur Lüge, daſs sie dieselbe in die geringste Erzählung einzumischen pflegt. Aber man setzt daher auch ein Miſstrauen in alle ihre Worte. Die entschiedensten Wahrheiten werden Fabeln in ihrem Munde.

29.

Die Männer sind fast immer in ihren Urtheilen über die Weiber — ungerecht. — Es giebt viel tugendhafte und rechtliche

Frauen *), denen man nichts vorwerfen kann. Weil aber einige den Männern üble Streiche gespielt haben; so setzen die letztern ein Miſstrauen in alle übrigen. Dieſs ist unvernünftig. Wenn es buhlerische Weiber giebt; so darf doch ihre Coquetterie dem guten Rufe züchtiger Frauen nicht zum Nachtheile gereichen. — Man sollte in diesem Puncte billig zurückhaltender urtheilen. Ich billige die boshaften Satyren durchaus nicht, welche alle Weiber ohne Unterschied anklagen; — eine ähnliche Schwäche würde es seyn, wenn man alle ohne Unterschied her-

---

*) Der gute Bellegarde widerspricht sich zuweilen in seinem Raisonnement über das schöne Geschlecht. Im 6ten Abschnitte verzweifelt er fast ganz an der weiblichen Tugend. Hier hingegen nimmt er sein Wort zurück. Wieder in andern Stellen setzt er die armen Weiber viel zu tief hinunter, — wahrscheinlich nach dem Grade einer heitern oder verstimmtern Laune, mit welcher er aus gesellschaftlichen Zirkeln kam.

Anm. des Herausgeb.

ausstreichen wollte. Man findet bisweilen groſse Sittengauklerinnen, die in dem Rufe eines sehr regelmäſsigen Lebens stehen, aber ihn nicht verdienen. — Andere werden für Buhlerinnen gehalten, die es nicht sind. Sie vermeiden den Schein nicht genug, und dieſs giebt ihrem Betragen eine verbrecherische Gestalt.

30.

Der Tugendschein ist dem guten Rufe oft eben so vortheilhaft, als die Tugend selbst. Wie viele Weiber werden für Vestalinnen gehalten, weil ihr Äuſseres regelmäſsig und sittsam ist, und sie ihre Comödie vollkommen gut spielen. Indeſs ist die Rolle, die sie übernommen haben, nicht ohne Beschwerden. Sie betriegen das Publicum; aber sie können sich nicht selbst täuschen. Während ihre falsche Sittlichkeit die gröſsten Lobsprüche erhält, macht ihnen ihr Gewissen sehr bittere Vorwürfe, und läſst sie das Lächerliche ihrer Heucheley empfinden. Es ist ein sehr ergötzliches Lustspiel für diejenigen, welche sie kennen, — wenn diese Weiber mit Nachdruck der Zucht und Schamhaftigkeit Lobreden halten, und sich getrost mit andern moralisch-guten Weibern in Reihe und Glied stellen; ob sie gleich etwas ganz anderes sind, als sie scheinen wollen. Freylich wird mancher dadurch hintergangen, indem man ihre Geheimnisse nicht immer zu entschleyern sucht, und ihnen lieber auf ihr Wort glaubt.

Die erhabenen Sittenmaximen, welche die scheintugendhaften Weiber aufstellen, sind weiter nichts, als eine Künsteley, wodurch sie sich bey dem Verluste ihrer Vergnügungen betäuben, und das Betragen derjenigen Frauen in Miſscredit bringen wollen, die jene Vergnügungen noch genieſsen können. Verdrieſslich darüber, daſs sie nicht mehr das sind, was sie waren, — nicht mehr die Gegenstände der Wünsche und Besuche seufzender Anbether seyn können, —

versuchen sie nun, in ihrer erzwungenen Sittsamkeit und ihrem Zornausbruch gegen alle schöne Frauen eine Schadloshaltung für ihre abgenutzte Schönheit zu finden. Sie haschen nach einer Art von Beruhigung, um sich bey der neuen Lebensweise zu behaupten, welche sie aus Politik ergriffen hatten. So lange sie von der gröſsern Menge umgeben waren, und von der ganzen Welt angebethet wurden, dachten sie freylich nicht daran. Aber seit der Zeit das Feuer der Augen verlischt, und ihnen die Runzeln den Rückzug aus der groſsen Welt ankündigen, — erbittern sie sich, zur Schadloshaltung der ihnen untersagten Freuden, gegen alle diejenigen Frauen, welche auf dem Schauplatze zurück bleiben, und nun eben die Rolle spielen, welche jene vor ihrer Verbannung vom Theater der Welt gespielt hatten.

31.

Es giebt überall Leute, welche behaupten, daſs man bey einem reinen Gewissen sich nicht um das Geschwätz und die übele Nachrede des Publicums bekümmern dürfte. Dieſs ist ein falscher Gedanke. Der gute Nahme ist ein gerechter Tribut, den man aus seiner Tugend ziehet. Jene Unempfindlichkeit gegen die Hochachtung und den Beyfall der Menschen rührt oft von den geheimen Vorwürfen eines Gewissens her, das sich selbst anklagt, und jene Hochachtung nicht zu verdienen glaubt. Diejenigen, welche sich um eine übele Nachrede nicht bekümmern, leben gerade so, daſs sie ihr nicht entgehen können. Sie wollen sich bloſs durch ihre erdichtete Gleichgültigkeit gegen den Tadel zu ermannen suchen.

Frontine führt ein Leben, welches sich durchaus für kein Madchen von Stande schickt. Sie geht mit lauter berüchtigten Weibern um, die keine Rücksicht mehr auf den guten Schein nehmen. Die Gerüchte, welche zu ihrer Schande umher laufen, können ihr nicht unbekannt seyn; sie selbst gesteht es, daſs ihr guter Name sehr zerrissen ist; — allein, um sich zu trösten, sagt sie augenblicklich, daſs sie die Narren schwatzen lasse, und daſs man sich nicht weiter um sie bekümmern werde, wenn man ausgelästert und allen Gift gegen sie ausgegossen habe. Dieſs ist keine gesunde Maxime. Man kann freylich den bösen Leumund der Welt nicht ganz vermeiden, aber es doch verhindern, daſs man selbst keine Gelegenheit dazu giebt. Es ist eine groſse Beruhigung, wenn man sich bey einem ungerechten Tadel nichts vorzuwerfen hat.

32.

Es ist ein keckes Unternehmen, wenn man alle diejenigen meistern will, welche Fehler begehen. Ein Mensch, der mit Andern keine Nachsicht hat, bringt sie um ihre Ruhe, und sich um seine eigne. Man erlaube es Eugenien immerhin, die Scheinspröde und Scheinfromme zu machen. Die ganze Welt kennt ihre Geschichte; allein die Thörinn glaubt die Augen des Publicums zu täuschen, und hält sich selbst für ein Muster der Sittsamkeit. Was gehts euch an, daſs Faustine, um sich auszuzeichnen, eine eigene Sprache erkünstelt, und zwanzigmal in einer Viertelstunde ein neugeschaffenes Wort wiederholt? Dergleichen Lieblingsausdrücke haben ja keine Wichtigkeit! Lucine giebt sich das Ansehen einer Geschichtskennerinn; allein sie macht in dieser Wissenschaft einen Fehler nach dem andern, — und die Zuhörer lachen. Sie wirft Zeit, Ort, Namen, Charaktere unter einander. Allein, was gehen euch die Griechen und Römer an, welche sie so grausam verstümmelt? Laſst ihr freyen Willen, und macht nicht den Gelehrten zur Unzeit.

Es ist unmenschlich, die Verwirrung desjenigen, der eine Unbesonnenheit begangen hat, durch beleidigende Spöttereyen zu verdoppeln. Indeſs lachen in unsern geselligen Zirkeln — die Lächerlichen auf Kosten der Andern. Dieſs ist nun einmal Gebrauch.

Hoffet nicht, daſs euch **Dorinte** das geringste Wort, die geringste Bewegung übersehen wird. Sie ist ganz Aufmerksamkeit, nicht sowohl, um etwas Gutes und Nützliches aufzufassen, als vielmehr die Ungereimtheiten zu bemerken, welche euch entwischen. Sie fängt dieselben mit einem spöttischen Lächeln auf, und ihre Freude ist die vollkommenste, wenn sie euch ängstigen, oder die gute Meinung, welche man von euren Verdiensten hatte, schwächen kann.

Es ist unmöglich, unter den Menschen zu leben, ohne öfters zu Klagen über sie veranlaſst zu werden. Das beste Mittel, um seine Ruhe zu erhalten, besteht darin, daſs man die Gegenstände des uns verursachten Kummers auf eine geschickte Art zu verstecken sucht. Wenn euch Jemand durch irgend etwas einen Verdruſs macht; so müſst ihr deſshalb mit ihm keinen Streit anheben, noch ihn durch Vorwürfe seines Fehlers mit Schande bedecken. Suchet ihn mit Sanftmuth zur Vernunft und zu seiner Pflicht zurückzuführen; wählet die rechte Zeit, um sein Herz zu gewinnen. Machet ihr ihm einige Vorwürfe, so müssen sie auf eine gefällige Art, ohne Bitterkeit und Schärfe, gesagt werden. — Die unbedeutendste Kleinigkeit, das geringste Wort, welches man in Marsinens Gegenwart auf eine verkehrte Weise vorträgt, wird von ihr mit einer gewissen bittern und stolzen Erhabenheit getadelt. Sie strengt gleichsam, um euch verdrieſslich zu machen, alle ihre Seelenkräfte an. Sie sucht schöne Ausdrücke hervor, um die Gesellschaft auf eure Kosten zu belustigen. Sie hat die nehmliche Sache schon hundertmal gesagt, und dennoch wiederholt sie dieselbe, wenn kein Mensch mehr daran denkt, und die Materie längst verbraucht ist.

34.

Glücklich und freundlich würden die Ehen seyn, wenn die Eheleute selbst mit ihren Schwachheiten Geduld haben, und ihre Fehler gegenseitig mit einander ertragen wollten. Das Leben ist ja ein so langer Zeitraum für Leute, die Tag und Nacht mit einander leben müssen. So gut sie auch sonst mit einander stehen mögen; so werden sie sich doch einander manches zu verzeihen haben. Es ist unbegreiflich, daſs es so wenig zufriedene Eheleute giebt; daſs Leute von seltenen Eigenschaften, Leute, die sich sonst durch Artigkeit und Politur der Sitten so vortheilhaft auszeichnen, bloſs zusammen leben, um sich einander zu peinigen*). Sie haben keine Achtung, keine

---

*) Bellegarde nennt manches unerklärlich, was doch sehr erklärbar ist, und was er selbst hinterher oft deutlich genug aus einander setzt. Die unglücklichen Ehen haben sehr verschiedene Ursachen, die man vor der Ehe und in der Ehe aufsuchen muſs. — Man heirathet sich so oft, ohne sich einander zu kennen, und Amors Binde ist zehnfach um die Augen der Liebenden gewunden, um, wie es scheint, ihnen nachher eine desto schärfere Sehkraft zu

Nachsicht, keine Gefälligkeit für einander. Man wünscht ihre Gegenwart in allen Ge-

---

geben; — oder die jungen Leute dürfen nicht nach ihrer Neigung wählen, sondern werden durch die Politik, das Interesse, die Cabalen der Familien und Vormünder, und bisweilen schon sogar in der Wiege zu einer ewigen Sclaverey an einander verkauft; — oder es heirathen sich Leute von ganz ungleichem Alter; oder die Liebe, die Hauptbedingung aller ehelichen Glückseligkeit, hatte durch zu lange vorher geschlossene Verlobungen ihre schönsten Reize verlohren; oder eine leicht verschwindende, nur durch die ersten Eindrücke hervorgebrachte Schwärmerey, oder vielleicht nur eine aus Romanen und Comödien entlehnte Empfindsamkeit hatte den Ehebund gestiftet. In der Ehe selbst wird so oft ihr stiller Friede durch die Abneigung des Einen oder des Andern gegen das häusliche Leben, durch die abwechselnde Herrschsucht, durch den unlenksamen Eigensinn, durch den stolzen Egoismus des Mannes und der Frau gestört. Keiner will nachgeben, Keiner dem Andern entgegen kommen. Der alles verzehrende Luxus, die Furie der Eifersucht, die Einmischungen und Klatschereyen der Familien, die Miſshelligkeiten über die Erziehung der Kinder und die Regierung des Gesindes, der Mangel des gegenseitisellschaften; aber daheim in ihrem Hauswesen gleichen sie reissenden Thieren. Es scheint, als ob sich ihre Gefälligkeit ganz auſserhalb ihres Hauses erschöpfe; für ihre Familie aber behalten sie allein eine schwarze Laune.

Ich kann mir das besondere Benehmen gewisser Frauen nicht erklären, welche so ganz frohen Muths ihre Männer übellaunig machen können. Es scheint, als ob in allen ihren Handlungen etwas Geheimniſsvolles liege. Sie erkünsteln ein freyes Wesen; sie erweisen ihren Anbethern Gefälligkeiten; sie rühmen dieselben in Gegenwart ihrer Männer, so wenig Vergnügen auch diese an dergleichen Lobreden finden mögen. Frontine sucht eroberungssüchtiger zu scheinen, als sie es wirklich ist. Sie schonet

---

gen Zutrauens, und hundert andere Gründe verursachen die traurigen Kriege, welche wir, vorzüglich jetzt, so oft im Ehestande erblikken.

Anm. d. Herausg.

ihres Mannes in keinem Stücke, und äuſsert den Liebhabern, die sie umlagern, ein übertriebenes Entgegenkommen, so empfänglich auch ihr Mann für übellaunige Eindrücke seyn mag.

Das Miſstrauen der Ehemänner, die Unruhe, mit welcher sie alle Schritte ihrer Gattinnen verfolgen, sind oft ihrer eigenen Ruhe und Ehre sehr nachtheilig. Ein Frauenzimmer, dem man seine Freiheit nimmt, und das man zu nahe beleuchtet, greift bisweilen nach gewaltsamen Mitteln, so wenig sie auch von Natur dazu geneigt war. Zu bittere Vorwürfe bey Kleinigkeiten, und jene Beklommenheit, welche gewisse Männer an den Tag legen, wenn sie ihre Frauen einen Augenblick aus dem Gesichte verlieren, haben niemals gute Folgen. Dieses Miſstrauen giebt Gelegenheit zu tausendfachen Besorgnissen und zu Streitigkeiten, welche das gegenseitige Vertrauen aufheben, und die eheliche Zärtlichkeit ersticken.

35.

Die vernünftigsten Leute haben bisweilen Augenblicke, wo ihnen alles Verdruſs und Miſsvergnügen verursacht, und wo sie Mühe haben, sich selbst nicht unausstehlich zu werden. Wenn man sich in dieser Lage befindet; so sollte man sich, meiner Meynung nach, zur Einsamkeit verdammen, und so wenig Menschen, als möglich, sehen, damit das Publicum nicht Zeuge unsrer üblen Launen sey, und nicht durch unsre Verstimmung leide. Kaum hat sich Darsine bey einem Besuch in ihren Lehnsessel niedergelassen, so fängt sie schon zu poltern, und über ihren Mann, ihre Kinder und ihr Gesinde zu schmähen an. Sie beschreibt die Streiche, die sie ihr spielen, und die Gründe ihrer Beschwerden aufs genaueste. Sie fragt die Gesellschaft: ob sie nicht die unglücklichste Frau von der Welt sey? Welch eine Unterhaltung für Leute, die bloſs zu ihrem Vergnügen zusammengekommen sind, und durchaus keinen Antheil an Darsinens Zänkereyen mit ihrem Gesinde nehmen!

36.

Ein ewiges Erzählen ist das Zeichen eines mittelmäſsigen und oberflächlichen Kopſs, oder eines Menschen, der voll Selbstdünkels in sich verliebt ist. Aber wer könnte dem Ekel und der langen Weile widerstehen, wenn man die nehmliche Sache hundertmal wieder sagen hört! Was mögen die Leute für Absichten haben, welche Andere durch lästige Wiederholungen betäuben? Beraubt sie der Kitzel, zu schwatzen — des Verstandes und Gedächtnisses, weil sie sich dessen nicht mehr zu erinnern wissen, was sie den Augenblick vorher gesagt haben, was sie mit so vielem Nachdrucke wiederholen, und als etwas ganz Neues auskramen?

Aber noch viel ärger ist es, wenn der Gegenstand desselben ins Unangenehme und

Geschmacklose fällt. Seitdem **Feline** ihren Proceſs verloren hat, weiſs sie von keiner andern Sache zu sprechen; sie wiederholt die gerichtlichen Verhandlungen der Advocaten für und wider die Sache in ihrer ganzen Ausdehnung; sie berechnet alles Geld, was dieser Handel sie gekostet hat; sie beschreibt die Münzsorten, die sie während seiner Führung ausgezahlt; sie schreit und tobt mit Hitze gegen die wenige Rechtschaffenheit der Richter, und vornehmlich gegen die Betriegereyen der Sachwalter. Nachdem sie eine lange und langweilige Zergliederung ihres Rechtshandels angestellt, und das Datum jedes Tages und jede dabey verwickelte Person aufs pünctlichste angegeben hat; so ist sie bereit, die ganze Erzählung einem neuen Ankömmlinge in der Gesellschaft von vorn wiederum vorzuleyern.

37.

Es sind nicht immer unsre schlechten Eigenschaften, welche uns Feinde zuziehen:

es sind unsre Tugenden und Vorzüge. Plautine geräth gegen Aricien bloſs deswegen in Eifer, weil sie sich über die Lobsprüche entrüstet, die man dieser gefährlichen Nebenbuhlerinn giebt. Sie beklagt sich, daſs diese ihr einen übeln Dienst erwiesen habe; aber dieſs ist nur ein Vorwand, um ihren Verdruſs und ihre Eifersucht zu verschleyern. Die Schönheit, die regelmäſsige Lebensart der Aricie, ihr artiges und einnehmendes Wesen, wodurch sie sich eine so hohe Achtung erworben hat, bringen Plautinen zur Verzweiflung, und haben sie gegen ihre Nebenbuhlerinn giftig erbittert, weil sie derselben ihre Vorzüge nicht verzeihen kann.

38.

Leute, welche Andere am wüthigsten belästern, sind bisweilen grade diejenigen, denen man die gröſsten Vorwürfe machen kann. Selbst die, welche ihnen Beifall zu-

zuwinken scheinen, betrachten jene Lästerer mit Abscheu, und entwerfen uns sehr unvortheilhafte Gemählde von ihnen, wenn sie frey ihre Meynung sagen. Die Afterrede ist das Merkmal eines kleinlichen, unruhigen und boshaften Geistes, der seiner Selbstsucht ein Opfer bringen, oder Andern durch dieses strafbare Mittel gefallen will.

Man kann es nicht lassen, Lucillen ins Gesicht zu lachen, weil sie überall gegen die Frauen in Krieg zieht, welche in einen kleinen Verdacht der Galanterie gefallen sind. Hat es Lucille vergessen, daſs sie als Mädchen in einem allgemein bekannten, und sie entehrenden Handel verwickelt war? Sie kann sich unmöglich schmeicheln, daſs das Publicum jene Begebenheit nicht wisse, da sie vor einem öffentlichen Gerichtshofe selbst entehrt wurde. Nach ihrer Verheirathung hat sie ihre Lebensform nicht geändert; aber nach ihren Worten zu urtheilen, sollte man sie für die einzige tugendhafte Frau halten, die in grader Linie von der Lucretia abstamme, und ihren Geist und ihr Herz geerbt habe.

39.

Leuten von groſsen Verdiensten verzeiht man noch ihren Stolz; dahingegen die, welche nur geringe Vorzüge besitzen, sich die Verachtung der Welt zuziehn. Ein wenig Stolz kleidet ein vollkommen schönes Frauenzimmer nicht übel. Jugend und Schönheit sind mit groſsen Vorrechten verbunden. Aber kann die mehr als vierzigjährige **Belise** verlangen, daſs man ihren verblichenen Reitzen huldigen solle? Die Erinnerung, daſs man einst schön gewesen, hebt den Stolz auf, und sollte ihn nicht einflöſsen. Eine bejahrte Frau handelt sehr unverschämt und ungereimt, wenn sie noch schön seyn will; — wenn sie noch durch ihre Reitze zu gefallen glaubt; — wenn sie sich, wie eine Göttinn, schmückt; —

sich noch aller kleinen Kunstgriffe junger Coquetten bedient; — sich noch geliebt zu werden schmeichelt, und noch jetzt von ihren Anbethern redet.

40.

Lucile zankt mit ihrem Gesinde bey jeder Gelegenheit, und ohne alle Ursache. Ein zerbrochenes Glas macht sie wüthend; sie nimmt keine Rücksicht auf die, welche sie eben besuchen; sie sind gezwungen, das über die Bedienten ausgebrochene Ungewitter mit auszuhalten. Sie schildert die Sitten und Leidenschaften eines jeden; sie entwirft ihre Gemählde, erzählt ihr Herkommen, und beklagt sich alle Augenblicke, daſs sie unter allen Frauen im ganzen Lande am schlechtesten bedient sey. Welch eine Qual für Leute, die sie besuchen, und durchaus keine Neugierde für dasjenige mitbringen, was sich zwischen ihr und ihrem Gesinde zugetragen hat.

41.

Es ist Unbekanntschaft mit der Welt, oder Einfalt, oder Fehler der Erziehung, wenn manche junge Mädchen eine zu bäurische Zurückhaltung und eine zu gewissenhafte Ehrbarkeit beobachten. Man weiſs nicht, was man ihnen sagen, und auf welche Art man sie selbst zum Reden bringen soll, — so sehr fürchten sie sich, aus dem Geleise zu treten. Cleonine schlägt während einer ganzen Unterhaltung, wie ein Kind, die Arme über einander, und antwortet auf keine Artigkeit, auf keine Schmeicheley, die man ihr sagt. Öffnet sich auch ihr Mund, so geschieht es mit einem erkünstelten, matten und einfältigen Tone, womit sie sich lächerlich macht. Da sie ziemlich schön ist; so glaubt sie, daſs es schon genug sey, wenn sie sich, gleich einer Bildsäule von Schnee, zeige, und daſs sie durch ihr Roth und Weiſs den Vorrang vor allen ihren Nebenbuhlerinnen habe.

42.

Man kann es kaum begreiſen, daſs die Weiber, und selbst diejenigen, denen es nicht an Kopf fehlt, höchst verdienstlose, aber reiche Liebhaber solchen vorziehen, die seltene Eigenschaften besitzen, aber keinen Aufwand machen können. Dieſs beweist, daſs der Eigennutz ihre herrschende Leidenschaft ist, und daſs der Mann Recht hatte, welcher sagte: daſs ein Oberrentmeister nie eine grausame Schöne gefunden habe. Melanire hat kürzlich den Agaton, einen Mann von Rang, von tausend Annehmlichkeiten des Geistes und der Person, und von dem sie zärtlich geliebt wurde, aufgeopfert. Sie hat ihm einen Sotinet, einen Menschen, vorgezogen, welcher von den Hefen des Volks abstammt, und vor seinem Glücke die entehrendsten Geschäfte trieb. Aber er ist sehr freygebig, und in der Lage, groſsen Aufwand zu machen. In seinen Gesprächen herrscht keine Ordnung; seine Zärtlichkeit äuſsert er auf eine sehr läppische Art; —

aber seine Geschenke ersetzen sein Ungeschick.

43.

Es ist ein schlechtes Mittel, zu gefallen, wenn man in seine Erzählungen schmutzige Reden und schamlose Zweydeutigkeiten mischt. So verhüllt sie auch seyn mögen, so bringen sie doch immer eine unangenehme Wirkung bey den gesitteten Zuhörern hervor, und verrathen das verdorbene Herz des Redenden. Man verliert die Achtung, wenn man sich dergleichen in Gegenwart der Frauenzimmer erlaubt. Selbst die weniger Ehrbaren finden sich dadurch beleidigt, und verlangen, daſs man ihrer im Publicum schone. — Die ganze Welt kennt Dorimenens Geschichte. Sie selbst giebt sich kaum die Mühe, ihre Liebeshändel zu verstecken; sie scheint vor keiner Erklärung zu erschrecken, welche man ihr unter vier Augen macht. Allein ein etwas zu freyes Wort, ob man es gleich nicht an sie selbst richtet, bringt sie in Harnisch, und giebt ihr das Ansehen, als ob sie darüber erröthen könne.

Da ein unbedachtsames und sinnloses Betragen nie eine gute Wirkung hervorbringen kann; so weiſs ich nicht, warum es gewisse Leute annehmen. Noch weniger schickt sich dasselbe für Frauenzimmer. Sie gefallen nur, wenn sie den Charakter ihrer Weiblichkeit beobachten. Zurückgezogenheit und Bescheidenheit ist ihr Erbtheil. Kann man Corinnen ihren Ungestüm, ihre Ausgelassenheit, ihr Fluchen und Schwören, die Menge der Dosen, welche sie bey sich führt, und die Verschwendung bey dem Gebrauche des Tabacks verzeihen?

44.

Eine frohe und lustige Laune ist ein herrliches Ding; allein man muſs seinen Frohsinn und seine Lustigkeit zu mäſsigen wissen. Es schickt sich nicht, in ein übermäſsiges, Andere gleichsam betäubendes, Lachen auszubrechen. Lucinde thut dieſs bey jeder spaſshaften Kleinigkeit, die in ihrer Gegenwart vorgebracht wird. Sie ist nicht mehr Herrinn ihrer selbst; sie kann nicht wieder zur Besinnung kommen; ihr Lachfieber steigt bis zu Verzuckungen.

45.

Leute, die in keinem hohen Range geboren sind, und dennoch den Groſsen nachahmen wollen, thun dieſs immer auf eine verunglückte Weise. Sie nehmen einen falschen Schein von Gröſse an, wodurch sie sich bey der ganzen Welt lächerlich machen. Celie ist nur die Tochter eines Kaufmanns; aber sie ist durch ihren Reichthum — Marquise geworden. Nun will sie Türken und Husaren zu ihrer Bedienung haben. — Die bürgerlichen Weiber mögen mit Negern fürlieb nehmen. — Coline ging vor ihrer Heirath zu Fuſs und schlecht gekleidet einher. Ihr Gemahl hat ihr sechs Kutschpferde geschenkt; auch damit ist sie nicht zufrieden; sie will acht Stück haben. Die Närrinn will mit acht Pferden, gleich einer Prinzessinn, an den Hof fahren. Wenn sie sich nicht schämte, würde sie sich täglich mit ihren sechs Pferden auf öffentlichen Plätzen sehn lassen.

46.

Wenn man in einem Mittelstande zwischen Adel und Bürger geboren ist, und doch eine Gröſse annimmt, die man Leuten vom ersten Range nicht vergeben würde; so begeht man eine Narrheit, die entweder in einer groſsen Unverschämtheit, oder in einem lächerlichen Stolze ihren Grund hat. Man kann seinen Unwillen nicht zurückhalten, wenn man übertünchte Bürgerfrauen sieht, deren Anzug, Gefolge, Hausgeräth und Tafel den Neid der Weiber vom ersten Range erwecken. Allein diese trösten sich mit der

Lächerlichkeit, worein Leute, die sich über ihren Stand erheben, und zu ihrer eigenen Verspottung so viel Unkosten machen, zu sinken pflegen*).

---

*) Bellegarde entrüstet sich mehrmals in seinen Werken über den Luxus des Bürgerstandes, und er hat nicht ganz Unrecht, zumal da dieser Luxus gemeiniglich eine blinde Nachahmung höherer Stände ist. Allein es steckt noch etwas anderes hinter den Ausfallen unseres Sittenpredigers. Wahrscheinlich flüsterte ihm der Neid irgend einer vornehmen Frau so etwas ins Ohr; oder er selbst sahe, als ein Mann von Adel, mit einem neidischen Auge auf den Bürgerstand herab, der sich durch seinen Reichthum so hoch hinaufdrangen wollte. Allein ein wenig lächerlich ist es doch, wenn Bellegarde zu verlangen scheint, daſs nur der Adel durch seinen Aufwand glänzen soll. Wenn die reiche Bürgerfrau ihren kostbaren Putz, ihr Gefolge, ihr Hausgeräth und ihre Tafel bezahlen kann, ohne daſs sie sich dadurch arm macht, so sieht kein Vernünftiger ein, warum sie sich in diesem Stücke hinter den Adel verkriechen soll. Freylich aber dann schwingt der Satyr billig seine Geiſsel über sie, — wenn sie sich zu ihren Spöttern in der groſsen Welt selbst hinandrängt, und, — um das Maſs ihrer Thorheit voll zu

47.

Was wollen Leute von niederer Geburt, die durch Handelsgeschäfte ihr Glück gemacht haben, wohl eigentlich damit sagen, wenn sie so oft von ihren Vorfahren reden, und sie für adelich ausgeben? Glauben sie das Publicum zu blenden? Können sie sich überzeugen, daſs man es nicht wisse, daſs ihre Voraltern Tuch, Leinewand, Spitzen verkauft haben? Sprächen sie nicht so oft von ihnen; so würde man sie vergessen. Aber die Grille, für etwas gehalten zu werden, was sie nicht sind, empört uns, und verursachet, daſs wir ihre Vorfahren wiederum ans Tageslicht zu ziehen suchen. Noch schlimmer ist es, wenn dieser eingebildete Adel die Ursache wird, daſs jene Leute sich nicht mehr kennen, und auf Andere mit einem verächtlichen Blicke herabschauen. Man

---

machen wohl gar von Ahnen spricht, die sie nicht hat, oder erst noch — kaufen will!

Anm. des Herausg.

darf sich Silverien nicht mehr nähern. Ihre Reichthümer haben ihr einen solchen Stolz eingeflöfst, dafs sie kaum den Herzoginnen den Vorrang gestattet. Bey ihr, und an ihrer Tafel werden nur Leute von Range zugelassen. Alle ihre Verwande sind aus ihrem Hause verbannt. Sie kennt dieselben nicht mehr, und sie kennt sich selbst nicht mehr. —

43.

Es giebt einen eingebildeten Stolz gewisser Leute, welcher nahe an Trunkenheit und Unsinn gränzt. Sie finden keinen, der ihrer würdig ist, oder zu dem sie sich auf eine gefällige Art herablassen dürften. Ein in diesen Gesinnungen erzogenes Mädchen wähnt, dafs es keinen Mann auf der Welt giebt, der reich und schön und vornehm genug sey, um die Ehre ihres Besitzes zu verdienen. Kaum wird ihr Ehrgeitz durch die ansehnlichsten Heirathsvorschläge geschmeichelt. — Sie erwartet, daſs ein für sie ganz eigenthümlich geschaffener Mann vom Himmel fallen soll. Unterdessen nehmen die Jahre zu, — die Vorzüge der Jugend verschwinden, und man ist endlich gezwungen, — viel im Preise nachzulassen.

Um Hortensen bewarb sich in der Blüthe ihrer Jahre ein Mann von unermeſslichem Reichthume. Weil er aber nicht von sehr hoher Geburt war; so wurde er nicht einmal gehört. Nachher kam ein Mann von hohem Range; aber er war nicht reich genug, und hatte das Schicksal seines Nebenbuhlers. Hortense war jung, schön und reich; täglich machte sie neue Eroberungen; allein sie wurde von einer vorgefaſsten Meinung ihrer Vorzüge beherrscht, und dieſs hinderte sie, sich für irgend einen ihrer Anbether zu erklären. Sie fand an ihnen immer einen Fehler, der sie ihrer unwürdig machte. Aber nun haben sich die Jahre gehäuft; der Schwarm der Liebhaber hatte sich vermindert. Hortense ergab sich endlich einem Manne, den sie vorher höchstens nur als ihren Bereiter angenommen haben würde.

Unsere zu groſse Nachsicht mit unsern Leidenschaften rührt daher, weil wir sie aus einem Gesichtspuncte betrachten, wo wir ihre Lächerlichkeit und Häſslichkeit nicht wahrnehmen. Ein Geitziger verbirgt seine Knickerey unter dem Namen von Sparsamkeit; ein Wollüstling nennt sich einen Mann von heiterer Laune; ein durch ihre Liebeshändel verschrienes Weib gesteht es ein, daſs sie gefallsüchtig sey, und glaubt, — nur dieſs zu seyn. Aber das Publicum ist nicht so nachsichtig; es nennet die Dinge bey ihrem Namen, und beurtheilt sie mit einer unerbittlichen Strenge.

49.

Weiber, die sehr viel bedeuten wollen, betrachten die Haushaltskunst als eine bürgerliche Tugend. Sie können sich, um dem Betruge ihrer Leute vorzubeugen, nicht entschlieſsen, in das Einzelne des Haushalts hinein zu gehen. Nichts bezeichnet den höchsten Mangel eines gesunden Menschenverstandes so sehr, als die unsinnigen Ausgaben, die sie machen. Sie wissen nicht, was sie mit ihrem eben vorräthigen Gelde anfangen sollen. Es scheint, daſs dieses ein unbequemes Hausgeräth sey, welches sie in Verlegenheit setzt und kein Ende habe. Die Dürftigkeit folgt einer so schlechten Lebensweise auf dem Fuſse nach. Wenn man in wenig Tagen groſse Summen verschleudert hat; so muſs man hinterher lange darben, und macht sich dabey höchst lächerlich. Unnöthige Ausgaben bringen uns nie Ehre; man muſs sie zweckmäſsig und mit Sparsamkeit einrichten. Die Marquise von Sardan will alles haben, was sie sieht, und kauft die unnützesten Kleinigkeiten sehr theuer ein. Erblickt sie ein Hausgeräth, das sie noch nicht besitzt, so muſs für sie sogleich ein ähnliches verfertigt werden. Sie macht einen Versuch mit allen berühmten Handarbeitern in allen Fächern. Sie läſst sich ihre Kleider zwanzigmal umändern. Immer unruhig und leidenschaftlich für das ihr Fehlende eingenommen, ist sie nie mit dem zufrieden, was sie besitzt. Das, was sie heute bezaubert, macht ihr den andern Tag Ekel. Nichts kann ihren Geschmack befriedigen, weil sie bloſs von dem Eigensinne ihres Vorurtheils geleitet wird.

50.

Ihr werdet euch vergeblich bemühen, den Menschen ihre gute Meinung von sich selbst zu nehmen. Selten will dieſs glücken, und man wird oft sehr schlecht für die guten Winke belohnt, die man ihnen deſshalb giebt. Es ist schmerzhaft, zu bemerken, daſs man nicht alle sich eingebildete gute Eigenschaften besitzt, und man weiſs denjenigen schlechten Dank, welche uns die Augen öffnen, um uns unsere Fehler sehen zu lassen. Dieſs ist eine leise zu beruhrende Saite der Menschen, und der Erfolg sehr zweifelhaft. Es ist so leicht, sich den Haſs derjenigen, die man bessern will, zuzuziehen, daſs man ihnen, um in Frieden zu leben, lieber einige Unvollkommenheiten hingehen lassen sollte, wenn nehmlich die Dinge nicht von Bedeutung und übeln Folgen sind; wäre dieſs der Fall; so dürfte man freylich nicht den Menschen seiner untauglichen Lebensweise überlassen. Aber wie unwichtig wäre es, die schielende Dorimene eines Bessern zu belehren, wenn sie augenblicklich von der Gröſse und Sanftheit ihrer Augen spricht! Aminte hat eine ausgedehnte, volleibige Gestalt; allein sie glaubt, sehr fein und zart gebaut zu seyn. Caritides ist nichts, als ein Halbgelehrter, und er hält sich für den vorzüglichsten Mann seines Jahrhunderts. Cephise ist ziemlich hübsch; aber sie hat eine so hohe Meinung von ihren Reitzen, daſs sie kein Frauenzimmer in der Welt findet, welches ihr gefährlich werden könnte. Dieser süſse Irrwahn berauscht die Weiber, wie ein angenehmer Gifttrank; aber wenn er sie auch lächerlich macht, so thut er doch auch keinem Menschen Schaden *).

---

*) Man kann dieſs nicht im Allgemeinen sagen. Die hohe Meinung, welche die schönen Frauen von ihrer Schönheit haben, macht sie oft unleidlich und gegen Andere ungerecht, die sie nicht dafür anerkennen wollen. Da dieses Anerkennen bey wenigern Reitzen derselben vollends nicht Statt findet; so haben solche Weiber oft die peinlichsten Launen, und leiden an allen jenen Krankheiten, die eine beleidigte Eitelkeit mit sich führt. Sie zanken mit der Menschheit und mit der Natur Man kennt viele darunter als unversöhnliche Haustyranninnen, weil sie ihre Leute, ihre Kinder, ihre Gatten für verschworne Verachter ihrer Reitze halten. Ein einziger — gewünschter Zug ihres Gesichts würde sie mit der ganzen Welt aussöhnen. Nun sind sie aber zur Freundschaft mit ihr, und sonderlich mit dem weiblichen Geschlechte sehr ungeschickt, weil sie immer von ihren Verdunkelungen durch schönere Weiber träumen. Es ist daher kein unschädliches Vorurtheil, wenn viele Frauen

Fast ein jeder Mensch hat seinen Lieblingsausdruck, den er beständig wiederholt, und dem er gleichsam sein Herz und seine Zuneigung geschenkt hat. Eben so giebt es wenig Menschen, die nicht ihren Lieblingsfehler, d. h. einen solchen, haben sollten, den man fühlt, den man kennt. und doch nicht ablegen will. Ja, es giebt Menschen, die so weit gehen, daſs sie mit ihren Schooſsfehlern wohl zufrieden sind, und sich darüber Beyfall zuwinken. Oft sind jene Fehler grade diejenigen, welche sich am wenigsten für unsre Person und unsern Stand schicken. Leute, deren Geschäfte sie unumgänglich zur Bescheidenheit und Zurückhaltung verpflichten, machen die Groſssprecher, und nehmen

sich

---

sich eine gröſsere Schönheit beymessen, als sie wirklich besitzen. Dieses berauschende Gift, wie es Bellegarde nennt, macht jene Weiber nicht bloſs lächerlich, sondern auch für ihre Nebenmenschen lästig, und nicht selten — ungerecht.

Anm. des Herausgeb.

sich Freyheiten heraus, welche auf keine Weise zu ihrem Stande passen. Vorzüglich können die Frauen nicht zurückhaltend und sittsam genug seyn! Man hat eine sehr schlechte Meinung von denjenigen, welche im Angesichte des Publicums über ihre Grenzen hinausgehen, und nicht genug den Wohlstand beobachten.

Iphigenie rühmt unaufhörlich ihren Adel. — Ariane bethet sich in ihrem schönen Wuchse und ihrer schönen Farbe an. — Phillis spricht bey jeder Gelegenheit von einem Manne, welcher bekanntlich ihr zärtlicher Verehrer ist. — Clarine führt alle Gespräche auf ihre Person zurück, und langweilt sich bey allen Unterhaltungen, worin ihr kein Weihrauch gestreut wird. — Sylviane schwatzt beständig von ihrem Manne, ihren Kindern, von ihrem Hauswesen und ihren Angelegenheiten. Diese Schwächen, die übrigens nicht selten von Wichtigkeit sind, vermindern doch den Werth unsrer guten Eigenschaften, und geben Andern Gelegenheit, uns lächerlich zu machen. Menschen, die von Natur böslich sind, bleiben bey dem stehen, was ihnen anstöſsig ist, und springen leicht uber die Tugenden hin, welche wohl ihrer Aufmerksamkeit würdig wären.

51.

Unsere Eitelkeit wird tief verwundet, wenn wir entdecken, daſs die Achtung, die wir von Andern erwarten, nicht mit unserer schmeichelhaften Meinung von uns selbst übereinstimmt; oder wenn wir wohl gar bemerken, daſs sie uns verachten. Jeder Mensch ist im hohen Grade für sich eingenommen, und daher denn sein Glaube, daſs ihn seine Talente einen Vorrang vor seinen Nebenbuhlern geben. Die Frauen zeigen die nehmliche Vorliebe für ihre Schönheit; laſst man es sie empfinden, daſs man eine nicht gleich groſse Idee von ihren Reitzen besitzt, und daſs man ihren Nebenbuhlerinnen den Vorrang giebt: so sind sie untröstlich, und verzeihen diesen Hochverrath nie.

52.

Die Vorliebe für unsern Selbstwerth, und die kleine Meinung, welche wir von den Verdiensten Anderer haben, ist die Ursache, daſs wir so lobsüchtig, und dagegen so gleichgültig sind, Andern Lob zu ertheilen. Wenn uns daher irgend jemand mit einer zu groſsen Aufrichtigkeit die Augen öffnet; so wissen wir ihm für seinen — Diensteifer gemeiniglich schlechten Dank; wir zählen ihn von diesem Augenblicke an zu unsern Feinden. Lucette hat mit Eginen, ihrer besten Freundinn, gebrochen. Sie liebte dieselbe mit warmer Zärtlichkeit; allein der Wink, welchen die Letztere ihrer Freundinn gab, daſs ihre Anhänglichkeit an einen Gewissen — eine schlimme Wendung nehmen, und ihrem guten Namen schaden würde, hat die Schuldige von der Warnenden getrennt, anstatt, daſs jene dieser für ihren guten Rath danken sollte.

53.

Ein Frauenzimmer von einer nur mittelmäſsigen Schönheit wird wie begeistert, wenn man sie mit den vollendetsten Schönheiten vergleicht. Kennt sich denn die Thörinn selbst nicht, — sind denn alle Spiegel ihre Schmeichler? Allein die Männer sind nicht besser. Ein Dichterling, welcher einige Anlagen des Genies besitzt, und erträgliche Verse macht, ist keck genug, sich mit den berühmtesten Dichtern zu vergleichen, und er darf noch nicht alle Bescheidenheit und alle gesunde Vernunft verloren haben, wenn er sich nicht über jene hinaus setzen soll. Da haben wir die Folgen des Selbstdünkels! Er verrichtet bey uns die Dienste der Vergröſserungsgläser; er dehnt alle Gegenstände auf eine ungeheure Art aus. Sehr mittelmäſsige Talente erscheinen als glänzende Vorzüge, wenn sie mit dem Auge des Selbstdünkels betrachtet werden. Daher glaubt die minder Schöne die Schönere zu verdunkeln; daher sind ihnen die Nebenbuhlerinnen so unausstehlich; daher ihr Hang, diese auf alle nur mögliche Art zu verkleinern. Alle schöne Frauen sind für die Gewalt ihrer Reitze eingenommen, und noch ist diese Vorliebe mit Besorgnissen verbunden. Ein wunderlicher Charakterzug! Sie glauben nicht, daſs ihnen andere Schönheiten gefährlich sind, und doch zeigt ihre Eifersucht und ihr Lästermund zur Herabwürdigung anderer Weiber deutlich genug, wie sehr sie dieselben fürchten.

Wenn ihr daher eure Ruhe liebt, so rühmt ja in **Celintens** Gegenwart die Schönheit keines einzigen Weibes. Denn sie wird mit euch zu streiten anfangen, und euch euren verdorbenen Geschmack, oder eure Parteylichkeit vorrücken. Auch bey den regelmäſsigsten weiblichen Zügen findet sie Mängel und Gebrechen, und ihre Beredsamkeit hat keine Grenzen, wenn sie die Häſslichkeit eines Frauenzimmers vergröſsern, oder die Schönheit einer Andern verkleinern will. Die zärtlichsten und gefühlvollesten

Augen kommen ihr düster und traurig vor; sie behauptet, daſs eine edle und vortheilhaſte Gestalt riesengroſs, und eine mittlere, aber wohlgebildete Form pygmäen-artig sey. Wenn die wunderschöne Helena mit allen ihren Reitzen wiederum aus dem Grabe hervorginge, so würde ihr vor dem Richterstuhle einer Celinte alle Schönheit abgesprochen werden.

54.

Ein Frauenzimmer darf sich nicht dabey beruhigen, daſs sie sich nichts vorzuwerfen hat; es ist ihre Pflicht, auch den äussern Wohlstand zu beobachten, und so zu handeln, daſs das Publicum auf keine Art und Weise ihr Betragen antasten kann. Denn die Ehre ist etwas so Zartes, daſs diese allein schon durch die Vernachlässigung des auſsern Scheins verwundet wird *). Dieje-

---

*) Die Weiber dürfen sich nicht darüber beklagen, daſs ihre Ehre und ihr guter Name gleich-

nigen Weiber, welche sagen: dafs sie sich um die üble Nachrede wenig bekümmern,

---

sam mit so vielen Spionen umgeben ist, und eben dadurch ihrer Freyheit eine so enge Granze gesetzt wird. Das Publicum legt durch jene Aufmerksamkeit auf das Betragen der Frauen einen hohen Beweis seiner Achtung für ihre Liebenswürdigkeit und Moralität ab, indem es so edel und so strenge richtet. Ich rede hier von dem verständigen Publicum, welches einen sehr grofsen Werth auf die weibliche Unschuld und Tugend legt, und diese himmlischen Zierden des andern Geschlechts so gern gegen Verdacht sichern möchte. Das unverständige Publicum beobachtet die Weiber zwar eben so genau, und bisweilen mit noch viel schärfern Augen; aber der Geist, der in diesen Beobachtungen liegt, ist selbst unmoralisch und verdorben, weil er sich an den Lächerlichkeiten des andern Geschlechts ergötzen will; weil er auf die Fehltritte desselben lauert, nicht um sie zu verhindern, sondern um sie mit boshafter Schadenfreude auszubreiten. Aber die Weiber sollten in Absicht des äufsern Scheins vor beiden Arten ihrer Sittenrichter Respect haben. Ein gutes Gewissen ist zwar ein köstliches Ding, und wohl das köstlichste unter allen; allein bey einer äufsern Vernachlässigung der Sittlichkeit hat das verständige und unverständige Pu-

und daſs für sie das Zeugniſs eines guten Gewissens hinreiche, besitzen wahrlich nicht Zartgefühl genug. Ein guter Name ist die rechtmäſsigste Belohnung der Tugend, und man darf ihn ja nicht vernachlässigen!

Ich weiſs nicht, ob die Männer aus Eifersucht, oder aus einer ihnen eigenthümlichen Bösartigkeit immer geneigt sind, so

---

blicum ein Recht, miſstrauisch selbst gegen tugendhafte Weiber zu werden. Ihre Tugend ist ihre Ehre! Sie scheinen daher jene nicht in ihrer ganzen sittlichen Liebenswürdigkeit zu kennen, wenn sie diese auf irgend eine Art preisgeben, nicht zu gedenken, daſs es wirklich Vergehungen geben kann, die nach und nach aus einem vernachlässigten Wohlstande entspringen. Wenn man sich das Äuſsere verzeiht, so wird man auch sich nach und nach das Innere zu verzeihen anfangen. Die versteckte Sinnlichkeit gebraucht jenen Kunstgriff, um dadurch ihren innern Wirkungskreis zu vergröſsern. Der Schutzgeist der weiblichen Tugend — weibliche Schamhaftigkeit — gehet durch die Gleichgültigkeit gegen einen guten Namen verloren; und was hat dann noch das andere Geschlecht zu verlieren?

Anmerk. d. Herausg.

schlecht von den Frauen zu urtheilen. Es kann seyn, daſs die groſse Anzahl derjenigen Weiber, welche sich vergessen, auch auf andere einen Schatten wirft, oder, daſs sie überhaupt die Urtheile des Publicums zu wenig achten; — genug, sie werden, so klein auch die Freyheiten sind, welche sie sich erlauben, unbarmherzig belästert. Ihren kleinsten Abschweifungen werden Verbrechen untergeschoben. Meiner Meinung nach sollten die Frauen, anstatt sich über die Ungerechtigkeiten der Männer zu beklagen, sich selbst studiren, um durch eine sehr vorsichtige Zurückhaltung ihrer so leicht zu verwundenden Ehre zu schonen, und jede auch nur scheinbare Veranlassung zu ihrer Verunglimpfung zu entfernen.

55.

Die eigennützigsten und hartherzigsten Menschen, welche vor keinem Andern Achtung haben, verlangen dennoch, daſs man sie respectvoll behandeln soll. Man würde ihnen viel leichter alle gespannten Forderungen ihrer Eigenliebe verzeihen, wenn sie nur auch die nehmliche Nachsicht mit andern Leuten haben wollten. Die Art und Weise, wie sie diejenigen behandeln, die mit ihnen in Geschäftsverbindungen stehen, ist voll Härte und Ungerechtigkeit. Je mehr Willfährigkeit man ihnen bezeigt, desto mehr geben sie sich das Ansehen eines schwierigen und dornigen Wesens. Sie zeigen denjenigen nichts als Rohheit, Strenge und Gleichgültigkeit, von welchen sie doch Lenksamkeit, Sanftmuth und Diensteifer fordern,

Ich erstaune, wenn ich das stolze und zurückstoſsende Benehmen betrachte, womit die Gräfinn Marine alle diejenigen behandelt, welche mit ihr irgend etwas auszugleichen haben. Sie bleibt bey allen ihr vorgeschlagenen Auswegen unerbittlich; sie will auch den kleinsten Vortheil nicht aufgeben. Ihr Mund strömt unaufhörlich von fürchterlichen Ausdrücken über, die ihre Schuldner zittern machen. Sie spricht von nichts, als von Gefängniſs, von Verhaftung und Verkauf ihrer Güter; sie ist immer von Gerichtsdienern und andern solchen Leuten umgeben, welche zur Bedrückung des menschlichen Geschlechts vorhanden sind; sie wird nicht von den Thränen der Wittwen und Waisen gerührt, denn sie liebt nichts, als ihre Goldklumpen.

56.

Man vergiſst die uns geleisteten Dienste und die uns widerfahrenen Beleidigungen aus einem und dem nehmlichen Grunde; man langweilt sich, immer in einerley Gemüthszustande zu verharren; man wird es müde, stets dankbar zu seyn, und stets zu hassen! Ariane hat sich mit ihrer Feindinn ausgesöhnt. Weder Religion, noch die Rückkehr guter Gesinnungen für ihre Mitschwester haben sie dazu vermocht. Ihre

Erbitterung ist immer noch die nehmliche; allein sie langweilt sich, so lange die Rolle einer erklärten Feindinn zu spielen.

57.

Es giebt Leute, die das Wirthschaftlichkeit nennen, was nur eine schimpfliche Sparsamkeit ist. Leute dieser Art sind beständig auf Gewinn bedacht, und besitzen eine wunderbare Geschicklichkeit, aus allen ihren Ersparungen einen Vortheil zu ziehen. Sie versagen sich selbst diejenigen Dinge, wonach ihnen am meisten gelüstet. Alles, — ihr Gefolge, ihr Fuhrwerk, ihre Kleider, ihre Tafel, trägt das Gepräge dieser Knikkerey. Geben sie ein Gastgeboth, so scheint ihr Verdruſs über die Kosten desselben überall hervor; immer fehlt etwas daran, und miſsvergnügt gehen die Gäste, nicht sowohl aus Verdruſs über die schlechte Zubereitung der Speisen, als aus Unwillen über eine so schlecht angebrachte und unschickliche Sparsamkeit — heim. **Hesione** besitzt zwanzigtausend Livres jährliche Einkünfte; sie ist eine Freundinn des Spiels und der Gesellschaft; aber ihr Geldhunger überwiegt ihre Lieblingsvergnügungen; sie enthält sich derselben aus Furcht vor Ausgaben und Unkosten. Sie bringt ihr Leben in einer fortwährenden Eingezogenheit hin; sie versagt sich selbst die Dinge, welche sie leidenschaftlich wünscht, weil sie keinen Sol ausgeben mag. Sie wendet ihre Kleider, sie giebt ihnen fünf- bis sechserley verschiedene Formen, ehe sie dieselben an die Trödler verkauft. Man verzeihet dem Weibe ihre Knickerey, weil sie sich durch die Selbstversagung aller Freuden genug bestraft; allein das vergiebt man ihr nicht, daſs sie so ungerechte, einer Frau von Stande so unanständige Mittel und Wege zum Geldgewinne einschlägt.

58.

Wo soll man einen getreuen, aufrichtigen, verschwiegenen, hellsehenden und uneigennützigen Freund finden, welcher uns unsere Fehler sagen, und nicht fürchten darf, uns durch seine nützlichen Winke zu beleidigen? Wir sind fast immer die letzten, welche es erfahren, was von uns gesprochen wird. Unser zartes Benehmen hierbey ist ganz unbegreiflich; man glaubt, uns gleichsam zu verwunden, wenn man uns die zu unserer Schande herumlaufenden Gerüchte entdecken wollte. Unsere meisten Freunde sind schwache oder eigennützige Menschen; sie überlassen uns lieber unserm schlechten Betragen, als daſs sie es wagen sollten, uns die Augen zu öffnen, und durch aufrichtige Winke zu miſsfallen. Wenn Clieties Freunde — ihrer Freundinn nicht zu sehr geschont hätten, so würde sie sich nicht so tief entehrt haben; mit leichter Mühe hätte man sie von einer aufkeimenden Herzensverbindung zurückgeführt, worin sie sich aus Leichtsinn, und ohne die Folgen davon vorher zu sehen, verwickelt hatte. Ihre Freunde, welche sich mit ihr nicht veruneinigen wollten, haben sie lieber ihrer Leidenschaft überlassen, als ihr Rathsschläge geben wollen, die ihr Verdruſs erweckt, und die sie doch nur mit Erbitterung angenommen haben würde. Erst dann, als sie in den Abgrund hinab gestürzt war, sind ihr die Augen aufgegangen.

69.

Die Männer sind nicht zu entschuldigen, wenn sie die Artigkeit gegen das schöne Geschlecht aus den Augen setzen. Allein die Frauen sind oft selbst Schuld daran, wenn ihnen so wenig Achtung erwiesen wird. Besäſsen sie einen edlern Stolz, so würden die Männer unterwürfiger gegen sie seyn. Allein die meisten Weiber sind eigennützig und unbedachtsam; sie achten nicht Treue noch Glauben; sie bekümmern sich nicht darum, ob man sie mit Ungestüm behandelt, wenn man sich ihrentwegen nur in Unkosten setzt; sie wollen nicht geliebt seyn; der Auſsenschimmer gilt bey ihnen Alles; sie lieben das Gold mehr, als ihre Liebhaber.

Wenn unsere Vorfahren wieder aus dem Grabe hervor gehen sollten: wie sehr würden sie über die Zügellosigkeit und Unsittlichkeit, über die Ausschweifungen und die Unverschämtheit ihrer Enkelinnen erstaunen! Zwar wurden auch damals die Menschen von eben denselben Leidenschaften, und von einem zur Liebe empfänglichen Herzen, wie jetzt, beherrscht; allein die Frauen hielten doch wenigstens Maſs, und übergaben sich nicht gleich bey dem ersten Versuche ihrer Geliebten. Sie folgten ihnen nicht in die öffentlichen Gasthäuser, kamen ihnen nicht auf alle nur mögliche Art entgegen. Man muſste sich lange Zeit auch um die kleinste Gunstbezeigung bewerben. — Nach langem, mühseligem und ununter-

bro-

brochenen Ausharren durfte man ihnen erst sagen: daſs man sie liebe. Die Frauen unserer Zeit beklagen sich über die Gleichgültigkeit und die wenige Liebe der Männer. Wem soll man aber wohl die Schuld geben? Sie sind eben so liebenswürdig, eben so schön und geistvoll, als es ihre Groſsmütter waren, welche hohe und ausdauernde Leidenschaften erweckten. Allein wie sehr muſs sich nicht das Herz gegen ein Weib, sey es auch noch so schön, empören, wenn die ganze Welt das Einzelne ihrer Liebeshändel kennt, und ihre Briefe und ihr Romanleben den Pagen und Bedienten in den Vorzimmern zum Zeitvertreibe dienen!

Dieſs ist der gewöhnliche Kitzel der Frauen, daſs sie sich bemerkbar machen wollen. Die Schönern dürfen sich freylich nur zeigen, — denn die Natur hat keine Kosten für sie gespart. Diejenigen aber, welche sie mit wenigern Reitzen ausstattete, suchen etwas Glänzendes in ihren Kleidern, ihrem Schmucke, ihren Equipagen und ihrem äuſsern Anstande anzunehmen; allein sie irren sich sehr, und kennen ihren wirklichen Vortheil nicht. Diese geliehenen Zierrathen sind eine Art Firniſs, wodurch ihre natürliche Häſslichkeit nur noch mehr aufgedeckt wird. Man würde darauf nicht so sehr achten, wenn diese Ausschmückungen nicht jene schalkhafte Neugierde zu erregen pflegte, welche so gern das Künstliche von dem Natürlichen sichtet. —

Die Leidenschaft gewisser Frauen für das Spiel und andere eben so verderbliche Dinge ist unbegreiflich. Was beginnen sie nicht alles, um Geld zu bekommen! Zu welchen Verhandlungen und Kunstgriffen nehmen sie nicht hierbey ihre Zuflucht! Sie kaufen von den Wucherern ihre Juwelen zu hohen Preisen ein, und bald darauf erhandeln sie diese Unbarmherzigen spottwohlfeil wieder. Man kennt Weiber dieser Art, welche ihr Haus von allem Geräthe entblöſsen, und selbst die nothwendigsten Dinge, Geschirr, Kleider und Leinenzeug versetzen. Alles dieses bleibt dann für sehr mäſsige Summen in den Händen jener alles verschlingenden Wucherer, weil man nicht im Stande ist, das Pfand von diesen Blutsaugern zur rechten Zeit wieder einzulösen, und weil diese immer nur unter drückenden Bedingungen Geld verleihen. Die Unvernunft der Männer hierbey ist eben so unbegreiflich. Sie bemerken diese Unordnungen, wodurch ihre Hausangelegenheiten verwüstet werden, nicht; oder sie werden von einer so albernen Gleichgültigkeit beherrscht, daſs sie alles Gewicht über jene Thörinnen verlieren.

60.

Wenn man die gute Meinung, welche wir von unserm Ich haben, zu sehr hervorscheinen läſst; so bringt man die ganze Welt gegen sich auf. Das sicherste und kürzeste Mittel, die Achtung der Menschen zu gewinnen, besteht darin, — bescheiden und nicht blind für sich selbst eingenommen zu seyn. Eitle und hoffärtige Leute ziehen sich den Neid und die Verachtung Anderer zu, reitzen die üble Nachrede, sind der Zielpunct nachtheiliger Gerüchte und Spöttereyen, und finden den Beyfall nie, den sie suchen. Unlängst fragte Argenie, warum sie allen Frauen zuwider sey, und überall von ihnen belästert werde? Es ist wahr, Argenie besitzt vielen Verstand; allein dieſs ist es nicht, worauf die Weiber den meisten Werth legen. Sie ist ferner nur mittelmäſsig schön, auch halten ihre Glücksumstände mit ihrer Schönheit so ziemlich einerley Schritt, mithin liegt in allen diesen Dingen kein Grund, der den Neid anderer Frauen erregen könnte, und dennoch verzeihen sie Argenien nichts, und belästern sie auf alle nur mögliche Art. Allein daran liegts, daſs sie stolz und voll Eigendünkel ist; daſs sie eine zu hohe Idee von ihrem Werthe hat; daſs sie andere

Frauen zu verdunkeln glaubt, und ihre Verachtung gegen sie zu sehr an den Tag legt.

61.

Eine übermäſsige Leichtgläubigkeit, welche eine Tochter des Eigendünkels ist, macht uns zur Zielscheibe aller derjenigen, die uns hintergehen wollen, und der boshaften Spötter, die unsere schwache Seite kennen. Eitle, von sich selbst eingenommene Leute nehmen zu leicht die Artigkeiten, die man ihnen aus bloſser Gefälligkeit sagt, für baare Münze an. Ein Mann, welcher ein guter Kopf seyn will, ein Frauenzimmer, welches sich für schön hält, betrachtet die ihnen gesagten Verbindlichkeiten als Huldigungen ihres Werths, ohne zu untersuchen, ob jenes Lob nicht bloſs Schmeicheley war. Man darf durchaus nicht so einfältig und leichtgläubig seyn. Das Leben der meisten Menschen ist nichts anders, als ein Verkehr von Complimenten und Schmeicheleyen, um sich über einander lustig zu machen. Es giebt Weiber, die ziemlich schön sind; allein ihre Eitelkeit ist mit einem mittelmäſsigen Lobe nicht zufrieden; nur durch Übertreibungen wird sie geschmeichelt. Nur dann erst geschieht ihnen Genüge, wenn man ihnen sagt: daſs sie alle Weiber verdunkeln; — die Thörinnen glauben dieſs wirklich. Diese Eingenommenheit von sich selbst hindert sie, die boshaften Spöttereyen derjenigen zu fühlen, welche sie nur scheinbar loben, und über ihren abgeschmackten Selbstdünkel lachen.

62.

Es ist wahr, daſs eine hohe Geburt uns groſse Vorrechte, und ein nicht geringes Ansehn über diejenigen giebt, die in einem niedern Stande geboren sind. Man verzeihet uns in Rücksicht unseres Ranges tausend Dinge, die man Andern nicht so hingehen lieſse. Allein diese Nachsicht sollte die Hochgebornen minder stolz, minder trotzig und weniger umständlich machen. Sie dürfen ja nicht glauben, daſs sie ein Recht haben, alles zu thun und zu sagen, was ihnen gefällt! Die Lächerlichkeiten, welche ihnen entwischen, fallen mehr, als die Thorheiten unwichtiger Leute, in die Augen.

Man unterhält dergleichen Leute bey ihrem schmeichelhaften Irrthume, weil man so viel Gefälligkeit und Leichtgläubigkeit zeigt, daſs sie wirklich in einem hohen Range geboren sind. Es giebt Frauen von einem sehr geringen Stande; sie haben Männer von dunkeler Herkunft geheirathet; die Männer haben ihr Glück gemacht, — nun fordern die Damen die Achtung des höhern Ranges, weil ihnen ihre Freundinnen bey jeder Gelegenheit Weihrauch streuen, und dem Reichthume derselben die nehmliche Ehrerbietung beweisen, die nur dem wahren Verdienste gebührt.

Die Schmeicheleyen der blinden Gefälligkeiten der Mütter gegen ihre Töchter flöſsen diesen sehr oft einen lächerlichen Stolz ein, welcher sich für wohlerzogene Mädchen nicht schickt, ihren natürlich-guten Charackter verdirbt, und ihren Kopf mit einer Menge romanhafter und ausschweifender Ideen anfüllt. Man hat es gewissen Mädchen so oft gesagt: daſs sie schön, liebenswürdig und reich sind; — nun ist jeder Heirathsvorschlag unter ihrer Würde; nun werden sie von jedem ankommenden Freyer beleidiget, und diese von ihnen mit Verachtung behandelt, weil es zwischen der einen und der andern Partie keine Gleichheit giebt. Die Thörinnen werden als Mädchen sterben, und nicht eher von ihrem Dünkel geheilt werden, bis die Zeit zu einer Verheirathung vorüber gegangen ist.

63.

Die Weiber können, es sey in welcher Sache, keine Nebenbuhlerinnen dulden*), und hassen sich oft wegen der abgeschmacktesten Dinge von der Welt. Ihre gegenseitigen Erbitterungen und Belästerungen ruhren nicht immer von einerley Wettkämpfen, nicht von einerley Beabsichtigungen her. Man wird selten zwey sich auszeichnende Frauen finden, welche einander in geselligen Zirkeln mit einem herzlichen Auge betrachten. Sie beobachten sich gemeiniglich mit einer verdrieſslichen Neugierde, und verzeihen sich einander nichts. Kaum können sie es verhindern, daſs ihr Verdruſs nicht mitten aus den Artigkeiten hervorscheint, die sie sich, gezwungen, einander sagen. Man müſste mehr als ein Weib seyn, wenn man die Lobreden ohne Eifersucht anhören könnte, die einer Andern ertheilt werden. Es giebt nur Eine, — welche mit dem Lobe, welches man der Schönheit, den Reitzen und dem liebenswürdigen Anstande Anderer giebt, zufrieden ist; sie ist die Erste, welche ihnen das Wort redet, und diejenigen vertheidigt, die man angreift. Dieser Edelmuth ist ein sicheres Zeichen eines hohen weiblichen Verdienstes.

---

*) Nehmlich da, wo die Vorzüge, Absichten, Glücksumstände und die Lebensweise der Einen den Planen, Wünschen und — Vergötterungen der Andern im Wege stehen, mithin offenbare oder geheime Collisionen vorhanden sind. Dann ist wohl die Regel allgemein, und bey dem einen Geschlechte so gut, wie bey dem andern. Allein es heiſst das weibliche Geschlecht zu tief herabwürdigen, wenn man seine Eifersucht so allgemein deuten will. Es giebt gewiſs mehr als Eine, welche sich an den Vorzügen ihrer Freundinnen erquicken, und daran ihr Herz, wie an einem freundlichen Sonnenschein erwärmen; mehr als Eine, welche, fern von jedem Neide, die Reitze ihrer Geliebten bewundern, ihre Tugenden nachahmen, ihren Geist anbethen, ihrem Glücke sich aufopfern, und, wenn die Herzvertraute verkannt wird, heiſse Thränen weinen; weibliche Seelen, die durch das Band einer geistig-schönen Sympathie ewig mit einander vereinigt sind, gleichsam in einander wohnen, gleichgestimmt mit einander denken und empfinden, und nur darin eifersüchtig gegen einander sind, — wie die Eine den Wünschen der Andern auf die zärtlichste und liebevolleste Art zuvorkommen will.

Anm. d. Herausg.

64.

Das Übermaaſs verdirbt die besten Dinge; eben so nimmt die Unzeit oft solchen Handlungen ihren Werth, wenn sie mit mehrerer Wirthschaftlichkeit vertheilt würden. Man findet tausend dienstfertige, rechtschaffene, zu unserm Vergnügen bereitwillige Menschen; allein sie treiben alles mit einer zu groſsen Eilfertigkeit, oder auf eine viel zu gezwungene Weise. Man wird oft lästig, wenn man etwas zu gut machen will. Die Tugenden selbst müssen zur rechten Zeit ausgeübt werden, und man muſs hierbey ein gewisses Maaſs beobachten, damit man sie nicht übertreibt. Man muſs dienstfertig, ohne zu groſse Emsigkeit und ohne Gezwungenheit seyn; verbindlich, ohne zu groſse Sorgsamkeit; gefällig, ohne Niedrigkeit und ohne knechtische Ehrfurcht.

Diejenigen Weiber, welche die Liebe genossen haben, können sich nicht entschlieſsen, die Welt zu verlassen; sie gefällt ihnen noch, wenn sie nicht mehr der Welt gefallen. Es ist sehr lächerlich, da noch ihr veraltetes und faltiges Gesicht zu zeigen, wo sie sonst mit so vielem Glanze erschienen. Für sie hat man vornehmlich die Regel gemacht, daſs das Hinwelken weiblicher Reitze der Anfang eines zurückgezogenen Lebens seyn müsse. Sey es nun eine Forderung der Frömmigkeit, oder der Lebensklugheit, — genug, der Wohlstand will, daſs sie nicht mehr in der Welt erscheinen sollen, wenn die Welt sie nicht mehr mit den nehmlichen Augen betrachtet *) und nun, statt der ihr sonst ge-

---

*) Es ist eine sehr harte Maxime, das weibliche Alter gleichsam aus der Welt zu verbannen, und ihm allen Mitgenuſs jugendlicher Zirkel zu versagen! Die bejahrten Frauen haben eben das Recht, öffentlich zu erscheinen, als ihre Töchter und Enkelinnen, wenn sie sich nehm-

schenkten Freuden, bey ihrem Anblicke nichts als Ekel empfindet. —

---

lich mit Würde und Sittsamkeit zu betragen wissen, und nicht mehr auf eine närrische Art — jung seyn wollen. Der Verfall ihrer Reitze kann ihnen, als ein unverschuldetes Werk der Zeit, nicht zugerechnet, und sie können daher auch nicht aus der Welt exilirt werden. Auch giebt es so vortreffliche, ganz zum Umgange geschaffene, ich möchte sagen — liebenswürdige alte Frauen, ohne deren Gesellschaft die meisten jugendlichen Zirkel höchst erbärmlich, fade und seelenlos da stehen würden. Diese würdigen Matronen sind oft die einzigen Schutzgeister einer reinen, gebildeten und sittlichen Geselligkeit. Sie beleben durch ihre feinern und schuldlosen Scherze die langweiligsten Assembleen, und erhalten den Geist einer herzigen Munterkeit, wenn die ganze Versammlung, von kindischen Vergnügungen und Gesprächen ermüdet, einschlafen will. Mancher ernste Jüngling gäbe gern den ganzen Tanzsaal der vor ihm stehenden weiblichen Puppen für eine unterhaltende Stunde mit jenen Frauen hin, und manches Mädchen sollte dem Himmel danken, wenn sie, bey aller ihrer Schönheit; nur den tausendsten Theil der Liebenswürdigkeit besaſse, die jenen Weibern noch im hohen Alter eigen ist.

Anm. des Herausgeb

Es ist lächerlich, wenn abgelebte Frauen die Vergnügungen noch mit der Wärme eines zwanzigjährigen Weibes lieben, beym Tanz junger Schönen mit Kopf und Armen jede Bewegung bezeichnen, den Tact bey einem Concerte schlagen, und, wenn sie von einem Gesange gerührt werden, laut aufjauchzen. Ich kenne ein achtzigjähriges Weib; sie erscheint bey allen Lustbarkeiten, bey allen Festen und in jedem Concerte, das in der Stadt gegeben wird; sie läſst hierbey eine Gierde blicken, welche ins Übertriebene fällt. Sollte der Wohlstand ihres Alters nicht etwas mehr Mäſsigung gebiethen, oder, wenn sie auch immer noch so vielen Reitz an solchen Kleinigkeiten findet, müſste sie nicht ihre Leidenschaft weniger hervorschimmern lassen, um nicht ins Lächerliche zu fallen?

Man hat es Hersillien schon oft zu verstehen gegeben, daſs sie sich auf eine gute Art aus der Welt zurückziehen solle; man hat sie Demüthigungen empfinden lassen, die sie hätten zurückscheuchen müssen, wenn sie nur einiges Ehrgefühl besäſse. Allein sie ist so unglücklich, daſs sie immer noch die Örter liebt, wo sie sonst angebethet wurde, ob man sie gleich dort nur mit Verdruſs erblickt. Sie wähnt, daſs ihre verblühten Reitze und ihre halb erloschenen Augen noch Eroberungen machen könnten. Dieſs ist die Unvernunft aller Weiber, die ehemals schön gewesen sind; ihr Körper hat sich verändert; aber ihr Geist bleibt der nehmliche. — Sie behalten die vorigen Leidenschaften, den vorigen Hang zu Vergnügungen; allein die Welt betrachtet sie nur mit Überdruſs. Wenn sie vernünftig dächten, so würden sie ihren Platz denen überlassen, welche den Schauplatz der Welt zu betreten anfangen, und würden diesen nicht das Vergnügen gönnen, über den Verfall ihrer Reitze zu spotten.

65.

Ein geitziger Ehemann, welcher seinem jungen Weibe alles versagt, welcher ihr nichts zu ihrem Spiele und ihrem anständigen Putze hergiebt, bringt seine und seiner Gattin Ehre in Gefahr. Es verräth eine sehr schlechte Weltklugheit, wenn man durch eine zu weit getriebene Härte ein junges Weib dahin bringt, Entschädigungen und die Quellen eines angenehmern Lebens — auſser ihrem Hause zu suchen. Diese Umstände sind für einen freygebigen Liebhaber, welcher die Lage und den Hang der jungen Frau kennt, nur zu vortheilhaft. Sie geräth in Gefahr, sich zu vergessen, und ihre eigene Ehre aufzuopfern, wenn sie diese weniger, als Geld, Spiel und den Putz liebt. So manches Weib ist bloſs durch die Schuld und das wunderliche Betragen ihres Mannes gefallen! — Felice hat ihrem Gatten einen beträchtlichen Brautschatz zugebracht, und dennoch versagt er ihr ihre liebsten Wünsche. Bey ihren Bedürfdürfnissen haben sich dann dienstfertige Menschen gefunden; — allein ihre Dankbarkeit ist zu — weit gegangen, sie ist mehr aus Rache, als aus Lasterhaftigkeit gesunken; sie hat lieber sich entehren, als sich nicht an einem Manne rächen wollen, welcher sie mit einer so unerträglichen Härte behandelte.

66.

Leute, die von ihrem Verdienste auf eine närrische Art eingenommen sind, oder eine schlechte Erziehung gehabt haben, deſsgleichen die Scheinspröden, und diejenigen Frauen, welche von hohem Stande seyn wollen, ob sie es gleich nicht sind, glauben, daſs man ihnen nie Ehre genug erzeige. Man mag ihnen noch so viel Schmeicheley sagen, sie noch so säuberlich behandeln und liebkosen, so entrüsten sie sich dennoch über den geringsten Ausdruck, der uns ohne Absicht entwischt. Man muſs im Umgange mit solchen Leuten immer — wie auf einer Schildwache stehn. Fliehet sie, wenn ihr eure Ruhe liebt; denn ihr müſst jedes eurer Worte vertheidigen, und euch immer auf langweilige Erklärungen einlassen. Es giebt Weiber, die mit allen Gesellschaften, worin sie sich befinden, unzufrieden sind; sie meinen immer, daſs man ihren Verdiensten nicht Gerechtigkeit wiederfahren lasse, daſs man ihnen nicht genug geschmeichelt hat. Sie beklagen sich, daſs sie von allen übrigen Frauen beneidet werden, und daſs diese Verschwörungen gegen den Ruf ihrer Reitze anspinnen.

Menschen, die einen verschrobenen und hochtrabenden Sinn haben, wollen sich gewöhnlich durch etwas Sonderbares auszeichnen. Dieſs rührt daher, weil sie keine genaue Kenntniſs von dem wahren Verdeinste und denjenigen Mitteln besitzen, wodurch man vernünftigen Menschen gefällt. Jene Köpfe lieben nur das Ubertriebene und Auſserordentliche; die bessern Kenner hingegen werden nur durch das Natürliche gerührt. Phenice würde einen Theil ihrer Ehre zu verlieren glauben, wenn sie sich erniedrigen wollte, sich, so wie Andere, auszudrücken; es scheint, als ob sie sich fürchtete, — verstanden zu werden; sie sucht Umwege und hochtönende Worte, um die gewöhnlichsten Dinge anzudeuten. Ihre Leute müssen zu Dolmetschern ihre Zuflucht nehmen, um sich die Befehle ihrer Gebieterinn erklären zu lassen. —

67.

Vermeide den Umgang mit Leuten, deren Sitten verschrieen sind; denn man verliert an ihrer Seite immer einen Theil seines guten Ruſs. Es ist ein redender Beweis, daſs man in Absicht seiner eigenen Moralität nachlässig wird, wenn man angenehme Leute, deren Rechtschaffenheit aber verdächtig ist, denjenigen vorzieht, deren Tugend von der ganzen Welt anerkannt wird.

Wenn man gewissen Frauen vorwirft, daſs sie mit Weibern von einem verwerflichen Betragen umgehen, so geben sie hiervon keinen andern Grund, als den an, daſs sie sich lieber in dem Umgange mit Coquetten ergötzen, als sich bey scheintugendhaften Frauen langweilen wollten. Dieser Grundsatz ist nicht vernünftig: denn man läuft sehr Gefahr, denjenigen ähnlich zu werden, deren Umgang man so reitzend findet.

63.

Die meisten Weiber wollen unaufhörlich reden, ohne auf dasjenige Acht zu geben, was man ihnen sagt; dieſs macht ihre Unterhaltungen genuſsleer und abgeschmackt. Sie schwatzen alle zu gleicher Zeit, grade als ob es eine Wette gälte, Welche das meiste Geräusch machen könnte. Wenn Leute aus einem andern Himmelsstriche, wo man im Gespräche vorsichtiger und zurückhaltender ist, bey dergleichen Unterhaltungen gegenwärtig wären; so würden sie dergleichen Frauen für wahnwitzig halten, und nicht genug über die Ausgelassenheit unserer Sitten erstaunen können. Die Regel ist die: man lasse dem, welcher eine Erzählung angefangen hat, Ruhe und Muſse, sie zu vollenden. Man wird immer noch etwas Zeit übrig behalten, seine Gegenmeinung zu sagen, ohne daſs man nöthig hat, den Faden der Erzählung abzubrechen.

69.

Nichts, als Eigensinn und Wunderlichkeit ist es, wenn gewisse Frauen sich in ihrer Unregelmäſsigkeit selbst gefallen, wenn sie die Sorge für ihr Hauswesen aufgeben, und aus bloſser Nachläſsigkeit ihre Angelegenheiten zu Grunde gehen lassen. Dieses zügellose Leben ist dann mit einem tausendfachen Verdrusse verbunden. Die häuslichen Bedürfnisse erwecken ihnen unabläſsig neue Sorgen; allein sie sind zu keiner

Ordnung mehr fähig, wenn sie sich einmal an eine so regellose Lebensweise gewöhnt haben. Nächte lang beym Spiel zuzubringen, während des Tages zu schlafen, Ordnung und Wohlstand aufzuopfern — dieſs ist das System ihres Lebens, diese Regellosigkeit seine Würze, und mithin auch der Grund, warum sie eine einfachere und regelmäſsigere Lebensart ekelhaft und langweilig finden.

70.

Es ist nicht immer das Merkmal eines verfeinerten Geistes, wenn man zu sehr und zu leicht Ekel und Widerwillen verräth. Diese falsche Verzärtelung entspringt sehr oft aus übeln Launen, oder einem ungeschliffenen Wesen. Leute, welche zu leben wissen, und viel Bildung besitzen, verzeihen die kleinen Fehler Anderer sehr leicht, oder scheinen sie nicht einmal zu bemerken. Zwar entgehen sie ihrem Auge nicht;

allein sie entschuldigen und dulden dieselben aus Menschengüte, um dem Fehlenden die Beschämung zu ersparen.

Wozu soll man wohl solche Leute nutzen, welche Andern immer entgegen sind, und selbst dasjenige tadeln, was die ganze Welt billigt? Es giebt nichts, was sie rührt, oder ihnen Vergnügen macht. Sie wollen durch diese erkünstelte Feinheit für Leute von einem ausgesuchten Geschmacke gehalten werden; allein man betrachtet sie als Menschenfeinde, die man aus der Gesellschaft verbannen muſste, oder als Narren, denen es an gesundem Menschenverstande fehlt, und sich dadurch über Andere zu erheben glauben, wenn sie einen verekelten und schwer zu befriedigenden Geschmack verrathen.

Diese studirte Feinheit, Madame, welche Sie bey jeder Gelegenheit äuſsern, macht Sie in den Augen der Welt zu einem scheinspröden Weibe. Kein Mensch thut Ihnen Genüge, so viel Verdienste man auch immer haben mag. Die regelmäſsigsten Züge des schönsten Gesichts kommen Ihnen unförmlich vor. Der Ernst weicht nimmer von Ihrer Stirn, so heiter und angenehm auch die gesellige Unterhaltung eingeleitet wird; die herrlichsten Stellen der schönsten Lustspiele erregen Ihr Gähnen und Ihren Schlaf, und wenn die ganze Gesellschaft in Lachen ausbricht, so zeigen Sie Verdruſs und lange Weile. Sind dieſs Nebelwolken Ihrer Laune, oder ist es eine Wirkung Ihres verdorbenen Geschmacks, oder Ihrer Wunderlichkeit? —

71.

Eben diese Verzärtelung macht noch auf eine andere Art den Umgang der meisten Frauen unbequem und lästig; das geringste Wort, welches man zu ihrem Nachtheile ausspricht, und das sie immer nur von der schlimmen Seite auslegen, macht sie in hohem Grade unruhig; sie beklagen sich hierüber voll Empfindlichkeit in allen Gesellschaften; die besten Freundinnen verzeihen sich in dieser Absicht nichts; ihre meisten Unterhaltungen bestehen in Erklärungen und Schutzreden, um dem, was man gesagt, oder auch nur gedacht hat, einen guten Sinn unterzuschieben. Man muſs mehr, als ein Weib seyn, um sich über eine so peinliche und verfeinerte Empfindlichkeit hinweg zu setzen, und sich nicht auf eine so unzeitige Weise zu entrüsten.

71.

Was mögen wohl gewisse Leute für ein Vergnügen darin finden, sich immer als Unglückliche zu beklagen? Es steckt gewiſs ein heimlicher Stolz dahinter; sie wollen dadurch andeuten, daſs ihr Verdienst gemiſshandelt oder schlecht belohnt sey. Allein diese ewigen Klaglieder sind für die Zuhörer etwas sehr Langweiliges; und weil wir ein Vergnügen an unsern eigenen Seufzern empfinden, gerade deſswegen — finden Andere kein Vergnügen daran, uns zu beklagen. Julie ist ein sehr liebenswürdiges Weib; allein ihre Seufzer haben kein Ende, und man kann ohne Theilnahme an ihren Leiden nicht ihr Freund seyn. Nachdem sie die Reihe aller ihrer vermeinten Krankheiten durchlaufen ist, so hadert sie mit dem Schicksale, von dem sie, ihrer Meinung nach, verfolgt wird, mit der Ungerechtigkeit ihrer Gegner, mit der Gefühllosigkeit ihrer Freunde; — kurz, sie hascht überall nach Mitleiden, und dieſs ist ihre Schwäche. Julie hat ferner eine wohlgenährte Leibesgestalt, und daraus sollte man schlieſsen, daſs sie einer vollkommnen Gesundheit genieſst; inzwischen redet sie unaufhörlich von der Zartheit ihres Körperbaues, von innerer Unbehaglichkeit, von ihrem Kopfweh, und ermüdet alle Menschen durch die Erzählung von ihrer Schwächlichkeit. Diese Ideen, welche das Andenken an Ärzte und Arzeneymittel hervorrufen, sind widerlich und ekelhaft. Man sollte von seinen Körperleiden so wenig, als möglich, reden; da Julie sich unaufhörlich selbst beklagt, so glaubt man ihr keine Mitklage schuldig zu seyn. —

73.

Eine zu weit getriebene Vertraulichkeit schickt sich nur für Leute, welche die Gesetze des Wohlstandes nicht kennen. Man muſs sich aber weder zu strenge, noch zu gezwungene und finstere Lebensregeln hierbey vorschreiben. Die Sittenfeinheit verträgt sich mit einer gewissen Ungezwungenheit sehr wohl, aehnlich mit derjenigen, welche gefällt und gut kleidet. Man treibt diese Freyheit bisweilen zu weit, und dennoch fallen eben diese ungezwungen handelnde Personen oft in einen ernsthaften, traurigen und einfältigen Ton, wenn sie vor ehrwürdigen Leuten erscheinen.

Der Gebrauch des Du und Du ist unter den empfindsamen Frauenzimmern und einer

Art auſser Herren eingeführt, die sich so schlankweg behandeln. Ich tadle diesen Gebrauch nicht gradezu; man muſs sich aber sehr zart dabey benehmen. Der Umgang mit gebildeten Leuten fordert mehr Zurückhaltung und Ehrfurcht. Die gegenseitigen Ehrenbezeigungen tragen sehr viel zu einer gegenseitigen Achtung bey, anstatt, daſs eine zu groſse Vertraulichkeit gewöhnlich Verachtung und bisweilen Zänkereyen veranlaſst.

Andere Zeiten, andere Sitten! Das, was sich für junge Leute schickt, paſst nicht immer für ein höheres Alter. Man verzeihet einem Kammerknaben etwas, das man einer Magistratsperson oder einem Feldherrn nicht verzeihen würde. Diejenigen bejahrten Frauen, welche durch den Glanz ihres Putzes die Augen auf sich ziehen wollen, handeln durchaus wider einen vernünftigen Wohlstand. **Celinte** nähert sich ihrem fünfzigsten Jahre, und dennoch will sie die kleinen gefälligen Kunstgriffe eines Mädchens von sechszehn Jahren nachahmen.

74.

Wir beurtheilen die Menschen nach ihren Auſsenseiten, und wenn wir gewisse Freyheiten an ihnen bemerken, so geht unsere Achtung für sie verloren. Es ist nicht genug, daſs ein Frauenzimmer ihre Ehre behauptet, wenn ihr äuſseres Betragen der Meinung widerspricht, die sie von ihrer eigenen Lebensweisheit gefaſst hat. Der gute Ruf vieler Weiber hat durch tausend Schwachheiten gelitten; man hat ein Recht, ihnen Vorwürfe deſshalb zu machen; da sie sich aber vielleicht grober Laster enthalten, so betrachten sie sich als Muster der Lebensweisheit, und vernachlässigen den äuſsern Wohlstand als ein geringfügiges Ding. —

Glauben denn junge Mädchen, daſs zu ihrer Moralität ein bescheldenes und gekünsteltes Äuſsere hinreiche, und daſs sie unter diesem Schleyer wirkliche Herzensanhänglichkeiten nähren dürfen? Können sie dieſs glauben, ohne sich lächerlich zu machen, wenn man die Geheimnisse dieser unächten

Moralität aufdeckt? Sie haben seit einiger Zeit die ernste Strenge abgelegt, welche sonst eine so groſse Stütze ihrer Tugend war. Jetzt erscheinen sie als zu sanfte, zu gefällige, zu menschenfreundliche und zu zahme Wesen. Kurz, sie besitzen nicht Zurückhaltung genug, obgleich diese Tugend ein Hauptstück ihres Geschlechts seyn muſste. —

Man urtheilt sehr falsch, wenn man sagt, daſs man sich mit einem guten Gewissen begnüge, und daſs man nicht Lust habe, sich nach dem Eigensinne aller Menschen einzuzwängen. Wenn man den äussern Schein nicht beobachtet, so reitzt man nur die Satyre, und man kann den bösen Leumund nicht mehr zurückhalten, wenn er einmal im Gange ist. Es ist zu spät, Maaſsregeln zu ergreifen, wenn man einmal seinen guten Ruf verloren hat.

Die jungen Frauenzimmer erlauben sich jetzt in Absicht gewisser Dinge Freyheiten, wobey sie mehr Zurückhaltung und Vorsicht zeigen sollten. Ihr eroberungssüchtiges und unverschämtes Betragen macht sie verächtlich. Es kleidet sie sehr übel, wenn sie von gewissen Gegenständen sprechen, und man erstaunt, sie bey einem so jungen Alter in Absicht gewisser Dinge, die sie durchaus noch nicht wissen sollten, so aufgeklärt zu finden. Sie vergessen bey dergleichen Gelegenheiten, daſs die Schamhaftigkeit und Bescheidenheit ihr Erbtheil ist. Wenn diese Stütze ihnen fehlt, so können sie rechtlichen Leuten nicht mehr gefallen. Zu freye Ausdrücke in dem Munde eines Mädchens, so verschleyert sie auch seyn mögen, bringen immer eine böse Wirkung hervor. Wenn auch ihre Schmeichler öffentlich jene heitere Laune rühmen sollten, so werden sie dieselbe doch gewiſs hinter dem Rücken verachten.

Die zu groſse Gefälligkeit der Mütter gegen ihre Töchter stürzt diese oft in Frechheit. Ein junges und schönes Mädchen ist unaufhörlich den Schmeicheleyen ihrer Anbether ausgesetzt. Der Ernst einer wachsamen Mutter muſs hier den Leichtsinn der Jugend bezähmen, und sie in den Grenzen der Pflicht erhalten. Flavie, die jetzt so verschriene Flavie, trat mit dem Schmuck der Tugend und Schamhaftigkeit auf den Schauplatz der Welt; allein ihre Mutter hat sie ins Verderben gestürzt. Von der Schönheit und den Reitzen ihrer Tochter begeistert, sprach sie von nichts, als von ihr; sie wuſste von nichts anderm zu reden. Sie betrachtete ihr Kind als die höchste Schönheit, und verlangte, daſs die ganze Welt dieſs Wunder anbethen sollte. Ihre Freude hatte keine Grenzen, wenn sie ihre Tochter von den Huldigungen ihrer Liebhaber umringt sah. Sie gab sich selbst die Mühe, jenen Anbethern den Anstand und das einnehmende Wesen ihrer Tochter, und alle die niedlichen Sächelchen bemerklich zu machen, die das Mädchen sagte. Junge Frauenzimmer haben ohnehin schon einen zu groſsen Hang zur Coquetterie, als daſs man das

Feuer

Feuer durch die ihnen gestattete Freyheit anzufachen nöthig hätte.

76.

Es zeigt einen verächtlichen und verhaſsten Charakter an, wenn man auf Kosten der Religion und geheiligter Gegenstände den schönen Geist machen will. Diejenigen, welche in einem spöttelnden Tone von Geheimnissen sprechen, die sie verehren muſsten, verrathen weniger das Glänzende ihres Verstandes, als die Verdorbenheit ihres Herzens. Vorzüglich dürfen Frauen sich keine eigene Meinungen über Religionssachen erlauben*). Man kann eine Wette eingehen, daſs diejenigen Weiber, welche nur wenig von den Lehren der Religion gerührt wer-

---

*) Diese harte Äuſserung darf uns in dem Munde eines Priesters nicht sehr befremden. Seine Religion verbietet ja das Selbstdenken über die Wahrheit und Nichtwahrheit ihres Inhalts als einen Eingriff in die Rechte der Gottheit, oder, welches hier einerley ist, in die untrügliche Majestät des Clerus. Am wenigsten, sagt Belle-

---

garde, dürfen sich die Frauen in ein Raisonnement über Gegenstände der Religion einlassen. Noch einmal! dieſs ist ein harter Orakelspruch; allein es liegt doch eine Vorsichtigkeitsmaaſsregel darin, die der Religionspolitik der Priesterschaft nicht gering angerechnet werden darf. Der weibliche Verstand hat zwar mit dem unsrigen einerley Befugniſs, über sein Glaubenssystem selbst nachzudenken, und hierbey das Gold von den Schlacken zu scheiden; allein die Erfahrung aller Zeiten hat es bewiesen, daſs, sobald die Frauen über religiöse Gegenstände zu vernünfteln anfingen, sie sich entweder zur Schwärmerey oder Freygeisterey hinneigten. Ihre zu lebhafte und zu reitzbare Wiſsbegierde will bey dergleichen Gegenständen alles deutlich fassen und begreifen; wenn sie dieses nicht finden, und sich bey dem Durst ihrer Ideen unbefriedigt fühlen, so schütten sie gar leicht das Kind mit dem Bade aus, und glauben dann gar nichts, oder sie bauen sich ein Glaubenssystem, dessen ganzer Inhalt nur auf dunkeln Gefühlen, geistigen Träumen und Erscheinungen beruhet, und die Einbildungskraft auf Kosten des gesunden Menschenverstandes beschäftigt. Die verächtlichste Classe jener Vernünftlerinnen ist ohnstreitig diejenige, welche sich alle Religion den, ein regelloses Leben führen, und daſs irgend ein geheimes Interesse sie zum Zweifel und zur Bestreitung religiöser Wahrheiten verführt.

Was soll man von einem Weibe denken, welche in allen Gesellschaften mit Hitze über die Unsterblichkeit der Seele streitet, und immer bey Verneinung der Frage stehen bleibt? Wenn man auch keinen andern Beweis ihrer Zügellosigkeit hätte, so würde doch schon ihre Denkweise über einen so wichtigen Gegenstand der Religion die Unordnung ihres Herzens verrathen. Diejenigen, welche sich richtige Begriffe über dergleichen Gegenstände erworben haben, sollten wenigstens mit Mäſsigung darüber urtheilen. Wozu will man das Publicum

---

wegphilosophirt, um desto zügelloser handeln zu können, und um sich gegen die Stimme des warnenden Gewissens zu betäuben; und gegen diese hat unser Verfasser mit Recht geeifert.

Anmerk. d. Herausg.

von Sachen unterrichten, die man sich selbst verbergen sollte?

76.

Wenn man das Schimpfliche gewisser Herzensverbindungen deutlich einsehen will; so muſs man sie bey Andern in Augenschein nehmen. Denn die Eigenliebe ist ein Schleyer, welcher uns unsre Schooſsneigungen verbirgt; wenn man uns aber die Gemählde derjenigen zeichnet, welche die nehmlichen Leidenschaften haben; so können wir sicher schlieſsen, daſs man uns nicht mit geringerer Nachsicht behandeln wird. Ein junges Mädchen, welches bemerkt, wie scharf die freyen Handlungen ihrer Mitschwestern beurtheilt werden, mag sich danach richten, und sichs selbst sagen, daſs Lebensweisheit und Sittsamkeit ihre Lieblingstugend seyn müsse!

Das Publicum ist ein unerbittlicher Richter, den man mehr schonen müſste, als gewöhnlich geschieht. Es ist vergebens, sich auf seine Schwäche und auf die freyern Zeitsitten zu berufen; das Publicum hört diese elenden Gründe nicht. Eine Frau kann groſse Verdienste haben; besitzt sie aber nicht Weisheit und Tugend, so wird ihr alles Übrige als Null angerechnet; denn man ist nun einmal darin übereingekommen, daſs verbotene Liebe ein Fleck ist, welcher das schönste Leben verdirbt.

Es hat gewissen Frauenzimmern nichts geholfen, daſs sie die ersten Schönheiten des Landes waren. Man hat nie einen erhabnern Anstand, nie mehrere Reitze gesehn; die Schönheiten ihres Geistes haben die Annehmlichkeiten ihrer Person nur noch vermehrt; allein die Schwächen ihres Herzens haben gleichsam ihren ganzen Werth vergiftet. Sie waren zur Anbethung geschaffen, wenn sie nur etwas mehr Zurückhaltung besessen hätten. Sie nahmen Gesetze von ihren Liebhabern an, anstatt daſs sie diesen mit hochsinnigem Ernst gebiethen konnten, wenn sie weniger schwach gewesen wären. Ob sie gleich ein ansehnliches Vermögen beſaſsen, so haben es doch nur Wenige gewagt, um ihre Hand zu bitten, weil sie gefallsüchtig und zu Liebeshändeln geneigt waren. Ihre Schönheit, ihre Reichthümer, ihre Geburt haben es nicht verhindern können, daſs man sie fur nichts anders, als einen — Gluckstopf hielt. —

Ich begreife nicht, wie gewisse Frauenzimmer, die ein hohes Spiel spielen, und nur mit eben so verschrieenen Frauen, wie sie selbst sind, Umgang halten, sich für sittsame Weiber ausgeben, und es so ubel deuten können, wenn man einen Verdacht in ihre Tugend setzt. Ein so regelloses Leben ist und bleibt das Merkzeichen eines verdorbenen Geistes und Herzens.

Diejenigen, welche immer noch die Welt lieben, wenn sie von der Welt nicht mehr geliebt werden, sind sehr zu bedauern. Ein abgetragenes, mit Furchen bedecktes Gesicht zeichnet sich zwischen denen, wornur noch das Feuer der Jugend glühet, schlecht aus. — Wenn man einmal alt geworden ist, so darf man sich nicht mehr ausgelassenen Freuden hingeben; und nimmt man ein ernsthaftes und bedächtiges Gesicht an, so fällt man der Jugend zur Last, welche sich nur ergötzen, und nichts als Liebe und Frohsinn athmen will.

Überhaupt betrachtet die Jugend — alte Leute wegen ihrer Sinnesart als lästige und furchtbare Menschen; sie müſsten denn etwas gefälliger werden, und sich zu Kinderspielen herablassen können, welches aber auch nicht zu dem ernsthaften Wesen des Alters passen will. Man thut also am besten, wenn man sich mit seines Gleichen zurückzieht, und dann nicht mehr die Rolle des angenehmen und fröhlichen Weibes spielen will, wenn die Zeit der Reitze vorübergegangen ist.

77.

Wenn eine bejahrte Frau einen jungen Mann heirathet: kann die sich wohl über die Verachtung desselben gegen ihre Person beklagen? Zwar ist es seine Pflicht, ihr Gefälligkeiten zu erzeigen, und sie durch seine Fürsorge wegen der Kosten zu belohnen, die sie seinetwegen macht; allein, wenn sie sonst noch etwas, wenn sie nehmlich rastlose Aufmerksamkeit, wenn sie Liebe und Zärtlichkeit von ihm fordert, so hat sie sich sehr verrechnet. Ich kenne ein Weib von funfzig Jahren; sie hat einen jungen, schönen und wohlgewachsenen Mann von dreyſsig Jahren geheirathet, welcher groſsen Aufwand und ein hohes Spiel liebt. Die Dame zeigt eine dringende Fürsorge für ihren jungen Gemahl; sie füllt seine Spielcasse; er hat eine glänzende Equipage; er giebt groſse Tafel; allein er liebt die Gattinn nicht: er verachtet sie; er nimmt keine Rücksicht auf sie. — Dieſs ist ein unredlicher Mann; denn der Wohlstand verpflichtet ihn, die innere Gleichgültigkeit gegen seine Alte, die so freygebig seine Bedürfnisse befriedigt, durch eine äuſsere Gefälligkeit zu vergüten.

Der Plan, welchen ein Frauenzimmer zu ihrer Verheirathung mit einem Manne entwirft, mit dem sie schon seit langer Zeit in enger Verbindung gelebt hat, rechtfertigt sie vor den Augen des Publicums nicht. Denn man kennt ihre Absichten nicht, und man hat ein Recht, einen Anstoſs an einer zu lange dauernden Verbindung zu nehmen, wenn auch nichts Verbrecherisches dabey vorfallen sollte. Der gute Name ist ein so zartes Ding, die Schwächen der Menschen sind so groſs, der Hang, von seinem Nächsten Böses zu denken, so natürlich, daſs man mit dem Publicum nicht behutsam genug umgehen kann, um die Afterrede der Menschen aufzuhalten.

Die Verheirathung eines alten Mannes mit einem jungen Mädchen ist und bleibt ein wunderlicher Verein *). Dergleichen Verbindungen verleiten das an-

---

*) Und doch findet man die glücklichsten und zufriedensten Ehen dieser Art, welche man Andern zum Muster aufstellen könnte. Es giebt so liebenswürdige, schöngeformte und kraftvolle alte Männer, daſs ihnen kein weibliches Herz widerstehen kann; oder auch so gutmüthige, herzliche und geistvolle, denen ein junges Mädchen gern die Hand reicht. War es auch nicht feurige Jugendliebe, welche das Mädchen mit dem würdigen Alten verband, so war es doch gewiſs Hochachtung und Freundschaft, und nachher sah ich oft aus diesen Principien eine Liebe und Vertraulichkeit entstehen, welche bey einem unauslöschlichen Feuer beyder Herzen bis zum Grabe fortdauerte. Ehen dieser Art haben für das junge Weib noch den Vortheil, daſs ihr ruhiger Himmel nicht leicht durch die Qualen weiblicher Eifersucht getrübt wird, daſs der viel ältere Gatte sich meistentheils angelegentlicher, als der jüngere, um die fortdauernde Liebe seiner Frau bewirbt, allen ihren Wünschen zuvorkommt, und sie durch seinen vertraulichen und lehrreichen Umgang leichter vor Fehltritten sichert, — für den Gatten den Vortheil, daſs er auf die treueste Pflege und Wartung seines liebenden Weibes rechnen kann; daſs sie bey den eintretenden Schwächen

dere Geschlecht zu groſsen Unordnungen. Die Liebkosungen eines alten Mannes erwecken nur den Ekel des jungen Weibes. Die Verschiedenheit des Alters bringt Abneigungen hervor, weil man von Natur seines Gleichen liebt, und weil sich die Kälte und das mürrische Wesen des Alters nicht mit dem Feuer und der Anmuth der Jugend verträgt.

Wie kann ein alter, ekelhafter, verdrieſslicher, mit Flüssen behafteter Mann verlangen, das Herz eines jungen aufgeweckten, liebenswürdigen und nach Vergnügen haschenden Mädchens zu fesseln? Er urtheilt sehr falsch, wenn er sich schmei-

---

seines Körpers gleichsam sein Schutzengel wird, und daſs sie ihn überhaupt als ein bald zu verlierendes Gut mit mehrerer Sorgfalt, Wärme und Zärtlichkeit behandelt, als es bey manchen Eheleuten von gleichem Alter der Fall ist. Bellegarde meint dieſs nicht; allein seine Urtheile gingen nur immer von dem Leichtsinne, von der flatterhaften Liebe und der zwanglosen Empfindsamkeit seiner Französinnen aus.

Anmerk. des Herausgebers.

chelt, daſs ihn seine Reichthümer liebenswürdig machen könnten, oder daſs seine geschmeidige Dienstfertigkeit und Gefälligkeit das Zurückstoſsende seiner Person vermindern würden. Diese Geschäftigkeit, diese Neigung zu gefallen, diese lächerliche Liebeley macht ihn nur noch unangenehmer. Die Liebkosungen eines Mannes, den man nicht liebt, sind abgeschmackt, und empören das Herz eines jungen Weibes, welche sich bisweilen bey jüngern Männern für den Ekel, den ihr ein alter Ehemann verursacht, zu entschädigen sucht.

78.

Die Ehemänner sind verbunden, ihren Frauen Achtung und Gefälligkeit zu erweisen; allein diese Gefälligkeit darf nicht zu weit gehen. Die Weiber machen bisweilen einen — Miſsbrauch davon, und wenn sie einmal das Übergewicht bekommen haben, so ist ihre Herrschaft — Tyranney. Wenn man das Benehmen gewisser Frauen und den Stolz gegen — ihre Männer betrachtet, so könnte man sagen: daſs sie dieselben bloſs als ihre Geschäftsträger und Haushofmeister ansehen, indem diese mit allen Sorgen und Beschwerlichkeiten des Hauswesens beladen sind, woran jene nicht den geringsten Antheil nehmen.

79.

Diejenigen Frauen, welche den gröſsten Theil ihres Lebens auf dem Lande zubringen, besitzen gewöhnlich einen geringern Grad der Verfeinerung, als die Groſsstädterinnen, weil sie weniger die Kunst, zu gefallen, studiren. Mit ihrem Haushalte und dessen Angelegenheiten beschäftigt, vernachlässigen sie die Annehmlichkeiten ihrer Person, die ihnen ohnehin von keinem groſsen Nutzen sind. Man vernachlässigt sich, wenn man bloſs seinem Manne zu gefallen sucht. (?)

Seit einiger Zeit beklagen sich die Frauen über das ungeschliffene und ungefällige Betragen der Männer. Wem soll man die Schuld geben? Wären die Frauen weniger nachgebend, so würden die Männer mehr Unterwürfigkeit und Achtung gegen sie zeigen. Coquetten kann man nicht schätzen, so schöne Sachen und Lobreden man ihnen auch sagt. Sie belustigen uns eine Zeit lang; allein ein Umgang, welcher nicht auf Hochachtung und Ehrfurcht gegründet ist, kann nie lange dauern.

Die Weiber wollen gefallen; dieſs liegt in ihrer Natur. Man darf ihnen dieſs nicht übel deuten, wenn sie keine Privatabsichten dabey haben, und jener Hang nichts anders, als weiblicher Charakterzug ist. Ein Ehemann, welcher in dem Betragen seiner Gattinn eine Leidenschaft bemerkt, die ihn beunruhigt, kann und mag ihr seinen Unwillen darüber zu erkennen geben; allein er muſs die Sache nicht laut werden lassen. Dieſs macht die Ehe höchst unglücklich, und ist die Klippe der Zärtlichkeit, wodurch das eheliche Leben allein beseligt wird.

Die Sittenlehre der Frauen hat einen Theil ihrer Festigkeit verloren. Sie behaupten nicht mehr, voll edlen Stolzes, die Herrschaft, welche ihnen ihre Schönheit und Tugend uber die Männer giebt. Sonst erlaubte man sich in ihrer Gegenwart keine Freyheiten; jetzt nehmen es die Männer so genau nicht mehr; man sagt den Schönen Dinge, welche die Freyheit des Jahrhunderts verrathen; selbst den sittsamsten Frauen fällt so etwas nicht auf, wenn man sich nur zweydeutiger und verhüllter Ausdrücke bedient. Diejenigen, welche sich hierüber zu ereifern scheinen, thun es auf eine so gezwungene Art, daſs man ihre wahrhafte Denkweise leicht entdecken kann.

Können einem Frauenzimmer, welches ein regelloses Leben führt, die Afterreden unbekannt seyn, welche von ihr herumlaufen? und wie kann sich noch ein solches Weib erfrechen, in öffentlichen Gesellschaften zu erscheinen? So heiter ihr äuſserer Anschein seyn mag, so wird ihr doch der Verlust ihres guten Namens traurige Augenblicke verursachen. Die frechsten Weiber behalten doch immer noch einen Rest von Bescheidenheit; sie fühlen sich gedrungen, denjenigen, deren Tugend ihrem Geschlechte Ehre macht, Lob und Achtung zu schenken, und ob sie sich gleich ihren Leidenschaften überlassen; so treten dennoch von Zeit zu Zeit Zwischenräume des Nachdenkens bey ihnen ein, wo sie sich ihr regelloses Leben selbst nicht verzeihen.

80.

Das müſsige Leben der Weiber ist die Hauptquelle ihrer Unordnungen. Sie wissen nicht, womit sie die Zeit hinbringen sollen, um sich gegen ihre ärgste Feindinn, die lange Weile, zu sichern. Daher ihre Liebe zum Spiel, und noch andere strafbarere Vergnügungen. Die meisten lesen nicht gern, und die Bücher, welche sie lesen, zerrütten ihre Einbildungskraft, und füllen ihren Kopf mit Bildern der Liebe und ihren Einverständnissen an. Auch lesen sie nicht, um sich zu unterrichten*), sondern um die Abentheuer anderer Frauen, und alle die Kunstmittel und Schleichwege zur glücklichen Beendigung eines Liebeshandels kennen zu lernen. —

---

*) Sehr wahr gesprochen! Die Nachtheile, welche überhaupt für das andere Geschlecht aus einer übel gewählten, üppigen und zu weit getriebenen Lectüre entstehen, lassen sich kaum berechnen. Diese schreckliche, in unsern Zeiten so allgemein ausgebreitete und unheilbar gewordene Influenza zerreißt und vernichtet gleichsam den sittlichen Grund und Boden des weiblichen Charakters. Sie verschraubt durch eine unendliche Menge unlauterer, phantastischer und unreifer Begriffe den geraden Verstand der Frauen; sie flößt ihnen einen unerträglichen Egoismus und eine erbärmliche Verstandescoquetterie ein; sie spornt ihren natürlichen Witz zu kühnen und unerlaubten Ausbrüchen; sie verzärtelt und erhitzt ihre Einbildungskraft und zündet heimlich, aber desto frecher, ihre Sinnlichkeit an; sie befördert ihren Eigensinn, ihre Launen, ihre Rechthaberey, ihre Herrschsucht und ihre Intriguen. Sie wirft die Weiber aus ihrer häuslichen Bestimmung hinaus; sie raubt ihnen die schönsten Stunden und Pflichten, welche sie ihrer weib-

Es liegt nichts Widersprechendes darin, wenn man sagt: daſs ein Frauenzimmer weniger vernünftig, und oft weniger liebenswürdig ist, je mehr Verstand sie besitzt. Dieser verführt ihr Herz; ihre Lebhaftigkeit macht sie unbeständig; ihr Scharfblick macht sie verschlagen und bösartig. Die Erfahrung lehrt es täglich, daſs die ärgsten

---

lichen Ausbildung, ihrem Hauswesen, der Erziehung ihrer Kinder und der Beglückung ihrer Gatten schenken sollten; sie nährt eine immer noch herrschende, Geist, Herz und Gesundheit lähmende Empfindeley, und ist die Ursache zahllos unglücklicher Ehen. Seit Jahrhunderten hat keine Mode so vielen Unfug angerichtet, als diese, und bald wird man sagen können, daſs an der neuern Generation unserer lesesüchtigen Weiber nichts mehr zu verderben ist. — Und dieſs ist vornehmlich euer Werk, ihr unseligen zweydeutigen Romanschreiber und ihr schamlosen erotischen Dichter!

Anm. des Herausgeb.

Verläumderinnen, die spottsüchtigsten, die listigsten, die coquettesten und die ausgelassensten Weiber mehr Kopf, als die gewöhnlichen besitzen. Ihre Gebrechen nehmen nach dem Maaſse ihres Verstandes zu, weil sie einen schlechten Gebrauch davon machen.

81.

Die meisten Frauen sind unbegreifliche Wesen; ihr Charakter ist weder lauter noch grade, sondern räthselhaft. Das nehmliche Weib, welche bey allen ihren Ausgaben verschwendet, ist bey ihren Ersparungen in hohem Grade geitzig. Da sie sich nicht in der gehörigen Mittelstraſse halten kann; so hasset sie heute dasjenige bis zur Wuth, was sie gestern mit Übertreibung liebte. Jetzt wünscht sie einen Gegenstand mit groſser Heftigkeit, den sie im Augenblick des Besitzes verachtet. Aber noch unbegreiflicher ist es, daſs die Männer, welche die

Gebrechen der Weiber kennen, welche Zeugen davon sind, und dabey so viel dulden müssen, ihre Frauen nicht zu bessern verstehen; denn selbst vernünftige und feste Köpfe lassen sich gar leicht durch den Blick eines Auges, und durch den Zauber eines schönen Gesichts verblenden.

Die Lobredner verderben die Weiber, und verhindern ihre Charakterheilung. Sie würden weniger Fehler haben, wenn man ihnen nicht so viel Weihrauch streute. Ihre Unbescheidenheit, ihr Stolz, ihre Verachtung gegen Andere, ihr Übermuth rührt bloſs daher, weil ihre Schmeichler sie über alle andere Frauen erheben, und die Thörinnen von ihrer eingebildeten Höhe nicht wieder herabsteigen wollen.

Es ist wohl nichts anders, als ein verfeinerter Stolz, oder Selbstliebe, welche die Andächteley der Weiber hervorbringt, wenn sie eine ganz andere Rolle gespielt haben. Diese Andächteley, mit der sie sich ausschmücken, ist ein ziemlich bequemer Weg.

aus — dem zügellosesten Leben in ein strengeres überzugehen, das ihnen in den Augen der Welt so viel Ehre macht. Auch dürfen sie hierbey ihre Grundsätze nicht umändern, wenn nur der Rock vertauscht wird. Nicht, um einen sanftmüthigern, bescheidenern, duldsamern und geistigern Sinn anzunehmen, — verlängern Weiber dieser Art die Armel ihres Kleides, nicht darum füllen sie ihre Taschen mit Gebetbüchern und Rosenkränzen aus; sie wollen auf eine bequemere Art die Freuden des Lebens genieſsen, ohne daſs man sie deſshalb strafbar finde. Man muſs in einem gewissen Alter einen gewissen Ernst des Wohlstandes annehmen, von dem man sich, ohne lächerlich zu werden, nicht entfernen darf. Man wagt es nicht mehr, sich lärmende Freuden zu erlauben; allein man findet Mittel und Wege, — um mit wenigerm Geräusche zu naschen. —

80.

Ein geistvolles Weib, welches sich selbst dafür hält, und ihren Verstand in hoher Erhabenheit über den andern Weibern erblickt, sieht mitleidsvoll auf das ganze menschliche Geschlecht hinunter. Man sollte es nicht glauben; allein man kann sich leicht durch die Erfahrung überzeugen, daſs die geistvollen Frauen einen geringern Grad von gesunder Menschenvernunft besitzen. Wenn man den Charakter derjenigen untersucht, welche ihr Hauswesen verwüstet, und durch ihr regelloses Leben ihren guten Namen aufgeopfert haben, mit denen kein Mensch leben kann, und die mit keinem Menschen leben können; so wird man immer finden, daſs diese Weiber einen groſsen Geist, und eine nur mittelmäſsige Beurtheilungskraft besaſsen.

Glorine liest alle Arten von Büchern, gute und schlechte, ohne Wahl und ohne Geschmack. Sie liest nichts, um sich zu unterrichten; sie will blos den Ruhm der

Belesenheit haben; sie citirt die Namen einiger Schriftsteller: dieſs ist alles, was sie von ihren Lesereyen behalten hat. Daraus ist denn ihr hoher Dünkel entstanden, indem sie alle Schriften mit Strenge beurtheilt, und, so vortrefflich sie immer seyn mögen, ohne Barmherzigkeit tief herabwürdigt. Clorine will für jeden Preis, und selbst auf Kosten ihrer schwachen Beurtheilungskraft den Namen einer Sachkennerinn haben.

83.

Ein Weiser sagte: daſs ein verschwenderisches Weib das reichste Haus in Armuth stürze. Diese Verschwendung ist unvernünftig und strafbar; allein die meisten Frauen fallen in den gegenseitigen Fehler: Wirthschaftlichkeit ist einer ihrer Charakterzüge; sie lieben den überflüſsigen Aufwand nicht; sie schränken selbst das Nothwendige ein; sie leiden zuerst bey ihren Ersparungen, und drücken dadurch alle Menschen. Wenn sich dann die Gewohnheit mit ihrer Neigung verbindet, so wird der Fehler unheilbar. Diese gar zu genaue Wirthschaftlichkeit macht sie sehr verächtlich, verdirbt ihre natürliche Geradheit und ihre guten Grundsätze; schon dieser Fehler reicht hin, um sie, so schätzbar ihre Eigenschaften sonst seyn mögen, in einen übeln Ruf zu bringen.

Welche Unordnungen richtet nicht dasjenige Weib in einem Hause an, welche das Spiel liebt, und groſse Summen wagt. Uneinigkeit, häuslicher Verdruſs, gänzlicher Verfall der Geschäfte sind die unausbleibliche Folge einer Leidenschaft, welche zuletzt in Wuth und Raserey ausartet. Selten werden die Weiber von lebhaften Leidenschaften geheilt; nur Armuth und gänzliche Zerrüttung ihrer Finanzen können ihre Spielsucht verbannen. Und dennoch kennt man Frauen, die, um zu spielen, Almosen erbetteln, nachdem sie alles verloren hatten.

Eine Anverwandte hat **Melantinen** aus Barmherzigkeit zu sich genommen; sie reicht ihr nebst Kleidern und Wohnung alle nöthige Lebensbedürfnisse; allein die zerrütteten Umstände der Unglücklichen haben ihre Spielsucht nicht ersticken können. Sie mischt sich unter den Pöbel, um mit dem gesammelten niederträchtig erbettelten Gelde zu spielen. Wenn ihr das Glück nur einen Augenblick zulächelt, und sie einen Gewinn zieht; so wagt sie an einem Tage die kleinen Vortheile von mehreren Monaten. Ihr voriges Unglück kann sie nicht mehr bessern: sie ist ohne Rettung verloren, und dennoch schmeichelt sie sich immer noch mit der Hoffnung, wieder empor zu kommen. Ihr Zustand erweckt das Mitleiden aller derjenigen, welche sie sonst in einer ganz andern Lage gesehen haben.

84.

Der Naturcharakter der Frauen, ihr Flattersinn, ihre gewöhnliche Trägheit, ihre

Liebe zu Zerstreuungen und Vergnügungen, die Sorgfalt für ihren Putz und ihre Schönheit sollte sie von Rechtshändeln entfernen. Haben sie sich aber einmal darein verwikkelt, so werden sie dabey fest gehalten. Sie sind unlenksamer, eigensinniger, eigennutziger und widerspenstiger, als die Männer; sie nehmen weniger Vernunftgründe an. Stolz, Unwille und die Schande, nachgeben zu müssen, verleitet sie zur Fortsetzung eines Rechtsstreits, woran ihr Interesse keinen Theil mehr hat. Keine menschliche Seele ist mehr zu beklagen, als ein Weib, welches durch einen langen Umgang mit den Gerichtshöfen die Spitzfindigkeiten derselben kennen gelernt hat. Dieſs verändert ihren ganzen Charakter. Die Treibereyen der Rechtsgeschäfte dienen ihr statt der Spatziergänge, der Vergnügungen und Liebeshändel. Die Weiber sind überhaupt von Natur keine Feindinnen von Streitigkeiten aller Art; die mit einem Proceſs verbundenen Unruhen werden in der Folge eine angenehme Beschäftigung für sie, weil diese ihren Hang, zu zanken, zu hassen und zu lästern, nährt, und eine unerschöpfliche Quelle von Klagen, Vorwürfen und Scheltworten ist. Ja! sie finden dabey sogar Gelegenheit, ihre liebsten und zärtlichsten Leidenschaften zu befriedigen. Sie gebrauchen ihre Reitze, die Richter zu erweichen, und sie für ihren Vortheil einzunehmen; sie studiren sich, um ihnen zu gefallen, und nutzen jedes Hülfsmittel, um sie irre zu führen *). Die Kunst unterstützt ihre Schön-

---

*) Dieſs ist doch wohl eigentlich nur von jenen Zeiten zu verstehen, wo die Weiber noch persönlich vor den Gerichtshöfen erschienen, und dann durch ihre Reitze die Richter leicht bestechen konnten. Auch scheint die Proceſssucht von jeher unter den Französinnen mehr, als unter Deutschen Weibern, geherrscht zu haben. Im Allgemeinen aber sind die Frauen weniger, als die Männer, dazu geneigt. Ich habe mich über die Gründe dieser Erscheinung in einer Note des vierten Bandes der Charakteristik erklärt, und will hier nur noch die eine Ursache jener geringern Proceſssucht nachholen, nehm-

heit, und wenn jene ihre Absicht erreicht hat, so frohlocken sie dabey, wie über einen Sieg. Der Haſs macht den Weibern eben so viel Kummer und eben so viel Vergnügen, als die Liebe. Dieser scheint sogar von einer lebendigern und reitzbarern Natur zu seyn, und bringt heftigere Erschütterungen in ihnen hervor. Der Proceſs ist gleichsam der Triumpf einer Leidenschaft, welche alle übrigen aufweckt, weil Ehre und Interesse die zwey Hebel sind, welche die Seele des Proceſssüchtigen bewegen. Dieſs

---

ſich die, daſs die Weiber ungern mit Männern öffentliche Streitigkeiten anfangen. Die Sache hat ihre Richtigkeit, sie mag nun aus einer allgemeinen zärtlichen Vorliebe für unser Geschlecht, oder aus kluger Sorgfalt für die weibliche Ehre entstehen. Dürften aber die Weiber mit Weibern processiren, so nehme ich meine obige Behauptung zurück. Die Processe würden in diesem Falle kein Ende nehmen, und die Staatspolitik hat daher auch aus diesem Grunde das andere Geschlecht von allen Gerichtsstellen weislich ausgeschlossen.

Anm. d. Herausg.

giebt den Rechtshändeln, und vornehmlich, wenn sich Frauen hinein mischen, eine ewige Dauer. Selten nehmen sie Vergleiche und Vermittelungen an; ihre vorgefaſste Meinung erlaubt es ihnen nicht, einen guten Rath anzuhören; je mehr Gründe man zu ihrer Überzeugung anführt, je mehr Umwege sucht ihr Eigensinn, jene zu entkräften. Das Ende ihres Lebens kommt früher, als der Schluſs eines Processes, und den letzten Seufzer haucht ein Weib dieser Art voll Verdruſs über den unvollendeten Rechtsstreit aus.

85.

Es giebt Weiber voll Geistesstärke und sehr richtiger Beurtheilungskraft, welche zu groſsmüthigen Entschlieſsungen und zu den gröſsten Unternehmungen geschickt sind. Aber im Allgemeinen ist ihre Natur feiner und schwacher, als die Natur der Männer. Daher kommt es denn, daſs sie so viel Nachsicht mit sich selbst haben, und immer geschmeichelt seyn wollen. Sie füllen ihren Kopf mit Vorurtheilen an, und haschen nach Kleinigkeiten. Ihr Entſchluſs ist einmal gefaſst; sie beharren mit Hartnäckigkeit darauf, ob sie gleich von Natur flüchtig und unbeständig sind. Es ist schwer, sie aus ihren Vergnügungen zurück zu ziehen, um sie mit etwas Ernsthaften zu beschäftigen, vorausgesetzt, daſs sie keine heftige Leidenschaft über ihren Naturcharakter hinaus hebt. Diese läſst sie in ihrem Innern Hülfsquellen finden, woran sie sonst nie gedacht hätten. Sie werden kühn und unternehmend; Mühe und Beschwerden und Gefahren und Unglücksfälle erschüttern sie nicht; der Widerstand reitzt den ihrigen; sie widersetzen sich allen Hindernissen; sie beschweren sich über die anhaltendsten Mühseligkeiten nicht, wenn sie dadurch nur ein kleines Vergnügen erkaufen können. —

86*).

Die Gewalt, mit welcher sich — zärtlichliebende — aber zugleich ernstlich strenge Frauen beherrschen, scheint den Romanschreibern etwas Bewundernswürdiges zu seyn, weil sie jene Gewalt für eine ganz auſserordentliche Stärke der Tugend halten. Allein sie irren sich, und mit ihnen beynahe die ganze Welt, darin, daſs man nur auf die *Wirkung*, und durchaus nicht auf die *Ursache* jener weiblichen Selbstbeherrschung achtet. Ich will damit so viel sagen: man siehet bloſs darauf, daſs der Zwang, welchen die Frauen ihren Neigungen auflegen, ihre Ehre erhält; man untersucht aber nicht, warum sie diese so sorgfältig zu erhalten suchen, und woher ihre Herrschaft über sich selbst entspringt. Auch bey einer ganz flüchtigen Beleuchtung der Sache wird man leicht die Entdeckung machen, daſs nicht eigentlich die Liebe zu ihrer Ehre, sondern das Verlangen, lange — geliebt zu werden, sie so ehr- und tugendsam erhält. Sie wissen es, daſs man sie nur so lange liebt, so lange man sie achtet, und daſs ihre Allgewalt dahin ist, wenn sie die Wünsche ihrer Liebhaber erfüllen. Es ist nicht genug, die Kraft zu schildern, mit welcher selbst liebende Weiber der Wuth der Liebe widerstehen. Wir müssen alle Classen ehrsamer und ihrer Tugend wegen geruhmter Frauen durchlaufen, um zu sehen, ob man ihnen diesen Namen mit Recht geben kann. Die erste Classe der ehrbaren Frauen besteht aus denjenigen ehrgeitzigen weiblichen Seelen, die einen heimlichen Unwillen empfinden, daſs die Männer so viele Mittel, sich auszuzeichnen, besitzen, und sich durch Wissenschaften, Künste, vorzügliche Geschicklichkeiten, durch Muth und Stärke empfehlen können. Diese Frauen halten nun desto eifriger an ihrer

---

*) Diese Nummer und die folgenden 87 — 89 sind aus dem Werke des Bellegarde „l'Art de connoître les hommes" genommen, wie schon in der Vorrede bemerkt worden ist.

Mo

Moralität, da sie dieselbe als den einzigen ihnen offen stehenden Weg zur Ehre betrachten. Dieſs ist der Grund, warum sie sich so weit — von dem übrigen Troſs der Weiber zu — entfernen suchen —, daſs sie sich nicht bloſs mit ihrer einfachen Sittlichkeit begnügen, sondern, damit man sie für Heilige ihres Geschlechts halten möge, eine ganz eigene Sittenweise erkünsteln. Daher kommt es denn ferner, daſs diese Frauen, wenn sie eine zärtliche Neigung in sich wahrnehmen, und gelegentliche Versuchungen ahnen, sich eine geheime Enthaltsamkeit erzwingen, weil sie so gern den Rang, worauf sie sich einmal gestellt haben, behaupten, und sich vor den übrigen Frauen auszeichnen wollen. Diese ehrgeitzig Tugendbegabten haben viel Ähnlichkeit mit den Vestalinnen; diese widmeten ihre Jungfrauschaft falschen Göttern, und jene widmen ihre Keuschheit und Tugend der — Ruhmbegierde, welche gleichfalls eine von der Welt angebetete falsche Gottheit ist. Die zweyte Classe tugendhafter Weiber besteht aus denjenigen, die es aus Stolz sind, weil sie sich über alles erhaben glauben. — Wegen dieser hochsinnigen Denkweise enthalten sie sich der Liebeshändel und Vergnügungen, womit sich andere Weiber beschäftigen; ihre Tugend hängt von den Begriffen ab, die sie sich von der Gröſse und Vortrefflichkeit ihres Verdienstes entworfen haben; sie behaupten ihre Moralität, damit der Preis dieses Verdienstes nicht vermindert werde. Trägheit und Furchtsamkeit bringt eine dritte Classe tugendhafter Frauen hervor. Diejenigen, welche die Liebe zu ihrem Geschäfte machen, müssen so viele Rücksichten nehmen, so viel vorsichtige, verstellte, feine und künstliche Schritte thun, daſs diese Arbeit den meisten Frauen, die von langsamer Natur sind, unerträglich scheint. Überdieſs mögen sie auch vielleicht noch den Zorn einer Mutter, den Ungestüm eines Ehemannes, den Aufruhr ihrer Familie und die öffentliche Nachrede befürchten, und aller dieser

Umstände wegen glauben sie dann, — daſs es leichter sey, seine Pflicht zu erfüllen, als einer Leidenschaft zu folgen, welche ihre Sclavinnen verdammt. Endlich hat wohl ein glückliches Temperament den gröſsten Antheil an der Tugend vieler Frauen, vornehmlich derjenigen, deren Geist schläfrig ist, und die sich bloſs von ihren natürlichen Neigungen leiten lassen *).

---

*) Es kann aber auch eine fünfte Classe von Weibern geben, deren Tugend durch alle diese Gründe zusammengenommen befestigt und erhalten wird. Es läſst sich bey der groſsen Zusammensetzung des menschlichen Charakters aus so vielen Fäden und so verschiedenartigen Seiten und Schattirungen unserer Gefühle, bey dem mächtigen Einfluſs der Sinne, des Clima's, der Sitten, der Religion, auf das wandelbare Spiel unseres Willens wohl selten mit Gewiſsheit behaupten, daſs eine Reihe unserer Handlungen aus diesem und keinem andern Grunde entstanden sey, so gewiſs auch auf der andern Seite es nur eine Gesetzmäſsigkeit geben kann. Diese bleibt, als das Moralischgute, ewig und unverändert; allein der Mensch, wie er nun einmal ist, handelt meistentheils, auch bey

87.

Noch einmal: die Kälte des Temperaments hält die Weiber zurück, und bewahrt

---

ganz einfachen Äuſserungen seines Willens, aus mehrern Gründen; gesetzt, daſs er auch nur aus einem einzigen zu handeln glaubt. Das Gebieth seiner Moralität hängt mit der groſsen Menge seiner dunkeln Gefühle genau zusammen, und eben darum giebt es so manche unerwartete, geheimniſsvolle, durchdringende und vielseitige Handlung in der menschlichen Seele, deren Entstehung sie sich selbst nicht erklären kann. Übrigens hat Bellegarde die Gründe der weiblichen Tugend hier und im Folgenden höchst unvollständig angegeben. Es giebt Frauen, die tugendhaft sind, weil sie ein körperlicher Fehler, oder die Furcht, einen Theil ihrer Reitze zu verlieren, vor Ausschweifungen sichert; noch andere, die nicht fallen, weil sie nicht, oder auf die nicht rechte Art versucht werden; noch andere, welche Unwissenheit und Unschuld schützt; und warum sollten wir zur Ehre der Menschheit und zur Beruhigung unseres Geschlechts, welches ohne die Tugenden der Weiber ankerlos seyn würde, nicht auch diejenigen nennen, welche, von den hohen Gedanken an Pflicht und Tugend begeistert, tugendhaft sind, welche das Gute um sein selbst willen lieben, und die sittliche ihre Moralität. Es giebt keine Gewalt, welche der Gewalt unserer Leidenschaften gleich käme; man kann ihr nur mit Selbstzwang widerstehen; allein man leidet dabey, und man kann nicht lange in einem zwangvollen Zustande verweilen. Auch giebt es keine angenehmere und gemächlichere Handelsweise, als den Antrieben der Natur zu folgen. Eine gute Erziehung ist ein zweyter Grund der weiblichen Sittsamkeit. Sobald die Mädchen zum Gebrauch der Vernunft gelangt sind, sucht man ihnen einen Abscheu gegen entehrende Worte und Handlungen einzuflöſsen, und ihnen bemerklich zu machen, daſs Frauenzimmer von einer entgegengesetzten Denk- und Handlungsart als schamlose Dirnen ihres Geschlechts, verachtet werden. Diese Eindrücke aus dem frühern und zartern

---

Schönheit desselben für das liebenswürdigste und edelste Geschenk halten, welches die Gottheit in der Seele des Weibes niederlegen konnte?

Anmerk. d. Herausgebers.

Alter ihrer Kindheit löschen sich nicht wieder aus, sondern gleichen den Buchstaben, welche man in die Rinde der Bäume eingräbt, und mit diesen wachsen und stärker werden. Die Furcht, in einen übeln Ruf zu kommen, ist eine dritte Stütze weiblicher Tugend. Dieſs wird sehr begreiflich, wenn man bedenkt, daſs der gute Name ein so mächtiger und geschickter Zaum zur Zurückhaltung der Frauen ist, indem selbst diejenigen Weiber, welche der Liebe opfern, sich aller nur möglichen Kunstgriffe zur Verbergung ihrer Leidenschaft bedienen, und ihre Ehre mit der Liebe zu vereinbaren suchen. Denn nichts setzt den guten Ruf so sehr herunter, als wenn man befürchten muſs, daſs die zügellosen Handlungen und Ausdrücke der Weiber ihre Schamhaftigkeit beleidigen dürften. Man wird sich daher nicht wundern, wenn so viele Frauen sich von dieser Sittenlosigkeit so entfernt halten, weil sie nicht zur Classe verlorener und lasterhafter Seelen gehören wollen. Ja, es giebt solche darunter, welche, um als Tugendheldinnen zu erscheinen, eine so groſse Sittsamkeit annehmen, daſs sie nicht nur wirklich schamlose Ausdrücke, sondern auch solche verwerfen, welche auf eine ganz feine Art etwas Unanständiges berühren. Diese Sittsamkeit trifft man vornehmlich bey Frauen höhern Standes an. Sie wollen dadurch anzeigen, daſs sie sich durch die Bildung und Moralität der Sitten über die Niedriggebornen eben so sehr, als durch ihre Geburt, erheben. Weiber von einer verliebten Sinnesart suchen auch wohl solche Männer anzulocken, welche, vermöge ihrer Verdienste oder ihrer Glücksumstände, die weibliche Eitelkeit befriedigen können: allein dieſs ist ein Punct, den ich übergehen will! Die Neigung der Mädchen, zu heirathen, trägt auch viel zu ihrer Sittlichkeit bey. Diese Neigung ist so stark, daſs sie, um alle ihre Handlungen nach den Regeln der Schamhaftigkeit zu formen, unaufhörlich über sich selbst wachen. Ihre Lage ist ein Zustand der Unterwürfigkeit; sie dürfen nicht Herrinnen ihres Betragens seyn; sie finden dieſs unerträglich; sie hoffen in der Ehe das Glück der Unabhängigkeit zu finden, und daher sind sie in einem so hohen Grade ehelustig. Ihre Sittsamkeit ist also ein Mittel, wodurch sie den Männern zu verstehen geben, daſs sie bey ihrer Verheirathung mit ihnen nichts wagen, und in Absicht der weiblichen Tugend ganz sicher seyn können.

88.

Nichts erregt unser Miſsfallen in einem so hohen Grade, — als Schamlosigkeit. So wie uns alle diejenigen Menschen, welche sich wider die Mode kleiden, lächerlich erscheinen, eben so betrachten wir diejenigen als Querköpfe, welche eine den Sitten und Gebräuchen anderer Menschen entgegengesetzte Handlungsweise angenommen haben. — Allein wir werden nicht nur durch unverschämte Reden und Handlungen erschüttert, sondern auch beleidigt, indem dadurch, unserer Meinung nach, die uns schuldige Achtung verletzt wird. Dieſs ist der Grund, warum uns berüchtigte Leute so zuwider sind, weil sie weder Ehrgefühl noch Treue und Rechtschaffenheit besitzen, und dennoch mit kecker Stirn einhertreten; dieſs ist ferner der Grund, warum wir jene Frauen so tief verachten, welche durchaus keine Rücksicht auf ihren guten Ruf nehmen, und sich doch ohne Scham und Scheu in allen Gesellschaften zeigen. Dahingegen werden wir durch die Schamhaftigkeit jener sittsamen Weiber wie bezaubert, welche, ob sie sich gleich überall mit voller Zuversicht zeigen könnten, dennoch mit einer liebenswürdigen Furchtsamkeit erscheinen, und die Gesellschaft gleichsam um Begnadigung anflehen. — Endlich hat man die Schamhaftigkeit wegen einer unrichtigen Schluſsfolge in Schutz genommen; man urtheilte nehmlich so: Weil die Unverschämtheit ein Laster ist, so muſs die Schamhaftigkeit eine Tugend seyn, und diese Schluſsfolge kam wiederum daher, weil man die Unverschämtheit für ein ausgezeichnetes, von allen andern Lastern abgesondertes Verbrechen hielt, da sie doch, um mich so auszudrücken, eigentlich die Vollendung eines Lasters ist, welches über alle Grenzen und alle Gesetze des Wohlstandes hinausschweift. Daher hat man denn nun auch, aller Gegengründe ohngeachtet, die Meinung angenommen, daſs die Schamröthe derjenigen, welche gefehlt haben, von einer Bestürzung über ihren Fehler herrühre. Allein dieſs ist falsch; denn erstlich: wir erröthen nicht immer über die Häſslichkeit unsittlicher Handlungen, sondern begehen oft heimlich und ohne Scham die niedrigsten und schwärzesten Verbrechen. Zweytens erröthet kein Mensch, wenn nur die Mitgehülfen seines Verbrechens seine Zeugen sind. Drittens müſste die Schamhaftigkeit, wenn sie aus der Häſslichkeit der Handlungen hervorginge, nach dem Grade der Immoralität derselben ab- und zunehmen. Allein auch dieſs ist falsch; — denn wir schämen uns über Bedrückungen, die wir Andere empfinden lassen, und über Räubereyen entweder gar nicht, oder doch in einem geringern Grade, als über kleinere Diebstähle, — auch erröthet kein Mensch über seinen Stolz, seinen Ehrgeitz und andere Gebrechen seiner Seele. Viertens müſste die Schamhaftigkeit in dem Maſse zunehmen, jemehr wir uns selbst verschlimmerten, und endlich müſsten wir eine gleiche Beschämung in Gegenwart des Thoren und des Weisen, unserer Angehörigen und ganz fremder Leute, empfinden, welches aber aller Erfahrung widerspricht. — Welches ist nun wohl die Ursache unserer Schamröthe, wenn wir in Gegenwart Anderer eine schlechte Handlung begangen haben? Es ist die Furcht und Besorgniſs, sich die Verachtung Anderer zuzuziehen. Diese Furcht setzt das Gemüth des Fehlenden in Bewegung; diese Bewegung geht mit Lebhaftigkeit in den Körper über, und röthet dann unsere Wangen. Man kann zwar hier den Einwurf machen, daſs es auch Menschen geben könne, welche über ihre der Welt ganz unbekannten Verbrechen erröthen. Dieſs ist allerdings möglich; allein daraus folgt noch nicht, daſs dieses Erröthen durch ihre Verbrechen unmittelbar selbst hervorgebracht werde. Dergleichen Leute sind noch nicht ganz verdorben; — sie schämen sich vor sich selbst, und daher ihr Verdruſs, wenn sie ihren eigenen Beyfall verloren haben. Allein die Furcht vor Beschämung und Verachtung ist nicht der alleinige Grund der Schamröthe, welche eben daher von dem Aristoteles zu eng definirt worden ist. — Denn die Kinder und das Gesinde erröthen auch aus Furcht vor Strafen und harten Zurechtweisungen, ob sie sich gleich wenig darum bekümmern, wie sie von ihren Obern beurtheilt werden. Bisweilen ist die Schamröthe auch nur die Wirkung einer aufwallenden Freude, wie man dieſs bey denjenigen bemerkt, welchen ein Lob ertheilt wird. Man schreibt diese Erscheinung nicht ganz richtig der Bescheidenheit des Gelobten zu; ich sage, nicht ganz richtig, — weil es keinen Grund giebt, warum — ein solches Lob der Eitelkeit des Menschen miſsfallen sollte. Es ist also wohl vernünftiger, jenes Erröthen der innern Freude über erhaltene Lobsprüche, oder auch wenigstens einer gewissen Verlegenheit des Gemüths zuzuschreiben, — indem man ungewiſs ist, wie man sich bey dem empfangenen Lobe fassen und benehmen solle. — Eben so erkläre ich mir das Erröthen junger Frauenzimmer, wenn sie von den Männern angeredet und geliebkoset werden. Man hält dieses Erröthen für ein Zeichen ihrer Sittsamkeit und Tugend. Allein es ist ein fast untrügliches Merkmal ihrer Coquetterie und einer innern freudigen Aufwallung, daſs sie dasjenige finden, was sie von Natur so gern suchen. Diejenigen, welche die (physiologische) Verbindung des Herzens mit dem Gesicht vermittelst der Nerven kennen, wissen es sehr wohl, daſs die Erschütterungen des erstern sich nothwendiger Weise auf dem letztern abdrücken müssen. — Wenn aber alle diese Gründe zur Bestreitung der Meinung nicht hinreichen sollten, — daſs die Schamhaftigkeit ein entschiedener Charakterzug edel geborner Seelen sey, sondern daſs man vielmehr den äuſsern Ausdruck der Scham für ein sehr zweydeutiges Zeichen halten müsse; so erinnere man sich nur daran, — daſs Sylla, eben sowohl als Pompejus, erröthete, und daſs es sehr moralisch verdorbene Menschen giebt, welche leichter und öfter, als wirklich tugendhafte und weise, zu erröthen pflegen.

Der Grund der Schamröthe ist daher nichts anders, als ein verborgener Stolz, — welcher den Menschen ungerecht macht, und ihn dahin stimmt, daſs er bey keinem seiner Verbrechen irgend eine Beschämung oder Verachtung empfinden will, — ein Stolz, welcher ihn so sehr verblendet, daſs er sich nicht mehr seiner armen Menschennatur erinnert, sondern von uns für ein durchaus fehlerfreyes Wesen gehalten seyn will, — wie man dieſs bey denjenigen bemerkt, welche über die allerkleinsten Fehler erröthen, ob sie es gleich sehr wohl wissen, daſs jene Fehler allgemeine Verzeihung erhalten und allgemeine Verzeihung verdienen; — ein Stolz, vermöge welches der Mensch so sehr nach dem Beyfall aller seiner Handlungen hascht, daſs er sogar bey der geringsten Furcht vor einem Miſsgriff erröthet, — wie dieſs so oft der Fall bey jungen Frauenzimmern zu seyn pflegt, welche auf den Schauplatz der groſsen Welt treten; — ihre Schamröthe ist ohne allen Grund; denn sie erröthen nicht nur aus Verlegenheit, wie sie in ihrem Betragen an sich halten sollen, sondern auch schon dann, wenn man sie nur anblickt, anredet, oder die unbedeutendste Kleinigkeit verrichten laſst; — endlich ein Stolz, durch dessen Eingebungen der Mensch sogar über die Niedrigkeit seiner Geburt, über seine Knechtschaft, seine

Armuth und andere ähnliche an sich ganz unschimpfliche Dinge erröthet *). Ja er schämt

---

*) Bellegarde hat unstreitig die physischen und moralischen Gründe der Schamhaftigkeit und der Schamröthe selbst mit einem forschenden Auge beleuchtet; allein man kann aus einem doppelten Grunde mit seinem obigen Raisonnement unzufrieden seyn; einmal, weil er die Schamhaftigkeit in Absicht ihres innern Werths wohl zu sehr herabsetzt, indem er sie aus einer Art verwerflichen Stolzes und einer sehr kleinlichen Eitelkeit, also aus einer sehr trüben Quelle, herzuleiten sucht; zweytens, weil er eine edlere Triebfeder der Schamhaftigkeit, — die Reue eines noch wachenden Gewissens und die Wirkung eines noch nicht abgestumpften moralischen Gefühls ganz ausgelassen hat. In Absicht des ersten Puncts berühre ich hier nur seinen Angriff auf die Schamhaftigkeit junger Frauenzimmer, in so fern er sie so allgemeinhin ein bloſses Kunststück, oder doch wenigstens ein untrügliches Kennzeichen ihrer Coquetterie nennt. Wenn er gesagt hätte: die Natur gab dem Weibe die Schamröthe, um die Männer nur desto lebhafter anzulocken, und zugleich die Achtung derselben gegen das Weib zu begründen; so konnte man ihm Recht geben, weil die Natur hier Zweck und Mittel

schämt sich sogar seiner eigenen Bitten um eine glückliche Beendigung seiner Angele-

---

weislich mit einander verbunden hat. Wenn er aber die Schamröthe als etwas Erkünsteltes und willkührlich Erfundenes aufstellen will; so hat er Unrecht, weil die Schamröthe nicht — wenigstens nicht ganz in unserer Gewalt liegt, und man sehr ungerecht handeln würde, wenn man ihren Ursprung bey edlern Seelen nicht edlern Ursachen zuschreiben wollte. Ich rede hier von derjenigen Schamröthe, welche die liebenswürdige Gefährtinn der Unschuld und eines reinen moralischen Sinnes ist. Diese Schamröthe ist die liebliche Blume der unverletzten Weiblichkeit, welche aus einem noch unverdorbenen Boden hervorkeimt, und unstreitig das Schönste und Herrlichste ist, was der Mann auf einem weiblichen Gesichte lesen kann. Die weibliche Unschuld erröthet nicht, um zu coquettiren, — wenn der feurige Mann sie anblickt; sondern darum, weil seine Blicke, seine Bewegungen, sein ganzer Anstand, weil das Steigen und Fallen seiner Stimme etwas verrathen, wobey die Unschuld eine Gefahr ihrer Ehre, oder auch nur die leiseste Beleidigung des Anstandes und der Sittlichkeit ahnet. Eine heimliche warnende Stimme scheint ihr zuzurufen, daſs der Mann leicht noch zudringlicher, noch gefährlicher werden könne, als er genheiten, weil er sich hierdurch Andern zu unterwerfen und sich von ihnen abhängig zu machen glaubt.

---

es dem ersten Anblick nach zu seyn schien, oder daſs er dieſs und jenes von ihr denke, was sie sich selbst so gern verbergen mochte. Oder sie erröthet, weil in dem Innern ihrer Seele schon wirklich ein Funke der Liebe glimmt, dessen Ausbruch nicht mehr ganz in ihrer Gewalt stehet. Durch den Anblick, durch die Rede, durch die Gegenwart der Männer wird dieser Funke augenblicklich nur noch mehr erwärmt, weil er sich so tief verbergen muſs, weil kein Mensch sein Daseyn ahnen soll; aber unwillkührlich ergieſst er sich auf der errötheten Wange, und diese Schamröthe ging aus stiller und heiliger Achtung der Liebe selbst hervor. —

Auch in demjenigen Erröthen, welches durch die Stimme des Gewissens und der Reue hervorgebracht wird, liegt ein sehr liebenswürdiger und schätzbarer Zug der Menschennatur, ist aber von Bellegarde ganz übersehen worden, so nahe er ihm auch in dem Gemählde der schuldlosen Weiblichkeit liegen muſste. So erröthet der ältere, oder auch der noch nicht ganz gesunkene Mensch bey einer regellosen Handlung, wenn er es mit Schmerzen fühlt, daſs dadurch die Würde seiner Menschheit, und die Heilig-

39.

Bey rechtem Lichte besehen, sind es eigentlich nicht die Todten, die wir betrau-

---

haltung des Sittengesetzes beleidigt worden ist, oder beleidigt werden soll. Wir erröthen dann gleichsam im Namen der Pflicht: wir möchten so gern die Achtung geachteter Menschen behalten. Der Anblick derselben setzt uns nach einer zu bereuenden Handlung in Furcht, anstatt, daſs er uns sonst erquickte. Wir erröthen daher aus Unwillen und Erbitterung gegen uns selbst; denn wir selbst haben uns den gegenwärtigen lästigen Augenblick der Beschämung zugezogen. Ein peinliches Miſstrauen ist an die Stelle der Zufriedenheit mit uns selbst und des Zutrauens gegen Andere getreten. Bey diesem schwankenden Gemüthszustande glauben wir dann leicht, daſs der Beobachter alle Geheimnisse unseres Herzens erforschen wird; wir fühlen es, daſs er nicht zu tief in uns hineinblicken dürfe; wir fürchten, daſs er uns nun Schwächen zuschreiben könnte, die wir nicht einmal an uns haben; wir argwohnen, daſs er uns dem Publicum in einem Lichte darstellen wird, welches der guten Meinung von uns selbst geradezu widerspricht. Gingen aber auch diese Gefühle aus einem hohen Grade des Stolzes hervor; so würde man ihn doch nicht, wie unser Verfasser thut, miſsren, gesetzt auch, daſs wir über ihren Verlust wirklich gerührt seyn sollten. Ein je-

---

billigen können. Denn wohl dem, welcher bey seinen Fehlern diesen Stolz noch nicht ganz verloren hat, weil er von seinem Falle endlich wieder aufstehen wird!

Es giebt noch andere Arten des Erröthens, welche Bellegarde nicht angeführt hat. Menschen von einem feinen moralischen Gefühle und einer sehr reinen Tugendliebe können erröthen, wenn ihnen von Andern eine schlechte und sehr niedrige Handlung erzählt wird, entweder weil die Erzählung einen höchst lebhaften Eindruck auf ihr Herz machte, und sie sich gleichsam in der Seele des Andern schämten, oder weil sie sich über jene Handlung entrüsteten, (in welchem Falle jedoch ihr Erröthen mehr dem Zorne, als der Schamhaftigkeit zugeschrieben werden könnte;) oder weil sie in sich selbst eine Schwäche wahrnehmen, vermöge welcher sie die Fehler des Andern auch wohl begehen könnten, oder schon begangen haben. Ferner giebt es ein Erröthen über das Erröthen selbst, wie wir es bey denjenigen bemerken, die man auf ihre Schamröthe aufmerksam macht, wodurch die letztere offenbar vermehrt wird. Alle diese natürliche Erscheinungen eines sehr achtbaren moralischen Instincts verdienen keinen Tadel.

der denkender Kopf frage sich nur selbst, und forsche in seinem Innern nach, um die wahren Ursachen seines Schmerzes über verstorbene Freunde ausfindig zu machen, und er wird mir zugestehen müssen, daſs er nicht sowohl ihren Tod, als eigentlich das beweint, was er dadurch verliert; es ist eben der Fall, als wenn der Hagel unsere Felder und Weinberge verwüstet, und das Feuer unsere schönsten Häuser verzehrt hat. Wir sind untröstbar über den Tod eines Freundes, des-

---

da sie den Menschen so weit über die Thierheit hinaus heben, so wenig man das auch immer einen verborgenen Stolz nennen kann, wenn wir wegen unserer Armuth, unserer niedern Geburt u. s. w. eine Art von Beschämung fühlen, weil wir durch diese Umstände aufgehalten werden, uns eine ehrenvollere Laufbahn des Lebens zu eröfnen; nicht zu gedenken, daſs der Arme oft so hart behandelt, oft so ungerecht verkannt, der Bittende oft so grausam zurückgestoſsen wird, daſs ihn wohl eine Schamröthe über seine niedrige Behandlung anwandeln kann.

Anmerk. des Herausgebers.

sen Freundschaft für uns angenehm, oder ehrenvoll und nützlich war. Ein groſser Herr hielt uns empor; ein Minister überhäufte unser Haus mit Glücksgütern; ein Anderer machte durch die Annehmlichkeit seiner Person und durch die Treue seiner Freundschaft das Glück unseres Lebens aus. Wir verlieren diese Menschen, und wir beweinen nicht ihren Verlust, — sondern den Verlust unserer angenehmen Stunden und anderer Vortheile. Dieſs springt Jedem in die Augen; allein unbegreiflich ists, daſs man mit seiner Betrübniſs sogar ein Gewerbe der Eitelkeit treibt, — und doch giebt es dergleichen Leute, welche bey dem Tode ihrer Freunde einen übertriebenen Schmerz äuſsern, um sich von Andern — auszuzeichnen; noch Andere, welche bey dem Verluste ihrer Freunde nur eine gewisse Rührung und Empfindsamkeit erkünsteln, um bey ihrem Miſsvergnügen die Theilnahme Anderer gegen sich zu erregen. Endlich flieſsen diejenigen Thränen der Weiber aus einer sehr niedrigen Quelle.

welche sie aus Schwachheit bey allen Vorfällen des Lebens weinen. Die Thränen machen nicht nur ihre Beredsamkeit bey ihren Angelegenheiten und ihre Stärke bey ihren Bedürfnissen aus, sondern sie scheinen gleichsam dazu berufen zu seyn, bey allen, selbst ganz gleichgültigen Begegnissen des Lebens, zu weinen, wenn sie Zeugen davon sind; allein diese Thränen vertrocknen denn auch gewöhnlich sehr schnell. So giebt es auch Heldinnen der Bekümmernifs, einer theatralischen Traurigkeit, welche, um sich auszuzeichnen, bey dem Tode ihrer Männer den Entschlufs fassen, ihren Schmerz gleichsam zu verewigen. Sie thun diefs auch defswegen, um dem Publicum anzudeuten, dafs ihre Männer unendlich liebenswürdig waren, dafs sie ganz und allein die Liebe derselben besafsen, und dafs sie selbst über alle Beschreibung glücklich gewesen wären. Allein die gewöhnliche Ursache der Gröfse und Dauer ihres Schmerzes ist die, dafs sie mit dem seligen Manne den Rang und die Ehre verloren, die sie bisher genossen hatten. — Man will Andern nachahmen, — oder mit seinem Schmerze prunken, oder man weint aus Selbstinteresse.

Die meisten Menschen weinen bey unangenehmen Vorfällen aus Nachahmung, weil sie eine natürliche Neigung haben, sich einander zu copiren. Da sie nun von Jugend auf bemerkt haben, daſs man durch den Tod seiner Angehörigen und Freunde gerührt wird, und man ihrem Andenken Thränen widmet; so weinen und seufzen sie vermöge des nehmlichen Geistes der Nachahmung, mit welchem sie singen und tanzen, wenn sich ihre Anverwandten und Kinder verheirathen. Auch die Ostentation, die Eitelkeit, mit seinem Schmerze zu prunken, hat einen groſsen Antheil an der Betrübniſs obenerwähnter Frauen; denn sie glauben nun einmal, daſs es schön kleidet, die Trauer bis an das Ende ihres Lebens zu verlängern, und sie verfolgen diesen traurigen und ermüdenden Plan bloſs, um Aufsehn zu erregen. Endlich ist das Interesse die wahre Ursache aller lebhaften Traurigkeit. Diese Gattung des Schmerzes unterscheidet sich durchaus von derjenigen, welche aus bloſser Nachahmung oder Prunksucht entspringt, vornehmlich dadurch, daſs man sich in diesen letztern Fällen trauriger zu scheinen zwingt, als man es wirklich ist; daſs man hingegen bey einer aus Eigennutz entspringenden Traurigkeit mehr empfindet, als ausdrückt. So verschieden aber auch alle diese Gattungen der Traurigkeit seyn mögen, so haben sie doch diese Ahnlichkeit mit einander, daſs sie unecht und trüglich sind. Denn diejenigen, welche aus Nachahmung oder Prunksucht trauren, betriegen Andere; diejenigen, welche aus Eigennutz betrübt sind, betriegen sich selbst; — denn sie meinen ihre Wohlthäter zu betrauern, und beklagen doch eigentlich nur den Zustand, worein sie durch den Tod ihrer Freunde versetzt wurden.

Anmerkungen des Herausgebers.

a. Die menschliche Natur wird dadurch nicht herabgewürdigt, wenn man sagt: daſs sie selbst bey der Traurigkeit über den Verlust geliebter Todten von einem gewissen Selbstinteresse ausgeht, weil alles, was den Menschen begegnet, nach einem Gesetze der Natur mit seiner Selbstliebe in genauer Verbindung steht. Allein es ist Entehrung der bessern Menschheit, wenn man im Allgemeinen, wie Bellegarde, sagt, man beklage den Tod der Seinen und seiner Freunde aus dem nehmlichen Grunde, warum man über seine vom Hagel verwüsteten Felder und über sein von den Flammen verzehrtes Haus klage. In den letztern Fällen haben wir doch nur etwas Auſseres, etwas wieder zu Erlangendes verloren; in jenem Falle hingegen ist unser Verlust innerlich und unersetzlich gewesen. Die beglückenden Bande der Liebe sind durch den Tod der Unsrigen zerrissen; wir haben das Höchste und Beste verloren, was unser Herz verlieren konnte, und uns unnennbare geistige Freuden gewährte. Diejenigen sind von uns geschieden, die durch ihren Umgang und ihre Belehrungen unsre Gefühle veredelten, unsern Geist verfeinerten, uns in unserm Pflichtgefühl stärkten und in dem Dunkel des Lebens heitere Aussichten bereiteten. Dieſs ist doch ein Verlust ganz anderer Art, als wenn uns von unserm irdischen Hab und Gut etwas entrissen wird. Selbstinteresse mag es der mit den feinern Gefühlen der Humanität unbekannte Priester immerhin nennen; allein es ist ein Selbstinteresse unendlich edlerer und schönerer Natur, — eine liebenswürdige Eigenliebe, deren sich die Tugend selbst bedient, um die Menschen auf eine sanfte Art zu veredeln. Wie ganz verschieden sind auch die Seelenleiden und ihre rührenden Ausdrücke, wenn der Liebling von unserer Seite gerissen wird — von jenen, wenn wir bloſs ein äuſseres Gut verloren haben! Ihr erblickt ein edles und treues Weib am Grabe ihres redlichen

Gatten. Sie ist in einen tiefen unaussprechlichen Schmerz versunken; ihr Mund ist vor Jammer verschlossen; nur ihre Thränen reden; in ihrer Seele ist es dunkle Mitternacht; alle Schätze der Erde können ihr das nicht wieder geben, was sie verloren hat. Ihr ehrt diesen Schmerz; es ist der ernste und achtungswerthe Ausdruck der verständigen Menschennatur, die in der Verbindung mit andern verständigen Wesen ihr höchstes Glück sucht, — es wäre unmenschlich, diesen edeln Schmerz anders zu deuten, als er selbst gedeutet seyn will, — als ein Schmerz über die zerrissenen Bande einer glücklichen Liebe, über die aufgehobene Harmonie zweyer Seelen, die nur einen Einklang ihres Willens kannten, sich gemeinschaftlich zu edeln Handlungen empor schwangen, und im zärtlichen Wettkampfe sich hierin einander zu übertreffen suchten.

b. Daſs es einen theatralischen Schmerz und eine damit verbundene lächerliche Ziererey giebt, ist sehr wahr, und eben so wahr, daſs dieses Gaukelspiel am häufigsten unter denjenigen Frauen angetroffen wird, bey denen eine unselige Affectation alles Natürliche erstickt hat. Es giebt Weiber, die so unnatürlich geworden sind, daſs sie auch die allernatürlichsten Gefühle auf eine schiefe und und verkehrte Art auszudrücken pflegen, und selbst bey ihrem Schmerz wie auf der Schaubühne agiren. Sie suchen gewählte, künstliche und romanhafte Ausdrücke, um ihre Gefühle zu schildern; ihre Exclamationen sind lächerlich und studirt; sie gesticuliren am Sarge des Ehemanns wie auf dem Tanzboden; sie weinen und trocknen sich die Thränen mit einer steifen Ziererey; das Todtenzimmer wird theatralisch ausgeschlagen; die betrübte Wittwe studirt vor dem Spiegel die Stellungen des Körpers, in welchen sie die Trauerbesuche annehmen will. Ihre Kleidung ist entweder im Geschmack eines fliegenden Negligees oder eines steifen Prunks gewählt. Man sollte glauben, sie habe den Tod ihres Gatten gewünscht, um zu einem so feſtlichen Gepränge, zu einer solchen feyerlichen Ausstellung ihrer Eitelkeit — eine Gelegenheit zu bekommen. Am allerlächerlichsten scheinen mir diejenigen Frauen zu seyn, welche mit diesem theatralischen Schmerz über den Tod der Ihrigen ihre Coquetterie und ihre Modesucht vereinigen. Es sind diejenigen, denen nichts so heilig und wichtig ist, wobey sie nicht die Augen der Männer auf sich ziehen wollten. Die Trauer über den Geliebten muſs ihnen hierbey selbst zum Hülfsmittel dienen. Der leise Ausdruck des Schmerzes soll die Schönheit verschönern; ihr thränenvoller Blick soll den Todten ehren, und nebenher Eroberungen, oder wenigstens doch — Eindrücke machen. Dergleichen Frauen wissen es sehr wohl, daſs ein schwarzes, geschmackvoll gewähltes Kleid den weiblichen Körper in ein vortheilhaftes Licht stellt; daſs eine weiche, klagende und gefühlvolle Stimme eines leidenden Weibes unsere Herzen erweicht; daſs der leiseste Hauch eines weiblichen Seufzers oft sehr lebhaft in der Seele der Männer wiederhallt, und daſs die Flamme der männlichen Liebe durch nichts so leicht entzündet wird, — als durch das Mitleiden mit einer schönen Dulderinn.

Etwas
über
Französische Erzieherinnen.

Von
dem Herausgeber.

Der in unsern Zeiten so glorreich wiedergeborne Geist der Denkfreyheit und Freymüthigkeit hat auch die zahllosen Gebrechen und den Barbarismus der Erziehung, den bisher ein Jahrhundert auf das andere fortzuerben pflegte, aufzudecken und zu heilen angefangen, — und man kann es jetzt zur Ehre der Menschheit sagen, daſs keine Wissenschaft in einem so kurzen Zeitraume so groſse und glänzende Fortschritte gemacht hat, als die — Pädagogik. Allein sie hat noch lange nicht Alles gethan, was sie thun sollte, oder, eigentlicher zu reden, was sie durch die Mitwirkung der bessern Köpfe der Nation thun wollte. Die Menschen selbst, welche diese menschenfreundliche Kunst so gern bilden und läutern, und aus ihren tausendfachen Vorurtheilen so liebreich herausziehen mochte, haben sich ihr grausam widersetzt, und sie hat nirgends gröſsere Feinde, als in den höhern Ständen, angetroffen, die doch eigentlich ihre rechtmäſsigen Schutzengel seyn sollten. Ich berühre hier nur eine wunderliche, bald lächerliche, bald zu beklagends Zeitsitte meiner Nation, die ganz den Sclavensinn des vielfarbigen Deutschen Charakters bezeichnet. — Immer noch herrscht unter den höhern Ständen die eiserne Gewohnheit, die Erziehung ihrer Kinder, sonderlich der Mädchen, Französischen Erzieherinnen anzuvertrauen, und mithin selbst derjenigen Nation Geschmack, Sitten und Grundsätze abzuborgen, die bisher eben jene Stände als die verworfenste und sittenloseste unter allen verdammt haben.

Nichts würde unverständiger seyn, als zu behaupten, daſs alle jene Französischen Erzieherinnen unserer sogenannten vornehmen Jugend der schlechtere Theil unserer fürchterlichen Nachbarn wären, und daſs das Haus, worin sie aufgenommen würden, so gut, als moralisch verpestet und verloren sey. Es giebt unter jenen Fremdlingen gewiſs sehr viel edle, hellgeistige und respectable Frauen, welche sich um die Deutsche Erziehung, wenigstens um die Erziehung einzelner Familien, nicht geringe Verdienste erworben haben; Frauen, denen wir die gebildetsten und tugendhaftesten Gattinnen und Mütter verdanken, und die das stürmische Frankreich sehr ungerecht aus seinem Schooſse warf. Allein diese machen doch bey weitem den kleinern Theil der Erzieherinnen aus. Die meisten Französischen

Gouvernanten kommen entweder als flatterhafte, unwissende, schon früh verdorbene Kinder, oder als alte mürrische, gallsüchtige und ränkevolle Matronen nach Deutschland, und werden bekanntlich, wie andere Mode- und Luxusartikel, aus der Fremde verschrieben. Man wendet sich deſshalb an entfernte Freunde und Freundinnen, verläſst sich auf ihre schönklingenden Empfehlungen, erkundigt sich mehr nach dem Accent, als der Moralität der neuen Pädagoginn, nimmt sie mit offnen Armen, oder doch mit gravitätischer Deutscher Gutmüthigkeit auf, — und nun ist das liebe Erziehungswesen des hohen Hauses so modig, d. h. so vollkommen und vortrefflich, als möglich, eingerichtet. Ist die Französische Dame einmal auf- und angenommen: so muſs man sie natürlicher Weise, wenn ihr auch alle Talente zur weiblichen Erziehungskunst fehlen sollten, einige Zeit behalten; theils deſswegen, weil man nicht immer sogleich eine Andere bekommen kann, und man sie, ohne unbarmherzig zu seyn, nicht zu schnell wieder fortschaffen darf; theils auch deſswegen, weil man, der Sprache wegen, eine untaugliche Französische Erzieherinn einer gebildeten und talentvollen Deutschen vorzuziehen pflegt, und so hat man denn Beyspiele in Menge, daſs auch die allerungeschicktesten Gouvernanten, die verworfensten und sittenlosesten Ausländerinnen Jahre lang beybehalten werden, wenn auch die Kinder unter solchen Händen und bey solchen Beyspielen an Leib und Seele verkrüppelt werden sollten.

Es ist etwas Schauderhaftes, wenn man daran denkt, daſs so viele Ältern, um ihren Kindern eine modige, d. h. eine gezwungene, meistentheils nur äuſsere und schimmernde Erziehung zu geben, die erste, beste Französinn aufhaschen, — ohne sich vorher mit gröſster Genauigkeit von ihrer Moralität, ihren Grundsätzen, ihrem Charakter und ihren pädagogischen Fähigkeiten zu unterrichten. Nie greift man bey so wichtigen Angelegenheiten in einen unsicherern Glückstopf. Denn die Testimonia, welche dergleichen Damen oft in groſser Menge mitzubringen pflegen; sind wahrlich nicht immer gültige Zeugnisse von der hoch gerühmten Güte und Vortrefflichkeit des Subjects; sondern meistentheils nur ein tönendes Erz und klingende Schellen. Denn wenige gnädige Herren und Damen haben ein so enges Gewissen, daſs sie einer Französinn, welche sie gern entfernen wollen, ein rühmliches Testimonium vorenthalten sollten. Andere Zeugnisse dieser Art werden von ihren Überbringerinnen selbst abgefaſst; noch andere werden auf so mancherley Weise erschlichen, und aus so mancherley Gründen gegeben! — So hat man Beyspiele, daſs angesehene Männer ihre Maitressen und Freudenmädchen in andern Häusern als Erzieherinnen empfahlen, und auch mit solchen immer noch ihren verbothenen Umgang fortsetzten. —

Man wird mir hoffentlich nicht den Vorwurf machen, daſs ich die Farben zu dem nachstehenden Gemälde Französischer Erzieherinnen zu hart und mit einer feindseligen Hand aufgetragen habe. Diejenigen, welche viel in der groſsen Welt lebten, und die Menschen sammt und sonders mit einer unpartheyischen Gemüthsstimmung beobachtet haben, werden meine Äuſserungen leider! durch die Erfahrung meistentheils bewährt finden. Alles, was ich sonst schon von dem andern Geschlecht vielleicht mit zu vieler Offenherzigkeit gesagt habe, und auch jetzt von diesen fremden Bildnerinnen unserer hochwohlgebornen Jugend sagen werde, war aus jener Erfahrungsquelle geschöpft, — und Heil dem Hausvater und der Hausmutter, die diese Erfahrung nicht bey ihren eigenen Familien zu machen Gelegenheit hatten! — und tausendfaches Heil jedem Deutschen Fräulein, das durch eine Französische oder französirende Pädagogik nicht an Leib und Seele vergiftet wurde, sondern an der Seite ihrer edeln Mutter den Seelenadel und die Liebenswürdigkeit ihres Geschlechts behauptete!

Sind jene auswärtigen Erzieherinnen — jung, — und ich möchte sagen, dafs es die Französinnen wegen der Flatterhaftigkeit ihres Nationalcharackters bis in ihr funfzigstes Jahr bleiben; — so sind es gewöhnlich die leichtsinnigsten Wesen von der Welt, ohne alle Festigkeit der Seele, ohne Grundsätze, ohne Überlegung und ohne reelle Cultur. Es sind Comödiantinnen und Gauklerinnen im ganzen Sinne des Worts. Ihre ausgelassene Lustigkeit, ihr Tanzen und Singen, ihr Raisonniren und ihre Witzeleyen aller Art haben kein Ende. Sie machen die Kräusel bey jeder Unterhaltung, und den Harlekin zu Hause und auf Reisen. Nichts hält sie fest; sie lachen und weinen in Einem Athem; sie küssen und zürnen zehnmal in Einer Minute. Der Sturm ihrer Gefühle treibt sie hin und her, und sie schweben fast immer über der Erde. — Und doch würde man ihnen diese, ihrer Nation angeborene Quecksilbernatur verzeihen; allein hiermit verbinden sie noch eine Menge anderer Charakterschwächen, die sich durchaus nicht mit der Würde einer Erzieherinn, und mit der Ausübung ihrer groſsen und ernsten Pflichten vertragen. Denn gemeiniglich sind diese jungen Dirnen

a) sehr sinnliche, sehr inflammable und sehr verführerische Mädchen, die nicht lange in einem Hause verweilen können, ohne entweder selbst einen Liebesroman zu spielen, oder Andere, — ja wohl selbst ihre heranwachsenden Elevinnen in solche Romane zu verwickeln. Das Französische Weib ist überhaupt zu solchen Intriguen wie geboren. Ihre reitzbare Phantasie, und ihr immer kochendes Blut, verbunden mit ihrer grenzenlosen Eitelkeit und Eigenliebe, führen sie dahin, und ihr natürlich schneller, listiger Verstand hilft die Intrigue vollenden. — Es giebt Häuser genug, wo diese anlockenden und verfuhrerischen Mädchen die ruhigsten und glücklichsten Ehen getrennt, und ganze Familien durch einen verfeinerten Geist der Sinnlichkeit moralisch verderbt haben. Es wird dem ehrlichen Deutschen, der sich bey allem seinem Phlegma doch sogern geschmeichelt siehet, schwer, den Liebkosungen, der schelmischen Gewandtheit, dem feurigen Auge, der schmachtenden Mimik, dem kunstlichen Ausstellungen weiblicher Reitze und der bezaubernden Beredsamkeit einer Französinn zu widerstehen, wenn sie einmal seine Überwindung beschlossen hatte. Die Kunst, finstre Launen wegzuplaudern, die Stunden des Überdrusses und der langen Weile durch anlockende Erzählungen und witzreiche Schwänke zu verscheuchen, den zärtlichen Wünschen und Erwartungen unseres Geschlechts auf eine überraschende Art zuvorzukommen, die weichsten Seiten unseres Gefühls zu rühren, und während dieser Rührung unsre Schwächen zu erforschen, und zu benutzen; kurz, das Herz der Männer anzulocken, zu verstricken und fest zu halten, — versteht kein Weib besser, als die Französinn. — Sie ist die einschmeichelndste Heuchlerinn unter der Sonne; sie beredet uns mit dem lebhaftesten Ausdrucke ihrer Empfindungen, daſs sie ganz für uns lebt, und nur ein Herz und eine Seele mit ihren Freunden ausmacht. Sie scheint durch den kleinsten Zusatz unseres Glücks in Begeisterung zu gerathen; sie schreibt alles unsern Verdiensten zu; sie entschuldigt auf eine liebevolle Art unsere Fehler; sie bringt unserer Eigenliebe täglich neue Opfer; sie zerflieſst bey unserm Miſsgeschick in Thränen. Kein irdisches Wesen kann seine Sympathie, sein Mitleiden und Bedauern theatralischer und zugleich herzlicher und eingreifender ausdrücken, als sie. — Das lebhafteste und feurigste Deutsche Weib kann es hierin ihrer verfeinerten und verschmitzten Nachbarinn nicht gleich thun. Die Deutsche folgt gemeiniglich nur den graden und herzlichen Eingebungen ihres Gefühls;

sie schreitet in ihrer Liebe mit mehrerer Langsamkeit und Redlichkeit fort; sie kann sich nicht so künstlich verstellen; Religion und Schamhaftigkeit macht sie vorsichtiger und sittsamer, anstatt, daſs uns jene mit kühner Zärtlichkeit bestürmt, und keinen Kunstgriff zu unserer Besiegung unversucht läſst. Der Deutsche Ehemann findet daher, wenn seine Grundsätze nicht fest genug sind, in seiner Französinn ein liebenswürdigeres und bezaubernderes Geschöpf, als in seiner Gattinn, und diese nährt dann nicht selten eine Schlange an ihrem Busen.

Noch gefährlicher werden diese fremden verführerischen Mädchen den Ehemännern durch den Umstand, daſs sie in der schönern Blüthe ihrer Jugend um die Gunst der Männer buhlen, wenn die Hausfrauen derselben bereits zu ältern anfangen, oder auch, wie so viel tausend Weiber, die Kunst, ihre Männer auf eine angenehme Art zu unterhalten, — nicht genug studiren. Nichts ist natürlicher, als daſs die jungen

Ausländerinnen diesen Umstand für sich zu benutzen suchen, und wenn sie auch nicht lasterhaft sind, doch auf irgend eine Art gern über den Hausherrn herrschen mögen. In vielen Häusern sind sie die Vorleserinnen des Hausvaters; sie raisonniren und deraisonniren mit ihm über Geschmack, Liebe, eheliche Freyheiten, Lectüre, Unsterblichkeit der Seele, Politik, und über alles, wovon sich der Mann am liebsten unterhalten läſst. In andern Häusern sind sie gleichsam die Regentinnen aller Familienangelegenheiten. Der Hausvater thut nichts ohne ihren Willen und ihre Verfügung. Alles, was sie treiben, einleiten und erfinden, hält man für sinnreich und untadelhaft. — Die Gattinn spielt in dem Conseil des Hauswesens nur eine stumme Rolle, oder ihre rathende Stimme gilt so viel als nichts. Die junge Französinn herrscht durch ihre Liebe über den Mann, und durch ihre Geschicklichkeit im Putzmachen über Frau und Kinder. Sie theilt die Belohnungen und Strafen der Domestiken aus; sie ordnet Feste, Assembleen und Tänze an; sie schlieſst Heirathscontracte, kurz, sie ist die geheime Rathinn der ganzen Familie. Man hat Beyspiele genug gesehen, — wie allmächtig dergleichen junge Ausländerinnen selbst über sehr bejahrte Ehemänner geherrscht, und dadurch Jahre lang in den angesehensten Häusern als wahre Furien gewüthet haben.

Ist der Herr im Hause nicht der Gegenstand ihrer Verführung, entweder, weil er seine Gattinn selbst noch mit Herzlichkeit liebt, oder, aus Achtung für sie, ihre Eifersucht nicht reitzen mag, oder auch als ein rechtlicher Mann aus Grundsätzen seinen Kindern kein böses Beyspiel geben will: so muſs der Roman mit irgend einem andern männlichen Wesen angesponnen werden. Gemeiniglich ist dann die Zielscheibe dieser Sirenen der Pädagog des Hauses. Es ist unvermeidlich, daſs nicht in den meisten Häusern zwischen Erziehern und Erzieherinnen Verbindungen geschlossen werden, die so nahe bey und mit einander leben, und sich so leicht ihre Herzen einander mittheilen können. Die Französinn ist jung, feurig, coquett; die Liebe ist ihr Element; sie kann ohne diese nicht leben; — der Hauslehrer ist meistentheils ein nicht lange von der Academie gekommener Jüngling; dort hatte er sich schon mit der Liebe vertrauter gemacht; sein lästiger Beruf verlangt Zerstreuung und Erholung; das lüsterne Mädchen schwebt immer vor ihm, er immer vor ihr; nach und nach berühren sich ihre Seelen in traulichen Gesprächen über die Verwandtschaft ihrer Lage und ihrer Berufsgeschäfte; sie werden sich einander unentbehrlich. Was kann man anders erwarten, als daſs beyde gar bald eine Vertraulichkeit schlieſsen werden, die meistentheils in Schwärmerey, in Eheversprechungen, oder in noch etwas viel Schlimmeres auszuarten pflegt. Nun kann man leicht denken, wie das ganze Erziehungswesen unter der Anfuhrung solcher schmachtenden Schäfer und Schäferinnen betrieben wird. Fast alles geht krebsgängig, bunt und verwirrt durch einander. Eine solche Erziehungsschule ist ein sprechendes Bild der verkehrten Welt. Jeder Augenblick, den die Geliebten zu ihrer eigenen Unterhaltung erhaschen können, wird der Erziehung der Kinder geraubt; und auch dann, wenn sie nicht immer bey einander seyn dürfen, werden dennoch ihre Geister immer neben einander leben. Wenn der Erzieher unterrichten soll, — schreibt er Liebesbriefe, macht Verse, componirt Tänze, schneidet Silhouetten aus, und vertändelt ganze Stunden mit Ausschmückungen seines Körpers. Die Französische Erzieherinn treibt ein ähnliches Spiel mit ihrem Leben und ihrer Zeit. — Sie ist noch zerstreueter, noch unbrauchbarer, als er; sie hat für nichts Sinn, als für die Intrigue; die Berufspflichten werden nur als Nebensache getrieben. An den Tagen, wenn der Hausherr und die Hausfrau nicht daheim sind, wird für die Erziehung und den Unterricht der Kinder gemeiniglich nichts gethan; die Schulstuben werden verschlossen; die Kinder laufen ohne Aufsicht herum, und die Geliebten beschäftigen sich mit ganz andern Dingen, als mit den Geschäften, wofür sie bezahlt werden.

Wenn diese Herzensverbindungen mit einiger Klugheit und Vorsicht getrieben werden, so bleiben sie gemeiniglich den Ältern lange unbekannt, oder erregen doch erst späterhin Argwohn und Verdruſs. Denn solche Erzieher und Erzieherinnen haben gemeiniglich ihre Zöglinge in einem sehr hohen Grade und auf mancherley Weise für sich eingenommen. — Die Kinder schweigen nun aus Dankbarkeit, weil sie durch die Einverständnisse ihrer Lehrer und Lehrerinnen mehr Freyheit und Spielraum ihrer jugendlichen Munterkeit bekommen. Die Ruthen und andere Bestrafungsmittel ruhen jetzt in gutem Frieden, — denn die Liebe trägt und duldet alles. Das Toben und ewige

Zu-

Zurechtweisen und Schelten der Erzieher verwandelt sich in ein nachgebendes, nachsichtiges und tolerantes Wesen. Die Kinder bemerken es sehr bald, daſs sie nicht mehr so oft, wie sonst, bey ihren Ältern verklagt werden; daſs man nicht mehr so genau ihre verheimlichten Unarten ausspionirt, und daſs man ihnen jetzt mehr frohe Stunden schenkt. Dieser umgeänderte Erziehungston, diese übergroſse Nachgiebigkeit der Lehrer und Lehrerinnen, zieht die Kinder dann oft so sehr an diese an, daſs jene sich nicht selten als Mitgehülfen bey den Liebeshändeln ihrer Aufſeherinnen gebrauchen lassen. — Sind die Kinder einmal für dieselben eingenommen, so lassen sich die vernünftigsten Ältern sehr leicht durch die Fürsprache ihrer Lieblinge täuschen, und ein paar Verweise sind dann die ganze Strafe, womit die Intrigue des Lehrers und der Lehrerinn belegt wird.

Man denke sich die traurigen Folgen, die vornehmlich für heranwachsende Töchter aus einer solchen Erziehungsschule entstehen können und entstehen müssen. Keine Influenza steckt schneller und leichter an, als Coquetterie zwischen jungen Frauenzimmern, zumal wenn sie Freundschaft für einander fühlen. Empfindeley und Schwärmerey pflanzt sich, wie ein electrischer Schlag, fort, und dauert, durch das frühe Beyspiel der Erzieherinnen angeregt, oft durch das ganze Leben hindurch. Wenn die Weiber in der groſsen Welt, die eine zweydeutige Rolle gespielt haben, uns die Geschichte ihrer Liebe schildern dürften, so würden wir von den meisten das Geständniſs hören, daſs ihre Französinnen den ersten Funken der Coquetterie und Sinnlichkeit in ihnen angefacht, und ihre Gefühle so früh zur Reiſe gebracht hatten. Wird die junge Französische Erzieherinn, die sich so ganz der Liebe hingegeben hat, ihren Zöglingen nicht ähnliche Freuden erlauben, oder, um selbst sicher zu gehen, die Romane und Romänchen der ihr anvertrauten Töchter zu verheimlichen suchen? Es giebt Häuser, worin, durch Unterstützung der Französischen Erzieherinn, ein jedes Fräulein ihren heimlichen Liebhaber hat, heimlich Besuche giebt und annimmt, heimlich verführerische und unanständige Schriften liest, — während die Ältern ruhig schlafen, und von den Tugenden ihrer Töchter träumen. Fast überall, wo junge Französinnen das Erziehungswerk besorgen, wird man leicht bemerken, daſs die jungen Mädchen einen nicht gemeinen Hang zur Coquetterie verrathen, daſs ihre Ausdrücke freyer, ihr Witz zügelloser, ihr ganzes Betragen verdächtiger und ihre Sitten bald verwerflicher, bald lächerlicher, als in andern Hausern, sind; daſs ihre Klugheit und ihre Gefuhle, in Absicht gewisser Dinge, früher reif werden; daſs ihre Rechthaberey, ihre vorlauten Meinungen, ihr Hang zu medisiren, ihr leichtfertiges Benehmen gegen die Männer, sich in einem hohen Grade auszeichnen. Wenn aber auch jene fremden Erzieherinnen keine Neigung zu Ausschweifungen und zärtlichen Intriguen haben sollten, so sind es doch gemeiniglich

b. affectirende und verkünstelte Thörinnen, welche ihren Elevinnen eine ähnliche Richtung und Verstimmung des Characters geben, und das liebenswürdige Deutsche Mädchen zu dem unnatürlichsten und verschrobensten Wesen von der Welt machen. Daher die groſse Menge bedauernswürdiger Marionetten in der groſsen Welt, die nimmer wiedergeboren werden können, sondern zeitlebens den ihnen aufgedrückten, steifen und abgezirkelten Französischen Ton behalten, und für alle geschmackvollere und natürlichere Gesellschaften ungenieſsbar bleiben. Der Verfasser dieses Aufſatzes hat Gelegenheit gehabt, eine Menge würdiger und aufgeklärter Weiber kennen zu lernen, denen immer noch, selbst in ihren spätern Jahren, die gezwungene Tactik der Französischen Erziehung anhing, die sich nimmer davon loswinden konnten, und es selbst laut beklagten, daſs sie so maschinenartig erzogen wurden. Sie kämpften mit sich selbst; aber sie sanken immer in die alte Gewohnheit zurück.

Wenn es aber selbst diesen gescheidtern, mit ihren Französischen Gewohnheiten unzufriedenen Frauen nicht glücken wollte, sich von den eisernen Fehlern ihrer Erziehung loszuwickeln, — In welcher kläglichen Gestalt müssen uns vollends diejenigen erscheinen, welche gerade das Lächerliche jener Gewohnheiten verehren, und den Französischen Tact und seine ganze Handelsmaschinerie für die feinste und richtigste Lebensregel halten. Geschmacklosigkeit vereinigt sich hier mit sclavischer Achtung für Unnatur und bizarre Sitten. Auf das Phlegma des Deutschen Weibes ist Französischer Leichtsinn, Französische Sittenfreygeisterey und Affectation gepfropft. Diese seltsame Mischung giebt ein lächerliches Ganze! Das Deutsche Weib paſst nun nicht mehr in ihren eigenen, noch in einen fremden Charakter, sondern erscheint gleichsam als ein Mittelgeschöpf, das aus zwey Geschmacklosigkeiten zusammengesetzt ist, und, indem es die einfache Originalität seiner Nation von sich wirft, das Thierische und Kleinliche seiner Nachahmungssucht nur desto sichtbarer macht. Weiber dieser Art thun endlich nichts mehr, was der Natur ähnlich sieht. Sie nennen das Natürliche häſslich, und das Häſsliche schön; die sonderbarsten Moden und Denkweisen gefallen ihnen am meisten; sie reden eine fremde Sprache, die sie kaum selbst verstehen. Sie zieren sich bey den allergewöhnlichsten Ausdrücken; sie erheben bey Kleinigkeiten mit Pathos und Feyerlichkeit ihre Stimme, und gähnen bey erhabenen Gedanken. Sie gleichen einem schlechten Instrumente, worauf ein ungeschickter Lehrling lauter falsche Töne greift. Dieſs ist meine unmaſsgebliche Definition derjenigen Frauen, die in ihrer Jugend durch eine Französische Erziehung verbildet wurden, und ohne eine solche vielleicht die Zierden ihres Geschlechts geworden wären.

Die jungen Französischen Erzieherinnen sind

c) gemeiniglich, und fast ohne Ausnahme, die unwissendsten und wissenschaftslosesten Dirnen von der Welt; und doch hat man sie in der Absicht herbey gerufen, daſs sie den Verstand der Kinder mit nützlichen Kenntnissen bereichern sollen. Welch ein Widerspruch! Woher sollen sie aber auch die bessern wissenschaftlichen Kenntnisse erlangen, da sie in einem Lande geboren sind, wo die weibliche Erziehung so unendlich vernachläſsigt wird, wo man nur immer auf den äuſsern Austrich hinarbeitet, und sich die ganze literarische Ausbildung eines Frauenzimmers bloſs auf die Lecture einiger witzigen, empfindsamen und wollüstigen Romane erstreckt? Wer Gelegenheit gehabt hat, die Kenntnisse dieser Ausländerinnen ein wenig in der Nähe zu beleuchten, wird und muſs erstaunen, wie weit diese Jungfern gemeiniglich noch zurück sind, und wie wenig sie sich um die allernothwendigsten Vorerkenntnisse ihres Berufs bekümmert haben. Sie scheinen stolz darauf zu seyn, — nichts zu wiſsen. Die Geschichte kennen sie nicht. Die ersten Begriffe der Geographie, der Naturhistorie und der Physik sind ihnen unbekannt, oder sie verwechseln Länder, Städte, Zeiten und Begebenheiten seltsam mit einander. Man kann ihnen hierin die ungereimtesten Dinge sagen, und sie werden dieselben glauben;

sie vertheidigen ihre wissenschaftlichen Fehler mit dreister Stirn. Sie erstaunen, wie man es wagen könne, mehr Kenntniſs, als sie, zu besitzen, und nennen alles, was sie nicht verstehn, Deutsche Kleingeisterey.

Selbst in Absicht eines richtigen und gründlichen Sprachunterrichts ist man selten bey ihnen wohlberathen, wenn sie auch ihre Sprache schön und gut ausdrücken sollten. Wenige besitzen die Gabe, ihren Zöglingen das Französische auf eine leichte und fehlerfreye Art beyzubringen. Unter Hunderten giebt es immer nur einige, welche ihre Sprache nach den Regeln der Grammatik zu beurtheilen wissen. Wenn aber auch die meisten mit dieser Kunst in ihrer Ursprache bekannt seyn sollten; so fehlt es ihnen doch wiederum an grammatikalischer Kenntniſs des Deutschen, um ihren Zöglingen auf eine reelle Art in der Sprachkunde nützlich zu werden. Alles, was daher diese von jenen Ausländerinnen, in Absicht des Französischen, lernen, besteht gewöhnlich nur in einer richtigen Aussprache, und in den gewöhnlichen zum alltäglichen Conversationstone erforderlichen Phrasen. Überall findet man daher junge Frauenzimmer, die nach Jahre langem Unterrichte in der Französischen Sprache unfähig sind, auch nur einen kleinfügigen Discours, ohne Anstoſs, einige Minuten hindurch fortzusetzen. Die meisten jungen Mädchen zermartern sich hierbey auf eine klägliche Art, und verstummen, wenn sie von Sachkennern angeredet werden. Auch sind die gutmüthigen Deutschen Ältern gemeiniglich schon damit zufrieden, wenn ihre Töchter sie in den gewöhnlichen Sprachfloskeln begrüſsen, und bey ihren Geburts- und Namenstagen ein Französisches Epistelchen oder Verslein produciren können. Unter tausend jungen Frauenzimmern, die das Französische von Französinnen lernen, giebt es gewiſs nicht zwanzig, die einen Französischen Dichter lesen und verstehn können.

Um sich von der gewöhnlichen Erbärmlichkeit jenes Französischen Sprachunterrichts zu überzeugen, darf man nur die Aufsätze und Briefe so vieler Gouvernanten lesen. Sie wimmeln gemeiniglich von orthographischen Fehlern, und diese pflanzen sich durch ihre Elevinnen von Generationen zu Generationen fort. Die gebildetsten Französinnen erlauben sich diese Sünden der Schreibkunst, und halten sie für Kleinigkeiten und Pedanterien, womit sich nur der ängstliche Schulmeister beschäftigen müsse. Allein eben diese Schulmeister sind es doch, welche nicht selten herbey gerufen werden müssen, wenn die Sprachübungen der hochwohlgebornen Jugend fehlerfrey erscheinen sollen.

Sind die Französischen Erzieherinnen schon bejahrte Frauen; so haben sie ausser dem oben erwähnten Fehler der Affectation und Unwissenheit eine Menge anderer moralischer Gebrechen, die sie zu dem Berufe einer verständigen Erziehung nicht selten ganz unfähig machen.

1) Sind es gemeiniglich mürrische, gefühllose, zanksüchtige und empfindliche Weiber, die entweder aus Kränklichkeit, oder wegen unerfüllter Jugendhoffnungen, oder aus Erbitterung gegen ihr Berufsgeschäft selbst, oder aus Stolz und Egoismus, mit der ganzen Welt unzufrieden sind, und diesen Geist, diesen bösen Geist, aus allen ihren Handlungen hervorblicken lassen. Die bedaurenswürdigen Kinder! Die Schule der so gern frohen Jugend wird dieser, unter einem solchen Despotismus der Erziehung, zu einem wahren Kerker gemacht, worin bald eine feyerliche Stille, ein eiskalter Ernst, bald eine militairische Disciplin herrscht, die das junge Völklein zur Ver-

zweiflung bringen möchte. Jeder Ausbruch jugendlicher Freude, jeder heitere Gedanke, jede schuldlose Freyheit wird von der strengen Sittenrichterinn mit finsterer Stirn zurückgewiesen. Über den kleinsten Fehltritt gegen den Anstand, über ein schuldloses Lachen, über einen kaum sichtbaren Fleck im Kleide wird stundenlang mit schrecklicher Monotonie gepredigt. Die hüpfende Jugend soll den düstern Sinn des Alters annehmen. Die zärtlichsten und liebevollesten Ältern wagen es kaum, einer solchen Haustyrannin zu widersprechen, da diese bey ihrer Strenge gewöhnlich mit ihren sogenannten guten Absichten prunkt, und das gröſste Unheil prophezeyht, wenn man den Kindern mehrere Freyheit schenken wollte. Der Zustand der Verdammten kann nicht schrecklicher seyn, als die Lage solcher Kinder. In dieser Hölle sind tausend junge Mädchen an Herz und Seele verwahrlost worden. Tausende haben darin ihren jugendlichen Frohsinn, ihren graden Charakter, ihre offne Wahrheitsliebe, ihre Gesundheit, ihren natürlichen Hang zur Freundschaft, ihr Zutrauen zu der Menschheit verloren, und beseufzen noch jetzt die schrecklichen Stunden und die unermeſslichen Quaalen, die sie unter dem Drucke und der Tyranney dieser weiblichen Ungeheuer erdulden muſsten.

Auſser diesem ungefälligen, mürrischen und kalten Wesen, welches wohl das allerverkehrteste — für die Erziehung der Jugend ist, sind diese Frauen noch mit allen übrigen Gebrechen des Alters behaftet. Ich rechne dahin

2) ihre unbiegsame, oft höchst unverständige Rechthaberey; ein Charakterzug, welcher nach und nach auf die Kinder übergeht, und daraus Menschen bildet, welche zeitlebens mit sich und andern Menschen

im Widerspruche stehn. Jene eiserne Rechthaberey ist als ein gegebenes schlechtes Beyspiel bey der weiblichen Erziehung um so schädlicher, da das andere Geschlecht auf alle nur mögliche Art schon früh angewiesen werden muſs, sich und seinen Willen zu verläugnen, sich als das schwächere Geschlecht in das stärkere schicken zu lernen, und in einer stillen Unterwürfigkeit seine weiblichen Pflichten zu üben, — anstatt, daſs es in jener Schule gemeiniglich nur das Gegentheil lernt. Diese so erzogenen Weiber rächen sich nachher an der Welt und ihren Familien gleichsam darum, daſs man ihnen in der Jugend so störrische Erzieherinnen gab, und ihren schuldlosfrohen Jugendsinn auf eine so peinliche Art einzuschränken suchte.

Warum findet man dergleichen eigensinnige, verschrobene, eckige, übellaunige und bizarre Frauen vornehmlich in der groſsen Welt, in den Häusern der Vornehmen und Reichen? Ich weiſs es sehr wohl, daſs es mehr, als eine Ursache dieser Erscheinung giebt; daſs die frühen Schmeicheleyen, der Stolz und Egoismus der Ältern, die Bereitwilligkeit, womit man den Wünschen und Thorheiten der Groſsen entgegen kommt; daſs der Müſsiggang, der Luxus, die Wollüste, die in dieser groſsen Welt herrschen, die Jugend in einem so hohen Grade verderben und vergiften; aber ich darf es dreist behaupten, daſs jene bejahrten Französinnen nicht wenig zur moralischen Verkrüppelung der höhern Stände beytragen. Wissen diese Erzieherinnen vollends den Töchtern einige Liebe abzugewinnen; so werden diese gewiſs nach und nach alle schiefe Seiten ihrer ältern Freundinnen annehmen, und sie nachher vielleicht nie wieder ablegen.

3) Ihr menschenfeindliches Urtheilen über Andere, ihre schneidende und bit-

tere Medisance. Kein Weib in der Welt ist hierin stärker, als diese bejahrten Französinnen. Da sie die Menschen fast immer mit einem feindseligen Auge betrachten, so fallen ihnen auch gemeiniglich nur die schwachen Seiten derselben in die Augen, und sie sind daher die unerbittlichsten Sittenrichterinnen ihrer Nebenmenschen. Sie lassen in den Stunden ihrer Laune, ihrer Empfindlichkeit und bittern Eloquenz keinem Verdienste und keiner Tugend Gerechtigkeit widerfahren; auch hier suchen sie nur das Schwache und Lächerliche auf, und eben dadurch machen sie ihre Zöglinge gegen das Edle und Schöne selbst gleichgültig. Eine Erziehung aber, wobey der Mensch nicht geehrt, sondern verkleinert wird, ist unstreitig die schlechteste und verkehrteste von allen. Ein solches Institut wird endlich eine vollendete Lästerschule, worin die Frau Erzieherinn präsidirt, und die Fräulein Tochter den guten Namen jeder rechtlichen Frau unbarmherzig herabwürdiget.

Ich übergehe die andern mannigfaltigen Schwächen und Gebrechen dieser alten Ausländerinnen, — ihre so oft schon getadelte Unreinlichkeit, ihre Herrschsucht, die sie bey so vielen Familien gründen, ihre nicht seltene Neigung zum Trunk, ihren Hang, sich in fremde Händel zu mischen, ihre Zanksucht u. s. w. Ich wiederhole hier aber noch einmal, daſs es viele Ausnahmen bey meinem Gemälde geben kann, und daſs jede Nation ihre guten und bösen Seiten hat. —

„Aber — werden mir die Frauen, welche ihren Kindern keine auswärtige, sondern einheimische Erzieherinnen gaben, einfallen —: unsere Deutschen Gouvernanten sind ja nicht besser. Auch sie sind sinnliche Coquetten, verkünstelte und unwissende Mädchen, oder alte, mürrische, eigensinnige und medisirende Erziehungstyranninnen.“ Diesen Einwurf muſste ich erwarten. — Wenn es aber hiermit wirklich seine Richtigkeit hat, so weiſs ich euch, liebe Deutsche Frauen, keinen andern Rath zu geben, als den:

Erwerbt euch selbst weibliche Liebenswürdigkeit des Herzens und weibliche Ausbildung des Verstandes; — ehrt die Tugend und die Schaamhaftigkeit als die reinsten Schutzengel eures Geschlechts; — sucht in häuslicher Stille und in freudiger Übung eures Berufs euer höchstes Glück; — vermeidet das jämmerliche und seelenlose Visiten- und Assembleenleben; — gebt eurem Charakter Würde und Festigkeit; — vergeltet nicht Böses mit Bösem; — seyd immer wahr und grade; — handelt in allen Lagen eures Lebens nach reinen Grundsätzen, — und dann —

Erziehet eure Töchter selbst!!

hilos. Anthrop. Ser. varia. 1303.

~~8. 16. 113.~~

Der
Mann.

Ein
anthropologiſches
Charaktergemälde
ſeines Geſchlechts.

Ein Gegenſtück
zu
der Charakteriſtik des weiblichen Geſchlechts.

Von

Carl Friedrich Pockels,

Herzogl. Braunſchw. Lüneburg. Hofrathe.

Erſter Band.

Hannover,
in der Ritſcherſchen Buchhandlung.
1805.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Einleitung.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Einleitung.

Der Herausgeber dieſer Schrift hatte in der Vorrede zum erſten Bande ſeiner Charakteriſtik des weiblichen Geſchlechts — ein ähnliches Gemälde des männlichen verſprochen. Er wurde zu dieſem Verſprechen ſelbſt — durch die auffallendſten Beziehungen des weiblichen Geſchlechts zu dem unſrigen, durch die phyſiſchen und ſittlichen Beſtimmungen beyder für einander, durch die verwandten Schattirungen und Analogien ihrer Gefühle, und durch die bald feinern, bald härtern Contraſte derſelben verleitet, die ihm in ſeinen Betrachtungen über die Weiber augenblicklich, und ſelbſt ungeſucht, aufſtießen, und ſich ihm gewiſſer

Maßen aufdringen mußten. — Hier konnte er nähmlich keinen Schritt thun, ohne überall, bey Vergleichung ihrer ſo verſchiedenen und doch wiederum ſo höchſt ähnlichen Natur, zu bemerken, — daß ſich ein Geſchlecht durch das andere am genaueſten, nicht blos naturhiſtoriſch als Sinnenweſen, ſondern auch pſychologiſch als Vernunftweſen, erklären laſſe; — daß ſelbſt die unbedeutendſten oder wenigſtens ſo ſcheinenden Anlagen und Entwickelungen des einen für die Anlagen und Entwickelungen des andern vorhanden ſind; — daß überall das beyderſeitige Spiel ihrer Leidenſchaften, ihrer Denkart, ihres Charakters in einander greife; — und daß man die Beobachtungen über die ſittliche Natur des geſelligen Menſchen nie ganz in's Reine bringen könne, wenn man nicht die phyſiſchen und geiſtigen Annäherungen beyder Geſchlechter zu einander, und zu ihren höhern Zwecken, — zu berechnen ſuche.

Dieſe Geſichtspuncte hat der Verfaſſer während ſeiner ganzen Behandlung dieſer wichtigen Materie nie aus dem Auge verloren, und er glaubt, das Intereſſe und die Vielſeitigkeit derſelben durch ein öfteres Vergleichen des beyderſeitigen Geſchlechtscharakters befördert zu haben. In der Charakteriſtik des weiblichen Geſchlechts iſt er dieſen Vergleichungen ſehr oft und — abſichtlich ausgewichen, aber hier durfte er es um ſo weniger thun, weil das gegenwärtige Werk die Charakteriſtik beyder Geſchlechter beendigen, und ihre Beziehungen auf einander zum Abſchluß des Ganzen darſtellen ſollte. — Uebrigens iſt das Ganze des gegenwärtigen Gemäldes ſelbſt ein fortlaufendes beſchreibendes [hiſtoriſches] und erklärendes [pſychologiſches] Raiſonnement über die Originalität des Mannes, von ſeiner niedern Stufe des animaliſchen Sinnenlebens bis zu ſeiner höhern männlichen Freyheit und Geiſtigkeit hinauf, — oder bis dahin, wo er ſich ſeinen Charakter, — ſeine Denkungsart ſelbſt, — und durch eigene menſchliche Kraft, giebt.

Anfänglich durfte der Verfaſſer den Mann durchaus nur als ein zur Geſelligkeit beſtimmtes

Sinnenweſen zeichnen, in ſo fern er ſich durch ſeine größere phyſiſche Stärke, und ſein lebendigeres leidenſchaftliches Kraftgefühl, gleichſam in allen Puncten ſeiner Organiſation, von dem zartern Geſchlechte unterſcheidet, und dadurch in der Schöpfung der Lebendigen den hohen Charakter der Mannheit documentirt. An die Darſtellung dieſer originellen Kraftfülle des Mannes, die, bey einer höhern Ausbildung, ſeinem moraliſchen und intellectuellen Vermögen durch einen wunderbaren Mechanismus ſelbſt ein wirkſameres Leben mittheilt, mußten ſich die Grundlinien in dem Charakter des Knaben, des Jünglings, des Mannes, des Greiſes und Schwächlings anſchließen, und dann erſt konnten die Reſultate folgen, welche aus dem geſammten lebendigern Gefühls- und Denkvermögen des Mannes, zur Bezeichnung ſeines Geſchlechtscharakters, hervorgehen. Der Verfaſſer befolgt in der Stellung dieſer Reſultate die Ordnung, worin uns der Menſch ſelbſt pſychologiſch, nach ſeiner ſinnlichen, dann ſinnlich-veredelten, und endlich nach ſeiner geiſtigen Form, als handelndes Vernunftweſen, erſcheint, — eine Stellung, die dem ganzen Gemälde, wie er glaubt, Haltung und Conſequenz giebt, und auch überall von nicht-gelehrten, aber doch gebildeten Leſern in ſeinem Zuſammenhange gefaſſt werden kann. Wenn der Verfaſſer die Zeichnung des ſo geſtalteten Charakters des Mannes nicht blos pathologiſch, — ſondern auch nach ſeiner bleibenden Sinnesart, auf der Stufe freyer und geiſtiger Kraftübung, — durchgeführt hat; ſo wird ſie durch eine hiſtoriſch-raiſonnirende Abhandlung von dem Herrſchercharakter des Mannes über das zartere Weib, nach den verſchiedenen Graden der Cultur, — ihren völligen Abſchluß erhalten.

Da die Abſchnitte, noch mehr aber die Ueberſicht des Inhalts, den Zuſammenhang des ganzen Werks deutlich genug angeben, und es, zur Rechtfertigung des folgerechten Inhalts, nur einer Aneinanderreihung jener Abſchnitte bedarf; ſo würde hier eine nähere Auseinanderſetzung des innern Fachwerks etwas Ueberflüſſiges ſeyn. Dagegen wird hier dasjenige, was man billiger Weiſe von dem Charakterzeichner ſelbſt fordern darf, und was den Werth ſeiner Arbeit als ein pſychologiſches Gemälde beſtimmt und erläutert, grade an dem rechten Orte ſtehen. — Wenn uns der Sittenmaler den Menſchen in ſeiner Sinn-, Denk- und Handelnsform als ein freyes Naturweſen ſo zeichnet, wie ihn die Natur wirklich zu jener Form bildete, mithin alles blos Idealiſche oder Fingirte bey dieſem Gemälde der Wirklichkeit vermeidet, und dieſe Wirklichkeit aus ſich ſelbſt erklärt; ſo wird ein ſolches Original im eigentlichen Sinne des Worts charakteriſirt, nicht blos anthropologiſch beſchrieben. Die Bedingungen dieſer Art von Production gelten alſo nur in der Wirklichkeit, und werden dann von dem Schriftſteller, als Künſtler, in Ausübung gebracht, wenn er ſeinen Gegenſtand als ein wirklich in ſich vollendetes, und von allen übrigen genau unterſchiedenes Ganze bis zur ſprechenden Anſchaulichkeit darzuſtellen weiß. Iſt er vollends ſo ſehr ſeines Stoffes Meiſter, daß er auch noch da Scheidungslinien des Wirklichen auffaſſen kann, wo ſich die Schattirungen des Aehnlichen in einander zu verlieren ſcheinen, und wo der ſelbſtgeübte Bonſens nichts mehr herauszufinden verſteht; ſo ſchreiben wir ihm charakteriſirenden Scharfſinn zu, — wobey aber doch der Scharfſinn ſelbſt, wie in mehrern Charaktergemälden Rouſſeaus und Anderer, — vor mancherley Mißgriffen nicht ſicher genug iſt.

Findet das geübtere Auge aber das Getreue und Treffende des wirklich Charakteriſtiſchen nicht, muß der Leſer daſſelbe gleichſam durchwühlen, um die reinen Umriſſe des Bildes und ſeine Aehnlichkeit mit einem wirklich vorhandenen Originale beſtimmt, — alſo nicht blos errathend und zweifelhaft, herauszufinden; ſo iſt der Zweck des Künſtlers ſchon zum Theil verfehlt; — er hat dann nicht ſachkundig charakteriſirt, ſondern nur auf das Gerathewohl etwas hingemalt, und vielleicht unnütze Farben in Menge dabey verſchwendet, — ja, dieſe haben wol gar, an der unrechten Stelle aufgetragen, das ſchon Unkenntliche noch unkenntlicher gemacht. Dennoch könnte aber ſeine Arbeit, blos als Kunſtwerk, und im äſthetiſchen

Sinne des Worts, vorzügliche und hinreiſſende Schönheiten beſitzen, und als ein zartes Gebilde der Phantaſie, wegen der darin herrſchenden Ordnung *), allgemein gefallen; allein in der Nachahmung des Wirklichen wäre es doch immer unvollendet geblieben. Es iſt — nicht getroffen, — alſo weiter nichts, als ein lachendes, auch wol rührendes Gemälde für das ſympathetiſche Gefühl; aber ohne ſonderliche Bedeutung für die ernſte Vernunft, die in jeder Charakteriſtik eine getreue Darſtellung des Wirklichen aus der Sittenwelt verlangt.

---

*) Darum kann auch ein romantiſches Gemälde in hohem Grade charakteriſtiſch ſeyn, und alle Bedingungen der Kunſt erfüllen, wenn das Ganze dem willkührlich entworfenen Ideale des Dichters entſpricht, und ſo conſequent geformt iſt, daß ein fingirtes Sittenweſen ſo und nicht anders handeln würde, wenn man es in der Wirklichkeit hervorrufen könnte. Sein äſthetiſcher Werth beruhet aber immer mit darauf, — daß es nicht blos in dem Kopfe des Dichters exiſtirt, ſondern auch mit allen ſeinen noch ſo ſonderbaren Einzelnheiten in der Wirklichkeit vorhanden ſeyn könnte.

Aber zur billigern Beurtheilung des Charakterzeichners ſollte man hierbey immer bedenken, daß die Darſtellung eines individuellen Charakters in der Sittenwelt doch immer noch etwas anderes, als das im Raume dargebotene Gemälde eines anſchaulichen Gegenſtandes iſt. Jener kann nicht, wie dieſer, augenblicklich und auf einmahl in unſerm Bewußtſeyn aufgenommen werden. Der Totaleindruck des ſichtbaren Bildes wirkt gleichſam wie ein Blitzſtrahl auf unſere Vorſtellungskraft; der Begriff des Charaktergemäldes hingegen entſteht nur nach und nach, und iſt deßwegen nie ganz rein abgeſchnitten in uns vorhanden, ſondern immer mit einer Menge Nebenideen und Exceptionen vermiſcht. Uebrigens verfahren beyde Künſtler, — der Handzeichner und der Seelenmaler, bey ihrer Arbeit faſt auf einerley Art, wenn man auf den Actus der Production ſelbſt ſiehet. So wie nähmlich das äſthetiſche Kunſtwerk durch die Zeichnung nur ſucceſſive entſtehen kann, indem der Abriß des Ganzen vorher in der Seele des Künſtlers ſchweben, und allen ſeinen Nebenvorſtellungen zur Grundlage dienen muß, — eben ſo kann der Sittenmaler ſeine Charaktere nur nach und nach aus der Entwickelung ihrer Originalität, durch ein fortgehendes Vergleichen der Theile mit dem Ganzen, hervorgehen laſſen.

Deſto größer iſt der Unterſchied zwiſchen der Arbeit beyder Künſtler, wenn wir auf die Möglichkeit ihrer Werkvollendung ſehen. Der Artiſt kann ſeine Arbeit ganz beſchließen, und dann mit gutem Gewiſſen ſein fecit oder pinxit darunterſetzen, weil ſich ſeine Vorſtellung davon ſelbſt auf ein von der ſichtbaren Natur abgeſchloſſenes Ganzes bezieht, und weil die Critik, wenn er das Naturwerk in der bildlichen Nachahmung treulich dargeſtellt hat, weiter keine Forderungen an ihn machen darf. Seine Kunſt geht nicht weiter, und ſoll nicht weiter gehen, — ob es gleich nach Befinden der Umſtände erlaubt ſeyn kann, etwas über die Natur ſelbſt hinauszuſchreiten, und die Naturform durch die Kunſtdarſtellung zu verſchönern. — Jenes Glücks einer abgeſchloſſenen Vollendung des Werks kann ſich aber der Charakterzeichner wol ſelten rühmen. Das Bild, welches er entwirft, bezieht ſich zwar auch auf ein Ganzes in der Wirklichkeit; allein zu gleicher Zeit allemahl auf ein freyes Naturweſen, deſſen Grundlinien und Kennzeichen nicht feſtſtehende Theile im Raume, ſondern — willkürliche Handlungen ſind, die ſich für den Blick des Seelenforſchers in einer ſteten Ebbe und Fluth befinden, und deren innere mögliche Veränderungen ſich durch keine Logik in der Welt berechnen laſſen.

Man pflegt zwar in den meiſten Fällen, nach den Regeln der Analogie und Wahrſcheinlichkeit, zu ſchließen: wenn der Menſch unter gewiſſen Umſtänden und Verhältniſſen ſo gehandelt hat; ſo wird er, wenn dieſe Verhältniſſe genau wieder zurückkommen, — wieder eben ſo handeln. Oder man könnte ſogar aus pſychologiſchen Gründen behaupten: wenn ein gewiſſer Charakter, oder auch nur ein gewiſſer Gemüthszuſtand, eine beſtimmte Richtung angenommen hat; ſo muß dieß und jenes nothwendiger Weiſe daraus erfolgen, weil das urſprünglich Charakteriſtiſche des Menſchen ſeine

Freyheit wirklich zu beſchränkten ſcheint. Allein dagegen ſagt uns die lauteſte Erfahrung, daß nichts mobiler, ſchwankender und unſelbſtſtändiger, als das menſchliche Herz iſt; daß oft in der kürzeſten Zeit, und wider unſer eigenes und aller Menſchen Erwarten, in dem Innern unſeres Willens ſolche Revolutionen und Umwandlungen entſtehen können, die durchaus von unſerm originellen Charakter abzuweichen ſcheinen, — ja, daß der Menſch ſich willkürlich und aus Grundſätzen bald dieſen, bald einen andern Character giebt, und durch dieſe moraliſche — Zweydeutigkeit zuletzt allen Charaktergrund in ſich zerſtören kann.

Wir erblicken bisweilen in den ſanfteſten, zärtlichſten und empfindſamſten Seelen, die durch die Leiden der Menſchheit und den Druck des Unrechts tief gerührt wurden, und Andern die ſchönſten Opfer der Liebe und Herzlichkeit bringen konnten, — kurz darauf ſehr harte, unbiegſame Seiten des Gemüths, der Erbitterung und Rachſucht, die nahe an Grauſamkeit und Unmenſchlichkeit grenzen, — empfindſame, genialiſche Frauen, die über die leidende Menſchheit Thränen vergießen, und ſich noch nie eines Menſchen erbarmt haben. Hingegen ſehen wir Andere, deren Charakter aus Eiskälte, Menſchenhaß und gieriger Selbſtſucht zuſammengeſetzt zu ſeyn ſcheint, ſanft und vertraulich, wie Kinder, werden, und ihre bisherige unlenkſame Gemüthsart in die liebevollſte und uneigennützigſte Humanität verwandeln. Wir ſehen bisweilen den hochtrabendſten Ehrgeiz — lange kriechen, den Geizigen ſinnlos verſchwenden, den Verſchwender in den unbarmherzigſten Sammler übergehen, und den verwilderten Mann, den Mann ohne alle Grundſätze, großmüthig und im hohen Grade edel handeln. Der Schwärmer und Andächtler war vor ſeiner ſogenannten Wiedergeburt gemeiniglich ein ſchwacher armer Sünder, der ſich allen Verführungen der gemeinſten Sinnlichkeit hingab. Nun verkriecht er ſich, durch den ſeltſamſten Umtauſch ſeines Charakters, in eine genußleere, überſinnliche Einſamkeit, und flucht mit wahrer Erbitterung einer Welt, die ſonſt ſein Himmelreich war. Eben ſo erſtaunen wir über diejenigen Menſchen, welche, bey einem Geiſte voll Licht und Wahrheitsliebe, oft wunderſchnell in — einen verfinſterten myſtiſchen Gemüthszuſtand hinabſinken, und dem Unſinne hyperorthodoxer Formeln und luftiger Hypotheſen eben ſo inbrünſtig, wie vorher dem Sinne des Wahren, anhängen konnten.

Welche ſeltſame und ungewöhnliche Erſcheinungen bringt nicht ferner die Gewalt der Liebe in dem Charakter des Menſchen hervor! Sie kann bisweilen den Gegenſtand ihrer zärtlichſten Gefühle mit erſonnenen und raffinirten Qualen verfolgen, für den ſie allein zu leben ſchien; ſie hat ſchon viele aus den liebenswürdigſten Menſchenfreunden in kalte und verächtliche Menſchenhaſſer umgeſchaffen. Sie kann die thätigſten Geiſter in ſchlaffe, mattherzige, alltägliche Naturen verwandeln, und ihre Denkkräfte und ihre Sinnesart bis zum Ausdorren alles Wiſſens und Handelns lähmen; — dagegen aber in andern, ganz gemeinen und langſamen Menſchen hohe Begeiſterungen zu den ſchönſten und größten Thaten hervorbringen. — Und — wie alle Augenblicke verſchieden und umgewandelt erſcheint uns endlich die große Menge derjenigen Menſchen, die eigentlich gar — keinen Charakter haben, ſondern ſich von dem frivolen Spiel ihrer Launen, von einer bizarren Willkür des Augenblicks, von jedem neuen Eindruck auf ihr Blut und ihre Phantaſie, ohne alle Grundſätze, hin- und hertreiben laſſen, und die unſelbſtſtändigſten Weſen unter der Sonne ſind! Wir finden ſolche jämmerlich-paſſive Charaktere in allen Ständen des menſchlichen Lebens, und ſie ſind meiſten Theils aus einer ſchlaffen Erziehung hervorgegangen, die den raſchen und mobilen Geiſt des Jünglings nicht an feſte Principien gewöhnte, ſeinen Muth tödtete, ſeinen ganzen Sinn verweichlichte, und ſeiner Leidenſchaftlichkeit einen Spielraum gab, in welchem auch nachher der erwachſene Mann keinen feſten Punct ſeiner Empfindungen und Handlungen wahrnehmen konnte.

Alle dieſe mannigfaltigen und ſeltſamen

Metamorphoſen in dem Innern des Menſchen, und die faſt nicht zu beſtimmende Vielſeitigkeit menſchlicher Charaktere kann uns überzeugen, daß die abgeſchloſſene Vollendung eines Charaktergemäldes mit großen Schwierigkeiten verbunden iſt, weil dem Zeichner deſſelben immer neue Ausnahmen von der Regel entgegenwirken. — Er gleicht gewiſſermaßen einem Reiſenden, der, auch bey der ſchärfſten Beobachtungsgabe, immer noch in Abſicht ſehr vieler Gegenſtände und Begebenheiten keine — officielle Nachricht mittheilen kann, und leicht von andern Männern, welche die nähmliche Bahn aus andern Geſichtspuncten durchſtrichen, in ſeinen Erzählungen übertroffen wird, — obgleich auch dieſe wiederum nicht alles erſchöpfen werden. Ja, man kann in einzelnen Fällen von dem Charakterzeichner eines ſo wandelbaren und in ſich verſteckten Weſens, als der Menſch iſt, nicht einmahl mehr verlangen, als daß er in ſeinem Raiſonnement die möglichſte Tendenz zeige, den Menſchen nach ſeinen Urzügen zu interpretiren, — nichts zu übertreiben, — nichts zu verſchönern, und nichts aus der Erſahrung beweiſen zu wollen, was jenſeit aller Erfahrung liegt.

Der Verfaſſer des nachſtehenden Charaktergemäldes des Mannes, — als ſinnliches — frey wollendes und denkendes Naturweſen, hat ſich hierbey eine ſtrenge Wahrheitsliebe zum Geſetze gemacht, und man wird ihm wahrſcheinlich nicht den Vorwurf einer Parteylichkeit für ſein eigenes Geſchlecht machen können. Eine enthuſiaſtiſche Vertheidigung der Männer [welcher man außerdem noch das: cui bono? entgegenſetzen könnte] kommt ihm eben ſo lächerlich und unzweckmäßig, als das überſpannte Elogium eines Agrippa*) für die Weiber vor.

---

*) H. C. Agrippae ab Nettesheym de nobilitate et praecellentia foeminei sexus, ejusdemque supra virilem eminentia libellus. Das allerſeltſamſte, zugleich lächerlichſte Product, was je

Denn dadurch wird nichts ausgemacht, — nichts erklärt und nichts zur Kunde des Menſchen beygetragen. Die Geſichtspuncte werden hier, wie bey allen Uebertreibungen, verrückt, das Natürliche durch eine zu freygebige Verſchönerung unnatürlich dargeſtellt, der Geiſt der Unterſuchung mehr geblendet, als genährt, und das Ganze wol gar als eine Norm ſittlicher Größe empfohlen, die, bey hellem Lichte beſehen, nichts als eine —— ſittliche Schwäche war*). Zeichnet

---

zum Lobe des ſchönen Geſchlechts bekannt geworden iſt, und den excentriſch-gelehrten Verfaſſer in ſeiner ganzen — Größe zeigt, wenn es auch nur eine Spottſchrift ſeyn ſollte.

*) Zu dieſen Schriften gehört die bekannte, bis zum Uebermaß und zur Schande des moraliſchen Geſchmackes geprieſene: Eliſa, oder das Weib, wie es ſeyn ſollte; — ein Charakter, der wegen ſeiner ſittlichen Schlaffheit und empfindelnden Kraftloſigkeit dem Weibe nimmer als Sittenform vorgeſchrieben werden konnte, und erſt, nach mehrern zerleſenen Ausgaben und Ueberſetzungen in mehrere Sprachen, in einer mit philoſophiſchem Geiſte aus-

uns der Dichter als ſolcher nur irgend ein ſchönes und liebenswürdiges Ideal, welches bloß im Ideenreiche exiſtiren ſoll; ſo weiß man, woran man iſt, und ergötzt ſich an dem genialiſchen Fluge des Genies, da es uns keinen Glauben an die Realität ſeiner Phantaſien in der Sinnenwelt aufdringt; aber, wenn uns der ſchlichte Proſaiker die Menſchen anders ſchildert, als ſie ſind; ſo verweiſen wir ihn entweder unter die unberufenen Romanſchreiber, oder unter die betrogenen Nichtkenner der menſchlichen Natur.

---

geſteuerten Schrift: [Eliſa, kein Weib, wie es ſeyn ſollte. Hildesh. 1800, 1801. Zwey Theile.] ſein gerechtes Verdammungsurtel erhalten hat. Jenen Fehler der Unfähigkeit zu irgend einer moraliſchen Form haben mehrere zu gleicher Zeit erſchienene Deutſche Schriften, welche das armſelige: wie es ſeyn ſoll, [und doch nimmer ſeyn darf] auf der Stirn tragen, und zugleich die Modewuth in den Aufſchriften alltäglicher Verſuche documentirten.

Alle Gemälde, die in dieſer Charakteriſtik vorkommen, ſind aus der wirklichen Welt genommen, und der Verfaſſer giebt ihr nun, um ſich der Worte des La Bruyere zu bedienen, das Geliehene wieder zurück, was er von ihr empfing*), nicht ſchöner und nicht verunſtalteter, als er den Menſchen in der Wirklichkeit fand. Seine ſicherſten und ſchätzbarſten Hülfsquellen und Hülfsmittel waren — das ernſte Studium der Geſchichte der Menſchheit überhaupt, nicht aus dramatiſchen und dramatiſch-verſchrobenen Schilderungen, nicht aus Romanen und idealiſchen Fictionen der Sittenwelt, ſondern aus den Gedankenſchätzen der größten Köpfe ſeiner Nation, und aus dem heiligſten Documente des Menſchen, — aus dem Menſchen ſelbſt, ſo weit er ſich aus der Erfahrung enthüllen und durch ein langes Beobachten charakteriſiren läßt. Schon früh erwachte in dem Verfaſſer eine unersättliche Wißbegier alles deſſen, was das Originelle des Menſchen ausmacht; ſchon als angehender Jüngling zeichnete er ſittliche Charaktere und Caricaturen aller Art zu ſeiner eigenen Uebung, weil jedes hervorſtechende Bild des Schönen und Nichtſchönen tiefe Eindrücke auf ſeine Phantaſie machte. In dem Anſchauen der ſchönen Natur, unter ſehr einfachen aber gebildeten Menſchen ſehr einfach erzogen, wurde ſein Geiſt früh durch das Nichteinfache, Verbildete und Gekünſtelte, wie durch das Liebenswürdige und Wahre im menſchlichen Leben aufgeregt, und ein edler, die Menſchen ſcharf beobachtender, Vater gab der Wißbegier des Jünglings täglich neue Stärke und neues Leben. Späterhin führte ihn das Schickſal in die größere, vielſeitige Welt. Ihr größter Reiz für ihn lag darin, neue Betrachtungen über ſie ſelbſt anzuſtellen, und ſein langjähriger Umgang mit Menſchen aus allen Ständen, von ſehr heterogener Denkart, mit Glücklichen und Unglücklichen, mit hellen Denkern und düſtern Religionsſchwärmern, mit offenen und graden, ſo wie mit verſteckten und verſchmitzten Charakteren, mit kühnen leidenſchaftlichen Köpfen, und kriechenden Muthloſen, mit Gemüthskranken und Gemüthsſtarken, mit Menſchen von hoher und ſubtiler Geiſtesbildung und deren Gegentheil, mit aufgehenden und untergehenden Genies, — und endlich mit einer Menge hoch verfeinerter, — ſchlauer, — und kindlich guter, wahrhaft oder nur ſcheinbar edler, — liebenswürdiger und doch gemüthsſchwacher, geiſtesſtarker und doch empfindelnder — Frauen — hat ſeine Menſchenkenntniß in den reifern Jahren des Mannes nicht wenig bereichern müſſen.

---

*) „Je rends au public ce-qu'il m'a prêté.“

Wie der Verfaſſer die Menge ſeiner Erfahrungen benutzt habe, — darüber mögen verſtändige Leſer richten, und er bittet um ihre Urtheile, wenn ſie ihm bey dem Inhalte der folgenden Bände nützlich ſeyn können. Vielleicht wird er manche Erſcheinung in dem moraliſchen Menſchen nicht auf die gewöhnliche Art erklären; allein jeder ſieht mit ſeiner ihm eigenen Sehkraft, — und dieß iſt das höchſte Jus naturae des menſchlichen Geiſtes, welches, wenn vornehmlich von Selbſtbeobachtungen die Rede iſt, hohe Achtung verdient. — Vielleicht ſahe der Verfaſſer auch hier und da die Dinge etwas zu ſtreng und ernſt, oder auch bisweilen zu bereitwillig von ihrer ſchwächern Seite an, und verrieth eine Neigung, — moraliſche Verzerrungen des Menſchen zu ſichtbar und grell auszumalen. Die Leſer können Recht und auch nicht Recht haben. Sind dergleichen Caricaturen des Charakters wirklich vorhanden; haben ſie vollends dem ſchiefen Sinne ihrer Denk- und Handelnsweiſe die Freyheit ſelbſt aufgeopfert; ſo ſind ſie durchaus ein Gegenſtand der Seelenzeichenkunde, und gehören, als ſtarke Abweichungen von der Regel des Schönen und Edeln, vornehmlich in eine gemiſchte Galerie anthropologiſcher Gemälde. Es giebt Seiten der menſchlichen Natur, die nicht ſcharf genug gezeichnet werden können, weil ihre Abbildung in der Wortſprache doch nur immer ein ſchwacher Abdruck ihrer lebendigen Wirklichkeit iſt.

Vielleicht wird man dem Verfaſſer auch noch den Vorwurf machen, daß er bisweilen zu ſehr in das Einzelne gewiſſer Charaktere hineingegangen iſt. Allein dieß ließ ſich nicht immer vermeiden, und der Verfaſſer hat auf die Claſſe derjenigen Leſer keine Rückſicht nehmen können, die überall nur eine abſpringende Lectüre ſuchen, und nur immer fragmentariſch abgefertigt ſeyn wollen. Während der maleriſchen Darſtellung eines ſo höchſt componirten, ſich oft ſo widerſprechenden Weſens, als der Menſch iſt, drängen ſich dem Charakterzeichner nicht nur augenblicklich neue Ideen aus ſeinem Erfahrungskreiſe auf, ſondern er muß auch hierbey oft die allerkleinſten Umſtände beachten, weil ſie nicht ſelten den Schlüſſel zu ſehr wichtigen pſychologiſchen Phänomenen mit ſich führen. Ja, es giebt einzelne Charaktere, die man nicht anders, als eine aus unzähligen Kleinigkeiten componirte Sinnesart, betrachten kann. Iſt aber der Beobachtungsgeiſt einmal erweckt, und der Sinn für pſychologiſche Unterſuchungen und Deutungen lebhaft angeregt; ſo wird er leicht ein alles verſchlingender Geiſt, und ſeine Vermuthung, daß, wenn er tiefer grübe, er noch mehr Schätze der Menſchenkenntniß finden dürfte, führet ihn bisweilen zu Entdeckungen, die allein aus dem Vereinzeln und Zerſpalten gewöhnlich ſcheinender Empfindungen hervorzugehen pflegen.

Nur muß er ſich hüthen, das einzeln Herausgefundene nicht ſogleich als etwas Allgemeines hinzuſtellen, und ſo der Wahrheit der Entdeckung auf eine unpſychologiſche Art zu — ſchaden.

Damit aber die hier vorkommenden Gemälde nicht eine zu trockene und zurückſtoßende Form annehmen möchten; ſo hat der Verfaſſer faſt überall für die möglichſte Abwechſelung des Stoffs geſorgt, indem das Brauchbare und Belehrende mit dem Unterhaltenden, ohne Künſteley, in Verbindung gebracht worden iſt. Er läßt ſeine Menſchen weniger raiſonniren, als — handeln, und er meint, daß hierdurch ein anſchaulicheres Leben durch das Ganze verbreitet worden ſey. Denn dadurch haben ſeine Deutungen des Mannes eine gewiſſe Vielſeitigkeit erhalten, — und dem Gemälde deſſelben eine Sichtbarkeit gegeben, die ihn nach allen ſeinen Seiten kenntlich machen ſollte. Die beſte Empfehlung dieſes Gemäldes wird immer die ſeyn, wenn verſtändige Leſer es wenigſtens bey den Hauptſtellen ſelbſt empfinden, daß das Geſagte in ſie eindringt, und ihnen als — aus ihrer Seele niedergeſchriebene Wahrheit erſcheint. — Dieſe Erwartung iſt nicht unbeſcheiden, denn ſie gründet ſich auf den Wunſch, daß dieß ſo ſeyn möge, und daß der Erfahrungsreichthum der Leſer und Leſerinnen die Arbeit des Verfaſſers nicht verwerfe, ſondern ihr als einer ſchweſterlich Verwandten freundlich entgegenkomme.

Endlich iſt das gegenwärtige Werk wol das erſte vollſtändige Gemälde, welches uns den Charakter des Mannes von allen Seiten ſeiner Originalität darlegt, und ihn pſychologiſch aus ſich ſelbſt zu erklären ſucht. Der Verfaſſer kennt — nur Bruchſtücke, welche bisher dieſen wichtigen Gegenſtand abgehandelt haben, — dagegen ſind ſeit funfzig Jahren faſt zahlloſe Schriften, das andere Geſchlecht betreffend, erſchienen, und dieſer literariſche Ocean vermehrt ſich mit jedem Jahre. — Das ſo genannte undurchdringliche Geſchlecht iſt in allen ſeinen Denk- und Handelnsformen belauſcht und beleuchtet worden; dem männlichen Charakter hingegen hat man immer nur einige flüchtige Vergleichungen mit dem weiblichen geſchenkt, und ſo iſt er immer noch als eine wenig beachtete Erſcheinung in der moraliſchen Welt, — wie ein Gemeinplatz, — der ſich von ſelbſt verſteht, — ſtehen geblieben. Die Urſache dieſer Vernachläſſigung iſt, meines Bedünkens, zunächſt die, — weil in der Erforſchung und Zergliederung des weiblichen Sinnes für die Vorſtellungskraft des Mannes mehr Reitz und Anlockung, als in den Betrachtungen über ſein eigenes Geſchlecht, liegt. Es ſcheint, als ob ein anderes, außerhalb uns exiſtirendes, Geſchlecht mehr in die Augen falle, und, als eine uns ſo ähnliche, aber doch auch von uns ſo verſchiedene Natur, die Imagination des Mannes mehr erwecke und belebe, — als der Hinblick auf ſein [wie er glaubt —] völlig bekanntes und offen liegendes Ich. Hierzu kam noch der Umſtand, daß man von jeher, wegen der ſubtilern und ſchlauern Sinnesart des Weibes, in ihrem Charakter ſelbſt etwas Unergründliches und Verſtecktes anzutreffen glaubte. Dieß vermehrte die Aufmerkſamkeit des Mannes auf die Weiber in einem hohen Grade. Die Schriftſteller wetteiferten, dieß Geheimniß der Natur zu ergründen, — und das Publicum — nahm ihre Arbeiten begierig auf, weil es nichts lieber, als — Aufdeckungen verborgener Dinge lieſt, ob es gleich in der Schilderung des weiblichen Charakters nichts, als ein Bild der höchſten Natürlichkeit, erwarten konnte. — Uebrigens laſſen ſich alle Schriftſteller, die den weiblichen Charakter beſchrieben und gedeutet haben, in folgende Claſſen theilen: — in Lehrer und Berather des andern Geſchlechts; in kalte und liebloſe Tadler deſſelben; in enthuſiaſtiſche Lobredner und in Comiker, die nur ſcherzend das Scherzhafte in der Sinnesart des Weibes aufſuchten, und ſie mehr zur muntern Unterhaltung des Publicums, als zur Belehrung Anderer, charakteriſirt haben *).

Zum

---

*) Unter Ludewig XIV. und XV. herrſchte unter den Franzöſiſchen ſogenannten galanten Schriftſtellern eine wahre Manie, — moraliſche Skizzen und Portraite zu zeichnen. Selbſt viele der ernſthaften Memoiren damahliger Zeit ſtrotzten von Abbildungen dieſer Art, wozu vornehmlich die ſich aus-

Zum Beſchluſſe dieſer vielleicht ſchon zu langen Einleitung des gegenwärtigen Werks nur noch dieſes: — daß es in mehrern Bänden nach der oben angegebenen Abtheilung — erſcheinen wird, indem es den Mann nach ſeiner ſinn-

---

auszeichnenden franzöſiſchen Damen ſitzen mußten. Man fing gemeiniglich damit an, daß man die — Schöne oder Nichtſchöne wie in einem Steckbriefe, bis auf die größten Kleinigkeiten, körperlich beſchrieb, und dann gewöhnlich nur nothdürftiger Weiſe das hinzuthat, was man an dem geiſtigen Theile der Perſon bemerkt haben wollte. Der Grund dieſer ſchriftſtelleriſchen Bilderwuth, wodurch die Charakterkunde des Menſchen eigentlich nichts gewann, und nichts gewinnen konnte, lag vornehmlich in dem Geiſte der damahligen franzöſiſchen Galanterie, welche ſo ſehr an dem Aeuſſern hing. Die ſüßlichen Schönſchreiber der Nation wetteiferten anfänglich, die Geliebten ihrer Könige und Großen ſo ſchön, — oder, welches bey dieſem Volke meiſtentheils gleichviel bedeutete, — ſo liebenswürdig als möglich darzuſtellen. Von da ging dieſer Ton auch in die niedern Stände, und dann weiter in das nachbarliche Deutſchland und Britannien über, ſo daß er ſelbſt in dem geiſtreichen Spectator des Steele und Addiſon mehrmahls etwas zu laut und ſchreyend nachhallt. La Bruyere lichen Leidenſchaftlichkeit, — nach ſeinem Gemüthscharakter, — nach ſeiner intellectuellen Originalität, und endlich — als Oberherrn des Weibes darſtellen und anthropologiſch abbilden ſoll.

---

erklärte jene Influenza — in ſeinen Betrachtungen über den Theophraſt noch auf eine andere Art. „Die Frauen, ſagt er, die Hofleute und alle diejenigen, welche einen natürlich guten Verſtand, ohne Gelehrſamkeit, beſitzen, ſind gegen Dinge gleichgültig, die vor ihnen da waren. Deſto lebhafter aber faſſen ſie diejenigen auf, die ſich ihrer Sehkraft gegenwärtig darſtellen, und gleichſam in ihren Händen liegen. Sie durchſuchen, — unterſcheiden dieſelben, ſie verlieren die ſie umgebenden Perſonen nie aus dem Geſichte. Sie ergötzen ſich an den Beſchreibungen und Abbildungen, die man von ihren Zeitgenoſſen, ihren Mitbürgern und endlich von denjenigen macht, die ihnen ſehr ähnlich ſind, denen ſie aber nicht ähnlich zu ſeyn — glauben.“

Ueberſicht

des erſten Bandes.

I.

Allgemeine Betrachtungen über den Unterſchied der Geſchlechter.

Nothwendigkeit ihrer Dualität — zur Fortpflanzung der Menſchenſpecies überhaupt, [der Menſch als Thier] ferner zur Erhöhung ſeines Lebensgenuſſes und Selbſtgefühls [der Menſch als ſinnliches Vernunftweſen]. Vornehmlich zur ſittlichen Entwickelung und Ausbildung ſeiner höhern Menſchheit durch Aus- und Eintauſch ähnlicher Gefühle. Ewiger Geſchlechtsverein durch die Liebe und Ehe. — Vater, Mutter und Kind, — die vollendete Dreyeinigkeit zur Beglückung des Menſchengeſchlechts. S. 1.

II.

Allgemeine phyſiſche Originalität des Mannes.

Uebergewicht der Kraft und des Lebens in ihm. — Naturzwecke hierbey. — Kraftgefühl, ein Originalzug ſeines Geſchlechts. S. 24.

Sein Grundriß als Knabe — Jüngling — Mann — und Greis, im Bezuge auf jenes Kraftgefühl. S. 32.

Der ſich ſelbſt lähmende Schwächling, — der durch die pädagogiſchen Treibhäuſer Gelähmte. — Charakterzüge der Studierenden, pſychologiſch erläutert. S. 67.

Ueber den Zuſammenhang des Geſchlechtstriebes im Manne mit der Individualität ſeines Charakters. S. 90.

III.

Originalität ſeiner ſinnlichen Natur. Sinnliches Temperament.

Urſachen ſeiner größern Sinnlichkeit überhaupt. S. 99.

Charakter ſeiner Liebe. — Ihre Verſchiedenheit von der weiblichen. — Anträge ſeiner Liebe nach der Verſchiedenheit ſeines Charakters und Standes. S. 126.

Fortſetzung der Charakteriſtik ſeiner Liebe. S. 149.

Idealismus und Platonismus ſeiner Liebe. — Platoniſche Ehen; ihre Veranlaſſungen; ihre Gebrechen. Critik derſelben. S. 160.

Eiferſucht des Mannes. — Ihre Natur. — Ihre Verſchiedenheit von der weiblichen. S. 191.

Männer ohne Eiferſucht. S. 199.

Cicisbeat. Beurtheilung dieſer Sitte. S. 213.

Fortſetzung der Charakteriſtik männlicher Eiferſucht. S. 235.

Männer ohne Liebe. Gefühlloſe Phlegmatiker; — der wirkliche Miſogin. Verſchiedene Arten und Charaktere der Weiberhaſſer. Sokratiſche Sünder. — Weiberdeſpoten. S. 246.

IV.

Sinnliche Natur des Mannes in ſeinen übrigen Gelüſten. —

Hang zur Unmäßigkeit und Völlerey. — Phyſiſche und pſychologiſche Gründe dieſes Hanges. Neigung zum Trunk. — Iſt ſie unter gewiſſen Ständen und Nationen herrſchender? S. 307.

Verſchiedene Wirkungen des Rauſches auf individuelle Charaktere. S. 365.

Natürliche Abneigung des andern Geſchlechts gegen den Trunk. S. 392.

V.

Sinnliche Natur des Mannes, inſofern ſie aus dem Uebermaße ſeiner Geſchlechtsliebe und ſeines Lebensgenuſſes als Folge hervorgeht.

Sinnliche Verweichlichung des Mannes. Der Weichling in ſeiner Lebensweiſe, in ſeinen Genüſſen. — Der Epicurer in mehrern Formen als verweichlichter Thiermenſch. — Einwirkungen der Verweichlichung auf den Charakter und

Geiſt des Mannes. — Sein Luxus, — größer als der weibliche. Sinnliche Verſchwendungsluſt des Mannes — vornehmlich ein Charakterzug des Jünglings — und warum? Verſchiedene Arten der Verſchwender. S. 405.

I.

Allgemeine
Betrachtungen
über
den Unterſchied der Geſchlechter,
vernehmlich
in ſittlicher Rückſicht, —
zur
Begründung eines ewigen Geſchlechtervereins.

Liebe und Ehe, — die höchſten moraliſchen Zwecke deſſelben.

Die Verdoppelung der Geſchlechter war nicht nur eine nothwendige Bedingung der Natur, — unter welcher allein das Menſchengeſchlecht ſelbſt fortgepflanzt und erhalten werden konnte, ſondern auch eine ihrer ſchönſten und weiſeſten Anlagen, den Lebensgenuß und das Selbſtgefühl der uns bekannten Vernunftweſen zu beglücken und zu erhöhen. Völlig müßig und unnütz waren daher freylich wohl alle jene Fragen einer ſchief gerichteten Wißbegierde: ob die Natur nicht das eine, oder das andere Geſchlecht zur Erhaltung der Menſchenſpecies habe hervorbringen können, und wie ſich dann dieſes in ſeiner iſolirten Welt durch ſich ſelbſt phyſiſch gehoben und gebildet haben würde? u. ſ. w. Deſto wichtiger hingegen iſt die Anſicht des wirklich vorhandenen Geſchlechtsunterſchiedes, — in ſofern dadurch ein höheres und innigeres Gefühl unſrer Exiſtenz begründet, und wiederum hierauf die Ausbildung einer, unter allen ſichtbaren Weſen dem Menſchen allein zukommenden, moraliſchen Natur auf das glücklichſte berechnet wurde.

Der letzte practiſche Endzweck eines mit Freyheit begabten Weſens, wie es der Menſch, ſeiner ganzen innern Organiſation nach, iſt, — kann nur der — ſeiner möglichſt ſittlichen Güte ſeyn, in ſofern ſie von der Freyheit bewirkt wird. Auch führt in dem Menſchen Alles, bald ſichtbar, bald unſichtbar, zu dieſem hohen Ziele. — Die Tendenz zum Guten liegt in allen menſchlichen Seelen, als ein zwar bisweilen verdunkelter, aber nie ganz zerſtörter Grundtrieb ihrer Natur, und, damit es ihm nie an Stoff und Aufmunterung fehle, iſt er mit einem andern ſehr zarten, aber zugleich ſehr mächtigen Gefühle, nämlich dem Gefühle ſeines innern Wohlſeyns, das aus der Uebung des Guten unmittelbar entſpringt, innigſt verbunden worden. Allein eben dieſe heiligen Zwecke zur Beförderung und Begründung der möglichſt-ſittlichen Menſchengüte, alſo aller wahren Humanität und alles innern Wohlſeyns, — als Folge hiervon, — konnten nicht erreicht werden, wenn ein Geſchlecht nur für ſich allein daſtand, und den hohen Abglanz ſeiner Menſchenwürde in keinem zweyten wahrnehmen und mitempfinden durfte. Der Menſch ſollte ſich gleichſam in einem fremden Spiegel beſchauen, erkennen und achten lernen. Der Mann ſollte ſich in dem Weibe, und das Weib in dem Manne, als für einander geſchaffene edlere Weſen, wiederfinden; ſie ſollten ſich dadurch als ewig Verwandte einander angehören, und als ſolche ſich gemeinſchaftlich den hohen Werth ihrer Vernunftmäßigkeit, ihrer Tugend und ihrer natürlichen Einheit eines Willens immer fühlbarer zu machen ſuchen. *)

---

*) Die orientaliſchen Dichtungen (*) und griechiſchen Mythen, welche die erſten Aeltern des Menſchengeſchlechts ſogar in ein körperliches Ganzes verwandeln, oder das Weib aus dem Manne, wie in der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte, auf eine wunderſame Art hervorgehen laſſen, — deuten offenbar auf die urſprüngliche Einheit und natürliche Verwandtſchaft beyder Geſchlechter hin. Sie erklärten dadurch freylich nichts in der Sache; aber ſie wollten es wenigſtens verdeutlichen, daß eins dem andern vermöge der gemeinſchaftlichen Menſchennatur angehöre; daß eins das andere ewig aufſuchen werde, und daß eine Abſonderung beyder in mora-

(*) Heidegger Histor. Patriarch. Tom. I. p. 128. Bayle Dictionnaire historique et critique; article: Adam, L. F. — Plato über die Natur der Liebe, in ſeinem „Gaſtmahl". Buttmann über die beyden erſten Mythen der moſaiſchen Urgeſchichte. Neue Berlin. Monatſchr. März u. April, 1804.

Eben darum können wir uns nun auch dieſe zwey Geſchlechter des Menſchen ſeiner innern Natur nach nicht ohne die Liebe denken und erklären. Sie iſt das zart angelegte in ſein ganzes Seyn verſchlungene Band, wodurch zwey Weſen zuvörderſt zur Erhöhung des Lebensgenuſſes, und

---

liſcher Hinſicht das unnatürlichſte Verhältniß von der Welt, — ſo wie jeder fortdauernde Streit zwiſchen beyden nichts, als eine liebloſe Verkehrtheit des menſchlichen Willens ſey. Auch gewährt die moſaiſche Dichtung dem gefühlvollen Leſer eine überaus freundliche Anſicht jener dauerhaften Liebe beyder Geſchlechter, wodurch eins von dem andern nicht ſclaviſch, ſondern freywillig abhängig gemacht wurde.

Es ſcheint nämlich, als ob der Erfinder jener lieblichen Dichteridee im Moſes habe ſagen wollen: — „Der Mann kann und darf des Weibes nimmer vergeſſen, weil ſie gleichſam unter ſeinem Herzen lag, und weil er einen Theil ſeines innern Weſens, den er in ſich ſelbſt zu vermiſſen glaubte, in dem zarten und geliebten Weibe — [ſo wie dieſe in dem geliebten Manne ihren treueſten Schutzgeiſt] auffinden ſolle. Vielleicht ließ der Dichter in den moſaiſchen Fragmenten das Weib auch wohl abſichtlich zuletzt erſchaffen —

demnächſt zur Veredlung ſeiner geiſtigern Natur in Eins vereinigt werden, ohne daß dadurch die *Perſönlichkeit und Freyheit* des einen oder des andern verloren geht. — Eins theilt dem andern die Liebe mit; aber jedes behält dabey das Gefühl ſeiner eigenen Ichheit in einem noch erhöhtern Grade, ob es gleich ganz in dem andern zu leben und zu empfinden glaubt. Es verfeinert und verſchönert ſein Leben, — und oft ſeinen ganzen Charakter, um deſto tiefer und inniger in der Seele des Andern zu wohnen, um das höchſte Gefühl der Einheit des Willens in ſich durch die Freyheit zu bewirken. Wir bemerken oft mit Erſtaunen, daß die Liebe jene Wirkungen ſelbſt in den roheſten und wildeſten Naturen

---

weil das Meiſterwerk der Natur — der Menſch — zwar in dem Manne bereits vorhanden war; aber zur Vollendung ſeines Glück's noch ein anderes liebenswürdigeres Weſen, — das Weib —, als ſeine Geſpielin und ſein zweytes Ich, neben und um ihn ſeyn mußte, ehe der Dichter von ſeinem — Jehova ſagen konnte: — „und Er ſahe an alles, was Er gemacht hatte; und ſiehe da, es war ſehr gut.“

hervorbringen kann, und daß in den oft nur thieriſch ſcheinenden Bewerbungen des einen Geſchlechts um die Gunſt des andern die feinſten Züge einer veredelten Humanität liegen. Das Selbſtgefühl, welches die Natur an die Liebe band, iſt von einer ſchon viel edlern Art, als wir es bey den andern Leidenſchaften in uns wahrnehmen, — weil ſich die Liebe näher an die moraliſche Natur des Menſchen anſchließt, und in ihren Wirkungen deutlich genug auf edlere Zwecke hindeutet.

Die Menſchheit ſollte alſo offenbar durch das Zweyfache des Geſchlechts, oder, was hier einerley iſt, durch die gegenſeitige Geſchlechtsliebe in ſich ſelbſt befeſtigt, vereinfacht und vollendet werden, ſo wie das einfache Vernunftweſen immer etwas Unvollendetes bleiben mußte, weil hier keine gegenſeitige Mittheilung des Edeln und Schönen, inſofern es aus einem in das andere durch die Liebe übergetragen wird, Statt finden konnte. Damit aber dieſes die Liebe verrichten könnte, und auch, nach ihrer phyſiſchen Befriedigung, — als moraliſche Leidenſchaft nie aufhören dürfe, dem Menſchengeſchlechte wohlthätig zu bleiben; ſo hat die Natur die innige Verwandtſchaft der Geſchlechter noch mehr durch die Aehnlichkeit ihrer Denk- und Empfindungsweiſe begründen wollen. Wenn — die vorhergenannten Beziehungen beyder Geſchlechter zu einander bald mehr bald weniger phyſiſchen Urſprungs waren, ſo daß ſich ſelbſt die zarteſte Liebe in dieſes Princip auflöſen dürfte; ſo erſcheinen ſie hingegen, — als ähnlich denkende und ähnlich empfindende, in einem noch feſtern und noch menſchlichern Bunde, als — wirkliche Vernunftweſen. Als bloß körperlich und durch die Sinne Verwandten konnte ihnen zwar die Liebe einen ſchon weit ausgedehntern und zartern Lebensgenuß, einen höhern Grad des Wohlſeyns, mittheilen; aber durch das Bewußtſeyn ihrer Aehnlichkeit mit einander, als Vernunftweſen, mußte das Siegel auf den ewigen Verein der Geſchlechter und der Gemüther gedrückt werden. Nun wurde die Liebe zu einer geiſtigern Triebfeder der menſchlichen Natur erhoben, der Menſch ging aus dem Thiere ſiegend heraus, und die Liebe erſchien nun nicht allein als die Mutter aller Lebendigen, ſondern auch als die Mutter aller — Herzen und aller Seelen.

Alſo iſt es — das Aehnliche in dem Verſchiedenen, was beyde Geſchlechter phyſiſch und vernunftmäßig und ewig mit einander verbinden wird. Alles iſt in dem einen anders, als in dem andern: als Menſchen ſind ſie eins; — als Geſchlechter wunderſam verſchieden. In erſter Rückſicht iſt in dem Manne und dem Weibe nichts, was nicht ihrer beyderſeitigen Natur, als Vernunftweſen, durch die Bedingung des Aehnlichen eingegraben wäre; in letzter Rückſicht ſind ſie offenbar nach einer verſchiedenen Form ihrer phyſiſchen Natur und des Ausdrucks ihrer Gefühle neben einander geſtellt worden. In dieſe Verſchiedenheit legte die Natur — die unzerſtörbar-anziehende Kraft, wodurch ein ähnliches Vernunftweſen in einem andern ihm ähnlichen bald leiſer, bald leidenſchaftlicher hingezogen, und ein Geſchlecht dem andern, als Menſch, im höchſten Grade nothwendig gemacht wurde. Verſchieden in Abſicht ihrer Geſchlechtsnatur, und doch als Menſchen feſt in einander verſchlungen, — ſollte eins das andere beglücken und tragen und heben, damit jedes — ſeinem Geſchlechte treu bliebe. Der Mann ſollte ſich in dem Weibe, und das Weib in dem Manne, durch die Wirkung des Aehnlichen in der Denkweiſe, moraliſch vervollkommnen, indem eins bey dem andern wechſelsweiſe das Gute und Wahre eintauſchen, und — ſeiner individuellen Natur einverleiben mußte. Eine vollkommene Gleichheit in der Denk- und Gefühlsweiſe beyder Geſchlechter, die ſich zugleich im Aeußern vollkommen gleich ausdrückte, würde jenen Zweck des gegenſeitigen Austauſches nie erreicht haben, weil dieſer Austauſch nur dann bewirkt werden kann, wenn das eine Geſchlecht das, was es poſitiv zu beſitzen glaubt, dem Negativen des andern Geſchlechts mittheilt, und ſich daher als den Wohlthäter dieſes andern betrachtet. Wenn dieſer Glaube auch bisweilen nur ein Irrthum ſeyn kann, indem ſich die Selbſtliebe gemeiniglich das Beſſere [Poſitive] zuſchreibt, und in andern Weſen das Schlechtere [Negative] zu bemerken ſcheint; ſo ſind doch im Allgemeinen durch ihn die Bande der Menſchheit enger zuſammengezogen worden, und die Liebe kann darum nie aufhören, weil ſie ſich ſelbſt als ihr eigenes höchſtes Gut, und zugleich als eine zärtliche Wohlthäterin dem andern Geſchlechte ganz hinzugeben meint. —

Wenn wir uns daher eine Welt denken, worin nur ein Geſchlecht exiſtirte, worin alſo das Stärkere — das Schwächere nicht durch ſeine Kraft feſthalten, das Schwächere ſich an das Stärkere nicht anſchmiegen könnte, ſondern alle Weſen an Leib und Seele als gleich ſtarke betrachtet werden müßten; ſo erblicken wir in dieſer Welt, weil darin der Austauſch ähnlicher Gefühle und Ideen mangelt, nichts als einen ewigen Krieg, mithin kein Anſchließen und Hingeben der Herzen, keine Freundſchaft und Liebe, wie ſie uns als gegenſeitige Wirkung der Geſchlechter erſcheint, — ſondern einen hartnäckigen Kampf des Starken mit dem Starken, er mag nun wirklich ſtark ſeyn, oder ſich nur dafür halten. — In dieſer Hinſicht macht der ſcharfſinnige Kant folgende ſehr richtige Bemerkung: „Zur Einheit und Unauflöslichkeit einer Verbindung iſt das beliebige Zuſammentreten zweyer Perſonen nicht hinreichend; ein Theil mußte dem andern unterworfen, und wechſelſeitig einer dem andern irgendworin überlegen ſeyn, um ihn beherrſchen oder regieren zu können. Denn in der Gleichheit der Anſprüche zweyer, die einander nicht entbehren können, bewirkt die Selbſtliebe lauter Zank. Ein Theil muß im Fortgange der Cultur auf heterogene Art überlegen ſeyn: der Mann dem Weibe durch körperliches Vermögen und ſeinen Muth, das Weib aber dem Manne durch ihre Naturgabe, ſich der Neigung des Mannes zu ihr zu bemeiſtern.“ *) Hier wird alſo deutlich vorausgeſetzt, daß etwas herrſchen, und wieder etwas anderes ſich dem Herrſchenden unterwerfen muß, wenn es eine wirklich beſtehende menſchliche Geſellſchaft geben ſoll.

In jenem ewigen Kriege der Menſchheit mit ſich ſelbſt könnte nun aber auch das moraliſch Gute [ihr eigener letzter und ſchönſter Zweck] nicht wohl gedeihen; ja, es würde bey dem immer wieder neu ausbrechenden Tumult gegen

---

*) Anthropologie in pragmatiſcher Hinſicht abgefaßt von Immanuel Kant. 2te Aufl. Königsberg 1800. S. 283.

einander entflammter Leidenſchaften alles zerſtören, was die geſammte Anſtrengung des noch in einigen beſſern Seelen vorhandenen guten Willens aufgebauet hatte. Denn keins giebt dem andern etwas aus ſich ſelbſt mit Liebe, ſondern nur mit Egoismus und Selbſtdünkel hin, und befehdet den andern, wenn dieſer das ihm aufgedrungene Geſchenk nicht mit ſclaviſcher Ergebenheit annehmen will. Auch würde jener Krieg zur endlichen Auflöſung aller moraliſchen Ordnung, die durch das zweyfache Geſchlecht ſo ſichtbar begründet wird, gewiß ſelbſt dann fortdauern, wenn eine ſolche Welt nur allein von dem ſchwächern Geſchlechte bewohnt ſeyn ſollte. Denn hier würde nicht einmahl die Achtung, — welche ein ſtarkes Geſchlecht für das Starke empfinden müßte, — das Weib zu dem Weibe hinziehen, ſondern dieſem würde auch, bey dem Kampfe zwiſchen den Weibern, meiſten Theils nur Liſt und Intrigue — ſtatt aller Waffen dienen. Nicht zu gedenken, daß der weibliche Character, als ein dem Urtheile der Männer ſo ſehr untergeordnetes Princip, in einer ſolchen Welt auch leichter wanken, — und ſich regellos allen Ausſchweifungen einer kindiſchen Phantaſie hingeben würde.

Nach allen dieſen Vorausſetzungen leidet es nun keinen Zweifel, daß ein Geſchlecht nicht nur als ein moraliſcher Stützpunct des andern betrachtet werden muß, und dazu abſichtlich geſchaffen wurde; — ſondern daß auch durch eben dieſes Zweyfache des Geſchlechts und ſeiner anziehenden Aehnlichkeit in dem Verſchiedenen — der Menſchheit ein — ewiger Friede mitgetheilt iſt. Daher können alle Revolutionen in der politiſchen und moraliſchen Welt nur immer eine kurze Zeit dauern, indem ein Geſchlecht das andere an einem zu tiefen Herabſinken hindert, und den Kampf mit ſich ſelbſt, der endlich in eine wahre Zerſtörung des Geſchlechts ausarten würde, gütlich beylegt. Wenn die Moralität durch den Verein beyder Geſchlechter bisweilen und in einzelnen Zeitperioden ſehr zu leiden ſcheint; ſo würde ſie hingegen, ohne jene unauflösliche Beziehung beyder auf einander, im practiſchen Leben faſt ganz verſchwinden, — oder doch nur aus einer gewiſſen Nothwendigkeit des Zuſammenlebens eines Geſchlechts mit ſich ſelbſt, aber nicht aus einer durch den Umgang beyder Geſchlechter veredelten Freyheit hervorgehen.

Es würde ſich alſo überhaupt kein ſich ſelbſt beglückender und wahrhaft humaner — Verein einer feſtſtehenden Societät unter den Menſchen, ohne ein zweyfaches Geſchlecht und deſſen originelle Unterſchiede, denken laſſen. Denn nur die Vermiſchung des Umgangs beyder macht jedem einzelnen das geſellige Zuſammenleben ſo werth und angenehm, und die daraus entſtehende Sehnſucht des einen nach dem andern kann darum als das Reizmittel eines edlern und herzlichern Umgangs nie aufhören. Selbſt unter den roheſten Nationen findet der rohe Mann etwas, das ihn zum Weibe, das Weib etwas, das ſie zum Manne unwiderſtehlich hinzieht, wenn auch ihre Leidenſchaften für einander zu verglühen anfangen, — denn die Liebe iſt auch dann noch dankbar und menſchlich, wenn ſie nur noch in den Erinnerungen der Vorzeit lebt, und in einen alltäglichen Umgang übergeſchritten iſt. Man darf uns hier nicht einwenden, daß es vormahls ganze Nationen gab, und jetzt noch giebt, worin blos die Männer mit einander umgehen, — die Weiber hingegen von allen geſelligen Zirkeln eines öffentlichen Umgangs ausgeſchloſſen werden. Dieß iſt nur eine *äußere* Aufhebung des Verkehrs zwiſchen beyden Geſchlechtern. Daheim in ihren Hütten und ihren Harems wirkt die Frau dennoch bald ſtärker bald ſchwächer auf den Geiſt des Mannes, und grade unter denjenigen Völkern, wo die Weiber eingeſperrt werden, erſcheinen, genau beſehen, die Männer gemeiniglich als die weichlichſten *Sclaven* des ſchwächern Geſchlechts.

Wie ſicher und ernſt die Natur bey ihren Zwecken zur Vereinigung und Veredlung beyder Geſchlechter zu Werke geht, um den Menſchen ſelbſt *zu realiſiren*, zeigt ihre *Errichtung der Ehe*, die man die *höchſte Vernunftmäßigkeit* des Geſchlechtsumganges nennen kann. Wir wiſſen nicht, ob dieſes heilige Band der Societät und der Herzen ſchon dem Naturmenſchen wichtig und werth ſey, weil wir dieſen nur als eine *Abſtraction* kennen, und die Grundlinien, wo der wahre Naturzuſtand anfängt und aufhört, ſich nie beſtimmt angeben laſſen; aber unter allen Nationen, die man — menſchliche nennen kann, ja, ſelbſt unter den grauſamſten und gefühlloſeſten, iſt die Ehe, — obgleich unter verſchiedenen Formen, — als ein bleibender Geſchlechtsvertrag vorhanden, und als ein ſolcher durch öffentliche Geſetze und Gewohnheiten geehrt worden. Man hat ſie unter gebildetern Völkern als das älteſte und ſchätzbarſte Document des moraliſchen Zuſammenhanges beyder Geſchlechter betrachtet. Die Vernunft fällt unter allen menſchlichen Verbindungen zuerſt auf ſie, — als auf das Natürlichſte, was ſich zwiſchen zwey Geſchlechtern zu ihrer Beglückung und Veredlung denken läßt. Die getheilte Menſchheit wird in ihr wieder ein Ganzes, indem ein zweyfacher Wille ſich durch die Liebe in einen einzigen vereint, und der Vertrag der Herzen unabänderlich auf ewige Zeiten geſchloſſen wird. „Die Ehe, ſo ſchließt ſich die geiſtvolle und liebenswürdige Fichteſche Deduction derſelben, iſt ſonach kein erfundener Gebrauch, und keine willkührliche Einrichtung, ſondern ſie iſt ein durch Natur und Vernunft in ihrer Vereinigung nothwendig und vollkommen beſtimmtes Verhältniß." *)

Die höchſte und ſchönſte Anſicht des wirklich menſchlichen Geſchlechtsvereins liegt mithin in der Ehe, — inſofern ſie durch die Liebe ihr eigenes höchſtes Gut und ihr eigener Selbſtzweck wird. Aber ihrem völligen moraliſchen Abſchluſſe und ihrer eigenen höchſten Zufriedenheit würde immer noch eine Hauptbedingung fehlen, wenn ſie nicht als ein durch die Liebe geheiligter Vertrag zugleich auf die Hervorbringung, Erhaltung und Bildung ähnlicher Vernunftweſen berechnet wäre. Die Liebe knüpft ihr Band, um ſich ſelbſt zu beglücken, und iſt in ſo fern, nach der Kunſtſprache, ihr eigenes Subject und Object zu gleicher Zeit; aber ihre höhere moraliſche Tendenz muß auch auſſer ſich wirken, und die Erhaltung der Gattung, für welche die Natur ſchon ſo viel Wunder in der animaliſchen Welt verrichtete, — wird für das Vernunftweſen ein neuer Quell des Glücks, weil

---

*) J. G. Fichte Grundlage des Naturrechts ꝛc. 2ter Theil. Jena u. Leipzig 1797. S. 176.

es andern Vernunftweſen ihr Daſeyn gegeben hat, und ihre Schöpfung und Ausbildung zu einer veredelten Menſchennatur das Werk älterlicher Liebe iſt. Hierdurch werden beyde Geſchlechter — moraliſch noch enger und liebevoller an einander gezogen. Eins leihet gleichſam dem andern das hohe Bewußtſeyn, daß ein Vater und eine Mutter vorhanden ſeyn mußte, um die Neugebornen wiederum zu Vätern und Müttern zu erziehen. Eins wird — dem andern durch die gemeinſchaftliche Bildung der Kinder noch nothwendiger gemacht, und Friede und Einigkeit zu einem noch ernſtern und höhern Geſetze ihrer moraliſchen Natur erhoben, weil unter Zwiſt und Ungeſtüm ihre Lieblinge nur phyſiſch und moraliſch verwildern müßten.

Die allgemeine Erziehung und Veredlung der Menſchheit durch zwey Geſchlechter, und zwar durch die Ehe, kann daher auch als das höchſte und letzte Geſetz ihrer phyſiſchen und ſittlichen Vereinigung betrachtet werden, und der freywillige Vertrag der Liebe zur Ehe iſt daher der allerheiligſte, den ſich die Vernunft denken kann. Weiter hinaus kann es kein engeres und dauerhafteres Band, als dieſes, geben, und die möglichſt größte Ausbreitung und Gründung des Sittlichguten erſcheint hier als das höchſte Ziel, welches die Natur bey Hervorbringung freyer Weſen durch zwey verſchiedene Geſchlechter beabſichtigt hatte. Von dieſer Seite betrachtet, iſt die Ehe eine — höchſt achtungswerthe moraliſche Veranſtaltung zur Erhöhung der wahren Menſchenwürde, und ein nothwendiges Mittel, das Gute durch die Erziehung in's Unendliche zu vervielfältigen. Denn eine [illegible] verſtändige, mit Kindern geſegnete Ehe kann als die wahre hohe Schule neuer moraliſcher Generationen, — und als ein neuer Anbau zur Beglückung und Verherrlichung der Menſchheit angeſehen werden. Sie iſt der allredendſte Beweis, wie mütterlich die Natur für das Heil ihrer Lieblinge, für — ihre Menſchen, ſorgt, indem ſie dieſelben, — ſchon bey ihrem Eintritte in die Welt, den Armen einer zarten, mit Vernunft und moraliſchem Gefühl verſchwiſterten Liebe übergiebt, und den Willen des freygebornen, aber noch nicht gereiften Menſchen von der herzlichen und verſtändigen Leitung ſeiner Aeltern abhängig macht.

Mann und Weib, — Liebe und Ehe ſind demnach die erſten und einfachſten Grundbegriffe, wonach und worunter ſich der menſchliche Verſtand das phyſiſche und moraliſche Wohlſeyn freyer Weſen denken muß. Durch dieſe Oeconomie der Geſchlechter mit und für einander iſt die Menſchheit zur Menſchheit geworden, — wenigſtens finden wir nach Aufhebung dieſes weiſen Unterſchiedes nicht viel an ihr, — was uns den Menſchen ſelbſt werth und liebenswürdig machen könnte, — ja, wir möchten ſagen, der Menſch verſchwinde wie ein Luftbild vor uns ſelbſt, wenn wir in Gedanken die eine Hälfte gewaltſam von ihm reiſſen, und ihn wie in einem leeren Raume vor ſich allein daſtehen laſſen. Es iſt daher nicht eine bloße Gewohnheit und ein ſinnliches Gedankenſpiel, ſich den Menſchen in einer Verdoppelung des Geſchlechts zu denken, weil wir ihn nirgends anders, als ſo erblicken, und er ſich nicht anders, als ſo fortpflanzen kann; — ſondern es iſt eine Nothwendigkeit des Vernunftbegriffs ſelbſt vorhanden, daß wir das getheilte Geſchlecht nicht anders als ein moraliſches Ganze unter einem Inbegriff des Zwecks denken können, wenn wir auch wollten, weil die Natur uns augenblicklich zur Bildung einer Idee der Menſchheit von dem einen auf das andere verweiſt, und eins durch das andere durch Einwirken und Rückwirken ihrer Naturen beſtimmt. *)

Eben ſo kann man dreiſt behaupten, daß der durch die Ehe geheiligte Vater- und Mutterſtand bleiben würden, wenn auch alle übrige Stände, alle Staatsverfaſſungen, alle Wiſſenſchaften und Künſte, alle Verträge und Societäten, ja, alle poſitive Religionen ſelbſt untergehen ſollten. Jener ehrwürdige Stand iſt das ewige Fundament, auf welchen alle übrige Societäten, die ſich zu höhern Zwecken ausbilden mußten, errichtet wurden, und aus welchem die wahre, d. h. die durch Moralität erhöhete vollendete Menſchenwürde hervorging. Ein au

---

*) Ueber den Geſchlechtsunterſchied, und deſſen Einfluß auf die organiſche Natur. Die Horen. 1r Bd 2s St. [Von K. W. von Humboldt.]

Liebe und Stärke gegründeter Vertrag, den zwey ſich einander nothwendige Vernunftweſen zur Hervorbringung eines dritten errichten, könnte nur mit der Vernunft ſelbſt aufhören, denn das Gegenſeitige auf ein ganzes Menſchenleben berechnete Anziehen beyder Geſchlechter durch Liebe und Großmuth iſt ſelbſt das Werk der Vernunft, und iſt nur unter vernünftigen Weſen möglich.

Ohne die Abzweckung dieſer geheiligten Bande auf ein Drittes wäre die Errichtung zweyer Geſchlechter doch nur ein unerklärliches Spielwerk der Natur geblieben, anſtatt, daß ſie durch die vollendete Dreyeinigkeit: Vater, Mutter und Kind alle ihre Zwecke zu einem abgeſchloſſenen Ganzen vereinigte, und ſo eigentlich die Menſchheit abſolut unſterblich machte.

II.

Allgemeine phyſiſche Originalität des Mannes.

Uebergewicht der Kraft und des Lebens in dem Manne.

Kraftgefühl, ein Originalzug ſeines Geſchlechts. — Sein Grundriß als Knabe — Jüngling — Mann und Greis in Bezug auf jenes Kraftgefühl. — Der Schwächling in mehrern Rückſichten. — Ueber den Zuſammenhang des Geſchlechtstriebes im Manne mit der Individualität ſeines Charakters.

Der ganzen Organiſation, dem Körperbaue und der ganzen Natur des Mannes iſt ein ſichtbares, von ſeinem Geſchlechte abhängiges — Uebergewicht der Kraft und des Lebens mitgetheilt worden, das wir bey dem Weibe nicht wahrnehmen, und wodurch er ſich von ihr nicht nur phyſiſch, als Thiermenſch, ſondern auch pſychologiſch, als Vernunftweſen, in den mannigfaltigſten Schattirungen ſeines Charakters und ſeiner Sinnesart unterſcheidet. An dieſe zwey Hauptgeſichtspuncte wird ſich die ganze nachfolgende Charakteriſtik ſeines Geſchlechts anſchließen, und die Leſer werden uns gern in dieſem Ideengange folgen, da ſie hierin ſtufenweiſe durch alle Originalzüge des Mannes, bis dahin, wo er ſich durch höhere Grade des geiſtigen Lebens und der Vernunftkraft vor dem Weibe auszuzeichnen ſcheint, fortgeführt werden. Zunächſt kann hier nur von ſeiner phyſiſchen Originalität und ihren Folgen zur Charakterbeſtimmung des Mannes die Rede ſeyn.

Phyſiſch und materiell unterſcheidet ſich der Mann von dem zartern Weibe *) durch einen

---

*) S. mehrere hierher gehörige phyſiologiſche Schriften in C. F. Ludwigs Grundriß der Naturgeſchichte der Menſchenſpecies. S. 139 u. f. Leipz. 1796. —

größern und ſtärkern Knochenbau, durch feſtere Muskeln und Nerven, durch ein heißeres Blut, durch einen härtern und gröbern Ton ſeiner Stimme, durch heftigere Leidenſchaften, — und überhaupt durch eine größere Körperkraft und Lebendigkeit, die in ſein ganzes Weſen von Jugend auf wunderbar verwebt iſt, vornehmlich aus dem Geſchlecht hervorzugehen ſcheint, und im Allgemeinen das Charakteriſtiſche ſeiner Mannheit ausmacht. — Schwächer, zarter, feiner und nachgebender wurde die ganze phyſiſche Conſtitution des Weibes, und in ihr und durch ſie [wiederum als Folge des Geſchlechts] alles nach einem verjüngten Maßſtabe eingerichtet. Dieſe ſubtilern Fäden, dieſe weichere Organiſation, dieſes feinere Gebilde des Zarten und Schönen, — der ſichtbare Abdruck eines weichern Charakters, — dieſe anlockende melodiſche Stimme, dieſes ſanftere und ſtillere Herz wurden dem

---

Ueber die männliche und weibliche Form. In den Horen. 1ter Band 3tes u. 4tes Stück. [Von K. W. v. Humboldt.]

Weibe als eine gerechte Entſchädigung der ihr abgehenden größern Körperkraft gegeben. Sie ſollte hierdurch eben ſo reich, als der Mann, nur auf eine andere Art ausgeſtattet werden, damit es auch ihr nicht an Kraft und Mitteln fehle, — das zu ſeyn und zu bleiben, was ſie ſeyn ſoll.

So bekannt auch dieſe phyſiſchen Unterſchiede der Geſchlechter ſind, indem man nicht einmahl das eine oder das andere — ohne ſie — denken kann; ſo müſſen wir doch immer wieder auf dieſe Original-Verſchiedenheiten zurückkommen, wenn wir die ſittlichen Verhältniſſe beyder Geſchlechter zu einander abwägen, und die Rechte und Pflichten des einen und des andern, dem Sinne der Natur gemäß, beſtimmen wollen. — Eine ſchärfere Anſicht jener Verſchiedenheit der phyſiſchen Körperkraft beyder Geſchlechter und deren Zuſammenhanges mit der Verſchiedenheit der Geſchlechtscharaktere wird uns zugleich vor der Einſeitigkeit des Urtheils ſichern, welche in dem gedankenreichen, aber zu parteyiſchen und geſpannten Werke einer Wolſtonecraft: Vindication of the Rights of Women 1792, *) und in den Schriften ihrer theils geiſtvollen, theils geiſtloſen Nachbeter herrſcht. Dieſe literariſche Heldin ihres Geſchlechts behauptete ganz ernſtlich, „daß die größere phyſiſche Körperkraft des Mannes — ſein einziger und alleiniger reeller Vorzug vor dem Weibe ſey", daß eben dieſer Vorzug ihm kein Vorrecht auf die geiſtige Ausbildung des Verſtandes und Herzens geben könne, und daß mithin das Weib eben ſo wiſſenſchaftlich und männlich, als der Mann, erzogen werden müſſe. — Allein bey der ſichtbaren und phyſiſch nothwendigen Abhängigkeit des menſchlichen Geiſtes von einer körperlichen Organiſation muß jener reelle Vorzug des Mannes andere Vorzüge erzeugen, die als größere Wirkungen der größern Ur-

---

*) Rettung der Rechte des Weibes, mit Bemerkungen über politiſche und moraliſche Gegenſtände; von Maria Wolſtonecraft. Aus dem Engl. überſetzt. Mit Anmerkungen und einer Vorrede von C. G. Salzmann. Erſter Band. Schnepfenthal. 1793. Zweyter Band. 1794.

ſache zu den Originalzügen des männlichen Charakters und der männlichen Beſtimmung gehören. Wenn die Natur bey Vertheilung der Geſchlechtseigenheiten dem Manne ein entſcheidendes Uebergewicht der Stärke und Lebenskraft vor dem ſchwächern Weibe gab; ſo iſt dieß kein blinder Griff in ihren Veranſtaltungen geweſen; — ſondern ſie hat mit dem ſtärkern Körperbaue des Mannes und ſeiner höhern Lebensfülle abſichtlich größere Anlagen zu allgemeinern Zwecken, zu einer ausgebreitetern moraliſchen Thätigkeit deſſelben, zu einem ſelbſtſtändigern Beruf und Wirkungskreiſe ſeiner Natur verbunden.

Der Mann ſollte nähmlich, — vermöge dieſer höhern und ausgebreitetern Beſtimmung ſeines ganzen phyſiſchen und geiſtigen Daſeyns, der Herr, der Schutzgott, der Richter, der Erhalter und Führer ſeines Weibes und ſeiner Kinder, — als der ſchwächern unter ihm ſtehenden und ihm anvertraueten Familienglieder, ſeyn, — und hierzu mußte ihm die Natur nicht nur phyſiſche Kraft und Autorität genug, ſondern auch [als Oberherrn anderer Vernunftweſen] einen *ſtärkern Charakter*, eine *weniger zarte und empfindliche Sinnesart*, ein *größeres Maß von Muth, Entſchloſſenheit* und *Feſtigkeit* des *Gemüths* und der *Ueberlegungskraft* verleihen. Schon durch ſeine körperlichen Einrichtungen wurde er abſichtlich von allen kleinern Verhältniſſen und Beſchäftigungen des Weibes ausgeſchloſſen, — um ihr und ſeinem ganzen Hausweſen deſto mehr als ein *mächtiger Freund*, — als ſchützendes Oberhaupt anzugehören. Aber er ſollte als Mann, — als der Stärkere und Thätigere im Reiche der Menſchheit, noch *mehr* ſeyn — und thun. Er ſollte die Freyheit ſeines Geſchlechts, und ſein Vaterland vertheidigen, Künſte und Wiſſenſchaften, als ein activeres Vernunftweſen, erfinden, und auf das gemeine Beſte anwenden, Geſetze einführen, Societäten errichten, Länder und Völker beherrſchen, und ſie mit ausdauernder Kraft und Einſicht, als der Geiſtſtärkere, regieren können. Zu dieſen Endzwecken mußte ihm die Natur jene lebendigere Neigung zu einer ihn charakteriſirenden *Vernunftübung* verleihen, ohne welche der Mann ſeiner Natur nach das nicht ſeyn konnte, was er ſeyn muß. — Eine Uebung, die aber von dem weiblichen Geſchlechte, bey ſeinem ſtillern, häuslichen Wirkungskreiſe, und ſeinen periodiſchen Kränklichkeiten, nicht gefordert werden kann, und wogegen es in der ihm eigenthümlichen Liebenswürdigkeit, und ſeinen zarten Berufspflichten einen hinlänglichen Erſatz zu finden glaubt, und wirklich findet.

Allein jene größere Körperkraft, welche die Natur aus ſehr wichtigen Zwecken in die ganze Organiſation des Mannes legte, würde den höhern Beruf deſſelben wenig ehren und begründen, wenn ſie nicht mit dem lebendigern und urſprünglichen Kraftgefühle des Mannes, als dem größern Hebel ſeiner Thätigkeit, verbunden wäre. Dieß iſt es, was wir ſchon oben ſein Uebergewicht des Lebens und der Lebensfülle genannt haben, und wodurch der Begriff deſſen, was wir Mannheit nennen, ſeine genauere Beſtimmung erhält. Dieß Kraftgefühl iſt wiederum, in ſo fern es in einem thieriſchen Vernunftweſen angetroffen wird, — theils phyſiſcher, theils geiſtiger

Natur, und wird mit Recht als das evidenteſte Unterſcheidungszeichen des Mannes von dem Weibe betrachtet, weil es nicht nur ſeine einſeitige animaliſche Natur, ſondern ſein ganzes Ich und Weſen in der Vernunftwelt bezeichnet und ausdrückt. Eben darum erblicken wir in dieſer Welt handelnder Weſen jene auffallende und merkwürdige Abtheilung in zwey Hälften, — gleichſam Haushaltungen, — deren eine dem kraftvollern und ſich ſtarkfühlenden Manne, die andere dem ſich ſchwachfühlenden Weibe angehört, und denen beyden die Natur ſelbſt ewige Grenzen vorgezeichnet hat.

Der Knabe.

Raſtlos und emporſtrebend regt ſich ſchon jenes Kraftgefühl, als Charakterzug des Geſchlechts, in dem frühern Alter des Knaben auf eine ſichtbare Art, und in tauſendfachen Verſuchen deſſelben, den eigenwilligen Regenten ſchon in der Kinderſtube zu ſpielen. Der ſich ſtärker fühlende Mann liegt da ſchon im Keime vor uns, und die laute Unbändigkeit, der

oft

oft unbiegſame Trotz und Starrſinn des Knaben zeichnet uns gleichſam den Riß zu dem Gemälde vor, was er dereinſt, nur unter andern Formen und Umſtänden, ſeyn und werden wird. Erweiterung ſeines phyſiſchen Wirkungskreiſes iſt vom Anbeginn eins ſeiner Hauptbedürfniſſe, und oft wird er andere, ſelbſt Hunger und Durſt, vergeſſen können, wenn er einen angefangenen Tumult, ein neues Spiel oder jede andere neue Uebung ſeiner Kraft fortſetzen kann. Alles, was ſeine Freyheit einſchränkt, ſeinen Willen und ſeine Launen aufhält, ſeinen Phantaſien widerſpricht, iſt ihm höchſt zuwider, und er entrüſtet ſich in dem kindiſchen Aufglühen ſeines Zorns gegen lebloſe Objecte oft eben ſo leidenſchaftlich, als gegen lebendige, wenn ſie ſeiner Lebhaftigkeit in den Weg treten. Er ſtürzt ſich in Gefahren, weil er ſie nicht kennt, aber meiſten Theils auch dann, wenn er ſie kennt, — aus der Abſicht, ſeine Kraft zu üben, und ſich ſelbſt in dieſer Uebung zu ehren. Kaum hat er Gehen und Stammeln gelernt; ſo führt er ſchon Kriege mit ſeines Gleichen, oft mit einer Erbitterung, die an thieriſche Wuth gränzt, und uns faſt auf den Gedanken bringen könnte, — daß die Grauſamkeit ein Grundzug der menſchlichen Natur ſey. Er martert und mordet wehrloſe Thiere mit kalter Gleichgültigkeit, und jubelt bey ihren Qualen. Er überliſtet ſtärkere Knaben, wenn er ſie nicht durch ſeine Körperkraft beſiegen kann; — aber gemeiniglich nicht eher, als bis er ſeine Kräfte mit den ihrigen gemeſſen, und das Uebergewicht der letztern gefühlt hat. Sein Ehrgeitz gehet zu allererſt aus der freyen Uebung ſeiner Kraft, ſo wie ſeine kindiſche Rachſucht aus eingebildeten Beleidigungen und Hinderniſſen ſeiner Stärke hervor. Er iſt hierbey im Kleinen das Bild des Wilden. Seine körperliche Stärke iſt ſein höchſter Ruhm, — er jauchzt bey ihren unbedeutenden Siegen, wenn das Mädchen ihr höchſtes Gut in einem farbigen Bande ſucht, und ſich ſelbſt in dem Beſitze eines neuen Putzes bewundert, und bewundert ſeyn — will.

Voll Erſtaunen ſiehet man, mit welcher eiſernen Beharrlichkeit Knaben von wenigen Jahren, durch den alleinigen Antrieb ihres Kraftgefühls, Laſten fortwälzen, hohe Bäume und

Felſen erklettern, der ſtrengſten Kälte trotzen, ſich in tagelanger raſtloſer Thätigkeit umhertreiben, ſich gegen viel Stärkere anſtemmen, und immer neue Verſuche zu ihrer Ueberwindung machen; — wie beherzt und tollkühn ſie ſich auf Pferde ſchwingen, und ſie lenken lernen, wie furchtlos mit ihnen dahinjagen, und auch nach dem gefährlichſten Herabſtürzen dieſes Spiel immer wieder gern beginnen, — wie ſie ohne Noth, nur um ihren Muth zu proben, auch ohne ſich zeigen zu wollen, eilenden Wagen ſich in den Weg ſtellen, ſich von Anhöhen in tiefe Flüſſe ſtürzen, und oft einer erbärmlichen Kleinigkeit wegen ihr ganzes Leben daran wagen; — wie gierig ſie nach Waffen greifen, und wie ſchnell dieſe als Erhöhungs- und Beförderungsmittel ihrer Kraft gebrauchen lernen, während das Mädchen ſtill und zufrieden zwiſchen ihren Puppen lebt, und in ihrem ganzen Thun und Weſen ſchon jetzt ihre Beſtimmung zur künftigen Hausfrau, Gattinn und Mutter an den Tag legt.

Schon frühzeitig verräth der Knabe wegen ſeiner lebendigern Lebenskraft den Charakter und die Denkweiſe, die ihm künftig eigen ſeyn und bleiben wird. Wir erblicken in ihm ſchon die Grundlinien eines ſelbſtſtändigern Weſens, das künftig, vermöge ſeines natürlichen Berufs, über ein zarteres und ſchwächeres Geſchlecht herrſchen ſoll. — Auch jetzt ſchon weiſt er dieſen ſeinen Standpunct zum männlichen Geſchlechte an. Er betrachtet ſeine kleinern, ja, ſelbſt ſeine größern Schweſtern als eine Art Sclavinnen, die nur zu ſeiner Bedienung vorhanden wären; er mißhandelt ſie und ihre Geſpielinnen; er ſchreibt ihnen Geſetze vor, er fordert ſie gleichſam vor Gericht; er weiß alles beſſer, als ſie; er läßt ſich kaum durch ihre Thränen rühren, — gnädig gegen ſie zu ſeyn, wenn ſie den kleinen Despoten beleidigt haben; er fürchtet ſie meiſten Theils in keiner andern Rückſicht, als, weil ſie ſeine muthwilligen Streiche angeben und verrathen möchten. — Er fürchtet, wie nachher der klügere Mann in tauſend Fällen, die — weibliche Schwäche, weil er ihrer Ueberliſtung keinen männlichen Muth entgegenſetzen kann. Leider! fühlt auch ſchon der Knabe in den meiſten Häuſern, daß ſelbſt die geliebte Mutter der ſchwächere und abhängigere Theil des Hauſes iſt; wenigſtens fürchtet er ſie ſelten in dem Grade, wie den Vater, wenn dieſer kein Schwächling an Leib und Seele iſt, und eine andere fremde Autorität an ſeine Stelle treten muß. — Daher ſucht der Knabe der ſchwächern Mutter gemeiniglich ſeine Freyheiten abzutrotzen, wenn er den Vater darum bittet, oder er beſtürmt ſie mit ſeinem Unwillen und Klagen, bis er ſeinen Plan durchgeſetzt hat, oder er äußert, um ſein Uebergewicht zu zeigen, wohl keck und laut, daß er die Strafe der mütterlichen Hand nicht gefühlt habe, oder er wagt es wohl gar, ſich mit ihrer ſchwächern Kraft in einen Kampf einzulaſſen, und ſie vor dem Richter der Familie zu verklagen. Genug, das kraftvollere Geſchlecht ſcheint aus dem Knaben lebendig und emporſtrebend hervor, und die Natur redet gleichſam aus ihm die mächtigere und gebietendere Sprache ihres Willens, dem der Wille des Weibes unterworfen ſeyn ſollte. — Auch iſt der Knabe gewöhnlich kalt und gleichgültig gegen die weibliche Jugend, — weil er ſeine Kraft nicht ehrenvoll an der ihrigen üben kann, und ſelbſt die weichere Stimme des Mädchens und ihr zarterer Sinn weniger mit dem wilden Ausdruck ſeiner Freude zuſammentönt und zuſammenſtimmt. Ja, nicht ſelten hält er es für ehrlos, mit Mädchen zu ſpielen, und ihre Tänze mit ſeinen tobenden Vergnügungen zu vertauſchen. Wenigſtens verläßt er jedesmahl ihren Zirkel, wenn er ſich anderswo auf eine ſtürmiſche Art vergnügen kann, oder er gebraucht die Mädchen bey ſeinem Spiel nur als — Figuranten, oder ſtellt ſie, wenn er ausgetobt hat, und nun ein kleines ruhiges Familienfeſt will, — als Hausmütter, Mägde und Sclavinnen an, — grade ſo, wie er ſich nachher als Mann ſeine hausväterliche Monarchie bildet.

Ferner erwachen ſchon früh in dem Knaben vermöge ſeines Kraftgefühls, — Ahnungen und Wünſche wegen ſeines künftigen Berufs und ſeiner Beſtimmung, — als Mann, weil ihn die Natur dahin führen will. Er wählt, er verwirft die ihm im Scherz gemachten Vorſchläge zu ſeiner künftigen Exiſtenz. — Da ihn die Sache unmittelbar ſelbſt angehet; ſo giebt er ſich von Rechtswegen ſelbſt Sitz und Stimme bey dergleichen Berathſchlagungen. Er äußert ſich laut und oft ſehr beſtimmt, welche Kunſt und Wiſſenſchaft er treiben, wie er künftig leben, wirken und ſich freywillig vergnügen will, — während das Mädchen, in ihrer ſtillen häuslichen Einſamkeit und ihrer Abhängigkeit von äußerm Zwange und innerer Schwäche — nur die einzige fixe Ausſicht auf die Zukunft faßt, daß ſie dereinſt einmahl Braut und Hausmutter ſeyn wird. Ich habe ferner bemerkt, daß, wenigſtens nicht ſtumpfſinnige, Knaben nichts ſo ſehr zum Fleiße und zur Arbeitſamkeit anſpornt, als die Hoffnung, bald ihre eigene — Herren werden zu können. Gewöhnlich wählt ſich die Phantaſie des Knaben einen künftigen Beſchäftigungsſtand, der ihm, wie z. B. der Beruf ſeines Vaters, am nächſten liegt, oder deſſen Aeußeres durch Glanz und lebendige Thätigkeit ſehr in die Augen fällt. Nichts iſt ihm daher lieber als Waffengeräuſch, Paraden und Exerzierplätze, — ſo wie faſt alle Knaben, ehe ſie von ihren Aeltern und Lehrern umgeſtimmt werden, oder die harten Mißhandlungen des Soldaten begreifen konnten, eine ungewöhnliche Vorliebe zu dieſem Stande verrathen, weil das Glänzende und Lebendige dieſes Standes der Munterkeit und dem Kraftgefühle des Knaben Uebung und Thätigkeit verſpricht. *) Faſt eben ſo reizt den Knaben — der öffentliche Lehr- und Rednerſtand, weil ſich auch dieſer durch öffentliches Anſehen auszeichnet, und dem Kraftgefühle des Kindes eine ungehinderte Freyheit des Redens und Urtheilens verſpricht. — Alle dieſe Beobachtungen, die ſich für den Pſychologen noch viel

---

*) In den erſten wilden Zeiten der franzöſiſchen Revolution ſahe man ganze Schaaren junger Buben mit Gewehr und in militäriſcher Geſtalt durch mehrere Städte Frankreichs ziehen, — die das leidige Kriegsſpiel wie ihre Väter und Brüder trieben, und ſich die Pflanzſchulen der auſſerhalb des Vaterlandes kämpfenden Armeen nannten. Sie hatten ihre eigenen Exerzierplätze, ihre Revüen, ihre Werber, ihre militäriſche Muſik, — freylich, wie man leicht denken kann, alles nach — einem verkleinerten Maßſtabe; aber die Erſcheinung ſelbſt verrieth den Geiſt des Mannes, der in dem Knaben aufzukeimen beginnt, und ſchon im Kleinen gern alles das üben mag, was der erwachſene Mann in reifern Jahren zu üben pflegt. Wer erinnert ſich hierbey nicht der Spartaniſchen Jugend!

reichhaltiger ausdehnen ließen, beſtätigen die Behauptung, daß ſich der Charakter des Mannes ſchon in dem Bilde des Knaben deutlich andeute. Die Natur ſpricht in dieſer Hinſicht gleichſam ernſter und volltönender aus ihm, — als aus der ſtillern, wie es ſcheinen möchte, charakterloſen Seele des Mädchens, weil dieſe von Jugend auf durch äußern Zwang und innere Sittſamkeit an das Verſchließen und Verheimlichen ihrer Leidenſchaften, an eine ihr aufgedrungene Verſtellung gewöhnt wird, und ſich auch wirklich, als ein von Natur abhängigeres Weſen, ſchon bey dem frühern Erwachen ihrer Affecten nicht ſo beſtimmt und ungeſtraft, als der freyere Knabe, äußern darf.

Der Jüngling.

Mit ſchnellen Schritten der Zeit und der Entwickelung ſteigt der raſche Knabe zu dem noch raſchern und vielthätigern Jüngling hinauf, und es ſcheint, als ob ſich bey dieſem Ueberſchritte faſt täglich neue Kräfte und Kraftübungen in ihm entdecken ließen. Das erhöhete und noch freyere Leben ergießt ſich aus dem Jünglinge, wie ein gewaltiger Strom, in die Welt hinein, und faſt gränzenlos wird nun der Tummelplatz ſeines Frohſinns, ſeiner Wünſche und ſeiner Thätigkeit. Sein männliches Kraftgefühl wächſt ſichtbar mit ſeinem Körper; ſein Wuchs, ſeine Stärke und ſein ganzer Charakter nähert ſich dem Abſchluſſe einer ihm immer bleibenden Form; — dieſer Schritt iſt unſtreitig der wichtigſte und folgereichſte im ganzen Menſchenleben, und die Natur ſcheint gleichſam bey dem Heranreifen des Menſchen zum Manne ſeine Sorgfalt und Thätigkeit für ihn zu verdoppeln. — Die Activität und Schnellkraft des Jünglings kämpft noch muthiger mit ihren Hinderniſſen, als die des ſchwächern Knaben, — denn ſein Wille geht nun ſchon mehr in die That über. Er meint, ſeiner Stärke ſey nichts zu ſchwer; er wagt bisweilen, im Vertrauen auf ſich ſelbſt, das faſt Unmögliche, und ſucht in Gefahren und Uebungen ſeiner Tollkühnheit ein neues Leben ſeiner Kraft auf. Kaum ruhet er von ſeinen Anſtrengungen aus, — und ſein heißes Blut jagt ihn von einer

Leidenſchaft zur andern, ſo wie ihm hingegen faſt alles um ihn her einen viel zu langſamen und viel zu abgemeſſenen Schritt zu halten ſcheint; — das äußere Menſchenleben ſteht mit ſeinem vorſchnellen Kraftgefühle noch nicht im rechten Verhältniß, weil es noch nicht genug durch belehrende Erfahrungen und reifere Denkkräfte moderirt worden iſt.

Wie Blitzſtrahlen ergreifen ihn ſeine zügelloſen Begierden, — und das Bewußtſeyn ſeiner Kraft reißt ihn blind und taub zu ihrer Sättigung fort; aber in wenigen Augenblicken ſind oft ſeine ſchönſten Lieblingsfreuden vergeſſen, weil er neuen Genüſſen entgegeneilen muß. Die Abwechſelung, das ſtets veränderte Ideenſpiel, die immer ſteigende Sinnenluſt, die ihm ſo bezaubernde Verſchönerung des genießenden Lebens bilden ſeine Welt und ſeinen Charakter; — aber auch hier ſtehet er ſchon viele Stufen höher, als der Knabe, und die höhere Menſchheit beginnt unter dieſem raſchen Wechſel des Genuſſes und der Erfahrungen in ihm zu reifen. Zu jener mächtigen Sinnenluſt, zu jenem Heißhunger nach Sättigung, zu jenem ſich ſelbſt beſtimmenden Eigenwillen ſeiner Natur geſellt ſich nun noch eine andere Erhöhung ſeines Kraftgefühls, als eine Grundlage des männlichen Charakters, — nähmlich der active Ehrtrieb, welcher in dem Knaben meiſten Theils nur noch ſchlummerte. Der Jüngling will nicht mehr, wie jener, blos durch ſeine Körperkraft, ſondern auch durch ſeine höhere Gewandtheit dabey und ſeine Charakterſtärke imponiren; — ſein Selbſtgefühl hat ſich bereits mit Nachdenken verbunden; er will gebiethen, nicht mehr, wie der Knabe, aus vernunftloſem Trotz, ſondern weil man Achtung vor dem Jüngling haben ſoll, weil er der nachbarliche Gefährte des Mannes iſt, und ſich, voll hoher Einbildungen, auf dieſem Standpuncte gefällt. Seine Vorliebe zum Soldatenſtande wird gemeiniglich nun noch regſamer, weil er ſich denſelben nun noch deutlicher als die lebendigere und ſiegende Partey denkt *) und ſich dabey ho[illegible],

---

*) Ariſtoteles: περι παθων και ἑξεων των νεων. In der Rhetorik l. II. c. XII. Aristotelis Opera omnia. *A. J. Th. Buhle.* Vol. 4tum. Biponti 1793. p. 227.

obgleich unrichtige, Begriffe von der Freyheit, von dem Ruhme und den glänzenden Belohnungen vereinter männlicher Kräfte zu machen pflegt. Bey dieſen Vorſtellungen verbindet ſich gemeiniglich noch kindiſche Eitelkeit des Knaben mit ſchon männlichem Stolz; er will äußerlich glänzen, und für ſeinen Muth, das Stärkſte, was er in ſeinem Willen fühlt, gerühmt werden. Er will ſiegen, oder ſterben, — weil hierin etwas Feyerliches und Romantiſches liegt, und die Welt gleichſam gezwungen wird, ſeiner Größe zu huldigen.

Mit der lebendigern Vernunft des Jünglings erwacht neben ſeinem allgemeinern Kraftgefühle nun auch meiſten Theils ſeine laute Tadelſucht, ſeine oft unerſchütterliche Rechthaberey, ſein plattes und kurzes Abſprechen, ſo wie das Kühne in ſeinen Meinungen, weil er ſich in dem Streben nach Kenntniſſen und Beobachtungen deren ſchon mehrere zutrauet, als er wirklich beſitzt; weil er das Ganze der Dinge noch nicht überſieht, und das, was er überſehen kann, voreilig zur Richtſchnur alles Wiſſens macht. Daneben iſt der — Witz das Lebendigſte und Anziehendſte, was die menſchliche Seele bey ihren Kraftäußerungen in dieſem Alter empfindet, weil ſie am fühlbarſten durch das Vergleichen der Contraſte zur Reife ihrer Begriffe gelangt, und der Reitz, welcher in der Neuheit liegt, von der jugendlichen Phantaſie viel lebhafter, als von dem ältern Manne, empfunden und genoſſen wird. Daher ſucht der Jüngling, aus einem innern Kraftdrange nach Ideen, ſo gern das Lächerliche an Gegenſtänden und Handlungen auf, zeichnet am liebſten Caricaturen, weil ſich dadurch gleichſam der Focus ſeiner Urtheilskraft erweitert; übertreibt gern, ſucht in ſeine Erzählungen abſichtlich unerhörte und ſeltſame Begebenheiten einzumiſchen, und das Wahre entweder bis zum Uebermaß auszuputzen, oder in das wirklich Sublime hinaufzuheben. Am lebendigſten aber wird das höhere Kraftgefühl des Jünglings durch die lachenden und großen Bilder der Hofnung genährt, die in dem Knaben, wegen ſeines engen Anſchluſſes an eine animaliſche Gegenwart der Dinge, — noch nicht ſo glühend erwachen konnten. Er lebt auch mehr in der — Zukunft, als in der Vergangenheit *), weil der zurückgelegte Raum ſeiner Exiſtenz noch ſehr beengt iſt; der zukünftige hingegen, als das offene Feld ſeiner Freyheit, ſo ſchön und groß vor ihm liegt, ſo ſehr ſeine Erwartungen ſpannt, und weil ſeine lebhafte Phantaſie ſo leicht über die rauhen Wege des Kampfes zum glänzenden Ziele hinfliegt.

Das Bewußtſeyn — ſeines Uebergewichts über das weibliche Geſchlecht iſt ihm auch nach und nach immer klarer geworden; — er erſcheint ſich ſelbſt gegen die zartere Jungfrau — wie ein Rieſe, wenn er ihr auch mehr Feinheit und Gewandtheit des Geiſtes einzugeſtehen gezwungen wird. Er behandelt anfangs das ſchwächere Geſchlecht mit kalter und plumper Gleichgültigkeit, und einem linkiſchen Weſen, — weil er, viel zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, — noch nichts für die ihm fremd ſcheinende Jungfrau empfindet, und das Schöne und Zarte auf ſein ſtürmendes Gemüth kaum zu wirken anfängt. Ihn beſchäftigen ganz andere Dinge.

---

*) Ariſtoteles, ebendaſelbſt. S. 228.

— Er haſcht mit glühendem Verlangen, im Arm ſeiner Spießgeſellen, nach Luſtpartien, nach rauſchenden Spielen und Gelagen; er möchte durch die ganze Welt fliegen, zerſtören und zerbrechen, und wieder aufbauen, um es wieder einzureißen; — er weiß oft nicht, *was er will*, weil ſein Kraftgefühl ihn wie in einem Wirbel umhertreibt, und ſein Wille in der unruhigen Lebhaftigkeit ſeiner Ideen nicht immer einen fixen Punct finden kann. Er will eigentlich nichts, — als was ſeinen Thätigkeitstrieb jedesmahl ganz ausfüllen kann; er mag keine andere Menſchen, — als die, in deren Handlungen ſich jener Trieb *am meiſten* abbildet. Daher ſind kühne, leidenſchaftliche Menſchen, Wagehälſe, Aufſchneider, Gaukler und Poſſenreiſſer gemeiniglich ſeine liebſten Geſellſchafter, und, wenn er leſen darf, — Schauer- und Ritterromane ſeine herrlichſten Schriften. Weil ſein Thätigkeitstrieb nicht gern Beſchränkungen leidet; ſo wird ihm auch ſein väterliches Haus ſelbſt bald zu enge, und die Einfachheit und pünctliche Oeconomie deſſelben zum Ekel, — denn faſt alle junge Leute ſind zum Geldauswurfe

wurfe geneigt, weil der Geldbeſitz nur wegen des Geldauswurfs einen Werth für ſie hat, und ihnen die Mühe des Erwerbens größten Theils unbekannt iſt.

Endlich tritt er bald früher, bald ſpäter in die wichtigſte Periode ſeines Lebens, — in eine bisher noch nie empfundene Criſe ſeiner ganzen Natur; es erwachen in ihm neue Triebe und Kräfte, — neue Wünſche und Richtungen ſeines Herzens, die ihn auf einmahl mit einer geheimen bezaubernden Lebhaftigkeit überraſchen, — und die er ſich ſelbſt, als der Stärkere, ſo gern geſteht, — die Liebe erwacht in ihm mit feuriger Kraft, und wird von nun an, bis er zum Ziele gelangt, eine ſeiner lebendigſten und wirkſamſten Triebfedern alles Denkens und Handelns. Sein Körper iſt reifer geworden, ſeine Körperkraft hat ſich, bey dem ſchnellen Hinaufrücken zur Mannheit, mächtig gehoben; — das Leben will nun ſeinen höchſten Schwung in ihm beginnen, und darum hat die Natur ſeinen Geſchlechtstrieb gleichſam bis zu einer höhern Beſtändigkeit aufgeſchoben, der früher nur das Geſchlecht ſelbſt zu Grunde gerichtet haben würde.

Die Liebe ſollte, nach einem weiſen Geſetze der Menſchheit, ihn bilden und veredeln helfen, darum mußte ſie in ein Alter verlegt werden, wo das Herz edler Empfindungen theilhaftig ſeyn, und der Jüngling bereits ſchon deutlichere Begriffe von ſeinem künftigen Berufe, als — Vater und Gatte, erlangen konnte. — Anfangs iſt aber ſeine Liebe ſchüchtern und furchtſam, — er wird von ihrer Gewalt gleichſam niedergedrückt, und auf einige Zeit wie entwaffnet; allein dieſes ſchüchterne Weſen dauert nicht lange, er fühlt ſich jetzt zu glücklich, als daß er etwas Sträfliches in dieſem Gefühle ahnen könnte, und und iſt in ſeinem Innern ſelbſt ſo ſtark und gut geworden, daß er ſeine ſchönſten Wünſche nicht mehr verbergen mag. Selbſt die erſte Verlegenheit des Jünglings, welche er in einem Zirkel von Jungfrauen empfindet, — [er, der ſonſt nie verlegen war] ſcheinen die erſten Spuren eines verwundbaren Herzens zu verrathen; — er fürchtet den Schönen zu mißfallen, da er doch gern Eindruck machen möchte; er glaubt etwas zu verlieren, das ſeine Wünſche ſo gern näher an ſich ziehen wollen; allein —

ein gütiger und zärtlicher Blick des weiblichen Auges — und er hat ſich wieder geſammelt; dieſer einzige Zuwink eines ihm bisher vielleicht ſehr gleichgültigen Mädchens hat ihm neuen Muth gegeben, und ſeine ſtärkere Kraft erſcheint ihm nun bald darum wie ein Heiligthum ſeines Geſchlechts, weil es ihm nicht entgehen kann, daß ein ſchwächeres aber liebenswürdiges Geſchlecht ſich an jene anſchmiegen will.

Nun hat ſich auch auf einmahl, wie durch einen Zauberſchlag, das ganze Benehmen und Betragen des Jünglings gegen das andere Geſchlecht geändert. Sein plattes und gleichgültiges Weſen gegen daſſelbe verwandelt ſich in Beſcheidenheit, Toleranz und Entgegenkommen, ſeine ſtürmende Lebhaftigkeit in Dulden und Ausharren, ſeine Herrſchſucht in Gehorſam und Nachgeben. Er iſt das, was die Weiber einen Mann von Lebensart, — oder auch einen liebenswürdigen Jüngling nennen, weil er nach ihrem Sinne geformt iſt. Er kann ohne die Weiber nicht mehr leben; er opfert ihnen bisweilen alle ſeine vorhergehenden rauſchenden Freuden auf, nimmt weibiſche Manieren und Charakterſchwächen an, und wird nicht ſelten ein Geck in Sprache, Kleidung und Affectation, bis ihm eine ernſte Liebe und ein vernünftiges Mädchen gleichſam ſeine männliche Vernunft wiedergiebt, und ihn mit der Würde ſeiner Leidenſchaft vertrauter macht. Nun iſt er beharrlich in ihr und durch ſie, wie dieſe zärtlichen Gefühle ſelbſt ſeinen Stolz und ſeine Kraft nähren, — denn, indem er beſiegt wird, betrachtet er ſich ſelbſt als Sieger, und tauſcht, ſeiner Meinung nach, ein unendlich vortreffliches Herz gegen das ſeinige — ein. Darum hat die Liebe einen ſo hohen Werth in ſeinen Augen, weil ihm durch ſie ſein Kraftgefühl in einer wahren Verklärung durch den alleinigen Beſitz eines zweyten Herzens erſcheint, — darum iſt ſein Haß gegen die Weiber ſo groß und unauslöſchlich, wenn ſein Herz keine Erhörung bey ihnen fand, — oder von treuloſer Liebe hintergangen wurde, weil er ſich — ſchämt, daß er, — der Stärkere, — ſich nicht in dem Beſitze des Schwächern behaupten konnte.

Der Mann.

Den Abſichten der Natur gemäß, ſoll der Jüngling an der Hand der Liebe zum — Manne hinüberſchreiten, denn er iſt zum Ehemanne beſtimmt, und die Liebe hat ihn vorher ſchon meiſten Theils ernſter, nachdenkender, auf ſich ſelbſt aufmerkſamer und in ſeinem Berufe thätiger gemacht. Er hat glücklich oder unglücklich geliebt, — genug, er iſt dadurch ſeiner Beſtimmung näher gerückt, und in dem gereiften Manne iſt das Meiſte viel anders, als in dem von Lebenskraft überſtrömenden Jünglinge geformt worden. Durch vielfachere Erfahrungen, durch Berufsarbeiten, durch engere Lebensverhältniſſe, durch ſeine Stellung in der Societät als Mitglied des Staats, als Freund und Anverwandter, als Gelehrter, Künſtler, Handwerker, als Ehemann — und Vater, oder doch als einer, der es werden will, hat ſeine Denkungsart nach und nach einen bleibenden Charakter angenommen, — ſeine auf dem höchſten Punct ſtehende Körperkraft iſt durch Vernunft und Nothwendigkeit mehr geregelt worden, die wilden Leidenſchaften ſind zum Theil ſchon verglühet, und in ſeinem Geiſte hat ſich ein ruhigeres Licht der Erkenntniß, ſo wie in ſeinem Gemüthe ein beſſeres Gleichgewicht des Willens verbreitet. Sein Ehrtrieb, dieß große Schwungrad des männlichen Kraftgefühls, ſein Muth verbindet ſich mit Klugheit *) und Vorſicht, und ſucht nicht allein, wie im Jünglinge, das Glänzende, ſondern auch das Nützliche für ſich und Andere, weil der Mann den Werth der Dinge beſſer zu ſchätzen gelernt, — und der zügelloſe Egoismus der Jugend in ihm eine etwas mildere Geſtalt angenommen hat. Auch kann eigentlich nur er mit andern Männern eine wahre und feſtſtehende Societät bilden, weil bey dieſer Reife der Jahre ſeine Kräfte und Verhältniſſe mit den Kräften Anderer in ein ebenmäßigeres Gleichgewicht gebracht, — und ſeine Zwecke als Mann ihm viel heiliger geworden ſind. Der Menſch iſt in ihm gleichſam von Innen und Auſſen vollendet; — was er nun

---

*) Ariſtoteles: περι ἠθων της ἀκμαζουσης ἡλικιας. Ebendaſ. S. 235.

noch nicht geworden iſt, wird er höchſt wahrſcheinlich nimmer werden, — denn in ihm ſoll das Leben und die Kraft und der Geiſt des Menſchen in ſeiner höchſten Fülle erſcheinen, — ehe der Herbſt des Lebens ihn an die ſcheidende Größe ſeiner Mannheit und ſeiner Thätigkeit erinnert.

Wir erkennen daher in dem Manne das achtungswertheſte Vernunftweſen, — und ſo iſt er von allen Philoſophen aller Zeiten betrachtet worden, — weil er vermöge ſeiner vollkommenern Lebens- und Charakterreife ehrenvoll zwiſchen dem wilden Jünglinge und dem furchtſamen Greiſe ſteht, und von den Schwächen dieſer beyden Lebensſtufen weniger zu leiden ſcheint; vornehmlich aber, weil er in ſeinen männlichen Jahren als das unentbehrlichſte und nützlichſte Mitglied der Societät geehrt werden muß. Dieß iſt es, warum er ſich ſelbſt bey reifern Jahren mit Recht zu ehren anfängt, und ſein Ehrtrieb ſelbſt eine edlere und bedächtigere Richtung, als in dem leidenſchaftlichen Jünglinge, nimmt. Wohin ſein Blick in dem unermeßlichen Umfange der Geſchichte fällt, da ſieht er ſich faſt immer — in der Form des gereiften Mannes handeln. — Könnte man aus ihr den ganzen Raum der Begebenheiten tilgen, welcher die Thätigkeit des Mannes aufſtellt; ſo würden wir die furchtbarſten und lehrreichſten Partien der Geſchichte der Menſchheit vermiſſen, — weil uns dann nur noch die Welt des ſchwankenden Jünglings, und die des untergehenden Greiſes in keiner ſehr herzerhebenden, wenigſtens in keiner vielſeitigen Geſtalt, übrig bliebe, und wir den Menſchen nie in der vollendeten Reife ſeines Charakters und ſeiner Sinnesart beurtheilen könnten. Wir denken uns immer den Mann in ſeinen beſſern Jahren und in der ſchönen Fülle ſeiner Kraft, wenn wir das Erhabene und Erſtaunliche menſchlicher Anſtrengungen und Ausführungen in der Weltgeſchichte bewundern. Was die wunderthätige Bau- und Schiffskunſt, was der Handel, dieſes unermeßliche Band der Societät, was die Geſchichte der Kriege und Revolutionen, was überhaupt Wiſſenſchaften, Künſte und Erfindungen Großes und Denkwürdiges aufzuweiſen haben, muß in der Regel der raſtloſen Thatkraft des gereiften Mannes zugeſchrieben werden, — weil wir immer vorauszuſetzen pflegen, daß das Große und Folgereiche nicht blos durch einen hohen Muth, ſondern auch durch einen geſetzten Verſtand hervorgebracht werden müſſe. Männer waren es, welche eben ſo furchtlos als wißbegierig die Oceane der Erde durchſchifften, welche Städte bauelen, die eine kleine Welt in ſich ſchließen, — ungeheure Wüſteneyen in Paradieſe verwandelten und ganze Nationen von einem Ende der Erde zum andern, wie die Pfropfreiſer eines Baums, verpflanzten. Männer waren es, welche durch ihre Kühnheit, — vielleicht auch aus großen und humanen Abſichten, oft die ganze Erde erſchütterten, und in kurzer Zeit durch eine unüberwindliche Beharrlichkeit, — und durch das dem Beharrlichen günſtige Glück mächtige Königreiche umgeworfen haben, die ſeit Jahrhunderten allen Stürmen der Kriege und der Meinungen getrotzt hatten.

Aber auch ohne die gemeinſame Verbindung männlicher Kräfte iſt jener Thätigkeitsgeiſt und jene Thätigkeitskraft immer als ein faſt allgemeiner Originalzug des Mannes betrachtet worden. Nur mit Noth und Mühe, oder durch gewaltſame Unterdrückungen ſeiner Vernunftkraft, und durch Verführungen ſeiner Sinnlichkeit hat man ihm Feſſeln anlegen, und ihn ſeiner männlichen Freyheit ganz berauben können. Was hat der Mann, aus bloßem Selbſtgefühle und innerer Selbſtkraft, — zu allen Zeiten und unter allen Völkern nicht gewagt, um dem Joche der Sclaverey zu entgehen! und welche erſtaunliche Verſuche hat er nicht gemacht, die Bande zu zerbrechen, womit ihn ein ungünſtiges Schickſal und hartſinnige Menſchen umſchlungen hatten! In tauſend Fällen war ihm das Furchtbarſte aller Dinge, — der Tod ſelbſt, höchſt wünſchenswerth, wenn er dadurch ſeine Freyheit erkaufen, oder ſeine Ehre retten konnte. Siegen oder ſterben war von jeher der hohe Spruch des männlichen Muthes, und lieber ſtürzte er ſich mit den größten Aufopferungen ſeines Herzens in die blutigen Schwerter des Feindes, ehe er ihnen das ſeinige zum Zeichen einer ſchimpflichen Knechtſchaft überreichte. Nie hat auch der wahrhaft männliche Geiſt ſeine Freyheit einem, mit Sclaverey verbundenen ehrloſen Reichthume aufopfern können. — Eben darum fordern wir von ihm, daß er, im Vertrauen auf ſein Selbſtgefühl und ſeine Selbſtkraft, in den Leiden der Menſchheit nie ganz unterſinken ſolle, — und das Stärkſte, was wir ihm in ſeinen Gefahren und ſeinen Stürmen zurufen können, iſt der große und vielbedeutende Gedanke: — ein Mann zu ſeyn!

Es giebt auch für ihn als ſolchen keine größere Ehre. Ja, die Natur hat dieſe Würde der Kraft ſeinem innern Weſen und ſeiner ganzen Denkart ſo tief und und unvertilgbar eingedrückt, daß er auch bey einem kleinern und ſchwächlichern Körper — dennoch, wegen ſeiner Mannheit, als der Stärkere und Kraftvollere von dem Weibe geachtet und geliebt wird. Es iſt ſogar eine entſchiedene Erfahrung, daß nicht ſelten, ja, am gewöhnlichſten — Männer von einem kleinlichen und ſubtilen Körperbau den Geiſt ihres Geſchlechts mit lebendigſter und anhaltendſter Thatkraft in ſich fühlen, ſehr großer und hochſteigender Leidenſchaften fähig ſind, und ſich meiſten Theils in den ungünſtigſten Verhältniſſen des Lebens mit einem wahrhaften Heldengeiſte, und einem unzerſtörbaren Kraftgefühle, als — Männer im ganzen Sinne des Worts, gezeigt haben. *)

---

*) Die Geſchichte älterer und neuerer Zeiten nennt uns eine Menge Helden und unſterblich großer Männer, deren bewundernswürdiger Thaten- und Denkgeiſt in eine kleinliche, zartgebauete Körperform eingeſchloſſen war, und von der Zerbrechlichkeit ſeines Wohnhauſes nicht wenig dulden mußte. Ueberhaupt ſcheint auch nur eine mittelmäßige Größe des Körpers dem höhern Genie günſtig zu ſeyn, und die Region derſelben unter männlichen Coloſſen auf eine auffallende Art zu verſchwinden. Die phyſiſche Schwerfälligkeit und Langſamkeit der letztern geht meiſten Theils auch in ihre Denkkraft und in ihren Charakter über, und die Natur ſcheint ſie mehr zur Parade, als zur Verherrlichung ihrer thätigern Kräfte, hingeſtellt zu haben. Als Gelehrte ſind ſie gemeiniglich nur — Magazinköpfe, Sammler, Lexicographen, vielleicht ſehr fleißige Arbeiter; aber unendlich ſelten — ſcharfe Selbſtdenker. Als Krieger trauet man ihnen nicht viel Muth zu, — weil dieſer mit einer gewiſſen Leichtigkeit und Schnellkraft des Körpers in Verwandtſchaft ſteht, und weil ſie aus eitler Vorliebe für den hoch hervorragenden Körper zu ſehr ſeine Verſtümmelung fürchten. Als Ehemänner ſind ſie faſt immer die paſſiven Sclaven ihrer Frauen, weil jene Rieſen gemeiniglich von einer ſehr materiellen Sinnlichkeit beherrſcht wer-

Der Greis.

Mit den zunehmenden Jahren des Alters *) verliert ſich im Manne ſein phyſiſches Kraftgefühl bald mehr, bald weniger; — er ſteigt auf

---

den, und aus Mangel eigener Bewegbarkeit ſich gern bedienen laſſen, wodurch ihre eigene Dienſtbarkeit nur deſto entſchiedener wird. Als Menſchen überhaupt ſind ſie nicht ſelten fade, langweilige und weibiſche Figuranten, die überall, vermöge ihrer Rieſenfigur, — und allein durch dieſelbe, die Herzen der Weiber zu gewinnen glauben; aber gemeiniglich von dieſen im Hintergrunde belacht werden. — Es iſt hier der Ort nicht, die übrigen Eigenthümlichkeiten dieſer Menſchen, — ihre Neigung zum Poſſierlichen und Comiſchen, ſelbſt in Miene und Geberdung, [worin ſie mit zu kleinen Körpern viel Aehnlichkeit haben] oder auch das andere Extrem, — die Huldigung fordernde Feyerlichkeit ihres Aeußern, in ſo fern es von der Plumpheit ihrer Körpermaſſe und des Geiſtes hervorgebracht wird, zu erläutern. In allen Fällen ſcheint die Natur für die zart gebaueten Organiſationen mehr, als für ihre — Flügelleute geſorgt zu haben.

*) S. das vollſtändigere Gemälde deſſelben im 4ten Bande meines Verſuchs einer Charakteriſtik des weiblichen Geſchlechts. Hannover 1801.

der Leiter des Lebens nach und nach wieder herab, und das Eigenthümliche vnd Originelle des Greiſes in ſeiner Charakter- und Denkweiſe kann faſt nur allein als Folge des *verminderten Kraftgefühls* im Allgemeinen erklärt werden. Der Wirkungskreis ſeiner Freuden und Vergnügungen wird ſchon dadurch in einem hohen Grade beſchränkt, daß ihm ſein Körper weniger, als im Jünglinge und Manne, *gehorchen* will, ſondern immer mehr Sorgfalt, Schonung und Behutſamkeit verlangt. Seine Geſundheit iſt weit empfindlicher geworden, während ſeine Sinne ſich nach und nach für die Welt zu verſchließen anfangen. Mit dem Sinken ſeiner Körperkraft und ſeiner Organe erſtirbt nun auch nach und nach das *Herzliche* und *Lebendige* ſeines Frohſinns ſelbſt; — die Freude muß gleichſam ſehr laut, aber auch ſehr behutſam bey ihm anpochen, wenn er ſie hören ſoll; — er geht ihr nicht mehr entgegen, und darum kommt ſie ihm auch *ſeltener*; — ihr gefällt das Wohnhaus nicht, worin ſie nicht ohne Zwang leben kann, und wo ihre Gunſtbezeugungen doch am Ende *ſchlecht erkannt* werden. Aus Mangel an phyſiſcher Kraft und Leichtigkeit der Gefühle wird nun der Alte, — oft wider ſeinen Willen, — mürriſch und finſter, weil er nicht mehr mit der vorigen Willkühr und Freyheit die Welt benutzen kann, und die Dinge zu ſehr mit kalter Ueberlegung abwiegt. Er errichtet daher nur mit Mühe neue Bekanntſchaften, — in die härtere Gemüthsart kann ſich das Bild und das Herz eines neuen Freundes nicht mehr ſo leicht, wie ſonſt, eindrücken; er weicht den Menſchen aus, denen er als Jüngling und Mann mit offener Seele entgegen eilte, denn er fühlt immer mehr, daß ſich die Berührungspuncte zwiſchen ihm und Andern merklich verringern.

Das Gefühl ſeiner körperlichen Schwäche macht ihn aber auch überhaupt ſchon bedenklich und furchtſam, wie einen, der mit ſehr zerbrechlichen oder zerbrochenen Waffen fechten ſoll. Der Muth des Geiſtes wird nicht mehr durch das Feuer des Körpers belebt, und der dadurch abgekühlte Ehrgeitz will ſich nun weniger, als ſonſt, in ein Feld wagen, wo der Jüngling und der Mann glücklicher, als der

Greis, zum Ziele gelangt. Er kann bey widrigen Zufällen von auſſen nicht mehr auf die phyſiſche Macht ſeines Körpers und ſeiner Geſundheit trotzen. Seine activſten Vaſallen ſind ihm gleichſam ungetreu geworden, und es bleibt ihm faſt nichts mehr übrig, als nun auf einen ehrenvollen Rückzug zu denken. Selbſt das dem Alter überdieß ſchon eigenthümliche Mißtrauen muß dadurch ſubjectiv nur noch zunehmen, daß — man ſich ſelbſt in einer Art von Wehrloſigkeit befindet, die jeder Kraftvollere ſo leicht gegen uns ſelbſt benutzen könnte. Aus Mangel des Vertrauens zu uns ſelbſt entſteht faſt immer ein allgemeines und unheilbares Mißtrauen gegen alle Menſchen, — und dieſes Mißtrauen muß um ſo viel größer werden, je mehr es von einer uns aufgedrungenen phyſiſchen Muthloſigkeit erzeugt wird. — Eben darum läßt nun auch ferner der Alte meiſten Theils die Dinge ſo gehen, wie ſie wollen, wagt ſich ungern in neue und gefährliche Unternehmungen, tadelt lieber, anſtatt zu handeln; oder iſt nur negativ thätig, indem er mit Eigenſinn — Widerſtand leiſtet, wozu nicht ſowohl Muth, ſondern nur ein ſtörriger Wille erfordert wird. Er läßt es darauf ankommen, wie man gegen dieſen Eigenſinn anlaufen wird; aber ſeltener wird er dem Sturme frey entſchloſſen entgegen gehen; Theils, um die vormahls behauptete Ehre nicht in einem *zweifelhaften* Kampfe zu verlieren; — Theils aber ſchon darum, weil nun überhaupt der ſchwächere Leib — der Geſetzgeber des bedenklichern Geiſtes geworden iſt, und das Richten und Bekriteln der Begebenheiten auch nicht ſo viel Anſtrengung, als das *wirkliche Ausführen* derſelben erfordert.

Eben ſo kann die notoriſche *Sparſamkeit* alter Leute ſehr natürlich aus dem zunehmenden *Mangel ihres Kraftgefühls* interpretirt werden. Sie ſehen es voraus, daß, bey dem ſucceſſiven Herabſinken der Geſundheit und Lebensfülle, auch die *Erwerbsquellen* des Lebensunterhalts, und der Einfluß auf die Societät nach und nach aufhören müſſen, und, wenn keine Vorräthe vorhanden ſind, jeder Alte, aus Mangel körperlichen Fleißes, Gefahr laufe, —

zu *darben*. Sie ſuchen ſich daher gegen dieſen Zuſtand durch das Sammeln des Geldes zu *waffnen*, und dem Schickſale zu ihrer Sicherheit etwas vorzuzeigen, was man von jeher für ein ſchnellwirkendes Mittel in Nothfällen gehalten hat. Der Jüngling, der Mann, der im Gefühle ſeiner phyſiſchen und geiſtigen Kräfte das achtbare Vehiculum zu ſeinem *Fortkommen* in der Welt findet, und, — wenn er die Arbeit nicht ſcheuet, als der Arbeitſuchende, überall willkommen iſt, denkt ſchon darum weniger an die Nothpfennige, weil das Sammeln aus einer ihm unwürdig ſcheinenden Furcht vor der Zukunft entſpringt, und meiſten Theils durch den Geitz alle Freyheit des männlichen Charakters verloren geht. Das Alter hat ſchon als ſolches einen Theil hiervon aufopfern müſſen, und der Greis ſelbſt findet in ihm daher einen wohlzubereiteten Boden, ſo daß ein *Alter* und ein *Verſchwender*, in pſychologiſcher Rückſicht, widerſprechende Begriffe zu ſeyn ſcheinen. Endlich kann ſelbſt das Gefühl einer Abnahme des Geiſtes, und einer dadurch vermehrten Furchtſamkeit, — unbrauchbar für die Welt zu werben, — dem Geiz des Alters Nahrung geben, und giebt ſie ihm wirklich.

Der Schwächling

in mehrern Rückſichten.

Auf eine ſehr frappante Art finden wir alle dieſe kleinern und größern Charakterſchwächen des Alters bey denjenigen noch viel jüngern Männern wieder, welche ihre Lebenskraft frühzeitig conſumirt haben, und wohl gefliſſentlich den Wirkungen der Natur und der Zeit voraneilen wollten. Aber eben darum ſind ſie in ihrem Innern und Aeußern gemeiniglich noch ſchwächer und unendlich bedauernswürdiger, als der Greis, der regelmäßig gelebt hatte, und jetzt nur den Tribut des Alters zahlen muß. — Der Entnervte, der Schwächling, der ſich ſelbſt dazu machte, der durch Luxus und raffinirte Sinnlichkeit verweichlichte Mann, — kurz, der Kraftloſe gehört meiſten Theils nur noch durch den Bau ſeines Körpers dem männlichen Geſchlechte an.

Des Mannes Geiſt und Muth iſt von ihm gewichen, und das arme mißhandelte Leben zittert in ihm gleichſam nur noch in einzelnen Funken fort, — wenn man es nicht lieber ein langſames Sterben nennen will. Der peinliche, oder doch faſt immer ohnmächtige Kampf mit einem zerrütteten und geſchwächten Körper macht dieſe Unglücklichen mißtrauiſch, ſchüchtern und furchtſam; ſie wagen nichts, weil die Kraft und das Feuer hierzu fehlt, weil der Reſt ihres verglimmenden Lebens leichter in Gefahr kommt, und weil ſie dieſes Reſtchen mit ſtrenger Sorgfalt bewachen müſſen. Oder ſie bleiben auch darum in einem ſo erbärmlichen paſſiven Zuſtande, weil ihr Geiſt durch das Uebermaß des Sinnengenuſſes zum Auffaſſen großer, heller und vielwirkender Ideen nach und nach unfähig geworden iſt, und ſeine Kraft nicht mehr ſelbſtſtändig, und ſich ſelbſt ſchaffend, emporſteigen kann. Daher iſt auch der ganze moraliſche Sinn und Charakter dieſer Menſchen, als eine von der Vorſtellungskraft abhängende Einrichtung der Natur, ſo ſchwankend, unentſchloſſen und ungewiß. Es fehlt ihm gleichſam an Mark und Stahlkraft, — an Unternehmungsgeiſt und Ausdauer. Der Mann weicht in ihnen, wo er ſich zeigen ſoll, faſt immer zurück, denn ſein Vertrauen zu ſich ſelbſt iſt dahin, und das Große und Schöne kann den ſtumpfen Geiſt nicht mehr ſpannen, noch das Herz mit kräftigen Gefühlen begeiſtern. — Oder ihre ſcheinbare Charakterfeſtigkeit iſt nichts, als ein trockner, vernunftloſer Eigenſinn — und Trotz, wenn ſie nähmlich Mittel und Gewalt dazu in den Händen haben. Sie fühlen es ſehr wohl, daß ſie ohne einen ſolchen Eigenwillen, den man aber, genauer beleuchtet, weder Muth noch Kraft — nach vorhergegangenen Principien zu handeln, nennen kann, — gar nichts mehr ſeyn würden, und daß dieſer Eigenſinn ihr letzter — obgleich an ſich ſehr lächerlicher Behelf ſey, ſich noch — bey Einigen in Reſpect zu ſetzen. Meiſten Theils ſind ſie aber doch die Sclaven anderer, kraftvoller Menſchen, und die Natur hat es weislich eingerichtet, daß ſie dieſe — jenen faſt immer zu Vormündern gegeben hat.

Der Schwächling wird aber dadurch gemeiniglich noch ſchwächer, und — endlich bis zur Entehrung aller Menſchheit ſtumpf und kraftlos, daß in dieſem zerriſſenen Körper und dem dadurch erblindeten Geiſte doch immer noch die Gelüſte eines ſinnlichen Lebens fortdauern, und nach und nach ſeinen ganzen männlichen Charakter auflöſen. Nach einer ſolchen Auflöſung des Geiſtigen und Selbſtſtändigen in dem Menſchen kann freylich nicht viel mehr, als die luſtſuchende Thierheit übrig bleiben, daher faſt alle Schwächlinge ſehr ſinnliche Menſchen ſind, und zuletzt nicht viel mehr, als das Sinnliche faſſen können. Iſt auch die Kraft zum Genuſſe des Letztern verſchwunden; ſo lebt es doch in tauſend ſüßlichen Bildern der thieriſchen Imagination fort, und erhält darin eben darum ein deſto ſchamloſeres Leben, weil ſich der Kraftloſe dann nur noch mit dem obſcönen Bilde begnügen muß, — und durch die Vergleichung voriger und jetziger Zeiten ſein Gemüth zwar traurig gemacht, aber immer wieder von neuem in ſeiner animaliſchen Tendenz beſtärkt wird.

Charakterzüge der Studierenden.

Zu den Männern ohne männliche Kraft und Feſtigkeit gehört die nicht kleine Anzahl der *durch die Kunſt*, — *durch die Erziehung und ihre Treibhäuſer unglücklich gelähmter Menſchen*. Man hat dieſe Bejammernswürdigen gleichſam phyſiſch vernichtet, weil man ihre Kraft zu ſcharf anſpannte, und dadurch den Grund zu einer nachher unheilbaren Erſchlaffung legte. Sie ſind nie zu ihrer natürlichen Reife gelangt, weil ſie zu *früh* reifen ſollten, — und weil ſich ihre phyſiſche Kraft nicht frey und geſättigt üben durfte; ſo hat ihre Unterdrückung eine Schwäche des Charakters hervorgebracht, — die wiederum dem freyen Willen des Menſchen nur einen kleinen Spielraum geſtattet. Durch die gewaltſamen Anſpannungen und Ueberladungen des Kopfs iſt der Körper dahingewelkt, — und „in kurzem fällt, wie *Tiſſot* ſehr richtig bemerkt, durch eine unvermeidliche Erwiederung das Uebel, das der Geiſt dem Körper zugezogen hat, auf den Geiſt ſelbſt zurück, — weil das höchſte Weſen gewollt hat, daß, ſo lange dieſe zwey Subſtanzen die gleiche Bahn zu laufen hätten, die Verrichtungen des Geiſtes bis auf einen gewiſſen Grad von der Geſundheit des Leibes abhängig ſeyn ſollten" *). Menſchen dieſer Art ſind, vermöge ihrer ganzen innern Abſpannung und verweichlichten Kraftloſigkeit, ſelten zu großen, dauerhaften und muthvollen Unternehmungen geſchickt, und bilden ſich gemeiniglich eine eigene Ideenwelt, und eine Geſelligkeit, [wenn ſie nicht anders ſogar allen Umgang haſſen] worin ihr krankes Gemüth die möglichſt-geringe Zahl von Erſchütterungen und Anſtrengungen empfinden darf. Aus dieſem Kreiſe ihrer beengten Exiſtenz kommen ſie, Theils wegen ihres Mangels an Weltkenntniß, Theils wegen ihrer ſchüchternen Beurtheilung aller Menſchen, ſelten heraus, damit ſie ja nicht zu etwas ihnen — Ungewöhnlichem aufgefordert werden möchten, und das zerrüttete Uhrwerk ihres Lebens

---

*) Siehe A. D. Tiſſot, von der Geſundheit der Gelehrten. S. 21. Zürich 1770.

nicht noch mehr in Gefahr gerathe. Der wiſſenſchaftliche Druck, der auf ihnen noch von ihrer erſten Bildung an liegt, der alle ihre Kräfte ſchon im Keimen derſelben lähmte, und den heitern Jüngling in einen kraftloſen Greis umſchuf, hat ihrer Freyheit und Thätigkeit ſelbſt alle Spannkraft genommen, und ein kleinlicher Handelsmechanismus, eine armſelige Micrologie und Spielerey ihrer geiſtigen und körperlichen Beſchäftigungen iſt an die Stelle männlicher Denkkraft und männlicher Gemüthsſtärke getreten. Dieſe Micrologien und pedantiſchen Zeitverſchwendungen ſind gemeiniglich nach und nach der einzige Wirkungskreis jener Schwächlinge geworden; und ſie legen einen großen Werth darauf, weil ſie nicht darüber hinauskommen können, und ſie alſo als das non plus ultra aller Thätigkeit überhaupt betrachten, — oder auch darum, weil ihrer conſumirten Seelenkraft die Nützlichkeit und Nothwendigkeit tieferer Einſichten gar nicht mehr einleuchten will. Uebrigens ſind ſie, wie alle Nervenſchwache und — Kranke, mißtrauiſch, furchtſam, kleinmüthig, verzagt, einſeitig und unfähig, jemahls die Höhe der Kraft und Brauchbarkeit zu erreichen, worauf der geſunde und pſychologiſch reif gewordene Mann ſtehet.

Alle dieſe Zerrüttungen des Geiſtes und des Körpers ſind die Folgen einer zu früh dem Kinde aufgedrungenen Anſtrengung, und einer allemahl damit verbundenen zu früh verſchwendeten Lebenskraft, die nimmer wieder erſetzt werden kann. Wenn es ausgemacht iſt, daß eine zu große und fortdauernde Ueberladung und Anſpannung des Kopfs nach und nach die ſtärkſten Organiſationen anzugreifen und endlich zu vernichten pflegt, wie vielmehr muß dieß der Fall bey jungen Leuten ſeyn, deren phyſiſche Conſtitution durchaus noch zu keiner Reife gediehen iſt, und deren weicheres Gehirn ſich erſt zu ſeinen Verrichtungen, — zu einer feſtern Subſtanz, bilden ſoll. Hier wird offenbar das zuſammengehörende Wachſen und Ausbilden körperlicher und geiſtiger Kräfte auf eine ſchreckliche und widernatürliche Art aufgehoben, und die Kraft des Denkens und Wollens, indem man ſie zu übertreiben ſucht, wirklich ſchon in ſich ſelbſt vernichtet.

Hierzu kommt noch der ſehr bedenkliche Umſtand, daß jene Ueberladungen des jugendlichen Verſtandes gemeiniglich ſo einſeitig, trocken und microlog ſind, daß der menſchliche Geiſt einer gewiſſen Eintönigkeit ſeiner Wirkungen und Verrichtungen gar nicht entgehen kann, und durch das Treiben und Beachten des Einerley endlich auch bey einem feſtern Körper ſtumpf werden muß. Man findet gemeiniglich, daß junge Leute, aus denen hernach ſo äuſſerſt gelähmte Menſchen wurden, — ſich mit einem unerſättlichen Enthuſiasmus auf eine Wiſſenſchaft legen, — ganz an ihr hängen, und ſich gleichſam in ſie vergraben; dagegen alle übrige abwechſelnde und aufheiternde Kenntniſſe völlig unberührt liegen laſſen. Ihre Seele iſt immer nur auf das Eine geſpannt, und mit einer gierigen Aufmerkſamkeit gerichtet, die dieſe Anſpannung gleichſam Tag und Nacht unterhält. „Aber diejenigen Leute, ſagt Tiſſot, werden am geſchwindeſten durch die Anſtrengungen der Seele in Unordnung gebracht, die ſich ohne Aufhören mit dem gleichen Gegenſtande beſchäftigen, denn hierbey iſt nur ein einzelner

Theil des allgemeinen Sinnplatzes (Sensorium) geſpannt, und er iſt es allezeit. Die Verrichtung der andern erleichtert ihn nicht; dieſer Theil wird müde und geſchwinder verdorben. Wenn in dem ganzen Körper nur ein einziger Muſkel, oder nur eine geringe Anzahl von Muſkeln unaufhörlich arbeiten; ſo leidet der Körper ungleich mehr, als wenn die gleiche Menge von Verrichtung auf *alle* Muſkeln nach und nach vertheilt wäre. Eben ſo verhält es ſich mit dem *Gehirn*; wenn ſeine verſchiedenen Theile einer nach dem andern wirken, ſo ermüdet es ſich weit weniger; der ruhende Theil gelangt wieder zu ſeinen Kräften, unterdeſſen die andern in Bewegung ſind.“

Eben dieſer philoſophiſche Arzt ſagt in einer andern hierher gehörigen Stelle folgende höchſt merkwürdige Wahrheiten, die ſich alle Erzieher tief in die Seele ſchreiben ſollten *). — „Ein anhaltender Fleiß in der Kindheit iſt tödtlich. Ich habe Kinder voll Geiſtes gekannt, die mit dieſer weit über ihr Alter gehenden gelehrten Raſerey befallen waren, und mit Schmerzen das Schickſal, das auf ſie wartete, — vorausgeſehen. Im Anfange ſind ſie Wunder, am Ende Narren. — Dieſes Alter iſt den Leibesübungen gewidmet, die den Leib ſtärken, und nicht dem Studieren, das ihn ſchwächt und am Wachsthum verhindert. Die Natur iſt nicht im Stande, zwey ſchnelle Entwickelungen zu gleicher Zeit und mit gutem Erfolge vorwärts zu bringen. Man hat Kinder geſehen, deren Leib ein ungemein ſchnelles Wachsthum hatte,

---

*) Von der Geſundheit der Gelehrten, S. 78 u. f. In einer andern Stelle dieſes Buchs, S. 24, ſagt er: „Ich habe Kinder von der beſten Hoffnung, die von harten und unvernünftigen Schulmeiſtern genöthigt wurden, ohne Aufhören zu ſtudieren, für

---

ihr ganzes Leben — epileptiſch werden geſehen.“ Der Herausgeber dieſes Werks kennt einen Mann von Adel, der in ſeiner Jugend durch einen pedantiſchen Gelehrten und eine pedantiſche Mutter, die beyde in Gemeinſchaft aus dem Knaben ein Lumen mundi ſchaffen wollten, — der an unheilbaren Schwächen des Geiſtes leidet, und ihm einſt ſelbſt geſtand, daß die frühen Anſpannungen ſeines Kopfs ihm allein dieſen verworrenen Gemüthszuſtand zugezogen hätten. —

und die Memoiren der Königl. (Pariſer) Academie der Wiſſenſchaften gedenken eines Kindes aus Languedoc, das im Alter von ſechs Jahren die Leibesgeſtalt eines großen Mannes beſaß. Allein — was widerfährt ihnen? Der Geiſt bleibt in einer immerwährenden Kindheit; ja dieſe Kräfte des Leibes ſelbſt, frühzeitig aber von keiner Feſtigkeit, gehen mit eben der Schnelligkeit zu Grunde, als ſie entſtanden waren, und dieſe Wunder liegen in ihrem zwölften oder dreyzehnten Jahre im — Grabe. Wenn das Wachsthum des Geiſtes allzu ſchnell iſt, wenn die Talente ſich frühzeitig entwickeln, und man einen dieſer Entwickelung proportionirten Fleiß erlaubt; ſo empfängt der Leib gar keinen Wachsthum, weil die Nerven nichts zur Nahrung beytragen; man verfällt in Schwindſucht und ſtirbt bald hernach an den grauſamſten Krankheiten, wie man ein merkwürdiges Beyſpiel davon an dem jungen Baratier geſehen.“ *)

---

*) Dieſes wahrhaft literariſche Wunderkind war den 19. Jan. 1721 zu Schwabach in Franken geboren,

Die vorhergehenden Betrachtungen über den Einfluß früher Anſtrengungen des Geiſtes auf deſſen Lähmung und geſtörtes Kraftgefühl, welches wiederum mit der Schwächung des Gemüths, als Willensäuſſerung, zuſam-

---

wo ſein Vater franzöſiſcher Prediger war. In ſeinem dritten Jahre konnte es ſchon fertig leſen, im vierten fertig franzöſiſch und deutſch, und im fünften ohne Anſtoß lateiniſch reden. Nun ſtudierte dieſer genialiſche Kopf griechiſch und hebräiſch, und konnte bereits im achten Jahre den Codex überſetzen. Bald hatte er auch das Rabbiniſche, Syriſche, Chaldäiſche und Arabiſche in ſeiner Gewalt, und hatte im dreyzehnten Jahre ſchon die meiſten Kirchenſchriftſteller geleſen. Aber ſein lebhafter und wißbegieriger Geiſt blieb nicht blos bey dem Sprachſtudium und den Alterthümern ſtehen. Als er in ſeinem dreyzehnten Jahre das erſtemahl eine Erd- und Himmelskugel erblickte; ſo lenkte ſich ſein Enthuſiasmus mit größter Selbſtkraft auf Mathematik und Aſtronomie, — ſchickte noch als — Knabe ſeine Ideen von Erfindung der Meereslänge den Academien in London, Paris und Berlin zu, und erhielt von allen dieſen gelehrten Societäten die ſchmeichelhafteſten Antworten. Die letztere nahm ihn ſogar zu ihrem Mitgliede auf, — und ſein Nahme erregte eine allgemeine Bewunderung in der menhängt, — führen uns natürlicher Weiſe auf die Urſachen, warum man unter den Gelehrten die wenigſte Charakterſtärke und Geiſtesfeſtigkeit im Handeln anzutreffen glaubt, und ihnen von

jeher

---

gelehrten Welt. In Halle erhielt er 1735, alſo in ſeinem vierzehnten Jahre, unentgeldlich die Magiſterwürde, und vertheidigte bey dieſer Gelegenheit philologiſche, critiſche, philoſophiſche und aſtronomiſche Theſen mit großer Fertigkeit. In Berlin wurde er als ein ſo merkwürdiges in ſeiner Art einziges Genie, — ſelbſt von dem die Wiſſenſchaften nicht ſehr achtenden König Friedrich Wilhelm I. — mit Gnadenbezeugungen überhäuft. Auf Verlangen deſſelben ging er nach Halle zurück, und ſtudierte mit neuer Anſtrengung die Rechtskunde. Allein dieſer erſtaunliche Kopf hatte ſich endlich durch zu viele Arbeiten überſpannt und gleichſam überſättigt, — und fiel zuletzt in eine geiſtige und körperliche Auszehrung und Vertrocknung ſeiner Kraft. In ſeinem achtzehnten Jahre wurde er von einem Huſten befallen, und im Laufe des nähmlichen Jahrs von einem Heer anderer Krankheiten. Die Eßluſt und der Schlaf verloren ſich, und nun ſeufzte er einzig nach ſeiner Auflöſung, die auch in einem Alter von neunzehn Jahren und etlichen Monathen 1740 den 5. October erfolgte.

jeher — Kleinmuth, Schüchternheit, Milzſucht und unmännliche Verzagtheit zugeſchrieben worden ſind. — Denn das Streiten und unrühmliche Zanken derſelben mit einander in Proſa und Poeſie kann nicht wohl als ein Beweis des wahrhaften perſönlichen Muths angenommen werden, indem dazu gar keine beſondere Erhebung der Seele gehört, ſich einander mit der Feder, — an dem ruhigen Schreibtiſche, und unter dem gemächlichen Aufſuchen witzelnder Ideen und vielleicht in weiter Ferne anzugreifen, wozu nicht ſelten grade die furchtſamſten Köpfe geſchickt ſind; ſo wenig als das eigenſinnige und unbiegſame Beharren derſelben bey Meinungen und wiſſenſchaftlichen Hypotheſen eine Feſtigkeit des Charakters andeuten kann, — weil jenes Beharren auch ohne allen Charakter nur durch die Gewohnheit, — eine Ideenreihe ſo und nicht anders zu denken, und durch das, was man Ueberzeugung nennt, hervorgebracht wird. — Wenn aber jene Muthloſigkeit und Kleinmüthigkeit ſo vieler Gelehrten als ein wirklicher Charakterzug derſelben angenommen werden kann; ſo möchten denn doch wohl noch mehrere andere Gründe, — als ihr geſchwächtes Nervenſyſtem, zur Erklärung jener Erſcheinungen vorhanden ſeyn, die in einem pſychologiſchen Gemälde des Mannes allerdings, obgleich hier nur epiſodiſch, einen Platz verdienen.

Ein Hauptgrund jener Schüchternheit und Kleinmüthigkeit liegt in der Beſchäftigungsart der Gelehrten ſelbſt. Ihr Wirken und ihre Thätigkeit iſt meiſten Theils nur immer ein Wirken in ſich ſelbſt hinein, — ein Sinnen und Nachdenken und Forſchen, wodurch der Muth nach auſſen hin nicht geübt, und mit den Wirkungskreiſen und den Kraftäuſſerungen in der größern Welt gar nicht bekannt gemacht wird. *) Sie ſind ſich in ihrem Ideenkreiſe und in ihrer Lieblingswiſſenſchaft alles ſelbſt, und ihre eigene kleine Welt. In die größere wagen ſie ſich nicht gern hinaus, weil ſie darin Widerſprüche, unangenehme Reactionen und Herausforderungen zu einem beſchwerlichen

---

*) Etwas für und über die Gelehrten. Berliner Monatsſchrift. Zweyter Band. S. 365 u. f. 1783.

Mitſpiele fürchten, — da ſie hingegen in ihrer Ideenwelt alles gemächlich nach ihrer Willkühr einrichten können, und zwiſchen ihren ſtummen Büchern und in ihrer einſamen Studierſtube immer — allein Recht behalten. Sie können nicht erwarten, daß dieß in einem größern äußern Wirkungskreiſe eben ſo der Fall ſeyn werde. Wenn ſie in ihn hineintreten; ſo müſſen ſie einen Gehorſam und eine Gewandtheit annehmen, die man nicht ohne Uebung und Anſtrengung lernt, und wobey man in ältern Jahren ſo ungern — das Lehrgeld giebt. Man geht daher der Probe einer neuen Kraftäußerung lieber aus dem Wege, — wagt nichts, um ſich keine Blößen zu geben, und verſchanzt ſich hinter ſeine Unentſchloſſenheit und ſeine Wiſſenſchaften, — weil man durch jene eine gewiſſe Bedächtlichkeit, die aber oft nur innere Furchtſamkeit iſt, der Welt vorſpiegeln will, und weil man in dieſen, als ſein eigener Herr, nach Gefallen raiſonniren kann.

Ebenſo iſt der Mangel einer gereiften Welt- und Menſchenkenntniß, und das

Gefühl einer nicht immer vorhandenen feinern Sittenpolitur ein anderer Grund, warum den Gelehrten von Profeſſion jenes ſchüchterne und unentſchloſſene Weſen ſo leicht anklebt, und wodurch ſie ſo oft von einer offenen, freyen und muthvollen Handelsmanier zurückgehalten werden. Wenn auch der Muth vorhanden iſt; ſo verliert er doch einen großen Theil ſeiner Energie, wenn er ſich genirt und verlegen fühlt, und ihm die Kenntniß des Menſchen und des Terrains, worauf er wirken ſoll, nicht zu Hülfe kommt. Dieſe Verlegenheit wird durch das furchtſame Weſen der Einſeitigkeit nur noch vermehrt, indem man nicht ohne Grund ahnet, daß man mit einer ſo engen und ungeübten Natur nicht viel gegen die feinern, vielſeitigern und ſchlauern Weltleute ausrichten werde. Es kann alſo dem blos wiſſenſchaftlichen Kopfe nicht leicht einfallen, ſich mit jenen in einen dauerhaften Kampf einzulaſſen, oder ſie durch die Taktik einer ſubtilen Menſchenkenntniß wohl gar zu überflügeln, — weil hierzu die Wiſſenſchaften und der noch ſo große Apparat einer ausgebreiteten Gelehrſamkeit nichts beytragen, ſondern eher das Männliche und Große in dem Charakter vernichten. Man hat überdieß der Gelehrſamkeit ſchon längſt den Vorwurf gemacht: daß ſie, als ein wiſſenſchaftliches Getriebe, und als eine mit ſich ſelbſt beſchäftigte Coquetterie, den Charakter des Mannes nur gar ſelten veredle und ſtärke. Und wenn ſie dieß nicht thut; ſo kann auch aus ihr ſelbſt nicht der wahrhaft männliche Muth, ſich in die Welt zu ſchicken und die äußern Dinge der Feſtigkeit der Seele zu unterwerfen, hervorgehen; — oder es iſt ein Muth und eine Herzhaftigkeit, die durch den erſten Widerſtand zurückgeſchnellt wird, und in den Augen der ſchärfer Sehenden nichts als Poltronnerie war.

Das ſogenannte bedächtige Weſen ſo vieler Gelehrten, — dieß ängſtliche Abwägen ihrer Urtheile und dieß vorſichtige Abmeſſen ihrer Schritte, als ob ſie ihr ganzes Leben hindurch auf einer ſchmalen, über einen Abgrund gezogenen Steige zubringen müßten, iſt die allernatürlichſte Folge jener mangelnden Weltkenntniß und jener Ungeübtheit, — ihr eigenes Ich auf eine kluge Art an die Welt anzuſchließen. Allein eben dieſe oft bis in's Lächerliche ausgedehnte Bedächtlichkeit hat im Hintergrunde meiſten Theils noch eine andere ſehr wirkſame Urſache, nähmlich die höchſt reitzbare Aengſtlichkeit, ſelbſt wahrhaft großer Genies, für ihren Ruhm und ihre Celebrität. — Wenn alle Kräfte und Talente des Menſchen nur nach dieſem Ziele hin abgerichtet und geübt werden, und darauf gleichſam der ganze Wille verwandt und conſumirt wird; ſo kann der Charakter ſelbſt nicht wohl zu einer großen und männlichen Reife gedeihen. Das einzige vor den Augen ſchwebende Ziel muß ihn nur noch einſeitiger und furchtſamer machen, — es durch keinen Mißgriff zu verfehlen, oder einen Andern dort früher, als ſich ſelbſt, — ankommen zu ſehen. Der kleinſte Schritt könnte einen langen Weg voll Mühe und Arbeit beſchimpfen, und der geringſte Feind eine Leidenſchaft kränken, deren geheimer Kitzel der höchſte Genuß des Eiteln und Ehrgeitzigen iſt. Er vermeidet daher ſorgfältig jeden Anſtoß, der ſeine Lieblingsneigung erſchüttern, und jenen höchſten Genuß ſeines Daſeyns [— gerühmt zu ſeyn —] vermindern könnte. Allein auf eben dieſer ſchlüpfrigen Bahn, worauf man die Unſterblichkeit ſucht, werden unzählige Thorheiten begangen, und man könnte faſt behaupten, daß durch das — ängſtliche Haſchen nach Ruhm und Gröſe der Charakter des Mannes mehr, als durch jede andere Leidenſchaft, aufgerieben und zerſtört wird. Man hat Männer von erſtaunlichen nicht zu berechnenden Talenten gekannt, die aus einer zu geſpannten Ruhmbegierde in eine weibiſche und kleinliche Eitelkeit herabſanken, den kleinſten Schimmer eines fremden Verdienſtes mit lächerlicher und hämiſcher Eiferſucht zu unterdrücken ſuchten, nach und nach durch das unrühmliche Spiel ihres Ehrgeitzes unmännlich, ſchwach und geiſteskrank wurden, und bis an ihren Tod, wegen ihrer zu empfindlichen Leidenſchaft, ſich weder eines ſelbſtändigen Charakters, noch einer frohen Lebensſtunde rühmen konnten.

Endlich iſt die traurige, beengte und belaſtete Lage ſo vieler Literatoren noch ein Grund des ihnen Schuld gegebenen muthloſen und furchtſamen Sinnes. Die ſchönſten Blüthen und Früchte des Geiſtes, die lebendigſten und hochſtrebendſten Genies verwelken nach und nach unter den Sorgen der Nahrung, und unter dem Galeerendienſt einſeitiger, nicht ſehr aufheiternder Arbeiten und Plackereyen. Der größere Theil dieſer Männer, und zwar derjenigen, welche durch den mündlichen Vortrag ſeiner Gelehrſamkeit, — wie der Handarbeiter von ſeinem Tagelohn, leben muß, — lebt in einer drückenden, oft verheimlichten, aber deſto fühlbarern Armuth. Bis in die Nacht hinein, vom Anbruch des Tages, müſſen ſich dieſe — gleichſam gedungenen Sclaven anſtrengen, ohne andere Aufmunterungen, als etwa die einer häuslich frohen Stunde mit ihren Kindern, zu kennen. Von ihren Obern und deren Launen dependent, von den Sorgen des Lebens niedergedrückt, und durch das ewige trockene Einerley ihrer Wiſſenſchaft wie verhärtet, — wiſſen ſie oft nicht mehr, was Freyheit und Kraft des Charakters heißt, und wie man den Schreckbildern der Verzagtheit und des Kleinmuths entgehen ſoll. Wohin ſie blicken, iſt ihnen der

Genuß der Welt von auſſen und innen verſchloſſen, oder vergällt, und ſie ſind daher gleichſam gezwungen, in ihrer iſolirten freudeloſen Lage — Pedanten zu werden, und in einer menſchenſcheuen Milzſucht eine Art von Beſchäftigung zu ſuchen. Sie können eine Welt nicht liebgewinnen, worin ſie, für alle — ihr gebrachte Opfer und Laſtarbeiten, ſo wenige Belohnungen genießen; ſie können ihren Muth nicht üben, da ihr Schickſal kaum die geringſten Erſchütterungen ertragen kann, wenn ihr äuſſeres Elend nicht noch höher ſteigen ſoll. Der, welcher ſo leicht alles aufopfern muß, und bey einer raſchen Handlung ſeine ganze Exiſtenz auf's Spiel ſetzt, — wird ſelten den Muth und die Entſchloſſenheit zeigen, womit der in ſeinem Glück feſter Gegründete — die Menſchen und ſein eigenes Geſchick behandelt. Das Glück iſt die Nahrung eines kraftvollen Sinnes; — aber die Armuth iſt meiſten Theils die ſchreckliche Zerſtörerin alles muthvollen und ſelbſtändigen Lebens in dem Menſchen.

Anmerkungen
über den Zuſammenhang des Geſchlechtstriebes im Manne mit der Individualität ſeines Charakters.

a. Dieß zuſammengenommen, mag hinreichen, — uns das Charakteriſtiſche des Mannes in ſeiner phyſiſchen Kraftanlage, als des Stärkern der Geſchlechter, anzudeuten, wodurch das ſchwächere Weib ihm anfänglich blos ſubordinirt, aber im geſelligen Leben durch die Liebe zugleich über ihn erhoben wird. Auch mußten die Betrachtungen über das höhere Kraftgefühl des Mannes allen andern Zeichnungen ſeines Gemäldes vorangehen, weil jenes höhere Kraftgefühl phyſiſch und pſychologiſch als die geſammte Grundlage ſeiner Mannheit — (ſeines von Natur durchaus ſtärkern Charakters und einer lebendigeren Geiſtigkeit) betrachtet werden muß, ohne welche das Gemälde des Mannes gar nicht einmahl entworfen werden könnte. Alle Grundlinien dieſes Gemäldes bekommen erſt dadurch Haltung und Feſtigkeit, indem man das Relative des einen Geſchlechts zu dem andern aushebt und erklärt, und die Verhältniſſe des Stärkern zu dem Schwächern abwiegt. Das Phyſiſche in dieſen Grenzbeſtimmungen anzudeuten, und, wo es möglich iſt, zu interpretiren, gehört nicht hierher, ſondern iſt eine Arbeit des phyſiologiſchen Arztes und Anatomen. Dahingegen der Pſycholog die Reſultate ſammeln und berichtigen muß, welche aus dem Kraftgefühle des Mannes zu einer unwillkührlichen oder willkührlichen Schöpfung ſeines männlichen Charakters hervorgehen. Im erſtern Falle ſchreibt ihm die Natur ſeinen Charakter ſelbſt vor, — weil er als ein handelndes Vernunftweſen irgend einen Charakter, — einen ihm eigenthümlichen Beſtimmungsgrund ſeiner Leidenſchaften, haben muß, und ohne ihn weiter nichts, als ein armſeliges, blos leidendes Weſen ſeyn würde. Im zweyten Falle ſehen wir den Menſchen auf einer höhern Stufe ſeiner Natur, im Stande der Freyheit, — indem er ſich ſeinen Charakter ſelbſt giebt, ob er gleich hier einen ganz verkehrten Weg einſchlagen kann, wenn er den

Weg einer ſittlichen Erhöhung ſeiner Kraft verläßt, alſo ſich willkührlich ſelbſt verſchlimmert.

b. In wie fern aber die Generationskraft des Mannes ſelbſt ſein geſammtes höheres — phyſiſches, vielleicht auch geiſtiges Kraftgefühl einzeln begründen, entwickeln und zur Reife bringen hilft, und welche Einrichtungen die Natur in der ganzen innern Oeconomie deſſelben getroffen hat, um das Charakteriſtiſche des Mannes an ihn als Vater des Menſchengeſchlechts zu binden, — iſt ein Geheimniß, deſſen Auflöſung die menſchliche Neugier noch umſonſt erwartet, — und vielleicht ewig erwarten wird. Entſchieden iſt es, daß ſeine Productionskraft auf ſein ganzes ſtärkeres und lebendigeres Gefühl, auf die Stärke ſeiner Muskeln, auf die Erhöhung ſeines perſonellen Muths, auf ſeinen geſammten männlichen Sinn und Charakter einen höchſt merkwürdigen Einfluß äußert, und vielleicht auch im Allgemeinen dem Körperbaue des Mannes die größere, härtere, dauerhaftere Form giebt. Offenbar iſt daher das Kraftgefühl des Mannes in ſeiner höchſten Fülle, wenn er in die Jahre ſeiner vollkommenen männlichen Reife treten will, — vorausgeſetzt, daß er ſeinen Lebensgeiſt noch nicht durch eine unmäſige Liebe verſchwendet, ſich nicht zu früh durch geiſtige Anſtrengungen erſchöpft, und in ſeiner Jugend nicht zu viel gekränkelt hatte. In dem geſunden und geſundgebornen Jünglinge ſteigt ſeine Körperkraft mit Rieſenſchritten vorwärts, wenn ihn die völlige und regelmäßige, nicht durch die Kunſt und einen zu frühen Inſtinct getriebene, Körperreife — dem andern Geſchlechte zuführt. In dieſen Zeiten iſt auch gemeiniglich ſein Muth, ſeine Entſchloſſenheit und ſein ganzes Feuer auf dem höchſten Puncte. Die Natur treibt ihn mit einer Art von Gewalt zum Gefühle ſeiner Beſtimmung an, und dieß Gefühl herrſcht eine Zeit lang, als ſein höchſtes Handlungsgeſetz, über ſeinen Willen, ſeine übrigen Leidenſchaften, ſeine Phantaſie und ſeinen Verſtand, — bis die Natur durch ihren Liebling für die Geſchlechtserhaltung [— obgleich nicht immer auf einem wirklich fruchtbaren Wege, ſondern oft nur ganz blindlings und verſchwenderiſch] geſorgt hat, — und der Mann aus der geſättigten Leidenſchaft nun, als ein freyeres zu mehrern Zwecken geſchaffenes Weſen, wiederum hervortritt.

c. Wenn wir den geheimen, chymiſchen Proceß genauer beobachten könnten, wie die Natur die genetiſche Kraft des Mannes mit der Anlage ſeines männlichen Charakters in Verbindung bringt, und dieſen von jener, in ſo fern wir ihn auch nur als Naturell und Temperament betrachten, ableitet; ſo würden wir wahrſcheinlich aus dem ſucceſſiven Abnehmen jener Kraft die mancherley Gemüthsveränderungen und Schwächen des Alters erklären, die ihm faſt allgemein eigen ſind, und durch keine vorhandene Stärke und Helligkeit der Seele, ſelbſt oft durch die liebenswürdigſte Gutmüthigkeit alter Leute, nicht aufgehoben werden können. Noch mehr würden ſich wohl durch die Aufhellung jenes dunkeln chymiſchen Proceſſes in der Organiſation des Mannes die Eigenheiten und Grundzüge in dem ſchwachen weibiſchen Charakter derjenigen interpretiren laſſen, die man durch eine grauſame Kunſt in der Kindheit verſtümmelt hatte. *) Daß dieſe dem Kitzel der Ohren, oder der männlichen Eiferſucht gebrachten Opfer — durch jenen *unmenſchlichen* Verſuch in ihrem Innern eine ungewöhnliche Revolution gelitten haben, und in ihrem Gemüthe von den Folgen derſelben lebenslang beherrſcht werden, iſt um ſo natürlicher, da der ganze übrige Bau ihrer Organiſation ſeine urſprüngliche Einrichtung behalten hat, und ihr nur das Feuer des Mannes entzogen wurde. Ein ſo gewaltſam unterbrochener Wille, — der als Leidenſchaft immer noch vorhanden iſt, und durch die weibliche Schönheit ſo leicht gereitzt, — aber durch das Bewußtſeyn ſeiner Ohnmacht augenblicklich beſchämt wird, muß endlich den ganzen Charakter dieſer Leute ſchüchtern, furchtſam und kleinmüthig machen. Ihr unzufriedenes Selbſtgefühl muß ſie gegen *ſich ſelbſt* entrüſten; ſie müſſen ſich bey dieſem innern Streite ihrer Natur unleidlich werden, und die Menſchen haſſen, — weil dieſe an dem Leben des Menſchen ſelbſt den grauſamſten Mord begangen haben. Auch leben dieſe Unglücklichen in der Geſellſchaft beyder Geſchlechter wie Verbannte, weil ſie keinem von beyden angehören; ihr Loos iſt trauriger, als das des ärmſten Sclaven, weil ſie ſelbſt im Genuß der Freyheit alle andere Männer über ſich erblicken, und ſie kein mögliches Mittel zur Wiedervereinigung mit ihrem Geſchlecht ausfindig machen können.

---

*) Einzelne Charakterzüge dieſer Unglücklichen, — aber ohne weitere anthropologiſche Entwickelung dieſer erzwungenen Unnaturen, — findet man im IX. Br. der Lettres Persanes des Montesquieu.

d. Indeß hängt, wie einige behauptet haben, die Generationskraft des Mannes mit dem Muthe und der Tapferkeit deſſelben nicht ſo genau zuſammen, daß dieſe letztere ohne jene faſt nie vorhanden ſey, ſondern aus ihr gleichſam hervorgehe. — Bayle, welcher in mehrern freymüthigen Artikeln *) ſeines Wörterbuchs über dergleichen Gegenſtände philoſophirt hat, nennt mehrere Männer vergangener Zeiten, die

---

*) Vornehmlich in den Artikeln: **Abaelard**, **Combabus**, **Heinrich IV.**

die nimmer den ſüßen Vaternamen hören konnten, und ſich dennoch durch große und muthige Handlungen, als Feldherren, oder durch vielumfaſſende Kenntniſſe, als Gelehrte, unſterblich gemacht haben; — hingegen andere, die ſich als Helden in der Liebe zeigten, und dennoch von einer kindiſchen Feigheit des Gemüths und Charakters beherrſcht wurden. Hiergegen läßt ſich nichts einwenden, weil Bayle die Erfahrung für ſich hat. — Und im erſtern Fall haben ſelbſt unſere Zeiten einen der größten Könige und Feldherrn der Erde geſehen, welcher durch ſeine perſönliche Tapferkeit, und einen immer liegenden Muth, ſelbſt in den allertraurigſten Lagen ſeines Lebens, die Welt in Erſtaunen ſetzte, und deſſen Geiſtesgröße und Seelenſtärke der Gegenſtand der Bewunderung aller kommenden Jahrtauſende ſeyn wird; — der aber — funfzig Jahre vor ſeinem Tode — der Liebe entſagen mußte, — und vielleicht eben dadurch ſeinen Rieſengang durch die Welt deſto ſicherer und kühner begann und vollendete. — Allgemeiner aber iſt dennoch die Erfahrung, — die Bayle ſelbſt eingeſteht, daß es wenig große

Männer und Helden ohne eine glühende Neigung zu dem zartern Geſchlechte gegeben habe, daß der Muth in der Regel — der Gefährte der Liebe ſey, und daß er ſchon allein aus ihr mit der größten Energie und einer unüberwindlichen Stärke hervorgehen könne. Daß es große Männer genug gab, welche die Liebe nicht mehr achteten, ja, wohl gar das andere Geſchlecht haßten und unerträglich fanden, iſt kein Beweis gegen den Zuſammenhang des Muthes mit dem Feuer des Inſtincts; denn wahrſcheinlich hatten ſie doch alle ſonſt einmahl geliebt, und erſt nachher war ihnen aus mancherley, meiſten Theils egoiſtiſchen, Gründen das weibliche Geſchlecht gleichgültig oder verhaßt geworden. Auf dieſe Art kann das Feuer der Liebe verſchwinden, ohne daß der Muth ſinkt, weil er durch ein anderes Princip, — durch die Ehre, ſogar bis zum Verſchwinden aller Körperkraft, erhalten werden kann.

III.

Sinnliche Natur des Mannes.

Urſachen ſeiner größern Sinnlichkeit überhaupt.

Charakter ſeiner Liebe.

Seiner Eiferſucht. — Männer ohne Liebe. — Weiberhaß. — Verſchiedene Urſachen deſſelben. — Weiberdespoten. —

Der Mann iſt, vermöge ſeiner ganzen animaliſchen Conſtitution, nicht nur phyſiſch ſtärker und kraftvoller, ſondern auch, in Beziehung auf dieſes Uebergewicht, ſinnlicher, affectvoller, feuriger und unerſättlicher, als das Weib. Dieß iſt einer der hervorſtechendſten Züge ſeines Geſchlechtscharakters, — als Naturell, — oder deſſen, was die Natur aus ihm machen will und kann, — und ſein Körper hat entweder eine zerſtörende Revolution erlitten, wenn er jenen Charakter nicht mehr zeigt, — oder er hat durch einen hohen Grad von Beſonnenheit die Herrſchaft über das Feuer ſeiner Leidenſchaften errungen. Wie dieſes urſprüngliche Feuer des männlichen Naturells, — oder, wenn man lieber will, — Temperaments, phyſiſch hervorgebracht und unterhalten wird, — wie es in die Vorſtellungskraft der Seele eindringt, und dieſer einen größern Wirkungskreis, als dem Geiſte des Weibes, vorzeichnet, — wie es dem Willen des Mannes ſeine eigenthümliche Schwungkraft und ſeinem ganzen Charakter eine höhere Energie giebt, — laſſen wir billig unentſchieden, weil dies wie jenſeit aller Erfahrung liegt. Genug, es iſt als etwas Charakteriſtiſches, ſtark Bezeichnendes vorhanden, und überall ſpringt die Erfahrung hervor, daß ſich in der Regel der Mann weniger, als das Weib, verſagen, weniger entbehren kann; daß er mehr genießen will, als ſie; daß ſeine Genüſſe von gröberer Art ſind; daß er ſich dabey weniger, als das Weib, beherrſchen kann, und daß er ihnen alles, ſelbſt ſein Leben, aufzuopfern fähig iſt, wenn ſich nicht irgend ein wohlthätiger Schutzgott ihm in den Weg ſtellt.

Es iſt aber auch überhaupt keine Anlage in der menſchlichen Natur, die ſich durch die Uebung ſo ſehr befeſtigt, und zur Beherrſcherin aller übrigen macht, — als das, was wir zur Bezeichnung des phyſiſchen Empfindungs- und Begehrungsvermögens, — Sinnlichkeit — nennen. Eine Erſcheinung, die daher rührt, weil die Sinnlichkeit nicht durch ein einfaches, einzelnes Organ genährt, ſondern durch das Gelüſte und die Reitze aller Sinnen, und von allen Seiten befruchtet wird. Die Beſonnenheit des Charakters ſieht ſich hier in einer gar übeln Lage, und pflegt gemeiniglich in dem Kampfe mit ſo vielen Feinden bald zu ermüden, da die ganze Waffenrüſtung ihrer feſteſten Grundſätze oft ſchon gegen die Gewalt eines einzigen Sinnes nichts vermag, und alle Augenblicke neuen, ſogar ganz unerwarteten und ſeltſamen Angriffen entgegenſehen muß. — Ja, die Sinnlichkeit kann in dem ohnehin von Natur thieriſchern Manne ſo ſtark werden, daß er durchaus nur noch für ſie einen Sinn behält, daß er nichts Ernſtes mehr ohne ein muthwilliges Spiel ſeines verſinnlichten Gemüths denken kann, und daß er dann noch oft mit einer gierigen aber vollendeten Ohnmacht nach Vergnügungen haſcht, die für ihn ewig verſchloſſen ſind.

Die größere Sinnlichkeit des Mannes im Begehren ſowohl als Genießen wird aber auch noch durch andere Urſachen, als durch die vielfachen — thieriſchern Organe hervorgebracht. *Sein größeres Kraftgefühl und ſeine Sinnlichkeit wirken im Stande der Geſundheit mit- und aufeinander*, und Eins reicht gleichſam dem Andern zur Beſiegung des Mannes die Waffen hin. In dieſer *Wechſelwirkung* des ſinnlichen, durch die Imagination noch erhöheten Willens mit der — phyſiſchen Kraft, und dieſer mit dem Willen, wodurch überhaupt ſchon der Charakter des Mannes eine größere Bewegbarkeit und Entzündbarkeit erhält, — liegt auch der Grund aller größern Genußfähigkeit deſſelben, und ſeiner vielfachern Abhängigkeit von einer ſinnlichern Natur. Er iſt eben darum in der Regel weniger Herr über ſich ſelbſt, als das Weib, deren Mangel an Kraftgefühl und beſchränkter Thätigkeit — ſie vor tauſend Ausſchweifungen und Verirrungen ſichert, in welche der Mann allein durch ſeine größere Sinnlichkeit ſtürzt. Aber er will genießen, weil die Kraft ihn dazu ſpornt, — und die Kraft kommt ihm zu Hülfe, weil er will. Der Affect geht bey ihm leichter von dem Wunſche zur That über, und die Kraft erweckt den Affect, weil ſie ſich in ihm nur deſto ſtärker, — alſo auch deſto freyer fühlt, und dem Manne ſeine Originalität ſelbſt deſto fühlbarer macht. Dieſer Mechanismus kann immerhin nur phyſiſch ſeyn; aber eben darum iſt er deſto charakteriſtiſcher, da er meiſten Theils von der Willkühr nur ſelten unterbrochen wird, ſondern gleichſam aus ſich ſelbſt die Form zur ſinnlichen Natur des Mannes hernimmt.

Hierzu kommt nun noch der Umſtand, daß der Mann nicht nur durch den innern Antrieb ſeines Kraftgefühls, ſondern auch dadurch ſinnlicher gemacht wird, daß er ſich leichter, als das Weib, in ſeinen Genüſſen befriedigen kann, und daß man ihm dazu bereitwilliger entgegen kommt. In erſterer Hinſicht hat er ſich ſelbſt, als der Stärkere, gewiſſe Rechte dazu eingeräumt, und eine Menge Freyheiten erlaubt, die er dem andern Geſchlechte nimmer geſtatten würde. Dieſen Vertrag hat er ſtillſchweigend mit der ganzen Männerwelt geſchloſſen, daß er der Regent ſeiner Vergnügungen ſeyn will, — und daß er hierbey an viel wenigere Rückſichten, als das zur Eingezogenheit beſtimmte Weib, gebunden ſeyn dürfe. Er hat, als der Stärkere, die Geſetze gemacht, — und er wird hierbey ſein Selbſtintereſſe nicht vergeſſen haben. Um aber ſeiner ſinnlichen Natur ſogar den, wenigſtens ſcheinbaren, — Rang von Humanität zu geben; ſo hat er ſeine Kraft, zu genießen, nicht ſelten mit dem Begriffe der Ehre verbunden, — und einen Ruhm in den Uebertreibungen des Genuſſes geſucht, weil dieß eine höhere Kraft, — gleichſam der unverdorbenen und geſunden Naturcharakter des Mannes, andeute. Daher bey ſo vielen, vornehmlich nordiſchen, Nationen ſeine — ſinnliche Ausgelaſſenheit in ſeinen Volksfeſten, ſeine Ueberladungen des Genuſſes aller Art, womit er ſich hinterher rühmen durfte, und wodurch er — wenn er in den Proben ritterlich beſtand, ſogar unter ſeinem Volke gewiſſe Vorrechte und Auszeichnungen erhielt. Dieß iſt vornehmlich dann der Fall, wenn ihm noch nicht — eine höhere Cultur und eine richtigere Beſtimmung moraliſcher Begriffe — zugleich ein edleres und würdigeres Ziel der Ehre vorgezeichnet, und ihn an geſchmackvollere Freuden des Genuſſes gewöhnt hat.

Aber auch die allergrößte Verfeinerung und Aufklärung des Mannes, — ja, ſein veredelteſter und wärmſter Tugendſinn, und ſein Umgang mit den liebenswürdigſten Menſchen, wird den ſinnlichen Charakter des Mannes nicht zerſtören, — ſondern nur anders richten, und etwas mehr gegen Verirrungen ſichern können. Tauſend Erfahrungen lehren uns ſogar, daß wahrhaft große und genie-reiche Männer faſt mehr, als gewöhnliche Alltagsmenſchen, in irgend einer Rückſicht der Gewalt der Sinnlichkeit unterworfen ſind, und daß dieſe Schwäche meiſten Theils allen geiſtreichen Köpfen anklebt. Dieſe erſtaunliche Sinnlichkeit, — dieſer Drang zum Genuß, dieß Berauſchen ſeiner Gefühle geht aus dem Innern des kraftvollern, ſich ſelbſt fühlenden Mannes hervor, und wird von auſſen überall gelockt und genährt. Sein ganzes Willensvermögen iſt ſtärker, lebendiger, ungeſtümer, electriſcher, als die Leidenſchaftlichkeit des langſamern Kopfs; damit wird nun aber auch ſeine Sinnlichkeit, wie im Sturme, mit fortgeriſſen, denn ſie iſt ſeiner Willenskraft untergeordnet, und kann als ein an ſich ſchon lebhaftes Princip der lebhaft gewordenen innern Kraft faſt nie widerſtehen. Das innere Leben und Wünſchen in der Seele des kraftvollen Mannes bedarf eines geringern Zunders, um alles darin mit Feuer und Wärme zu erfüllen, und durch die Verfeinerung der Sinnlichkeit ſelbſt nur deſto leichter ihre Siege zu bereiten. Alles drückt ſich auch in dem lebhaften Geiſte lebhafter ein, weil ſein Selbſtgefühl größer, als in dem gewöhnlichen Menſchen iſt; licht und lebendig erſcheinen ihm die Dinge, — wie ein heller Spiegel die Gegenſtände lebhafter, als ein trüber Waſſerquell, zeigt. Alle Gefühle des geiſtigern Mannes erwachen und entwickeln ſich ſchneller, greifen feuriger in einander, und überraſchen ihn leichter, ohne daß er daran denkt, — und darum iſt ſeine Herrſchaft über ſich ſelbſt ſelten von Dauer. Oder, wenn er daran denkt, wenn er ſie hervorrufen will; ſo ſtehen die Lieblingsbilder ſeiner Seele ſogleich in aller bezaubernden Klarheit vor ihm; — ſeine glühende Imagination vollendet das Geſuchte; das Schöne und Liebenswürdige reißt ſie hin, weil er es lebhafter fühlt; ſeine Sinnlichkeit verbindet ſich mit ſeinem beſſern Geſchmacke, und ſein Wunſch, das Schöne zu beſitzen, hat dann keine Grenzen. Das größte Uebel in der Welt iſt für ihn der Gedanke, — das Ziel ſeines Wunſches nicht erreichen zu können.

Ferner kommt der Sinnlichkeit des lebhaftern Kopfs zu ihrer Befriedigung ſo vieles entgegen, — und die Verführung liegt ihm auch von auſſen immer näher, als andern Temperamenten. Die Menſchen von gleichen Kräften und gleichen Gefühlen ſuchen ſich gern einander auf, und bereitwilliger ſind keine Hände, als die, welche ſich die Sinnlichkeit der Männer einander reicht, — was wir die Sympathie der Genußfähigkeit nennen könnten. Aber mehr, als alles andere, lockt die Sinnlichkeit des Mannes überhaupt das zärtliche Entgegenkommen des andern Geſchlechts, als wozu dieſer durch einen geheimen Wink der Natur ſelbſt getrieben wird. In den natürlichen Aeuſſerungen dieſes Entgegenkommens, das durch alle weibliche Verſtellung oft nur deſto liebenswürdiger und herzlicher hervorblickt, liegt für den Mann, im eigentlichen Sinne des Worts, etwas — Unwiderſtehliches, weil es nicht nur ſeinem warmblütigen Temperamente, ſondern auch ſeiner Eitelkeit und verſteckter Herrſchſucht ſchmeichelt. — Das zarte und ſittſame Benehmen, welches das natürliche, nicht verdorbene Weib bey der Annäherung zum Manne beobachtet; die Schüchternheit und Furchtſamkeit im Ausdrucke der weiblichen Liebe; die ſeine Art, ſich zurückzuziehen, um deſto anziehender zu bleiben; die naive Anlockung in der Flucht und Nichtbewilligung; ſelbſt die ganz unwillkührliche, aber deſto liebenswürdigere Schamröthe des weiblichen Geſchlechts — iſt fähig, das kälteſte Männerherz zu erwärmen und auf immer zu binden. Die Natur hat in die Art, wie das Weib anziehend wird, indem ſie dem Manne auszuweichen ſcheint, ihre größten Zauber für den Mann ſelbſt gelegt; — das Weib kommt ihm wirklich entgegen, wenn ſie fliehen will, und ſie zeigt ihm den Weg zum Siege, indem ſie ſich vertheidigt. Sie weiß es ſehr gut, — denn ihre Lehrerin iſt hierbey die Natur, — daß ihre Vertheidigung den Mann nicht zurückſcheuchen und erbittern wird. Der Kraftvollere läßt ſich von dem Schwächern nicht überwinden; und iſt ſein Ziel die — Liebe, ſo wird der weibliche Widerſtand, wenn er auch nur ſcheinbar iſt, die Leidenſchaft nur deſto mehr anfachen. Das andere Geſchlecht bedarf auch hierzu keiner beſondern Kunſt und Taktik, oder einer ihm ſo oft Schuld gegebenen — Liſt. Die Leidenſchaft, welche den Mann zum Weibe hinzieht, iſt ſo gewaltig, daß ſie durch den leiſeſten Funken von auſſen her unterhalten werden kann, und durch die ungezwungene Natürlichkeit des Weibes am meiſten gereitzt wird.

Man kann daher in einem gewiſſen Sinne des Worts, — und ohne dem zartern Geſchlecht Unrecht zu thun, behaupten: daß es die Männer zur Sinnlichkeit anlocke, und dabey erhalte; — nicht argliſtig und planmäßig, — denn dieß wäre ſchon ſtudirte Coquetterie, ſondern, — nach einer Vorſchrift der Natur, ganz unſchuldiger Weiſe, durch das Ausſtellen ſeiner Reitze und ſeiner Liebenswürdigkeit. Das Weib iſt, von dieſer Seite betrachtet, ſogar dazu beſtimmt, — den Mann zu verführen, oder ihn durch ſeine Sinnlichkeit von dem Weibe ſelbſt abhängig zu machen. Dieſe ſchuldloſe Verführungsart iſt in den ganzen weiblichen Charakter, in die innerſte Organiſation des Geſchlechts unaustilgbar eingewebt, — weil ſie ganz auf den Charakter des Mannes berechnet iſt. Ihr erſtes Geſetz iſt daher die natürliche Coquetterie; und das Weib verläugnet ihr

Geſchlecht und ihre Beſtimmung, wenn ſie ohne alle Coquetterie der guten Art erſcheint, — und mithin von dem Manne nicht anders, als eine moraliſche Mißgeburt betrachtet werden kann. Man wird den Verfaſſer nicht unrecht verſtehen. Denn ein Weib ohne alle Neigung, zu gefallen und entgegen zu kommen, iſt wirklich ein ausgeartetes Weſen ihrer Gattung, weil ſie der Natur Hohn ſpricht, und ihrem Zwecke, — das Weib mit dem Manne zu vereinigen, entgegenarbeitet. —

Der Mann, — nicht das Weib — hat die Wollüſte nebſt ihren Raffinements erfunden, und in das geſellige Leben eingeführt; aber das Weib hat ſich dieſer Charakterſeite des Mannes nicht widerſetzen dürfen, weil ſie der ſchwächere Theil iſt, — und nicht widerſetzen wollen, weil ſie durch die Sinnlichkeit über den Mann herrſcht, und ſein Uebergewicht über ſie mildert. Die Weiber haben daher zu ihrem Vortheile und zu allen Zeiten dieſe Schwäche der Männer genutzt. Sie mußten es gar bald bemerken, daß ein ſehr gebildeter weiblicher Verſtand, eine lebendige Beurtheilungskraft, ein liebenswürdiges Herz, daß weiblicher Seelenadel und Seelengüte zwar die Achtung des Mannes gegen ſie erhalten, aber in der Regel ihn weniger zur Abhängigkeit von dem Weibe, als ſeine Sinnlichkeit, beſtimmen konnten. Darum haben die Frauen von jeher einen ſo erſtaunlichen Werth auf ihre Schönheit und auf die Zaubereyen des Putzes gelegt, und ihre Reitze gleichſam durch tauſend neue Stellungen und Ornamente aller Art ſichtbarer zu machen geſucht; darum haben ſie dem Geiſte der Mode eine ſo unbeſchreibliche Gewalt über ihren Körper geſtattet, — ſo daß er ihrer Schamhaftigkeit ſelbſt bisweilen das Schamloſe aufdringen, und, ihren Grundſätzen zuwider, das Unerlaubte erlauben durfte; darum haben ſie mit ihrem Tanz die verführeriſche Grazie verbunden, die das Herz gegen ſie entflammen und die Einbildungskraft des Mannes mit zärtlichen Bildern anfüllen ſollte; darum haben die Klügern ſich faſt immer nur mit Widerſtand und Bedingungen ergeben, und den Mann durch das Verſchieben der höchſten Gunſt, — ohne ihm doch alle Hoffnungen zu nehmen, — deſto länger in ihren zarten Feſſeln gehalten.

Die Marie Wollſtonecraft, welche über den Charakter ihres und unſeres Geſchlechts mehrmahls mit einem nicht gemeinen Scharfblick philoſophirt hat, findet in der Sinnlichkeit der Männer einen vorzüglichen Grund der Verſchrobenheit, Unmoralität und Verſtellungskunſt der Weiber, — und Maria hat ſehr Recht. Das Weib, ein zwar von Natur liebenswürdiges, aber immer dem Stärkern untergeordnetes Weſen, iſt von der Sinnlichkeit des Mannes abhängig gemacht worden, damit auch ſie als eine mit Freyheit Begabte nicht ohne alle Herrſchaft über den Stärkern bliebe. Allein ſie muß ſich gleichſam, um zu dem Gefühle dieſer Herrſchaft zu gelangen, vorher ſelbſt erniedrigen, — dadurch, daß ſie dem Manne ſich als ein Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft in die Arme wirft, und, ohne eigene Macht der Sinnlichkeit, ſogar den Schein glühender Begierden annehmen muß, um dem Manne deſto mehr zu gefallen. Oder ſie muß ſich auch, wenn ſie ſonſt warmblütig genug iſt, — dennoch verſtellen, — unſchuldig zu ſeyn, weil der Mann dieß verlangt, und die vorgeſpiegelte Keuſchheit der weiblichen Sitte als den größten Zunder ſeiner Leidenſchaft betrachtet; — oder ſie wird durch den Mann, durch ſeine Verführungen und Verführungskünſte wider den Zweck ihrer Natur ſo ſinnlich, als er ſelbſt, gemacht, und erſcheint dann ſelbſt als eine wolluſt-ſuchende Verführerinn, — mehr, um ſich ſelbſt, als den Mann zu vergnügen. — Dieß alles muß den natürlichen Charakter des Weibes gewaltig verſchieben, — und die Vernünftigern können oft hiervon um ſo viel weniger ausgeſchloſſen bleiben, weil dieſe noch lebhafter ihre Abhängigkeit von der Sinnlichkeit des Mannes, als einen neuen Druck ihrer Sclaverey, fühlen; — einer Sclaverey, aus welcher keine Erlöſung zu hoffen iſt, weil die Sinnlichkeit zum Grundzuge des männlichen Charakters gemacht wurde. Gäbe es nicht noch andere geiſtigere Bande, welche den Mann mit dem Weibe verbinden, als jene Sinnlichkeit; ſo würde endlich die gebildete Vernunft des Weibes verzweifeln, und den Mann tief verachten müſſen, weil er in der Regel das andere Geſchlecht nur zur Befriedigung der Sinnlichkeit zu ſuchen ſcheint, — und ſein vernünftiges Gegenbild nur zum Ziele einer berauſchten Thierheit macht.

Aber die weiſe Natur hat überall für Vergütungen der Geſchlechter geſorgt, — da, wo eins durch das andere zu leiden ſchien. Denn eben in der ſo verächtlich ſcheinenden Sinnlichkeit des Mannes liegt das magiſche Band, wodurch das ſanftere Geſchlecht den ungeſtümen Charakter des Mannes leitet, und ihn gleichſam aus dem Thiere zum Menſchen umbildet. Das Stärkſte, was in dem Manne liegt, — ſeine Begierde, — ſollte ihn nach und nach ſelbſt wieder entwaffnen, indem er ſich dem Weibe ergeben muß, und dadurch ſeine Sinnesart von der Sanftheit und Güte des weiblichen Charakters, zur Milderung ſeiner Rohheit, abhängig macht. — Hierdurch iſt das Schwächere dem Stärkern nothwendig geworden, und das Weib wird ſich nicht mehr über die Sinnlichkeit des Mannes im Allgemeinen beklagen dürfen, weil der Mann durch ſeine

Begierde — des Weibes Erbe und Eigenthum wird, — weil ſie ihn dadurch an ſich feſt hält, und ihn gewiſſermaßen zwingen kann, in ihren Armen freundlichere Sitten und verſchönerte Gefühle für das häusliche und geſellige Leben anzunehmen. Durch die Sinnlichkeit des Mannes bewirkt das Weib die zahlloſen Wunder in der moraliſchen Umwandlung unſeres Geſchlechts, die durch keine andere Kraft bewirkt werden konnte, und die faſt alle freygeborne und kühne Genies, die ſich aus den Schranken der Menſchheit hinausheben wollten, durch die Zauber der weiblichen Liebe — in das geſetzmäßige Geleis zurückführte.

Wir ſehen auch überdieß ſchon, daß ſich die meiſten Weiber in der Ehe mit leidenſchaftlichen Männern nicht unglücklich fühlen, und daß die Herzen ſich herzlich ergeben ſind, wenn das Blut des Mannes noch nicht erkaltet iſt. In dem Ausdrucke der männlichen Zuneigung liegt für das weibliche Gefühl etwas ſehr Schmeichelhaftes; — das Weib fühlt ſich geehrt, — daß der Starke ihr weit über den halben Weg entgegenkommen muß, — und daß ſie allein die Mittel, ihn feſt zu halten, beſitzt. Je wärmer das Blut in ſeinen Adern rinnt, je zärtlicher und gefälliger wird ſein ganzes Benehmen gegen ſie ſeyn, — und die Ueberzeugung von einer ſolchen Liebe muß allemahl das Glück des Weibes vollenden, weil ſie die Beherrſcherin desſelben iſt. — Auſſerdem ſind meiſten Theils ſinnliche Männer von einer frohen Gemüthsart, — eine Stimmung, die dem andern Geſchlechte ſchon von Natur, bey der großen und ſchnellen Reitzbarkeit ſeines Gefühls, die willkommenſte iſt, und von ihm ſo gern geſucht wird. Das fröhliche Temperament iſt dem Weibe angeboren, und der fröhliche Mann iſt daher, wenn er in den Schranken bleibt, faſt immer der Liebling des Weibes, wenn ihm auch viele andere ſchätzbare Eigenſchaften fehlen ſollten. Jene Stimmung des Mannes, die gemeiniglich mit der dem andern Geſchlechte ſo gefälligen Offenheit verbunden iſt, giebt dem Weibe auch wirklich mehrere Freyheit und mehrern Lebensgenuß, als der ernſte, alles genau abwiegende Mann, in deſſen Nähe ſich die mobile Organiſation des Weibes nicht immer behaglich fühlen kann. Ihre natürliche Schwäche und Zartheit vermeidet die Ecken und Spitzen des härtern Mannes, und ſucht lieber das weichere Herz, welches nachgiebt, — nicht zu ſtreng richtet, und durch wohlwollende Gefühle erwärmt wird; — ein Herz, welches vielleich ungeſtüm auflodert und im Zorn ungerecht werden, aber auch nachgeben, und ſein Unrecht erkennen kann, — welches keines überdachten Haſſes fähig iſt, und den Sinn zur Freude nicht der finſtern Laune und dem peinlichen Mißtrauen hingiebt; — ein Herz, — wie e die Weiber ſo gern und ſo gerecht in dem Manne lieben, welches mit heiterer Freudigkei in die Zukunft blickt, und die Gegenwart durc die ſchönen Farben der Liebe und Zufriedenhei zu verherrlichen weiß.

Die Unterſchiede zwiſchen der männliche und weiblichen Liebe, worüber man unnöthige Weiſe ſo viel geſtritten hat, beruhen, nach eine genauen Beleuchtung, vorzüglich auf den höhern und mindern Graden der Sinnlich keit, wodurch ſich die eine von der andern ſichtbar entfernt, ohne ſich in Abſicht ihrer Zwecke einander ungleich zu ſeyn. Die Liebe des Mannes geht, bey allem Anſtrich ihrer Geiſtigkeit, beſtimmter auf den Genuß hinaus; bey dem Weibe iſt ſie mehr zärtliches und inniges Wohlwollen, den Geliebten glücklich zu machen, und ſie giebt ſich hin, weil der Mann den Beſitz mit Heftigkeit, — als ſein höchſtes [obgleich nur ſinnliches] Glück, begehrt. Er, nicht ſie, macht den Antrag; ſein Affect iſt ſelbſtwirkend, angreifend und beſtürmend; der des weiblichen Gefühls ſtiller, nachgebender und paſſiver. Jener glühet und lodert in Flammen auf, dieſer kommt dem Manne mit liebevoller Wärme und Herzlichkeit entgegen. Der Mann zieht das Weib mit einer Art von Gewalt an ſich, — als ob ihm das Recht des Siegers gehöre. Das Weib zieht den Mann auch an; aber ihre anziehende Kraft kann nur in ihrer ſtillen Liebenswürdigkeit, — ihren ſchuldloſen Reitzen, und in ihrer Sittſamkeit liegen, — ohne welche Anziehungsmittel das Weib allemahl zurückſtößt. — Das Weib iſt ferner ſchamhaft und züchtig in ihrer Liebe *). Die Keuſchheit iſt, bey einer unverdorbenen Natur, ihr höchſtes Geſetz, — weil es das Geſetz einer Liebe iſt, die glücklich machen, nicht blos genießen will. Sie hält es für eine Ehre ihres Geſchlechts, ſchamhaft zu ſeyn; ſie kann lieben, ſie kann feurig, anhaltend und — ewig lieben, ohne den Genuß zu begehren, den der Mann ſucht. Denn dieſer iſt nicht in dem Grade ſchamhaft, weil er dem Affecte unterliegt, wenn die weibliche Liebe durch ſich ſelbſt ſittlich-ſtark iſt. Ja, er beſtürmt ſogar die Schamhaftigkeit des Weibes, — er beleidigt ſie; er würde keine Verzeihung verdienen, wenn ſeine

---

*) Monteſquieu, welcher [in ſeinen Perſiſchen Briefen] der liebenden Zachi ſo feine und edle Züge giebt, — verſündigt ſich daher an der Wahrheit der weiblichen Natur nicht wenig, indem er eben jener verfeinerten Zachi Ausdrücke in den Mund legt, die ſich kein ſchamhaftes Weib erlauben wird. „Je comptai pour rien la pudeur, — que de charmes furent étalés à tes yeux! — tu portas tes curieux regards dans les lieux les plus secrets“ u. ſ. w. — 3ter Brief.

Stärke ihn nicht entſchuldigte, und er die Beſiegte nicht wiederum in ſeinen wohlthätigen Schutz nehmen könnte.

Seine Liebe iſt alſo in der Regel — Sinnlichkeit. Dieß müſſen wir ſo lange annehmen, ſo lange die ſinnlichen Weiber unmöglich als Documente gelten können, — daß ihr Geſchlecht ſinnlicher, als das männliche, ſey. Die Buhlerinnen von Profeſſion beweiſen nichts gegen die Ehre ihres Geſchlechts. Wer ſo tief ſinken kann, — iſt aus der Weiblichkeit ganz hinabgeſunken. Sein Beyſpiel iſt nur eine traurige Ausnahme; einige verdorbene Früchte beweiſen nichts gegen die edle Natur des ganzen Baums. Selbſt die Leichtigkeit, womit ſich beſſere Weiber ergeben, iſt noch kein Beweis von ihrer größern Sinnlichkeit; — ſie fallen oft, indem ſie gefallen wollen, und der Mann als Freund iſt ihnen doch in der Regel allemahl willkommener und werther, als der Mann in der Geſtalt des Lüſtlings. — Darum, daß der Mann ſinnlicher und affectvoller iſt, — iſt er nun auch ungeſtümer und heftiger in ſeiner

Liebe *). Dieß bezeichnet ihren erſten Charakterzug. Die Perioden der Schüchternheit, die man ſogar bey den wildeſten Nationen bemerkt, dauern in ihm nicht lange; er bittet um Erklärungen der weiblichen Liebe, anfangs ängſtlich, mit Verlegenheit, — auch wol nur mit wehmüthigem Stillſchweigen, mit einem zärtlichen Händedruck; aber bald mit Ernſt und Kraft, mit Sturm und Zudringlichkeit; nur ein Feiger läßt einen Andern für ſich reden. Er muß ſich ſogar anders in der Liebe, als das Mägdchen, benehmen, weil er der angreifende Theil iſt, und der Gedanke, — ohne Sieg —

---

*) Darum iſt auch der Selbſtmord liebender Männer viel gewöhnlicher, als liebender Weiber, wenn ihnen das Geliebte entriſſen wird, oder ſich dem andern ſelbſt entreißt. Dieß iſt um ſo auffallender, da der Mann eher eine Geliebte wiederfinden könnte, als das Weib einen Geliebten. Aber der Mann glaubt dieß nicht; oder haßt von nun an alle engern Verbindungen; — das Weib hingegen lebt guter Hoffnung, oder ſtirbt lieber im langſamen Kummer dahin, da ihr der Muth zum Selbſtmorde fehlt.

abgewieſen zu werden, ſeine eigenen Qualen hat. Seine Betheurungen ſind daher meiſten Theils die feurigſten Schwüre, die ihm auch, wenn er ein ehrlicher Mann iſt, gewiß vom Herzen gehen, und deren Wahrheit er mit ſeinem Tode zu bekräftigen verſpricht. Es iſt ihm bey ſeinen Bewerbungen um die Gunſt der Geliebten faſt nicht mehr möglich, gegen andere Frauenzimmer Aufmerkſamkeit zu fühlen und zu zeigen; dahingegen die Geliebte gegen andere Männer immer noch artig ſeyn kann, und ſeyn wird. Der Beſitz der Alleinigen macht ihn gegen alle andere Weiber gleichgültig, — bisweilen ſogar hart und ungerecht. — Auch iſt er in der Regel faſt immer eiferſüchtig, und heftiger in der Eiferſucht, welches das Mädchen ſelten in dem Grade iſt. Sie ſetzt auf ſeine Verſicherungen den höchſten Werth; — ſie glaubt, daß der Starke auch moraliſch-ſtark ſeyn — müſſe; ſie hält ihn für feſt und getreu, weil dieß ihre eigene Liebe iſt, und weil ſie die Natur ſeiner Liebe nach der ihrigen beurtheilt, ob dieß gleich gemeiniglich ein tiefer Irrthum ſeyn kann.

Er ſagt es dem Mädchen zuerſt: daß er ſie über alles liebe, und damit iſt ſeine ganze Seele für ſie aufgeſchloſſen. — Schüchtern und züchtig ſpricht ſie dieſe ſüßen Worte nur in ihrem Geiſte nach; — ihre Gegenantwort liegt in dem ſchmachtenden Blick des Auges, in dem zärtlichen Händedruck; — ſie will, als ein Kleinod, um das geworben wird, erſt befragt ſeyn, — und dann erſt hebt ſich das frohe und freywillige Ja! mit jungfräulicher Schamröthe aus dem Buſen hervor. Nun iſt der Verein der Seelen völlig abgeſchloſſen; nun ſind ſie eins, und die Sprache hat nie größere Wunder gethan. Beyde fühlen ſich, nach dem Bekenntniſſe, erleichtert; — ihr Leben hat einen kühnern Flug begonnen, alles bezieht ſich nun in ihnen auf die Liebe; aber immer erſcheint, auch nach der Erklärung, — der Mann in einem leidenſchaftlichern Zuſtande. Er glaubt nie genug zu thun, um die Geliebte davon zu überzeugen; er erdrückt ſie faſt mit ſeinen Küſſen, er würde dem Weibe immer in der Liebe wie ein Ueberläſtiger erſcheinen, wenn das Weib ſich nicht dadurch geſchmeichelt fühlte; er wiederholt ſeine ſchon tauſendmahl geſagten Eidſchwüre, wenn das Mädchen auch durchaus nicht mehr an ſeiner Liebe zweifelt und zweifeln kann, er füllt ganze Bogen mit Hyperbeln *) mit einem und demſelben Gedanken ſeiner Zärtlichkeit, und glaubt immer noch viel zu wenig geſagt zu haben; er denkt nur an ſie, er iſt wie ein Träumender, oder Bezauberter, der mit ſeinem Geiſte nur auf einen Punkt ſehen kann.

---

*) De la Chambre ſchildert in ſeinen Charactères des passions den Verliebten auf eine comiſch-ernſthafte Art: „— bienqu'il-y-ait des passions aussi violentes que l'amour, il n'y en à pourtant point qui inspire comme elle des parôles si extravagantes et si ridicules, puisqu'un amant ne profere pas un mot, qui soit vraysemblable; quelque soin et quelque interest qu'il ait de faire croire ce qu'il dit, tous ses discours et ses écrits sont de perpetuelles hyperboles; il brule, il languit, il meurt; il ne parle que de prison, de fers et de tourmens; il nomme celle qu'il aime son soleil, son coeur son ame et savie; il jure qu'il a plus d'amour tout seul que tous les hommes ensemble." Vol. I. S. 36. A Paris 1663.

Anträge ſeiner Liebe.

Die Art und Weiſe, wie der Mann der Geliebten ſein Herz anträgt, — iſt ſo verſchieden, wie die Temperamente es ſind, und wie es die uns aufgedrungenen Charaktere verlangen. Die Sinnlichkeit des Mannes verſteckt ſich in mehrere, edler ſcheinende äußere Formen, bis das deutliche Wort der Erklärung unſern Lippen entfliegt, und ein gegenſeitiger Verein nicht mehr die künſtliche Taktik der vorher angenommenen Seelenliebe nothwendig macht. Unter dieſer Hülle erſcheint ſelbſt der männliche Affect faſt immer, ſo lange das weibliche Herz zu einer ernſten Verbindung noch nicht eingewilligt hatte, — und dieß mag zum Beweiſe von dem Beygemiſch einer edlern Natur gelten, die ſelbſt in der erſten Liebe des genußſuchenden Mannes als ein heiliges Document ſeiner Humanität verwahrt liegt. Er iſt ein liebendes Vernunftweſen, er muß alſo menſchlich zu lieben anfangen, wenn er ſich im Angeſicht der weiblichen Unſchuld nicht ſelbſt verachten ſoll. Daher hält er es auch wirklich für ſeiner unwürdig, — die Geliebte, welche ſeine Gattin werden ſoll, durch den Ausbruch ſeiner Sinnlichkeit zu entehren, — er verläugnet gleichſam die Gewalt ſeiner phyſiſchen Natur, um jener zu zeigen, daß er ſie aus edlern Zwecken, und nicht blos zur Stillung ſeiner Begierden, ſuche; — er beherrſcht ſich aus Achtung gegen ſie, und darum glaubt er, daß die Liebe ihn ſelbſt beſſer mache; er möchte ſich immer nur in einem vortheilhaften Lichte zeigen, — damit auch die Geliebte an ſeine Veredlung glaube, und ihr deſto treuer anhänge.

Der ſtille, ernſte und verſtändige Mann trägt der Geliebten ſeine Liebe — ernſt und beſcheiden an. Er geht ihr mit wahrer innerer Verehrung, aus welcher die Herzlichkeit ſpricht, entgegen; er läßt ſein ſchlichtes, einfaches und vertrauliches Betragen, ſtatt aller andern Redekünſte, für ſich wirken, — die Liebe iſt bey ihm eher ſtumm, als redſelig, es iſt ihm, — als ob er ihr Heiligthum durch das viele Gerede von ihr entheilige, und ihre innere Schöne durch zu viele Lobſprüche verdächtig mache. Sie iſt ſeine Gottheit, er betet ſie an, er denkt mit Inbrunſt an ſie, ohne ihren Namen zu nennen. Sie iſt die Religion ſeines Herzens und ſeines Gefühls, und darum iſt das Wort ſeiner Treue — *ein Eid*, deſſen Bruch ihm durchaus unmöglich ſcheint. Ohne Exſtaſen, ohne dichteriſche Blumen und ohne die lächerliche Galanterie der kriechenden Demuth, — aber feſt und wahr und vertraulich ſagt er dem Mädchen: *ſey mein Weib — und ich werde glücklich ſeyn!* Züchtig und beſcheiden, aber voll Feuer iſt der Kuß ſeiner Liebe, — ſo auch die Sprache ſeines reinen und aufrichtigen Hingebens an die weibliche Liebenswürdigkeit, und — das lebendige Siegel ſeiner Treue. Heilig iſt ihm die weibliche *Unſchuld*, — dieſes innere, zufriedene Seelenleben einer unentweiheten Natur, — bis zur feyerlichen Einweihung des ehelichen Bundes. Die Jungfrau iſt dem bedächtigen Manne ein großer — der größte Gegenſtand der ſchuldloſen — *Frauenwürde*; er achtet in ihr den hohen Adel der Menſchheit, und erblickt in ihr das goldene Zeitalter einfacher ſittlicher Grazie, — die ſchönſte, welche dem menſchlichen

Geiſte

Geiſte je erſcheinen konnte. So behandelt er ſie in den einſamen Stunden des vertraulichen Geſprächs, — ſo nähert er ſich ihr, ſo ſcheidet er von ihr, ſo erſcheinen die Geliebten in öffentlichen Zirkeln. Sie geben der Societät kein lächerliches Beyſpiel romantiſcher Empfindeley, — die ſich ſo leicht eine gewiſſe undelicate Zudringlichkeit erlaubt, und die Liebkoſungen bis in's Animaliſche hineinzuſpielen pflegt. Ihre Liebe iſt immer unter dem Schutze und Schirme des Wohlanſtändigen, ohne daß ſie wiedrum in pathetiſche Ziererey und künſtlichen Maximenprunk ausartet. Der Geliebte liebt ſein Mädchen unausſprechlich; aber er ſchwärmt nicht mit ihr, — er ſucht ſtückweiſe ihre geiſtigen Liebenswürdigkeiten auf, — ſie iſt ihm darum die Beſte, weil ſie ſich zu ihm ſo vertraulich ſchickt; allein darum hält er ſie für kein überirdiſches Weſen: ſie iſt die einzige Freundin ſeiner Seele; er will ſie ſo glücklich machen, als es ihm möglich iſt, und darum erſcheint ihm die ganze Zukunft in einer ſo lichten Geſtalt.

Ganz anders iſt die beginnende und laut werdende Liebe des Egoiſten, — des von ſich eingenommenen Mannes. Seine Leidenſchaft — kann aufrichtig, kann glühendheiß ſeyn, — kann ſelbſt die jugendliche Unſchuld noch in ihrem Geleite haben; allein er wird meiſten Theils die Geliebte als eine Eroberung betrachten, die ſeinem Werthe, ſeiner eigenen Vortrefflichkeit, ſeiner Kunſt, Herzen zu gewinnen, zukommt, — und keines andern ſo würdig war. Die Geliebte erſcheint ihm in der reitzendſten Form des Vollendeten und Allervortrefflichſten, — weil ſie zugleich der Auſſenwelt als der ehrenvolle Gegenſtand ſeiner Wahl, ſeines Geſchmacks, ſeiner höhern Bildung erſcheinen ſoll; weil er [der Egoiſt] nichts Fehlerhaftes wählen kann, weil er die ſubtile Taktik, Seelen zu feſſeln, mehr, als andere, ſtudirt hat, weil ihn das Schickſal vor allen andern begünſtigen muß. Er hebt die Geliebte zu ſich empor, — er ſetzt ſie auf dem Thron ſeiner Majeſtät eigentlich nur neben ſich, wenn ſie der beſcheidenere Mann faſt immer in der Idee hoch über ſich ſtellt, und von ihr wie von einer Gottheit beherrſcht wird. Der Egoiſt ſcheint nur zu den geliebten Mädchen herabzuſteigen; — die Huldigungen, die er ihr bringt, verſchönern in ſeiner Einbildung nur ſein eigenes Bild, — er weiß ſie auf ſich ſelbſt zurück zu leiten; er giebt auch in der Liebe nichts aus, was ſeinem Ehrgeitze keine Zinſen bringen könnte. So hell auch immer die Liebe in ihm glühen mag; ſo weiß er es doch gewiß recht gut, daß er nicht immer dieſe Herrſchaft dulden wird, — daß er nur auf einige Zeit ſeine Freyheit hingiebt, und daß ſie in ihren vorigen Charakter zurücktreten ſoll, ſobald der geſetzliche Bund auf das ganze Leben hinaus geſchloſſen iſt.

Das Unerſättliche der egoiſtiſchen Selbſtliebe zeigt ſich ſogar in den mancherley Prätenſionen, die der künftige Gatte ſchon an die Geliebte richtet, und wodurch er gleichſam ihr künftiges Schickſal ausſpricht. Das ſanfte liebende Mädchen kann ihm kaum Genüge leiſten mit dem Erguſſe der Zärtlichkeit, den er von ihr verlangt. Sie muß den weiten Umfang ſeines eingebildeten Werths wol gar ſtudiren, und ſich ganz dahinein ſchicken und hinein denken, wenn er ihre Liebe nicht bezweifeln ſoll, — ſie muß es leiden, daß er ſie als die goldene Trophee ſeines Sieges der Welt zeigt und ankündigt, — ſie muß ihn liebkoſen und ſchmeicheln, und dieſe Schmeicheleyen gelten ihm darum ſo viel, weil er ſie wiederum als ſehr gerechte Opfer betrachtet, welche die weibliche Liebe ſeiner eigenen Liebenswürdigkeit bringt. — Da der Stolz ſeinen zärtlichen Affect leitet; ſo iſt ſein Antrag auch gemeiniglich ungeſtüm und lebhaft; — er kommt, — er ſieht, und will ſiegen. Daher hält er es auch meiſten Theils für eine Beleidigung, die ſeiner Perſon widerfährt, wenn das Mädchen ihn nicht erhören will, anſtatt, daß ſich der Beſcheidenere in einer ähnlichen Lage gewöhnlich nur als einen Unglücklichen betrachtet, den ſein böſes Geſchick, — oder irgend etwas Zurückſtoßendes an ſeiner eigenen Perſönlichkeit nicht aufkommen laſſen will. Die Liebe des Egoiſten geht, wenn ſie abgewieſen wird, leicht in Haß und Erbitterung über; — er kündigt dem Mädchen ſein Herz auf, — wenn dieſe es auch nicht einmahl angenommen hatte, — er will ſeine Zärtlichkeit nun nicht mehr an eine — Undankbare verſchwenden; — „ich mag ſie nicht“ — ſagt der eingebildete Thor, wie der Fuchs zur unerreichbaren Traube.

Noch ehe die Geliebte ſeine Gattin iſt, — ſchreibt ihr der Egoiſt die Geſetze vor, welche ſie künftig zu ſeiner Beglückung beobachten ſoll; — er ſorgt dafür, daß ſie ſchon als Braut ſeine Launen ertragen lernt; er iſt ihr verſteckter Erzieher, indem er ihr demüthigſter Anbeter zu ſeyn ſcheint; er behandelt ſie wie eine geliebte Sclavin, — wie der ſtolze und eiferſüchtige Orientaler ſeine gefangenen Weiber behandelt. Die Geliebte muß ihm Rechenſchaft von jedem Schritte ihres Lebens ablegen, damit er genau wiſſe, — ob ſie auch wirklich ohne Unterbrechung ſeiner — Gottheit huldige, ob ſie ihn (den Vortrefflichen) wol einen Augenblick vergeſſen könne. Daher iſt nun aber auch ſeine Jalouſie ſo lebendig und wild. Nicht blos aus Liebe, — indem er das Mädchen allein beſitzen will, ſondern auch aus Stolz, weil ſich Keiner unterſtehen darf, nach ſeinem Kleinod zu greifen, — und ſich über den allein Siegenden zu ſtellen. Darum iſt ſeine Rache ſo glühend, darum ihm jeder Nebenbuhler ſo unendlich verhaßt, weil er erſtaunt, wie ein anderer Menſch es wagen könne, das Schöne eben ſo lebhaft, wie er, zu empfinden, oder es ihm wenigſtens — nicht zu gönnen. Er will unter allen Männern allein der Geliebten genügen, ſie ſoll ihm zu Gefallen die ganze Welt und ſelbſt das Liebſte darin vergeſſen; — kein Wunſch ſoll ihr zartes Herz mehr durchglühen, als der, — ſeine Sclavin zu ſeyn; ſeine Glorie ſoll alles andere um ſie her verdunkeln; — — und ſo hat es Thoren gegeben, die von der Geliebten ſogar eine ewige Trennung von ihren Aeltern und Geſchwiſtern verlangen konnten, wenn der Thor dieſe guten Leute nicht auf einerley Stufe der Cultur und des Ranges mit ſich zu erblicken glaubte.

Der Leichtblütige — und Empfindſame — der Weiberſclave und der Geck [die wir hier, ohne Gefahr zu irren, als Synonima zuſammenſtellen können] ſpielt in der Liebe wiederum ganz die Rolle ſeines individuellen Charakters, und begeht in ihr, weil ſie einen zu lockern und ſchwankenden Boden in ihm findet, auch darum mehr Thorheiten, als jeder andere Verliebte. Da das Princip der Sinnlichkeit das Herrſchende in ihm iſt; ſo muß ihn natürlicher Weiſe eine Leidenſchaft, die grade dieſes Princip ausſchließlich begünſtigt, — faſt aus allem freyen Vernunftgebrauche hinauswerfen, und ihn zum Sclaven desjenigen Weſens machen, das ſeine Sinnlichkeit befriedigen ſoll. Liebhaber dieſer Art gleichen oft den Verrückten, die nur wenige helle Augenblicke haben. Wenn in der Liebe des Egoiſten die Selbſtheit gemeiniglich zu grell hervorleuchtete; — ſo erſcheint ſie hingegen in dem Leichtblütigen wie verſchwunden, und in einem andern vielleicht ſehr unbedeutenden Ich — aufgelöſt. Alle Beſonnenheit, aller Charakter, alles Nachdenken, oft alles moraliſche Gefühl iſt dahin, und an ſeine Stelle iſt die pure Unvernunft getreten. Jeder Wunſch, jeder Wink, jede Grille der Geliebten drückt dieſen Männern eine neue Form auf; ſie könnten heilloſe Verbrechen begehen, wenn es die Angebetete verlangte; — ſie könnten ſich bis zur öffentlichen Verachtung entehren, wenn ſich dadurch ein freundlicher Zuwink des Mädchens erkaufen ließe. Der Antrag dieſer Liebe beſteht in kriechender Demuth, — in glühenden Exſtaſen, in einem Sichhinwerfen zu den Füßen der weiblichen Gottheit, und in einem ſichtbaren Antriebe, den Körper der Geliebten augenblicklich zu berühren. In dem ewigen Anſchauen dieſes Körpers ſpricht dieſe Liebe allein ihre Natur aus; ſie kann nicht davon abſtrahiren, und ſie kommt immer wieder auf ihn zurück, wenn ihr auch die Schamhaftigkeit den Mund ſchließen ſollte. Der Geiſt einer höhern Cultur, weiblich-ſchöne Talente, Verdienſte des häuslichen Mädchens, ſittliche Liebenswürdigkeit reizt jene Männer gemeiniglich nicht ſehr, und eben darum können ſie oft ſo leicht und ſo unbeſonnen ihr Herz in eigentlichem Verſtande — wegwerfen, da ſie es nicht der Würdigern zu geben verſtehen. Sie ſehen nur immer das Bild der Göttin der Liebe, — wie ſie, voll blendender Schönheit und Anlockung, dem Meere entſteigt, nicht, wie ſie das Weib mit reiner Weiblichkeit ankündigt, und dem Manne die heiligſte Achtung derſelben zur Beherrſchung ſeiner Sinnlichkeit einprägt. Jene Liebe iſt ein zermalmendes und zerſtörendes Princip unſerer

Würde, wenn dieſe Himmliſche uns eigentlich nur vollenden kann.

Und doch ſind grade dieſe leichtblütigen und leichtfüßigen Anbeter — meiſten Theils die Günſtlinge des andern Geſchlechts. — Nicht, weil dieſes von Natur eben ſo ſinnlich, als der Mann, wäre, ſondern weil dem Weibe der feurige Ausdruck in der Liebe des leichtblütigen Mannes mehr, als ſein ſtilles und furchtſames Anbieten gefällt. Dieſem zärtlichen Ungeſtüme der männlichen Liebe, — dieſer naiven und herzigen Unruhe, jedem Wunſche der Geliebten zuvorzukommen, — dieſer lebendigen Beſorgniß, ein ſchon gewonnenes weibliches Herz wieder zu verlieren, — dieſem unbedingten totalen Hingeben ſeines ganzen Daſeyns in die Hände des ſchwächern Theils, — dieſer gewaltigen Rednerſprache des Verliebten in ſeinen glühendſten Betheurungen und Eidſchwüren, — dieſen liebenswürdigen Anſtrengungen und Aufopferungen, — um ſich von der Zuneigung der Geliebten zu überzeugen, — dieſem Tone der feinſten Schmeicheleyen und der ausgeſuchteſten ſüßeſten Lobſprüche — kann die weibliche Phantaſie nicht wohl widerſtehen, — weil der weiblichen Eitelkeit durch ſolche Männer ein unendlicher Spielraum gegeben wird. Daß dieſe Eitelkeit durch den Mann gleichſam in allen ihren Provinzen gekrönt und befriedigt wird, macht dieſem den Sieg ſo leicht. Aber auch die eben hierdurch befriedigte weibliche Herrſchſucht vollendet die Zuneigung des Weibes zum Manne dieſer Art. Der Egoiſt giebt ſeine Freyheit nur halb auf; der Leichtblütige kann nichts mehr geben, denn ſeine Monarchie hat mit dem erſten Augenblick der Liebe aufgehört. Das Weib ſieht hier eine glänzende Regierung auf das ganze Leben hinaus vor ſich, eine Alleinherrſchaft, die ſie durch keine großen Anſtrengungen behaupten darf, ſondern ihr immer wieder für die kleinſte, dem Manne gegebene, Liebkoſung begründet wird.

In allem übrigen ſpricht ſich der Charakter des ſanguiniſchen Mannes ganz ſo in der Liebe aus, wie ihn der Anthropolog nach ſeinen Grundlinien überhaupt darſtellt. Er liebt, aber ſeine Liebe iſt weniger ſorglos, als die Liebe in andern Temperamenten. Der Gram dringt nicht tief in ſeine Seele, weil ihn leicht goldene Hoffnungen beleben, und das Spiel ſeiner Phantaſien und Ideen augenblickliche Zerſtreuungen für ihn bewirkt. Die Wunden ſeiner Liebe heilen auch ſchon darum viel leichter, weil er überhaupt weniger feſt iſt, und die Gegenwart ſeinem Geiſte zu leicht entſchwindet. Iſt ſie dahin; ſo ſtirbt das Lebendige ihres Bildes gar bald in ſeinem Gemüthe. Der Wechſel iſt ſein Element. Jetzt erſcheint ihm etwas — als ein Ding von größter Wichtigkeit, — und morgen oder übermorgen mag er daran nicht weiter denken. Er ſieht ſeine Geliebte nicht mehr, — und nach einiger Zeit heißt es: „aus den Augen, aus dem Sinn.“ Er verſpricht ihr ehrlicher Weiſe [nicht hinterliſtig, ſondern gutmüthig] ewige Treue; aber er kann leichter ſein Wort, als ein Anderer, zurücknehmen, weil er vorher nicht tief genug nachgedacht, — ob er auch Wort halten könne, — oder, weil eine Sinnlichkeit, — eine neue noch ſchönere weibliche Form ſein Gewiſſen zum Schweigen bringt. Er iſt gewöhnlich kein böſer Menſch, — und als Liebhaber ganz der Leibeigene der Geliebten; aber ein ſchlimm zu bekehrender Sünder, den etwas, auch ein Bruch in der Liebe, ſehr reuet; der aber dieſe Reue, die nie ein Gram wird, bald vergißt. Er kann daher mehrern Frauenzimmern zugleich ſein Herz anbieten, ohne gegen eine falſch zu ſeyn. Er kann ſich leicht in ſeinem Feuer vergeſſen, und in ſeiner Phantaſie eine Geliebte mit der andern vertauſchen, ohne daß er es will; iſt aber dieſer Tauſch geſchehen, ſo denkt er auch leicht darüber hinweg, und wird nur darum leichtſinniger, weil er ſich ſelbſt das ewige Compliment macht: kein ſchlechter Menſch zu ſeyn. Die Liebe iſt ihm Bedürfniß, und darum iſt er der Sclave der Weiber; — er rächt ſich aber nicht ſelten dadurch, daß er die Liebe zuletzt nur als ein Kinderſpiel treibt, und die Natur rächt ſich an ihm wiederum dadurch, daß er zu früh einer der beglückendſten Leidenſchaften des Herzens entſagen muß.

Auch jeder Stand und jedes Alter des Mannes ſcheint etwas Originelles zu verrathen, — wenn er ſeine individuelle Liebe ausdrücken ſoll. *) So allmächtig die Liebe auch immer ſeyn mag, ſo muß ſie ſich doch in die Form ſchicken, die der Mann einmahl in ſeiner Lebensweiſe angenommen hat, und eben dadurch bekommt ſie, als eine freye, und doch in Carica-

---

*) Lichtenberg hielt dieſen Gedanken für ſo wahrſcheinlich, daß er ihn in zwölf Monatskupfern von dem Kunſtgenie Chodowiecky's (*) darſtellen ließ, und alſo wirklich zwölf Arten, — die Liebe anzutragen, in ſeiner genialiſchen Manier producirte. „Schon die Art, ſagt er, wie die Thiere — Liebe antragen, verdiente gewiß die Aufmerkſamkeit eines Naturforſchers, der Linnes Beobachtungsgeiſt, und Büffons Phantaſie und Sprache beſäße. Bey manchen Thieren ſcheint es, als fing ein Funke von Vernunft in ihnen zu dieſer Zeit zu glimmen an: Schlauigkeit, Addreſſe und alle Schmeichlerkünſte ſteigen bey ihnen ſo hoch, als es ihre Natur verträgt. Selbſt bey Inſecten geht dieß weiter, als mancher Beobachter denken ſollte. Ich habe eine Fliege, die eine gefährliche Abſicht auf eine andere hatte, wohl einen Zoll lang ſeitwärts gehen ſehen. Eine menſchliche Seele in dem Körper einer Fliege hätte nicht mehr thun können. Was läßt ſich alſo hier nicht vom Menſchen erwarten, der bald gegen

(*) Göttinger Taſchenkalender 1781.

turen ausgeſprochene Seelenſtimmung, ſo leicht den Anſtrich des Belachenswerthen. Ihr innerer Zweck und ihre innere Natur ſind ſo groß und erhaben, daß ſie in jeder ſatyriſch-mimiſchen Darſtellung, — als wäre ſie durch

---

muß, wie man tanzt, und bald tanzen, wie man geigt, und der doch ſo tauſendfältig tanzt und geigt. Bald wird freylich die Braut von einem Dritten für den Bräutigam geworben, der ſie ſelbſt nie ſah; bald wird ſie gekauft, bald wird ſie erfochten. Faſt im ganzen Orient macht das Geld die erlaubten Verbindungen, und — die wechſelſeitige Liebe — die unerlaubten. Allein bey uns, — wo Geld nicht in Betracht kommt, wo allein das Liebenswürdige glücklich liebt, und wo allein Gefälligkeit liebenswürdig macht, — was für ein Augenblick für den Mahler, den Menſchen juſt dann zu zeichnen, wenn er ſich ſelbſt für das liebenswürdigſte Geſchöpf der Natur — entweder hält, oder gehalten wird! — Die Ehen werden freylich im Himmel geſchloſſen, aber das hindert nicht, daß der Menſch nicht eine Menge ſonderbares Zeug dabey macht.“

Nun folgen die zwölf Manieren ſelbſt, wie der Menſch, nach ſeiner verſchiedenen Charakter- und Denkweiſe, — ſein Herz anbietet, und Herzen erobert. Der einfache, ungekünſtelte und vertrauliche Landmann drückt die Hand ſeiner Göttin mit lieeinen körperlichen Ausdruck gleichſam entweihet, — verlieren muß. Daher erſcheinen uns oft grade die gebildetſten und feinſten Männer in der Liebe ſo lächerlich und bizarr, weil wir meinen, daß ſich eine ſo geiſtige Leidenſchaft in

---

beyder Zuverſicht in ſeine Hände, — als ob er ſagen wollte: die ſoll nichts, als der Tod, von einander reiſſen. — „Der Antrag iſt kurz, deutlich und ohne Gepränge, blos durch Ich und Du.“ Liebe, Zucht und Schamhaftigkeit ſpricht aus dem Blicke des Mädchens, und die in höhern Ständen faſt verſchwundene *Weiblichkeit* ehrt hier noch die Liebe. Hier iſt ſie noch reine, helle und glühende Wahrheit des Gefühls, wenn dort auch das Schönſte, was die Natur ſchuf, — ſelbſt Liebe — ſich oft verlarven muß, und in ihren Verlarvungen ſtirbt. — Der Antrag des *Schulmeiſters*: Er bittet nicht, — er bettelt mit Verlegenheit um Gegenliebe; — in ſeiner Schule ein Tyran; hier der armſeligſte Sclave, weil er die Weiber nicht ſtudirt hat, in der Kunſt des Umgangs unwiſſend iſt, und ſeine Unterjochung voraus empfindet. Solche Verliebte ſind ſchüchtern und blöde, weil ſie überall aus Mangel an Gewandtheit anzuſtoßen fürchten, — ſind Pedanten in ihrer Sprache und ihren Schmeicheleyen, weil ſie keine andere Sprache, als des pädagogiſchen Donnerns und der kriechenden Subgeiſtigern Köpfen, nach ihrer innern Natur, reiner und ſubtiler andeuten müſſe, anſtatt, daß eben dieſe Gebildetern ſich gemeiniglich noch viel lächerlicher, als der bloße Naturmenſch, dabey

---

miſſion kennen. „Aengſtlich, unterthänig und kümmerlich klagt er ſeine lateiniſche Liebe, vielleicht blos des guten Bettes wegen.“ Heirathsantrag des Geiſtlichen: — etwas feyerlich und ſteif, als ob die fröhliche Liebe ſich nicht ſo recht für ihn ſchicke; aber doch nichts weniger, als verlegen, ſondern feſt auftretend und des Sieges gewiß, weil es dem Redner nicht an Ueberredungen fehlen wird. Er ſpricht auch wol mit Ernſt von den weiſen und wunderbaren Wegen der Vorſehung, die ihm grade dieſes ſanfte Kind zugeführt hat, — und das Herz der Mutter möchte ſich ſelbſt noch einmahl hingeben, wenn er nicht durchaus nur das — Herz der Tochter wollte. Antrag des Arztes: — „wie er ſich die Braut verordnet, wie er ſo feſt auf den kurzen Füßen ſteht, und nach der Einwilligung der Dame greift, als wäre es ein Puls“ — zu ſehr mit dem menſchlichen Körper bekannt, als daß ſich ſeine Liebe in geiſtigern Regionen behaupten könnte, — redſelig oft bis zum Einſchlafen der Geliebten, — gradezu, oft ohne alle Delicateſſe, weil er mit zu vielen ſchwachen Köpfen [den Kranken] umgehen muß, bey benehmen. Dieſe hellſehenden, vernünftigen Männer — erſchienen uns oft nie in einer verſchrobenern Geſtalt, als da, wo — ſie, nach unſerer Meinung, durchaus liebenswürdig ſeyn mußten. Schon dieſes demüthige pedan-

---

und man die Derbheit — dem Menſchenretter leichter vergiebt. Antrag des Pedanten: Pedantiſch iſt alle Liebe, in einem gewiſſen Sinne des Worts, denn ſie legt auf unendliche Kleinigkeiten einen unendlichen Werth, und wird dadurch abſolut einſeitig; aber im Pedanten wird ſie vollends — zu einem ekelhaften Gemiſch des Ernſten und Lächerlichen, indem das Lächerliche bald den Ernſt mildern, bald das Ernſte dem Lächerlichen eine ſtille Würde aufdrücken ſoll. Der Pedant redet von Dingen, die ſeine Geliebte nicht verſteht, er ſucht ihr Bild auf Münzen und Antiken, er vergleicht ſie mit den Göttinnen des Alterthums, ſeine Liebe iſt eine fortgehende Oration über die armſeligſten Dinge; aber er wird bald ſchweigen müſſen, wenn der natürliche Verſtand des Weibes dieſe Unnatur beſchneiden wird, um ihr wenigſtens etwas Menſchenähnliches für den Ton der Societät zu geben. Antrag des Odendichters: „Wenn der Mann in dieſer [aufſliegenden und geſpannten] Stellung auf der Erde läge, ſo dächte ich, — ich ſähe den deutſchen Hexameter, wie er aufwill, und immer von tiſche um Gunſt-Betteln, vielleicht da, wo ein Händedruck alles entſcheiden konnte, — dieſes Herabſteigen des ſtolzen, vielwiſſenden Mannes zu den Füßen einer ſehr alltäglichen weiblichen Natur, dieſes Ausmalen eines armſeligen Zerr-

---

Beywörtern niedergedrückt wird.“ Dieſe Menſchen glauben die Liebe zu kennen, weil ſie dieſelbe beſingen dürfen; — aber ſehr oft wiſſen ſie nichts von ihr, und werden eiskalte Ehemänner. Ihre Liebe iſt extatiſch, und eben darum iſt ſie meiſten Theils gar nichts, — nähmlich nichts Reelles, ſondern nur ein Farbenſpiel der Phantaſie, und ein äſthetiſches Geſchwätz über das Ideale. Daß dieſe poetiſchen Poſſenreiſſer mit der Geliebten gern in Verſen reden, — und von dieſer aber nicht ſelten ganz proſaiſch hintergangen werden, verſteht ſich von ſelbſt. — Antrag des Alterthumskenners, — wie oben der Antrag des Pädagogen, oder des Pedanten. — Antrag des Geitzigen: „Wie der häßliche Kerl nach den vollen Geldkaſten ſelbſt in dem Augenblicke hinſchielt, da er ſich die Hand des Mädchens will pränumeriren laſſen!“ Sein Grundſatz iſt: — die Liebe bringt keine Zinſen, wenn das Geld fehlt, und darum geht dieſes über alle Liebe. Er ſucht ſich wenigſtens eine gute Haushälterin und berechnet auch den Groſchen mehr oder weniger, den er auf ein der Geliebten beſtimmtes Geſchenk ver bildes zum Ideal einer Madonna, — dieſes Verſchwinden der hochgelahrten Vernunft unter den Gaukeleyen einer gemeinen Sinnlichkeit — hat uns die Liebe grade in ihren höhern Regionen oft ſo lächerlich gemacht, — und der

---

wendet. Je reicher das Mädchen, je verliebter der Liebhaber! — Sein Kuß gilt dem Golde, nicht den ſchönen Lippen der Jungfrau, — er eilt nicht aus Liebe — zum Altar, — ſondern aus Furcht, den aufgegrabenen Schatz wieder zu verlieren, und hin iſt alles häusliche Glück, wenn er ſich hinterher in der Summa Summarum des — Raubes geirrt hatte. Antrag des Kranken: „Fuimus Troës! Wir waren es freylich einmahl, aber jetzt, jetzt ſollten wir es ſeyn.“ Liebe kann der Mann wol nicht ſuchen; — aber er ſucht Pflege und Wartung für das kleine Reſtchen der Zukunft, — oder, wie ihm vielleicht der Arzt vorraiſonnirt hat, — neues Aufleben dieſer morſchen Hülle auf einem geſundern Boden. Manche Weiber finden an ſolchen Männern Intereſſe, weil in dem Blicke des Kranken etwas Schmachtendes liegt, und ihnen ein ſolches Hausgeräth nicht leicht, ſelbſt bey offenen Thüren, geſtohlen wird. — Da haben wir die geiſtige Liebe in ihrer ganzen Originalität, — in ihrer Negation und Abſtraction alles Sinnlichen, und man könnte ſie noch bezweifeln!! Auch iſt der

Witz hat ſich es allerdings erlauben dürfen, gegen dieſe Liebe ſeine Geiſſel zu ſchwingen.

Kranke ein Kind; — es thut ihm wohl, wenn er von weiblichen Händen gehätſchelt wird, wenn die ihm ſeine Speiſen abmeſſen, ſein Bad wärmen, ſeiner Weichlichkeit neue Polſter geben, ſeinen Arzneytrank einrühren, und den Verwöhnten in den Schlaf wiegen. Kein Menſch hat ein größeres Recht zu heirathen, — wenn ſich ein gutmüthiges Weib zu einer ſolchen Verneinung des Lebens finden will. — Antrag des Windbeutels: „Nichts Herzliches, ſondern vom Theater in die Viſitenſtube übergetragen. — Der Geck hätte mehr zu hoffen, wenn Aufmerkſamkeit nicht zwiſchen ſich, den Zuſchauern und endlich der Braut getheilt wäre.“ Seine Liebe iſt die Mißgeburt des Egoismus und der Leichtblütigkeit, — deren Charakterzüge weiter unten gedeutet werden. Antrag des Officiers: Eine Art von Occupation, welche die Liebe gebietet, — nicht roh und ungeſchliffen, denn in ſeinen ehrlichen Bewerbungen iſt der Soldat meiſten Theils ein feiner und beſcheidenerer Mann, als tauſend andere, die nicht ſeines Standes ſind; ſondern herzlich-ritterlich, auf Treue und Glauben, und feſt durch das

Fortſetzung
der Charakteriſtik ſeiner Liebe.

Ein ſehr charakteriſtiſcher Zug der männlichen Liebe iſt dieſer: daß ſie ſich die Ge-

---

ſteiſe **Point d'honneur.** Sein Schwert an der Seite, hält er ſich für den Schutzgott des Weibes von Rechtswegen; kann aber ſelten begreifen, wie ein Mädchen einen andern Mann dem Soldaten vorziehen könne. — Antrag des Entführers: „Freylich, wenn alle die eilf Mittel nicht helfen wollen, ſo hilft dieſes zwölfte gewiß, das in ſo fern menſchlich iſt, als es, ſo viel mir bewußt iſt, die Thiere nicht kennen. Denken, ſich putzen, ſich ſelbſt ermorden und zu dem gegenwärtigen Zweck, Mädchen zu entführen, Gewalt brauchen, ſind blos Vorrechte der erhabenen Vernunft.“ Wollte die charakteriſirende Kunſt den Antrag des Fürſten zeichnen; ſo dürfte wol dieſer ſchicklicher Weiſe nicht höchſtſelbſt auftreten, ſondern ſeinen Geſandten auftreten laſſen, welcher — der durch die Politik gewählten Braut das Gemälde ſeines Herrn aufdringt, — das eigentlich nicht von ihr, ſondern von den im Hintergrunde ſtehenden Staatsräthen angenommen wird. Der Antrag des Mannes aus der Lämmleinsgemeine: „Stehe auf, meine Freundin, und komm, meine Schöne, komm her!

liebte faſt immer nur unter dem Bilde *körperlicher Schönheit*, — alſo der Sinnlichkeit denkt, dahingegen das unverdorbene Weib in dem Manne nicht das Schöne, ſondern das Gute, als eine *Hauptbedingung* ſeiner Originalität, betrachtet. Die Schönheit des Weibes zieht den Mann, als ein Zunder ſeines Affects, gewaltiger zu ſich hin; oder, wenn jene Schönheit durchaus nicht vorhanden iſt, und das Weib vom Manne dennoch geliebt wird; ſo hat ſich dieſer wahrſcheinlich irgend ein *anderes Sinnenbild* vom Weibe geſchaffen, woran ſich ſeine Phantaſie und ſein Affect erwärmen kann. Ihm kommt es daher auch wol am wenigſten zu, — eine ſogenannte totalgeiſtige Liebe empiriſch zu vertheidigen, wobey er vielleicht von ſentimentalern Frauen gern angehört, aber von ſeinem eigenen Geſchlechte in der Regel — verlacht wird. Ein ſchärferes

---

Meine Taube in den Felslöchern, in den Steinritzen, zeige mir deine Geſtalt, laß mich hören deine Stimme; denn deine Stimme iſt ſüße, und deine Geſtalt lieblich.“

Auge bemerkt leicht, daß hinter allen jenen noch ſo künſtlichen Verſchleyerungen und überſinnlichen Formen der Liebe — der Charakter des Mannes, als ein genußſuchendes Weſen, nicht aufhört, und daß es meiſten Theils nur der kleinſten Verſuchung bedarf, um alle Theorien jener ſentimentalen Liebe in dem Manne umzuwerfen. *)

Das Weib nennt den geliebten Mann auch wol ſchön, und er gefällt ihr als ſolcher, weil ſie ihn dann als ein Document ihres Geſchmacks aufſtellen kann; aber darum liebt ſie ihn nicht in dem Grade, wie der Mann das ſchöne Weib liebt. Denn er könnte auch, als ſchöner Mann, nicht grade ein guter Mann ſeyn, — was für das Weib, als den ſchwächern Theil, ſo überaus wichtig iſt; — dahingegen der Mann das ſchöne Weib blos um der Schönheit willen, als die allernatürlichſte Anlockung ſeines

---

*) Alle Männer, welche an eine geiſtige, uneigennützige Liebe zu glauben ſchienen, waren verfeinerte Wollüſtlinge, deren geheimes Leben nicht wohl aufgedeckt werden durfte.

Affects, ohne alle weitere Rückſichten, lieben kann. Das Gute und Edle des Weibes iſt für ihn im leidenſchaftlichen Zuſtande oft nur — Nebenurſache, denn der Affect verblendet ihn oft bis zum Unſinne; oder, er iſt zu Gunſten des Affects bereitwillig genug, — ſich das ſchöne Weib zugleich als *gut* zu denken, damit bey ſeiner Wahl die Vernunft nicht ganz müßig bleibe, und durch ihre Rechtfertigung die thieriſch-ſcheinende Leidenſchaft zur reinen Humanität erhebe.

Das Weib ſoll ferner, nach einem Geſetze der Natur, den *nicht-ſchönen*, ja, den häßlichen Mann lieben können, weil ſie keine ſtrenge Auswahl unter den Männern machen darf, ſondern gemeiniglich annehmen muß, — was ihr geboten wird; der Mann ſoll hingegen, einer natürlichen Bedingung gemäß, das nicht-ſchöne Weib auch nicht enthuſiaſtiſch lieben können, indem ſie ihn durch den Mangel ihrer Reitze zurückſtößt. Dieß ſcheint der Erfahrung ganz zu widerſprechen, indem ſogar die häßlichſten Weiber bisweilen ihre Liebhaber finden, und dadurch die Natur gerechtfertigt wird, warum ſie nicht alle Weiber ſchön geſchaffen hat. Allein eine andere Erfahrung ſagt uns auch, daß faſt jeder Liebhaber ſein Mädchen für das ſchönſte, — oder doch für ſchön hält, und ihr mithin etwas andichtet, was ſie nicht beſitzt, was aber ſeinen Affect eben ſo, als die Schönheit ſelbſt, anlockt und erwärmt. Die Phantaſie des Mannes leihet hier ſeiner Liebe, — zur Zeichnung des geliebten weiblichen Bildes, alle nur mögliche Farben, und ſelbſt wirklich vorhandene, kleine und größere Flecken deſſelben werden nicht ſelten von jener Phantaſie als momentane Anziehungsmittel der männlichen Liebe betrachtet; — eine ſonderbare Erſcheinung, welche daher rühren mag, — daß die ſinnliche Phantaſie des Mannes an dem Baue des weiblichen Körpers durch dergleichen Defecte des Schönen feſtgehalten, und gleichſam zur Aufſuchung anderer ſchönerer Reitze des Weibes angeſpornt wird.

Der Mann hat daher zu allen Zeiten das Schöne des Weibes geſucht, — und er mußte es ſuchen, weil es ihm von der Natur als ein Mittel zur Verbindung mit dem Schwächern vorgeſchrieben wurde. Daher haben die

Dichter aller Nationen die Schönheiten des weiblichen Körpers einzeln, und in ihren zarten Verbindungen zu einem vollendeten Kunſtwerke bis zur Bezauberung geſchildert; — dagegen eine ſolche Schilderung des männlichen Körpers nicht ſehr dichteriſch-anlockend ſeyn würde. Seine Beſtimmung iſt — nicht ſchön, ſondern ſtark zu ſeyn *), und der ſchönſte Mann würde für einen Schwachkopf gehalten werden, wenn er ſeine Reitze, wie ein Dichter die Schönheit des Weibes, malen wollte. Die Weiber ſelbſt würden ein ſolches Gemälde widerlich finden,

---

*) Die Künſtler haben ſich bey ihren Darſtellungen der männlichen Form genau nach dieſer Maxime bequemen müſſen, wenn ſie den Zweck der Kunſt nicht ſelbſt verfehlen wollten. Sie mußten den Ausdruck der Kraft und Stärke in das Gebilde des Mannes legen, und dadurch ſeinen thätigern Beruf in der Naturwelt bezeichnen; denn das Weiche, Zarte und ſchön Gerundete, welches der weiblichen Form, als einer zum Gefallen und Anlocken gebildeten Schönheit, zukommt, würde die zur Ausdauer und lebendigern Wirkſamkeit beſtimmte männliche Geſtalt entehren, und jedesmahl die Kunſt eines Fehlgriffs beſchuldigen. Der in die feinere weibliche Form

und vor dem Manne gleichgültig und kalt vorüber gehen, der durch eine Huldigung ſeiner eigenen Schönheit ſich gleichſam zu **entmannen** ſuchte.

Allein darum iſt die Liebe des Mannes ſelbſt nicht liebenswürdiger, weil ſie feuriger, leidenſchaftlicher, und in allen ihren Bewegungen lebendiger iſt, — und durch den Ausdruck ihrer heftigern Gefühle gleichſam die ſtillere und ſchamhafte Zärtlichkeit des Weibes beſchämt. Eben darum, weil ſie immer mehr eine affectvolle, als ſympathiſirende Regung des Gemüthes iſt,

---

gehüllte Narciß, oder auch der mit der Löwenhaut behangene weibliche Hercules können daher bey aller Schönheit der Zeichnung nicht wohl anders, als ſchöne Fehler der Kunſt betrachtet werden, indem ſie jenen Formen die Zeichen der Mannheit giebt, — und doch zugleich die Weiblichkeit in ihren Muskelbau legt. So wie in der Natur das Individuelle jedesmahl ſeinen ewig bleibenden Charakter hat, und aus demſelben ohne ſeine eigene Zerſtöhrung nicht hinausgehen kann, eben ſo wenig darf die Kunſt etwas ſchaffen, das jener Individualität des Objects widerſpricht, und ſeine Lineamente, die ihm die Natur eindrückte, zerreißt.

weil ihr Feuer ſchnell und kühn auflodert, und wie ein Blitzſtrahl den ganzen Sinn des Mannes durchglühet, weil ſie ſelbſt im Kleide der Unſchuld nur Befriedigung ſucht, und im Gefühle der niedrigſten Demuth dennoch eigenmächtig ſiegen will, — wird ſie nimmer ſo dauerhaft und innig, als die Liebe des Weibes ſeyn können. Die Liebe des Mannes iſt zu ſehr auf ſein Körperliches berechnet; — ſie liegt in ſeinem Blut und in ſeiner an ſinnliche Reitze gewieſenen Phantaſie. Das Weib hingegen ſucht in dem Manne das Starke aus Vernunftgründen, weil er ihr Schutzengel bey den Schwächen ihres Geſchlechts ſeyn ſoll; — ſie ſucht in ihm das Gute, wiederum aus Vernunftgründen, weil er ihr gerechter und freundlicher Schutzherr ſeyn muß, wenn ſie von ſeiner Oberherrſchaft nicht gedrückt, und unterdrückt ſeyn will. Der Mann ſucht dagegen in dem Weibe das körperlich Schöne und Anlockende. Er kann ſich in der ganzen Natur, vermöge ſeines männlichen Sinnes, nichts Vortrefflicheres denken; er fühlt ſich in ſeinem ganzen Innern dazu berufen, — dieſes Schöne, als etwas Körperliches, zu genießen, und ſich gleichſam an den Reitzen deſſelben zu ſättigen. Dieſe Tendenz ſeiner Kraft und ſeines Lebens muß ſich aber eben darum bald durch ſich ſelbſt erſchöpfen, weil ſie nur von dem Körperlichen ausging, — und nur auf etwas Körperliches Bezug hatte. Dieß erklärt uns mit wenig Worten die Natur der männlichen Liebe in ihrem wilden Steigen, und in ihrem wilden Fallen. Der Affect iſt bald befriedigt, — und die Schönheit, worauf er ſich bezieht, iſt ein nicht ſehr dauerhaftes Gut, und wird durch den Affect noch obendrein ſelbſt vermindert, oder wol gar ſelbſt zerſtöhrt. — Ganz anders iſt die Liebe des Weibes gegründet. Sie hängt dem Manne mit Innigkeit und geheimer Dankbarkeit an, — weil ſein Verhältniß zu ihr als Schutzherr nicht aufhören kann, und das Gute, was ſie an dem Manne als einen moraliſchen Werth deſſelben ſchätzt, nicht von einer ſo flüchtigen Natur als die körperliche Schönheit iſt, warum ſie von dem Manne geliebt wird. Aus dieſem Geſichtspuncte erſcheint die weibliche Liebe allemahl als ein — wahrhaft edleres Princip der Leidenſchaft, — indem ſich das innigſte weibliche Wohlwollen affectvoll mit der Achtung des Guten in dem Manne verbindet, und weil die Urſache dauerhafter iſt, auch der Wirkung einen bleibendern Gehalt giebt.

Da die Liebe des Mannes ſo ſehr von der Schönheit des weiblichen Körpers abhängt, ſo daß ſie ohne die Vorſtellung derſelben, — ſogar bey einer blinden Anbetung des Nichtſchönen, kaum gefunden wird: da endlich der männliche Affect in dem Wechſel des ſchönen Genuſſes neue Reitze für ſich ſelbſt aufſucht; ſo iſt der Mann auch in der Regel nicht ſo liebetreu *) als das Weib. Er wird anfangs von jeder Schönheit hingeriſſen, er betrachtet, als der Stärkere, jede gleichſam als ein ihm zu-

---

*) Aber die erſte Liebe bleibt ihm, wie dem unverdorbenen Weibe, ein Heiligthum ſeines Herzens. „Die erſte Leidenſchaft zittert, gleich einem electriſchen Schlage, durch das ganze Leben fort, und wer uns die ſeligen Täuſchungen der erſten Jugend gab, kann uns nie ganz fremd werden.“ Lebensgeiſter. Erſter Band. S. 366. Gotha 1804.

kommendes Eigenthum, — oder doch als ein ſolches, das ihm unter andern Umſtänden eigen werden könnte.' Dieß Recht ſcheint ihm ſo natürlich, daß er ungeſcheut nach dem Verbotenen ſeine Hand ausſtreckt, und ſich für ſchuldlos hält, wenn er den Eindrücken des Schönen nicht widerſtehen kann. Das unverdorbene Weib hingegen hängt nicht an dem Bilde der männlichen Schönheit, — wenigſtens nie mit dem Gelüſte, das den Mann zur weiblichen Schönheit hinreißt. Das Weib liebt den Mann, und hängt an ihm, weil er ihr unter dem Bilde des Guten, Verſtändigen und Einnehmenden erſcheint, und da dieſe Eigenſchaften, ihrer Natur nach, von längerer Dauer ſind, als das Schöne, da ſie durch die weibliche Liebe noch mehr gepflegt und veredelt werden können, — das Weib alſo immer noch auf irgend eine Art den Mann zu erziehen fähig iſt; ſo wird auch die Liebe des Weibes in der Regel feſter, getreuer und unerſchütterlicher ſeyn. Wir wollen der männlichen Sinnesart hierdurch kein Unrecht thun. — Auch der Mann kann ſehr getreu, ſehr innig und unerſchütterlich lieben, — wenn er in dem Weibe mit lebhaftem Gefühle das Edle und Gute achtet, und nun auch durch moraliſche Bande ewig an das Weib gefeſſelt wird. Allein der Unterſchied bleibt doch immer bey der Liebe des Mannes und Weibes, — daß dieſe zuerſt das Gute, jener zuerſt das Schöne in dem geliebten Gegenſtande ſucht; — ferner, — daß der Mann ohne die Vorſtellung des Guten, — ernſthaft lieben kann, dagegen ohne dieſe Vorſtellung die Liebe des Weibes nie gefunden wird. — Ja, die weibliche Liebe iſt an dieſe Vorſtellungsart ſo gewöhnt, daß ſie dem Manne die größten Schwächen großmüthig vergeben kann, — wenn er ſich nur einiger andern ſchätzbaren Eigenſchaften des Herzens rühmen darf.

Idealismus und Platonismus ſeiner Liebe.

Die Flüchtigkeit der männlichen Liebe hängt aber nicht blos von den ſo leichten Erſchöpfungen des Affects durch eine phyſiſche Mitwirkung, ſondern ſehr oft noch von einem andern Umſtande

ſtande ab, der hier nicht übergangen werden darf. Die durch die Sinnlichkeit zuerſt gereizte Imagination des Mannes wird von der Liebe ſelbſt faſt immer zu einem übermäßigen Idealiſiren des geliebten Gegenſtandes hinaufgeſpannt. Es giebt nichts Schöneres und Herzlicheres unterm Monde, als das angebetete Ideal, — das man ſich mit größter Deutlichkeit vorzuſtellen meint, ob man gleich immer nur einen helldunkeln Begriff davon hat. In dieſes Ideal trägt der liebende Mann ſogar das vollkommen Schöne hinein, — das in ſich keine Negationen duldet, oder, wenn ſie da wären, zu reitzvollen Erhöhungen und Belebungen des Idealiſchen magiſch umbildet. Aber mit dieſem in der Sinnlichkeit gegründeten magiſchen Bilde verbindet ſich gemeiniglich eine hinterher ſo viel Unheil bringende Täuſchung des Gemüths, — nähmlich die, — daß in dieſem ſchönen, oder nur ſchön geträumten weiblichen Körper nothwendig auch eine ſchöne Seele wohnen müſſe. Dieß wird immer von der Liebe wie erwieſen vorausgeſetzt, — ſo daß der gutmüthigſte von Andern dagegen aufgeregte Zweifel — verlacht oder ungeſtüm zurückgewieſen wird. So lange nun das Feuer der Leidenſchaft dauert, ſo lange vornähmlich der Beſitz des Schönen erſehnt und geſucht wird, und mithin das Ideal in allen ſeinen Reitzen vor der lebendigſten Phantaſie ſtehet, — ſo lange der Mann im Siege begriffen iſt, — und das hohe Ziel noch nicht erkämpft war, — ſo lange ſteht der Mann faſt immer feſt und unveränderlich in ſeiner Liebe, und vielleicht in dieſen Perioden der zärtlichſten Anbetung feſter noch, als das Weib. Denn das idealiſche Bild ſeiner Geliebten, — in dem ſich geiſtige und ſinnliche Schönheit wunderbar verbinden, erhöhet das Gefühl ſeiner Kraft, und mit ihr den kräftigen Vorſatz, der Geliebten bis zum Tode getreu zu ſeyn, — weil ſie nicht nur ſchön, ſondern auch vollkommen gut iſt.

Aber jenes himmliſche Gebilde war nur eine Fiction aus einer fremden Welt, — zu deſſen Verſchönerung ſelbſt der blinde Affect das Seinige beytragen mußte, bis er ſich befriedigt fühlte. Nun kommen die ernſten Stunden der Beſinnung wieder, und der Geliebte tritt, wie in einer Art von Entzauberung, in die natürliche Welt zurück. Auf die Anſpannungen und das Hinrichten der Phantaſie auf den einigen geliebten Gegenſtand, auf dieſes excentriſche Leben in einer lichtvollen Feenwelt [ohne allen Schatten], die der aufglühenden Begierde keinen Ruhepunct gönnte, — folgt nun, wie nach allen Anſtrengungen, eine Art — Erſchlaffung und Ermüdung des Gefühls. Das Ziel iſt erreicht; die Sehnſucht ſpornt die Leidenſchaft nicht mehr, die Wünſche ſind verglühet, und die Dichtungen der Liebe müſſen nun den kältern Erfahrungen weichen. Die Binde trägt nur der unſchuldige Amor, — der genußſuchende und ſich ſehnende Götterknabe, nicht der genieſſende und befriedigte, welcher nun um ſo viel ſchärfer ſiehet, je weniger er vorher ſeine Augen gebrauchen konnte. Das Ideal iſt verſchwunden, — das geliebte Mädchen iſt körperlich und geiſtig nicht mehr halb ſo ſchön, als vorher, — dieſe Sonne zeigt dem unbefangenen Auge vielleicht -- Flecken, die der enthuſiaſtiſche Liebhaber für Lichttheilchen hielt, oder deren Daſeyn ihm ganz entging. Noch ſchlimmer! er hält ſich hinterher für betrogen, er ſchämt ſich, daß er ſich ſo betrügen konnte, — er iſt oft ſo ungerecht, daß er der Geliebten ſeine Täuſchung zurechnet, und auf ſein ganzes Leben hinaus genug gethan zu haben glaubt, — daß er ein Paar Monate hindurch ihr blinder Anbeter war.

Daher die traurige Erfahrung, daß die feurigſten Liebhaber ſich nicht ſelten in ſehr kalte Ehemänner verwandeln, und ihre Täuſchung dem ſchuldloſen Weibe lebenslang empfinden laſſen. Mit der Befriedigung ihres Affects ſind dieſe Männer wahre Tyrannen des andern Geſchlechts geworden, — zumahl, wenn eben dieſe Tyrannen ſich vorher ein zu ſchönes Ideal von der weiblichen Liebenswürdigkeit entworfen hatten. Sinnliche, ſehr zum Idealiſiren geneigte Liebhaber ſind daher die allergefährlichſten Männer für das andere Geſchlecht, — wenn ſie in eheliche Verbindungen getreten ſind. Von der einen Seite werden ſie nur thieriſch getrieben, und werfen ſich nicht ſelten blindlings in die Arme des Eheſtandes, — von der andern Seite hatten ſie ſich ein Ideal des Weibes gebildet, daß ſie nimmer finden konnten, — aber immer noch auſſerhalb ihres Hauſes in irgend einem andern weiblichen Weſen zu finden hoffen. Dieß macht ſie, wenn die erſten Täuſchungen der Liebe dahin ſind, gegen ihre Frauen meiſten Theils eckig und ungerecht, — und bey den Vergleichungen mit andern Weibern müſſen dann dieſe armen Dulderinnen immer hintenanſtehen. Haben dergleichen Männer vollends einen hohen Begriff von ihrer eigenen Cultur und Verfeinerung, — und können ſie ihre Frauen nicht als Muſter hierin aufſtellen; ſo leben dieſe Unglücklichen wie in einem Zuchthauſe, und immer unter der Feile einer unbarmherzigen, eheherrlichen Critik. *)

Eine Schwärmerey in der Liebe verleitet die einmahl gereitzte Phantaſie leicht zu einer andern, — oder eine fließt aus der andern, damit der unterjochte Geiſt ja nicht ganz zur Beſinnung komme, ſo lange das Herz liebe-

---

*) Weiberhaſſer und — Weiberdeſpoten. S. unten S. 226. u. f.

krank iſt. Aus dem Idealiſiren entſtand ſehr oft und ſehr natürlich das Platoniſiren in der Liebe, — das Schwärmen über die geiſtigen Zwecke einer Leidenſchaft, die dem Menſchen unſprünglich nicht ſowol zu ſeiner Vergeiſtigung, ſondern zur Erhaltung ſeiner Species eingepflanzt wurde. Daß eine ſolche geiſtige Liebe vorhanden ſeyn kann, — iſt durch Erfahrungen bewieſen. Der Schwärmer kann ſich durch die Anſtrengungen ſeiner glühenden Einbildungskraft und ſeiner Contemplationen einen Gemüthszuſtand erſchaffen, der in ruhigen und ſchlichten Menſchen ein — Wunderwerk ſeyn würde; der aber dem Schwärmer ſelbſt als das Allernatürlichſte erſcheint. Der Stürme ſeiner Affecten ſatt und überdrüſſig, — und doch noch voll Wärme gegen das weibliche Geſchlecht, das er ehemals mißbrauchte, — erkünſtelt er ſich ein herziges Gefühl des Schönen, — und liebt das Schöne nur, inſofern es unſichtbar iſt, weil er das Sichtbare nicht mehr genießen kann. Die ſinnliche Welt iſt mit ſeiner Sinnlichkeit für ihn erloſchen; — aber vermöge ſeiner ihm eigenen Zärtlichkeit, — vielleicht auch vermöge ſeiner Eitelkeit, — iſt's ihm nicht möglich geworden, ſich ſelbſt ohne ein mit ihm eng verbundenes Weſen glücklich zu fühlen. An die Stelle ſeiner frühern Leidenſchaften iſt ein anderes Bedürfniß getreten, mit dem Willen eines andern Weſens eins zu ſeyn, ohne daß der Körper dieſe Einheit bewirkt, — ein Bild, worin er jetzt nur das Thier erblickt, ob er gleich ſonſt in eben dieſem Bilde ſein höchſtes Gut ſuchte. Sein beſſerer Geſchmack, ſein weiches Herz, ſein Drang, ſich auch bey einem hinfallenden Körper immer noch geliebt zu ſehen, ſeine ihn exaltirende Empfindeley, mit einem zärtern Weſen auf einerley Art und über einerley Gegenſtände — vornehmlich in einem gewiſſen Helldunkel religiöſer Begriffe zu ſchwärmen, — machen ihm eine ſogenannte Seelenfreundinn nothwendig, und ſo entſteht ein Geiſterverein, welcher um ſo dauerhafter wird, je mehr das ſinkende Leben ſich aus der Welt in die Stille der Einſamkeit zurückziehen muß. Wir finden daher immer, daß jene platoniſche Liebe als eine Begleiterin des kommenden Alters erſcheint, ob ſie gleich noch aller jener Thorheiten fähig ſeyn kann, welche der Jüngling in ſeinen frühern Berauſchungen des Affects beging. — Sie wird dem Alter ein Erſatz für die ſchönſten, — aber leichtſinnig verſchwendeten Jahre der Jugend, und die Treue, welche der geiſtigern Liebe eigen iſt, ſoll nun das Gewiſſen wegen ſo mancher Untreue beruhigen, die ſich die nichtgeiſtige Liebe erlaubte. Gewöhnlich iſt ſie auch wol das Kennzeichen eines gutgearteten Herzens, das ohne den weichen und innigen Sinn, den die Liebe ſo wunderſam in allen Seelen weckt, nicht leben konnte, ſich durch die zarten Eindrücke froher Zurückerinnerungen und der damit verbundenen Dankbarkeit gern dem Geliebten zum Opfer hingiebt, — und mit ihm in einer andern Welt noch enger verbunden zu werden hofft.

Wenn es wirkliche Beyſpiele giebt, daß ſich zwey Geſchlechter wahrhaft platoniſch, — ohne allen ſinnlichen Genuß, geliebt haben; ſo kann man mit aller Zuverläſſigkeit annehmen, daß bey jenen Seelenverbindungen — phyſiſche Hinderniſſe den Ausbruch der Sinnlichkeit unterdrückten. Unter den im Jahre 1792 im Pallaſt der Thuillerien entdeckten Papieren fand man auch die romantiſche Correſpondenz zweyer Verliebten, — die einem ſolchen Purismus der Liebe gehuldigt hatten. Nach einer vorhergegangenen feyerlichen Verabredung kamen ſie, wie zu einem Hochzeitfeſte, in einer Kirche zuſammen, — und blieben da, — bis die Gemeine auseinander gegangen war. Hier knieten ſie dann vor dem hohen Altare in andächtiger Stille nieder, ritzten ſich an der Nähe ihres Herzen die Adern auf, — miſchten in einem Gefäß ihr warmes Blut durcheinander, und der Geliebte ſchrieb dann mit dieſem Blute, — nachdem jedes von ihnen die Worte des heiligen Eides zuvor im Angeſicht des Altars ausgeſprochen hatte, den Schwur nieder: daß er [der Romanheld] die Geliebte blos zum Genuß geiſtiger Vergnügungen gewählt habe, und daß ſie [die Romanheldin] dem Geliebten ewige Treue gelobe, indem ſie beyde — bey ihrer Verbindung hiermit allem ſinnlichen Genuß entſagten. Dieſer ſchwärmeriſche Eid wurde zwiefach mit Blut geſchrieben, von jedem der contrahirenden Theile unterzeichnet, und endlich mit einem — Kuſſe beſiegelt. Der Geliebte bewahrte die Feder, womit dieſer Vertrag aufgezeichnet und unterſchrieben wurde, als ein Heiligthum auf, — das noch übrige abgezapfte Blut aber wurde, ſobald es geronnen war, zur Aufbehaltung unter beyde vertheilt, — und ſie hielten zuletzt ein Hochzeitmahl. Der ganze Vorgang wird als eine buchſtäbliche Thatſache erzählt. — Die Verliebten leben vielleicht noch jetzt; — aber, um an eine ſolche rein-geiſtige Liebe zwiſchen zwey jungen feurigen Leuten glauben zu können, muß man den Umſtand hinzuſetzen, daß ſie beyde — verheirathet waren. Die junge Dame iſt in dieſem Puncte ſo offenherzig, daß ſie in einem ihrer Briefe an den Geliebten ſchreibt: „Ein jeder andre Umgang würde in meinen Augen um ſo mehr ein Verbrechen ſeyn, da derjenige, den man meinen Ehemann nennt, den Bedürfniſſen der Natur nichts zu wünſchen übrig läßt, und ich glaube, daß Ihre Frau gewiß eben das von Ihnen wird ſagen können.“

Es iſt wol freylich nicht zu läugnen, daß mit jener ſogenannten platoniſchen Liebe ſeit undenklichen Zeiten unter gebildeten Nationen geſpielt worden iſt, — daß aber auch unter der Masque dieſes Spiels die Sinnlichkeit ſich nicht nur zu verſtecken, ſondern auch anzuzünden pflegte. Indeſſen hat ſie für zarte weibliche Seelen von jeher einen ganz eigenthümlichen Reitz gehabt, und die Anhänglichkeit an ihr hat die Vernunft, wenn jenes Platoniſiren nicht in Ziererey ausartete, allerdings ſchätzen müſſen. Dem verfeinerten weiblichen Gefühle kann die Liebe des Mannes, die nur auf den Genuß hinſtürmt, — kann der Mann ſelbſt, der das Weib nur zur Befriedigung ſeiner Sinnlichkeit aufhaſcht, nicht ſehr achtungswerth erſcheinen. Sie muß ſich unter ihre Würde, als Vernunftweſen, erniedrigt fühlen; wenn ſie nur thieriſch gemißbraucht, und vielleicht in ihren übrigen liebenswürdigern Seiten des Geiſtes und Herzens verkannt wird. Ueber das, was ſie an ſich ſelbſt ehrt und liebt, und über das Körperliche weit erhaben iſt, — ſiehet der ſinnliche Mann mit kalten Blicken hinweg; — er liebt nur den vorübergehenden Genuß, und nach ſeiner Befriedigung iſt ihm das Weib weiter nichts mehr, als ein Nothbehelf für künftige thieriſche Momente. Eine ſolche Liebe, die ſo bald verſchwindet, — und an ſo lockere Bande geknüpft iſt, kann das zarte weibliche Herz *nicht wollen*; es will als Bedürfniß ſeiner ſelbſt, als ein geiſtig-lebendes Weſen, auf eine andere und dauerhaftere Art unterhalten ſeyn; — es will ohne Wechſel lieben, — ohne eintretende Kälte immer gleich geliebt und geachtet ſeyn, — und dieß kann es nur von einer Liebe der Seelen erwarten, die viel feſter, als alle Sinnenliebe, gegründet iſt. Das ſchuldloſe weibliche Herz ſcheint kaum eine andere Liebe, als dieſe *ſtille geiſtige Innigkeit* zu kennen, und die wildern Ausbrüche ſeiner Leidenſchaft müſſen immer erſt durch die verführeriſche Sinnlichkeit des Mannes hervorgelockt werden. Das unverdorbene Weib giebt ſich nur aus Liebe, — nicht aus thieriſchem Affect hin, — indem ſie den Mann glücklich zu machen glaubt, und ihn durch dieſes Ergeben nach und nach zu edlern Gefühlen vorzubereiten denkt. Der Hang zu ſolchen Seelenverbindungen iſt dem weiblichen Herzen ſo eigenthümlich, daß er auch noch im Alter fortdauert, und in weichen Gemüthern eigentlich nie ganz verſchwindet.

Allein eine ganz reine Geiſtigkeit dieſes Gemüthszuſtandes würde ein Widerſpruch der Natur ſeyn, indem dieſe mit den zarteſten Empfindungen der Geſchlechtsliebe den Beſtand der Menſchengattung aufs genaueſte verbunden hat, und uns auch in eingeſchlafenen Trieben immer noch ihren unſprünglichen Zweck erkennen läßt. Auch iſt die zweyfache menſchliche Natur ſo enge in einander verſchmolzen, daß ſelbſt der allerſubtilſte Gang ihrer Ideen und Gefühle von einer materiellen Organiſation geleitet wird, ſo daß wir oft nur darum das Minderkörperliche für etwas Geiſtiges zu halten pflegen, weil uns die Fäden ſeines Zuſammenhanges mit dem Materiellen entgehen, und gleichſam unſern Nachforſchungen entwiſchen. Wenn wir daher bey einer ſogenannten geiſtigen Liebe zwiſchen den Geſchlechtern keine körperliche Einwirkungen empfinden, und die phyſiſche Natur einen völlig müßigen Zuſchauer bey den

Ergießungen zärtlicher Herzen zu machen ſcheint, — ja, wenn ſich hierbey die Sittlichkeit ſelbſt als die ſtrengſte Richterin jedes thieriſchen Genuſſes aufwerfen ſollte; ſo iſt dadurch noch lange nicht bewieſen, daß die Liebe aus ihrer geheimen Sinnesart herausgeſchritten ſey, und ſich nun allein in den Regionen des Unſichtbaren und Geiſtigen verloren habe. Sie bleibt immer eine menſchliche Leidenſchaft, und als ſolche muß ſie ſich auch in ihren feinſten Abſtractionen auf das Sichtbare beziehen, — und daß ſie dieß wirklich auch in ihrem geiſtigern Sinne thue, — mögen die tauſendfachen Ausartungen der Seelenliebe in gröbere Genüſſe, und die Verſuchungen beweiſen, denen die frömmſten Andächtler und die heiligſten Frauen in ihren Tempeln der Unſchuld und Andacht ſelbſt nicht immer entgehen konnten.

Indeſſen bleibt es wol ausgemacht, daß, — wenn eine ſolche geiſtige Liebe zwiſchen zwey Seelen beyderley Geſchlechts wirklich vorhanden iſt — a) ihr dieſe Form und dieſer geiſtige Ton immer zuerſt von der weiblichen Sentimentalität vorgeſchrieben wird; — b) daß gewöhnlich nur die in's Alter überſchreitenden Frauen dieſen höhern Schwung der Liebe annehmen, und — c) daß ſie zu dieſem gegenſeitigen Geiſtesverein eben ſo gewöhnlich leidende, empfindſame, auch wol körperlich-ſchwache Männer zu wählen pflegen. Es liegt in dieſen verſchiedenen Andeutungen der weiblichen Liebe etwas ſehr Charakteriſtiſches, und die Erörterung dieſer Puncte ſtehet daher hier nicht an der unrechten Stelle.

a) — Die weibliche Schamhaftigkeit kann in ſubtilen und verfeinerten Gemüthern eine ſolche Uebermacht über die leidenſchaftliche Natur des Willens bekommen, daß ſie nur mit Widerſtreben, oder doch mit kalter Gleichgültigkeit an die irdiſchen Genüſſe der Liebe denkt, und dieſe in ihrer frommen Schwärmerey ſogar für die unheiligſten Partien im Gemälde der Menſchheit halten konnte. Es iſt dieß nicht immer Ziererey und coquette Prüderie; ſondern ſehr oft ein liebenswürdiger Zug der weiblichen Natur, der auf ihre eigene unverdorbene Würde hindeutet, und dieſe Würde vor ihrem Sinken ſchützt; — ein Zug, den wir ſelbſt im ſtürmiſchen Affecte ſo gern an dem moraliſchen Gebilde des Weibes wahrnehmen. Vermöge dieſer Schamhaftigkeit und der mit dieſer verbundenen Furcht eines zu frühen oder zu öftern — entehrenden Hingebens ſind daher ſolche Frauen zu einer unkörperlichen Vereinigung der Gemüther — viel geneigter, als der von Natur begehrende Mann, und dieſer muß daher immer erſt durch den *Umgang mit ſentimentalen Frauen* zur Schwärmerey einer geiſtigen Liebe geſtimmt werden; — er muß ſich in dem Weibe *vergeſſen lernen*, — ſein Weſen muß durch ſie gleichſam vorher untergehen, und dann kann er es in jener Sentimentalität ſo weit bringen, als das Weib. Es wird unſerm Geſchlechte nicht ſchwer, — ſich in dieſen Ton hineinzuſtimmen, und zwar darum nicht, weil jene — geiſtige Anhänglichkeit des Weibes an uns — dem Egoismus des Mannes, auf die Länge, unendlich mehr, als ihre ſinnlichen Opfer ſchmeichelt, und uns auch noch da Liebe verſpricht, wenn die Flamme des Affects in uns ausgelöſcht war. Wir ſehen voraus, daß dieſes tobende Leben in uns bald aufhören wird, und daß wir ſehr unglücklich ſeyn würden, wenn die Weiber nur die Rieſen unſeres Geſchlechts lieben könnten. Hierzu kommt von unſerer Seite oft noch eine Art von Dankbarkeit ganz eigener Art, — und dieſe iſt der Grund, daß oft ſolche idealiſche Verbindungen zwiſchen Weib und Mann fortdauern können, wenn dieſer auch nicht den phyſiſchen Wirkungen der Liebe entſagt hat. Genauere Beobachtungen des weiblichen Geſchlechts haben uns nähmlich belehrt, daß ſentimentale Weiber ihren Seelenfreunden nicht ſelten augenblickliche Befriedigungen des Affects, durch einen gemeinen Umgang, erlauben, — ſobald ſie wiſſen, daß grade durch eine ſo großmüthige Geſtattung der Mann nur deſto ſtärker an das geiſtigere Weib gefeſſelt wird, — und er ſich durch ſein Zurückgehen aus der Thierheit zur Vernunft ſelbſt geehrt fühlt. Auf die Art muß das empfindſame Weib meiſten Theils immer gewinnen, weil ſie den Mann durch Großmuth bindet, und ihm ſelbſt in ihrer ganzen heiligen Unſträflichkeit erſcheint, während er zu ihr beſchämt hinaufblicken muß, — und nur durch ihre zärtliche Vergebung noch neben ihr ſtehen darf.

Dieſe Methode, über den ſinnlichen Mann durch eine geiſtige Liebe zu herrſchen, haben vornehmlich die klügern Frauen der großen Welt genützt, wenn ſie ſelbſt nicht mehr durch ihre Reitze gefallen konnten, — ſo wie es überhaupt von jeher Eheweiber gegeben hat, die da meinten, daß ihnen das Herz ihrer Männer durch augenblickliche Ausſchweifungen nicht geraubt werde. Der ſcharfe weibliche Blick hat die Natur des Mannes gleichſam durchwühlt, und ihm iſt nichts mehr an uns verborgen geblieben. Die Weiber haben daher auch früh genug die Entdeckung gemacht, daß der blühende und rüſtige Mann ſich durchaus nicht zu einer abſolut-geiſtigen Liebe eignet, daß ſein Wille ihn aus ſich ſelbſt hinaus in die Welt treibt, und daß ſein ganzer Charakter auf Feuer und Leben und Befriedigung hindeutet. Auch ohne ihre natürliche Schwäche — würden ſich daher die klügern Frauen ein gewiſſes Nachgeben zum Geſetz gemacht haben, weil ihnen die weibliche

Vernunft ſagt, — daß der ſinnliche Mann für wenige freye Augenblicke ſich einer jahrelangen Dienſtbarkeit hingeben kann.

b) — Daß aber dieſe ſentimentale Nonnenliebe meiſten Theils die Folge des herannahenden Alters ſey, — iſt wiederum ſehr natürlich. Jüngere Frauen werden, auch bey der reinſten Schamhaftigkeit ihres Geſchlechts, ihre Reitze nicht auf immer der männlichen Liebe entziehen, und der Lebensgenuß kann ihnen — momentan wol eben ſo viel werth, — als uns, ſeyn. Allein die Jahre gebieten ihnen aus mehrern Gründen ein ſelteners Hingeben der ſinnlichen Natur, als dem Manne, — und dagegen auch eine größere Nothwendigkeit, an die Stelle der phyſiſchen Schönheit etwas Vorzüglicheres, nähmlich etwas nicht in die Augen Fallendes zu ſetzen. Denn jene beginnt zu verblühen, und der Mann wird dieß bemerken, wenn auch die dienſtfertige Kunſt immer noch gern etwas Jugendliches herbeyzaubern möchte. Dagegen hat das moraliſch Schöne den großen Vortheil für die Weiber, daß es dem Manne als etwas nie Vergehendes, — und im Weibe ſelbſt

— als eine zartere und liebenswürdigere Form erſcheint, — ja, daß es durch die Zeit noch mehr an ſeiner Herrlichkeit gewinnt, — wenn eben dieſe Zeit alles ſichtbare Schöne zertrümmert. Man glaube daher nicht, daß ſich gebildete Frauen bey ihrem angehenden Alter und dem Verſchwinden ihrer Reitze immer ſo unglücklich fühlen, als wir glauben. Es gelingt ihnen oft, Herzensverbindungen mit Männern zu ſtiften, die aller Vergänglichkeit trotzen, und durch eine ſentimentale Liebe Männer zu fangen, die noch keine jüngere Schönheit feſthalten konnte.

Die Coquetterie älterer Frauen iſt daher auch gemeiniglich von der — ihrer jüngern Schweſtern himmelweit verſchieden. Wenn dieſe faſt immer nur den äußern blendenden Reitz ihrer Schönheit, als einen magiſchen Zauber der Natur, allein wirken laſſen, oder auch ihn zur Anlockung der Männer abſichtlich abrichten; — ſo pflegen dagegen jene ältern Frauen die Eroberung der Männer dadurch vorzubereiten und auszuführen, indem ſie die noch vorhandene Grazie der Weiblichkeit mit Unterhaltungen der anſtändigen Geiſtigkeit zu verbinden wiſſen. Sie legen uns aber eben darum deſto gefährlichere Fallen, weil wir dem Geiſtigen des Umgangs und ſeiner Zwecke, die auf die Veredlung unſerer Natur hindeuten, unſere Achtung nicht verſagen können, dagegen die jugendliche Schönheit des Mädchens auf uns gewöhnlich nur als Bedingung der Sinnlichkeit wirkt, und mithin in uns nie von der Dauer, als die Schätzung weiblicher Vernunft und Sittlichkeit, ſeyn kann. *)

---

*) Man hat es einen Originalzug in dem Charakter der Engländer genannt, daß ſie den Umgang mit ältern Frauen häufig den Verbindungen mit — jüngern vorzuziehen pflegten, und daher die romantiſche geiſtige Liebe unter ihnen öfter, als anderswo, angetroffen werde. — Junge Männer halten ſich Maitreſſen, die weit über die Jahre der ſchönen Jungfräulichkeit hinaus ſind, und oft die Mütter dieſer romantiſchen Knaben ſeyn könnten. Man hat, vermöge einer ſchon herrſchenden Manie, — alles an jener Nation zu bewundern, auch dieſen Charakterzug angeſtaunt. — Wir wollen ſtatt deſſen ihn lieber zu erklären ſuchen. Die männliche Jugend jener phyſiſch-kraftvollen Nation

c) — Der Umgang ſentimentaler Frauen mit phyſiſch-ſchwachen, leidenden und ſelbſt empfindſamen Männern iſt darum ſo häufig, weil grade ſolche Männer der weiblichen Liebe — eine anhänglichere Treue und eine Schonung der weiblichen Ehre verſprechen, wor-

---

lernt gemeiniglich die Ausſchweifungen der Liebe durch eine Menge äußerer und innerer Antriebe ſehr früh kennen. So zeigen ſich wenigſtens die jungen Britten überall bey uns in — Deutſchland. Dadurch werden, bey der Unbändigkeit ihres Temperaments und ihrer Neigung zu ſtarken Getränken, ihre Nerven geſchwächt, ihr wilder Affect überſättigt, und der Geiſt ihrer Jugend gelähmt, — während unter dieſen negativen Gefühlen ihr Gemüth einen ungewöhnlichen Ernſt annimmt, — eine Stimmung, wozu dieſe robuſte Organiſation ihrer Natur ohnehin ſchon geneigt iſt. Dieſer Ernſt ſucht Beſchäftigungen, wenn die thieriſche Leidenſchaft nur noch kärglich und periodiſch wirkt, und eben darum dem Geiſte zum häufigern Nachdenken Ruhe läßt. — Er ſucht in dieſem Gefühle der Schlaffheit neue Reitze. — Der junge Mann wirft ſich in die ruhigern Umarmungen verſtändiger Frauen: er will hier, vermöge ſeiner natürlichen Gutmüthigkeit, von ſeinen Thorheiten geneſen, und auf Weiber jener Art — wenigſtens einen äußern großen Werth legen. Die Naturen ſcheinen ſich überall mehr zu berühren, wenn ſie an einerley Krankheiten des Gemüths leiden, und die Gefühle ſich gleichſam zum Verein der Herzen gegenſeitig einander anziehen. Indem

---

ſich nun eben ſo gutmüthig belehren laſſen, wie viel haushälteriſcher er mit ſeinem frühern Leben umgehen mußte. Das leichte, luſtige und heuchleriſche Weſen der Töchter der Freude iſt ihm ſchon, vermöge ſeines graden Characters, nach und nach verdächtig geworden; — er fühlt ſich von der Sinnenliebe betrogen; er will ſich gleichſam an ihrer Untreue und Schädlichkeit dadurch rächen, — daß er zu einer transcendentalen Stimmung übergehet, und einer andern Liebe huldigt, welche mit jener irdiſchen nichts gemein hat, — oder doch geiſtigerer Natur zu ſeyn ſcheint, weil die Vernunft etwas mehr Antheil daran, als am phyſiſchen Genuſſe, — nimmt. Es iſt eine Täuſchung des Gemüths, das ſich darum für veredelter hält, indem es die Sättigung der Leidenſchaft als eine Maxime der moraliſchen Vernunft betrachtet, ob ſie gleich oft weiter nichts, als eine erzwungene Negation des phyſiſchen Lebens iſt.

man das leidende oder ſchmachtende Ich in einem andern lebendigen Weſen erblickt, glaubt man ſchon darum mit dieſem in einer engern Verwandtſchaft zu ſtehen, und eine gewiſſe ewige Vorherbeſtimmung dieſes Seelenvereins annehmen zu dürfen. — Sie gehören ſich, nach ihrer Meinung, wie Geſchwiſter einander an, weil ſie ſich einander unter den Millionen weniger zarten Gemüther — fanden, und in dem Augenblicke des Findens für einander glüheten. Ueberdieß hebt der Umgang der Weiber mit phyſiſch-ſchwachen und leidenden Männern jene über einen gewiſſen Verdacht der Sinnlichkeit hinweg, — welchem die weibliche Empfindſamkeit ſo gern auszuweichen ſucht. Die Welt pflegt aber doch über dergleichen Geiſtesfreundſchaften gewöhnlich ganz anders zu urtheilen; allein dieſe empfindelnden Geiſter ſelbſt ſind ſtolz darauf, ſich zu beſitzen, und ihr Umgang iſt auch gemeiniglich von auſſen ſo ſorglos, daß man dahinter eher das gute Bewußtſeyn, als eine unheilige Flamme, ſuchen möchte.

Es giebt auch wirklich Ehen, vorzüglich

unter cultivirten höhern Ständen des Lebens, worin nach und nach, ohne gemeinſchaftliche Verabredungen, eine geiſtige Liebe die herrſchende wird. Die Gattin zeigt ſich gleichgültig gegen die zärtlichen Beſtürmungen des männlichen Affects, weil es die Jahre gebieten, und der kränkliche Mann giebt nicht ungern dieſer Gleichgültigkeit nach. In ſolchen Fällen, wo ſich die Ohnmacht gleichſam mit der Ohnmacht verehlicht, und die Reſte des Lebens nur noch für die Spiele der Phantaſie hinreichen, kann ſich die *eheliche Empfindeley* ganz nach ihrer Willkühr befriedigen, und wiederum eine Regierung der Schamhaftigkeit einführen, die *nun* deſto ſtrenger jede irdiſche Liebe zu meiſtern pflegt. — Allein dieſe Schamhaftigkeit iſt nur eine durch die Nothwendigkeit herbeygeholte Maxime, und nicht immer durch ſich ſelbſt edel und rein. — Ihr Inneres iſt noch von den Erinnerungen aus blühendern Jahren angeſteckt, und ſie darf ſich dieſe Bilder um ſo dreiſter wieder hervorrufen, — weil ihre Schuld nicht mehr durch die *Sünde* vergrößert werden kann. Es geſchahe nicht ſelten, daß in den Handbibliotheken ſolcher ſich geiſtig-liebenden Gemüther — Schriften der unſauberſten Gattung und Kupfer vorgefunden wurden, die eine züchtige Sprache nicht zu nennen wagt.

Endlich giebt es noch den Fall, daß Eheleute wirklich mit einander übereinkommen, nur einer geiſtigen Liebe zu huldigen, und ihr unter der Geſtalt einer zärtlichen aber beeidigten Freundſchaft ewig treu zu bleiben. Dieſe Fälle ſind wirklich da, und man wird uns daher nicht den Vorwurf machen, daß dieß eine aus der Feenwelt entlehnte Anecdote ſey. — Wenn Eheleute jenen Keuſchheits-Contract, bey einem noch nicht erloſchenen jugendlichen Feuer eingehen; ſo wird, wie oben, die Maxime gelten, daß die Gattin höchſt wahrſcheinlich, oder in der Regel die contrahirende Hauptperſon iſt, — wobey wir aber vorausſetzen dürfen, daß keine Frau einem geliebten Manne ſolche Bedingungen vorſchreiben würde, wenn ſie nicht phyſiſch dazu genöthigt wäre. Solche Contracte werden daher entweder nach der zweyten Ehe von der Witwe, oder in der erſten Ehe von beyden Theilen nach irgend einer Zerrüttung der weiblichen Geſundheit [z. B. durch die Wochenbetten] oder zwiſchen geſitteten Eheweibern und — ungeſitteten Ehemännern geſchloſſen, in welchem letztern Falle die Frau den Mann ſeiner Freyheit übergiebt, wenn ihr nur wieder ſein Herz treu bleibt.

So allgemein auch die Meinung von der größern Sinnlichkeit der Weiber ſeyn mag; — ſo giebt es doch ihrer genug, die gegen die phyſiſchen Reitze der Liebe entweder von Natur gleichgültig, — oder gleichgültig geworden ſind. Dieſe wollen ſich nicht den Gefahren und Laſten der Wochenſtube ausſetzen, — oder die Reſte ihrer ſinkenden Schönheit erhalten, oder die Liebkoſungen ihrer Männer in ihrer beſtürmenden, aber immer contraktmäßig zurückgewieſenen, Wirkſamkeit erhalten, um über den immer zärtlich gereitzten, aber nie befriedigten Mann eine deſto ſichere Herrſchaft zu führen. Sie behandeln ihn, wie ihren Cicisbeo, und gemeiniglich iſt auch dieſer nichts anderes, als ein ſolcher, — nur unter der edlern Firma des Freundes, und unter Begünſtigung einiger Freyheiten, die ſich der Cicisbeo nicht immer ſelbſt nehmen darf. Dieſe Frauen haben darin allerdings ihre Rechnung richtig genug abgeſchloſſen, — daß der nachgebende Mann, wenn er von animaliſchen Sättigungen abgehalten wird, — länger dem Geiſte einer gewiſſen zärtlichen Galanterie, als der gewöhnliche Ehemann im Beſitze ſeiner Rechte, folgt, und mithin den weiblichen Phantaſien einer romantiſchen Liebe mehr entſpricht. So lange er dieſer Liebe huldigt, folglich ſeine Leidenſchaft, als männliche Lebenskraft, in einer fortgehenden Exaltation bleibt, — wird ſeine eigene Liebe in einer gewiſſen Täuſchung erhalten; er ſcheint ſeine Gattin immer noch in der lieblichen Geſtalt einer Braut zu erblicken, und ihrer Eitelkeit wird dagegen dadurch hoch geſchmeichelt, den Gatten immer noch als den bittenden und glühenden Liebhaber zu umarmen. — Sonach fühlen beyde Theile durch die Einbildungskraft eine Art von Befriedigung des ehelichen Glücks, — ohne daß ſie ſich ſeinen Unbequemlichkeiten unterwerfen, und ihre anderweitigen freyen Stunden aufopfern dürfen. Es kann hier nicht erſt die Frage ſeyn: ob ein ſolcher Vertrag zu einer blos geiſtigen Ehe etwas Unwürdiges und ſogar Unmenſchliches iſt? — denn das verſteht ſich von ſelbſt, da er den größten und heiligſten Zweck der Ehe verachtet, — und Begierden im Manne, ohne ſie — zu befriedigen, erweckt, — oder ihnen gar eine unnatürliche Tendenz erlaubt; aber es kann doch Fälle geben, wo der Mann vernünftiger Weiſe den Vertrag der Gattin genehmigen müßte, wenn ſie nähmlich durch eine Niederkunft in Todesgefahr geräth, oder der Welt unheilbar-kränkelnde Kinder geben würde.

Gemeiniglich tragen aber alle dergleichen pſychiſche Ehen etwas Geſpanntes und Pedantiſches an ſich, das aus der Natur einer ſolchen widerſinnigen Verbindung zweyer Geſchlechter unmittelbar ſelbſt hervorgehet. Das Romantiſche wird niemahls lächerlicher, als wenn es ewig beſtimmte Zwecke auf die Seite ſchieben, und ſich an die Stelle derſelben ſetzen will. Zwey zur Ehe mit einander verbundene Hageſtolzen verſchiedener Geſchlechter — können uns nicht anders als Caricaturen der Societät erſcheinen, die ſich ſelbſt das Recht genommen haben, ihr auf eine würdige Art anzugehören. Da ſie der Welt keine Kinder geben wollen; ſo ſind ſie wie von ihr geſchieden, und ſie ſelbſt ſcheinen es zu empfinden, daß ſie in dieſen großen Kreis des Lebens nicht ganz hineinpaſſen, weil ſie zu ſeiner Erhaltung nichts beytragen wollen. Man findet auch wirklich nie mehr Einſeitigkeit, mehr Kleingeiſterey, mehr originelle Lächerlichkeit, als in dieſer trockenen Dualität — einer geiſtigen Ehe, — nirgends mehr Sittenziererey, und kalte Prüderie, als da, wo der Mann und das Weib nicht durch die Kinder in eine genauere Verwandtſchaft mit der Welt getreten ſind, ſondern als zwey neben einander ſtehende Egoiſten die Wohlthaten des Lebens für ſich allein verſchlingen. Die Menſchheit iſt ihnen gemeiniglich wenig Achtung ſchuldig, weil ſie ihr nichts Bleibendes zurücklaſſen, und willkührlich einen Stammbaum für die Zukunft zertreten, deſſen Erhaltung ihnen die Natur zur Pflicht gemacht hatte.

Eiferſucht des Mannes. Ihre Natur u. ſ. w.

Aus dem Egoismus der Liebe geht die Eiferſucht hervor, — indem ſie ein wirkliches oder nur geträumtes Eigenthum allein beſitzen, allein genießen will. Da ſie ſich mit dem geliebten Gegenſtande als eine unzertrennbare Einheit betrachtet, aber doch zugleich an eine Zertrennbarkeit dieſer Einheit glaubt, und glauben muß; ſo liegen auch alle Qualen nur in ihr ſelbſt. Aus Furcht, das Geliebte zu verlieren, ſchafft ſie abwechſelnd ihre eigenen Martern, indem mit dem erſten electriſchen Funken der Liebe ihr auch ſchon das Bild deſſen vor den Augen ſchwebt, — der mit ihr nach einer Krone greifen könnte. Aber die ſonderbare Gewalt der eiferſüchtigen Leidenſchaft ſelbſt liegt wol, allgemein genommen, in der lebendigen Ueberzeugung, daß nur die eine Auserwählte im ganzen Weltall für ihn [den Liebenden] vorhanden ſey, daß ſie gleichſam von Ewigkeit her ihm angehöre, und ſo ferner ewig angehören werde, — ja, daß alles Glück und alle Verſchönerung ſeines Daſeyns nur von *dieſer Alleinigen* ausgehen könne. Mehr, als der Mörder des phyſiſchen Lebens, wird daher derjenige gefürchtet, welcher *unſer ganzes Ich* hinrichten will, indem er uns *die Geliebte* raubt.

So weit iſt die Eiferſucht des Mannes und Weibes von *einerley* Natur und Organiſation. Sie will das Eroberte oder zu Erobernde allein und ausſchließlich beſitzen, — weil ſie ſich als eine ſo *überläſtige* Begleiterin der Liebe ſo gern ſelbſt zerſtören möchte. Allein in der größern Leidenſchaftlichkeit des Affects möchte es doch wol manche allgemeinere Unterſchiede zwiſchen männlicher und weiblicher Eiferſucht geben, welche die Aufmerkſamkeit des Anthropologen verdienen. — Die Männer haben nähmlich die Erfahrung gemacht, — daß ein einziger unbewachter Augenblick den Frauen höchſt gefährlich werden kann; daß durch Schmeicheleyen oft die reinſte und ſelbſtändigſte weibliche Tugend fiel; daß der Widerſtand weiblicher Willenskraft bey gewiſſen Verführungskünſten immer viel zu ſchwach iſt; ja, daß eben dieſer

Wider=

Widerſtand, wenn er auch ernſtlich war, den Mann nur deſto mehr anlocke und zum Siege aufforderе; daß der mobile Geiſt des Weibes zur Veränderlichkeit geneigt ſey, und daher eine heimliche Liebe ſchlauer zu verbergen wiſſe; daß aber eben dieſer mobile Geiſt mitten in — dieſer Veränderlichkeit den Charakter des unbiegſamſten Eigenwillens annehmen, und daß das weibliche Herz bey dem leiſeſten Hange zur Coquetterie, ohne Verlegenheit, mehrern Anbetern zu gleicher Zeit Gehör geben könne.

Dieſe Erfahrungen machen denn freylich bedenklich, mißtrauiſch, und erhalten die Liebe ſelbſt in einer peinlichen Unruhe, die durch das Mißtrauen gegen den modigen, lockern und zu abgeſchliffenen Zeitgeiſt nur noch vermehrt werden muß *). Dabey beurtheilen die Män-

---

*) „Nos mal-adroites institutions on rendu les femmes si dissimulées, et ont si fort allumé leurs appétits, qu'on peut à peine compter sur leur attachement le mieux prouvé, et qu'elles ne peuvent plus marquer de préférences qui rassurent sur la crainte des concurrens." Rousseau Emile. Tom. IV. Liv. 5. —

ner das weibliche Geſchlecht — zu ſehr nach ihrer eigenen Denkart und Sinnlichkeit, denken ſich in den nachgebenden, weiblichen Charakter — des Mannes thieriſchen Sinn hinein, ſehen in den meiſten Frauen und Mädchen nur verſteckte Buhlerinnen, und — bey den Inſinuationen eines ſolchen Glaubens pflegt dann wol die Eiferſucht total unvernünftig zu werden, und in jene lächerliche Raſerey auszuarten, die man bey ſo vielen verliebten Männern findet. Es ſind alſo größere Motive vorhanden, wodurch die Eiferſucht des Mannes meiſten Theils lebendiger und quälender, als die des Weibes, ſeyn muß, und dieſe Motive wirken im Manne nur deſto ſtärker, weil er ſich hierbey als ein Verblendeter leiten läßt, und ſein Mißtrauen nicht in klare Begriffe aufzulöſen ſucht. Der eine Irrthum iſt alſo der, — daß wir die Weiber ſo geradezu nach uns beurtheilen, und ſie uns wol gar als noch viel ſinnlichere Weſen vorſtellen [wodurch allein ſchon alle Eiferſucht des Mannes größer werden muß]. Der zweyte Irrthum iſt noch ungerechter, indem wir zu leicht das ganze weibliche Geſchlecht nach dem zurückſtoßenden Bilde öffentlicher Verführerinnen richten, alſo hier wiederum durch unſere eigene Schuld der Eiferſucht einen unermeßlichen Spielraum geben.

Eine offenbare Vergrößerung der männlichen Eiferſucht liegt in der größern Sinnlichkeit unſerer Natur, — indem dieſe einen phyſiſchen Genuß allein beſitzen will, und ſogar auf viel liebenswürdigere Talente des Weibes Verzicht thut, wenn ſie nur ungeſtöhrt genießen kann. Dieß iſt ſo erwieſen, daß tauſend Männer mit aller Gemüthsruhe die Gleichgültigkeit ihrer Gattinnen ertragen können, wenn ſie nur nicht die eheliche Treue brechen, und ihre Liebkoſungen an keinen Andern verſchwenden. Das Thieriſche in der Leidenſchaft des Mannes — macht ihn eiferſüchtiger, als das Weib; — ein ſonderbarer Mechanismus der Natur, der mit ſeinen edlern Gefühlen auf eine unerklärbare Art zuſammenhängt, — indem der Mann das Kind, welches ihm untergeſchoben wurde, nicht lieben kann, dagegen er an dem Seinigen mit glühender Seele hängt. —

Es iſt, — als ob er ſich dieſes als eine Production ſeiner Liebkoſungen dächte, ob dieſe gleich weiter nichts, als Bewerbungen um die höchſte Gunſt, waren. — Aber auf dieſe Bewerbungen legt der Mann einen großen Werth, und der Gedanke, daß ſie nicht erkannt, daß ſeine Liebkoſungen wol gar zurückgewieſen werden, weil die Geliebte ſich einem Andern hingiebt, — muß wol für ihn der peinlichſte aller Gedanken ſeyn. Die Furcht, daß ihm etwas an ſeiner Sinnlichkeit abgehe, wenn das Weib einen zweyten liebt, — dieß ſetzt die Eiferſucht des Mannes in Flammen, und dieß macht ihren Grundcharakter aus *).

So iſt auch das Bild und die Gewalt der Eiferſucht unter allen barbariſchen Nationen. Sie ſchließen ihre Weiber in wohlverwahrte

---

*) Sehr naiv ſagt Bayle im Artikel Eva, Lit. K: „Wenn ein Eiferſüchtiger während ſeiner Eiferſucht eine Logik ſchriebe; ſo würde er die Buhlerey der Weiber unter die allgemeinen Eigenſchaften der Dinge rechnen.“ — „Quae convenit omni, soli, et semper subjecto, et cum eo reciprocatur.“

Kerker oder — Palläſte ein, damit ihnen keiner die weibliche Gunſt raube, welche der Gebieter für ſich allein behalten will. Je heißer die Erdzonen und Temperamente, deſto eiferſüchtiger die Männer, — je kälter, — deſto nachgebender gegen die Schwächen ihres zweyten Ichs; immer wieder aus obigem Grunde, weil der Mann das Gefühl des Weibes nach dem ſeinigen beurtheilt, und in heißern Weltgegenden und auf einer ſo niedern Stufe der Menſchheit ſein Mißtrauen gegen die Weiber auch wol nicht ganz ungerecht iſt. — Aber ſo wie die männliche Liebe bey einer höhern und feinern Ausbildung des menſchlichen Geiſtes auch ſelbſt einen höhern und liebenswürdigern Charakter annimmt; — ſo erſcheint auch hier das Thieriſche und Plumpe der Eiferſucht unter einer minder furchtbaren Geſtalt; — die Eiferſucht wird menſchlicher durch eine menſchlichere Liebe, und kann, wenn ſie in ihren ſtillern Grenzen bleibt, und unter der Aufſicht der Vernunft ſteht, wol gar das Liebenswürdige noch liebenswürdiger machen.

Alsdann beſteht ſie in einer zärtlichen Furchtſamkeit, ein höchſt gewünſchtes und mit inniger Sehnſucht begehrtes Kleinod, ein weibliches Herz, zu verlieren, — anſtatt, daß der rohere Mann nur den körperlichen Genuß des Weibes zu verlieren glaubt. Jene veredelte Eiferſucht macht der Natur des Menſchen Ehre; — einmahl, weil ſie etwas zu verlieren meint, wodurch ſie ſich ſelbſt noch mehr auszubilden und zu veredeln hoffte, — alſo aus wahrer Mitwirkung des moraliſchen Gefühls eiferſüchtig iſt; zweytens, weil ſie nichts verlieren mag, deſſen unermeßlicher Werth ſich gar nicht einmahl beſtimmen läßt, und von dem Geliebten daher als eine unendliche Größe betrachtet wird. Der Ausdruck einer ſolchen Eiferſucht iſt daher auch nicht ſtürmiſches Rachegefühl, ſondern eine innere ſtille Wehmuth, daß es uns an jener Liebenswürdigkeit gebricht, die zur Eroberung und Feſthaltung des geliebten Gegenſtandes erfordert wird, — ein tiefes, zartes, melancholiſches Trauern über uns ſelbſt, welches aber, wenn die Geliebte auch ungetreu würde, nicht in Ungerechtigkeiten des erbitterten Egoismus gegen ſie auszubrechen pflegt. — Oder dieſe veredelte Eiferſucht geht auch zugleich aus dem innern Mißmuthe hervor, daß wir verkannt und vielleicht wol gar einem viel Unwürdigern nachgeſetzt wurden. Dann fühlt ſich die Eiferſucht, ſelbſt des edlern und gebildetern Mannes, ſchon eher beleidigt; aber eigentlich doch mehr erſchüttert, weil unſer Ehrgefühl getäuſcht wurde, und die Vernunft zu ſpät aus einem langen Traume zu traurigen Ueberzeugungen einer ganz andern Art erwachte.

Männer ohne Eiferſucht.

Die Eiferſucht iſt meiſten Theils im Gefolge der männlichen und weiblichen Liebe; — aber nicht immer. Die Fälle, wo ſie nicht da iſt, wenigſtens nicht da zu ſeyn ſcheint, ſind folgende. —

a) Wenn die Liebe des Mannes denjenigen Grad der Stärke und Selbſtachtung angenommen hat, daß ſie einen Fehltritt, — eine Abweichung von einem gegebenen heiligen Verſprechen, in ſich ſelbſt für eine moraliſche Unmöglichkeit hält. Glaubt ſie nun in dieſem befeſtigten exaltirten Zuſtande, daß die Geliebte eben ſo ſtark, eben ſo lebendig, eben ſo innig fühlt, als der Mann; — ſo denkt ſie ſich die moraliſche Unmöglichkeit einer weiblichen Untreue ſogar noch größer, weil der Mann in der Regel das Weib, als Geliebte, für beſſer, als ſich ſelbſt, hält. Dieſes gläubige Transferiren des Bewußtſeyns eigener männlicher Tugend in das noch beſſere geliebte Object kann eine Ueberzeugung von der weiblichen Sittlichkeit bewirken, die nichts in der Welt, — und ſogar oft die evidenteſten Beweiſe des Gegentheils, nicht zerſtöhren konnten; ein Vertrauen auf die weibliche Tugend, welches, meiner Meinung nach, in den Augen des Weibes die höchſte Liebenswürdigkeit des Mannes ausmachen müßte, ob es gleich nicht immer erkannt wird. Auſſerdem liegt es ſchon in der Natur des menſchlichen Gefühls, daß eine Leidenſchaft zweyer einverſtandener Perſonen, die nach einerley Beſitz ſtreben, hierdurch faſt immer an Intenſion zunimmt. Dieß muß noch mehr der Fall bey der Liebe ſeyn, als welche auf den Beſitz eines liebenswürdigen Vernunftweſens hinſteuert, — und ohne ein lebendiges Vertrauen auf deſſen Güte gar nicht einmahl gedacht werden kann. Hier läßt das Feuer der Leidenſchaft keinen Zweifel über das Verlöſchen eines ähnlichen Feuers in der Auserwählten — aufkommen, indem man mit dieſer nur eine Perſon auszumachen glaubt, und dieſe Einheit durch einen wirklichen Vernunftglauben an ſie für etwas abſolut Unzertrennbares hält. — Dieſer Glaube an die einzige und untheilbare Liebe des Weibes iſt daher gemeiniglich bey denjenigen am ſtärkſten, welche zum erſten Mahle lieben, und durch Erfahrungen und Belehrungen von weiblicher Untreue noch nicht ſchüchtern gemacht ſind. Die erſte Liebe dieſer Art iſt daher auch faſt immer die zuverſichtlichſte, weil ſie ſich, ohne ſich zerſtreuen zu laſſen, ſelbſt in allem genug iſt, ſobald ſie nur die gewünſchte Erhörung errungen hat. Ihre **Unſchuld** macht ihre Stärke aus. Aber eben dieſer hohe Glaube an ſich ſelbſt und an die Geliebte, in deſſen Gefühle der Himmel der Liebe liegt, macht ſie nun auch, als die erſte, zu dem Allerwichtigſten, deſſen ſich der Mann aus ſeinem geſammten Daſeyn erinnert. Ja, es iſt ihm, — als ob dieſe Periode ſeiner höhern Menſchwerdung über ſein ganzes Leben einen heiligen Glanz verbreite, und als ob er ſeine wahre verherrlichte Exiſtenz allein von dem Momente der erſten Liebe datiren müſſe.

b) Wenn die Liebe des Mannes zu ſchwach iſt, und alſo mit einer innern Gleichgültigkeit [nur im Aeußern ſich eiferſüchtig ſtellend] die Abnahme der weiblichen Liebe ertragen kann. Dieſe Erſcheinung laſſen uns viele Männer vornehmlich in der großen Welt ſehen, — die wir anfangs für ſtarke Geiſter halten, weil ſie ſich über die kleinlichen und kindiſchen Beſorgniſſe der Eiferſucht weggeſetzt, und, wie wir glauben, aus Achtung gegen das andere Geſchlecht — dieſem einen mehr als gewöhnlichen Spielraum weiblicher Freyheit geſtattet haben. Man findet aber gar bald, daß dieſe erhabene, männliche Großmuth gemeiniglich weiter nichts, als eine von der Natur aufgedrungene, öfter noch durch Ausſchweifungen veranlaßte Kälte gegen das zweyte Geſchlecht iſt, — eine Kälte, die ſich bey dem Verdachte gegen daſſelbe zu beruhigen weiß, wenn man dieſe Männer nur nicht ſelbſt in gewiſſen Freyheiten ſtöhrt. Dieſe Unglücklichen haben bereits allen Glauben an die weibliche Tugend aufgegeben, — nach dieſem Glauben beurtheilen ſie ihre eigenen Gattinnen, und meinen, daß man nur überall die Augen zudrücken müſſe, ſo lange die Ehre des Mannes durch die Untreue des Weibes nicht öffentlich angegriffen werde. — Bey den hundertfachen Ehen, welche durchaus nicht die Liebe, ſondern die eiſerne Convenienz ſchließt, kann auch ſelten die Gattin ein anderes Glaubensſyſtem des Mannes, als dieſes, erwarten, ſo peinlich für ſie auch der größere Freyheitskreis ſeyn mag, den ihr der Mann im Umgange mit andern Männern erlaubt. Das weibliche Herz, zur Einſamkeit beſtimmt, läßt ſich lieber einen gewiſſen Zwang gefallen, wenn er durch Zärtlichkeit und Eiferſucht des Mannes veranlaßt wurde; ſie betrachtet dieſe Sclaverey als ein Document der Anhänglichkeit des Mannes, und fühlt ſich dadurch geehrt und geſchmeichelt, daß dieſer es allein beſitzen will, — ja, es kann ſogar harte Mißhandlungen des tobenden Mannes vertragen, wenn er aus einem Irrthume der Liebe ſich gegen daſſelbe vergehet, oder es ſich ſelbſt den Vorwurf einer kleinen Vernachläſſigung des Geliebten machen muß.

Aber darum ſind nicht alle gegen ihre Frauen kalt gewordene Männer — von aller Eiferſucht frey *). Dieß iſt jedoch nicht die Eiferſucht der Liebe, ſondern des Egoismus und des Stolzes, der von dem Weibe eine ewige Veneration fordert. Unerträglich iſt dieſen Männern der Gedanke, — daß das Publicum mit ihren Nahmen ein Geſpött treibe, weil ſie ihre Autorität über die Weiber verloren haben. Kein Wort in der Sprache jagt ſo ſehr ihr Blut zum Kopfe, als das fatale Cocu, —

---

*) „Ce n'est pas [ſchreibt Usbek an ſeinen Freund Neſſir] que je les aime: je me trouve à cet égard dans une insensibilité qui ne me laisse point de desir — j'ai prévenu l'amour et l'ai détruit par lui-même: mais de ma froideur même, il sort une jalousie secrette qui me dévore." MONTESQUIEU Lettres Persanes. VI.

kein Gedanke ſchrecklicher und brennender, als daß ihnen ein fremdes Kind untergeſchoben werden könnte. Die Eiferſucht dieſer Männer hat oft darum keine Grenzen, weil ſie es fühlen, daß durch ihr Benehmen das Herz des Weibes nur immer weiter von ihnen abgeriſſen werden müſſe, und dieſes die Kälte und die Lächerlichkeiten des Mannes zu einem Entſchuldigungsgrunde weiblicher Vergehungen machen werde. Bis zur ſinnloſen Wuth und thieriſchen Brutalität kann dieſe Eiferſucht vollends dann ſteigen, wenn der kalte, — zugleich entnervte und in ſeiner Kraft zertrümmerte Mann es ſelbſt fühlt, daß er nur noch die äußere Form des Mannes an ſich trägt, und die Anſprüche des Weibes auf ſeine Liebe nicht mehr zu befriedigen fähig iſt. Hier verbindet ſich die thieriſche Eiferſucht, welche einem Dritten den Genuß der Liebe mißgönnt, mit dem Gefühl der Schande, und darum ſind dieſe Männer meiſten Theils die unbarmherzigſten Tyrannen ihrer Frauen, — während ſie ſelbſt an den fürchterlichſten Selbſtqualen leiden. Die allergeringſte Veranlaſſung zur Eiferſucht bringt dieſe privilegirten Henker des weiblichen Geſchlechts zur Verzweiflung; ſie ſehen ſich überall mit Spionen und Nebenbuhlern umringt, ſie deuten alles, was ſie von der Gattin oder Geliebten ſehen und hören, nach einer ſeltſamen mißtrauiſchen Exegeſe; ſie träumen von Einverſtändniſſen und geheimen Connexionen des Weibes, die nie vorhanden waren, und geben ihr bald mit deſpotiſchem Ernſt, bald mit ſchneidendem Witz Dinge ſchuld, woran ſie noch nie dachte. Sie ſetzen die Treue des Weibes auf die Probe, — wobey weder die öffentliche Delicateſſe des Wohlſtandes, noch das Zartgefühl des weiblichen Herzens geſchont wird. Die allerredendſten Beweiſe der weiblichen Unſchuld reichen noch nicht hin, — dieſe Männer zur Vernunft zurückzubringen, weil ihre erhitzte Phantaſie ihnen das *Mögliche* ſo leicht als etwas *Wirkliches* darſtellt, und weil, nach ihrer mißtrauiſchen Deutung, das augenblicklich geſchehen kann, was noch nicht geſchehen war. Die zärtlichſten Liebkoſungen einer verſtändigen Gattin erſcheinen ihnen nicht als ſolche, ſondern als fein angelegte Berückungen, wodurch der Mann hintergangen und geblendet werden ſoll,

— als liſtige Plane, die auf eine ſchon innerlich begangene weibliche Untreue hindeuteten, und eine bald noch größere verdecken ſollten. Die Welt iſt ihnen wie ein Aufenthalt im Fegefeuer, weil die Welt ihrer Meinung nach von Anbegin nichts gefliſſentlicher, — als die Weiber verdarb, — weil dieſes Verderben täglich zunimmt, und kein Heilmittel dagegen aufgefunden werden könne. Sehr naiv ſagt der engliſche Zuſchauer: — „alles wird dieſen Menſchen verdächtig, wenn ſie nur einen Blick in den Spiegel werfen; — eine Furche in dieſem veralteten Geſicht zündet ſchon ihre Eiferſucht an. Denn glühendheiß brennt der Gedanke auf ihrem Herzen, daß es ſchönere und kraftvollere Männer, als ſie ſelbſt, giebt.“

Dieß iſt vornehmlich die quälende Eiferſucht alter — Männer, welche ſich mit viel jüngern Frauen verbunden haben, und in den Jahren zu weit von einander abſtehen. Noch einmahl iſt die Flamme der Liebe in jenen Männern lebendig erwacht, — ohne daß ſie an die Nähe ihres ſchrecklichen Verlöſchens denken. Die Schönheit, oder auch nur die üppige Körperfülle eines Mädchens hat ſie bezaubert; der Glaube, das Zutrauen zu ſich ſelbſt giebt dieſer Liebe eine neue Stärke; ſie beginnen in ihr einen freylich ſehr unüberlegten Wettkampf mit der jüngern Welt, und wollen ſich noch als Sieger zeigen, wenn die Lebenskraft nur noch einer erzwungenen Hypotheſe gleicht. Aber mitten in ihren zärtlichen Schwärmereyen werden ſie durch die Eiferſucht wie zermalmt. Sie können nähmlich dem Gedanken nicht ausweichen, daß die Schönheit und Jugend der Geliebten in andern Männern ähnliche Aufwallungen, als in ihnen ſelbſt, bewirken dürfte, — und daß alſo grade hier die Unſicherheit des Beſitzes entſchieden ſey. Der Feind iſt immer in der Nähe, und ſeine Stellung deſto imponirender, je jünger der kriegführende Feldherr iſt. Die Gefahren ſind ſo augenſcheinlich, und das ſchöne Land ſo bereitwillig zur Uebergabe! Dieß macht die Liebe alter Männer zur Folter, und ſie ſollten, wenn ſie klug wären, ſich nie wieder auf dieſes gefährliche Element wagen. Noch mehr aber wird die Eiferſucht des alten Mannes dadurch geſchärft, daß er eine ſüße Leidenſchaft, die ihn ſo beglückende Liebe, um ſo weniger aufgeben möchte, weil er höchſt wahrſcheinlich nun zum letztenmahle liebt, und dann die Göttin nimmer wiederkehrt. —

c) Wenn die Liebe zu blind iſt. Man verwechſele dieſen Fall nicht mit dem obigen, wo die Eiferſucht der reinen, auf einem moraliſchen Glauben gegründeten Liebe weichen muß, und aus Vernunftgründen dieſe jenſeit alles Bezweifelns gedacht wird. Die blinde Liebe kann zwar bisweilen den van allem Eigennutz entfernten Vernunftcharakter der reinen Liebe annehmen, und ſich ſo, wie dieſe, in dem Anſchauen des Vollkommenen verlieren, — auch kann ſie dieſer höhern Gattung der Liebe darin gleichen, daß ſie ſich blos durch Zuneigung zu einer liebenswürdigen Perſon — zu veredeln und zu vergeiſtigen ſtrebt; allein in der Regel iſt ſie doch nur ein Affect, der, ohne ſich umzuſehen, ſein Ziel blindlings verfolgt, und wie ein Gemüthskranker nur auf der einen fixen Idee brütet: daß das Mädchen ſein iſt. Dieſe Idee kann bey gutmüthigen oder ſehr von ſich eingenommenen Männern leicht ein ſolches Uebergewicht bekommen, daß die Eiferſucht zu keiner Einſprache gelaſſen wird. Umſonſt wird es die Schalkheit der Geliebten verſuchen, dieſe Männer aus ihrer verfinſterten Ruhe zu bringen; — alles, was dieſe thut und treibt, — ſelbſt der Anſchein des Zweydeutigen, — iſt liebenswürdig und vortrefflich, oder wird auf die zärtlichſte und nachgebendſte Art entſchuldigt. Die Geliebte bleibt immer in dem Genuſſe der alleruneingeſchränkteſten Freyheit, — und ſehr oft wird dadurch die Tugend des Weibes leichter, als durch Zwang und einen eiferſüchtigen Humor des Mannes, bewahrt. —

Dieſe Liebe ſiehet es nicht, und kann es nicht ſehen, daß der Geliebte vielleicht nur aus Nothdrang gewählt wurde, — weil die Jahre dem älternden Mädchen nun eine möglichſt ſchnelle Hingabe riethen, und keine Zeit mehr zu verlieren war; — ſiehet und hört nicht, daß gewiſſe andere Leute aus Eigennutz, vielleicht nur aus einer großmütterlichen Neigung zu Kuppeleyen, die Ehe ſchmiedeten, und auf die beyderſeitige Liebe der Hauptperſonen durchaus keine Rückſicht nehmen; — ſiehet und hört nicht, —, wie verdächtig der Ruf des Mädchens iſt, das ſie mit blinden Sinnen, als ein Ideal des Guten, in ihre Arme ſchließt, und wie laut über dieſe Verbindung das Hohngelächter früherer Anbeter ſchallt; — ſiehet und hört nicht, — daß die engſte Bekanntſchaft der Geliebten immer noch mit dieſen ältern Freunden fortgeſetzt, und der arme Betrogene nur zum Schirm und Erleichterer eines verbotenen Umgangs gebraucht wird; — ſiehet und hört nicht, daß der Handſchlag zu dieſer Verbindung das ganze vorhergehende Leben einer ſehr zweydeutigen Coquette auf einmahl zudecken ſoll, — um der Buhlerin eine neue Freyheit zu verkünden; — ſiehet und hört nicht, daß man den Geliebten durchaus nicht ſeiner Liebenswürdigkeit und Verdienſte wegen, ſondern aus einer recht herzlichen, innigen und zärtlichen Luſt an — ſeinem Gelde wählt; — ſiehet und hört nicht, daß die liebevollſte Aufnahme von der Geliebten, daß ihre feurigſten Briefe, ihre freundlichſten Umarmungen, ihr ſchmeichelndſtes Entgegenkommen, ihre liebreichſten Geſchenke, ihre erſtaunlichſten Aufopferungen, ihre bezaubernden Raiſonnements über Unſchuld und Tugend, ihre naivſte Schwärmerey in der Liebe, ihre keuſcheſte Zurückgezogenheit beym freyern männlichen Scherz, ihr holdſeliges Einſtimmen in das Lob des häuslichen Glücks, ihre ſubtile Schonung der Schwächen des Geliebten, — daß alle dieſe Künſte und Künſteleyen oft nichts anderes, als das ſtudierteſte Manövre weiblicher Liſt und Heucheley waren. Solche Männer, die nichts ſehen und bemerken, was ſo leicht die ganze Welt zu ſehen und zu bemerken pflegt, — und, aus einer übergroßen Idee von den Vollkommenheiten ihrer Geliebten, die Eiferſucht für ein Verbrechen gegen ſie halten würden, ſind freylich ein ſehr bequemes Hausgeräth für ſolche Weiber; aber kein Menſch wird ſich erniedrigen, dieſer Blindheit ein Bemitleiden zu ſchenken, weil ſie tief verachtet werden muß.

Wir können hier füglich diejenigen Fälle einer nicht vorhandenen Eiferſucht des Mannes — übergehen, — wo ſich das Nichtdaſeyn dieſer Leidenſchaft von ſelbſt verſteht. — Sie kann nicht da ſeyn, wenn das Alter der Geliebten den Mann in Abſicht jeder weiblichen Untreue auf's allervollkommenſte beruhigt, und er bey offenen Thüren mit evidenter Sicherheit ſchlafen kann; oder, wenn die Geliebte wegen ihrer zurückſtoßenden Körperform oder wegen eines durchaus verunſtalteten Geſichts im völlig ungeſtörten Beſitze des Mannes bleibt; oder, wenn ein angeborner Stumpfſinn und eine eiskalte Natur derſelben die Männer gewaltig zurückſcheucht, oder auch andere körperliche Fehler der Huldgöttin — dem Manne den ewigen Glauben an die ewige Tugend der Geliebten aufdringen.

Cicisbeat.

Es giebt noch eine ſonderbare und bemerkenswerthe Erſcheinung der männlichen Eiferſucht, die hier erläutert zu werden verdient, — nähmlich die, daß die Männer ganzer Nationen, als Liebhaber, die eiferſüchtigſten ſind, und als Gatten ihren Frauen eine Freyheit des Umgangs einräumen, wodurch ihre Tugend in augenblicklichen Gefahren ſchwebt. Wir reden hier nicht von der Bereitwilligkeit, womit bey gewiſſen nordiſchen Nationen — Weiber und Mädchen, ohne alle Zeichen einer männlichen Eiferſucht, den Umarmungen ankommender Fremden angeboten werden, und wo die Annahme eines ſolchen Opfers ſogar dem Hausvater als eine große Ehre angerechnet wird. Die Kälte des Temperaments und die Häßlichkeit der Frauen in jenen Himmelsſtrichen mag da ſehr viel zu dieſer hingebenden Toleranz beytragen; — aber auch in heißern Erdgegenden können ſolche Anerbietungen ſtattfinden, wenn die Nationen ſich entweder in dem Genuſſe der Liebe zu ſehr erſchöpfen, und den Bewerbungen anderer um ihre Weiber doch nicht widerſtehen könnten, oder, wenn ſie aus Handelsſpeculationen ihren Frauen unerlaubte Verbindungen geſtatten, oder auch überhaupt ſchon den Fremden durch ſolche Anerbietungen für ſich gewinnen, oder gar verweichlichen wollen. Denn umſonſt giebt auch der roheſte Thiermenſch ſein Weib nicht hin.

Hier iſt die Rede von einer ähnlichen Toleranz unter feinern und gebildetern Nationen, — unter welchen die Eiferſucht in allen ihren glühendſten Erſcheinungen ſichtbar iſt, — worin ſie ſich die Entfernung der Nebenbuhler durch Vergiftungen und Banditenmorde erlaubt, worin ſie aus Rachſucht alle Menſchenrechte und Bande der Freundſchaft zertreten kann, oder die Geliebte ſelbſt mit kalter verruchter Seele hinrichtet, — und wo dennoch der Mann dem Eheweibe eine unter uns wenig bekannte Ungebundenheit in dem Verkehr mit andern Männern geſtattet, — ja, wo er ihr ſelbſt die Verführer zum beliebigen Gebrauche zuführt, — und dieſe unter der förmlichſten Autorität des Mannes, und eben darum mit furchtloſer Sicherheit, den Geheimniſſen der verbotenen Liebe huldigen können. Das Cicisbeat unter den Spaniern und Italiänern gehört hierher. — Dieſer Gebrauch iſt dort permanent und epidemiſch, — er hat den Charakter des Wohlſtandes und der guten Sitten angenommen, und iſt eben dadurch das Spielzeug aller höhern und dieſen angrenzenden Stände geworden. Es iſt eine Mode, die deſto gewaltiger herrſcht, weil ſich zu ihrer Erhaltung und Beſchönigung beyde Geſchlechter die Hände bieten, und ſie den Phantaſien und

Spielereyen beyder einen gränzenloſen — Spielraum giebt.

Die ſpaniſchen Damen nennen ihre Cicisbeen — Corteji, und gewöhnlich ſtehen drey dieſer Kleinmeiſter in den Dienſten der Gebieterin. Sie werden, wie ſo viele andere unbedeutende Dinge im menſchlichen Leben, durch's Loos gewählt, und die Wahl dieſer galanten Herren folgt ſchnell auf einander. Der eine hat den ehrwürdigen Nahmen: Santo; ſeine Wahl geſchieht am Weihnachtsabend. Der zweyte heißt: Ano, und wird acht Tage darauf, am Schlußtage des Jahrs, gewählt. Der dritte: Eſtraçho, der Vertraute, wird am heil. Dreykönigstage zu der erhabenen Würde eines weiblichen Bedienten ernannt. — Am Tage der Wahl werden die Nahmen der Herren und Damen, die ſich zu einem ſolchen Geiſtesverein verſammelt haben, auf kleine Papiere geſchrieben und jedes beſonders in zwey Hüthe geworfen. Der Jüngſte in der Geſellſchaft, wie bey unſern Lotterien die Waiſenknaben, hat das Vorrecht der Ziehung, indem er mit der einen Hand den Nahmen des Cortejo, und mit der andern das Papier der Dame aus dem Huthe heraushebt. Sollen Eſtrachos gewählt werden; ſo pflegt man allerley epigrammatiſche Verſe mit in die Hüthe zu werfen, und die geſellige Freude verwandelt ſich in lauten Jubel, wenn ſich dieſe Verslein zufälliger Weiſe auf den Charakter der Perſonen anwenden laſſen. Bey der Wahl der Santos wird der Nahme eines Heiligen mit in den Huth geworfen, und die gewählten Perſonen ſind dann verbunden, dem durch's Loos gezogenen Heiligen eine beſondere Veneration zu erweiſen *).

„Die ſpaniſche Dame betrachtet ihren Liebhaber [Cortejo] als ein Eigenthum, als einen Sclaven, der ihr am Herzen liegt, den ſie um ihrer ſelbſt willen ſchont; aber von dem ſie auch die völlige Hingebung ſeines ganzen Weſens fordert. — Die Dienſte eines ſolchen Liebhabers ſind äußerſt beſchwerlich, und eine Reihe immerwährender Aufmerkſamkeiten. An den Arm ſeiner Dame gekettet, muß er ihr unaufhörlicher

---

*) Baretti Reiſen.

Geſellſchafter, ihr beſtändiger Begleiter ſeyn, und weder der Prado, noch die Meſſe, weder das Theater, noch der Beichtſtuhl kann ſie von ihm trennen. Auf ihm liegt die ganze Laſt ihrer kleinen und großen Bedürfniſſe; nie und am wenigſten an Feſttagen darf er mit leerer Hand vor ihr erſcheinen; ihr leiſeſter Wunſch, ihr flüchtigſter Einfall muß ein Befehl für ihn ſeyn, wie die tiefſte Achtung für ihre Launen und eine immer gleiche Unterhaltung eine Pflicht für ihn iſt. Mit Einem Worte: er wird nichts als die Creatur ſeiner Schönen, deren glühende Phantaſie mit egoiſtiſchem Trotze häufig Unmöglichkeiten fordert." — „Doch werden die Cortejos ſelten in der Mittelclaſſe, und faſt gar nicht in der niedern gefunden, — dienen in vielen Fällen blos zur Parade, genießen aber in noch mehreren alle Rechte eines Ehemannes. Dieſes Verhältniß iſt übrigens an ſo ſtrenge Geſetze geknüpft, daß beyde Theile ſich dadurch von den übrigen Geſchlechtern gleichſam iſoliren, und die geringſte Veranlaſſung eines Verdachtes als ein Verbrechen betrachten. So eiferſüchtig die Dame ihren Cortejo zu bewachen pflegt, eben ſo viel Rückſichten hat ſie ſelbſt für ihn, und ſie pflegen daher die Anreden zudringlicher, unkundiger Fremden mit Stillſchweigen, oder mit einem verächtlichen Abwenden zu beantworten. Man ſetzt auch in allen Tertullias — immer die Cortejos neben ihre Damen, und es iſt nicht zu läugnen, daß dieſe ſclaviſche Verbindung der Paare zur Einförmigkeit des geſellſchaftlichen Tons nur zu viel beyträgt.“ *)

In Italien, wo dieſe ſonderbare Gewohnheit des geſelligen Tons noch herrſchender iſt, — wenigſtens herrſchender war, — iſt der Cicisbeo zur häuslichen Einrichtung einer vornehmen Dame das allerunentbehrlichſte Weſen. Ja, in mehrern Häuſern müſſen zwey bis drey den Glanz der Dame [wie die größere Anzahl von Laquaien] verherrlichen. Auch bringen dieſe Cicisbeen unter ihrem angenommenen Charakter in die innerſten Zimmer der Gebieterinnen, —

---

*) C. A. Fiſcher's Reiſe von Amſterdam über Madrit und Cadix nach Genua. Berlin 1799. S. 197 u. f.

ohne ſich vorher anmelden zu laſſen. Ein jeder von ihnen hat ſeine bezeichneten und vorgeſchriebenen Dienſtſtunden, — der Morgen — Mittag und Abend iſt unter dieſe Herren regelmäßig vertheilt, ſie kennen ſich, ſie begegnen ſich einander; allein ſie begrüßen ſich als fremde und kalte Weſen. Iſt aber die Dienſtſtunde vorüber; ſo darf kein Cicisbeo einer andern Dame huldigen, — er gehört nur dieſer Einen, ſo lange er nicht verabſchiedet iſt, oder ſein Joch ſelbſt ganz abſtreift. Auch in ſeiner Abweſenheit muß er der Sclave eines Weibes ſeyn, indem er ſeine müßigen Stunden keiner andern ſchenken darf. — In Genua, wo das Cicisbeat ſeinen Anfang genommen, herrſchte es mit einer wahrhaft tyranniſchen Gewalt; — Frauenzimmer vom niedrigſten Stande lieſſen ſich dort wie die vornehmſten Damen aufwarten und huldigen. Zu Fuß und mit entblößtem Haupte folgten die Cicisbeen in Ermangelung eines andern Fuhrwerks, der Sänfte ihrer Dame, — oft eben ſo ſehr von Schweiß und Regen bedeckt, wie ihre Porteurs.

In Florenz iſt die Gewohnheit des Cicisbeats ebenſo epidemiſch, als in Genua, nur daß dort die Männer mit größerer Achtung behandelt werden. Sie finden immer einen Platz in dem Wagen der Gebieterin, — dagegen es dieſer zur größten Schande gereichen würde, einen Platz in dem Wagen des Cicisbeo anzunehmen. Die Sitte des Cicisbeats iſt auch nun einmahl ſo ganz in das vornehme Leben verflochten, daß es die Kraft eines Geſetzes äußert, und der Mann die Zielſcheibe eines allgemeinen Geſpöttes ſeyn würde, der ſich dieſer National-Sitte entziehen wollte. Gewöhnlich lebt daher auch der Ehemann mit dem Cicisbeo ſeiner Gattin in beſter Harmonie. Er betrachtet denſelben als einen gefälligen und nothwendigen Freund, der ihm tauſend Sorgen und Laſten des ehelichen Lebens tragen hilft, die finſtern Launen der Dame verſcheucht, ihre zahlloſen kleinlichen Wünſche befriedigt, die ſtockende Unterhaltung für ihn bey der Dame übernimmt, die lange Weile gütig mit ihr theilt, und gleichſam dem Eheherrn einen Theil der Freyheit wieder zurückgiebt, die er durch die Ehe der Gattin aufgeopfert hatte. Seiner Seits bezeigt der Cicisbeo dem Manne wiederum die ausgezeichneteſte Achtung, — ſeine Toleranz erſcheint dem Hausfreunde als eine wahrhafte Artigkeit, die den Rechten des Liebhabers nicht zu nahe treten will. Man ſieht hier den Verein dreyer Seelen, die ſich gleichſam ſtillſchweigend das heiligſte Verſprechen der vollkommenſten Uebereinſtimmung gegeben haben, — und ſich alle — ohne Eiferſucht — einander angehören. Will daher der Mann ſeine Gemahlin beſuchen; ſo erkundigt er ſich vorher genau: ob die Dame anderweitige Abhaltung habe, [Signora e impedita] und iſt dieß wirklich der Fall, iſt der Cicisbeo allein bey ihr; ſo geht der Ehemann ruhig weiter. —

Die Gewalt der Mode und des einmahl eingeführten Gebrauchs, der ſogar für feine Lebensart und Lebenskunſt gehalten wird, iſt in Italien ſo groß, daß ſich ſelbſt die Andächtlerinnen und heiligen Frauen, ſo gut wie andere, ihre Cicisbeen halten, — aber es müſſen Prieſter und Mönche ſeyn. In Florenz begleiten dieſe Knechte Gottes ihre Damen auf die Spaziergänge, in die Kirchen, in die Schauſpielhäuſer und auf den Tanzboden. Das Schauſpiel wird von den geiſtlichen Herren für ein ſchuldloſes Vergnügen gehalten, und von ihnen öffentlich beſucht. Aber auf den Bällen, wo die Sittlichkeit ſchon leichter beleidigt werden könnte, erſcheinen die andächtigen Seelen nebſt ihren Damen — masquirt, — und dieſe letztern, wie ein naiver Erzähler ſagt, gemeiniglich mit einem enthülltern Buſen, damit man ſie ja von den — profanen Weibern unterſcheiden könne.

Die meiſten Sitten und Gewohnheiten, die man national nennt, ſind gewiß nicht aus vorhergegangenen Raiſonnements und tiefſinnigen Unterſuchungen über die menſchliche Natur, ſondern zufällig und nach und nach, aber doch faſt immer aus dem gewaltigen Hange zu Abwechſelungen und Vergnügungen hervorgegangen. Lag in der Sitte etwas Gefälliges und Anziehendes; ſo lief ſie wie ein Blitzſtrahl durch ganze Nationen, und ward in demſelben Moment als eine Heilige verehrt, deren Verachtung ſchon bey ihrem Entſtehen für eine wahnſinnige Entweihung des guten Geſchmacks gehalten wurde. Erſt nachher, als die Eingewanderte völlig etablirt war, ſuchte man ihrem Urſprunge gewiſſe Gründe der Vernunft unterzuſchieben, obgleich eben dieſe Vernunft bey der eindringenden neuen Gewohnheit nichts weniger als befragt wurde. — So entſtand denn auch das Cicisbeat wol nicht nach einer vorher berechneten ſcharfſinnigen Politik, wie einige Anthropologen glauben wollten, — nicht aus dem abgewogenen Syſteme: daß die Tugend des Weibes dann am ſicherſten ſey, wenn man ſie zu ihrer eigenen Schutzgöttin mache, und ſie ſelbſt ihrer natürlichen Freyheit überlaſſe. Die Eiferſucht der Männer iſt nicht dazu geeignet, dieſe Maxime als empiriſch wahr anzunehmen, und ihr Scepticismus hierüber wird ſo lange dauern, als es Weiber giebt; — allein die Männer accommodirten ſich nach dem unüberwindlichen Zeitgeiſte, und gaben ihm eine philoſophiſche Deutung, damit die Ehre ihres Geſchlechts gerettet würde. Man hatte in jenen Ländern das weibliche Geſchlecht Jahrhunderte lang tyranniſirt, — die Ausbrüche einer bald lächerlichen, bald gegründeten Eiferſucht waren in jenen Ländern faſt immer verheerend geweſen, — die Natur kam den Weibern zu Hülfe, und durch künſtliche Schlauheit wurde durch Aufnahme armer Anverwandten, oder durch den Umgang mit Prieſtern [als Schutzheiligen guter Sitten] das Cicisbeat nach und nach gegründet, bis keine männliche Gewalt es mehr umſtoßen konnte *). — Denn kein Honoratior würde

---

*) Das Cicisbeat iſt keine ſehr alte Volksſitte. Vielleicht hat es erſt ſeit dem 18ten Jahrhundert ſeinen Anfang genommen. Die Ehre dieſer Erfindung gehört den Genueſerinnen. Sie gaben ihrem Geſchlechte die Freyheit wieder, das man ſo lange, — ſo grauſam und ungerecht unterdrückt hatte. Schon vor Jahrhunderten waren ſie als Heldinnen nach dem gelobten Lande zu kühnen Eroberungen gezogen; jetzt war aber ihre Sclaverey durch die Eiferſucht der Männer unerträglich geworden, und der Plan ihrer Freyheit wurde entworfen. Aber das Geſchlecht konnte ſich ſelbſt keinen völlig ungebundenen Umgang geſtatten; es durfte den Wohlſtand nicht beleidigen, wenn es die Achtung der Männer behalten, und die Ehen im Staate erhalten wollte. Alſo ein geſetzmäßiger Begleiter ſollte es überall umgeben, — Befehle annehmen und ausführen, und zugleich die Gebieterin vor aller übeln Nachrede

ſeine Tochter einem Manne geben, der ihr den Dienſt eines Cicisbeo verſagen wollte; kein Mädchen würde ſich, ohne der Nationalſitte huldigen zu dürfen, einem Gatten hingeben, weil ſogar ihre öffentliche Ehre an jenen Begleiter gebunden iſt, weil man ſie als eine gemeine Perſon, als ein zügelloſes Geſchöpf verachten würde, weil ſie ohne ihn nimmer mit Anſtand öffentlich erſcheinen kann, und weil gleichſam ihre eheliche Tugend dieſem einem Manne gegen die Verſuchungen des ganzen männlichen Geſchlechts anvertrauet iſt.

ſichern. „Die Jüngern und Aermern einer Familie ſtritten zuerſt mit den Abbe's um die Ehre dieſer Begleitung" (*) — man betrachtete die Sache von Seiten der Männer anfangs wol nur als eine Spielerey des weiblichen Muthwillens, — als eine vorüberfliegende Mode, welche die weibliche Sittſamkeit ſelbſt nicht lange dulden würde; allein eben dieſe weibliche Sittſamkeit gründete die Gewohnheit immer feſter, weil der Ruf ihrer Tugend dadurch

(*) Mannigfaltigkeiten. Erſter Jahrg. Berlin 1770. S. 363.

Es iſt alſo die Gewalt der Gewohnheit und der Volksſitte, welche zunächſt die Eiferſucht des Mannes bezähmt, und ihr Gift wenigſtens verſüßt, wenn ſie es nicht ganz unwirkſam machen kann. Die Männer ſchläfern ſich ein, und beruhigen ſich, und geben nach, weil ſie nachgeben müſſen, — und weil ihnen das Cicisbeat überhaupt wol ganz anders, als uns, erſcheinen mag. Der Cicisbeo iſt ein dem Weibe erlaubter Zeitvertreib, — die Frauen können ihn eigentlich nie ganz nach ihrer Neigung wählen, er wird ihnen vom Manne nur zuge-

---

weniger in Gefahr gerieth. Den Beyſpielen einiger folgten bald mehrere; die klügern Männer ſchwiegen, weil ſie entweder dem einreiſſenden Strome nicht mehr Einhalt thun konnten, oder weil ſie ſich von der Laſt, ihre Frauen augenblicklich zu unterhalten und zu bewachen, durch das Cicisbeat befreyet ſahen; — die weniger klugen mußten ſchweigen, weil ſie ſich durch ihre Eiferſucht nur dem öffentlichen Gelächter preisgegeben hätten, — und alle ohne Unterſchied unterwarfen ſich endlich der neuen Sitte, da ſie den Mann gegen alle öffentliche Schande der Cocuage ſicherte.

ſtanden, wie man der Frau des Hauſes einen neuen Bedienten miethet. Sein täglicher Umgang mit ihr iſt auſſerdem etwas Geſetzliches, allgemein Eingeführtes, und gleichſam Befohlenes, — es muß ſo ſeyn; — aber ein ſolcher Umgang, wobey die unumſchränkteſte Freyheit herrſchen darf, hat auch wenig Piquantes und Anziehendes, — die Liebe wird hier nicht durch Verheimlichungen ihrer Gefühle genährt und entflammt; ſie wird ſich ſelbſt alltäglich, indem ſie ſich ohne Beſorgniß erklären könnte, und ihr keine Hinderniſſe in den Weg gelegt werden. Hier bedarf ſie keiner ſtudirten Taktik, keiner zärtlichen Klagen, keiner Billetdour, um ſich, ſo wie ſie iſt, zu erkennen zu geben, — keiner heimlichen Rendezvous, um ſich in einer verbotenen Einſamkeit zur Siegerin zu machen. Der Cicisbeo iſt der Schatten ſeiner Dame, — es ſind ihm durch die Gewohnheit große Freyheiten geſtattet; allein eben dieſe ewige Begleitung, wodurch ſich die Gebieterin ſogar überall belauſcht und bewacht ſieht, kann ihr in tauſend Fällen nicht anders als läſtig ſeyn, weil ihrem Herzen dadurch neue Feſſeln angelegt werden, und ihr jeder freyere Umgang mit andern liebenswürdigern Männern gradezu unterſagt wird.

Einem ſolchen läſtigen oder nur gleichgültigen Begleiter gegenüber muß ſogar der Ehemann in den Augen der Frau, wenn ſie ihm anders nicht todtfeind iſt, — allemahl gewinnen. Denn es liegt zu Gunſten des Mannes für die Gattin etwas angenehm Täuſchendes in der Vorſtellung, — daß jener ihr durch das Cicisbeat einen freyern und bequemern Umgang verſchaffe, dahingegen dieſe den Cicisbeo meiſten Theils nur als einen neuen Tyrannen und Auflaurer, als ein nothwendiges Uebel betrachtet, von dem ſie auch wider ihren Willen umgeben wird. Der Ehemann erklärt durch das Cicisbeat, daß er die Dame des Hauſes nicht geniren will, — daß er ſie mit ruhiger Zuverſicht ganz den Händen eines Andern übergiebt, — daß er nun nichts mehr von alle dem ſehen und hören will, was er ſonſt, ohne einen ſolchen Schutzengel ihrer Tugend, geahnet haben würde; er überläßt alſo von nun an die Gattin allen ihren weiſen und unweiſen Phantaſien, — ihren Launen, — ihren Sympathien, ihren willkührlichen Herzensergieſſungen, ihrem verborgenſten Gelüſte, und einer unumſchränkten Gewalt und Uebung ihrer Eitelkeit. Mehr kann ſie von dem Manne nicht verlangen, — und vielleicht geſtattet er ihr, nach ihrer eigenen Empfindung, — zu viel. Dahingegen geſtattet ihr der Cicisbeo, als hochbeſtallter Spion ihres geſammten Lebenswandels, vielleicht gar nichts. Sie iſt an ſeiner Seite weniger frey, als in den Händen des Mannes, ſie darf keinen Schritt ohne ihn thun, ſie muß ihn entweder lieben, oder nur als einen Bedienten nutzen, — und eine Liebe, die ſich von lauter Alltäglichkeiten nähren ſoll, iſt meiſten Theils eine Pflanze von kurzer Dauer. Die Anſicht des Cicisbeats, wie ihn ſo viele Reiſende beurtheilt haben, daß er nähmlich die Liebesverſtändniſſe und Untreue der Weiber in's Unendliche ausdehne, und das Grab ihrer Tugenden werde, — iſt eben daher wol nicht die richtigſte, — wenigſtens nicht ſo allgemein, als man es ſich denken möchte. Schon darum, daß die Gattin ihren rechtmäßigen Gemahl ſo wenig ſiehet, den ſie doch aus Liebe gewählt hatte, — wird ihr Herz deſto öfter an ihn denken, — ſie wird ihn durch ihre Liebenswürdigkeit zu feſſeln ſuchen, da ſie es weiß, daß er wiederum der Cicisbeo einer andern Frau ſeyn kann, — ſie wird mit ihm wie mit einem Liebhaber umgehen, da ihr Cicisbeo gleichſam ihr alltäglicher Ehemann geworden iſt. Dieſe gegenſeitigen zärtlichen Spannungen, die Furcht, etwas Geliebtes zu verlieren, verbunden mit der Sehnſucht, es zu erhalten, dieſe augenblicklichen Gelegenheiten, ſich zu vergeſſen, mit dem ſtillen Bewußtſeyn, daß man dennoch dem Gatten treu blieb, — dieſe natürliche weibliche Bereitwilligkeit, dem Manne die wenigen Stunden ſeiner Anweſenheit deſto angenehmer und reizvoller zu machen, — dieſe liebevollen Vergleichungen der achtungswerthen Eigenſchaften des Gatten mit den Fehlern und Unerträglichkeiten eines Cicisbeo: — alle dieſe Dinge müſſen die nur ſcheinbar getrennten Herzen der Eheleute nur deſto mächtiger und inniger an einander ſchließen, und die kalte Alltäglichkeit und den ſeelenloſen Ton des Umgangs verſcheuchen, welcher in den meiſten Ehen, nach dem gewöhnlichen Zuſchnitte, herrſchend iſt, — nicht zu gedenken, daß durch jene Nationalſitte das Scandal öffentlicher Eheſcheidungen ganz wegfällt.

Die Eiferſucht der Männer kann ſich bey dem Cicisbeat auch noch dadurch beruhigen, — daß die eingeführten Begleiter ihrer Damen ſelten liebenswürdige und anziehende Männer ſind. Gewöhnlich werden arme Verwandte, oder dürftige Hausfreunde auf dieſen Poſten geſtellt; — Leute ohne Bedeutung, — oder Ehemänner, die mit ihren eigenen Frauen nicht unglücklich leben, oder Schwächlinge, deren Anblick die wildeſte Jalouſie zur Vernunft zurückbringen könnte. — „Dieſe Menſchen, ſagt Moore *), ſchätzen ſich glücklich, daß ſie unter jenem Charakter bey aller ihrer Armuth dennoch in den Geſellſchaften und auf den Theatern erſcheinen können, — indem ſie die Hausfrau eines Andern begleiten. Ich habe, fährt er

---

*) Abriß der Geſellſchaft und Sitten in Italien A. d. Engl. Leipzig 1786.

fort, eine große Menge dieſer [Wichte] kennen gelernt, deren ganze Figur und Kraftloſigkeit allen Verdacht kühner Unternehmungen verſcheuchte; — man darf ſie nur ſehen, um mathematiſch überzeugt zu werden, daß die Ehre des weiblichen Geſchlechts von einer ſo negativen Mannheit nichts zu fürchten hat. Die meiſten bezeigen auch ihren Damen eine knechtiſche und ängſtliche Veneration, — und die Härte und Gleichgültigkeit, — die Verachtung und Spötterey, womit ſie gewöhnlich von ihren Gebieterinnen behandelt und mißhandelt werden, — zeigt nur zu deutlich, daß ſie nichts weniger, als begünſtigte Liebhaber derſelben ſind. Freylich giebt's auch Cicisbeen, deren angenehmere Sittenweiſe und Körperform dem Manne ſehr gefährlich werden können; — allein die Männer ſind dann gewöhnlich arm, und der Cicisbeo — iſt reich und — zahlt. Eine Erſcheinung, die man nicht blos in Italien beobachtet haben will.“ C'est tout comme chez nous!

Ein Engländer würde ſich freylich ſehr wundern, wie das männliche Geſchlecht ſeine

Zeit ſo ganz den Schönen hingeben, und ſich dadurch ſelbſt das Joch einer armſeligen Sclaverey auflegen kann. — Indeß erklärt Moore dieſe wunderliche Volksſitte auf eine ſehr begreifliche und anſchauliche Art. Der leidige Müßiggang der Vornehmen iſt der Hauptgrund jener Dependenz von den Weibern. „Der Italiäner beſchäftigt ſich faſt gar nicht mit politiſchen Angelegenheiten, — Erde und Meer ſind ihm gleichgültige Dinge, darum ſucht er ſo wenig Dienſte auf dieſen Elementen. Dies iſt noch nicht alles; — er kennt die Zeitvertreibe des — Jagens und — Trinkens nicht, — was ſoll nun ein Reicher, wenn er auch nicht einmahl das Spiel liebt, — anfangen? — wie würde ſich ſelbſt der ernſte Britte in einer ſolchen fatalen Lage benehmen? — er würde die Langeweile in dem Umgange mit Frauenzimmern zu tödten ſuchen,“ und Moore hat ſehr Recht. Mehrere neuere Reiſebeſchreiber verſichern, daß jetzt das Cicisbeat nicht mehr eine ſo herrſchende Mode ſey, — auch iſt ſie nimmer in die mittlern und niedern Stände des menſchlichen Lebens eingedrungen, weil die

Arbeitſamkeit und Thätigkeit dieſer Volksclaſſen ſie vor einem Zeitvertreibe ſchützt, den nur der Müßiggang und die Eitelkeit höherer Stände ſuchen konnte.

Fortſetzung
der Charakteriſtik männlicher Eiferſucht.

Wir kommen nach dieſer hiſtoriſchen Abſchweifung auf die Natur der Eiferſucht zurück. — Sie iſt in der Regel im Manne heftiger, ungeſtümer *), ſich ſelbſt quälender, als in

---

*) Die Geſchichte hat uns zahlloſe Beyſpiele hiervon aufbewahrt. Johann Leon erzählt unter andern auch folgendes: Ein Marokkiſcher König war von ſeinen Feinden beſiegt und gezwungen worden, ſeine Reſidenz zu verlaſſen. Er wollte ſein Unglück nicht überleben; — aber auch ſein geliebtes Weib nicht den Händen der Sieger überlaſſen. Er ſchwang ſich mit ihr auf ein Pferd, und nöthigte dieſes durch Spornſtiche, ſich von der Höhe eines an das Meer gränzenden Felſens in einen Abgrund herunter zu ſtürzen, wo man ihre zertrümmerten Körper auf einer Klippe wieder fand. La Mothe le Vayer. Tom. II. 432. Des jaloux.

dem ſanftern Weibe. Wir haben dieſe Erſcheinung aus der größern Lebhaftigkeit des Temperaments, aus dem Feuer der ſinnlichen Natur des Mannes, aus ſeiner größern Kraftfülle und aus ſeiner empiriſchen Bekanntſchaft mit den Schwächen des weiblichen Geſchlechts abgeleitet, — Urſachen, die um ſo ſtärker in dem Manne wirken müſſen, weil ſie ſich in ihm auch noch mit ſeiner Eitelkeit und ſeinem Stolze zur Behauptung eines errungenen oder noch zu erringenden Sieges vereinigen, und alſo die innere Wuth des eiferſüchtigen Gemüths vermehren. Die Miſchung des männlichen Inſtincts mit dem ſtolzen Glauben an die Ehre, und mit dem Eigenſinne unſerer Eitelkeit, die in der Liebe nichts neben und über ſich erkennen will, — ſondern jeden Mitſieger nur unter ſich erblicken möchte, ſchließt eigentlich das ganze Geheimniß der Eiferſucht auf, und beleuchtet zugleich die Evidenz der Gründe, warum das Weib weniger eiferſüchtig, als der Mann iſt, obgleich ihre Liebe viel inniger, als die ſeinige, ſeyn kann. Das Weib kennt in der Regel die Welt nicht in dem Grade, wie ſie der Mann ſchon von ſeinen Jünglingsjahren an zu kennen pflegt, — denn die Welt iſt nicht ihr Tummelplatz. Das unverdorbene Weib iſt mit den Künſten der Verführung und Schalkheit unerfahren, welche die verdorbene Claſſe ihres Geſchlechts zur Beſtrickung der Männer verſchwendet, — ihr Vertrauen zum Manne iſt daher in der Regel wirklich vertraulicher, als der Glaube des Mannes an die weibliche Tugend, — ihre größere Ruhe, ihre liebevolle Zuverſicht und Nachſicht, ihre Ueberzeugungen von männlicher Treue ſind unendlich oft nur die Folgen einer glücklichen *Unwiſſenheit*, die ſich in der Welt und in den Herzen der Männer noch wenig umgeſehen hat. Wie könnte auch ein bleibendes Mißtrauen gegen den Geliebten erwachen, der ihr mit ſeiner überſtrömenden Beredtſamkeit, mit der Hingabe ſeines ganzen Daſeyns, mit dieſem hochglühenden Feuer ſeiner Liebe — ewige Treue ſchwur, und ihr nur ganz allein anzugehören ſcheint! Das weibliche Herz iſt *weniger mißtrauiſch*, als *eitel*, wenn es weiß, daß es durch ſeine Eitelkeit ſiegen und die gemachte Eroberung behaupten kann, und wie wenige mögen das Gegentheil glauben! Die Leichtgläubigkeit des weiblichen Geſchlechts in der Liebe — iſt ihr herrſchendſter Charakterzug. Dieſe Leichtgläubigkeit befördert auch darum das innerliche Glück der weiblichen Liebe, weil es ein unbegränztes Vertrauen zum Manne in ſie hineinlegt, und das unverdorbene Weib kaum begreifen kann, wie man einem ehrlichen Manne das ihm einmahl geſchenkte Zutrauen wieder entziehen könne. Ja, ſie meint wol gar, daß der Mann ſie noch lebendiger, als ſie ihn, liebe, — weil ſie den Ausdruck des Feuers und der Lebhaftigkeit in Darſtellung ihrer Gefühle nicht immer erreichen kann, und eben darum oft gleichſam mit ſich ſelbſt hadert, daß ſie ſich nicht lauter und glühender [der weiblichen Schamhaftigkeit zu Gefallen] ausdrücken darf.

Die weibliche Eiferſucht kann es auch ſchon eher vertragen, daß andere Frauenzimmer den Geliebten liebenswürdig finden; — der Mann hingegen wird ſchon bedenklicher und furchtſamer, wenn andere Männer ſein Mädchen ſchön und liebenswürdig nennen, — weil er den Nebenbuhler mehr als alles in der Welt fürchtet. Die Geliebte fürchtet die Nebenbuhlerin auch, — und ihr Haß gegen dieſelbe verwandelt ſich nicht ſelten in heiße Rachſucht; aber nicht in dem Grade, wie beym Manne, weil ſie ſich, vermöge der weiblichen Eitelkeit, leichter überredet, daß ſie ſich im Beſitze des errungenen Sieges ſchon befeſtigen wolle. Darum iſt das eiferſüchtige Weib, wenn ſie zugleich verſtändig genug iſt, meiſten Theils ſo einſchmeichelnd, ſo herzlich, ſo entgegenkommend, ſo doppelt liebreich und liebenswürdig, ſo ſchmachtend und hingebend gegen den geliebten Mann, — damit ſie über die Nebenbuhlerin ſiege, und die Plane derſelben vernichte; dahingegen der eiferſüchtige Mann viel leichter hart, ungerecht und ſtürmiſch gegen die Geliebte werden, ja, ſie ſelbſt aus Eiferſucht aufgeben und verſtoßen kann. Die Eiferſucht des Mannes iſt fähig, — ſeine Liebe zu erſticken, — dahingegen das Weib gewiß nicht leicht aus bloßer Eiferſucht den Mann hingeben, ſondern ihn deſto ſtärker anziehen wird. Freylich trägt zu dieſer Verſchiedenheit des Betragens zwiſchen beyden Geſchlechtern der Umſtand nicht wenig bey, daß der Mann, wenn er die Geliebte verläßt, — bald zur Heilung ſeiner Wunden eine andere finden kann, dahingegen das Mädchen, welche den Geliebten fortſchicken wollte, — ihr Herz, aus Mangel anderer Bewerber, vielleicht auf immer verſchließen müßte. Die Gefahr iſt auf beyden Seiten ſehr verſchieden, und daher die Verſchiedenheit der männlichen und weiblichen Handlungsart in dieſem Falle.

Im Eheſtande beruhigen ſich die Frauen in Abſicht der Eiferſucht auch wol noch leichter, als die Ehemänner, und ſie haben dazu ihre guten Gründe. Sie wiſſen es, wenn der Mann nicht ein durchaus verwilderter Menſch iſt, — daß ihn ſein Haus, ſeine Familie, ſeine Arbeiten, ſein Beruf binden, daß ihn die Ehe gefangen hält, daß ihm nicht leicht verliebte Abentheuer den Kopf verdrehen werden, wenn die Hausfrau ſelbſt eine geſunde Conſtitution und nur eine leidliche Bildung beſitzt. Sie wiſſen es, daß der Mann ſich in tauſend Fällen etwas verſagen, ſich geniren, nachgeben und ſein Betragen gegen andere Frauen klüglich einrichten muß, wenn der goldene [dem Manne unentbehrliche] *Hausfriede* nicht geſtöhrt werden ſoll. — Die meiſten Weiber können es daher aus dieſen und andern Rückſichten meiſten Theils mit ſcharfer Genauigkeit berechnen, — *wie weit* ihre Männer in den Huldigungen gegen andere Frauen gehen, — und nicht gehen dürfen; — wie weit ſie darin gehen werden, wiſſen ſie eben ſo gut, da es von ihnen abhängt, — in wie weit der Mann auf ſeinem Gebiete die Freuden der Liebe genieſſen ſoll. Die Ehe nimmt dem Manne gemeiniglich die vorige Gewalt ſeiner Leidenſchaften; — ſein Blut wird gemäßigter, ſeine Phantaſie verliert ihre Schnellkraft in Auffaſſung fremder Reitze. Aus dem durch die Welt fliegenden raſchen Jünglinge iſt ein mit Zaum und Gebiß belegtes — Laſtthier geworden. — Sorgen der Nahrung und heranwachſende Kinder verſchließen das Reich fremder Schönheiten vor ſeinen Sinnen; er geht vorüber, — er iſt geſättigt, — er kennt ſein voriges, emporſtrebendes, lebendiges und herrliches Daſeyn nur noch aus matten Reminiſcenzen; er ſpricht das Wort Liebe, bey dem ſonſt alle ſeine Nerven zuckten, kalt wie einen Calendernahmen aus. Das Alltägliche hat ihm den Genuß der liebenswürdigſten Leidenſchaft verleidet, — das Verbotene reitzt ihn nicht mehr, weil es lächerlich wäre, dem Blinden das Sehen zu verbieten. Die Natur hatte ihre Zwecke mit und durch ihn erreicht; er ſoll nicht mehr der Schöpfer, — er ſoll der Erhalter ihrer Generationen ſeyn, und die Schätze ſeines Geiſtes auf ihre Regierung anwenden, anſtatt, daß ſonſt die Liebe nur an ſich ſelbſt denken konnte.

Die Weiber, die alles dieß wiſſen und verſtehen, fürchten daher in der Regel eine laſterhafte Untreue des Mannes nicht ſehr; — deſto mehr aber beunruhigt ſie der Gedanke und ſchärft den Stachel ihrer Eiferſucht im höchſten Grade, — daß der Mann ſein Herz einem andern, von ihm als liebenswürdiger erkannten, Weibe ſchenken könnte. Der Beſitz dieſes Herzens iſt in ihren Augen, und nach ihrem Gefühle, das höchſte Gut der Geliebten, weil ſie ihre Zuneigung nicht aus Sinnlichkeit, ſondern aus herzlicher Liebe hingiebt, und die vertrauliche Erwiederung dieſer Zuneigung als die ſchönſte Belohnung ihrer Treue betrachtet. Man hat daher oft geſehen, daß Weiber ihren Männern mit einer unbegreiflich-ſcheinenden Toleranz — vorübergehende unmoraliſche Verbindungen mit einem andern Weibe erlaubten, wenn ſie nur gewiß ſeyn konnten, daß ihnen bey dieſen Freyheiten des Mannes ſein Herz blieb. Eben ſo ſeltſam erſcheinen uns viele Ehen, worin ein vollkommener häuslicher Friede herrſcht, und eine gegenſeitige Anhänglichkeit jede Stunde des ehelichen Lebens verſchönert, obgleich der Mann der Gattin — in einem gewiſſen Sinne höchſt ungetreu iſt. Hier ſind nicht die Herzen getrennt; der Mann folgt nur dem Ungeſtüm ſeines Affects auf einem verbotenen Wege, weil ihn entweder ihre phyſiſche Conſtitution zurückſtößt, oder weil ſie ihm aus geheimen Gründen ihre Umarmungen ſelbſt verſagt, und ihm eben dadurch einen Wink zu unſittlichen Entſchädigungen giebt. —

Ein ſehr großer Fehler, den die männliche und weibliche Eiferſucht in ihren Aeußerungen ſo oft begeht, iſt dieſer: daß ſie durch ein ungeſchicktes und hartes Betragen gegen den geliebten Gegenſtand dieſen leicht zu Unternehmungen der Untreue reizt, die ihm ſonſt nimmer in den Sinn gekommen wären. Das menſchliche Gemüth pflegt dann ſchon aus einer gewiſſen Rachſucht für ſo manche ungegründete Vorwürfe und Mißhandlungen das Verbotene aufzuſuchen, und das wahr zu machen, was die Eiferſucht anfangs nur befürchtete. Eben dieſes Verbotene vermehrt nur ſeine anziehende Kraft, wenn es von ſo ſcharfen Augen bewacht wird. Das weibliche Herz nimmt leicht den Charakter einer ſich ſelbſt Recht ſchaffenden Erbitterung an, wenn man es als ſchuldig behandelt, wo es ſich unſchuldig fühlt. Ungerechte Drohungen und Einkerkerungen beleidigen und empören den ſanfteſten Sinn; es möchte ſeine Leiden gern Dem klagen, welcher die unſchuldige Urſache derſelben iſt; — es wird dem Nebenbuhler nun wenigſtens nicht mehr ſo vorſichtig ausweichen, weil es dem eiferſüchtigen Manne nicht mehr die anfängliche zarte Schonung ſchuldig zu ſeyn glaubt. Vorher war ihr der Nebenbuhler vielleicht ein ſehr gleichgültiges Weſen; — nun wird er ihr intereſſant, weil ſie durch das Betragen ihres Mannes augenblicklich gezwungen wird, ihren Blick auf jenen zu richten, und beyde mit einander zu vergleichen. Dieſe Vergleichungen aber fallen ſelten zum Vortheil des Mannes aus, der ſeine Liebe ſo ungeſchickt ausdrückt, und dieſe vertrauliche Leidenſchaft durch einen peinlichen Argwohn entehrt. Da es von dem Eiferſüchtigen eben ſo hart behandelt wird, als ob es ſchon das Verbrechen begangen hätte; ſo kann und wird es leichter dieſes ſelbſt wagen, damit es nicht ganz unſchuldig leide; — es wird ſich nun vielleicht hingeben, weil es einerley iſt, ob der Fehler begangen oder nicht begangen wurde. Möchten ſich doch alle eiferſüchtige Männer folgende Maxime tief in die Seele ſchreiben: „La „jalousie commence souvent sans sujet, et „n'en a ensuite que de trop réels. Dans „ces occasions la patience d'une femme „vertueuse ressemble au diamant, qui résiste „long-temps aux coups de marteau; mais

„qui à la fin se brise et se réduit tout en „poudre." *)

Männer ohne Liebe.

Die Männer ohne Liebe ſollen die Abhandlung über die Liebe des Mannes beſchließen. — Man kann dieſe unglücklichen, ausgearteten, oder verwahrloſeten Söhne der Natur in drey Claſſen theilen: a) in kalte, gefühlloſe Phlegmatiker, in denen überhaupt alle lebendigere Leidenſchaftlichkeit, alſo auch die Liebe, ſchlummert; b) in wirkliche Weiberhaſſer, in welchen durch mehrere Urſachen die Geſchlechtsliebe zur wirklichen Geſchlechtsfeindſchaft übergegangen, und zur Maxime geworden iſt; c) in Anhänger der ſogenannten Socratiſchen Liebe **), wo die

---

*) Pensées sur divers sujets de morale. Par le comte Oxenstirn. Tome premier. p. 197.

**) Von der Entſtehung dieſer Unnatur, von ihrem pſychologiſchen Charakter und ihrem Einfluſſe auf

Natur grade den entgegengeſetzten Weg ihrer zärtlichen Befriedigungen ſucht, und mithin aus Unnatur ihren höhern Zwecken unmenſchlich entgegenhandelt. Drey ganz ſonderbare Erſcheinungen, die in einem Charaktergemälde des Mannes nicht übergangen werden dürfen.

a) Es giebt ſchlaffe, gegen alles gleichgültige, von allem Wärmeſtoff der Leidenſchaft entblößte Charaktere, die faſt durch nichts gereitzt werden; — es giebt andere, die nichts wollen und begehren, was auch nur die allerleiſeſte Anſtrengung koſtet. Beyde Charakterzüge vereinigen ſich gewöhnlich in dem Gemüthe des Phlegmatikers, — und zeigen uns ihn in dem unliebenswürdigſten Bilde des Gefühlloſen, wenn er ſich ſelbſt ganz unrecht den Nahmen des Stoikers giebt. Es ſcheint, als ob ſich in ſolchen Menſchen die Flamme des Lebens nur in ſo fern rege, — als ſie zur Erhaltung des gewöhnlichen Lebensmechanismus, zur Ver-

---

das menſchliche Gemüth, von ihren Verirrungen unter ältern und neuern Nationen — am Schluſſe dieſes Werks ein Mehreres.

dauung und Bewegung der materiellen Maſchine, erforderlich iſt. Alles lebendigere Aufſprühen und Selbſtbilden der Kraft und des Gefühls, — was den Menſchen zu höhern Thätigkeiten forttreibt und begeiſtert, iſt in jenen Charakteren nicht ſichtbar, und die Menſchennatur muß in ihnen unendliche Verheerungen erduldet haben, ehe ſie ſich dieſen Mord ihrer innern Lebenskraft aufdringen ließ; — denn ſo wollte die Natur den Menſchen nicht, — am wenigſten ſo den Mann. Dieſe abſolute Erſchlaffung an Kraft und Selbſtthätigkeit iſt aber nicht grade Mangel und Verluſt körperlicher Geſundheit, — ſondern Mangel und Verluſt eines höhern Lebensprincips, Abweſenheit eines geiſtigern und elaſtiſchern Gefühls, welches den Leidenſchaften ſeine Richtungen vorſchreibt, und ſie leitet, die Phantaſie mit lichtvollen Bildern erwärmt, den menſchlichen Geiſt in ſeinem Fluge hebt, und den ganzen Menſchen mit Entſchloſſenheit und Schnellkraft zu ſeiner Lebensreiſe ausrüſtet. — Es iſt eine müßige Negation des Wirkens, in Nacht und Dunkelheit gehüllt, wo der Menſch an keine höhere Thätigkeit glaubt, weil er ihren Weg nicht ſiehet, auf dem ſie ſich tummeln ſoll; — es iſt gleichſam eine Antipathie gegen alles Licht des Geiſtes, damit er ja die todte Maſſe des Charakters nicht zu bewegen anfange, und das lahme Gefühl aus ſeinem ewigen Schlummer wecke. Aber es iſt doch auch nicht immer etwas durchaus Seelenloſes, — indem der abſolut Gefühlloſe doch bisweilen ein *guter* Kopf, — wenigſtens ein brauchbarer Gedächtnißmann, ſeyn kann.

Das Charakteriſtiſche dieſer froſtigen Naturen liegt in der Abhorreſcenz vor aller warmen Leidenſchaftlichkeit, und in dem Stumpfſinne, welcher das Schöne und Liebenswürdige eines zweyten Geſchlechts nicht auffinden kann, weil ihnen die Liebe gebricht. — Es ſind geiſtig Entmannte, die nur halb exiſtiren, weil ihnen der größte Hebel ihrer Thätigkeit entgeht, und die großen Beziehungen der Menſchheit *unbekannt* bleiben, wodurch ſie ſich durch zwey Geſchlechter in ein unzerſtöhrbares Ganze vereinigt, und ſich eben dadurch allein nach ihren höchſten Zwecken vollendet. — In der That ſcheint es ſo, als ob die Natur bisweilen abſichtlich ſolche Charaktere erſcheinen laſſe, — damit man ſähe, — welch ein Nichts der moraliſche Menſch ohne Liebe ſey, und wie ſie im Gegentheile alles an ihm veredle und verherrliche; — wie ſie ihn zur höhern Humanität adelt, — und wie tief er ohne ſie fällt und fallen muß; — wie ohne ſie der ſchnelle und lichtvollere Gang ſeines Geiſtes ſtockt, als ob ihm alle ſeine Organe verſchloſſen, und alles Menſchliche in ihm zerdrückt wäre; — wie ohne ſie er nur mit Ungeſchick und Verachtung in die Reihe gefühlvoller Seelen hineingeſtellt werden kann, und als ein feindſeliges Glied der Societät überall höchſt unwillkommen iſt, — wie er nur vegetirt, — nur geboren wird und ſtirbt, und damit jede Spur ſeines beſſern Seyns ewig unſichtbar bleibt.

Wie verwaiſt und verlaſſen, und von dem Fluche der Vernunft belaſtet, — [die zu ihrer eigenen Ehre nichts heiliger, als die Liebe ehrt] — ſchleichen dieſe Menſchen durch den großen Raum des Lebens, als ob ſie darin nichts weiter, — als die Schritte von einem Tage zum andern zählen könnten; es ſind unheilbare

Müßiggänger, die ſich durch das Beyſpiel großer Thaten nicht zu ähnlichen Handlungen hinreiſſen laſſen, ſondern das Geſicht hinwegwenden, — damit das Große und Edle ſie nicht aus ihrem mechaniſchen Kreiſe bringe; — es ſind Barbaren, die nur die äußere Form des Menſchen haben; aber eben deßwegen ſind ſie auch nur armſelige Einſiedler ihr ganzes kaltes und mattes Leben hindurch. Kein menſchliches Herz mag ſich an ſie anſchließen, weil ihr Herz originell-zurückſtoßend iſt, oder ſich nur aus egoiſtiſchem Eigennutz öffnet. Da dieſen Unnaturen alles Entgegenkommen, — dieſes ſo tiefwirkende Zaubermittel gegenſeitigen Wohlwollens, fremd iſt; ſo wagt der Fremde keinen Schritt, ein Herz zu gewinnen, von dem er keine Vergeltung der Liebe erwarten kann, — und, wie man vorauszuſetzen Urſache hat, alle an daſſelbe verſchwendete Güte mit Undank lohnen wird.

Auſſerdem ſind dieſe Charaktere, wozu wir vornehmlich den fühlloſen Hageſtolz rechnen, im hohen Grade einſeitig, und bleiben in der Regel in der beſſern Lebenskunſt und Lebensphiloſophie zurück, weil dieſe vorzüglich durch die gegenſeitige Einwirkung der Geſchlechter auf einander erlernt, und behauptet wird. Allein hier iſt dieſe glückliche Wechſelwirkung nie vorhanden geweſen; die Geſchlechter haben ſich nicht einander abſchleifen können, — das Starke und Männliche hat im weiblichen Umgange keine feinern Entwickelungen angenommen, die Rohheit der Natur iſt im Manne geblieben, wenn er auch noch ſo ſehr an ſeiner äußern Form gekünſtelt haben ſollte. Seine Gefühle ſind nicht erwärmt und geläutert worden, weil ihre Zubereitung nicht durch die zarte Hand des Weibes ging. Wie ein Verbannter iſt er nur immer in den eiſernen Ketten eines nicht gebrochenen, nicht gemilderten Willens ſtehen geblieben, — er hat nie den Himmel genoſſen, welcher in dem alleinigen Beſitz eines weiblichen Herzens, und in dem Auffaſſen der reinen Weiblichkeit ſelbſt liegt. Er kennt faſt nichts, als den eckigen Raum ſeines kleinen Ichs, — und weil er dieß nur kennt; — ſo kann er nichts ohne eine ängſtliche Beziehung auf daſſelbe thun. Daher iſt nun auch ſein Blick ſo ſelten in die Auſſenwelt hinein gerichtet, — weil ihn nicht zartere Empfindungen treiben, und er mit dem Bedürfniß, dieſe Empfindungen gegen andere auszutauſchen, — unbekannt iſt. Er hat ſich aus der Welt in ſeine mechaniſche Einſeitigkeit verloren, weil er nur mit ſich umgehen mag, — er muß ein durchaus unintereſſanter Kleingeiſt werden, wenn ihn auch die Natur mit großen Anlagen ausgerüſtet haben ſollte, — weil die Welt nicht in ihn eingreiſt, und ſeine Organe der Thätigkeit nach und nach in dem ſich anſtaunenden blinden Egoismus einroſten werden.

In ſich ſelbſt vergraben, und in den armſeligen Raum ihrer Einſeitigkeit, wie ein langſames Schalthier, eingeſchloſſen, — haben dieſe kalten Menſchen gleichſam das Gehen und Handeln verlernt. Nur das Alltägliche und Gewohnte iſt die Triebfeder, welche ſie treibt. Daran hängt ihr ganzes Weſen, — und alles wird zuletzt an ihnen — Maſchine! Sie meiden das Neue, das Abwechſelnde und Vielſeitige, weil ſie dieſes wie einen Orcan betrachten, der den Faden ihrer einmahl angenommenen Lebensweiſe verwirren, oder zerreiſſen könnte. Der Umgang mit Weibern, die Liebe, welche, ihrer Natur nach, Vielthätigkeit verlangt, ſcheint ſolche Charaktere aufzulöſen, anſtatt, daß er Andern — innere Feſtigkeit giebt, und das Weſen des Mannes durch das Weib begründet. Sie fürchten überall anzuſtoßen, weil die Liebe ſie nicht geſchmeidig macht, und weil die Auſſenwelt keinen Beruf fühlt, dem entgegenzukommen, welcher ihr nicht ſelbſt die erſten Opfer bringt. Sie mag und kann den Unreifen nicht gebrauchen, weil er ihr kein Herz anbietet, und ihre Mitregenten, die Weiber, verachtet. — Auch läuft das Leben dieſer Gefühlloſen meiſten Theils auf lauter Kleinigkeiten hinaus, weil ſie die größern Anſichten deſſelben nicht kennen und faſſen, — weil der abſolute Egoismus dieſer Menſchen ſeine Thätigkeit nur nach einigen ſchwankenden Begriffen der Ehre abzumeſſen pflegt, und faſt nie ſeine Kraft auf das große Ganze berechnet, deſſen Erhaltung ihm mit anvertrauet iſt. Wem das Alltägliche nur wichtig erſcheint, der iſt ſchon ein ganz gewöhnlicher, kleingeiſtiger Müßiggänger auf ſeinem Planeten, — ein Inſect, das nie vermißt wird, und dem die Welt keine Aufmerkſamkeit ſchuldig iſt.

Mit der Einſeitigkeit dieſer Naturen und ihrer durch die mangelnde Liebe bewirkten Charakterkälte iſt gewöhnlich eine gewiſſe Menſchenſcheu verbunden, die man aber doch nicht immer Menſchenhaß nennen darf. Sie mögen die Menſchen nicht, — weil der Mangel der Herzenswärme — Mißtrauen hervorbringt, und weil ſie in dem lebhaftern Spiele fremder Leidenſchaften gewöhnlich nur die Künſte zu ihrer Berückung oder Lächerlichmachung wahrzunehmen glauben. — Die Liebe würde ſie mitten in dieſe Verhältniſſe hineinſchleudern, und ihr Vertrauen zu den Menſchen wecken, anſtatt, daß ſie nun nichts, als verdächtige Auflaurer um ſich her erblicken. Noch mehr ſcheucht ſie gemeiniglich das Mißtrauen gegen die Weiber von den Menſchen überhaupt zurück. Sie haſſen die Gefährtinnen unſeres Lebens nicht, — weil ſie ſich kaum zu einer ſolchen Lebhaftigkeit des Affects erheben können; aber ſie betrachten ſie als ſchlaue Verführerinnen des Mannes, die ihm erſt ſeine Liebe abſchmeicheln, und hernach ſeine ganze Freyheit gefangen nehmen. Sie können es kaum begreifen, wie ſich unſer Geſchlecht ſo blind hingeben kann, und wie es ſo ſelten die Schlange unter den Roſen bemerkt. Eine ſolche Stimmung des Gemüths, eine ſo argwohnende Seele paßt ſich denn freylich zu dem offenen Geiſte des geſelligen Lebens nicht. — Wer überall Betrug und Fußangeln wittert, kann die Menſchen nicht ſehr lieben, ſondern wird eben das, was wir an ihm verdammen, — die nöthigſte und ächteſte Lebensphiloſophie nennen.

Allgemein iſt endlich dieſen Charakteren eine Härte des Gemüths eigen, die nicht ſelten in Grauſamkeit und Mangel aller Sympathie auszuarten pflegt; — das ewige Eis eines kalten Clima, welches nie von dem wohlthätigen Lichte einer Sonne beſchienen wird, weil es die Liebe nicht kennt. Wenn dieſe, dem Menſchen zur Veredlung gegebene Leidenſchaft ſein Gemüthe erweicht, und mit der Menſchheit ſelbſt in den genaueſten Verein bringt, wenn ſie die Rohheit abſchleift, und, ſtatt ihres innern Kampfs, das

ge-

geſammte Spiel unſeres Denkens und Wollens in eine wahre Harmonie mit uns ſelbſt verwandelt, — uns die Menſchen darum ſo wichtig macht, weil wir durch die Liebe die höchſte Gewalt über ſie bekommen; — ſo dürfen wir wol bey jenen Charakteren nur immer die *kleinſte* Theilnahme an den Freuden und Leiden Anderer vorausſetzen. Ihr Mitgefühl wird nicht durch die froſtige Seele dringen, ſondern ſich allenfalls nur in einer kalten Condolenz ausdrücken, wobey nichts gedacht wird. Darum ſind dieſe Leute ſo unbereitwillig, Andern zu dienen, — darum in der Regel ſo karg, weil ſie das Wohlthun für eine unnütze Verſchwendung halten, — darum ſo langſam im Verzeihen und Wiedergutmachen, — ſo lieblos und bitter in ihren Urtheilen über Andere, ſo hart und grauſam in ihren Beſtrafungen *), ſo eiskalt, wenn um ſie her die leidende Menſchheit

---

*) „Brennet und ſchlachtet noch eine Stunde! — dann will ich mich beſinnen," ſagte *Tilly* vor Magdeburg. Ob dieſer Teufel wol jemahls *geliebt* hatte?

weint, ſo gefühllos, wenn ſie die Unſchuld zertreten, und auf ihre Koſten ein teufeliſcher Plan durchgeführt werden ſoll. — Man hat ſchon oft die Bemerkung gemacht, daß die meiſten Verbrecher in Criminalgefängniſſen und unter dem Galgen nicht in der Ehe lebten; noch beſtimmter könnte man ſagen: es waren Menſchen, die nimmer herzlich geliebt hatten. —

Von jenen Charakteren, welche die Liebe nicht kennen, müſſen wir aber doch billig diejenigen ausnehmen, welche gegen die Weiber nur gleichgültig zu ſeyn ſcheinen; aber doch ihre geheime Neigung zu ihnen nicht abläugnen können. Dieſe haben ſich — entweder auf eine Zeit lang eine gewiſſe Kälte gegen das andere Geſchlecht antaiſonnirt, weil ſie keinen Eindruck auf dieſes Geſchlecht machten, oder weil ihr roher und ungeſchliffener Sinn vor der feinern Sittenweiſe der Weiber zurückbebte. Wieder Andern mochte eine ſteife und pedantiſche Erziehung jenes ſcheue und kalte Benehmen gegen das andere Geſchlecht angebildet haben, — ſo daß ſie ſich gegen etwas nur wenig hingezogen fühlten, was die pädagogiſche Kunſt in eine ſo weite Entfernung von ihnen geſtellt, und der Wohlſtand [die ehrwürdige ſteife Bienseance] zu einem unantaſtbaren Heiligthume gemacht hatte. Endlich giebt es noch andere Männer, die nur eine gewiſſe Kälte gegen das andere Geſchlecht *affectiren*; aber heimlich von ſeiner Gewalt ſo viel, wie andere Männer, empfinden, — eine Art *Keuſchheitsheuchler*, — wie man Keuſchheitsheuchlerinnen hat, — die vielleicht nur darum dieſe Weiberſcheu annahmen, weil anfänglich — einer bedenklichen oder wol gar devoten Mutter dieſe Sitte gefiel, — und ſelbſt von ihr dem Jünglinge gepredigt wurde. Vielleicht bewunderte ſich der Thor ſelbſt in dieſer Kälte gegen das andere Geſchlecht, weil er darin etwas Ungewöhnliches fand, und ſich dadurch das Anſehen eines ſtarken Geiſtes, eines freyen Sonderlings, eines unüberwindlichen Charakters zu geben meinte. Allein iſt die Zeit und Stunde erſchienen, — wo ſich die Liebe für ihre äußere Verachtung zu rächen ſucht; ſo haben alle dieſe Rollen der Verſtellung, des auswendig-gelernten

Raiſonnements über Selbſtbeherrſchung, der ſchneidenden Critik über die Weiber — ein Ende, und der ſtoiſche Verächter deſſelben ſteht dann gemeiniglich in ſeiner lächerlichſten Enthüllung, — als ein Verliebter, von einem höchſt gewöhnlichen Mädchen gefeſſelter Geck vor uns. — Noch weniger rechnen wir diejenigen zu den Männern ohne Liebe, welche die Weiber bey jeder Gelegenheit zur Zielſcheibe des Witzes und der Spötterey machen. Dieſe Männer ſind gewöhnlich die unterthänigſten Sclaven des ſchönen Geſchlechts. Weil ſie es nicht zu beherrſchen wagen, — und nimmer beherrſchen werden; ſo nehmen ſie ſich die Freyheit, — ſich bisweilen über ihre Regentinnen ein wenig luſtig zu machen, — doch nur in ſo weit, als es dieſe Regentinnen gnädigſt erlauben wollen. *)

---

*) Der unſterbliche Moliere war ein ſehr warmer Anbeter des liebenswürdigen Geſchlechts, und dennoch hielt er den Frauen folgendes — Elogium:

„Tout le monde connoit leur imperfection.

b) Der Weiberfeind iſt gemeiniglich ein Menſch, der die Frauen nun eben ſo unverſöhnlich haßt, — wie er ſie vorher glühend und innig liebte; er darf daher mit dem kalten Phlegmatiker in der Liebe nicht verwechſelt werden. Dieſer iſt nur gleichgültig gegen die Weiber, aus Mangel des Gefühls; jener iſt aus Maxime erbittert gegen ſie, und daher ein ſchwer zu bekehrender Gegner derſelben. — In der Regel iſt er ein von den Weibern

---

Ce n'est qu'extravagance et qu'indiscretion
Leur esprit est méchant et leur ame fragile,
Il n'est rien de plus foible et de plus imbecile,
Rien de plus infidèle; — et malgré tout cela
Dans le monde on fait tout pour ces — animaux la."

Eben ſo wird der Grieche Euripides vorzugsweiſe der Miſogin genannt, weil in ſeinen Trauerſpielen ſehr viele bittere Ausfälle und Spitzreden gegen das ſchöne Geſchlecht vorkommen. Allein dieß würde nichts gegen ihn beweiſen, —

— Betrogener, und ſein Haß gegen ſie muß um ſo unverſöhnlicher werden, je vertraulicher er vorher liebte, je ſicherer er ſeinen Sieg glaubte, — und je eingenommener er von ſich ſelbſt war. Es giebt hier ſo mancherley zu unterſcheiden, daß die Leſer uns ſchon die nöthige Umſtändlichkeit erlauben werden.

Der Weiberhaſſer hatte geliebt, — ohne geliebt zu werden, hatte ſich eine weibliche Gottheit fingirt, — oder wirklich ein liebens-

---

weil der Dramatiker zur äſthetiſchen Vollendung ſeines Stoffs gute und ſchlechte Charaktere darſtellen muß. Der Weiberhaß des griechiſchen Dichters war wirklich gegründet. Er ſah ſich genöthigt, ſeine erſte Gattin wegen ihrer Ausſchweifungen fortzujagen, und — die zweyte ertappte er im Ehebruch mit einem ſeiner Gaukler. — Er wurde hierüber öffentlich beſpöttelt, und mußte ſein geliebtes Athen verlaſſen, um nicht mehr die Zielſcheibe attiſcher Satyre zu ſeyn. — Sophocles hatte von dem Weiberhaß des Dichters eine ganz andere Idee. — Er ſagte einſt ſehr naiv: „dieſer Mann haßt die Weiber nur in ſeinen Tragödien.“ — „ευγε τῇ κλίνῃ φιλογύνης ἐςι!“

würdiges Mädchen gefunden, an deren Hand er den Himmel auf Erden zu ſinden glaubte. Das lebendige in's Unendliche verſchönerte Bild der Geliebten hatte ſich in das Innerſte ſeines Geiſtes und Herzens gelagert, — war der zärtlichſte Verwandte aller ſeiner Ideen geworden; — ihm hatte er ſein ganzes Ich hingegeben, und er lebte nur in dieſem Bilde. Nun beginnt er, ſtolz auf das goldene Ziel — und auf etwas, das er noch nicht beſitzt, ſeine Bewerbungen und Eroberungen. Tag und Nacht ſchwankt er zwiſchen Furcht und Hoffnung, ob er ſiegen werde, oder nicht, — er ſcheint der Göttin ſeines Herzens nicht gleichgültig zu ſeyn, — er nimmt einen freundlichen Alltagsblick des weiblichen Auges für eine nicht ungünſtige Erklärung. Sein Egoismus läßt ihn noch mehr ſehen; — es konnte doch ſeyn, — daß er dem Mädchen *unwiderſtehlich* würde. Himmel und Hölle möchte er bewegen, — um zur endlichen Gewißheit zu kommen, — und der Welt ſagen zu können: *die habe ich* beſiegt. Er will, — er muß ſie haben; — ein Mann von dieſem Geiſte, von dieſer Sehkraft, von dieſem durchaus gebildeten Charakter, — wol gar von dieſer Gelehrſamkeit, von dieſem Einfluſſe, von dieſem Gefühl und dieſem Geſchmacke — kann nicht unerhört bleiben, — es giebt Augenblicke, wo er dieſe Dinge für abſolute Gewißheit hält, — weil er es nicht bemerkt, — daß er [der — lächerliche Anbeter] dem verſtändigern Mädchen unausſtehlich iſt, daß ſie ſeiner vielleicht nur aus Achtung ſeines Standes ſchont, — daß andere Männer ſie mächtiger anziehen, und daß er höchſtens nur die allerletzte Nummer im Kreiſe ihrer Freunde ausmacht. — Er bewirbt ſich um ihre Hand, — die Art, wie er es thut, giebt ſeinen Angelegenheiten vielleicht den letzten Stoß, — er geht mit einem Korbe heim, und wird vielleicht ein — — Schriftſteller gegen die Weiber.

Auf eine ſo niederſchlagende Scene folgt natürlich eine Erbitterung gegen das Geſchlecht, — welches das Verdienſt ſo wenig ehrt, und dem bedeutenden Manne, — dem Hochgebildeten und Vielwiſſenden, ſo leicht — einen gewöhnlichen, obſcuren und thörigten — Jüngling — vorziehen kann. Dieſe Erbitterung kann oft Jahre lang dauern, ehe der Egoismus den an ihm begangenen Hochverrath verzeiht, — und bisweilen geht ſie mit dem Erbitterten zu Grabe. Gewöhnlich dauert doch aber dieſer Weiberhaß nicht lange. Man kann ihn keinem Betruge von Seiten des Weibes zuſchreiben, — denn es war keine Gegenliebe da, und das weibliche Herz hatte vielleicht ſchon andere frühere Gelübde gethan. Auch tröſtet ſich der Zurückgewieſene gemeiniglich damit, — daß die Spröde ſeiner Liebe nicht werth war; daß ſie für das Beſſere und Verdienſtlichere keinen Sinn gehabt, — daß Inſinuationen und Cabalen ihr andere Lebenspläne vorgezeichnet, — ſchiefe Erziehungsmaximen ihren Geiſt verſchroben, unſelige Romane ihr Herz vergiftet haben; daß die Verbindung mit einer ſolchen ſeinem Geiſte wenig Unterhaltung, ſeinem Gefühle wenig Seligkeit, ſeinen Idealen eines höhern Seyns — wenig Befriedigung geben würde. Es iſt ihm, nach ſeinem Glaubensſyſteme, etwas Beſſeres beſchieden, und ſollte ſich auch dieſes nicht finden;

ſo wird der ſubtile Kopf ſich in den Armen einer ganz gemeinen Liebe ſchon zu beruhigen wiſſen, oder — ſich in den unendlichen Räumen einer — überirdiſchen ſchwärmeriſch verlieren.

Aber bleibender und einſchneidender wird der Weiberhaß gemeiniglich dann, — und ſcheint dann ſogar das Recht auf ſeiner Seite zu haben, — wenn Liebe durch Liebe erwidert wurde — und die Geliebte, ohne Urſache von Seiten des Geliebten, den Schwur der Treue freywillig brach. Hier hatte der Mann nicht nur ſein Herz, das Köſtlichſte, was er ſchenken konnte, mit offenem und innigſtem Vertrauen hingegeben, ſondern er hatte auch die heiligſten Verſicherungen der weiblichen Liebe empfangen; ſein Vertrauen war durch Vertrauen belohnt worden; — ſein Ziel war glücklich errungen, er ging als Sieger an der Hand des geliebten Mädchens, das ihm nun nichts mehr in der Welt entreiſſen konnte. Er fühlte ſich ſtark und geehrt durch ihre Liebe, — er hatte, um dieſe Eine Vortreffliche zu beſitzen, große Aufopferungen gewagt, — ſein ganzes Heil der Zukunft war an ſie gebunden;

ihre Verheißungen, ihr einziges: — „ich bin ewig dein“ — hatten ihn vielleicht mit der ganzen Welt ausgeſöhnt, — ein Zweifel gegen den weiblichen Liebesſchwur wäre ihm wie ein niedriges Verbrechen gegen die Geliebte erſchienen, — und, wenn alle Wahrheiten untergehen könnten, ſo würde ihm die einzige Herrliche bleiben: „daß er geliebt wird“ — weil es die Geliebte ſagt, — weil auf ihren Lippen kein Trug ſchwebt, — weil ihre ganze Liebe durchaus nichts anders, als reine und heilige Wahrheit ſeyn kann.

Und dieſer allein ſeligmachende Glaube wird durch die *Falſche* auf einmahl in ſeiner Grundfeſte erſchüttert oder wol gar vernichtet. Es iſt ein fürchterliches Gefühl, ſich hintergangen zu ſehen, dem kein anderer Schmerz der Seele gleichkommt, weil es unſer ganzes inneres Leben erſchüttert, und das ſich ſo beglückende Vertrauen gegen ein geliebtes Weſen, wie durch eine gänzliche Umkehrung unſerer Natur, in erſtarrende Kälte und bittern Haß — [*wider unſern Willen*] verwandelt. Auf einmahl hatte die Geliebte nicht brechen können, —

dem Betrogenen iſt daher der Gedanke ſo ſchrecklich=natürlich: daß die Ungetreue *noch da* ihre Liebkoſungen gegen ihn fortgeſetzt habe, als in ihrem Innern ſchon die ſchändliche Verrätherey gereift war. Da ſteht nun ſein offener, grader, treuer Sinn, der ſich ſchuldlos beleidigt fühlt, neben der teufeliſchen Weiberheucheley, — und ſucht Balſam für ſeine Wunden, — und findet ihn allein *im Weiberhaſſe*. Die Liebe kennt hier nur ihr *Extrem*, weil — ſie die Gegenliebe als *eine Gabe der Freyheit* annahm, und der böſe Wille des geliebten Gegenſtandes nun den Betrug deſto empfindlicher macht. Freywillig hatte ſich das zärtliche Weſen hingegeben, und ſein Werth war darum in den Augen des liebenden Mannes ſo unendlich groß, — ſo feſt, — ſo durchaus zweifelfrey. Nun aber hatte es mit eben jener Freyheit und Entſchloſſenheit ſich *gegen* ihn, wie vorher *für* ihn erklärt; hatte ſich aus ſeinem Herzen, ohne ſeine Einwilligung, herausgeriſſen, und ſein Leben grauſam zerſchnitten, indem es ihm ſelbſt ſeine beſſere Hälfte raubte. Wie verbannt, in ſich ſelbſt zertrümmert, — der Menſchheit fluchend ſteht er nun in der quälendſten Herzensleere da, — und möchte ſich im Mittelpuncte der Erde verbergen, um den Spöttereyen des Publicums, — um ſich ſelbſt zu entfliehen. Da er ſein ganzes Vertrauen, ſeine ganze Liebe nur auf die Eine gerichtet hatte; — ſo möchte er auch nun die ganze Menſchheit haſſen, weil jenes Vertrauen durch die, welche er für die reinſte Tochter der Wahrheit hielt, — wieder aufgelöſt wurde. Alle Weiber ſind nun Betrügerinnen und Buhlerinnen geworden *) — da

---

*) Ein genialiſches Gemälde des Weiberhaſſers dieſer Art finden die Leſer in einer ſehr geiſtreichen Schrift, — im goldenen Kalbe **), deſſen Werth keiner weitern Empfehlung bedarf. Ob übrigens in dieſem unſchätzbaren Gemälde die höchſte Conſequenz des Charakters, als die letzte Bedingung der zeichnenden Kunſt, beobachtet ſey, — iſt eine andere Frage, deren genaue Erörterung nicht hierher gehört. Der dort in ſeinem ganzen Ideenumfange gezeichnete Miſogin iſt doch eigentlich nur — gegen ſeine Be-

**) Eine Biographie. Gotha 1802. 4 Bände.

es die eine Allervollkommenſte und Heiligſte ſeyn konnte; — alle Vertheidigungen der Beſſern ihres Geſchlechts gelten ihm nichts, weil vorher alle dieſe Beſſern noch tief unter der Beſten ſtanden. Daß die Liebe des Mannes vorher ſo ſtockblind war, und nun auf einmahl ſo allſehend wurde, — dieß macht vorzüglich den ſchneidenden Contraſt im Gefühle des Weiberhaſſers aus, — ſo wie es der tiefſte Grund ſeines Unglücks iſt.

Selbſt dann, wenn die Geliebte gezwungen wurde, — eine Untreue gegen ihn zu begehen, und ihre Hand einem Andern zu

---

trügerinnen erbittert, — und hätte, als ein ſo ſehr verſtändiger Mann, nicht die Sünden einiger auf das ganze Geſchlecht werfen ſollen. Die hohe Vernunft dieſes denkenden Geiſtes mußte ihn vor einer ſo eiskalten Allgemeinheit ſeines Urtheils ſchützen, und dann auch vor dem zweyten Extrem behüten: — ein einziges Weib über die Grenze der menſchlichen Natur hinaus in eine bunte Idealität zu verſetzen, die als ein Factum in der wirklichen Welt nur ein abſoluter Widerſpruch iſt. — —

reichen, kann der Weiberhaß entſtehen, obgleich in dieſem Falle der Schmerz des Geliebten nicht jenen höhern Grad bey einer förmlichen Untreue erreicht. Allein die Liebe des Mannes — behält auch hier, als ein egoiſtiſches Princip, ihren raiſonnirenden Charakter. „Das Mädchen [denkt ſie] hätte doch nicht — nachgeben, ſondern feſter und entſchloſſener ihrer Sclaverey ausweichen ſollen. Warum verdammte ſie ſich — nicht lieber zu einer ewigen Einſamkeit? — warum nahm ſie nicht einen imponirenden Ernſt gegen den ihr aufgedrungenen Mann an, wodurch allen fernern Bewerbungen ein Ende gemacht wurde? warum bewaffnete ſich ihr Auge nicht mit der alles niederwerfenden Gewalt weiblicher Verachtung? warum ſagte ſie ihm nicht grade heraus, daß er in ihr nicht eine Freundin ſeines Lebens, ſondern eine ihn ewig haſſende Furie finden werde? — warum griff ſie nicht ſelbſt zu ſchrecklichen Mitteln, um dem Allerſchrecklichſten für ein weibliches Herz, einem aufgedrungenen Liebhaber, zu entgehen?“ — Denn ſo etwas Romantiſches und Heroiſches kann die Liebe begehren, weil ſie in ihren

Prätenſionen ſo leicht aus einer wirklichen Welt in einen Spielraum überſpannter und ungewöhnlicher Kräfte hinüberſtreift. — „Der Aufgedrungene, ſo denkt ſie weiter, wird am Ende doch wol noch der Mann ihres Herzens werden, und du wirſt — vergeſſen ſeyn, wenn man dich nicht mehr ſieht, dich nicht mehr hört, und dich nicht mehr braucht. Die weibliche Untreue wird hinterher vollzogen, wenn ſie auch jetzt noch nicht denkbar iſt; die Wachsnatur des weiblichen Herzens nimmt alle Formen an, wie Zeit und Umſtände und Schmeicheleyen es verlangen, und die Matrone von Epheſus war gewiß nicht die einzige Leichtſinnige dieſer Art.“ — „Ihre Eidſchwüre ſind vergänglich, wie Spinngewebe, und ihre Thränen vertrocknen deſto ſchneller, je heißer ſie waren. Den glänzendern Sieg gewinnt gewöhnlich der, welcher ſie am meiſten amüſirt, und dieß wird der Mann gewiß thun, der ihr Herz von dem erſten Liebhaber abziehen muß. Durch ſeine Liebkoſungen, durch ſeine Geſchenke, durch ſeine Kunſt, zu gefallen und — nachzugeben, durch ſein behagliches Hineingeben in die weiblichen Launen und Phantaſien aller Art wird — er das Andenken des Erſten in ihrer Seele erſticken, und auf ſeinen Trümmern wird der Zweyte glücklicher ſeyn, als es der Erſte vielleicht je hoffen durfte.“

Unter dieſen Inſinuationen einer gekränkten Liebe muß wenigſtens eine Gleichgültigkeit gegen das weibliche Geſchlecht entſtehen, — weil es nicht Muth genug zu kühnen Unternehmungen zeige, — und, ſelbſt in der muthvollſten Leidenſchaft, — ſich von dem Kleingeiſte anderer Menſchen leiten laſſe. Den höchſten Grad des Weiberhaſſes findet man aber vornehmlich bey zwey Männerclaſſen, — nähmlich bey denen, welchen die Weiber lange genug eine zärtliche Liebe vorgeheuchelt, — und endlich die ganze Taktik ihres Betrugs offenbaret hatten, und dann bey denen, welche als Ehemänner den ganzen Druck einer ſtudierten weiblichen Deſpotie erdulden mußten. Von einer dritten Claſſe, — nähmlich derjenigen, die entweder durch zu frühe Erweckung des Geſchlechtstriebes, oder durch den Umgang mit laſterhaften Weibern ihre phyſiſchen und geiſtigen Kräfte ſchrecklich verſchwendet hatten, und dafür nun das ganze Geſchlecht deſto unverſöhnlicher haſſen, ſoll weiter unten geredet werden.

Diejenigen Männer, welche durch die abſichtlichſten Heucheleyen und fein angelegten Flatterien des weiblichen Betruges, — vielleicht nicht einmahl, ſondern oft hintergangen wurden, — wo alſo durchaus keine Liebe der Heuchlerin vorhanden war, — können freylich wol ein Geſchlecht nicht mehr achten, das alle ſeine liebenswürdigſten Anlagen, ſeine einſchmeichelnde Herzensgüte, ſeine vertraulichen Anlockungen, ſeine bezaubernde weibliche Natürlichkeit, — ja, wol ſelbſt die höhern Reitze eines reinen ſittlichen Gefühls [hier nur als Maske aufgeſtellte Tugend] zur Berückung und Verblendung eines ehrlichen Mannes, nach einem tief angelegten Plane, benutzt hatte. In alle ſeine ſonſt ſo aufheiternden und erquickenden Reminiſcenzen miſcht ſich nun der brennende Gedanke: — daß er, der ehrliche, ſchuldloſe und vertrauliche Mann, die Zielſcheibe weiblicher Hintergehungen war; daß nicht ihm die herzlichen Liebkoſungen, die zärtlichen Ergieſſungen des weiblichen Herzens, ſondern einem Andern galten, welcher allein in der Seele des angebeteten Weibes wohnte; daß, wenn er dieſe auf den Armen der Liebe trug, und tauſend Leben für ſie hingeben konnte, — ſie ſelbſt, — von ihm unendlich weit entfernt, — und von ihm unendlich verſchieden, — ihm ein ſeliges Hinſcheiden wünſchte, — weil ſie nur in jenem Andern lebte; daß, wenn ſich ſein warmes Herz an ihrer Seelengüte weidete, und ſie hoch über alle Frauen der Erde hinaushob, — ſie ſelbſt mit Hohngelächter auf den armen Verblendeten herabſahe, und mit innerm Ekel ſeine Geſchenke annahm; daß ſie ſeine zärtlichſten Briefe uneröffnet verbrannte, wenn ſie das armſeligſte Gekritzel des begünſtigten Liebhabers mit heißen Küſſen empfing, und an ihrem Herzen verwahrte; daß ſie teufeliſche Plane zu ſeiner Entfernung, ſeiner Entehrung und ſeinem Unglücke ſchmiedete, damit die öffentliche Trennung von ihm deſto leichter werde. —

Nun ſind ihm erſt die Augen geöffnet; — nun verſteht er erſt tauſend Dinge, die ihm vorher, als er ſich noch innig geliebt glaubte, für Räthſel, oder wol gar für Naivetäten der weiblichen Liebe hielt; — warum ihr Blick bisweilen ſo ſchmachtend-ernſthaft war, warum ſie ohne Urſache zürnte, — und ein andermahl ohne Urſache ſich einem hüpfenden und ungeſtümen Frohſinne überließ; — warum ſie unvermuthet — Kränklichkeiten und Zerſtreuungen affectirte, — ſich tagelang in eine tiefe Einſamkeit vergrub, und tagelang ſich wie ein Perpetuum mobile herumtrieb; — warum ſie ihm jeden Schritt der Liebe ſo ſchwer machte, und ihm doch ihre Liebe nicht ganz verläugnete; warum ſie ihm entgegenkam, und ſich dann plötzlich wie in die Unendlichkeit wieder zurückzog; warum ſie nur höchſt ſelten ganz vertraulich wurde, und auch dann ſich ihrer mit aller Beſtimmtheit bewußt blieb; warum ſie bey ſeinem Mißgeſchicke, bey ſeinen ungünſtigen Verhältniſſen, oder auch bey ſeinen Erhebungen und Verdienſten, bey ſeinen unerwarteten Glücksfällen ſo wenig gerührt wurde, und ihn dann, ſtatt der lebendigen Sprache des innigen Theilnehmens, — mit trockenen Maximen und Sentenzen unterhielt; warum ſie ihn jedes kleine Verſehen ſo tief empfinden ließ, ihm jeden kleinen Verſtoß gegen den geſelligen Ton ſo hoch anrechnete, und ihm Demüthigungen auflegte, die er nicht verdiente, aber aus Liebe zu ihr gern erduldete; warum ſie ſich ſelbſt anders trug, anders kleidete, als er es gewünſcht hatte, — ungern von ihm Geſchenke nahm, ſo herzlich und ſchön ſie auch gegeben wurden, — ungern zum Tanze ging, den ſie ſonſt bis zur Ausſchweifung liebte, — ungern ſelbſt das köſtliche Buch lieſt, was ſie von ihm zu ihrer Unterhaltung empfing; warum ſie den Umgang mit gewiſſen Menſchen ſuchte, die er nicht für die beſſern halten konnte, — und dagegen die von ihm Geſchätzten mit kalter Gleichgültigkeit behandelte.

Alle dieſe Räthſel, die er vorher nur den Launen und Abwechſelungen des weiblichen Charakters zuſchreiben konnte, und wol gar zu ſeinem eigenen Vortheile deutete, ſind nun gelöſt, — das ganze Benehmen der Geliebten erſcheint ihm jetzt aus einem andern Geſichtspuncte; — eine wahre Liebe hatte in ihr mit einer nur angenommenen, betrügeriſchen gekämpft, und, um beyde zu verſtecken, hatte ſie dieſen zweydeutigen Charakter angenommen. Der Haß hatte die Maske der Liebe anlegen müſſen; — aber mitten aus dieſem Gaukelſpiel leuchtete er hervor, ohne daß es die blinde Männerliebe bemerkte. Gleichſam nur von fern her, — und von einer unſichtbaren Hand wurde das falſche Spiel des weiblichen Herzens aufgezogen und geleitet, — nur der Unbekannte konnte es verſtehen, weil er es belebte und beſtimmte; — er, nicht der Bekannte, ſahe in die Tiefen des weiblichen Herzens; — aber auch ihn machte die Liebe blind, — weil er ſo gut, wie jener, nur — ein falſches Weib anbetete.

„Du haſt alſo deine vertraulichſten Gefühle, und deine beſten Stunden an eine nichtswürdige Heuchlerin verſchwendet, — damit du dir ſelbſt dein ganzes Leben hindurch als ein lächerlich Betrogener erſcheinſt, und der Spott der Betrügerin dir ewig bleibe" — dieſer fürchterliche Gedanke iſt es, welcher meiſten Theils den Weiberhaß dieſer Art unverſöhnlich macht.

Das Weib hat, ohne Liebe zu fühlen, die Liebe des Mannes mit erheuchelter Innigkeit angenommen, ſie hat ihn alſo gleichſam um ſich ſelbſt betrogen, indem ſie ſein höchſtes Ich, die Liebe, täuſchte. Gewaltiger und boshafter konnte ſie ihn nicht betrügen, denn ſie hat ihn um ſeine Zeit, um ſeine Perſönlichkeit, um ſeine eigene Achtung, um ſeine ſchönſten Hoffnungen und um die Zukunft ſelbſt betrogen. Aber noch mehr, — ſie hat nicht nur ſeine Schwäche und ſeine Blindheit zu ſeinem Betruge genutzt, ſondern hat ihm zugleich das Höchſte, was er dem Weibe und der Menſchheit zu geben hatte, — das Schönſte, was ſich ſein Geiſt denken, das Seligſte, was ſein Herz empfinden konnte, — nun gar als eine lächerliche Krankheit des Gemüths dargeſtellt, die nicht anders, als durch die Verachtung des andern Geſchlechts geheilt werden könne. Der Charakter der Mannheit, dem die Natur Würde und Vertrauen auf ſich ſelbſt zur höchſten Bedingung machte, — iſt durch ein ſchwaches Weib bis in ſeine Grundfeſte hinein beleidigt, — „das Weib repräſentirt ihr ganzes Geſchlecht, — und darum mußt du dem Ganzen deine Erbitterung empfinden laſſen" — — dieß iſt die Logik, wonach der Miſogin nun bis an ſein Ende die Weiber richtet, und ſie nun eben darum für radical-ſchlecht hält, weil er ihr ganzes Geſchlecht in der Einen Hochgeliebten für radical-gut, wo nicht gar für radical-vollkommen, hielt.

Der Miſogin, welcher es durch weibliche Tyranney im Eheſtande, — oder auch auſſer ihm, durch Verfolgung von weiblichen Anverwandten, – ſogar aus Erbitterung gegen ſeine Mutter, — werden konnte, wird ganz ſo, wie der durch die Liebe Betrogene, den Charakter der Feindſeligkeit und des unauslöſchlichſten Haſſes annehmen, ſobald er ſich, wie jener, unſchuldig fühlt; — aber ſeine ſchneidenden Kümmerniſſe werden nicht denen einer hintergangenen Liebe gleichen. Der Haß, der aus letzterer entſpringt, wird in der Regel qualvoller ſeyn, weil zu ſeiner Hervorbringung eine durchaus nicht einmahl als möglich gedachte Umkehrung aller vorigen Gefühle und Tendenzen gewaltſam vorhergehen mußte.

Das vorher mit ſo inniger Liebe Umfaßte, mit ſo tiefer Sehnſucht Gewünſchte — hatte das innere Weſen und Denken nur in einen einzigen Punct geſammelt; — hier lagen die Herrlichkeiten einer ganzen Welt vereinigt, — und dieß alles war doch nur Täuſchung und Betrug geweſen. Nicht ſo peinlich wird hingegen der Mann da angegriffen, — wo die Liebe nach und nach in einem nicht ſehr glücklichen Eheſtande verglimmte, und ihre hohen und geiſtigern Anſprüche an das weibliche Herz, nicht mehr von dem Feuer der Jugend beſeelt wurden. Der geplagte Ehemann iſt nur ein Laſtthier, dahingegen der durch weibliche Heucheley Betrogene ein in ſeinem innerſten Weſen Verfolgter zu ſeyn pflegt. Es wird ihm unmöglich, [aus — einem abſoluten Mißtrauen] das Geſchlecht zu lieben, das dieſen moraliſchen Todſchlag an ihm beging, und ewig bleibt nun ſein kaltes Herz verſchloſſen, da mit jenem Betruge ſein Sinn für das Weib, wie der unheilbar verdunkelte Sehnerve des Blinden, völlig erſtorben war. — Dahingegen der im Eheſtande von weiblicher Tyranney Gedrückte dem andern Geſchlechte immer noch anhängen kann, wenn ihn das Schickſal nur von der einigen Furie befreyet hat, die er ſeine Gattin nennen muß, ob ſie gleich nur ſein weiblicher Teufel iſt.

Auch bleiben dem gedrückteſten Ehemanne ſelbſt immer noch Mittel und Wege übrig, wodurch er ſeinen Weiberhaß mildern, und ſeinen Zuſtand erträglich machen kann. Denn, wenn er nachgiebt, wenn er nicht ſpitzig oder plump widerſpricht, wenn er nicht Empfindlichkeit mit Empfindlichkeit erwidert, wenn er nicht mit Sturm die ſtürmiſche Laune des Weibes zurückſchnellt, wenn er dem kampfluſtigen Humor derſelben zur rechten Zeit ausweicht; — wenn er ihr überraſchende Beweiſe giebt, daß ſein Herz noch an ihr hängt, daß er die gute Seite ihres herrſchſüchtigen Geiſtes nicht verkannte, daß er immer noch für ſie manches Opfer wagen könnte, wenn er den Umgang ihr verdächtiger Leute meidet, und ſelbſt an der Ausglättung ſeiner mancherley innern Verzerrungen und Schwächen arbeitet; — ſo wird auch das böſeſte Weib dem Manne noch ruhige und vergnügte

Stunden ſchenken, — vorausgeſetzt, — was doch unendlich ſelten der Fall iſt, daß ſie ihm nicht einen ewigen Haß geſchworen hat. Auch die allerempfindlichſten, giftigſten und liebloſeſten Frauen haben ihre periodiſchen Liebenswürdigkeiten — für unſer Geſchlecht; ein unauslöſchlicher Haß gegen uns macht ihnen lange Weile, und es giebt daher eigentlich keine Mänerfeindinnen, wie es unter uns Weiberfeinde giebt. Sie ſind in der Regel uns allen — mehr, als wir ihnen, zugethan. Sie lieben uns aus Bedürfniß des Herzens; wir lieben ſie aus Bedürfniß unſerer Kraft; — und da jenes ewig jung bleiben kann, dieſe hingegen mit den Jahren verglühet und alt wird; ſo werden die Weiber in Abſicht der Liebe immer weit über uns ſtehen bleiben.

Einzelne Beyſpiele weiblicher Furien können hier nichts entſcheiden. — Sie ſind wirklich da, und einige Männer mögen ganz heimlich von ihnen gegeiſſelt werden, weil dieſe Männer ihnen weder Selbſtſtändigkeit noch Klugheit entgegenſetzen können, dadurch den Sinn des Weibes nur noch mehr verſchrauben, und ihr Gelüſte, zu herrſchen, noch gewaltiger erregen. — Weiber dieſer Art leben nur zwiſchen Zank und Erbitterungen wie in ihrem Elemente. Ihr unruhiger und unzufriedener Geiſt, — ihre augenblicklich gereitzte Empfindlichkeit, — ihre Vapeurs, ihre Nervenzuckungen und unmoraliſchen Convulſionen, ihre unerſättlichen Anſprüche und Forderungen an unſer Geſchlecht, ihre Manie, ſich augenblicklich — als Beleidigte zu zeigen, und als ſolche ſich jedes beliebige Manövre einer gerechten Rachſucht zu erlauben, ihre Undelicateſſe, — ihr ſtürmiſches Auffahren gegen Gatten, Kinder und Geſinde, ihr ewiges Tadeln und Richten und Recenſiren der ſchuldloſeſten Handlungen und Reden, ihre ſchneidenden, witzelnden Ironien, ihre wechſelnden Launen, ihre militäriſchen Ordern, ihr imponirender Stolz, der immer zuerſt befragt und gehuldigt ſeyn will, ihr glatter oder rauher Sinn, dem es auch die ſtudierteſte Dienſtfertigkeit nicht recht machen kann, ihre bald feinere, bald gemeinere Taktik, zu ſchmollen und hämiſch zu ſchweigen, ihre künſtliche Kälte und ihr verzehrendes Feuer — machen dieſe Frauen zu wahren Plagegeiſtern ihrer Familien; aber ſie ſind ſelten, — und wol meiſten Theils ſelbſt das Werk unverſtändiger Männer, die dann freylich zu ihrer eigenen Strafe das zu haſſen gezwungen ſind, was ſie ſelbſt geſchaffen hatten.

Der Weiberhaß, welcher aus Erſchöpfungen der Lebenskraft der Männer hervorgeht, — und nun das Geſchöpf ſelbſt verflucht, welches der ausſchweifende Lüſtling zur Befriedigung ſeiner Begierden mißbrauchte, — mag wol der allgemeinſte und zugleich niedrigſte in ſeiner Art ſeyn. Die Natur hat nähmlich in unſerm innerſten Weſen die Einrichtung getroffen, daß die Liebe des Mannes mit ſeiner Geſundheit beſtehen und leben, — ſich in ihm nach und nach entwickeln, und endlich mit dem Alter verſchwinden, oder ſich in eine ruhige Freundſchaft gegen das andere Geſchlecht verlieren ſoll. Sie hat alſo der Liebe eine gewiſſe Oeconomie ihres Werdens und Selbſtgebrauchs vorgeſchrieben, die ohne Nachtheil nicht vernachläſſigt werden darf. Aber die Natur hat noch mehr gethan; ſie hat mit dem phyſiſchen Feuer des Mannes das zarte Gefühl der Geſchlechtsſympathie verbunden. Verlöſcht jenes Feuer des Lebens; ſo erſtirbt auch, nach einem Naturgeſetze, gewöhnlich dieſe, — am allerleichteſten aber dann, wenn jenes Lebensfeuer, wider die Bedingungen der Zeit, in welcher es ſich bilden ſoll, — zu früh, oder auch zu verſchwenderiſch verbraucht wird, — dahingegen die Geſchlechtsſympathie auch da noch im Manne fortdauern kann, wenn ſeine phyſiſche Kraft natürlich, alſo regelmäßig — ſich nach und nach im Alter verliert. —

Daß dieſe geheime, allen Männern von Natur eigene, Geſchlechtsſympathie ſich aber nach und nach in Weiberhaß verwandeln könne, wenn das phyſiſche Leben im Manne freywillig und zu früh verſchwendet wurde, iſt eben ſo natürlich, ob er gleich hier viel ungerechter, als bey einer getäuſchten Liebe erſcheint. Der Jüngling, welcher ſich in den Armen einer gemeinen und brutalen Wolluſt ſelbſt hinrichtete, und nun aus der ſchrecklichen Gegenwart ſeines Zuſtandes in eine noch ſchrecklichere Zukunft eines ſchmerzvollen und entnervten Lebens hinüberblicken muß, kann das wol nicht mehr lieben, was ſein inneres Seyn und Werden ſchon in der Blüthe vernichten half. Es hing freylich nur von ihm ſelbſt ab, — ob er das Köſtlichſte ſeiner Natur, phyſiſche Geſundheit und erquickendes Kraftgefühl, in ſeiner ganzen Reinheit behalten wollte, — vor den Gefahren des Gegentheils war er doch genug gewarnt worden; — allein er hängt bey ſeinen Reminiſcenzen an ſeine jugendlichen Ausſchweifungen immer mehr an dem Bilde weiblicher Verführungen, als an dem, — was er hätte vermeiden ſollen. Er giebt dem andern Geſchlechte die Schuld, daß es ihm zu anziehend entgegengekommen, daß es ſeine ſchlummernden Leidenſchaften durch ein zu liebkoſendes Hingeben zu einem glühenden Leben geweckt, und durch Ausſtellung ſeiner Reitze ihn um ſeinen Verſtand gebracht; daß es ihn mit ſeinen Lokkungen verfolgt und beſtürmt, mit ſeinen Schmeicheleyen eingefangen, mit ſeiner Sinnlichkeit zu den allerniedrigſten Handlungen fähig gemacht, und ihm nach und nach ein unüberwindliches Gelüſte zur thieriſchen Liebe eingefloͤßt habe. Er habe nicht ausbiegen und nicht ausweichen koͤnnen; — er ſey bey den beſten Grundſaͤtzen und der ſittlichſten Erziehung dennoch in die Netze gefallen, und nun waͤre auch alle Liebe, alle Achtung gegen ein ſo verfuͤhreriſches und verderbliches Geſchlecht auf ewig dahin. Allein der Thor vergißt, — daß er, nicht das zum Gefallen geſchaffene Weib, ſtaͤrker ſeyn mußte, — daß er ſich gewiß nicht gezwungen, ſondern mit ſinnlicher Freywilligkeit hingab, — daß der Mann in der Regel den unerlaubten Angriff macht, und daß er ſein jugendliches Leben im Umgange mit ſolchen Weibern zerruͤttete, die man, ohne Beleidigung des ganzen Geſchlechts, wol nicht als Repraͤſentantinnen deſſelben aufſtellen darf.

Nun moͤchte aber der ſo fruͤh in Kraftloſigkeit Verſunkene — gern immer noch genießen. Um ihn her bluͤhen die Gaͤrten des Schoͤnen und Liebenswuͤrdigen, — die Geſunden opfern hier der Liebe ihre ſchoͤnſten Stunden, und dieſe belohnt ihre verſtaͤndigen Freunde mit einer langen Ausdauer in ihren Gunſtbezeugungen; ja, ſie ſcheint es ganz darauf angelegt zu haben, dem Mäßigern die höchſten Lebensreitze zu ſchenken, wenn der Entnervte an der Seite des Todes und der Ohnmacht dem Tantalus der Unterwelt gleicht. Aber eben dieſer Zuſtand des Suchens und Nichtgenießens, — die Undienſtfertigkeit, womit ihn die Natur, in ihrer Erbitterung gegen ihn, beſtraft, der Fluch, den ſie über ſein phyſiſches Wirken ausgeſprochen hat, macht ihn nun vollends mißlaunig, neidiſch, eiferſüchtig. — Die Tendenz ſeiner Organiſation als Mann, das geheime Gelüſte zum Geſchlechte kann in ihm nicht ausgetilgt werden, denn ſie iſt bis in ſein tiefſtes Bewußtſeyn hineingewurzelt; aber eben dieſes Gefühl, welches durch eine feindſelige Negation in ihm augenblicklich wieder vernichtet wird, — die Luſt mit der Unluſt im hartnäckigſten Kampfe, das Wollen immer von der Kraft verlaſſen — füllen ſein Herz mit unvermeidlichen Erbitterungen, die er freylich nur gegen ſich richten ſollte, die er aber aus Egoismus [um die Schuld von ſich abzulehnen] auf das Object ſeiner ehemaligen Sinnlichkeit überträgt. „Wären nur die Weiber nicht, — ſo wäre die Erde ein Himmel, —

da ſie jetzt — nur der Aufenthalt der Verdammten ſeyn kann.“ Dieß iſt gewöhnlich das Glaubensbekenntniß derjenigen Weiberhaſſer, die es durch die Wollüſte werden. — Daß er genoß, — ehe er zum Genießen reif war, daß er durch dieſes Anticipiren ſich um den ſchönſten Theil ſeines Lebens betrog, daß ſein edler, männlicher Körperbau in das Geripp des Todes zuſammenſank, daß das Feuer ſeiner Augen ſo früh ſchon verglühete, daß nun alle Herrlichkeiten und Süßigkeiten des Lebens für ihn verſchloſſen ſind, daß ihn augenblicklich ein ſiecher Körper an ſeine thieriſchen Mißbräuche erinnert, — daß er der Nachwelt wol gar nur armſelige Invaliden lieferte, — dieß alles bürdet er den Weibern auf, und ſein geheimer Ingrimm gegen ſie wird nach und nach permanenter Weiberhaß.

Noch mehr wird dieſer Weiberhaß durch das innere, peinlichere Gefühl geiſtiger Kraftloſigkeit genährt, — in ſo fern er auch dieſe durch die Verführungen von Weibern empfangen zu haben glaubt. Der ſonſt ſo lebendige und feurige Geiſt des geſunden Mannes kann in dieſem todten Leibe nicht mehr mit der Freudigkeit jugendlicher Gefühle wirken, — dürr und mager und in allen Puncten ſeines Lebens erſchöpft — kennt ſich der Kraftloſe nicht mehr, — und muß es nun, obgleich mit innerer Wuth, erdulden, daß ſich kraftvollere Menſchen neben ihm und über ihn erheben, und den Platz einnehmen, den ſeine Ohnmacht nicht erreichen konnte. Sein Ehrgeitz iſt meiſten Theils noch nicht erloſchen, ja, eben darum vielleicht noch ſtärker geworden, weil ſein Wille durch die Kraftloſigkeit zu oft beleidigt wird; allein er kann nicht aufkommen, er ſinkt mit ſeinem entnervten Fittig, mit ſeiner gelähmten Denkkraft, mit ſeinem fruchtloſen Streben nach einem höhern Ziele, immer wieder in ſeine ſeelenloſe Alltäglichkeit zurück, — und kriecht, wie ein kaum bemerkter Krüppel an Geiſt und Körper, durch die Welt. Die Menſchen weichen ihm aus, weil ſie den Geiſtesſtumpfen nicht mehr gebrauchen können, — weil ſeine Unterhaltungen zurückſchrecken, und weil mit der Ohnmacht ein hämiſches Mißtrauen des Schwächlings immer im Bunde ſteht. Er fühlt ſich überall verlaſſen; ſeine vorigen Lieblinge, — die Weiber, — würdigen ihn keines Blicks mehr, — da eine ausſchweifende Liebe zuletzt alles Liebenswürdige in dem Menſchen auszutilgen pflegt. Nun meint er, daß ſein Weiberhaß gerecht ſey, und er wird bey ihm zur Maxime, — die von nun an oft lächerlich genug zur Norm und Formel aller ſeiner Weibercritiken übergeht.

Bey denjenigen Männern, welche ſich nicht ſowol durch einen ſträflichen Umgang mit Weibern, ſondern durch eine unglückliche Selbſtſchwächung — erſchöpft haben, ſollte man den eigentlichen Weiberhaß nicht vermuthen, denn die Weiber liegen ganz auſſerhalb dem Spiele ſeiner Wolluſt; und dennoch pflegt er bey dieſen Männern indirecte noch früher, als bey jenen einzukehren, und noch tiefer zu wurzeln. Dem Wollüſtlinge bleibt doch immer noch eine Menge fröhlicher Bilder übrig, welche die Schuld der Weiber bey ihm mildern, und in die aufwallenden Erbitterungen gegen ſie — angenehme Reminiſcenzen miſchen. Liebe und Gegenliebe ſchweben noch in manchen zauberiſchen Geſtalten vor ſeiner Seele, — und machen ihn weich, — wenn er unerbittlich-hart gegen ſeine Verführerinnen ſeyn wollte. Der ſolitäre Wollüſtling hingegen hatte ſich nur in dunkler Einſamkeit, ohne Mittheilung an ein anderes zärtliches Weſen, — mit ſich ſelbſt animaliſch vergnügt, er hatte, wie der kälteſte Egoiſt, den Rauſch allein genoſſen; aber eben dadurch war ſeine Geſchlechtsſympathie nach und nach erſtorben, — und zwar gemeiniglich früher, als bey dem nicht-ſolitären Wollüſtlinge. Jener hatte noch gewaltiger gegen ſein Leben gewüthet, als dieſer, weil er zu ſeiner Befriedigung die Natur wider ihre Zwecke zu unnatürlichen Handlungen zwang. Durch dieſen mehr als viehiſchen Actus, — der gradeswegs zur totalen Erſchöpfung führt, hört der Mann auf, — Mann zu ſeyn, indem er ſich zum Weibe macht; eben darum fühlen die ſich Selbſtſchwächenden nichts für die Weiber, ſobald ihnen ihre unreinen Sitten — zur Gewohnheit geworden ſind. Der Umgang mit Weibern iſt ihnen ekelhaft und ungenießbar, da ſie nicht durch die Geſchlechtsſympathie zu ihnen hingezogen werden, und der lebendigere Geiſt der Liebe durch einen verkehrten Gebrauch ihrer Gefühle erſtickt worden iſt; — das zarte Band, welches beyde Geſchlechter durch die Conſtitution ihres gegenſeitigen Einwirkens zu einem Ganzen macht, iſt zerriſſen; — das Weib vermag nichts mehr über den Mann, da er ihrer nicht mehr bedarf, — und wol gar ſich frey dünkt, daß er ohne ſie ſeinen Affect befriedigen kann.

Kälte und Gleichgültigkeit, — wo nicht gar innerer Haß gegen das andere Geſchlecht, iſt allen dieſen unnatürlichen Wollüſtlingen eigen, weil ſie von ihm keine Freuden empfangen. Bey vielen, — vielleicht edler geſtimmten Naturen kann auch wol eine innere Scham, daß ſie etwas Unnatürliches treiben, und mithin eine univerſelle Untreue gegen das ganze Geſchlecht begehen, eine gewiſſe Weiberſcheue bewirken. Sie mögen ſich nun nicht mehr von der Schönheit anziehen laſſen, da ſie ſich einmahl ſo weit vergeſſen konnten; ſie weichen daher den Weibern aus, — weil ſie ſich auch wol geheime Vorwürfe über den verbrecheriſchen Mißbrauch des Inſtincts machen; ſie mögen das nicht einmahl lange anſehen, was ſie ſo glücklich machen konnten, und — was ſo große und gerechte Anſprüche auf das männliche Herz hatte. Dieſe Männer leiden daher auch an allen jenen Gebrechen und Armſeligkeiten, welche wir oben in dem Gemälde des Mannes ohne Liebe bemerkt haben; aber ſie leiden noch mehr, — und werden in den Augen der Vernunft noch verächtlicher, weil ſie freywillig den Charakter und die auf das andere Geſchlecht berechnete Sympathie des Mannes — einem zerſtöhrenden Kitzel aufopferten, und ihre Vergnügungen mit keinem andern Weſen getheilt hatten. Die ganze Schuld eines in ſeinen ſchönſten Blüthen zerrütteten Lebens liegt auf ihnen allein, und dennoch haſſen ſie das andere Geſchlecht — aus einer böſen Gewohnheit des menſchlichen Gemüths, — welches ſich oft das zu verachten zwingt, was es in ſeiner blinden Leidenſchaftlichkeit verkannt hatte.

„Menſchen, ſagt ein verdienſtlicher Schriftſteller *), können gar nicht ſchändlicher ausdrücken, daß ſie das andere Geſchlecht zu einem bloßen Mittel für ihre eigene Luſt erniedrigen, als indem ſie die *Wirklichkeit* deſſelben mit kalter Gleichgültigkeit anſehen, die Geſchlechtsgemeinſchaft mit ihm für immer verſchmähen und, ohne alle wahre Liebe für irgend eine Perſon deſſelben, in der Stille die Phantaſiebilder der Individuen zur Reitzung ihrer Sinnenluſt mißbrauchen. Zugleich würdigen ſolche Wollüſtlinge *ſich ſelbſt* im höchſten Grade herab, indem ſie nicht nur alle *ſittliche* Forderungen im Betreff des Geſchlechtstriebes vergeſſen, ſondern auch dieſem Triebe ſeine *phyſiſche* natürliche Richtung nehmen. Der Wollüſtling, welcher die Gemeinſchaft des andern Geſchlechts ſucht, iſt immer noch weniger verächtlich; es iſt für ihn doch nicht Maxime, *allein* zu genießen; er ſucht keinen Genuß, den das andere

---

*) Mann und Weib. Ein Beytrag zur Philoſophie über die Geſchlechter; von K. H. *Heydenreich*. Leipzig 1798. S. 62 u. f. 67 u. f.

Weſen nicht mit ihm theile, und nimmt wenigſtens einen Schein von Geſchlechtsſympathie an; während der ſolitäre Wollüſtling alle Theilnahme und allen Mitgenuß mit einer unmenſchlichen Selbſtgenügſamkeit abweiſt. — Er verachtet die Zwecke der Natur in Hinſicht beyder Geſchlechter, er verachtet die Gebote, welche die Gottheit durch die Natur ausſpricht, er trennt ſich von ſeiner Gattung, und will ihre natürlichen Triebe und Gefühle nicht mit ihr theilen.“ — — —

„Der ſolitäre Wollüſtling ſinkt im Fortgange ſeines Laſters ſo tief, daß er keines lebhaften Intereſſe und keiner wahren Achtung der Menſchheit mehr fähig iſt. Seine Kälte, Gleichgültigkeit und Zurückziehung in ſich ſelbſt drückt ſich gewöhnlich in ſeiner Phyſiognomie aus; und kündigt vorzüglich Mangel alles Strebens nach dem andern Geſchlechte, aller Annäherung an daſſelbe, aller mittheilenden Neigungen gegen daſſelbe aus. Dieſer Ausdruck empört, — denn er ſagt nichts weniger, als: — „Weiber, — zwar hat die Natur uns für einander beſtimmt; aber ich brauche euch ſelbſt nicht, — ich gnüge mir;“ ein erniedrigender Zuruf, denn ſie erklären ſich damit blos für Mittel ihrer thieriſchen Wolluſt, erklären aber auch, daß ſie einen Ausweg gefunden haben, einander mit Gewinn an Sinnenluſt zu entbehren.“ Mit Recht erklärt Kant die ſolitäre Wolluſt für die unnatürlichſte in folgender Stelle: [Seiner Tugendlehre]

„Unnatürlich heißt eine Wolluſt, wenn der Menſch dazu nicht durch den wirklichen Gegenſtand, ſondern durch die Einbildung von demſelben, alſo zweckwidrig, ihn ſich ſelbſt ſchaffend, gereitzt wird. Denn ſie bewirkt alsdann eine Begierde wider den Zweck der Natur, und zwar einen noch wichtigern, als ſelbſt der — der Liebe zum Leben iſt, weil dieſer nur auf Erhaltung des Individuum, jener aber die der ganzen Species abzielt. Daß ein ſolcher naturwidriger Gebrauch ſeiner Geſchlechtseigenſchaft eine und zwar der Sittlichkeit im höchſten Grade widerſtreitende Verletzung der Pflicht wider ſich ſelbſt ſey, fällt jedem zugleich mit dem Gedanken von demſelben ſofort auf, erregt eine Abkehrung von dem Gedanken in dem Maße, daß ſelbſt die Nennung eines ſolchen Laſters bey ſeinem eigenen Nahmen für unſittlich gehalten wird, welches bey dem des Selbſtmordes nicht geſchieht, den man mit allen ſeinen Greueln in einer Species facti der Welt vor Augen zu legen im mindeſten kein Bedenken trägt, gleich als ob der Menſch überhaupt ſich beſchämt fühlte, einer ſolchen ihn ſelbſt unter das Vieh herabwürdigenden Behandlung ſeiner eigenen Perſon fähig zu ſeyn.“ —

Endlich müſſen wir aber noch von den eigentlichen Weiberfeinden [Miſogin] — den gewöhnlichen Weiberdeſpoten ausſchließen, weil die Erbitterung dieſes letztern ſich gemeiniglich nur auf ein weibliches Individuum bezieht, dahingegen der Weiberhaß als univerſell angenommen wird. Der ſogenannte Weiberdeſpot iſt meiſten Theils nur der Peiniger ſeiner Gattin; — entweder, weil er zu einer Ehe wider ſeinen Willen beredet oder wol gar gezwungen wurde; — oder, weil ihn die Eiferſucht zum Tyrannen macht; oder, weil er dufch die Umſtände gezwungen iſt, ein wirklich charakterloſes Weib im Zaume zu halten; — oder, weil er in einem ſittenloſen Umgange mit dem andern Geſchlechte — auch wol nur mit einer Nebengeliebten, ſein Herz verſchenkte; — oder, weil ſeine höhere Cultur mit der Uncultur ſeines Weibes einen zu ſchneidenden Contraſt macht, — und er dieß bald witzelnd, bald docirend, bald auf eine andere drückende Art — die Gattin empfinden läßt.

Dieſe ſubtilen Henker der Weiber, wie man ſie vornehmlich in den höhern Ständen, und meiſten Theils unter den Gelehrten antrifft, — ſind, bey aller äußern Geſchliffenheit und bey aller Feinheit eines gekünſtelten Welttons, faſt immer die grauſamſten, weil ſie alles an dem ihnen verhaßten Weibe nach Maximen tadeln, und bey ihrer Härte gleichſam conſequent und ſyſtematiſch zu Werke gehen. Dadurch, daß dieſe Männer anfangs das ungebildete, oder von Natur einfältige Mädchen eiligſt hinaufzuſchrauben ſuchten, ohne eine wirkliche Bildung derſelben zu begründen, — müſſen die Leiden der Unglücklichen nur deſto ſchneidender werden, weil ſie ſich durch den ewig critiſirenden Mann nicht nur gedrückt, ſondern auch, bey ihrer angeſpannten Eitelkeit, augenblicklich beleidigt fühlt. Alle Halbcultur, die er ihr ſelbſt gegeben, und die ſie aus Liebe zu ihm ſich aufbringen ließ, — oder, die ſie als ein neues Kleid ihrer Garderobe recht gern annahm, — wird ihr hinterher doch wieder zum Vorwurfe gemacht, als etwas Unvollendetes, Alltägliches und Geſchmackloſes vorgerückt, — und wol gar bemitleidet. Sie wird wie eine armſelige Schülerin behandelt, die auf ihrer Schulbank nicht weiter hinaufrücken könne, und zu einem ewigen Stillſtehen verdammt ſey. Sie darf keine eigene freye Urtheile wagen, wenn es der Haustyrann nicht erlaubt; — ſie darf nur denken und reden, wie er es vorſchreibt; — ſie lieſt immer in ſeinem Auge, wie ſie handeln ſoll, und ob ſie gefehlt hat oder nicht; ſie zittert vor ſeinem richtenden Blick wie der willenloſe Sclave vor der Geiſſel ſeines Herrn, und fühlt ſich vielleicht ſchon glücklich genug, wenn ihr Quälgeiſt ſie nur mit öffentlichen Beſchimpfungen und Vorwürfen in geſelligen Cirkeln verſchont.

Die einſchneidenden Methoden, welche dieſe Männer zur Herabwürdigung ihrer Frauen gebrauchen, ſind oft ebenſo abſprechend, überdacht und giftig, als ungerecht. Ihr Tadel iſt nicht ſowol auffahrend und auf einige Augenblicke ſtürmiſch, — welches ſich noch ertragen läßt; — ſondern er iſt zergliedernd, er löſt das Fehlerhafte an der bekrittelten Gattin in ſeine einzelnen Theile auf, und ſtellt das beſchämte Weib in ſeiner zu ſcharf gezeichneten Blöße hin; — dieß mit dem ſtrafenden Ernſt der kalten Vernunft geſagt, — die keine Verzeihung anerkennt, — dieß vollends mit ſtechendem Witz — und Hohngelächter, oder mit Verachtung und Wegwerfung vorgetragen, — möchte das arme Weib, unter den Klauen eines ſo ſtudierten Teufels, zur Verzweiflung bringen. Sie wird von den Gründen ſeiner eiskalten Critik niedergeſchmettert oder langſam hingerichtet, — alle Verkehrtheiten des ſpitzigen Tyrannen ſtürzen auf ſie ein, — alle Sünden ſeiner zerrütteten Einbildungskraft, — ſeiner geſchwächten Nerven, ſeines bis zur Narrheit reitzbaren Charakters, ſeines feindſeligen Mißtrauens, — ſeiner ganzen verſchrobenen Natur muß die Unglückliche und Unſchuldige tragen, — und ſie hat keine andere, obgleich auch hier kraftloſe, Waffen, — als ihre Thränen.

Dabey muß ſie es täglich hören, daß ſie mit andern beſſern, liebenswürdigern und talentvollern Frauen und deren Kenntniſſen und hohen Bildungen lieblos verglichen wird, — daß der furchtbare Hausrecenſent jene oft mit raffinirten Lobſprüchen beehrt, und ſein eigenes Weib mit raffinirtem Tadel niederdrückt, daß er mit einer andern Gattin unendlich glücklicher zu ſeyn glaubt, — und die Bande einer Ehe verdammt, die ihn auf immer an ſolch ein alltägliches Weib gebunden hätten; daß er in dieſem Zuſtande alle Vorgefühle eines höhern Seyns aufgeben müſſe, und durch ſie in eine lichtloſe Dunkelheit hinabſinke; daß er in ihrer Geſellſchaft nicht freudig und froh werden könne, und die geiſtigern Weiber außer ſeinem Hauſe ſuchen müſſe; daß ſie dem hohen Ideale der Weiblichkeit nicht gleiche, welches ſich die Philoſophie davon entwerfe; daß ſie den feinern Sinn des Mannes nicht verſtehe, ſeine Verdienſte um Literatur und Aufklärung nicht würdigen könne; daß ihr Blick ſo wenig univerſell, ihr Gefühl ſo wenig intellectuell ſey; — daß ſelbſt ihre Geburt, ihre Erziehung, ihre populäre Denkart, ihr ungeweckter Schönheitsſinn, ihr ſchlummernder Geiſt, ihre kraftloſe Urtheilskraft ſie auf die Stufe ſehr niederer Vernunftweſen ſtelle, und ſie im jeden Falle unwürdig mache, die nächſte Geſellſchafterin eines ſolchen Kopfs zu ſeyn.

Nicht weniger martervoll für die Unglückliche iſt die hypochondriſche Stimmung dieſer Quälgeiſter, — in ſo fern ſie dadurch zu verſtehen geben, daß das Weib der Grund dieſer Stimmung ſey, — oder auch wegen ihrer Schwächen nichts zur Heilung dieſes Gemüthszuſtandes beytragen könne. In dieſer Lage weiß das unglückliche Weib nicht einmahl, — wie ſie den ſubtilen und verfeinerten Deſpoten wieder mit ſich ausſöhnen ſoll; — ſie möchte die Weisheit der ganzen Welt befragen, durch welche Zauberkunſt der kalte Ehemann wieder gewonnen werden könnte, ſie möchte ſich ſelbſt ein Leben rauben, an dem ein nie roſtender giftiger Wurm nagt, von dem ſie nur der Tod trennen kann. Sie durchläuft die Geſchichte ihres Lebens und ihrer Ehe, — und kann vielleicht keinen einzigen Grund jener düſtern Männerlaune auffinden; — die Redliche hatte immer gern ihre Pflicht gethan, und dafür ſoll ſie nun durch ein ſchnödes Mißtrauen, durch eine ſultaniſche Deſpotie, durch eine erſtarrende Kälte des Mannes, durch ſeinen mitleidig auf ſie herabſchauenden Stolz, durch ſeine eiſerne Rechthaberey, durch die kindiſche Empfindlichkeit eines hypochondriſchen Tadlers — belohnt werden! Sie bittet, ſie weint, ſie verdoppelt ihre Zärtlichkeit, ſie thut mehr, als er von rechtswegen fordern kann, ſie bringt ſeinem höhnenden Humor die größten Opfer, ſie giebt das Liebſte und Beſte hin, um den in ſich gekehrten, hämiſchen Unſinn wieder zur Vernunft zurückzubringen, und das erſtorbene Herz mit neuem Frohſinn zu beleben; aber ſie wird grauſam mit ihrem Heiltrank zurückgewieſen, oder ein dumpfes, verſtocktes und mörderiſches *Schweigen* iſt die — ganze Antwort, welche der gütigſten Liebe gegeben wird. Von *ſolchen* Händen will der Barbar kein Labſal, — es iſt nur ein gewöhnliches Weib, welches ihn bringt, eine Sclavin des Hausweſens; — eine Königin müßte ihn darreichen, wenn der Thor geheilt werden ſollte. Armes, unglückliches Geſchlecht! wie viele Thoren dieſer Art — mag es nicht grade unter denjenigen Männern geben, welche das Publicum ſeine Helden, ſeine Lieblingsſchriftſteller, ſeine Lumina mundi, ſeine ſentimentalen Tugendlehrer, ſeine Philoſophen, — kurz, ſeine Weltweiſen nennt!!

Die unerträglichſten aller Weibertyrannen ſind diejenigen, welche allen Verdruß und Ueberdruß ihres Lebens auf ihre Gattinnen entladen, und die armen Dulderinnen gleichſam für verpflichtet — zu dieſem teufeliſchen Mißbrauche halten. In der Auſſenwelt zeigen ſich dieſe Sultane gewöhnlich noch in einer leidlichen Geſtalt; aber daheim zwiſchen vier Augen ſind ſie die Henker des Weibes auf die ſchrecklichſte Art. Aller von innen und auſſen erregte, entweder nur eingebildete oder wirkliche Kummer des Mannes wird auf das ſchuldloſe Weib geworfen, weil ſie ihm am nächſten ſteht, und ſein empfindlicher Sinn ſeine Rache ausſchütten muß. Alles Unrecht, was er leidet, — aller

Tadel, der ihn trifft, alle Schwermuth, die auf ihm liegt, allen Kampf, den er mit ſeinen Feinden beginnt, muß die Unglückliche doppelt und zehnfach tragen, weil ſie den ſtürmiſchen Mann nicht allein leiden ſiehet, ſondern auch von ihm augenblicklich durch ſeine ungerechten Launen beleidigt wird. Wohin ſie ſich wendet, um ihn zu beruhigen und zu tröſten, ſtößt ſie auf ſpitzige Dornen und auf ungerechte Vorwürfe, wenigſtens auf liebloſe, auch wol herbeygeführte Ergieſſungen eines unfreundlichen Gemüths. Selbſt ihr kluges und ſanftes Ausbiegen, das ſie zur Schonung des empfindlichen Mannes ſtudiert hat, — wird von dieſem in einem verkehrten Sinne, als Nichttheilnahme an ſeinem Intereſſe, getadelt. Selbſt ihre innigſte und herzlichſte Liebe wird, als ein die Laune des finſtern Mannes quälender Geiſt, ſchnöde und beiſſend zurückgewieſen. — Erſt muß er geſättigt ſeyn in ſeinem Ungeſtüm, in ſeiner innern giftigen und zankenden Stimmung, ehe die Dulderin auf einen ruhigen Augenblick rechnen darf, und gemeiniglich deutet auch dieſer nur, wie die Stille des Meers, auf ein nahes fürchterliches

Ungewitter, — welches den häuslichen Frieden zerreiſſen, und von den Ausbrüchen einer ganz neuen noch unerträglichern Laune des permanenten Quälgeiſtes begleitet ſeyn dürfte.

IV.

Sinnliche Natur des Mannes
in ſeinen übrigen Gelüſten.

Hang zur Unmäßigkeit und Völlerey.

Phyſiſche und pſychologiſche Gründe derſelben. — Warum er unter einigen Ständen herrſchender iſt? — Verſchiedene Wirkungen des Rauſches auf individuelle Charaktere u. ſ. w.

Mit der productiven Zeugungskraft und derjenigen Anlage des Mannes, wodurch ſeiner ganzen innern phyſiſchen und geiſtigen Conſtitution eine größere Lebensmaſſe, als dem

Weibe, mitgetheilt wurde, — ſtehen auch alle ſeine übrigen Sinnlichkeiten in einer bald nähern, bald entferntern Verbindung, obgleich dieſer innere Zuſammenhang ſeiner Natur nicht überall ſichtbar iſt. Die Originalität ſeiner Organe, und der ſich darauf gründende genußſuchende Charakter des Mannes, — alſo ſeine geſammte größere Sinnlichkeit, ſollte an ſeine Conſtitution zur Liebe gebunden werden, und in ſo fern ſich dieſe wiederum anders, als im Weibe, entwickelte, ſollte jedes Geſchlecht ſeine eigenthümliche Charaktereinheit erhalten. Man darf daher, ohne Gefahr einen Irrthum zu begehen, es laut ſagen: — daß der Mann, was er als ſolcher iſt und ſeyn ſoll, mit allen ſeinen Vorzügen und Entwickelungen, mit ſeinen Schwächen und Leidenſchaften leiblicher und geiſtiger Weiſe Mann wird, durch ſeinen Naturberuf zur Zeugung. In der Summe und Aehnlichkeit der Gefühle hat er mit dem Weibe alles gemein, damit aus dieſer tiefen Analogie das Ganze der Menſchheit, als ein lebendiger Stamm vernünftiger Weſen, hervorgehe; aber in dem größern Streben ſeiner Kraft, in dem glühendern Feuer ſeiner Conſtitution, in der größern Maſſe ſeiner Wünſche und Hoffnungen, und vor allem andern — in der lebendigern Gewalt ſeiner Liebe iſt er von dem Weibe originell verſchieden, weil er der zeugende Theil der Schöpfung ſeyn ſoll, und dieſer Beruf nur dem ſtärkern Theile des Menſchengeſchlechts zukam, dagegen das Weib nur der empfangende iſt.

Damit dieſes größere Lebensprincip in ihm nicht vor der Zeit auslöſche, — damit er aus ſeinem Charakter als Mann nicht herausfalle, muß ſeine phyſiſche Natur durch größere Genüſſe gereitzt, und in ſich ſelbſt erhalten werden. Weil in ihm eine größere Conſumtion der Lebenskraft durch die Liebe vorhanden iſt; ſo will die Natur, — daß immer wieder ein Erſatz der verlornen Kraft vorhanden ſey, und der Zerſtöhrung des Inſtincts klüglich vorgebeugt werde. Die Einnahme und Ausgabe der Natur wird hierdurch, ſo lange der Menſch nicht in eine totale Unfähigkeit, ſich zu beherrſchen, ſinkt, — ziemlich in's Gleichgewicht gebracht, wenn auch der Mann ſchon deßwegen unmäßiger ſeyn ſollte, — und von Natur unmäßiger iſt, — weil er liebt. Wir finden daher auch immer, daß die Sinnlichkeit des Mannes in allen übrigen Dingen zunimmt, wenn er mit ſeinem Inſtincte zur Fortpflanzung ſeiner Species nicht haushälteriſch umgegangen war, — daß gleichſam ſein Hunger und Durſt unerſättlich wird, und von nun an immer neue und kräftigere Sättigungsmittel aufzuſuchen anfängt; daß durch das Uebermaß ſeiner phyſiſchen Liebe ſeine ganze Natur aus ihren Grenzen tritt, und mit gewöhnlicher Koſt nicht mehr zufrieden ſeyn will. In der Regel iſt der Wollüſtling in der Liebe auch ein ſolcher in Speiſe und Trank, im Luxus, in der Weichlichkeit u. ſ. w., weil die Natur immer wieder die verſchwendete Ausgabe erſetzen muß, und gleichſam kein anderes Mittel zu ſeiner Rettung auffinden kann, als in ſo fern ſie ihm ſeine Unmäßigkeit zum Erſatze der verlornen Lebenskraft vorſchreibt, oder doch wenigſtens erlaubt. — Aber alsdann iſt der Menſch auch ſchon auf dem Wege ſeiner Selbſtvernichtung, — ſo wie man auch in dieſem Sinne von ihm ſagen könnte, daß ein

Laſter die Mutter aller übrigen werden kann. Die Ausſchweifungen der Liebe führen zu Ausſchweifungen in Speiſe und Trank, — und dieſe wiederum zu Ausſchweifungen der erſtern, bis der durchaus Verſinnlichte bey dieſer wechſelſeitigen Unmäßigkeit alle Selbſtkraft und allen Glauben an ſich ſelbſt verliert.

So lange die Liebe nicht in Wollüſte, alſo nicht in bloße Befriedigung des animaliſchen Inſtincts ausartet, zeigt ſie auch immer noch den beſſern Charakter ihrer Freyheit, — indem ſie die Unmäßigkeit in Speiſe und Trank nicht kennt. Der Jüngling, welcher ſich noch bezügeln kann, würde ſich durch Ueberladungen jener Art ſeiner Geliebten lächerlich zu machen glauben; auch iſt ſeine ganze Seele zu ſehr auf den einen Gegenſtand ſeines Herzens gerichtet, als daß er bey andern Genüſſen ſeiner vergeſſen könnte. Er darf auf keine Weiſe das Mißfallen des geliebten Mädchens erregen, — dieß hält ihn, wenn auch einige Neigung zum Kitzel des Gaumens in ihm vorhanden wäre. Er wird ſich zwar im Erguſſe ſeines Frohſinns, gleichſam zur Ehre ſeiner Göttin, einen Rauſch erlauben; allein er wird es gewiß nicht oft wiederholen, — und ihr wol gar, damit ſie ihn nicht für einen Schwelger halte, Rechenſchaft von ſeiner ſchwachen Stunde ablegen. Ja, die Liebe kann noch mehr bey dem Manne bewirken, — ſie wird dem zum Trunke geneigten Jünglinge und Manne ſogar oft den Hang dazu *benehmen*, und ihn an edlere Zeitvertreibe gewöhnen. Indeß iſt es auch wahr, daß dieſe Bekehrungen eines jungen Schwelgers nicht lange über die erſten Eheſtandswochen hinaus zu dauern pflegen. Wenn das Feuer der Liebe zu verlöſchen anfängt, und die Gebieterin eben dadurch ihre Autorität über den jungen Mann aufgeben muß, kehrt der Traubengott mit ſeinen Geſellen gemeiniglich wieder zurück, und das Uebel wird durch die unvorſichtigen Vorwürfe der Gattin oft noch ärger, als vorher. —

Nächſt der ſinnlichen Liebe im Manne iſt ſeine *Neigung zur Völlerey*, beſonders zum Uebermaße in ſtarken Getränken, die *herrſchendſte* und gewöhnlichſte, — ſo wie die bleibendſte. Denn ſelbſt im Genuſſe der Liebe hat er die Freyheiten nicht, die er ſich beym

Uebermaße der Speiſen erlauben darf. Hier kann er für ſich allein genießen, wenn er dort mit Mühe und ſo mancherley Beſorgniſſen den Gegenſtand ſeiner Wünſche aufſuchen, und oft erſt beſiegen muß. Er iſt in der Liebe faſt nie vor der Untreue und dem raffinirten Betruge des weiblichen Geſchlechts ſicher, — er muß vielleicht lange mit dem entgegenſtrebenden Willen anderer Menſchen und einem ungünſtigen Schickſale kämpfen, ehe er die Geliebte heimführen darf, — da ihm hingegen der Kitzel des Gaumens überall leichter geboten wird, da er ihn mit wenigerer Gefahr für den Körper und ſeine Geſundheit befriedigen kann, und wenigere Koſten zu dieſer Befriedigung aufwenden darf. Auſſerdem wird er bald die Erfahrung machen, daß ihn die Genüſſe der Liebe erſchöpfen, daß ihr Uebermaß ihn und ſeinen Kraftſinn niederwirft, und die Natur ihm nicht ſelten große Strafen für Vergehungen dieſer Art auflegt; — daß aber die Freuden und der Frohſinn im luſtigen Gelage ihn aufheitern und begeiſtern, — daß, wenn er ſich nur einigermaßen beherrſchen kann, und ſein Körper nicht zu locker gebauet iſt, — er es bey ſeiner Flaſche länger, als im Arme der Liebe, aushalten wird, und daß die älteſten Männer gemeiniglich — Freunde des Bacchus geweſen ſind. Er bemerkt es bald, daß faſt alle von der Liebe Gefangenen zu den Altären dieſes Gottes wallfahrten, um ſich entweder ganz von den Feſſeln der Göttin des Inſtincts loszuwickeln, oder ſich wenigſtens durch — ſtärkende Genüſſe des Traubengottes zu neuen Siegen der Liebe vorzubereiten.

Wenn wir die Neigung des männlichen Temperaments zur Unmäßigkeit, wenigſtens zum Vollgenuß in Speiſe und Trank, nach ihrer innern Natur unterſuchen; ſo ſcheint ſie auch darum eine ſo große Gewalt über den Mann zu behaupten, weil in ihr noch etwas mehr, als ein blos ſinnlicher Genuß liegt, — und ſie als eine Schweſter des Frohſinns mit einer höhern Natur des Menſchen in Verwandtſchaft zu ſtehen ſcheint. — Auf den Schultern des Mannes liegt die Welt; ihre innere Verzierung und gleichſam ihr Blüthengarten iſt dagegen dem weiblichen Geſchlechte anvertrauet worden. Der Mann ſoll arbeiten, vorwärtsſtreben und kämpfen; das Weib neben ihm als freundliche Gefährtin im Kampfe ſtehen. So denken wir uns den Beruf unſeres Geſchlechts. Dem Manne ſind die Sorgen des Lebens aufgelegt, Laſten, die kein Weib tragen könnte; tauſend andere Verhältniſſe verwickeln ihn, und binden ihn in dem Getriebe der Welt; ſein größerer Wirkungskreis wäre auch kummervoller und unerträglicher, wenn die Natur ihm nicht ſein Joch erleichtert, ihm nicht ſelbſt die Schnellkraft, es zu heben und zu tragen, verliehen hätte. — Ohne dieſe konnte er nimmer der Herr der Erde ſeyn, denn der Niedergedrückte iſt gar nichts mehr, weil ohne Kraft alles Lebendige todt iſt. Die Natur wollte dem Manne einen ganz eigenthümlichen Erſatz für die auf ihn gethürmten Gebirge geben, — und ſie hat es gethan. Aber äußere Belohnungen wären für ihn nichts geweſen, keine Millionen könnten ihm einen trüben Tag erſetzen, wenn es der Frohſinn [das Geiſtige im Genuß] nicht thäte, den er ſich ſelbſt giebt, den ihm nichts rauben kann, wenn er ihn zu behaupten verſteht; — der Frohſinn, welcher aus dem Feuer gleichſam vervielfältiget wird *). Mit dieſem verſtärkten innern Lebensgefühle iſt aber wiederum eine Art geheimer Wolluſt verbunden, — indem uns das Bewußtſeyn des Frohſinns an unſer jetziges *Beſſerbefinden* erinnert, und den vorhergehenden kältern Zuſtand unſerer Exiſtenz gleichſam als einen *Verluſt* im Leben darſtellt. Daß man dieſen durch das Uebermaß der Freude wieder erſetzen kann, iſt ſchon an

ſich

---

*) „Die Sorgenfreyheit und mit ihr auch wol die Unbehutſamkeit, welche der Rauſch bewirkt, iſt ein täuſchendes Gefühl vermehrter Lebenskraft. Der Berauſchte fühlt nun nicht die Hinderniſſe des Lebens, mit deren Ueberwältigung die Natur unabläſſig zu thun hat, und iſt glücklich in ſeiner Schwäche, indem die Natur wirklich in ihm beſtrebt iſt, durch allmählige Steigerung ſeiner Kräfte ſein Leben ſtufenweiſe wiederherzuſtellen." „Weiber, fährt der ſcharfſinnige Anthropolog fort, Geiſtliche [??] und Juden betrinken gewöhnlich ſich nicht, wenigſtens vermeiden ſie ſorgfältig allen Schein davon, weil ſie bürgerlich ſchwach ſind, und Zurückhaltung nöthig haben [wozu durchaus Nüchternheit erfordert wird]. Denn ihr äußerer

Werth

ſich ein angenehmes Gefühl, — welches nun aber noch dadurch ſehr zu gewinnen pflegt, daß wir in dieſem Zuſtande durch die erhöhete Kraft unſerer Phantaſie und unſeres Ideenwechſels — alles, was wir wollen, in einem hellern und glänzendern Lichte zu ſehen glauben. Der Verliebte ſiehet ſein Mädchen in der höchſten Glorie des Vollkommenen und unübertreffbar Schönen; — der Freund umarmt den Freund mit größerer Innigkeit, weil die mit ihm genoſſenen Götter-

---

Werth beruht blos auf dem Glauben Anderer an ihre Keuſchheit, Frömmigkeit und ſeparatiſtiſche Geſetzlichkeit. Was das letztere betrifft, ſo ſind alle Separatiſten, d. i. ſolche, die ſich nicht blos einem öffentlichen Landesgeſetz, ſondern auch noch einem beſondern [ſectenmäßig] unterwerfen, als Sonderlinge und vorgeblich Auserleſene, der Aufmerkſamkeit des Gemeinweſens und der Schärfe der Critik vorzüglich ausgeſetzt, können alſo auch in der Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt nicht nachlaſſen, weil der Rauſch, der dieſe Behutſamkeit wegnimmt, für ſie ein Scandal iſt.“ Anthropologie in pragmatiſcher Hinſicht, abgefaßt von Immanuel Kant. 2te Aufl. Königsb. 1800. S. 73—74.

ſtunden wie in einem magiſchen Spiegel vor ſeiner Seele vorübergehen; — der erkaltete Ehemann drückt noch einmahl die vom Alter gebeugte Hausmutter liebevoll an ſein Herz, und noch einmahl ſteht das zarte Bild der jungfräulichen Braut vor ſeinem Geiſte. Hier rüſtet ſich der Dichter zu neuen genialiſchen Productionen, — und Bilder und Ideen, die er vorher mühſam ſuchte, ſtrömen ihm nun wie tanzende Lichtpuncte entgegen, und begeiſtern ihn zu Gemälden neuer Schöpfungen; ſeine Phantaſie glüht von einem idealiſchen Feuer, das ſeinen Witz lebendiger, ſeine Gefühle für das Schöne reizbarer, ſeinen Erfindungsgeiſt ſchneller, und ſein ganzes äſthetiſches Leben unendlich mobiler macht. Nun erſt kann er dichten, denn er iſt nicht mehr in der ſichtbaren Gemeinheit der Dinge vergraben, — er ſetzt, — er ſchafft ſich ſelbſt, indem er das ganze Univerſum aus ſich ſchöpferiſch hervorruft, und wiederum nach Belieben vernichtet. Selbſt der ernſtere Denker fand im Glaſe oft Combinationen und Entwickelungen großer und lichtvoller Ideen, die er ſonſt nie gefunden haben würde, — Diviſionen und

Subdiviſionen, die nur der durch den Rauſch electriſirte Geiſt finden konnte, — ſo wie es theologiſche Syſteme und philoſophiſche Hirngeburten giebt, die wol nur im Rauſche und durch den Rauſch erfunden werden konnten.

Wenn die Liebe eigentlich nur im ſtillen Dualis, alſo ohne eigentliche Geſelligkeit genießen mag, — ſo daß ihr das Zuſammenſeyn mehrerer Perſonen ſogar unerträglich wird; — ſo iſt im Gegentheil der Wein als ein im geſelligen Cirkel aufheiternder Reitz ein allgemeiner und oft unwiderſtehlicher Verführer, — aber eben dadurch auch der Trinker ein ſchwer zu bekehrender Sünder. Das Brüderliche und Vertrauliche, was in dieſen Verbindungen liegt, verbunden mit dem jubelnden Frohſinn, der gemeiniglich beym Glaſe herrſcht, iſt ſo verführeriſch und anſteckend, daß die verſtändigſten und enthaltſamſten Männer jenem Zauber nicht lange ausweichen konnten. Sie wurden von dem Tone einer Geſelligkeit hingeriſſen, die ſich zugleich ihrem Geiſte werth machte, weil ſie durch muntere Scherze und lichtvolle Gedanken belebt wurde, anſtatt, daß die thieriſche Liebe meiſten Theils nur auf thieriſchen Genuß ausgeht, und den Geiſt ſelbſt im Genuſſe unbeſchäftigt läßt. Sie fühlten ſich in dieſer Vereinigung der Herzen, welche der Frohſinn ſtiftet, — und, ſo lange kein Zänker dazwiſchen kommt, die dauerhafteſten Freundſchaften erzeugen kann, glücklicher, als in jedem andern Lebensverein, — und vielleicht hatten ſie noch nie den hohen Werth des Geſelligen ſo lebhaft, als hier, empfunden. Die Verſicherungen einer ewigen Freundſchaft, die gleichgeſtimmten Gefühle Mehrerer für das Edle und Schöne, die gemeinſchaftlichen Zurückerinnerungen an vergangene Jahre, die warme gegenſeitige Theilnahme an den Schickſalen des Andern, der in fröhlichen Zirkeln herrſchende vertrauliche Freyheitsgeiſt, — das gemeinſchaftliche Verbannen alles unnöthigen Zwanges, alles pedantiſchen und ſteifen Weſens, aller lächerlichen Unterſchiede des Standes und Ranges — hat oft die unauflöslichſten Bande zwiſchen Männern zu großen Zwecken geknüpft, die ſich auf keinem andern Wege einander gefunden haben würden, — ja, hier ſind oft Menſchen mit einander ausgeſöhnt, und ſich wiedergegeben worden, die ſich einen ewigen Haß geſchworen, und ſich lange mit tiefer Erbitterung verfolgt hatten. Alles ward hier wieder vergeben und vergeſſen, und ſo vieles wieder in ſeine Regel und in's Gleichgewicht zurückgebracht, was die ernſteſten Maximen der Vernunft nicht zu bewirken im Stande waren. —

Wenn alle andere Wollüſte des Menſchen eigentlich nur thieriſcher Art ſind, ſo wird hingegen der mäßige Genuß des Weins durch die dabey wirkende geiſtige Geſelligkeit — ein wirklich menſchlicher Genuß, indem er das Getränk nicht um ſein ſelbſt willen, ſondern darum ſucht, weil es ſein Leben erhöhet und ſein geſelliges Gefühl begeiſtert; — dieß iſt auch der Grund, warum ſelbſt diejenigen trinken, die hierbey gar keinen Kitzel des Gaumens empfinden, — ſondern ſich nur durch ſtarkes Getränk exaltirt fühlen wollen. Der lahme, alltägliche Gang ihres Gemüths erfordert ein Reitzmittel, wodurch er lebendig gemacht, und zu neuen Ideen hingerichtet wird, — eine Art Brownianismus, der auf die Belebung der geiſtigen Natur des Menſchen wirkt, und ſchon unzählige ſchlummernde Kräfte und Talente in dem Menſchen geweckt hat. Aber es giebt noch ein Bedürfniß unſerer Natur, welches nicht leichter und angenehmer, als durch den Wein befriedigt werden kann — das Bedürfniß zu reden. „Der Trunk, ſagt Kant in ſeiner vorher angeführten Anthropologie S. 74, löſt die Zunge. Er öffnet aber auch das Herz, und iſt ein materielles Vehikel einer moraliſchen Eigenſchaft, nähmlich der Offenherzigkeit. Das Zurückhalten mit ſeinen Gedanken iſt für ein lauteres Herz ein beklemmender Zuſtand, und luſtige Trinker dulden es auch nicht leicht, daß Jemand bey einem Gelage ſehr mäßig ſey, weil er einen Aufmerker vorſtellt, der auf die Fehler Andrer Acht hat, mit ſeinen eigenen aber zurückhält.“

Sobald nähmlich die Ideen durch die neue hinzugekommene Schwungkraft des Bluts reger und lebhafter geworden ſind, ſo dringen ſie auf ihre eigene beſchleunigte Mittheilung, weil ſie immer wieder von neuen Ideen und neuen Phantaſien getrieben werden. Dieſes Steigen der lebhaftern Vorſtellungskraft, welches ſo leicht das Mißtrauen gegen Andere unterdrückt, ſchließt dann nicht nur ſehr leicht und oft unbeſonnen genug alle Geheimniſſe des Herzens auf, ſondern äußert ſich gemeiniglich auch noch da, wo ſie kaum mehr angehört wird, wenn z. B. beym fröhlichen Gelage alle zugleich ſprechen, und einer den andern zu überſchreyen pflegt. Meiſten Theils geht aber dieſe Offenherzigkeit nicht blos aus dem lebendigern Ideendrange des Trinkers, ſondern mehr aus einer gewiſſen brüderlichen Vertraulichkeit hervor, — die dem Mitgenießenden, zu gleicher Fröhlichkeit Geſtimmten eine ungezwungenere Mittheilung ſeiner Meinungen und Gefühle ſchuldig zu ſeyn glaubt, und alles grübelnde Nachdenken über die Folgen dieſer Redſeligkeit verbannt. Der Ton der Freude hallt nun in der Seele des Andern wieder, und giebt ihn ſo zurück, wie er ihn in dem allgemeinen Einklange des erhöheten Frohſinnes empfing. Einer hält den Andern für ſeinen beſten Freund; die Genießenden ſcheinen ein Herz und eine Seele zu ſeyn, — ſie haben mithin nichts eiligeres zu thun, als ſich einander ſo zu zeigen, wie ſie ſind, und ſich untereinander zu einem Geiſte der Offenherzigkeit zu bekennen. Sind die Zungen einmahl gelöſt; ſo kann ſie gemeiniglich nichts mehr aufhalten, bis die Urſache dieſer Stimmung aufhört, und die Beſonnenheit des Nüchternen aus dem Nebel wieder hervortritt.

Daher hat man immer den Schluß gemacht, — daß man im Trunke den Charakter des Menſchen erforſchen und in ſein Inneres ſchauen könne, — weil alles heraus muß, was er denkt, und wohin ſich die Natur ſeines Wollens am meiſten richtet. Ja, dieſe kann bey Einigen ſo weit gehen, daß ſie mit einer ungeforderten Offenherzigkeit ihre ganze Denkweiſe, ihre eigenen Fehler und Schwächen, ſelbſt angeben, und es grade heraus ſagen, weß Geiſtes Kinder ſie ſind; daß ſie die geheimſten Plane ihres Herzens entdecken, und von ſich Dinge hören laſſen, die vorher kein Menſch vermuthen konnte. Gewöhnlich wirft der Trinker die Maske weg, welche ihm, bey nüchternem Sinne, Vorſicht und Klugheit im Lebensgebrauche anlegen, und ihn eben dadurch ſo wie alle Menſchen durch die Klugheit zum Heuchler machten. Sein aufgeweckter Geiſt verlangt im Zuſtande ſeiner Exaltation ein größeres Maß der Freyheit, — weil ihm die Einengung in tauſend lebenskluge Rückſichten nun nicht mehr gefallen kann; er zeigt ſich jetzt gleichſam in ſeiner moraliſchen Nacktheit, da die durch Erziehung und den Wohlſtand ihm aufgedrungene Verſtellungskunſt aufgehört hat, und er ſich um jede ihm drohende Maxime — nun viel weniger bekümmert, ja, wol gar ihr zum Trotze ein wenig zu natürlich werden könnte.

Kant glaubt nicht, daß man beym Trinken das Temperament des Menſchen oder ſeinen Charakter erforſchen könne, — und zwar darum nicht — „weil ein neues Flüſſiges ſeinen in den Adern umlaufenden Säften beygemiſcht, und ein anderer Reitz auf die Nerven geweckt ſey, der nicht die natürliche Temperatur deutlicher entdecke, ſondern eine andere hineinbringe.“ „Daher wird der Eine, fährt er fort, der ſich betrinkt, — verliebt, der Andere großſprecheriſch, der Dritte zänkiſch werden, der Vierte ſich weichmüthig, oder andächtig, oder gar ſtumm zeigen; alle aber werden, wenn ſie den Rauſch ausgeſchlafen haben, und man ſie an ihre Reden des vorigen Abends erinnert, über dieſe wunderliche Stimmung oder Verſtimmung ihrer Sinne ſelber lachen.“ Allein man könnte hierauf antworten, daß, wenn auch nur ein neues Flüſſiges den Säften beygemiſcht wird, doch eben dieſe Miſchung auf die Aeußerung unſerer natürlichen Eigenſchaften grade am allermeiſten wirken, und das Innere des Menſchen, — wie es die Offenherzigkeit des Trinkers wirklich thut, herauskehren müſſe. Uebrigens geben wir gern zu, daß die obige Maxime keine allgemeine Gültigkeit habe; — denn es giebt z. B. Geitzige, die beym Trunke, auch da, wo ſie ihn bezahlen müſſen, als Verſchwender erſcheinen, ſo wie es Trinker giebt, die nüchtern — allen Menſchen gutmüthig vertrauen, und in einer gegenſeitigen Stimmung, ſelbſt im Rauſche, von einem grübelnden Mißtrauen gegen alle Menſchen beherrſcht werden.

Uebrigens liegt in der anziehenden Kraft der Offenherzigkeit und Vertraulichkeit beym fröhlichen Gelage unſtreitig der Felſengrund ſo vieler in der Jugend geſtifteten freundſchaftlichen

Verbindungen zwiſchen Männern, — Verbindungen, die keine Zeit verwüſten kann, und die ganzen Familien oft auf Kind und Kindeskind wohlthätig geworden ſind. Die Gemüther hatten ſich einander auf immer entfaltet, — und dadurch waren ihre Geſinnungen und Gefühle in eine unzertrennbare Verwandtſchaft gebracht worden. Sie verſtanden ſich nun auf ihr ganzes Leben hinaus, und ihre Freundſchaft mußte die herzlichſte werden, weil alles Mißtrauen daraus verbannt war, — und eben darum ohne Zögern und Anſtoß Einer den Andern mit gleichgeſtimmtem Willen in Beſitz nahm. Einen neuen Werth bekamen dieſe aus der Jugend in das ganze folgende Leben verpflanzten Freundſchaften dadurch, — daß ſich zu ihnen die gleichartigen Erinnerungen an frohe, auch wol rauſchende, Stunden geſellten. Man hatte ſich in dem vollen Genuſſe ſeiner Lebensfülle und ſeiner jugendlichen Freyheit mit gleicher Herzlichkeit umarmt, und ſich eine ewige Anhänglichkeit geſchworen. Das Liebſte, was die Jugend nehmen und geben kann, — der electriſirte ungebundene Frohſinn, — hatte die

Herzen an einander gezogen, und die Aufrichtigkeit des Ausdrucks und Wohlmeinens hatte den fröhlichen Bund unterſiegelt. Die Sache des Einen war die Sache des Andern geworden, — der Neid war aus dieſen Verbindungen verbannt, und man erinnert ſich dieſer ſchuldloſen Augenblicke ſo gern! Tief in ihrem Innern fühlten es die beſſern Charaktere, daß ſie aus jenen ſchuldloſen Augenblicken des Frohſeyns ſelbſt beſſer hervorgingen, daß ſie da erſt die ſüße Gewalt herzlicher Einverſtändniſſe kennen lernten, daß ſich ihr roher, auch wol beiſſender Sinn durch die zarten Mittheilungen der Freude in eine veredelte Humanität auflöſte, daß ſie da erſt in ſich ſelbſt und in den Herzen Anderer mit Vertrauen auf die Menſchheit zu leſen anfingen, und daß ſie von daher ihren erſten reellen Aufflug zu einem höhern Ziele ihrer Kraft und ihrer Thätigkeit datiren durften.

Eben jener zauberiſche Reitz, welcher durch die Geſelligkeit mit dem Genuß ſtarker Getränke verbunden und dadurch gleichſam vergeiſtiget wird, iſt nun auch der Grund, warum dieſe Art zu genießen meiſten Theils mit dem Alter zunimmt, dahingegen ein anderer Genuß, — die Liebe, — mit den Jahren, als ein ſich ſelbſt zerſtöhrender Trieb, verſchwindet. Das Alter fühlt ſich durch jenen Genuß gleichſam in ein neues Leben gerufen, — und wie vom Tode erſtanden, indem es die jugendlichen Wallungen des Bluts noch einmahl in ſich erneuert, — und eine geſtärkte, wenigſtens lebendigere Lebenskraft in ſich wahrzunehmen glaubt. Selbſt die Eindrücke des Schönen pflegen in dieſem Zuſtande einer leichten Berauſchung ihre vorhergehende Mattigkeit zu verlieren, und die Phantaſie in neue Flammen zu ſetzen. Man findet Greiſe, die, durch die Wärme des Getränks belebt, mit wahrer Begeiſterung das arcadiſche Leben ihrer jugendlichen Liebe ſchildern, und ihrem Betragen dann noch alle Kennzeichen einer liebenswürdigen Galanterie aufdrücken können; — es giebt andere, die dann noch alle Reitze der phyſiſchen Liebe in ſich wahrnehmen, — und alle ihre Thorheiten wiederum annehmen können, bis die Berauſchung vorüber iſt. — Allgemein iſt übrigens die Maxime alter Trinker, daß man das Leben ſich durch den Genuß nicht nur verſüßen, ſondern eben dadurch auch in ſeinem Dahinſchwinden gleichſam *aufhalten* müſſe. Dieſer Geiſt weht in allen Gedichten des Alterthums, die dem Traubengotte zu Ehren gedichtet wurden, — und es liegt etwas ſehr Reelles in dieſem Gedanken, da das Leben, — als Genuß der Welt, — dem Alter immer koſtbarer und wichtiger werden muß, — denn bald wird es nicht mehr ſeyn. *)

---

*) Eine ſehr naive Deutung dieſes Gegenſtandes finde ich in den Verſuchen des *Montaigne* [II. Buch, 2. Cap.] De l'yvrognerie: „Les incommodités de la vieillesse, qui ont besoing de quelque appuy et refrechissement pourroyent m'engendrer avec raison desir de cette faculté: car c'est quasi le dernier plaisir que le cours des ans nous desrobe. La chaleur naturelle, disent les bons compagnons, se prent premierement aux pieds: celle-là touche l'enfance. De là elle monte à la moyenne region, où elle se plante long-temps, et y produit, selon moy, les seuls vrais plaisirs de la vie corporelle. Les autres voluptes dorment au prix. Sur la fin, à la mode d'une vapeur qui va montant et s'exhalant, elle arrive au Gosier, où elle fait sa

Montaigne erklärt ſich in einer andern Stelle mit Recht gegen das Berauſchen, — und nennt es „un vice lasche et stupide; aber, ſetzt er hinzu, er halte es für: „moins malicieux et dommageable que les autres, qui choquent quasi tous de plus droit fil la societé publique." Dieſe Aeußerung, die an ſich vollkommen richtig iſt, — führt uns ſelbſt zu dem gewöhnlichen Charakter der Trinker, der hier noch einige Beleuchtung verdient.

Meiſten Theils zeichnen ſich dieſe Männer durch eine gutmüthige, weiche, offene und unverſtellte Stimmung des Gemüths, durch einen nachgebenden, toleranten, dienſtfertigen und ſogar herzlichen Charakter aus, der, ohne

---

dernier pose." Selbſt der ernſte Seneca ſagt in ſeiner Abhandlung: de tranquillitate animi — ganz laut und anrathend: „nonnunquam et usque ad abrietatem veniendum, non ut mergat nos, sed ut deprimat curas. Eluit enim curas, et ab imo animum movet: et ut morbis quibusdam ita tristitiae medetur." Cap. XV.

jene Neigung zu ſinnlichen Genüſſen, oft der höchſten Liebenswürdigkeit fähig ſeyn würde. Der Frohſinn hat dieſe Charaktere gebildet, — und dieſem haben ſie wol am meiſten die Unverdorbenheit ihres Herzens zu verdanken. Dieſer Frohſinn *), welcher auſſer ſich und in ſich keine Diſſonanzen hervorbringen mag, welcher alle Erbitterungen und quälende Leidenſchaften fliehet, — welcher nur ſich und gleichgeſtimmten Freunden lebt, überall die Hände zum Frieden und Mitgenuß bietet, keiner Verſtellung und

---

*) Wie treffend iſt Sulzers Bemerkung über den Frohſinn: „ein Menſch, indem er die Freude genießt, iſt ein gutmüthiges, gefälliges und durchaus angenehmes Geſchöpf, mit dem man alsdann beynahe machen kann, was man will. Denn da er ſelbſt während der Freude an dem Ziele ſeiner Wünſche zu ſeyn glaubt; ſo ſucht er für ſich nichts mehr, hat kein eigenes Intereſſe, und, wenn ihm noch etwas zu wünſchen übrig bleibt, ſo iſt es dieſes: daß nun auch alle Menſchen ſo glücklich, wie er ſelbſt, ſeyn mögen.“ Theorie der ſchönen Künſte. Art. Freude.

Hinterliſt fähig iſt, — gern vergiebt und gern entſchuldigt, wenn man ihn nur nicht um ſich ſelbſt, — um ſeinen Genuß, bringen will, — dieſer Frohſinn läßt den Menſchen nicht leicht in unedle Laſter ſinken, und aus Menſchenhaß und Menſchenverachtung Fehler begehen. Er wird nicht leicht zur Untergrabung eines fremden Glücks heimliche Plane entwerfen, oder auf den Trümmern deſſelben ſein eigenes gründen wollen. In und mit ſich ſelbſt zufrieden ſind ihm die Menſchen entweder gleichgültig, oder willkommen, wenn ſie mit ihm froh ſeyn wollen. Er fühlt keinen Beruf in ſich, Andere zu beneiden, weil er durch ſeinen Frohſinn hoch über allen Menſchen ſteht, und die Herrlichkeiten, wonach ſie trachten, ihm nur lächerlich dünken. Kommt ihm bisweilen eine Grille; — ſo weiß er ſie durch die Zauber ſeiner Kunſt zu vernichten, und ſich mit der Welt und mit ſich ſelbſt auszuſöhnen. — Im Frohſinne liegt ſein Stein der Weiſen, mit dem er Wunder zu ſeiner Beruhigung verrichtet, welche die höchſte Philoſophie der Vernunft nicht in ihm bewirken konnte.

Da dieſe Leute ſich gewöhnlich nicht ſehr um die Zukunft bekümmern, — dagegen die Gegenwart deſto zärtlicher umarmen; da ſie ſelten von den peinlichen und bedächtigen Eingebungen des Ehrgeitzes verſchroben werden; ſo iſt ihnen ſchon vermöge dieſes Charakters eine gewiſſe Ruhe eigen, welche ihnen Freunde erwirbt und ſie vor Feinden bewahrt. Dieß macht ſie nicht ſelten zu willkommenen Geſellſchaftern, wenn ſie ſonſt nicht im Uebermaße des Genuſſes fehlen. Ihr originelles: „Leben und leben laſſen!“ hält ſelbſt die Zunge des hämiſchen Satyrikers gegen ſie im Zaume. Sie reitzen vermöge ihres Frohſinnes keinen Menſchen zum Zorne, oder kommen dem Empfindlichen zuerſt entgegen, wenn er ſich etwa von ihnen beleidigt glaubte. Die Sonne geht nicht über ihrem Zorne unter. — Sie ſind die Freunde der ganzen Welt, ſie unterhalten alles durch ihre fröhliche Laune, und erwerben ſich dadurch oft ein Zutrauen, deſſen ſich wenig andere Menſchen rühmen können, — weil man weiß, daß in jenen fröhlichen Herzen nichts Arges liegt.

Wenn der übermäßige Genuß ein Laſter iſt; „ſo koſtet er unſerm Gewiſſen doch weniger, als die andern Ausſchweifungen," ſagt Montaigne *). Dieß macht den Trinker allerdings oft zu einem geringern Verbrecher, als die andern; — aber es macht ihn zugleich im Genuſſe fröhlicher, weil er ſich keiner boshaften Abſichten bewußt iſt. Nur entſteht daraus ein anderer ſehr verderblicher Erfolg, nähmlich die Unheilbarkeit eines Fehlers, den man eben darum immer tiefer einwurzeln läßt, weil man ihn anfangs als ein ſchuldloſes Genießen nicht zu bereuen pflegt, oder ihn gar als etwas Verzeihliches betrachtet, weil er mit ſo vielen andern guten Eigenſchaften des Herzens in Verbindung ſtehen kann.

Aber freylich verſchwinden alle dieſe guten Eigenſchaften des Wollüſtlings, — am meiſten des Trinkers, wenn ſein Hang in wirkliche Völlerey ausartet, und ſein Leben im eigent-

---

*) In dem obigen Capitel.

lichen Sinne des Worts — unmenſchlich wird. — Denn nun leuchten die guten Seiten des Wüſtlings nur hier und da, wie verglimmende Lichtpuncte aus einem faulen Sumpfe, hervor, und haben keinen Werth mehr, — weil ſie doch nur im Sinnentaumel zum Vorſchein kamen. Der Charakter des wirklichen Schlemmers iſt einer der allerniedrigſten und verächtlichſten unter der Sonne; — es iſt ein Wegwerfen und thieriſches Berauſchen der Vernunft, — wodurch der Menſch tief unter die Thierheit ſelbſt hinabſinkt, und ſich zu der allerſchrecklichſten aller Seelenkrankheiten muthwillig verpeſtet. Der Säufer von Profeſſion iſt ſein eigener Selbſtmörder, und die lauteſte Schande des Menſchengeſchlechts.' Indem er ſein Bewußtſeyn und Nachdenken vernichtet, und die Kraft zum Wirken und Wollen im Taumel wilder und wüſter Leidenſchaftlichkeit zerſtöhrt, — hat er gleichſam alle Rechte auf die Menſchheit verloren, und alle Achtung verwirkt. Sein Charakter iſt nicht mehr frey, — es iſt ein unſeliger Hang zur Sinnenſclaverey aus ihm hervorgegangen, der von nun an alle Einſprache der

Vernunft verachtet, und blind, mit Aufopferung aller Sittlichkeit, die heiligſten Bande zerreiſſen, und die allerniedrigſten billigen kann. Durch den Nebel der viehiſchen Bewußtloſigkeit hindurch ſieht er das Sittliche nur wie einen lächerlichen Traum armſeliger Moraliſten, ohne die heilige Form des Guten auch nur zu ahnen, oder zu verſtehen. Sein mechaniſch=ſtupider Eigenſinn will nur das, — wonach der ſchon tauſendmahl ſich entehrende Wille greift; Unſinn und Raſerey muß es ſeyn, was dieſem verdunkelten Auge gefallen, dieſes dumpfe Gefühl reitzen, dieſes ſterbende Leben aufwecken ſoll. Allgemeine Verwüſtung im Innern iſt der Charakter dieſer ſo tief Gefallenen, — Unluſt zur Arbeitſamkeit, abſolute Schwäche des Geiſtes, Verfinſterung aller Kraft und alles Lichts; und qualvoller Lebensüberdruß folgt ihr nach *).

---

*) Ein ſehr gerechtes philoſophiſches Verdammungsurtel gegen die Trunkenheit finden wir in eben jenem Capitel des **Montaigne**: „L'yvrongnerie entre les autres, me semble un vice grossier et brutal. L'esprit a plus de part ail-

Die bedauernswürdigſten, aber vielleicht auch verächtlichſten dieſer Wüſtlinge, ſind diejenigen, welche ſich, bey nicht gemeinen Anlagen und Talenten des Geiſtes, bey vieler Gewandtheit ihres innern Sinnes und ihrer Kraft, durch das Uebermaß des Genuſſes ſelbſt gelähmt, und ihr beſſeres Ich mit einem rohen und brutalen Leben vertauſcht haben. Anfangs hatte noch die Natur eines ſelbſtſtändigen Gefühls und die Achtung für Ehre und Wohlſtand mit einem ſinnlichen Willen gekämpft; — die Vernunft hatte doch noch damahls mit dem Rauſche abgewechſelt, das Genie hatte ſich nicht immer in ſinnlichen Genüſſen verirrt, die Gewohnheit war noch nicht das herrſchende Princip eines verwilderten Lebens geworden; aber endlich unterlag der Gewohnheit das ſo oft angegriffene, ſo oft verſuchte und ſo oft verführte

---

leurs: et il-y-a des vices, qui ont je ne sçay quoi de généreux. — Il y en a où la science se mesle, la diligence, la vaillance, la prudence, l'adresse et la finesse, cettuy-cy est tout corporel et terrestre" u. ſ. w.

Gemüth, bis alle ſeine Kraft zum Widerſtande dahin iſt. Nun eilt der ermattete Geiſt mit dem zerſtöhrten Körper immer mechaniſcher einer gemeinſchaftlichen Verwüſtung entgegen, und iſt meiſten Theils verloren, weil er im Rauſche ſeine vorige Kraft wieder zu erobern glaubt, und das Genie dann in einzelnen Intervallen aus dem Schlummer erwacht. Dieſe Erweckung eines geiſtigern Lebens, das ohne Rauſch endlich nicht mehr empfinden wird, hat tauſend gute Köpfe zu bejammernswürdigen Trinkern gemacht; — indem ſie ſich durch ſtarke Getränke zu ſtählen und zu heben glaubten, fielen ſie zu einer verächtlichen Gemeinheit herab, und wurden allen Menſchen unerträglich, weil die Liebenswürdigkeit einer beſſern Natur verloren gegangen, und nur der harte, wol gar noch Achtung fordernde Egoismus des Genies — ohne Genie — übrig geblieben war.

Daher iſt's denn, leider! eine faſt allgemeine Erfahrung, daß genialiſche Köpfe, wenn in ihnen der Hang zur Berauſchung einmahl herrſchend geworden iſt, — am ſeltenſten von dieſer Krankheit geheilt werden. Sie wollen auch während des Rauſches ihre Superiorität im Denken und Handeln, in der Kraft ihrer Rede und ihres Gefühls zeigen, und fallen dadurch immer nur tiefer und tiefer. Aber die neugeweckte, — zu gleicher Zeit verkehrte Lebenskraft verführt ſie dann auch gewöhnlich zu größern Thorheiten, als den gewöhnlichen Trinker. Die innere Unruhe einer aufgedunſenen Kraft verlangt einen neuen Spielraum; der durch den Rauſch aufgeſpannte Eigendünkel nimmt alles in Anſpruch, und widerſpricht mit Hohngelächter allem, was er nicht ſelbſt gedacht hatte. Daher ſind dieſe Ungeſtümen faſt immer die inhumanſten Tadler aller Menſchen, und die lächerlichſten Großſprecher unter den Trinkern; meynen auch wol gar, daß man ihnen wegen ihrer übrigen Talente manches überſehen und hingehen laſſen müſſe, was man dem gemeinen Kopfe nicht erlauben dürfe. Leute dieſer Art glauben im Trunke alles beſſer zu wiſſen, weil ſie ſich an ihre vorige beſſere Urtheilskraft erinnern, — ohne es zu fühlen, daß die Kraft und Schärfe ihres Geiſtes bereits ſchon abgenommen hat, und ſie ſich durch den Trunk zu lebendigern Ideen forciren müſſen. Was ſie ſonſt leiſteten, — meynen ſie nun noch in dem exaltirten Zuſtande des Rauſches leiſten zu können; — daher ſie denn auch jeden Widerſpruch ſo leicht als eine Beleidigung gegen ihren Verſtand — deuten, oder mitleidig die Achſeln zucken, als ob der Widerſpruch unter der Würde ihres Genies ſey. Endlich wird die Berauſchung, um den Geiſt lebendig zu erhalten — Bedürfniß, und dann wird aus dem Genie allemahl und ohne Rettung ein ganz gemeiner Säufer.

Zwey Ständen der menſchlichen Geſellſchaft hat man vorzüglich den Vorwurf des Uebermaßes im Trinken gemacht, — den Soldaten und den Geiſtlichen, und dieſer Vorwurf iſt nicht ganz ungerecht. Der Soldat lebt, vornehmlich im Felde, unter luſtigen Brüdern, die Zeitvertreibe ſuchen und, da ihnen die Stunden der Galanterie fehlen, — und der Umgang mit Weibern ſie nicht von der Flaſche abruft, ſich aus langer Weile, oder auch aus gemeinſchaftlicher Jovialität, an die Flaſche wenden. Der Frohſinn hat hier auch wenigere Rückſichten zu fürchten; er kann ſich ſeinen natürlichen Ausbrüchen mehr nach Gefallen überlaſſen, und darf immer auf bereitwilliges Entgegenkommen rechnen. Die allgemeinen Brüderſchaften geben den Zuſammenkünften an der Tafel ſogar etwas Hochvertrauliches und Harmoniſches, das ſchon an ſich zum Frohſeyn einladet. Ungenirt zeigt ſich Einer dem Andern wie er iſt, und der gemeinſchaftliche Einklang in einen Ton verbannt alle Furcht vor Tadel und Mißdeutungen, — wodurch alle fröhliche Geſelligkeit ſonſt ſchon in der Geburt erſtickt wird. Ein frohgeſtimmter Krieger kann ganze Geſellſchaften electriſiren, und wenn auch einmahl ein diätetiſcher Vorſatz gefaßt war, — mit einem naiven Gedanken wiederum alles am Glaſe verſammeln. — Der Soldat glaubt überdieß, daß ihm ſein beſchwerlicher Dienſt wol eine Erquickung und Schadloshaltung erlaube, und daß er dieſe am allernatürlichſten in einem Getränke ſuchen müſſe, das ſich zu ſeinem Muthe und ſeinem männlichen Feuer ſelbſt phyſiſch zu paſſen ſcheint. Er trinkt alſo gleichſam ex officio, und man findet dieß ſo natürlich, daß ihm hierin mehr, als andern Ständen, nachgeſehen wird. —

Die Entfernung des Soldaten von dem weiblichen Geſchlecht trägt ferner ſehr viel zur militäriſchen Trinkluſt bey. Der Wohlſtand gegen die Frauen tritt hier der lauten Jovialität nicht in den Weg, und die freyern Scherze über tauſenderley Gegenſtände ſchöpfen zum Theil ihren Witz aus dem klingenden Becher. Die Scherze ſelbſt führen zum Trinken, und erhöhen den thieriſchen Genuß zu einer Art liberaler Geiſtigkeit, wenn man den Genuß in Verbindung mit witzigen Einfällen ſo nennen darf. — Der recenſirende Blick des mäßigen Geſchlechts macht hier dem Trinker keine Vorwürfe; es ſitzt keine kalte Richterin neben ihm; in Aller Augen blinkt die gemeinſchaftliche Freude, auf allen Lippen ſchwebt der gaukelnde Frohſinn, — und die Geſundheit auf die Schönen wird um ſo freudiger ausgebracht, weil ſie nicht vorhanden ſind, und den rauſchenden Zirkel nicht beläſtigen. Der Mann erſcheint hier freylich nicht immer in ſeiner liebenswürdigen Geſtalt; allein er fühlt ſich frey, und er kann den Jubel hierüber nicht unterdrücken. Daher iſt es eine gewöhnliche Erſcheinung, daß auch der beweibte Soldat gern in's Feld zieht, daß er hier gewöhnlich ebenſo ungebunden und jubelnd, wie der unbeweibte, lebt; in den Garniſonen hingegen, aus Achtung gegen das andere Geſchlecht, oder aus Furcht vor der critiſirenden Gattin, ein regelmäßigeres Leben führt.

Endlich mag auch die müßige Lebensart des Soldaten die Neigung deſſelben zum Trunk nicht wenig befördern, ſo wie überhaupt der Müßiggang dieſem Laſter am günſtigſten iſt. Wenn die Beſchäftigungen und Zerſtreuungen durch Arbeitſamkeit von auſſen fehlen; ſo ſuchen, vornehmlich lebhafte Temperamente, in ihrem Innern eine gewiſſe Wirkſamkeit der Ideen hervorzubringen, die am leichteſten durch die Flaſche bewirkt werden kann. Iſt der Verſuch nur einmahl gemacht; ſo wird er wegen jener innern Belebungskraft des Geiſtes gewiß wiederholt, und bis zur unabänderlichen Angewöhnung fortgeſetzt. — Die Arbeitſamkeit wird nach und nach bey Seite gelegt, und dann aus langer Weile die Berauſchung immer wieder von neuem aufgeſucht, damit doch irgend etwas gethan werde. Daher auch am Ende die allmählige Steigerung im Genuſſe, die ſich das Feſtſtehen und Aushalten beym Trunk als eine Ehre anrechnet und gewiſſermaßen triumphirt, wenn der ſchwächere Kopf, aus Mangel an Uebung oder andern Urſachen, zu taumeln anfängt *).

---

*) Die Deutſchen ſind von jeher — arge Trinker(*) genennt worden, und kaum ſollte man es glauben, — ſelbſt Britten — haben uns dieſen Vorwurf gemacht, ohne das auffordernde nosce te ipsum! zu beherzigen. Barclai ſpricht in ſeinem Icon animorum folgende entſetzliche Worte über uns aus, die jedoch ganz auf ſeine eigene Nation zurückprallen: „Immensa cupiditas potus, jam confesso vitio, ideoque magis libero, illam

(*) Eine Menge ſolcher Beſchuldigungen findet man in der Eloge de l'yvresse [von Sallengre] A la Haye 1714.

Eben jener Müßiggang, welcher den Soldaten leicht zu dem Zeitvertreibe des Trinkens

---

gentem infestat. Nec ad voluptatem tantum haec Thracia libido est, sed in parte comitatis et paene disciplinae. Venalis quorundam principum gratia praetio tam infami, sive quaerentium comites vitiorum, sive legatis, advenisque, hospitalem parantium mensam. Nam Germani nulla comitate suavius, quam longo, nec sobrio convivio peregrinos credunt excipi, et tunc verissimam ab ipsis hospitibus benevolentiam in se expromi, ubi mutuis poculis inundari non abnuunt. Id illic summa urbanitas, et coeuntibus prima amicitia animis in foederis locum.“ Ja, weiter unten wird von eben dieſem Autor ſelbſt die offene und aufrichtige Sinnesart der Deutſchen, vornehmlich ihrer Neigung zum Rauſche, — mit analyſirender Verunglimpfung, zugeſchrieben. „Apud hanc gentem aperti mores placent, et qui Baccho libertatis nomen imposuerunt, omnem speciem reconditi astus odere, sive quod fideliter non tegunt arcana, cum mero solvuntur, sive quod animi in illis corporibus plerumque sentiunt se retusos, et aciem ceterorum, tanquam in se intentam molestissimo timore suspiciunt.“ Cap. V. Germaniae ritus. Montaigne hält uns mit wenigen Worten folgende Lobrede: „Le hinreißt, ſo daß dieſes, wenn keine Aufſicht da iſt, ſogar in einen unmoraliſchen Esprit de corps

---

allemands boivent quasi egalement de tout vin avec plaisir. Leur fin c'est l'avaller, plus que le gouster." Liv. II. C. II. Indeß hat doch auch eben dieſer Montaigne einen ſeiner Landsleute und zwar einen großen Herrn gekannt, der gewöhnlich 10 Kannen Wein bey der Mahlzeit verzehrte, — und doch noch bey Verſtande blieb, — ja, Montaigne iſt bey ſeinem Tadel der Trunkenheit ſo inconſequent, daß er anderswo gradezu ſagt: „Il faudroit comme des garçons de boutique et gents de travail, ne refuser nulle occasion de boir et avoir ce desir toujours en teste." Er ſcheint ſogar die Verminderung der Freuden der Tafel zu mißbilligen, — ob er gleich auch der Nüchternheit eine Lobrede hält, weil ſie uns zur Galanterie und zum Genuß der — Liebe geſchickter mache.

Schon Karl der Große ſahe ſich genöthigt, ſeinen Deutſchen das Volltrinken (*) und die Brüderſchaften zu verbieten, die ſie entweder in des heil. Stephan oder ſeinem und ſeiner Söhne Namen machten. „Die noch rohen, aber mit ſtarken Leidenſchaften begabten, eben daher auch zur

(*) M. J. Schmidts Geſchichte der Deutſchen. I, 496. Ulm 1778.

ausarten kann, iſt auch als ein Grund der Trinkluſt geiſtlicher Herren betrachtet worden.

Wenn

Freundſchaft aufgelegten Deutſchen waren ungemein zu dergleichen Geſellſchaften geneigt, die ſich mit Trinken endigten und anfingen. Manche dieſer Gilden ſtammten noch von heidniſchen Zeiten her, und hatten einen ihrer Götter zum Schutzherrn, dem die Eingeweiheten ihre Gelübde ablegen und in deſſen Namen ſie die beſondern Verbindungen der Gilde beſchwören mußten; an die Stelle dieſer Gottheit ſetzte man hernach im Chriſtenthum den heiligen Stephan, oder einen andern Heiligen, oder den König ſelbſt, oder einen ſeiner Prinzen." — Der griechiſche Kaiſer Nicephorus Phocas ſagte dem berühmten Cremonenſiſchen Biſchofe Luitprand, der als Geſandter des Kaiſers Otto I. zu ihm gekommen war, ins Geſicht — „die Gefräßigkeit deutſcher Soldaten hindert ſie, zu fechten, indem ihr Bauch ihr Gott iſt, ihre Keckheit im Rauſche beſteht, ihre Tapferkeit in der Trunkenheit." Den Vorwurf wegen der Unmäßigkeit, beſonders im Trinken, machte ſich die deutſche Nation ſelbſt in ihren Geſetzen bis in das ſechszehnte Jahrhundert. Schmidts Geſchichte der Deutſchen. II. 79.

„Anſtatt, daß ſich die Trunkliebe, führt dieſer

Schrift-

Wenn, ſagt man, die kirchlichen Geſchäfte abgethan ſind; ſo hat der Geiſtliche gewöhnlich

---

Schriftſteller fort (*), durch die um jene Zeit zunehmende Aufklärung gemindert oder verloren hätte, erreichte ſie vielmehr durch das aufgekommene Zutrinken die höchſte Stufe. Wer weniger Menſch war, ward für einen Helden geachtet; und derjenige, der den andern vernunftlos und halb todt geſoffen, that eben ſo groß damit, als wenn er einen wichtigen Sieg über den Feind davon getragen. Der Kaiſer Maximilian I., ein wahrer Stoiker in Abſicht jener Genüſſe, wollte die Ehre ſeiner Nation endlich einmahl retten, — und auf mehrern Reichstagen wurde die Abſchaffung des Nationallaſters zur Sprache gebracht. Allein die Sache blieb beym Alten. Viele deutſche Fürſten ſelbſt wollten ſich die Freuden der Tafel nicht nehmen laſſen, und machten Clauſeln über Clauſeln wegen der Abſchaffung bachantiſcher Gelage. Das Zutrinken war vornehmlich unterm Adel eine eiſerne Gewohnheit geworden. Gegen die Beſchlüſſe wider die Unmäßigkeit ſagte man unter andern laut: der Adel müſſe es nicht ſo weit kommen laſſen, daß ihm der Kaiſer und die Fürſten das Zutrinken wehren, indem ſie ſich ſonſt andere Dinge gegen denſelben anmaßen möchten, die ihm

(*) IV. 433.

nicht viel mehr zu thun, als an ſich ſelbſt und ſeine angenehmen Bedürfniſſe zu denken, und

---

noch beſchwerlicher fallen könnten, als das Zutrinken aufzugeben. Ferner ſagte man zur Vertheidigung der leidigen Trunkliebe: in den Trinkländern finde man gewöhnlich frömme, wahrhafte, kühne, getreue, beſtändige, harte [feſte], männlich ſtreitbare Leute; — hingegen in den Landen, wo die Inwohner alle ihre Sache auf Mäßigkeit, ſubtile Weisheit und großen überflüſſigen Reichthum ſetzen, finde man die größten ſchändlichſten Laſter, als Unkeuſchheit wider die Natur, Meuterey, Vergiften, Verrätherey, Zagheit, leichtlich Abfallen von ihren natürlichen und verpflichteten Herrſchaften und Obrigkeiten" u. ſ. w. Selbſt Luther hielt die Trinkluſt der Deutſchen „für eine Plage dieſer Nation, die bis an den jüngſten Tag fortdauern werde." —— Und noch bis auf den heutigen Tag hat wohl keine Nation der Welt ſo viel geiſtige und — ungeiſtige Trinklieder, als die Deutſchen, — aufzuweiſen.

Die ſogenannten Trinkſprüche der Engländer bey ihren ſchwelgeriſchen Gaſtmahlen beweiſen nichts für den geiſtigern Lebensgenuß dieſer Nation, indem jene Sprüche doch nur den Umlauf der Flaſchen befördern, und überdieß oft noch einen lächerlichen und hämiſchen Parteigeiſt anfachen ſollen. — „Selbſt in den Häuſern zur feinen Welt geden fröhlichen Bildern des Lebens nachzuhängen; er muß nach und nach ein egoiſtiſcher Genießer werden, und die Geſchichte aller Jahrhunderte hat dieß bewieſen. Kein Geſchäftsmann, fährt man fort, macht ſich ſeine Arbeiten und ſeine Pflichten ſo leicht, als der Geiſtliche, weil das Publikum mit dem doch fürliebnehmen n. ſ, was er ihm aus der Rüſtkammer ſeiner Th

---

hörig, worin man unbedingt zur Fahne der Miniſter geſchworen hatte, ſchämte man ſich nicht, mit Verleugnung aller Philantropie, neuerlich folgenden Toaſt zu trinken: Damnation to the French! Dieß geſchah ſogar in großen Geſellſchaften, und ſelbſt Perſonen geiſtlichen Standes ſtimmten ein.“ v. Archenholz Brittiſche Annalen des Jahrs 1794. 13r Band. S. 361. Ein noch wüthigerer Toaſt wurde um dieſe Zeit bey einem Zecherſchmaus von einem Royaliſten ausgebracht, und von der bachantiſchen Menge mit großem Beyfall aufgenommen; er lautete ſo: „möge der Freyheitsbaum aus Frankreich nach der Hölle verpflanzt werden, und ewig als Frucht die Seelen aller — Republikaner tragen!“ S. 509 obigen Bandes; — ein unmenſchlicher Wunſch, den allenfalls nur die viehiſche Trunkenheit des erhabenen Sprechers entſchuldigen konnte.

logie vortragen will, und der leere und trockene Dogmatiſmus ſogar alle Selbſtthätigkeit des Geiſtes verbannt. Die meiſten, ſagt man, halten ihre öffentlichen Vorträge ohne weitere Unterſuchung und Anſtrengung ihres Kopfs aus dem Stegreife, und die geiſtlichen Lehrer auf hohen Schulen leſen doch nur ihre zuſammengetragenen Hefte ab. — Das Leben der meiſten Theologen ſey daher ein weichliches fortwährendes Otium, ein gewiſſer dolce far niente, unter deſſen Begünſtigung die Liebe zu ſinnlichen Genüſſen am leichteſten aufzukeimen und zur Gewohnheit zu reifen pflege. Dieſer behagliche Müßiggang müſſe nach und nach ganz natürlicher Weiſe zur Völlerey führen, da hiezu ohnehin den Geiſtlichen mehr Gelegenheit, als andern Ständen, gegeben werde. — Der Geiſtliche, beſonders in Städten, wird oft eingeladen, zumahl wenn es ein jovialer oder nur toleranter Mann iſt, — man befürchtet von ihm wegen des rauſchend-durchlebten Tages keine Vorwürfe, weil er ſelbſt Theil daran nahm; man macht ſich eine Ehre daraus, ihn zum fröhlichen Mitgenuß zu bereden, und ihm aus Gutmüthigkeit, oder auch wol zur Probe ſeines Stoicismus, mehr als andern zuzutrinken. Man ſetzt es ſogar ſchon voraus, daß er nicht leicht einen Genuß ausſchlagen, oder — überwunden den Kampfplatz verlaſſen werde. — Endlich iſt der gutmüthige Epicurer fertig, und die Welt hat ihn, wie ſie ihn meiſtentheils zu ihrer Beluſtigung haben will.“

Es iſt hier nicht der Ort, die Richtigkeit dieſer ſtrengen Urtheile über den geiſtlichen Stand zu unterſuchen, da ſie wegen ihrer zu großen Allgemeinheit ohnehin ſchon an ihrer Wahrheit verlieren; allein mich dünkt, ſo viel könne man hier zur Vertheidigung jenes Standes im Allgemeinen ſagen, daß er wol nur darum ſo verſchrieen wird, weil jede kleine Schwäche deſſelben ſogleich auffällt, — und ihm ſelbſt eine ſchuldloſe Freude, die ſich alle andere Stände ohne Vorwurf erlauben, leicht zu einem Verbrechen gemacht wird. Er darf nur bey einem heitern Gelage einigemahl ein wenig laut werden, — und ſchon wird ihn die nie ſchlummernde Medisance zum Trinker prägen. Fände ſich aber die Trinkluſt in dieſem Stande wirklich häufiger, als in den andern; ſo ſollte man dieß zu ſeiner Entſchuldigung beherzigen, daß die mit ihm ſo oft verbundene Dürftigkeit und die Sorgen der Nahrung jede Gelegenheit gern zur Verſcheuchung ſeiner Grillen und kummervollen Stunden benutzen werden. Schon die Philoſophie der Alten erlaubte und gebot ſogar dieſes Zerſtreuungsmitttel gegen die Schläge des Schickſals und gegen einen verfinſterten Sinn, — und es wäre höchſtes Unrecht, von einem Geiſtlichen zu verlangen, daß er nicht - Menſch ſeyn ſoll, — weil er — Theologie ſtudiert hat. Der größte Theil dieſes Standes kann ſich doch nur eines höchſtmittelmäßigen irdiſchen Wohlſeyns, grade in unſern aufgeklärten Zeiten, rühmen, — viele tauſende leben in einer wirklich geiſt-tödtenden Armuth und von zahlreichen Familien umgeben, deren Erhaltung ihnen faſt unmöglich iſt, und deren Zukunft ſie mit bangen Ahnungen foltert.

Der alte Vorwurf der Trinkluſt dieſes Standes iſt — eigentlich wohl aus den rohen Zeiten des Mönch- und Pfaffenthums ſo allgemein verbreitet worden. Damahls hatte es ſeine volle Gültigkeit, und mag ſie noch haben, wo das klöſterliche Leben ſich noch nicht in edlere Beſchäftigungen und geiſtigere Zeitvertreibe aufgelöſt hat. Zwiſchen den dunkeln Kloſtermauern dauerten die Bachanalien der Alten in ihrer allertiefſten und verächtlichſten Rohheit fort, — wie ſich dieß von rohen Menſchen erwarten ließ. Die gutmüthige Andacht der Reichen ſelbſt beſetzte die Tafeln dieſer privilegirten Müßiggänger mit den ausgeſuchteſten Genüſſen. Den Geſandten der Gottheit durfte es an nichts fehlen, — denn die Erde würde den Menſchen ihre Fruchtbarkeit, ihre Erndten und ihre Weinberge entzogen haben, wenn man jene Geſandten nicht im ſchwelgeriſchen Ueberfluſſe gemäſtet hätte *). — In ihren heimlichen Kloſterwinkeln hielten ſie mehr als fürſtliche Gelage, während der vor-

---

*) Luther beſuchte auf ſeinen italiäniſchen Reiſen ein Benedictiner-Kloſter, welches die für jene Zeiten erſtaunliche Summe von 36000 Ducaten Einkünfte bezog, und von dieſer Summe jährlich 12000, ſchreibe zwölftauſend — Ducaten, an die Schwelgereyen ſeiner Tafel verſchwendete. „Im ſelbigen Kloſter, fährt Luther fort, bin ich ehrlich tractirt und gehalten worden.“

nehme und geringe Pöbel dort die heiligen Beförderer ſeiner Seligkeit anbetete, und ihnen willig ſeine Schätze hingab. Die Klöſter waren Jahrhunderte lang die verwildertſten Pflanzſchulen aller Arten der niedrigſten Ausſchweifungen, — weil ſich hier der den Wollüſten ſo günſtige Müßiggang, — ohne von den Augen der Welt belauſcht und von der Moralität gerichtet zu werden, — ſo behaglich mit der rohen Sinnlichkeit vereinigen durfte. Von den Menſchen, wenigſtens von den Beſſeren und Gebildeten abgeſondert, nur mit der materiellen Lebensluſt und ihren animaliſchen Freuden beſchäftigt, mußte dort nach und nach eine Freyheit und Frechheit des Laſters entſtehen, die keine Grenzen hatte. Selbſt die Furcht, — ein böſes Beyſpiel zu geben, konnte nicht vorhanden ſeyn, da die Kloſtergeiſtlichen in einer gemeinſchaftlichen jovialen Brüderſchaft ihr dunkeles Leben verſchwelgeten, und die niedern Kloſterbediente nicht reden durften.

Mehr, als alle dieſe Urſachen, trug wohl das *eheloſe* Leben der Geiſtlichen zu ihrer moraliſchen Verwilderung, und vornehmlich zu ihren ſchwelgeriſchen Zeitvertreiben bey. — Der Soldat lebt, auch im eheloſen Stande, doch immer noch in einiger Verbindung mit Weibern, und wird dadurch nach und nach menſchlicher geformt und abgeſchliffen; allein der eheloſe Prieſter kann ſich dieſer Vortheile nicht rühmen, weil ihm ſein Stand die Erquickungen der Liebe verbietet. Er hat ſich aus der menſchlichen Geſellſchaft und aus ihren herzlichern Verhältniſſen ſelbſt hinausgeſtoßen, — und iſt nun dadurch, daß ſeine Kraft und ſein Leben nicht in die Welt hineinſtrömt, alſo nicht getheilt und nicht mitgetheilt wird, — ein genußgieriger Egoiſt geworden. Die feinere, vielſeitigere Lebenscultur hat er nicht von den Weibern lernen können, und die Geheimniſſe geiſtiger Unterhaltung mit ihnen ſind ihm ſelbſt unbekannt geblieben. Die Ehe — dieſe wunderbare Bildnerinn des menſchlichen Gemüths, — hat ſeinen rohen Sinn nicht beſänftigt, ſeinen eckigen Charakter nicht abgeglättet, ſeinen Gefühlen keinen edlern Takt eingeprägt, ſeinem Geiſte keinen höhern Ausflug geſtattet. Er hat ſein Herz mit keinem geliebten und liebenswürdigen Weſen getheilt; — er kann an den Menſchen wenig Freude haben, und eben darum wird er ſich in ſeiner thieriſchen Einſeitigkeit und dunkeln Einſamkeit immer nur ſelbſt zu vergnügen ſuchen. Die Zeit, welche Andere den ſtillen und beglückenden Einwirkungen der Liebe ſchenken, wird er den Wollüſten der Tafel opfern, — er wird ſich aus Mangel intereſſanter Beſchäftigungen, — aus Müßiggang, aus langer Weile, aus pflichtmäßiger Entfernung vom weiblichen Geſchlechte, — berauſchen, weil der Thiermenſch nichts beſſeres kennt, und ihm das Empfangen und Mittheilen einer edlern Natur ein tiefes Geheimniß geblieben iſt.

Er kennt die ſüßen, wonnereichen, unendlich wohlthätigen Vaterfreuden nicht; ſein auf leere Ceremonien und mechaniſche Andachtsübungen berechneter Beruf — liegt tief unter dieſer Würde; er kann, er darf ſich zu keinem höhern Berufe der Menſchheit erheben, und das blos phyſiſche Leben hat auf einem ſo üppigen Boden freylich ein zwangloſes Spiel. — Der eheloſe Prieſter hat gleichſam bey ſeiner trockenen Einſeitigkeit allen höhern Tendenzen ſeines Daſeyns entſagt, — und in und durch dieſe Entſagung muß ſein Gefühl für die edlern Freuden der Geſelligkeit traurig vertrocknen. — Daß er für keine ihn liebende Weſen ſorgen darf, — daß er allein in der Welt daſteht, und ſein Nahme mit dem Tode verſchwindet, daß ihn die Zukunft ſo wenig auffordert, und ſo wenig ſpornt, weil er in ihr nicht ſeine Kinder erblickt, und durch ſie nicht weiter fortlebt, — auch dieß muß ihn geneigter und bereitwilliger zu ſinnlichen Genüſſen machen. Sein Leben reicht nicht über das Grab hinaus, er kann ſich alſo ſelbſt ganz an eine luxuriöſe Gegenwart verſchwenden, — und, wie das Thier, nur in derſelben leben.

Auch dadurch wird der eheloſe Geiſtliche zur Völlerey verſucht und verführt, — daß er ſich durch die Tafel für die ihm mangelnden und verbotenen Freuden der Liebe gleichſam entſchuldigen will. Es iſt der rohen Natur des ungebildeten Menſchen eigen, daß ſie ſolche Entſchädigungen mit einer Art von Rechthaberey aufſucht, wenn ſie auf einer andern Seite in ihren Genüſſen eingeſchränkt wird. Ihre Leidenſchaftlichkeit wirft ſich dann mit einer unerſättlichen Begierde auf andere Gegenſtände, — und der erlaubte Genuß wird nun zur höchſten Wolluſt ausgedehnt, damit man wegen der verbotenen ja nicht zu kurz komme. „Da man uns die Weiber und Mädchen genommen hat, ſagte ein Mönch, ſo wollen wir uns wenigſtens die Freuden der Tafel nicht rauben laſſen, — und da unſere Diſciplin ſo äuſſerſt ſtrenge iſt, ſo wird es uns erlaubt ſeyn, die Beyſpiele anderer Obern im Genuß der Speiſe und des Tranks nicht abſchreckend zu finden.“ Und dieſe Beyſpiele haben gewiß ſelbſt von Rom her ihre Wirkungen auf den übrigen Clerus nicht verfehlt *).

---

*) Das Leben der meiſten Biſchöfe und Päbſte ſteht wie eine ſchmutzige Schandſäule in der Geſchichte der chriſtlichen Religion. Schon Petrarca ſcherzt etwas bitter über den langen Aufenthalt mehrerer — heiligen Väter zu Avignon, weil ſie dort von den köſtlichen Weinen Frankreichs wie gefangen gehalten würden. Als ein Pignatelli, der wegen dieſes Nahmens ein Töpfchen in ſeinem Wappen führte,

Wirkungen des Rauſches auf individuelle Charaktere.

Die **Wirkungen**, welche das Trinken und Berauſchen — in dem Gemüthe des Mannes hervorzubringen pflegt, ſind nach deſſen mannigfaltigen Stimmungen ſehr verſchieden, und ſchei-

---

und eine Mutter aus dem Hauſe **Caraffe** hatte, zum Oberhirten der catholiſchen Kirche erwählt wurde, erſchien zu — Ehren dieſes geiſtlichen Trinkers folgendes launige Gedicht:

Nous devons tous boire en repos
Sous le règne de ce St. Père,
Son nom, ses armes sont des pots,
Une Caraffe étoit sa mère,
Célebrons donc avec éclat
Cet august Pontificat!

Benedict IX., Innocentius VIII., Alexander V. und VI., Julius II. und III., Leo X., Paul III. und mehrere andere dieſer ſogenannten Statthalter Gottes, zeichneten ſich als Epicuräer der niedrigſten Gattung aus, und ihre Hofhaltungen in Rom waren die Sammelplätze der gemeinſten und ſchändlichſten Laſter. In Rom war es, — wo Luthers edler moraliſcher Sinn vornehmlich gegen die Ausſchweifungen der höhern Cleriſey in Gluth gebracht nen bisweilen den Temperamenten ſelbſt eine ihnen ganz heterogene Richtung zu geben. Dieß bewog Kant, an der Aufdeckung unſeres originellen Charakters durch die Trunkenheit — zu zweifeln. Die Wirkungen des Rauſches ſind bey einzelnen Männern folgende. — Manche werden dadurch wehmüthig, niedergeſchlagen, verzagt und ängſtlich-nach-

---

wurde. — Leo war vorzüglich ein dreyfach gekrönter Schwelger; — die Erfinder neuer Leckereyen wurden ſeine Günſtlinge; ſeine Tafel konnte die glänzendſte und wollüſtigſte ſeiner Zeit genannt werden. — Julius II. wurde mit den Ehrennahmen: „homo palam scelerosus, temulentus, homicida, simoniacus, veneficus, periurus, rapax, portentosis libidinum generibus undique conspurcatus, denique scabie, quam vocant Gallicam, totus coopertus“ bezeichnet. Bayle Dict. im Artikel Julius II. Das Lebensgemälde Julius des III., der ſich ſogar unnatürliche Laſter erlaubte, — hat noch ekelhaftere Schattenſeiten, die ſich hier ein eheloſer Müßiggang mit den allergemeinſten Ausſchweifungen verband, und der heilige Mann, — fern von aller Berufsthätigkeit, nur ſeiner eigenen Schande lebte. S. Bayle Dict. Artikel: Julius III.

denkend, wenn Andere in fröhlichem Getümmel um ſie her ſchwärmen. Dieſe Wehmuth geht bisweilen bis zum unaufhaltbaren Ausbruch in Thränen, — bis zu melancholiſchen Bildern einer trüben untröſtbaren Phantaſie. Sie erinnern ſich in dieſem beängſtigenden Zuſtande ihrer verſtorbenen Freunde, die ſie ſchon lange vergeſſen hatten, und fühlen eine tiefe Sehnſucht, ſie wieder zu umarmen. Die Ewigkeit geht vor ihrer trunkenen Seele vorüber, — ſie halten mit ſich ſelbſt erbauliche Betrachtungen über Gott und Unſterblichkeit. — — Ein Hypochondriſt ſang in dieſer berauſchten Gemüthsverfinſterung gewöhnlich ein — Sterbelied nach dem andern, indem er dabey aus einem Zimmer in das andere lief. — Oft fallen dieſe Trunkenen in eine Schwermuth, als ob die Welt wie ein Gebirge auf ihren Schultern läge, und ſie augenblicklich vor ein hochpeinliches Halsgericht gebracht werden ſollten. Alle Dinge, ſelbſt die ehemahligen, wol noch geſtrigen Gegenſtände ihres Frohſinns, erſcheinen ihnen wie ein ſchwarzes Glas in finſterer oder doch gleichgültiger Geſtalt; ſie trauen ihren beſten Freunden nicht mehr, und halten ſich für verrathen und verkauft, ohne eine reelle Urſache hierzu zu haben. Sie fühlen einen drückenden Lebensüberdruß in ſich, und mehrere haben ſich in dieſer übelgelaunten Berauſchung ſelbſt gemordet. Mitten in dem jovialen Gelage, wenn die Freude um ſie her lacht, machen ſie Plane, — ſich aus der Welt und von ihren Creaturen in die Einſamkeit zu verbannen, — und heute zum letztenmahl einem bacchantiſchen Feſte beyzuwohnen. Sie können es nicht begreifen, wie der Wein andere ſo hoch zur Fröhlichkeit hinaufſpannen könne, da ſie ſelbſt in ihrem Innern ſo tief durch ihn daniedergedrückt würden.

Gewöhnlich bringt der Wein bey Schwermüthigen die Wirkung hervor, daß ſie dadurch noch ſchwermüthiger und übelgelaunter werden, wie er überhaupt das Innere und Kranke in dem Menſchen ſichtbarer heraushebt und unwillkührlich aufdeckt *). Aber auch ſehr aufgeweckte

---

*) — comme le moust bouillant dans un vaisseau, pousse à mont tout ce qu'il-y-a dans la

und lebendige Charaktere können in jenen düſtern Gemüthszuſtand verſinken, wenn ihre Nerven durch den Rauſch zu ſehr angegriffen werden. Dieß iſt vornehmlich bey Vielen dann der Fall, wenn ſich zu dem fröhlichen Gelage eine ſanfte oder auch rauſchende Muſik geſellt. Dieſe wunderthätige Geſpielin des menſchlichen Geiſtes erweckt in ihnen eigentlich nur wehmüthige Gefühle und Erinnerungen an trübe Stunden ihres Lebens, oder wol gar Beſorgniſſe, daß auf dieſe froh durchlebten Stunden — gewiß bald etwas Unangenehmes erfolgen werde. Durch die Harmonie der Töne wird das innere Spiel luſtiger Gedanken gleichſam in eine innere Ueberlegung, in ein ernſtes Nachdenken verwandelt, — und der Rauſch ſolcher Leute trägt ſelbſt das Seine dazu bey, — der Lebhaftigkeit der Vorſtellungen einen langſamern Gang vorzuſchreiben. Ich bin mehrmahls ein

---

le fonds, aussi le vin faict désponder les plus intimes sécrets, à ceux qui en ont pris outre mesure. Essais de MONTAIGNE. Liv. II. Ch. II.

Augenzeuge davon geweſen, wie ſich vornehmlich bey Anſtimmung des feyerlichen engliſchen Volksliedes: God **save the King**, die lauteſte Fröhlichkeit der Tafel in eine, ich möchte ſagen, devote Stimmung der Anweſenden, wie durch einen electriſchen Schlag, umbildete, wie die roheſten Jünglinge zu weinen anfingen, und wie ſelbſt nach Beendigung des feyerlichen Geſanges eine andächtige Stille herrſchte, bis der Gott der Freude wieder durch die Zimmer ſtürmte, und die ernſtere Stimmung durch minder ernſte Geſänge und muthwillige Scherze verſcheucht wurde.

Allgemeiner iſt die Wirkung des Rauſches: daß er den Trinker jovial macht, und ihn über alle Kümmerniſſe des Lebens hinaushebt. Dieß ſind die fröhlichen Trinker, die im geſelligen Genuſſe der Tafel über die ganze Welt gebieten, — indem ſie die ganze Welt zu beſitzen glauben, und ſich auch gleichſam wie Herren der Welt betragen. Da ſie aus dem berauſchenden Lethe, aus dem lachenden Becher, die Vergeſſenheit alles Unangenehmen getrunken haben; ſo fühlen ſie ſich in dem Zauherkreiſe der Gegenwart über alle maßen glücklich, und ſpotten mit ſchallendem Jubel über Tod und Schickſal, — oder genießen nur deſto muthwilliger, um beyden zu trotzen. — „Ergo vivamus, dum licet esse bene," iſt die in tauſend fröhliche Geſänge und Trinkſprüche ausgeſponnene Maxime dieſer Fröhlichen. Selbſt der Contraſt des Todes, dieſes finſtern Zuſtandes des Menſchen, mit ſeiner hellen und lebendigen Freyheit, mit ſeinem in das höchſte Leben übergegangenen Gefühle des Daſeyns, — vermehrt nur den Becherklang, indem das Leben über den Tod ſpöttelnd ſiegen will, oder doch wenigſtens ſeine kalten Bilder verjagt. Wenn der Gedanke an ihn den ſchwermüthigen Trinker nur noch finſterer macht; ſo hebt eben dieſer Gedanke den jovialen weit über das Grab zauberiſch hinweg, und bringt in ihm eine ausgelaſſene Stimmung hervor, die ihn gleichſam eine neue Größe, — ſich ſelbſt beleben zu können, — fühlen läßt. Ja, er weckt im Scherz wol gar die Todten ſelbſt auf, und bringt ihren Manen den vollen Becher, als ob ſie noch mit uns und unter uns lebten.

Leben! — leben und nichts als leben! — iſt die Maxime des fröhlichen Trinkers, weil die mäßige Berauſchung ſein Leben erhöhet und verſüßt, weil er ſich dabey ganz ſelbſt angehört, — brüderlich den Bruder an ſeine Bruſt drückt, und ſich doppelt glücklich fühlt, indem er ſein Wohlbehagen auch dem Mittrinker zu inſpiriren glaubt. Auch wird dieſer gemeinſchaftliche, ſich Andern hingebende und von dieſen wiederum begeiſterte Genuß ſchon dafür ſorgen, daß ein munteres Bild, ein heiterer Scherz, ein witziger Einfall den andern jagt, — daß ſich kein trübes Intermezzo einmiſcht, daß der klagende und peinliche Ton irgend eines Unzufriedenen nicht gehört, oder ſogleich durch ein lebhaftes Zutrinken erſtickt wird. Kein Menſch iſt daher dieſen muntern Trinkern gewöhnlich unwillkommener, als der, welcher über ſchlechte Zeiten, über häusliche Leiden, über ſeine Kränklichkeiten, über die ſchlechten Erfolge ſeiner Unternehmungen wol gar weinerlich klagt, oder die Geſellſchaft mit den ſchlechten Ausſichten in die Zukunft unterhalten will. Dieſer Ton bringt nur Diſſonanzen im jubelnden Zirkel hervor, und wird darum nicht lange geduldet. Auch diejenigen ſind hier ſelten willkommen, welche den glücklichen Trinkern — ihre Plane und Berechnungen, ihre Gewinne und Verluſte vorlegen, ihre Verbindungen und Proceſſe mit Andern detailliren, ihre Kinderzucht beſchreiben, ihre Verſe und gelehrten Arbeiten vorleſen, und ihre Talente entziffern wollen, weil alle dieſe Dinge den Genuß des Vergnügens nicht erhöhen, ſondern vermindern, und der Unterhaltung eine widrige Trockenheit aufdringen. Alles, was nicht unmittelbaren Bezug auf die fröhlichen Momente der Gegenwart hat, was nicht auf die Lieblingsfreuden der Geſellſchaft, oder auf goldene Hoffnungen hinweiſt, — was die munter Gelaunten nicht noch mehr electriſirt, ihren Witz nicht noch lebendiger macht, kurz alles, was nicht zu dem hüpfenden Geiſte der Jovialität paßt, wird hier als Contrebande betrachtet, und der, welcher ſie einführt, als ein armſeliger Thor beſpöttelt.

Da der Wein die Lebhaftigkeit der Phantaſie befördert, und eben darum dem Dichtungsvermögen, unter dem Einfluſſe des Frohſinns, einen größern Spielraum giebt; ſo hat man nicht ohne Urſache die Dichter zu den fröhlichſten Trinkern gezählt, — und den Wein ein Reitzmittel ihrer Begeiſterungen genannt. — Die Dichtungskraft iſt ein ſehr aufheiternder Zuſtand der Phantaſie, welcher von dem Dichter als etwas Belebendes, ihn Durchglühendes gern geſucht, und bisweilen ſogar, wider den Willen der Muſen, erzwungen wird. Die Reminiſcenzen an die Geburtsſtunden einer freyen Production des Genies, und an die — geſungene oder nicht geſungene Ausſtellung des Werkes ſelbſt, laſſen tiefe Eindrücke in ſeinem Erzeuger zurück, und fordern den Geiſt zu neuen Sättigungen ſeiner Erfindungskraft auf. Allein der Dichtergeiſt zeichnet ſich durch dieſen urſprünglichen Charakter aus, daß er ſich nicht leicht durch Meditationen a priori in jenen behaglichen Zuſtand der Phantaſie verſetzen kann, ja, ſogar oft jene Meditationen vermeiden muß, um in dem Fluge und in der Selbſtkraft des Genies nicht aufgehalten zu werden. Dagegen kann er ſich durch phyſiſche Reitzmittel in einen Zuſtand der Begeiſterung ſetzen, und ſeine

Schöpfungskraft zu einer unendlichen Menge neuer Bilder beleben, wie wir von mehrern Rhetorikern wiſſen, daß ein kleiner Rauſch ſie zu — Ciceronen gemacht hat. Auch der Dichter ſiehet in dieſem Zuſtande alles heller, lebendiger, anſchaulicher und im ganzen Sinne des Worts — ſinnlicher; ſein Witz, der durch den Frohſinn mächtig gehoben und gelockt wird, findet nun das Aehnliche der Bilder, ſo wie ihre Contraſte, leichter, und bildet durch dieſe Aehnlichkeit ſich leichter neue Welten, wenigſtens neue Farben, die man von jeher für die Garderobe der Dichter hielt. Das tiefere Eindringen in die Gegenſtände verlangt der Dichtergott ohnehin nicht, und begnügt ſich lieber mit dem Prunk der Gemälde, mit der ſchönen Blüthe einzelner Gedanken, mit dem Hauche des Sinnlichen und ſeiner Formen, mit dem in melodiſchen Sang — gehüllten Nichts, und alles dieß macht — ſich im Rauſche am beſten. Die Phantaſie des Dichters ſoll nicht denken, denn das Gründliche iſt ihrer Natur zuwider, ſie muß ſich ihrer eigenen Schwungkraft, wie im Traume, überlaſſen, und von der Vernunft nichts als ihr Bewußtſeyn borgen, damit ſie ſich nicht in's Unendliche verirre. Der Zuſtand des Berauſchten iſt ein ähnlicher, und der Dichterſinn löſt ſich darum gern in ihm auf.

Der Hang — zu reimen, dieſes feierliche, oft ſehr närriſche Einwickeln der Sprache — zu einem muſicaliſchen Zwecke, iſt faſt allen Menſchen eigen, ſobald ſie ſich durch den Wein oder durch die Dichtkunſt berauſcht fühlen. Weiterhin wird dem Dichter und dem — Trinker das zuſammenhängende Erzählen, das Deduciren aus Vernunftgründen, das Begreifen des gedachten Vortrags ein wenig ſchwer; man macht ſich das Ding leichter; der Trinker trinkt, der Dichter dichtet, oder thut beydes zugleich. Daher iſt der Geſang erfunden worden, weil er den Fröhlichen auf einige Zeit von dem mühſamern Berufe des Denkens entbindet, und in ihm gleichſam den Genuß der Freude ſteigert, damit ſein Zuſtand noch berauſchender werde. Natürlicher ſucht ſich der Dichterkopf — voller Reime, die in ihm wie eine muſicaliſche Tonleiter anſchlagen, dieſes innern Dranges zu entledigen, und befriedigt dadurch ein doppeltes

Bedürfniß, — der Reim zieht ihn zum Becher, und der Becher zum Reimen, — wird ſein Lied von Mehrern geſungen, ſo wird ſogar noch ein drittes Bedürfniß, — nähmlich das ſeiner belletriſtiſchen Eitelkeit, geſtillt, weil er das laute Mitſingen für einen lauten Beyfall ſeiner — Dichtertalente hält.

Man wird daher nicht leicht einen Dichter (ſelbſt unter den erſtern nicht) finden, der nicht irgend einmahl ein Lied auf den Wein gefertigt hätte, — obgleich faſt alle dieſe Lieder nur einen und den nähmlichen Inhalt haben. Aber alle hat der Frohſinn und deſſen ſchöne Erbſünde, — zu reimen, — erfunden. Durch dieſe magiſchen Zaubermittel hebt ſich der Berauſchte und der Dichterling in eine Welt hinaus, wo alle ſeine Wünſche begünſtigt, alle ſeine Ideale realiſirt werden. Er trotzt dem Schickſale, er gebietet ihm, alle Elemente ſtehen ihm zu Befehle; er iſt allein frey in dem weiten Raume der Schöpfung, alle Thoren und Sittenrichter ſtehen tief unter den Füßen ſeiner bacchantiſchen Majeſtät. Er allein findet im Becher den Stein und die Weisheit der Weiſen, und nichts iſt ihm verächtlicher, als — gelehrter Wuſt und ſeine äſthetiſchen Pedanten.

Andere Männer macht die Berauſchung verliebt und eiferſüchtig, — ſo wie hinwiederum der Verliebte ſelbſt einem Berauſchten gleicht. Auch dort hebt der Wein den Hintergrund der Seele heraus, weil er den Menſchen in den unbefangenen und freyen Sinn der Kindheit zurückführt, und ihm die Kennzeichen ſeiner Natürlichkeit wiedergiebt. Wenn die Liebe in öffentlichen Zirkeln ſonſt wol ſcheu und furchtſam iſt, und aus Achtung des Wohlſtandes nur aus zärtlichen Blicken hervorleuchtet, ſich gleichſam nur verſchwiegen bemerkbar macht; ſo wird ſie hingegen durch das Feuer des Weins leicht zudringlich und laut, — oder wol gar ganz neu durch neue Gegenſtände zum Ausbruche gereizt. Man ſieht bisweilen in dieſem lächerlichen Zuſtande ſelbſt ernſte und verſtändige Männer und Jünglinge, welche dann jeder Schönen, — auch wol Nichtſchönen ihr Herz antragen, — jeder Flatterien ſagen, — jeder große Aufopferungen verſprechen, und an allen übrigen Zeitvertreiben der Geſellſchaft keinen

Theil nehmen. Wenn ſie auch mit Spott und Ernſt, ſelbſt mit Härte zurückgewieſen werden; ſo kehren ſie doch immer wieder zu den Füßen der beleidigten Majeſtät zurück, und beginnen ihre zärtlichen Geſpräche von neuem, — oder wenden ſich, da der Rauſch den Wechſel der Liebe erlaubt, an ein anderes weibliches Heiligenbild. So ſchmachten und wechſeln ſie, — bis dieſer Zuſtand vorüber iſt, und ſie mit ihren Freunden über ſich ſelbſt zu lachen anfangen. Dagegen ſind andere Männer im Rauſche wirklich gefährliche Menſchen, weil ſie ſich dann, — und vielleicht ſonſt niemahls, einer überſpannten Eiferſucht überlaſſen. Auch durch die allerſtrengſte Vorſicht und Behutſamkeit kann die Geliebte dem Argwohne der berauſchten Jalouſie nicht entgehen. Das Mißtrauen dieſer unglücklichen Leidenſchaft artet hier oft in Wuth aus, und fordert von ganz Schuldloſen eine blutige Rache. Tauſend Duelle ſind allein aus dieſem ſinnloſen Zuſtande hervorgegangen, und tauſend herzliche Eide und Verbindungen ſich innig liebender Seelen wieder gebrochen werden. Ja, es giebt ſogar Männer, die ihren Frauen wegen ihrer Sittſamkeit und Tugend das höchſte Zutrauen ſchuldig ſind, — und ſie im nüchternen Zuſtande — als ſolche innig verehren; aber bey dem kleinſten Rauſche von quälenden Anwandlungen einer rachſüchtigen Eiferſucht überraſcht werden, und ihren beſten Freunden Tod und Verderben ankündigen, — Männer ſogar, die ihre ſchon welkenden Frauen im Verdacht haben, und ihnen eine anziehende Kraft andichten, welche die Jahre längſt vernichtet hatten.

Aber der Rauſch hat auch tauſend Ehen geſtiftet, die ſonſt nimmer geſtiftet wären. Lebendiger hatte in dieſem Zuſtande das Bild des Mädchens auf die lebendige Phantaſie des Jünglings gewirkt, und in ihm den Glauben an ein Ideal des Herrlichen und Vollendeten geweckt, der ſich nachher allein durch die Liebe halten und behaupten mußte, — bis auch dieſer Rauſch vorüber war. Schlaue Väter und Mütter, welche, bey einem ſehr weiten Gewiſſen, ihre Töchter gern unter die Haube bringen wollten, haben daher nicht ſelten jenes infame Mittel zur Einfangung ihrer Schwiegerſöhne genutzt, und mancher gutmüthige Thor, der ſich heute noch vollkommen frey glaubte, ſah ſich morgen an einen Eid gebunden, den er ſonſt vielleicht nie gegeben haben würde.

Wieder andere Männer macht der Rauſch großſprecheriſch, aufgedunſen von ihrem eigenen Dünkel, hart und übermüthig. Sie prunken in dieſem Zuſtande des exaltirten Gefühls mit ihrem Glück, ihrem Vermögen, ihren Verbindungen mit höhern Ständen, mit ihren Weibern und Kindern, mit ihrem Einfluſſe, ihrer Kraft und ihrer Prudenz, oder auch mit ihrer Herablaſſung gegen Niedere und mit ihrer Wohlthätigkeit. Dabey ſuchen ſie in den geſelligen Zirkeln immer das erſte Wort zu gewinnen, ſind unausſtehlich vorlaut, und werden, da ſie aus Egoismus zu viel ſchwatzen, und es ſogar wol Andern im Genuſſe des Weins zuvorthun wollen, gemeiniglich am erſten trunken. Kommen mehrere ſolcher Großſprecher bey einem fröhlichen Gelage zuſammen, ſo ſieht man das Lächerliche in mehrern comiſchen Geſtalten, — und der gemeinſchaftliche Kampf dieſer Thoren, ſich einander ihre Größe begreiflich zu machen, und ſich einander zu überholen, gewährt dem Menſchenbeobachter ein überaus angenehmes, jedoch bisweilen auch — ekelhaftes Schauſpiel. — Da ſpricht der Geſchäftsmann mit Aufmerkſamkeit erzwingendem Stolz von der Wichtigkeit ſeines Amts und ſeiner anerkannten Unentbehrlichkeit, und giebt es nicht undeutlich zu verſtehen, daß ohne ihn das Räderwerk des Staats — ſtocken, oder doch einen regelloſen Gang nehmen würde. Er erzählt auch, wie viel er täglich arbeiten muß und arbeiten kann, während Andere nur die langſame Reiſe des Schlendrians machen, wie ſchnell, — mit welchem Ueberblick er arbeitet, wie er das Weſentliche überall von dem Unweſentlichen ſichtet, wie vielen Wirrwarr er in Ordnung gebracht, wie ſehr er allen ſeinen Nachkömmlingen vorgearbeitet hat; aber dabey vergißt er nicht, zu bemerken, daß ihm der Staat große Verbindlichkeiten ſchuldig ſey, daß er auch bereits die gnädige Aufmerkſamkeit des Regenten oder ſeiner Miniſter auf ſich gezogen habe, daß man ihn höhern Orts für einen trefflichen Arbeiter halte, und ihm ſelbſt ſeine Unentbehrlichkeit ſchmeichelhaft bewieſen habe. Aber am Abend ſeiner Tage will er nun auch ausruhen auf ſeinen Lorbeeren, — Andere mögen es ihm gleichthun. Die Archive und Regiſtraturen werden noch den kommenden Jahrhunderten ſeine Thätigkeit beweiſen, wenn auch der Staat es, undankbar gegen Verdienſt und hohe Geiſtesanlagen, vergeſſen könnte, ihm eine Ehrenſäule zu errichten. — Der Soldat ſpricht im Rauſche mit nicht geringerm Egoismus und Selbſtgefühl von ſeinem Metier, von ſeinen Schlachten und Kriegen, von überſtandenen Gefahren, von Duellen und Schlägereyen, von ſeinem Avancement und Nichtavancement, auch wol von ſeinen Siegen, die er im Reiche der Liebe gewann. Er zwingt euch mit martialiſchem Ernſt, — ihm Glauben beyzumeſſen, und betheuert die Wahrheit des Geſagten mit kräftigen Machtſprüchen, wenn ihr auch alles ohne Widerrede ſo hingenommen habt. Aber, wehe euch! wenn ihr ihm widerſprechen wolltet. Er wird euch auf Ehre beweiſen, daß ihr das Ding nicht verſteht, oder er wird euch durch ein Steigern in ſeinen wundervollen Erzählungen, und durch ein aufgedrungenes Documentiren ſeines perſönlichen Muths zum Schweigen bringen. — Oder er ſtellt ſich im berauſchten Gefühle ſeiner Kraft als Richter und Rächer des vermeintlichen Reichsfeindes auf, und ſchwört ihm hinter der Flaſche Tod und Verderben. Man gebe ihm die Armee, — und ſie wird ſiegen; alle bisherige Anführer haben durch ihre Fehler die Feinde nur kühner und gewaltiger gemacht, — dieſe Inſecten laſſen ſich leicht zertreten, wenn es nur recht angefangen wird. Er donnert gegen die feigherzigen Mächte, daß ſie es nicht ſchon längſt thaten, und flucht ihrer ewigen Uneinigkeit, wodurch alles Große in ſeiner Geburt erſtickt werde. Im Rauſche geht der Parteygeiſt des Soldaten oft in eine Wuth über, weil ihn ſein Degen zum Mord auffordert. Wir haben gehört, wie dieſer wüthige Parteygeiſt der franzöſiſchen Nation nur einen Hals wünſchte, um ſie mit einem Schwertſtreiche von der Erde zu vertilgen. — — Der Gelehrte, der Künſtler redet im Rauſche von ſeinen Lucubrationen und ſeinen — Kleinigkeiten, wie von Heiligthümern, welche die ganze Menſchheit intereſſiren, und träumt ſich eine Celebrität, die nicht weit über die Mauern der Stadt hinausreicht. Er disputirt im Rauſche eben ſo gern, wie der Soldat, und vertheidigt, wie dieſer, ſeine Hypotheſen oft mit einer ſinnloſen Hitze. Er rühmt ſich, welche Gegner er überwunden, welche Schwätzer zum Schweigen gebracht habe, — und welche er künftig noch zu demüthigen gedenke. Wie der Soldat, theilt er am Zechertiſch, bald hochweiſe, — bald trotzig, die Schickſale der Welt aus, und verkündet ſeine politiſchen Träumereyen als den allein ſeligmachenden und allein gültigen Glauben der Staatskunſt. Der Stubengelehrte prunkt mit ſeinem gelehrten Briefwechſel, mit ſeinen Varianten, ſeinen Excerpten, mit pedantiſcher Selbſtgefälligkeit, und muſtert die Werke ſeiner Gegner mit ſchallendem oder beiſſendem Hohngelächter. Mit behaglicher Selbſtbewunderung ſieht er von ſeinem Muſenhügel mitleidig auf die — Nichtkenner herab, und zieht ſich durch eine unpolitiſche Freymüthigkeit im Rauſche leicht — Unannehmlichkeiten zu.

Wieder andere Männer macht die Flaſche

ſogar andächtig und devot. Dieß ſind gemeiniglich ſolche, welche das Leben lange und übermäßig genoſſen haben, und nun mit ſtiller Wehmuth auf die Jahre der Freude zurückſehen, — zugleich aber auch durch das Gefühl des Alters an einen baldigen Abſchied aus der Welt erinnert werden. Der Rauſch macht ſie nicht mehr fröhlich, ſondern ernſthaft und par force — nachdenkend, und in dieſer Ernſthaftigkeit wird ihnen die Zukunft ſchwer und wichtig. Nun treten zugleich aus dem Hintergrunde der Seele wieder die Andachtsformeln von früherer Erziehung hervor, und der alte Zecher ſenkt den Blick nun um ſo tiefer in ſich ſelbſt hinein, je weniger ſein ſtumpfer Sinn zu dem jovialen Ton der Jugend ſtimmen will. Der Rauſch beleuchtet das verſchwendete Leben, indem er das gegenwärtige nur noch als ein Arzneymittel ein wenig aufreitzt, und, weil er die Freude nicht mehr in ihrer höhern Fülle wecken kann, — leicht an das Grab erinnert. Uebrigens fühlen ſich ſolche andächtige alte Zecher bey dieſer Stimmung nicht — unglücklich, denn ſie halten es im Genuſſe mit Andern recht gut aus; ja, ſie ſcheinen der Unmäßigkeit darum nur noch mehr nachzuhängen, weil ſie dieſelbe mit allerley gottesfürchtigen Gedanken zu verbinden pflegen, und ihre Unſittlichkeit eben darum weniger empfinden.

Mitten in dieſen Ausſchweifungen ihres thieriſchen Lebens eifern ſie gegen die Wollüſte der Jugend, und die zunehmende Unſittlichkeit unſerer Zeiten. Nach ihren Betheuerungen kann das alles nicht lange mehr beſtehen, und endlich wird Feuer und Schwefel auf die ſündigende Welt herabregnen müſſen. Sie citiren auch wol ſogar bibliſche Stellen, welche darauf hindeuten. — „Sonſt waren die Zeiten nicht ſo verderbt, — man genoß des Lebens, — man trank auch damahls ſchon, und vielleicht etwas übermäßiger, als jetzt; aber die Menſchen waren tauſendmahl beſſer. Jetzt ſcheine überall die allgemeine Auflöſung der Menſchheit durch die Sinnlichkeit hervor, und niemahls ſey die Tugend tiefer geſunken, als jetzt.“ — Oder dergleichen Berauſchte laſſen ſich auch wol gern in allerley Geſpräche über theologiſche Gegenſtände und

Streitigkeiten ein *), und vertheidigen ihr Glaubensſyſtem mit einer empörenden Hartnäkkigkeit. Ich habe Leute dieſer Art gekannt, welche ſich ſonſt nie über dergleichen Dinge

---

*) Eben ſo habe ich mehrmahls bemerkt, daß dergleichen Menſchen bey Erſcheinung eines Geiſtlichen in ſchwarzen Kleidern gleichſam erſchreckt werden, — zurückfahren, und die Gegenwart eines ſolchen ſehr läſtig finden; — ſobald ſie ſich aber zu berauſchen anfangen, und der Paroxismus der Andacht in ihnen aufglühet, — dann ſich gewöhnlich eben zu dem Geiſtlichen am liebſten geſellen, und immer wieder zu ihm zurückkehren. Es iſt in ſolchen Fällen ſchwer zu entſcheiden, ob der Geiſtliche ſelbſt den tiefen Eindruck oder vielmehr ſein — ſchwarzes Kleid, als die Farbe des Grabes, — auf den Zecher macht. Denn oft wird die Andacht ſolcher Leute durch die kleinſten Gegenſtände oder Anſpielungen auf den Tod geweckt und erhalten. Ueberhaupt aber mag ihre Anſchmiegung an den Geiſtlichen mehr eine gewiſſe Captatio benevolentiae ſeyn, um dieſen bey der Flaſche nicht gegen ſich zu reitzen, und einer möglichen Strafpredigt, beſtünde ſie auch nur in einem warnenden Blicke des Seelenhirten, pränumerando — auszuweichen.

äuſſerten, oder wenigſtens jedem ſeine Glaubensmeinung lieſſen; — im Rauſche hingegen alles verdammten, was nicht reiner Lehre war, und Dinge in Anſpruch nahmen, warum ſie ſich ſonſt nie bekümmert hatten. Ich habe noch Andere gekannt, die ſonſt gewöhnlich nur ſo ganz auf der Erde lebten, und dagegen im Rauſche von nichts, als vom Himmel, ſprachen, die Unterhaltung beym Gläſerklang auf — die Unſterblichkeit leiteten, und die Rührungen einer andächtigen Stunde mit thränenden Augen wieder hervorſcheinen lieſſen. Dieſe naſſe Andacht hat freylich keinen Werth; aber jeder alte Zecher beſchließt damit gewöhnlich ſein Leben, oder hält ſich doch wenigſtens für einen Liebling der Gottheit, während er am weiteſten entfernt von ihr iſt.

Endlich macht der Rauſch andere Männer — zankſüchtig, empfindlich und ungeſtüm. Keiner darf dieſen Renomiſten oder Seeſpinnen zu nahe treten, — die geringſte Kleinigkeit zieht ihr Schwert oder ihren beiſſenden Witz hervor, und oft können die allerruhigſten und ſanftmüthigſten Geſellſchafter ihrem Sturme nicht ausweichen. Mitten in die fröhlichſte Laune des jovialiſchen Zirkels werfen ſie den Apfel des Zanks, und beleidigen ihre nächſten Freunde und Verwandten oft auf die unſinnigſte Art. Iſt ihnen irgend Jemand in der Geſellſchaft zuwider, — hat Einer nur ganz leiſe ihr Mißtrauen erregt, beſorgen ſie irgend einen Tadel ihrer Aufführung; ſo wird gewiß von dieſer Seite her der Orcan ausbrechen, oder es werden bittere Erinnerungen an vorige Beleidigungen in dem Nebel der Berauſchung erwachen, und längſt vergeſſene Dinge wieder zur Sprache gebracht werden. Es ſcheint, daß mit der Berauſchung ihr froher Sinn verloren geht, und eine ganz neue Richtung ihres Charakters hervorgebracht wird, die man ſonſt an dieſen Leuten nicht kennt. Sie lauren gleichſam auf Gelegenheiten zur Rache, oder, wie dieſe Hirnwuth oft ſonſt heißt, zur — Satisfaction. — Gewöhnlich ſind es ehrgeitzige und eitle Menſchen, denen im Rauſche nie genug Ehre widerfährt, und, weil ſie nicht den Ton der Geſellſchaft nach ihren individuellen Gefühlen ſtimmen können, — durch ihren Ungeſtüm

rſchen wollen. Kein Menſch ſollte ſich mehr
der Berauſchung hüten, als dieſe Tollköpfe.
Denn wiſſen ſie auch allenfalls noch, ihr
reiztes Gemüth gegen Andere zu zähmen,
d, aus einer ihnen aufgedrungenen Achtung
gen den Wohlſtand, — keine öffentliche Stöh-
ng der geſelligen Freude zu wagen; ſo wird
ch gemeiniglich der wüthende Poltergeiſt da-
im gegen Frau und Kinder ausbrechen, und
h hier nur deſto gräulicher entladen.

Der Rauſch bewaffnet dieſe Leute auf eine
glückliche Art gegen alle Menſchen, — und
t noch die böſe Seite, daß ſie das Lächerliche
Andern gegen dieſe aufbringt, und daß ſie
s Comiſche nicht zum Scherz und zum Froh-
ne, ſondern zu Beleidigungen auffordert.
in ſchuldloſer, obgleich etwas ungeſchickter Witz,
ne lächerliche Aufführung oder Ausrede des
ndern, ein pedantiſcher Anzug oder ein pedan-
ſches Betragen eines Hereintretenden, eine lä-
erliche Aeuſſerung über ſonſt durchaus gleich-
ltige Dinge, ein egoiſtiſches Selbſtlob des
ndern, worüber Vernünftige nur die Achſeln
cken und lächeln, — bringt jene Berauſchten

in den Harniſch, und fordert ſie gleichſam zu Züchtigungen des Lächerlichen heraus. Sie wollen die Richter des Geſchmacks und der guten Sitten ſeyn; aber ſie ſind es gewöhnlich auf eine ſehr plumpe und überläſtige Art; ſie wollen Andern die Regeln des Anſtändigen vorſchreiben, indem ſie ſelbſt dagegen ſündigen, — und wollen den Geiſt der Geſellſchaft formen, indem ſie ihn zerſtören. —

Natürliche Abneigung des weiblichen Geſchlechts gegen den Trunk.

Die Natur, welche mit höchſter Vernunft ein Geſchlecht für das andere berechnete, hat die ſehr abſichtliche Einrichtung getroffen, daß das Weib, vermöge ihrer körperlichen Conſtitution und ihrer phyſiſchen Schwächen, das Uebermaß im Genuſſe weniger, als der Mann, ſuchen ſoll, damit ſie ſich als die ohnehin ſchon Schwache und Abhängige — durch den Rauſch nicht in den Augen des Mannes *entehren* möge. Sie würde bey einer wirklichen Neigung zur Völlerey und Sinnlichkeit die liebenswürdigſten Eigenſchaften ihres Geſchlechts nur einem flüchtigen Genuſſe hingeben, — dem Manne ſelbſt ekelhaft und unerträglich werden, und ſich nicht ferner mit gerechten Anſprüchen an ſeine Liebe — *neben ihn* ſtellen dürfen. Dadurch aber, daß das Weib von Natur dem Manne als ein mäßigeres und regelmäßigeres Weſen, als er ſelbſt, erſcheint, und ihm *ohne wirkliche Verführungen* in ſeiner Sinnlichkeit nicht gleichkommt, erhält ſie ſich bey ihm, — ihrer anderweitigen Schwächen ungeachtet, in einer Art von Reſpect, und wird dadurch nach und nach, — weil er ſich in ihrer Gegenwart ſeiner Ueberladungen *ſchämt*, ſeine ſittliche Bildnerinn und Erzieherinn, was bey ihrem eigenen Hange zur Berauſchung nicht möglich wäre.

Einzelne Beyſpiele von Trinkerinnen in höhern und niedern Ständen können hiergegen nichts beweiſen, ob es gleich Weiber giebt, die durch lange Uebung im Trunke es dem Trinker wirklich gleichthun werden; ja, es hat Frauen gegeben, welche in jenem unedlen, das Weib ſchändenden, Wettkampfe ſogar den Sieg über ſtarke Trinker davon tragen konnten. Aber eben dieſe Weiber verdienten keine Achtung mehr. Ihr erhitztes Blut machte ſie zu ungeſtümen und leidenſchaftlichen Bacchantinnen, zu zänkiſchen Gattinnen und Hausmüttern, — und ließ ſie dadurch noch tiefer, als den trunkenen Mann, ſinken. Sie achteten ihr Geſchlecht nicht mehr, weil ſie es unter den Berauſchungen mit Männern gleichſam aufgegeben und männlichrohe Sitten angenommen hatten; — ſie ſpöttelten über die Sittſamkeit anderer Frauen, und erlaubten ſich in Geſellſchaften — Equivoquen und unſaubere Ausdrücke, die ſelbſt die Unſittlichkeit des Mannes empörten. Man betrachtete ſie als Verworfene, die keiner moraliſchen Heilung fähig waren, als ekelhafte Verſchwenderinnen, die nach und nach den Hausſtand des Mannes untergruben und den Erwerb ſeines Fleißes vergeudeten, als heilloſe Mütter, die ihre Kinder nur mit der Peitſche erziehen wollten, — oder als Ungeheuer, die ſich den Wollüſten eben ſo niederträchtiger Männer nicht nur hingaben, ſondern ſie ſelbſt zum Laſter aufforderten und anleiteten *).

Die Mäßigkeit des Weibes iſt nicht ſowohl eine ihr durch die Erziehung gegebene Einrichtung des Charakters, obgleich die Erziehung

---

*) Seit den älteſten Zeiten des römiſchen Volks galt dieß ſtrenge Fundamentalgeſetz der häuslichen Disciplin: „daß kein Weib, — ohne Gefahr, von ihrem Manne getödtet zu werden, Wein trinken durfte.“ Schon der uralte König Faunus, ein Vater des Latinus, ſoll ſeine Gemahlinn, weil ſie wider die Volksſitte [contra morem] und wider die Würde ihres königlichen Ranges heimlicher Weiſe einen Topf mit Wein ausgeſchlürft, und dadurch trunken geworden war, — höchſteigenhändig mit Myrtenreiſern faſt zu Tode gepeitſcht haben. Romulus, der Gründer des neuen Staats, beſtätigte dieß alte, zur Ehre des weiblichen Geſchlechts eingeführte, Geſetz durch ſein ausdrückliches: „Mulier temetum ne bibito!“ und ſprach einen gewiſſen Ehemann Egnatius Mecenius von aller Strafe frey, weil dieſer ſein Weib, ihrer Trunkenheit wegen, mit einem Prügel gemordet hatte. Plinius L. XIV. C. 13. Die eiſerne Strenge dieſer Geſetze hatte bey dem ohnehin warmen Clima Italiens und dem warmen Blute ſeiner Weiber einen ſittlichen Grund, der ſich auf die Erhaltung der Keuſchheit

darauf achten muß, als vielmehr eine, im Plane der Natur liegende Geſetzlichkeit zur Ehre ihres Geſchlechts, und zwar in phyſiſcher und moraliſcher Hinſicht. — Phyſiſch ſoll das Weib in den

---

des weiblichen Geſchlechts bezog. Man betrachtete den Wein als den ſtärkſten Verführer zu unerlaubten Umarmungen und zum — Ehebruche, den der Mann ohne Strafe an ſeinem Weibe mit dem Tode brandmarken konnte. Um das ſchwache Geſchlecht gegen den heimlichen Genuß des Weins zu ſichern, hatte man unter Verwandten die Gewohnheit des Küſſens eingeführt. — Dadurch wollte man es nähmlich erfahren, ob ein Weib der Volksſitte treu geblieben ſey oder nicht. Bayle läßt nach Plutarchs Quaestion. Roman. die Küſſe von den Damen ſelbſt austheilen. Er meint, die Herren hätten wohl aus Galanterie nicht den Anfang des Küſſens machen dürfen, weil dieß nur einen unartigen Verdacht gegen die — vorausgeſetzte Mäßigkeit ihrer Couſinen verrathen haben würde. Natürlicher Weiſe hätten alſo die Damen zur Beglaubigung ihrer Unſchuld [im Weintrinken nähmlich] — ihre Roſenlippen zuerſt dem Vetter hingehalten, oder hingegeben, und würden ſich nur verdächtig gemacht haben, wenn ſie mit dem Kuſſe nur einen Augenblick gezaudert hätten. Im Art. Portius.

Schranken der Enthaltſamkeit bleiben, damit ſie durch den Rauſch nicht ihre Kinder unter ihrem Herzen mit glühenden Säften anfülle, und die zarten Keime ihrer Organiſation nicht zerſtöre; — aber auch darum, damit ſie im nüchternen und immer beſonnenen Gemüthszuſtande auf ihre Kinder deſto beſſer achten und ſie ſorgfältiger erziehen könne. Ihr Wirkungskreis iſt auf das häuslich-ſtille Leben und auf die Bildung jugendlicher Seelen berechnet, — die ohne eine verſtändige und ruhige Mutter keinen Fortgang haben kann. Das Weib, welches ſich berauſcht, wird daher augenblicklich aus ſeiner Beſtimmung mit frecher Ausgelaſſenheit herausſchreiten, und dem ſchon fehlerhaft gebornen Kinde noch mehr durch ihr unſittliches und brutales Beyſpiel gefährlich werden. Sie wird ihre Nachkommenſchaft phyſiſch und moraliſch vergiften. — Aber ſie wird auch als Gattinn ihren Beruf entehren und vernachläſſigen; — theils, daß ſie jenen Beruf — als eine dem Trunk Ergebene nicht erfüllen kann; theils, daß ſie ihn als eine nur ihrem Geſchmack Lebende nicht erfüllen will, ja, dem Gatten ſelbſt durch ihren zerrütteten Körper und ihre regelloſen Leidenſchaften eine ſehr traurige Gegenwart und eine vielleicht noch ſchrecklichere Zukunft bereitet. Darum iſt ihr auch ſchon phyſiſch ein eindringlicher Wink zur Mäßigkeit gegeben worden, daß ihr Kopf ſo leicht, auch durch den mäßigen Gebrauch ſtarker Getränke, überladen und überreitzt wird, und ihr daher die Grenzen, — wie weit ſie hierin gehen ſoll und gehen kann, nie unbekannt ſeyn können.

Moraliſch führt die Natur das Weib zur Enthaltſamkeit des Getränks auch dadurch, daß ſie ihr den Verluſt ihrer Schamhaftigkeit und Weiblichkeit vorherſagt, wenn ſie ſich jenem Laſter ergeben wollte. Es liegt alſo in dem innern Sinne des Weibes ſelbſt, — enthaltſam zu ſeyn, weil ihr natürlichſter Beſtimmungsgrund die Schamhaftigkeit iſt, und dieſe durch den Rauſch auf die allerunanſtändigſte und unſittlichſte Art beleidigt wird. Das Weib kann nur ſtark und ſelbſtſtändig bleiben, ſo lange ſeine Unſchuld durch die innere Sittſamkeit des Gemüths bewacht wird, — ſo lange ihr gleichſam der Fall ihres beſſern Ichs ein

Geheimniß bleibt, und ſie ſich als ſchuldloſes Weib ſelbſt achten und lieben wird. Dagegen ſagt ihr ein geheimer Zuruf ihrer Weiblichkeit, daß ſie ohnmächtig und ſich entehrend — ganz in die Gewalt des Mannes ſinkt, wenn jene Schutzwehr ihrer Tugend durch den Rauſch niedergeriſſen iſt, und nun alle Leidenſchaften ſich frey, oder vielmehr frech in ihr regen dürfen. Beſonnenheit kann allein das Weib vor der Sinnlichkeit des Mannes ſchützen, und wenn jene durch den Rauſch verloren geht; ſo kann es wohl für die weibliche Tugend keinen gefährlichern Feind, als die Berauſchung, geben; ſo wie die Selbſtgewalt des Weibes über ſich und den Mann allein durch die Schamhaftigkeit gegründet und behauptet wird.

Uebrigens bringt der Rauſch in dem weiblichen Gemüthe eben die Wirkungen, wie im Mannne, hervor, und dieß könnte ſchon die Satyren, welche die Weiber nicht zum Menſchengeſchlechte rechnen wollten, — ſattſam widerlegen! Vornehmlich aber bemerkt man bey berauſchten Frauenzimmern nur zweyerley Effecte des Weins: — ſie werden entweder im hohen

Grade zänkiſch und empfindlich, oder im hohen Grade jovial, und in dieſer Stimmung — zärtlich und verliebt. Man hat auch aus dieſem Umſtande die größere Sinnlichkeit des andern Geſchlechts in der Liebe beweiſen wollen, indem es in dem Zuſtande des Rauſches aus ſeiner gewöhnlichen Verſtellung heraustrete, und ſich nun ganz ſo zeige, wie es iſt. Allein dieß beweiſet grade gar nichts. Einmahl, — weil die Männer, welche durch den Rauſch verliebt werden, in dieſer Stimmung viel größere Thorheiten und Ausſchweifungen, als berauſchte Weiber, zu begehen pflegen, ſo daß durch den Rauſch die größere Sinnlichkeit des Mannes nur noch mehr documentirt wird; zweytens, weil die wirklich ſeltenen Beyſpiele der den Trunk liebenden Weiber uns nicht als allgemeine Grundzüge des weiblichen Charakters vorgehalten werden können. — Die Bacchantinnen bey den Feſten der Griechen und Römer waren denn doch auch nichts anderes, als niedrige und gemeine Dirnen oder ſittenloſe Weiber aus der großen Welt, deren Ausſchweifungen durchaus nichts für die größere Sinnlichkeit des Geſchlechts beweiſen, ſo wenig als jede andere unter dieſem Geſchlechte herrſchende unlautere Volksſitte dem Charakter der Weiblichkeit ſelbſt zur Schuld gerechnet werden kann.

Indeß iſt es ſchon ältern Schriftſtellern nicht wenig aufgefallen, daß grade das weibliche Geſchlecht — wider ſeinen Naturcharakter, der die Berauſchung nicht liebt, und nicht einmahl tragen kann, ſo leidenſchaftlichen Antheil an den Feſten des Traubengottes nahm, und dabey gleichſam die erſten und lauteſten Rollen ſpielte. Aber ſiehet man auf das heiße Clima der Länder, worin die Bacchanalien gefeyert wurden, und wiederum auf die niedere und ungebildete Volksclaſſe, welche dieſe Greuelfeſte beging; bedenkt man ferner, daß manches Weib aus bloßer Neugierde, das Geheimnißvolle jener Myſterien kennen zu lernen, oder aus Gefälligkeit, ihre Liebhaber dahin zu begleiten, — oder aus Eiferſucht, ſie dort zu beobachten, ſich zu den Feſten hinreißen ließ: ſo wird man in dieſer Erſcheinung nichts Befremdendes finden. Anfangs wurden dieſe Feſte, die damahls mehr dem Gotte des Frohſinns, als den Berauſchungen gewidmet waren, — nur in weiblichen Zirkeln, fern von allem Zutritte der Männer, begangen; nur drey Tage im Jahre waren zur Einweihung in die bacchantiſchen Myſterien beſtimmt, und die feyerliche Ceremonie geſchahe am hellen Tage. Es waren gleichſam nur glänzende — Caffeeviſiten, die man durch allerley Gebräuche glänzender und permanenter zu machen ſuchte. Die römiſchen Matronen wählten hierzu gewiſſe Prieſterinnen unter ſich, — und man pflegte in dieſen Clubbs wol nur mit der — Zunge zu ſündigen, da die Männer daraus verbannt waren.

Endlich aber mochten die römiſchen Damen ſich ein wenig bey dieſen — männerloſen Feſten langeweilen; das Ding war und blieb ihnen zu einſeitig, — der Ton der geſelligen Freude zu nüchtern und ſchal; man konnte doch nicht immer mediſiren, — und immer über Nichts lachen. Die weibliche Phantaſie, welche den Mann ſo gern im Zuſtande des Frohſinns ſucht, um ihn mit ſich aufzuheitern, und mit ſich zu electriſiren, gab dieſen Göttergelagen durch die Pacula Minia eine neue reitzendere, aber auch ſittenloſere Form. Um die Männer zu introduciren, wählte dieſe Paculla zur Begehung der Myſterien — die Nacht, und ihre eigenen Söhne wurden zuerſt darin aufgenommen. Nun ging alles durch das Hinzukommen der Männer einen andern Gang, — und die bacchantiſchen Feſte verwandelten ſich in die allerliederlichſten und ausgelaſſenſten Zeitvertreibe, die je — Wein und Liebe erfinden konnten *). Paculla vermehrte die Feſttage des heiligen Bacchus, ſo daß nun monatlich fünf gefeiert wurden. Die allerentſetzlichſten Dinge waren hier nicht nur erlaubt, ſondern ſogar mit barbariſcher Strenge geboten. Wer nicht ganz in dieſen Ton der verwildertſten Thierheit mit einſtimmen wollte, — wer nicht der geſunkenſten Unnatur ſeine Opfer brachte, — und gleichſam etwas weniger — Vieh, als die andern, zu ſeyn ſchien, wurde wie der verächt-

---

*) nihil ibi facinoris nihil flagitii praetermissum — plura virorum inter sese quam foeminarum esse stupra. Aus dem — Glaubensbekenntniß — der Hiſpala beym Livius. Lib. 39. C. 13.

lichſte Verräther und Entheiliger der göttlichen Geheimniſſe behandelt. Man ließ dieſe Unglücklichen durch Hülfe einer Maſchine in verborgene Höhlen verſchwinden, — und ſprengte dann aus, daß ſie von den Göttern der Erde entriſſen wären *).

---

*) Raptos a Diis homines dici, quos machinae illigatos ex conspectu in abditos specus abripiant, eos esse, qui aut conjurare aut sociari facinoribus aut stuprum pati noluerint. l. c. Die weiſen Veranſtaltungen des römiſchen Senats, zur Abſchaffung dieſer — unheiligen Myſterien, findet man in den folgenden Capiteln des Livius.

V.

Sinnliche Natur des Mannes,

in ſo fern ſie aus dem Uebermaße ſeiner Geſchlechtsliebe und Lebensgenuſſes als Folge hervorgeht.

Endlich zeigt ſich die ſinnliche Natur des Mannes in den Folgen, welche gewöhnlich aus dem Uebermaße ſeiner phyſiſchen Liebe und ſeiner übrigen Genüſſe hervorzugehen pflegen, — mithin in jener Verweichlichung ſeiner Lebensweiſe, in ſeiner Neigung zur Gemächlichkeit und Unthätigkeit, und in jener Verzärtelung ſeines ganzen Gefühlvermögens, ſeiner Kraft und ſeines Willens, die immer das Kennzeichen ſinnlicher und verdorbener Zeiten war.

Durch den immer wiederholten Angriff einer unerſättlichen Sinnlichkeit auf die thieriſche Conſtitution des Mannes, durch die Flamme ſeiner Gelüſte, durch die ohne Schonung verſuchten und mit leidenſchaftlicher Maſſloſigkeit bewirkten Ueberſpannungen ſeiner Kraft wird dieſe endlich ſelbſt hingerichtet, und ſinkt nach und nach in eine Lethargie und Erſchlaffung, worin man die vorige Rieſenſtärke und Rieſengeſundheit des Mannes nicht mehr bemerkt. Die lebendigſten und kraftvollſten Jünglinge ſanken aus der höchſten Fülle ihres Lebens in dieſen Todesſchlaf ihrer vernichteten Natur hinab, — und die Gewohnheit, — ſchwach zu ſeyn, verdarb endlich in ihnen die ſchönſten Tendenzen des Geiſtes und Willens, bis ſie nichts mehr, als die armſeligen Angelegenheiten ihrer Luſt ſehen konnten, und ſehen wollten. Der Mann war in ihrem Innern wie vernichtet, — und bis zum kleinſten Lebensfunken aufgelöſt. Nur noch aus ſchwachen Erinnerungen wußte er es, was er einſt war, und wie viel er ſeiner — Selbſtkraft verdankte; wie er damahls körperliche Laſten mit einer ihm jetzt unbegreiflichen Leichtigkeit trug; wie ſeine Kraft über Schmerzen ſiegte, die ihm jetzt unerträglich werden; wie er, ohne zu ermüden, lange Reiſen machen konnte; wie der Schlaf ihn jedesmahl mit neuer Gigantenſtärke ausrüſtete, — und ihn auf einem harten Lager überraſchen durfte, anſtatt, daß er ihn nun in einer weichlichen Stille und in einer weichlichen Ruheſtelle ſuchen muß; wie er geringer körperlicher Anfälle gar nicht achtete, die ihn jetzt tagelang jämmerlich niederwerfen, und die letzten Funken ſeines Lebens verzehren; wie er durch ſeinen Frohſinn und ſein erhöhetes Geſundheitsgefühl jeden trüben Gedanken fortſchnellte, und ein wirkliches Unglück mit Heldenmuth trug, anſtatt, daß nun ſein ermatteter Geiſt von fürchterlichen Phantaſien niedergedrückt wird, und das kleinſte Uebel ſeine Verzweiflung weckt; wie er ſonſt in ewiger Thätigkeit ſein Himmelreich fand, und nun in einer ihm aufgedrungenen, aber zum Bedürfniß gewordenen, Ermattung und ſeelenloſen Unthätigkeit dahinwelken muß. Nur noch das thieriſche Einſchlürfen eines ſüßlichen raffinirten Lebens iſt ihm geblieben; — aber eben darum iſt er nun auch ganz in den ſinnlichen Zuſtand der Kindheit zurückgeſunken, — ohne Hoffnung, je wieder zur originellen Kraft des Mannes aufzuſtehen.

Der Weichling dieſer Art iſt daher ein verächtlicher, aber zu gleicher Zeit bedauernswürdiger Charakter. — Vorwärts kann er wegen ſeiner gelähmten Kraft nicht weiter kommen, er ſieht alſo einer höchſt traurigen Zukunft entgegen, weil er ſich in derſelben nur immer tiefer ſinken ſieht, — wenigſtens von nun an zu einer ewigen Ruhe und zu einer Gemächlichkeit verdammt fühlt, die ihm ſelbſt wieder läſtig wird. Denn er muß ſtets darauf Acht haben, daß ihm dieſe Ruhe und Gemächlichkeit ja bleibe, wenn er nicht in ſeinem Innern und Aeußern angegriffen ſeyn will; ohne harte Strafe kann er aus dieſem Gleiſe nicht herausweichen, und er fühlt es gewiß oft mit ſchwerer Herzbeklemmung, — auch wol Selbſtverachtung, daß er nun nichts mehr, als der Sclave einer kindiſchen Verweichlichung ſeiner Natur iſt. Er muß für jeden Genuß ſchwer büßen, ſobald er die Schnur ein wenig überſpringt; er muß Zeiten, Umſtände und Gelegenheiten ängſtlich berechnen, ehe er ſich dem doch nur erkünſtelten Frohſinne auf einige Minuten überlaſſen darf. Die Welt iſt mit allen ihren Herrlichkeiten ſeine ärgſte Feindin, weil ſie den Ohnmächtigen augenblicklich lockt, ohne ihn zu befriedigen, und zu beruhigen. — Er kann ihr nicht ausweichen, weil er in ihr wohnt, er verkriecht ſich vielleicht in die Einſamkeit; aber die Bilder jener lebendigen Welt und ein zerſtöhrter Körper folgen ihm nach, — er ſucht Ruhe, und findet ſie nirgends, weil er ſie nicht in ſich ſelbſt, nicht in ſeiner Kraft finden kann. —

Aber die Anzahl derjenigen Weichlinge, — deren Seele, bey einem noch nicht zerſtöhrten Körper, die Wollüſte des Lebensgenuſſes und der Lebensgemächlichkeit ſuchet, iſt gewiß nicht geringer, — und dieß ſind die eigentlichen Schmarotzerpflanzen der menſchlichen Geſellſchaft. Ihr Daſeyn iſt ein permanentes ſinnliches Genießen, ohne daß ſie ſich in ihrer thieriſchen Ruhe hierbey ſtöhren laſſen. Einige dieſer Thiermenſchen lieben das geſellige Leben, weil es ihnen Gelegenheiten zu weichlichen und wollüſtigen Stunden giebt, der fröhliche Zirkel gleichſam ihre Genuß- und Verdauungskräfte befördert, und ſie dort vielleicht neue Recepte für Küche und Keller kennen lernen. Es ſind gewöhnlich joviale Tiſchgenoſſen, weil ſie die Ausſicht auf jede neue Schüſſel begeiſtert, und der Ueberfluß an Speiſe und Getränk ihnen die heitere Verlängerung des Tages verkündet. Ihre verweichlichte Seele iſt ganz bey dem Mahle gegenwärtig, und abſtrahirt gern von allen Dingen, die einige Anſtrengung des Nachdenkens erfordern könnten. Dieß iſt der ächte Epicurer an der Tafel, — der ganz ſeiner leckern Sinnlichkeit lebende Schwelger, den nur die höchſte Noth von dem wohlbeſetzten Mahle abrufen kann, und der in dieſen beſtialiſchen Momenten für alles Schöne und Große ſtumpf iſt, wenn es keinen Bezug auf die Genüſſe der Tafel hat. Sucht dieſen eleganten oder nicht-eleganten Freſſer ja nicht durch geiſtreiche Geſpräche zu unterhalten, oder durch ernſte Anſichten ernſter Gegenſtände aufzuwecken; — er hört euch nicht, er kann euch nicht hören, er wird in ſeinem Innern eure gelehrte Geſchwätzigkeit verdammen, oder euch für Thoren halten, daß ihr ſo — müßig die Stunden des Genuſſes verplaudert; er wird vielleicht nicht einmahl eure Fragen beantworten, — wozu, wie er glaubt, nach der Tafel immer noch Zeit genug übrig iſt, — er iſt an wichtigere Geſchäfte gebunden, als daß er ſich jetzt zerſtreuen laſſen dürfte, — einen neuen Sinn müßte er erſt dazu erhalten, denn die übrigen fünf genießen, und ſollen genießen. — Doch ganz ſtumm iſt er auch nicht immer, damit ſich doch der Menſch noch vom Thiere ein wenig unterſcheide. Es entſchlüpfen ſeinem Munde ſüße Lobreden des Weins und der Kochkunſt; — er ſchmeichelt dem liberalen Wirthe, — der ſchönen, geſchmackvollen Wirthin, damit man ſeiner in der Zukunft wieder gedenke, — er verſichert, in langer Zeit keinen ſolchen Götterabend genoſſen zu haben, — er bejauchzt im eigentlichen Verſtande ſeine Sättigung, er möchte ſo **ewig** genießen, — er hat einen erhabenen Begriff von zwey kleinen Wörtern, — die herrlichſten in ſeinem Wörterbuche: **kauen** und **verdauen** ſind die höchſten Principien ſeiner Philoſophie, und dieſe iſt, ſeiner Meinung nach, die richtigſte, weil alles Leben und alles Denken auf das Kauen und Verdauen gegründet ſey.

Andere Weichlinge, — die noch verächtlichern, — leben ihren Wollüſten der Tafel in ſolitärer Eingezogenheit; ſie mögen die geſelligen Tiſchzirkel nicht; ſie betrinken ſich, wie man ſagt, auf ihre eigene Hand, und verzehren die Leckereyen des Mundes, ohne einen Freund oder Bekannten daran Theil nehmen zu laſſen. Ich habe ſie die noch verächtlichern genannt, weil der Mitgenießende doch auch die Reitze der Geſelligkeit achtet, und darum beym Mahle auf eine humane Art ſein Wohlgefallen an dem Frohſinne Anderer documentirt; der Alleingenießende hingegen wirklich inhuman den Mitgenießenden von ſich entfernt, als ob er ihm die frohe Stunde nicht gönne. Jener will ſich nicht einmahl [aus Weichlichkeit und Bequemlichkeit] nach Andern geniren, — nicht eine Stunde früher oder ſpäter zur Tafel gehen, — und nur daheim in ſtummer und mit ſich ſelbſt beſchäftigter Luſt genießen. Solche Elende ſind dann auch meiſten Theils für das geſellige Leben ganz verloren. Sie fliehen nach und nach die Menſchen, weil ſie in andern Häuſern nicht die ſybaritiſche Bequemlichkeit, wie in den ihrigen, finden, und weil ſie hier nicht der Aufmerkſamkeit Anderer bloßgeſtellt ſind. Der geſellige Tiſchgenoß wird in gemiſchten Zirkeln doch immer noch die Geſetze des Anſtandes beobachten, weil er hier der Critik mäßigerer Gäſte ausgeſetzt iſt, — vornehmlich, wenn Frauenzimmer gegenwärtig ſind; — der ſolitäre Schwelger hingegen iſt ſich daheim ſelbſt überlaſſen, und wird zuletzt immer bis zu Ueberladungen fortſchreiten, um den Grad der Behaglichkeit phyſiſch in ſich hervorzubringen, den der Geſellige ſchon durch muntere Geſpräche, bey einem geringern Maße des Genuſſes, wecken kann.

Die Leckerey des Gourmands kann endlich eine Uebung und Feinheit in Beurtheilung des Genuſſes erreichen, wovon man die ſonderbarſten

Beyſpiele kennt *). Man wird ſich gewiſſer Männer erinnern, die auf's allergenaueſte die Ingredienzen zu dieſer und jener Schüſſel anzugeben wußten, und das Alter und die Originalität einer Weinart mit beſtimmteſter Markſcheidekunſt beurtheilen konnten. — Männer, die ſich auf das vollkommenſte zur ſchulgerechten Koch- und Weinkennerkunſt qualificirten, ob ſie gleich nicht gemeine Gelehrte waren. Ich habe einen vornehmen Officier gekannt, welcher die componirteſten Saucen bey ſeinen Gaſtmahlen ſelbſt verfertigte, — und einen vornehmen Geiſtlichen, welcher öffentlich behauptete, daß er das Fleiſch gekochter und gebratener Hühner, welche mit Gerſten gefuttert worden, genau von den mit Weitzen genährten Hühnern unterſchei-

---

*) Ein bekannter in der — Critik des animaliſchen Geſchmacks wohlgeübter Gourmand, der Graf Gotter, unterſchied an der Tafel Friedrichs des Großen mit treffender Genauigkeit vier Arten von Faſanen, die man ihm aus vier verſchiedenen Ländern zur Probe ſeiner — Talente vorgeſetzt hatte.

den könne. Die Zunge kann durch Uebung nach und nach eben das feine Touchement annehmen, welches die zarten Finger einer Meiſterin auf dem Clavier erlernen, — und jene iſt ein noch feinerer — Kunſtrichter, weil ihr die ſubtilen Geruchsnerven des Weichlings offenbar zu Hülfe kommen *). Es giebt noch andere

---

*) Ich wage es nicht, zu behaupten, daß die dem andern Geſchlecht ſo oft vorgeworfene Leckerey und Naſchluſt der Grund von den Debauchen der Tafel geweſen iſt; aber dieß iſt wol ſicherer, daß die größere Eßluſt der Männer zuerſt die verſchwenderiſchen Mahlzeiten ſammt dem ganzen Gefolge einer raffinirten Kochkunſt in Schwung gebracht hat. Die geringere Sinnlichkeit der Weiber ſpricht ſie auch im Allgemeinen von dem Vorwurfe der Völlerey frey, — ſo wie jene geringere Sinnlichkeit ſie ſchon vor der Berauſchung ſicherte. Der zartere weibliche Körper verträgt die Ueberladungen nicht, und es iſt in der That erſtaunlich, mit wie wenig Speiſe und Trank ſich tauſend Frauenzimmer behelfen können, — ſo lange ſie nicht — zwey Leben unterhalten müſſen. Da, wo ſie wirklich den Debauchen der Tafel ergeben ſind, — hat eine lockere und weiche Sitte der Erziehung nicht vorgebauet, oder ſie ſind auch

Männer, welche die Schüſſeln nach dem ſteigenden Reitze des Piquanten zu rangiren wiſſen, und es auch genau ſagen können, wie weit die Kochkunſt zur Vollendung der vollkommenſten und leckerſten Schmackhaftigkeit ſteigen könne und müſſe.

Die weichliche Natur des ſinnlichen Mannes zeigt ſich aber noch durch folgende Symptome. — a) *Durch einen überwiegenden*

Hang

---

hier, *wie überall*, von den Männern verführt werden. Die Mäßigkeit iſt die natürlichſte Tugend des Weibes, — ja, man könnte ſagen: ſie iſt die Weiblichkeit ſelbſt, die, ohne Verletzung ihrer Ehre, nie aus ihrem beſcheidenen Geleiſe treten kann. Ein Eſſer und ein Trinker kann das Lachen über ſich erregen; aber eine Eſſerin und Trinkerin iſt in unſern Augen nicht belachenswerth, ſondern *verachtungswürdig*, ſobald ſie die Ueberladung zur Gewohnheit werden läßt; denn wir empfinden es hier mit innerm Verdruſſe, daß die Weiblichkeit im Weibe wirklich — wäre es auch nur auf einige Augenblicke, — *untergeht*, dahingegen der Mann, ohne Verletzung ſeiner Pflicht und ſeiner Kraft, im rauſchenden Lebensgenuſſe noch Mann bleiben kann.

Hang zur Trägheit, — durch eine ſichtbare Abhorreſcenz von Geſchäften, die auf ſeine Sinnlichkeit keinen Bezug haben, durch jenen kriechenden Müßiggang, worin ſich ſogar im Allgemeinen der Naturmenſch ſo behaglich fühlt. In denjenigen Erdſtrichen, worin die Natur gleichſam ihren Ueberfluß der Lebensmittel verſchwendet, wo ihre Reichthümer den Menſchen zuſtrömen, oder die Bedürfniſſe der Einwohner unendlich klein ſind, wo alſo die Kraft und der Kunſtfleiß des Mannes nicht geweckt, nicht unterhalten wird, — da iſt er weiter nichts, als ein träger Thiermenſch, der ſich in dem ſchlaffen Genuſſe der Gegenwart verliert, und die Zukunft weiter ſorgen läßt. Tage und Monate lang liegt er ſchlummernd oder trinkend in ſeiner Hütte, — während ſein Weib ſchon einen viel höhern Grad von Thätigkeit in der Führung ihres Haushalts und Wartung ihrer Kinder zeigen muß, und ſelbſt durch die Bedienung des trägen Hausmonarchen in Bewegung erhalten wird. Selbſt in Corſica wird noch bis auf den heutigen Tag der Sohn von der Mutter bedient, und in tauſend Haushaltungen der gebildetſten Nationen iſt grade der Hausvater das unthätigſte Mitglied ſeines Familienzirkels. Der Menſch iſt von Natur ein Müßiggänger, bis ihn mächtige Triebfedern zur Arbeitſamkeit ſpornen, — bis er ohne Arbeit nicht mehr leben kann, und bis die Thätigkeit ſeines Geiſtes und ſeiner Kraft überhaupt durch ſein Ehrgefühl lebendig gemacht wird *), oder die Veredlung ſeines Geiſtes und Herzens ihn zu einer höher Vielthätigkeit ſeiner Natur führt.

Aber auch bey höhern Ausbildungen giebt es Männer genug, die allein jenem ſüßlichen Nichtsthun leben, und ſich darin glücklich fühlen. Das Leben hat für ſie faſt keine andere Reitze, als in ſo fern ſie Ruhe und Gemächlichkeit darin finden. Nichts darf ihnen Anſtrengung

---

*) „Je weniger die Menſchen denken, deſto unfähiger ſind ſie auch, die ſchlechteſte Fertigkeit und die geringſte Einſicht ohne eine lange Uebung zu erwerben, deſto ſchwerer wird es ihnen, eine gewohnte Bahn zu verlaſſen und ihre Seele mit neuen Vorſtellungen oder ihren Leib mit neuen Arbeiten zu befreunden, deſto unfähiger ſind ſie zu Geſchäften, welche Ueberlegung oder Zuſammendenkung verſchiedener Begriffe erfordern." Iſelin über die Geſchichte der Menſchheit, 1ſter Bd. 1779. S. 301.

verurſachen, — und die Freude ſelbſt muß ihnen wie ungerufen kommen, wenn ſie ihrem weichlichen Sinne behagen ſoll. Sie lächeln über diejenigen, welche ihr ganzes Daſeyn unter ſich ſelbſt aufgebürdeten Laſten fortſchleppen, und ſich von den Menſchen wie Kreiſel umhertreiben laſſen, — und dennoch am Ende mit Undank belohnt werden. Sie vermeiden ſogar die unruhigen Köpfe, welche von einem Plan der Thätigkeit zum andern fortgeriſſen werden, als unwillkommne Irrſterne, die nur die ruhige Bahn des Erdbewohners auf eine läſtige Art durchkreuzen, oder ihn wenigſtens doch an die Pflicht der Bewegbarkeit erinnern. Sie meinen, das Leben ſey doch nur eine — Spanne der Zeit; in welcher ſich nicht viel Großes thun laſſe, und eben wegen ſeiner Kürze — dem Frohſinne gehöre. Sie können es nicht begreifen, wie die Ruhmſucht ſo viele Thätigkeit wecken, ſo viele Köpfe verrücken könne, da für ſie doch am Grabe alle Unſterblichkeit aufhöre, und die Zeit die glänzendſten Namen verſchlinge. Die Zukunft erſcheint ihrer Phantaſie als ein liebliches fruchtreiches Paradies des Genuſſes, und ſo bereiten ſie ſich daſſelbe vor, weil ſie von alle dem, was Kampf und Entbehrung heißt, nichts wiſſen wollen. Die Wolluſt — iſt in ihren Augen das höchſte Ziel der Natur, weil ſie den Menſchen in dem Momente des Genuſſes belohne, dahingegen alle übrigen Ziele des Menſchen, Ehre, Kenntniß, Vermögen u. ſ. w., nur mühſam erkämpft werden müßten, und ihre Beſitzer faſt immer unglücklich machten. — Der Frohſinnige, der ſein Leben genieße, und dadurch ſein Leben gleichſam verlängere, verdiene ſich ſelbſt ein beſſeres Loos, als der, welcher es durch eine egoiſtiſche Thätigkeit verkürze, und ſich Andern, — für einige Reverenze mehr, — aufopfere und zur Sclaverey hingebe. Die Menſchen verdienen, nach dieſer Philoſophie, ſolche Opfer nicht; — je mehr man ſich für ſie tummele, je mehr Laſten legten ſie uns auf, — und das „im Schweiß deines Angeſichts ſollſt du dein Brot eſſen!“ habe die Gottheit nimmermehr dem an ſich ſchon ſo geplagten Erdenſohne verdictiren können *).

---

*) Daß ganze Nationen, — wenigſtens ganze Städte, in dieſen ſüßlichen Schlummer aller Thätigkeit und

So ſchlaff und weichlich das Nervenſyſtem dieſer Wollüſtlinge iſt, ſo ſchlaff und weichlich und aufgelöſt iſt auch ihr Inneres und Geiſtiges beſchaffen. So wie jenes bey der leichteſten An-

---

alles Kraftgefühls hinabſinken können, iſt aus der Weltgeſchichte ſattſam bekannt. Die Sinnlichkeit iſt immer mit einer peſtartigen Anſteckung verbunden, und findet leichter, als alles andere Gebrechliche der Natur, — einen empfänglichen Boden. Rom ſank durch die Verweichlichung und Erſchlaffung ſeiner Regenten und ſeines Volks, bis es nicht tiefer fallen konnte, — und die Anekdoten aus Sybaris über den weibiſchen Sinn ſeiner Bewohner wären erſtaunlich, wenn ihre Wahrheit hiſtoriſch verbürgt werden könnte. Die Sybariten, heißt es, luden ihre Gäſte ein Jahr vor den Schwelgermahlen ein, um ſie deſto üppiger zu bewirthen. Ihre Leckerſpeiſe waren die — Aale, — und ein jeder, der ihnen dieſe Lieblinge einfing, war von allen Abgaben frey. Kein lärmendes Handwerk durfte in ihrer Stadt hauſen, kein Hahnengeſchrey gehört werden, damit ja keiner dieſer Weichlinge in ſeinem Schlafe geſtört würde. Alle Hähne waren daher aus dieſem Staate verbannt. Einer ſeiner Mitbürger, Smyndirides, war von einer ſo verweichlichten Natur, — daß er einſt folgende Klage anhub: er habe eine ſchlafſtrengung ermüdet, ſo ſinkt auch dieſes in ſeine natürliche Ohnmacht zurück, ſobald es ſich erheben und als etwas wirklich Selbſtſtändiges zeigen ſoll. Schon jede Erſchütterung des Gemüths iſt ihm zuwider, weil es dadurch in ſeiner Ruhe und ſeinem Gedankenmüßiggange ge-

---

loſe Nacht durchwachen müſſen, weil ſich einige Roſenblätter unter ſeinen Hüften zuſammengefaltet hätten(*). Wahrſcheinlich ſind alle dieſe Erzählungen nur hiſtoriſche Hyperbeln, wodurch man ein weichliches Volk, — ein Volk, das aber doch ſehr ernſtliche Kriege führte, — lächerlich machen wollte. Man glaubte ſchon damahls ſehr unrichtig, wie jetzt, — daß man durch ein paar Anekdoten und Anekdötchen den Charakter eines ganzen Volks zeichnen könne, — und hierdurch das Gemälde ſelbſt ſo ziemlich abgeſchloſſen werde. — Aber den Charakter einer ganzen Nation lebendig und aus ſich ſelbſt darzuſtellen, — aus ſich ſelbſt zu erklären, und das Allgemeine in eine wahrhaft richtige Individualität pſychologiſch aufzulöſen, iſt nicht das Werk eines Anekdotenſammlers, weil dieß Sammlen faſt ohne alles Denken, und doch zur Ergötzlichkeit des ſo leicht ergötzlichen Publicums getrieben werden kann.

(*) Moreri Dictionaire, Art. Sybaris.

ſtört wird, und ſich nicht gern aus dem Gleiſe der alltäglichen Weichlichkeit verlieren mag. Menſchen dieſer Art fürchten gleichſam jeden kräftigen Gedanken, — wie einen Feind, den ſie nicht bekämpfen können; ſie biegen ernſten Geſprächen aus, weil ihre Ohnmacht ſie nicht faſſen kann, oder faſſen will; ſie leſen kein Nachdenken erforderndes Buch, weil ſich ihr Geiſt nur mühſam durchwinden müßte, ohne das Ende zu erreichen; ſie bringen das Geſpräch immer wieder auf leichtere Gegenſtände, — das Fade und Seelenloſe iſt ihr Element, — oder doch nur der Schein des Denkens, der ſie wie ein Fluch der Vernunft brandmarkt, und ihnen überall — Steckbriefe nachſendet.

Da die Einbildungskraft das letzte Vermögen der Seele iſt, was in ihr verliſcht, und ſogar noch durch den ermatteten Körper eine Art von Reitzkraft annimmt; ſo hängen dieſe Weichlinge immer noch an den Bildern der Wolluſt, — wenn dieſe ihnen auch bereits ſchon ungetreu zu werden anfängt. Daher die ekelhafte Neigung dieſer Menſchen zu unſaubern Ausdrücken und derben Equivoquen, von denen ſie kaum mehr abſtrahiren können, weil ihr Geiſt dem Bilderdienſte einer unreinen Phantaſie unterliegt; — daher ihre beſtialiſche Gier nach unſittlichen und ſchlüpfrigen Büchern und Gedichten, die ſelbſt dem welkenden Gedächtniſſe noch eingeprägt werden; — daher ihre muthwillige Ergötzung an unreinen Gemälden, worin nicht die Kunſt, ſondern nur das — Fleiſch bewundert wird; daher ihr ganzes nur auf ſinnliche Phantaſien berechnetes Daſeyn, wie wir es ſo oft in der großen müßigen Welt im tiefſten Erniedrigungsſtande der halbreifen Menſchheit erblicken; — daher die ſeichten, gedankenſcheuen, aber wollüſtigen, Romane unſeres Zeitalters ohne Zahl, — worin die geheimſten Handlungen der phyſiſchen Liebe mit einer widerlichen Nacktheit aufgedeckt, — oder mit einer widerlichen Verſchleierung nur noch deutlicher hingeſtellt werden. Man wird keinen wirklich denkenden Kopf je überreden können, daß die Fertigung ſolcher Gemälde wirklich eine ganz beſondere originelle Kraft des Genies und des Denkens erfordere, und daß gleichſam erſt ein göttlicher Hauch hinzukommen müſſe, um das

Geiſtige im Menſchen zum Ausmalen einer Schäfernacht zu beleben. Das Sinnliche läßt ſich leicht zeichnen, weil es von dem Sinnlichen ſo leicht verſtanden wird, und ſich in ſeiner Ohnmacht ſelbſt gefällt. — Kein wahrhaft kraftvolles Genie hat in ſeiner geiſtigen Reiſe nur Sinnlichkeiten und Nuditäten malen können, weil dieß unter ſeiner Würde liegt, und die unendliche Kunſt, welche in dem Baue der ſchönen Formen herrſcht, — in keinem Buchſtabenleben jemals ausgedrückt worden iſt. Weichlichkeit und orientaliſcher Wolluſtſinn hat die Nacktheiten in Proſa und Poeſie hervorgebracht, — nicht der reinere Geiſt des Menſchen, der von der ſingenden und dichtenden Kraftloſigkeit nichts weiß, — ſondern nur ſeine Allmacht in Auffaſſung des wahrhaft Edlen und Schönen fühlt und darſtellt.

b) Durch eine oft bis in das Kindiſche ausartende körperliche Empfindlichkeit und Schmerzensſcheu. Dieſe Empfindlichkeit, welche auf die Stimmungen des Geiſtes die erſtaunlichſten Einflüſſe hat, kann durch einen ſehr zarten Körperbau, durch angreifende Krankheiten, aber auch vornehmlich durch Verzärtelungen und Verwöhnungen aller Art hervorgebracht werden, und davon iſt eigentlich hier die Rede. Dieſer Zuſtand beſteht in einer Entnervung innerer Kraft, — die nichts Unangenehmes und Drückendes aushalten kann, weil ſie ſich zu ſehr an das bloß ſüßliche und wollüſtige Lebensgefühl gewöhnte, und, weil ſie von dieſem allein beherrſcht wird, ſchon vor dem kleinſten Schmerze zurückbebt. Es iſt eine Art verunglückter Sentimentalität, die ſie mit ſich und Andern treibt, indem ſie den Schmerz für das größte aller Uebel hält, und bey dem Schmerze Anderer oft lebendiger, als ſich ſelbſt, zu empfinden ſcheint. Menſchen dieſer Art ſind gemeiniglich die ängſtlichſten und vorſichtigſten Wächter ihres Körpers, deſſen Bedürfniſſe und mögliche Beſchädigungen ſie mit einer wahrhaft peinlichen Aufmerkſamkeit ſtudirt haben. Wir ſehen ſie oft ſo unendlich bedächtig hierbey handeln, als ob ſie jedem ihrer tauſendfältigen Gefühle ein eigenes Polſter unterlegen müßten. Aus Schmerzensſcheu bilden ſie ſich

Kränklichkeiten ein, die ſie nicht haben*), und beunruhigen Andere mit dieſen Einbildungen, — weil ſie zu gleicher Zeit Achtung für dieſe Lächerlichkeiten fordern. Sie wiegen ſich Speiſe und Getränke mit wahrer diätetiſcher Uebertreibung zu; ſie wählen darunter nur immer das Weiche und Weichliche, das leicht Verdauliche und Schlafbefördernde. Die Aerzte ſind dieſen empfindlichen Weichlingen unentbehrlich geworden, — die Kranken ſehen in ihnen die wunderthätigen Verlängerer ihres Lebens, ob ſie gleich grade durch den Gebrauch der Medicin nur noch weichlicher und noch empfindlicher werden müſſen.

Aus phyſiſcher Verzärtelung und Schmerzensſcheu vermeiden dieſe Männer endlich oft ſogar den Gebrauch der reinen Himmelsluft, — und träumen bey jeder Gelegenheit von tödtlichen

---

*) Der Malade imaginaire iſt gemeiniglich ein verweichlichter, der Sinnlichkeit ſehr ergebener Menſch, der ſich Schmerzen erdichtet, um in dieſem Contraſte ſich ein neues Recht zu epicuriſchen Stunden zu erwerben.

Verkältungen. Sie ſind ſo empfindlich gegen Witterung und Clima, daß man ſie lebendige Barometer nennen könnte; ſie haben gemeiniglich die Veränderungen der Atmoſphäre mit einem Wahrſagergeiſte ſtudirt, und klagen täglich über die Verwirrung der Jahrszeiten, die in ihrer Jugend nicht ſo geweſen ſey. Sie gehen daher faſt immer in einer Feſtung weicher Kleider umher; ſie beben ſchon vor dem gräßlichen Worte der Zugluft, und entſagen lieber den fröhlichſten Zirkeln, wenn ſie dort nicht in eine durchaus ſtillſtehende Atmoſphäre eingeſchloſſen werden können. In ihren Häuſern iſt alles weich ausgepolſtert, geglättet und weichlich geformt. Sie haſſen das Scharfe und Eckige an Möbeln, Gefäßen und Hausgeräthen; — alles muß ſich weich berühren und weich anſchauen laſſen; alles iſt auf den ſubtilen, ſchlaffen, zum Widerſtande unfähigen Körper berechnet. Kaum vertragen dieſe Unglücklichen noch das wohlthätige und belebende Sonnenlicht; es darf nur gebrochen und bis zum Helldunkel gemildert in ihre Zimmer fallen. Kaum verträgt das ermattete Ohr noch die kräftige Fülle der männlichen Stimme, da der Weichling ſich ſo leicht an ein weibiſches Leiſereden gewöhnt, und durch die Stärke eines lebhaften Tons wirklich erſchüttert wird; — kaum wagt das Gehirn, aus Furcht zu zerſpringen, noch einen ſelbſtgeſchaffenen Gedanken, — der Weichling betet lieber das Gehörte mechaniſch nach, denn das Denken gehört, nach ſeinem Gefühle, zu den mühſamſten Arbeiten.

Eben daher iſt er faſt immer ein ungenießbarer Geſellſchafter. Seine Selbſtverzärtelung macht ihn oberflächlich und fade, — er kann keinen Geiſt unterhalten, weil er ſelbſt keinen beſitzt; er fürchtet die Menſchen von Genie und Kraft, weil er ihnen keine entgegenſetzen kann, und geht aus weichlicher Liebe zur Sicherheit nur mit ähnlich ſchlaffen Menſchen um: Was iſt auch wol Großes und Erhabenes von einer Seele zu erwarten, die nur immer auf die ſinnliche Befriedigung ſinnlicher Bedürfniſſe denkt, und einem körperlichen Schmerz keine Kraft des Geiſtes entgegenſtellen kann! Wie kann da Muth und Selbſtſtändigkeit des Mannes ſeyn und wirken, — wo der Mann vor einem Nadelſtich bebt, und bey jedem Schritte erſt ſeine Weichlichkeit befragen muß, ob er ihn thun ſoll oder nicht! — Wie könnten ihn Beyſpiele muthiger und mühſamer Unternehmungen erquicken und zu gleichen Erhebungen eines mächtigen Lebens ſtimmen, da ihn ſchon der Gedanke an die kleinſte Gefahr hierbey niederwirft, und ihn überhaupt nichts reitzt und anzieht, was ihn nicht einwiegen kann!

Endlich c) durch einen überwiegenden Hang zum Luxus, zur weichlichen Verſchwendung, zum glänzenden Aufwand und zu einer die Sinne ſchmeichelnden Eitelkeit. — Der Luxus iſt, ſo wie alles in und an dem Menſchen — ſinnlicher und geiſtiger Natur; er bezieht ſich alſo auf Gegenſtände, welche theils ſeine Sinnlichkeit und Einbildungskraft, theils ſein höheres [humanes] Gefühlsvermögen des Schönen und äſthetiſch-Geſchmackvollen betreffen, und eben darum, weil er ſich an die ganze innere und äußere Natur des Menſchen anſchließt, eine unüberwindliche Allgewalt über uns ausübt. Die roheſten Nationen ſtehen ſchon unter dem mächtigen Einfluſſe dieſer Gottheit; — ſchon der Thiermenſch äußert unverkennbare Spuren einer Neigung zum verſchönerten Lebensgenuß, der unter gebildeten das Vorrecht, — in die unvernünftigſten Verſchwendungen auszuarten, erhält. Je mehr die Sinnlichkeit angebauet, — und durch die Menge neuer Bedürfniſſe vervielfältigt und geſpannt wird, je mehr die Phantaſie ſich mit dem Frohſinne verbindet, und den Geiſt zu ihren Arbeiten benutzt; je mehr ſich ſeine Gefühle verfeinern und gleichſam über das Univerſum ausbreiten, je mehr wird der Luxus ſteigen, und in jedem halbreifen Zuſtande des Gemüths herrſchend werden. Eben ſo begreiflich iſt es, daß er in *dem* Geſchlechte, welches einen größern Wirkungskreis, als das andere hat, welches, als das ſtärkere, ſeinen Leidenſchaften eigenwilliger nachhängen kann, und mehr in die Geſchäfte der Welt hineinwirkt, — daß der *Mann* in der Regel dem Luxus *ergebener* als das Weib iſt, und am ſchwerſten davon geheilt wird.

Die höchſte Evidenz dieſer Behauptung würde man in ihrer ganzen Anſchaulichkeit alsdann wahrnehmen, wenn man allgemeine Vergleichungen zwiſchen den *Ausgaben* machen könnte, welche der männliche und weibliche Luxus koſtet. Der Mann iſt in allen Aeuſſerungen ſeiner Natur ſinnlicher, als das Weib, — er hat unendlich mehrere Bedürfniſſe, als ſie, — er iſt mehrern Verſuchungen dazu ausgeſetzt, — er iſt alſo durch ſeine eigene Natur zu einem höhern Grade des Luxus geneigt. Die weibliche Eitelkeit iſt gemeiniglich nur mit den Verſchönerungen des weiblichen Körpers beſchäftigt; dahin geht faſt immer ihr ganzes Geſchmacksvermögen, — und etwas weiter hinaus auf die Decorationen ihrer Zimmer. — Damit iſt die Welt des weiblichen Luxus gemeiniglich beſchloſſen, und ſelten gehen ihre Anſprüche weiter, wenn ihnen nicht ein überflüſſiger Reichthum zu Gebote ſteht. Aber der Mann iſt bey ſeinem höhern *Genußvermögen* mit einem ſo engen Kreiſe verſchönerter Bedürfniſſe nicht zufrieden, und kann es nicht ſeyn. Die Welt bietet ſich ihm von allen Seiten dar, — wenn das Weib eben dieſe Welt nur in einer gewiſſen Eingezogenheit und Entfernung genießen kann.

kann. Was koſtet die Männer der ſchwelgeriſche Luxus der Tafeln *), wovon das Weib in der Regel ſo wenig genießt, — und wobey ſie nicht ſelten nur lange Weile hat! wie viel verſchwenden die Männer an koſtbare Equipagen, Pferde, Bibliotheken, Gemäldeſammlungen — und ihre Schäferſtunden! Unter tauſend Verſchwendern

---

*) Unter zahlloſen Beyſpielen nur eins dieſer Art. Chigi, der Finanzrath Julius des II., gab deſſen Nachfolger, Leo X., ein Gaſtgebot, wobey der heilige Vater ſammt dem ganzen heiligen Collegium und den auswärtigen Geſandten mit einer unerhörten Pracht und dem raffinirteſten Luxus bewirthet wurde. Die mehr als kaiſerliche Schwelgerey wurde in einem Garten der Familie Chigi, der an der Tiber lag, gefeyert, — und in dieſe Tiber warf man alles hinein, was von den vielen Gängen der aufgetragenen Speiſen übrig geblieben war, — ſogar die ſilbernen Schüſſeln, worin die Kochkunſt ihre Herrlichkeiten aus allen Theilen der Erde auftrug. — — Den Beſchluß dieſer unſinnigen Verſchwendung machte eine Reihe Schüſſeln, die mit Papageyenzungen angefüllt waren, — und an dieſen hatte die Kochkunſt wiederum eine zehnfache Zubereitung verſchwendet. Bayle Diction. Art. Chigi.

giebt es nur eine Verſchwenderin, weil die Weiber von Natur nicht geneigt dazu ſind, und ihr Hang zur Sparſamkeit ſie ſogar weniger, als den Mann, verweichlicht und verzärtelt. Ausgerottet wäre unſer Geſchlecht — auf ewig, wenn uns die Natur, bey einem gleich großen Hange zur Sinnlichkeit, den zarten Körper des Weibes gegeben hätte.

Auch iſt die Lüſternheit ſo vieler Männer nach einem verſchönerten Lebensgenuſſe wol nicht geringer, als die weibliche, und tauſende haben ſich dadurch in das tiefſte Elend geſtürzt. Es giebt eine gewiſſe Glanzliebe unter den Männern, die an wahren Unſinn gränzt, und nur durch die wirklich eintretende Armuth aufzuhören pflegt; — ein toller Kitzel zum Geldauswurf, der ſich nicht mäßigen kann, wenn dem Verſchwender auch alle Folgen ſeiner raſenden Ausſtreuungen hell und klar vor den Augen ſchweben; — eine Verachtung des Geldes, indem es mit kindiſchem Muthwillen hingegeben, aufgeborgt und wieder hingegeben wird, bis der Bettler oder der Selbſtmörder fertig iſt. — Wir haben den Frauen in Abſicht ihrer Prachtliebe gewiß nichts vorzuwerfen, da wir in tauſend andern Dingen nicht nur unſer, ſondern auch ihr eigenes Habe zur Verzärtelung und Ueberladung unſeres Lebensgenuſſes verzehren, und an ſo vielen Arten der Eitelkeit krank liegen, wenn das Weib nur von einer einzigen, — und von dieſer einzigen wol gar nur, um uns zu gefallen, beherrſcht wird.

Die ſinnliche Neigung zu Verſchwendungen aller Art, nicht allein des Geldes, ſondern auch der Zeit und der Geſundheit, — iſt vornehmlich ein Charakterzug der männlichen Jugend, und ſteigt in ihr nicht ſelten zu dem höchſten Grade des unſinnigſten Unſinnes. Die Gewalt dieſer Verſchwendungsſucht, mit welcher ſich ſo ſelten ein veredelter Geſchmack und ein wirklicher Schönheitsſinn verbindet, dagegen meiſten Theils nur auf ein ſtürmiſches Genießen und prunkendes Geldausſtreuen hinausläuft, — hat ihren Grund zunächſt in der Lebhaftigkeit der Leidenſchaften ſelbſt, die in dem Jünglinge faſt immer nur regellos und unerſättlich erſcheinen. Dieſe Lebhaftigkeit verlangt von Natur ewige Abwechſelungen und Veränderungen des Genuſſes, des äuſſern Scheins, der Jovialität, der Vergnügungen überhaupt, und fühlt ſich höchſt unglücklich, wenn ſie den bunten Wechſel ihrer Zerſtreuungen nicht immer haben kann. Ja, ſie erlaubt ſich hierzu oft höchſt kindiſche Bizarrerien, und belohnt königlich die Erfindungen eines verdorbenen Geſchmacks, wenn nur das Geld ausgeſtreuet werden kann.

Die Lebhaftigkeit der Vorſtellungen und des Begehrens hält den jugendlichen Verſchwender von allem Nachdenken über die Folgen ſeiner Handlungen ab; — dieß iſt ein neuer Grund, warum die Verſchwendung den Jünglingen ſo eigen und eben darum ihre Krankheit ſelbſt gemeiniglich ſo unheilbar iſt. Es giebt Verſchwender, die gleichſam nicht eher raſten können, bis ihr geſammtes Vermögen dahin iſt, bis ihnen kein Menſch mehr Credit geben will und kann, und ihr Leben zur kläglichſten Entnervung des Geiſtes und der phyſiſchen Kraft herabſank; — Menſchen, die ſorglos und frohen Muthes durch die Welt taumeln, ſo lange noch ein fremdes Stück Geld aufzuborgen iſt; — Ungeheuer, die das Vermögen ihrer Gattinnen, ihrer Aeltern, ihrer Kinder, die das ihnen anvertrauete Gut der Witwen und Waiſen mit dem ruhigſten Gewiſſen in thieriſchen Ausſchweifungen vergeuden, und das Schickſal ihrer endlichen Armuth höchſt ungerecht finden. Aber ſelbſt die Noth, worein ſie verſinken, macht ſie ſelten klüger und haushälteriſcher. Man gebe ihnen ihr Erbe, ihr Vermögen zurück, und ſie werden da wieder anfangen, wo ſie aufgehört hatten, — wie der Spieler in *Kants* Anthropologie dachte *).

---

*) Ein Mann in Hamburg, der ein anſehnliches Vermögen daſelbſt verſpielt hatte, brachte nun ſeine Zeit mit Zuſehen der Spielenden zu. — Ihn fragte ein anderer: wie ihm zu Muthe wäre, wenn er daran dächte, ein ſolches Vermögen einſt beſeſſen zu haben? — Der Erſtere antwortete: wenn ich es noch einmahl beſäße, ſo *wüßte ich doch nicht, es auf angenehmere Art anzuwenden.*

Der Mangel an Erfahrungen, — vornehmlich aber die Unbekanntſchaft mit dem Werthe des Geldes und des Eigenthums, iſt wieder ein Grund der Verſchwendungsluſt junger Leute. Das Geld hat in ihren Augen keinen Werth, ſo lange ſie es nicht ſelbſt mit Mühe und Arbeit verdienen, und das Verſchleuderte erſt durch mancherley Anſtrengungen gewonnen werden muß. Kein Menſch in der Welt faßt den Begriff deutlicher auf: „daß das Geld nicht Zweck, ſondern nur Mittel iſt,“ als der jugendliche Verſchwender, und er betrachtet es um ſo viel mehr als die natürlichſte Verſuchung zum Vergnügen, weil dafür alles feil iſt, und ſeiner jugendlichen Thätigkeit dadurch gleichſam neue Schwingen gegeben werden. Eben darum erſcheint ihm nun der als der größte Thor, welcher das Gold ohne Gebrauch in ſeine Kaſten verſchließt, — und der Jüngling, welcher, ſtatt Geld auszuſtreuen, ſolches haushälteriſch ſammelt, iſt ihm daher gewöhnlich verhaßt. Es ſcheint alſo wirklich in der Verſchwendungsluſt junger Leute etwas ſehr Natürliches zu liegen, welches, als ſolches, nicht nur Entſchuldigung verdient, ſondern ſogar oft für das Kennzeichen eines beſſern jugendlichen Charakters gehalten wird, — dagegen wir uns von einem jungen Manne, der ſchon frühzeitig Spuren des Geitzes äuſſert, nicht viel Gutes zu verſprechen pflegen.

Das Gefühl jugendlicher Geiſtes- und Körperkraft, alſo auch die Ueberzeugung, daß man ſich am Ende doch in der Welt forthelfen, und das Zerſtreuete leicht wiedergewinnen, vermehrt die Verſchwendungen des Jünglings in einem hohen Grade, — dahingegen das Alter aus dem Gefühl abnehmender Kräfte, mithin aus Vorſicht für die Zukunft, zu ſparen anfängt. Man findet es auch faſt allgemein, daß die geſundeſten Körper ſich am meiſten zu Verſchwendungen hinneigen, dagegen der ſchwächere Mann ſich bald zurückzuziehen anfängt. Es giebt ſogar ein gewiſſes jugendliches Losſtürmen auf ſeine Geſundheit, um ſich und andere zu überzeugen, daß man ſeiner Natur ſo viel, — und zwar ſo viel mehr, als Andere, bieten könne, einen Kampf mit andern Körpern in Verſchwendung des Genuſſes, als wenn es einen Triumph der Natur gölte, wenn ſie ſich, im Vertrauen auf ihre Kraft, und ohne augenblicklich beſtraft zu werden, bisweilen aus ihren Grenzen verirren dürfe.

Da die Gegenwart dem Jünglinge alles, die Zukunft dagegen meiſten Theils nichts iſt; ſo lebt er verſchwenderiſch in jener, und ſpart nichts für dieſe, — weil ſie ihm als ein unendlicher Raum vorkommt, worin er immer noch Zeit genug zur Beſinnung haben werde. Die Sorgen ſcheinen ihm auch ſo ganz ausſchließlich dem Alter anzugehören, daß er es ſehr lächerlich finden würde, wenn man ihn ſchon dahin verweiſen wollte. Für ihn muß ſchon geſorgt werden, es komme, woher es wolle, und er beruft ſich hierbey auf ein ewiges Recht, daß das Alter die Jugend in Schutz nehmen und frey beköſtigen müſſe. Auch kennt er das Leben wirklich unter keiner andern Anſicht, als in ſo fern es in der Gegenwart genoſſen wird, und in der Zukunft als ein lachendes Bild der Hoffnung vor ihm ſteht.

Leben und genießen ſind ihm völlig gleichbedeutende Wörter, — ſo wie, nach ſeiner Philoſophie, der höchſte Genuß allemahl das höchſte Leben heißt.

Endlich iſt die Eitelkeit der Jugend, als etwas von der Kindheit her Gebliebenes, ein ſehr gewöhnlicher Grund der Verſchwendungsluſt. Hier verbindet ſie ſich mit dem gewaltigen Geiſte der Mode, und entſchuldigt ihre Geldausſtreuungen nur deſto leichter, je weniger in dem Luxus des Geſchmacks, in den Ausſtellungen des Schönen und Bunten etwas Unmoraliſches, — [ſondern ſogar etwas Humanes und Verfeinertes] zu liegen ſcheint. Dieſe Verſchwender übertreffen alle Andere im Geldauswurf, weil die Eitelkeit auf unendlich viele Gegenſtände hinzielt, und durch jede neue Erfindung neuer Formen und Geſtalten, neuer Moden, neuer Schimmer und neuer Manieren, das Geld los zu werden, mächtig gereitzt wird, dahingegen der genußſuchende Verſchwender nach ſeiner Sättigung oder nach zerſtöhrter

Lebenskraft endlich zu verſchwenden aufhören muß *).

Ueberhaupt aber laſſen ſich alle Verſchwender in univerſale und partiale eintheilen. Die erſtern ſind diejenigen, welche überall und

---

*) Es giebt Verſchwender, die ſich gleichſam unglücklich fühlen, ſo lange ſie noch Geld haben; — dagegen aber auch den darauf folgenden geldloſen Zuſtand lange Zeit ruhig ertragen und exemplariſch-mäßig leben können. Der Römer Apicius, welcher mit Seneca zu gleicher Zeit lebte, gehörte nicht zu dieſer Claſſe, — denn, nachdem er ungeheure Summen an ſeine Tafel verſchwendet hatte, und, nach Ueberrechnung ſeines reſtirenden Vermögens, die traurige Entdeckung machte, daß er ohngefähr nur noch 250000 Pfund (Livres) übrig behielt, nahm er aus Verdruß und Furcht, zu verhungern, — Gift. So erklärt Bayle dieſen — erhabenen Tod. Mich dünkt, Apicius nahm ſich deßhalb das Leben, weil er vorausſahe, daß der Reſt ſeines Vermögens nicht mehr zu dem ihm nothwendiggewordenen Steigern des Genuſſes hinreichen werde. Die Summe war ihm zu klein, um ſich die Zukunft eben ſo jovial, als die Gegenwart, ſchaffen zu können, — alſo lieber Gift genommen. —

bey jeder Gelegenheit, Theils um zu prunken, Theils, um zu genießen, Geld ausſtreuen, und gleichſam jede ihrer Handlungen durch eine Verachtung und Wegwerfung deſſelben bezeichnen. Man findet dieſe Claſſe der Verſchwender vornehmlich unter den höhern Ständen, wenn ihnen und weil ihnen die Anſchaffung des Geldes weniger mühſam iſt, und ihre Leidenſchaften gemeiniglich durch die Leichtigkeit des Geldbeſitzes nur deſto zügelloſer werden. Oder man findet dieſe Univerſalverſchwender, aus eben jenen Gründen, unter ſchnell und zufällig reich gewordenen Leuten, weil ihnen nun auf einmahl die Mittel zur Befriedigung aller ihrer Wünſche geboten werden. Da giebt es denn faſt nichts, was dieſen Geldausſtreuern zu theuer wäre. Das Beſte, Feinſte, Neueſte und Leckerſte, was ihnen geboten wird, iſt ihnen auch das willkommenſte, und der Triumph ihrer Luſt beſteht darin, alles jenes zu beſitzen, ehe es ein anderer Menſch beſitzen und genießen kann. Ihr ganzes Leben iſt ein Abdruck des Sinnlichen, des Splendiden, Koſtbaren und Schönen; alle ihre lebloſen und lebendigen Umgebungen, ihr

Haus, ihre Möbeln, ihr Geſchirr, ihre Weiber und Kinder, ihre Pferde und Equipagen ſtrotzen von den Kennzeichen des auswürfiſchen Mannes. Ueberall hängt das goldne Schild der Verſchwendung aus, ſelbſt da, wo man ſich's kaum denken kann. Was kein Geld koſtet, wo kein Geld anzubringen iſt, ſcheint dieſen Leuten nichts werth zu ſeyn. — — Auf das Nützliche und Zweckmäßige wird bey dieſen Ausſtreuungen faſt nie geſehen. Es iſt gleichſam wider den Charakter dieſer Leute, über die nützliche Anwendung des Geldes nachzudenken, — ſo wie es gemeiniglich auch wider ihren Charakter iſt, Lehre und Warnung anzunehmen. Es iſt die höchſte und unerſättlichſte Neigung, alles um ſich her zu verſinnlichen, wovon dieſe Menſchen getrieben werden, — ein nie befriedigter Hunger und Durſt des Affects und der Einbildungskraft, welcher alle Organe des Gefühls zugleich beſchäftigen möchte, — und ſo leicht zur Gewohnheit werden kann, daß die meiſten Menſchen faſt nichts ſo ſehr, als dieſen Verſchwendungsſinn, zu fürchten haben.

Die zweyte Claſſe der Verſchwender läßt

es nur bey irgend einer Lieblingsleidenſchaft oder Lieblingsgrille bewenden, und kann — in allen übrigen Genüſſen des Lebens wol gar die ſtrengſte Oeconomie beobachten und anrathen. Dieß ſind alle jene Charaktere, die blindlings einer gewiſſen Liebhaberey folgen, und faſt noch ſchwerer, als der Univerſalverſchwender, geheilt werden können, — indem aus dieſem oft ein Geitzhals wird. — So kennt man Leute dieſer Art, welche große Summen für koſtbare Blumen, Malereyen, Bücher, Mineralien — und Weiber verſchwenden, und, ſobald ſie eine mildthätige Handlung ausüben ſollen, ein ſteinhartes Gemüth zeigen; — Andere, die ihr Vermögen den Bauleuten, den Künſtlern, der Geiſtlichkeit, dem Luxus der Mode und andern Thorheiten des ſinnlichen Zeitgeiſtes hinwerfen, und endlich als Bettler verſchwinden; — noch Andere, die ihr Geld bey hundertfachen ökonomiſchen und phyſicaliſchen Verſuchen vergeuden, und, indem ſie überall neue Theorien der Haushaltskunſt benutzen und einführen wollen, wirklich im ganzen Sinne des Worts practiſch verarmen; — noch Andere, welche von einer ganz eigenthümlichen Wuth, zwecklos in der Welt herumzuirren, beherrſcht werden, und nachdem ſie ihr Habe auf den Landſtraßen und in den Gaſthäuſern fremder Provinzen ſinnlos verſchwendet hatten, — den Abend ihres Lebens deſto ſtiller und hungriger zubringen müſſen; — Projectmacher, die den abentheuerlichſten Speculationen, und ſogar der Unmöglichkeit, ein gewünſchtes Ziel zu erreichen, Hunderttauſende aufopfern, und endlich dem Staate zur Laſt fallen; — Alchymiſten, die ihre Koſtbarkeiten und Güter im Schmelztiegel auffliegen laſſen, und ſich auf dem glänzenden Wege zum Goldmachen — mit Schlacken bereichern. — Einer meiner Freunde zeigt in ſeiner trefflichen Naturalienſammlung ein ſolches Document menſchlicher Thorheit vor. Es iſt eine kleine dem Bernſtein ähnliche Maſſe, in welche ein ſehr begüterter deutſcher Edelmann, — um den Stein der Weiſen zu finden, — ſein Vermögen zuſammenſchmolz, und welche in ſo fern wol dem koſtbarſten Juwele an Werth gleichen mag; aber es iſt ein Nichts, in welches jener Nobile ſeine Realitäten nach und nach umgeſetzt hatte.

Es giebt tauſend andere ſogenannte Liebhabereyen ſinnlicher Naturen, denen ſie nicht nur ihr ganzes Vermögen, ſondern auch ihre ganze Lebenszeit ſchenken, und es nicht begreifen können, wie ein ſo unſchuldiger Zeitvertreib Tadel verdiene.

Siehe des genialiſchen Erasmus *Moria.*

Ende des erſten Bandes.

Der

Mann.

Ein
anthropologiſches
Charaktergemälde
ſeines Geſchlechts.

Ein Gegenſtück
zu
der Charakteriſtik des weiblichen Geſchlechts.

Von
Carl Friedrich Pockels,
Herzogl. Braunſchw. Lüneburg. Hofrathe.

Zweyter Band.

Hannover,
in der Ritſcherſchen Buchhandlung.
1806.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Einleitung.

Einleitung.

Wenn ein Schriftſteller ein **anthropologiſches** Gemälde des männlichen **Gemüthscharakters** liefert; ſo kann von ihm nicht gefordert werden, daß er die geſammte Anthropologie nach ihren Ober- und Unterabtheilungen darin vortragen müſſe, — ſo wenig man von einem Künſtler fordern darf, daß in einem ſeiner individuellen Gebilde das ganze Gebiet der Kunſt ſelbſt erſchöpft ſeyn ſoll. Dagegen ſtehen beyde unter der ſtrengſten Pflicht, daß ihre Arbeiten die genaueſte Beziehung auf die **Theorie** der Wiſſenſchaft ſelbſt haben müſſen, von welcher ſie bey ihren Gemälden ausgingen.

Da aber die Charakteriſtik des Mannes zugleich, und zwar unter einer unvermeidlichen Bedingung, ein *Geſchlechtsgemälde* ſeyn muß, weil er nicht als ein iſolirtes Subject, ſondern als eine, für ein zweytes Geſchlecht vorhandene, geſellige Natur betrachtet werden ſoll; ſo kann ſein ſinnliches und geiſtiges Bild auch nur durch *Vergleichungen* mit dem Weibe, — nähmlich als etwas abſolut *Relatives*, — wahr und getreu dargeſtellt werden; eine Rückſicht, welche der Verfaſſer dieſes Werks wiſſentlich nie vernachläſſigt hat.

Die vorzüglichſten und originellſten Seiten des männlichen Gemüthscharakters, in ſo fern er von dem Charakter des Weibes als *Naturbedingung* abweicht und abweichen muß, ſind unſtreitig — a) *ſein größerer und allgemeinerer Egoismus*; — b) *ſein feſterer Sinn, Muth und Charakter*, und — c) *ſein ſchwächeres ſympathetiſches Gefühlsvermögen*, welches in dem zartern Geſchlechte der Regel nach wärmer, inniger und lebendiger, als im Manne, iſt. Alle übrige Abweichungen in dem Gemüthe beyder Geſchlechter laſſen ſich auf dieſe drey genannten Originalitäten des Mehr oder Weniger ihrer Naturen reduciren.

Der größere Egoismus des Mannes geht unmittelbar aus ſeiner größern phyſiſchen und geiſtigen Kraft hervor, und liegt alſo als etwas Weſentliches in ihm, wenn er auch unter tauſendfachen Modificationen erſcheint, und in einzelnen Individuen, wie ein ausgetilgter Nahme, kaum bemerkt wird. Ja, er kann in ſchwachen Gemüthern ſogar ohne den Muth [einer zweyten Natureigenſchaft des Mannes] vorhanden ſeyn; dagegen der Muth wol nie ohne den Egoismus exiſtirt, weil er für ſein höheres Selbſtgefühl auch geehrt ſeyn will. Der Egoismus kann ſich zu einem niedern Eigennutze, ohne alles Ehrgefühl, erniedrigen; allein Muth und Feſtigkeit des Gemüths wollen nicht nur ſich, ſondern auch andern Menſchen dienen, und gehören daher ſchon zu einer höhern Rangordnung in dem Charakter des Menſchen.

Aber es giebt auch einen Egoismus, der nur in einem perſönlichen Stolze beſteht, und unter gewöhnlichen Menſchen, nach Zeit und Umſtänden, ſehr gewöhnlich iſt. Ich habe es daher wagen dürfen, den Nationalſtolz unter den Egoismus zu rangiren, und ſogar bisweilen nothgedrungen die Ausdrücke: Stolz und Egoismus in einem Sinne zu nehmen. Der Egoiſt iſt freylich nicht immer ſtolz; aber der Stolze iſt allemahl Egoiſt, weil er dann alles auf ſich ſelbſt, nähmlich auf ſein Univerſum, auf ſeine vermeintliche Ehre, bezieht. — Da die Ehre und der öffentliche Ruhm des Mannes, in ſo fern ſie ihm als Manne zukommt, vom Weibe nicht geſucht und nicht erreicht wird, das Weib auch, ihrer Natur nach, eigentlich mehr eitel, als auf Großthaten ſtolz ſeyn darf; ſo hat man ihr auch nicht den ausſchweifenden Egoismus des Mannes zuſchreiben dürfen.

Es iſt ſogar ein ſehr widerlicher Gedanke, einen Mann ohne Muth und Selbſtſtändigkeit, und dagegen ein Weib zu denken, welches in allen ihren weiblichen Verhältniſſen nur die Heroine machen will. — Uebrigens iſt es kaum nöthig, hier dem Einwurfe zu begegnen, daß es in allen Ständen auch egoiſtiſche, muthige, ſelbſtſtändige, ſogar ſeelengroße Frauen giebt, und ihrer tauſende gegeben hat; — denn die Charakteriſtik eines Geſchlechts kann ſich nur auf die allgemeinern Erſcheinungen des Charakteriſtiſchen ſelbſt einlaſſen, und erlaubt gern ſo viel Ausnahmen, als man nur irgend anzuführen Luſt hat. Noch weniger ſoll dem andern Geſchlechte dadurch ein Vorwurf ſeiner Schwäche gemacht werden: daß es nicht den Egoiſmus, den angreifenden Muth und die Feſtigkeit des Mannes beſitzt. — Dafür hat es von der Natur große Entſchädigungen erhalten. Dieſe gütige Mutter hat, indem ſie das Leben unter zwey für einander geſchaffene Weſen vertheilte, keins von beyden vernachläſſigen können, und jedes wird dadurch in ſeiner Art am beſten und zweckmäßigſten belohnt, wenn jedes in ſeinem ihm heiligen Naturbezirke bleibt; jedes beſtraft, wenn es aus ſeiner Naturbeſtimmung heraustritt.

Das ſchwächere, ſympathetiſche Gefühlsvermögen — [die dritte Hauptoriginalität des

Mannes] ſcheint eine Negation ſeiner Humanität zu ſeyn, und ihn unter den gefühlvollern Charakter des Weibes moraliſch zu erniedrigen; allein dieß kann doch nur ſo ſcheinen, weil die Natur keine Ungerechtigkeit kennt. Denn auch jene Gemüthshärte des Mannes geht eben ſo, wie ſein Egoismus, ſein Muth und ſeine Selbſtſtändigkeit, aus dem größern Gefühle ſeiner Kraft hervor, die Theils phyſiſch, als Naturanlage, Theils moraliſch durch Pflicht und Vernunftgründe, weniger zärtlich und empfindſam, als die weibliche Natur, ſeyn ſoll. — Auf die Art iſt durch drey Grundveſten die ſichtbarſte Conſequenz in den Gemüthscharakter des Mannes gelegt worden, damit er ſich, als ſolcher, vom Weibe originell unterſcheide; — aber auch eben durch dieſen Unterſchied dem Weibe ewiglich angehöre. —

Der natürlichſte Abſchluß eines Gemäldes des männlichen Gemüths iſt die Temperamentslehre des Mannes; indem man ihn vorher in ſeinen allgemeinern Grundzügen, als Geſchlechtscharakter, abgebildet hatte, und nun zu ſeiner engſten, d. i. perſönlichen

Individualität hinüberſchreitet. Bißher iſt jene Lehre nur immer im Allgemeinen, ohne Vergleichung beyder Geſchlechter, vorgetragen worden. Der Herausgeber dieſes Werks hat dagegen ſchon im erſten Bande ſeiner Charakteriſtik des Mannes die Unterſchiede zwiſchen der ſinnlichen Natur beyder Geſchlechter aufzuſtellen geſucht. In der Temperamentslehre hat er Winke gegeben, wie man dieſe Abweichungen durch alle übrige Temperamente anthropologiſch abbilden könne. Aber eben dieſer Stoff iſt ſo unendlich reichhaltig und zu vielſeitig, als daß er in dieſem Bande ganz erſchöpft werden konnte.

Da endlich dieſes Werk kein Handbuch der Anthropologie ſeyn ſoll; ſo wird man auch hier keine vollſtändige Literatur dieſer Wiſſenſchaft erwarten, die der Herausgeber vielleicht bald in einem Handbuche der geſammten philoſophiſchen Literatur abhandeln wird. Auch wird man hoffentlich den Verfaſſer mit dem Vorwurfe verſchonen, — daß er zu wenig die Kunſtſprache der critiſchen Philoſophie gebraucht hat. Da dieſes Werk zu einer allgemeinern Lectüre, und mithin für ein gemiſchtes Publicum geſchrieben wurde; ſo hat der Verf. in einer unter allen gebildeten Ständen verſtändlichen Sprache reden müſſen, und eine affectirte Dunkelheit in empiriſchen Darſtellungen, wie die der Anthropologie ſeyn müſſen, würden nur der Abſicht und dem Eindrucke, den dieſe Schrift vielleicht machen kann, nachtheilig geweſen ſeyn. Es iſt auch wirklich nur eine Ziererey unſerer Zeiten, das, was man mit logiſcher Deutlichkeit in der veredelten Volksſprache ausdrucken könnte, — in einem fremden — Wortgeklingel nur unverſtändlich und ungenießbar zu machen. Hierdurch ſoll aber keinesweges die Kunſtſprache der critiſchen Philoſophie ſelbſt getadelt werden. Jene gehört dieſer als etwas Nothwendiges und Weſentliches an, wie der Algebra die Zeichenſprache. Aber — den critiſchen Weltweiſen in allen nicht-metaphyſiſchen Abhandlungen metaphyſiſch — reden zu laſſen, — iſt ſonnenklarer Unſinn, Unkunde unſeres — vaterländiſchen Sprachreichthums, und eine pedantiſche Beleidigung des guten Geſchmacks.

Ueberſicht
des zweyten Bandes.

Gemüthscharakter des Mannes.

Beſtimmung dieſes Begriffs. — Größere Willenskraft des Mannes überhaupt, als Naturzweck. S. 1.

Allgemeine und weſentliche Beſtandtheile ſeines Gemüths.

I.

Egoismus des Mannes, als individueller Geſchlechtscharakter.

Ideal des edlen Egoiſten. Vielfache Abweichungen von demſelben in den gewöhnlichen Egoiſten. Schwärmeriſche, — devote, — deſpotiſche, — ſingulaire. — Egoismus der Gilde. S. 12.

Nationalegoiſmus der Griechen, — Römer, — Italiäner, — Spanier, — Franzoſen, — Engländer, — und Deutſchen. S. 52.

Weiblicher Egoiſmus; ſeine Abweichungen von dem männlichen. — Gelehrte, — ſentimentale und gekrönte Egoiſtinnen. Weibliches uneigennütziges Wohlwollen, beſonders in der zärtlichen Mutterliebe. S. 103.

II.

Muth, Tapferkeit, Feſtigkeit des Mannes. —

Niedere Stufen des Muths: a) der bloß animaliſche; b) die Tollkühnheit; c) der berauſchte; d) der fanatiſche; e) die Unempfindlichkeit und Geduld. S. 124.

Der wahre Muth. — Friedrich der Große. — Der Heldenmuth. Warum gilt Tapferkeit mehr, als ein gutes Herz? Abhängigkeit des Muths von den Schwächen der menſchlichen Natur. S. 158.

Selbſtſtändigkeit des Mannes. Sein Charaktergemälde in Vergleichung mit weiblicher Feſtigkeit und Tugend. S. 200.

Feigheit und Wankelſinn. Darſtellung beyder in ihren verſchiedenen Phänomenen und Formen

unter allerley Menſchen. — Der ſchwankende und ſchlaue Hof- und Weltmann. S. 218.

Seelengröße des Mannes. Beſtandtheile dieſer höchſten und menſchlich-vollendeten Willensnatur. S. 259.

III.

Sympathetiſches Gefühlsvermögen des Mannes.

A. Allgemeine Gründe, warum es im Manne ſchwächer, als im Weibe iſt. Kälte, — Gefühlloſigkeit, — Grauſamkeit des Mannes. — Affectirter Stoiciſmus. S. 277.

Der Miſanthrop und Menſchenverächter in mehrern Geſtalten. S. 303.

Religionshaß. S. 319.

B. Beſondere Gründe der ſchwächern Sympathie des Mannes: a) ſeine Erziehung iſt härter und ſtrenger: b) ſein Geſchäftskreis vielſeitiger; c) ſeine Erfahrungen machen ihn vorſichtiger und ökonomiſcher mit ſeinem Wohlwollen; d. e) ſeine Zerſtreuungen und ſeine größere Leidenſchaftlichkeit beengen ſein ſympathetiſches Gefühl. — Empfindler. S. 331.

Sympathie zwiſchen Aeltern und Kindern, Geſchwiſtern und Eheleuten, in mehrern Anſichten. — Eine cultivirte weibliche Furie als Gattin. S. 357.

IV.

Temperamente des Mannes als Charaktere der Perſon.

Des ſanguiniſchen, ſüßlichen, genußſuchenden Mannes; das unedle ſinnliche, und ſchuldlos joviale Weib. S. 395.

Phlegmatiſches, kaltblütiges, affectloſes Temperament. Das phlegmatiſche Weib. S. 418.

Choleriſches, warmblütiges, feuriges Temperament. Weiber dieſer Art. S. 431.

Melancholiſches, ſchwerblütiges, finſteres Temperament. S. 452.

Miſchung der Charaktere. — Charakter der Gemeinheit, als Erbfeind aller Charaktere überhaupt. S. 467.

Gemüthscharakter

des

Mannes.

Einleitung zur Beſtimmung dieſes Begriffs. — Männliche Willenskraft. Ihre Originalität und Beſtandtheile.

Weit über die bloß ſinnliche Natur des Menſchen hinaus — erhebt ſich, als ein höheres Princip ſeiner Kraft und ſeines Wirkens, — das *Gemüth*, — und mithin auch ſein *Gemüthscharakter*, als ſeine ſchon viel geiſtigere Originalität. Die ſinnliche Natur des

Menſchen iſt vollkommen thieriſch, nur daß ſie in eine edlere, äußere Form gegoſſen wurde, und darum in einzelnen Momenten liebenswürdiger erſcheint, weil ſie an jener edlern Form hängt, — oder weil auch ſchon das Thieriſche im Menſchen die zarten Vorgefühle ſeiner höhern Natur vernimmt. Seine Sinnlichkeit hat es blos mit Zwecken ſeines phyſiſchen Lebens zu thun, damit ſein Geſchlecht nicht untergehe, ſondern als ein nothwendiges Glied in der unendlichen Kette ſichtbarer Weſen ewig bleiben möge. Seine Fortdauer iſt alſo, vermöge eines Naturgeſetzes, auf ſeine Sinnlichkeit berechnet, ſo daß ſie als die erſte und letzte Grundlage ſeines ganzen fernern Daſeyns betrachtet werden muß. Darum gab ihm die Natur die Liebe, — — als die erſte getreue Mutter und Pflegerin ſeiner Angelegenheiten in der ſinnlichen Welt, — darum gab ſie ihm den unerſättlichen Hang zu den mannigfaltigen Genüſſen der übrigen Sinne, weil unter dieſer Bedingung der Zweck ſeines Lebendigſeyns erhalten werden konnte. Ueberall wäre ohne die Sinnlichkeit für uns nichts vorhanden, — überall könnte ohne ſie in unſerm Geiſte nichts geſchaffen werden. *) Wo ſie aufhört, da iſt der ſchauerliche Tod, — da iſt die fürchterliche Grenze alles Empfindens, alles Denkens und Handelns, — ſo wie ihr leiſeſter Funke ſchon das gewaltigſte Leben in der Natur ankündigt.

Aber ſie iſt, nach einem andern Naturgeſetze, nur *automatiſch*. Die Freyheit des Willens und Wirkens fehlt ihr; ſie iſt nur Inſtinct, und ſoll nichts anderes ſeyn, weil der Menſch auf keine andere Weiſe erhalten werden konnte. Es mußte ſich zu ihr eine höhere Natur, die *Natur der Freyheit*, geſellen, wenn der Menſch ſeine Menſchwerdung erkennen, und ſich ihrer erfreuen ſollte. Seine ſinnliche Leidenſchaftlichkeit mußte einem verſtändigen Willen gehorchen lernen, oder wenigſtens einem ſolchen, der nicht ohne Nachdenken handelt, und ſich, als ſolcher, durch die Freyheit ſelbſt gebie-

---

*) Dieß geben ſelbſt die Idealiſten zu, und die critiſche Philoſophie läugnet nur die innere Nothwendigkeit und ſtrenge Allgemeinheit der *Erfahrung*, indem ſie ſelbſt die Erfahrung ehrt.

thet. Wir nennen dieſes ſich ſelbſt ſchaffende und ſich ſelbſt beſtimmende Willensvermögen in ſeinem ganzen Umfange das **Gemüth**. — Der Menſch hat alſo auch darum einen Gemüthscharakter, indem er ſeine Neigungen, aus Gründen, ſo und nicht anders, einrichtet, — und ſich dieſer Einrichtung und Oeconomie ſeines Wollens, als einer Handlung ſeiner Freyheit, bewußt iſt. Das Gemüth unterſcheidet ſich alſo in ſeinem Grundſtoffe von dem Inſtincte, und zum Theil auch von dem bloßen Naturell — durch ſeine freywillige Conſtitution; dahingegen der Inſtinct nur blindlings und mechaniſch wirkt, auf ſeinem Wege zwar ſicherer zum Ziele ſchreitet, aber doch allemahl unendlich tief unter dem Gemüthe ſteht, weil er eigentlich nichts wollen kann, ſondern nur getrieben wird, — weil er ſich ſeiner nicht bewußt iſt, und ſich alſo auch nicht ſelbſt ſchafft.

Die Eintheilung der menſchlichen Natur in Sinnlichkeit, — in das Gemüth, — und weiterhin in ihre intellectuelle Originalität, iſt daher keine müßige und willkührliche Zerſpaltung ihres Weſens, die aus dem Lieblingshange des Menſchen, alles in Abſchnitte zu theilen, hervorging, — ſondern eine ihr ewig zukommende Einrichtung, die nicht zerſtört werden darf, wenn der Begriff einer Individualität des Menſchen ſeine anthropologiſchen Gerechtſame behalten ſoll. —

Gehen wir nun zu der angefangenen *Vergleichung* beyder Geſchlechter der Menſchenſpecies zurück; ſo wird zugleich die Frage entſtehen müſſen: *ob es nun auch in Abſicht des Gemüthscharakters eben ſolche, oder doch ähnliche Unterſchiede zwiſchen Mann und Weib, als in Abſicht der gräßern und geringern Sinnlichkeit beyder, gebe?* — Und der Anthropolog würde weder eine Charakteriſtik des Mannes, noch des Weibes fertigen können, wenn dieſe

Unterſchiede nicht vorhanden wären. Iſt alles in beyden Geſchlechtern eins; ſo giebt es keinen Unterſchied der Geſchlechter ſelbſt, oder allenfalls nur ihrer körperlichen Formen [wenn die Verſchiedenheit derſelben nicht ſchon ſelbſt wieder auf einen Unterſchied des Geiſtigen im Menſchen hindeutet]. Sind ſie aber in ihrer Originalität, vornehmlich aber in ihrem Willenscharakter, von einander verſchieden; ſo muß die Beſtimmung dieſes Unterſchiedes eine unermeßliche Ausbeute für die wahre Menſchenkenntniß geben, indem hierdurch ein Geſchlecht das andere allein richtig erklären kann.

Durch die verſchiedene Art relativer Sinnlichkeit beyder Geſchlechter — wollte die Natur für ihre deſto innigere gegenſeitige Annäherung ſorgen, indem ſie den ſinnlichern Mann zum angreifenden Theile des ſchamhaften Weibes machte, und hierdurch wollte ſie ferner die Verſchiedenheit des Inſtincts begründen, welcher, als eine in beyden Geſchlechtern gleichſtark lodernde Flamme, die Menſchheit nur zerſtört haben würde. — Geben ſollte der Mann; —

empfangen ſollte das Weib; eine tiefgegründete Naturbedingung, welche nur unter einer Aehnlichkeit, aber nicht durch eine vollkommene Gleichheit ihrer phyſiſchen Liebe möglich war. — Dieſe Liebe ſollte unter einem veredelten Charakter des Willens nicht nur zur höhern Natur werden, ſondern der Menſch ſollte ſich auch noch durch eine ganz andere Einrichtung ſeines Weſens, nähmlich durch die Verſchiedenheit der geſammten Leidenſchaftlichkeit beyder Geſchlechter, in's Unendliche vervielfältigen. Der Mann ſollte in allen ſeinen Anſichten durch ſeinen Gemüthscharakter eben ſo nothwendig zum Manne werden, wie der Gemüthscharakter des Weibes das Weib ſchafft. Eins ſollten ſie ſeyn in den Bedingungen, unter welchen wir uns nur ein menſchliches Gemüth denken können; aber verſchieden in der Kraft, in der Spannung und Vielthätigkeit, mit welcher das menſchliche Gemüth in die Welt hineinwirkt.

Das erſte, was wir an dem Manne in ſeiner phyſiſchen Natur wahrnahmen, und worauf ſich ſeine weitere Ausbildung zur Liebe und Thätigkeit überhaupt gründen mußte, war ſein individuelles phyſiſches Kraftgefühl, wodurch er ſich über das Weib erhebt, und als Oberherr des ſchwächern Geſchlechts ſanctionirt wird. — Das erſte, was wir in dem Gemüthscharakter des Mannes wahrnehmen, und mithin dem Geſchlechte originell angehört, iſt wiederum ſeine größere Willenskraft und Willensſtärke, als die Grundlage ſeiner geſammten Willensnatur. — In wie weit dieſer höhere Grad des thätigern Lebens in dem Manne, dieſer überfließende Strom ſeiner Leidenſchaften und Begierden, dieſes ſchnellere Aufſtreben und Emporglühen ſeiner Empfindungen, dieſer ganze männliche, oft unüberwindliche Männerſinn, — mit ſeiner größern Körperkraft zuſammenhängt, und daraus ſiegend hervorgeht, läßt ſich nicht genau beſtimmen, da wir zwar im Allgemeinen den Zuſammenhang des Materiellen mit der freyen Willenskraft des Menſchen beobachten, aber die Grade ihrer gegenſeitigen Einwirkungen, als etwas auſſerhalb der Erfahrung Liegendes, nie anſchaulich machen können. So viel iſt wol ausgemacht, — es muß in der ganzen innern Organiſation des

Mannes, in ſeinem Nervenbaue, in ſeiner phyſiſchen Beſtimmung zur Mannheit, in ſeinem thieriſchen Ehrgefühle etwas liegen, vermöge deſſen ſein Wille gewöhnlich ſtärker und lebendiger, als der des Weibes wirkt, — und gewiß wirken würde, wenn auch die Weiber mit den Männern eine vollkommen gleiche Erziehung erhalten könnten. Dieß iſt ſo ausgemacht, daß dem Manne, ehe er noch in die eigentlichen Jahre ſeiner Mannheit tritt, die Idee ſeiner Ueberlegenheit des Geſchlechts vollkommen deutlich geworden iſt.

Dieſe Idee ſpricht ſich ſchon im Jünglinge nicht nur dadurch mit practiſcher Gewißheit aus, daß er bey der Entwickelung ſeiner ſichtbar-größern Körperkraft einen hohen Naturzweck entdecken mußte, — ſondern auch dadurch, daß ihm das ſchwächere Geſchlecht, als ein ſolches, in ſeinen meiſten Handlungen, beſonders aber beym Erwachen der weiblichen Liebe, mit völliger Ergebung und einer von der Natur gebotenen Unterwürfigkeit entgegenkam. — Der Mann mußte es bald bemerken, daß der Widerſtand des Weibes in der Liebe gemeiniglich nur ein künſtliches, taktiſches, Gegenwirken zeigt, daß die hier und da noch hervorſchimmernde Stärke des weiblichen Willens und der Schamhaftigkeit ſelbſt keinen langen Kampf mit der Ueberlegenheit des Mannes aushalten könne, — und daß das weibliche Herz ſich ſogar unwillkürlich, aber immer gern an den ſtärkern Mann anſchließe. Endlich mußte der ſtärkere Mann ſeine Herrſchaft über das zartere Geſchlecht und ſeinen Rang in der ſichtbaren Welt noch dadurch bewährt finden, daß dem von Natur körperlichſtärkern und, vermöge ſeines Willens, ſelbſtſtändigern Weſen von Rechtswegen auch ein größerer Wirkungskreis zukomme, und daß ihm eben daher, kraft eines Naturgeſetzes, ein höherer Thätigkeitsberuf auferlegt ſey.

Dieſes Gefühl ſeiner größern phyſiſchen und größern wollenden Kraft, oder doch ſeiner Beſtimmung hierzu, begleitet den Mann, als eine unauflösliche Individualität, dutch ſein ganzes Leben, ſo lange er ſich ſeiner noch als Mann bewußt iſt, und erhält ſeinen geſammten vielthätigern Charakter in einem fortgehenden, wohl gar ſteigenden Getriebe. — Die Sinnlichkeit ſammelt für ihn nur die Materialien zu dem unermeßlichen Baue ſeiner Menſchheit, ohne jemals ſtillzuſtehn; aber dieſe Materialien würden nichts als thieriſche Eindrücke auf ſeine Organe, oder höchſtens nur auf ſeine Einbildungskraft ſeyn, wenn ſie nicht ein verſtändiger Wille zu ordnen, zu beleben und für ſeine höhere Bildung zu verherrlichen wüßte. — Alle Vielthätigkeit geht nur aus dem Willen hervor, der nicht inſtinct-artig, ſondern überall nur durch ſich ſelbſt unterhalten und befriedigt wird.

I.

Egoismus des Mannes, als individueller und als Volkscharakter.

Was wir nun zuerſt in dem Willenscharakter des Mannes unterſcheiden müſſen, was aus ihm unmittelbar ſelbſt hervorgeht, und worauf ſich das ganze Spiel ſeiner größern Thätigkeit zurückführen läßt, iſt — ſein größerer Egoismus, — er mag ſich nun entweder durch wahre — oder ſcheinbare Gründe belebt fühlen. Genug, er iſt vorhanden — und muß als der Hebel ſeiner Kraft und ſeines Wirkens, und oft ſelbſt derjenigen Handlungen betrachtet werden, die er aus reiner uneigennütziger Sympathie für andere auszuüben ſcheint.

Man kann dem Menſchen überhaupt, da er ſein nächſter Blutsfreund, ſeine eigene Welt, gleichſam ſein Schöpfer und ſein eigenes Geſchöpf iſt, keinen Vorwurf machen, daß er bey allem, was er thut, denkt und treibt, nur immer zunächſt von ſich ſelbſt ausgeht, und immer wieder zu ſich ſelbſt zurückkommt; — daß ihm ſein Ich mit allen ſeinen Fehlern und Gebrechen lieber, als alles andere in der Welt iſt, und daß er eben darum lebenslang mit ſich ſelbſt ſo liebreich, ſäuberlich und nachſichtig umgeht. Der Egoismus iſt eine von der Natur ſelbſt geheiligte Conſtitution, und ſie konnte ihr großes Werk in dem Menſchen nicht vollenden, wenn ſie ihn nicht durch die Vorſtellung des Ich und ſeiner Perſönlichkeit ſo feſt und zärtlich an ſich ſelbſt ankettete, — ihn nicht alles in Hinſicht auf ſich ſelbſt treiben und beſchicken ließ.

Abſichtlich hat ſie daher die Organiſation unſeres Geiſtes und unſerer Willenskraft ſo eingerichtet, daß wir uns in dem unermeßlichen Raume unſeres Lebens und unſerer Beſtimmung nicht verlieren oder verirren ſollen, weil wir immer auf den großen Zweck unſeres Selbſt zurückkehren, und uns da, wie an einem Anker, feſthalten müſſen, wenn unſre Thätigkeit und das ſtürmiſche Leben in uns über die beſtimmten Grenzen des Handelns hinausſchwärmen, — oder auch einſchlummern will. Durch uns ſelbſt iſt daher die Demarkationslinie alles Wirkens mit hoher Naturweisheit abgeſteckt worden, — und wir dürfen uns eben darum die rechtmäßigſten Bürger der Welt nennen, weil wir der Welt, vermittelſt unſerer Selbſtliebe, unabläſſig dienen müſſen, indem dieſer Grundtrieb der menſchlichen Seele nie untergehen kann.

Die hellſten Köpfe, die größten und bewundernswürdigſten Menſchen, waren daher von jeher die größten Egoiſten. Ihre größere und lebendigere Selbſtliebe, ihre freyere Willenskraft, ihr hohes Ehrgefühl, ihr reger Thatenſinn dehnte das Gebiet ihres Handelns faſt ins Unendliche aus, und dieſes wirkte dann auf die Erweiterung ihres Egoismus wieder zurück. Aus Achtung gegen ſich ſelbſt und ihre Kraft, aus Enthuſiasmus für ihren Selbſtwerth, wodurch ſie die Menſchheit zu erwärmen und zu erleuchten glaubten, aus einem innern mächtigen Antriebe, ihr Ich gleichſam im Univerſo zu vervielfältigen, und in ihm auch nach dem Tode auf einer glänzenden Bahn des Lichts fortzuleben, thaten ſie alles Große und Herrliche, — verrichteten ſie die Wunder des Muthes, der Kraft und der Aufopferung, welche ſich die Jahrtauſende einander verkünden. Sie würden ohne jenen hohen Schwung ihres Egoismus, der nicht wie der Alltagsmenſch nur in ſich hinein, ſondern aus ſich hinaus in die große Welt wirkt, wenig oder nichts gethan haben, und ihr Grab hätte auf ewig die unbedeutenden Nahmen verſchlungen.

Da nun der Menſch nichts ohne ſich ſelbſt thun kann, nichts ohne ſich ſelbſt thun ſoll, da er nach ſeinem ganzen Denk- und Willensvermögen, und zwar, kraft des ſtrengſten Befehls der Natur, mit dem Weltall unzertrennlich zuſammenhängt, da ſich ferner ſeine Moralität, als die höhere Bedingung ſeines Daſeyns, in der ſichtbaren Welt üben und zeigen muß; ſo würde der Menſch, deſſen Egoismus regelmäßig mit dem Laufe der Natur zuſammenſtimmte, der Weiſeſte und Tugendhafteſte genannt werden können. Das reine Verhältniß zwiſchen ihm und andern ſittlichen Weſen gäbe uns dann einen veredelten Begriff moraliſcher Harmonie, und einer, bey den Gebrechen der menſchlichen Natur, möglichen Vollendung unſerer Humanität.

Der Egoiſt in dieſem großen idealen Sinne des Worts würde den möglichſt hohen Grad ſittlicher Vollkommenheit zu erreichen ſuchen, damit ſein Zuſammenhang mit der übrigen Welt der Vernunftweſen der rechtmäßigſte und allgemein nützlichſte für ſich und andere bleibe. Er würde ſich als ein durchaus nothwendiges Kettenglied der Natur zur Vervollkommung ſeines Geſchlechts und ſein Ich als den höchſten Naturzweck ſeiner ſelbſt zum Glücke des Ganzen betrachten. Die Welt würde ſich daher mit ihm in dem beſten Einverſtändniſſe finden; denn der, welcher nur das Vollkommene ſucht, würde für ſich ſelbſt nichts thun, was nicht auch andern nützte. Indem er ſich mit Kenntniſſen und Einſichten bereichert, würde er aus reiner Liebe zum Nützlichen auch andern das Reich der Wahrheit verkündigen und ſich des allgemeinern Lichtes erfreuen; indem er ſich ſittlich ausbildet und veredelt, würde er auch alles um ſich her zur

Tugend einladen, und für ſie begeiſtern. Er würde, indem er die vernünftigſte Lebensphiloſophie übt, dieſe hohe Kunſt auch andere lehren; er würde keinen Schritt thun und keinen Gedanken faſſen können, der nicht, durch eine hochveredelte Selbſtliebe, Beziehung aufs allgemeine Beſte hätte; er würde über das moraliſche Gute, in ſo fern er es als ſeinen Selbſtzweck ehren muß, nicht blos vernünfteln, ſondern ſich auch gern den zarten Sympathien für andere überlaſſen, weil das Wohlwollen das Himmelreich ſeines veredelten Gemüths iſt. — Das Heil der Welt würde ſein höchſter und liebenswürdigſter Eigennutz ſeyn, weil er ſich allein durch das Gute beglückt fühlte, — und dieß könnte er nicht fühlen, wenn er ſich nicht ſelbſt liebte.

Allein die Erfahrung lehrt, daß der Menſch mit nichts einen ſo groſſen und verkehrten Mißbrauch, — als mit ſich ſelbſt, treibt; er wird aus blinder Eigenliebe meiſten Theils ſein eigener Verräther, und ſein Egoismus, der ihn mit ſeinem eigenen Geſchlechte auf ewig befreunden ſollte, macht ihn entweder zu einem hämiſchen

Feinde, oder zu einem lächerlichen Schauſpieler der geſelligen Welt. Die Freyheit lehrt ihn ſeine Kräfte; aber, da ſie ihn faſt immer nur egoiſtiſch beſchwatzt und für ſich ſelbſt einnimmt, ſo wird die Kunſt, ſich ſelbſt zu leben, eine — feile Wiſſenſchaft, die den Menſchen tief entehrt, indem er in ſeiner eigenen Perſönlichkeit die Welt um ſich her vergißt, oder zur Begünſtigung ſeines Egoismus mißbraucht. Seine Selbſtbewunderung macht ihn gegen das allgemeine Beſte gleichgültig und kalt, denn ſeine Verbindung mit der Welt wird nun nicht mehr durch wohlwollende Gefühle unterhalten. Er ſetzt ſich auf einen Thron, den nicht die echte Selbſtliebe [die Neigung, aus ſich her alles zu beglücken], ſondern nur Habſucht und Eigendünkel erbauet haben. Er hat nur ſein Leben für ſich, und lebt nur für andere, wenn ihm dieß gute Zinſen bringt. Darum hat er auch in ſeinem Innern die Freundſchaft zwiſchen ſich und andern geiſtigen Weſen aufgerufen; ſein Herz kann ſich nicht mehr aus Wohlwollen anſchließen, weil er den Zweck ſeiner Veredlung nicht mehr fühlt, — und dieſen kann er nicht mehr fühlen, weil er voll gieriger Eigenliebe nur ſich ſelbſt leben will*).

Aber kein menſchlicher Charakter fällt uns auch wegen ſeiner ſchneidenden Ecken ſo ſehr in die Augen, keiner empört ſo ſehr unſer Herz, als der Egoiſt im verächtlichen Sinne des Worts, und keiner wird uns wohl läſtiger, als er. Dieß iſt ſehr natürlich. — Eine ſo weit ausgedehnte Begehrungskraft, ein Wille, der allein für ſich alles will, überall oberherrlich abſpricht und aus ſeinem Mittelpunkte ringsherum deſpotiſche Befehle in die Welt ſendet, muß das Leben und die Verhältniſſe, wie auch die Schwächen anderer Menſchen, unzählig oft durchkreuzen, denn der Egoiſt iſt immer wieder von Egoiſten anderer Art umgeben. Sein ganzes Syſtem iſt auf Einnahmen, nicht auf Ausgaben berechnet; er kann andern das Ihrige entziehen und ruhig ihre Gerechtſame ſchmälern, wenn er nur gewinnt; er iſt ungerecht in ſeinen Forderungen und Anſprüchen, weil er immer zu viel haben will, weil er faſt nie geſättigt wird, weil er ſeinen Selbſtwerth als eine unendliche Größe denkt, und da nur allenfalls gnädig iſt, wo er menſchlich und herzlich ſeyn ſollte. — Wir finden daher, daß dergleichen Charaktere die meiſten Stimmen gegen ſich haben, wenn ſie ſich auch ſonſt durch ein regelmäßiges Leben und durch Talente des Geiſtes auszeichnen ſollten. Sie ſind wie die Eule unter den Vögeln, und die bleibende Zielſcheibe des Witzes und der Spötterey. Begegnet ihnen ein widriger Zufall, ſo werden ſie wenig bedauert, und das erzählende Publicum vergrößert gern die Lächerlichſeiten des Egoiſten. Selbſt ihre Freunde werden nicht ſehr durch ſein widriges Geſchick gerührt, — man glaubt allgemein, daß dieß eine kleine Züchtigung ſey, die der Stolz verdiene, und daß ſo etwas nicht ſchaden könne. Der Egoiſt hat ſich auf ein zu hohes Piedeſtal geſtellt, und die Welt zieht ihn gern wieder herunter.

---

*) „Der moraliſche Egoiſt heißt der, welcher alle Zwecke auf ſich ſelbſt einſchränkt, der keinen Nutzen worin ſieht, als in dem, was ihm nützt, auch wohl als Eudämoniſt, blos im Nutzen und der eigenen Glückſeligkeit, nicht in der Pflichtvorſtellung, den oberſten Beſtimmungsgrund ſeines Willens ſetzt. Denn, weil jeder andere Menſch ſich auch andere Begriffe von dem macht, was er zur Glückſeligkeit rechnet: ſo iſts grade der Egoism, der es ſo weit bringt, gar keinen Probierſtein des echten Pflichtbegriffs zu haben, als welcher durchaus ein allgemeingeltendes Princip ſeyn muß. — Alle Eudämoniſten ſind daher practiſche Egoiſten." J. Kants Anthropologie. 2te Aufl. 1800. S. 8.

So weit läßt aber doch die Natur ihr Lieblingskind, den Menſchen, nicht leicht ſinken, daß er ſich in allen ſeinen Eigenſchaften wie ein radical Blinder, und mit Ausſchluß aller übrigen größern Menſchen, allein anbetet und bewundert, — ſo daß ein Univerſal-Egoiſt ſogar etwas anthropologiſch-Widerſinniges zu ſeyn ſcheint. Es ſind gewöhnlich nur einzelne Seiten und individuelle Rückſichten, worauf ſich der Egoismus anbauet und worauf er ſein kleines Univerſum einſchränkt. Aber hier läßt er ſich nun auch nicht ein Iota von ſeiner Größe rauben, ſondern bringt ſein ganzes Leben mit einem Numeriren dieſer Kleinodien zu, womit er ſein liebes Ich umgiebt. Dieß iſt die Seite des Uebermenſchlichen und Göttlichen, was der

Egoiſt in ſich zu bemerken glaubt, — ein Glaube, von dem er, als ein *Gemüthskranker*, und faſt wie ein Wahnſinniger, der nur einer fixen Idee folgt, — nicht leicht geheilt werden kann. Ihr bemerkt auch gar leicht, an *welcher* Stelle dieſer Charakter gern gekitzelt ſeyn möchte, und welche Blumen er am liebſten zu ſeinem Kranze ſammelt. Kein Schild iſt ſicherer zur Kunde deſſen, der es aushängt, als das Schild des Egoiſten, und kein Menſch offenherziger, als *er* in der Ausſtellung ſeines geliebten Bildes. Die allerſchlaueſten und allerfeinſten dieſer Charaktere können mit aller ihrer Kunſt den *Punkt* nicht verſtecken, woran ſie krank liegen. Es kann ſeyn, daß ſie ſich lange ſubtil genug zu verbergen wiſſen, oder daß ſie euch nicht für würdig genug halten, ihr Licht vor euch leuchten zu laſſen; aber entwiſchen können euch dieſe Thoren nie. Ehe ihr es vielleicht glaubt, werden ſie mit dem ganzen Apparat ihres Egoismus vor euch ſtehen; — aber nun laßt *ſie* reden, und ihr habt ſie, wie ihr ſie haben wollt. Der Strom ihrer Rede verräth ſie; ſie hören ſich ſelbſt gern, das Ich liegt in jedem Worte, wenn es ſich auch nicht ſelbſt ausſpricht.

Laßt euch nicht blenden, wenn ſie bisweilen gefliſſentlich einen Schatten auf ihre eigenen Verdienſte werfen, und wohl gar [wie Rouſſeau in ſeinen Confeſſionen] ihre Gebrechen ſelbſt öffentlich andeuten. Dieß iſt weiter nichts, als ein Kunſtgriff der Coquetterie, um ſich intereſſanter zu machen, und das Auge des gutmüthigen Beobachters, vermöge des Contraſts, deſto mehr für den beſſern Theil des Gemäldes einzunehmen. In der Regel ſind die beſcheidenen Egoiſten die wärmſten Verehrer ihrer eigenen Gottheit. Ihre Beſcheidenheit, ihre Demuth, ihre Reſignation auf große Einſichten [wie des Socrates ſtolz-demüthiges: „ich weiß nur das, daß ich nichts weiß“], ihre affectirte Verachtung aller Celebrität, ihre Ziererey, im Tone der großen Welt unkundig zu erſcheinen, — ſind Gaukeleyen eines ſubtilen Stolzes, der in ſeiner Demuth bewundert ſeyn will, und grade hier ſeinem Egoismus neue Opfer bringt. Sie gleichen den Schönen, die ihre eigene Liebenswürdigkeit recenſiren, um den

Beobachter deſto mehr in Bewunderung zu ſetzen, oder den Blick deſſelben auf ihre anderweitigen Vorzüge nur deſto mehr zu ſchärfen*).

---

*) Es giebt ſogar eine Phyſiognomie des Egoismus, die ſelten triegt. Der Egoiſt hat gewöhnlich etwas Gebietendes, Kaltes, Stolzes, Gnädiges, Herabblickendes, auch wohl Satyriſches im Ausdruck ſeines Auges. — Seine Sprache iſt nicht ſelten gekünſtelt, affectirt, oder auch dictatoriſch mit imponirenden Accenten, faſt nie melodiſch; — ſein Periodenbau geſucht, auch wohl redneriſch, — ſein Benehmen verlegen, wenn er in die Geſellſchaft größerer Männer tritt, weil er ſich hier verdunkelt glaubt. Sein Gang iſt gewöhnlich bedachtſam und ernſt, als ob die Laſt des Staats auf ihm ruhe, oder ſein Geiſt ſich mit wichtigen Gedanken beſchäftige. Kleine Leute ſind gemeiniglich Egoiſten, weil das Blut in ihnen ſchneller umläuft, und die Empfindlichkeit ihrer Natur alles ſo gern auf ſich beziehen möchte. Es giebt Egoiſten, die gleichſam ihren ganzen Körper als den Verräther ihres Selbſtdünkels zur Schau tragen, — ſchon durch ihre Figur imponiren wollen; aber eben dadurch in den Augen aller Vernünftigen lächerlich werden, — indem ſie ſo gern ihrer phyſiſchen und geiſtigen Kürze — eine Elle zuſetzen möchten. —

Wir müſſen aber hier billig diejenigen Egoiſten ausnehmen, die, aus einer wirklich furchtſamen Beſcheidenheit, oder aus Armuth eigener Willenskraft und Selbſtachtung, in ſich ſelbſt ein bleibendes Mißtrauen ſetzen, und in dieſer ängſtlichen Stimmung ſogar ihre guten Seiten verkennen und vernachläſſigen. Es giebt wieder andere, die aus Mangel eigener Energie faſt nicht mehr an ſich denken, ſondern immer nur andere für ſich denken laſſen, — ob dieß gleich auch bisweilen ein wirklicher Egoismus der Gemächlichkeit ſeyn kann, welcher ſich aus Stolz gern bedienen läßt, und, indem er Dienſte und Wohlthaten annimmt, nur deſto ſicherer über andere herrſcht. — Endlich giebt es noch gewiſſe ſchlaffe Gemüther, in denen, durch eine ihnen aufgedrungene oder gleichſam angeborne Dependenz von kraftvollern und klügern Leuten, faſt aller ſelbſtſtändige Egoismus untergegangen iſt, weil er ſeine Freyheit eingebüßt hat. Es giebt einen gewiſſen Sclavenſinn gemeiner Seelen, der ſich über nichts erheben kann, der zu einer ewigen Unterjochung verdammt iſt, dem alle Organe zum Selbſtdenken und Selbſthandeln fehlen, und der ſich nur immer dem Egoismus und dem Muthwillen anderer Menſchen mit devoteſter Ergebenheit zum Opfer bringt.

Aber alle dieſe Charaktere, in welchen der Egoismus erſtorben iſt, wo alſo auch der größte Hebel unſerer ſittlichen Wirkſamkeit, — die Selbſtachtung, fehlt, ſind denn doch auch meiſten Theils ſehr unbrauchbare und armſelige Subjecte, wenn ſich in ihnen die Selbſtſtändigkeit, der Muth und die Kraft des Mannes zeigen ſoll. Ihr fortwährendes, kriechendes und unterwürfiges Hinblicken nach irgend einem Souverain, der ſie wie Automaten behandelt, macht ſie uns zu widerlichen Geſchöpfen, oder ihre Schwäche, nur für andere durch eine mechaniſche Gutmüthigkeit zu leben, oder ſich ihnen wohl gar blindlings aufzuopfern, erſcheint als ein Handlungstrieb ohne Werth, weil der Menſch eigentlich nur durch die Selbſtkraft ſeiner ſittlichen Freyheit — Verdienſte haben kann.

Unter allen Arten des Egoismus iſt der — der Devotion und Schwärmerey der verſteckteſte, aber auch unheilbarſte, weil er von einem tiefliegenden geiſtlichen Stolze genährt und belebt wird. Der Andächtler und Schwärmer ſcheint ganz ſeiner Secte oder ſeiner erdichteten Geiſterwelt zu leben, während er, bey der frommen Mimik der heiligſten Demuth, ſeinem Ich die größten Opfer bringt. Indem er meint, daß *der Herr in den Schwachen mächtig ſey*, betrachtet er ſich ſelbſt als ein geheiligtes Werkzeug, als einen Tempel, den die Gottheit zu bewohnen würdigt, — und, indem er doch immer mehr und beſſer, als andere Menſchen, zu ſeyn glaubt, erſcheint er ſich ſelbſt als ein mit beſonderer Kraft ausgerüſteter Liebling des Himmels. — Darum beſteht er auch nun ſo egoiſtiſch auf ſeinen Meinungen, weil ſie ihm den Begriff ſeiner Größe und Auserwählung ſo anſchaulich machen; — eine Größe, die ſich zwar, nach ſeiner Meinung, gegen den Allvater wie ein Atom verliert, aber doch wiederum über die ſogenannten Kinder der Welt unendlich weit erhaben iſt. Er iſt alſo nur im Anſchauen der *Gottheit* demüthig; im Anſchauen der *Menſchheit* fühlt er ſich um deſto größer, und mag nicht einmahl Gemeinſchaft mit ihr haben, weil er ſich durch den Umgang mit ihr entehrt glaubt, alſo mit ſeinem Egoismus ſogar über die ſichtbare Welt hinaus fliegt, um ſie deſto tiefer unter ſich zu erblicken.

Die Natur des ſchwärmeriſchen Egoismus führt uns zu einer pſychologiſchen Erſcheinung, die ſich aus der Beſchaffenheit des menſchlichen Willens erklären läßt, — nähmlich zu dieſer: — daß der Egoismus, der unmittelbar aus der Willenskraft hervorgeht, gemeiniglich ſtärker und unbiegſamer, als jener Egoismus iſt, der ſeinen Stolz von der Denkkraft ableitet. Das Gefühl des Wollens iſt, als eine leidenſchaftliche Stimmung unſers Gemüths, faſt allemahl lebendiger und gleichſam durchdringender, als das Gefühl der Verſtandeskraft, die gemeiniglich erſt ſucceſſive angeſtrengt werden muß, ehe ſie wirken kann; dahingegen die Willenskraft ſich augenblicklich ſelbſt erzeugt, und durch die Freyheit in ihren Wirkungen gehoben wird. Auch wirkt das Wollen gemeiniglich in die

Welt hinein, und lehrt uns unſere Kräfte von mehreren Seiten kennen und gebrauchen, anſtatt daß das Denken ſich gern in ſich ſelbſt verliert, und unſere Thätigkeit für den Weltgebrauch wenig anfeuert. Der Egoiſt beruft ſich auch immer mehr auf das, was er will und durch ſein Wollen kann, als auf das, was er durch ſeinen Verſtand hervorgebracht hat, und bezieht alles mehr auf ſich durch den habſüchtigen Willen, als durch den Verſtand, — da dieſer letztere ohnehin den Egoismus nicht immer gelten laſſen darf. — Leute, die ſich fühlen, das heißt, — wiſſen, was ſie und wie viel ſie wollen, — der Muthige, der in den Weltgeſchäften Geübte, der zur Ausdauer Geſchaffne, der Choleriſche, wie auch das Kraftgenie ſind daher immer Egoiſten, ſogar ſchon dann, wenn ihnen eine größere Körperkraft, als andern, zu Gebote ſteht, ohnerachtet dieſer thieriſche Vorzug keinen verdienſtlichen Werth hat. Aber die meiſten Männer berufen ſich bei ihrem Egoismus nicht ſelten auf dieſes Gefühl, und benutzen es als eine Ueberlegenheit ihrer Kraft, um andern zu gebieten.

Der Wille iſt urſprünglich allemahl egoiſtiſch, und ſein ganzes Geſchäft läßt ſich analytiſch in dieſer Originalität auflöſen. Er iſt allemahl früher als die Vernunft da, und beſteht auf ſeiner Kraft, weil er ſie [wie zum Beweis in der Kindheit, und nachher in tauſend andern Fällen] inſtinctartig braucht, ohne die Vernunft zu befragen. Dieß iſt der Grund, daß die meiſten Menſchen ohne Kopf die ärgſten, obgleich verächtlichſten Egoiſten zu ſeyn pflegen. Ihr ſtupider Wille iſt ihr Geſetz, weil er durch das Nachdenken und eingebildetes Ehrgefühl nicht veredelt worden iſt. Ihre Begriffe ſind dunkel, unreif und aus Mangel an Weltkunde und Geiſtesthätigkeit an dem kleinen matten Ich des Perſönlichen hängen geblieben; ſie können aus ihrer armen eingeſchränkten Individualität nicht herausgehen, und werden in ihrem kleinen Wirkungskreiſe Deſpoten oder Pedanten und Verächter des Verdienſtes, weil dem Geiſte und dem Willen alles Große unbekannt bleibt. Der größere Kopf achtet doch gemeiniglich den Werth anderer Köpfe, und ſein Egoismus findet da oft ein Gleichgewicht, was ihn ſogar bis zur Beſcheidenheit herabſtimmen kann; — dahingegen der kleine Geiſt ſich oft für das Non plus ultra ſeines Geſchlechts und ſeiner Wiſſenſchaft hält, und nie geheilt werden kann, wenn er ſich unglücklicher Weiſe für ein Genie hält.

Der Egoismus pflegt in dem Grade zu ſteigen, je mehr ihm gehuldigt und Weihrauch geſtreuet wird, — und darum iſt er in höhern Ständen, auch bey wenigen Talenten, oder ſogar beym Mangel aller Talente, am herrſchendſten. Die Erzieher der großen Welt haben daher nichts Angelegentlicheres zu thun, als die Kinder der Großen vor jenem Eigendünkel zu bewahren, der alles auf ſich bezieht, und für ſich die Welt beſtimmt glaubt. — Wer kann die Geſchichte der Regenten, vornehmlich der Eroberer, leſen, ohne faſt überall die Bemerkung zu machen, daß er die Geſchichte des höchſten, oft auch — des niedrigſten Egoismus lieſt *). — Alle die erſtaunlichen Menſchen, die

---

*) Wenn man die Geſchichte Alexanders des Großen nicht mit einer blinden Vorliebe für denſelben lieſt, ſo kann man ſich oft des Gedankens nicht erwehren

wir in der alten und neuen Welt bewundern, und die zum Theil wegen ihrer faſt übermenſchlichen Thätigkeit und Seelengröße unſere Bewunderung verdienen, ſind wol ohne Ausnahme von einer hochgeſpannten Selbſtſucht beherrſcht worden, ſo daß ſie oft, wie ein Alexander, auch den kleinſten Verſtoß gegen ihre Größe nicht mehr ohne blutige Rache hingehen ließen. Auf den hohen Standpunkten der Welt wird der Menſch leicht ein einſeitiges, eintöniges, nur ſich ſelbſt lebendes Weſen, ohne daß er ſich ſelbſt kennen und richtig ſchätzen lernt. Sein Wille geht nach und nach in ein mechaniſches und brutales Abſprechen über, weil ihm nicht widerſprochen werden darf, und weil er keinen Widerſpruch vertragen kann. Die geträumte Gottheit will ſich wol gar nicht einmahl zu der Menſch-

---

daß der bekannnte Curtius Rufus ſeinen Heros habe in einem ſatyriſchen Romane darſtellen wollen, — gleichſam wie einen irrenden Ritter, um alle künftige Regenten der Erde vor den lächerlichen Ueberſpannungen einer übermenſchlichen Heldengröße zu warnen.

heit herablaſſen, weil ſie gleichſam die Menſchen zu verachten verdammt iſt, und, ihrer ſelbſtſüchtigen Meinung nach, der Befehlende nur frey ſeyn kann. — Unmenſchlich wird vollends aller Egoismus, wenn er nur einer ſchimmernden äußern Größe huldigt, ohne die Pflicht der Humanität zu kennen; — er ſieht nur ſich, und die Welt möchte untergehen, wenn er nur bleiben könnte.

Faſt bis zu einer Art des Wahnſinns pflegt der Egoismus in denjenigen Männern zu ſteigen, welche, bey mittelmäßigen Talenten, in einem niedern und obſcuren Stande geboren, zufällig zu einer großen politiſchen Höhe und Wichtigkeit empor ſtiegen, oder ſonſt durch ihre Nahmen ſehr berühmt wurden. — Das, was das Glück ihnen zuwirft, die Höhe, die ihnen der Zufall oder die Schwächen der Menſchen erlauben, den Ruhm, welchen ſie ſich durch geſchickte Köpfe um ſich her erringen, — pflegen ſie ſich als ihr eigenes Verdienſt anzurechnen, und, indem ſie ſich eine unermeßliche Selbſtkraft andichten, alle Menſchen neben ſich zu verachten *). Durch dieſe blendende Vorſtellung entſteht in ihnen ein Schwindel der Vernunft, welcher die Größe des Mannes anſtaunt, ohne deſſen Zufälligkeiten zu zergliedern. Menſchen dieſer Art können daher, und weil ſie ihre Größe wol gar für eine ihnen zukommende Schuld der Natur betrachten, ſich gar leicht vergeſſen, und Thorheiten begehen, die ſogar aller Größe widerſprechen. So wird der **Parvenu** der Welt faſt immer ein lächerliches Schauſpiel des kleinlichſten Egoismus geben, wozu ſonſt kein Menſch von guter Erziehung fähig wäre. Wieder ein Beweis, daß die größere Willenskraft, wenn ſie auch nur bloßer Despotismus des Befehlens und der Rechthaberey iſt, immer den größern Egoismus weckt, — und ohne Menſchenliebe allemahl den Menſchen in ſich ſelbſt untergehen läßt.

---

*) „Die Herrſchſucht des ariſtocratiſchen Stolzes beruhet in Dünkel und Einbildung, Theils von Eigenſchaften, Theils von Verhältniſſen, welche das Vorrecht zu herrſchen begründen ſollen, und in einem vollendeten Egoismus, der Andere zur Unterwürfigkeit gemacht und der Freyheit unfähig glaubt. Sie iſt ehrgeitzig mit Eiferſucht, eiferſüchtig mit Liſt und Gewalt, dreuſt und anmaßend mit Hochmuth, ſo lange ſie der Gewalt gewiß iſt. — Der Despotismus des ariſtocratiſchen Stolzes iſt entweder geſtützt auf Härte des Charakters und Grobheit der Sitten: und dann iſt er ungerecht mit kaltem Blute, tyranniſch im Affect; ſtets eigenſinnig und mürriſch und beſeſſen von einem nie ruhenden Plagegeiſte,

Eben darum artet der Egoismus bey den ſchwächſten, aber oft auch bey den größten Köpfen ſo leicht in Despotismus, oder in diejenige Unart des Willens aus, da er, ohne Rückſicht auf die Menſchenrechte anderer, willkührlich

---

fähig der größten Ungebührniſſe, unfähig der Reue und Vergütung; rachgierig und ſtrafluſtig mit Schadenfreude, wenn auch nicht immer gewachſen dem herzhaften Widerſtande der Rechtſchaffenheit. Oder er beruhet nur in Eitelkeit und Vorwitz, und dann iſt er pedantiſch aufmerkſam auf die kleinſten Rechte ſeiner gebiethenden Perſon, kindiſch bedacht, — Authorität zu zeigen, ſchnell in Anordnungen, dictatoriſch im Befehlen und Verbiethen, voreilig in Verweiſen, leidenſchaftlich in der Beſtrafung" u. ſ. w. E. Platners philoſ. Aphoriſmen, 2r Theil. 1800. S. 564 u. f. S. ebendaſelbſt die Charakterzüge des groben und feinen Adelſtolzes.

und hartherzig über ſie herrſchen, und ihnen ſeinen Willen, als die alleinige Norm ihrer Handlungen, aufdringen will. — Der Despotismus beſteht daher in einem egoiſtiſchen Mißbrauche des Befehlens, und einer ſich ſelbſt gegebenen Macht, wodurch er alles um und neben ſich bis zur Sclaverey hinab zu unterdrücken ſucht. Je weiter ſich nun das wahre oder eingebildete Intereſſe des Despoten ausdehnt, je heiliger und allgemeiner er ſich ſeine Größe denkt, deſto eiferſüchtiger und egoiſtiſcher wird er in Ausübung ſeiner Macht ſeyn, deſto größer wird ihm jedes Verbrechen gegen ſeine Majeſtät aus wirklicher Schwäche der Seele erſcheinen, weil die wahre Größe nicht beleidigt werden kann. Denn, wo es eine wirkliche Majeſtät eines ſittlich-großen Regenten giebt, da muß doch ein ſogenanntes Majeſtätsverbrechen in den Augen der Vernunft allemahl wie ein Unding erſcheinen.

Die Beſtandtheile des Despotismus ſind, da er aus einem zügelloſen Egoismus — hervorgeht, faſt immer lächerlicher Stolz und unerſättliche Habſucht. — Der Thor will das nicht nur bleiben, was er ſich zu ſeyn einbildet, ſondern er will auch willkührlich und eigenmächtig über das Eigenthum aller andern ſchalten und walten; — er wird daher leicht ein politiſcher Räuber, der alle Rechte der Natur und des geſelligen Vertrages mit Füßen tritt. Dieſe Art zu handeln kann aber auch noch von einem andern im Hintergrunde liegenden Motiv geleitet werden, — indem der Despot durch die Verarmung ſeiner Sclaven eines Theils ſicherer auf dem Throne zu ſitzen glaubt, — und andern Theils das Volk, wenn es Noth thut, durch königliche Wohlthaten zu electriſiren und auf dieſe Art noch abhängiger zu machen denkt. So ſpendeten die römiſchen Dictatoren ihrer Nation ungeheure Summen aus, und verblendeten ihren Sinn durch öffentliche Vergnügungen und glänzende Spielereyen, bis alle Selbſtkraft der Nation untergegangen war und nun alles mit ſtumpfer Sclaverey ohnmächtig zu den Füßen der Tyrannen lag.

Wie ſich der Egoismus, nach allen ſeinen Formen, Verkehrtheiten und Lächerlichkeiten, unter den Menſchen, — unter den Thoren und Weiſen dieſer Erde, unter höhern und niedern

Ständen, in der Jugend und im Alter, überall zeigt und äußert, — iſt ein zu weitläuftiger Stoff, als daß er nach allen ſeinen Abtheilungen in dieſem Gemälde des Mannes aufgenommen und erſchöpft werden könnte. Denn da er alle Farben des Naturells, des Temperaments, des Geiſtes und Herzens, der Zeiten und Umſtände eigenmächtig in ſich verſchmelzt, und unter allen Formen des Willens möglich iſt; ſo läuft ſeine Anſicht faſt in's Unendliche hinaus, und wir können hier nur die Vorzüglichſten nachholen.

Es giebt Egoiſten, die gewöhnlich nur gegen Leute ihres Ranges und Standes ihre lächerliche Eigenliebe zeigen; und gegen Niedere die herablaſſendſten und gütigſten Menſchen von der Welt ſind, weil dieſe ihnen nicht vor den magiſchen Spiegel ihrer Selbſtbewunderung treten. So klagen die höhern Stände gewöhnlich über den unter ihnen ſelbſt herrſchenden Stolz, ſo wie der ältere Adel auf den jüngern überall mit ſchnöder Verachtung herabſieht, dagegen der ehrſame Bürger die Leute von oben herunter oft allerliebſt findet, aber wiederum ſeinen

Stand ſelbſt des Stolzes beſchuldiget. — Andere Egoiſten prunken mit ihrem Einfluſſe auf wichtige Geſchäfte, auf die Angelegenheiten des Staats und auf Staatsmänner, mit ihren Converſationen unter den Großen, wenigſtens ihren Obern, und verlangen durch ihre bedeutungsvolle Perſönlichkeit, worunter ſie ihre Nullität verbergen, eine beſondere Aufmerkſamkeit und Achtung. Dieß iſt der leidige Egoismus der ſogenannten *Unterbedienten*, — eine Art von Domeſtiquenſtolz, welcher die Regierung im Hauſe zu beſitzen glaubt, und vorlaut, dummdreiſt und ohne alle Delicateſſe überall mit einſpricht. — Wieder andere bleiben bey ihrer einmahl angenommenen Weiſe, zu leben und zu handeln, mit eiſerner Willenshärte ſtehen, und die Gewohnheit iſt ihre einzige Gebietherin. Sie verachten alles Neue, wie ein Gebrechen des guten Geſchmacks und der Sittlichkeit; bewundern dagegen die vergangene goldene Zeit, und glauben, in der gegenwärtigen um ſo mehr despotiſiren zu können, da ſie in ihren Augen *nichts taugt*. Dieß iſt der gewöhnliche Egoismus *des Alters*, der alles beſſer weiß, alles durchſchauet hat, alle Entdekkungen in den Wiſſenſchaften für längſt bekannte Dinge hält, und überall wegen ſeiner Jahre, und ſchon blos darum mit zarter Schonung behandelt ſeyn will.

Noch andere Egoiſten ſind — Sonderlinge in ihrer ganzen Denkart, in ihrem Wiſſen und Glauben, in ihrem Handeln und Nichthandeln, oft bis zur lächerlichſten Eigenthümlichkeit hinab. Sie möchten die ganze Natur umkehren, um ſich an dieſer Verwirrung der Dinge zu ergötzen, und ſich über das ängſtliche Benehmen der Menſchen hierbey luſtig zu machen. Nichts iſt ihnen widerlicher und unausſtehlicher, als das alltägliche und gewöhnliche Hinundherſchwanken des menſchlichen Lebens; der ſchlichte natürliche Menſch iſt in ihren Augen eine ſeelenloſe Natur, die keine Kraft, ſich ſelbſt einen ungewöhnlichen Wirkungskreis zu ſchaffen, beſitzt, und den Weg aller Thoren geht. Dieſe verſchrobenen Geiſter, die mit verdrehten Augen am beſten zu ſehen glauben, werden ſich ſehr ſelten mit der Menſchheit ausſöhnen, weil ſie dieſelbe für ein Gemiſch ewiger Bizarrerien halten, und den Lauf der Dinge ſelbſt nach ihren eigenen Paradoxien leiten wollen. Sie ſind wie verzogene Kinder, deren Wille nicht mehr zu brechen iſt. Sie ſind verſchloſſen, — offenherzig, — wehmüthig, — felſenhart, — verliebt, — Weiberhaſſer, — träge, höchſt lebendig, — liebkoſend, — ſatyriſch und hämiſch, wie es das verkehrte Gemüth befiehlt. Sie wechſeln ihre Studien, verkehren den Tag in Nacht, und die Nacht in Tag; können einmahl des geſelligen Tumults nicht genug haben, und verkriechen ſich ein andermahl in eine dunkle Einſamkeit *). Sie tadeln alles, ſie bekritteln alles, — ihre ganze individuelle Verkehrtheit iſt

---

*) Noch giebt es eine Art dieſer wunderlichen Selbſtler [ſo nennt ſie die Schule der Puriſten], welche man die ſentimentalen nennen könnte; — Männer, die einen unbeſchreiblichen Selbſtwerth auf die Verfeinerungen ihres Geſchmacks und ihrer Gefühle legen, — alles ſubtiler, inniger, herziger zu empfinden glauben, was ſchön und liebenswürdig iſt, und in dieſem Glauben und dieſen Ueberſpannungen ihres Egoismus überall Pöbelſinn und eine brutale Gemeinheit um ſich her zu erblicken glauben.

die Tochter des hartnäckigſten Egoismus, den es unter Menſchen geben kann. Es giebt Leute dieſer Art, deren paradoxer und bizarrer Charakter durch nichts in der Welt, als — durch ein böſes Weib geheilt werden könnte.

In England ſind die Sonderlinge zu Hauſe. — Menſchen dieſer Art giebt es überall unter armen und reichen Britten, — natürlich unter den letztern am meiſten, weil der Reichthum die Bizarrerien aller Art begünſtigt — und gleichſam vor den Augen des ſtaunenden Pöbels adelt. Einer dieſer Sonderlinge war der Lord Camelford, Baron von Bocconoc. „Ein Wüthrich, — der aber in guter Geſellſchaft bey ſeiner Schweſter, der Lady Grenville, bey ſeiner Mutter, bey ſeinen Freunden der artigſte und feinſte Mann ſeyn konnte, dagegen die Formen, Gebräuche und Genüſſe der großen Welt, in der er geboren war, als eine dem Manne unwürdige Ziererey verachtete. 20000 Guineen waren ſeine jährlichen Einkünfte, und er konnte das glänzendſte Leben eines Britten führen, während er ſich dem mühſeligſten Seedienſte widmete, und allem Luxus und Wohlleben ſeines hohen Standes entzog. Die mütterliche und ſchweſterliche Liebe wollte ihn von ſeinem kühnen Vorſatze zurückziehen; aber umſonſt. Das Gewühl der Matroſen bey einem Sturme, der fürchterliche Wirrwarr, der alsdann herrſcht, und der entſetzliche Kampf einer Hand voll Menſchen mit dem gewaltigen Meere, waren es, was er zu ſehen wünſchte; mitten unter einer ſo grauſenvollen Scene eine handelnde Perſon zu ſeyn, das Schiff auf allen Seiten krachen zu hören, und die Waſſerſtröme zu allen Oeffnungen hereinſtürzen zu ſehen, — das war die Wolluſt, die er ſuchte; Abentheuer, Schwierigkeiten und Wunder des Weltlaufs, das war es, wonach er dürſtete, und dieſen ſonderbaren Durſt zeigte er in ſeinem ganzen Leben als ein herculiſcher Renomiſt. So ging er auch gekleidet einher; ſein Huth hatte eine ungeheure Form, ſein ganzer Anzug glich der Salopperie eines Schlägers; man hielt ihn für ein wenig verrückt, und ſein Nahme war in ganz England berühmt. Von ſeinen Bedienten forderte er ähnliche Talente, — ſtarke, männliche Geſichtszüge und Kunde im Boxen. Wenn er einen neuen Domeſtiken angenommen hatte; ſo ſuchte er die erſte beſte Gelegenheit zu einem Gezänke mit ihm auf, — und both ihm Reden, die den Diener erbittern mußten. Hatte er ihn dahin; ſo ging er weiter, und ſchlug ihn. Dieß leidet kein Engländer, — der Kerl ſchlug wieder, — und es entſtand nun ein förmlicher Zweykampf mit der Fauſt. War der Bediente ein gewiegter Klopffechter, und ſeiner Herrlichkeit gewachſen, rief der Lord zuletzt: „halt! ich habe genug; ich wollte dich blos prüfen; du biſt ein braver Kerl, du wirſt nicht zulaſſen, daß Jemand deinem Herrn zu viel thue; hier iſt eine Banknote von 20 Pfund für deine wohlgeführten Püffe“! Uebrigens waren ſeine Bedienten fürſtlich bezahlt, geſpeiſet, gekleidet und logirt. Camelford blieb in einem Duell mit Herrn Beſt im 29ſten Jahre ſeines Alters. Den Vollſtreckern ſeines Teſtaments trug er beſonders auf, ſeinen Körper nach der von ihm ſo ſehr geliebten Schweiz' zu bringen, und ihn dort bey Bern unter einigen angezeigten Bäumen begraben zu laſſen.“ [S. London und Paris, 7ter Jahrgang, Nro. 1.]

Man hat ſchon vor mehrern Jahren: *Originalzüge* aus dem Charakter Engliſcher Sonderlinge *) geſammelt, die zum Theil einem Bulletin aus einem Tollhauſe gleichen. Der Geiſteskranke kann nicht immer ein Sonderling genannt werden, weil ſeine Originalität in mechaniſcher Unvernunft beſteht, — der Sonderling hingegen, wie wir ihn hier nehmen, ſich durch einen paradoxen Gang ſeines Handelns und Denkens, aus Egoismus, auszeichnen will. Wenn man dieſe querſinnigen Naturen, — dieſe Irrſterne, welche ſich aus der Bahn des Gewöhnlichen in ſo mancherley Formen herauswinden, näher beleuchtet; ſo finden wir faſt immer, daß ein ſtolzer und nicht ſehr gebildeter *Freyheitsgeiſt* der nächſte Grund ihrer egoiſtiſchen Sonderbarkeiten iſt. Daher ſie auch in England, unter einer frey geglaubten Conſtitution, und bey einem freyen Nationalcharakter, ſo häufig angetroffen werden. Indem der Son-

---

*) Leipzig 1796. S. mehrere Beyſpiele ſolcher excentriſchen Köpfe in *Hüttners* Engl. Miscellen.

derling ſich ſelbſt das Privilegium, aus den gewöhnlichen Lebensverhältniſſen eigenmächtig herauszutreten, ertheilt, dehnt er auch ſeinen Eigenwillen über die Grenzen hinaus, und arbeitet mithin, obgleich oft auf eine ſehr lächerliche Art, für ſeinen Egoismus. Ein Menſch, der ſich über das Gebräuchliche hinwegſetzt, ſeine Zeit anders, als die übrigen Menſchen, eintheilt, die Conventionen der Geſellſchaft, die Familienverträge, die herrſchenden Moden, das Mechaniſche in den Wiſſenſchaften, ſo wie alles, was Syſtem heißt, lächerlich findet, der die Großen der Erde *unter* ſich erblickt, und das glänzende Weltleben für ein erbärmliches Poſſenſpiel hält, — iſt in ſeinen Augen gewiß eben ſo frey und wol noch freyer, als der Weiſe, der ſich die Verachtung aller dieſer Dinge erſt anraiſonniren muß, und der *Gewalt des Ueblichen* doch immer wieder nachgiebt. Der Sonderling, der ſich einmahl auf die Art genug geworden iſt, wird ſeine Philoſophie immer als ein Meiſterſtück betrachten, wozu tauſend Menſchen weder Kraft noch Willen beſäßen. Aber er wird dieß auch andere Menſchen empfinden laſſen, — und die beſcheidene, gütige Philantropie wird ſelten eine ſeiner Haupttugenden ſeyn, wenn ſie keinen Weihrauch erhält. So waren alle Sonderlinge, die ich auf dem Wege meines Menſchenſtudiums kennen lernte, — trotzige, arrogante, eigenſinnige, — den Umſtänden nach ſogar unbarmherzige Egoiſten, die überall befehlen, nirgends gehorchen, — Aufſehen und Bewunderung par force erregen wollten, und ſelbſt ihre Freunde, ſo wie alle übrige Menſchen, Laſtvieh der Gewohnheit nannten; oder es waren verſchloſſene Einſiedler, die ihre Perlen nicht vor das armſelige, ſclaviſche Menſchengeſchlecht hinwarfen, und ſich, wie auſſerordentliche Weſen, lieber in ihren feyerlichen Selbſtanſchauungen verlieren, als den Forderungen des geſelligen Lebens und einer geſunden Logik nachgeben wollten. Der Ueberſchritt dieſer Seelenkrankheit zu einer wirklichen Manie iſt etwas ſehr Gewöhnliches, und die meiſten wahnwitzigen Männer wurden es aus — überſpanntem und unbefriedigtem Stolze.

Der Egoismus des Ranges, der ſelbſtſüchtige Geiſt der Gilde, herrſcht durch die ganze Welt in allen Volksclaſſen faſt mit gleicher Wuth und gleicher Lächerlichkeit. — „Alle Stände, ſagt Zimmermann in ſeiner Abhandlung vom Nationalſtolze, verachten ſich unter einander nach den Begriffen, die ſie ſich ſelbſt von der Vorzüglichkeit ihres Standes machen. Der Bürger verachtet den Bauer, der Seeofficier den Landofficier, der Landofficier den Civilſtand, der Civilſtand den geiſtlichen Stand; ein Orden in dem geiſtlichen Stande den andern, — und die Höfe [aus Mangel an Selbſtkenntniß] alles.“ — „Die Weiſen und Gelehrten der Nationen machen es nicht beſſer. Die meiſten halten ihre Lieblingswiſſenſchaft für den Mittelpunkt alles Wiſſens. Der Naturforſcher bekümmert ſich im geringſten nicht um die Meinungen und Muthmaßungen des Sprachgelehrten. Der Kräuterkenner betrachtet den Sternkundiger als ein Weſen, das ſeines Anblicks unwürdig iſt. Der Rechtsgelehrte hört den Nahmen eines Arztes nicht ohne Verachtung nennen. Er, der groß und glücklich durch das Electriſiren einer Flaſche wird, verwundert ſich, daß die Welt ihre Zeit mit einem leeren Geſchwätz über Krieg und Frieden vertändelt. — Bey einem Landwirth gelten alle witzigen Köpfe nicht den Werth eines Bauern. Der Naturbeſchreiber bricht in ein lautes Hohngelächter über den Moraliſten aus, der die Beobachtung des Menſchen und ſeines Thuns wichtiger findet, als die Beobachtung der Fröſche und ihres Thuns. Der Mathematiker verachtet alles, und der Metaphyſiker verachtet den Mathematiker. Man fragte einſt in Frankreich: was iſt ein Metaphyſiker? Ein Mathematiker verſetzte: Ein Menſch, der nichts weiß. Fragt man in unſern Zeiten die Chymiſten, die Naturlehrer, die Aerzte, die Moraliſten, alle empiriſche Gelehrte: was iſt ein Mathematiker? So verſetzen ſie: ein Menſch, der nichts weiß. — Die Proſeſchreiber verachten ſich unter einander. Die meiſten ſind auf ihre Weitläuftigkeit ſtolz. Sie ſchleppen auf Karren in ihre Werke zuſammen, was man ſeit der Sündfluth gewußt hat. Der Verfaſſer eines Folianten ſcheint ihnen ein rieſenmäßiger Geiſt; der Ver-

ſaſſer eines Duodezbändchens ein Geck *). Un
ſinn iſt es in ihren Augen, wenn man vo
dem Weſentlichen nur gerührt, nicht mehr ſag
als geſagt zu werden verdient. Ungelehrte
tändelhaftes, flüchtiges, leichtes, franzöſiſch
Zeug nennen ſie alles, was mit Wahl, Anmu
und Richtigkeit geſchrieben iſt. Sie verhöhne
den Witz, wie Verſchnittene die Liebe. D
gelehrte Hauſe nennt die Claſſe, die Verſta
hat, die Claſſe der Stutzer; die Claſſe,
Verſtand hat, glaubt hingegen, zu einer tro
gen Weisheitsmiene ſchicke ſich vorzüglich
Kappe mit Schellen.“

„Die Dichter verachten die Proſeſchreib
weil alle Menſchen Proſe reden. Sie veracht
ihr ganzes Jahrhundert, wenn ihre der Ew
keit geweihte Werke auf der Zündpfanne abgeh
ſie verachten ſich aber auch unter einander, u
dieß iſt diejenige unter allen ihren Schuld

---

*) Ein großer Rechtsgelehrter fragte den Dic
Bürger, als er ihn zum erſtenmahl ſa
„Sind Sie der berühmte Bürger
der die — Kleinigkeiten geſchrieb
hat?“

die ſie am liebſten bezahlen. Da ihre Köpfe viel reitzbarer ſind, als aller andern Menſchen Köpfe, ſo begnügen ſie ſich nicht, für ſich allein zu verachten, was ihnen verachtungswürdig ſcheint; wer mit den Wölfen leben will, muß mit den Wölfen heulen. Wer ſeine Ehre lieb hat, muß von ihrer Sekte ſeyn; oder ſich die Vollſtreckung eines Geſetzes des Solon belieben laſſen, der alle diejenigen für ehrlos erklärte, die bey einer gefährlichen Empörung keine Partey ergriffen, und folglich bey dem allgemeinen Unglück des Vaterlandes unempfindlich waren, oder vollends ſich aus dieſer Unempfindlichkeit ein Verdienſt machten. Hochachtung und Verachtung quellen aber auch wechſelsweiſe derſelben Perſon von den Lippen der Dichter entgegen; — je nachdem man ihre poetiſche Eigenliebe ſchmeichelt oder reitzt, iſt man heute ein Genie und morgen ein Duns.“ [Welch ein treffendes Bild unſerer heurigen äſthetiſchen und philoſophiſchen Sectirereyen! — incluſive der Zündpfanne, kann nichts Treffenderes von unſrer ſchönen Literatur geſagt werden.]

National-Egoismus.

Ferner giebt es einen gewiſſen National egoism, welcher die Grundlage alles ſogenannten Nationalſtolzes iſt, und jeder Nation al etwas Charakteriſtiſches, wie dem einzelnen Menſchen die Sünde, anklebt. Jedes Volk hat gewiſſe allgemeine Lächerlichkeiten, gewiſſe erträumt oder auch wirkliche Vorrechte, gewiſſe in ſeine Regierung, ſeiner Sittencultur, ſeiner Religion in ſeinen Gebräuchen und Einſichten gegründet Eigenthümlichkeiten, aus denen es eben ſo wenig, wie der individuelle Menſch aus ſeinen Privatcharakter und aus ſeiner Coquetterie mi ſich ſelbſt, herausgehen kann und herausgehen mag. — Indem den einzelnen Volksgliedern ihr liebes Selbſt aus ihre meiſten Landsleuten ſchmeichelhaf entgegenſtrahlt, und ſich gleichſam ein Thor in dem andern zu ſeine Satisfaction und Aufmunterung wiederfindet, — bildet die Eigenliebe jenen blinden Nationalhochmuth, der jedes andere Volk tief unter ſich erblickt, — jene ſich ſchmeichelnde Selbſtbeſchauung, die dar um infallibel zu ſeyn glaubt, weil ſie mit der National-Unart, alles Nachbarliche zu verachten und zu verkleinern, muthwillig zuſammenſtimmt.

Der Egoismus der Griechen dichtete ihnen einen übermenſchlichen Urſprung an, und bis zu ihrem endlichen Verſchwinden hob ſie ihre Phantaſie über alle Nationen der Erde empor. „In den älteſten Nachrichten Griechenlands, ſagt Goldſmith *), findet man faſt nichts, als geheime Künſte und Unternehmungen der Götter und Halbgötter [die erdichteten Ahnen ihrer Vorzeit], Abenteuer der Heroen und Rieſen [gleichfalls ihre Oncles und Vettern], Verheerungen der Ungeheuer, kurz alle Macht der Zauberey und übernatürlicher Kräfte. Der Menſch, der Mann der Geſchichte, ſcheint an dem Gemälde gar keinen Theil zu haben; der Leſer durchwandert nichts als Scenen, welche die Einbildungskraft darſtellt, und ſieht faſt

---

*) Geſchichte der Griechen. Aelteſter Zuſtand Griechenlands.

nie Handlungen eines Geſchöpfes, das ihm gleicht." Eben dieſe Griechen nannten im Taumel ihres Egoismus alle Nichtgriechen — Barbaren, und ſahen, kraft ihrer ſtolzen Griechheit, mitleidig ſelbſt auf die Völker herab, welche ſie zuerſt aus griechiſchen Thieren in griechiſche Menſchen verwandelt hatten. Sie prunkten mit ihren Orakeln, mit ihrer Sprache, ihren Sitten, ihren Volksſpielen, ihren Gelehrten, ihren Feldherren eben ſo keck, wie mit ihren Nationalgebrechen und Nationallaſtern. Sie betrachteten ihre Academie zu Athen als die Academie der ganzen Welt; ſie verkündeten ihre Siege mit ſchwülſtigen Uebertreibungen, wie neuerlich die Franzoſen ihr Waffenglück in prunkvollen — Zeitungsgemälden zu übertreiben pflegten.

Ihrem unermeßlichen Egoismus brachten ſie ihre glänzende Baukunſt, ihren Gemeingeiſt, ihre Liebe zum Vaterlande, ihre Wunder der Kunſt, ihre Kriege und ihre Geſetze zum Opfer. Sparta ſtaunte ſich in ſeiner eigenen rauhen Lebensweiſe, in der Felſenhärte ſeiner Regierungsform, bey ſeiner ſchwarzen Suppe, bey ſeinen blutigen Peitſchenhieben als ein wunderbares Weſen an; kannte keine erhabneren Ehrenzeichen, als ſeine Waffen, und ließ ſich, um vollends allen Annehmlichkeiten des Luxus zu entſagen, ruhig ſeine eiſerne Münze aufdringen*). Dieſer Egoismus ging ſogar zu dem ſchönen Geſchlechte über, und nie hat dieſes ſich in einem männlichern Sinne, als hier, gezeigt. Als einige fremde Damen ſich einſt in der Geſellſchaft der Gemahlinn des Leonidas äußerten: „daß die ſpartaniſchen Frauen allein die Kunſt, ihre Männer zu beherrſchen, verſtünden, erwiderte ſie mit griechiſchem Stolze: aber die ſpartaniſchen Weiber bringen auch allein Männer zur Welt!“ — Und eine andere Mutter reichte ihrem Sohne, als er ins Treffen ging, ſeinen Schild mit der kräftigen Ermahnung hin:

---

*) Dieſe Münze war ſo ſchwer, daß ein Wagen mit zwey Ochſen beſpannt zum Transport von 120 Thalern kaum hinreichend war, und wegen ihrer zu großen Vollwichtigkeit faſt gar nicht mehr gebraucht wurde.

„komm mir nicht anders, als mit ihm oder auf ihm zurück!“ d. h. lebendig oder todt. —

Ein ſpartaniſcher Staatsbürger zu ſeyn, war in dem Sinne dieſes Volks der erhabenſte Rang, den ein Sterblicher beſitzen konnte. Natürlich blickte ein ſo durchaus militairiſches Volk, das nur für den Krieg und deſſen blutige Zeitvertreibe lebte, das die Künſte und Wiſſenſchaften als Verweichlichungen der menſchlichen Natur aus ſeinem Staate verbannte, mit ſtolzer Verachtung auf das üppigere und elegantere Athen herab. Der Spartaner betrachtete ſich als einen Hercules, während er den Athenienſer meiſtentheils als einen Stutzer bemitleidete, und nur die allgemeine Noth des von Feinden bedroheten Mutterlandes konnte ihn an den athenienſiſchen Soldaten anſchließen.

Der Athenienſer hielt dagegen den Spartaner für eine rohe und ungeſellige Natur, dem alles Gefühl für das Humane und Schöne fehle, und der zu nichts, als zu den Plackereyen des Krieges tauge. Indeſſen zeigte Athen bey mehrern Gelegenheiten und zum Erſtaunen der ganzen Welt, wie hoch ſein patriotiſcher Egoismus ſteigen konnte, und wie ſehr es die Achtung der Spartaner verdiente, wenn es zu großen und rühmlichen Thaten und kühnen Unternehmungen hervortrat. — Als der Perſer Darius ſeine Herolde nach Griechenland ſchickte, um von den griechiſchen Provinzen ſchon im Voraus zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit — Erde und Waſſer zu begehren, gaben die übrigen Städte, außer Athen und Sparta, nach. Die muthigen Athenienſer, die ſich aufs Aeußerſte zu vertheidigen entſchloſſen waren, warfen einen der Geſandten in einen Brunnen, den andern in eine Grube, und baten ſie nun ſpöttiſch, „ſich nach Gefallen Erde und Waſſer zu nehmen.“ — Auch in Athen war die Ehre des Bürgerrechts die größte und ſo geachtet, daß ſelbſt Könige für ſich und ihre Kinder dieſen Rang ſuchten.

Nie zeigte ſich Athen in ſeiner Selbſtheit und Entſchloſſenheit größer und erſtaunenswürdiger, als beym Eindringen des Xerxes in Griechenland. Der perſiſche Verwüſter kam mit einer ungeheuren Armee, und Athen würde das ſchrecklichſte Opfer ſeiner Rache geworden ſeyn, wenn ſich dieſer ehrwürdige Staat nicht zu einer bewundernswürdigen Reſignation entſchloſſen hätte. Sein Held, Themiſtocles, rieth dem bedroheten Volke: ſein Land, ſeine Wohnungen, ſein Eigenthum auf eine Zeit lang den Barbaren zu überlaſſen, — und ſich ſelbſt auf ihre hölzernen Mauern [nach ihrer Flotte] zu begeben, welche ſie nach irgend einer ihrer Colonien hinüberſchiffen ſollte. Ganz Athen zitterte vor dieſem verhaßten Gedanken. Das Volk hielt ſich für verloren, wenn es erſt einmal die Tempel ſeiner Götter und die Gräber ſeiner Vorfahren und Lieblinge verlaſſen hätte. Aber Themiſtocles ſiegte durch die Gewalt ſeiner Rhetorik und durch die ſeltene Kunſt, wodurch er den Freyheitsgeiſt ſeiner Mitbürger zu begeiſtern verſtand. Er ſtellte ihnen vor, „daß weder die Mauern, noch die Häuſer und Tempel, ſondern die *Bürger* — Athen ausmachten, und daß die Rettung *dieſer* die wahre Rettung des Staats ſey." Dieſer gewaltige Gedanke ſtimmte alles zu einer muthigen Emigration, und nun erging die Verordnung: daß Athen dem Schutze der Götter anvertrauet, und alle ſeine Einwohner, Freye und Sclaven, auf die Flotte eingeſchifft werden ſollten. Bey dieſer traurigen Auswanderung ſah man den Cimon, der damahls noch ein Jüngling war, die Bürger durch ſeine Beredſamkeit und ſein Beyſpiel aufmuntern. Er ſelbſt trug die Geräthſchaften ſeines Hauſes in den Tempel der Minerva, und brachte ſie als eine ihm unnütze Sache der Göttinn zum Opfer dar; dann eilte er an die Küſte, und ſtieg frohen Muthes zuerſt an Bord. Als der übrige große Theil der Einwohner ihm nachfolgte, preßte ein ſo rührender und melancholiſcher Anblick ſelbſt den Allerhärteſten wehmüthige Thränen aus. Ein tapferes, edles, aufgeklärtes und altes Volk, jetzt gezwungen, ſeine väterlichen Wohnungen zu fliehen, ſich allen Schickſalen und Gefahren der See zu überlaſſen, fremde Staaten um Zuflucht anzuflehen und ſein mütterliches Land dem Verwüſter hinzugeben, war ein höchſtbewegliches Schauſpiel*); — und dennoch verließen eben dieſe Athenienſer zum zweytenmahl ihren Staat, als der Perſer Mardonius Griechenland überſchwemmte. Auch in dieſem Zuſtande der Verbannung und der Dürftigkeit blieb ihnen ihr froher patriotiſcher Sinn, weil ſie ihnen die Freyheit verſüßte. Als daher der Senator Lycidas den Vorſchlag that, daß man ſich unterwerfen ſollte, — wurde er zu Tode geſteinigt, und ſeiner Frau und Kindern wiederfuhr eben das von den griechiſchen Weibern, — ſo heftig war der Abſcheu der Athenienſer gegen alle Knechtſchaft und gegen alle Gemeinſchaft mit den Barbaren*).

---

*) Goldſmiths Geſchichte der Griechen. Vom Tode des Miltiades, bis auf den Rückzug des Xerxes aus Griechenland.

---

*) Jetzt iſt das ehemals ſo ſtolze und ſo kunſtgebildete Griechenland unter einer deſpotiſchen Regierung in eine tiefe Ohnmacht und Obſcurität hinabgeſunken, und kein Schatten ſeiner ehemaligen Charaktergröße in ſeinen modernen Sclaven mehr vorhanden, — und dennoch nennt ſich dort auch jetzt noch der armſeligſte Landjunker, der einige Thaler mehr, als ſein Nachbar einzunehmen hat: — Archonta (Fürſt), und ſein Weib Archontiſſa (Fürſtinn).

Die Römer waren in allen Ausſchweifungen und Prätenſionen eines überſpannten Nationalſtolzes den Griechen vollkommen ähnlich. Auch ſie leiteten ihren Urſprung von den unſterblichen Göttern ab. — Alle Nationen ſchämten ſich ihrer Kindheit, und füllten daher dieſen leeren Raum ihrer Geſchichte mit erdichteten Genealogien aus. Rom verehrte in der ſehr zweydeutigen Göttinn der Liebe ſeine älteſte Stammmutter, und Romulus mußte die alte Sippſchaft mit den Göttern von neuem anknüpfen, indem ihm der gewaltige Mars zum Vater gegeben wurde. So verehrte ferner das römiſche Volk ſeinen Numa, als einen Vertrauten der Gottheit, indem es ſeine Volks- und Religionsgeſetze als heilige Eingebungen ſeiner Egeria betrachtete, und ſtolz auf dieſe Erdichtungen war. Mit dem erſtaunlichen Hinaufſchwung der römiſchen Republik zu ihrer politiſchen Rieſengröße, die in ſich zuletzt das Intereſſe der ganzen bekannten Welt verſchlang, wuchs ihr Egoismus bis zum beyſpielloſeſten Uebermuth hinan, und ſahe in ſeiner Regierungsform das höchſte Muſter der Staatskunſt, ſo wie in jedem ſeine

Bürgermeiſter einen unüberwindlichen Feldherrn. Schon bey der erſten Gründung der Republik glaubte der Egoismus des römiſchen Volks, daß es den Selbſtmord eines überkeuſchen Weibes rächen müſſe, welches ſich, nach St. Evremonds ſehr naivem Ausdruck, das Verbrechen eines andern nicht verzeihen konnte. Eben dieſer Schriftſteller macht die Römer zu Egoiſten im ganzen Sinne des Worts, wenn er ſie alſo beſchreibt: „Les Romains etoient des voisins facheux et violens, qui vouloient chasser les justes possesseurs de leurs maisons, et labourer la force à la main les champs des autres" *).

Seine Vorfahren, ſeine Siege, ſeine Legionen, ſeine den Feinden abgenommene Beute beſchäftigten den Egoismus des Römers Tag und Nacht. Kaum hatte er ſeine Grenzen über den Raum eines kleinen deutſchen Herzogthums ausgedehnt, als er ſich ſchon den Herrn der Erde nannte, und ihre Könige vor ſeine Schranken forderte.

---

*) Réflexions sur les divers génies du peuple romain. Tom. I. 151. Londres 1709. 4.

Alle Republiken haben ſich von jeher durch einen übermäßigen Nationalſtolz ausgezeichnet, und dieſe Erſcheinung iſt ſehr natürlich. Der Republikaner hält ſich für ein freyes, folglich für ein höheres Weſen, als der Unterthan einer Monarchie je ſeyn und werden könne. Er ſieht in dieſem einen Sclaven, der von der Willkür ſeines Regenten abhängt, während er ſelbſt ſich als einen kleinen Befehlshaber betrachtet, der wenigſtens ſeine Stimme geben darf. Der Geiſt der Freyheit iſt immer ein ſtolzer Geiſt, und ſchon darum iſt in der Regel der Mann ein übermüthigeres Weſen, als das Weib, weil er ſich freyer fühlt. Aber was den Nationalegoismus aller Republiken noch mehr ſpornt und unterhält, — iſt der ſtolze Rückblick auf ihre Entſtehung, die gemeiniglich durch große Thaten und große Männer bewirkt wurde. Jeder noch ſo obſcure Nachkömmling glaubt nun, vermöge ſeines republikaniſchen Ahnenſtolzes, daß in ihm eben jener Thatengeiſt wohnt, weil er in der Hütte ſeiner Vorfahren lebt, und daß der Staat untergehen würde, wenn er nicht ſeine Grundveſte hielte und beſchirmte. —

Vorzüglich prunkten die Römer, wie die Griechen, mit ihrem Heldenmuthe und ihrer Tapferkeit. Dieß iſt der *Anfang* alles Egoismus unter kriegführenden Nationen. Der gebildetſte Grieche glich hierin dem roheſten Scythen; und der geſchliffenſte Römer dem ungeſchliffenſten Germanen. Der wahre Muth iſt ſich hierin, als ein Erzeugniß der Willenskraft, faſt überall gleich, und zeigt ſich unter rohen und gebildeten Völkern gewöhnlich unter einerley Form. — Auf ſeine Kraft und ſeine Tapferkeit ſtolz, verachtete der Römer nicht ſelten jedes andere leichtere Mittel, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen, wenn er ihn durch Entſchloſſenheit zu erreichen hoffte. Die Geſchichte erzählt uns hievon ein erſtaunliches Beyſpiel. — Der König Pyrrhus hatte die Römer geſchlagen, und ihr weiteres Schickſal blieb im hohen Grade bedenklich und zweifelhaft. In dieſer Lage bot der Arzt des Königs den Römern die *Vergiftung* ſeines Herrn an, wenn man ihm dafür eine angemeſſene Belohnung geben wollte. Der römiſche Charakter fühlte ſich durch dieſes niederträchtige Anerbieten gleichſam beſchimpft und beleidigt; man entließ den Arzt mit tiefer Verachtung; großmüthig warnte man den Pyrrhus, für die Sicherheit ſeiner Perſon zu ſorgen, und deutete ihm an, daß man ſein Leben den Römern überliefern wollen, aber das römiſche Volk wolle nicht durch verrätheriſche Liſt, ſondern allein durch ſeine Waffen ſiegen. — Dieſer mächtige Geiſt des römiſchen Stolzes herrſcht durch alle Jahrhunderte ſeiner Geſchichte unter tauſend verſchiedenen Formen; aber auch oft, vornehmlich bey dem Hinſinken der römiſchen Größe, unter der Geſtalt eines kleinlichen und lächerlichen Egoismus. So ließ Rom ſeine ſehr unbedeutenden Siege über die muthigen Deutſchen immer noch auf praleriſchen Münzen andeuten, als es ſich von eben dieſen Deutſchen mit eben dieſer Münze oft und theuer genug den Frieden erkaufen mußte.

„Die heutigen Italiäner ſetzen ſich keck den alten Römern an die Seite, — uneingedenk, daß die Nation, die ehemals die Erde bezwungen, nunmehr die Sclavinn aller andern iſt, und daß in ihren ſonſt blühendſten Städten jetzt das Gras auf den Straßen wächſt. Viele kleine Städte in der Campagna Romana waren Geburtsorte römiſcher Kaiſer, und dieſe werden von den nunmehrigen Kleinſtädtern immer noch als Landsleute und Vettern behandelt. Der in ihrem Städtchen geborne Kaiſer iſt in den Augen dieſer armſeligen Schildbürger allemahl der größte Kaiſer, der je gelebt hat. — Der Senator von Rom, der in Kleinigkeiten und Zänkereyen unter dem Pöbel ohne Appellation erkennt, alſo eigentlich nur gewöhnlicher Policeymeiſter iſt, macht jetzt das Tribunal aus, worauf ſich in dem heutigen Rom die Majeſtät des ehemaligen Senats und römiſchen Volks einſchränkt. Er hat vier Beyſitzer, und dieſe werden eben ſo, wie der Policeymeiſter ſelbſt, willkürlich vom Pabſte gewählt. Deſſen ungeachtet glauben dieſer Senator und dieſe Beyſitzer, daß ſie alle Anſprüche und Rechte des Raths in dem alten Rom beſitzen, und daß es rühmlich für den Pabſt ſey, eben dieſen ehrwürdigen Rath vor ſeinen Füßen zu ſehen, welcher ſo viele Könige vor den ſeinigen geſehen hat.

„Die Traſtaveriner, d. i. die erbärmlichſte Bürgermiliz aus dem Quartiere von Traſtavera in dem heutigen Rom, halten ſich vollends für Abkömmlinge der alten Trojaner, und in ihren Augen ſind die Einwohner in den übrigen Quartieren Roms nur ein zuſammengelaufener Pöbel. — Alle heutigen Römer von geringem Anſehen ſind auf ihre eingebildete Herkunft äußerſt ſtolz, und dieſer Stolz macht ſelbſt die Armuth unter ihnen äußerſt ehrgeizig. In einem Tumult, der in Rom wegen Theurung des Getreides entſtand, ward der Sohn einer Bäckerswitwe erſchlagen; der Pabſt, welcher von dieſem Zufalle die ſchlimmſten Folgen befürchtete, ſandte ſogleich einen Cardinal und einige Edle an die Witwe ab, und ließ ſie fragen: was ſie für eine Genugthuung verlange? Die ſtolze Römerinn gab zur Antwort: „Ich verkaufe mein Blut nicht!" — — Bey Annäherung eines öffentlichen Feſtes bricht ſich in Rom eine ganze Familie an ihrem Leibe und ſelbſt am Brote ſo viel ab, als nöthig iſt, um in einer Kutſche ſpazierenfahren zu können. Diejenigen Familien, bey welchen dieſes Hülfsmittel, eine Kutſche zu miethen, nicht hinlänglich ſeyn würde, ergreifen andere Maßregeln; die Mutter begleitet, als eine Kammerfrau gekleidet, ihre Tochter in ihrem völligen Putze, und der Vater folgt in der Kleidung eines Bedienten mit langen gekräuſelten Haaren hinter drein" *).

Jeder Italiäner, der in Deutſchland ſeine Murmelthiere zeigt, und in Paris die Camine fegt, würde mit ſtolzer Approbation das Lob unterſchreiben, welches ſeinem Volke von einem neuern deutſchen Schriftſteller gegeben wird: — „daß es nähmlich noch jetzt das edelſte der Erde **), groß und kühn in jedem Unternehmen, wo es frey handeln darf, und Größe der Seele der Hauptzug ſeines Charakters ſey"; aber der Italiäner würde auch mit einer Art von Erſtaunen auf den deutſchen Autor herabſehen, — daß der Deutſche ſo viel Verſtand gehabt, ſo etwas zu fühlen und zu ſagen. Der Unbefangene wird dem Italiäner ſeine guten Eigenſchaften nicht abſprechen; aber er darf doch auch hierbey fragen: ob eine Nation, die ſich ſelbſt mehr Feinheit und Prudenz, als Ehrlichkeit, zuſchreibt, die den Meuchelmord duldet, und dem Meuchelmörder in ihren Kirchen einen Zufluchtsort geſtattet, die ſich von dem habſüchtigſten Pfaffendespotismus faſt erdrücken läßt, deren Heere noch neuerlich überall als Feige aus einander liefen *), — das edelſte Volk der Erde genannt werden könne, wenn man nicht mit den Worten ſpielen will?

---

*) J. G. Zimmermann vom Nationalſtolze. 3. Cap.

**) Bis zur lächerlichſten Uebertreibung ſagt Oxenſtirn in ſ. Pensées: „ce qu'est le lion entre les animaux, l'aigle entre les oiseaux et l'homme entre les creatures de la terre, tel est l'Italien entre les hommes.

Noch bis dieſen Augenblick hält der Italiäner ſein Land für die heilige Pflegemutter des

---

*) Ein italiäniſcher Seigneur ſuchte die Feigheit ſeiner Landsleute auf folgende komiſch-ernſthafte Art zu vertheidigen. „Die Italiäner, ſagte dieſer Großſprecher, beſitzen eine ſolche ſubtile Schlauheit und eine ſo erſtaunliche Ideenlebhaftigkeit, daß ſie die gefährlichen und widrigen Begegniſſe eines — Krieges weit vorauswittern, und daher auf ihre Sicherheit denken, ehe ſie noch die Ge-

Catholicismus, weil der Pabſt in Rom wohnt, und ſich den Statthalter Gottes auf Erden nennt, obgleich der römiſche Pöbel eben dieſen Statthalter Gottes oft muthwillig genug behandelt. Der Italiäner fühlt ſich erſtaunlich groß, daß die Pilgrimme aus allen Enden der Erde in ſein gelobtes Land kommen müſſen, während er ſeine wunderthätigen Madonnen, ſeine ächten Reliquien und den ganzen Apparat des Wunderglaubens ſo ganz in der Nähe hat. — Aber er iſt auch auf ſeinen äſthetiſchen Geſchmack, auf ſein Kunſtgefühl, auf ſeine antiquariſchen Kleinigkeiten ſtolz, und iſt mathematiſch überzeugt, daß es nirgends einen ächten und wahren Künſtler geben könne, der nicht in Italien geweſen, und von ihm gelernt hätte. — Kaum hat der Fremde

---

fahr anſchaulich erkannt haben. Die Franzoſen und Spanier wären nicht ſo verſchlagenen Geiſtes, — und müßten die Gefahr erſt gleichſam mit den Händen greifen, ehe ſie davor zurückbebten. — Vollends die plumpen und einfältigen Deutſchen und Schweizer kämen dann kaum zur Beſinnung, wenn ſie ſchon zu Boden geſchlagen wären." **Essais de Montaigne. Tom. II. L. 2. chap. 11.**

die italiäniſchen Grenzen betreten; ſo werden ihm auch ſchon mit römiſcher Süffiſance alle die glänzenden Herrlichkeiten, die er hier in den abgeſchmackteſten Carnevals und Masqueraden, in ihren ſeelenloſen Converſationen und ihren bejammernswürdigen Proceſſionen finden wird und ſelten findet, wenn er noch richtig ſehen und hören kann.

Die Lazeroni, die Hefen des neapolitaniſchen Stadtpöbels, nennen ſich die Leibwache und die Schutzheiligen ihres Königs, ob ſie gleich kaum ihre Blöße bedecken können, und des Nachts, wie das Vieh, unter freyem Himmel auf der Erde liegen. — Der italiäniſche Adel wiegt ſeine Ahnen gleichſam mit der Goldwage ab, und ſieht den Neugeadelten oder auch fremden Adel kaum mit dem Rücken an, während er zu Hauſe Band, Feigen und ſauren Wein verkauft. Der kläglichſte Landjunker läßt ſich Excellenz nennen. Solche Excellenzen ſpatziren, wie ein Freund Herrn Zimmermann erzählte, häufig in Neapel auf den öffentlichen Plätzen, mit alten goldenen Weſten, aber ohne Strümpfe. — In den Gebirgen von Piemont und der Grafſchaft Nizza findet man Ueberreſte großer adlicher Familien, die jetzt weiter nichts, als gemeine Bauern, aber immer noch auf ihren Adel unendlich ſtolz ſind. Ein Reiſender, der in gedachtem Gebirge, in der Hütte eines ſolchen zum Bauer herabſunkenen Edelmannes, einige Zeit hatte zubringen müſſen, hörte, daß ein Vater ſeinen Sohn fragte: „Ritter! haſt du die Schweine gefüttert?“

Die italiäniſchen Literatoren halten ſich, wie die italiäniſchen Edelleute, für die vorzüglichſten unterm Monde. Weil die Wiſſenſchaften dort, nach einer langen finſtern Barbarey, wiederum zu blühen anfingen; — ſo müſſe noch jetzt die geſammte gelehrte Welt dieſem Hochverdienſte huldigen. Nichts ſey entſchiedener, als der Werth ihrer Academien und gelehrten Geſellſchaften, — obgleich dieſe Academien die allerſonderbarſten Hirngeburten hervorbringen, und ihre ſämmtlichen — Humoristi, Lincei, Fantastici, Imperfecti, Occulti u. ſ. w. noch kein bleibendes gelehrtes Werk aufzuweiſen haben. Ein italiäniſcher Schriftſteller ſagte in ſeinem plumpwitzigen Uebermuthe von den Deutſchen: — „ſie haben nicht, wie andere Menſchen, die Seele im Kopfe, ſondern auf dem Rücken, und ihre Univerſitäten wären Ställe, wo die Minerva ihre Maulthiere füttere.“ Noch bis auf den heutigen Tag wird es den allermeiſten italiäniſchen Gelehrten ſchwer, — zu glauben, daß es in Deutſchland wirkliche Dichter, Aerzte und Philoſophen giebt, weil die nur ein milderes Clima hervorbringen könne.

Alle ſüdliche Länder Europa's machen ſich kleinliche Begriffe von den nördlichern, und betrachten ſie und ihre Einwohner als verkrüppelte Stiefkinder der Natur. Die Italiäner, die Franzoſen, die Spanier, ſogar die ſeelenloſen Türken meinen, daß gegen Norden das Gehirn des Menſchengeſchlechtes zu erſtarren anfange, und daß da oben die permanente Uncultur wohnen müſſe. Alle dieſe Nationen halten die Deutſchen, die Engländer, die Dänen und Schweden für nordiſche Barbaren, — die ſich nun erſt ſucceſſive durch den Umgang mit den feinern Südländern zu bilden und aufzuklären anfingen.

Der Spanier Huarte ſagt in ſeinem Buche: Prüfung der Köpfe, mit ſtolzer Frechheit: „homines sub septentrione degentes totos intellectu destitui, qui autem sunt intra septentrionem et zonam torridam Hispannos ac eorum vicinos *prudentissimos* esse.“

Der Egoismus, welcher ſich mit einem lächerlichen Hochmuthe paart, — herrſcht unter keiner Nation gewaltiger, als unter der ſpaniſchen. Die Urſache hiervon liegt in einer gewiſſen ihnen angebornen Feyerlichkeit, die ſich alle Thorheiten erlauben kann, wenn ſie nur befeyert wird, — in einem. ſteifen und ausgetrockneten Charakter, der ſich ſelbſt bewundert, weil er die benachbarten Franzoſen für Luftſpringer und Comödianten hält, — und in einer gewiſſen Nationalehre, die ſie wiederum auf das Alter ihrer Sitten und Verfaſſungen, und auf die Lobreden der Geſchichte gründen, womit dieſe die vormahlige Tapferkeit dieſer Nation nicht ohne Grund beehrte. Der nationale Selbſtdünkel dieſes in der Aufklärung immer noch ſo weit zurückgebliebenen Volks wird noch durch den Umſtand gehoben, daß der Spanier ſich ſelten durch Reiſen und ausgebreitete Lectüre von den Vorzügen anderer Nationen unterrichtet, ſondern ſich in ſeiner feyerlichen Selbſtbeſchauung, und aus Mangel der Länder- und Völkerkunde, für den Mittelpunkt aller Nationen hält, und ſich auf ſeinem Lodderbette zum erhabenen Richter und Critiker derſelben aufwirft.

Alle Einwohner von Biscaya nennen ſich Hidalgos, oder Edelleute. „Nur in Biscaya, ſagen ſie, hat ſich der alte cantabriſche Adel unvermiſcht von mauriſchem und fremdem Blute erhalten; ſelbſt der König, ſetzen ſie hinzu, iſt nicht ſo adelig, — als ein Biscayer" *); und der ärmſte Bettler ſetzt ſich daher mit der angeſehenſten Familie auf eine Stufe des Ranges. — Dieſer eingebildete Adel erlaubt einem ſpaniſchen Bauer nicht, — ſeinen Acker zu pflügen. Die Arbeit ſchickt ſich, ſeiner Meinung nach, nur für Sclaven, und er hält denjenigen für adeliger, — welcher mehrere Stunden des Tages, als der andere, faullenzen kann.

---

*) C. A. Fiſchers Reiſe. Berl. 1799. S. 100.

Er überläßt daher die Bearbeitung und Benutzung ſeiner Aecker fremden Händen, während er ſich zu Hauſe mit ſeiner heulenden Laute die Zeit vertreibt. Wenn aber auch ein ſo hochwohlgeborner Bauer ſeine Hände bis — zum Pfluge erniedrigt; ſo weiß er doch dieß pöbelhafte Geſchäft zu veredeln; — er ſteckt ein Paar Hahnenfedern auf den Huth, ſchwingt den Mantel über die Schultern, faßt den Degen unterm Arm, ſtreicht den Stutzbart, läßt den Pflug und ſeine Ochſen ſtehen, und thut, als ob er wie ein Cavalier auf dem Felde ſpaziere, wenn ein Reiſender vorübergeht. — *).

Unter ihren Gelehrten und Honoratioren ſpukt der Nationaldünkel in keinem geringern Grade. Spanien zeugt in ſeinem heiſſen und trockenen Clima zwar einzelne feine und ſcharfſinnige Geiſter; allein der noch immer bey dieſer Nation herrſchende Lieblingsgeſchmack für das Abentheuerliche verdreht die Natur, das Urbild alles Schönen und Edeln, — und die

---

*) Zimmermann vom Nationalſtolze. 4te Auflage. 1768. S. 85 u. f.

Wiſſenſchaften liegen noch in tiefem Schlummer. Gleichwol glaubten die Spanier lange: Gott habe mit Moſes auf dem Berge Sinai — ſpaniſch geredet, und ihnen vor allen Völkern der Erde alles entdeckt, was anderswo die wiſſensbegierigſten Geiſter noch ſuchen. *)

Von der feyerlichen Grandezza des ſpaniſchen Hofes und dem gleichſam geheiligten Ceriſmoniel deſſelben haben uns vornehmlich die witzigen Franzoſen, denen jene abgezirkelte Bedeutſamkeit und Zurückhaltung noch lächerlicher, als dem phlegmatiſchen Deutſchen, vorkommen mußte, — die ſonderbarſten Anekdoten erzählt. Die Perſon der Königin iſt ein Heiligthum, — das nur von den Händen des Königs berührt werden darf, — wenn eben dieſe geheiligte Perſon auch in Todesgefahr ſchweben ſollte. Eine Prinzeſſin von Orleans, die an den König von

---

*) Ebendaſelbſt S. 146. Sie rühmen ſich der ſonderbarſten Dinge. — Weil ſie wenig, und nur immer gravitätiſch reden; ſo glauben ſie, die einzige Herrenſprache [celle qui est la plus propre à commander] zu beſitzen.

Spanien verheirathet war, ſtürzte vom Pferde, und wurde nur noch mit genauer Noth von zwey herbeyeilenden Cavalieren gerettet. — Allein nun hatten eben dieſe ihre Schutzengel auch einen Hochverrath an ihrer Perſon begangen, weil ſie die Königin berühren mußten; — ihr Urtheil war ihnen ſchon von der gravitätiſchen Nationalſitte geſprochen, — ſie mußten als Majeſtätsverbrecher fliehen, — und konnten endlich nur durch die dringendſten Vorſtellungen der geretteten Königin — Pardon erhalten. *) Philipp IV. gerieth in Wuth, als Carls II. Mutter, die noch eine junge Dame war, einſt im Schauſpiele bey einer comiſchen Stelle laut auflachte, weil dieſer natürliche Ausbruch der Fröhlichkeit, nach Philipps Meinung, die Würde einer Königin von Spanien entehre. Philipp III. wäre beynahe das Opfer eines in ſeinem Camin entſtandenen Feuers geworden, weil der Feuercommiſſarius grade nicht bey der Hand war, und die Grandezza des Königs ihm ſelbſt das Auslöſchen

---

*) Voyage de Madame D'Aunoy. P. III. 227.

des Feuers verboth. Dieſer ſteife und lächerliche Hofzwang verboth einer Königin von Spanien, des Nachts im Neglige aufzuſtehen, und im Zimmer ihr Hündchen zu ſuchen. — Carl II. verlohr ſeinen ganzen ſpaniſchen Gleichmuth, als ſeine Gemahlin einſt dieſen Verſuch machte. Der König von Spanien ſelbſt ging ſonſt ohne ſeinen königlichen Mantel und Degen, das Kammergeſchirr in der Hand, nie zu Bette. Einer freyern und gebildetern Nation könnten dieſe Dinge übertrieben ſcheinen; allein ſie ſind von den glaubwürdigſten Schriftſtellern erzählt worden, und ſind durch die Nationalſitte — geheiligte Gewohnheiten.

Der ſpaniſche Nationalſtolz läuft durch's ganze Volk, von ſeinem Regenten bis zum Bettler herab. — Der elendeſte Maulthierwärter redet von ſich in der dritten Perſon, und will ſo angeredet ſeyn. Das Wort Du würde ihn raſend machen, und iſt in ganz Spanien etwas Unerhörtes. Ein ſpaniſcher Soldat, den ein franzöſiſcher Herr mit Du anredete, — erthielte die Antwort: — „und wer biſt Du, Unverſchämter, der du mich ſo ehrlos anredeſt? —

es giebt in der ganzen Welt keinen andern Du, — als Du!“ Die zerlumpteſten Pferdeknechte nennen ſich unter einander: Vuestra Merceda, Vuestra Sennoria, Ihro Gnaden, Ihro Herrlichkeit. So nennt man ſogar den Bettler, und fügt noch andere Complimente hinzu, wenn man ihn abweiſen muß. Bey einem geringern Grade der H[illegible]chkeit würde er laut ſagen: — „ich habe ſo gut ein ſpaniſches Herz, wie ihr.“ Barclai, ein ſcharfer Menſchenbeobachter und gereiſter Erzähler, theilt uns über den gravitätiſchen Hochſinn des gemeinen Spaniers ein Paar intereſſante Anekdoten mit. — Ein armer Schuſter lag auf dem Sterbebette, — neben ihm ſtand ſein Sohn, gleichfalls ein Schuſter, und bath den ſterbenden Vater noch um einige Lebens- und Klugheitsregeln, wonach er ſich nach deſſen Hinſcheiden richten ſolle. „Bemühe dich, ſagte der ſterbende Schuſter, dich zu — der Höhe — emporzuſchwingen, die deiner Familie würdig iſt!“ — Noch charakteriſtiſcher iſt Folgendes. Eine ſpaniſche Bettlerin kam, von drey Kindern begleitet, in dem armſeligſten Bettleraufzuge nach Frankreich, und ſuchte ihr

Brot vor den Thüren. Ein Menſchenfreund wurde durch dieſes Jammerbild tief gerührt, und erboth ſich, den älteſten ihrer Knaben zu ſich zu nehmen, und ihn dereinſt eine ihm beliebige Kunſt lernen zu laſſen. „Gott behüthe, antwortete die ſtolze Bettlerin, daß ich meinen eigenen Sohn zu einem ſo tiefen Range herabwürdigen ſollte. Weißt du es, weiß ich es, zu welchem hohen Berufe mein Kind geboren ſeyn, — durch welche glänzende Verdienſte es noch ſeinem Vaterlande nützen kann? Es iſt beſſer für ihn, — daß er, wenn es das Schickſal will, den Hungertod ſtirbt, als in einer, — edelgebornen Menſchen unwürdigen, — Knechtſchaft dahinlebt!“ *)

Die Franzoſen ſehen alle Nationen der Erde zu ihren Füßen, weil ſie, vermöge ihrer geiſtigern Leichtigkeit und Gewandtheit im Umgange, alle andere Völker weit zu überſehen glauben.

---

*) J. BARCLAII Icon. Cap. VII. Hispanorum genius et mores.

Sie witzeln mit gleicher Frivolite, über die lächerliche Gravität des Spaniers, als über die Nationalplumpheit des Britten und Deutſchen, — und erblicken nur in ſich das Bild eines veredelten und liebenswürdigen Volkscharakters. Sie gaben einſt den nordiſchen Nationen ihre beſſere Schreibart, ihre galanten Sitten, ihren feinern Geſchmack, ihre geiſtreiche Lectüre, ihre veredelten Schauſpiele, und ihre Svade, und bis dieſen Augenblick, glauben ſie, — gingen alle dieſe Dinge immer noch von Frankreich, dem einzigen Vaterlande des wahren Geſchmacks, aus. Kein Franzoſe kann ſich überreden, daß Friedrich der Große der unſterbliche Mann geworden wäre, wenn er nicht Franzöſiſch geſprochen, — und eine Franzöſin zur Gouvernante gehabt hätte.

„Die Franzoſen halten ſich für die einzigen denkenden Weſen in der Welt, und laſſen ſich mit Fremden nur wie mit untergeordneten Naturen [êtres secondaires] ein *). Vorzüg-

---

*) Herr Zimmermann erzählt hiervon eine intereſſante Anekdote. Als einſt am Celliſchen Hofe der

lich beleidigen ſie durch das Mitleiden, — und durch die gnädige Billigkeit derjenigen unter ihnen, die anderer Völker Genie und Tugenden zwar noch etwas gelten laſſen, — aber ſo, daß man deutlich merkt, wie andere Völker dieſes für ſie ſo geneigte Urtheil nicht ihren Verdienſten, ſondern allein der Nachſicht eines ſo ausnehmend höflichen Volks zuſchreiben ſollen." *) „Man höre, man leſe den franzöſiſchen Egoismus, und er wird ſich überall ſo äußern: daß auſſerhalb des franzöſiſchen Reichs nichts Schönes, nichts Großes, nichts Tapferes anzutreffen ſey, und daß anderswo nichts Vollkommenes erſcheint. Die Franzoſen halten ſich für berechtigt, die Geſetzgeber aller Nationen zu ſeyn,

---

letzte Herzog, die Herzogin aus der Familie d'Olbreuſe, und einige franzöſiſche Herren an der Tafel ſaßen, rief einer unter ihnen mit franzöſiſch-lebhafter Süffiſance aus: „das iſt doch drollig!" „Was?" fragte der Herzog. „Daß Ew. Durchlaucht hier der einzige Fremde ſind," war die Antwort.

*) Vom Nationalſtolze.

weil ganz Europa von ihren Modehändlerinnen und Köchen Geſetze annimmt.“

Patin ſagte: „die Britten ſind das unter den Menſchen, was die Wölfe unter den Thieren ſind, — und das Wort: ein Deutſcher hat eine Menge lächerlicher Nebenbegriffe in der Seele eines jeden Franzoſen. *) Den deutſchen Gelehrten halten ſie für einen geiſtloſen Foliantenſchreiber, und geſtehen uns faſt nichts, als das Verdienſt des Sammelns zu. Der berühmte Baillet ſagte mit egoiſtiſch-franzöſiſcher Wegwerfung: „les Allemands sont toujours Allemands.“ Der Pater Bouhours meinte auch, „daß in ſolchen Schläuchen und viereckigen deutſchen Maſchinen nie ein ſchöner Geiſt wohnen könne.“ — Die Franzoſen halten ihre Sprache für die einzige Converſations- und Theaterſprache in der ganzen Welt, und ihre Ideen — darum

---

*) In allen franzöſiſchen Dictionnairen heißt: **Allemand** ein einfältiger Tropf, — ein grober Menſch, — ein Säufer. Das: **Vous me prenez pour un allemand** kann der Franzoſe ohne Naſerümpfen nicht ausſprechen.

für die naivſten und witzigſten, weil ſie in dieſer Sprache ausgedruckt werden. Sie hören den Deutſchen in Paris mitleidig an, wenn er, um Franzöſiſch zu reden, in Schweiß geräth, während ſie ſelbſt in Deutſchland — das Deutſche als eine barbariſche Sprache verachten, und uns ihre Sprache dafür aufdringen. Wer kennt nicht eine Menge alter Franzoſen und Franzöſinnen, die ein halbes Jahrhundert in Deutſchland gelebt, und ſich kaum die Mühe gegeben haben, die allernothwendigſten Lebensbedürfniſſe deutſch auszudrücken!

Die Deutſchen haben ſeit der Revolution den Nationalegoismus der Franzoſen durch die Heerſcharen ihrer Emigrirten noch viel näher kennen gelernt. — Dieſe Leute fanden in Deutſchland faſt überall ein gütiges und warmes Aſyl; man behandelte ſie mit einer ausgezeichneten Menſchenliebe, — mit einem zärtlichen Entgegenkommen, das man nie ausgewanderten Deutſchen auf dem Boden des Vaterlands zeigte; — man wetteiferte, ihnen die wehmüthige deutſche Gutmüthigkeit ſo anſchaulich, als möglich, zu machen, — man fing endlich ſogar zur Vertheidigung ihrer Rechte und ihres franzöſiſchen Stolzes blutige Kriege an, — und ſchickte hunderttauſende zur Ehrenrettung dieſes armſeligen Stolzes dem Tode entgegen. Die ausgewanderten Flüchtlinge betrachteten dabey ganz Deutſchland und ganz Europa wie eine politiſche Maſchine, die willkürlich von der gereizten Rachſucht des Adels geleitet werden müſſe, — der nun endlich einmahl durch gerechte Lorbeeren verherrlicht werden könne. Deutſchland müſſe ſich aufopfern, um Frankreich, das hieß die Entflohenen, zu retten, — es könne jetzt keinen andern Staatszweck ſeiner Exiſtenz, als dieſen, haben, — es könne kein Deutſcher einen Becher franzöſiſcher Weine leeren, ohne es lebendig zu fühlen, daß er ſein und ſeiner Kinder Blut dafür hingeben müſſe. Alle Länder der Erde würden in ihre Trümmer zuſammenfallen, — wenn man nicht die müßigen Prieſter zu ihren Pfründen, und die Ritter des heiligen Geiſtes zu ihren Maitreſſen zurückführen wollte, — eine allgemeine Anarchie würde gegen alle Regierungen den Todesſtreit führen, wenn man die ausgebrochenen Funken der Freyheit des menſchlichen Willens nicht in der Geburt erſticke. — Mit dieſem lächerlichen Nationalegoismus kündigten ſich alle Emigrirten den deutſchen Regierungen an, und forderten ihre Unterſtützung, nicht als eine nachbarliche Großmuth, ſondern als ein heiliges Recht, was ihnen als Franzoſen von den — halbſehenden Deutſchen zukomme. Dabey zeigten ſie ſelbſt gegen den deutſchen Adel eine Grandezza und eine Wegwerfung, die nur unſer originelles und geiſtloſes Phlegma — ſo geduldig ertragen konnte. — „Als Auxiliartruppen ſind ſie noch gut genug!“ ſagten die übermüthigen franzöſiſchen Ueberläufer, als ſie unſere braven Heere nach Frankreich eilen ſahen, um ſich für dieſe lächerlichen Egoiſten morden zu laſſen.

Alle Franzoſen ſind in Abſicht ihres Selbſtdünkels bald mehr, bald weniger dem Bilde ähnlich, welches uns ein geiſtreicher Sittenzeichner von dem — Gascogner entworfen hat. „Der Gascogner ſpricht immer in Hyperbeln; ſein eigenes Verdienſt erſcheint ihm in dieſer Figur. Er muß immer von ſich ſelbſt reden, er muß überall repräſentiren, wenn er an ſeinem Platze ſeyn ſoll. Er weiß alles, er hat alles geſehn, er war ſogar bey Erſchaffung der Welt zugegen. Der Gascogner lügt, ohne es zu wiſſen; er ſchneidet auf, ohne es zu wollen; er widerſpricht ohne Bitterkeit; er beleidigt ohne Abſicht. Sein Charakter iſt poſſierliche Eitelkeit und argloſe Windbeuteley" *).

„Die Engländer geſtehen es ſelbſt ein, daß ſie von ihren Vätern ein unſinniges Vorurtheil wider alle Nationen der Erde ererben. Sobald der Britte mit einem Fremden im Gezänk begriffen iſt, nennt er den Franzoſen einen franzöſiſchen Bäbler, den Italiäner einen italiäniſchen Monkey, den Holländer einen holländiſchen Ox, und den Deutſchen ein deutſches Schwein." So nennt er uns nicht nur, ſondern bildet uns ſogar in ſeinen ſatyriſchen Kupferſtichen ſo ab. „In England iſt das Wort: Franzoſe, allemahl ein Schimpfwort; aber man

---

*) C. A. Fiſchers Reiſe, S. 37.

würde ſogar einen Fremden, den man dort einen Hund nennt, nicht genug beſchimpft glauben, wenn man ihn nicht einen franzöſiſchen Hund nennte." Alle Nationen von Europa werden von dem vornehmen und nicht vornehmen John Bull hochmüthig verachtet. „Der Fuchsjunker in Yorkſhire glaubt, er ſey der Herr der ganzen Erde, weil er in Yorkſhire der Herr aller Füchſe iſt*). Tauſendmahl haben ſie den Deutſchen den Vorwurf gemacht: daß ſie das traurige Vorrecht beſäßen, viele Bücher zu ſchreiben und nur wenig darin zu ſagen, und daß jeder deutſche Kopf nichts, als ein lebendiges Schriftmagazin ſey, — immer leſe, und niemahls geleſen werde. — Nach einer langen Reiſe durch Aſien, Afrika und Europa fand doch die reizende Lady Wortley Montagüe nur den ehrlichen brittiſchen Landjunker glücklich, bey dem es keine Frage iſt: ob ſein Märzbier nicht vortrefflicher ſey, als die beſten griechiſchen Weine." — Jeder Fremde ſogar, der in London nicht Engliſch gekleidet geht, iſt immer in Gefahr, von dem brittiſchen Egoismus mit Koth geworfen zu werden, weil man ihn für einen Franzoſen, — oder überhaupt ſchon darum für einen Geck hält, weil er nicht in England geboren iſt.

---

*) Zimmermann vom Nationalſtolze.

Die Britten, — dieſe wegen ihrer erſtaunlichen Induſtrie und ihrer ausgedehnteſten Staatsverhältniſſe ſo achtbare Nation, haben den Gebrechen ihres originellen Nationalcharakters um ſo weniger ausweichen können, da ſie ſich als die Gottheit der Meere betrachten, und die beſte aller Regierungsformen in ihrer Conſtitution zu beſitzen glauben. — Dieſer Glaube hat von jeher den hohen Egoismus genährt, womit ſeit Jahrhunderten England alle andere Nationen zu behandeln und zu drücken pflegte. Dieſe Nation kann es wirklich nicht begreifen, wie ſich irgend ein anderes Volk der Erde neben ſie ſtellen dürfe, da ein goldenes Oſtindien, ein durch die ganze Welt gehender Handel und der mit ſeinen Flotten bedeckte Ocean zu ihren Beſitzungen gehöre. Sie hält ſich für das unendliche Band, woran das Intereſſe des ganzen Weltalls hängt, und betrachtet alle übrigen Völker nicht viel beſſer als Bettler, weil Europa von dem Auswurfe brittiſcher Reichthümer leben müſſe. Die weniger feurige Einbildungskraft des Engländers ſpannt ſeine Pralereyen zwar nicht ſo hoch, wie der Franzoſe ſeinen Egoismus ausdruckt; aber jener iſt gemeiniglich mehr Egoiſt, als dieſer, und glaubt feſt daran, daß ſich ſeine Größe allemahl ſchon von ſelbſt verſtünde.

Der Engländer hält ſich für ein freyes Weſen, und bezahlt ſeine ungeheuren Abgaben, ſeine Taxen auf ſeine Fenſter, ſeine Hunde und Hüte, ſeine Kutſchen und Roſinen, ſeine Teſtamente und Ziegelſteine mit brittiſcher Großmuth. Wenn er auch ſeine Regierung, wie es die Oppoſition täglich beweiſt, nicht als infallibel bewundert; ſo meint er doch mit ſtolzer Gutmüthigkeit, daß ſie nichts Böſes, ſondern nur Gutes thun könne, und denkt nicht daran, daß ſeine Geſchichte tauſend evidente Beweiſe des Gegentheils enthält. Eben ſo raiſonnirt er über die ewige Dauer ſeiner Conſtitution, und weiſſagt ihr den Sieg über alle ihre Gegner mit prophetiſcher Indolenz, ohne daß es ihm nur einfällt, — daß ein kühner und kriegeriſcher Regent jenen Glauben in ſeinen Grundfeſten erſchüttern, und daß jede Regierungsform durch den mächtigen Zuſammenſtoß der Zeiten und Umſtände in einer Stunde einſtürzen kann. — Der brittiſche Egoiſt glaubt ſteif und feſt, daß allein unter ſeiner Regierungsform alle Nationen der Erde glücklich ſeyn würden, und ganz England wünſchte dem nachbarlichen Frankreich Glück, als dieſes, in den erſten Momenten ſeiner Staatsumwälzung, ſich nach dem alten Modell der brittiſchen Conſtitution zu bilden ſchien.

Der Engländer hat ferner eine erſtaunliche Idee von einer ihm ganz eigenthümlichen Originalität, vom ſeinem Humor, ſeiner Nationalgrillenfängerey, ſeinen originalen Köpfen, und repetirt ſich ſo am liebſten in ſeinen Zerrbildern und Poſſenſpielern, in ſeinen Comödien und Zeitungen, und in der Aufſtellung hypochondriſcher oder jovialer Sonderlinge, die das Volk anſtaunt und ſogar liebgewinnt. In ſeinem Auge iſt keine Nation ſo originell, als die ſeine. Sein brittiſcher Witz könne eben ſo wenig nachgeahmt werden, wie das fertige Segeln ſeiner Caper;

der Engländer könne ſich allein eines feſten Nationalcharakters rühmen, obgleich ſein größter hiſtoriſcher Schriftſteller, Hume, meint, „daß, wenn in einer Nation jeder Einzelne ſeinen beſondern Charakter anzunehmen befliſſen iſt, wie unter den Engländern, die Nation ſelbſt keinen Charakter habe.“ Selbſt der vortreffliche Sterne glaubte nur unter ſeiner Nation Originalcharaktere zu ſeinem Triſtram Shandy angetroffen zu haben. „Warum nicht auch in Frankreich?“ fragte man ihn einſt. “Nein! war ſeine Antwort, die Menſchen gleichen dort dem Gelde, deſſen Gepräge durch's viele Reiben verwiſcht iſt.“

Keine Nation, dieß bezeugen alle Reiſende, empfängt die Fremden mit größerer Kälte und Gleichgültigkeit, als der Engländer, weil er ſie meiſten Theils für arme Leute hält, wol auch von andern Nationen nicht viel mehr weiß, als daß ſie exiſtiren. Aber eine Nation, die ihre Größe vornehmlich nach dem Reichthume abmißt, und darum auf die minderreichern Nachbarn ſtolz herabſieht, kann in ihren Unternehmungen groß, tapfer, großmüthig, ehrlich, gottesfürchtig und gelehrt ſeyn; allein liebenswürdig hat ſie noch kein unbeſtochener Menſchenkenner nennen wollen. Ihre Erziehung iſt immer mehr kaufmänniſch, als philanthropiſch geweſen, und das Intereſſe hat bey ihr immer mehr, als ſeine Sitten gegolten. Der Egoismus des Reichen iſt darum auch immer der drückendſte, weil er ſich ſelten durch ein gütiges Entgegenkommen zu empfehlen ſucht, ſondern nur Reſpekt vor ſeinen Guineen fordert. Die demüthigſten und dringendſten Empfehlungsſchreiben, womit Deutſche, vornehmlich deutſche Gelehrte, in England ſich Umgang und Unterſtützung zu verſchaffen ſuchen, bewirken auch ſelten mehr, als eine Einladung zu einem Mittagsbrot, oder zu einer ſteifen Landpartie. Zuvorkommend, offen und herzlich iſt der Engländer gegen ſehr wenige Menſchen, und die ſchwachſinnigen Deutſchen, welche ihn copiiren, pflegen in dieſer Kunſt, hölzern zu ſeyn, ihre Originale am glücklichſten zu erreichen. — Selbſt ſeine Denkwürdigkeiten zeigt der Engländer den Fremden mit einer kalten Undienſtfertigkeit, und fordert auch noch dafür ſehr bedeutende Trinkgelder. „Dieſe kleinliche Erwerbſamkeit, ſagt

ein würdiger deutſcher Gelehrter, macht mit der
ſonſtigen Großmuth eines Volks, welches ſo reich
und ſo mächtig iſt, einen ſeltſamen Abſtich. Wie
liebenswürdig erſcheint dagegen die franzöſiſche
Artigkeit zu Paris, wo den Fremden alle Werke
und Gegenſtände der Künſte und Wiſſenſchaften,
und welche Schätze gegen dieſe! unentgeldlich gezeigt
werden, ſo oft er es verlangt.

„Selbſt die edle Vaterlandsliebe und der
Vaterlandsſtolz der Engländer hat wenigſtens bey
vielen einen Auswuchs bekommen, wodurch ſie
ich in Ungerechtigkeit und Unduldſamkeit gegen
ndere Völker und in eine unrühmliche Leiden-
chaft verwandeln, deren Aeußerungen oft ſehr
ns Kleinliche und Alberne fallen. — Aus Vater-
andsliebe und Vaterlandsſtolz achtet und liebt
er Engländer in der Regel nichts, als was
ngliſch iſt, — engliſche Sprache, engliſche Kunſt,
ngliſche Erzeugniſſe aller Art, engliſche Speiſen,
ngliſche Sitten, Lebensart und Gebräuche, und
s iſt ihm oft ſchon genug, zu merken oder zu
fahren, daß etwas nicht in England entſtanden
t, es ſey Perſon oder Sache, um es nicht blos
eniger zu ſchätzen, ſondern auch gradezu auf

gut-Abderitiſch zu verachten. In Rückſicht auf einige Dinge mag er allerdings Recht haben, daß er das Engliſche dem nicht-Engliſchen vorzieht, weil jenes in der That oft beſſer iſt, als dieſes, z. B. ſeine Nahrungsmittel und die meiſten Erzeugniſſe ſeines Kunſtfleißes; in Anſehung anderer hingegen, die man anderswo, wo nicht beſſer, doch eben ſo gut, als in England hat, ſchmeichelt er ſich zu ſehr, und verräth dabey nur Vorurtheil und Unwiſſenheit. Dieſe Unwiſſenheit in Bezug auf andere Länder geht bey vielen Engländern, die nicht gereiſet ſind, oft bis zur Lächerlichkeit weit. Dieſe in ihrem unwiſſenden Selbſtdünkel ſo großen und ſeligen Herren trauen uns andern armen Menſchen vom feſten Lande, weil wir keinen ächten Roſtbeef und Plumppudding zu machen verſtehen, beynahe gar nichts zu, und ſie glauben noch recht milde mit uns zu verfahren, wenn ſie nur über die Schulter auf uns herabblicken, und uns bemitleiden, da ſie uns doch gar wohl zu verachten berechtigt wären. — Das möchte indeß noch hingehen; aber daß ſie in ihrer übertriebenen Schätzung deſſen, was Engliſch und nicht-Engliſch iſt, und in der Verachtung des Letztern gar ſo weit gehen, von jedem ihre Inſel beſuchenden Ausländer zu verlangen, daß er in allem, — in Sprache, Kleidung, Sitten, Gebräuchen und Lebensart, — bis auf die erbärmlichſten Kleinigkeiten hinab ſich ihnen völlig gleichſtellen ſoll, — daß ſie jeden, der dieß nicht thut, lächerlich und verächtlich finden, und ihm dieſes oft auf die unartigſte Weiſe zu erkennen geben: das verräth doch in der That eine Ungezogenheit und einen Dünkel, den man ſonſt nur barbariſchen Horden verzeiht, die von dem, was bey gebildetern Völkern Gebrauch und Sitte iſt, nie etwas gehört hatten. Und dieſe Forderung einer gänzlichen Ablegung alles deſſen, was ausländiſch iſt, und einer knechtiſchen Nachäffung der engliſchen Sitten, Gebräuche und Moden machen eben die Menſchen an uns, die, wenn ſie ſelbſt zu uns ins Ausland kommen, auch hier nichts als Engländer ſeyn, und nichts, als was Engliſch iſt, ſehen, hören, tragen und genießen wollen!" *)

---

*) J. H. **Campe's** Reiſe durch England und Frankreich. Neunter Brief. Braunſchw. 1803.

Es iſt eine ſehr auffallende Erſcheinung, daß ſich der National-Egoismus unter den gebildetſten und unter den roheſten Völkern gleiche Lächerlichkeiten und Abſurditäten erlaubt, — ein Umſtand, der die Blindheit der Selbſtſucht bis zur höchſten Evidenz beweiſt. Die Vernunft pflegt ihn ſelbſt nicht gern zu unterdrücken, ſondern nur zu verhüllen, indem ſie ſich ſelbſt in ihrer eigenen Beſchauung gefällt, mit der Eitelkeit des menſchlichen Herzens gern gemeinſchaftliche Sache macht, und eben ſo gern ihren eigenen Lächerlichkeiten einen gefälligen Anſtrich zu geben ſucht. Darum reichen ſich auch hierin die Menſchen in allen Zonen der Erde brüderlich ihre Hand, ohne daß ſie es wiſſen. Dieſe Gemeine iſt die wirklich univerſelle Brüderſchaft, welcher ſie den ewigen Eid der Treue ſchwuren, — der einzige, welchen ſie noch nie gebrochen haben.

„Der Grönländer, der mit ſeinen Hunden aus einer Schüſſel iſſet, und den größten Theil ſeines Lebens wie ein unvernünftiges Thier verſchlummert, nennt alle Europäer — Dummköpfe. Fragt man die Cariben an dem Oronoko-Strome, woher ſie ihren Urſprung haben? ſo erwiedern ſie ſtolz: „nur wir ſind Menſchen.“ Der Canadier weiß dem Fremden kein größeres Compliment zu ſagen, als wenn er ſpricht: „er iſt ein Mann, wie ich.“ Die Einwohner der Marianiſchen Inſeln glauben, daß ihre Sprache die einzige Sprache in der Welt ſey, und darum halten ſie alle Nationen der Erde für ſtumm. Die Einwohner von Paraguay nennen den Mond ihre Mutter, und ſchießen bey einer Mondfinſterniß, die ſie für eine feindliche Belagerung halten, eine Menge Pfeile gegen ihn ab, um ihre uralte Stammköniginn zu retten. Der Luiſianiſche Adel der Natches in Amerika nennt den armen Pöbel: Miche Miche Guipi, das iſt Stinker; er ſelbſt beſtehet aus Sonnen, Edelleuten und hochgeehrten Herren; Sonnen ſind diejenigen, die von einem Manne und einer Frau abſtammen, welche vorgeben, daß ſie unmittelbar aus der Sonne entſprungen ſind. — Die Türken ſind feſt überzeugt, daß Adam, Noah, Moſes, alle Propheten und Chriſtus ſelbſt Muhamethaner geweſen ſind. — Wenn man die Ausſage eines Türken bezweifelt und ein Mißtrauen in ſeine türkiſche Treue ſetzt; ſo erwiedert er insgemein: „glaubſt du, daß ich ein Chriſt ſey?“ Alle Ungläubigen ſind in ſeinen Augen Hunde, die durch ihre bloße Annäherung einen rechtgläubigen Muſelmann beſchimpfen *).“

Aber, — werden vielleicht meine Leſer denken, — noch kein Wort über den beſungenen und getadelten Nationalſtolz des Deutſchen? und ich möchte fragen: ob ein ſolcher Nationalegoism wirklich noch unter uns exiſtirt? — Auf ſeine ſogenannte Biederkeit iſt ein jedes Volk ſtolz, und überſtolz, weil man unter dieſem Worte vielerley Schimmer, ſtatt der mangelnden Realität, aufſtellen kann. Man darf alſo jene Coquetterie des Deutſchen mit ſeinem Selbſtlobe, welches ſonſt noch etwas galt, nicht als einen originellen Zug des germaniſchen Egoismus

---

*) Zimmermann vom Nationalſtolze.

gelten laſſen. — Auf die Schätze ſeiner Wiſſenſchaften, ſeiner Künſtler, ſeines Kunſtfleißes, ſeiner religiöſen Aufklärung könnte der Deutſche ſtolzer ſeyn, als irgend ein Volk der Erde; aber — er iſt es nicht; oder ſollte ſein Nationalſtolz, durch eine Verirrung der Natur, wol nur darin liegen, — nur das Fremde zu ſchätzen und zu bewundern, und ſich in dieſer hingebenden Stimmung ſelbſt zu vergeſſen? Denn ſeit Jahrhunderten weiß man nur zu gewiß, daß dieſe demüthige Submiſſion unter die Gewalt noch ſo thörichter und ausſchweifender Sitten des Ausländers ein hervorſtechender Charakterzug deutſcher Originalität war. Wie viel tauſende meiner Landsleute würden ſich zu Tode langweilen und ihres Lebens ſatt und müde werden, wenn ſie nicht von Frankreich und England her ihre Neuigkeitsgier befriedigen könnten, und ſich von dieſen beyden Nationen nicht dürften mißbrauchen laſſen! Nationale Selbſtheit, die keiner Nachahmung eines fremden Geſchmacks bedarf, ſcheint alſo nichts weniger, als die Grundveſte des deutſchen Charakters zu ſeyn; — er iſt ein Stück moſaiſcher Arbeit, die zwar ziemlich feſt verkittet, aber aus einer Maſſe der heterogenſten Theile zuſammengeſetzt iſt. — Sonſt konnten denn doch die Deutſchen auf ihre Tapferkeit ſtolz ſeyn, und die Geſchichte gab dieſem Stolze Nahrung; Rom, die ſtolze Beherrſcherinn der Welt, war durch die Deutſchen gefallen, und Jahrhunderte lang kämpften dieſe oft unſinnig genug für den Ruhm ihrer alten Tapferkeit. Aber die neuern Zeiten haben es nur zu deutlich bewieſen, daß dieſer Heldenruhm nicht unüberwindlich war, — und daß unſere Heere überall von einem Volke geſchlagen wurden, welches man vornehmlich ſeit dem ſiebenjährigen Kriege nur mit Hohnlächeln — die Franzoſen nannte. Alſo auch dieſer letzte deutſche Nationalſtolz iſt dahin, und es bleibt uns nun faſt nichts mehr Originelles, — als die Geduld übrig, indem wir zwar über den erſtaunlichen Zeitgeiſt raiſonniren dürfen, aber auch mit frommer Unterwürfigkeit das erwarten müſſen, was der deutſche Muth nicht mehr zu ändern vermag. Hierdurch ſoll der deutſchen Nation ihre Tapferkeit nicht abgeſprochen werden;

aber ſie ſoll nur jetzt nicht mehr auf ihre Deutſchheit pochen, und am wenigſten darauf ſtolz ſeyn, daß ihre Ahnen groß und tapfer waren, ſondern, wenn ihre Geduld ausgeſchlummert hat, endlich einmahl wieder zu ihrer Selbſtheit und ihrem alten Thatenſinne glorreich erwachen!

Weiblicher Egoismus.

Endlich müſſen wir noch auf die *Unterſchiede* des männlichen und weiblichen Egoismus merken, wenn dieſe Charakteriſtik ein vergleichendes Gemälde der Geſchlechter genannt werden ſoll. — Und da wird uns denn ſogleich einleuchten müſſen, *daß der Egoismus des zweyten Geſchlechts in der Form, ſich zu äußern und ſich ſelbſt zu befriedigen, etwas ganz anderes, als der männliche iſt,* — *daß von hieraus die ſichtbarſte Differenz des weiblichen und männlichen Charakters bewirkt wird, und daß hier das doppelte Ich* der Menſchheit am lauteſten ſeine Originalität ausſpricht.

Unter allen Verſchiedenheiten des männlichen und weiblichen Egoismus leuchtet die hervor, — daß der Mann, als ein wirkſameres und zu einer größern Wirkſamkeit beſtimmtes Vernunftweſen, mehr **ſtolz***), das Weib hingegen, als eine zur Einſamkeit und zum Gefallen eingerichtete Natur, mehr **eitel** iſt. Der Egoismus des Weibes geht alſo, wegen ihrer — beſchränktern Körper- und Willenskraft, nicht leicht in den Uebermuth, in die ſelbſtſüchtige Willkür und in den alles verſchlingenden Despotismus des Mannes über. — Das Weib fühlt ſeinen untergeordneten Rang als eine Naturbeſtimmung, und kann nicht auf die Art Herr ſeyn, wie es der Mann iſt; es will darum auch nicht, wie der Mann, gebieten, ſondern ihm nur vornehmlich mit Liebe angehören. Hat daher das zarte Geſchlecht ſeinen Naturberuf, dem Manne zu gefallen, erreicht, iſt dieſe ihre höchſte Tendenz und Eitelkeit befriedigt; ſo wird ſie ſich ſelten nach höhern Gegenſtänden und Regionen umſehen, wo der männliche Stolz ſeine Befriedigung ſucht. Hier iſt ihr Wirkungskreis nicht, hier würde ſie ſich nur unbehaglich fühlen, und aus ihrer Beſtimmung muthwillig herauszutreten glauben. — Sie ſträubt ſich, vermöge ihrer innern Organiſation, gegen einen männlichen Stolz, welcher nur Aufſehen in der großen Welt machen will, und in dem unruhigen Getriebe dieſer Welt ſeine Kronen aufſucht. Das unverdorbene, unverſchrobene Weib fühlt ſich nur in den ſtillen Siegen ihrer Liebenswürdigkeit glücklich. — Dieß iſt ihr Egoismus, und die Zierde der weiblichen Natur, wenn der Egoismus des Mannes ihn meiſten Theils zum Geck oder Tyrannen macht.

---

*) Das Weib hat keine andere Ehre, — als die Ehre ihrer Tugend. Der Mann aber will auch noch für den viel ausgedehntern Beruf der Kraft geehrt ſeyn.

Das Weib hat dennoch ſo gut ihre Selbſtheit, als der egoiſtiſche Mann, — die wir die Grundlage ihrer Weiblichkeit nennen, ſo wie die Selbſtheit des Mannes ſeinen ganzen männlichen

Charakter organiſirt. Das andere Geſchlecht ſpielt mit ſeinem Ich, wie mit einer Puppe, — es coquettirt mit ſich ſelbſt, es liebkoſet ſich ſelbſt, anſtatt, daß der ſelbſtſüchtigere ſtolze Mann ſich bewundert, anſtaunt und auf ſeine Mannheit trotzt. — Das Weib bittet gleichſam um die Gunſt, — durch ihre kleine Eitelkeit gefallen zu dürfen; — der Mann fordert mit einer Art von Zudringlichkeit, daß wir ihn anſtaunen ſollen, oder will dieſes Anſtaunen, wenn er Gewalt beſitzt, wol gar ertrotzen. Der Egoismus des Weibes iſt kindlicher, der Egoismus des Mannes herriſcher Natur; der weibliche haſcht nach perſönlichen Liebenswürdigkeiten, der männliche nach Größe, Ruhm und glänzendem Verdienſt. Gerühmt will das Weib nicht ſeyn, — wie der Mann gerühmt wird. Sie verlangt nur Liebe und Achtung, und dieſe iſt die ſchönſte Befriedigung ihres Egoismus. Sie liebt nur die ſtille häusliche Größe; der Mann will jene Größe, die ihm ſein Wirken in die Welt hinein giebt, und ſeiner Eigenliebe ſo etwas von Unſterblichkeit vorplaudert.

Da ferner der Egoismus des Weibes beſcheidener Art iſt, und ſelbſt durch die allerkleinſten Opfer des ihm gezeigten Gutmeinens überglücklich werden kann; ſo ſind die Weiber in der Regel mit viel geringern Beweiſen des Beyfalls, — als der Mann, zufrieden. Dieſen macht ſein Glaube an Männerkraft und Männerwerth oft zum unerſättlichſten Egoiſten, — und zum lobgierigſten Thoren unter der Sonne. Die weibliche Eigenliebe kann ein kleines Schmeichelwort Jahre lang glücklich machen und zufrieden ſtellen; — der Mann kann die überſpannteſten Lobreden auf ſeine Verdienſte verſchlucken, wenn das Weib vor einer übertriebenen Schmeicheley erröthet, und ſie als eine Satyre zurückweiſt. Unter einer höhern Cultur pflegt der Stolz des Mannes und ſein Egoismus zu wachſen; ſtolze Frauen hingegen trifft man mehr unter den niedern und unwiſſenden Ständen, als in der gebildeten Welt an, — und die man hier findet, ſind überall die Zielſcheibe des Geſpöttes. —

Daher wird es nun auch den ſogenannten gelehrten Frauen oft ſo ſchwer, ſich Achtung und Liebe zu erwerben, weil ſie aus ihrer weiblichen Natur herausgegangen, und männliche Egoiſtinnen geworden ſind. Die höhere Kraft, die ſie in ſich wahrzunehmen glauben, und die ihnen wegen Mangel des intenſiven Denkvermögens übermenſchlich erſcheinen mag, macht ſie gemeiniglich ſtolzer, als den Mann, der freylich mit einer ſolchen Maſſe weiblicher Kenntniſſe — nicht einmahl ehrenvoll genug auftreten könnte. Aber das gelehrte Weib betrachtet ſich unter der zahlloſen Menge ihrer ungelehrten Schweſtern als ein einzelnes Geſtirn, das den unendlich leeren Raum ſämmtlicher Weiberköpfe erleuchten, und nebenher den Mann von der Größe weiblicher Urkraft belehren müſſe. Abſprechend, vorlaut, bedeutſam [aber auch faſt immer affectirt — zur Widerlegung ſeiner eigenen Originalität] iſt daher der Ton faſt aller gelehrten Frauen, hochhinaus, ohne Penetration; aber ſtolz auf ſein Selbſtgefühl, das ſich in dem

Schwachen ſo mächtig fühlt, und darum den weiblichen Egoismus nur deſto eiferſüchtiger auf ſich ſelbſt macht.

Eine andere Art des weiblichen Egoismus, ihre ſogenannte Rechthaberey, kann man nicht einmahl ganz ſo nennen, weil er oft nur eine blinde Neigung zum Widerſpruche iſt, wobey nichts gedacht und nichts ausgerichtet wird. Aber egoiſtiſch bleibt er doch immer, wenn man ihn in ſein klares Bewußtſeyn auflöſt. — Das weibliche Beſtehen auf einer Meinung, in ſo fern es wirklicher Egoismus, nicht blos eine kindiſche Angewöhnung und Verzogenheit iſt, läßt ſich nach mehrern Anſichten deuten. — Einmahl kann es nähmlich als ein bloßes Vertheidigungsmittel des Weibes gegen die zu weit um ſich greifende Gewalt des Mannes betrachtet werden, welcher durch dieſes Beharren eines taktiſchen weiblichen Eigenſinnes doch noch einige Grenze geſteckt, — oder ein Ziel zur Ermüdung vorgehalten wird. In dieſem erſten Falle handelt das ſelbſtſtändige Weib nach einem gerechten Selbſtgefühle, das, vermöge ſeiner freyen Natur, alle willkürliche Unterdrückung von außem verabſcheuet, und dem Manne zeigen will, daß er nicht eigenmächtig über das Wollen und Denken eines ſchwächern Geſchlechts entſcheiden könne und dürfe. Zweytens kann das Weib auch in einzelnen Fällen mit ihrem Blick und ihrem feinern Lebenstakt weiter hinausreichen, als der nicht ſo hellſehende Mann; und in dieſem Falle tritt ſie gleichſam als ſeine Lehrerin und Wegweiſerin auf. Hier iſt ihr Egoismus wiederum gerecht, wenn ſie wirklich heller, als der Mann, ſiehet, die Folgen der Dinge genauer berechnet, die Menſchen tiefer durchſchauet, und den Gebrauch der Klugheit und Vorſicht weiſer berechnet. Hier kann ſogar oft die weibliche Rechthaberey — Pflicht werden, wenn der Mann mit ſeinem plumpen Egoismus durchfallen will, und vielleicht nur durch den beharrlichen Widerſpruch des Weibes gerettet werden kann. Oder drittens iſt auch wol der Glaube des Weibes an ihren Selbſtwerth ſo groß, — daß ſie ihn in Widerſpruche zeigen, und mit ſich ſelbſt coquettiren will. Auf dieſer Stufe des Egoismus erblicken wir meiſten Theils diejenigen Frauen, welche, ohne eine ausgezeichnete Bildung des Denkvermögens, ſich dennoch eine hohe Bildung ihrer geſammten Ichheit andichten, und, weil ſie das Einzelne nicht veredelt hatten, ſich in dem Helldunkel ihrer Größe nun für deſto vollendeter halten. — Dieß ſind die Halbgebildeten und Halbgeſcheidten, die es mit jedem Widerſpruche aufnehmen, und im Egoismus am tiefſten ſinken.

Eben ſo ſind faſt alle ſentimentale Weiber die größten Egoiſtinnen ihres Geſchlechts, und gemeiniglich auch die zurückſtoßendſten. Ihr kränkliches, weinerliches, wehmüthiges und romantiſches Gefühl fordert überall Delicateſſe, Schonung und Achtung, auch da, wo ſich der geſunde Menſchenverſtand nichts Delicates und Subtiles hindenken kann. Ihr Ich gleicht einem Organe, das nur durch ſchmeichelhafte Töne befriedigt wird, — und ſich nur in dieſer Muſik glücklich fühlt. Da Frauen und Mädchen dieſer Art einen unendlichen Weg in der Seelencultur vorausgemacht zu haben glauben, — und ihr weniger gebildetes Geſchlecht nur zum Troß ihres Gefolges zu gehören ſcheint; ſo denken ſie ſich als die Königinnen des Geſchmacks, und fordern ungebührliche Huldigungen, — und, da in der Regel ihre Empfindungen und Leidenſchaften lebendiger, als ihr Geiſt, ſind; ſo fordern ſie jene Huldigungen ſogar oft mit einer Art von Trotz und Impertinenz. Daher iſt aber auch jede zu weit getriebene Verfeinerung des weiblichen Gefühls dieſem Geſchlechte meiſten Theils nachtheiliger, als dem unſrigen, weil ſich jenes dann zu leicht in ſeiner Selbſtbewunderung, wie in einer unermeßlichen Tiefe, verliert, und, weil es ſich nun nicht mehr unter ſeinem eigenen Geſchlechte orientiren kann, auch für uns Männer oft mit allen ſeinen Liebenswürdigkeiten untergeht.

Die neuere Lectüre idealiſcher Romane, worin die menſchliche Natur einen unſichern Schritt geht, — und über ihre Zwecke hinausgeſchleudert wird; die ſogenannten metaphyſiſchen Beleuchtungen des innern Menſchen, der nicht wirklich da iſt, ſondern nur in irgend einem Winkel des Bewußtſeyns conſtruirt wird; — der geſuchte Scharfſinn in dämmernden Phraſen und myſtiſchen Formeln, — die matten Verdeutlichungen der critiſchen Philoſophie von Knaben, die nimmer in den Geiſt dieſer hohen Schule eingedrungen waren, — bilden nichts, als Egoiſtinnen unter den leſenden Frauen.

Man kann ſicher annehmen, daß der reine, einfache weibliche Sinn, die ſtille Ergebenheit und Nachſicht des andern Geſchlechts, ſeine höhere Liebenswürdigkeit und ſeine ungekünſtelte Moralität abgenommen hat, ſeitdem es durch die Lectüre jener Schriften phantaſtiſch geworden iſt. Die ſich ſelbſt hingegebene Phantaſie iſt die allergefährlichſte Leiterin eines Geſchlechts, welches ſo ſehr von ſeinen lebendigen Gefühlen beherrſcht, und dagegen ſo wenig in den höhern Uebungen des Geiſtes unterrichtet wird. Die Welt, welche ſich die romantiſche weibliche Einbildungskraft bildet, liegt allemahl tief unter der wirklichen, weil dieſe den weiblichen Prätenſionen vielleicht zu wenig einräumt, und das alltägliche Menſchenleben einem zu vergeiſtigten Weibe nimmer gefallen kann. — Der ſentimentale Egoismus des Mannes wird doch noch in dem Getriebe der Welt zerſtreuet, geſchüttelt und geſtoßen, bis er ſich ſelbſt beſinnt; allein der müßige Egoismus des ſentimentalen Weibes, die nichts zu thun hat, als phantaſtiſche Bücher zu leſen, und wol gar über aller Empfindſamkeit ihre heiligſten Pflichten vergeſſen kann, iſt ein chroniſches Uebel der Seele, das vielleicht nur durch körperliche Züchtigungen, wie der Stolz eines Wahnſinnigen, geheilt werden könnte.

Ich kann hierüber meinen Leſern eine Erfahrung aus dem Leben eines jungen deutſchen Frauenzimmers mittheilen, die ſich einſt von einer ihrer herzigſten Jugendfreundinnen trennen mußte. Mit unendlicher Liebe ſchieden ſie von einander, und von neuem ſchwuren ſie ſich eine ewige Freundſchaft. Beyde Mädchen hatten ſich in der gemeinſchaftlichen, aber einfachen und unromantiſchen Bildung ihrer guten Eigenſchaften liebgewonnen; beyde ſtanden auf einer nicht zu hohen und nicht zu niedern Stufe der Cultur, ſie waren ſich, als gleichgeſtimmte weibliche Herzen, einander nothwendig geworden, — und ſo dauerte ihr zärtlicher unverſchrobener Briefwechſel mehrere Jahre lang in den ſchönſten Ergießungen ihrer einfachen zarten Liebe fort, bis auf einmahl die Zurückgebliebene nicht mehr ſchrieb. Die liebe Entfernte erinnerte ihre nachläſſige Briefſtellerin an ihre Pflicht, ſie bath herzlich um die Fortſetzung ihrer Correſpondenz; ſie erinnerte ſich nicht, ihre Freundin beleidigt zu haben, und fühlte ſich unglücklich, daß die Herzgeliebte ſo hartnäckig ſchwieg. — Endlich kam das lang erſehnte Schreiben: es war eine feſtliche Stunde für die Empfängerin; — aber welch ein unſinniger Brief war das! Die Briefſtellerin, welche ſich unglücklicher Weiſe in den ſogenannten romantiſchen Romanen verirrt, und ſich über eine ſichtbare Welt in eine bloß ideale hinausraiſonnirt hatte, ſchrieb: — — „ſie müſſe ihre alte Freundſchaft abbrechen; alles habe ſich geändert, — ſie, die Entfernte, ſey mit dem genialiſchen Schritte der genialiſchen Literatur nicht fortgegangen, — zwiſchen zwey ſo ungleichen Individualitäten könne nichts Reingeiſtiges geſchaffen werden, — man würde ſich ihr, der Abweſenden, doch nicht mehr verſtändlich machen können, — denn nur unter Gleichfühlenden und Gleichſcharfblickenden ſey der Einklang einer höhern Natur möglich" u. ſ. w.

Daß alle Frauen, — die Kronen trugen *), Egoiſtinnen waren, ſelten mit weiblicher Humanität, deſto öfter hingegen mit einem zügelloſen männlichen Deſpotismus regierten, iſt allen Geſchichtsleſern bekannt. — Allein dieß war nicht ſowol die Schuld der ſanften weiblichen Natur, die dem Egoismus, als etwas Herzverhärtendem, ausweicht, ſondern gemeiniglich die Schuld der Umſtände und der Männer, von welchen ſie geleitet und verleitet wurden. Die Staatskunſt und die Nationalehre, — wäre es auch nur die Ehre des Hofes und ſeiner Miniſter, — gebiethet den Regentinnen, ſelbſt denen von der ſanfteſten und edelſten Gemüthsart, — einen gewiſſen Staatsegoismus, damit die Regierung nicht ein Spiel fremder Cabalen werde, und durch weibliche

---

*) Semiramis, Cleopatra, Zenobia, Brunehild, Maria und Eliſabeth von England, Chriſtina von Schweden, zwey Catharinen von Rußland, und alle jene merkwürdigen Frauen in der Geſchichte, unter deren Scepter — — Regenten ſtanden.

Nachſicht untergehe. Die Regentin muß daher aus politiſchen Rückſichten gleichſam Mann werden; — aber ihr Egoismus wird dann auch ſelten eine Grenze kennen, weil ſich nun im Weibe Stolz und Eitelkeit zugleich zu Beherrſchern des weiblichen Willens machen.

Es läßt ſich alſo gar leicht denken, — daß der weibliche alternirende und ſchwache Wille in einer ſo hohen Region, und unter ſo vielen Verſuchen, ihn zu gängeln und zu leiten, — [und doch bey dem Glauben, — alles allein zu thun] unzählige Ausſchweifungen dieſes Egoismus begehen müſſe. Die originelle Selbſtſtändigkeit des — Geſchlechts fehlt; folglich iſt unter ſolchen Regierungen das Meiſte ſchwankend, — das Wenigſte conſequent und zuverläſſig. Die ruhige Ueberlegung fehlt; folglich wird Vieles übertrieben, präcipitirt; alles ſoll ſo daſtehen, wie es der erſte Eindruck auf den weiblichen Sinn verlangte; — das Reifen großer Plane iſt hier ſelten zu ſuchen. Der männliche Muth, die Tapferkeit zu regieren, — die größte unter allen, — fehlt; folglich wird Vieles nicht auf dem graden Wege des Muths, ſondern durch Künſte und Cabalen eingeleitet und ausgemacht, — wo die Regierung des wirklich männlichen Fürſten edel und kräftig durchgreift. Man hat in ſolchen weiblichen Regierungen, — ſelbſt unter beſſeren Fürſtinnen, — faſt immer alle Greuel eines orientaliſchen Despotismus angetroffen, — weil — der Egoismus ſo vieler Menſchen den guten Willen der Fürſtin zu mißbrauchen ſuchte. Oft lag aber auch der Grund mit darin, — daß ſich eben die Fürſtinnen, welche der Zufall zum Throne erhob, ſo ſelten einer wahrhaft veredelten Erziehung rühmen konnten.

Wenn es endlich in dem Menſchen ein wirkliches Princip, — uneigennützig zum Wohlſeyn eines andern menſchlichen Weſens — zu handeln, geben kann; ſo würde man es wol noch am erſten in dem veredelten Willen des Weibes aufſuchen müſſen. — In dieſem ſtillen liebenswürdigen Willen, der ſich der Zufriedenheit und den Wünſchen ſeiner edeln Freundinnen ſo ganz, und mit den größten Reſignationen hingeben, ganz in der Seele des andern leben und wirken, ſich ganz in dem Glücke derſelben ſättigen und verlieren kann, — in dieſer herzigen weiblichen Güte, die am Morgen mit den freundlichſten Entſchlüſſen zum Wohlſeyn der ihr anvertraueten Lieblinge frohſinnig erwacht, und am Abend trauert, wenn ſie ihr ſchönes Tagwerk nicht ganz vollenden konnte, — in dieſem zärtlich-heroiſchen Willen, der ſchon tauſendmahl das Leben ſelbſt in einem heiligen Dienſteifer für andere hingab, und, im Bewußtſeyn ſeiner Redlichkeit, mit philoſophiſcher Entſagung alles Eigennutzes, muthig den Undank und die Liebloſigkeit der Menſchen trug.

In dieſen Rückſichten hat man es wagen können und dürfen, das weibliche Geſchlecht bisweilen das beſſere zu nennen *), weil es im Allgemeinen weniger egoiſtiſch iſt, und, ohne ſeinen Charakter zu verlieren, aus reinem Gut-

---

*) Das andere Geſchlecht das beſſere Geſchlecht. Ein Verſuch zur richtigen Würdigung des andern Geſchlechts. Berlin 1798.

meinen — ſich ſelbſt hingebend, gleichſam in einem zweyten und dritten Weſen wohnen kann. Vermöge der Lebhaftigkeit ſeiner Gefühle und ſeiner ganzen auf die Liebe berechneten Natur kann es zu einer Theilnahme und einem zärtlichen Wohlwollen aufglühen, die in dem Maße uns Männern nicht ganz bekannt iſt, weil wir immer mehr unſere Vortheile oder unſere Ehre in Rechnung bringen, und ſchwerer zum Wohlwollen bewegt werden, — weil wir mit unſern guten Handlungen gern Aufſehen erregen möchten, und der Stolz, die Erbſünde des Mannes, ſich überall zu unſerer Moralität miſcht, — während das unverdorbene Weib ſich in ihrer ſtillen Wohlthätigkeit unendlich glücklich fühlt, und wol gar bey einer lauten Achtung ihrer Verdienſte — eine edle Verlegenheit äußert.

Der Egoismus des Weibes geht faſt allemahl ganz unter, wenn er zarten und liebevollen Bewegungen des Gemüths weichen muß, — und darum iſt die Mutterliebe die allerhöchſte und ſchönſte Stufe eines vollkommen uneigennützigen Charakters. Der edle, ſelbſt der unedle Vater kann für ſeine Kinder auch unendlich viel empfinden, und ſogar in ſeiner Liebe zu ihnen blindlings ausſchweifen; — aber das trauliche Hingeben der Mutter, die zärtliche Sorgfalt für die Ihrigen, die nie raſtende Wachſamkeit über deren kleinſte Bedürfniſſe, das ſich ſelbſt erwärmende, nie erkaltende Mutterherz, dieſe mit jedem Pulsſchlage neugeſchaffene Liebe — kann nur in dem innern Heiligthume des weiblichen Gemüths und des weiblichen Wohlwollens aufgeſucht werden. [S. unten: über die Sympathie der Mutterliebe.]

Eben darum giebt es in der Schöpfung kein liebenswürdigeres und achtbareres Weſen, als eine edle Mutter im ganzen Sinne des Worts, und ihr Rang iſt daher der erhabenſte in dem Reiche wohlwollender Geiſter. Sie lebt mit reiner Beſonnenheit ihrer Pflicht nur für ihre Kinder. Die ganze Selbſtſtändigkeit ihrer Natur iſt in einen heiligen Beruf übergegangen, deſſen Seligkeit ſie allein zu empfinden weiß. Sie kennt nichts, als ihre Pflicht; ſie will alle die Ihrigen in dieſem reinen Himmel des Lebens verſammeln. Das Glück des Kindes iſt ihre Welt; alle ihre Empfindungen und Ideen gehören dieſer Welt an, für die ſie geſchaffen wurde; alle Belohnungen der Liebe kommen ihr daher; alle Schläge des Schickſals treffen ſie nicht, wenn ſie ihre Kinder wie eine heilige Veſte um ſich her erblickt, und jedes als einen Abgeſandten der Vorſehung an ihr Mutterherz umarmt. — Die Opfer, welche ſie oft dem Glücke ihrer Kinder bringt, würden Wunder der Liebe genannt werden müſſen, wenn ſie nicht eben hierdurch die natürlichſte Probe der uneigennützigen Weiblichkeit abzulegen pflegte. —

Die mütterliche Liebe geht in ihren ſüßen Phantaſien ſo weit, daß ſie, aus hohem Uneigennutz der Seele, nicht einmal ihr eigenes Bild in den Kindern aufſucht [wie es ſo gern die Väter zu machen pflegen], ſondern nur immer und frohſinnig den Vater in ihnen zu erblikken glaubt, — ein höchſt feiner Zug der weiblichen Natur, indem ſie nicht ihr eigenes Bild, ſondern das des geliebten Mannes in das geliebte Kind hinüberträgt, und alſo ſich uneigennützig ſogar zwiſchen zwey Weſen vertheilt. Die liebenswürdigen Eigenſchaften des Vaters ſollen die Kinder ſogar in einem erhöhetern Grade beſitzen; — er ſoll verklärt und verſchönert in dem Knaben und in dem Mädchen wieder aufſtehn; — hier will ſich das Mutterherz ſo groß fühlen, weil ſie das Glück ihrer Lieben gleichſam in's Unendliche fortpflanzt, — denn wie könnte ſie den Gedanken ertragen: daß ihr gutes Geſchlecht, wenn es Gott will, — nicht auf alle Zeiten hinaus bleiben ſolle.

II.

Muth, — Tapferkeit. Feſtigkeit.

Unterſuchung ihrer poſitiven und negativen Natur, in ihren vorzüglichſten Erſcheinungen. Selbſtändige — ſeelengroße Charaktere.

Der Egoismus iſt zwar die allgemeinere Bedingung des menſchlichen Willens, in ſofern er durch ſeinen unvertilgbaren Grundtrieb immer wieder von neuem gereizt werden muß; aber er kann doch ſelbſt nicht immer als reiner Actus des Wollens betrachtet werden, weil er ſich auch oft allein auf den Verſtand bezieht, und ſich nicht blos fragt: was er **kann** [als Willenskraft]? ſondern auch ſehr oft: was er weiß [als Geiſteskraft]? — Er iſt auch darum nicht immer das ſpecielle Kennzeichen wahrhafter Willensſtärke, weil er auch wol nur eingebildet und ungegründet ſeyn kann, in welchem Falle er ſich ſogar über das wirkliche Verdienſt weit hinausſetzt, und den eigenen Mangel ſeiner Kraft nicht wahrnimmt. — Dagegen ſind Entſchloſſenheit, Muth, Tapferkeit, Feſtigkeit des Gemüths, Standhaftigkeit und Selbſtſtändigkeit die echten und achtbarſten Beſtandtheile der Willensſtärke, als originelle Bezeichnungen des männlichen Sinnes, und als Grundzüge ſeines großen Gemäldes.

Der Muthige iſt darum muthig, weil er es in ſich fühlt, daß ihn ein lebendiger Wille treibt, und daß dieſer Wille nicht leicht in den Gefahren und Beſchwerlichkeiten eines angefangenen Weges unterſinken wird. — Es iſt ein mit Zutrauen zu ſich ſelbſt verbundenes Bewußtſeyn, wie weit entweder ſeine Thätigkeit allein ausreichen, oder, wie viel durch die Vereinigung mehrerer Kräfte auf einen Punkt unternommen und ausgerichtet werden kann. Die erſte finſtere Anſicht der Dinge, die das weichere Geſchlecht ſo leicht niederſchlägt, weil ihm jenes Kraftgefühl und die Gewandtheit in dem Weltleben mangelt, und weil es faſt immer den erſten Eindrücken mehr, als einer feſten Beurtheilung der Dinge, folgt, — wird den Mann vielleicht erſchrecken, aber nicht zu Boden werfen, wenn er kein gelähmter Alltagsmenſch, oder geiſtloſer Weichling iſt. Ja, ſelbſt der Trotz des Mannes in Gefahren, ſeine Tollkühnheit und Unbiegſamkeit documentiren eine in ihm wohnende höhere Willenskraft, wenn ſie auch nicht immer mit einer ähnlichen Stärke der Ueberlegung und Beſonnenheit verbunden iſt, und ihm daher mehr zu ſchaden, als zu nützen pflegt. — Daß jener lebendige Muth des Mannes, ſein Feuer, ſeine Lebhaftigkeit im Angriff, ſeine Luſt zum Kampfe, ſein Hinandringen zum Ziele ein Originalzug ſeines Willens iſt, beweiſt die Natur aller noch nicht verweichlichten Nationen, — und die Achtung, worin überall der Muthige, ſo wie die Verachtung, worin überall der Feige lebt. Unter allen Völkern der Erde iſt jener ſelbſt von den Frauen am meiſten geachtet, und dieſer von ihnen faſt immer total verachtet worden, denn in ihm fand das Weib den Mann nicht mehr *).

---

*) Unter den meiſten tapfern Völkern der Erde war es ſogar Sitte, daß ſich der junge Mann das Herz ſeiner Geliebten durch allerley ausgezeichnete Proben ſeines männlichen Muthes erringen, und gleichſam erkaufen mußte. — In den Tourniren wurden nicht ſelten die zärtlichſten Herzensvereinigungen geſchloſſen, wenn die Damen von ihren Tribünen herab die Tapferkeit ihrer Ritter erprobt hatten. In vielen Ländern barbariſcher Nationen darf ſich noch jetzt nicht der Bräutigam dem geliebten Mädchen anbiethen, wenn er ihr zur Ratification ſeiner Tapferkeit nicht die Schedel einiger von ihm gemordeten Feinde vorzeigen kann. — Die Geſchichte liefert uns tauſend Beyſpiele muthiger Frauen. Als Friedrich V., dem die Böhmen im dreißigjährigen Kriege ihre Krone antrugen, unſchlüſſig — hin- und herſchwankte, ob er ſich in dieſen Ocean politiſcher Unruhen hineinwagen ſollte, — ſagte ihm ſeine Gemahlin, Jacobs des I. Tochter, mit kühnem Ehrgeiz: „Konnteſt du dich vermeſſen, die Hand einer Königstochter anzunehmen, und dir bangt vor einer Krone, die man freywillig dir entgegenbringt? Ich will lieber Brot eſſen an deiner königlichen Tafel, als an deinem churfürſtlichen Tiſche ſchwelgen!“ Man darf

Ferner iſt die Beharrlichkeit des Mannes in ſeinen Planen und Entwürfen, in ſeiner Freundſchaft, ſeiner Lebensweiſe, ſo wie die ganze Con-

---

hier die muthigen Frauen nicht nennen, die mit ihren Männern in den Krieg zogen, denn bey der **Bagage** waren ſie gemeiniglich ſicher. Aber folgendes Beyſpiel eines hohen weiblichen Muths verdient alle Achtung. In Guadaloupe befanden ſich im Jahr 1796 vierzehnhundert engliſche Gefangene, nebſt einer großen Menge von Officieren, alle in dem elendeſten Zuſtande, in Gefangnißſchiffen über einander gehäuft, größten Theils krank, an Allem mangelleidend und in Lumpen. Unter den Gefangenen war der Major Shirley, deſſen Gattin ihn aus Europa nach dieſem Kriegsſchauplatze begleitet hatte. Dieſe Dame brannte vor Begierde, ihren unglücklichen Mann zu ranzioniren, und vermochte den Admiral Laforey, ſie dabey zu unterſtützen. Dieß konnte aber nicht anders, als durch ein kleines mit fünf Mann beſetztes Fahrzeug geſchehen, das mit dieſen Seeleuten preisgegeben wurde, da es ohne Friedensflagge und Schutzbriefe den erbitterten Feinden gradezu in die Arme lief. Das heroiſche Weib hatte alles zu fürchten; die Oberbefehlshaber beyder feindlichen Nationen waren in einem ſo hohen Grade gegen einander geſpannt, daß ſie alle Communication zwiſchen ſich aufgehoben hatſequenz ſeines Charakters, als eine Erſcheinung ſeiner ſtärkern Willenskraft angeſehn worden. — Dieſe Beharrlichkeit iſt oft zwar nichts anderes, als ein mechaniſcher Eigenſinn, und mithin gewöhnlich ohne moraliſchen Werth; aber ſie ſoll doch, kraft eines Naturgeſetzes, in dem Manne ſtärker, als im Weibe ſeyn, weil jener, außer ſeinem phyſiſchen Kraftgefühle, noch durch einen andern ſehr mächtigen Antrieb ſeines Willens, nähmlich durch das männliche Ehrgefühl, gelei-

---

ten. Aber der berüchtigte Victor Hughes erſtaunte über den Muth dieſer Frau und über die ungewöhnliche eheliche Treue. Er wurde ſo ſehr dadurch gerührt, daß er ſie nicht allein außerordentlich wohl behandelte, ſondern auch ihren Mann ſofort ohne alle Ranzion in Freyheit ſetzte. S. v. Archenholz Annalen der Brittiſchen Geſchichte, 17r Bd. S. 348 u. f. Tübingen 1798. — Die griechiſche Leäna, die, um ihre Vaterlandsfreunde nicht zu verrathen, die größten Folterqualen erduldete, und, um nichts zu entdecken, — lieber ihre Zunge abbiß, — und die neuere erſtaunliche Corday, die heldenkühne Mörderin des fürchterlichen Marat, werden in der Geſchichte des Muthes unvergeßlich bleiben.

tet wird. Hierdurch werden offenbar alle Kräfte des Mannes zu einer höhern Thätigkeit und längern Ausdauer geſtimmt; hierdurch wird der Mann feſter und gemüthsſtärker gemacht. Er iſt eine öffentliche Perſon; er muß ſich an ſeine eigene Stärke lehnen; Thätigkeit iſt ſein Beruf; die Natur hat ihn an dieſen Platz geſtellt, und die Welt, ſeine hohe Schule, beobachtet ihn genau, ob man ſich auf die Kraft ſeines Charakters und ſeines Ehrgefühls verlaſſen könne, — — oder ſie peitſcht ihn dahin, wo er als ein ſelbſtſtändiges Weſen ſtehen muß. Wir läugnen dagegen nicht, daß es auch in dem Weibe eine hohe Beharrlichkeit des Willens und des Charakters geben kann, eine Beharrlichkeit, die bisweilen den männlichen Starrſinn ſelbſt zu übertreffen ſcheint, — ſo, daß ſogar der weibliche Eigenwille, der aber doch als ſolcher von der Willenskraft noch unterſchieden werden muß, in ein Sprichwort überging. Am wenigſten möchten wir aber zur weiblichen Selbſtſtändigkeit jene kraftvollen Weiber, jene Heroinen voll Kühnheit und Soldatenmuth, jene Amazonen*) und erſtaunlichen Männer in weiblicher Form citiren, welche uns die Geſchichte einigemahl ſo zauberiſch hingemalt hat. So iſt das Weib nicht von Natur, und ſo darf es nicht ſeyn, wenn ein Geſchlecht das andere nicht zerſtören ſoll.

Der Muth wird in den beſeelten Weſen unendlich oft, auch ohne alle Vernunft, allein ſchon durch das Gefühl einer gewiſſen Kraftüberlegenheit, phyſiſch hervorgebracht. Vermöge dieſer inſtinctartigen Ueberlegenheit wagt das Thier, ſeinem Feinde die Spitze zu bieten, ihn gleichſam aus Naturberuf zu verfolgen, oder ihn doch wenigſtens in Reſpect zu halten. Die Natur hat in dieſer Einrichtung eine unendliche Fürſorge für die Fortdauer ihrer Geſchlechter ausgedruckt, — weil ohne Vertheidigung und Widerſtand alles untergehen würde. Der animaliſche Muth zum Angriff iſt gleichſam ein höherer Lebensſchwung in der Thierheit, — damit ſie zur Menſchheit nach und nach übergehe, — und iſt bey einigen Thierarten ſogar mit einer Art von Ueberlegungs- und Vertheidigungskunſt verbunden, welche in dem Thiere eine Seele vorausſetzt. — Dagegen iſt aber auch in den vernunftloſen Weſen die Furchtſamkeit unüberwindlich, ſobald ſie den ſtärkern Feind erblicken, weil ſie ihm, — in den Inſtinct eingeſchloſſen, — nichts, als den Inſtinct entgegenſetzen können. Bey vielen Raubthieren wirkt dieſe Furcht ſogar inſtinctartig auf ihre Mordluſt, indem ſie den Feind nicht blos zu entfernen, ſondern ſogar zu vertilgen ſuchen. Das Thier iſt, — ohne es zu wiſſen, grauſam, und wagt oft im Muthe ſein Leben daran, um ſein Leben zu erhalten. — Das Vernunftweſen beſitzt aber ſchon in ſeiner Denkkraft die größere Schutzwehr gegen ſeine Gefahren und Leiden, — ſein Muth iſt daher von einer höhern Natur, indem er ſich nicht blos auf ein thieriſches Gefühl von Körperkraft oder phyſiſcher Geſchicklichkeit zum Widerſtande, ſondern auf die Stärke des Gemüthscharakters [alſo eines höhern Handelsprincips, als der bloße Inſtinct iſt] gründet.

---

*) Eine ihrer Königinnen kam [si fabula vera] zum Alexander, und forderte von ihm eine gewiſſe Kleinigkeit, die man im Curtius leſen mag. Alexander willigte ein, und dreyzehn Tage wurden zu dieſen Spielereyen verwendet. Acrior ad Venerem feminae cupido quam regis, ut paucos dies subsisteret, perpulit. XIII dies in obsequium desiderii ejus absumpti sunt. Curtii L. VI. Cap. 6.

Indeß giebt es auch höhere und niedere Stufen des männlichen Muths, je nachdem ſich der thieriſche Inſtinct und die Sinnlichkeit überhaupt mehr oder weniger mit ihm verbindet. Wir zählen zu deſſen niedern Stufen vornehmlich, — zur nähern Erklärung ſeiner Natur, — folgende *).

a) Den Muth, welcher blos thieriſch durch äußere Eindrücke auf unſer Blut und unſer Nervenſyſtem, —

---

*) Ariſtoteles unterſcheidet in ſeiner Ethik fünf Arten unächter Tapferkeit: 1) die, welche aus Furcht vor Schande entſpringt; 2) die handwerksmäßige, welche blos eine Frucht der Erfahrung und Uebung iſt; 3) die, welche der Zorn hervorbringt; 4) die Tapferkeit deſſen, welcher einer Gefahr glücklich zu entgehen hofft; und 5) deſſen, welcher ſie nicht kennt.

oder auch nur durch eine thieriſche Furcht gewaltſam angefacht wird, ohne daß die Stärke des Gemüths einigen Theil daran nimmt. So handeln wir bey allen unerwarteten Angriffen auf unſer Leben und unſere Geſundheit nur blindlings muthig, indem wir den Angriff, ohne Plan und Ueberlegung, oft mit einer ungewöhnlichen Kühnheit abwehren, — und ſogar zu unſerer Rettung den peinlichſten — Schmerz nicht ſcheuen. Wir vertheidigen uns in dieſen Fällen inſtinctartig durch unſere Körperkraft, wie ſich das Thier vertheidigt, und laſſen unſern Zorn entglühen weil wir in der Hitze des Kampfs in uns eine mächtigere Kraft zum Widerſtande wahrzunehmen pflegen. — Wir wählen auch wol nur zwiſchen zwey Uebeln das kleinſte, weil der Muth das größere nicht abwehren kann. So ſpringt der Schiffsmann kühn in die Fluthen, wenn ſein Schiff ein Raub der Flammen wird, weil er in dem Waſſer immer noch wenigſtens — eine augenblickliche Rettung hofft. Oder, wir laſſen uns auch wol muthig in einen ungleichen Kampf ein, weil wir durch unſere Schlauheit oder körperliche Gewandtheit zu ſiegen hoffen. Dieſer Muth, welcher nicht ſelten mit einer wahren Betäubung des Gemüths verbunden iſt, — oder wol gar aus ihr hervorgehet, — wirkt immer nur blindlings, wie bey dem gereizten Thiere; der Menſch hat ſich dann nicht mehr in ſeiner Gewalt, der Sturm in ſeinem Innern reißt ihn zu erſtaunlichen Handlungen und oft zu fürchterlichen Verbrechen hin. Er weiß kaum mehr, was er denkt und was er thut, und greift unwillkürlich zu den Waffen. — Von dieſer inſtinctartigen Aeußerung des Muths erzählt man von dem nordiſchen Helden Carl XII. eine beſondere Anecdote. — Als ihn bey Friedrichshall die mörderiſche Kugel traf, griff er in dem nähmlichen Augenblicke nach ſeinem Schwerdte, — als ob er ſich gleichſam gegen den Angriff des Todes vertheidigen wollte.

Eben deswegen legt der Menſchenbeobachter keinen beſondern innern Werth auf den Muth gegeneinander kämpfender Heere, — ob ihm gleich ſeine äußere Wichtigkeit, — den Sieg zu erringen und für ſeine Freyheit zu fechten, nicht abgeſprochen werden darf. Der Muth auf dem Schlachtfelde, beſonders des gemeinen Soldaten, wird nicht ſowohl durch höhere Motive — [z. B. durch das Intereſſe für's Vaterland und die gerechte Sache], ſondern durch das tobende Waffengeräuſch, durch das Getümmel der eindringenden Menge, durch die Pantomimen des aufglühenden Zorns, ſelbſt durch den widerlichen Pulverdampf und durch das, was man ſympathetiſche Wuth nennen könnte, — hervorgebracht. Man befindet ſich in einer blinden Nothwehr, — und die mit einander Streitenden gleichen oft nur einer Schaar im Kampf begriffener Thiere, wo eins das andere zu morden denkt, damit es ſelbſt nicht gemordet werde. Der Muth iſt in ſolchen Fällen ſogar oft eine Gattung verzweifelnder Raſerey, die ſich ihre innere Furchtſamkeit nicht geſtehen will, — und froh iſt, — wenn ſie ſich nur ſelbſt betäuben kann; — eine Art Blutdurſt, die oft ſchon ſelbſt in die Reihen der Freunde einbrach, und erſt durch die ſchrecklichſten Beweiſe ihres mörderiſchen Irrthums aufgehalten werden konnte. — Indeß haben es die größten Helden ſelbſt eingeſtanden, daß ſie nicht ſelten vor der

Schlacht von einer ſchauerlichen Furchtſamkeit überfallen wurden, und daß erſt im wirklichen Kampfe ihre ganze Herzhaftigkeit aus dem Hintergrunde des Gemüths hervorgetreten ſey. Die Ehre des Sieges kann überhaupt eigentlich nur durch die guten Folgen deſſelben, — ſeltener durch den blinden Muth auf dem Schlachtfelde, ehrenvoll werden.

Dieſer betäubende phyſiſche Muth — iſt bisweilen von Erſcheinungen begleitet, die man ſich nicht anders, als durch einen Schwindel des Gefühls erklären kann, worin der Menſch gleichſam wie ein Halbraſender zu einer unnatürlichen Entſchloſſenheit hingeriſſen wird. Wir rechnen hieher 1) die bey vielen wirklich beobachtete Mordluſt, — und 2) das ſonderbare Gelüſte Einiger, ſich unaufgefordert in gewiſſe Lebensgefahren zu ſtürzen. Wir verſtehen hier unter der Mordluſt nicht jenes ſchreckliche Ding, — was man bey wilden Nationen und einzelnen Verbrechern — Blutdurſt genannt hat, ſondern die wol eben ſo ſchreckliche Anregung des Gemüths, — den Feind zu vertilgen, damit man die Stärke ſeines Armes zeige, und durch die Proben eines überlegenen Muthes triumphire. Den Ausbruch dieſer Mordluſt, — die ſich, um Muth zu heißen, kaum ſättigen kann, ſieht man auf dem Schlachtfelde in den gräßlichſten Formen, auch da, wo das Morden keinen Zweck mehr haben kann; — man ſieht ihn im hitzigen Zweykampfe, — wo der ſiegende Gegner mit der erhaltenen Satisfaction zufrieden ſeyn könnte, anſtatt daß er dem Gegner ſogar den Todesſtreich zu verſetzen ſucht; man ſieht ihn beym Nachſetzen des fliehenden Feindes, und in einer gräßlichen und brutalen Erbitterung, dem wehrloſen Feinde keinen Pardon zu geben, ſo — wie mehrmahls wehrloſe Franzoſen, die ſich verkrochen hatten, von unmenſchlichen deutſchen Officieren, im Revolutionskriege, mit den Bajonetten jämmerlich erſtochen wurden.

Die andere Erſcheinung des Schwindelmuths, — das heimliche Gelüſte, ſich unaufgefordert in Lebensgefahren zu ſtürzen, iſt noch ſonderbarer, da hier der Muth nicht, wie dort, zugleich von der Rache angeſpornt wird. Sehr viele Menſchen haben nähmlich die Erfahrung mit einander gemein, ſich von der Höhe eines Thurms, eines Felſen, eines hohen Ufers, oder ſogar in das Gerenne einer Mühle herabſtürzen zu wollen, — ohne von dieſem Gelüſte irgend eine Urſache angeben zu können. Ich habe Männer gekannt, die ſich in ſolchen Lagen an irgend einen Gegenſtand feſt anzuhalten pflegten, um nicht vielleicht den **Salto mortale** zu wagen; — und erinnere mich aus meiner Jugend ſehr lebhaft — eines ähnlichen Muthgefühls. Man ſieht die Gefahr vor Augen, — kann ſie meiden, und will doch das fürchterliche Wagſtück unternehmen; — welch eine ſonderbare Stimmung in dem innern Weſen unſerer Entſchloſſenheit! und doch iſt ſie vorhanden. Das Gemüth ſchaudert hier vor der Gefahr, indem es ſich dieſelbe als etwas Wirkliches denkt, — aber zugleich hat man ein Vorgefühl der Freude, wenn man ſie glücklich überſtände, und dieß macht das Wagſtück in der Vorſtellung angenehm. Man möchte nun aus fröhlicher Neugierde die Größe des Muths in ſich ſelbſt erproben, und das Idealiſche der Gefahr flößt uns eine Herzhaftigkeit ein, die aber auch nur idealiſch iſt *).

---

*) Der engliſche Weltweiſe, Eduard Search,

b) **Die Tollkühnheit kann eben ſo wenig zur höhern Natur des Muthes gerechnet werden**, da ſie ohne Ueberlegung und Beſonnenheit, wiederum nur blindlings, in die Gefahr ſtürzt, und ſich jede Mittel zum Zwecke, — auch wol die lächerlichſten und unrechtlichſten, erlaubt. — Schon in ihrer erſten Sylbe liegt die Andeutung, daß dieſe Art der Kühnheit nicht recht klug iſt, — und daß ſie kein Vernünftiger ausüben und achten wird, — ob ſie gleich, wenn ihr Erfolg ſegensreich war, nicht ſelten die größten Lobſprüche erhielt. Sie iſt vornehmlich jungen raſchen Gemüthern eigen, die, aus Mangel an Erfahrung und aus einem übermäßigen Vertrauen zu ſich ſelbſt, — oder auch wol aus einem brauſenden Ehrgeiz, die Ge-

---

kannte einen Mann von Kopf und Gefühl, welcher ſich einſt ein Bedenken machte, — eine Banknote in die Hand zu nehmen, aus Furcht, er möchte ſie ins Feuer werfen, — einen andern, welcher nicht nahe an einen Abgrund treten wollte, weil er eine Neigung zum Hinabſtürzen in ſich befürchtete. [Das Licht der Natur. 1r Theil, 2r Bd. S. 345. Götting. 1772.]

fahren nicht achten, ſondern wol gar durch deren Größe nur noch mehr angeflammt und gleichſam zu einem falſchen Heldenmuthe begeiſtert werden. Zu Wagſtücken im Kriege, — zum Sturmlaufen, zum erſten Angriff, zu Spionen ſind junge Leute immer brauchbarer, als ältere, — und die Veteranen haben daher in den Schlachten nicht immer Wunder gethan.

Kant nennt denjenigen tollkühn, der ſich, bey ſichtbarer Unmöglichkeit, ſeinen Zweck zu erreichen, in die größte Gefahr ſtürzt, wie Carl XII. bey Bender. Mich dünkt, daß weder die Bezeichnung des Tollkühnen überhaupt, — noch der hier bezeichnete Carl XII. richtig getroffen iſt. Die ſichtbare Unmöglichkeit, ſeinen Zweck zu erreichen, ſiehet nur der ruhige Zuſchauer, und zittert für das Leben des Unbeſonnenen, der dem Tode entgegenſtürzt. Der Tollkühne hingegen wagt nichts ohne Hoffnung eines glücklichen Ausganges — und ohne Vertrauen auf das Glück ſelbſt, welches oft die größten Waghälſe mit ſeinen Begünſtigungen belohnt. Die Hoffnung iſt die ewige Gefährtin jedes Muthigen, und ohne ſie, — ſie mag nun wahr oder nur erdichtet ſeyn, würde nichts Großes unternommen werden *). Was endlich den erſtaunlichſten Verwegenen, den die neuere Geſchichte nennt, Carl XII., betrifft, ſo fehlte dieſem ſo wenig die Hoffnung, — daß er vielmehr unter ihrem Einfluſſe ſeinen Muth nie aufgeben konnte. Bey tauſend Gelegenheiten hatte eben dieſer Muth ſich glänzende Lorbeeren errungen; — er hatte die beginnende Majeſtät des ruſſiſchen Staats auf einige Zeit in die Vergeſſenheit zurückgeſchleudert; — er fing an, die Kronen der Könige und Fürſten, — wie goldene Doſen, zu verſchenken; ſein Nahme blieb auch in ſeinem Unglück den Nationen furchtbar; — der gebundene Löwe — blieb immer noch Löwe, und drohete, wenn ſeine Feſſeln gelößt würden, mit neuen Heldenthaten Seine Selbſtvertheidigung in dem brennenden

---

*) Beſſer, als in Kants Anthropologie, wird daher der Tollkühne in der Ethik des Ariſtoteles [von Garve, 2r Band, S. 54] als ein ſolcher beſchrieben: „welcher durch ein zu großes Vertrauen, der Gefahr zu entgehen, ausſchweift.“

Hauſe zu Bender war daher mehr eine ſcheinbare, als wirkliche Tollkühnheit; — er wußte es recht gut, — daß er, als ein dem Intereſſe der Ottomanniſchen Pforte ſo unendlich wichtiger Mann, nicht der Gefangene derſelben bleiben würde.

Oft ſcheint auch der nur tollkühn zu ſeyn, der es nicht iſt, weil ihm zur Ausführung ſeines Muths uns unbekannte Mittel und Geſchicklichkeiten zu Dienſte ſtehen. Wir ſchaudern bey den halsbrechenden Wendungen und Sprüngen eines Aequilibriſten, während er ſelbſt ſein gefährliches Spiel mit lachendem Muthe treibt und uns durch das Steigern ſeiner Kunſt immer neuen Beyfall abzulocken ſucht. So ſcheint uns der Luftſchiffer unter allen Tollkühnen der Tollkühnſte zu ſeyn, wenn er ſich mehrere tauſend Ruthen aus den Wolken zur Erde herabſtürzt, da ihn doch ſein Luftſchiff faſt ſicherer, als den Matroſen das ſeinige trägt. Ja, es giebt ſogar eine Tollkühnheit, welche mit den Gefahren — ſpielt, und in ſofern ſie gleichſam darüber eine privilegirte Macht zu behaupten meint, die ſeltſamſten Wagſtücke übernimmt. Hiervon nur folgendes Beyſpiel.

„Zwey junge Herren von Adel, beyde in den Kriegsdienſten einer deutſchen Macht, — hatten die engſte und zärtlichſte Freundſchaft unter ſich errichtet, — und dieſes Seelenband wurde durch einen gleichen Geſchmack an den ſchönen Wiſſenſchaften und der Philoſophie nur noch feſter zuſammengezogen. Verläugnung körperlicher Schmerzen, ſo ſchreibt der eine dieſer jungen Wagehälſe, und ein unerſchütterlicher Muth waren die Vollkommenheiten, wornach wir vorzüglich ſtrebten, und es gelang uns, durch wiederholte Verſuche unſere Nerven auf eine Art zu ſtärken, wovon ich die glücklichen Folgen oft nachher, bey unvermutheten Gefahren, empfunden habe. Die Mittel, die wir anwandten, um dieſen Zweck zu erreichen, waren nicht ſo empfehlungswürdig. So wetteten wir z. B., die Mündung eines geladenen Piſtols in den Mund zu nehmen, und den Hahn zwanzigmahl zu ſpannen und in Ruhe zu ſetzen, — ja, ſogar zwiſchen einer feuernden Batterie und dem Ziele wechſelsweiſe hindurchzuſprengen" *). — So wagt der unglückliche Spieler tollkühn einen Wurf nach dem andern, bis ihm nichts mehr, als der Strick — zu ſeinem Selbſtmorde übrig bleibt; und ſo ſtürzte ſich der irrende Ritter in faſt unüberwindliche Gefahren, um von der ganzen verſtändigen Welt verlacht zu werden. [Ueber die Tollkühnheit eines franzöſiſchen Edelmanns von Breaute, der in holländiſchen Dienſten ſtand, leſe man den Artikel gleiches Nahmens in Bayle nach.]

c) Eben ſo wenig kann der ein muthiger Mann genannt werden, welcher nur momentane Zuckungen jenes mächtigen Gefühls in ſich wahrnimmt, und, wenn die animaliſchen Reize dazu aufhören, — wol gar in eine furchtſame und kindiſche Poltronerie zurückſinkt. Hierher gehört die ungeſtüme und lärmende Bravour, welche durch die Berauſchung hervorgehet, — mit dieſer

---

*) Denkwürdigkeiten zur Bereicherung der Erfahrungsſeelenlehre und Charakterkunde. 1ſte Sammlung. Halle 1794. S. 55; von C. F. Pockels.

aber auch wieder verſchwindet. Denn hier iſt keine originelle Willensſtärke, — kein poſitivwirkender Muth, ſondern nur eine gewaltſame Anſtrengung der Leidenſchaft vorhanden, die auch in den feigſten Memmen, durch das Hinzukommen eines erhitzenden Stoffes, hervorgebracht werden kann. Die meiſten Trunkenen ſind in dieſem Zuſtande brav, und es iſt der Klugheit gemäß, ihnen bey Zeiten ihre Waffen zu nehmen, wenn ſie nicht ſich und andere unglücklich machen ſollen. Aber, wenn der Rauſch ausgeſchlafen iſt, — bitten ſie wegen ihres tumultuariſchen Weſens um Verzeihung, — oder ſtellen ſich zu der verſprochenen Satisfaction — nicht ein.

Es giebt ſehr viele Männer, die ſich durch jene Stärkungsmittel gleichſam zur Bravour begeiſtern müſſen, wenn ſie etwas wagen, — oder eine Gefahr beſtehen ſollen, — und tauſend Delinquenten würden ohne dieſe Begeiſterung durch ſtarke Getränke ihren Heroismus und Glaubensmuth auf dem Blutgerüſte wenig gezeigt haben. — In den neuern Zeiten hat man ſogar die glänzenden Siege der Franzoſen dem Gebrauche berauſchender Getränke zuſchreiben wollen, —

um hierdurch einen Schatten auf den Waffenruhm dieſes Volks zu werfen. — Wenn aber die Franzoſen durch jene Zaubermittel ſich wirklich einen ungewöhnlichen Muth anelectriſirt haben, ſo könnte man billig fragen: warum die deutſchen Heere ſich nicht eben jener Methode, zu ſiegen, bedienen, und lieber nüchtern — von Betrunkenen beſiegt ſeyn wollten. Indeß iſt dieſe Erfindung, dem Soldaten Muth einzuflößen, nichts Neues, ſondern ſchon in ältern Zeiten von den größten Feldherren benutzt worden. Der Eſſig, womit Hannibal die glühenden Alpenfelſen zerſprengte, — kann ſcherzhaft durch ein Berauſchungsmittel erklärt werden, wodurch er ſeine Carthaginenſer zur Ueberwindung der größten Gefahren zu beleben wußte, — und alle Schwierigkeiten, die man jener erſtaunlichen Fabel entgegenſetzte, erhalten hierdurch auf einmahl ihre — Abfertigung. — Die Türken geben ihren in die Schlacht eilenden Muſelmännern betäubenden Opium, und nennen ihre Braven — Tolle. Der engliſche Soldat geht ſelten, ohne eine Ladung von Spirituoſis zu ſich genommen zu haben, aufs Schlachtfeld, und die engliſchen Parlamentsredner ſchöpfen aus dem nähmlichen Quell oft den Strom ihrer patriotiſchen Suade. Eben ſo ſah man mehrmahls die wüthigen pariſer Freyheitsredner aus den Liqueurbuden nach den Tribünen taumeln, — und dort ihre Raſereyen auf eine ekelhaft-ſtürmiſche Art verkünden.

d) Der blinde und fanatiſche Muth des Schwärmers, des Religiöſen und Andächtlers gehört gleichfalls zu den niedern Stufen der Gemüthskraft, weil er nicht aus perſönlicher Selbſtſtärke, ſondern ganz mechaniſch und blindlings aus dem einmahl angenommenen Glaubensſyſteme hervorgeht, — und durch keine Vorſtellungen der Vernunft geleitet wird. — Vielleicht dürfte man ihn wol überhaupt nicht einmahl — perſönlichen Muth nennen, da der Fanatiker nie durch eigene Kraft die Gefahren zu überwinden glaubt, ſondern ſeine vorgebliche Heldenſtärke [die oft nur ein Eigenſinn des Irrthums iſt] einem ganz andern übermenſchlichen Princip der göttlichen Gnade zuſchreibt. Er mag es ſich ſelbſt nicht einmahl geſtehen, — daß ſein armer, ſchwacher, ſündiger Wille etwas vermag; — aber eben darum iſt ſein Heroismus oft von der erſtaunlichſten und ſeltenſten Art, weil die in ihm wohnende vermeintliche Wunderkraft den Muth zu den größten Opfern und Erduldungen hinaufſpannen kann. Ein Menſch, der den Tod nicht blos in ſtoiſchen Tiraden, ſondern wirklich verachtet, und ihm getroſt entgegeneilt, — wird in den Augen aller Lebendigen ſchon als ein kraftvoller Mann erſcheinen, — noch mehr aber dann, wenn er ihm mit einer Art von Frohſinn und Freudigkeit entgegengeht, und ſo alle Schauder der Natur vor dem Hinſcheiden aus einer ſichtbaren Welt überwunden zu haben ſcheint. Die Märterer der Chriſten eilten gemeiniglich mit fröhlichen Geſängen und Dankſagungen an die Gottheit, — mit einer Art von begeiſterter Oration, ihren Todesqualen entgegen, und ermunterten oft ihre Henker, die Qualen nur noch ſchmerzlicher zu machen, die ſie für ihren heiligen Glauben erdulden müßten. Der Tod ſey in ihren Augen ein leeres Nichts. Den Glaubensmuth des Chriſten könne kein Schmerz in der Welt zerſtören, und alle Könige der Erde wären viel zu ohnmächtig, einen einzigen Rechtgläubigen zum Wiederrufe zu zwingen. Die Verfolger ſelbſt erſtaunten über dieſen Heldengeiſt des Religionsmuthes, der in ſo vielen Menſchen, ohne eigene Seelengröße, wohnte, und durch einen glühenden Egoismus des geiſtlichen Stolzes — Wunder zu verrichten ſchien.

Die politiſche Schwärmerey kann einen ähnlichen Heldenmuth hervorbringen, wenn ein ganzes Volk dazu electriſirt wird. Der einzelne Menſch wird ſich hier freylich nicht ſo leicht, wie der Religionsſchwärmer, für ſeine Meinungen hinrichten laſſen, weil dieſem das Zauberbild himmliſcher Belohnungen winkt; allein bricht der politiſche Schwindel in einem ganzen Volke aus, ſo kann er die kühnſten Plane und Handlungen veranlaſſen, und wol gar den weichlichen Charakter des Volks in einen rohen Geiſt der Tapferkeit umbilden. Alsdann entſteht eine Art von Contagion des Muths, der ſich, wie ein passe parole, von einem Orte zum andern ausbreitet, bis alles zu einem allgemeinen Tumulte und einem allgemeinen Unternehmungsgeiſte reif iſt.

Der Muth der Nation iſt alsdann keiner Einſprache der Vernunft mehr fähig, ſondern ſtürzt ſich, wie ein gewaltiger Einbruch des Meers, durch's ganze Land, und nimmt ſich ſelbſt ſeine Freyheit, — indem er für die Freyheit kämpft. So zeigten ſich die Franzoſen, in dem Taumel einer eingebildeten Freyheit und Gleichheit, als die tapferſte Nation der Erde, und ließen die Wunder ihres Meinungskrieges in den Jahrbüchern der Geſchichte aufzeichnen. Europa zitterte vor dieſen armſeligen Sansculotten, die dem politiſchen Weltall eine andere Form zu geben droheten, — und erſtaunte, daß gemeine Bürger große Kriegesheere anführen, — und ſo gewaltig ſiegen konnten. Der Menſchenforſcher, welcher die Natur dieſes Schwindelmuthes unterſuchte, und dem der Nichtbeſtand einer ſolchen Freyheit klar vor der Seele ſchwebte, ſah es voraus, daß eben dieſer Muth, — als ein blindes Princip der bloßen Leidenſchaftlichkeit, nicht immer beſtehen, — und in einer ſchlaffen Nachgiebigkeit untergehen werde, ſobald ein kühnes und glückliches Genie die monarchiſche Regierung wieder hervorrufen wollte.

Eben darum erblickt man bey allen Volkstumulten und öffentlichen Rebellionen von kleinerer Art faſt immer mehr blinde Verwegenheit, als wirklich ſtarken und feſten Männermuth, der durch die kleinſten Veranlaſſungen geweckt, aber auch durch eben ſolche Kleinigkeiten wieder ausgelöſcht werden kann. Der Muth des Stadt-Pöbels iſt daher gemeiniglich [wenn er nicht ſchon national und republikaniſch geworden, alſo noch keinen imponirenden Charakter angenommen hatte] erloſchen, ſobald er ſich ausgeſchrien hat, oder ein Mann von Bedeutung ihm die traurigen Folgen des Aufruhrs vorſtellt. Allenfalls deckt ein tumultuariſcher Pöbel in London einem verhaßten Miniſter oder Kaufmanne das Dach über dem Kopfe ab, oder wirft dem Sonderling, der bey einem Volksfeſte nicht illuminiren will, die Fenſter ein; — aber viel weiter gehen alle dieſe Ausbrüche des Pöbelmuthes nicht. Eine dumpfe Stille folgt dann gemeiniglich auf die lärmende Exploſion; — die Rädelsführer bitten um Verzeihung, und laſſen ſich geduldiger tyranniſiren, als vorher. Die furchtbare Stürmung der Baſtille wäre am Ende doch nichts geweſen, wenn nicht tauſend andere Grundurſachen den Ausbruch eines weit größern Feuers ſchrecklich genug vorbereitet hätten.

Noch viel weniger darf man die Aufruhrprediger, und die Verfaſſer aufrühriſcher Schriften für wahrhaft muthige Männer halten. Grade dieſe ſind, bey Lichte beſehen, gemeiniglich die elendeſten Poltrons, und ihr ganzer Heldenmuth beſteht in — dunſtigen Worten. Kein Menſch iſt auch leichter zum Widerruf zu bringen, als dieſe Leute, und ein muthiger Grenadier wirft mit einem Blick — dieſen papiernen Heroismus nieder. — Und doch muß man billig erſtaunen, daß man einem ſolchen leichten und verächtlichen Boden das gewaltige Aufkeimen und Fortſchreiten der Revolution zuſchreiben, und die neuere Tapferkeit der Franzoſen ſogar aus dem Rouſſeau und Voltaire erklären wollte. Die Bücher haben jenes blutige Ungeheuer ſo wenig hervorgebracht, als es das Geſumſe der Mücken hervorbringen konnte. Die hundert tauſend Revolutionsſchriften haben den Müßiggängern in Frankreich zum Zeitvertreibe, und den Emigrirten zu einem leeren Schrecken gedient; aber die Armeen würden, ohne alle dieſe literariſchen Gasconaden, doch ihre großen Siege erfochten haben. — Griechenland und Rom, das von revolutionairen Leihebibliotheken, und — von Rouſſeau und Voltaire kein Wort wußte, — zeigte auch ſchon, wie man, um ſein Vaterland zu vertheidigen, ſiegen oder ſterben müſſe. —

e) Endlich kann die wirkliche Unempfindlichkeit, und ſelbſt die Geduld nicht zu dem höhern Adel des männlichen Muthes gerechnet werden, — weil ſie beyde ſeine Negation in ſich ſchließen. Die Unempfindlichkeit kann keinen moraliſchen Selbſtwerth haben, da ſie nicht einmal pathologiſch etwas taugt, — nichts fühlt, — wol gar nicht einmal etwas denkt, keinen Widerſtand durch freye Entſchließung äußert, nichts, als ihr todtes Phlegma den Gefahren entgegenſtellt, und da, wo ſie einmal von der Herzhaftigkeit angefeuert wird, leicht in Grauſamkeit ausarten kann. Es giebt Unempfindliche, die in den größten Stürmen des Lebens einen heitern Muth zeigen und felſenfeſt ſtehen, wenn alles um ſie her zagt und zittert; allein ſie verhalten ſich nicht viel beſſer, wie das Thier auf der Schlachtbank, und ihr ſcheinbarer Muth iſt nichts, als natürliche Kälte des Gefühls, oder wol gar ſich anraiſonnirte Gefühlloſigkeit, die, aus Bizarrerie, alles Entgegenſtreben gegen die Gefahr aufgiebt und verlacht.

Der Geduldige kann gleichfalls eigentlich nicht muthig genannt werden; ſeine Ruhe iſt nicht Herzhaftigkeit, weil ſie die Gefahr oder den Druck eines Leidens nicht ſelbſtthätig von ſich abzuwälzen ſucht, ſondern wol gar ſcheu und feige nachgiebt, — da, wo er handeln ſollte und könnte. Weil die Geduld das Leiden eigentlich nur durch die Länge der Zeit unmerklich zu machen ſucht; ſo iſt ſie als etwas Andauerndes zwar immer eine Kraft des Gemüths, welche in einzelnen Fällen hohe Achtung verdient; aber doch eigentlich nur eine Vis inertiae, — dagegen der Muth eine wirkliche Schnellkraft der Seele genannt werden könnte. Die Geduld iſt eben darum immer mehr das Erbtheil weicher und nachgebender Gemüther geweſen, und die Natur hat ſie dem ſchwächern Geſchlechte zu einer Schadloshaltung ſeines mangelnden Muthes, als kein geringes Kleinod, verliehen. Ja, ſie erſcheint uns in dieſem Geſchlechte ſogar als etwas Heroiſches, weil wir die ruhige Beharrlichkeit des Schwächern im Leiden für eine gewiſſe Erhabenheit und Selbſtſtändigkeit des Gemüths zu halten geneigt ſind. — Der geduldige Mann hingegen, welcher mit ſich machen läßt, was wir wollen, — welcher keine Reaction zeigt, ſondern, worin ſich die Schläge des Schickſals gleichſam wie die Blitze in einem Sumpfe verlieren, — iſt in unſern Augen meiſten Theils ein verächtliches Ding, wenigſtens ein Laſtthier, das ſich mechaniſch beladen läßt, und von dem wir unmöglich etwas Großes und Kräftiges erwarten können. Es giebt Menſchen dieſer Art, welche gleichſam in die Rechte des Himmels einzugreifen glauben, wenn ſie die ihnen vermeintlich zugetheilten Gefahren von ſich abwehren, und ſich gegen das Fatum ſelbſt entrüſten wollten, — wie die Thoren, welche aus eben dieſem Glauben ihre Gebäude lieber vom Blitze zerſtören, als mit Ableitern verſehen laſſen, — oder wie jene Indianer in Amerika, die, wenn ſie umzingelt werden, ihre Waffen wegwerfen, und, ohne um Pardon zu bitten, ſich ruhig dem Tode überliefern. Es giebt ſogar Menſchen, die darin etwas ſuchen, — nichts gegen die drohende Gefahr zu wagen, und ſich das Anſehen eines unerſchütterlichen und weit hinausſehenden Gemüths zu geben; aber man kann ziemlich ſicher annehmen, daß hinter dieſer affectirten Gleichgültigkeit meiſten Theils ein kleinlicher und verzagter Sinn ſteckt, der ſich ungeſchickt zum Angriffe fühlt, und ſich darum lieber gar nicht in's Feld wagt. Die muthig ſcheinende Maxime: ich will es darauf ankommen laſſen, — alſo — ich will das Ding geduldig und unthätig abwarten, iſt daher nie die Handlungsregel ſtarker Geiſter geweſen, und kein Muth iſt wol verdächtiger, als der, welcher ſich einen überlegenen Feind zu nahe kommen läßt. — Aber alsdann geht die Geduld in einen wahren Heroismus über, wenn ſie unabänderliche Leiden und Stürme des Lebens mit ernſter und großer Faſſung trägt, — ſich gleichſam in ihrer heldenkühnen Selbſtbeſonnenheit über das Schickſal erhebt, mit Großmuth die einſtürmenden Thorheiten und Gebrechen der Menſchen duldet, auch bey den reitzendſten Anlockungen, der Wahrheit und Tugend ungetreu zu werden, feſt ſteht, die trübe Gegenwart nicht fürchtet, vor der noch dunklern Zukunft nicht zittert, und in ihren verworrenſten Labyrinthen einer lichtvollen Entwickelung ihrer harten Prüfungen entgegenblickt.

Der wahre Muth.

Nach dieſen negativen Kennzeichen, worin der echte Muth nicht beſteht, und nicht beſtehen kann, können wir deſto leichter zur Schilderung ſeiner wahren Natur übergehen, zu welchem Ende wir zur logiſchen Beſtimmung ſeiner verſchiedenen Arten folgende Definitionen, als eine tabellariſche Ueberſicht derſelben, voranſchicken wollen.

„Die Faſſung des Gemüths, die Gefahr mit Ueberlegung zu übernehmen, iſt der Muth.“

„Die Stärke des innern Sinnes, nicht leicht wodurch in Furcht geſetzt zu werden, iſt Unerſchrockenheit.“

„Der Mangel des Muths iſt Feigheit, der Mangel der Unerſchrockenheit iſt Schüchternheit.“

„Herzhaft iſt der, welcher nicht erſchrickt. Muth hat der, welcher mit Ueberlegung der Gefahr nicht weicht.“

„Tapfer iſt der, deſſen Muth in Gefahren anhaltend iſt. Wagehalſig iſt der Leichtſinnige, der ſich in Gefahren wagt, weil er ſie nicht kennt.“

„Kühn iſt der, welcher ſie wagt, ob er ſie gleich kennt. Tollkühn, der etwas auf Tod und Leben wagt.“

„Erſchrockenheit iſt nicht eine habituelle Beſchaffenheit, leicht in Furcht zu gerathen, denn dieſe heißt Schüchternheit; ſondern blos ein Zuſtand und zufällige Disposition [mehren Theils blos von körperlichen Urſachen abhängend], ſich gegen eine plötzlich aufſtoßende Gefahr nicht gefaßt genug zu fühlen. — Einem Feldherrn, der im Schlafrock iſt, indem ihm die unerwartete Annäherung des Feindes angekündigt wird, kann wol das Blut einen Augenblick in den Herzkammern ſtocken, und an einem gewiſſen General bemerkte ſein Arzt, daß, wenn er Säure im Magen hatte, der ſonſt brave Mann kleinmüthig und ſchüchtern war."

„Herzhaftigkeit aber iſt blos Temperamentseigenſchaft. Der Muth dagegen beruhet auf Grundſätzen — und iſt eine Tugend; die Vernunft reicht dem entſchloſſenen Manne alsdann Stärke, die ihm die Natur bisweilen verſagt;" dagegen ſich die wahre Herzhaftigkeit Keiner geben kann.

„Der Muth als Affect [mithin einerſeits zur Sinnlichkeit gehörend] kann aber auch durch Vernunft erweckt, und ſo wahre Tapferkeit und Tugendſtärke ſeyn. Sich durch Sticheleyen und mit Witz geſchärfte, ebendadurch aber nur deſto gefährlichere Verhöhnungen deſſen, was ehrwürdig iſt, nicht abſchrecken zu laſſen, ſondern ſeinen Gang ſtandhaft zu verfolgen, iſt ein moraliſcher

Muth, den mancher nicht beſitzt, welcher ſich in der Feldſchlacht und im Duell als einen Braven zeigt. Es gehört nähmlich zur Entſchloſſenheit etwas, was die Pflicht gebiethet, ſelbſt auf die Gefahr der Verſpottung von Andern zu wagen, ſogar ein hoher Grad von Muth, weil Ehrliebe die beſtändige Begleiterin der Tugend iſt, und der wider die Gewalt hinreichend Gefaßte doch der Verhöhnung ſich ſelten gewachſen fühlt, wenn man ihm dieſen Anſpruch auf Ehre mit Hohnlachen verweigert." *)

Der wahre Muth, die aus ſich ſelbſt hervorgehende Willensſtärke, nicht blos furchtlos zu ſcheinen, ſondern es auch wirklich zu ſeyn, iſt eine der achtungswürdigſten Grundzüge des männlichen Charakters, und gleichſam der Lebensgeiſt und die Nervenkraft ſeiner Seele. Von dieſer innern Selbſtſtärke geſtählt und durchdrungen, geht der Krieger mit hoher

---

*) J. Kants Anthropologie. 2te Auflage. S. 210. 1800.

Unerſchrockenheit den Gefahren des Todes entgegen, erſteigt fürchterliche Mauern und Felſen, erträgt in Begründung ſeiner Siege Hunger und Durſt, wirft ſich zum Angriff in die Fluthen, und erwartet dort heldenkühn ſeine ſchreckliche Bewillkommung aus dem Donner des Geſchützes, — oder, er wagt ſich auch wol gar mit ſeinem Häuflein gegen Hunderttauſende, und ſpricht mit dem unſterblichen Leonidas zu ſeinen Helden: „kommt, meine Freunde, laßt uns hier noch ein fröhliches Mittagsmahl nehmen, denn dieſen Abend werden wir in der Unterwelt ſpeiſen," und frohlockend und geiſtesſtark umarmen ſich die Tapfern auf dem Hingange zum Tode. — So durchbrach auf einem andern Wege der Seelenſtärke, aber mit gleicher Entſchloſſenheit, zu ſiegen oder zu ſterben, Luther's hoher Geiſt die Ketten der Finſterniß und der Pfaffentyranney, womit ſeit Jahrhunderten das Pabſtthum die Freyheit des Menſchen gefeſſelt hatte, — und ſo, durch den Glauben an ſich ſelbſt und an ſeine gerechte Sache, fertigte er auf der ſchrecklichen Reiſe nach Worms, wo er das Schickſal eines Huß erwarten konnte, ſein muthiges Heldenlied: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott.“ So, durch ſich ſelbſt ſtark, durchirrte der unerſchrockene Columbus monathelang einen unbekannten Ocean, ohne den feſten Sinn des Helden zu verlieren, als ihn ſeine Untergebene, des gefährlichen Länderſuchens müde, mit dem Tode bedroheten, und hiermit allen ſeinen großen Entwürfen ſelbſt den Todesſtreich verſetzen wollten.

So, in ſich ſelbſt und auf ſich ſelbſt gegründet, ging Friedrich der Große ſeine erſtaunliche Heldenbahn ſein ganzes Leben hindurch, und in den gefährlichſten Kriegen, da ſich gleichſam alle Giganten Europa's gegen den Einzigen verbündet hatten; — und blieb durch eben dieſen Muth ſo in dem unendlichen Raume — der Geſchichte als Held und Sieger ſtehen. Alle die, welche dieſen großen Mann perſönlich kannten, und vornehmlich die, welche ihn ſo oft auf die Schlachtfelder begleiteten, haben ihn den Bravſten ſeiner Heere genannt, und ſeine Unerſchrockenheit und Geiſtesgegenwart in den allerbedenklichſten Criſen der Gefahr nicht genug bewundern können. Nach Jahrtauſenden wird man noch den Heldenbrief mit frohem Erſtaunen leſen, welchen Friedrich der Große kurz vor der entſetzlichen Schlacht bey Torgau an einen ſeiner gelehrten Freunde, an den Marquis d'Argens, ſchrieb. Hier ſind die Grundzüge dieſer ewig denkwürdigen Epiſtel, — aus welcher der Geiſt eines Mannes ſpricht, der lieber ſterben, als einen unrühmlichen Frieden unterzeichnen will. — „Ich betrachte den Tod als ein Stoiker. Ich werde den Augenblick nie ſehen, der mich zu einem nachtheiligen Frieden nöthigen könnte. Es giebt keine Ueberredungen, keine Beredſamkeit, die mich dahin bringen könnte, meine Schande zu unterzeichnen. — Entweder laſſe ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder ich werde, wenn dieſer Troſt dem mich verfolgenden Geſchick noch zu ſüß erſcheinen ſollte, meinem Unglück ein Ende zu machen wiſſen. Ich habe meine Handlungen von jeher nach meiner innern Ueberzeugung und nach dem Gefühle von Ehre eingerichtet, welches alle meine Schritte leitet, und immer leiten wird. — Nachdem ich meine Jugend meinem Vater, mein reiferes Alter dem Vaterlande gewidmet hatte, glaube ich nun, mit Recht über mein Alter gebiethen zu können. Ich ſagte es, — und wiederhole es: nie werde ich einen entehrenden Frieden unterſchreiben. Auch dieſen Feldzug werde ich mit feſter Entſchloſſenheit, alles zu wagen, — endigen! ich werde zur Erreichung meiner Plane die kühnſten Dinge unternehmen, — oder einen ehrenvollen Tod ſterben.“ [Correspondance entre Frédéric II. et le Marquis d'Argens. Tom. I. p. 218. Königsberg 1798.]

In eben dieſem Heldentone, den nur der große und ſelbſtändige Geiſt reden kann, ſchrieb Friedrich nach dem entſetzlichen Verluſte von Schweidnitz im Herbſt 1761: „Vaterland! geliebter Nahme! bey deinem Kummer weihet und opfert dir mein trauerndes Herz den matten Lebensſtrahl eines unglücklichen Daſeyns. Fern von unnützen Sorgen, ſtürze ich mich in gefahrdrohende Gefilde; die Tugend belebt mich, ein neuer Tag leuchtet mir. Rächen will ich den Staat, mindern ſein Elend; vergeſſen will ich meine Sorgen, um nur zu denken an ihn; die Kraft meiner Arme ſey ihm eine feſte Stütze. Trotz ſeiner Neigung muß man in den Fluthen ſchwimmen, ſterben für's Vaterland, oder ſeine Erwartung erfüllen." — Vor der Bataille bey Liſſa oder Leuthen ſtellte man dem Könige vor: daß die feindliche Armee noch einmahl ſo ſtark wäre, als die ſeinige. „Ich weiß es, antwortete der große Mann: aber es bleibt mir kein anderer Ausweg mehr, als — zu ſiegen oder umzukommen. Ich werde ſie angreifen, und wenn ſie auf dem Breslauer Glockenthurme hingen."

Vor der höchſtbedenklichen Roßbacher Schlacht, — die, nach der Meinung ſtolzer und übermüthiger Feinde, die Königswürde des großen Helden vertilgen, und ihn für ſeine vorigen Siege fürchterlich beſtrafen ſollte, redete er ſeine Braven mit einer Seelenſtärke an, die in den Jahrbüchern der Geſchichte unvergeßlich bleiben wird. „Die Stunde iſt gekommen, meine Freunde, da alles, was uns theuer ſeyn ſollte und theuer iſt, von unſern Waffen und unſerm Verhalten abhängt. Die Zeit vergönnt mir nur wenig Worte, und es wäre unnöthig, viel zu ſagen. — Ihr wißt, daß keine Beſchwerde, kein Hunger, keine Kälte, kein Wachen, keine

Gefahr ſo groß geweſen iſt, die ich bisher nicht mit euch getheilt hätte; und ihr ſehet mich jetzt bereit, mein Leben mit und für euch dahinzugeben. Alles, was ich von euch verlange, iſt das nähmliche Pfand der Liebe und Treue, welches ich euch ſelbſt gebe. — Nun haltet euch brav, und vertrauet Gott!" Die Wirkung dieſer heroiſch-väterlichen Anrede läßt ſich nicht beſchreiben. Die Rührung brach in ein allgemeines Zujauchzen aus, und die Blicke und das Betragen der Soldaten waren bis zu einer Art von heroiſcher Raſerey entflammt *).

So zeigte ſich Friedrich, aus hohem Pflicht- und Ehrgefühl, in allen kritiſchen Lagen ſeines thatenreichen Lebens, — ſo, mit dieſem felſenfeſten und ſich ſelbſt ſchaffenden Männerſinn, — mit dieſer reifen Geiſtesſtärke und dieſer philoſophiſchen Kaltblütigkeit, — ohne welche ihn ſeine zahlloſen Feinde vernichtet hätten. Bisweilen erlag zwar dieſer ſtarke Sinn momentanen

---

*) Charakteriſtik Friedrichs des Zweyten. Berl. 1793. 3r Theil. S. 49 u. f.

— Beſorgniſſen, wenn ihm die Laſt ſeines gefahrvollen und von allen Seiten bedroheten Daſeyns zu ſchwer wurde, wenn körperliche Leiden ihn von ſeiner großen Heldenbahn abzurufen ſchienen; allein kurz darauf ſtieg ſein Muth wiederum himmelan, und verrichtete die erſtaunlichſten Dinge. Die Geſchichte ſeines Lebens könnte die Geſchichte der Bravour genannt werden, — eine Bravour, die einer überdachten Maxime: ſo und nicht anders zu handeln, treu bleibt, wenn auch das Leben dabey untergehen ſollte. Der König war bisweilen wirklich etwas zu tapfer, und ſtürzte ſich in augenſcheinliche Gefahren des Todes, — wo ſeine Krieger um und neben ihm von den mörderiſchen Kugeln niedergeſtreckt — und ſeine eigenen Pferde mehrmahls unter ihm getödtet wurden. In ſolchen Tod verkündenden Augenblicken ſprach der König allemahl mit ſeinen Generalen, und zum Erſtaunen des Kühnſten ſelbſt, mit einer Faſſung des Gemüths, und ſogar oft in einer frohgelaunten Stimmung, die den Helden in ſeiner ganzen Größe zeigte, und den feſten Glauben an ſein Fatum in ihm verherrlichte. — So zeigte ſich

Friedrich nicht nur da, — als ihn das jugendliche Feuer zu Thaten trieb, die er in den Biographien der größten Helden aller Jahrhunderte anſtaunte, ſondern auch da, als er ſchon ſeinen hohem Alter entgegenrückte, und in ihm die romantiſchen Ideen einer vollendeten Heldengröße nach und nach verglimmen mochten.

Aber auch ſchon in der frühern Jugend zeigten ſich in ihm die mächtigen Talente zum großen Manne und zum Helden, ob ſie gleich von ſeiner Oppoſitionspartey, an deren Spitze ſelbſt ſein Vater ſtand, nicht beobachtet und gekannt wurden. Seine hellſehenden und vertrauten Freunde, in deren Gegenwart ſich das Genie des Jünglings frey und lebendig öffnen durfte, beurtheilten ihn ganz anders. Sehr früh hatte ſich Friedrich die Bahn ſeines Ruhms ſelbſt vorgezeichnet, — die Ehre war ſein hohes Ziel, und er hat es auf die herrlichſte Art erreicht. „Je crois, ſagt Herr von Suhm in ſeiner Correspondance familière et amicale de Fréderic Second, — que sa plus grande passion est celles de la gloire, qu'il fait consister à agir toujours conformement à la plus exacte raison et à écarter soigneusement de son esprit tous les préjugés." Suhm erzählt weiter: der junge Prinz habe wirklich einſt die romantiſche Idee gefaßt: ein vollendeter Menſch zu werden. Suhm äußerte dagegen: daß dieſes Ziel nur idealiſch und unerreichbar ſey. — „Die Sache verhält ſich, erwiderte der Prinz, wie das Suchen des Steins der Weiſen; — die, welche dieß thäten, fänden zwar den Stein nicht ſelbſt, fänden aber auf ihrem Wege eine Menge guter und nützlicher Dinge, und ſchloß die Rede mit dem Voltairiſchen Verſe: „Tel brille au second rang, qui s'éclipse au premier." So beſcheiden dachte nachher der große Mann immer von ſich ſelbſt, und dieſe Beſcheidenheit war auch — Seelengröße.

Der Muth und die von großen Hoffnungen beſeelte Entſchloſſenheit des großen Mannes theilte ſich auch ſeinen Heeren mit, und ſo verrichtete er durch ſein erhabenes Beyſpiel Wunderdinge, ohne daß er ſelbſt immer gegenwärtig war. — Die Zuverſicht zu einem edeln und ſelbſtſtändigen Charakter iſt in Gefahren ſo herzſtärkend und wunderthätig, wie das Vertrauen des

Kranken zu einem achtbaren Arzte, wodurch ſchon tauſend Menſchen geneſen ſind. Das Bild der Größe und Standhaftigkeit bewirkt ſelbſt in gemeinen Seelen eine Art von Stahlkur, die ſich auf Generationen fortpflanzen, und einem ganzen Volke die Bildung zu einer ungewöhnlichen Selbſtſtärke geben kann. Ja, es ſcheint ſogar ein Bedürfniß der menſchlichen Natur zu ſeyn, — daß ſie ſich da, wo ſie ihre Schwäche fühlt, gern an etwas Großes und Unerſchütterliches anlehnt, und dann gleichſam von dem Hauch einer übermenſchlichen Kraft durchdrungen und gehoben wird. Mit einem Manne von wahrem Heldenmuthe geht das Heer fröhlich ſeinem Tode entgegen, wie wir dieß von Friedrichs Heeren wiſſen; es iſt eine Ehre, mit ihm zu ſterben, weil es eine Ehre iſt, mit ihm zu ſiegen. Unter einem bangen und unentſchloſſenen Feldherrn hingegen ſanken oft die bravſten Truppen in eine Feigheit und Unthätigkeit hinab, die man ſonſt gar nicht an ihnen kannte, — weil das Vertrauen zu dem Anführer erloſchen war.

Iſt nur dieſer Hebel des Muths vorhanden —, geſetzt, daß der General auch nur mittelmäßige Talente beſäße, ſo iſt gewöhnlich der Sieg ſchon halb gewonnen. Der muthige Feldherr, welcher dieſe magiſche Kraft ſeines Beyſpiels zur Electriſirung ſeiner Soldaten kennt, wird daher alles entfernen, was jenes Vertrauen zu ſeinem Muthe ſchwächen könnte. Er wird in den größten Gefahren keine Zaghaftigkeit blicken laſſen; er wird ſich immer gleich bleiben; er wird immer von ſeinen großen Hoffnungen reden, wenn er auch faſt die Unmöglichkeit ſeiner Rettung vor ſich ſehen ſollte. Er wird aber auch ſein Heer vor den Anwandlungen einer periodiſchen Feigheit, wodurch bisweilen die tapferſten Armeen wie von einem böſen Geiſte angeſteckt werden, zu ſichern wiſſen. Alexander beſaß hierin einen ganz eigenen Kunſtgriff, den ſinkenden Muth ſeines Kriegsvolks wieder zu heben, und die ſchlimmen Vorbedeutungen, welche es ſich erträumt hatte, — grade als Weiſſagungen bevorſtehender Siege zu deuten. Der gemeine Mann kann durch die geringfügigſten Dinge muthlos, und eben ſo durch lächerliche Einbildungen beherzt gemacht werden. Daher verbot ein Officier beym Anfang eines Gefechts das ängſtliche

Beten, weil das nur, wie er ſich ausdruckte, ſeine Leute confus mache; — daher ließen vormahls mehrere Feldherren den Wahn des gemeinen Mannes ſtehen, daß ſie von den kleinen Kugeln nicht getödtet werden könnten. Der Soldat wurde hierdurch gleichſam ſelbſt feſt gemacht, indem er glaubte, daß ſich ſein Feldherr feſtmachen könne.

Der Muth des Mannes zeigt ſich aber nicht allein in Gefahren und Ungewittern des Lebens, ſondern er führt auch den männlichen Geiſt durch alle übrige Beſchwerlichkeiten, Verwickelungen und Intriguen, die ſich ſeinen Planen und ſeiner Freyheit entgegenſtellen, — wozu denn oft eine größere Seelenſtärke, als zu der furchtbaren Anſicht eines Schlachtfeldes erfordert wird. Der Regent und Staatsmann, der, zur Behauptung ſeiner politiſchen Ehre, mit unendlichen Schwierigkeiten kämpfen, und dabey wol gar noch den Undank des Vaterlandes erdulden muß; der Fürſt, der mit mächtigen Feinden umgeben iſt, und durch Klugheit und männlichen

Ernſt den Einſturz ſeines Staats verhütet, oder ihn durch eine raſtloſe Thätigkeit aus dem Chaos innerer Verwirrung und Kraftloſigkeit gleichſam neu und verjüngt, wie durch ein Wunderwerk, wieder auferſtehen läßt, verdient ſchon darum den Nahmen des Helden. *Der Mann*, welcher für Licht und Wahrheit, unter den Verfolgungen kurzſichtiger und mächtiger Zeloten, kämpft, und ſein hohes Ziel ſtets heldenkühn ins Auge faßt, damit er nicht unterſinke; *der Mann*, welcher der Märterer ſeiner Tugend und ſeines Patriotismus wird, und lieber ſtirbt, als ſich einen feilen und ſclaviſchen Wiederruf erlaubt, iſt wol eben ſo muthig und ſeelenſtark, als der Feldherr auf dem Schlachtfelde. *Der Freund*, welcher für ſeine Freunde ſein eigenes Glück aufzuopfern fähig iſt, welcher ihnen in den Stürmen des Lebens kräftig zur Seite ſteht, und, bey ſeinen gewagten Aufopferungen, nicht auf das Hohngelächter der Welt, ſondern nur auf die Stimme des Muths und der Pflicht achtet, iſt in ſeiner Art auch ein Heros. *Der edle Hausvater*, die wackre *Hausmutter*, denen das Glück ſehr karge Gunſtbezeigungen, aber eine deſto zahlreichere Familie geſchenkt hat, Aeltern, die ohne Vermögen, wol gar im Kampfe mit Mangel und geſtörten Hoffnungen, allein durch Betriebſamkeit und raſtloſen Fleiß, ihre Kinder zu nützlichen Staatsbürgern erziehen, und ihre Ehre jeder unerlaubten Bewerbung um die Gunſt mächtiger Beſchützer unendlich weit vorziehen, — dürfen auch ihre Anſprüche auf Heroismus und Stärke des Geiſtes machen, und der Tapferſte würde oft nichts verlieren, wenn er ſeinen Muth gegen jene ſtille Seelengröße, die freylich nicht in die Augen fällt, aber deſto verdienſtlicher iſt, — austauſchen könnte.

Eben deswegen hat man dem männlichen Muthe unter allen Nationen der Erde heilige Altäre und Ehrentempel errichtet, und Athen unterſchrieb ſeine eigene Schande, als es ſeinen wunderthätigen Erretter und Helden, Miltiades, zum Lohn ſeines muthigen Patriotismus, in die Feſſeln warf. Die Vernunft hat von jeher die Tapferkeit als das ſchönſte Kleinod des Mannes geehrt, und auf dieſer glänzenden Bahn ſind alle große Männer ihrer Unſterblichkeit entgegengeeilt; — man hat ſogar dieſe erhabene

Kraft des Willens ein göttliches Feuer genannt, welches den Menſchen über ſich ſelbſt hinaushebe, und nur noch mehr mit den unſterblichen Geiſtern befreunde. Einer unſerer philoſophiſchen Selbſtdenker macht den Heroismus zu einer Cardinaltugend des menſchlichen Willens. „In allen deinen Abſichten, Handlungen und Unterlaſſungen, ſagt er, ſey Geiſteskraft und Muth dein Grund und Zweck, oder zeige dich in deiner eigenen Stärke, in deinem edeln Heroismus!" — „Wenn wir, ſetzt er hinzu, mit den Löwen und Pferden Kraft fühlen, und uns dabey erfreuen, wenn ſchon die großen Kräfte der Natur, das Krachen des Donners und das Toben des Meeres das Herz mit einem unausſprechlich erhabenen Gefühle erfüllen, wie viel mehr der Menſch in ſeiner ſtolzen Kraft, der uns näher am Herzen ſteht? Sein hoher entflammter Muth in Gefahren, ſeine ausdauernde Kraft in ſeinen Arbeiten, ſeine Kühnheit des ſtolzen Trotzes gegen die Drohungen und Schläge des Schickſals, ſein unbiegſamer Nacken, den er dem Wüterich zeigt, ſein mächtiges Anſtämmen gegen die Wuth der Leidenſchaften — ſind die entzückendſten Anblicke, ſie ſchwellen das Herz mit hohen Gefühlen auf, ſie begeiſtern unſern Muth und ſpannen unſere Kraft, daß ſie ſich entſchloſſen zu ähnlichen Aeußerungen ſtreckt. Welche Gefühle müſſen ſich aber in Vergleichung mit dieſen in uns regen, wenn wir jene bewunderte Eigenſchaft der Stärke und Hoheit an uns ſelbſt in unſern Handlungen anſchauen können! — Was iſt ein großer Theil der Freude des Kindes, des Jünglings und Mannes anders, als die Freude ihrer Kraft? Was macht den Reichthum, Stand, Anſehn, Schönheit, Beredſamkeit — ſo beneidenswerth, wenn es nicht der Reiz der Macht iſt, welchen man mit ihnen verbindet? — Wahrhaftig, es iſt ein Gedanke voll des erhabenſten Gefühls, ſich die ganze weite Menſchheit, die ſich in unſerer Gattung regt, mit hoher edler Geiſtesſtärke und ächter Mannheit angethan zu denken" *).

Montaigne macht die ſehr richtige Bemerkung: daß man den Beleidigten,

---

*) J. H. Abicht Neues Syſtem einer philoſophiſchen Tugendlehre. Leipz. 1790. S. 257 u. f.

welcher uns züchtigen kann, am leichteſten durch Unterwerfung und demüthiges Hingeben zum Mitleiden bewegen und auf die Art entwaffnen könne. Eben ſo richtig ſetzt er hinzu: daß Muth und Tapferkeit [durch das erhabene Bild und den Eindruck ihrer Größe] bisweilen ſelbſt unſere Feinde für uns einnehmen, und ſie mit uns auf eine großmüthige Art ausſöhnen könne. Die Beyſpiele, welche er hierüber anführt, ſind eben ſo intereſſant, als wahr. Der Prinz Eduard von Wallis, welcher in das Herz von Frankreich eindrang, lange Zeit hindurch Guienne beherrſchte, ein von ſeinen Talenten und ſeinem Glücke hochbegünſtigter Herr, war von den Limoſinern tief beleidigt worden. Das Unglück der Stadt war entſchieden, der rachſüchtige Krieger nahm ſie mit ſtürmender Hand ein. Tod und Verwüſtung eilte durch die Straßen; das Jammergeſchrey des Volks, der Frauen und Kinder, welche vor ihm niederſtürzten und ihn wehmüthig um Gnade anfleheten, konnte den brittiſchen Wütherich, der auch dieſe Unſchuldigen morden ließ, nicht beſänftigen, bis er endlich, bey ſeinem weitern

Vordringen, drey franzöſiſche Edelleute gewahr wurde, die mit einer unglaublichen Kühnheit, von einem kleinen Häuflein Tapferer begleitet, ſich für ihr Volk aufzuopfern entſchloſſen waren, und den Angriff des ſiegenden Heeres mit unglaublicher Heldenſtärke aushielten. Der Sieger ſtaunte über dieſe kühne That; ſein Staunen verwandelte ſich in ein Wohlgefallen an ihr; ſein Zorn wurde beſänftigt, und ſämmtlichen Einwohnern der Stadt wurde nun ihr Vergehen verziehen *).

„Scanderbeg, Prinz von Epirus, ein Herr von wunderbarer Stärke und Herzhaftigkeit, jagte wüthend einem ſeiner Soldaten nach, den er ermorden wollte. Der Unglückliche bat und flehete um ſein armes Leben; Scanderbeg war unerbittlich. Endlich entſchloß ſich der verzweifelnde Soldat, es auf das Aeußerſte ankommen zu laſſen, und ſeinen Feldherrn mit dem Degen in der Fauſt zu empfangen. Dieſer kühne Entſchluß beſänftigte, wie ein ſchnellwirkendes Zaubermittel, die

---

*) Essais Tom. I. chap. I. Par divers moyens on arrive à pareille fin.

Wuth ſeines Herrn, und ſöhnte ihn mit einem Menſchen aus, welcher ein ſo rühmliches Mittel zu ſeiner Vertheidigung ergriffen hatte *). — So groß war Alexander nicht; als ihm der mit Blut und Wunden bedeckte Betis, welcher Gaza mit einer unglaublichen Tapferkeit vertheidigt hatte, und darum ſchon die Achtung jedes Tapfern verdiente, ausgeliefert wurde. „Du ſollſt, ſprach der blutdürſtige Tyrann, nicht nach deinem Wunſche ſterben, — mache dich vielmehr auf alle Martern gefaßt, die für einen Gefangenen erſonnen werden können.“ Betis antwortete dem gekrönten Abenteurer nur mit einem ſtolzen Blick, und nun ſagte Alexander zu ſeiner ewigen Schande folgende entſetzliche Worte: „ich will dieſes Schweigen brechen, und wenn ich ihn zu keinen Worten zwingen kann, ſo will ich ihm doch wenigſtens ein Winſeln auspreſſen“ **).

---

*) Montaigne in demſelben Capitel.

**) Non, ut voluisti, morireris, Beti: sed quidquid tormentorum in captivum inveniri potest, passurum te cogita. — Vincam tamen silentium et si, nihil aliud, certe gemitu interpellabo. Curtius Lib. IV. Cap. VI.

Die Vorſtellung des Muthes und der Tapferkeit machte von jeher ſo tiefe Eindrücke auf die menſchliche Seele, daß jene Eigenſchaften zu allen Zeiten ſogar mehr, als Tugend und Güte des Herzens, geehrt und bewundert wurden; — — man hat ſogar dem Tapfern ſelbſt große Schwächen verzeihen können, wenn nur ſein Muth erprobt war. Unter allen Nahmen der Größe ſteht der des Helden oben an, und alle große Regenten haben ihn geſucht. Die Meiſter der griechiſchen und römiſchen Dichtkunſt ſpielen am Altare der Helden ihr erhabenſtes Spiel. Die Originalität des Guten zieht wegen ſeiner ſchlichten Einfachheit die Geiſter weniger an, als das romantiſche Bild des Helden. Homer und Virgil, Taſſo und Arioſt, Milton und Klopſtock verdanken ihre Unſterblichkeit nicht dem Gemälde der Herzensgüte, ſondern der lebendigen Darſtellung des Heldenmuths. Hier konnte ſich die Dichtkunſt über die Alltäglichkeit der Menſchennatur erheben, welche der Phantaſie keinen Stoff zu hohen Begeiſterungen giebt; dahingegen ihr der Held wie ein Wunderthäter und Zauberer erſcheint, der ſich das Gebiet ſeiner Freyheit ſelbſt ſchafft, und in einem unendlichen Raume ſeine Ausbildung findet. Die Dichtkunſt wird in der Zeichnung des Helden nicht ſo, wie in der Charakteriſtik des gewöhnlichen Menſchen, eingeſchränkt; ſie kann ihr erhabenes Bild, den Held der Epopee ſo weit emporheben und verſchönern, als ſie will, weil ſie die Kraft, als etwas Relatives, faſt in's Unendliche hinaus dichten, und ihr Ideal bis zur magiſchen Täuſchung des Vollkommenen verherrlichen kann. Der Held iſt daher als eine idealiſche Norm der höchſten Menſchengröße ganz der Mann der Dichtkunſt; — der gewöhnliche, ſelbſt der gute Mann hingegen nur der Menſch in Proſa.

Der Dichter ſiehet in dem Helden das Princip einer nie wankenden, kraftvollen Thätigkeit wirken. Aus dieſem Geſichtspunkte iſt er über die Menſchheit erhaben; er ſchwebt in einer höhern Region des Daſeyns, wie ein Schutzgott, über ihr, indem er ſich von ihren kleinlichen Leidenſchaften losriß. Seine Größe liegt gleichſam auſſerhalb der Welt, und iſt unüberwindlich, weil der Furchtloſe keinen Sieger über ſich erkennt, und ſeine Selbſtkraft durch die Reitze des Sinnenlebens zwar angefochten, aber nicht zerſtöhrt werden kann. Selbſt ſeine zartern Empfindungen, ſein liebendes Herz, ſein gefühlvolles Gemüth ſtehen unter den höhern Bedingungen des Muths. Er verläßt mit großer Seele die väterliche Heimath, und windet ſich aus den Armen geliebter Freunde und Kinder, wenn ſeine Pflicht und ſeine Ehre ihn auf das Schlachtfeld ruft. Selbſt die mächtigſte aller Leidenſchaften, die Liebe, wird ihn nicht zürückhalten, weil ſie ſeinen Heldenmuth brechen könnte, und weil ihm ſein höheres Ziel, das Ziel der Unſterblichkeit, vorſchwebt; aber nach geendigtem Kampfe, nach einem neuen ſich errungenen Leben ruhet er in ihren Armen aus, und legt ſeine Trophäen auf ihrem Altar nieder. — Der Dichter dichtet ſeinen Helden zu einer Art von Gottheit, die über alle Gefahren durch ihre innere Stärke erhaben iſt, aber ſie doch, als ein in die Menſchheit gehülltes Weſen, beſtehen muß, damit er ſeine erhabene Realität als eine Erſcheinung in der moraliſchen Welt vollende. Der Tod ſelbſt iſt ihm nur eine Kleinigkeit, —

denn dem Starken folgt das Unſterbliche nach, und das wirkliche Leben wird muthig gegen ein anderes vertauſcht, das noch wirklicher iſt, weil es vermöge des Ruhms in der Vorſtellung ewig dauert. Hoch über allen Menſchen ſtehet daher der Held der Dichtkunſt ſchon darum, weil er den Tod verachtet, während alle übrigen vor ihm zittern. Er allein verdient alſo auch die Menſchheit zu regieren, damit ſie an ſeinem Beyſpiele die Verachtung des Todes lerne, welches eine ihrer höhern Stufen der Cultur ſey.

Der Dichter ſieht in dem Helden eine verherrlichte Natur, die ſich immer ſelbſt genug und, kraft ihrer innern Größe, unfähig iſt, beleidigt zu werden; durch keine Beleidigung entehrt werden kann, folglich auch keine ahndet. Darum iſt er ſo groß und nachſichtig gegen ſeine Feinde und Verfolger; er erläßt ihnen die verdiente Strafe, wenn ſie in ſeinen Händen ſind. Der Wehrloſe, der Unglückliche ſteht allemahl unter ſeinem heiligen Schutze. Großmuth iſt ſein Charakter, nicht ſowol aus Weichherzigkeit, weil dieſe auch Gemüthsſchwäche ſeyn könnte, ſondern, weil der Adler keine Fliege tödtet, und die Ehre des Helden an weit größern Gegenſtänden, als an einer kleinlichen Rache, hängt. Millionen Menſchen, die ſich wundergroß dünken, ſchwärmen doch nur wie Atome um ihn her, die ſeinen Gang nicht aufhalten, und das Gleichgewicht ſeiner Größe nicht zerrütten können. — Allein ohne alle Fehler darf der Dichter ſeine Helden nicht zeichnen, damit ſie für den Zuſchauer ihrer Größe auch ein menſchliches Intereſſe behalten. Ein Gemälde ohne Schatten wäre kein Gemälde, — und ſelbſt der Größte aller Menſchen fühlte es in einzelnen Augenblicken, — daß er den Schwächen der Natur unterworfen war. Aber der Dichter wird dieſe Schwächen in dem Gemälde des Verdienſtes ſo zu ſtellen ſuchen, daß ſie dem Ganzen eine eindringlichere und erhabenere Form geben, — daß ſie aus der Heldengröße ſelbſt hervorzugehen ſcheinen, daß ſie nur als periodiſche Schattenpunkte in das Sonnenlicht eines großen Lebens treten, — und, wo möglich, den hohen Schwung der Freyheit und Selbſtkraft nicht hemmen, ſondern ſogar befördern helfen. So läßt er ſeinen Heros bisweilen von einem edeln Zorn aufglühen, weil das Ideal des vollkommenen Menſchen ohne die Einwirkung einer leidenſchaftlichen Natur gar nichts ſeyn würde, und der unendliche Raum des Willens ohne ſie gar nicht einmahl gedacht werden könnte.

Home hat auch in ſeinen Grundſätzen der Critik die Frage aufgeworfen: woher es komme, daß Großmuth und Tapferkeit unter den Menſchen höher geſchätzt werden, und dem, welcher ſie beſitzt, mehr Würde ertheilen, als ein gutes Herz, oder ſelbſt, als die Gerechtigkeit, obgleich dieſe letztern Eigenſchaften mehr zu der Glückſeligkeit eines jeden und zum allgemeinen Beſten der Menſchen beytragen, als die erſtern? — und Home erklärt die Sache folgendergeſtalt:

„Die menſchlichen Tugenden erlangen gleich andern Gegenſtänden ihren Rang in unſerer Achtung nicht, durch ihren Nutzen, der blos durch Nachdenken erkannt wird, ſondern durch den unmittelbaren Eindruck, den ſie auf uns machen. Gerechtigkeit und Güte ſind eine Gattung verneinender Tugenden, die man nicht recht wahrnimmt, als wenn ſie verletzt werden. Aber Tapferkeit und Großmuth erregen erhabene Bewegungen in uns; ſie geben dem Gefühl von Würde, ſowol in dem Menſchen ſelbſt, der dieſe Tugenden beſitzt, als auch in andern, eine große Lebhaftigkeit, und werden deßwegen höher geſchätzt, als Gerechtigkeit und Güte. Wir ſtellen ſie uns als groß und erhaben, von höherer Würde und als rühmlicher vor."

Dieß wäre eine Art, jene Erſcheinung zu erklären; aber deßhalb iſt ſie nicht die einzige. Die Tapferkeit und der Heldenmuth erregen freylich in unſerm Gemüthe die anſchaulichern Begriffe des Großen und Erhabenen, weil durch jene Eigenſchaften wirklich große und erſtaunliche Dinge vollbracht werden können; allein wir ſchätzen den tapfern Mann noch in vielen andern Rückſichten höher, als den gewöhnlichen herzensguten Menſchen. Wir ſchätzen jenen auch wegen der Vorſtellung des Nützlichen, das mit dem Muthe unmittelbar verbunden iſt. Wenn es eines raſchen und kräftigen Entſchluſſes bedarf, wenn eine drohende Gefahr abzuwehren iſt, wenn verzagten Gemüthern Muth eingeſprochen werden muß, wenn allein durch Faſſung und Gegenwart des Geiſtes etwas Verwickeltes aufgelöſt, etwas Dunkeles aufgehellt, etwas Unmoraliſches unkräftig gemacht werden ſoll, wenn die Ehre und das ſinkende Glück des Vaterlandes ruft; — dann muß der Tapfere hervortreten, und helfen und rathen, wo der bloß gute Menſch, aus Feigheit oder Unentſchloſſenheit, vielleicht nichts thut. In ſolchen Fällen iſt der Muthige allemahl der wahre Acteur auf der Schaubühne der Welt, und die guten Herzen ſind nur die Statiſten. Zu dem Muthigen nimmt man ſeine Zuflucht, — das Vertrauen zu ſeiner Kraft macht uns ſelbſt ſtark, und dieſer Uebergang eines höhern Vermögens in uns ſelbſt, durch den Anblick eines unerſchütterlichen Mannes, hebt ihn in unſern Vorſtellungen ſo hoch empor. Wir ſchlieſſen uns an ihn an, — wir amalgamiren uns gleichſam mit ſeinem Muthe, und bilden uns ein, — nun wol das Nähmliche zu vollbringen, was er vollbrachte.

Tapferkeit gilt endlich bey uns darum mehr, als bloße Herzensgüte, — weil es ſcheint, daß jeder Menſch, ſelbſt der einfältigſte, die letztere beſitzen könne; dahingegen die Natur nur ihre Lieblinge mit der erſtern beſchenke. Das Gute könnte ſich jeder Menſch geben, weil es von ſeiner Freyheit abhängt; — aber der Muth kann nie erworben werden, wenn nicht die Seele von Natur ſtark und ſelbſtſtändig war. Ja, es gehört ſelbſt eine innere muthige Kraft dazu, wenn das Gute, z. B. die Selbſtbeherrſchung, in uns erhalten werden ſoll, — und darum ſteht der ſelbſtſtändige Sinn in der Vorſtellung über der bloßen Güte. Die ſchönſten und reinſten Tugenden können nur durch Muth und Kampf ihr Daſeyn erhalten, — ſie ſind das Zweyte, — der Muth das Erſte zu ihrer Vollbringung, und dieſe Rangordnung iſt in der Natur des menſchlichen Willens gegründet.

So achtungswerth aber auch der Muth

wegen ſeiner innern und äußern Brauchbarkeit im menſchlichen Leben erſcheint, ſo daß man ihn ſogar zu einem Verdienſte des Menſchen erhoben hat, weil er das Verdienſt ſelbſt ſchützen und heben muß; — ſo wird dennoch durch ſeinen Begriff die Stärke des männlichen Willens noch lange nicht abgeſchloſſen. Denn der Muth hat noch höhere Principien der Willensgröße über ſich, obgleich auch dieſe nicht ohne ihn beſtehen können.

Daß der Muth zu dieſen höhern Principien, — die wir in der Folge nach ihrer Rangordnung in Selbſtändigkeit und Seelengröße eintheilen, und als ſolche zergliedern wollen, — nicht abſolut gehöre, ſondern einen untergeordneten Grad der Willenskraft ausmache, zeigen folgende Phänomene, worin er als etwas Schwankendes und Veränderliches erſcheint, und eben daher den Begriff der höchſten Kraft nicht ausfüllt.

a) Bemerken wir, faſt überall, daß ſeine Stärke, wenn ſie wirken ſoll, mit einem innern Geſundheitsgefühle des Leibes und der Seele verbunden ſeyn muß, und, wenn dieſes nicht vorhanden iſt, — der muthige Mann gar oft zum Poltron wird. Der Kranke und Kränkliche iſt gewöhnlich ein niedergeſchlagener und verzagter Menſch, weil er nicht von dem innern Feuer und Leben einer geſunden, ſich ſtark fühlenden Conſtitution unterſtützt wird, überall von fremdem Willen abhängt und ſich in dieſem Zuſtande nicht mehr gleich iſt. Schmerz und Unbehaglichkeit drückt die kühnſten Naturen nieder, und Friedrich der Große und Unerſchütterliche ſchrieb in den Anfällen ſeines Podagra oft die muthloſeſten Briefe. — Der Hypochondriſt zittert vor dem Rauſchen eines Blatts, — und verdammt ſich ſelbſt zu einer freudenleeren Einſamkeit, damit er nur nicht irgendwo anſtoße und angeſtoßen werde. Er dichtet ſich die kleinſten Urſachen als die Zerſtöhrer ſeines Lebens, die Furcht vor dem Tode verleitet ihn zu den ſonderbarſten und lächerlichſten Handlungen, — er ſieht ſich überall von Feinden umgeben, — er zittert vor dem Anblicke eines unſchuldigen Kindes, damit ihn nicht etwa ein Steinwurf deſſelben treffe. Eben ſo ſinkt der Müth im Alter, aus Mangel körperlicher Kräfte, oft zur feigſten Bangigkeit herab. Die größten Helden ließen ſich im Alter ſchlagen, — oder zogen ſich mit Klugheit und Staatsliſt aus den Gefahren, die ihnen ein jüngerer Held in der Ferne zeigte, heraus. Das Alter wird von tauſend Rückſichten bewacht, damit es nichts risquire und ſich durch einen Jugendſtreich, der nun nicht mehr glücken will, keinen Tadel der Welt zuziehe. Die Jugend ſucht die Ehre auf kühnen Wegen, und wird bey verunglückten Verſuchen zu noch kühnern geſtimmt; das Alter darf dieſen Flug nicht mehr wagen, ſondern wird nur die errungene Glorie zu behaupten ſuchen. „C'est l'effet d'une folie consomée que de se réposer sur un peut-être," iſt eine Klugheitsmaxime aller alten Leute.

b) Es giebt ſogar eine gewiſſe innere Diſpoſition zur Furchtſamkeit — in den entſchloſſenſten Männern, — eine Unentſchloſſenheit, die ihnen ſonſt ganz fremd war, — ein Mißtrauen gegen ihre eigene Kraft, das ſie zu allen conſequenten und ſelbſtſtändigen Handlungen mit einemmahle ungeſchickt macht, und ſie in Reihe und Glied mit dem gewöhnlichſten Alltagsmenſchen ſetzt. Woher kam es, daß die größten Feldherren ſo oft ihre glänzenden Siege ſo wenig benutzten, und, — wider den Rath aller wahrhaft Muthigen, — unthätig und ſchläfrig auf dem Felde der Ehre ſtehen blieben? — Warum wurde tauſendfaches Gutes nicht mit dem feurigen Enthuſiasmus ausgeführt und vollendet, womit es anfing, und die Aufmerkſamkeit der Welt auf ſich zog? Warum gingen die glänzendſten Inſtitute zum Heil der Menſchheit unter, ehe ſie noch ihre ſchöne Reife erhielten? — Warum ſtürzt eine große Nation Europa's aus dem kaum aufglimmenden Lichtreich ſeiner Religion und ſeiner Freyheit in die dickſte Mitternacht des religiöſen und politiſchen Aberglaubens zurück? — weil — — Furchtſamkeit ſeine Helden befallen hat, und ein blindes Volk ſich leichter tyranniſiren läßt.

Es giebt große, vortreffliche, vielthätige Männer, die in jenen Anwandlungen einer unerklärbaren Bangigkeit, — womit die feindſelige Schweſter derſelben, die Bedenklichkeit, faſt immer verbunden iſt, — durchaus nichts Selbſtgedachtes und Selbſtwollendes unternehmen, —

oder, was noch ſchlimmer iſt, alles verkehrt und verworren anfangen, weil das Gleichgewicht der Seele dahin iſt. Leute, die nie an Ahnungen geglaubt haben, ſehen in ſolchen Augenblicken Dinge voraus, — die kaum denkbar ſind, und dennoch in Erfüllung gehen, weil ſie ſchief angefangen und ausgeführt wurden. Tauſend Ahnungen, — die in Erfüllung gingen, laſſen ſich aus dieſem einzigen Geſichtspunkte erklären. — Dieſer Zuſtand iſt nicht immer körperlich, denn er befällt oft die geſundeſten Menſchen, ſondern geht lediglich aus einer innern Verdunkelung ihrer Selbſtkraft hervor, die ſich in ſolchen Momenten nicht zu helfen weiß, — weil ſie ſich in dem Mangel ihres Gefühls verirrt. Es läßt ſich nähmlich gar wohl denken, daß die Willenskraft durch lange Anſtrengungen auf einige Zeit periodiſch conſumirt ſeyn kann, ſo wie der Geiſt nach anhaltenden Arbeiten einer gewiſſen Ruhe bedarf, ehe er ſich wieder in das Feld ſeiner Unterſuchungen einlaſſen darf. Eine unendliche Kraft iſt nichts, als ein Ideal, das ſich aus dem Begriffe eines unendlichen Fortſchreitens deduciren läßt, — und nur eine ſolche würde von allen Einſchränkungen ihrer Wirkſamkeit frey ſeyn; — allein der menſchliche Wille iſt eine Kraft, die ausgemeſſen werden kann, und wegen ihrer Grenzen, ſogar als Naturbedingung, periodiſch ermüden muß, damit ſie eine menſchliche Kraft bleibe. Hier erſcheinen uns alſo die Abſpannungen des Willens, wenn er viel dulden und arbeiten mußte, — ſogar als Naturzwecke; — aber immer doch als Schwächen, über die ſich der Muthige nie ganz erheben kann.

Mit dieſen Abſpannungen der Willenskraft, — wo der Muthige ſich nicht mehr gleich iſt, — pflegen gewiſſe Verſtimmungen des Gemüths verbunden zu ſeyn, die ihn gemeiniglich noch tiefer hinabdrücken, und gleichſam den Mord der Herzhaftigkeit vollenden. Es kann hierbey in unſerer Seele alles hell und rein ſeyn, — wir können ſcharf über die Dinge, und ſelbſt über dieſen unſern Zuſtand nachdenken; allein wir können ihn nicht durch bloße Begriffe beherrſchen, und ſind mithin unwillkührlich verſtimmt.

Wir ſind in dieſem Zuſtande mit uns ſelbſt uneins; wir wollen, — und wollen auch nichts; wir können uns hierbey ſogar unausſtehlich werden, weil der raiſonnirende Geiſt uns ſo gern eine freundlichere Geſtalt geben möchte, die wir aber jetzt, aus wahrer Muthloſigkeit, nicht annehmen wollen. — Alle Harmonie unſeres Innern iſt wie verſchwunden, alle Töne der Welt ſchlagen in uns falſch an, alles Regelmäßige erſcheint uns wie ein einſeitiges Gaukelſpiel, — aller Muth wie Tollkühnheit, aller Felſenſinn wie Trotz des ausgelernteſten Egoismus. Der Heldenkühne, welcher ſein Leben für's Vaterland wagt, — iſt dann in unſern Augen ein Thor, der gern Undank einerndten will; der Menſchenfreund ein Heuchler, der die Welt gern durch ſeine Gutmüthigkeit beſtechen möchte. — An die Stelle des Muths iſt eine unſelige Tadelſucht deſſelben getreten; wir ſehen in ihm nichts, als das Bild eines Furchtſamen, der nichts tragen kann, ſich daher, wie ein Verzweifelnder, dem widrigen Schickſale entgegenſtürzt, und ſich für tauſendfach belohnt hält, wenn ein Paar Zeitungen ſeine Jugendſtreiche verkünden. — Die übele Laune erzeugt alle dieſe Zuſtände des Gemüths, — und der Muth ſollte ſie billig zu ſeinen gefährlichſten Feindinnen rechnen.

c) Endlich hängt der Muth von der Gewohnheit, von der Lebensweiſe, und den Bildern der Imagination ab, die für ihn abwechſelnd etwas Schmeichelhaftes haben; — aber ihm eben darum einen untergeordneten Rang unter der Seelengröße geben. Es giebt Geſchäfte des menſchlichen Lebens, die mit einer immerwährenden Todesgefahr verbunden ſind, und von denen, die einmahl daran gewöhnt wurden, mit blinder [man könnte ſagen, oft mit tollkühner] Zuverſicht betrieben werden. — Man vertauſche die Lebensart dieſer Menſchen, und ſie werden vor den kleinſten Gefahren wie Kinder zittern. Ein Heer der muthigſten Matroſen würde ſich auf dem Lande ſchlagen laſſen, — anſtatt, daß es auf einem viel gefährlichern Elemente Wunder der Tapferkeit verrichtet. Der Landſoldat würde hingegen auf der Flotte meiſten Theils den Poltron machen. Addiſon kannte einen ſehr tapfern Officier, welcher ruhig gegen die Mündung einer Kanone aufmarſchirte; — aber durchaus nicht im Stande war, — im

Dunkeln allein zu ſeyn. Es hat tauſend Helden gegeben, die vor Geſpenſtern zitterten, — und der unerſchütterliche Feldherr, Fürſt Leopold von Deſſau, verkroch ſich, wenn er den Schloßprediger auf ſich zukommen ſahe. Wer hat nicht muthige und ſeelenſtarke Männer gekannt, die vor einem kleinen empfindlichen und kecken Weibe bebten, und, aus purer Furchtſamkeit, ſich an ihrem Throne niederwarfen? — Wie viel tauſend Männern, die nicht wußten, was Gefahr hieß, hat der Glaube an den Teufel eine lächerliche und kindiſche Furchtſamkeit eingeflößt? — [wenn eben dieſer Glaube vielleicht andere darum ſo muthig machte, — weil es ehrenvoll war, über einen ſo mächtigen Gegner zu ſiegen.]

Man hat große muthige Redner gekannt, die jedesmahl mit einer Art von Todesangſt ihre geiſtliche oder weltliche Tribüne beſtiegen, — bis ſie in dem Strome ihrer Eloquenz den verlornen Muth wiederfanden, und alles um ſich her bezauberten. Es gab ſehr entſchloſſene Leute, die ihren Vortrag an große Herren nicht vollenden konnten, weil ſie bey dem Anblicke des Ordenſterns gleichſam von einem Fieber befallen wurden. Der bravſte Krieger, welcher oft mit feſter Seele dem Tode entgegenging, würde ſich vielleicht dennoch beſinnen, ob er des Nachts in einem dunkeln Leichengewölbe allein zubringen ſolle. Eben ſo kennt man in der Geſchichte mehrere große und herzvolle Männer, welche durch Aberglauben und Vorurtheile, wenigſtens in einzelnen Augenblicken, zu den feigherzigſten Stimmungen herabſanken, und ſich durch einen elenden Wahrſager *) gleichſam entwaffnen ließen. Die kühnſten Heere, die ſich bisher überall Lorbeeren erfochten, wurden oft von einem unerklärbaren panischen Schrecken überfallen, — und durch eine epidemiſche Furchtſamkeit in die Flucht geſchlagen. Die Furcht kann eben ſo anſteckend, als der Muth werden, wenn ſie in einem Heere nur erſt einige Wurzel faßte; und viele große Feldherren ſuchten daher vor der Schlacht die Feigen zu entfernen, oder wenig-

---

*) Iſt es wahr, daß Friedrich der Große nie ſein Königsberg in Preußen beſuchte, weil ihm in ſeiner Jugend ein — ſolcher Prophet geweiſſaget: daß er dort ſterben würde?

ſtens ihren Muth vorher zu erproben. „Die Herzhaftigkeit, ſagt Scarch, hat ihre Ebbe und Fluth. Sie iſt ein Affect, der von tauſendfachen Eindrücken der Sinnlichkeit abhängt, von einer lebhaften Phantaſie bald gehoben, bald niedergedrückt werden kann, — ſich ſelbſt nicht immer getreu bleibt, und, ohne daß er es weiß, immer von der Furie der Bangigkeit in einiger Entfernung begleitet wird.“

Selbſtſtändigkeit des Mannes.

Der höhere Grad der Willensſtärke, der über den Muth weit hinausgeht, ohne ihn jedoch auszuſchließen, iſt daher die männliche Selbſtſtändigkeit, und darum ſchon von größerer Würde, als jener, weil ſie, ohne von einem Affecte erzeugt zu werden, ihr Selbſtzweck iſt, und dem Muthe ſelbſt Dauer und innern Gehalt geben muß. Der Muthige kann in ſeiner übrigen Denk- und Lebensweiſe als ein wüſter und verworrener Kopf, — ja, ſelbſt als ein unmoraliſcher Menſch erſcheinen; aber in dem ſelbſtſtändigen Manne muß die Vernunft die

Oberherrſchaft führen, — der Muthige kann wol gar ohne alle ſonſtige Selbſtſtändigkeit des Charakters — Courage zeigen; aber der ſelbſtſtändige wird in allen erforderlichen Augenblicken zugleich muthig ſeyn. Jener wird ſich durch die Eindrücke der Ehre, des äußern Glanzes, der Belohnungen, der Sinnlichkeit und romantiſchen Liebe [wie in der Ritterwelt des Mittelalters] bald ſo, bald anders zum Gebrauche ſeiner Kraft ſtimmen laſſen; der Selbſtſtändige bedarf aller ſolcher Spornen nicht, weil er in jedem Momente ſeines Lebens den Muth *aus ſich ſelbſt* nimmt. *Eben darum iſt er ſich immer gleich und auf alles gefaßt, immer conſequent, — immer mit ſich ſelbſt einig und vertraut,* — immer ſein eigener Herzensfreund. *Sein ganzes inneres Leben und Wollen iſt ein permanenter Muth und Heldenſinn,* — es iſt das ſchönſte und kraftvollſte Bild der wahren originellen Mannheit in ihrer höhern Würde, — der innere Adel des Geiſtes, der keiner Ornamente bedarf. Der Mann erſcheint hier als ein Gott der Erde, der nicht von ſeinem Platze, von ſeiner Pflicht, von ſeinem eigenen Ich weicht, wenn auch alle Stürme des Lebens gegen ihn wüthen ſollten.

Der ſelbſtſtändige Mann ſteht durch ſich ſelbſt und auf ſich ſelbſt feſt; er verkriecht ſich nicht; er ſucht nicht ängſtlich beſchützende Mauern, an die er eine ſeiner Schwächen etwa anlehnen müßte. Er kennt ſeine Kraft, und er weiß ſie zu gebrauchen, — denn er iſt ihr Herr und Meiſter. Er hält mit ihr täglich reine Abrechnungen, und jede unnöthige Nachgiebigkeit erſcheint ihm als ein fatales Deficit ſeiner ſelbſt. Wanken heißt in dem Wörterbuche ſeiner Seelenſtärke — ſich entheiligen. Seine Plane ſind gemacht; aber es ſind nicht die flüchtigen Kinder momentaner Launen; er hat ſie mit reiſer Vernunft entworfen, und führt ſie mit eben dieſer Vernunft als unerſchütterliche Freunde mit ſich durchs Leben; er kann ſie nicht dem Wechſel der Zeiten ausliefern, ohne ſich ſeiner ſelbſt zu ſchämen. — Sein ganzes Daſeyn iſt ein ſolcher Plan, der auf ſein inneres Selbſt gebauet, und durch eine kraftvolle Philoſophie mit der übrigen Welt in Zuſammenhang gebracht iſt. Es iſt ein

Ganzes, voll Licht und Ordnung und ungezwungener Regelmäßigkeit. — Ungeſtraft wagt ſich keiner an dieſe ehrwürdige Veſte, wenn er ſie niederreiſſen will. Er bewacht ſich ſelbſt und ſein hohes Ziel mit unverwandter Aufmerkſamkeit. Da, wo er ſteht, iſt allemahl der richtige Standpunkt der Klugheit und des Muthes, — dieſer eilt nie zu weit voraus, und jene bleibt nie zu weit zurück. Der ſelbſtſtändige Mann iſt immer auf dem richtigen Pfade, weil er ſich ihn ſelbſt bahnt und ſich ſelbſt leitet, — und dieſer Pfad muß in ſeinen Augen immerdar grade und offen ſeyn, wenn er ſich in der Würde ſeiner Mannheit ſelbſt achten ſoll.

„Mann — eigentlich: Mann ſeyn, — ſagt der Verfaſſer deß goldenen Kalbes, heißt: — ſeelenſtark wirken, umfaſſend ſchaffen, ſchützend erhalten, kraftvoll ſtützen. — Hier haſt du ſeinen Beruf; Feſtigkeit iſt ſein Stab. — Der wahre Mann muß nie zwiſchen Untergang und wiſſentlichem Unrecht auch nur augenblicklich wählen. Die Eiche ſteht feſt auf ihrem Platze, bis ſie entwurzelt wird. Er bricht lieber über die Welt den Hals, als daß er ſich von ihr den —

auf richtige Ueberzeugung gewurzelten Kopf brechen ließe. Der Mann muß Schirling trinken und in Lava baden können, wenn es gilt; der edle Mann vergißt ſich, um für andere und für's Gute zu handeln und zu leiden. Aber, fährt dieſer genialiſche Kopf fort, da gleichen die Männer nur zu oft dem Könige im Schachſpiel, der nur geht, wenn ihn das gebotene Schach treibt, und matt wird, wenn ihm niemand hilft. Denn leider iſt unſer Zeitalter reich an männlichen Figuren, die von rechtswegen an den Spinnrocken gehörten. Die meiſten ſtolziren mit dem Nahmen, wie der Emigrant mit dem gelbrothen Ludwigsbande, weil ihnen ſonſt nichts von dem Urweſen blieb. Hoher feſter Sinn iſt des Mannes edelſter Schmuck, Edelſinn, der das Niedere, Gemeine, Schmutzige verwirft, — zwar nicht ſchwärmt, zwar die Welt nimmt, wie ſie iſt; aber ſie beherrſcht, und ſich nicht nach ihr modelt. Der Diamant bleibt Diamant am Finger des zerlumpteſten Iſraeliten. Wenig Männer umfaſſen ihre Beſtimmung; aber alle möchten ſie zu umfaſſen ſcheinen, — und jeder Pygmäe ſtellt ſich vor ſeinem Spiegel auf die Zehen, und ruft fiſtulirend: bravo Hercules!"

Aber von dem feſten Charakter des Mannes, von ſeiner Selbſtſtändigkeit und Selbſtkraft muß man alles das wohl unterſcheiden, was wir Trotz, Eigenſinn *), Neigung zum Widerſpruch, unbiegſame Glaubens- und Meinungswuth, Herrſchſucht und Despotismus u. ſ. w. nennen. Jene iſt wahre und vernünftige Stärke des Willens, — dieſe hingegen ſind nichts, als der Krampf eines irregeleiteten Willens, der aus blinder Willkür nicht mehr nachgeben kann, wenn er ſich auch dadurch unglücklich und lächerlich machen ſollte. Der Selbſtſtändige giebt, wie der vernünftige Muth, den Kampf mit Gefahren auf, wenn er ſie auf keine Weiſe beſiegen kann; — der Tollkühne trotzt allen Gefahren, wie der Eigenſinnige allen Wahrheiten trotzt, indem er ihnen

---

*) Etwas ſtark ſagt der Graf Oxenſtirn in ſeinen Pensées: l'opiniatreté est une qualité de bêtes, des femmes de sots et d'enfans.

wie ein Raſender widerſpricht. Die Selbſtſtändigkeit iſt eine innere Dispoſition des Gemüths, nach Maximen feſt zu bleiben; der Eigenſinnige hat gar keine, als die einer blinden Rechthaberey, oder einer verſtimmten Laune, die oft ſelbſt nicht weiß, was ſie will. Der Selbſtſtändige iſt ein ehrwürdiger, der Eigenſinnige ein lächerlicher oder auch verächtlicher Charakter; jener iſt ein freyer und feſter Mann, dieſer iſt keins von beyden, weil ein hartnäckiges Beſtehen auf ſeiner Meinung alle Freyheit des Willens ausſchließt, und eben ſo wenig ein feſter Sinn genannt werden kann.

Man wird auch überall bey dieſen Leuten die Bemerkung machen, daß es ihnen, — wenn es gilt, oft an allem Muthe gebricht, und daß eben dieſe Trotzköpfe, wenn es zum Handeln kommt, ausbiegen, weil ſie ſich bisher nur immer der befehlenden Zunge bedienten. Die furchtſamſten Menſchen zeigen oft grade den unerträglichſten Eigenſinn, weil ſie dieſen als die einzige Waffenrüſtung ihrer Schwäche kennen, — und der Widerſpruch wenigſtens noch den Anſchein eines innern Muthes haben könnte.

Oder man bemerkt auch, daß dieſe Starrſinnigen gleichſam nur an einer Stelle ihres Willens inflexibel ſind, in allen übrigen hingegen ſich wie unverſtändige Kinder biegen und leiten laſſen. Es koſtet auch ſo wenig Mühe, ihnen ihre Schwächen abzulauern, daß oft ſehr einfältige Menſchen über dieſe Starrköpfe herrſchen, — und daß ſie am meiſten von den Weibern beherrſcht werden. Da dieſes Geſchlecht, zur Schadloshaltung für ſeine Inferiorität, die Gebrechen des unſrigen ſo fleißig ſtudiert, — und eben dadurch über uns ſelbſt zu herrſchen ſucht; ſo muß es ihm keine geringe Freude machen, den Eigenſinn des Mannes nach Gefallen zu biegen, während er ſich, in ſeinem blinden Egoismus, für frey hält, und über das andere Geſchlecht zu herrſchen glaubt.

Hierbey können wir der ſo oft hingeworfenen Frage nicht ausweichen: — ob man dem Manne nur Selbſtſtändigkeit, dem Weibe nur Eigenſinn, und ihr alſo in letzterer Rückſicht doch noch einigen Charakter zuſchreiben müſſe, — da man ihr ſonſt wol gar (freylich ganz widerrechtlich] allen Charakter abzuſprechen pflegte? Dieſe Gedanken ſind wahr und falſch, je nachdem man ihre Anſicht feſtſetzen will. Es giebt Weiber von höchſter Selbſtſtändigkeit, welche durch Tugend und Vernunft begründet wird, und von der Natur des weiblichen Eigenſinnes nichts angenommen hat, — Heldinnen ihres Geſchlechts im häuslichen und öffentlichen Leben, deren Muth neben der ſtarken Seele des Mannes ſteht, und ihn wol gar noch übertreffen könnte. — Es giebt dagegen Männer von ſo ſchlaffer, ſchwankender, unſelbſtſtändiger und furchtſamer Sinnesart, daß ſich jedes wackere Weib ſchämen würde, — ein ſolcher Mann zu ſeyn, weil ſie ſelbſt nichts Verächtlicheres in der ganzen Natur, als ihn, zu ſehen glaubt. Allein wenn im Allgemeinen gefragt wird: auf welcher Seite der ſelbſtſtändige und feſte Charakter, — bey dem Manne oder Weibe, — mehr oder weniger, gefunden werde? ſo werden die Frauen ſelbſt, wenn ſie aufrichtig ſeyn wollen, jenen Charakter dem männlichen Geſchlechte vorzugsweiſe zuſchreiben. Man darf hier den Einrichtungen der Natur nicht widerſprechen. — Der Mann, als das ſtärkere Geſchlecht, muß ſchon, vermöge ſeiner höhern Beſtimmung, für ſich mehr allein daſtehen, ſorgen, handeln und denken können, wenn er als Menſch, als Bürger, als Vater und Gatte brauchbar ſeyn ſoll; dagegen iſt das andere Geſchlecht wie an eine Mauer an das unſrige von der Natur angelehnt worden, — oder ſchmiegt ſich, wie der Epheu, um den ſtärkern Baum, weil es nicht für ſich allein daſtehen kann und ſoll. Den Beruf des Mannes füllen tauſendfache Pflichten und Verhältniſſe in tauſendfach verſchlungenen Wegen. Verantwortlich ſteht er vor der Menge ſeiner Geſchäfte und Laſten. Er muß einen feſten Charakter in das große Getriebe ſeines Lebens mitbringen, oder er iſt als Mann verloren und unbrauchbar. — Große und erſtaunliche Erfahrungen werden dieſen Charakter bilden, und nach und nach eine innere Feſtigkeit aufdrucken, die nur unter Arbeit und Thätigkeit erlernt werden kann. Die Welt giebt ihm ſeinen Charakter, weil er für ſie handeln muß, — aber die Welt richtet ſich auch nach dieſem Charakter, weil ſie ſein Geſchlecht ehrt, und ſich nach dieſem in ihren

Forderungen bequemen muß. Das Weib hingegen hat wenig Beruf, noch Gelegenheit genug, eine männliche Selbſtſtändigkeit zu erwerben, — ſie würde ihren Beruf und ihren Charakter verfehlen, wenn ſie ſich mit jener Veſte ihres Willens umgeben wollte. Ihre Liebenswürdigkeit ſoll ſich in ſanfter Güte und zärtlichem Hingeben zeigen; ſie ſoll nicht eigenmächtig gebieten und herrſchen wollen; ſie ſoll nicht Mann ſeyn, was ſie bey einer beharrlichen Selbſtſtändigkeit des Charakters ſeyn würde. — Alles iſt zwiſchen beyden Geſchlechtern auf das Mehr und Weniger ihrer innern Kraft berechnet. Dieſe ewige Einrichtung der Dinge kann nicht aufgehoben werden, wenn es zwey Geſchlechter geben ſoll. — Seine Selbſtſtändigkeit hat der Mann für ſeinen Beruf; ſeine Selbſtſtändigkeit hat das Weib für den ihrigen; beyde haben darum ihren eigenen originellen Charakter, und es wäre Unſinn, wenn man dem Weibe ihre Originalität abſprechen wollte *).

---

*) Pope ſoll zuerſt dieſen Satz gewagt haben. — Pope fand ihn aber ſchon in einer Menge claſſi-

Wenn man aber zur Erhebung des andern Geſchlechts ihm nun auch ſogar eine höhere Selbſtſtändigkeit in der Tugend, — einen

---

ſcher und unclaſſiſcher Schriftſtellen der Alten. Schon die erſte ſogenannte Stammmutter des menſchlichen Geſchlechts beſaß nicht Selbſtſtändigkeit genug, der lockenden Begierde zu widerſtehen. Von Jahrhundert zu Jahrhundert hat man den Gedanken wie ein Axiom nachgelallt: daß dem Weibe — Charakter fehle. Die Männer haben aber hierdurch doch wol nichts anderes ausdrücken können und wollen, — als die höchſte Alltaglichkeit des Gedankens: „daß das Weib nicht den Charakter des Mannes habe“; — hätten ſie ſich beſſer hierbey bedacht, ſo würden ſie nicht einmahl einen Scherz in den Satz hineingelegt haben, ohne über ſich ſelbſt zu erröthen. Sie würden nähmlich höchlich erſtaunt ſeyn, — daß eben jene vermeintliche Charakterloſigkeit des Weibes faſt überall den charaktervollen Mann beherrſche, und daß, durch einen unbegreiflichen Fehler der Natur, eine weibliche Negation über eine unbeſtrittene männliche Realität das Regiment führe. Alle dieſe Widerſprüche der Natur ſind gehoben, wenn man dem Weibe wirklichen Charakter giebt, und ſo über einen andern Charakter, durch die Analogie ihrer Humanität, herrbleibendern göttlichen*) moraliſchen Sinn als den Männern zuſchreiben will; ſo weiß man wol nicht recht, was man ſagt, — und tauſend Dinge müßten erſt ins Klare gebracht ſeyn, ehe man ein Geſchlecht moraliſch über das andere hinausheben könnte und dürfte. Die ſogenannten ehrbaren Frauen halten ſich freylich für ſelbſtſtändiger in der Tugend, weil ſie weniger ſinnlich und leidenſchaftlich, als die Männer, ſind, weil ſie ihre Keuſchheit rein bewahrten, und ihr guter Nahme, wie eine unbefleckte Glorie, vor den Augen der Welt und ihres Gewiſſens ſteht.

ſchen läßt. Es ſcheint durchaus ein Widerſpruch zu ſeyn, daß ein charakterloſes Weſen über ein anderes, das wirklichen Charakter beſitzt, — herrſchen könne, und iſt — eine Beleidigung des weiblichen Geſchlechts, wenn man ihm Charakter abſpricht, weil man dadurch ſeine geſammte Moralität angreift, — oder die Schwächern verführt: durch den Nichtglauben an ihre Kraft — tief zu fallen.

*) Ein ſchwärmeriſcher Ausdruck, den man ſich zu Gunſten der Weiber, — hoffentlich doch nur aus ſchriftſtelleriſcher Galanterie, neuerlich oft erlaubt hat. —

Sie können es kaum glauben, daß der ſinnliche Mann einer moraliſchen Selbſtſtändigkeit fähig ſey, — ſie ſehen in ihm nichts, als ein Getriebe ſchwankender Launen — und ſchwankender Vorſätze — zum Beſſerwerden, die augenblicklich in ihr Nichts zuſammenſtürzen; oder ſie erblicken in ihm einen ſtürmiſchen Ehrgeiz, der den armen — feſten Männercharakter, wie die Trümmern eines zerſchmetterten Schiffs auf dem Oceane, hin- und hertreibt, und ihn bis zum Lächerlichwerden neckt. Nach der Philoſophie dieſer Frauen giebt es nur eine unbefleckte Tugend unter den Weibern. Die Tugend der Männer ſey eine Dirne, die ſich augenblicklich verführen laſſe, — oder andere verführe. Die Stärke des Mannes beſtehe allein in den Glauben an ſeinen Egoismus; in allem übrigen ſey er ſchwächer, als ein Weib, — und er dürfe ſich daher der moraliſchen Aufſicht ihres Geſchlechts nie entziehen, wenn er noch einigermaßen achtungs- und liebenswerth bleiben wolle. Dieſe Frauen gründen ihr höchſtes Verdienſt auf die Keuſchheit, und dichten ſich einen permanenten Charakter an, weil ihrer Tugend vielleicht noch nie eine Verſuchung gezeigt wurde.

Andere Frauen dichten ſich eine Selbſtſtändigkeit und Gemüthsſtärke an, und werden von Unkundigen für Heroinen ihres Geſchlechts gehalten, weil ſie durch ihr glückliches Phlegma gegen die veränderliche Gemüthsart ihres Geſchlechts geſichert werden. Allein dieſe Feſtigkeit des Charakters, die man eigentlich nur Kälte und Materialismus des Gefühls nennen müßte, hat kein Verdienſt; — ſie iſt nicht nach Maximen und aus Raiſonnement, ſondern eigentlich nur aus Willensloſigkeit feſt, und kann, da ſie ſich nicht ſelbſt ſchafft, nicht anders als blindlingsſtark handeln, wenn man ein ſo ſeelenloſes Getriebe noch — Handeln nennen darf. Da dieſe Frauen, wegen ihrer Gefühlloſigkeit, unſer Geſchlecht ſo wenig anziehen, und ſelbſt, wenn ſie ſchön ſind, ihre eigenen Reize durch den Mangel an Lebhaftigkeit verdunkeln und entwaffnen; ſo pflegt auch ihre Tugend ſelten in Gefahr zu gerathen. — Da die weibliche Eitelkeit aber auch in den allerlangſamſten Frauen ihre Rechte behauptet, — ſo finden wir, daß eben dieſe weiblichen Phlegmatiker ſich die Beſtändigkeit ihrer unangefochtenen Tugend ſelbſt hoch genug anrechnen, und die ſtrengſten Sittenrichterinnen ihres Geſchlechts zu ſeyn pflegen. Es iſt ihnen unbegreiflich, wie ein Weib fallen kann, weil ſie ſelbſt nicht zum Fallen verſucht werden, — unbegreiflich, wie die Schmeicheley eines Mannes das Herz eines Mädchens berücken könne, — weil ihnen keine Flatterien geſagt werden. Aus den Winkeln ihrer Obſcurität heraus predigen ſie ihrem Geſchlechte eine ewige Feſtigkeit der Seele, und verkünden den totalen Fall aller Moralität, weil kein Weib auf eine ſo unüberwindliche Art, wie ſie, ſelbſtſtändig ſey und ſeyn wolle. [Siehe unten das phlegmatiſche Weib.]

Wieder ohne alles Selbſtverdienſt iſt die ſogenannte Charakterſtärke dieſer phlegmatiſchen Frauen, — wenn ſie im Unglück nicht klagen und nicht ſinken, wenn ſie Elende mit einer erſtarrenden Beredſamkeit zur Geduld gleichſam forciren wollen, und in allen ihren Lagen immer ein und daſſelbe Geſicht zeigen. Dieſer Stoicismus iſt ſchon an ſich verdächtig, weil er überhaupt der weiblichen Natur nicht eigen ſeyn darf, folglich nur in einem mißgebornen Charakter, in einer abſoluten Gefühlloſigkeit liegen muß. Es wäre daher auch unrecht, wenn man ſich über die Leiden ſolcher geiſtesloſen Weſen über die Gebür beunruhigen wollte. Wenn wir uns mit unſern lebhaftern Gefühlen in ihre Stelle zu ſetzen ſuchen; — ſo werden ſie ſelbſt kaum alles das halb empfinden, was wir für ſie leiden, und ſie werden uns keinen Dank dafür wiſſen, daß wir uns ihren Schmerz ſo lebhaft gedacht haben, — ja, ſie werden uns wol ſogar unter ſich erblicken, weil wir weniger Faſſung, als ſie, zeigen konnten. — Eine Art der Selbſtſtändigkeit muß man aber dem andern Geſchlechte vor den Männern einräumen, nähmlich die, welche ſie aus der Religion ſchöpfen, und womit ſie ſo oft ihr ganzes Leben auf eine edele Art ſtärken, — wenn der Mann ſich blos an ſeinen Egoismus hält. Der Hinblick auf eine andere Welt, — auf künftige Belohnungen und Strafen, der Gedanke und Glaube an eine allwiſſende Gottheit, die ſich ſo gern der Schwachen erinnere, und ihnen zu Hülfe komme, erleuchtet mit einer lebendigen und belebenden Gewalt die Seele aller unverdorbenen Frauen, und ſichert die Welt vor einer allgemeinen Ausartung oder Ausrottung humaner Sitten. Der brutale, genußſuchende Sinn des Mannes würde nach und nach die Liebenswürdigkeit und Unſchuld des ihm unterjochten Geſchlechts vertilgen und verſchlingen, wenn dieſes Geſchlecht ſich nicht mit der Stärke ſeiner Religion bewaffnen könnte. Auf die Art muß der Mann durch ſeine Achtung gegen das andere Geſchlecht ſelbſt gebildet werden, und ſein Glaube an eine Zukunft hat ſich unendlich oft an dem weiblichen Glauben dieſer Art anzünden müſſen. Wenn die Andacht und religiöſe Schwärmerey auch bisweilen die Frauen mit einem ſinnlichen Leben nur deſto vertrauter machte, und, indem ſie himmelan ſteigen wollten, ſie ſich deſto leichter von der Verführung überraſchen ließen, ſo hat dagegen die Religion die Unſchuld und Tugend von hunderttauſenden gerettet, und noch nie iſt es einem verſtändigen Manne eingefallen, ſich mit einer Gattin *ohne Religion* zu verbinden.

Feigheit und Wankelſinn.

Dem Muthigen ſteht der Feige, — den Selbſtſtändigen der Wankelſinnige entgegen, und dieſe Charaktere müſſen wir noch einſchalten, ehe wir zu dem Gemälde des wahrhaft ſeelengroßen Mannes übergehen können.

Wenn man die Naturzwecke zur Erhaltung unſeres Lebens und zur Begründung eines vernünftigen Gebrauchs unſerer Kräfte unterſucht; ſo kann die Einrichtung unſeres Willens nicht ohne einen gewiſſen Grad von Furchtſamkeit beſtehen, — und mit ihr ſoll gleichſam alles Handeln, inſofern es durch Verſuche abgewogen werden muß, — beginnen. Weil nähmlich der menſchliche Wille nicht auf einmahl, ſondern nur nach und nach zur Reife und Feſtigkeit gelangen kann, — und, ehe er ſich gebrauchen lernt, wie der menſchliche Geiſt in ſeinen Denkübungen, tauſendfache Experimente machen muß, damit er für die kommenden Zeiten die rechte Methode ſeiner Wirkſamkeit treffe; ſo muß er ſein Werk mit einer gewiſſen bangen Vorſicht anfangen, — und inſofern iſt die Furchtſamkeit ein Innatum quid, das in allen beſeelten Weſen allgemein herrſcht, und nie, als mit dem Ende aller Vernunft [wie z. B. bey Raſenden, und vielleicht doch nur in einzelnen Perioden], ganz ausgerottet werden kann. Durch verunglückte Verſuche ſoll der Menſch die Logik ſeines Handelns lernen, wie das Kind erſt nach unzähligen mißlungenen Schritten einen feſtern und ſicherern Gang annimmt. Der blinde Wille, — der in dem ſinnlichen Menſchen nur als leidenſchaftliche Kraft wirkt, und, ſey es auf welche Art, nur zu ſeiner Sättigung hinſtürmt, muß, um Liebe in ſeinem Gebiete zu bekommen, den Verſtand nach und nach in ſein Intereſſe zu ziehen lernen, — und dieß würde bey einer ungebundenen Freyheit und einem ewigen Glücke ſeiner Verſuche nimmermehr geſchehen. Die Vernunft gebietet die Furchtſamkeit — der menſchlichen Natur, damit ſie ſich in der rechten Art des Muthes übe, — nähmlich in der Art, welcher durch Erfahrungen gelernt hat, wie weit die menſchliche Willenskraft in Beſtehung der Gefahren auf eine ehrenvolle Weiſe ausreichen könne und müſſe.

Das menſchliche Leben — und alles, was von ihm in uns abhängt und geformt wird, iſt überdieß mit ſo vielerley Ungewißheiten und Gefahren umgeben, und durch zahlloſe Fäden mit der Welt ſo wunderbar und tief verflochten, — daß es ſogar eine Pflicht der Furchtſamkeit giebt, die wir, ohne beſtraft zu werden, nicht leicht verletzen können. Um uns an dieſe Pflicht zu unſerer Selbſterhaltung zu erinnern, hat die Natur gleichſam zum Wächter unſeres Daſeyns ein wunderbares unerklärliches Gefühl geſetzt, das wir den Schmerz nennen, und dem unſer geiſtiges und phyſiſches Individuum unbedingt unterworfen iſt. Die Furcht vor dieſem mächtigen Gefühle iſt allen Menſchen, den muthigſten und tollkühnſten ſelbſt, angeboren, — und der prätendirte Heroismus, ſeiner nicht zu achten, iſt, bey Lichte beſehen, gemeiniglich nichts anderes, als ein armſeliges Blendwerk des menſchlichen Stolzes geweſen. Die Natur will ſogar, daß wir den Schmerz als eine ihrer weiſeſten Einrichtungen ehren, — und, um ihn zu vermeiden, augenblicklich mit unſerer Vernunft zu Rathe gehen ſollen.

Von dieſer Furchtſamkeit, die ein Naturgeſetz iſt, — kann hier nicht die Rede ſeyn, — wenn wir das Gegentheil des Muthigen, — den Feigen, darſtellen wollen. Dieſer iſt allemahl ein verächtlicher Charakter, weil er keine Willenskraft zur Beſiegung ſelbſt geringer Gefahren zeigt, und mithin ſeine Unbrauchbarkeit zum menſchlichen Leben, zur Verrichtung ſchwieriger Geſchäfte, zur Berathſchlagung bey mißlichen Angelegenheiten, ja ſogar zur Freundſchaft und jeder moraliſchen Selbſtſtändigkeit, überall documentirt. Er iſt ein von ſich ſelbſt Verlaſſener, der mit eigner Kraft nichts durchzuſetzen vermag, und die allerniedrigſten Handlungen in dem Paroxismus ſeiner Bangigkeit zu begehen im Stande iſt. Aus Bangigkeit kann er ein Verräther des Vaterlandes werden, und ſeinen Gegnern die größten Vortheile einräumen, — aus Bangigkeit ſeine edelſten Freunde preisgeben und verlaſſen, ſich ſelbſt und die Seinigen in die größten Verlegenheiten ſtürzen, und die heilſamſten Plane vortrefflicher Menſchen vernichten. Der Poltron zittert vor der Zukunft, und bebt vor der Gegenwart der Dinge, — und ſelbſt die Vergangenheit muß ſeine Phantaſie mit finſtern Ideen-Aſſociationen martern. Sind keine Gefahren vorhanden, ſo wird er ſich dergleichen erdichten, und oft vor Erſcheinungen zittern, die kaum denkbar waren; — er ſieht, er hört nichts mehr, als den Gegenſtand ſeiner Furchtſamkeit; — er iſt todt für alle Lebensfreuden; — er wird von einem zaghaften Mißtrauen gegen alle Menſchen gefoltert, und dennoch wird er ſich von jeder Gefahr überraſcht glauben. Er iſt verloren, wenn ſich Muthigere nicht neben ihn ſtellen, und ihm helles Tageslicht zeigen, wo er nichts als Labyrinthe erblickt.

Der Poltron kennt ſeine Seelenkrankheit gemeiniglich recht gut, — und gebraucht daher gewöhnlich zwey Mittel, — um nicht ganz zu ſinken. Er ſucht ſich entweder gewiſſe Stützpunkte, gewiſſe kraftvolle Menſchen auf, denen er gleichſam ſein ganzes Ich mit allen ſeinen Verhältniſſen und möglichen Fährlichkeiten anvertrauet. Dieſe läßt er für ſich denken, kämpfen und — empfinden; — blindlings unterſchreibt er ihre Methoden, ihn zu — täuſchen; blindlings folgt er ihren zweydeutigſten Winken, und kann ſogar bisweilen par ordre muthig werden, wenn ihn ſeine Schildknappen nicht verlaſſen. Man nimmt ihm dieſe Stützen, — und der Zuſtand der Verdammniß, welcher in der Furchtſamkeit liegt, kehrt mit allen ihren Qualen in ihn zurück. Wir ſehen daher den Poltron faſt immer mit einer Menge ſchlauer Freunde umgeben, die er als ſeine Beſtung betrachtet, — und die ſelbſt von ihrem Commando Vortheile genug zu ziehen wiſſen. Aus Furchtſamkeit iſt er auch gemeiniglich gegen alle Menſchen ſubmiß, — ſogar gegen Höhere kriechend, — und bis zur ekelhaften Anbethung demüthig. Dadurch will er ſich Schutzgötter erwerben, und die Herzen beſtechen, weil er ſie durch keine Selbſtkraft gewinnen kann, — und ſich gegen den Muthigen vertheidigen, weil dieſer ſeiner Seele unaufhörlich in einem furchtbaren Bilde vorſchwebt.

Oder der Poltron [vornehmlich der militäriſche] nimmt den äußern Anſtrich des Herzhaften an, und rühmt den Muth, welchen er nur dem Nahmen nach kennt. Er redet mit Enthuſiasmus und weitſchweifigen Repetitionen von ſeinen Heldenthaten, und legt ſich den Ruhm bey, den andere erwarben. Er erhebt dabey den Ton ſeiner Stimme, ſeine Augen funkeln, ſeine Hände ſind in einer Bewegung, als ob er noch das blutige Schwert führte. Genau beſehen, iſt dieß nur die Mimik des vormahls Verzweifelnden, der das Ueberſtehen der Gefahr in einer convulſiven Freude nachbildet, — und innerlich noch vor jenen ſchrecklichen Augenblicken zittert. Er donnert gegen die, welche ihre Schuldigkeit nicht gethan haben ſollen; er iſt ungerecht gegen ſie, er will dadurch zeigen, wie tief die Unerſchrockenheit in ſeiner Seele wohne, — und hält den braven Mann für einen Feigen, weil er nicht von ſeinen eigenen Verdienſten plaudert. Er vergrößert in der Erzählung die Gefahr, die er beſiegte, — um ſich ſelbſt zu heben; — er glaubt endlich ſeinen eigenen Erdichtungen, er drohet dem Zweifler Rache; — aber er fällt ihm brüderlich um den Hals, wenn dieſer ernſthafte Anſtalten zur Gegenwehr macht, — oder ihn Lügen ſtrafen will. „Wo er Beyfall findet, ſagt Lichtenberg von dem berüchtigten John Falſtaff, da ſchwellt die Erzählung ſeiner Thaten von einem Schneeflöckchen zu einer Lavine, die alles mit ſich fortreißt; ſobald er aber Widerſpruch findet, und ihm vor der Bloßſtellung bange zu werden anfängt: ſo ſchmilzt der ungeheure Ball wieder nach und nach zu dem Flöckchen von Wahrheit zuſammen, aus dem ſie erwachſen war.“ Falſtaff erzählt — ſogar Augenzeugen — ſeine Heldenthaten, die grade das Gegentheil geſehen hatten. Dieſe Dreiſtigkeit iſt vielleicht die einzige, die in dem Gemüthscharakter des Poltrons gefunden wird *).

Die Poltronnerie zeigt ſich in tauſendfachen Erſcheinungen und Wirkungen auf das Gemüth, und kein Zuſtand deſſelben verräth ſich auf eine anſchaulichere Art, als ſie. Die Furchtſamkeit

---

*) Falſtaff war muthlos entlaufen, und dennoch erzählte er dem Prinzen Heinrich von England: „wenn ich nicht mit einigen funfzigen gefochten habe; ſo will ich ein Bündel Radieſe ſeyn! Wenn ihrer nicht zwey bis drey und funfzig über den armen alten Hans her waren; ſo bin ich keine zweybeinige Creatur!“ Shakſpeare's Heinrich IV. Schlegels Ueberſetzung, 6ter Theil. Berlin 1800.

iſt eine Erſtarrung des ganzen handelnden Menſchen, — ein Uebergang zur Ohnmacht, die nur noch einen Grad des Lebens zu behalten ſcheint, um ſich durch und durch in dieſer Blöße zu verrathen *). Selbſt in ihren An-

---

*) Theophraſt ſetzt ſeinen Poltron auf ein — Schiff, oder auf das Schlachtfeld, — und läßt ihn da die klägliche Rolle ſeines feigen Charakters folgendergeſtalt ſpielen: „Iſt der arme Tropf auf dem Meere; — ſo zwingt ihn die Furchtſamkeit, Sandbänke und Vorgebürge für die Trümmern eines auf dieſer Küſte geſcheiterten Schiffes zu halten. Bey der geringſten Wellenbewegung ſtammelt er furchtſam die Frage: ob auch alle Mitſchiffenden die religiöſe Weihe empfangen, kein unglückbringender Menſch auf dem Schiffe ſey? Giebt der Schiffer dem Fahrzeuge eine neue Wendung; ſo fragt der Feigherzige wiederum: ob er auch die rechte Straße des Oceans treffe, und ob die Götter noch gnädig und barmherzig ſind? oder ſagt es den Anweſenden grade heraus: daß er ſich wegen eines ſchrecklichen Traumgeſichts fürchte. Nun entkleidet er ſich wol gar, — um ſich durch's Schwimmen zu retten, oder drängt in die Schiffer, ihn an's Land zu ſetzen.“ Dieſe Züge im Charakter des Feigen ſind, wie alle Gemälde des Theophraſt, zwar nur einſeitig und gleichſam local; allein ſie gehören als einzelne Theile

maßungen, beherzt zu ſcheinen, zittert das ſchwache Gemüth hervor, und ſeine — Drohungen ſind meiſten Theils nichts anderes, als der Anfang einer innern Verzweifelung, oder eine Heucheley des Muthes, der bey dem

---

zum Ganzen, — wie der Zug im Bilde des feigen Soldaten, „der, wenn er ſich zum Kampfe ſtellen ſoll, — ſein Schwert mitzunehmen vergeſſen hat, in das Zelt zurückeilt, und es da, — um es deſto länger zu ſuchen, — unter ſein Lager verbirgt." Ich halte die Charaktere des Theophraſt für weiter nichts, als hingeworfene Skizzen vielleicht zu größern und ausführlichern Zeichnungen. — Es ſind einzelne, individuelle Fälle, die er erlebte, oder ſich fingirt hatte, und die er denn unter irgend eine allgemeine Benennung einer individuellen menſchlichen Thorheit bringt, — und perſonificirt. Allein dieß giebt immer nur eine magere Anſicht der Eigenthümlichkeiten eines Charakters, weil uns in einer ſolchen arbitrairen Sammlung einzelner Züge der ganze Umriß und Zuſammenhang ſeiner Natur nicht ſichtbar wird, — wenn auch einzelne Partien, wie im griechiſchen Sittenmaler, ſcharf genug bezeichnet ſeyn ſollten. Theophraſt läßt uns in ſeinen Zeichnungen nie das Ganze eines Menſchen ſehen, — dagegen bekümmert er ſich auch nicht um jene pſychologiſche Deuteley des Eigenthümlichen, woleiſeſten ernſten Angriffe mit dem armſeligen Prahler davon läuft. Auch wird man leicht die Bemerkung machen, daß Männer, die überall Beſtrafungen einführen wollen, in ihren Erzählungen nicht leicht einem Verbrecher Pardon geben, überall ein ſcharfes Richteramt unter den Menſchen anzuſetzen rathen, über die Milde der Regierungen klagen, die Todesſtrafen vertheidigen, und nur immer mit dem Schwerte einhauen wollen, gemeiniglich Poltrons ſind, — und aus Poltronnerie die ungerechte-

---

durch ſich Ariſtoteles in ſeinen Gemälden des menſchlichen Alters auszeichnete. Jener ſchrieb mehr in dramatiſcher Hinſicht, dieſer mehr für den Pſychologen. La Bruyere ahmte die Manier des Theophraſts in der mahlenden Individualität der Charaktere nach, ohne ſich ſclaviſch an den Griechen zu binden. Seine Charaktere ſind feiner angelegt und ausgeführt, vielſeitiger, componirter und dramatiſcher, wie ſie der cultivirtere vielſeitige Geiſt des Zeitalters hervorrief, oft bis in das kleinſte Detail hinab — treffend, beſonders da, wo er Menſchen zeichnet, die — gleichſam mit ihrem ganzen Weſen auf — Kleinigkeiten beruhen, und durch Kleinigkeiten groß ſeyn wollen.

ſten Handlungen begehen können. Sie möchten lieber, daß es gar keine Gefahr im menſchlichen Leben gäbe, damit ſie keine zu beſtehen hätten, — daß jeder kraftvolle Mann eingekerkert würde, damit er ſie nicht einmahl ſeine innere Stärke empfinden laſſe, — daß der Sclavendienſt anderer ſie vor aller Selbſtthätigkeit ſichern möge, — und daß nichts, als blindes Gehorchen und eine eiſerne Dependenz, den Niedern leite. Dieß iſt vornehmlich der kleinliche Charakter der vornehmen Poltronnerie.

Auf höhern Stufen des Ranges und der Gewalt iſt daher der Poltron faſt immer ein ſehr gefährlicher Menſch, und nie ſollte ein ſolcher Charakter eine Krone tragen. Da das Gebiet der Furchtſamkeit faſt unendlich iſt, und ſich zahlloſe Träume eines bangen und mißtrauiſchen Sinnes in ihm bilden und austoben wollen; ſo wirft dieſe Leidenſchaft alles vor ſich nieder, was ihr Argwohn erweckt, und der Gebrauch ihrer Gewalt iſt daher allemahl gefühlloſer Despotismus. Die furchtſamſten Regenten ſind auch immer die grauſamſten geweſen, und durch die Poltronnerie iſt vielleicht mehr Blut vergoſſen worden, als durch den Heldenmuth. Dieſer, durch ſich ſelbſt ſtark und mächtig, ſucht den Feind nur zu überwinden, und iſt hinterher ein gütiger Sieger, weil er nur mit den Bewaffneten kämpfte; — aber der Feige ſucht ſeinen Feind zu vernichten, und ihn ſeine Rache auf immer empfinden zu laſſen. Er ruhet nicht eher, bis er durch den Untergang des Gegners beruhigt iſt; — er fürchtet immer ein neues Aufleben und Widerſtreben deſſelben, wenn er ihn nicht ganz wehrlos machen kann, — und daher ſind oft mächtige Weiber, aus Feigheit ihres Geſchlechts, viel grauſamer, als die Männer geweſen. Der Poltron fürchtet nichts ſo ſehr, als die Wiederholung eines Kampfs, deſſen Gedanke ihm ſchon Schweiß auspreßt, — anſtatt, daß der Muthige neue Gelegenheiten ſeiner Kraftübung ſogar aufſucht, und da eigentlich in ſeinem Elemente lebt. Der Poltron ſucht ſich für jeden Preis von ſeiner unglücklichen furchtſamen Gemüthsſtimmung zu befreyen, und weil ihm dieſes doch nicht möglich iſt, ſo kann er Menſchen wie Thiere morden laſſen, damit ſein unruhiger

Geiſt doch nur einige Minuten Ruhe gewinne. Eben deßhalb ſind faſt alle Despoten in der politiſchen und ſelbſt in der literariſchen Welt — feigherzige Männer, die aus Furcht, ihren Charakter aufgeben zu müſſen, ungerecht und intolerant zu ſeyn pflegen. Sie mögen es fühlen, daß ihre Furchtſamkeit gerecht iſt. Der Tyrann ſucht ſich daher durch äußere Waffen, durch Drohungen mit Leib- und Lebensſtrafen, durch wirkliche Executionen und heimliche Auflaurer zu bewaffnen und zu ſichern, damit die gereitzte Menſchheit ſich ihm nicht zu ſehr nähern und Rache wegen erlittener Ungerechtigkeiten nehmen möge. Er fürchtet den Tod, — weil er ihn verdient; aber er theilt ihn auch mit deſto zügelloſerer Bereitwilligkeit aus, damit die Furchtſamkeit anderer ſeinem eigenen furchtſamen Herzen Ruhe verſchaffe *).

---

*) „Die Furchtſamkeit iſt ein Hauptzug in dem ariſtocratiſchen Charakter. Eine Folge davon iſt die Geneigtheit, überall das Argumentum a tuto geltend zu machen. Alles, was ſeinen Grundſätzen und Anſprüchen nur entfernt in den Weg zu

Die Despoten in der Literatur haben zwar dieſes weite Feld der Selbſtmacht nicht vor ſich, weil hier nicht das Anſehen der Perſon, ſondern nur der Kopf gilt; — aber eben deßwegen müſſen ſie ihre Feigherzigkeit noch mehr, wie jene, durch Intriguen, oder durch die Affectation einer höhern Autorität zu verſtecken ſuchen. Alle Stifter neuer Syſteme haben jene furchtſame Ariſtocratie, — um ihre Meinungen geltend zu machen, geäußert, und haben ſich auf die Art, freylich nicht zu ihrer Ehre! den politiſchen Despoten gleichgeſtellt. Aus Aengſtlichkeit, — daß ihre zum Theil luſtigen Gebäude nicht von anders Denkenden niedergeriſſen würden, lieſſen ſie ſich zu niedrigen Verfolgungen ihrer Gegner verleiten. Die Rechthaberey im Denken iſt oft noch unduldſamer, als die im weltlichen Befehlen, und die Wiſſenſchaften, die überall auſſer ſich den Frieden anpreiſen, und dieß mit Recht thun, haben ihn nie in ihrem

---

treten ſcheint, das will er lieber ſogleich ganz vernichtet ſehen.“ E. Platners philoſ. Aphorismen. 2ter Theil. 1800. 564.

eigenen Gebiete achten wollen *). Noch bis dieſen Augenblick ſind die berühmteſten Gerichtshöfe der Literatur dem Vorwurfe einer heimlichen Poltronnerie ausgeſetzt, weil ſie ihre Vehmrichter nicht unter jeder Recenſion laut und öffentlich nennen wollen.

Und gab man ihnen weltliche Macht, — ſtatt des Gebrauches der Zunge und der Feder — das Schwert; ſo entſtanden mörderiſche Kriege, die man Glaubenskriege nannte, und die, genau beſehen, nichts anders als Kriege eines feigen Egoismus waren. So entſtanden die Despoten des Gewiſſens, — damit ſich ihnen kein Gewiſſen mehr entgegenſetzen könnte, die Tribunale der wüthigen Orthodoxie und die Inquiſitionsanſtalten aller Art unter geiſtloſen Regierungen, — aus Furchtſamkeit, damit

---

*) Auf ewig iſt der Krieg vermieden,
Befolgt man, was der Weiſe ſpricht;
Dann halten alle Menſchen — Frieden,
Allein die Philoſophen — nicht.
Von Käſtner.

[als Kant's philoſophiſcher Entwurf: Zum ewigen Frieden, erſchienen war.]

das heilige Dunkel, womit die Unwiſſenheit ſich umgab, nicht zerriſſen würde. Um die Seligkeit der Menſchen würde man ſich wenig bekümmert haben, wenn dieß nicht zu einer höhern äußern Machthaberey geführt hätte. — Um zu erleuchten und zu belehren, ſind wenige Bücher der Art geſchrieben worden, wenigſtens iſt es ſehr ſchwer zu entſcheiden, wenn die Gutmüthigkeit der Zeloten, oder die Beſorgniß für die Aufrechthaltung ihres Syſtems oder ihres wirklichen Unſinns, ihr Betragen beſtimmte? Eben ſo hat man in tauſendfachen weltlichen und geiſtlichen Händeln, — aus Poltronnerie, — daß man ſeine Sache vor der geſunden Vernunft nicht durchführen werde, ſo oft eben dieſe Sache auf eine künſtliche Art zu einer Religionsſache gemacht, — und überhapt die Gottheit in menſchliche Angelegenheiten gemiſcht, — wo die Gottheit nicht ſeyn wollte, noch konnte. — Wenn der ungerechte Fürſt ſeinen Nachbar mit Krieg überzog, und der Muth ſeiner Streiter ſehr zweifelhaft war; ſo rieth die Furchtſamkeit, das heilige Kreuz vor dem Heere vorantragen zu laſſen, — und, wenn der fromme

Aberglaube die Beleuchtungen der geſunden Vernunft fürchtete; ſo nannte er ſeine redlichen Gegner — Gottesläugner, was ſie nie waren, und ließ ſie — verbrennen.

Endlich giebt es noch eine beſondere Gattung der Furchtſamkeit, die in den feinſten und gebildetſten Charakteren angetroffen wird, — und zwar immer einer Schwäche der innern Selbſtkraft gleicht, aber doch, als eine ihnen aufgedrungene oder angeborne Aengſtlichkeit, Entſchuldigung verdient. Man kennt eine Menge der gelehrteſten und aufgeklärteſten Köpfe, die jene Furchtſamkeit und Schüchternheit im Umgange nicht ablegen können, und, aus einer oft zu ſchwachen Nachſicht, ſelbſt die Meinungen eines impertinenten Dummkopfs zu genehmigen ſcheinen *). Sie wagen es kaum,

---

*) Man hat es dem unſterblichen Galiläus Galiläi als eine Schwäche angerechnet, — daß er nicht ſein Axiom von der Bewegung der Erde lebhafter vertheidigte, — ſondern ſogar eine Wahrheit widerrief, von welcher er mathematiſch überzeugt war. Alſo ein Märterer für eine mathematiſche

in geſelligen Zirkeln laut zu werden, — aber bitten immer von neuem um Verzeihung, wenn ſie einen Einwurf wagen. Sie laſſen ſich überſtimmen und widerlegen, wie man es haben will, und widerrufen nicht aus Ueberzeugung, ſondern aus innerer und unbezwingſamer Furchtſamkeit und Weichherzigkeit des Gemüths. Faſt ſollte man glauben, daß ihnen die Wahrheit nicht theuer genug ſey, weil ſie ihre Vertheidigung für einen ſo geringen Preis aufgeben, — und lieber unbekannt, als berühmt ſeyn wollen, da-

---

Wahrheit ſollte er werden? — und da bedenkt man freylich nicht, was man ſagt. Wer wird für die Wahrheit ſterben wollen: daß ein Dreyeck drey Seiten und drey Winkel hat, wenn es Dummköpfe giebt, die das nicht begreifen? Galiläus konnte ſeine Behauptung nicht widerrufen, weil ſie als eine reine Ueberzeugung unwiderruflich war, — er that es alſo nur der heiligen Einfalt ſeiner Zeitgenoſſen zu Gefallen, daß er äußerlich ihre Meinung annahm, indem er innerlich dieſe Einfalt tief verachtete und belächelte. Er befand ſich im Lande der Hinkenden, die allein — nicht zu hinken glaubten. Es war alſo keine Schwäche, wenn er, um nicht länger und vielleicht auf Lebenszeit in mit man nur ihre Schüchternheit nicht herausfordern möge. Der Grund dieſes ſchlaffen und nachgebenden Weſens, welches mit ungeheuren Kenntniſſen verbunden ſeyn kann, liegt faſt immer in einer vorhergegangenen ſchlaffen Erziehung, die den männlichen Geiſt des Knaben unter einer armſeligen Verweichlichung erſtickte; aber auch oft in einem weichlichen Temperamente überhaupt, welches ſich zum Widerſtande unfähig fühlt, und eben darum zu einer ewigen Sclaverey beſtimmt iſt.

---

dem dumpfigen Kerker zu ſitzen, die Hinkenden bey ihrer Meinung ließ, da ſein Syſtem doch bald allgemein als richtig anerkannt werden mußte. Alle Vernünftige würden den Mann mit Recht ausgelacht haben, wenn er ſich aus mathematiſchem Trotze für einen Satz umbringen ließ, welcher durch den Tod eines Märterers durchaus nichts an ſeiner Beglaubigung gewinnt, — indem er keiner moraliſchen Sanction bedurfte, ſondern durch ſich ſelbſt das Gegentheil als ein Abſurdum darſtellte. Dagegen wäre er als der Nichtvertheidiger einer richtig erkannten moraliſchen oder politiſchen Wahrheit allemahl ein Poltron geweſen.

Auch da, wo der männliche Muth dieſer verfeinerten Naturen noch nicht erſtorben iſt, kann der Mangel an Zutrauen zu ſich ſelbſt eine Schüchternheit und Unentſchloſſenheit hervorbringen, die nahe an Verzagtheit grenzt, und aus eigenem Antriebe nimmer etwas wagt. Ich habe einen ſehr gelehrten, in den alten Sprachen ſehr geübten Mann gekannt, welcher ſich die unbedeutendſten Bittſchriften an ſeine Obrigkeit von einem andern aufſetzen ließ, weil er ſich ſelbſt an dieſe geringfügige Arbeit nicht wagen wollte, — aus Furcht, daß ihm keine Zeile gelingen werde. Ein berühmter Kanzelredner zeigte gewöhnlich die Meiſterſtücke ſeiner Eloquenz, — ehe er ſie auf die Kanzel brachte, — einem armſeligen theologiſchen Handlanger, und ließ darin ausſtreichen, was und wie viel dem unwiſſenden Critiker auszuſtreichen beliebte, — und wie viel Geiſtliche mag es nicht geben, welche die Geburten ihres Geiſtes ſogar von ihren Frauen corrigiren laſſen! — Es lebt auch jetzt noch einer unſerer vorzüglichſten militäriſchen Schriftſteller, deſſen zum Druck beſtimmte Arbeiten jedesmahl der Critik und Durchſicht ſeiner

Gattin übergeben wurden, ehe er ſie in die Welt ſchickte. —

Auch läßt ſich die Theſe gar wohl vertheidigen, daß, wenn der Muth die Wahrheit nicht ernſt und laut, und mit Aufopferung eigener Vortheile zu ſagen wagt, — ſondern ſich hinter die Satyre ſteckt, — eine Feigheit im Hintergrunde des Gemüths liegt, und daß der Satyriker in der Regel ein furchtſamer Charakter ſeyn dürfte. Daß der Witz, als ein Spiel eigenthümlicher Gedanken und Einfälle über das Lächerliche, gefallen und beluſtigen will, iſt ſeiner Natur gemäß; — aber es iſt eben ſo natürlich, daß er durch den gezeigten Stachel ſich eines anderweitigen Muthes entſchlagen, und, ſtatt dieſes, lieber jenes leichtere Mittel gebrauchen möchte. Er ſieht es eben deßwegen gern, daß ſeine Spitzreden bekannt werden, damit man ihn im Nothfalle reſpectire; — aber er geräth auch faſt jedesmahl in Verlegenheit da, wo er ernſte Rede ſtehen ſoll, und aller Witz nicht mehr ausreicht. Nun ſoll die männliche Kraft hervortreten, wo keine vorhanden iſt, und nun ſoll die Selbſtſtändigkeit eine Perſon vertheidigen, die ſich bisher nur durch das Poſſierliche ſchützte. So hat man ferner die Bemerkung gemacht, daß alle Satyriker unter der Herrſchaft ihrer Frauen ſtanden. Dieſe ſcharfen Beobachterinnen des männlichen Sinnes und Geiſtes bemerkten gar bald, daß, wenn die Pfeile des Witzes verſchoſſen waren, der Kopf des Mannes entweder nur als ein leerer Köcher daſtand, oder, daß er ſich wenigſtens nur durch dieſe Waffen vertheidigen konnte, — wozu gar kein innerer Muth erforderlich war. Sie, die Weiber, konnten ihn daher immer auf einem Felde angreifen, deſſen Terrein der Mann nicht kannte, — und wo der weibliche Muth, ſobald er es nur mit einem leicht zu vernichtenden Spiele, — mit einer Witzrede zu thun hatte, allemahl die Oberhand gewinnen mußte.

Man darf auch überhaupt wol den Satz, ohne parador zu ſcheinen, annehmen, daß das viele Wiſſen und Studieren, und die darauf verwandten Anſtrengungen des Kopfs dem männlichen Muthe eher nachtheilig, als vortheilhaft ſind, — und daß das Gemüth nicht ſelten am innerer Energie abnimmt *), je mehr der Geiſt ſich in ſeine Nachforſchungen vertieft. Der Muth iſt eine Sache des ſich ſtarkfühlenden Willens, einer geſunden und feſten Organiſation des Gemüths, die auch ohne alle höhere Cultur des Geiſtes vorhanden ſeyn, und, wie Geſchichte und Erfahrung lehrt, in rohern Naturen zum Heldenmuthe übergehen kann. Wirklich vernachläſſigt der immerfort denkende Kopf, während er nur über Ideen brüthet, ſeine Willenskraft zu größern Unternehmungen, und opfert lieber einen Theil ſeiner Energie durch einen ſchüchternen Nichtgebrauch hin, als daß er ſich etwas von ſeinen geiſtigen Beſchäftigungen abbrechen ſollte. Er überläßt das Wagen und Vorwärtsdringen in dem Gewühle der Welt gern andern muthigern und gewandtern Leuten, wenn er nur daheim in ſtolzer Ruhe ſeine Kenntniſſe vermehren, und ohne Geräuſch ſeiner höhern Cultur leben kann.

---

*) S. die Charakterzüge der Studierenden, S. 71 u. f. im erſten Bande dieſes Werks.

Faſt alle große Gelehrte, wenn ſie nicht auf einen hohen Poſten in dem Weltleben verpflanzt waren, haben nach und nach den Muth aufgegeben, wenn ſie nur jene Ruhe und Einſamkeit genieſſen konnten, die von jeher den Studien und Muſen ſo hold war. Die Arbeiten, das leidenſchaftliche Aufglühen eines Gemüths, das mit Gefahren kämpft, oder ſich wol ſelbſt aus übergroßer Herzhaftigkeit in Gefahren ſtürzt, die unruhigen Beſchäftigungen, eine noch ungewiſſe Zukunft zu erringen, und die möglichen Erfolge eines Wagſtücks zu berechnen, paſſen ſich nicht für jenen ſtillen Geiſt, welcher ſich in gelehrte Speculationen verſenkt, oder auch nur Varianten ſammelt. — Es kommt ihm ſogar lächerlich vor, wenn der Stubengelehrte, wie ein Renomiſt, hervortritt, und in äußern Proben der Herzhaftigkeit eine Art von Ruhm ſucht. Kein Stand hält daher auch die Exiſtenz des Soldaten für wichtiger und nothwendiger, als der Gelehrte, weil jener ſeine wiſſenſchaftliche Ruhe und die Wiſſenſchaften ſelbſt ſchützen ſoll, und keiner achtet eine gute Polizey ſo ſehr, als der Gelehrte, weil durch die Unordnungen des Staats und des bürgerlichen Lebens die Wiſſenſchaften ſelbſt große Erſchütterungen leiden, und ihr ſegensreicher Einfluß auf die Verfeinerung und Veredlung der Gefühle in den Ungewittern der Staaten fürchterlich gehemmt wird *). —

Die durch das Studieren, entweder durch wirklich fortgehende tiefſinnige Unterſuchungen, oder auch nur durch literariſche Grillenfängerey geſchwächte Willensſtärke des Gelehrten iſt nun eben darum auch der Grund, warum das Regiment der Frauen in dieſem Stande über-

---

*) Wenn es daher unter den Literatoren Frankreichs in den Zeiten ſeiner politiſchen Anarchie wirkliche Revolutionsprediger gab; — ſo waren dieß gewiß keine wahrhafte wiſſenſchaftliche Freunde und Kenner der Gelehrſamkeit, ſondern Querköpfe und Aftergelehrte, die durch die Revolution gewinnen wollten, Prieſter, die durch den umgeſtürzten Staat eine neue Freyheit zu erobern, Advocaten, die ſich durch die Trümmer adliger Güter zu bereichern, Banqueroutirer, die ſich durch die Verjagung ihrer Gläubiger zu decken, Aerzte, die künftig im wollüſtigen Müßiggange zu leben hofften.

all ſo permanent und herrſchend iſt. Die Nothwendigkeit, worin ſich die meiſten Gelehrten befinden, die ganze Aufſicht des Hauſes und der Familie, das eigentliche Handeln und Wirken daheim, der thätigern Gattin zu überlaſſen, während ſie in ihrer Ideenwelt feſtliegen, und nur in Ideen leben, entwöhnt ſie nach und nach von aller muthigen Einſprache in die Regierung des Hauſes, und in vielen Häuſern gehören ſie wirklich nur zu den vornehmern Domeſtiken, — oder zu Statiſten auf einer Schaubühne, wo die Frau mit mehrerm Rechte die erſte Rolle ſpielt. Selbſt der feinere weibliche Lebenstakt muß oft der Pedanterie und den fehlerhaften Sitten des Gelehrten zur Seite treten, damit er ſich nicht lächerlich und verächtlich mache, ſondern, durch die weibliche Klugheit geleitet, ſicherer durch die Welt gehe. Kein Stand der menſchlichen Geſellſchaft bedarf daher der guten und verſtändigen Weiber ſo ſehr, als die Gelehrten. Die Weiber müſſen dieſe eingebildeten Götter gleichſam wieder zu Menſchen umſchaffen, ihren Sinn für das practiſche Leben verfeinern und veredeln, ihren Stolz demüthigen, und denjenigen Gehorſam einprägen, die über die ganze Welt zu herrſchen glauben. Alle Frauen gebiethen überhaupt ſchon über die Männer durch eine feinere Gewandtheit und Glätte des Geiſtes; nichts iſt daher natürlicher, als daß Männer, welche jene Gewandtheit unter dem Bücherſtaube verloren haben, ſich freywillig der weiblichen Regierung unterwerfen, oder, wenn ſie auch ſteif und feſt an ihre männliche Oberherrſchaft glauben, dennoch dem Eigenwillen eines geſcheidten Weibes fröhnen müſſen. Hierzu kommt noch dieß, daß die meiſten Gelehrten, bey aller Gelehrſamkeit und Vielwiſſenheit, ſelten den Charakter des andern Geſchlechts ſtudiert haben, und ſich eben deßwegen, wie wir überall ſehen, blindlings und gleichſam ſtumpfſinnig in ſeine Arme werfen. Wir erſtaunen mit Recht, wie oft die allergelehrteſten Männer — Sclaven eines ſehr alltäglichen Weibes ſind, und wie dieſe Lichter der Welt ſich oft wie Kinder von einem Kinde leiten und beherrſchen laſſen.

Man findet eben darum in keinem Stande des menſchlichen Lebens weniger Eheſcheidungen, als unter den Gelehrten, und zwar aus dem natürlichen Grunde, weil überhaupt nicht leicht eine Ehe getrennt wird, worin die Frau die Oberherrſchaft beſitzt. Gewöhnlich iſt der Mann hiermit vollkommen zufrieden, und in ſolchen Regierungen ſtehen Regent und Unterthan in dem freundlichſten Verhältniſſe mit einander. Ueberdieß hängt es ja von der Frau ganz allein ab, ihre Oberherrſchaft dem Manne ſo leicht und angenehm, als möglich, zu machen, und ihn ſogar feſt zu überzeugen, daß er, bey einer umgekehrten Ordnung der Dinge, ein unglücklicher, oder doch wenigſtens ein unbrauchbarer Mann ſeyn würde. Dieſe Ueberzeugung wird ihn ſeine Regentin nur deſto mehr verpflichten, er wird ihr ſeine innige Dankbarkeit dafür opfern, und dieſe Dankbarkeit am liebſten durch eine gefällige Unterwürſigkeit ausdrucken wollen. Er wird eben deßwegen den Hausfrieden gern und bereitwillig zu erhalten ſuchen, und alle dieſe Umſtände werden ihm den Gedanken an eine Trennung der Ehe faſt unmöglich machen. Der wiſſenſchaftliche Menſch ſcheint auch überhaupt ſchon auf irgend eine Art zum Gehorchen beſtimmt zu ſeyn, — wenigſtens haben die Großen und die Weltleute in dieſem Stande von jeher die furchtſamſten und nachgiebigſten Gemüther zu entdecken geglaubt.

Der Wankelmüthige ſteht, in Abſicht ſeiner Unbrauchbarkeit und ſchwachen Willensnatur, mit dem Feigherzigen gleichſam auf einer Stufe der Negation, und iſt darum ein ſo unbeſtändiger und inconſequenter Menſch, weil er mit dem Gebrauche ſeiner eigenen Kraft ſelten auf's Reine kommt, und bald gegen ſich ſelbſt, bald gegen ſein Schickſal eine furchtſame Zaghaftigkeit empfindet. Auch bey ihm, wie beym Poltron, iſt die Hoffnungsloſigkeit oder wenigſtens die Hoffnungsſchwäche [weil die innere gelähmte Selbſtkraft nichts wagt, ſondern nur immer in einem ängſtlichen Zurückziehen begriffen iſt] der Grund alles Zögerns und Nichthandelns, wo durchaus feſt und entſchloſſen gehandelt werden muß. Iſt aber einmahl das Selbſtvertrauen dahin, und aller innerer Stoff hierzu durch die Aengſtlichkeit vernichtet; ſo kann es gewöhnlich durch nichts in der Welt wiederum erweckt oder geſchaffen werden, und der Wankelmüthige iſt daher wie ein unheilbarer Seelenkranker zu betrachten. — Ihr wollt ihm in ſeinem Glücke behülflich ſeyn, ihr regt ſeinen Muth an, ihr befeſtigt ſeinen Glauben an ſich ſelbſt, ihr ſucht ihm die Kunſt, ſich in die Welt zu ſchicken, anzubilden, und, wenn es ihm auch an innerer Kraft gebräche, ihm doch wenigſtens die Kunſt der Klugheit mechaniſch einzuflößen, — er wird ſich auch wol durch eure Theilnahme und kräftige Einſprache auf einige Augenblicke geſtärkt fühlen, der Mann wird aus ihm hervortreten; aber, ehe ihr's vermuthet, wird er euch entſchlüpfen, und mehr negative Schritte rückwärts thun, als er poſitiv vorwärts gegangen war. Ihr zeigt ihm gutmüthig die Mittel und Wege, wodurch er aus einem verdrießlichen Wandel herausgeriſſen, von einer überläſtigen, ihm aufgedrungenen Verbindlichkeit wiederum losgebunden, und nun als ein freyer und ſelbſtſtändiger Kopf handeln könne; ihr zeigt ihm, wie unwürdig man ſeine Laſten vermehrt, ſeine Herzensgüte gemißbraucht, ſeine Unentſchloſſenheit getadelt, und ſein eigenes Vermögen beraubt habe; ihr zeigt ihm alle die Schreckniſſe der Zukunft, die ſeiner warten, wenn er nicht einen muthigen Gang wagt und dem hämiſchen Spiele mit ſeiner Charakterſchwäche nicht bald ein Ende macht. Er hört euch aufmerkſam an, er iſt ganz eurer Meinung, er verſpricht euch, von nun an — Mann zu ſeyn; aber kaum habt ihr ihn verlaſſen; ſo ſtürzt er in den Strudel ſeiner Bedenklichkeiten zurück, und widerruft kindiſch alle ſeine vernünftigen Vorſätze. Bisweilen zeigt er einen Paroxismus von Muth und Herzhaftigkeit, und macht wirklich Verſuche, die innere Sclaverey ſeines Gemüths zu zerbrechen, und Herr ſeiner Furchtſamkeit zu werden; ihr glaubt, ihn endlich einmahl feſt zu halten, aber eine bedenkliche Kleinigkeit fährt ihm durch den Kopf, und der arme Sünder ſteht wiederum in ſeiner ganzen Blöße da.

Der Wankelmüthige iſt faſt immer gegen alle Menſchen mißtrauiſch, und ſein Charakter eben darum nicht ſelten lieblos und kalt. Aus Mißtrauen wechſelt er darum ſo oft ſeine Freunde, und diejenigen, welche ſeine Wohlthaten genießen. Aber er wechſelt auch ſeine Lebensweiſe, ſeine Studien, ſeine Plane, aus Mangel innerer Kraft und Conſequenz; — er würde Frau und Kinder wechſeln, wenn glücklicherweiſe dieſe Art Männer nicht grade am meiſten der weiblichen Oberherrſchaft huldigen müßten, und dieß iſt faſt die einzige Conſequenz, die wir an ihnen wahrnehmen. Eben ſo ſchwanken dieſe Leute in ihren Begriffen und Meinungen; ſie glauben heute dieß und morgen jenes; ſie ſind immer der Meinung des zuletzt geleſenen Buchs. Das Syſtematiſche iſt ſelten ihre Sache, und der Skepticismus, nicht ſowol aus Ueberzeugung, ſondern weil er keinem Syſteme günſtig iſt, ihr Lieblingskind. Der Wankelmüthige lobt und tadelt ſelten nach Grundſätzen, ſondern nach momentanen Launen und Stimmungen, daher die verſchiedenen Urtheile der Menſchen über ihn. — Er beginnt etwas zu critiſiren, er will einmahl den freymüthigen Kopf machen; ein anderer widerſpricht nur leiſe, und der Freymüthige zieht ſich zurück, oder giebt ſeinen Worten eine geſchmeidigere Deutung, aus Furchtſamkeit, daß ſeine Critik nicht haltbar genug ſeyn dürfte; ja, er widerruft im Gedränge ſelbſt ſeine Wahrheiten, oder läugnet, daß er ihr Anhänger ſey.

Es giebt auch einen Wankelſinn, welcher aus einer zu großen Nachgiebigkeit gegen die Meinungen anderer entſpringt, indem man den Widerſpruch und den Muth für unartig oder unpolitiſch hält. Dieß iſt gewöhnlich der Wankelſinn der Hofleute, und derer, die in der großen Welt eine überfeine, alſo eine geiſt- und muthſchwächende Erziehung erhalten haben. Da dieſe Leute oft eines Beſſern überzeugt ſind, und ſich doch auch an die Meinungen der Großen und der großen Welt ſo gern anſchließen, und ihnen wol gar laut huldigen müſſen; ſo gelangen ſie ſelten zu der Feſtigkeit und Conſequenz des Denkens und des Charakters, welche die Vernunft ſonſt in andern Ständen begründet. — Der verfeinerte, zwar nicht vernunft- aber kraftloſe Weltmann hat gewöhnlich nur den Charakter: er iſt und bleibt ein ſchwankendes Rohr, das ſich mit leichter Gewandtheit nach allen Winden der Hofluft drehet, und drehen muß, wenn er tolerirt und protegirt ſeyn ſoll. Sein einziger und höchſter

Muth beſteht darin, ſich in der poſtulirten Zweydeutigkeit ſeines Sinnes, ſeiner Meinungen und ſeines Syſtems zu erhalten, und ſo viel Farben anzunehmen, als es der Moment, die Zeit und Umſtände, und vornehmlich die Launen der Großen verlangen. — Er kann und darf ſich alſo ſelbſt nicht treu ſeyn noch werden, weil er ſich dadurch nur verrathen, und durch das Selbſtvertrauen ſein Spiel verlieren würde. Wenn ihn die geiſtloſe Gewohnheit des vornehmen Weltlebens dahin bringt, daß er nur wie eine Uhr nach ihren Formen geſtellt wird; ſo iſt er freylich weiter nichts, als eine ſolche Uhr, und, wie ſo viel tauſend Weltleute, ein künſtliches aber unbedeutendes Automat; aber wenn er darauf ſtudiert, abſichtlich charakterlos zu ſcheinen; ſo wird er es endlich wirklich ſeyn, der Menſch wird in dem Hofmanne untergehn, und dieß ſind die gefährlichſten Menſchen.

Daß dieſe Sclaven eines fremden Willens ſelten ganz offen handeln dürfen und wollen, iſt ihre größte Sünde und ihr größtes Unglück. Sie müſſen immer den Furchtſamen und Schüchternen machen, wenn ſie gelten ſollen; ſie dürſen nur für die Intrigue der Obern Muth zeigen; anders will man ſie nicht, und oft gehen ſie unter der Figur des Poltrons ihre zweydeutige Bahn am ſicherſten. Wollen ſie auch einmahl die Wahrheit ſagen; ſo werden ſie doch vorher erſt das Terrein unterſuchen müſſen, wo, wie, wann ſie geſagt werden ſoll, und ſie werden hierbey die feige Rückſicht auf die kleinſten Individuen nicht aus den Augen ſetzen dürfen, weil grade in den höhern Regionen des künſtlichen Lebens ein kleines Inſekt dem Wahrheitsfreunde gefährlich werden kann. Sie werden daher lieber die Wahrheit verſchweigen, oder aus höfiſcher Feigheit ſo decoriren und verſüßen, daß ſie den Anſtrich einer Schmeicheley bekommt, — unter welcher Aegide auch der freymüthige Weltmann immer noch ziemlich ſicher bleibt. Indem er aber ſchüchtern und ängſtlich nachforſcht, wie der verfeinerte und intriguante Weltzirkel ihn nimmt und beurtheilt, und auf dem graden Wege hier ſelten ſein Ziel erreicht, — muß er alles Zutrauen zu der Menſchheit ſelbſt verlieren; ſein ganzes Syſtem geht in eine ſubtile Verſchlagenheit über, und der Courtiſan iſt nun fertig, nachdem er ſein beſſeres Ich durch eine unmännliche Feigheit von ſich geworfen hat. Nun muß er aus Poltronnerie einem Verdienſte huldigen, welches nicht exiſtirt, das loben, wo alles Lob verſtummt, und da ſchmeicheln, wo alle Schmeicheley ein Hochverrath der Wahrheit iſt. Durch Hin- und Herſchwanken muß er ſich halten und retten; er muß in einem Athem Ja und Nein ſagen können, und ſeinen Vortrag ſo ſtudiert haben, daß er wenigſtens nicht da zu widerſprechen ſcheint, wo er einmahl als ein freymüthiger Mann auftritt.

Weil er nicht frey handeln darf, und das Handeln allen Menſchen doch ſo natürlich iſt, wie den Lebendigen das Athmen; ſo wird ſich der lebhaftere Kopf in dieſer unſichern Region um ſo lieber mit den Künſten der Cabale vertraut machen, und vielleicht als Obſcurant alles um ſich her in Schrecken ſetzen, — aufbauen und niederreiſſen, je nachdem die Furchtſamkeit mit ihm ſpielt. Hinter den Culiſſen iſt die Officin ſeiner Waffen, hinter dem Rücken iſt er Herr und Meiſter ſeines Spiels, und die ſchlauen Weltweiber müſſen ihm helfen, weil auch ſie hinter dem Rücken am muthigſten handeln. — Aber die Mine könnte zur Unzeit ſpringen, es muß alſo liſtig vorgebauet werden, daß der Planmacher mit heiler Haut davon kommt. Dieſe Kunſt iſt nicht leicht, und der Mann von Charakter iſt ihrer, vermöge ſeiner Selbſtſtändigkeit, unkundig; allein der ſchwankende Weltmann, deſſen Sinn wie die Farbe der Seifenblaſe ſpielt, iſt auf die Erfolge der Dinge, vornehmlich auf den Stand ſeiner Gnade oder Ungnade, aus Feigheit, ſtets höchſt aufmerkſam, weil er es wohl weiß, daß er außer ſeinem Bezirke eine abſolute Nullität ſeyn würde. Liſt und Furcht lehren ihn daher, ſich immer hinter dem ſtärkſten Baume zu verbergen und zu verhüten, daß ihm dieſer Schutzheilige nicht genommen wird. Aendert ſich aber das beſtehende Syſtem der bisherigen Hofpolitik, erhält eine andere Partey größern Einfluß, hat die Zeit und die Intrigue den mächtigen Günſtling geſtürzt; ſo drehen ſich auf einmahl alle Courtiſans, wie die Wetterfahnen, nach der Gegend hin, woher der günſtigere Wind bläſt; die Freunde und Wohlthäter ſelbſt werden dem höfiſchen Wankelſinne aufgeopfert, und jeder Zwerg verſucht ſeine Kraft, das neue Idol zu heben und zu verſchönern, bis auch dieſes wiederum zermalmt wird.

Das Wechſeln und Umwerfen verurſacht der Intrigue auch nicht viel Mühe, weil ſie ihre Schlingen heimlich anlegt, und durch ihre ſtudierte Verſtellungskunſt ſelbſt die Klügern täuſcht und verführt. Vornehmlich aber gewinnt ſie an innerer Stärke und teufliſcher Selbſtkraft dadurch, daß ſie ſich ſo leicht über alle Bedenklichkeiten des moraliſchen Gefühls hinwegſetzt, und nichts, als den glücklichen Erfolg eines niedrigen Plans beabſichtigt. Der verſchlagene Weltmann wird ſich bald die Einſprache eines innern Richters verbitten, der ihn ſo leicht auf einem Schleichwege ertappen, und grade da, wo jener den Streich vollführen will, ihm furchtbar in den Weg treten könnte. Er wird vielmehr die Maximen des Gewiſſens für Formalitäten eines ängſtlichen Gemüths halten, welche die Klugheit im Weltleben von ſich werfen muß, ſobald es der verfeinerte Egoismus verlangt. Selbſt die Religion iſt in den Augen des Weltmannes oft nur ein leerer Nahme, wodurch das Volk, wie das Kind durch eine Geſpenſterhiſtorie, in Furcht gehalten werden muß; aber beginnt der Regent, ein Heiliger zu werden: ſo hängen alle Weltleute heuchleriſch die Köpfe, donnern gegen alle Aufklärer und weiſſagen den Untergang des Staats, wenn man die einmahl vorhandene Maſſe des religiöſen Unſinnes vermindern wollte, — und aus dem vorigen Religionsſpötter geht nun ein blinder Zelot und lächerlicher Andächtler hervor, der wol gar mit ſeiner innern Bekehrung prunkt, während er in ſeinem Innern ſelbſt der nichtswürdigſte Profan iſt.

Betrachtet man endlich den Feigen und Wankelmüthigen in ſich ſelbſt, ſo kann man ſich kaum des Gedankens enthalten, daß die kraftvolle Natur den Mangel des Muthes, als eine Abartung von ihrer Willensſtärke, gleichſam hart zu beſtrafen pflege. Denn man findet nicht leicht unglücklichere und unzufriednere Menſchen, als jene feigen und ſchwankenden Charaktere, ſobald ſie zum wirklichen Handeln aufgefordert werden. Man muß ſie ſich faſt immer in der peinlichen Lage jener Geängſtigten denken, welche ein bedeutendes Examen beſtehen ſollen, und dazu keine Fähigkeit zu beſitzen glauben, — man darf oft nur in der ängſtlichen Phyſiognomie dieſer Menſchen leſen, um ſich von den Qualen zu überzeugen, die in ihrem Innern wüthen. Wenn der Muthige ſchnell und mit Geiſtesgegenwart ſeinen Entſchluß faßt und ausführt; ſo zittert der Feige vor der Unternehmung, und berechnet nur immer die Gefahren und Critiken, die aus ſeiner Handlung hervorgehen könnten. Wenn der Muthige ſeinen Kampf gern ganz allein beſteht, und darin ſeine Ehre ſucht; ſo verbirgt ſich der Feige ängſtlich hinter ſeine Schildknappen, und opfert ſeine Ehre auf. Der Furchtſame und Wankelmüthige hat die Furien immer hinter ſich; er erwartet immer das Schlimmſte, er ſieht in den meiſten Menſchen ſeine Feinde; er ſagt ſich die ſchreckliche Marime immer wieder zu ſeiner eigenen Qual vor: „daß es überall ſehr viel geſcheidte, aber nur ſehr wenig ehrliche Leute gäbe.“ Muß er gegen Andere hart ſeyn, ſo fürchtet er ihre Rache und ihre Feindſchaft; iſt er gelinde, ſo fürchtet er Mangel an Obedienz, und daß man mit ihm nach Gefallen ſpielen werde. Er zittert vor ſeinen Obern, und forſcht nur immer in ihren Blicken, was er wol möglicher Weiſe zu befürchten habe. Hinter dem Rücken verdammt er ſein Joch und die Undeutlichkeit ihrer Befehle. Gern wirft er eine bedenkliche Unternehmung einem andern zu, oder ſchiebt einen andern vor, wenn er einen Verweis erwartet. Die ſüße Freundin des Menſchen, die Hoffnung, erquickt ihn nur auf Augenblicke; indem er gierig die Arme nach ihr ausſtreckt, zieht ihn das bleierne Gewicht der Feigheit nieder, und macht ihn erſtarren. Er fühlt ſich faſt überall ankerlos, er weiß ſich nicht zu helfen, er ſtürzt ſich aus innerer Betäubung nur noch tiefer in die Gefahren.

Seelengröße des Mannes.

Wir nennen die höchſte Steigerung der Willenskraft in ihrer menſchlichen Vollendung, über welche hinaus wir uns nichts Edleres im menſchlichen Gemüthe denken können, — Seelengröße, und den, welcher ſie beſitzt und ſie erworben und erkämpft hat, ſeelengroß. Muth und Selbſtſtändigkeit ſind nur einzelne Theile derſelben; aber noch nicht das herrliche Ganze. Muthig und ſelbſtſtändig kann der Mann bis zur Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen ſeyn und werden, ohne daß er den reinern und höhern Abſchluß ſeiner moraliſchen Kraft und eines befeſtigten Geiſtes kennt. Der Seelengroße iſt ein muthiger, ein ſelbſtſtändiger und durchaus conſequenter, aber er iſt noch mehr, er iſt auch ein weiſer Mann, und die uneigennützige Großmuth iſt immer in ſeinem Gefolge.

Man hat den Begriff der Seelengröße ſo verſchieden definirt, daß man deßhalb an der Exiſtenz der Sache ſelbſt zu zweifeln angefangen hat, — und das um ſo viel mehr, weil uns im praktiſchen Leben ſo äußerſt wenig ſeelengroße Menſchen erſcheinen. „Selbſt diejenigen großen Männer, ſagt man, welche ſich in jener erhabenen Form der Menſchheit zeigten, und ihren Jahrhunderten die Nahmen gaben, waren, genauer beleuchtet, nicht ſelten vortreffliche — Schauſpieler, welche die zur Bewunderung geneigte Welt durch den Anſtrich einer übermenſchlichen Willensſtärke und eines ſich immer gleichbleibenden Geiſtes in Erſtaunen zu ſetzen, und ſich ſelbſt unſterblich zu machen wußten. Die Welt hat nur ihre glänzende Auſſenſeite, nur ihren Strahlenkranz geſehen, hat nur die Geſchichte ihrer erſtaunlichen Thaten geleſen, und hat darüber — den Menſchen vergeſſen. Laßt uns ihre Größe, wie ſie daheim dachten und handelten, und von unbeſtochenen Augenzeugen entwickeln, — und ihr werdet erſtaunen, — an welchen Schwächen dieſe erhabenen Geiſter kränkelten, und wie ſehr die vorgeſpiegelte Seelengröße oft von den unbedeutendſten Kleinigkeiten gegängelt wurde, — wie groß und liebenswürdig ſie waren, — ſo lange man ihren Egoismus nicht beleidigte, und wie weit ſie ſich vergeſſen konnten, wenn dieß geſchah; — wie ängſtlich ſie in ihrem häuslichen Bezirke den Schmerz fürchteten, dem ſie auf dem Theater der Welt zu trotzen ſchienen; wie ſehr ſie ſich von kleinlichen und ſeelenloſen Zeitvertreiben beherrſchen ließen, während das Publikum ſie ſich groß und geiſtreich beſchäftigt glaubte, und in heiliger Ehrfurcht die Reſultate eines tiefen Nachſinnens von obenherab erwartete; wie oft die angebetete Humanität des unſterblichen Mannes nichts, als äußere Manier und Gewandheit, oder eine bis zur feinſten Täuſchung abgeſchliffene Verſtellungskunſt war. —

„Die wenigſten großen und ſtarken Geiſter, fahren jene Kunſtrichter der Menſchengröße fort, — erhalten ſich in ihrer Glorie, wenn ſie auch lange genug die Welt durch den Nimbus ihrer Größe und erhabenen Eigenſchaften geblendet, und vielleicht auch — gedrückt haben. Aus der bewunderten Herrlichkeit des großen Mannes trat oft genug der Menſch nicht blos daheim, ſondern öffentlich hervor, und zeigte Blößen, wozu der minder erhabene Mann nicht fähig geweſen wäre. Das ewige Repräſentiren macht am Ende mattherzig“ — und man hat Recht. „Eben darum haben ſich jene erhabenen Menſchen, wenn ſie klug waren, faſt immer in einer gewiſſen Entfernung von der größern Menſchenmenge gehalten, um nur von außem geſehen zu werden; ſie haben ſich in einen äußern Glanz gehüllt, um das Volk zu täuſchen, und hinter dieſen Decorationen ihre Gebrechen zu verbergen; ſie haben ſich nur ihren Vertrauteſten entdeckt, und mit Gold das Stillſchweigen ihrer Günſtlinge erkauft. Oder ſie haben ſich auch wol, wenn ihnen die bisherige Rolle einer artificiellen Größe zu ſchwer wurde, im Alter [wie Carl V.] aus der neugierigen und critiſirenden Schaubühne der Welt zurückgezogen, um ſich in den Augen der Welt nicht ſelbſt zu überleben.

„Man unterſuche endlich ihre Großthaten ſelbſt, und wir erblicken faſt nichts als Schimmer und Firniß! Der große Mann hat zum Erſtaunen der Welt ſeinem ärgſten Feinde auf die großmüthigſte Art von der Welt verziehen, — und wol gar den, der ihn ſtürzen wollte, höher als ſich ſelbſt erhoben; allein wer bürgt uns dafür, daß dieſer ſo laut bewunderte Großmuth nicht die Folge einer geheimen Furcht und Bedenklichkeit war, die ſich nun durch den gewonnenen Feind beruhigt fühlt? — Oder konnte eben dieſe Handlung nicht momentane Laune, oder eine tiefliegende egoiſtiſche Eitelkeit ſeyn, damit die Welt hiervon rede, und einen neuen Diamant in der Krone des großen Mannes erblicke?“ „Euer Held, ſagen dieſe Zweifler ferner, — iſt gleichſam über alle Leiden der Menſchheit erhaben; — er ſteht wie ein Fels in Ungewittern, er klagt nie, er iſt die Reſignation ſelbſt, er iſt das bewundernswürdigſte Muſter der Geduld. Allein wird ihm die Nothwendigkeit, in dieſer Gemüthsſtimmung zu bleiben, nicht zu hoch angerechnet? — kann er die Dinge ändern, die ihn drücken? und, wenn er das nicht kann, ſo wäre es kindiſch, wenn er klagen wollte. Gibt es nicht einen Stolz, der nur darum feſt erſcheint, damit ſein Feind nicht über den Wehklagenden triumphire? — gibt es nicht eine Gefühlloſigkeit in Leiden, die der Unkundige Seelenſtärke nennt? und eine Geduld, die ſich durch die lebhaften Bilder der Hoffnung ihr Geſchäft unendlich erleichtert, ſo daß ſie das Drückende verliert? Oder der große Mann erſcheint auf der höhern Stufe ſeiner innern Kraft, — ein Held und Beherrſcher ſeiner ſelbſt, — der ſeinem Willen mit Ruhe und Leichtigkeit gebietet, und nie bey einer Uebergabe ſeines beſſern Ichs an eine ſinnliche Leidenſchaft ertappt wurde. Dieß haben freylich alle Anthropologen — Seelengröße genannt; allein wer hat in ihr Inneres geſchauet? — wie oft mag der erhabene Stoiker geſündigt haben, ohne daß es die Welt erfuhr? Wie bekannt waren alle Heilige mit den Freuden der Wolluſt! oder iſt die Kälte des Bluts, — iſt wol gar die phyſiſche Unmöglichkeit zu einer gewiſſen Leidenſchaft auch ein Verdienſt der Seelengröße?“ —

Allein die moraliſche Natur des Willens würde ſich in einer übeln Lage befinden, wenn ihre Schwächen alle weitere Vollendung des möglich Vollkommenen ausſchlöſſen, und das Gemüth die wirkliche Seelengröße nur als etwas Ideales, aber an ſich Unerreichbares, betrachten müßte. Dieſe erhabene Eigenſchaft der Willenskraft iſt nichts Chimäriſches, weil ſie durch einen richtigen Gebrauch der Freyheit und die Tendenz des Geiſtes zu hohen Zwecken wirklich hervorgebracht werden kann, folglich in der Gewalt des Menſchen liegt, — und in wahrhaft großen Seelen erreicht wird. Um jene Zweifler zu widerlegen, muß man ihnen nur *die* Wendung nicht erlauben, daß der ſogenannte große Mann, der *Mann und das Idol der Geſchichte* mit dem ſeelengroßen Manne durchaus einerley ſey, — ſondern man muß an eine Seelengröße glauben können, die es, ohne allen äußern Rahmen und Prunk, — ohne die Bezeichnung des Helden und der Celebrität, iſt, und in ihrer ſtillen Größe weit über die blos gerühmte und gekrönte Menſchheit hinausragt.

Ihr innerer und permanenter Charakter iſt a) das reine Bewußtſeyn eines freyen Gemüths, — einer von der Sclaverey der Leidenſchaften entfernten Seele, einer Willenskraft, die muthig und ſelbſtſtändig ſich allein genug iſt, ſobald ſie ſich rein erkannt hat. Der ſeelengroße Mann iſt Herr und Meiſter ſeiner ſelbſt, — nicht, weil ihn etwa ſeine härtere Organiſation weniger verführt, und ſein Blut langſamer rinnt, — auch nicht, weil eine verſchlagene Klugheit ſeine Schritte und Gedanken leitet, — und er durch eine angenommene Kälte ſeinen Egoismus ſouverain machen will, ſondern weil ſeine Selbſtbeherrſchung ihr eigener Selbſtzweck iſt, und er ſich in dieſer Form des Guten wirklich feſt und groß fühlt. Ein Charakter von dieſem Adel und dieſer fundirten Selbſtkraft kann nichts wollen, was die Freyheit ſeines hochſinnigen Geiſtes einſchränkt und beleidigt. Er befindet ſich daher immer auf dem richtigſten und zweckmäßigſten

Standpunkte einer ruhigen Beſonnenheit und Geiſtesgegenwart, und wird nicht leicht von einem Sturme ſeiner leidenſchaftlichen Natur überraſcht werden, — oder er wird ſich nach dem Kampfe mit ihr noch höher erheben, als er vorher ſtand. — Seine Siege über die Schwächen der Menſchheit werden ihn befeſtigen — und mit ſeiner innern Kraft vertrauter machen. Seine Leidenſchaften ſind nur ſeine Vaſallen, die ihn in dem großen Anbaue ſeines Lebens fortheifen, aber nicht darin ſtören dürfen. Er wird ſie daher auch nicht auszurotten, ſondern nur zu veredeln und zu vergeiſtigen ſuchen, und nach dieſer Veredlung aus ſich ſelbſt, als der Souverain ſeines Willens, mit bleibender und ehrenvoller Originalität hervorgehen.

b) Der ſeelengroße Mann wird daher auch nie — einer gemeinen Sinnlichkeit ſeine Opfer bringen, weil er nicht ihr Sclave ſeyn kann, und ein freyes Gemüth ſich in dem Zuſtande der Knechtſchaft allemahl tief gedrückt fühlt. Er wird die Freuden des Lebens mit großherziger Heiterkeit genießen; aber ſie werden ſich in ihm nur noch mehr veredeln und vergeiſtigen, weil er ſie nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern nur als Erholungen und Verſüßungen ſeiner größern Geſchäfte genießt; er kann ihrer ohne Mühe entbehren, ſobald ihn eine höhere Pflicht davon abruft; er fühlt ſich durch ihre Abweſenheit nie unglücklich, er kennt die Sehnſucht der Wolluſt nicht; er hat das geheime Gelüſte zu ihr nie zur Gewohnheit in ſich verwöhnt; er kennt nur die, unabhängig von alle dem zu bleiben, was ſeine Sinne verſtricken und ihnen eine unerlaubte Gewalt über den Adel ſeines Geiſtes einräumen könnte. Dieſen Adel betrachtet er als den einzigen reinen Abdruck ſeiner Würde, — hiervon geht ſein edler Selbſtſtolz aus, und kraft dieſes liegt alles Gemeine und Animaliſche zu tief unter ihm, als daß ihn dieſes erreichen dürfte.

c) Der ſeelengroße Mann iſt über die tauſendfachen kleinlichen Auſſenſeiten und Erbärmlichkeiten des menſchlichen Lebens, worauf gemeiniglich kleine Seelen einen ſo großen Werth legen, unendlich erhaben. Seine Größe beſteht nicht in dem Adel und Range, welchen die Geburt gibt, nicht in dem Beſitz zufälliger

Glücksgüter und in den ſchmeichelhaften Lauten eines eben ſo zufälligen Ruhms. — Er muß und wird *durch ſich ſelbſt* alles ſeyn, was er ſeyn kann. Sein Verdienſt muß ihm allein angehören, — allein aus ihm hervorgehen, wenn er es achten und ſich ſelbſt vertrauen ſoll. Es kann ihm nicht gegeben oder geſchenkt werden. Es iſt kein Ordensſtern, kein Don-gratuit von irgend einem Großen der Erde; es iſt die freye Selbſtkraft ſeiner innern Größe, die ſich nur durch ſich ſelbſt ausmeſſen läßt, und keinen andern Maßſtab über ſich erkennen kann. Ihr Charakter iſt ewige Unwandelbarkeit, weil ſie von ewigen Maximen ausgeht, — und ein heiliger Wille, der um ſein Selbſt willen ſo gut iſt, als es die Schranken der Menſchheit erlauben. Der ſeelengroße Mann iſt es *immer*; dieſe Größe begleitet ihn zum Thron und zur Bettlerhütte; er kann mit ſtolzem Selbſtgefühle ſeinen äußern Rang, wenn er deſſen nicht mehr bedarf, von ſich werfen, und wie ein Cincinnatus vom mächtigen Dictator zum einſamen Pfluge zurückkehren.

d) Der ſeelengroße Mann iſt und bleibt es in den *bedenklichſten* und *traurigſten* Lagen ſeines Lebens. Eine Seelengröße in guten Tagen wäre nichts, als eine Parade, die ſich bey einiger Taktik und Gewandheit ſeiner ſelbſt gar leicht abthun läßt. Die Größe des wahren Mannes muß über ſein Schickſal hinausgehen, ohne daß er mit ihr coquettiren will. Er iſt freylich Menſch; er wird die Schläge des Unglücks fühlen; es kann in einzelnen Momenten ein fürchterliches Dunkel in ſeinem Gemüthe herrſchen; allein er iſt doch der Fels in Ungewittern, das Haupt in Sonnenſtrahlen. Er würde es für ehrlos halten, den Kampf nicht beſtehen zu wollen. Ehe er ſich in ſeinen eigenen Augen verächtlich würde, geht er lieber dem Tode entgegen; aber er läßt ſich auch nicht muthwillig morden, wenn er der Niederträchtigkeit entgehen kann; noch weniger mordet er ſich ſelbſt, wenn der mächtigere Feind ſiegt. Tauſend Zungen haben die Seelengröße des *Socrates* geprieſen, daß er den Giftbecher trank, dem er durch die Hand ſeiner Freunde entgehen konnte; *Cato* von Utica wird für einen ſeelengroßen Mann gehalten, weil er, um nicht das Glück ſeiner Feinde zu überleben, ſich ſelbſt ermordete. Beyde Männer ſtarben aus egoiſtiſchem Eigenſinne, — und dieſer war nie die Grundfarbe in dem Gemälde des ſeelengroßen Mannes.

e) Ferner zeigt die Seelengröße, zur Beurkundung ihrer innern Lauterkeit, ſtets einen offenen und graden Charakter, der keine Menſchenfurcht kennt, weil die Menſchheit ſelbſt unbefangen und ſchuldlos in ihm wohnt. Er kennt keine krumme Linien auf der Bahn ſeines Lebens; er iſt immer wahr und ſich ſelbſt getreu; aber eben darum bisweilen in ſeinen Entſcheidungen kühn, weil der Muth im Geleite eines guten Gewiſſens jedesmahl dem edlern Heroismus gleicht. Aber dieſe höhere Willensſtärke wird die Eingebungen der rathenden Vernunft nicht vernachläſſigen; der ſeelengroße Mann wird in ſolchen Fällen die Lebensklugheit befragen, ohne daß er je ſeine leiſeſte Stimme einer Intrigue geben könnte; der Seelenſtarke bedarf keiner Liſt, da dieſe nur der Charakter der Schwäche iſt. Sein Geiſt, ſein Leben, ſeine ganze Denkungsart iſt ein offenliegendes zuſammenhängendes Werk, worin jeder Verſtändige zu ſeiner Veredlung leſen kann; aber für Unverſtändige iſt es nie geſchrieben worden.

f) Der ſeelengroße Mann iſt der warme Verehrer jeder Menſchengröße, wo er ſie findet; er betrachtet ſich als ihren Vertrauten und Verwandten; alle große Menſchen gehören zu ſeiner Familie; er berathſchlagt ſich mit ihnen, ohne ſie zu kennen, er fühlt ſich in ſeinem Innern zu ihrer Selbſtkraft hingezogen; er bewundert ihren männlichen Geiſt, und in dieſem erhabenen Gefühle der Achtung und Theilnahme wird ihm der Neid gleichſam unmöglich. Eben ſo iſt er aus Verehrung des Großen und Guten in dem Menſchen tolerant mit ihren Schwächen, und großmüthig gegen die Fehlenden. Er weiß, daß das Handeln des großen Mannes ein fortgehender Kampf mit ſeinen Leidenſchaften iſt; aber er weiß auch, daß in der menſchlichen Natur unendlich viel Schönes und Gutes liegt, und eben deswegen iſt ihm jeder gute Wille in jedem Menſchen ſo viel werth; denn er weiß aus eigner Erfahrung, wie hoch der Menſch durch ſeine Allmacht in ſeiner innern

Würde ſteigen kann. Die Geſchichte hat uns nur wenige große Männer dieſer Art gezeigt; aber noch wenigere, welche mit einem aufrichtigen Sinne der Größe ihrer Zeitgenoſſen huldigten *). In den höhern Regionen des Lebens

---

*) Der ſeelengroße Mann iſt es in allen Verhältniſſen ſeines Lebens, — warum ſollte er es nicht auch auf der höchſten Beſtimmung ſeines Daſeyns, als Ehemann, ſeyn können? Man hat uns die größten Männer als Feinde des ſchönen Geſchlechts geſchildert; man hat die Ehe den Untergang aller perſonellen Größe des Mannes genannt; man hat bemerkt, daß die größten Philoſophen, welche die Welt kennt, unverehelicht ſtarben. Sogar in dem Gemälde, welches ein zu ſeiner Zeit vielgeleſener Schriftſteller von einem vollkommenen Manne entwirft, — darf dieſer aus einer Menge — Vielleicht — nicht heirathen. „Denn vielleicht ſiehet er voraus, daß die Sorgen einer weitläuftigen Haushaltung, die Laſt, Kinder zu erziehen, und die eigenſinnigen Launen eines Weibes ihm nicht mehr die glückliche Ruhe ſchenken würden, deren er jetzt genießt; vielleicht fürchtet er im Eheſtande weniger, als im ledigen, unſchuldig, tugendhaft und weiſe ſeyn zu können. Es ſtreitet [fährt unſer Sittenrichter fort] in der That gegen die Begriffe ſo vieler in dem vollkommenen Manne ver-

darf man auch nicht immer die wahre Seelengröße ſuchen. Der Schimmer und die Neigung

---

einigter Tugenden, wenn er durch den Eheſtand in die gemeinen Schwachheiten der Menſchen eingeflochten wird. Sobald du heiratheſt, wirſt du von zweyerlei Willen beherrſcht, die ſelten zu gleichen Abſichten mit einander übereinkommen. Und gibt dir auch das ſeltene Glück ein mit dir harmonirendes Weib; ſo machen dir die Verwandten, die öffentlichen Laſten, die Sorgen der Nahrung, die heranwachſenden Kinder, das treuloſe Geſinde und die peinlichen Zeremonien des Wohlſtandes ſo viel zu ſchaffen, daß du am Ende, bey Lichte beſehen, ein armer gemeiner menſchlicher Menſch, wie jeder andere, biſt" *). Der Mann, welcher ſo ſpricht, muß die Seelengröße für etwas ſehr Veränderliches halten, weil ſie ſich, ſeiner Meinung nach, nicht mit dem Eheſtande verträgt, oder wol gar in ihm untergehen könnte. Aber eben dieß ſtreitet mit dem Begriffe der Seelengröße an ſich ſelbſt, und eben ſo mit dem Begriffe der Ehe, als worin der Mann zu ſeinem höhern Geſchlechtsberufe realiſirt werden muß. Eben der Eheſtand bietet dem Manne die beſten Gelegenheiten an, durch Liebe und Herzensgüte, durch einen größern innern Wir-

---

*) von Loen moraliſche Schildereyen.

zum Schimmern hat dort faſt überall das lautere Gefühl für das lautere Verdienſt erſtickt, und

---

kungskreis ſeines Mitgefühls ſeine Seelengröße zu befeſtigen. Auch die Laſten dieſes Standes fordern ihn auf, ſich in männlicher Beharrlichkeit zu üben; der Anblick ſeiner Kinder erinnert ihn täglich an die hohe Pflicht der Arbeitſamkeit, des innigſten Wohlwollens und des guten Beyſpiels. Er bedarf oft eines größern Muthes, als der Mann auf dem Schlachtfelde; und wie groß zeigt er ſich nicht, wenn er über häusliche Sorgen ſiegt! Dabey bewahrt ihn die Liebe zu den Seinen vor jener Kälte und Einſeitigkeit, welche den größten Männern, wenn ſie unverheirathet blieben, eigen war. Wann und wo lernt der Mann mehr Duldung und ſeelengroßes Nachgeben, als im Eheſtande, wenn ihm die große Lotterie des Schickſals kein edles Weib zuführte, oder wenn er die, an welcher ſein Herz mit innigſter Liebe hängt, — ſelbſt dulden und leiden ſiehet, und mit der ganzen Unermeßlichkeit ſeiner ihr geheiligten Freundſchaft doch nicht helfen kann, oder wenn ihm verführte und im lockern Weltumgange verwilderte Kinder ſein redliches väterlich beſorgtes Herz, — ſeine Pflicht der treulichſten Vaterliebe und ſeine raſtloſen Erziehungsarbeiten mit ſchnödem Undank belohnen!

die Schmeicheleien des Eigennutzes haben durch ihren geheimen Gift der Seelengröße die Kraft genommen, ſich auch in andern großen Männern mit ſtiller Zufriedenheit zu ſpiegeln. Die wahre Stärke des Menſchen zeigt ſich bis zum Erſtaunen faſt immer nur in den mittlern Ständen; in den höhern iſt dagegen Kleingeiſterey, Verzagtheit und Inconſequenz des Denkens und Handelns deſto gewöhnlicher.

III.

Sympathetiſches Gefühlsvermögen des Mannes.

Iſt es im Manne ſchwächer, als im Weibe?

Allgemeine Gründe. Gefühlloſigkeit. Grauſamkeit. — Menſchenhaſſer. Beſondere Gründe.

Der Menſch iſt auf ſich ſelbſt und auf andere ihm gleichartige Weſen, vermöge eines Naturgeſetzes, berechnet. Er kann und muß daher immer und überall in einer doppelten Rückſicht, als ein für ſich beſtehendes anthropologiſches Ich, und dann als eine auch andern zugehörige ſympathetiſche Natur betrachtet werden. Nach der erſtern Anſicht iſt er eine nur auf ſich eingeſchränkte Form, — ein Individuum ohne alle Relation, — der Menſch im Allgemeinen, gleichſam nur der logiſche Menſch in ſeiner engſten Bedeutung und Bezeichnung, der allein und als bloße Idee ewig iſolirt daſteht, — ein abſtrakter Einſiedler ſeines Weſens, das keine Mittheilung kennt, und nur ſich ſelbſt fühlt, indem er ſich nur mit ſich ſelbſt beſchäftigen kann, — der ideale Egoiſt, wie er nie exiſtirt hat, und nimmer exiſtiren kann. — Denn dieſe ſeine total-ungeſellige Ichheit muß ſogleich verſchwinden, ſobald wir ihn in die Geſellſchaft einführen, und den *formellen* Naturmenſchen in den *materiellen* oder wirklichen *Geſellſchafts-*

---

*) Ueber die Natur der Sympathie ſehe man Reche Verſuch über die humane Sympathie. 1794. — Hunger Betrachtungen über Wohlwollen, Sympathie u. ſ. w. E. Platner die Sympathie in deſſen Aphorismen. 2r Theil. A. Smith in der Theorie der moraliſchen Empfindungen.

menſchen verwandeln. Nun erſt erblicken wir ſeine zweyte liebenswürdigere Hälfte, — nun ſehen wir ihn ganz. Sein geſellſchaftsloſes Ideal war nur eine Charte von ihm, — die — kaum zur Hälfte bezeichnet war, und der durchaus die vollendete Ausmeſſung ſeines Weſens fehlte, — ein im leeren Raume ſchwebender Riß, — nichts, als ein Stück kalter Vernunft, dem noch die höhern Antriebe des Wirkens, — das Herz, fehlten, dem noch die geſellige Liebe unbekannt war, — ein ſchrecklicher Widerſpruch mit ſich ſelbſt und der geſammten Natur.

Ob es je Naturmenſchen — und einen Naturzuſtand gab, iſt bejahet und verneint worden, ohne daß die Bejaher des wunderlichſten Satzes von der Welt begreifen konnten, daß ſchon in dem Ausdrucke Naturmenſchen die totale Widerlegung ihrer Hypotheſe lag. Naturmenſchen hat es nur auf dem Papiere gegeben, indem man ſie [oder wenigſtens ein ſolches ideales Weſen] aus aller Societät hinausdachte, und eben dadurch den Menſchen gleichſam wieder auflößte. Der Menſch, als ein Ganzes betrachtet, läßt ſich ohne Societät kaum denken. Er ſoll, er muß alles durch ſie werden; alle Zwecke ſeines Lebens weiſen dahin, und das Zuſammenſeyn mit andern erquickt ihn oft unendlich mehr, als eigenes Denken und Handeln. Durch die nie aufhörende Analogie ſeiner Gefühle ſoll er ſich augenblicklich in andern Menſchen wiederfinden und wiedererkennen, — jeder ruft ihm ſchon in ſeinem Anblick entgegen: „du biſt, was ich bin!“ — auch in der tiefſten Einſamkeit ſuchen ſeine Gedanken eine geſellige Beſchäftigung. — Indem er die Welt und ihre Menſchen verdammt, gehet er dennoch in ſeinem myſtiſchen Tiefſinne mit ihnen um, und wenn er ſie vergeſſen könnte, ſo würde er ſich Teufel erfinden, um wenigſtens etwas zu haben, was ſeine geſellige Natur in der Idee unterhalten könnte.

Um ihn nun auf ewig mit ſich ſelbſt und andern menſchlichen Weſen vertrauter zu machen, — hat die Natur ihm ſchon inſtinctartig den Trieb des Wohlwollens ins Herz gepflanzt, wodurch er magnetiſch zu dem ihm gleichen Vernunftweſen hingezogen, und eben dadurch zu einer geſelligen Natur erhoben wird.

Die Nothwendigkeit der Bedürfniſſe und gegenſeitiger Unterſtützung, indem einer ohne den andern, wenn er nicht wie der von der Welt abgeſchiedene Anachoret lebt, nicht exiſtiren kann, — ſammelt zwar auch ſchon die Menſchen in geſellige Haufen; die Gewalt [wie z. B. im Militär] kettet ſie an einander, oder auch die Furchtſamkeit thut ein Gleiches; aber alle dieſe Verbindungen ſind kalt, und können kaum eine menſchliche Geſelligkeit genannt werden, weil ſich auch ſelbſt mehrere Thierarten zu ihrer Vertheidigung zu einander geſellen. Das Wohlwollen allein kann dem Bündniſſe der Menſchen Würde und Sittlichkeit verleihen, — und daraus entſpringt das durchaus nur menſchliche und liebenswürdige Mitgefühl bey den Freuden und Leiden anderer, welches wir Sympathie nennen.

Eine weitläuftigere Unterſuchung der Natur dieſes Gemüthszuſtandes gehört nicht hierher, — wol aber die: in wiefern ſich das weibliche und männliche Geſchlecht in der Art und Weiſe dieſer Sympathie, als des Wohlwollens überhaupt unterſcheiden, und warum ſie ſich hierin unterſcheiden müſſen? Da finden wir denn gleich bey der erſten Anſicht beyder Geſchlechter ein ganz umgekehrtes Verhältniß ihres Gefühlsvermögens. Ueberall iſt der Mann in dem Gefühle ſeiner ſelbſt ſtärker, als das Weib. Es ſcheint ihm ſonderbar, ihre beyderſeitigen Kräfte auch nur obenhin ausmeſſen zu wollen, da die Ueberlegenheit der männlichen Kraft phyſiſch und geiſtig ſich von ſelbſt verſtehe, und ſich in dem ganzen Ich des Mannes, als eine Naturbedingung, ausdrucke. Die hervorſpringenden Seiten ſeines Charakters ragen ſo ſehr über die Weiblichkeit hinaus, daß es keine größern Contraſte in der Geſchlechtsnatur, als dieſe, geben kann, — und daß uns im ganzen Gebiete der Menſchheit nichts ſo ſubtil, aber auch nichts ſo documentariſch abgeſchnitten erſcheint, als — männlicher und weiblicher Sinn und Charakter. Nur der Mann iſt eigentlich im ganzen Sinne des Worts egoiſtiſch; aus der Fülle ſeines Kraftgefühls geht ſein herriſches Weſen hervor, das alles auf ſich beziehen möchte, und ſeine Natur, zu befehlen, nie ganz ablegen kann. Der Egoismus iſt ſeine Seele, und, ſeinem Gefühle nach, das Gehorchen die einzige Unnatur in ſeinem Charakter. Er fühlt ſich zur Freyheit, wie der Vogel zum Fluge, geboren; er lebt mit allen Männern der Welt im Kriege, wenn ſie ſeine Freyheit nicht anerkennen wollen, und ſtürzt ſich lieber in ihre Schwerdter, als daß er ehrlos gehorchen ſollte. Dieſen glühenden herriſchen Egoismus, dieſen unerſättlichen Trieb nach Independenz, dieſen Starrſinn des Ungehorſams, dieſe bewaffnete Selbſtheit kennt die Weiblichkeit nicht, — und ſo trat in dem Gemälde des männlichen Gemüthscharakters ſein Egoismus zuerſt als das Fundament aller männlichen Originalität hervor.

Eine zweyte in dem Charakter des Mannes niedergelegte Urkraft, wodurch er ſich ewig von dem Weibe unterſcheiden ſollte, war ſein Muth, der in einzelnen Frauen zwar auch vorhanden ſeyn, aber allgemeiner und urſprünglicher den Mann bezeichnen ſollte. Wo das Weib zittert und weint, da ſteht der Mann feſt, — da gehet er vorwärts und bietet ſelbſt zarten Gefühlen in ſich Trotz, damit er ſeine Mannheit nicht aufgebe. Wo das Weib, aus Schwäche ihrer Natur und aus Mangel der Beurtheilung der Dinge, verzweifelt, da ſpannt der Mann ſeine Kraft zur höhern Ausdauer oder zu einem kühnen Angriffe, und ſiegt durch *Ueberlegung* und Heroismus, indem er mit Entſchloſſenheit und Geiſtesgegenwart zur rechten Zeit handelt, und die koſtbaren Momente der Zeit nicht durch eine zögernde Aengſtlichkeit verliert. Der Mann iſt wegen ſeines größern Wirkungskreiſes in ſeiner ganzen innern Mannheit kraftvoller, als das Weib organiſirt worden. — Aber eben darum iſt drittens die Erſcheinung ſo auffallend und bemerkenswerth, daß *ſein ſympathetiſches Gefühlsvermögen, ſein wohlwollender Charakter, ſein Mitleiden, ſeine Zuneigung zu andern Menſchen, ſein ganzer theilnehmender Sinn durchaus ſchwächer und gleichgültiger, kälter und matter, als in dem Weibe* war, und daß folglich hier die größere Energie ſeiner Originalität mit einem ſchwächern Gefühle für andere verbunden iſt. —

Man kann die Urſachen dieſer Erſcheinung, welch ein Originalzug der männlichen Sinnesart iſt, in phyſiſche, pſychologiſche und moraliſche eintheilen, die von nun an die Beleuchtungen des männlichen Gemüthscharakters ausmachen werden.

A. Allgemeine Gründe.

Das ganze Nervenſyſtem des Mannes iſt weniger reizbar, weniger empfindlich, weniger empfänglich, als es die Fibern des zartern Geſchlechts ſind. Es muß ſtärker angeſchlagen und erſchüttert werden, ehe es ſeine Gefühle weckt und zum lebendigern Bewußtſeyn erhebt, grade als ob die Senſation einen größern Weg zurücklegen müßte, ehe ſie zu dem Brennpunkte der wirklichen Vorſtellung gelangt, anſtatt daß im Weibe Vorſtellung und Gefühl in dem unendlich kleinſten Zeittheile beyſammen ſind, — gleichſam zweyen Körpern ähnlich, wovon der eine durch den leiſeſten Hauch electriſirt, der andere erſt durch längeres Experimentiren dahin gebracht wird. Der Mann iſt ein Inſtrument von härterm Anſchlage und rauher Berührung. Die ſtärkern Saiten deſſelben vibriren langſamer, zwar rauſchender, aber nicht eiliger, nehmen ſich Zeit, und verhallen ihre Töne in einer ſchwachen Bewegung, die nicht ſubtil genug in die Herzen dringt, ſondern nur mehr auf ihrer Oberfläche dahinſtreift. Es gibt ſchon, vermöge dieſer phyſiſchen Härte des männlichen Sinnes, eine Menge Gefühlloſe, die es ſogar wol unwillkürlich ſind, weil ſie ſich keine zartern Stimmungen ihres Temperaments geben können; Menſchen voll einer totalen Seelenloſigkeit, wenn ſie für andere etwas fühlen ſollen, — Barbaren und Unmenſchen, die es durch das Tauwerk ihrer Nerven ſind, — Tyrannen, denen, vermöge eines galligten Bluts, faſt jedes Mitgefühl unmöglich wird, — kalte Blutrichter, finſtere Religioſen, Mord und Verwüſtung predigende Revolutionaire, welche ſchon durch ihr ſtarres Naturell zu Feinden und Mördern des Menſchengeſchlechts verdammt ſind. Dieſe Charaktere ſind die fürchterlichſten, weil ſie wegen ihrer innern Rohheit der Natur jenſeit aller herzlichen Gefühle leben, und augenblicklich von den Verſtimmungen eines thieriſchen Zorns gegen ihr eigenes Geſchlecht angereizt werden. Man kann nicht ſagen, daß ſie wirklich die Menſchen haſſen; — die rohen Naturen voll Härte und Grauſamkeit ſind ſelten Mißanthropen, ſondern nur momentane Hitzköpfe; aber immer wegen ihres kalten Gefühls furchtbare Kinder der Natur. Dieſe Männer könnten das Menſchengeſchlecht untergehen ſehen, ohne eine Thräne zu vergießen; denn wenn ſie auch die Menſchen nicht haſſen, ſo werden ſie auch durch die Menſchheit und ihre Leiden nicht gerührt; ſie können mit ſtolzer Gleichgültigkeit morden und morden laſſen; es ſind ruhige Banditen, ruhige Vaterlandsverräther, ruhige Verfolger der Vernunft und des Rechts, kurz, ruhige Miſſethäter, weil ein rohes Naturell und vielleicht eine noch rohere Erziehung ihre humanen Gefühle bis zur Felſenhärte verhärtet hat.

Weniger gefährlich ſind diejenigen gleichgültigen und kalten Charaktere, die wegen einer angebornen Langſamkeit und Trägheit des Temperaments ſich für nichts intereſſiren, eigentlich für keinen Menſchen ein warmes Herz haben, und ſtumpfſinnig vor der Größe und Güte, wie vor der armſeligſten Alltäglichkeit, vorübergehen. Dieſe Inſtrumente geben eigentlich gar keinen

Ton von ſich, man ſchlage ſie an, wo man will. Es ſind paſſive Naturen, die, aus Nervenverdickung, nicht einmahl die behaglichen Freuden des Umganges zu ſchätzen und zu genießen wiſſen; das Leben ſchlummert in ihnen, wie in der Trägheit des Thiers; die lebendigſten Leidenſchaften des geſelligen Menſchen ſetzen ihr Blut kaum in Bewegung; ſie lieben nur par ordre, oder wenn der dumpfe Inſtinct ſie dazu aufregt. Sie ſuchen keine Freude, und ſind gleichgültig, wenn ſie nicht wieder geſucht werden. Sie können es kaum begreifen, wie ein Menſch zu dem andern durch Sympathie und Wohlwollen ſo zärtlich hingezogen werden kann, wie man ſich für ſeine Freunde, für ſein Vaterland, für ſeine Kinder mit Enthuſiasmus aufopfern und in der Seele eines Andern mit inniger Herzlichkeit wohnen könne; ſie halten — Menſchen von dieſem feinern Gefühle gemeiniglich für Schwärmer und Phantaſten, und ſehen in den edelſten Weibern, die uneigennützig und mit hoher Reſignation lieben, nichts als Heuchlerinnen, die eine vortheilhafte Jagdpartie machen. Sie können mit ruhiger Gleichgültigkeit die Ihrigen dahinſterben ſehen, — ſie ſtehen an ihrem Grabe, ohne daß ihr eigenes Auge naß wird. Sie gähnen bey ungewöhnlichen Freuden, — die andere Männer in hohem Grade electriſiren würden; ſie nehmen das Geſchenk des Glücks mit kalten Händen, und danken kaum dem Wohlthäter, der für ſie gedacht, gearbeitet, oder ſich wol gar für ſie aufgeopfert hatte. [Siehe unten den phlegmatiſchen Mann.]

Andere Männer würden mehr fühlen, und Zutrauen und Wohlwollen würde ihre Herzen zu uns hinziehen, wenn ihre Nerven und Gefühle nicht abgeſtorben wären durch den alltäglichen Umgang mit Leidenden, durch den wiederholten Anblick menſchlichen Elendes und menſchlicher Härte, und durch die Gewöhnung an eine ſtoiſche Kälte und Gleichgültigkeit gegen alles, was ſie umgibt. Die weichſten Seelen können hierin ihre Natur ſo ſehr ändern, daß ſie in ſpätern Jahren ſich nicht mehr gleich ſind, und vor den Scenen des größten menſchlichen Jammers mit ſtarrer Gefühlloſigkeit vorübergehen. Nero, der in ſeiner frühern Jugend ſo liebenswürdige und weiche Nero, welcher anfangs ſelbſt kein gerechtes Todesurtheil ohne Schaudern niederſchreiben konnte, — mordete ſpäterhin mit einer Art ganz neuer Wolluſt, und erfand neue Martern, um ſeinen Blutdurſt zu befriedigen. Der Krieger, welcher das erſte Schlachtfeld mit Wehmuth und einer frommen Thräne im Auge ſahe, — daß ſich Menſchen für eine blinde Leidenſchaftlichkeit ſo grauſam erſchlagen konnten, ſtürmt nachher mit fröhlichem Jubel über das blutige Leichenfeld, und zählt die Tauſende der Gebliebenen und Verſtümmelten ſo frohſinnig, wie er ſeine erbeuteten Dukaten zählt. Der Arzt, welcher ſo gern helfen möchte, und ſo oft nicht helfen kann, ſteht endlich gefühllos an den Krankenbetten, und dictirt die Stunde des Todes mit einem unmenſchlichen Gleichmuth, während die trauernden Freunde und Verwandten ihren Schmerz durch heiße Thränen ankündigen, und mit einem Theile ihres eigenen Lebens die Geneſung des Geliebten erkaufen möchten. Der Policeyrichter, der Criminaliſt, die Aufſeher der Zucht- und Irrenhäuſer werden durch den Umgang mit Elenden und ihre Gewalt über ſie nach und nach harte und kalte Naturen, Miſanthropen und Menſchenpeiniger, gleichſam aus — Rache, daß ihnen jene ſo viel zu ſchaffen machen *). Selbſt diejenigen, welche öfters Thiere morden, werden nicht ſelten gegen das Leben und den Tod der Menſchen gleichgültig, und zeigen im gemeinen Leben einen kalten und gefühlloſen Charakter **).

---

*) Oder durch eine moraliſche Anſteckung, indem ein fortwährender Umgang mit verworfenen Menſchen nach und nach den Sinn für das Edle und Schöne ſchwächt, und die reinen Formen eines ſympathetiſchen Charakters zerſtört. Männer, die, vermöge ihres Berufs, mit der niedern Menſchenklaſſe viel zu ſchaffen haben, und gleichſam immer unter Sündern und Miſſethätern zubringen müſſen, nehmen daher auch leicht einen drohenden, gebietenden und hartherzigen Ton an, — ſelbſt da, wo die feinere Societätsſprache eine — veredelte Kunſt des Ausdrucks verlangt. Das Schickliche und der ſubtilere Takt, ſeine Ideen an andere auf eine gefällige Art anzuknüpfen, — ſelbſt die Kunſt — zuzuhören, iſt zum Theil verloren gegangen, und ein herriſches Commandieren oder Widerſprechen iſt an dieſe Stelle getreten.

**) So erzählt man von dem ſchrecklichen Carl IX. in Frankreich, daß er ſchon im frühern Knabenalter

Iſt dieſe Gefühlloſigkeit des Mannes permanent; ſo kann man faſt immer annehmen, daß ſeine innere Gemüthsverhärtung zugleich ein phyſiſcher Fehler ſeiner Natur, — eine mit daher entſtehende Seelenkrankheit von ſchrecklicher Art, eine Verwilderung und Verſtimmung ſeiner ganzen Organiſation iſt. — Und dieſe Unglücklichen waren immer die grauſamſten Menſchenzerſtöhrer. Aber eben ſo entſchieden iſt die Erſcheinung, daß nicht blos der rohere Naturmenſch, wie wir ihn hier einmahl nennen wollen, der Wilde in dem immer neu gereitzten Sturme ſeiner unbändigen Leidenſchaften, der Barbar unterm Nord- und Südpol von jener thieriſchen Gefühlloſigkeit beherrſcht wird, ſondern daß Zorn und Haß die feinſten und gebildetſten Gemüther zum Gefrieren alles Wohlwollens bringen können. Ja, die medidirte Kälte ſcheint in ihnen noch höher zu ſteigen, als im

---

mit hartherziger Seele unſchuldige Thiere mordete, — wie nachher aus ſeinem Schloßfenſter heraus mit höchſteigenen königlichen Händen die Hugonotten — bey der Pariſer Bluthochzeit.

Wilden, weil ſie ſich in jenem mit Vernunftgründen zu waffnen pflegt, und der beleidigte feinere Egoismus noch größere Opfer der Rache fordert. Selbſt die wirkliche Grauſamkeit, — das innere totale Erſtarren alles Mitgefühls, welche ſich nur erſt mit der Vernichtung des gehaßten Gegenſtandes befriedigt, hat nicht ſelten geiſtesgroße und feinfühlende Männer zu den allerentſetzlichſten Handlungen verleitet, und ihre Unſterblichkeit befleckt. Die feinen Griechen handelten ſehr oft nicht viel menſchlicher, als die mordſüchtigen Bewohner der Südſee-Inſeln *),

---

*) Die veredelte Natur des Menſchen bebt vor dem Bilde der Grauſamkeit der Wilden und Barbaren zurück, das uns die glaubwürdigſten Reiſebeſchreiber hiervon entworfen haben. Die Kriege, welche die Neu-Seeländer mit einander führen, ſind die unmenſchlichſten in ihrer Art, und gleichen der zerſtöhrenden Wuth blutgierigſter Thiere gegen einander. Cook erzählt hiervon in ſeiner dritten Entdeckungsreiſe [Th. 1. S. 108] Folgendes (*):

(*) J. Cook's dritte Entdeckungs-Reiſe u. ſ. w. Aus dem Engl. Von Georg Forſter. Mit Zuſätzen, Kupfern und Charten. 2 Bände. 4. Berl. 1787.

und die ſentimentalſten Frauen, die den Tod ihres Schooshündchens kaum überleben konnten, ſahen neben ſich, gefühllos und eiskalt, — edele Menſchen darben und leiden. Zorn und Rach-

---

„Ehe der Angriff zum blutigen Kampfe geſchiehet, ſingen alle, und zwar ſehr taktmäßig, den Schlachtgeſang, der ſie bald zu dem höchſten Grade der Wuth anfeuert. Sie verdrehen und verzerren dabey Augen, Mund und Zunge auf eine ſcheusliche Art, ſo daß ſie eher Teufeln, als Menſchen ähnlich ſehen. Dieß thun ſie, um ihren Feinden Schrecken einzujagen, und es muß auch bey dem Muthigſten, der an einen ſolchen Anblick nicht gewöhnt iſt, die verlangte Wirkung hervorbringen. — Dieſer fürchterlichen Vorbereitung entſpricht ihr nachheriges unmenſchliches Betragen gegen die verwundeten Feinde. Sie fallen über dieſelben, noch ehe ſie völlig todt ſind, her, zerſchneiden ſie in Stücken, röſten ſie dann auf dem Feuer, und verzehren ſie mit einem grauſamen Wohlgefallen. — Dieſer hohe Grad von Barbarey, ſetzt Cook hinzu, könnte uns auf die Vermuthung bringen, Menſchen, die deſſen fähig ſind, müßten ſchlechterdings kein theilnehmendes Gefühl für ihre Nebenmenſchen haben; aber im Gegentheil ſiehet man ſie den Verluſt ihrer Freunde und Verwandten mit einem heftigen Schmerz beweinen, der auf das ſucht ſind, als blinde und thieriſche Leidenſchaften, in dem gebildeten und ungebildeten Menſchen von einerley Wirkung. Beyde verlangen, bis der innere Sturm des Gemüths vorüber iſt,

---

innigſte Gefühl ſchließen läßt. Sowohl Männer als Weiber klagen um den Tod ihrer Angehörigen mit lautem Geſchrey, und machen ſich zugleich mit ſcharfen Steinen oder Muſcheln tiefe Wunden in die Wangen und die Stirn, bis das Blut in Strömen herunterfließt, und ſich mit ihren Thränen vermiſcht. Zum Andenken ihrer liebſten Freunde pflegen ſie auch aus grünem Stein geſchnitzte und mit glänzenden Augen von Perlmutter verzierte, unförmliche Menſchengeſtalten am Halſe zu tragen. Ihre geſelligen Gefühle ſind ſogar ſo lebhaft, daß ſie nach einer kurzen Abweſenheit eines Freundes ſich vor Freuden über ſeine Zurückkunft verwunden und zerfleiſchen.“ Es giebt unzählige Contraſte dieſer Art in der menſchlichen Natur. Selbſt von den als ſo gutmüthige, weichſinnige und ſanguiniſche Menſchen geſchilderten Otaheitern erzählte ihr Landsmann Omai den Engländern: daß ſie oft ihre Feinde mit ſchrecklicher Grauſamkeit behandeln und mit kaltem Blute vorſätzlich peinigen. Zuweilen zwicken ſie ihnen von verſchiedenen Theilen des Leibes kleine Stückchen Fleiſch ab, zuweilen reiſſen ſie ihnen die Augen aus, ſchneiden ihnen

Genugthuung ihrer ſelbſt, — und ihre Bedingung iſt — Gefühlloſigkeit!

Es giebt Männer, welche dieſe Gefühlloſigkeit auch im ruhigern Gemüthszuſtande nur

---

die Naſe ab, und tödten ſie zuletzt durch Aufſchneiden des Bauches. Dieſe Grauſamkeiten werden indeß nur bey gewiſſen Gelegenheiten ausgeübt. — Die Menſchenopfer, die wahrſcheinlich auf allen Südſee-Inſeln im Gebrauch ſind, zeigen die Grauſamkeit des Wilden noch in einer andern fürchterlichen Geſtalt. Die Engländer ſahen auf Otaheite den Leichnam eines Geopferten, und fanden den rechten Schlaf zerſchmettert, das Geſicht und den Kopf blutig, ſo daß die Art ſeiner Hinrichtung deutlich zu erkennen war. Vielleicht giebt man noch aus einem Gefühl des Mitleidens dem Unglücklichen keinen Wink von ſeinem bevorſtehenden Schickſale. So oft einer von den großen Volksoberhäuptern bey irgend einem Vorfalle ein Menſchenopfer für nothwendig erachtet, wählt er auch zu gleicher Zeit ſelbſt das Schlachtopfer [wozu man jedoch meiſten Theils Verbrecher aus der niedrigſten Volksclaſſe, oder herumſtreifende Vagabonden nimmt]. Einige ſeiner treuen Diener überfallen dieſe plötzlich, und tödten ſie mit Keulen, oder ſteinigen ſie. Hierauf wird es dem Könige gemeldet, deſſen Gegenwart bey dem feyerlichen affectiren, und ſich einen Anſtrich von Stoiciſmus geben, der nichts als Coquetterie mit ſich ſelbſt iſt. Sie meinen, daß der Mann über die weinerlichen und matten Gefühle der

---

Darbringen des Opfers durchaus nothwendig iſt. Cook zählte auf einem ſolchen Opferplatze neun und vierzig Menſchenſchädel, die noch wenig von der Witterung gelitten, — und noch nicht lange dort gelegen hatten. Allein dieſe Grauſamkeit wird den Wilden von ihrer Religion ſelbſt geboten; und alle Nationen der Erde haben ihr zu Gefallen — periodiſch ihre Menſchlichkeit ſelbſt aufopfern können. Der Otaheiter glaubt: ſein Gott habe Wohlgefallen an Menſchenopfern, — verzehre ſie, und erhöre dann die Bitten des Volks. Als man dieſen Leuten den Einwurf machte: daß der Geopferte begraben und dieſe Speiſe dem Gotte dadurch entriſſen würde, — antwortete man: der Gott verzehre auch eigentlich nur die Seele, die ſich ſo lange um den Opferplatz aufhalte, bis der geopferte Körper durch die Fäulniß aufgelöſt ſey. Tantum religio potuit suadere malorum!

Die wegen ihrer ſtrengen und weiſen Regierungsform ſo laut geprieſenen Spartaner machten es um kein Haar beſſer, als die Wilden in der Südſee. Die unglücklichen ſogenannten Heloten oder Sclaven waren an den Boden ihres Marter-

Sympathie herrſchen, und das Herz nur dann zur Mitſprache herbeyrufen müſſe, wenn es die kalte Vernunft erlaube. Die Theilnahme an den Freuden und Leiden anderer mache den

---

landes gleichſam angebunden: — es war nicht erlaubt, ſie an Auswärtige zu verkaufen, oder ſie in Freyheit zu ſetzen. Sie glichen alſo Verdammten, die nur durch den Tod von ihrem Jammerleben befreyet werden konnten, und dieſer Tod wurde ihnen oft ſelbſt auf eine ſchreckliche Art zugetheilt. Wenn nähmlich ihre Vermehrung dem Staate läſtig, oder ihren Herren verdächtig wurde; ſo erlaubte den Spartanern ein geheimes Geſetz, die Kryptia genannt, ihre Sclaven um's Leben zu bringen. — Dieſem barbariſchen Geſetze zu Folge gingen verſchiedene Haufen junger Leute, mit Dolchen bewaffnet, bey Tage aus der Stadt, verſteckten ſich bis es dunkel ward im Gebüſche, fielen dann ihre Sclaven an, und ſtießen alles nieder, was ihnen in den Weg kam. Dieſe Ermordungen mit kaltem Blute ſind das Entſetzlichſte, was uns die Geſchichte von einem policierten Volke erzählen konnte. — Thucydides berichtet, daß zweytauſend dieſer Sclaven auf einmahl unſichtbar geworden, ohne daß man nachher je etwas von ihnen gehört. „Man muß wirklich erſtaunen, ſetzt der würdige Goldſmiths in ſeiner Geſchichte der

Menſchen nur ſchwach und dependent, raube ihm ſeinen Charakter als Mann, und ſeine Freyheit, hebe das innere Gleichgewicht ſeines Muthes auf, und mache ihn überhaupt zum Weibe, ſo daß er gar nicht mehr auf ſich ſelbſt beruhen könne. Sympathie ſey eine Art Seelenkrankheit, die in unſelbſtſtändigen Naturen am liebſten einkehre, ihre Patienten ſelbſt zu faden und kraftloſen Geſchöpfen umbilde, und gemeiniglich mit Zerſtöhrung aller innern und beſſern Wirklichkeit der Menſchen endige. Rührung ſey faſt immer Entmannung des Mannes, — und ſelbſt

---

Griechen hinzu, daß ein Volk, wie die Spartaner, berühmt wegen ſeiner Gelindigkeit gegen die Beſiegten, wegen Unterwürfigkeit gegen ſeine Obern, wegen einer heiligen Ehrfurcht gegen das Alter, und wegen ſeiner geſelligen Freundſchaft gegen einander, ſo thieriſch-grauſam gegen ſeine Untergebenen ſeyn konnte, gegen Menſchen, die ſie in jeder Abſicht als ihres Gleichen, ja ſelbſt als ihre Landsleute anſehen mußten. Indeſſen iſt nichts gewiſſer, als ihre barbariſche Behandlung. Sie waren nicht allein zu den niedrigſten Arbeiten verdammt, ſondern wurden auch oft ohne Grund um's Leben gebracht."

der Schauſpieler, der nur zu rühren ſuche, ſey auf dem graden Wege, von aller Kunſt verdammt zu werden. Der Mann dürfe ſeine geiſtige und kraftvolle Einfachheit und angeborne Seelengröße durch eine wohlwollende Verzärtelung nicht zerſtöhren laſſen. Er könne andern großmüthig helfen und rathen; — aber nur wie ein Gott, der Menſchen rettet, ohne daß ſein Inneres von weichlichen Empfindungen aus ſich ſelbſt hinausgeworfen werde. Aus Bedürfniß der Vernunft, — nicht aus Bedürfniß des Herzens, müſſe er ein Freund und Wohlthäter der Menſchheit ſeyn; aber ſich ja vorher genau bey ſich ſelbſt erkundigen: „ob die momentane Handlung eine allgemeine Sittenmaxime der ganzen handelnden Welt ſeyn könne und müſſe, oder nicht?“

Man findet dieſe Figuranten des Stoicismus und der Apathie in allen Ständen, als wirkliche Ausartungen des geſelligen Menſchen, faſt immer nur unter den Männern, — und erkennt ſie gar leicht an der ſtolzen — Kälte, womit ſie ſich gefliſſentlich ankündigen. Meiſten Theils ſind ſie noch nicht zum raffinirten Menſchenhaß übergegangen; allein ſie mögen doch eigentlich keine Vertraute haben, und vermeiden ſorgfältig alle engere Verbindungen mit zartfühlenden Seelen. Sie ſpötteln über das ſentimentale, kindliche Weſen im Umgange ſogenannter ſympathetiſcher Freunde und Freundinnen, und nennen das Kindliche dieſer Seelenliebe, das Schmelzende und Wehmüthige dieſes Umgangs nicht ganz unrecht — *kindiſch*. Selbſt nähere Verwandten, Gattinnen und Kinder leiden oft von dieſer ſtudierten Kälte, die endlich in einen wirklichen Menſchenhaß übergehen kann, wenn die Verſuche, ſich als Menſch vom Menſchen zu trennen, bey einem hypochondriſchen Humor und einer kränkelnden Einbildungskraft, lange fortgeſetzt werden.

Wenn dieſe Männer ſich nicht endlich eine totale Gefühlloſigkeit erkünſteln, und egoiſtiſch anraiſonniren, ſondern ihr Herz nur vor den *Ausſchweifungen der Sympathie* und des Mitleidens zu bewahren ſuchen; ſo iſt ihr Syſtem: in einer oft ſo bizarren Welt kalt und feſt da zu ſtehen, — nicht das ſchlechteſte. Der männliche Mann darf ſich von dem Eindrucke des Mitleidens und der Anhänglichkeit nicht, wie ein Kind, entmannen laſſen; er muß helfen und retten können, ohne daß er in Thränen zerfließt, — und eben deßhalb, wie tauſend weiche und ſentimentale Menſchen, vielleicht zu wenig thut. Das zarte, glühende Gefühl darf die innere Kraft des Mannes nicht zerſtöhren. Der Sanguineus wird durch den Schmerz ſeines Nebenmenſchen, wie ein Feiger, niedergedrückt; er hilft nur blindlings, oder, was ihm oft einerley iſt, fliehet lieber den Anblick des Elenden, damit ſein weiches Herz nicht zu viel leide, — und begnügt ſich dann hinterher mit dem Gemälde des Unglücklichen, welches er gewöhnlich mit einer geſchwätzigen Lebhaftigkeit entwirft. Auch wird der beſonnene Mann ſein Herz nie allen Menſchen entgegentragen, weil er dadurch ſein beſſeres Selbſt verlieren, und das edle und geläutertere Gefühl ſeiner Philanthropie nur wegwerfen würde, — nicht zu gedenken, daß der Mann, welcher bey eigenen und fremden Leiden nicht kalt ſeyn kann, wenig zum Rathgeber und Freunde taugt. Wer aus überſpanntem

Zartgefühle und aus purer Empfindſamkeit allen Menſchen gefallen, ſich in alle Seelen einſchmeicheln, ſich gleichſam in allen Menſchen dienſtfertig verlieren will, wird eben dieſe Menſchen gegen ſich gleichgültig machen, — weil bloße Güte ohne Kraft wahre Charakterloſigkeit iſt. Ein empfindſamer Mann, dem vor lauter Sympathie immer die Thränen im Auge ſchwimmen, darf weder auf die Achtung ſeines Geſchlechts, noch des weiblichen rechnen.

Der Miſanthrop und Menſchenverächter.

Der Miſanthrop iſt aber doch allemahl eine unnatürliche Natur, — er mag entweder eine nur affectirte, oder eine wirkliche Rolle ſpielen, — er mag die Menſchen haſſen und verfolgen, oder nur nichts mit ihnen zu thun haben wollen, — in welchem letztern Falle ihn meiſten Theils der Hang zur Einſamkeit aus der Welt entfernt. Man könnte daher alle Miſanthropen in Menſchenhaſſer und Menſchenverächter eintheilen.

Die Menſchenverächter fliehen ihr Geſchlecht, weil es ihnen gleichgültig, alltäglich und armſelig geworden iſt, ohne ihm grade etwas Böſes zu wünſchen, ohne ihn die üble Laune und die ſchnöde Verachtung durch feindſelige Thatſachen empfinden zu laſſen. Die Menſchen ſind bey ihnen gleichſam nur in Ungnade gefallen. Der Charakter dieſer Miſanthropen iſt gewöhnlich eine ſchwermüthige Kälte gegen das alberne Geſchöpf, gegen dieſes Animal oblique, das man mit dem Nahmen Menſch adelt, — weil ſie in dem Umgange mit ihm entweder nicht ihr Glück machen konnten, oder unter den Menſchen ſelbſt die Ideale der Guten und Vortrefflichen nicht fanden, die ſich einſt ihre gutmüthige Schwärmerey erträumt hatte. Nun fühlen ſie ſich freylich, meiſt durch ihre Schuld, getäuſcht und betrogen, — nun zerreiſſen ſie, gegen die Welt erbittert, freywillig alle Verbindungen mit ihr, und denken ſich über dieſe Schlangenbruth hoch hinaus. Dieſe Miſanthropen ſind gewöhnlich große Egoiſten; die Menſchen ſind ihrer nicht werth; ſie verdienen kaum von einem redlichen Manne gehaßt zu werden; ſo weit dürfe er ſich nicht einmahl erniedrigen *); — er könne mit ihnen im Nothfalle und aus Lebensklugheit umgehen; aber Freude und Wohlgefallen könne er an dieſen bizarren Creaturen nie haben. Leute dieſer Art erſcheinen in allen geſelligen Zirkeln mit einer kalten und finſtern Stirn, eine ſtarre Gleichgültigkeit iſt der Ausdruck ihres ganzen Weſens; ſie entwiſchen allen ſanften Rührungen, wozu ein herzlicher Umgang ſo viele Gelegenheiten biethet; ſie betrachten die Menſchen nur noch als Handlanger zu ihrem Fortkommen, und heben deßwegen noch nicht allen Verkehr mit ihnen auf.

Aber dieſes thun die verfinſterten und durchaus erbitterten Menſchenverächter wirklich, in-

---

*) Ne nous abaissons point jusqu'à haïr les hommes,
Sache qu'en haïssant ceux qu'on doit mépriser,
Souvent on s'avilit pour se tyranniser.
[Epitres diverses. A Londres 1745. Epitre à Alceste le Misantrope.]

dem ſie ſich ſelbſt zu einer dunkeln Einſamkei verdammen, und in ihrer tiefen Gemüthsverfinſterung ſogar menſchliche Hülfe und Wohlthaten ſchnöde verachten. Der Menſch iſt in ihren Augen ein unglückliches Zerrbild der Natur; „ſie hat ihn gleichſam ſo hoch geſtellt, damit ſeine Verkehrtheiten aller Art deſto ſichtbarer würden. Seine Schwächen haben keine Grenzen; er iſt in ſie närriſch verliebt, er prunkt mit ſeinen Fehlern, und ſchämt ſich ſeiner Tugenden, wenn er noch einige beſitzen ſollte. Er kennt ſich ſelbſt nicht; — er iſt ſich ſelbſt ungetreu, — er betriegt ſich ſelbſt, und lebt in einer Welt von Betriegern; einer will ſich über den andern ſtolz erheben, und alle kriechen auf dem ſchlammigen Boden einer armſeligen Exiſtenz. Jeder betrachtet ſich in dem vortheilhafteſten Lichte; ſeine Brüder um und neben ihm ſind Zwerge — zu ſeinem Kurzweil erſchaffen, Weſen einer zweyten Art, die man aus Barmherzigkeit toleriren müſſe. — Sein Kopf iſt eben ſo voll Vorurtheile, Irrthümer und jämmerlicher Dunkelheit, wie ſein Herz voller Gebrechen iſt. Er ſieht kaum eine Spanne weit vor ſich hin, und tappt überall, wie ein Blinder, herum, und doch will er in ſeinem Eigendünkel das Weltall überſchauen, — und alles erklären, und alles demonſtriren. Die ſeichteſten Köpfe glauben allwiſſend zu ſeyn, und ein unbezweifeltes Recht zu haben, andern ihre Meinung aufzudringen, oder die Andersdenkenden zu verfolgen. Die helleſten Köpfe fallen oft in den nähmlichen Fehler; ſie predigen eine philoſophiſche Toleranz, und ſind die unduldſamſten Egoiſten, ſobald ihnen widerſprochen wird. Auch bey wirklich beſſern Menſchen iſt ihr hochgerühmtes Tugendleben nur Manier und äußere Decoration."

„In den meiſten Menſchen iſt alles nur Schimmer und Schminke, — Friſur ohne Realität; alles nur auf die mattherzige Kunſt berechnet, zu ſcheinen, oder durch ein leeres Nichts zu imponiren, oder auf eine hinterliſtige Art über den andern Herr und Meiſter zu werden. Wer den andern am längſten und künſtlichſten zu hintergehen weiß, — iſt der Klügſte; wer neue Masken erfindet, um die wahre Menſchheit nur deſto unverſchämter abzulegen, iſt der Liebenswürdigſte." Je vornehmer, je mächtiger, ſagt der alte romantiſche **Klarfeld** *), je mehr ſollte er Menſch ſeyn; aber um ſo mehr ſucht er gewöhnlich den Menſchen auszuziehen, um ſich in ſeiner Kunſtjacke zu brüſten und ſeinen Brüdern zu zeigen: Sehet her, ich bin's nicht mehr. — „Das Verdienſt läßt man überall darben, und der Gaukler ſteigt hoch empor, weil jeder in ihm ſeinen leiblichen **Blutsverwandten** erkennt, und in ihm ſein eigenes Ich bewundert. Wenn das Verdienſt nicht kriechen kann; ſo wird es nie ſein Glück machen. — Die Fackel des Wahren, und die Wärme des Guten iſt dem Menſchen verhaßt; wer ſich Feinde in Menge erwerben will, ſpreche nur das Wahre oft und freymüthig aus. Der Hypocrit geht allein die ſichere und blumenreiche Straße des Lebens. Er iſt der Liebling der Menſchen, wenn ſie auch ſeine lockere Natur durchſchauen. Der Schmeichler gewinnt durch ſeine kriechende Demuth und ſeine kaufmänniſchen Venerationen mehr, als der Mann, der ſich redlich fü. ſeinen Regenten und ſein Vaterland nach und nach aufopfert, und als ein Bettler auf dem Bette der wahren Ehre ſtirbt.“

---

*) Im goldenen Kalbe.

„Sie iſt's nicht werth, ſo eine Welt, wie dieſe, daß man ihr eine Thräne weint! — Man behalte ſein Herz für ſich; man verwahre und bewahre es als ſein eigenes heiliges Kleinod, damit man es nicht den Profanen hinwerfe, und ſich ſelbſt entehre. Lebe nur dir und deinem innern Geiſte, und denke immer daran, daß der Dienſt für die Menſchen der undankbarſte — aller iſt. „Farbe, Farbe genug; doch wo iſt Gluth?“ Selbſt ſeiner herzlichſten innigſten und heiligſten Freunde kann der Menſch mit ſchnödem Undanke vergeſſen, ſobald es das Raubthier, — Eigennutz, — verlangt. Wohlwollen iſt Heucheley, — Freundſchaft ein Betrug, patriotiſche Geſinnung ein Poſſenſpiel, und Treue eine künſtliche Schlinge, um ſich Vertrauen zu erwerben. So läßt Hume ſogar philoſophiſche Köpfe reden. Aechte Freunde, — im ganzen Sinne des Worts, giebt es nicht, und die Erzählung von einem Oreſt und Pylades war eine lächerliche Fabel, oder eine Satyre auf die Freundſchaft ſelbſt. Falſchheit war von Anbegin an der Tagesordnung aller menſchlichen Bündniſſe, und wird es immer bleiben; Worte, nichts als Worte, — und im Hintergrunde Schelmerey und und Verrath“ *). Dieß war das Glaubensbekenntniß aller Miſanthropen.

---

*) Moliere zeichnet ſeinen Miſanthrop aus viel zu engen Geſichtspunkten, — gleichſam als ob bey dem jovialen Humor ſeines Volks die Miſanthropie nicht ganz zur Reife kommen könnte. Alceſte entrüſtet ſich vornehmlich über das glatte äußere Weſen der Höflichkeit, womit man jeden Dummkopf beehre, — anſtatt ihm gradezu die Wahrheit zu ſagen, oder kalt vor ihm vorüber zu gehen, — über alle dieſe grands Faiseurs de protestations, dieſe affables Donneurs d'embrassades frivoles. Er will ſich lieber belachen laſſen, als dieſen Thoren gleichen. — Mit hoher Naivete ruft er im Puncte des Lächerlichwerdens aus:

Tant mieux, morbleu! tant mieux, c'est ce que je demande,
Ce m'est un fort bon signe et ma joye en est grande:
Tous les hommes me sont à tel point odieux,
Que je serois fâché d'être sage à leurs yeux.

Der wirkliche Menſchenhaſſer iſt zwar allemahl ein Menſchenverächter, allein ſein Charakter iſt mehr offenſiv als defenſiv. Sein Menſchenhaß äußert ſich in Handlungen; der Menſchenverächter läßt es bey ſeinen Meinungen über den Menſchen bewenden. Jener ſucht

---

Moliere giebt ſeinem Alceſt einen edlern Charakter, als Lucian ſeinem Miſanthropen, — und eben darum iſt jener intereſſanter, als dieſer. Alceſte iſt ein Mann, der die Verkehrtheiten der Menſchen, vornehmlich ihre Falſchheit in beyden Geſchlechtern, haßt, — und ſich über ihre erbärmliche Schlaffheit entrüſtet, die allen Muth und Wahrheitsſinn gegen ſo viele arme Sünder aufgegeben habe:

> Testebleu! ce me sont de mortelles blessures,
> Devoir qu'avec le vice on garde des mesures.

Der Miſanthrop Lucian iſt ein Egoiſt, der die Menſchen bis zu ihrer Vernichtung haßt, und die Blitze des Jupiters gegen ſie herausfordert, weil ihn die Menſchen nicht dankbar genug behandeln, und für ſeine ehmahls an ſie verſchwendeten Wohlthaten darben laſſen. Dagegen verirrt ſich Moliere auf eine andere Art in dem individuellen Charakter des Miſanthropen, indem er das Mißtrauen und die Eiferſucht der Liebe mit Ausbrüchen des Menſich an ſeinem Geſchlechte zu rächen, — dieſer würdigt daſſelbe keiner ſolchen Aufmerkſamkeit, — es iſt zu klein in ſeinen Augen, — als daß er in Zorn gegen daſſelbe aufglühen ſollte. „Dieſe Inſecten ſind deſſen nicht werth;“ — der Miſanthrop der erſtern Art iſt in ſeinen

---

ſchenhaſſes verwechſelt. Hierdurch hat ſein Gemälde die innere Haltung verloren, und iſt dadurch ſogar contradictoriſch geworden. Alceſte liebt ſeine Celimene, wie er ſelbſt betheuert:

— — et jamais
Personne n'a, Madame, aimé comme je fais!

Das zärtlichſte Mädchen giebt ihm die heiligſten Verſicherungen ihrer Treue, und er ſpricht dagegen die unnatürlichen Worte aus:

Ah! que si de vos mains je r'attrape mon coeur,
Jebénirsy le ciel de ce rare bonheur!
Mais mes plus grands efforts n'ontrien fait jusqu'ici,
Et c'est pour mes pechés que je vous aime ainsi.

Indem Moliere Liebe und Menſchenhaß zeichnen wollte, verzeichnete er beyde, und brachte heterogene Gefühle zuſammen, deren eins das andere jedesmahl pſychologiſch auflöſen muß.

Augen ein Thor, und er kann nicht mit ihm in ſeiner Miſanthropie ſympathiſiren, weil jener ſich durch Rache an der Armſeligkeit der menſchlichen Natur entehrt.

Glücklicher Weiſe giebt es jener activen Menſchenhaſſer immer nur wenige, — und auch

---

Der Miſanthrop in Kotzebue's „Menſchenhaß und Reue“ iſt wieder ein anderer Charakter, — ein mürriſches, hypochondriſches, übellauniges Weſen, wie man ſich wol einen engliſchen, vom Spleen befallenen, Sonderling zu denken pflegt, — der allen Menſchen ſein: God dam! zuruft, und doch wohlthätig und mild gegen Leidende ſeyn kann. Meinau iſt eigentlich vom Weiberhaß zum Menſchenhaß übergegangen; ein ſehr ſeltener Fall, da die Weiberhaſſer gewöhnlich ſehr groſe Männerfreunde ſind; — und dieſer Weiberhaß iſt ſelbſt wieder nicht ſtark genug motivirt. Meinau hatte ein Kind geheirathet, — dieſes Kind wurde von ihm ſelbſt vernachläſſigt, — lief mit einem Landſtreicher davon, und darum ſoll das ganze Menſchengeſchlecht gehaßt werden? Indeß ſteht es dem Dramatiker frey, ſeinen Held aus noch kleinlichern Gründen zum Miſanthropen zu ſtempeln, weil der Menſchenhaß als eine Seelenkrankheit ſogar nur phyſiſchen Urſprungs, ohne alle weitere Motive des innern Willens, ſeyn dieſe dürfen, nach einem Geſetze der Natur, nicht abſolut gefühllos ſeyn. Das menſchliche Gemüth iſt mehr zum Wohlwollen, als zum Gegentheile organiſirt, — und von Natur unfähig, — ſich lange [noch weniger das ganze Leben hindurch] in einer activen Miſanthropie zu behaupten. Sein Menſchenhaß iſt daher eigentlich nur immer partiell, — gegen einzelne Individuen und Stände oder Secten gerichtet, dahingegen auch der Gefühlloſeſte in einzelnen Augenblicken, z. B. gegen die Seinigen, gegen Jugendfreunde und Kinder, weich und ſogar zärtlich-ſchwach ſeyn kann. Die hartherzigſten Hageſtolzen, die dem Menſchengeſchlechte eine ewige Kälte geſchworen haben, ſind nicht ſelten

---

könnte. Wenn nur reine Haltung in ſeinem Charakter liegt; ſo hat der Dichter nicht einmahl die nothwendige Befugniß, ſeinen Heros die Urſachen ſeines Menſchenhaſſes erzählen zu laſſen. Die Anſchaulichmachung dieſer Urſachen iſt dann etwas Ueberflüſſiges und Ueberladenes, — indem der Zuſchauer doch vorausſetzt, daß der Miſanthrop, ohne dringende Urſachen, nicht zu dieſer gefühlloſen Unnatur übergegangen ſeyn würde.

ſanfte Kinderfreunde. Die grauſamſten Mörder zeigten oft vor, oder gleich nach ihrem Verbrechen ein humanes Gemüth, — oder doch eine Wehmuth und Reue, die das beſſere Ich des Menſchen wieder hervorſchimmern ließ. Die gefühlloſeſten Einſiedler behielten doch wenigſtens noch ein Herz für — ihre Thiere, ein Umgang, wodurch ſich ſo viele gegen ihr eigenes Geſchlecht erbitterte Menſchen gleichſam zu entſchädigen ſuchen. Menſchen, die blos morden — um zu morden, hat es gewiß immer nur ſehr wenige gegeben, oder dieſe Miſanthropie zeigte ſich nur in den allerroheſten Weſen, oder im Stande der Verrückung.

Ein ſolches Ungeheuer, das zwar nicht gradezu mordete, aber doch Menſchen auf öffentlichen Straßen ſchwer verwundete, — und eine Wolluſt bey dem Schmerz ſeiner Nebenmenſchen, vornehmlich des andern Geſchlechts, empfinden mußte, — ſtand vor mehrern Jahren in London auf, und erregte eine allgemeine Senſation *).

---

*) Archenholz Annalen der Brittiſchen Geſchichte. 5ter Band. S. 95 f. Hamb. 1791.

Dieſes brittiſche Monſtrum ergötzte ſich daran, — junge, vorzüglich ſchöne Frauenzimmer, die ohne Begleitung gingen, ohne irgend eine Veranlaſſung, ja, ohne ſie zu kennen, anzufallen und zu verwunden. Dieſer Unmenſch [wovon man, wie der Erzähler mit Recht ſagt, in der Geſchichte keines Landes und keines Zeitalters ein Beyſpiel findet] bediente ſich zu ſeinen Grauſamkeiten eines langen Meſſers, womit er immer nach den Seiten zuſtieß, manchmahl nur die Kleider zerſetzte, weit öfterer aber blutflieſſende, zum Theil gefährliche Wunden den fliehenden Schönen beybrachte. Sie retteten ſich immer in offenſtehende Häuſer, oder das Ungeheuer entfloh wegen der durch's Geſchrey herbeygezogenen Menſchen. Dieſe unmenſchlichen Handlungen waren nicht die Geſchichte eines Abends, und alſo nicht durch den viehiſchen Rauſch eines Wüſtlings, oder durch das Losbrechen eines Raſenden von ſeiner Kette erklärbar, ſondern es waren eine Reihe Scenen dieſer Art, die vier Wochen lang fortgeſetzt wurden. Täglich brachten die verwundeten Mädchen oder ihre Anverwandten ihre Klagen vor das Obertribunal der

Friedensrichter. Ein ſo ſchrecklicher Vorfall erregte eine allgemeine Beſtürzung. Man eröffnete eine Subſcription, wozu auch der Prinz von Wallis beytrug, und ſetzte anſehnliche Belohnungen für die Auffindung des Thäters aus, eines Scheuſals, das um ſo mehr von der Erde vertilgt werden müßte, da nicht das Blut der Männer, ſondern ſchwacher unbeſchützter Weiber der Gegenſtand ſeiner Wuth waren *). Viele dieſer ſo freventlich ausgetheilten Wunden waren gefährlich. Eine arme Frau in Brookſtreet ſtarb an den ihrigen, und hinterließ fünf unerwachſene Kinder. Und dennoch witzelte

---

*) Ein neuer Beweis des oben angeführten Satzes: daß der Grauſame gewöhnlich ein niedriger, feiger Poltron iſt. Wie richtig aus der Natur dieſes Gemüthszuſtandes gegriffen, iſt Montaignes Bemerkung: „La vaillance [de qui c'est l'effect de s'exercer seulement contre la resistance] s'arreste à voir l'ennemy à sa mercy: mais la pusillanimité, pour dire qu'elle est aussi de la feste, n'ayant peu se mesler à ce premier rolle, prend pour sa part le second, du massacre et du sang." Essais. Liv. II. Chap. 26. Coüardise Mere de la Cruauté.

der vornehmere und niedere Londoner Pöbel über dieſe höchſt traurige Sache. Einige ſagten: das Ungeheuer gehöre zur Secte des Andronicus, welche im dritten Jahrhundert ihr Weſen trieb, und behauptete: daß der Teufel die Weiber vom Gürtel bis zu den Zehen beherrſchte, und daß es daher den teufliſchen Theil des weiblichen Geſchlechts zu befehden eine verdienſtvolle chriſtliche Handlung ſey. Andere armſelige Spötter riethen den ſo ſehr beunruhigten Schönen, die Ritter vom Bath-Orden aufzurufen, die, bey Strafe ihre Sporne zu verlieren, alle Weiber und Mädchen zu beſchützen eidlich verbunden ſind. — Endlich ward dieſer Bluthund, mit Nahmen Renwick Williams, entdeckt. Nur mit äußerſter Mühe konnte das Volk abgehalten werden, daß es nicht allein den zum Gerichtshofe fahrenden Gefangenen, ſondern auch die Kutſche, worin er ſaß, und die Pferde, die ihn zogen, — vernichtete. Die buchſtäblichen engliſchen Geſetze dagegen behandelten dieß Ungeheuer nur wie einen Verderber von Kleidern, nach welchen Geſetzen der, welcher jemandes Kleidungsſtücke auf der Straße vorſätzlich zerreißt, — zerſchneidet, — verbrennt oder verdirbt, auf ſieben Jahre verbannt wird; eben dieſe unmenſchliche Buchſtäblichkeit gab dem Ungeheuer ſogar ſchon im ſechsten Jahre ſeine Freyheit zurück. Herr v. Archenholz ſetzt gleichſam im Nahmen der beleidigten Menſchheit hinzu: „er geſtehe, daß ihn dieſer Proceß empöre, und daß er den Gedanken nicht ertragen könne, — ein ſeiner Verbrechen überwieſenes Ungeheuer der erſten Größe blos der geſetzlichen Form wegen freyzulaſſen.“

Religionshaß.

Unter den mancherley Arten des Menſchenhaſſes, der ſich gegen einzelne Individuen und Secten äußert, iſt der Religionshaß unſtreitig der fürchterlichſte, ungerechteſte und unerſättlichſte; Theils darum, weil er zu ſeiner Verſtärkung eine Menge anderer ſehr lebhafter Leidenſchaften herbeiruft; Theils ihn als etwas der Gottheit Gefälliges, oder wol gar von ihr Befohlenes betrachtet; Theils ſich den Verfolgten gewöhnlich als ein moraliſches Ungeheuer denkt, das nie genug gezüchtigt werden könne.

— Der Verfolger iſt gemeiniglich ein ſtolzer, eingebildeter Menſch, welcher ſich und ſein Köpfchen tief beleidigt fühlt, wenn ein anderer anders zu denken, und anders zu glauben wagt. Nur in ſeiner Secte, in ſeiner Religion, in ſeiner Bibel, — nur bey ſeinen Prieſtern und in ſeinen Kirchen iſt der rechte Glaube. — Wer dieß nicht glaubt, will klüger ſeyn, als die Kirche und alle ihre Prieſter, — will ſich über die Majeſtät und das Alter ihrer Würde muthwillig hinwegſetzen, — dieſe Würde in den Augen des Publicums verdächtig machen, und dem Menſchen das Schönſte und Köſtlichſte rauben, was er beſitzt. Die Rache gegen einen ſolchen Hochverräther der Menſchheit könne alſo nie ſtrenge genug ſeyn, — das eiſerne permanente Odium theologicum ruhe mit Recht auf ihm; — vergeben und vergeſſen könne eine ſolche Entehrung der Gotterleuchteten nie werden. Natürlich muß dieſe Glaubenswuth noch dadurch wachſen, daß der Verfolger durch die Verletzung ſeiner Glaubensehre nun auch ſeinen mächtigen Einfluß auf die Gemüther der Menſchen und ihre blinde Beherrſchung zu verlieren fürchtet, und in ein Nichts zurückzuſinken glaubt, wenn die Gegenpartei ſiegen ſollte. Da, wo die Ehre einer Secte überhaupt ſchon mehr auf bloßen Meinungen und Autoritäten, als auf Verdienſten beruhet, — alſo einer gewiſſen äußern Mechanik und eines künſtlichen Blendwerks bedarf, — wird die Erbitterung gegen den Gegner allemahl am ſtärkſten ſeyn. Der Religionsſtolz kommt hier zu ſehr in die Enge, wenn er Verdienſte, — die er nicht hat, aufweiſen, und hinter den Culiſſen ſeines Pfaffenſpiels hervortreten ſoll, — der Verfolger mag das Falſche ſeines Glaubens eingeſehen haben oder nicht. Im erſtern Falle wird er ſeinen Irrthum aus Eitelkeit nicht eingeſtehen wollen, und im zweyten mit Ueberzeugung des Rechtthuns gern das Schwert ergreifen.

Zu dem blinden Ehrgeitze des Verfolgers geſellt ſich gewöhnlich eine eben ſo natürliche Feigheit und Furchtſamkeit, daß der Verfolgte ſich hinwiederum rächen, und, durch Complicen und Anwerbungen neuer Recruten, Macht und Einfluß verſchaffen dürfte. Dieſe Feigheit, verbunden mit blindem Religionsſtolz, ſieht in dem Gegner, wenn er auch noch ſeine Rechtſchaffenheit anerkennt, doch einen gefährlichen Rebellen und Revolutionair, — dem man in möglichſter Eil das Handwerk legen müſſe. Daher haben alle Religioſen wider die Gegenpartei ſtets eine ſchnelle Juſtiz geübt, und ihr oft nicht einmahl Zeit genug zu ihrer Vertheidigung gelaſſen. Verbannung oder Vertilgung ſtand immer in ihrem teufliſchen Receptbuche, wenn der Gegner nicht widerrufen, und den Triumph der Gegenpartei anerkennen und verkünden wollte. Religionstoleranz wäre, nach einem ſolchen Glaubensſyſtem, wahrer Verrath der Religion ſelbſt, — und Aufmunterung des Verfolgten, ſich von neuem zu bewaffnen. Die einzig wahre Religion [die jede Secte zu beſitzen glaubt] habe nur zu entſcheiden und zu verdammen; aber nichts zu toleriren, was nicht mit ihren ſymboliſchen Büchern übereinſtimme. — Ja, die hochgeprieſene Vernunftreligion tolerire ſelbſt den Andersdenkenden nicht, — und befehde den Gegner wenigſtens mit Satyren und Sottiſen, wenn ſie ihn nicht auf ihre Seite ziehen könne.

Der Religionshaß giebt ſich dadurch ſelbſt eine heilige Autorität, — indem er die Rechtſame der Gottheit zu vertheidigen und aufrecht zu erhalten ſucht. Er errichtet ſeine Scheiterhaufen, weil der keine Liebe und Schonung verdient, der von der Gottheit ſelbſt gehaßt und verworfen wird. Der Religioſe ſey der Repräſentant dieſes allerheiligſten Weſens auf der Erde; ſeine Sache und die Sache der Gottheit iſt in den Augen dieſer Menſchen eins, und durch dieſe wunderliche Vermiſchung der Begriffe, woran wiederum menſchlicher Ehrgeiz und menſchliche Feigheit ſo vielen Antheil haben, — ſind die blutigſten Religionskriege entſtanden. Er giebt der Gottheit ein Feſt, wenn er ihre Feinde vertilgt, oder zum Schweigen bringt; — „es ſind ewig verdammte Gotteslăſterer, die doch nicht gerettet werden können; — nur das Andenken an ihre Vertilgung müſſe man als einen Triumph der Gottheit aufzubewahren ſuchen.“ *)

Endlich wird der Religionshaß jedesmahl durch das ſchwarze Bild geſpannt und gerechtfertigt, welches ſich der Verfolger von der tiefen Unſittlichkeit ſeiner Gegner zu machen pflegt. Dieß liegt ſchon in der Natur alles Haſſes überhaupt, — daß man in ſeinem Feinde einen

---

*) Als Voltaire ſein Werk: „sur la Tolerance,“ zur Vertheidigung des unſchuldig gemordeten Jean Calas ſchrieb, — feyerte die Stadt Toulouſe noch jährlich das Andenken eines ſchrecklichen Tages, an dem man vor 200 Jahren — 4000 hugonottiſche Bürger jämmerlich hinrichtete. Man hält an dieſem Tage glänzende Proceſſionen, und das Publicum beluſtigt ſich an den Freudenfeuern, anſtatt daß ein ſolcher Tag in eine ewige Vergeſſenheit vergraben werden müßte. „En vain, ſetzt Voltaire hinzu, six Arrêts du Couseil ont défendu cette odieuse fête, les Toulousains l'ont toujours célébrée comme les Jeux Floraux.“ Aber welch ein Conſeil, das ſechsmahl, — ohne alle Wirkung, eine ſchändliche Gewohnheit verbiethet, die vielleicht noch jetzt, zur Schande der Franzoſen, herrſchen mag!

ſchwarzen Charakter aufſucht; der Religionshaß treibt dieß noch weiter, — indem er gemeiniglich auf Proſelytenmacherey ausgeht, und die Abweiſung dieſer Verſuche für eine unbekehrbare Verworfenheit ſeines Gegners hält. Man hat daher zu allen Zeiten den Andersdenkenden die größten Laſter angedichtet. Man ſahe es ein, daß der andere nicht immer wegen gewiſſer Opinionen verdammt werden könne, da der menſchliche Geiſt ſo mancherley Irrthümern unterworfen ſey, — man mußte alſo das Verdammungsurtheil anders einleiten, und von unerhörten moraliſchen Verbrechen der Gegner reden. — Als ſich der Sohn des genannten Jean Calas erhenkt hatte, und man den alten würdigen Vater zum Mörder deſſelben ſtempeln wollte, glaubte ganz Toulouſe, die proteſtantiſche Religion erlaube ihren Anhängern, — ihre eigenen Söhne zu erdroſſeln, wenn ſie zur catholiſchen Religion übergehen wollten. — Jahrhunderte lang beſchuldigte man die Juden: daß ſie Chriſtenkinder aufhaſchten und ſchlachteten, — daß ſie die Brunnen vergifteten, und ſich in ihren Zuſammenkünften die fürchterlichſten Flüche gegen die Chriſten erlaubten. — Nero hatte Rom anzünden laſſen, — er warf den Chriſten dieſe Mordbrennerey vor, und nun begann ihre erſte geſetzliche und entſetzliche Verfolgung. Man nannte ſie Menſchenfreſſer *); man dichtete ihnen die allerabſcheulichſten Ausſchweifungen in ihren nächtlichen Verſammlungen an. Man hielt die Orgien der Griechen und Römer noch für unſchuldige Zeitvertreibe gegen die vorgeblichen Laſterſchulen der Chriſten, — und eben daher die Ausrottung einer ſolchen Religion für etwas Höchſtverdienſtliches und Gerechtes. —

Die ſchrecklichen Verfolgungen *) der Reformirten in Frankreich ſuchte man durch erdichtete

---

*) Eine Mißdeutung ihrer Abendmahlsgebräuche. Siehe Spittlers Geſchichte der chriſtl. Kirche. Götting. 1782.

*) Die Geſchichte hat eine fürchterliche Seite, — die nehmlich, wo ſie uns die brutale Gefühlloſigkeit empörter Gemüther ſchildert, und uns Scenen vor die Augen führt, die das Herz zerreißen und die Vernunft zum Bannfluche ihres eigenen Geſchlechts zwingen können. Die Erzählungen der Religions-

Erzählungen — von ihren Verſchwörungen und beyſpielloſen heimlichen Laſtern zu rechtfertigen, und welche ungeheure Vergehungen und Verbrechen haben die Lutheraner den Catholiken, und

---

Kriege in ältern und neuern Zeiten ſind zum Theil nichts anders, als blutige Schandflecke der Menſchheit, wenn auch ein gelehrter Mann neuerer Zeiten die Kriege überhaupt mit dem frivolen Nahmen eines von Zeit zu Zeit nöthigen Aderlaſſes der Menſchenrace zu belegen geruhete. Die Kriege ſind es, welche die Gefühlloſigkeit adeln und entſchuldigen. Die Grauſamkeit bewaffnet ſich nicht umſonſt; ſie verlangt ihre Opfer mit heißem Blutdurſt; ſie glaubt wol gar, gerecht zu handeln, wenn ſie den Unſchuldigen mordet, weil auch er ein Menſch ſeyn, und ſeinen eigenen Glauben, wie der Gegner, haben will. Eins der ſchrecklichſten Beyſpiele unmenſchlicher Grauſamkeit erzählt ein glaubwürdiger Schriftſteller, Varillas, in ſeiner Histoire de Charles IX. Tom. I. „Fabricius Serbellon, ein päbſtlicher General, beſtürmte in der Mitte des 16ten Jahrhunderts die Stadt Oranien; — die Beſatzung war ausgezogen, und die zurückgebliebenen Catholiken öffneten dem Tyrannen die Thore. Vom dieſem Augenblicke an wurde jeder Bewaffnete innerhalb der Stadt niedergemetzelt; — allein dadurch war der religiöſe Blutdurſt noch nicht dieſe hinwiederum den Lutheranern vorgeworfen, — wie hämiſch iſt nicht ſelbſt Luthers ſchuldloſes Leben angegriffen worden! Noch bis dieſen Augenblick halten die ächt-catholiſchen Chriſten

---

befriedigt, — die päbſtlichen Anführer und Soldaten erfanden neue Todesqualen für die unglücklichen proteſtantiſchen Einwohner. Man ſtürzte eine Menge derſelben auf Hellebarden, Degen und Piken, andere hing man in die Feuereſſen, und ließ ſie bey gelindem Feuer verbrennen; noch andern wurden die empfindlichſten Theile des Körpers mit einer beyſpielloſen Wuth abgeſchnitten. Man mordete alle Alter und alle Stände, Kinder, Greiſe und Kranke. Frauen und Mädchen wurden zu den ſchimpflichſten Entehrungen ihrer Tugend gezwungen, und zuletzt den Troßbuben preisgegeben. Die ſtandhaftern edlern Weiber, die lieber ſterben, als ſich dieſen viehiſchen Siegern hingeben wollten, wurden nackend dem öffentlichen Gelächter ausgeſtellt, und auf eine Art behandelt, welche die Schamhaftigkeit zu nennen verbietet. Die Religionswuth dieſer Unmenſchen ging ſo weit, daß ſie Männern und Frauen lederne Riemen durch die Haut zogen, die man aus dem Einbande der Genfer [calviniſtiſchen] Bibel geſchnitten hatte. Die Verfolgungen der unglücklichen Hugonotten in Frankreich waren nichts als Greuelthaten einer gefühlloſen Grauſamden wackern Luther für einen Mann, der die ausſchweifendſte und niedrigſte Lebensart geführt habe. Ich erinnere mich einer Unterredung mit einer catholiſchen adligen Dame in dem ſonſt tief

---

keit. — Man leſe nur, was Bayle im Artikel Bahelot von dieſem unbarmherzigen Pfaffen erzählt. Dieſes Ungeheuer folgte den Heeren, welche man gegen die Hugonotten ſandte, und verdammte alle Männer, die vor ſein teufliſches Forum gebracht wurden, unter der Autorität ſeines mächtigen Gönners, des Herzogs von Montpenſier, zum Tode, — und die Frauen wurden auf ſeine Veranſtaltung auf die niederträchtigſte Art entehrt. Doch endlich erhielt auch dieſer geiſtliche Henker ſeinen Lohn; die Calviniſten bekamen ihn in ihre Gewalt, und er endete ſein Leben und ſeinen Blutdurſt am — Galgen. — Bey der Pariſer Bluthochzeit, da man die unglücklichen Hugonotten zu Tauſenden mordete, — ſagte der Marſchall von Tavannes zu den Henkern in dieſer ſchrecklichſten Mordnacht: „Nur immerfort Ader gelaſſen, — es iſt ſo geſund im Auguſt, wie im May“ [am 24ſten Auguſt 1572 begann dieſes Greuelfeſt des blutigen Religionshaſſes]. Tavannes erinnerte und erfreuete ſich noch auf dem Sterbebette der Thaten dieſer Nacht als der verdienſtlichſten ſeines Lebens. [K. L. Woltmann Geſchichte und Politik. 1804. 2tes Stück.

verfinſterten Biſthum Münſter über dieſen Luther. „Seine Lehre, ſagte ſie, ſoll nicht ganz ſchlecht ſeyn; aber ſein Leben und ſein Charakter iſt deſto abſcheulicher geweſen;" — warum? „weil er ein Nönnchen verführt habe," — war die Antwort. Die catholiſchen Schriftſteller haben Luthern der zügelloſeſten Frechheiten beſchuldigt. Sie erzählen unter andern, daß ſeine Reiſe nach Worms nicht ſo andächtig unter-

---

Die Bartholomäusnacht von K. Curths.] Er glich hierin vollkommen ſeinen gräßlichen — Blutsverwandten, — einem Schlächter, der vor den König hintrat, und mit ſtolzer Selbſtzufriedenheit erzählte: daß in vergangener Nacht hundert und funfzig Ketzer unter ſeinem Beile geblutet hätten, — einem Goldſchmid Cruce, welches Ungeheuer, auf ſeinen entblößten blutgefärbten Arm zeigend, mit ſataniſcher Freude ausruft: er allein habe vierhundert Proteſtanten gemordet, — einem gekrön- Sünder, Carl IX., welcher nach der Bluthochzeit ſagte: ich glaube, das Wetter ſelbſt freuet ſich über die Hinrichtung der Hugonotten, weil es ſo ſchön iſt, — und weidete ſich an dem Anblicke des verſtümmelten Leichnams des ehrwürdigen Admirals Coligny, den er noch vor wenigen Tagen ſeinen Vater genannt hatte.

nommen und fortgeſetzt ſey, als es wol ſeine Anhänger glauben möchten, und während dieſe ihn auf eben jener Reiſe als einen frommen Glaubenshelden abbilden, ſähen ſeine Gegner in ihm nur einen Leichtſinnigen, — der, in Begleitung mehrerer zügelloſer Ritter, unterwegs in den Wirthshäuſern bacchantiſchen Feſten beygewohnt, und durch ſeine Muſik, wie ein herumziehender Spielmann, das Volk zum Tanz und unſittlichen Frohſinne geſtimmt habe *).

B. Beſondere Gründe der ſchwächern Sympathie des Mannes.

Die größere Gefühlloſigkeit im männlichen Charakter, welche wir oben im Allgemeinen aus

---

*) Quacunque iter faciebat, frequens erat concursus hominum, videndi Lutheri studio. In diversoriis multa propinatio, laeta compotatio, musices quoque gaudia: adeo ut Lutherus ipse alicubi sonora testudine ludens, omnium in se oculos converteret, velut Orpheus quidam, sed rasus adhuc et cucullatus, eoque mirabilior.

ſeiner phyſiſchen Conſtitution ableiteten, wird aber auch durch eine Menge anderer individueller Urſachen von innen und außen veranlaßt, — in ſo fern ſie den Mann ſo und nicht anders zu bilden und moraliſch zu organiſiren pflegen.

a) Iſt die ganze Erziehung des Mannes in der Regel härter, ſtrenger, ich möchte ſagen, unempfindſamer, als die des Weibes, weil ſeine künftige Exiſtenz auf einen größern und vielſeitigern Geſchäftskreis berechnet wird, und berechnet werden muß. Man würde ihn offenbar aus ſeiner originellen Natur und Beſtimmung hinauswerfen, wenn man ihn, wie ein Frauenzimmer, erziehen und abrichten wollte; — er wird

---

Cochlaeus in Commentar. de actis Lutheri. Tauſendmahl haben ihm ſeine Gegner vorgeworfen: daß er die Reformation, — um ſich zu bereichern, — angefangen, obgleich die Armuth, worin er ſtarb, ein Gegenbeweis ſeiner Beſchuldigung ſeyn kann. Tauſendmahl hat man es wiederholt: daß ihn bey ſeinem Reformationsenthuſiasmus ſein ſinnliches Temperament und der Hinblick auf die einzuführende Prieſter-Ehe und auf ſeine eigene — Geliebte vorzüglich geleitet habe.

ſich ſelbſt, vermöge ſeines innern Kraftgefühls, gegen eine weibiſche Erziehung entrüſten und der Pädagogik ins Geſicht lachen, die ihn nicht zum Manne bilden will, wie wir es oft in jenen großen Häuſern geſehen haben, — wo ſentimentale Mütter — Knaben und Mädchen nach einem weichen und ſanften Syſtemchen erziehen wollten. Schon als Knabe muß der Mann mehr arbeiten lernen, muß ſich mehr anſtrengen, — muß härter gehalten werden, ſeine Nerven und Muskeln müſſen ſich durch eine größere Beweglichkeit, durch den Aufenthalt in freyer Luft, durch eine abwechſelnde Uebung ihrer Kraft ſtärken und gleichſam vermännlichen. Er kommt früher in die Welt, als das Mädchen, wenn ſie auch vielleicht früher, als er, ausgebildet und geformt wird; — er muß ſich in der Welt früher herumtreiben laſſen, früher ſich in die Menſchen ſchicken lernen, und ſich an tauſend kleine Unannehmlichkeiten gewöhnen, wovon das Mädchen nichts weiß und nichts erfährt. Auch kann ſie ſelbſt mit einem kleinen Vorrathe von Klugheitsmaximen und Lebensregeln fertig werden, weil dieß alles zu ihrem häuslichen Gebrauche genug iſt, und ihr Leben eigentlich nur häuslich, nie cosmopolitiſch ſeyn darf. Als ein weichlicher, weicher ſentimentaler Thor, als eine ſogenannte ſchöne — ſchmachtende, empfindelnde Seele, wird der Mann ſelten ſein Glück in der Welt machen, — oder man wird ihn ſo lange ſchütteln und ſtampfen, bis man ihm das empfindſame Weſen abgeſchüttelt hat.

Schon in den Schulen muß der Knabe einen feſtern und härtern Sinn und Charakter annehmen. Die Weichlichkeit wird hier nach und nach durch den muntern Umgang mit andern Knaben, die den Mitſchüler zu Anſtrengungen und Wagſtücken auffordern, und den Feigen beſchimpfen, wie ein böſer Geiſt ausgetrieben. Er wird in dem lebendigen Strome mit fortgezogen, — er muß toben und hart ſeyn lernen, wenn er ſich gegen den muthwilligen Schwarm vertheidigen, oder gar unter ihm eine entſcheidende Stimme haben will; er muß ſich ſogar ſchon in Ehrenkämpfe einlaſſen, wenn ihn der ſtärkere Haufe nicht unterdrücken ſoll. Die Obedienz und die Schuldisciplin vermehrt auch das Männliche in ſeinem Charakter, wenn ſie rechter

Art iſt, — nähmlich mit ernſtlicher Strenge auf die Achtung der Geſetze hält, und den Uebertreter, ohne Anſehn der Perſon, beſtraft. So, und nicht anders kann der Knabe zum Manne reifen, und alle Verweichlichungsmethoden ſeines Unterrichts und der Erziehung ſind ein wahres Gift des männlichen Sinnes. Die Schule iſt auch in ſo fern das achtungswertheſte Bildungsmittel für den Knaben, weil ſie ihm ſein künftiges Leben wie in einem Gemälde zeigt, und dazu gar trefflich vorbereitet. Er wird in der großen Welt eben ſo, wie unter ſeinem Schulmonarchen, Geduld und Gehorſam üben müſſen, und, wenn er vielleicht lange nachher die läſtigen Schulſtunden verwünſcht, wird er, als ein ordnungsliebender Mann und Staatsbürger, doch zu gleicher Zeit ſeiner Schulbildung eine gerechte Lobrede halten. Er wird in eben dieſer Welt noch ſtörrigere Köpfe, als auf dem Catheter, antreffen; — der Müſſiggang wird ihn dort eben ſo wenig, als in der Schule, beliebt machen. In der Schule hat er gelernt, daß man ſich nur durch Fleiß und gute Sitten heben kann, — daß ein weibiſches Weſen für den Mann etwas Erniedrigendes iſt, daß ſich eine zu welche Seele nicht zu einer Welt ſchickt, welche feſter, geſtählter, kraftvoller und muthiger Männer zur Aufrechthaltung ihres großen Regiments bedarf. — Wie ſehr die öffentlichen Schulen auf die innere Kraft und Befeſtigung des Charakters wirken, zeigen ſogar die Mädchen, welche ſie beſuchen. In der Regel ſind die, welche dort erzogen werden, weniger weibiſch und ſentimental, als die, welche daheim eine ſchlaffe, ſtille Privaterziehung erhalten, — und gar früh an dem unglücklichen Weisheitsfieber zu kränkeln anfangen. Die jungen Mädchen in öffentlichen Schulen werden vor dieſem Uebel bewahrt, — weil ſie viel andere über ſich erblicken, weil der äußere Schimmer hier wenig gilt, und die kleinen Spöttereyen ihrer Mitſchülerinnen vor einer unverſtändigen Eitelkeit ſichern. Auch hier wird durch den muntern Umgang das Gemüth der Kinder reifer und ſelbſtſtändiger, lernt mehrere Menſchen kennen und ſich in ſie ſchicken, verwöhnt ſich nicht durch eine gemächliche Lebensart, und wird mit hundert andern mechaniſch fortgetrieben, — ohne daß es ſeine natürliche

Freyheit mißbrauchen darf, — oder den Eigenſinn lernt, welcher allen Frauen, die ſentimental erzogen wurden, eigen iſt.

b) Der größere Geſchäftskreis des Mannes, ſeine nothwendigere Vielthätigkeit und Arbeitſamkeit, ſein Beruf, für die Welt zu wirken, lehrt ihn nach und nach eine Feſtigkeit und Härte des Charakters, die eben ſo nothwendig aus ſeiner Natur, als ſeine phyſiſche Gefühlshärte, entſpringt. Der Mann iſt zur Induſtrie, zur Anſtrengung berufen; er muß für ſich und andere wirken, Plane machen, wählen und verwerfen, — im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brot eſſen, weil ihn die Pflicht überall zur Thätigkeit ruft, weil er ohne ſie nicht fortkommen kann; — er muß aber auch oft da Wohlwollen äußern, wo er weiß, daß Undank ſein Lohn ſeyn wird. Durch alle dieſe Dinge, durch die geſpannte Aufmerkſamkeit auf ſein Fortkommen, durch die Laſten, die auf ihm ruhen, wird ſein Herz nach und nach gefühlloſer gemacht, — der weiche Sinn verliert ſich im Getriebe der Geſchäfte, er geht kälter, als das empfindſamere Weib, vor den Leidenden vorüber; er hat größere Pflichten auf ſich, als daß er ſich für ſie ganz hingeben oder gar aufopfern ſollte; — oder er weiß auch wol aus eigener Erfahrung, daß die meiſten Männer die Urheber ihrer eigenen gedrückten Lage ſind, daß ein ſchnöder Egoismus den meiſten die Thür des Glücks verſchließt, und daß ſie weniger Mitleiden verdienen, als ſie gemeiniglich fordern. Oder er hat auch wol für eine zahlreiche Familie zu ſorgen; er muß öconomiſch mit ſeinen Wohlthaten umgehen, wenn die Seinigen nicht leiden ſollen; er muß das vielleicht erſt mit ſaurer Mühe verdienen, was er andern hingeben ſoll; — er darf nicht immer nach den erſten Eindrücken des Mitgefühls handeln, — er muß es ſogar wol erdrükken, damit er ſeinen Beruf nicht vernachläſſige, und über aller Wehmuth ſeine Beſtimmung vergeſſe. Seine Phantaſie mag auch wol in dem Getriebe der Welt und der Geſchäfte und durch den Mißbrauch ſinnlicher Genüſſe — abgeſtumpft ſeyn; er kann ſich nicht mehr ſo leicht und ſo ſchnell electriſirt in die Stelle des andern, wie ein Frauenzimmer, verſetzen.

Das Weib iſt zwar auch zur Thätigkeit berufen; aber zu einer Thätigkeit, wodurch ihr Herz nicht verhärtet, ſondern augenblicklich in den ſüßen Empfindungen der Sympathie geübt wird. Ihr zarter Sinn wird nicht durch den Tumult der Weltgeſchäfte, — nicht durch das Treiben und Jagen, ſich in der Welt einen Ehrenplatz zu erringen, verkältet. Ihre Region des Glücks und der Thätigkeit iſt das Wohl ihres Gatten, ihrer Kinder. Dieſen gehört ihr Herz, — und nur mit dieſen gehört ſie, in einem entfernten Grade, der Bekanntſchaft der Welt an. Männliche Arbeiten, — Künſte und Wiſſenſchaften ſind ihr Beruf nicht; ſie darf und wird, als ein rechtliches Weib, keine männlichen Zerſtreuungen ſuchen, da ſie die köſtlichſten Stunden in ihrem Hauſe findet. Die Natur hat ſie angewieſen, in dieſen zarten Verhältniſſen alles mit Liebe und Sanftmuth zu beſchicken, während der Mann in ſeinem ausgebreitetern Weltberufe wol gar — hart und kalt ſeyn muß, um ſeinen Charakter als Mann zu behaupten. In der Regel fühlt das Weib auch ſchon mehr für ihre Kinder, als der Ehemann. Sie hat die zarten Blumen ihrer Liebe unter ihrem Herzen getragen; ſie ſind gleichſam Theile ihres innern Weſens, eine unvertilgbare Sehnſucht zieht das mütterliche Herz zu den Lieblingen deſſelben hin — jedes kleine Leiden des Kindes durchdringt das mütterliche Gemüth tiefer, als wenn es ſelbſt leiden müßte; — jeder frohe Blick des kindlichen Auges ſpiegelt ſich dagegen in der Seele der Mutter mit einer unnennbaren Wolluſt; jeder Funke des Lebens und Gefühls, — des Geiſtes und Herzens, der aus dem geliebten Kinde hervorleuchtet, gibt — der Mutter gleichſam ein neues Daſeyn; — ihr ganzer innerer Mutterſinn iſt reines Mitgefühl, — eine aus ſich ſelbſt hervorgehende, ſich ſelbſt belohnende Sympathie mit allem, was ihren Lieblingen begegnet. Die Welt wird und kann ſie von dieſen ſchönen Empfindungen nicht abrufen, — die Welt kann ihrem Herzen keine Freude geben, wenn dieß Herz dieſe Freuden nicht im Kreiſe ihrer Kinder findet. — Die ganze Natur iſt todt für dieß Muttergefühl, deſſen einziger und höchſter Beruf durch die Liebe erfüllt wird.

c) Hat der Mann in ſeinem größern Wirkungskreiſe, in ſeinen verwickeltern Verhältniſſen und Lagen, in ſeinem vielſeitigern Umgange die Menſchen von mehrern [nicht immer ſehr liebenswürdigen] Seiten kennen gelernt, als ſie das Weib in ihrem engern häuslichen Berufe kennen lernen konnte. Der Mann, — er mag wollen oder nicht, — muß Erfahrungen machen, denen er, vermöge ſeiner Beſtimmung, nicht ausweichen kann, — er muß ſich hin- und herwerfen laſſen, ehe er einen ruhigern Standpunkt erreicht; — ſeine Erziehung, ſein Gemüth, ſein Schickſal geht gleichſam durch tauſend berufene und unberufene Hände, um ihm ſeine Forn oder ſeine Nichtform zu geben. Er gleicht einer Fabrikwaare, zu deren Politur und Vollendung tauſend Finger erfordert werden. Er wird dabey hintergangen, beleidigt, ab- und angeſpannt, bald gelobt, bald getadelt, verkannt und vergeſſen, verfolgt und gedrückt, wie es bey einer ſolchen Tauſendfingerarbeit nicht anders ſeyn kann. Er iſt eine öffentliche Perſon, — er muß ſogar immer zum Kampfe fertig ſeyn. Dieß nun alles hat nach und nach ſein Gefühl ein wenig ausgetrocknet, — hat ihm das liebe Sympathieſiren tauſendmahl verleidet, hat ihn in ſeinem Innern von den Menſchen entfernt, wenn er auch noch äußerlich par force mit ihnen umgehen muß. Seine Erfahrungen haben ihn mißtrauiſch gemacht, er kann den Menſchen nicht mehr ein Herz entgegentragen, was ſie ſelbſt von ſich ſtießen. Die Menſchen haben auch wol ſeine Gutmüthigkeit gemißbraucht; — er hat ſein Mitleiden an Unwürdige verſchwendet, er hat Schurken beweint und ſich Heuchlern in die Arme geworfen, — ehe er ſie genauer kennen lernte. Dieß nun beſtimmt ſeine kalte Behutſamkeit, — die dem Weibe nicht eigen iſt; er prüft, ehe er neue Freunde ſucht, — er überrechnet die Folgen ſeiner Wohlthätigkeit, ehe er handelt; er läßt ſich nicht mehr durch die erſten Eindrücke einfangen, — und, während er prüft und überdenkt, neigt ſich ſchon das Herz ſchwerer und langſamer zu einer zärtlichern — Philanthropie hin. Dieſe thut zuletzt nichts mehr, ohne die Lebensklugheit zu fragen. Es gibt ſogar eine daraus entſtehende Mißanthropie, indem das erkältete Herz ſich nur dann gegen die Menſchen aufſchließt, — wenn es die noch kältere Vernunft gnädigſt genehmigt hat.

Die Sympathie des Weibes dagegen befindet ſich gleichſam in einer fortwährenden Vibration, und empfängt alle Eindrücke mit einer blitzſchnellen Leichtigkeit und Reizbarkeit. Ihr Gefühl reißt ſie hin, — ihre Thränen fließen bey den kleinſten Veranlaſſungen, — ihr Herz zerſchmilzt, — während der Mann überdenkt und überrechnet. Zwar fehlt es auch ihr nicht an Anlagen zur Menſchenkenntniß, — und ſie dringt oft tief in die Kunde des männlichen Charakters; allein ſie hat, wegen ihres kleinern Wirkungskreiſes, nicht ſo viel Gelegenheit, die Menſchen von ihren widrigen Seiten kennen zu lernen, als der Mann; — auch wirken jene lange nicht in dem Grade auf ſie, als auf ihn. Ueberall verräth der weichere und in der Weltkenntniß ungeübtere Charakter des Weibes mehr Vertrauen zu den Menſchen, als der Mann; wo aber mehr Vertrauen herrſcht, da iſt auch mehr Theilnahme an den Schickſalen anderer, — mehr Anſchließen an ſie, mehr Toleranz, mehr Herzlichkeit und Willfährigkeit, — dem andern nachzuempfinden, und ſich in ſeine Lage hineinzudenken. Von den Männern ſelbſt haben die Frauen in der Regel *zu günſtige* Begriffe, — dieß hebt und befördert ihre Sympathie ins Unendliche. — Sie haben auch von uns nur eine ſehr *einfache* Anſicht, indem ſie alle Männer in gute und ſchlechte eintheilen, von jenen aber unzählig mehrere, als von den letztern, anzutreffen glauben. Die tauſendfachen Nüancen *zwiſchen* guten und böſen überſehen ſie mit argloſer Herzensgüte, wenn der Mann eben durch dieſe Nüancen ſein ganzes Unglück machte. — „Wie der Ehemann, ſo mögen alle Männer ſeyn“ iſt der gewöhnliche Glaube der Ehefrauen; — der Ehemann iſt aber gewöhnlich ihr Liebling, und darum ſind in ihren Augen die meiſten Männer liebenswürdig, — darum gibt ſich das vertrauensvolle Weib überall ſo gern mit Liebe ihren Nebenmenſchen hin. Wenn ſie nicht bisweilen etwas zu mißtrauiſch gegen ihr *eigenes* Geſchlecht wäre; ſo würde ſie mit kindlicher Zuverſicht allen Menſchen angehören, und die höchſte Seligkeit menſchlicher Sympathie empfinden; ſie würde einen harten Sinn nur dem Nahmen nach kennen; ſie würde ſich durch die periodiſche Kälte des Mannes ſelbſt nicht irre machen laſſen, weil, nach ihrer eigenen Ueberzeugung, der Mann ein feſtſtehenderes Weſen ſeyn muß, und weil ſie überhaupt von ihm weniger, als von ihrem eigenen Geſchlechte, fürchtet. Der Mann trauet ſeinem und dem weiblichen Geſchlechte vielleicht nie ganz, — und dieß hält ſein Mitgefühl auch in ſo engen Schranken.

d) Die Menge der Zerſtreuungen und Vergnügungen, die dem Manne zu Gebote ſtehen, vermehren gewöhnlich die Kälte ſeines Gefühls, und ſetzen dem Anſcheln nach ſeine Sympathie weit unter die weibliche herab. Der Mann haſcht überall nach Befriedigungen der Sinne, die ihn endlich erſchlaffen, wenn das Weib — Freuden des Herzens ſucht, und eben darum länger, als er, von einem edeln Mitgefühl getrieben wird. Eine zu oft angegriffene raſtloſe Sinnlichkeit, die nur immer auf das Thieriſche hinſteuert, und ſich in den wenigſten Menſchen nach Erquickungen eines höhern Sinnes umſiehet, muß endlich gegen dieſen höhern Sinn total gefühllos werden, und in dem Strudel ihrer Freuden — das menſchliche Herz verlieren. Eine Erſcheinung, welche durch die Geſchichte großer Wollüſtlinge beſtätigt wird, indem ſie gewöhnlich zu den unerhörteſten Grauſamkeiten fähig waren. — Der Mann iſt ein geborner Epicurer — und ein geborner Egoiſt. Er verſchlänge die Welt, wenn es ihm erlaubt wäre; aber bey einer ſolchen Natur kann die Sympathie auch nimmer die Höhe des weiblichen Mitgefühls erreichen. Wenn er geſättigt iſt; ſo bekümmert er ſich wenig um die Leiden der Menſchen, oder ſeine Philanthropie muß ihm durch Religion und durchs Geſetz geboten ſeyn, und dann erſcheint er freylich oft als ein großthätiger Menſchenfreund. — Dann macht er wohlthätige Stiftungen, — bauet Hoſpitäler, beſchenkt die Armen, errichtet Philanthropine, — wobey denn aber doch immer die Frage gelten kann: ob er hierzu durch reines Wohlwollen, durch eine uneigennützige Philanthropie, oder mehr durch Eitelkeit und Ruhmſucht, oder durch eine ſchwärmeriſche Religioſität getrieben wird?

e) Endlich macht ihn überhaupt ſchon ſeine größere innere Leidenſchaftlichkeit des Gemüths, der Tumult und die Unruhe ſich durchkreuzender Gefühle, die lebhaftern Antriebe ſeines Willens, oft auch der größere Leichtſinn, womit er vor den Menſchen vorüberfliegt, oder ſie verachtet, zu einer zarten und permanenten Sympathie unfähiger. Von außem beſchäftigen ihn die Spiele und die Thorheiten der Welt von allen Seiten, und, indem er ſelbſt gern mitſpielt, ermattet ſein Herz für ſanfte wohlwollende Gefühle; von innem iſt er in einer ewigen Arbeit, die Unruhe ſeines Gemüths zu beſchäftigen und die unendlichen Forderungen ſeines lieben Ichs zu befriedigen. Seine von tauſend Planen ſchwangere Imagination und Begierde führt ihn durch Labyrinthe aller Art, und er hat oft genug zu thun, um ſich wieder herauszufinden; oder eben dieſe Imagination zieht ihn nur zu einem oder zu einer Claſſe von Menſchen hin, während er gegen alle übrige oft bis zur Ungerechtigkeit lau und kalt iſt. Die meiſten Männer kommen kaum für andere zur Beſinnung, weil ihre Wünſche ins Unendliche gehen, weil ſie viel ſeltener, als das Weib, mit ihrer Berufslage zufrieden ſind, weil ſie immer oben hinaus wollen, und ſich mit tauſend fremdartigen Dingen beſchäftigen, die das Herz eher hart als weich machen. Ihr männlicher Stolz verſteinert die ſanftere Natur, und oft ſchämen ſie ſich ſelbſt ihrer weichen Seiten. Ihre egoiſtiſchen Plane verſchließen nach und nach den Sinn für andere, und ſie wollen lieber durch ihre Selbſtkraft, als durch Mitleid und Wohlwollen, ſiegen, — anſtatt daß das ſanftere Weib alles durch Liebe, Nachgeben und Herzensgüte zu gewinnen hofft. Der Stolze liebt nicht leicht einen Menſchen, der ihm keine Opfer bringt, oder er liebt wol überhaupt nichts, als ſich ſelbſt, und ſein Mitleiden iſt mehr herablaſſende Gnade, als Erguß des Herzens. Die Menſchen ſtehen in ſeiner Vorſtellung faſt alle unter ihm, — einige wenige über ihm; aber beyde kann er nicht lieben, — die letztern, weil er ſie nicht erreicht, und die erſtern, weil ſie ſeiner nicht werth ſind. Er iſt alſo ſelbſt mitten in der Welt ein Einſiedler; ein Einſiedler hat aber in der Regel ein kaltes Gemüth. — Der größere Egoismus des Mannes iſt der vorzüglichſte Grund ſeiner ſchwächern Sympathie. Er kann ſich nicht ſo leicht aufopfern und hingeben, wie das Weib; er iſt mit einem geringen Danke ſelten zufrieden; er berechnet alle ſeine Handlungen mehr nach ſeinem Eigennutz, als nach dem Frohſinn, den er in andern erwecken könnte. Er kann leichter ſeine Freunde wechſeln, wenn das Weib mit einer nie wankenden Zärtlichkeit an ihren Freundinnen hängt; er kann es nicht läugnen, daß er faſt immer undankbarer als das Weib iſt, und immer auf ſeine Rechte dringt, wenn das Weib die ihrigen — Wohlthaten nennt. — Der Eigennutz iſt ſo ganz männlicher Natur, daß man ihm ſogar in unſerer Sprache das männliche Geſchlecht zuerkannt hat.

Aber die Natur geſtattet in der Welt freyer Weſen, und mithin ſelbſt in dem Geſchlechtscharakter des Menſchen, Ausnahmen in Menge. Sie läßt uns harte, gefühlloſe, zur Liebe und Freundſchaft unempfängliche, ſelbſt gegen ihre Kinder unbarmherzige Frauen ſehen, wenn ſie uns auf der andern Seite Männer zeigt, deren weicher und ſchwankender Charakter dem empfindſamen Weibe gleicht, und in lauter Sympathie zerſchmilzt. Allein es ſind auch ſelten achtungswerthe und brauchbare Menſchen. – Das Mitgefühl und die weichherzige Thräne des Mannes darf nicht zu oft überfließen *), wenn er uns als Mann nicht verdächtig werden und das Herz des Weibes ſelbſt nicht von ſich abwenden will. Die Thräne gehört dem zartern Geſchlechte, dem weichern Gemüthe der Weiblichkeit; der Mann wird ſein Mitgefühl äußern, indem er männlich handelt, und dadurch die Originalität ſeines Cha-

---

*) Die Thräne des Mannes wird darum auch von der Kunſt nicht geehrt, — und gleichſam nur wider den Willen des letztern gezeichnet; dagegen ſie eine Weinende mit hohem Zauber abbilden kann. Der weinende Mann erregt im Gemälde und in der Natur wenig oder gar kein Intereſſe, weil er ſtärker ſeyn müßte. Laokoon weint auch in der höchſten Hitze ſeines Schmerzes nicht; der Künſtler hat ſeine Mannheit nicht entehren wollen, indem er die Leiden der Natur in dieſes Geſicht legte. Ein ſolcher Charakter wird durch den Schmerz erſchüttert und angegriffen: aber er wird — er kann nicht weinen. Der Künſtler läßt ihn nur ſeufzen, weil dieß die Natur nicht entehrt. — „Der Ausdruck in den Figuren der Griechen, ſagt Winkelmann, verräth bey allen Leidenſchaften eine große und geſetzte Seele.“

rakters documentirt; das ſanftere Weib bittet den Mann durch ihre Thränen für ſich und andere um Schutz, und erfüllt dadurch ihren Naturberuf.

Empfindler.

Jene Schwächlinge der Sympathie finden wir in allen Ständen, vornehmlich bey gelähmten Organiſationen und bey Männern, die zu vielen Umgang mit weinerlichen und *empfindſamen Frauen* haben. Männer dieſer Art glauben mit allen Leidenden in naher Verwandtſchaft zu ſtehen, und öffnen ihr weiches Herz jedem Klagenden, er mag es verdienen oder nicht. Aus ihrem Munde ſtrömen nur immer die ſüßlichen Worte des Bedaurens, des Beileids, der weinerlichen Theilnahme, und ſind das im ganzen Sinne, was man verweiblichte Naturen nennt. Ihr beginnet eine rührende Geſchichte vorzutragen, und ſchon ſind ſie durch und durch erweicht; ſie ſtoßen unwillkürliche Seufzer aus; ſie bitten euch wol gar, die Erzählung abzukürzen, und ihr weiches durchſchnittenes Gefühl zu ſchonen; oder ſie entfernen ſich, um ihre Thränen nicht ſehen zu laſſen. — Ihre ſchlaffe Philanthropie iſt wirklich univerſell, ihr weichliches Wohlwollen iſt gleichſam ihr Dunſtkreis, in deſſen Nähe aber der Verſtändige ſich nie behaglich fühlt. Sie verſichern uns mit einer ekelhaften Zärtlichkeit ihr Wohlwollen, ſie möchten alle Menſchen umarmen; ſie kennen das Ding nicht, was man in dem Manne einen aufgebrachten Sinn nennt; ſie lieben alles, was ihnen in den Weg läuft; ſie hängen ſich in der Fülle ihres kindlichen, oder vielmehr kindiſchen Wohlwollens an alle Menſchen an. Man mag ſie ſtoßen, unleidlich finden, beleidigen, ſie kehren immer wieder zu ihrer thieriſchen Freundlichkeit zurück, und beſtürmen euch mit neuen empfindſamen Liebkoſungen. Der ganze Charakter dieſer Männer iſt eine entmannte Güte *).

---

*) Es gibt ſogar eine ſympathetiſche Gutmüthigkeit, welche, weil ſie ſich faſt von allem Vernunftgebrauche entfernt, und ins Blinde hineindenkt, nahe an Manie gränzt, und dann eher Mitleiden, als Achtung verdient.

die aus der Schwäche des Gemüths, und oft ſchon früher aus einer weibiſchen Erziehung hervorging. Vermöge einer reizbaren Imagination denken ſie ſich in den Schmerz des andern ganz hinein, und leiden oft mehr, als der Unglückliche ſelbſt, wenn dieſen ein männlicher Sinn ſchützt. Aber eigentlich werden alle dieſe Männer nur phyſiſch und inſtinctartig gerührt; ihr Mitleiden hat keinen moraliſchen Werth, und ſie verſchwenden es an Würdige und Unwürdige.

Das Sympathiſiren und Bemitleiden und Empfindeln iſt ihnen nach und nach ſo zur Gewohnheit geworden, — daß ſie ſich ſchon dadurch geſättigt fühlen, und das Handeln, aus zu großem Mitgefühle, endlich vergeſſen. Ihre Moral gebietet nichts weiter, als das leidige ſüßliche Empfinden, — oder, was noch erbärmlicher iſt, — ſie affectiren nur ein Gefühl und eine Gefühlskraft, die gar nicht in ihnen vorhanden iſt. Und hier ſteht der Empfindler vor uns, den man von dem Empfindſamen allerdings unterſcheiden muß.

Dieſe Unterſchiede ſind in einer kleinen Schrift [über Empfindſamkeit und Empfindeley in pädagogiſcher Hinſicht. Hamburg 1779 *)], treffend charakteriſirt worden, woraus wir nur folgende Stelle zur Beherzigung des Geſagten mittheilen wollen. „Wahre Empfindſamkeit iſt immer thatenreich, ſo oft die Umſtände es erlauben; Empfindeley hingegen immer müßig, außer in ſolchen Fällen, wo ihr auf die Finger geſehen wird, und wo es gilt, zu zeigen, wer man ſey. Da wird man ſogar bemerken, daß die letztere es der erſten bey weitem zuvor zu thun pflege. Die Urſache davon iſt augenſcheinlich. Der Empfindſame fühlt ſich gedrungen; er wirkt alſo, weil er muß, aber auch nicht mehr, als er muß, weil ihm nicht darum zu thun iſt, geſehen zu werden, ſondern nur ſich ſelbſt zu befriedigen.

---

*) Vom Herrn J. H. Campe. Die weitere Ausführung dieſer gedankenreichen Schrift findet man im 3ten Theile der allgemeinen Reviſion u. ſ. w. Von der nöthigen Sorge für die Erhaltung des Gleichgewichts unter den menſchlichen Kräften. Beſondere Warnung vor dem Modefehler, die Empfindſamkeit zu überſpannen. 9te Abhandlung.

Der Empfindler hingegen fühlt ſich nicht gedrungen, möchte aber doch gern den Gedrungenen ſpielen; kennt daher weder Maß noch Ziel, und übertreibt alles aus Furcht, weniger zu thun, als zur Behauptung ſeines angenommenen Scheines nöthig iſt. Der Empfindſame ermannet ſich, bekämpft ſeine Gefühle, drängt in dem Innerſten ſeines Herzens ſie zuſammen, ſchweigt, und hat für den gemeinen Beobachter ganz das Anſehen eines Kalten, ſo oft er dasjenige, was er empfindet, nicht durch Thaten wirkſam machen kann; der Empfindler hingegen ſtellt ſich nie ungebehrdiger, als grade in ſolchen Fällen, wo er durch augenſcheinliche Unmöglichkeit von der Verbindlichkeit, zu handeln, freygeſprochen wird. Da hört man ihn ächzen und jammern; da fließen erkünſtelte Thränen die gleißneriſchen Wangen herab; da iſt ſie untröſtbar die gutherzige Seele, daß ſie ſo ganz und gar nichts thun könne, um ihrem theilnehmenden Herzen auf irgend eine Weiſe Luft zu machen. Aber vorausgeſetzt, daß der Fall von der Art ſey, daß die Eitelkeit des Empfindungsſpielers oder der Empfindungsſpielerin dabey nicht intereſſirt ſeyn kann; ſo halte man Wunders halber die ſanfte Seele einmahl beym Wort, zeige ihr unvermuthet eine Gelegenheit zu werkthätigen Hülfsleiſtungen an, die ſie nicht voraus ſehen konnte: welche plötzliche ſichtbare Veränderung! Der ſtille kaltſcheinende Empfindſame wird nun auf einmahl feyerlich, laut, wirkſam; der laute feurigſcheinende, nach Wirkſamkeit lechzende Empfindler hingegen ſtill, kalt und bedächtig. Jener ſieht nun keine Schwierigkeiten mehr, oder ſieht ſie blos deßwegen, um ſie aus dem Wege zu räumen. Dieſer ſieht von Stund an nichts als Schwierigkeiten, und ſieht ſie blos deswegen, um mit guter Manier ſich aus der Sache zu ziehen. Wahre Empfindſamkeit ſtützt ſich immer auf deutlich erkannte Grundſätze der Vernunft; Empfindeley hingegen beruht blos auf dunkeln Gefühlen, was andere Menſchen für ſittlich ſchön oder für ſittlich-häßlich halten. Daher die Uebereinſtimmung, welche ſich in den einzelnen Empfindungen des einen und der Widerſpruch, der ſich in den einzelnen Empfindungen des andern zeigt. Daher die widerſprechende Erſcheinung, daß eben dieſelben Taubenaugen, welche jetzt beym Anblick eines zerknickten Blümchens, oder eines leidenden Würmchens von mitleidigen Thränen überfließen, eine Stunde dañach bey einem kleinen Verſehen der Magd oder bey einer ökonomiſchen Erinnerung des ältern Gatten von feuerſprühenden Tiegerblicken glühen können! Daher endlich, daß die Empfindungen des Empfindſamen es gar wol vertragen, von der Vernunft beleuchtet zu werden, indeß die Empfindeleyen des Empfindlers beym Lichte derſelben, gleich dem Flämmchen eines luſtigen Irrlichts bey Sonnenaufgang, plötzlich zu verſchwinden pflegen.“

Sympathie zwiſchen Aeltern und Kindern, Geſchwiſtern und Eheleuten.

Unter allen Arten der Sympathie iſt die der Aeltern gegen ihre Kinder unſtreitig die wärmſte und lebendigſte, weil ſie ſich mit der Liebe verbindet, und ihre Modificationen verdienen hier allerdings noch eine beſondere Anſicht.

Wir finden die Anlagen dieſer Sympathie, als ein Erhaltungsgeſetz der Species, ſchon in der thieriſchen Welt, und zwar unter den dem Menſchen näher ſtehenden Thieren ſichtbar ausgedrückt. Die zärtliche Liebe der Alten zu den Jungen, bis dieſe ihr eigenes Fortkommen finden, und der ſie nährenden und ſchützenden Aeltern nicht mehr bedürfen, iſt allgemein bekannt, und zeigt ſich bey einigen ſogar in den Ergieſſungen eines menſchenähnlichen Wohlwollens, und eines uneigennützigen Gutmeinens. Man kennt die Geſchichte einer trächtigen Hündin, die zu den aus ihrem Leibe genommenen Hündchen unter dem ſchmerzlichſten Todeskrampf winſelnd hinkroch, und ſie noch ſterbend zärtlich liebkoſete. Die gefräßigſten Thiermütter vergeſſen Speiſe und Trank, wenn ſie durch ihre Jungen davon abgerufen werden; die furchtſamſten Thiere, wie das Huhn und der Eſel, entrüſten ſich, wenn man ihnen ihre Lieblinge rauben will, — und der Vogel brütet mit einer bewundernswürdigen Geduld ſeine Jungen aus, die er noch nicht einmahl kennt. Eine Menge anderer Thiere richten die kleine Familie gleichſam zu ihrer künftigen Beſtimmung ab. „Die große wilde Ente, welche auf den Bäumen niſtet, führt ihre Jungen auf dem Rücken oder im Schnabel zu ihrem Elemente, dem Waſſer. Die Seebären, Seelöwen, Seeottern *) und

---

*) „Die Seeottern liegen am liebſten familienweiſe bey einander, das Männchen und Weibchen, die halberwachſenen und die noch ſaugenden Jungen. Das Männchen careſſirt das Weibchen mit Streicheln, wozu er ſich der vordern Tatzen wie Hände bedient, und ſie ſtößt ihn ſcherzweiſe öfters und gleichſam aus verſtellter Sprödigkeit [Coquetterie] von ſich und kurzweilt mit ihren Jungen, wie die zärtlichſte Mutter. Ihre Liebe gegen jene iſt ſo heftig, daß ſie ſich der augenſcheinlichſten Todesgefahr für ſie unterwerfen, und, wenn ſie ihnen genommen werden, pflegen ſie faſt wie ein kleines Kind laut zu weinen, und grämen ſich dergeſtalt, daß ſie, wie wir aus ziemlich ſichern Beyſpielen ſahen, binnen zehn oder vierzehn Tagen wie ein Gerippe vertrocknen, krank und ſchwach werden, auch vom Lande nicht weichen wollen. Auf der Flucht nehmen ſie ihre Säuglinge in den Mund, die Erwachſenen aber treiben ſie vor ſich her. Pallas neue Nordiſche Beyträge. Zweyter Band. Stellers topographiſch-phyſicaliſche Beſchreibung der Beringsinſel. Petersburg 1781.

Seekälber, welche ihre Jungen auf dem Lande werfen und ſäugen, ſtoßen ſie endlich in's Waſſer, um ſie in der Schwimmkunſt zu üben, fangen ſie aber wieder auf, wenn ſie müde werden und tragen ſie im Munde oder in den Vorderpfoten. Die Vögel locken zum Theil die junge Brut unter ihre Fittige, wenn ſie von einer Gefahr bedrohet werden. Die Seefiſche, welche man Waſſerblaſer nennt, nehmen ihre Jungen zur Zeit des Sturms in ihren Rachen, oder in ihren Bauch; der Philander, oder Fuchsaffe locket bey ſolchen Umſtänden die Jungen in ſeine Taſche, die er zu beyden Seiten unter dem Bauche trägt.“ [H. S. Reimarus allgem. Betrachtungen über die Triebe der Thiere. Hamb. 1773. §. 97.]

In dem Menſchen verbindet ſich dieſer Naturtrieb mit dem ſanften Feuer des gütigen älterlichen Wohlwollens, mit dem Bewußtſeyn, die Seinigen glücklich zu machen, und den auf ſie gewandten Fleiß gleichſam der dankbaren Nachwelt zu weihen. Die Aelternliebe wird Sache des Herzens und der Vernunft, — und eben dadurch ein vorzüglicher

Charakterzug der edlern Humanität. Wir ſehen daher auch dieſen Zug der Menſchheit in ſeiner lebendigſten Wirkſamkeit unter allen Völkern der Erde, als ein köſtliches Document der Natur, wie conſequent und liebevoll ſie für ihre Menſchen ſchon in der Wiege geſorgt hat, und wie viel ihr daran gelegen war, den ſo nothwendigen Geiſt menſchlicher Geſelligkeit zu begründen und zu erhalten. Wir wiſſen es aus tauſend Beyſpielen, daß Aeltern, ſonderlich Mütter, ihr eigenes Leben muthig und gern aufopferten, wenn ſie dadurch das Leben ihres Kindes retten konnten. Das mütterliche Herz iſt gleichſam unerſchöpflich in ſeiner Kinderliebe, es trägt die größten Laſten der frühern Kindererziehung, die unendlichen Unarten des jugendlichen Muthwillens und Leichtſinns mit einem bereitwilligen Sinne, wenigſtens mit einer Geduld, die, ohne ihr größeres ſympathetiſches Gefühlsvermögen, unerklärbar wäre, mit einer Reſignation, wovon die wenigſten Männer einen Begriff haben. In dem ganzen Umfange lebendiger Weſen giebt es kein Beyſpiel einer reinern, edlern und allmächtigern Liebe, — als die Mutterliebe, und wenn man auch alles Empfinden und Denken des Menſchen ſo ziemlich im Zuſammenhange aus ſeiner Selbſtliebe, und zwar aus ihr allein, erklärt hat; ſo zwingt uns doch der Anblick jener uneigennützigen, weiblichen und innigen Mutterliebe zu einem andern Glauben.

Es gab Mütter, die ſich ohne Bedenken in die Flammen und in reiſſende Ströme ſtürzten, um den Lieblingen ihres Herzens Hülfe zu leiſten, wenn ſie auch vorausſehen konnten, daß ſie ſelbſt in der Gefahr umkommen würden; — Mütter, die ihr ganzes zeitliches Habe einem Verſchwender, der bey allen Tollheiten doch immer noch der Mutter werth blieb, — hingaben, und dafür lieber die Kümmerniſſe einer peinlichen Armuth tragen wollten; — Mütter, die nach dem Tode ihrer Lieblinge ſich aller Lebensfreuden beraubt fühlten, allen noch ſo reitzenden Vergnügungen des Umgangs und der Natur entſagten, und in einer kümmerlichen Einſamkeit nur noch den einen Wunſch behielten, bald wieder bey den Ihrigen in einer beſſern Welt zu ſeyn; — Mütter, die in dem Anblicke ihrer Kinder die höchſte Seligkeit des Lebens empfanden. „Dieß ſind meine Juwelen!“ ſagte die edle Mutter der Grachen, als ein hoffärtiges, reiches Weib aus Campanien ihre Kleinodien der großſinnigen Römerin zeigte, und ſo beſchämt zurückgewieſen wurde; Mütter, die aus blinder Liebe zu den Ihrigen gleichſam für ſich ſelbſt zu leben aufhören, und nur in ihren Kindern exiſtiren, — alles in Beziehung auf ſie treiben und thun, alle Menſchen für ſie gewinnen wollen, — alle Fehler und Verbrechen derſelben entſchuldigen, und in dieſen Fehlern und Verbrechen oft ſelbſt die Kennzeichen eines edeln und großen Charakters wahrzunehmen glauben.

Wer die Liebkoſungen einer zärtlichen Mutter mit ihren Kindern beobachtet, und dieſe holdſelige Sprache der innerſten Natur und der heiligſten Liebe verſtehet, — kann nie ein herzlicheres und reineres Bild der Sympathie wiederſehen, als dieſes, — und wehe ihm, wenn er dabey nicht warm und gerührt werden konnte. Nie leuchtet der ſich ſelbſt beglückende, über alle Herrlichkeiten der Erde, weit erhabene Frohſinn innerer Zufriedenheit und Seligkeit aus einem menſchlichen Auge, als wenn eine Mutter ihr

Kind liebkoſet. Alles, — ihre Stimme, ihr Blick, ihre Umarmungen, ihr ganzes Gemüth geht dann in einen zartern und gleichſam verklärten Ausdruck ihres Gefühls über, — ſie zeigt ſich auf einer höhern Stufe der Veredlung, und ſelbſt rohere und ungeſtüme Frauen werden in ſolchen Augenblicken liebenswürdig. Man ſieht ſie ganz in ihrem Berufe, — und innig erfreut, ihn ganz erfüllen zu können. So ſieht man ſelten die Menſchen — das Heiligſte, was ihnen obliegt, — ihre Pflichten, erfüllen. Hier iſt die wackere Mutter ganz das, was ſie ſeyn ſoll; ſie kennt keinen höhern Geſichtspunct ihrer Wünſche, als dieſen; in das Anſchauen ihres Lieblings verloren, iſt ihr ein höheres Erdenglück nicht einmahl denkbar. Sie lebt nur in der Seele dieſes Kindes, ſie ſcheint jeden kindlichen Blick deſſelben zu verſtehen, ſie reden mit einander durch das freundliche Auge der Liebe, wenn auch jenes ſelbſt noch nicht reden kann; es iſt der ſtille, ſanfte, unerhörbare Umgang der Geiſter, der ſie an einander bindet, das Kind horcht den belehrenden Tönen der vertraulichen Mutterſtimme, und die Mutter ahnet mit unausſprechlicher Herzenswolluſt jeden neuen Fortſchritt, jeden leiſen Hauch der ſich im Kinde entfaltenden Menſchheit, — mit jedem Tage macht ſie dann hier erquickende Entdeckungen; — unter den Fittigen der Mutterliebe keimt der neue Menſch immer liebenswürdiger hervor, und erſcheint dem zarten Weibe mit Recht als ihr tadelloſes, herrliches und ihr allein zugehöriges Werk. —

Beſonders herzlich, warm und innig iſt die ſympathetiſche Liebe der Mütter gegen die Knaben. Eine Einrichtung des mütterlichen Gefühls, welches allerdings, obgleich nur auf eine dunkle Art, mit aus der Geſchlechtszuneigung des Weibes entſpringt, — die in dem Knaben das ſtärkere für ſie geſchaffene Geſchlecht erblickt. Ein ſolcher geheimer Zug des geſchlechtlichen Wohlwollens kann da ſeyn, ohne daß ſich die Mutter ſelbſt hiervon Rechenſchaft zu geben weiß; — es kann bey Müttern ſogar in feurige Liebe gegen ihre Söhne ausarten, ohne daß ſie ſich darunter etwas anders, als das wohlwollende Mutterherz, denken. Ein dunkles Gefühl ſagt der keuſchen Mutter, daß ihr Sohn dereinſt lieben und durch die Liebe glücklich ſeyn wird; ſie verbirgt ſich dieſes Gefühl des Geſchlechts, weil ſie ſich die Gefahren nicht denken mag, die der Sohn auf jenem Wege zu überwinden hat; allein es ſpricht in ihr immer wieder an, wenn ſie in dem Knaben den Jüngling, und im Jünglinge den künftigen Mann ſieht. Schon jetzt kann ſie mit einer Art von Entzückung an die reife und ſchöne Form des männlichen erwachſenen Körpers denken, — wie er dadurch vor andern Jünglingen hervorſchimmern, wie er die Aufmerkſamkeit des zartern Geſchlechts reitzen, wie er in der Fülle ſeiner Geſundheit der glückliche Vater geſunder Kinder ſeyn wird. Wenn ſie nicht ſeine Mutter wäre, ſie könnte ſeine Geliebte ſeyn; — ſie liebt ihn wirklich ſo innig und wahr, wie ſich nur zwey edle Seelen beyderley Geſchlechts in ihrem Innern anbethen können, ohne von den Eindrücken einer ſinnlichen Liebe beherrſcht zu werden.

Aber nicht blos dieſe weibliche Geſchlechtsliebe erhöhet die Sympathie der Mütter für die Söhne in einem ſo hohen Grade. — Sie erblickt auch in dem Sohne ihren Schutzgott, und den Beſchützer der Ihrigen. Ruhiger ſchaut ſie nun auf ihr Alter hinaus, und ruhiger ſiehet ſie auf das Grab des entſchlafenen Gatten zurück, weil ihr die Vorſehung einen neuen Verſorger im Sohne wiedergiebt. Der Vater ſteht da in einem blühenden verjüngten Bilde des Lebens und der Kraft vor ihr; — ein neues Reich geht in ihm für ſie auf, — ſie hätte nichts, als ſeinen kindlichen Undank zu fürchten, und deſſen wird der zärtlich Geliebte nicht fähig ſeyn. Sie erinnert ſich tauſend edler Züge, wie hülfloſe Mütter in ihrem Alter von dankbaren Söhnen gepflegt und geliebt wurden; das Alter ſelbſt erſcheint der guten Mutter nun nicht mehr als eine Plage des Lebens, ſondern als eine verſchönte und verherrlichte Wohlthat des Himmels, weil es an der Hand eines edeln Sohns geführt wird. Sein — Daſeyn iſt ihr Stolz; ſie wird an allen Freuden und Ehrenbezeugungen des geachteten Mannes den lebhafteſten Antheil nehmen, ſie wird ihm den Kranz um die Stirne winden, den ihm das dankbare Vaterland ſendet. — Auch im Arme eines ſolchen Kindes zu ſterben, iſt in ihren Augen der ſchönſte und herrlichſte Abſchluß des menſchlichen Lebens. Kein Menſch kann ehrenvoller von der Erde ſcheiden, als eine Mutter, die auf ihrem Sterbebette einen ſolchen Sohn ſegnet.

Wenn die Mutterliebe in ihrer Art die feurigſte und tiefſte Sympathie des menſchlichen Herzens genannt werden kann, hinter welcher ſogar die Geſchlechtsliebe noch weit zurückzubleiben pflegt; ſo giebt es auch auf der andern Seite eine Vaterliebe, welche, durch ſichtbare Ausſchweifungen des Wohlwollens gegen die Kinder, in eine wahre Seelenkrankheit ausartet, und ſchon längſt den Nahmen einer Affenliebe bekommen hat. Es giebt Väter, die ihre Söhne mit einer Art von Raſerey lieben, und ihrer Sympathie einen Ausdruck von wehmüthiger Zärtlichkeit und gänzlicher Aufopferung ihres eigenen Selbſt geben, wie uns die griechiſchen und lateiniſchen Dichter die Knabenliebe der Alten geſchildert haben. Dieſe Väter, gewöhnlich gutmüthige, weiche, kränkelnde Naturweſen, verlieren ſich in dem Anſchauen ihrer Söhne, wie der Verliebte in den Blicken ſeines Mädchens, ſie ſind unzufrieden, übellaunig, gegen ihre Freunde ſelbſt kalt und abſprechend, wenn die Gegenſtände der kranken väterlichen Sehnſucht nicht gegenwärtig ſind; — alle Freuden des Tages ſind für den armen Vater dahin, wenn der Liebling ſeiner Seele vergebens erwartet wurde; — der Gedanke an ſeine Entfernung liegt wie Centnerlaſten auf der gedrückten Seele, und die ängſtliche Furcht, daß den Auserwählten ein Unglück treffen könne, nimmt dem Vater zuweilen alle Beſinnung. Väter dieſer Art haben endlich keinen andern Willen, als den ihrer Kinder, — und in dieſer barbariſchen Dependenz ſind ſie zu den thörichſten und ſelbſt zu unmoraliſchen Handlungen fähig, wenn es die leidenſchaftlichen Phantaſien einer unverſtändigen Jugend verlangen.

Man hat aber auch ſchon längſt die Bemerkung gemacht, daß die Sympathie der kindlichen Liebe ſelten die — der älterlichen, an Wärme und Fülle des Wohlwollens und der Zärtlichkeit, erreicht. Die Urſachen dieſer Erſcheinung ſind leicht zu erklären. Die älterliche Liebe iſt inſtinctartig, und dauert, als ein

Naturzweck, durchs ganze Leben, ſelbſt gegen undankbare Kinder, fort; die Liebe der Kinder zu den Aeltern iſt kein ſolcher Inſtinct, ſondern nur ein Erguß der Dankbarkeit, die ſogar noch durch die Alltäglichkeit der Wohlthaten geſchwächt wird. Den Aeltern iſt es Herzensbedürfniß, — ihre Kinder zu lieben, ſie ſehen ſich in ihnen wieder aufleben, ihr Wille, ſie glücklich zu machen, iſt der heiligſte und gefühlvollſte, — ſchon der Wohlthäter behält eine Vorliebe für den, welchem er Wohlthaten erwies, — wie vielmehr das älterliche Herz, welches zu den Kindern, als zu ſeinen eigentlichſten Blutsfreunden, hingezogen wird, und, indem es dem Kinde wohlthut, die ſchönſte und reinſte Berufspflicht zu erfüllen glaubt, und wirklich erfüllt. In der kindlichen Liebe iſt alles anders, — und ihre innere Natur ſelten ſo, wie die älterliche, motivirt. Das Kind ſieht ſich nicht in ſeinen Aeltern fortleben, und fühlt die empfangenen Wohlthaten ſchon darum in einem mindern Grade, weil es dieſelbe als eine Schuldigkeit der Aeltern betrachtet, die nicht verletzt werden darf. Auch können die

Kinder, ſo lange ſie nicht zu einer verſtändigen Reife gelangt ſind, — die Größe der älterlichen Wohlthaten nicht einmahl beurtheilen; ſie wiſſen nichts davon, welch unendliche Mühe und Sorge ihre *erſte* Erziehung koſtete, — wie die theure Mutter alle Annehmlichkeiten des Lebens für ſie aufopferte, und wie innig ſie ſchon da an der Seele des Kindes hing, als es noch nicht einmahl lallen konnte. Weiterhin entſteht ſogar oft eine kindliche Kälte und Gleichgültigkeit gegen die Aeltern, wenn dieſe ein ſtrengeres Erziehungsregiment einführen müſſen, während ſie ſelbſt nur aus Liebe — ſtrafen, und aus Liebe hart ſind. Der griechiſche Geſetzgeber rechnete daher falſch, wenn — er meinte, daß es keinen Vatermörder geben könne, und alſo auch gegen ein ſolches Verbrechen kein Geſetz gegeben werden dürfe; — unter dem Unnatürlichen dieſer Art hätte doch wol der — *Kindermord* oben anſtehen müſſen.

Montaigne hat der Sympathie zwiſchen Aeltern und Kindern und deren verſchiedene Mortificationen ein eigenes Capitel gewidmet, — worin die Hauptmomente jenes Phänomens zwar nur kurz und fragmentariſch, aber aus der Natur der Sache entwickelt ſind. „Das Thier, ſagt er [im 2ten B. Cap. 8, De l'affectation des Peres aux enfans] ſorgt zunächſt für ſeine Selbſterhaltung, und nächſt dieſer für die Erhaltung ſeiner Jungen. Die Natur ſcheint dieß ſelbſt ſo angeordnet und anbefohlen zu haben, um die auf einander folgenden Stücke ihres Räderwerks zu verlängern und fortzuſetzen. Es iſt alſo kein Wunder, wenn die Liebe — rückwärts von den Kindern gegen die Aeltern nicht eben ſo groß iſt.“ „Hierzu kommt, ſagt er, die Ariſtoteliſche Bemerkung, daß derjenige, welcher jemanden Wohlthaten erzeigt, denſelben mehr liebt, als er von dieſem wieder geliebt wird, — daß der, welcher zu fordern hat, eine ſtärkere Liebe, als der empfindet, welcher ſchuldig iſt, — und daß jeder Werkmeiſter ſein Werk lieber hat, als er von dieſem geliebt ſeyn würde, wenn es Empfindungen beſäße. Dieß kommt daher, weil wir unſer Daſeyn lieben [und die Fortſetzung deſſelben in unſern Kindern mit Liebe und Wohlgefallen wahrnehmen]. Wir leben gleichſam nur in dem, was wir ſchaffen und bilden [parquoi

chasqun est aucunement en son ouvrage].
Ferner übt der, welcher wohlthut, eine ſchöne und löbliche Handlung aus; — dahingegen der, welcher empfängt, nur etwas Nützliches übt. Allein das Nützliche iſt nie ſo liebenswürdig, als das Löbliche. Das Löbliche iſt beſtändig und dauerhaft, und gewährt dem, der es thut, ein bleibendes Vergnügen. Das Nützliche hingegen vergehet und verſchwindet gar leicht, und ſeine Erinnerungen ſind weder ſo friſch, noch ſo angenehm. Endlich ſind die Dinge, welche uns das meiſte gekoſtet haben, auch die angenehmſten; das Geben aber koſtet mehr, als das Nehmen.“

Nächſt der Sympathie zwiſchen Aeltern und Kindern iſt die unter Geſchwiſtern die ſchwächſte, und die zwiſchen Eheleuten die ſtärkſte. Die geſchwiſterliche Sympathie wird meiſten Theils geſchwächt durch den täglichen Umgang mit einander, durch kindiſche Zänkereyen, durch die Vorzüge, die ein Kind vor dem andern genießt, durch den Abſtand der Jahre von einander, und durch das ſich durchkreutzende Intereſſe junger Leute, indem einer dem andern, als Geſchwiſter, kein Vorrecht und keinen Vorrang eingeſtehen will. Zwiſchen Brüdern und Brüdern, Schweſtern und Schweſtern durchkreuzt ſich jenes Intereſſe noch mehr, als unter den gemiſchten Geſchlechtern, und man hat daher nicht ſelten Feindſchaften unter ihnen geſehen, die bey einem tödtlichen Stoße bis an's Ende ihres Lebens fortdauerten. Die Politik hat ſelbſt das Ihrige dazu beygetragen, indem ſie in den meiſten Ländern dem Erſtgebornen ein größeres und reicheres Erbe, als den übrigen Kindern, zuerkennt, — er mag es verdienen oder nicht. Die Rechte der Erſtgeburt haben in tauſend Familien alle Sympathie und Philanthropie der Geſchwiſter erſtickt, und die Geſchichte liefert uns hierüber Beyſpiele der Härte und Verfolgungsſucht, die man unglaublich finden würde, wenn ſie nicht durch unwiderlegbare Beweiſe entſchieden wären.

Die Sympathie zwiſchen Eheleuten iſt dagegen oft noch viel ſtärker, als die älterliche Liebe, wenn ihre Herzen für einander geſchaffen, oder auch nur durch Freundſchaft und Dankbarkeit einander verpflichtet waren. Denn, wenn die Frage aufgeworfen wird: ob ein Ehemann, der ſeine Gattin nicht haßt, — lieber ſie oder ſeine Kinder hingeben möchte? ſo würde er doch wol die letztern, als die erſte miſſen wollen; eben ſo wird die Gattin lieber den Mann behalten, — und dagegen ihre Kinder hingeben, wenn ſie ſich auch nicht mehr in der Lage einer Catharina Sforza befinden ſollte *). Wenn

---

*) Eine italiäniſche Dame von großer Seelenſtärke und männlicher Entſchloſſenheit, wodurch ſie ſich vornehmlich berühmt gemacht hatte. Als ſich ihre rebelliſchen Unterthanen des Schloſſes Arimini bemeiſterten; ſo lieferte ſie ihnen, um ihren Wohnſitz zu erhalten, ihre eigenen Kinder zu Geiſſeln aus; und bedrohete nun die Rädelsführer mit harter Todesſtrafe. Unter ſolchen Umſtänden war der Schritt, den ſie that, zu kühn. — Die Rebellen antworteten eben ſo dreiſt: wenn ſie die gedrohete Rache ausführen wolle; ſo würden ſie dagegen ihre — Kinder hinrichten laſſen. Allein nun that ſie etwas, woran, wie Bayle ſich ausdrückt, die Kühnheit des andern Geſchlechts tauſendmahl mehr Anſpruch hat, als die Sittſamkeit des ihrigen: ſie entblößte ſich vor den Augen der drohenden Rebellen: — hier ſind Bayle's eigene Worte: elle troussa sa chemise et leur dit: voilà de quoi

auch die Geſchlechtsliebe ſelbſt durch das Alter verzehrt ſeyn ſollte; — ſo werden doch immer noch die Zurückerinnerungen an jugendliche und bräutliche Liebe eine Sympathie zwiſchen ihnen erhalten, die oft den frühern Ergieſſungen der Herzen vollkommen ähnlich iſt. Man findet dergleichen vertrauliche und zärtliche Ehen bey vielen alten Leuten, wenn ſie ſich ehemahls aus herzlicher Liebe einander gewählt hatten. Ohne in das Kindiſche zu fallen, gehen dieſe wackern Alten noch wie Verliebte mit einander um, und überraſchen ſich täglich durch neue Aufmerkſamkeiten und neues Entgegenkommen. Sie ſcherzen mit einander über die kleinen Ueberreſte ihrer jugendlichen Reitze, ſie küſſen ſich eben noch ſo

---

en avoir d'autres. Faites inhumainement perir dans l'innocence les ôtages que vous avis, j'y consens, pourveuque ma justice vous fasse porter la peine de votre méchanceté. Bayle Dictionnaire. L. S. Die geſunde Vernunft erklärt dieß Weib freylich für eine weibliche Unnatur, wenn ſie ſo dachte, — wie ſie ſprach. Allein in der großen Welt ſind dieß keine ſeltenen Erſcheinungen.

zärtlich, wie vormahls, ſie ſöhnen ſich nach kleinen Streitigkeiten, wie Braut und Bräutigam, mit einander aus, und ſind ſich eben ſo unentbehrlich, wie jene. Der Gedanke an eine endliche Trennung iſt der entſetzlichſte, der ihren Herzen aufſtoßen kann, und ihre Liebe ſcheint ſich zu verdoppeln, weil ſie dieſe Trennung bald zu befürchten haben.

Wenn die geſchwiſterliche Liebe durch den täglichen Umgang nach und nach bis zur Kälte abgeſtumpft werden kann; ſo wird die Sympathie ſich liebender Eheleute eben durch den täglichen Umgang nur deſto mehr zunehmen, und ſie in das innigſte Bedürfniß der Herzen ſelbſt verwandeln. Dieſes ſtille, vertrauliche Sichaneinandergewöhnen iſt der Liebe ſelbſt ſo vortheilhaft, daß ſie am Ende bey guten Menſchen Gewohnheit wird, und durch die Gewohnheit neue und friſche Nahrung empfängt. So giebt es lebhafte Gemüthsarten, die ſich im Eheſtande leicht mit einander entzweyen können; — aber, weil der Streit nicht aus dem Herzen hervorgeht, im zweyten Augenblicke wiederum nur eine Seele ausmachen. Nichts in der Welt könnte dieſe für einander geſchaffenen Geiſter trennen, wenn ſie auch bisweilen den Schein einer ehelichen Kälte von ſich geben, und wehe dem Eheteufel, der dieſen Schein benutzen wollte! Ich habe einen Mann von jener lebhaften Gemüthsart gekannt, welcher ſeine Gattin über alles in der Welt liebte; aber ihr dennoch wegen ſeines feurigen Temperaments bisweilen harte Dinge ſagen konnte. Kaum hatte er ſich entfernt; ſo wurde er von einer peinigenden Reue verfolgt, — und ſuchte nun durch die zärtlichſten und wärmſten Briefe alles wieder gut zu machen. Ich glaube, daß es unendlich viele gute Ehen dieſer Art giebt, und glaube es zur Ehre der Menſchheit.

Durch den täglichen Umgang lernen ſich die Eheleute immer deutlicher verſtehen, und dieß iſt ein Hauptgrund ihrer wärmern und bleibendern Sympathie. Eins weiß des andern Gedanken und Empfindungen auswendig, — und verliert ſich gleichſam in dem Daſeyn des andern, indem es ihn auswendig lernt; — man liebt das Buch, worin man gern lieſt. — und weil ſich eins für des andern Autor hält, ſo lieſ't auch jedes um ſo lieber in ſeinem eigenen Werke. Daher kommt es denn auch, daß, durch eine ſo nahe Verwandtſchaft der Seelen, eins die Plane und Wünſche des andern prophetiſch vorherſieht, — und ſich wieder darum ſo gern zu ihnen geſellt. Indem der einen nichts entgeht, was die andere denkt und will, betrachtet ſie ſich als den Schutzgeiſt der andern, und eine lebt daher durch dieſen guten Glauben in der möglichſt größten Nähe mit der Auserwählten, die ihrer Fürſorge anvertrauet iſt. Beyde beſchauen ſich alſo in einem gemeinſchaftlichen Spiegel, und dieſes gemeinſchaftliche Beſchauen beſtärkt den Gedanken und das Gefühl einer wirklich vorhandenen Gleichheit in dem Innern ihrer ganzen Natur. Dieß geht ſo weit, — daß man ſogar bey tauſend Eheleuten eine Aehnlichkeit ihrer Phyſiognomien bemerkt haben will, indem ein Wille und eine Art zu denken, ähnliche Geſichtszüge im Aeußern hervorbringen müſſe. Indeß iſt dieſe Erſcheinung doch wol weiter nichts, als Zufall, oder eine Täuſchung unſerer eigenen Phantaſie, indem wir bey Menſchen, die wir uns in einer ſo reciproken Nähe denken, unwillkührlich das Geſicht des einen auf den andern übertragen, — ſo wie wir zwiſchen zwey alten Freunden eine ähnliche Uebereinſtimmung phyſiognomiſcher Züge wahrzunehmen glauben.

Dagegen findet man nun aber auch den größten Menſchenhaß grade in der Ehe, wenn die Herzen einmahl gegen einander erbittert ſind. Die Nähe, worin Eheleute mit einander leben müſſen, macht ſie nur noch kälter und grauſamer, — der Gegenſtand, vor dem man augenblicklich zurückbebt, deſſen Gegenwart — uns augenblicklich erſchüttert, empört endlich die ganze Natur, und die Schwierigkeit, die einmahl mit ihm geknüpften und verhaßten Bande zu trennen, ſchüttet nur neue Flammen in das empörte Gemüth. Selten ſind beyde Theile in gleichem Grade gegen einander erbittert, — ſeltener iſt das Weib der verfolgende Theil, weil ſie ſich leichter ihrer Ungerechtigkeit ſchämt, und nicht gern im Publico als eine Tyrannin des Mannes bekannt ſeyn möchte. Sie wird dieß um ſo viel eher vermeiden müſſen, da ſie, wenn ſie es zu einer Eheſcheidung kommen läßt, — vielleicht einem andern Manne ihre Hand reichen möchte, — der ſich aber wegen ihres vorhergegangenen böſen Rufs wenig von ihr anziehen laſſen dürfte. Tief muß daher ein Weib gefallen, tief und durch und durch erfroren ſeyn, wenn ſie ſich ſelbſt unter jener Form in das Publicum einführt, und ihre Weiblichkeit bis zur Verfolgung des Gatten verläugnet. Es giebt auch ſolche weibliche Teufel in allen Ständen, und leider in den gebildeten am häufigſten. Nachſtehende Zeilen aus der Biographie eines unglücklichen Ehemannes mögen uns das Bild einer ſolchen cultivirten Furie entwerfen.

„Ich zittre, indem ich Ihnen die Unnatur zeichne, womit mich — ein gar zu hartes Schickſal durch die Ehe verbunden hatte. — Ein ſo hartes Schickſal, daß ich bisweilen im verzweifelnden Schmerz das ganze andere Geſchlecht verdammt haben würde, wenn mich die Natur nicht auch hier und da auf edlere Weiber hingewieſen hätte, die mit meiner — Alecto durchaus keine Aehnlichkeit hatten. Vielleicht will eben dieſe gütige Natur uns durch jene Ausartungen zeigen, wie liebenswürdig und ſchön die Form der ſanftern Weiblichkeit iſt, oder doch ſeyn könnte, wenn man ihr Meiſterwerk nicht verbogen und verzerret hätte. — Heil dem, welchem ſie das beſſre Loos gab! er mag ein glücklicher; er mag der Glücklichſte unter den Sterblichen ſeyn. Ach! warum mußte ich eine ſo ſchreckliche Niete ziehen?"

„Die Natur gab meiner Gattin hohe Vorzüge. Sie beſaß einen hellen, leichtfaſſenden, ſchnellen Geiſt, eine gewandte Urtheilskraft, einen treffenden immer fertigen, aber leider! mediſirenden Witz, eine, wenn man will, hinreiſſende Gabe zur Unterhaltung. Von dieſer Seite des Geiſtes war ſie köſtlich und gewiſſermaßen verſchwenderiſch ausgeſtattet. — Der Kopf war gut gemacht; aber neben dieſes helle Gebilde des Geiſtes hatte ſich ein boshaftes Gemüth geſtellt, und aus der ganzen Form, die einem Engel gleichen konnte, war ein weiblicher Teufel hervorgegangen. — Das werden immer ſchreckliche und gefährliche Menſchen, vornehmlich ſchreckliche Weiber, wenn ſich zu ihrem klaren ſchneidenden Geiſte ein kaltes Gefühl, eine egoiſtiſche Laune geſellt, und dieſes Gefühl durch keine Wärme und Theilnahme an häuslichen Freuden — menſchlich gemacht wird. Dieſe fürchterliche Partie bemerkte ich erſt nachher in dem Charakter meiner Frau. Vorher ſah ich das alles nicht; ihr mobiler, muthwilliger Geiſt, ihre feinen Repliquen hatten mich bezaubert; meine gutmüthige und gefangene Phantaſie dichtete ſich zu dem allerliebſten Kopfe auch ein liebenswürdiges Herz; — ich war blind, wie alle Verliebte, und griff in dieſer Blindheit gierig nach dem ſchön vergoldeten Gifte, — und es wird vielleicht ſeine tödtende Wirkung nicht verfehlen, ob ſie gleich nicht mehr lebt.“

„Als mir die Schuppen von den Augen gefallen waren, fiel mir die Härte in dem weiblichen Charakter der Gattin zuerſt und vorzüglich auf. Ich hatte mir die Herzensgüte immer als den ſchönſten Zug der Weiblichkeit gedacht; aber ich fand faſt keine Spur davon in meiner Barbara. Ich bemerkte, wie herzliche Scenen und Erzählungen von kindlicher und mütterlicher Liebe, von zärtlichen Hingebungen und Aufopferungen derſelben — vor ihrer glatten Seele vorüber gingen, ohne ſie auch nur zu berühren, — und, wenn anderer Augen in Thränen ſchwammen, ihr leichtfertiger Mund ſich lieber zum Ausſpruch eines witzelnden Gedankens anſchickte. Denn *gewitzelt* mußte überall ſeyn, und *raiſonnirt* werden, ohne dem Herzen ſeine erquickende Mitſprache zu vergönnen. — O! des ewigen verdammten Raiſonnirens in unſern geſelligen Verhältniſſen, da, wo der Menſch auch fühlen ſoll, und Fluch der erbärmlichen Vernünfteley, die uns nur zu einer — kalten Intelligenz machen will!“

„Ferner habe ich immer bemerkt, daß Jungfrauen — *die Kinder lieben*, daß ſie dieſelben mit feurigen Liebkoſungen an ihre Bruſt drücken, gern auf ihren Armen tragen, — ein Zug, welcher das ſchöne Innere ihrer künftigen Beſtimmung als Mutter ausſpricht, und eigentlich ſo ganz aus dem weiblichen Herzen kommt. Noch habe ich bemerkt, daß das junge neuvermählte Weib eine lebendige *Sehnſucht* nach Kindern in ſich empfindet, und daß nicht ſowol

Sinnlichkeit, als Neigung zu dem Kinde, — das Weib ſo felſenfeſt an den Mann, — oft an den ihr aufgedrungenen Mann ſelbſt, anſchließt. — Meine Gattin ſchien von dem allen keinen Begriff, wenigſtens kein weibliches Gefühl, zu haben. Sie lächelte oft bitter genug und mit ſchneidendem Witze über die faden Liebkoſungen der Mütter gegen ihre Kinder, — ſie nannte das alles Ziererey, Gaukeley und Tollheit, — oder doch Schwäche und Empfindeley der armen mütterlichen Natur. Warum, ſagte ſie einſt, mit Verſpottung jener mütterlichen Zärtlichkeit, ſollte ich meinen Munner [hier drückte ſie das garſtige Thier feſt an ihren Buſen] nicht eben ſo lieben können, als ein ſolches zweyfüßiges Product, das der Menſch entſtehen ließ, und es ſein Kind nennt? Sie ſagte dieß nicht im ſchäkernden, ſondern ſehr ernſthaften Tone, und der es ſo meinende bittere Spott ſchwebte um ihre Lippen.“

„Aber warum, werden Sie fragen, heirathete dieſe kalte unweibliche Menſchenſeele, die es äußerer Umſtände wegen nicht einmahl bedurfte? — Um einen Mann zu haben, mein

Freund, wie ihn Tauſende wählen; nicht aus Liebe und Anhänglichkeit, — ſondern um einen Mann zu haben, damit ſie herrſchen und einen Rang in der Societät behaupten können. Man ſagt, der Mann giebt durch die Ehe ſeine Freyheit hin, um der weiblichen die Krone aufzuſetzen. Dieß mag nun überall wol nicht ſo ganz richtig ſeyn; aber dieß iſt deſto allgemeiner, — daß der alte Jungfernſtand allen Unverheiratheten als etwas Schreckhaftes erſcheint, wenn ſie es auch aus Prüderie nicht immer geſtehen wollen, — und gewiß tönt der Ausdruck: „und er ſchuf ſie beyde, ein Männlein und ein Fräulein,“ in allen beſſern weiblichen Seelen wieder. — Doch einmahl ſchien in dem Herzen meiner Braut wirklich ein Funken der Liebe aufzuglühen; oder war es wiederum nur ſtudiertes Raiſonnement, um ihrem Geſchmack und ihrer Wahl eine Lobrede zu halten, — indem ſie einſt ſich ſo äußerte: Wenn es wirklich eine Liebe unter den Weibern giebt; ſo könnte ich meinen Armand lieben!“

„Allein ſie that hinterher auch durchaus nichts, um dieſe Schuld von ſich zu entfernen,

— und ſchon in den erſten Tagen unſerer Ehe war ich aus allen meinen Himmeln geſtürzt. Tauſend andere Männer, an ein ſolches Weib gefeſſelt, hätten mit mir gewiß einerley Schickſal gehabt, und ich bitte daher, mir nicht den Vorwurf einer zu großen Nachgiebigkeit zu machen. Wir drohen gemeiniglich, wenn unſere Regentinnen nicht gegenwärtig ſind; ihnen gegenüber ſpielen wir meiſten Theils eine ganz andere demüthigere Rolle. Wir bedürfen zu unſern Geſchäften, auch wol zu unſern mancherley kleinen Schwächen, — friedfertiger Stunden; und wir ſuchen es möglichſt ſo einzurichten, daß nach dieſen Stunden nicht Ungewitter um uns herſtürmen. Auch können wir es mit den Vorwürfen weiblicher Empfindlichkeit in die Länge nicht aushalten; tauſend Weiber ſcheinen die Taktik des Schmollens ſtudiert zu haben, — und um dieß alles zu vermeiden, verkaufen wir daheim unſere Freyheit, während wir in unſern Zirkeln gar ſtattlich über die Rechte der Männerherrſchaft philoſophiren, und doch pünktlich in der Minute nach Hauſe eilen, welche uns die Hausfrau vordictirt hatte. — Doch bald hätte ich mich von der zu weit entfernt, die mir eigentlich das Schickſal viel zu nahe brachte.“

„Herrſchſucht und Egoismus war die Grundlage in dem Charakter meines Weibes. Dieß hatte ſie von ihrer franzöſiſchen Erzieherin empfangen; es lag aber auch ſchon in ihrer ganzen innern Denkart, — jener Denkart, die nichts neben ſich aufkommen laſſen und überall zuerſt befragt ſeyn will, was man thun oder nicht thun ſolle. Dieß hätte ich noch ertragen, da die weibliche Herrſchſucht oft gutmüthige Zwecke für die Männer haben kann; aber mit dem Despotismus meiner Hausehre verband ſich eine gewiſſe Menſchenquälerey, die mir bis jetzt immer noch unerklärlich geblieben iſt. Ich that der Frau nichts zu leide, — ich war zuvor- und entgegenkommend, — ich ſchränkte ſie nicht ein, ich gönnte ihr geſellige Unterhaltungen, ſo viel ſie verlangte; allein ſie mußte mich quälen, wenn ſie zufrieden ſeyn wollte.“

„Endlich ward meine Frau — ſchwanger, und ich mahlte mir nun das Bild einer ſchönern Zukunft, die mir meine Gattin wieder geben, und das bisher fehlende Glück der Ehe in mein Haus, — durch den Beſitz eines lieben Kindes, einführen werde. Ich kannte Eheleute, welche die Geburt eines Knaben oder Mädchens auf immer mit einander ausgeſöhnt hatte; ich kannte Weiber, die, bey dem erſten Gefühle einer Schwangerſchaft, den bisher gleichgültig behandelten Gatten von nun an mit glühender Liebe umfingen. Ich erwartete ein Gleiches von der großen und heiligen Mutterwürde meiner Frau; — aber wie erbärmlich hatte ich mich auch hierin geirrt! Ihr neuer Zuſtand wurde von ihr verwünſcht, — ſie geberdete ſich bey den Beſchwerden deſſelben wie eine Beſeſſene, — ſie wollte keine Kinder, und machte mir oft bittre Vorwürfe über jede eheliche Zärtlichkeit, — ſie betrachtete das ſchuldloſe Geſchöpf unter ihrem Herzen als einen ihr aufgedrungenen Peiniger ihres Daſeyns."

„Alle dieſe Ideen ſchlugen mich tief danieder, — denn ich hatte bisher immer geglaubt, daß zwey Herzen eins werden müßten, wenn ſie ſich in einem gemeinſchaftlichen Gegenſtande der Liebe vereinigen könnten. Aber die Launen meiner Frau [ſie verdienten wol einen andern Nahmen] wurden mit jedem Tage ihrer Schwangerſchaft unausſtehlicher, — und ich immer geduldiger, je näher die Ankunft des Kleinen heranrückte. — Endlich entwand ſich ihrem Schooße ein liebes und zartes Kind. Himmel und Erde ſchienen mir nun anzugehören, — die erſten Vaterfreuden dieſer Art gehen unendlich weit über alle Gemälde der Dichtkunſt hinaus; aber auch dieſes hohe Vaterglück wurde mir vergiftet. Meine Gattin wollte das neue freundliche Geſchöpf nicht einmahl ſehen, — ſie ſah es wirklich nicht, ſondern es wurde auf ihren ausdrücklichen Befehl vorläufig aus ihrem Auge entfernt, und ſammt ſeiner Amme in meine Arbeitsſtube einquartiert. Ich nahm das ſchuldloſe Kind mit zärtlicher Wehmuth bey mir auf; aber von nun an waren auch alle Bande der Liebe zwiſchen mir und einem Weibe zerriſſen, die ihr eigenes Kind ſo grauſam von ſich ſtoßen, und die ſchönſten Triebe der mütterlichen Natur ſo ſchrecklich verläugnen konnte. Sie nahm Wochenviſiten an; ihr Zimmer war ſtattlich ausgeſchmückt, ſie fühlte ſich nach einigen Tagen vollkommen wiederhergeſtellt, ſie wollte ſchon ſelbſt wieder Beſuche geben, — und darüber vergingen wirklich acht Wochen, ehe ſie das holde Erſtgeborne zu ſehen verlangte.“

„Nun wiſſen Sie genug, mein Freund, um das Traurige meiner ehemaligen äußern und innern Lage zu verſtehen. Ein Mann ohne Männlichkeit iſt freylich ein armer Wicht; aber ein Weib ohne Weiblichkeit iſt gewiß eine Verwieſene ihres eigenen Geſchlechts. Die Natur kann ſolche Weſen nicht hervorbringen, denn ſie hat die Anlagen zu moraliſchen Zwecken und Entwickelungen in keinem Menſchen vergeſſen; alſo nur an der richtigen Bildung und Pflege dieſer Anlagen hatte es hier gefehlt. Der Charakter eines Weibes mit ſo viel geiſtigen Talenten konnte zu den liebenswürdigſten und ſchätzbarſten geformt werden, wenn er nicht von einer höchſt reitzbaren, kaltſinnigen, ſtolzen und zänkiſchen Erzieherin verbildet worden wäre. Denn nichts pflanzt ſich ſichtbarer in der menſchlichen Natur fort, als die moraliſche Aehnlichkeit zwiſchen Erzieherinnen und Töchter, weil in dem kleinen Bezirke des weiblichen häuslichen Lebens und durch die tauſendfachen Berührungspuncte kleinfügiger Geſchäfte und Nachahmungen, die weiblichen Geiſter gleichſam mit einander vertauſcht, und in einander überzugehen gezwungen werden. Die Erzieherin bleibt in allen ihren Verhältniſſen das eindringlichſte Vorbild der Tochter. Alles, was dieſe in dem Hausweſen, in der Erziehung und Leitung der Kinder und der Hausgenoſſen ſieht, beobachtet und lernt, — ſieht und lernt ſie faſt ganz allein durch die, welche ſie bilden.“

Endlich giebt es eine Sympathie zwiſchen Herrſchaften und Geſinde, wobey die erſtern gemeiniglich betrogen und die letztern verwöhnt werden; — eine Sympathie zwiſchen Gaunern, Obſcuranten und Böſewichtern, die mit einander in ihren Laſtern und in ihrem natürlichen Abſcheu vor Licht und Wahrheit innig ſympathieſiren; — eine Sympathie der Schöngeiſter und Kraftgenies, die ſich einander in dem leeren Wortſchalle tief- und hohlklingender Floskeln lieben und bewundern, und ſich wechſelsweiſe ihr poetiſches Nichts vorleſen; — eine Sympathie der Religioſen und Andächtigen, die ſich in dem Abgrunde der ewigen Liebe unmittelbar zu berühren glauben, und ſich in dem myſtiſchen Gaukelſpiele einer überſpannten Phantaſie einander gefallen; — eine Sympathie geheimer Geſellſchaften, die das unendlich Große ſuchen, und, indem ſie das unendlich Kleine finden, ſich als Blutsverwandte einander liebkoſen; — eine Sympathie der Wollüſtlinge beym Gläſerklang; — eine Sympathie der Pedanten unter einander und der Micrologen aller Art; — eine Sympathie der heiligen Unwiſſenheit und Einfalt, — der Ziererey und Affectation; eine Sympathie zwiſchen Menſchen und Thieren, wie z. B. zwiſchen zärtlichen, empfindſamen Damen und ihren Schooshündchen oder Papageyen; eine — Sympathie der Sympathie, indem ſich matte, ſchmachtende und empfindelnde Seelen in einander wie in einem Nichts verlieren, — und mit einander über ein-

Nichts ſeufzen und weinen; zwiſchen kindiſch werdenden Alten und Kindern; — und überhaupt zwiſchen allen Menſchen, die durch ihre abſolute Schwäche mit einander verſchwiſtert ſind.

IV.

Temperamente

des

Mannes [*]).

Nachdem wir den Charakter des Mannes nach ſeinen originellſten Grundzügen abgehandelt, und gleichſam die Hauptpartien ſeiner Willensnatur in einem allgemeinen Gemälde zuſammengeſtellt haben; ſo bleibt zur Beſtimmung ſeines perſönlichen Charakters, oder ſeiner engern

---

[*]) Die Lehre von den Temperamenten; neu dargeſtellt von H. W. Dirckſen. Nürnb. 1804.

Individualität nur noch ſeine Temperamentslehre übrig. Dieſe Lehre ſteht hier an ihrer rechten Stelle, weil das Temperament, — man mag es als eine Form der Sinnlichkeit, oder als einen tiefer liegenden Charakter des innern Wollens erklären, den individuellen Menſchen ſo und nicht anders zu handeln anleitet und antreibt; folglich einen Haupttheil ſeiner Gemüthslehre ausmachen muß.

Uebrigens gehört dieſe Lehre in das Modejournal der Anthropologie, indem man nicht leicht einen ihrer Gegenſtände bald ſo, bald anders moderniſirte, — als die Abhandlung von dem Temperamente. Man findet dieſen bunten Wechſel der Meinungen und Hypotheſen in der Temperamentslehre ziemlich vollſtändig aufgezeichnet in Platners philoſ. Aphorismen, Th. 2, S. 489 u. f., und die ganze Stelle mag zum Beweiſe dienen, daß man durch alles Drehen und Wenden der nähmlichen Sache, und durch alles Dividiren und Subdividiren doch nicht tiefer in die Geheimniſſe der Natur eingedrungen iſt. Selbſt durch die Eintheilung des Temperaments in das römiſche, — attiſche, — lydiſche — und phrygiſche, und die Schilderungen ihrer Individualität hat man nicht viel mehr erfahren, als daß es ein choleriſches, ſanguiniſches, phlegmatiſches und melancholiſches Temperament, und wiederum eine Miſchung dieſer Temperamente giebt. — Aus einer zu ſtrengen Liebe zu ſtrengen Eintheilungen [wovon oft die Natur ſelbſt nichts weiß], ging Kant ſogar in ſeinen Behauptungen dahin aus: „daß es durchaus keine zuſammengeſetzten Temperamente gebe, — ſondern deren in allem nur vier, und jede derſelben einfach ſeyen, indem man nicht wiſſe, was aus dem Menſchen gemacht werden ſolle, der ſich ein gemiſchtes zueignet.“ Seine Eintheilung der Temperamente iſt übrigens die alte, — nur daß er ſie im allgemeinern unter zwey Hauptſtämme bringt. I. Temperamente des Gefühls: a) das ſanguiniſche Temperament der Leichtblütigen; b) das melancholiſche Temperament der Schwerblütigen. II. Temperamente der Thätigkeit: c) das choleriſche Temperament der Warmblütigen; d) das phlegmatiſche Temperament des Kaltblütigen *). Wobey der große Weltweiſe doch gern eingeſtehet: „daß die Temperamente doch wol in geheim das Körperliche im Menſchen auch zur mitwirkenden Urſache haben mögen.“

Unter dem Temperamente ſelbſt verſtehen wir die aus der Verbindung des phyſiſch-geiſtigen Menſchen hervorgehende Naturanlage, — ſo und nicht anders zu empfinden und zu handeln. Es iſt einerley, ob man in der anthropologiſchen Darſtellung dieſe Anlage der Natur ſelbſt einen Hang zu einem Gemüthszuſtande, — oder einen Gemüthszuſtand ſelbſt nennt.

Sanguiniſches [ſinnliches, ſüßliches, genußſuchendes, leichtblütiges] Temperament.

So ſehr man auch die Gültigkeit der Phyſiognomik, und in einzelnen Fällen wol mit al-

---

*) Oder wie andere eintheilen: Temperamente der Receptivität nach, das ſanguiniſche und melancholiſche; der Spontaneität nach, das choleriſche und phlegmatiſche. S. L. H. Jacobs Erfahrungs-Seelenlehre.

lem Fug und Recht, beſtritten und beſpöttelt hat; ſo wird dennoch ihre Wahrheit immer wieder durch den ſehr lesbaren Temperamentsausdruck des menſchlichen Geſichts beſtätigt. Es ſcheint auch überall etwas ſehr Natürliches zu ſeyn, daß die innere Conſtitution unſerer Gefühle und Denkweiſe, in ſo fern ſie originell in einem Individuum herrſcht, und den ganzen Menſchen formt und leitet, als eine bleibende Gewohnheit des innern Menſchen auch merkliche Spuren in ſeinem Aeußern zurücklaſſen müſſe. Eine Erſcheinung, die man um ſo weniger läugnen kann, da ſchon irgend ein individueller Gemüthszuſtand, z. B. eine Seelenkrankheit, — eine Lieblingsleidenſchaft u. ſ. w. dem phyſiognomiſchen Ausdrucke dieſe und keine andere Form giebt.

So trägt nun auch der Sanguineus, der ſich unter allen Temperamenten am wenigſten verſtellen kann, ſeine Seele auch in ſeinem Geſichte, und das fröhliche Leben in ihm ſpricht aus allen ſeinen Zügen, — in ſeinen Geberden und Bewegungen, in ſeiner weichen und ſonoren Stimme, in dem freundlichen Zuwink ſeiner

Augen, in der ganzen Mimik ſeines Handelns. Auf ſeiner Stirn iſt ſelten eine Furche, weil er ſich in ſeinem Innern behaglich fühlt, und die Plackereyen des Lebens ihn wenig anfechten. Die Scherze und Amoretten ſpielen gleichſam um den lachenden Mund, — der zum Kuß und zur Critik der Kochkunſt gemacht zu ſeyn ſcheint, und eine blühende Roſenfarbe übergießt ſeine runden Wangen. Auch iſt ſein ganzer Körper gemeiniglich bacchantiſch gerundet; aber faſt immer leicht in ſeinen Bewegungen, weil ihn von innen glücklicher Muthwille und heiterer Leichtſinn treiben, und das Forteilen von einem Genuſſe zum andern alles an ihm belebt und gleichſam begeiſtert. Er iſt daher auch nicht ſelten ein guter Tänzer, und, weil die Jugend nicht leicht in ihm untergeht, ein Mann, der ſich mit freyer Grazie zu betragen weiß, durch ſeinen originellen Frohſinn auch andere um ſich her fröhlich macht. — Der phyſiognomiſche Ausdruck des ſanguiniſchen Weibes iſt ihr nicht ſo vortheilhaft, wie dem ſinnlichen Manne, vielmehr kann ein wollüſtiges weibliches Geſicht ſogar zurückſtoßen, und, wenn es die ſinnliche

Frechheit reden läßt, widerlich erſchüttern. Es giebt weibliche Phyſiognomien, von denen alle Schamhaftigkeit verwiſcht iſt, und die nun — alles verrathen, was die *Schamloſigkeit* zu verrathen hat. Dieß ſind für ein rechtliches Auge die allerhäßlichſten, wenn ſie auch nicht ſo geformt ſind. Minder zurückſtoßend, ja ſogar anziehend ſind die Phyſiognomien, — die, ohne eine gierige Sinnlichkeit, wie jene, zu verrathen, nur den Mann zum Angriffe einzuladen *ſcheinen*, und die natürliche Gefallſucht des Weibes ſprechen laſſen. So haben die Alten die Göttin der Liebe gebildet *). Dann giebt es noch eine weibliche Phyſiognomie der Sinnlichkeit, — jenes feuchte, hinbrütende, kaltſcheinende Auge einer

---

*) „Venus hat kleinere Augen, als die andern Göttinnen, und das untere Augenlied, welches in die Höhe gezogen iſt, bildet das Liebreitzende und Schmachtende, welches die Griechen υγρον nennen. Ein ſolches Auge unterſcheidet die himmliſche Venus von der Juno“ u. ſ. w. J. *Winkelmanns* Geſchichte der Kunſt des Alterthums, S. 359. Wien 1776.

verſchloſſenen Empfindſamkeit, — das ſich nur mit Gewalt zurückhält und Gewalt anthut, während ſie von einem geheimen Feuer genährt wird, und, bey Gelegenheit, ſo tief und noch tiefer, als die weibliche Frechheit ſinken kann. Einige Phyſiognomen haben die Bemerkung machen wollen, daß unter dem Männerhut faſt jedes weibliche Geſicht einen Anſtrich von Buhlerey annehme, ſo wie jede männliche Phyſiognomie unter der Weiberhaube einem Lockern und Liederlichen gleiche.

Charakterzüge. Unter allen Temperamenten kann ſich der Sanguineus am wenigſten beherrſchen, und iſt daher auch unter allen ſein eigener unheilbarſter Sclave. Tauſendmahl kann er die ernſtlichſten Vorſätze zu einer andern Lebensart faſſen, denn er iſt von Natur nicht böſe; — aber er wird eben ſo oft, nach dem Vorſatze, fallen. Wenn ihm das Vergnügen winkt; ſo ſtürzt er ſich ſogar mit Lebensgefahr in ſeine Arme, und iſt taub und blind gegen alle Maximen der rathenden Vernunft, — wenn er dieſe nicht vielleicht gar, als eine alles bekrittelnde Matrone, verſpottet, und ſich gegen den warnenden Freund im Ernſte entrüſtet. Nichts iſt ihm gleichgültiger, als das Urtheil anderer Menſchen, wenn er einmahl genießen will; — ſelbſt ſeine Geſundheit wirft er weg, wenn ihn der blinde Affect überfällt, und genießt bis zum Verſchwinden aller Kraft, — und bis zum Hinopfern ſeiner eigenen Exiſtenz, was kein Thier ſich erlaubt *).

---

*) So ſtarb nach Reichards Bericht [S. deſſen vertraute Briefe aus Paris 4ter Brief] der talentvolle Muſiker Della Maria, ein in ſeiner Perſon eben ſo angenehmer, gefälliger und allgemein beliebter Mann, als in ſeiner Muſik. „Sein heißes Provencalenblut trieb ihn aber zu ungeſtüm zum Genuß aller der Luſt und Lüſte, die Paris an allen Ecken und Seiten ſo häufig darbietet; und ſo geſchahe es, daß er eine Nacht in den Armen der ſchnöden Wolluſt ohne Bewußtſeyn blieb, — und die Unglückſeligen, in deren Wohnung ihn die Ohnmacht überfiel, — nur die Gefahr ſcheuend, daß ein junger ſtattlicher Mann von der Policey bey ihnen todt gefunden werden könnte, ihn zum Hauſe hinaus auf die Straße warfen. Da ward er von den Dienern der Policey, die alle Morgen die Straßen durchſuchen, um Gegenſtände des Ekels und Abſcheues bey Seite zu ſchaffen, an den ge-

Der ihm originelle **Leichtſinn** iſt gleichfalls die Folge ſeiner raſtloſen Sinnlichkeit, — indem die Flüchtigkeit des Bluts und die beſtochene Phantaſie ihm keine Zeit zum Nachdenken übrig läßt. — Er befindet ſich daher in Rückſicht des letztern faſt immer im Zuſtande der **Zerſtreuung**, und ſein Gemüth iſt nur immer auf den Genuß gerichtet. Er vergißt ſich daher ſelbſt und vergißt andere, ohne ſie beleidigen zu wollen. Er denkt ſelten ernſt und bedachtſam über die Erfolge der Dinge nach; — daher ſeine oft ſo unvernünftige **Geſchwätzigkeit**, — das Ausplaudern ſeiner und anderer

---

wöhnlichen öffentlichen Ort gebracht, wo man die gefundenen todten Körper ausſetzt, um zu verſuchen, ob ſie erkannt und abgeholt werden möchten, und erſt nach einigen Tagen in einem faſt ſchon unkenntlichen Zuſtande gefunden. Ganz Paris bedauerte das unglückliche Schickſal und mehr noch den Verluſt eines ſo hoffnungsvollen jungen Künſtlers, der ſchon in ſeinen Jünglingsjahren mehrere Werke [unter andern das allerliebſte Stück le Prisonnier] geliefert hat, die durch ihre Annehmlichkeit noch lange für den Kunſtfreund Werth behalten werden."

Geheimniſſe, welches oft einem Verrathe ähnlich ſieht, aber nur das Kind ſeines kindiſchen Leichtſinnes iſt; daher das Mangelhafte ſeines Lebensplans, wenn er ſich einen entwerfen ſollte, — die Inconſequenz in der Ausführung deſſelben, und die ſchlaffe Bereitwilligkeit, ſich Leuten anzuvertrauen, die vielleicht ſein Unglück machen und ſeine weichliche Gutmüthigkeit mißbrauchen; daher ſeine Schuld an ſeiner eigenen Schande und die Verachtung von andern, indem kein Verſtändiger ſich zu dem ſchwankenden Rohre geſellen will, und er zuletzt nur den Umgang ſeiner Spießgeſellen ſuchen darf.

Abwendung von fortdauernden Anſtrengungen aller Art iſt ein anderer Zug dieſes Charakters. Er wird leicht jeder Arbeit müde, wenn ſie nicht in den Hang ſeiner Vergnügungen und Hoffnungen eingreift. Anſpannungen des Geiſtes machen ihm lange Weile, und er kann es kaum begreifen, wie man ſich mit abſtracten Grübeleyen den Kopf zerbrechen könne. Romantiſche Schriften, — Erzählungen aus dem Gebiete der Liebe, auch wol unſaubere Gedichte allerley Art, Nuditäten ſogenannter genialiſcher Zotenreißer, ſind dagegen ſeine Lieblingslectüre — und die Schätze ſeiner Bibliothek. In ernſten Wiſſenſchaften bringen es daher dieſe Menſchen ſelten weit; ihre Phantaſie treibt ſie von einem auf das andere, und ſpäterhin haben ſie alle ein gewiſſes Steckenpferd, weil ſie das Mark ihrer Hauptwiſſenſchaft nicht zu finden und zu genießen wußten. Sie laſſen gern für ſich arbeiten und denken, ſind aber auch dankbar dafür, weil man ihnen eine große Laſt abgenommen, und dagegen freye Stunden zu ihren Lieblingszeitvertreiben geſchenkt hat.

Eben ſo gewöhnlich iſt ihre Abhorrescenz vor Sorgen und Kümmerniſſen des Herzens, — daher ſie ſogar in der Liebe voreiliger ſind, weil ihnen ein längeres Dulden und Ausharren bald zu läſtig wird. Der Sanguineus hält immer eine Menge Sentenzen in Bereitſchaft, wodurch er die Nichtigkeit der Grillenfängerey beweiſt und lächerlich macht. „Tu praesens cura!“ iſt ſeine Grundmaxime.

— — Ergreift den Tag, er iſt unſer,
Ihr Brüder! Auf, verjagt den Ernſt.

Weil wir noch grünen, und uns
Noch die Kniee nicht wanken; verjagt von der Stirne das Alter!
Kümmert euch nicht um die Zukunft; ein günſtiger Wechſel des Glücks
Stellt dieß und alles wieder her; —

iſt ſeine Horaziſche Philoſophie, mit der er lebt und ſtirbt. Aber, weil er ihr zu ſehr lebt, durch ſie im Unglück ſelbſt gemeiniglich als ein Feiger oder Muthloſer erſcheint, der keine Reaction wagt, weil ſeine Kraft zum Theil ſchon im Strome der Sinnlichkeit untergegangen ſeyn mag; oder beym Ueberrechnen ſeines Verluſtes an Vergnügungen den rechten Zeitpunkt zu ſeiner Rettung verſäumte.

In der Freundſchaft darf man auch nur wenig auf ihre Beſtändigkeit bauen, ſo enthuſiaſtiſch ſie auch gemeiniglich neue Bande des Herzens knüpfen, und ihre Freunde mit Betheurungen der wärmſten Zärtlichkeit beſtürmen. Sie pflegen ſich dadurch ſelbſt in den Verdacht der Falſchheit zu bringen, obgleich ihr Herz nichts davon weiß, ſondern nur immer nach Abwechſelungen und Neuheiten, alſo ſelbſt in der

Wahl ihrer Freunde, haſcht. — Der, welcher ihrer Sinnenluſt am meiſten ſchmeichelt, oder für ihre lockere Philoſophie der unterhaltendſte Mann war, — iſt ihnen der willkommenſte; — der redliche, warnende, bedächtigere Freund hingegen in der Regel der läſtigere. Der ältere Miniſter muß daher gemeiniglich dem jüngern weichen, wenn ein wollüſtiger Regent die Regierung antritt, und nun alles um ihn her einen neuen Frohſinn annehmen und das Alte in den Hintergrund geſchoben werden ſoll.

Dagegen hat der Sanguiniſche auch mehrere gute Seiten, — wenn es die Critik mit der Natur ſeines moraliſchen Gefühls nicht zu genau nehmen will. Sein Herz iſt voll Mitleiden gegen Unglückliche und Verkannte, und er leiſtet ihnen ſchnell und gern Hülfe, ſo viel er kann. Er ſchildert ihre Leiden mit feuriger und gutmüthiger Lebhaftigkeit, um auch die Hülfe anderer hervorzurufen; er ſtürzt ſich ſelbſt in Gefahren, um einen Unglücklichen zu retten, und aus den Klauen ſeiner Feinde zu reißen. Wir unterſuchen nicht, ob er dieß thut, weil ſein weicher Sinn keinen Schmerz, ſelbſt in der

Vorſtellung eines fremden, ertragen kann, — und wenn dieß auch wäre; ſo iſt ſein Mitleiden doch keine Empfindelei, kein theatraliſches Figuriren des Gefühls, ſondern wahre ernſtliche Abſicht und Entſchloſſenheit, dem andern nützlich zu werden. Weil er mit ſeiner Theilnahme nicht paradiren will; ſo verlangt er auch eigentlich keinen Dank, — es iſt ihm genug, der Retter und Wohlthäter ſeines Nächſten geweſen zu ſeyn.

Der Zorn kann ihn überfallen, und die Animoſität ihn beſchleichen; allein Menſchenhaß wird ſchwerlich in ſeinem Herzen wurzeln. Da er gegen alle Menſchen tolerant iſt; ſo pflegt er es auch gegen ſeine Beleidiger zu ſeyn, und bietet gern zur Verſöhnung die Hand. Ein längerer Unwille gegen andere würde ihn nur langweilen, und er macht lieber durch ein gutmüthiges Bonmot der Fehde ein Ende, als daß er den ernſten Kampf in die Länge ziehen ſollte. — Die Gebrechen der Menſchen läßt er ſtehen, wie ſie ſind; „wer wird die Welt beſſern!“ iſt eine andere ſeiner Hauptmaximen, und kraft ſeiner Herzensmeinung würde es keine Todesſtrafen geben. Er betrachtet lieber die Menſchen und ihr Thun als Objecte des Lächerlichen, und dieſes iſt der Vermittler, welcher ihn augenblicklich mit den Thoren aller Art ausſöhnt.

In den Platneriſchen Aphorismen wird der ſanguiniſche Charakter in folgende fragmentariſche Grundzüge gefaßt:

> „Weichliche Leckerhaftigkeit. Luſtige Schwelgerey; Neigung zum Tanz und überhaupt zu fröhlichen Uebungen und Bewegungen des Leibes. Fähigkeit zu Beſchäftigungen, welche, ohne weder Zwang und Anſtrengung, noch Geduld und Aushaltſamkeit zu erfordern, Theils die Sinne und die Phantaſie, durch Mannigfaltigkeit und Lebhaftigkeit, und den Verſtand durch Neuheit und leichte Ideenverbindung beſchäftigen; Theils durch geſehenen oder gehofften Beyfall die Eigenliebe vergnügen, und durch ein munteres Spiel der Nerven das Gefühl der Lebenskraft erwecken. Erduldſame Härte in den Ausſchweifungen der Luſt; träge Weichlichkeit in pflichtmäßigen Arbeiten. Lächerliche Ernſthaftigkeit bey Ange-

legenheiten des Vergnügens [iſt wol ein Druckfehler]; Leichtſinnigkeit bey ernſthaften Geſchäften. Aeußerſte Reizbarkeit der Geſchlechtsneigungen; nicht ohne Einmiſchung feinerer und edlerer Gefühle. Leichtes Verlieben. Anwendung aller Künſte der Galanterie, des Witzes und der Heucheley zum Zweck der Verführung. Aeſthetiſche Sinnlichkeit in einem hohen Grade, vornehmlich für das Artigſchöne in Kleidern, Geräthſchaften, Verzierungen, Luſtbarkeiten; für das Wahre der Kunſt, ſo wie überhaupt für Vollkommenheit, Wahrheit, Verdienſt und Tugend, ein gutgemeinter, geſchwätziger, voreiliger, unbeſtändiger, von falſchen unvollſtändigen Begriffen regierter und durch Eitelkeit und Nachahmung belebter Enthuſiasmus.

„Nebenzüge. Oeftere Entſchließungen zur Weisheit und Tugend, — ohne dauerhaften Erfolg. Unüberlegte Bereitwilligkeit zu allen Unternehmungen und Verbindungen, ohne Rückſicht auf Kraft, Beruf und Umſtände. Geſchwinde Sympathie des Schmerzes, Gutherzigkeit ohne Wohlwollen [?], Freundſchaftlichkeit ohne Freundſchaft; Höflichkeit ohne Zuneigung [?], Lobgeſchwätz ohne Hochachtung; Tadelgeſchwätz ohne Mißbilligung; Verläumdung ohne Uebelwollen. Periodiſcher Wechſel von Wärme und Kälte, von Hochmuth und Verbindlichkeit in dem Betragen. Kargheit und Freygebigkeit, nach der verſchiedenen Gemüthsſtimmung; Habſucht *), mehr geäußert in Wünſchen, als in Thaten. Schneller Zorn und ſchnelle Verſöhnung. Veränderlichkeit, Unbeſtändigkeit und Leichtſinn.“

Die ſanguiniſchen Weiber ſind faſt immer unglückliche Ausartungen ihres Geſchlechts, — wenn es mit ihnen ſo weit gekommen iſt, — daß ſie die Wollüſte ſelbſt ſuchen, und auf ihre

---

*) Vornehmlich bey entnervten Wollüſtlingen, in welchen gemeiniglich Habſucht und Sinnlichkeit mit einander kämpfen, bis endlich aus dem luculliſchen Verſchwender der gierigſte Harpax, aus Geiſtes und Körperſchwäche, ganz natürlich hervorgeht.

Genüſſe denken. Das Geſchlecht ſteht daher auch allemahl in ihnen auf der niedrigſten Stufe, und kann ſich unmöglich in der Achtung der Männer erhalten, wenn es auch vielleicht eine Zeit lang mehr, als die beſſern Frauen, geſucht wird. Sanguiniſche Weiber ſind von jeher die Verführerinnen der Männer geweſen, und haben unendliches Unheil in der Welt geſtiftet; ſie ſind die Urheberinnen jeder ſogenannten histoire scandaleuse, und vereinigen in einem noch höhern Grade alle jene Gebrechen in ſich, die wir in dem Gemälde des ſinnlichen Mannes aufgeſtellt haben *). Als Mädchen können ſie nicht früh genug unter die Haube gebracht werden, und fordern die höchſte Aufmerkſamkeit einer bedächtigen Erziehung; — als Frauen iſt ihre Untreue und Coquetterie gewöhnlich entſchieden, wenn der Ehemann nicht für ihre Sinnlichkeit organiſirt iſt; und im Alter werden es faſt immer Betſchweſtern, weil der abgeſtumpfte Geiſt und die ſinnliche Phantaſie ſich nur noch mit dem Bil-

---

*) Im erſten Bande dieſes Werks, worin der ſinnliche Mann in der Liebe genauer abgebildet iſt.

derbuche — der Ewigkeit beſchäftigen mag, und durch die Uebungen einer büßenden Andacht ein ſchamloſes Leben wieder gut zu machen glaubt.

Aber es gibt tauſend andere leichtblütige Frauen, von einer veredeltern und frohgeſtimmten Sinnlichkeit, die man, wenn es ihnen dabey nicht an Geiſt und Cultur fehlt, die liebenswürdigſten ihres Geſchlechts nennen könnte; Weiber, deren Tugend und Unſchuld durch den Frohſinn nicht getrübt wird, ſondern dem Frohſinne ſelbſt die anziehende und verſchönerte Form des Guten und Schuldloſen aufdruckt. Dieß ſind die holden Naturkinder der Freude, die aus nichts Arges haben, ſich überall voll naiver Jovialität mittheilen, — und mit ihrem: „froh zu ſeyn, bedarf man wenig" ſich für die Reichſten der Erde halten. Dieß iſt ihr Lebensgenuß, worin ſie ſich freylich nicht gern ſtöhren laſſen; — dabey aber auch andern gern den ihrigen gönnen, und, vermöge dieſer gutgelaunten und unverſtimmten Lebensphiloſophie, mit der ganzen Welt in behaglichem Vertrauen leben. Sie haben eine Menge Freunde und Freundinnen, weil die Geſelligkeit ihre Lieblingsneigung iſt;

aber ſie haben deswegen keine Verbindungen, wobey ihre Tugend verdächtig werden könnte; — ihr Herz iſt rein, — und darum ihr Frohſinn von ſo edler Art. Sorglos hüpfen ſie durchs Leben, und bleiben oft bis ins Alter hinein ſchuldloſe und glückliche Kinder. — Sorglos gehen ſie allen beſſern Menſchen entgegen, und können in ihrem Enthuſiasmus der Freundſchaft ausſchweifen, aber ſich in der Liebe nicht leicht vergeſſen. Dankbar ſchlürfen ſie jeden Tropfen der Freude, die ihnen der Wohlthäter reicht, — und nehmen ein kleines Geſchenk ſeines Andenkens mit einer Zufriedenheit an, als ob ihnen alle Kleinodien der Erde gereicht würden. Hat ſie das Glück nicht karg ausgeſteuert; ſo iſt ihre Hand immer zum Geben bereit. Sie würden alle Menſchen glücklich machen, wenn es in ihrer Gewalt ſtünde. Aber viel Habe und Gut würde ihnen nicht nützen; ſie würden es bis zum Selbſtverarmen ausſpenden, und für ihre zuſympathetiſche Gutmüthigkeit darben müſſen. Es iſt daher ein Glück für ſie, wenn ſie mit haushälteriſchen Männern verheirathet werden, — denn ſind auch dieſe, vermöge eines ſinnlichen

Temperaments, auswürfiſch; ſo werden ſie beyde [nach der bekannten Redensart] mit — Freuden arm.

Vornehmlich iſt das ſanfte und zarte Herz dieſer Weiber, ſeiner ganzen innern Charakteriſtik nach, zur Liebe naturaliſirt, — ohne daß ſie darum ſinnlicher, als der Mann ſind. Auch die Verſtändigern und Geiſtreichern unter ihnen, — die ſonſt mehr als gewöhnliche Beſchäftigungen ihres Verſtandes ſuchen, und nicht leicht durch Alltagskoſt befriedigt werden, können, ohne zu ermüden, ſtundenlang den faden Tändeleyen zweyer Verliebten beywohnen, und ihre innigſte Freude daran haben, — wenn der Mann als bloßer Zuſchauer hierbey vor langer Weile vergehen möchte. Sie können ſich, wenn keine Eiferſucht in den Weg tritt, unendlich glücklich fühlen, wenn eine Freundin ihre Verlobung feyert; — ſie ſind ſich einander in ihren Liebesverſtändniſſen auf die bereitwilligſte und thätigſte Art behülflich, und mögen alle gern — Verheirathungen einleiten. Sie leben und weben in der Liebe wie in ihrem eigentlichen Elemente, ſie werden des Liebens auch nie müde, noch überdrüſſig, ſo viel bittere Thränen ſie auch deßhalb vergießen mußten.

Deßwegen können ſie auch um der Liebe willen ſo viel erdulden, leiden und aufopfern, ohne daß ihnen die Liebe dadurch gehäſſig und verdächtig wird, — können immer und immer in der Liebe und Ehe hintergangen werden, — und doch der erſten neuen Gelegenheit zum Verlieben nicht wohl ausweichen. Bis in ihr ſpäteſtes Alter hin lieben dieſe Frauen die Männer, wenn der alte Mann, in den Ruinen ſeines Körpers vergraben, das Weib nur noch dem Nahmen nach kennt. Herzlich und innig können ſie mehrere Männer zugleich lieben, wenn den Mann die Liebe zu einem Weibe oft ſchon verzehrt und halb verrückt macht. Dulden können ſie bis zum Auslöſchen alles Lebens, — und den grämlichſten Despoten bis ans Ende der Welt gutmüthig und bereitwillig folgen, wenn nur noch ein Funke der Liebe für ihn in dem weiblichen Herzen glimmt; Vater und Mutter heroiſch oder tollkühn verlaſſen [daß es der Mann, nach einem bibliſchen Ausſpruche, auch wol thut, — will nicht viel ſagen], und an einem männlichen Weſen hangen, das oft nicht werth iſt, den Saum ihres Kleides zu berühren.

Männer leſen Romane, und recenſiren ſie mit kaltem Blute; Weiber dieſer Art verſchlingen ſie, — wiſſen ſie auswendig, — leſen alles mit hineingedrungener, darin verlorener Seele, bis auf die letzten Buchſtaben des Schreibers, wenn er nur die Liebe zu zeichnen verſtand.

Phlegmatiſches [kaltblütiges, langſames, affectloſes, Thätigkeit ſcheuendes] Temperament.

Man zeichnet das Aeußere [Phyſiognomiſche] des Phlegmatikers gemeiniglich ſo. Seine Geſichtsfarbe iſt bleich — und matt, wie die innere Natur ſeines Gemüths, in welchem alles höhere und kraftvolle, ſich ſelbſt beſtimmende Leben gleichſam erloſchen iſt. Sein Auge iſt klein, feucht und trübe, da es ſo wenig Licht und Sonnenſchein aus dem Innern des Mannes herzugeben hat, — und gleichſam nur auf Sättigung und Schlaf hinſtarret *). Der Leib, als das leibhafte Symbol des puren Materialismus, iſt angeſchwollen, fleiſchig in allen ſeinen Theilen, nur vegetirend. Seine Sprache iſt langſam, wie der träge Sänftenträgerſchritt ſeines Ganges, — und das ganze Geſchöpf trägt die Spuren und die Form eines Weſens an ſich, das noch eine Reihe innerer Stufen ſeiner Erhöhung und Entwickelung durchlaufen muß, —

---

*) Das Auge, dieß herrliche Organ des Geiſtes, iſt auch der lebendigſte Verkünder eines thätigen und heitern innern Sinnes, — der eigentliche, bald muthwillige, bald düſtere Verräther unſerer innern Natur. Die übrigen Muskelbewegungen des Geſichts ſind gleichſam nur etwas Ungeſchliffenes gegen dieſen geſchliffenen Seelenſpiegel, der mehr, als alle übrige Phyſiognomik zuſammengenommen, — ſagt und ausdruckt. Es gibt kalte Augen, die dieſe Lichtſtrahlen der Seele nicht von ſich werfen, und es ſind gewöhnlich kalte, verdüſterte und vertrocknete Geiſter, die dieſe trüben Laternen tragen. Selbſt, wenn ſie heiter ſcheinen wollen, iſt doch alles nur Flickwerk, weil das Auge hiebey ſchweigt, und dem Frohſinne der friſche Abglanz ſeiner innern Wahrheit fehlt.

ehe es zu dem Ideal eines wirklich thätigen Menſchen reif iſt.

Charakterzüge. Permanenter und unüberwindlicher Hang zum Nichtsthun iſt denn auch wirklich die Grundlage dieſes Charakters *), und druckt ſich im Denken ſowol, als im Handeln, mit feſter, aber kläglicher Conſequenz aus. „Er lebte, — nahm ein Weib und ſtarb“ — iſt gewöhnlich ſeine Biographie. Der Sanguineus ſcheuet auch die Anſtrengung; allein er kann ſich zu einer hohen männlichen Kraft und zu erſtaunlichen Thaten anſpannen, wenn ihn ſeine Lieblingsidee oder Lieblingsleidenſchaft begeiſtert; dagegen der Phlegmatiker die *Ruhe* ſelbſt zu ſeiner Schoßneigung macht, und ohne die größte Noth nicht aus ihr herausgehet. Wenn alles in ihm und um ihn her den einſchläfernden Gang eines mechaniſchen Getriebes geht, ein Tag dem andern vollkommen ähnlich iſt, ihn immer die nähmlichen Alltagsgeſchichten umgeben, wenn er in ſeinem jahrelang befahrenen Geleiſe nicht geſtöhrt wird, wenn ſich das Alte und Gewohnte vor ſeinen Augen ſo hübſch taktmäßig repetirt, und die Monotonie des Lebens ihn in ſeinem weichen Seſſel freundlich einſchläfert, — dann fühlt er ſich behaglich, und ſich ſelbſt in ſeiner beſten Welt. Der Sanguineus macht ſich auch nicht gern Sorgen; — aber er verſcheucht ſie durch Maximen des Frohſinnes; der Phlegmatiker ſteht hier tief unter ihm; — er bekümmert ſich um nichts, weil die Gefühlloſigkeit ihn gegen die Menſchen gleichgültig macht, und gegen alle höhere Zwecke des Lebens abſpannt. Er thut aus Unentſchloſſenheit lieber gar nichts; er kennt nicht einmahl ſeine Kraft, wenn noch eine vorhanden iſt, weil er ſie nicht übt, und von ihrer Uebung zurückbebt. — Er kann ſeine Freunde untergehen ſehen, — und ein kaltes Wort des Beyleids iſt alles, was er für ſie ausgibt.

---

*) S. Seite 247 u. f. des erſten Bandes dieſes Werks.

Das ganze innere Seyn dieſer Menſchen iſt oft totale Schwäche, weil das allernothwendigſte Lebensprincip, die Leidenſchaftlichkeit, in ihnen fehlt. Es iſt alſo auch nichts in ihnen vorhanden, was andere Menſchen zu ihnen hinziehen könnte; — es ſind Menſchen ohne alles Intereſſe, und nichts als Schmarotzerpflanzen unter ihrem Geſchlechte. Selbſt daß ſie aus angeborner Langſamkeit und Lethargie nicht einmahl eine Thorheit begehen können, macht ſie uns zuwider, und wir verachten ſie, weil ſie ſchon dadurch alle Verwandtſchaft mit uns aufgerufen haben. Den Umgang mit andern ſuchen ſie auch nur mehr zum Einſchlafen, — als zu Erheiterungen des Herzens und Geiſtes. — Ihren Kindern und ihrem Geſinde laſſen ſie alle Freyheiten, weil ſie unfähig zur Regierung anderer ſind, und ſich lieber zu einer behaglichen Subordination bequemen, als zum Kampfe hervortreten. Weil ihnen ſo ganz alle Selbſtkraft fehlt, und da, wo ſie ſelbſt zu handeln ſcheinen, nur ein kindiſcher und trockener Eigenwille wirkt; ſo hat man ihnen ſogar nicht einmahl ein Temperament zuſchreiben wollen, ſondern hat dieſe Charaktere unter die Rubrik der ſanguiniſchen und melancholiſchen Stimmungen gebracht. —

Dagegen hält Kant dem Phlegma als Stärke eine achtbare Lobrede. — „Dann iſt es, ſagt er, die Eigenſchaft: nicht leicht oder raſch, aber wenn gleich langſam, doch anhaltend bewegt zu werden. Der, welcher eine gute Doſis von Phlegma in ſeiner Miſchung hat, wird langſam warm, aber er behält die Wärme länger. Er geräth nicht leicht in Zorn, ſondern bedenkt ſich erſt, ob er nicht zürnen ſolle; wenn andererſeits der Choleriſche raſend werden möchte, daß er den feſten Mann nicht aus ſeiner Kaltblütigkeit bringen kann. — Mit einer ganz gewöhnlichen Doſis der Vernunft, aber zugleich dieſem Phlegma von der Natur ausgeſtattet, ohne zu glänzen, und doch von Grundſätzen, nicht vom Inſtinct ausgehend, — hat der Kaltblütige nichts zu bereuen. Sein glückliches Temperament vertritt bey ihm die Stelle der Weisheit, und man nennt ihn ſelbſt im gemeinen Leben oft den Philoſophen. Durch dieſes iſt er andern überlegen, ohne ihre Eitelkeit zu kränken. Man nennt ihn auch oft durchtrieben; denn alle auf ihn losgeſchnellten Balliſten und Catapulten prallen von ihm als einem Wollſack ab. Er iſt ein verträglicher Ehemann, und weiß ſich die Herrſchaft über Frauen und Verwandte zu verſchaffen, indeſſen daß er allen zu Willen zu gern ſcheint, weil er durch ſeinen unbiegſamen, aber überlegten Willen den ihrigen zu dem ſeinen umzuſtimmen verſteht: wie Körper, welche mit kleiner Maſſe und großer Geſchwindigkeit den Stoß ausüben, durchbohren; mit weniger Geſchwindigkeit aber und größerer Maſſe das ihnen entgegenſtehende Hinderniß mit ſich fortführen, ohne es zu zertrümmern" *).

Platner ſchildert in ſeinen Aphorismen dieſen Charakter alſo: Phyſiſches Wohlleben, nicht wie fern es Luſt erwecket, ſondern nur die zum Leben nothwendige Thätigkeit der Seele und des Körpers erleichtert, und die Unruhe der Begierde beendigt. Gänzliche Abneigung von aller lebhaften und mit einiger Beſchwerde verbundenen Thätigkeit des Geiſtes und des Körpers; ſie ſey Arbeit oder Luſt. Mechaniſcher Fleiß in leichten, einförmigen, vorſchriftmäßigen, angewöhnten Berufsarbeiten; vornehmlich da, wo Entſchloſſenheit und Thätigkeit erfordert wird, um die Berufsarbeit zu verabſäumen, oder die Verabſäumung zu verantworten. Schlummerndes Vergnügen im gedanken- und bewegungsloſen Zeitvertreibe, den — Kartenſpiel, Stadtgeklätſch, zeitkürzende Romane und politiſche Neuigkeiten ertheilen. Geſchlechtsluſt, ſeltener oder öfter erweckt, nach Verhältniß des phyſiſchen Zuſtandes — nur wie fern die Befriedigung die Thätigkeit der Begierde beendigt. Aeſthetiſches Gefühl und Geſchmack in keiner Betrachtung, und ein gänzlicher [?] Mangel aller moraliſchen, patriotiſchen und freundſchaftlichen Empfindungen.

---

*) In der Anthropologie.

Nebenzüge. Unentſchloſſene, widerwillige, unbewegliche Abneigung von allen bedeutenden und unbedeutenden Veränderungen und Neuerungen, ſowol in der eigenen Lebensweiſe, als in den Gegenſtänden des Amtes. Keine Art des Stolzes; außer einem gewiſſen leidentlichen Rangſtolz, der die angewöhnten Zeichen der Würde beybehält, und alle üblichen Ehrenbezeigungen und Vorrechte annimmt; wie fern Empfindung erfordert wird, um ihre Ueberflüſſigkeit einzuſehen, oder Thätigkeit und Entſchließung, um ſie abzulehnen und zu vermeiden.

Wir bemerken in Hinſicht des phlegmatiſchen Charakters nur noch folgendes.

a) Man nennt ihn gemeiniglich den glücklichern, und mancher Feuerkopf, der ſich durch ſeinen unruhigen Ehrgeiz, mancher Epicurer, der ſich durch ſeine Ausſchweifungen unglücklich und verächtlich gemacht hatte, — wünſcht hinterher, ein Phlegmatiker geweſen zu ſeyn. Ein Menſch, ſagt man, der die Leiden des Lebens ſo wenig fühlt, in deſſen Gemüth Sorge und Verdruß nicht tief einſchneiden, ſondern es nur flüchtig berühren; ein Menſch, der weder von innem durch die Gewalt ſeiner Begierden, noch von außem durch die Schläge des Schickſals beſtürmt wird, hat ein beneidenswerthes Loos gezogen, und erreicht gemeiniglich ein hohes Alter. So müßte der Menſch überhaupt organiſirt ſeyn, da er auf eine Welt verpflanzt wurde, die ſo ſelten mit ſeinen Wünſchen übereinſtimmt, und oft nur ſo vielſeitig auf ſeinen vielſeitigen Geiſt wirkt, um ihn deſto ſicherer nieder zu werfen. Der lebhafte Kopf läuft überall an, und die, welche ſich noch mit Ehren auf einem gewiſſen Standpunkte des Glücks halten wollen, müſſen lebenslang ſorgen und kämpfen, wenn der Phlegmatiker mit behaglicher Zufriedenheit von einem Tage zum andern hinüberſchreitet, und in ſtolzer Ruhe über eine bizarre Welt lächelt, die ihn nicht niederwerfen kann, weil er ſich nicht mit ihr amalgamirt.

Allein fragt man nun die, welche ſo über den glücklichen Charakter des Phlegmatikers raiſonniren: ob ſie auch im Ernſte mit ihm tauſchen würden; ſo dürfte wol die Antwort meiſten Theils negativ ausfallen. Ein Menſch, der ſo wenig innere Empfänglichkeit überhaupt beſitzt, ſo wenig empfindet, und ſich ſo wenig mittheilt, genießt doch auch das Leben nur halb, und nur auf deſſen niedern Stufen, wenn dem feurigern Geiſte der Frohſinn in ſeiner ſchönſten Fülle entgegenſtrömt, und ihm den innern Reichthum ſeines Glücks, als den Beſitz einer höhern Natur, ankündigt. Nur muß man ſein Leben nicht nach den Jahren, ſondern nach der Stärke und Innigkeit des Genuſſes berechnen, und da könnte es denn wol der Fall ſeyn, daß der lebhafte Charakter in wenigen Stunden ſo viel Freuden des Gemüths empfand, als das ſtumpfe und kaltblütige Temperament in einem ganzen Jahre zu genießen fähig war. Man nehme dem thätigen Charakter nur die einzige *Wolluſt ſeiner Thätigkeit* und die unermeßliche Freude, die er über ein gelungenes Werk empfindet, — und er wird für dieſe ſelige Momente nicht das Jahrhundert einer phlegmatiſchen Ruhe annehmen wollen. — Die höhern Freuden der Liebe und Freundſchaft, die Genüſſe des Erhabenen und Schönen in der Natur, die herzerhebenden Erquickungen des häuslichen Glücks, die Begeiſterungen, welche aus der Hoffnung hervorgehen, die fröhlichen Reminiſcenzen aus der Vergangenheit, die geiſtreichen Zerſtreuungen des geſelligen Umganges, die höhern Freuden einer veredelten moraliſchen Natur, — alles dieß kennt der Phlegmatiker nicht, und ſein Glück iſt daher eigentlich nur armſelig und thieriſch.

b) Dagegen kann man ihn aber auch nicht leicht einen bößlichen Charakter nennen, weil zur Ausführung und Fortſetzung ſchlechter Maximen und Handlungen Kraft und Entſchloſſenheit erfordert wird, die denn ſeine Sache nicht iſt. Er wird auch nicht leicht durch die Verführung und Verſuchung verſchlechtert, hemmt aber auch das Laſter nicht, ſondern iſt hier, wie bey ſeinem Glauben, Indifferentiſt. Er iſt daher nicht ſowol ein böſer, als vielmehr ein gefährlicher Regent. In ſeinem Staate geht alles drunter und drüber; die Feuerköpfe, die Schwärmer und Enthuſiaſten, die Intriguanten und die Weiber führen hier die Regierung, die Cabale umgibt unter tauſend verſchiedenen Formen und Betriegereyen den Thron. Hat der Phlegmatiker aber kein reines Herz, ſo wird er leicht ſelbſt ein intriguantes und hämiſches Weſen, das im Hintergrunde lauert, und, weil es ihm an Selbſtkraft gebricht, durch fremde Hände den Pfeil auf ſeine Gegner losſchnellt. Dieß ſind jene langſamen und verſteckten Charaktere, die man anfangs nur für verſchloſſen hält, weil ſie von einer gewiſſen Blödigkeit beherrſcht zu werden ſcheinen; allein deſto heimlicher und tiefer ihre Plane anlegen, und, weil ſie ihr Ziel ruhiger verfolgen, es deſto ſeltener verfehlen.

Das phlegmatiſche Weib gewinnt in der Regel eher durch das ſtille, in ſich gekehrte Weſen, als durch den feurigen Geiſt eines andern Temperaments, wenn ſie nicht gänz ohne alles zärtliche Mitgefühl erſcheint. Die gewöhnlichen Männer halten das ſtille und ruhige Temperament eines Frauenzimmers für einen Zug veredelter Weiblichkeit, die ſich mit ſittſamem Anſtande in den Schranken zu halten wiſſe, und auf eine gute, bequeme, zufriedene Gattinn und Hausmutter hindeute. Es iſt daher nichts Auffallendes, daß die langſamen und kaltblütigen Mädchen, wegen jenes Anſtrichs weiblicher Beſcheidenheit, die der Liebhaber ſogar Grazie nennt, ſelten unverheirathet bleiben, dagegen oft ſehr liebenswürdige Frauenzimmer wegen ihres lebhaften Temperaments, und weil ſie die Männer nicht durch die ſogenannte ſtille Weiblichkeit beſtechen können, oft genug in den Orden der alten Jungfern treten. Für den geiſtvollern Mann iſt dagegen das phlegmatiſche Weib faſt immer ohne alles Intereſſe. Denn das höchſte, was das Weib dem Manne geben kann, iſt die Liebe, — und erſcheint dieſe gleichſam als etwas Negatives in einer phlegmatiſchen Form; ſo kann ſie für den warm-fühlenden Mann ſogar etwas Zurückſtoßendes werden, indem er ſich die weibliche Liebe nur als etwas Anziehendes denkt. Sind in dem phlegmatiſchen Weibe die ſchwachen Funken der Sympathie vollends ganz verloſchen; ſo muß der Ehemann noch mehr befürchten, daß ſie ihn durch ihr langgedehntes Moraliſiren langweilen und beläſtigen wird, bis ihm die Geduld reißt, und eben dadurch das moraliſche Gezänk von neuem aufwacht. Phlegmatiſche Weiber herrſchen daher gemeiniglich über ihre Männer, und unterwerfen ſich ſogar durch einen permanenten Eigenſinn und durch ihr launiges Weſen — die größten Trotzköpfe. Der feurige Mann hat dieſer Batterie nichts, als ſeine Geduld, entgegenzuſetzen, und iſt, ehe er's glaubt, der unterthänigſte Sclave des Hauſes. Das Weib von feurigem Charakter gibt dem feurigen Manne nach, und ſo der Mann dem Weibe, — ſo daß man bey dieſem Wechſel des Herrſchens und Nachgebens nicht einmahl ſagen kann, wer von beyden regiert. Die Phlegmatiſche will, vermöge ihrer plumpen Einſeitigkeit, immer Herrin ſeyn, und erreicht meiſten Theils ihren Zweck, weil ſie ſich auf keine Erklärungen einläßt, und durch einen ſtillen und verſteckten Sinn mehr, als der Mann durch ſein tobendes Feuer, gewinnt.

Aber es gibt ſogar Frauen, die aus bloßem Phlegma verliebt und zärtlich ſind, ſo paradox dieß auch klingen mag. Dieſe Weiber fühlen ſich durch die bequeme und müßige Behaglichkeit, worein ſie durch die Ehe und die — Ehemänner verſetzt ſind, überaus glücklich und ſo ganz in ihrem Elemente. Sie können ſich nichts Schrecklicheres denken, als in einem arbeitsvollen Berufe außerhalb dieſes weichen orientaliſchen Lebens exiſtiren zu müſſen. — Die Männer ſind daher in ihren Augen ganz allerliebſte Weſen, daß ſie die Weiber ſo artig in Ruheſtand geſetzt und die Sorgen der Nahrung allein auf ſich genommen haben, — die Männer ſind ihre Heiligen, weil an ihrer Seite das phlegmatiſche Weib träumen und müßig ſeyn kann. — Dieß verdient denn doch auch Liebe und Dankbarkeit, und man kennt Frauen, die bey einer großen Schläfrigkeit des Temperaments dennoch ihre Ehemänner mit Schmeicheleyen und Liebkoſungen für jenen Ruheſtand — überhäufen.

Choleriſches [warmblütiges, feuriges, aufwärtsſtrebendes, ehrſüchtiges] Temperament.

Sein Auge iſt feurig, lebhaft, ſcharfblikkend, und ſpricht mit einer Art von Zuverſicht und Beſtimmtheit die Energie ſeiner innern Natur aus. Man ſieht, daß dieſer Geiſt, ſo klein auch ſeine äußere Sphäre ſeyn mag, durch ſich ſelbſt und aus eigener Kraft in Bewegung iſt, ſich ſelbſt hebt und ſpannt, und wirklich *denkt*, wenn der Sanguineus nur zu denken *ſcheint*. Seine Sprache iſt wie der ganze Charakter männlich, vernehmlich, oft gebietend und geſetzt, ſelten ſonor, wenn er nicht mit dem ſanguiniſchen Charakter vermiſcht iſt. Sein Gang iſt hurtig, — wie eines Menſchen, der ſein Ziel nicht gern verfehlen möchte, — und ſtolz, wie der Gang Friedrichs des Großen geſchildert wird. Das ganze Aeußere feſt, kraftvoll, egoiſtiſch, ernſt und imponirend. Der Mann ſpricht ſich in der ganzen Phyſiognomie dieſes Temperaments am deutlichſten aus, — und es ſcheint wirklich ſo, als ob er weniger, als die übrigen Temperamente, von der weiblichen Natur an ſich genommen habe, — anſtatt daß der Sanguineus und Phlegmaticus moraliſche Hermaphroditen genannt werden könnten.

Die Lebhaftigkeit des Bluts und der ſelbſtſüchtigen Leidenſchaften, die ſo leicht das Intereſſe des andern durchkreuzen, aber eben ſo oft von äußern Hinderniſſen durchbrochen werden, machen dieſe Charaktere jähzornig, aufbrauſend und in aller Hinſicht inflammabel. Sie ſtehen augenblicklich in Feuer, ohne daß dieſer exaltirte Zuſtand lange anhält, — dagegen ſie — Beleidigungen nicht leicht vergeſſen und verzeihen, wenn ſich nicht ein weicheres Temperament zu ihnen geſellt. Es gibt Menſchen dieſer Art, die ihre fliegende Hitze ſo wenig in der Gewalt haben, daß ſie bey den kleinſten Gelegenheiten wie von einem Wirbelſturme davongeführt werden, und in ſolchen Momenten der Uebereilung die größten Thorheiten und Inconſequenzen, oder auch wol gar niedere Ungerechtigkeiten begehen können; aber auch im andern Augenblick wiederum gutmeinend und nachſichtig erſcheinen, — die jähe Hitze bereuen, und das geſtiftete Uebel wieder gut zu machen ſuchen. Männer dieſes Charakters ſtehen faſt immer unter der Regierung ihrer Frauen. Der echte Cholericus hingegen iſt allemahl ein vollendeter Egoiſt, und ſeine Erbitterungen löſen ſich nur ſelten in eine freundliche Stimmung auf. Sein Zorn iſt nicht nur vorſchnell und beſtürmend, ſondern auch verzehrend und gegen alle Menſchen, faſt ohne Unterſchied der Perſon, gleich heftig. Dieſe Temperamente ſind die Geißel der Menſchheit, und können, wenn ſie beleidigt wurden, nur durch Rache geſättigt werden. Weil ſie, vermöge ihres unendlichen Ehrgeizes, immer Recht zu haben glauben, und aus Mangel aller Selbſtkenntniß infallibel zu ſeyn wähnen; ſo kennt auch ihr Herz die edle Reue nicht. Sie ſind in den periodiſchen Anfällen ihrer ungeſtümen

Natur keine Menſchen mehr, und ſchonen dann, wie Raſende, — weder Feind, noch Freund.

Der nimmer geſättigte Ehrgeiz iſt der Hauptzug des choleriſchen Temperaments, weil es immer, vermöge ſeiner innern Thätigkeit, im Vorwärtsſchreiten begriffen iſt, und, weil es nicht im Stillen wirken mag, überall geſehen werden will. Je höher dieſer Charakter ſteigen kann, je tiefer er alles unter ſich erblickt, deſto glücklicher fühlt er ſich. Je tiefer er ſelbſt unten ſtehen bleibt, — für deſto verdammlicher hält er ſein Geſchick. — Da aber unſere Wünſche in Abſicht der geforderten Ehre grade am wenigſten befriedigt werden; ſo gelangen dieſe Menſchen auch am ſeltenſten zu einem wahren und fröhlichen Lebensgenuſſe. Dieß iſt die höchſte Strafe des Ehrgeizes, daß er den Frohſinn nach und nach in ſich erſtickt, und nun, da er ſein Gemüth zu zerſtreuen verlernt hat, mit kalter Seele die ſchöne Gegenwart der Dinge vorübereilen ſieht, um nur von dem künftigen Weihrauche zu träumen. Rang, Avancement, Umgang mit der vornehmern Welt, Celebrität, Belohnungen ihrer Verdienſte, — die vielleicht gar nicht einmahl vorhanden ſind, bleiben in ihren Augen das höchſte Gut, was der Menſch erringen kann, und deßwegen ſind dergleichen Charaktere zu den allergrößten Anſtrengungen und Aufopferungen fähig. Für eine Lobrede — geben ſie große Summen hin, — eine wohlgeſagte Schmeicheley iſt in ihren Ohren die reinſte Harmonie. — Im übrigen ſind ihnen die Menſchen ziemlich gleichgültig, und alle Miſanthropen gingen aus dieſem Charakter hervor. Sie verlangen von ihrem Geſchlechte auch faſt nichts, als — Adoration; wer ſie ihnen nicht zollt, iſt ihr Freund nicht, und hat von ihnen alles zu fürchten, wenn ſie die Gewalt zur Rache beſitzen.

Aus ihrem unermeßlichen Stolze fließt nun auch ihr Starrſinn und ihre Unbiegſamkeit, der es faſt unmöglich wird, nachzugeben, oder einen begangenen Fehler einzugeſtehen. Vielmehr beobachten oder affectiren ſie in ſolchen Fällen eine gewiſſe eiſerne Conſequenz, oder einen feierlichen Ernſt, welcher ſich ſo benimmt, als wenn das Recht auf ſeiner Seite wäre. Abbitte und Widerruf ſind in ihren Augen nur Erniedrigungen der Mannheit, wovon dieſe Leute gewöhnlich überſpannte Begriffe haben. Da, wo der Felſenſinn — Tugend iſt, erwerben ſich dieſe Charaktere oft die höchſte Glorie des Verdienſtes; das Vaterland ruhet dann ſicher auf ihren Schultern, der wahre Patriotismus wohnt dann unter Männern, die ihrer Pflicht getreu ſind, wenn alle andere Charaktere weichlich zurücktreten, und kein einziger ſeine Kraft und ſein Leben wagt. Aber da, wo der Felſenſinn nur Trotz iſt, wo die Einbildung ſich eine gewiſſe Majeſtät erträumt, die, bey aller Durchſichtigkeit und Dürftigkeit ihrer Natur, — dennoch mit Eigenſinn imponiren will, da werden dieſe Menſchen unausſtehlich, und ſtoßen alle Seelen von ſich zurück. Oft wiſſen dieſe Eiſenköpfe nicht einmahl einen Grund ihrer herriſchen Willkürlichkeit anzugeben; ſie wollen, weil ſie wollen, und dieſe Charaktere ſind die allerſchrecklichſten für die Menſchheit, wenn ſie der Zufall auf den Thron warf.

So hat man auch dem Cholericus den Vorwurf gemacht: daß er nicht ſehr zur Freundſchaft geneigt ſey, weil er aus Ehrgeiz die ihn Uebertreffenden haßt, und die unter ihm Stehenden als Mittelgut oder als Nullen verachtet. Seine Freunde müſſen einen Glanz auf ihn werfen, wenn er ſie ſo nennen ſoll, oder müſſen als öffentliche Documente ſeiner Liberalität und als Handlanger ſeiner Größe erſcheinen. Eben ſo wenig darf man ſagen: daß dieſe Charaktere die Liebe der Menſchen ſuchen. Sie wollen immer mehr gefürchtet, als geliebt ſeyn, indem der in ihnen herrſchende Ehrgeiz ſich durch die Liebe Anderer gemein zu machen glaubt. Die Liebe kann ohne gegenſeitige Vertraulichkeiten des Herzens nicht entſtehen, noch beſtehen; das wechſelſeitige Anziehen iſt ihre Natur, die Gemüther geben hierbey alle äußere Unterſcheidungszeichen des Ranges auf, und werden eins durch die Liebe. Sie bewundert den Gegenſtand ihrer Zärtlichkeit nicht; ihre Anbetung gilt nicht der Größe des Mannes, ſondern ſeiner Seelengüte; darum ſchließt ſie ſich ſo innig an ihn an; aber grade dieſes vertrauliche Anſchließen verlangt der Cholericus nicht. Gehorſam, Subordination will er, nicht Liebe, weil ſich jener gebieten läßt, dieſe hingegen nur durch liebenswürdige Eigenſchaften erworben ſeyn will, wovon der Ehrſüchtige vielleicht keine einzige beſitzt.

So wenig er auch im Allgemeinen die Menſchen ſelbſt achtet, und ſie oft nur, wie —— die Großen ihre Creaturen, als Dienſtpflichtige ſeines Ehrgeizes gebraucht und mißbraucht; ſo iſt doch der Cholericus auf der andern Seite gemeiniglich liberal, ſplendide, gutthätig, — aber nur wieder darum, damit er als ein ſolcher genannt und im Publikum venerirt werde. Man findet tauſend Menſchen dieſer Art, die ihr Vermögen auf die ſeltſamſte Weiſe wegwerfen, wenn ſie dadurch ein öffentliches Lob zu erhaſchen meinen, und hinterher die Armuth, welche aus einem ſolchen Ehrgeize hervorgehen mußte, oft mit einer erſtaunlichen Reſignation ertragen. Sie betrachten das Geld nur als Mittel zu dem Zwecke ihrer Leidenſchaft, wenn der Geizige das elende Metall als ſeinen höchſten Selbſtzweck ſucht. Oder hat der Cholericus ſein Vermögen im verſchwenderiſchen Prunk hingegeben; ſo wird er wenigſtens ſeine Dürftigkeit durch Flittergold, oder durch eine affectirte ſtoiſche Gleichmuth zu bedecken ſuchen, und — das Plattirte muß nun die Stelle des Soliden vertreten.

Ungeachtet ſeiner lächerlichen Selbſtgefälligkeit, ſeines zu weit greifenden Herrſchgeiſtes, ſeiner Menſchenverachtung und gewaltigen Tadelſucht, ſeiner ſpaniſchen Grandeza und ſeiner zahlloſen übeln Launen, zeichnet ſich dieſer Charakter dennoch durch manche gute Seiten aus. Wenn der Ehrliebe dieſer Leute ein kleines Opfer gebracht wird; ſo ſind ſie oft die dienſtfertigſten und gefälligſten Menſchen von der Welt, und können für andere die größten Verſuche des Muths und der Entſchloſſenheit wagen. — Das ihnen anvertrauete Geheimniß der Freundſchaft bewahren ſie als ein unverletzliches Heiligthum [während der Sanguineus entre nous cinquante alles ausplaudert], und man kann ſich gemeiniglich auf ihre Verſprechung mit hoher Zuverſicht verlaſſen. „Ein Wort ein Mann“ iſt ihr höchſter Schwur; darum ſind ſie auch gewöhnlich ſo feſt in ihrer ehelichen Treue. Auch ſinken ſie im Unglück nicht leicht unter; ſie ſtellen ihre Selbſtkraft dem Ungewitter entgegen, wenn der weiche und ſüßliche Charakter oft ſchon durch ein kleines Mißgeſchick wie zertrümmert wird.

Sie werfen ſich nicht weg, ſie machen ſich nicht gemein, ſie behaupten ihren Platz mit Ehren, und darben lieber, als daß ſie einen glänzenden Tiſch durch Schmeicheleyen und Kriechereyen erbetteln ſollten. Ihr äußeres Betragen, ihre Wirthſchaft, ihre Häuslichkeit iſt rechtlich, ſo wie ihr Umgang dem Wohlſtande angemeſſen iſt. Sie halten auf Ernſt und Ordnung in den geſelligen Zirkeln, und gehen entweder gar nicht hinein, oder bringen doch ein gutes Regiment mit dahin. Sie können aus einem zu gekünſtelten Anſtande bisweilen geſellige Pedanten werden; allein man verzeihet ihnen dieſe kleinen Schwächen eher, als dem Sanguineus das luſtige, gaukelnde und affectirt-comiſche Weſen, womit er die Geſellſchaft zu amüſiren ſucht, während er ſich nur lächerlich macht.

In ihrem Berufe ſind ſie arbeitſam und thätig, oft bis zur Aufopferung ihrer Geſundheit und eines bequemen Lebensverhältniſſes. Der Müßiggänger iſt in ihren Augen das verächtlichſte Geſchöpf, daher auch nie einer zum andern paßt. Ihre Stunden ſind abgezählt, und oft erſcheinen ſie bey aller ihrer Geiſtesfreyheit als die ängſtlichſten Männer nach der Uhr, — nur verlangen ſie auch oft zu despotiſch, daß ſich alles um ſie her in dieſes mechaniſche Getriebe fügen ſoll. In ihrem Hausweſen zeigen ſie ſich als wackere Hausväter, die ihre Kinder mit reifer Sorgfalt erziehen, ihnen früh die Maximen des Ehrgefühls einprägen, für ihr zukünftiges Fortkommen mit ernſter Wachſamkeit ſorgen, und den Ihrigen einen rechtlich-erworbenen Zehrpfennig zurücklaſſen.

Hier ſind die ſkizzirten Gemälde dieſes Temperaments von zwey unſerer achtungswertheſten Philoſophen.

Kant.

> „Man ſagt von ihm: er iſt hitzig; brennt ſchnell auf, wie Strohfeuer; läßt ſich jedoch durch Nachgeben des andern bald beſänftigen, zürnt alsdann ohne zu haſſen, und liebt wol gar den noch deſto mehr, der ihm bald nachgegeben hat. Seine Thätigkeit iſt raſch, aber nicht anhaltend. — Er iſt geſchäftig, aber unterzieht ſich

ſelbſt ungern den Geſchäften, eben darum, weil er es nicht anhaltend iſt, und macht alſo gern den bloßen Befehlshaber, der ſie leitet, aber ſelbſt nicht ausführen will. Daher iſt ſeine herrſchende Leidenſchaft Ehrbegierde; er hat gern mit öffentlichen Geſchäften zu thun, und will laut geprieſen ſeyn. Er liebt daher den Schein und den Pomp der Formalitäten; nimmt gern in Schutz, und iſt dem Scheine nach großmüthig, aber nicht aus Liebe, ſondern aus Stolz, denn er liebt ſich mehr ſelbſt. — Er hält auf Ordnung, und ſcheint deßhalb klüger, als er iſt. Er iſt habſüchtig, um nicht — filzig zu ſeyn; er iſt höflich, aber mit Ceremonie, ſteif und geſchroben im Umgange, und hat gern irgend einen Schmeichler, der das Stichblatt ſeines Witzes iſt; leidet mehr Kränkungen durch den Widerſtand anderer gegen ſeine ſtolzen Anmaßungen, als je der Geitzige durch ſeine habſüchtigen; weil ein bischen kauſtiſchen Witzes ihm den Nimbus ſeiner Wichtigkeit ganz wegbläſt;

indeß daß der Geitzige doch durch den Gewinn dafür ſchadlos gehalten wird. — Mit einem Worte, das choleriſche Temperament iſt unter allen am wenigſten glücklich, weil es am meiſten den Widerſtand gegen ſich aufruft.“

Platner.

„Unverheimlichte Theilnehmung an den Annehmlichkeiten des phyſiſchen Wohllebens, geordnet durch Ueberlegung und Mäßigkeit *). Abneigung von weichlichen Ergötzungen, und Wohlgefallen an ſolchen, welche den Körper ſtärken und den Geiſt erfreuen. Fähigkeit und Luſt zu vielumfaſſenden Kopfarbeiten. Stolze Verachtung leichterer und minder wichtig ſcheinender Kenntniſſe. Ernſthafte freywillige Abwartung der Berufspflicht. Starke, aber der Vernunft und Klugheit untergeordnete Bewegungen der Geſchlechtsluſt, ohne Galan-

---

*) Das männliche Temperament.

terie, und ohne viel erfordernden Eigenſinn des Geſchmacks. Mehr Liebe zur Vollkommenheit, Wahrheit und Tugend, als äſthetiſche und moraliſche Empfindſamkeit; und daher Kälte gegen die Werke und Freunde des Geſchmacks, und eine mürriſche Gleichgültigkeit gegen das Feine in den Kenntniſſen, Empfindungen und Sitten der Menſchen. Nebenzüge. Mehr kalte Ueberlegung, als feines, oder lebhaftes Gefühl; und daher einiger Hang zur Kargheit und zu einer ſelbſtvergeſſenen Geldliebe. Seltene und ſchwere, aber nachdruckvolle Freygebigkeit. Gelehrter und despotiſcher Stolz; Unfähigkeit zur Bewunderung; kalte Hochſchätzung; trockne Freundſchaft; Kälte und Verſchloſſenheit im Umgange. Schwere Anerkennung fremder Verdienſte; harter Tadel; unberedtes, ungefälliges Lob. Liebe zum Wahren und Guten, ohne Enthuſiasmus. In der Thätigkeit mehr innere Kraft, als ſichtbares Feuer. Wenig Sympathie, weder des Schmerzes, noch des Vergnügens. Einfache Rechtſchaffenheit, ohne moraliſche Verzierung. Religion ohne Andächtigkeit. Ruhige Freude; ſeltene Luſtigkeit. Kurze Betrübniß, bald verwandelt entweder in Nachdenken, oder in Verdruß. Zorn, ohne Heftigkeit. Mehr Unempfänglichkeit für den Scherz, als üble Laune.“

Ein choleriſches Frauenzimmer verliert in der Regel, wenn dieſes Temperament in ihr nicht durch eine ſanftere weibliche Stimmung gemildert wird. Das männliche Feuer, das Pochen und Toben, das ſtürmiſche Vorwärtsſtreben, und das ſultaniſche Gebiethen paßt ſich nicht für ein Geſchlecht, welches allein durch ruhige Entſchloſſenheit, Sanftmuth und ſtille Weiblichkeit gefallen und regieren ſoll. Ein Weib im auflodernden Zorne iſt, ſey ſie auch noch ſo ſchön und liebenswürdig, das ſchrecklichſte Zerrbild der Natur. Auch der männliche Muth, der ſteife Heroismus, die Amazonenſitte, und der ſtolze Junoblick, den Weiber dieſer Art ſo oft zu ihrer Lächerlichmachung annehmen, will und kann die ſanfte Weiblichkeit nimmer kleiden. „Möchten dieſe, ſagt ein achtungswerther Schriftſteller *), doch nur auf einen Augenblick fühlen, welche Eindrücke das bey dem unbefangenen Beobachter hervorbringt. Möchten ſie in ſeiner Seele leſen, — und wenn ſie verſtändig wären, könnten ſie es an ſeinem Betragen wol merken, auf welch eine erbärmliche Art ſie ihre Abſichten verfehlen, und wie lächerlich ſie ſich dadurch in den meiſten Fällen machen! Eine edle Zuverſicht zu ſich ſelbſt iſt dem Weibe ſehr anſtändig. Aber des wahren Muthes, der Gefahren Trotz biethet, iſt das Weib nicht fähig. Körperliche Stärke hat die Natur ihm verſagt. Es kann es alſo hiermit nicht weiter, als bis zur Affectation bringen, nicht mehr als ein eitles Gepränge treiben, das die erſte Probe ſchon in ſeiner ganzen Blöße darſtellt. Im Gefühl ſeiner Schwäche iſt uns das Weib ungemein rührend, in ſeiner Schüchternheit gebiethet es Ehrfurcht, das Bewußtſeyn

---

*) Fr. Ehrenberg Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geſchlechte. 1804. S. 13.

ſeines Werthes und ſeiner Unſchuld iſt ſein kräftigſter Schutz gegen die Angriffe der Frechheit, und mächtig genug, auch den Verwegenſten zurückzuſcheuchen oder zu entwaffnen. Aber ein Weib, das kühn ſeyn will, und mit ſeiner Stärke prahlt, hat ſeine Weiblichkeit ausgezogen, und mit ihr ſchon halb ſeine Tugend verkauft. Es lockt nicht allein den Leichtſinn an, es mit ihm aufzunehmen; es erweckt auch den Verdacht, als ob es wol fähig ſey, noch mehr zu wagen."

Man kennt choleriſche Weiber dieſer Art, welche die Furien ihrer Männer, ihrer Familie, ihrer Verwandten, ihres Geſindes, und der geſelligen Zirkel ſind, worin ſie erſcheinen. — Bisweilen beherrſchen und erſchüttern ſie durch ihren ſtürmiſchen Poltergeiſt eine ganze Gemeine, ein ganzes Städtchen. Man forſcht ängſtlich nach ihren übeln Launen, und zittert vor ihren Ausſprüchen; man beehrt ſie mit den Nahmen der böſen Sieben, weil ſie gleichſam alle ſieben Tage der Woche mit ihrem Gezänk ausfüllen. Ihr ungezügelter Charakter zeigt ſich eben darum auch nur deſto unbändiger, — weil er, wenn die Weiblichkeit einmahl ihre Grenzen verlaſſen hat, empfindlicher und ſinnloſer als der choleriſche Mann zu handeln pflegt, und mit fürchterlicher Anſtrengung Rache und Genugthuung ſucht. Frauen dieſer Art lodern bey den geringſten Kleinigkeiten auf, ſtrafen, ohne Unterſuchung, mit hitziger Schnelligkeit; gewöhnen ſich, ſelbſt bey einer vornehmen Bildung, leicht das der Weiblichkeit ſo unanſtändige Fluchen an, und wechſeln augenblicklich Freundinnen und Geſinde, — würden es auch mit ihren Männern eben ſo machen, wenn ſich dergleichen eben ſo leicht finden ließen. Sind dieſe Weiber nicht ganz in raſtloſe Poltergeiſter umgeſchaffen; ſo können ſie doch auch dieſe und jene verdienſtliche Charakterſeiten haben. Ihr Hausregiment wird gemeiniglich mit guter und ſtrenger Ordnung verwaltet, ihre Kinder und Geſinde rechtlich gehalten, ihre Männer werden zwar ein wenig beherrſcht, aber auch gegen manche Ausſchweifungen, beſonders der ehelichen Untreue, verwahrt. Wohlanſtändigkeit und Sittſamkeit ziert das Innere der Familie, und vieles wird unvermerkt wieder gut gemacht, was das auflodernde Feuer der Hausmutter verdorben hatte.

Für ein größeres Hausweſen, und zur Regierung einer zahlreichen Familie iſt ein ſolcher beſtimmter Charakter auch wirklich vortheilhafter, als das weichliche, alles belächelnde und ſchlaffe ſanguiniſche Temperament. Eine Hausmutter kann durch die gerühmte ſtille Weiblichkeit, durch das hängende liebliche Madonnengeſicht, durch Sympathie und Empfindeley und ſüßliche Schonung wenig in Ordnung halten, ſondern muß unter ſo verſchiedengeformten Hausgliedern oft imponirende Autorität, Selbſtheit und Entſchloſſenheit zeigen können. Eine häusliche Regierung allein durch die Liebe iſt ein Ideal, das wol ſchwerlich in der Wirklichkeit aufgefunden werden möchte. Wird die Frau des Hauſes nicht auch gefürchtet; ſo herrſcht gemeiniglich das Geſinde, oder es fehlt an innerer ehelicher Zufriedenheit, weil, um jenes Geſinderegiment zu verhindern, der Mann den Beruf der Hausfrau übernehmen muß. Nach der Rouſſeauſchen Regel ſoll die Frau der Miniſter, und der Mann der Regent des häuslichen Staats ſeyn. Die Frau wird alſo tauſend Dinge durch eigene Entſchloſſenheit abthun und berichtigen können, ehe der Hausregent unnöthiger Weiſe damit beläſtiget wird. Nur die höhern Appellationen gehen an ihn, anſtatt, daß das ſchwache Weib, weil ſie nicht ſelbſt entſcheiden kann und keine Autorität beſitzt, jede Kleinigkeit vor ſein Tribunal bringt.

Melancholiſches *) [ſchwerblütiges, finſteres, in ſich gekehrtes] Temperament.

Kälte, Gleichgültigkeit, Menſchenſcheue, düſtre Aengſtlichkeit, oder auch Erbitterung und Menſchenhaß liegt auf dem Geſichte dieſes Charakters, den die Natur wol unter allen am

---

*) Man unterſcheidet mit Recht den zur Melancholie Geſtimmten, und den Melancholiſchen, indem der letztere einen fixen Gemüthszuſtand, — nicht den Hang zu einem Zuſtande andeutet.

wenigſten begünſtigte. Mit trüber Seele ſtarrt er vor ſich hin; ſein Auge öffnet ſich nicht, um Licht und Freude in die finſtre Seele einzulaſſen, ſo wenig es Licht und Freude von ſich giebt. Die ganze Phyſiognomie ſagt gleichſam ſoviel: wir beyde, mein armer Herr und ich, ſtehen nicht auf dem rechten Flecke, und gehören nicht zu der Familie der Glücklichen. Ihre Ausrede iſt ſtockend, ängſtlich, abgebrochen, als ob ſie ſich zu verrathen fürchteten, oder überall mit verdächtigen Auflaurern umgeben wären. Ihr Handdruck iſt kalt, ohne Theilnahme, ihre ſeltene Freundlichkeit doch nur affectirt und erzwungen. Bey ihren Höflichkeitsbezeigungen möchten ſie doch lieber das finſtere God dam! ausſprechen. Ihr Gang iſt ſchleichend und ſchleppend; ſie können ihrer Meinung nach doch kein blühendes Gefilde ereilen, wenn ſie auch noch ſo eilfertig wären. Ihr ganzes Aeußere iſt nachläſſig, und oft mit Willen vernachläſſiget; das Decorum liegt ihnen wenig am Herzen, weil ſie die Menſchen verachten, und es daher für lächerlich halten, mit Anſtand zu erſcheinen, — [indem man ſie vor ihrer Geburt nicht befragt habe: ob ſie in dieſe Narrenwelt eintreten wollten oder nicht?]

Dieſer Charakter iſt der unglücklichſte und verdächtigſte aller, weil der Frohſinn in ihm erloſchen iſt, und ihm die zarten und freundlichen Bande mit der Menſchheit nichts, oder doch nicht viel gelten. Er iſt gemeiniglich ein Miſanthrop, wie wir ihn oben weitläuftiger geſchildert haben. Er iſt neidiſch gegen frohe und glückliche Menſchen, weil er es nicht ſelbſt ſeyn kann; er könnte bisweilen aus heimtückiſcher Schadenfreude andern die ſchuldloſeſten Freuden ihres Lebens vergiften, blos um ſie zu vergiften. — Er weiſt ſelbſt mit Unfreundlichkeit die gütigen Herzen zurück, die ihn aufheitern, und ſeine Neigung zur Schwermuth heilen wollen; er will keinem Menſchen Dank ſchuldig ſeyn, damit er nicht ſeine Freyheit verkaufe. Aus Mißtrauen und Verachtung gegen die Menſchen zeigt er ſich taub und blind, wenn ſie ihn warnen; er wittert überall Fußangeln; er ſieht in dem Freunde ſeinen Verräther; aus Mißtrauen übt er ſich zuweilen in der Kunſt der

Verſtellung, um andere deſto ſicherer zu beſchleichen, und nur die Furchtſamkeit ſeines Naturells hält ihn von unerhörten Uebelthaten zurück. Aus Mißtrauen gegen die Menſchen iſt er geitzig, und betrachtet ſeine Schätze als ein Bollwerk zu ſeiner Vertheidigung im Nothfalle. Mit etwas muß denn doch die ſchwermüthige Seele ſpielen, und da ihr alle übrigen Spiele des fröhlichen Lebens genommen ſind; ſo bleibt ihr nichts, als das Amuſement mit dem Gelde übrig. Das Metall paßt ſich gleichſam zu dem metallenen Herzen.

Da es ihrer innern Natur nicht an Lebhaftigkeit und heftigen Begierden fehlt; ſo ſind ſie, aus Abneigung gegen die Menſchen, unruhig, zänkiſch und intolerant. Sie können ſelten nachgeben, und, weil das Herz voll Tücke und Eigenſinn iſt, fangen ſie gern Proceſſe und verworrene Händel an, und neigen ſich zur Cabale. Werden ihre glühenden Wünſche nicht erfüllt; ſo wird ſelten eine philoſophiſche Ruhe das ergrimmte Herz beſänftigen, ſondern ſie werden, tief in ſich gekehrt und ſelbſt gegen die Vorſehung erbittert, einer Welt fluchen, welche nur im Wahnſinne die beſte genannt werden könne. In dieſer Gemüthsſtimmung neigt ſich ihr düſterer Sinn dann oft zu einer menſchenſcheuen Einſamkeit, oder wol gar zum Selbſtmord. Die meiſten Selbſtmörder ſtammen aus dieſer ſchrecklichen Familie. — In ihren häuslichen und öffentlichen Verhältniſſen verlangen ſie ſtrenge Obedienz. Auf dem Throne ſind ſie Tyrannen, Zerſtöhrer, blutdürſtige Verfolger der Andersdenkenden, — wiederum aus Furchtſamkeit, Menſchenverachtung und Vernunftmangel.

Oft begleitet ſie ein ängſtliches Gefühl ihrer eigenen Exiſtenz ſelbſt, das durch die Gewohnheit nie abgeſtumpft, ſondern immer wieder neugeboren wird. Die Schwermuth hat mit dem Frohſinne dieß gemein, daß jedes ſich ſelbſt ſchafft, daher dieſer ſo überaus glücklich, jene ſo unendlich unglücklich macht. Menſchen dieſer Art iſt die ganze Welt zu enge, und ſie träumen, ohne wahnſinnig zu ſeyn, von tauſend fürchterlichen Dingen. Die Gegenwart iſt in ihren Augen ſchon erbärmlich genug, ſie klagen unabläſſig über böſe Zeiten; o Tempora! o Mores! iſt ihr Wahlſpruch. Aber die Zukunft wird noch viel ſchlimmer ſeyn; ſie können es nicht begreifen, wie man jemahls an ein Fortſchreiten des Menſchengeſchlechts in ſeiner moraliſchen Veredlung glauben dürfe. Dabey iſt ihr Kopf voll Aberglauben, ſie haben wahrſcheinlich die Hölle und die Geſpenſter erfunden; ſie neigen ſich zu einer düſtern Andächteley, zu finſtern Prophezeihungen, und zweifeln, bey aller Religioſität, oft dennoch an ihrer eigenen Seligkeit. Eine Erſcheinung, die bey melancholiſchen Weibern am gewöhnlichſten iſt, weil ihr moraliſcher Sinn eine größere Reitzbarkeit und Bedenklichkeit, als der männliche, hat. — Wie man das melancholiſche Temperament „den Hang zu einer Art des Vergnügens nennen konnte, welches mehr ſtill entzückt, als lebhaft ergötzet“, wäre unbegreiflich, wenn nicht alles in einem Syſteme zu folgerecht ſeyn ſollte. Dagegen enthält folgendes Gemälde dieſes Temperaments viel reelle Züge ſeiner Originalität.

„Wenig Hang zum phyſiſchen Wohlleben; Abneigung von lauten Beluſtigungen. Beſtändige Thätigkeit des Geiſtes; Ruhe des Körpers, wiefern dieſelbe die melancholiſche Thätigkeit des Geiſtes begünſtiget. Unwillige, unfreundliche Verwaltung ſolcher Geſchäfte, welche dieſe Art der Empfindſamkeit nicht verſtatten, und in ſofern Hang zum Zeitvertreib, d. h. zu einer ſelbſt gewählten Thätigkeit. Große Wirkſamkeit der Geſchlechtsluſt, eingekleidet in ſelbſttäuſchende Empfindniſſe von Hochachtung, Freundſchaft, Seelenvereinigung und Wonnegefühl, — bisweilen vereinigt mit dem Gedanken der Ewigkeit und des Grabes. Stolz verheimlichter Harm bey Schwierigkeiten und Hinderniſſen der Liebe. Innige äſthetiſche und moraliſche Empfindſamkeit. Warmer Enthuſiasmus für Vollkommenheit, verbunden mit Spottgeiſt und Unduldſamkeit.“

Nebenzüge. „Seltene Fröhlichkeit, — nur in der einſamen Stille und bey ſelbſtgewählten und ſelbſtangeordneten Vergnügungen. Immerwährender Wechſel von Schwermuth und übler Laune; bald verſteckt hinter gezwungene Leutſeligkeit, bald geäußert durch unfreundliches Betragen. Schnelle unerwartete Empfindlichkeit; brennender Zorn. Dauernder Unwille gegen verachtete Perſonen; vergütende Verſöhnlichkeit gegen Freunde. Moraliſche Unzufriedenheit mit den Menſchen; philoſophiſcher Stolz. Satyriſcher Neid gegen vornehme und reiche Thoren. Kein Rangſtolz, außer da, wo er ein Mittel des Despotismus, und der Despotismus entweder ein Mittel guter Abſichten, oder ein Werkzeug der Verachtung iſt. Zurückhaltende, verachtende Schweigſamkeit gegen Unbekannte, und gegen ſtumpfe oder gegen kaltherzige Menſchen; offenherzige Geſprächigkeit gegen Freunde und gegen empfindſame Menſchen. Bey einem mindern Grade des Verſtandes und des philoſophiſchen Stolzes, wird das zuweilen eine empfindſame, moraliſche Schwatzhaftigkeit, — vornehmlich in Frauen, Jünglingen und bejahrten Männern." [Platners Aphoriſmen.]

Miſchung der Charaktere.

Die allweiſe Natur hat ein doppeltes Meiſterwerk, — das Leben, und die Miſchung des Lebens, nach verſchiedenen Temperamenten und Abſtufungen des Naturells hervorgebracht. Ja, man könnte ſagen, daß das Leben eines Vernunftweſens nicht einmahl beſtehen könne, und nur eine Abſtraction im Reiche der Iden ſey, wenn es nicht durch die Miſchung und Compoſition mehrerer Charaktere, als ein Factum in der Wirklichkeit, aufgeſtellt werden könnte. Demnach ſollte es keinen durchaus einfachen Charakter in der ſittlichen Vernunftwelt geben, damit die Menſchheit, gleich dem Oceane, ſich immer bewege, und durch ein Stillſtehen ihrer Naturkräfte nie in ſich ſelbſt untergehe. Die Natur ergötzt ſich an den verſchiedenen Formen in der Geiſterwelt, — wie an ihren Lieblingskindern, und ſie iſt an dieſer Verſchiedenheit ſelbſt ſo reich, und mit ihr, man könnte ſagen, ſo verſchwenderiſch, daß ihr Werk nie aufhören kann, indem es aus ihr ſelbſt mit jedem Momente in tauſend neuen Geſtaltungen hervorgehet.

Es ließe ſich auch wol keine lächerlichere Menſchenwelt, als eine ſolche, denken, — worin nur ein Charakter die ganze Species bezeichnete, und ſich kein Individuum an dem andern durch ſeine verſchiedene Charakterform reiben, abſchleifen und ausbilden könnte. Eine Welt voll choleriſcher, — voll ſanguiniſcher, — voll phlegmatiſcher und voll melancholiſcher Leute, ohne daß es eine Miſchung dieſer Temperamente gäbe, könnte nichts anderes, als ein unglückliches Tollhaus ſeyn, worin alle freundlichen Verhältniſſe des Lebens, alle veredelte Geſelligkeit, alle Innigkeit und Freundſchaft, alles Streben nach höhern Zwecken, alles Fortbilden der Cultur und Sittlichkeit total verſchwinden müßten. Der Ehrgeitzige würde nur Sclaven und Venerationen um ſich her erblicken wollen, und, nur von Menſchen ſeines Temperaments umgeben, würde er ſich von allen beleidigt fühlen, und von jeder errungenen Höhe wieder herabgeſtürzt werden. Eine Welt, worin alles nur um der

Ehre willen geſchähe, würde keine ihrer Creaturen glücklich machen. Bey dieſer exaltirten Stimmung des Gemüths würde kein großer Kopf gedeihen; keiner würde ſich für das Wohl eines Staats aufopfern, keiner in ſeinem Emporſtreben das ſeyn, was er ſeyn ſoll, weil er es nicht ſeyn kann. Das fröhliche und verdienſtliche geſellige Leben, das dem Menſchen gemeiniglich ſeine ſittliche Wiedergeburt giebt, wäre ein Unding, anſtatt, daß es jetzt durch die Miſchung der Temperamente, ſelbſt ohne weiteres Hinzuthun der Regierungsform und der Religion, als ein abgeſchloſſnes Ganze, als ein Heiligthum der Natur, daſteht, und ſo ewig daſtehen wird *).

---

*) Selbſt eine Welt, — worin alles Regelloſe in den Charakteren freyer Weſen aufhörte, — ein Himmel, worin nur ein Charakter der Gemüther herrſchte, würde, genauer beſehen, nur ein moraliſches Nonens ſeyn. Auch in der vollendetſten Republik verklärter Geiſter kann die Tugend nur durch die Miſchung der Seelennatur und durch ihre Abtheilung in mehrere Temperamente — beſtehen. Alle Moralität ginge durch die kalte

Dieſe Unmöglichkeit irgend einer Societät unter Vernunftweſen erſcheint eben ſo evident, wenn man ſich eine Welt denkt, welche nur von Weichlingen und Wollüſtlingen bewohnt würde. Hier will keiner arbeiten und thätig ſeyn; alle wollen genießen, ohne das Ganze zu erhalten. In der Welt des Ehrgeitzigen entſtehen Kriege und Mordthaten, und Verbrechen aller Art aus Ehrgeitz; hier entſtehen ſie aus Heißhunger nach abwechſelnden Vergnügungen, und keiner wird befriedigt, weil auch hier einer wider alle, und alle wider einen ſind; eine

---

Einfachheit eines und deſſelben Hanges zu einer und derſelben moraliſchen Uebung verloren, wenn ſie nicht durch entgegengeſetzte Tendenzen immer von neuem geweckt, und eben dadurch in ihrer Freyheit geübt würde. Wenn man auch die allervollkommenſte moraliſche Welt, ohne alles Böſe, denken wollte; ſo würde doch ihre eigene gewünſchte Seligkeit nichts ſeyn, wenn die gegenſeitige Mittheilung verſchiedenartiger Seelen — nicht jenen Wechſel geiſtiger Genüſſe hervorbrächte, ohne welchen wir ein geiſtiges und erhöhetes Seelenleben gar nicht denken können.

Thierwelt dieſer Art wäre ſogar ſchon in der Idee eine Entehrung der Natur, weil die bloße Sinnlichkeit, ohne allen Ehrgeiz, das Thier von der Menſchheit nicht mehr abſondert, und beyde durch einander wirft.

Und welch eine ſchauerliche Einöde, welches kalte, verfinſterte Menſchengeſchlecht, welche Unnaturen erblicken wir vollends in der Welt des Phlegmatikers und des Melancholiſchen! Eine Exiſtenz, worin alle herzliche Theilnahme aufhört, ſchon eine Welt, worin nur Hypochondriſten wohnen, wäre das Bild der Hölle in allen ihren Realitäten, welches bisher nur ein Bild der Imagination war. —

Uebrigens hat der Charakter des Mannes und des Menſchen überhaupt keinen größern und keinen gefährlichern Feind, als die Gemeinheit, — oder das Hingeben ſeines beſſern Ichs an die Erniedrigung ſeiner geiſtigen und moraliſchen Natur. Dieſer Dämon lauert auf die Menſchen von ſeiner Kindheit an, —

und alle unbewachte Augenblicke ſind entweder ſein Werk, oder er macht ſie zu ſeinem Werke. Er ſchließt ſich auch ſchon früh genug an alle Temperamente an, und ſeine Begleitung iſt um ſo gefährlicher, je unſichtbarer er nach und nach ſeinen Anhängern wird, und je mehr ſich dieſe in ihrer ſchiefen Richtung gefallen. Unheilbar erſcheint er in tauſend Menſchen, die von ihm unabhängig zu ſeyn wähnen, — oder ſie dulden ihn, weil, nach ihrer Meinung, das Allgemeine — die Gemeinheit entſchuldigt. Dieſe Familie iſt zu groß, als daß die Verwandtſchaft ſich ihrer Vettern und Muhmen ſchämen dürfte. Von Anbegin der Welt zählt ſie ihre niedern und erlauchten Ahnen aller Art, und findet ihre Lieblinge in allen Ständen, unter tauſend verſchiedenen Nahmen und Geſtalten. Sie iſt die wahre catholiſche Gemeine des Weltballes, und ihr Regiment iſt ſo alt, wie die menſchliche Natur.

Sie lagert ſich mit gleicher Gewalt in die Herzen und in die Geiſter, — und gängelt die ſtupideſte Unwiſſenheit eben ſo leicht, wie das glänzendſte Genie, — indem ſie beyde durch den bäuriſchen Stolz zu ſich herabzieht. Indem ſie den Glauben an ihre — Unfehlbarkeit befördert, befördert ſie den moraliſchen Fall ihrer Schooskinder; indem ſie das Genie gegen ſich ſelbſt blind macht, tödtet ſie die geſunde Vernunft und ſtellt den electriſchen Kopf unter die Sternſchneutzen. Bisweilen will ſie ſich über ihre Natur ein wenig erheben, aber die bleyernen Fittige laſſen ſie augenblicklich ſinken, und dann iſt ſie gemeiniglich noch ſchwerfälliger, als vorher. — Zu einer ewigen Dürftigkeit beſtimmt, und von der Menſchenwürde enterbt, ruht auch der Fluch auf ihren Kindern: daß ſie ſich immer gleich bleiben müſſen, und daß alle Menſchen es ihr auf der Stirne leſen, weß Geiſtes Kind ſie iſt. Ihre Inſignien laſſen ſich ſelbſt durch den Glanz eines Throns nicht verbergen, — ſondern ragen überall ſtrotzend hervor, — und ſuchen das Tageslicht mit einer Art von Gewalt, wenn ſie füglich im Dunkeln bleiben könnten.

Gemeinheit,
als
Charakter.

Dieſer Charakter iſt in ſeinen Aeußerungen und Urtheilen platt, ungeſchliffen, geſchmacklos, — wie ſeine geſammte innere Natur. Er ſagt ſeine unbeſcheidenen und unreifen Gedanken *ſo*, wie ſie ihm kommen, — ohne zarte Rückſicht auf andere, weil er nicht weiß, was ſich ſchickt, oder, wenn er es auch weiß, durch eine ungezügelte Leidenſchaftlichkeit zur platten Redſeligkeit hingeriſſen wird, — oder, weil er platt ſeyn kann, wol gar glaubt, daß er *Recht* habe.

Er legt auf ſeine Urtheile, ſeine Meinungen und Behauptungen einen hohen Werth, weil der Umfang ſeiner innern Bildung zu klein iſt, und weil ſeine Kraft, über ſich ſelbſt nachzudenken, in ſeinem rohen Egoismus unterging. Daher jene pöbelhafte Unbeſcheidenheit, die hinter der dünnen, durchſichtigen Cultur immer wieder hervorſcheint, und oft durch das Schweigen einer gebildeten Geſellſchaft ſogar noch beſtärkt wird, weil man mit dem gemeinen, kenntnißloſen Raiſonneur nicht gern einen Kampf beginnt.

Er ſagt andern, was er von ihnen denkt, — Lob oder Tadel, — mit ungezogener Zudringlichkeit in's Geſicht, oder drückt, wenn er Anſprüche auf inneres Selbſtvermögen macht, ſeine Offenherzigkeit mit ſchneidendem Scherze aus. Daß er über ſeinen Witz immer zuerſt lacht, und bey ſeinem Lobe anderer die gnädige Kennermiene annimmt, — verſteht ſich von ſelbſt. Mangel an ſchonender Zurückhaltung in Beurtheilung anderer kann aus Ueberlegenheit des Geiſtes entſtehen; er iſt aber auch oft ein Deficit einer edlern Erziehung.

Er ſieht alles nur in Beziehung auf ſich. Dieß iſt zwar ein allgemeiner Zug eigennütziger Naturen, und vielleicht der allermeiſten Menſchen; allein das iſt Gemeinheit, — wenn man dieſen eigennützigen Zug überall zu laut werden läßt. Schon derjenige, der nur immer von ſich ſpricht, iſt gewöhnlich ein gemeiner Menſch, wenn er ſich auch wegen ſeines Ranges in die Claſſe der Gebildeten ſtellt, — noch gemeiner wird der gemeine Charakter, wenn er in bäuriſchen Stolz ausartet, und nichts gegen ſich aufkommen laſſen will. Aus dem zu maſſiven Glauben an ſich ſelbſt entſtehen tauſenderley Unarten gegen unſere Nebenmenſchen, weil die ſich ſelbſtgeſchaffene Majeſtät keinen Begriff von der Schonung anderer hat.

Am wenigſten wird der gemeine Menſch auf unſere zartern Wünſche und Gefühle, auf die Stimmung und Sprache unſeres Herzens, auf die leicht zu verwundenden Seiten unſeres Gemüths, auf unſre Freunde und deren Verhältniſſe mit uns Rückſicht nehmen, — weil alle dieſe Dinge ſeinem harten und groben Sinne nicht einleuchten wollen, ſobald ſein Wille damit in Colliſion kommt. Er iſt der wahre Despot feinfühlender Seelen, wenn er ihnen befehlen darf, und ſich dieſe nicht erniedrigen wollen, ihm — gleiche Waffen entgegenzuſtellen.

Er prunkt mit ſeinem Gelde, mit ſeinem Einfluſſe, ſeinen Bekanntſchaften, ſeiner Kunſt, ſeinen Kenntniſſen, wie mit ſeinem Körper, wenn er ihn ſehen laſſen darf. — Er iſt nicht klug genug, ſich weniger zu zeigen, — und dieß iſt die größte Strafe, womit die Ungeſchliffenheit ſich gewöhnlich ſelbſt züchtigt. Sie iſt, vermöge ihres ganzen Weſens, verdammt, nur immer vorlaut zu ſeyn, und dadurch der Welt zu verkünden, weß Geiſtes Kind ſie ſey.

Gemeinheit mit Gelehrſamkeit verbunden, iſt gemeiniglich ein höchſt abſchreckender Charakter, und artet bey der kleinſten Veranlaſſung faſt immer in öffentliche Impertinenz aus. Da giebt es vollends keine Schonung der Andersdenkenden, — und das Wiſſen und Gelehrtſeyn dient dann nur dazu, den ungeſchlachten Sinn nur noch mehr zu verhärten; aber auch noch mehr in's helle — Tageslicht zu bringen. Gemeinheit und Genie ſtehen oft zuſammen, — weil dieſem eine verwilderte Natur oft genug als wahre Seelengröße erſcheint.

Die gemeinen Ausdrücke in Critiken und Anticritiken verrathen gemeiniglich Männer ohne veredelte Erziehung, — weil eine Kleinigkeit den gelehrten Kopf aus ſeinem Gleichgewicht heben kann, und er in gefliſſentlich geſuchten, platten Beleidigungen — Satisfaction zu finden glaubt. Das Gemeine kann freylich nichts Beſſeres achten. — Der gemeine Literator iſt daher gewöhnlich der plumpe Antagoniſt aller beſſern Köpfe, und vollends der Todfeind aller Leute von — Geſchmack.

Das gegenſeitige Anfeinden iſt überhaupt den Gelehrten nie ſchwer geworden, weil ihre Schulerziehung doch eigentlich nur eine gemeine Erziehung iſt, und ihr Egoismus ſo ſelten veredelt wird *). Mitten unter den Wiſſenſchaften ſchießen doch die meiſten nur wie Unkraut auf, — auch bekümmert ſich die feinere

---

*) Daher die tauſendfachen Ausnahmen von der lateiniſchen Maxime: „Didicisse fideliter artes emollit mores nec ſinit esse feros."

Welt zu wenig um ſie, und ſo nehmen ſie den pöbelhaften Schulgeiſt mit in alle Verhältniſſe ihres Lebens hinüber. Ferner wird ihnen das Studium des feinen Welttons ſelten wichtig genug, da ſie das verfeinerte Leben von ihrem Bücherthron herab mit ſtolzer Verachtung beſchauen.

In ſeiner Sittenweiſe handelt der gemeine Charakter gewöhnlich gegen den beſſern Wohlſtand, gegen das Edle und Liebenswürdige des Benehmens, und überhaupt gegen diejenige Urbanität, welche den geſelligen Menſchen in ſeiner veredelten Form abbildet. Ja, man könnte behaupten, daß er, in gewiſſer Rückſicht, — mit der Thierheit am nächſten verwandt ſey, weil ſelten eine veredelte Schamhaftigkeit in ihm wohnt. Es hat Menſchen dieſer Art von den bewundernswürdigſten Kenntniſſen gegeben, die zugleich die ſchamloſeſten Cyniker waren.

Die höchſte Gemeinheit iſt — das Laſter in allen ſeinen tauſendfachen Geſtaltungen, weil es grade das Gegentheil eines freyen und veredelten Willens iſt. Daher ſinkt der gemeine Charakter auch bey hohen Verſtandeskenntniſſen leichter, als jeder andere, wenn ihn nicht noch einiges Ehrgefühl an die Würde ſeiner Natur mahnt. Er giebt ſich ſeinen Trieben thieriſch hin, und kann ſeine Genüſſe wol gar mit tief unter ihm ſtehenden, verworfenen Menſchen theilen.

Er kann mit völlig Ungebildeten in enge Vertraulichkeiten treten, und ſo mit ihnen leben und ſterben. Dieſe Menſchen ſind ihm auch eigentlich die liebſten, weil ihre rauhen Charaktertöne zuſammenſtimmen, und die feinere Bildung des Einen dem Andern kein Dorn im Auge ſeyn kann. Das ſich Gemeinmachen mit Niedern iſt wol allemahl das Zeichen einer gemeinen Natur, die keine edlern Reitzmittel des Umgangs kennt, und ſich bey einer gegenſeitigen gemeinſchaftlichen Verwilderung behaglich fühlt.

Daß die Gemeinheit gleichſam peſtartig anſtecke, und nach und nach die feinſten Leute ſelbſt zu ſich herüber ziehen könne, iſt ſehr natürlich. Denn, wenn wir mit ſolchen umgehen müſſen, die keine andere, als die gemeine Sitte und Sprache verſtehen; ſo müſſen wir, um ihnen verſtändlich zu werden, ihre Gemeinheit annehmen, und es gleichſam ſo machen, wie der Nüchterne, der unter Betrunkene geräth, und, um dieß nicht unausſtehlich zu finden, ſich mitbetrinkt.

Im Glück iſt der gemeine Charakter meiſten Theils übermüthig und hochfahrend, und läßt dieß ſelbſt ſeine Freunde empfinden. Er ſcheint es durchaus nicht zu wiſſen, daß der blinde Zufall dem Menſchen keinen Werth geben kann, und daß der darauf gegründete Stolz der lächerlichſte unter allen iſt. Er giebt Wohlthaten nicht aus Herzlichkeit und Menſchenliebe, ſondern um ſich damit ſehen zu laſſen, und ſie dem Empfänger gelegentlich einmahl vorzuzählen. — Dabey fordert er nicht ſelten eine geſpannte Aufmerkſamkeit auf ſeine Perſon, ſo wie er auf der andern Seite glaubt, daß ihm ſein Glück jede Zudringlichkeit erlaube, — und jeden harten Ausbruch ſeiner Meinungen und ſeiner Denkungsart entſchuldige.

Im Unglück iſt er dumpfſinnig, niedergedrückt, und weiß ſich nicht zu helfen, weil ihm der große Hebel der Menſchenkenntniß und Lebensklugheit fehlt, — meiſten Theils aber iſt er im Ungemach bäueriſch-ungeſtüm, tobend und ausgelaſſen. Er ſchüttet ſeinen Unmuth, ohne auf Zeit und Ort zu ſehen, überall aus; er beläſtigt andere mit den Beſchreibungen ſeines Unglücks; er verdammt voll Jähzorn ſeine Gegner; er kann ſich nicht faſſen, der vernunftloſe Affect ſpricht immer aus ihm, und ſchleppt das ungeſtüme Geſicht in alle geſellige Zirkel, oder lagert ſich dahin mit einem froſtigen Schmollen, — unbekümmert, ob er nicht hierdurch der geſelligen Fröhlichkeit im Wege ſteht. Der rohe und ungebildete Egoismus dieſer Gemüthsart verträgt ſich nicht mit einem ruhigen Ertragen eines widrigen Schickſals, — grade als ob die ganze Natur ihm zu Dienſte ſtehen müſſe.

Der gemeine Charakter iſt am ſeltenſten einer wahren Veredlung fähig, weil er ſich ſelbſt nicht kennt, oder, was noch öfter geſchieht, — weil er durch eine Selbſttäuſchung den Ausdruck von Plattheit für das Gepräge des rechtſchaffenen und graden Mannes hält, und alſo wol gar durch eine innere Verfeinerung an ſeinem moraliſchen Gehalte zu verlieren glaubt. — Nichts ſpricht dieſen zurückſtoßenden, und in ſich ſelbſt verroſteten Charakter in ſeiner ganzen armſeligen Natur mehr aus, als der abſolute Mangel eines feinern und gebildeten Ehrgefühls, — als wodurch er eigentlich unheilbar wird. Er kann zwar leicht einen hochtrabenden und gebiethenden Stolz zeigen; allein da dieſer grade das Gegentheil eines veredelten Ehrgefühls iſt; ſo macht ſich hierdurch die Gemeinheit nur noch lächerlicher, weil ſie auf einem ganz verkehrten Wege Achtung für ſich erzwingen will. Es liegt überhaupt ſo wenig Anziehendes in ihr, und ſie iſt ſo durch und durch unliebenswürdig, daß ſie durch jede angenommene Bedeutſamkeit, und ihre hundertfachen falſchen Ehrbegriffe, unerträglich wird.

Der gemeine Menſch ſetzt alles, was er Ehre nennt, — nur in äußern Schimmer, — in Rang und Kleid, Ceremoniell und Titel, und in ein gewiſſes Obenanſtehen da, wo die geſunde Vernunft durchaus keinen hohen Platz auffinden kann. Er drängt ſich an die obern Stellen an der Tafel und in Aſſambleen; er berechnet genau, ob bey gewiſſen Feyerlichkeiten die Plätze nach Verdienſt [in ſeinem Sinne] ausgetheilt ſind oder nicht, und zwar nicht im Scherz, ſondern mit tiefſprechendem Ernſt; er bezahlte gern große Summen für einen Titel, der nichts ſagt; er rechnet es Freunden und Nachbarn hoch an, ob ſie ihm einen Glückwunſch bringen oder nicht, und in welchem Rocke das erſtere geſchieht. Stehen dieſe Menſchen auf einem hohen Poſten; ſo ſind ſie gemeiniglich bey aller Nichtpolitur die geſchliffenſten Teufel ihrer Untergebenen.

Es iſt übrigens eine ſonderbare Erſcheinung, daß die allergemeinſten und roheſten Köpfe, und die allerfeinſten und gebildetſten Charaktere oft einerley Werth auf die mancherley kleinlichen Ehrenbezeigungen ſetzen, womit ſich die Menſchen

— einander zum beſten haben. Eben ſo wahr iſt es, daß tiefe Gemeinheit ſich oft noch mit hoher Cultur gattet, ſo widerſprechend auch dieß klingen mag. — Dieſe Amalgamation des Brutalen mit der Cultur kann aus einer fehlerhaften Erziehung herſtammen, die ihr Werk nur halb verrichtete; oder aus einem angenommenen Tone, — ungenirt zu ſeyn; oder aus einer Ohnmacht, über ſeine gemeinen Leidenſchaften Herr zu werden, und eine alte Gewohnheit des Tölpiſchen abzulegen. Dieß ſind Menſchen, die einem wohlbearbeiteten Boden gleichen, der neben ſchönern Blumen auch mancherley Unkraut hervorſchießen läßt.

Feinfühlende Gemüther wachen daher unaufhörlich über ſich, um einem ſo beſchimpfenden Feinde ihrer Ehre, als die Gemeinheit iſt, auszubiegen. Aber dadurch entſteht auch oft wieder eine gewiſſe Pedanterie, ein zu ſichtbarer Zwang des Artigen, Gefälligen und Verfeinerten, der leicht in Oſtentation ausarten kann, und, indem er dem Lächerlichen der Gemeinheit entgehen will, in das Lächerliche der Ziererey ſinkt. Dieß iſt ein Fehler, der nicht genug bey der Erziehung der Töchter in den höhern Ständen vermieden wird, — man ſucht ſie dadurch vor der Gemeinheit zu ſichern, indem man ihnen die Einfachheit eines natürlichen Benehmens verleidet, und ſie eben dadurch nur zu vornehmen Unnaturen macht.

Die große Welt iſt aus mehrern Urſachen nicht immer die feinſte, ſo tief ſie auch den Pöbel unter ſich erblickt. Einmahl, weil das, was man dort Cultur und Verfeinerung nennt, ſehr oft nur ein äußerer vornehmer Anſtrich, Friſur, Folie und Farbe iſt, wobey das Innere des Geiſtes immer noch in einer tiefen Verwilderung beharren kann; — zweytens, weil die Meinung von Größe und Uebergewicht die Menſchen gar zu leicht gegen ſich ſelbſt und ihre feinern Sitten unachtſam macht; — drittens, weil die Erziehung vornehmer Kinder, bey allen noch ſo vorſichtig getroffenen Maßregeln, genau beſehen, — nicht blos von Aeltern, Lehrern und Erzieherinnen, ſondern zugleich von dem Geſinde mit beſorgt wird, deſſen brutale Sitten den Kindern viel verſtändlicher, als jede feinere Erziehungsmethode zu ſeyn pflegen; — viertens, weil nirgends mehr kleinliche, gedankenloſe Begriffe und Vorurtheile in Abſicht der wahren Ehre, als hier, herrſchen, und alſo auch hier das Heraustreten aus einer edeln und feſten Sinnesart ſo leicht gemacht wird; — endlich, weil die Sinnlichkeit, zugleich die Mutter und Tochter des Gemeinen, hier ſo oft die Würde des Sittlichen zu beleidigen verführt wird, und ſich dem Gemeinen hingeben muß, wenn ſie befriedigt ſeyn will. Wenn es überhaupt wahr iſt, daß eiſerner Egoismus und ſchlaffe Sinnlichkeit die größten Feinde reiner Veredlung ſind; ſo muß dieſe letztere natürlicher Weiſe im Genuſſe des Ueberflüſſigen und bey einer Erziehung zum Eigennutze — in der großen Welt am ſeltenſten ihre innere Vollendung erreichen. Denn nur erhöhete Sittlichkeit iſt wahre erhöhete Charakterverfeinerung.

Ende des zweyten Bandes.

Der
Mann.

Ein
anthropologiſches
Charaktergemählde
ſeines Geſchlechts.

Ein Gegenſtück
zu
der Charakteriſtik des weiblichen Geſchlechts.

Von
Carl Friedrich Pockels,
Herzogl. Braunſchw. Lüneb. Hofrathe.

Dritter Band.

Hannover,
in der Ritſcherſchen Buchhandlung.
1806.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Einleitung.

Da das *Genie* vornähmlich dem *Manne* als etwas Eigenthümliches zugeſchrieben wird, und dieſem ſchon aus dieſer Rückſicht von der Natur ſelbſt ein größerer Wirkungskreis des Handelns und Denkens angewieſen wurde: ſo kann eine Abhandlung über dieſe höhere geiſtige Organiſation des männlichen Geſchlechts in einem anthropologiſchen Gemählde deſſelben nicht wohl übergangen werden, — ſo viel auch dieſer Gegenſtand vor und nach der Revolution der neuern Philoſophie beleuchtet worden iſt.

Der Verfaſſer dieſes neuen Verſuchs glaubt aber gern, daß ſachkundigern und ſcharfſinnigern Leſern, beſonders transcendentalen Kunſtrichtern, ſeine Vorſtellungs- und Behandlungsweiſe jenes wichtigen Gegenſtandes nicht [wenigſtens nicht überall] genügen wird, und daß man hier manches ganz vergeblich ſuchen dürfte, was ſonſt wol dem reichhaltigen Artikel über Genie und Genieweſen [vornähmlich in unſern genieſüchtigen Zeiten] einverleibt werden müßte. — Allein man beliebe nur vorläufig zu bedenken, daß der Verfaſſer hier keine durchaus abgeſchloſſene Unterſuchung über das Genie, in ſeinem ganzen idealen Umfange — und in allen ſeinen äſthetiſchen Formen, liefern, ſondern nur deſſen Beſtandtheile und Bedingungen, als den höhern Geſchlechtscharakter des Mannes, zu einer allgemeinern Lectüre andeuten wollte.

Noch weniger wird man hier eine anthropologiſche, oder wol gar äſthetiſche Aufzählung des geſammten Denkvermögens, — ein Handbuch der Pſychologie, wie wir deren ſchon genug haben, erwarten können. Das Denkvermögen iſt, wie ich glaube, bereits hinlänglich zu unſerm Nothbedarf ausgemeſſen, und kommt als ſolches bey einer Charakteriſtik der Geſchlechter nicht weiter in Betrachtung, weil im Manne und im Weibe das Denken ſelbſt nach ſeiner dreyfachen logiſchen Form [der Begriffe, Urtheile und Schlüſſe] durchaus einerley iſt, und die Vernunft in beyden Geſchlechtern, — als Vernunftweſen, nicht urſprünglich verſchieden ſeyn kann.

Ob es aber, dieſe logiſche Form des Denkens abgerechnet und derſelben unbeſchadet, dennoch ein höheres Lebensprincip der Faſſungs- und Penetrationskraft im Manne, als im Weibe, gebe, — alſo etwas wirklich Originelles und Charakteriſtiſches in der innerſten Geiſtigkeit des Mannes ſelbſt vorhanden ſey? — dieß war die Frage, die hier aufgeworfen und empiriſch beantwortet werden mußte, und dieſe Beantwortung habe ich nicht ohne Schüchternheit unternommen. Wenn man einer Seits dem andern Geſchlechte den rechtmäßigen und hohen Beſitz des Denkens, Urtheilens, und ſelbſt eines Talents zu Philoſophiren nicht abſprechen kann: ſo ſcheint es auf der andern Seite eine gewagte Ungerechtigkeit zu ſeyn, — wenn man dem weiblichen Geiſte einen Vorzug nicht zugeſtehen will, den ſich der Stolz des — Mannes ausſchließlich zueignet, — alſo in einem ſo liebenswürdigen Weſen, in dem Lieblinge und Gefährten des

Mannes, — eine Negation annimmt, wogegen der Mann ſelbſt eine wirkliche Realität beſitzen ſoll; — wenn man, durch die angenommene Inferiorität der einen Natur, ſie von der andern höher ſtehenden gleichſam gewaltſam trennt, und das wiederum ſcheidet, was die ewige Weisheit unauflöslich verbunden hatte. — Ferner mußte ich erwarten, daß man mir die große Menge weiblicher Schriftſtellerinnen vorhalten, und aus den Schriften gelehrter Frauen ſelbſt darthun würde, daß das andere Geſchlecht, unter dem Einfluſſe einer wiſſenſchaftlichen Cultur, ſeinen Kopf ſo gut, als der Mann, zu gebrauchen wiſſe, und ferner gebrauchen werde. Und dieſe Hinweiſung auf etwas in der Wirklichkeit Vorhandenes ſchien vollends jede Unterſuchung über die weiblichen Geiſteskräfte als etwas Zweckloſes und Ungebührliches abzuweiſen.

Man ſiehet leicht, daß die Vertheidiger des weiblichen Geſchlechts dieſe Vortheile des Streitpunctes auf ihrer Seite weiter benutzen, und nachgebende Gegner gar leicht zum Schweigen bringen konnten. Allein der Streitpunct ſelbſt muß nicht ſo allgemeinhin auf die bekannten Seelenkräfte des Menſchen überhaupt bezogen werden, wenn der Gegner ſelbſt einen feſten Standpunct behalten ſoll. — Wenn dieſer dem andern Geſchlechte eine gewiſſe active und originelle Productionskraft des Scharfſinnes und des höhern Talents abzuſpechen wagt, — die vielleicht durch keine aller möglichen und wirklichen Erziehungen hervorgerufen werden könnte: ſo ſoll hierdurch dem Weibe durchaus nicht irgend eine Urkraft des Geiſtes ſelbſt abgeläugnet und ſie auf einen niedern Standpunct der Vernunft zurückgeſetzt werden. Dieß hat nie einem verſtändigen Seelenforſcher einfallen dürfen, wenn man ſelbſt an ſeine eigene Vernunft glauben ſollte. Alles Denken an ſich ſelbſt erfolgt und wirkt in dem weiblichen Kopfe vollkommen nach einerley Regeln, wie in dem männlichen, — alles iſt hier einerley, ſo wie die Vernunft überall eine und dieſelbe iſt. Hier ſtehen Mann und Weib in ewiger Eintracht der Natur neben einander, — einerley Seelen wohnen nur in verſchiedenen Körpern, und dieſe Verſchiedenheit ſollte vornähmlich die Fortdauer gegenſeitiger Liebe, oder den Naturzweck zur Erhaltung der Menſchenſpecies, begründen.

Aber ſo wie es ſichtbar und erwieſen in dem animaliſchen Naturell des Mannes eine auffallende größere Kraft des Sinnlichen, — und in ſeinem Gemüthe eine entſchieden größſere Stärke und Beharrlichkeit ſeines Willens, als in dem weichern und nachgebendern Charakter des Weibes, giebt: ſo könnte man ſchon durch die Analogie ſchließen, daß es doch wol auch bey aller Gleichheit beyderſeitiger Denkformen noch einen gewiſſen Unterſchied in der Denkgeiſtigkeit geben könne, wenn man hierüber die Erfahrung critiſch befragen wolle. Hierbey habe ich mich denn aber freylich nicht auf die Unterſuchung einlaſſen können: wie es zugehe, daß der Mann in allen Erſcheinungen ſeiner Conſtitution, alſo auch in ſeiner innern Seelennatur, ein lebendigeres Leben beſitze? Die innere Einrichtung, wodurch die Natur den Mann überhaupt zum ſtärkern und das Weib zum ſchwächern Geſchlechte ausbildet und organiſirt, iſt uns durchaus verſchloſſen, und wird es vielleicht immer bleiben.

Aber jene Analogie, — daß im Manne — Sinnlichkeit und Gemüth offenbar ſtärker und lebendiger als im Weibe ſey, — folglich auch in ſeinem Geiſte ein gewiſſes höheres Princip des Ideenſchaffens liegen müſſe, war noch kein Beweis, ſondern nur Raiſonnement, wobey man durch Vergleichung zweyer Charaktere einen dritten herauszubringen meint. Ich habe mich daher in dieſer ganz natürlichen Verlegenheit, worin ſich das Raiſonnement in ſolchen Fällen immer befindet, — an die Erfahrung gewandt, — und dieß iſt es, womit ſich der zweyte Theil dieſes Bandes beſchäftigt, und alle weitere Verlegenheit über dieſen Punct beſeitiget. Der erſte Theil zeichnet das Genie überhaupt in ſeinen pſychologiſchen Erſcheinungen, als eine beſondere Originalität des männlichen Kopfs; der zweyte beleuchtet die weibliche Geiſtes-Energie in ihren ſchriftſtelleriſchen Producten, und iſt in ſo fern eigentlich mehr critiſch. Aber grade dieſe Critik wird die Leſerinnen gegen mich reitzen, ob ſie gleich, bey ſo manchen ihnen verliehenen Talenten der Liebenswürdigkeit und Vernunftmäßigkeit, gegen eine ſolche Critik ganz gleichgültig ſeyn könnten. Gewiß werden auch nur die äſthetiſchen Schriftſtellerinnen, und die, welche es werden wollen, die Beleuchtung des weiblichen Genies beſpötteln, und es kaum begreifen können, wie man die weibliche Genialität, als ein Factum in der Schriftſtellerwelt, zu bezweifeln wage. Diejenigen, welche ſich wohlweislich nicht zu dieſer Welt als Mitarbeiterinnen geſellen, haben von jeher beſcheidenere Begriffe von ihrem Geſchlechte gehabt, indem ſie ſelbſt, bey hoher Ausbildung des Geiſtes, das Bücherſchreiben der Frauen tadelten und verlachten. Sie wußten es, daß der innere und reine Werth der Weiblichkeit und des weiblichen Verſtandes auf etwas viel Höhern und Größern, als auf der Schriftſtellerey beruhe, und daß jedes Geſchlecht in den heiligen Schranken der Natur bleiben müſſe. — Sie ſahen es ein, daß jenes ängſtliche Ringen und Haſchen nach einer gewiſſen literariſchen Celebrität nichts, als eine aus ihren Grenzen getretene weibliche Eitelkeit ſey, die zuletzt unerſättlich werde, und, weil ſie ſich nie genug belohnt fühle, gemeiniglich den edeln und einfachen Charakter des Weibes ganz umſtimme und verſtimme. Sie ſahen es ein, daß Zärtlichkeit, Aufmerkſamkeit und Liebe für einander in den Ehen, — durch die weibliche Gelehrſamkeit, untergeht; und ein philoſophirendes und verſificirendes Weib nicht nur den Mann zurückſtößt, ſondern — daß endlich durch jene abſprechende Vielwiſſerey, durch jene Anſtrengungen, genialiſch und männlich zu denken, — das Weib faſt allemal im Weibe ſelbſt unterzugehen pflegt.

Es wäre alſo ein ſo verdammliches Unrecht nicht, wenn man der ſchönen Welt, durch die Hinweiſung auf den Mangel ihres Genies, — das Schriftſtellerhandwerk, — das hier wirklich oft nur Händewerk iſt, — ein wenig zu verleiden ſuchte. Dieſe Abſicht wäre ſogar ſehr lobenswürdig, — wäre ſogar Pflicht, ob wir gleich ſchon viel zu weit in einer gewiſſen ſchimmernden Verſtandeskultur fortgerückt ſind, als daß freundliche Warnungen dagegen erkannt werden ſollten. Es iſt aber auch dem Verfaſſer nie eingefallen, dem andern Geſchlechte das Schreiben und Dichten ohne allen Unterſchied als etwas Verwerfliches und Unnatürliches vorzuzeichnen. Er gönnt vielmehr allen wackern Frauen ihr Schriftſtellern und Versmachen recht gern, wenn es ihnen zu einem unſchuldigen Zeitvertreibe dient, — wenn dabey nicht größere und näher liegende Pflichten der Mutter, der Gattinn, der Erzieherinn, der Freundinn u. ſ. w. verſäumt werden, und wenn es überhaupt Stunden geben könnte, worin ihnen — nichts Edleres, Nützlicheres, Beſſeres und Herrlicheres zu thun übrig bliebe.

Allein grade bey dieſen Vorausſetzungen und Bedingungen treten ſo viele Bedenklichkeiten hervor, daß man aus Vorſicht die ganze Erlaubniß zu dem leidigen Schriftſtellerweſen des ſchönen Geſchlechts wieder zurücknehmen möchte. Denn

a) bleibt das Schriftſtellern des andern Geſchlechts gewiß nicht lange ein unſchuldiger Zeitvertreib deſſelben, ſo bald es ſich des weiblichen Gemüths bemächtigt hat. Unmerklich, wie durch eine ſtille fortſchleichende Anſteckung, entſteht daraus ein heimliches lüſternes Annehmen und Anreizen des empfindelnden Egoismus, — die Stunden immer ſo zu vertreiben; es wird endlich ein Hang — und zuletzt eine Gewohnheit daraus, die von nun an nicht mehr geſättigt werden kann. Die heilige Weihe iſt vollbracht; — die Schriftſtellerinn iſt ein Weſen höherer Art geworden; ſie würde ſich ſelbſt beleidigen, wenn ſie von dieſer glänzenden Höhe wieder herabſteigen wollte. — Der Kopf dieſer Frauen wird endlich ein lebendiges Buch, eine Phraſeologie von gemiſchten Kenntniſſen; die ſchnell genug zur Befriedigung des durſtigen Geiſtes geſammelt, aber faſt nie geordnet werden. Alles Geleſene und Gedachte muß ſich auf jene Phraſeologie beziehen, es mag ſich dahin beziehen laſſen, oder nicht. Dieſer Anfangs unſchuldige Zeitvertreib wird endlich ein verderblicher, weil er das Weib von ihrem ſchönern originellen Berufe entfernt, es alſo zu einer wahren Zeitverſchwendung verführt, welche ich zu den allergrößten Sünden der Weiber rechne. Sollte es denn

b) wirklich Zeiten und Stunden geben, worin unſern Frauen wirklich nichts Beſſeres und Edleres zu treiben übrig bliebe, als — Bücher zu ſchreiben? Mich dünkt, die Natur hat den Geſchäftskreis der Mutter und Gattinn ſo hinreichend ausgefüllt, und mit ſo großen Belohnungen des ſtillen Glücks verbunden, daß ſie dieſes wollüſtige Herumtappen in der Bücherwelt völlig entbehren kann; ja, es kommt mir ſchon unnatürlich vor, wenn eine Hausmutter nur täglich einige Stunden auf den Müßiggang der Lectüre verſchwenden wollte. — Die häusliche Arbeitſamkeit, und die fortgeſetzte redliche Aufſicht auf die Erhaltung und Verbeſſerung eines zweckmäßigen Hausregiments, — die zärtlichen Sorgen für Kinder und Gatten, — das Studium jener freundlichen Liebe und Gefälligkeit, welche dem ihr anvertraueten Familienzirkel jeden Tag zu einer Freudenfeyer umſchaffen möchte; — das zarte mütterliche Beſtreben, alles um ſich her zu veredeln, zu verherrlichen und zu humaniſiren, — die ſtille Pflege und Verbreitung eines reinen moraliſchen Gefühls in dieſem Tempel des Friedens — iſt doch gewiß ein edlerer und ehrenvollerer Zeitvertreib, als jener, — für die Druckerpreſſen zu arbeiten, Dinge zu ſagen, die ſchon tauſendmal beſſer geſagt ſind, Oden zu fertigen, denen alle Begeiſterung fehlt, und Romane zu ſchreiben, die kein vernünftiger Menſch leſen mag.

Will man ſich c) einen Begriff von den innern Verwüſtungen und Verdrehungen des Charakters ſelbſt machen, welche gemeiniglich durch die Schreibſucht bey Leuten, die keinen Beruf hierzu haben, hervorgebracht wird: ſo werfe man nur einen Blick auf ſolche unberufene und junge Autoren, und man wird ſo ziemlich das grelle Bild unſerer Schriftſtellerinnen darin wahrnehmen. Der vorher ſo beſcheidene, anſpruchloſe und ſanft gebildete junge Mann wird durch das Schriftſtellerfieber gemeiniglich ein ganz anderes excentriſches Weſen. Er möchte ein Weltreformator werden, wenn er nur könnte. Er ſieht alles in einem weit hellern Lichte, als die Augen aller übrigen gelehrten und ungelehrten Maulwürfe; die Verdienſte der ſchätzbarſten Männer ſind ſeiner Meinung nach nichts, als ſchimmernde Wolken, die nur der Unwiſſende anſtaunt, und durch ein — Bonmot des Kunſtrichters zerplatzen. Aller ſeit Jahrtauſenden aufgeſammelte Schutt der ſogenannten Schulgelehrſamkeit und Philoſophie müſſe fortgeſchafft, und ein durchaus neues Gebäude des Wiſſens und des Geſchmacks aufgeführt werden. Der Glaube an die Größe verehrter Schriftſteller müſſe aufhören, und ein durchgreifendes Zweifeln an deſſen Stelle treten. Man müſſe ſich nicht mehr anlehnen wollen, ſondern wie ein Gott allein ſtehen, und allein wirken. Die Sprache ſelbſt müſſe noch gewaltige Revolutionen erleiden, ehe ſie ſich vergeiſtigen könne; — und wir hören in neuern Zeiten dieſe jungen Pedanten wirklich eine ſo gewaltige Sprache reden, die freylich nichts ſagt, und, wenn ſie es verdiente, — erſt in's Deutſche überſetzt werden müßte. — Das Herz, welches natürlicher Weiſe in dem jungen Schriftſteller gewöhnlich zuletzt ausgebildet wird, muß auf dieſem fingirten Standpuncte ſeiner Größe allemal eine gewiſſe Härte und Gleichgültigkeit gegen die übrigen Menſchen annehmen, und alſo an wahrer Humanität verlieren; ja, er findet wol ſelbſt etwas Großes darin, andere zu verachten, um wieder verachtet zu werden. Die gewöhnliche Welt iſt ſeiner nicht werth; er zieht ſich ſchmollend aus ihr zurück; er glaubt ſie durch ſeine Empfindlichkeit und ſeine Launen zu beſtrafen; er wird ein Egoiſt im ganzen Sinne des Worts; er ſieht nichts als Gemeinheit um ſich her; er glaubt, daß ihn kein Menſch verſtehe, keiner in ſeinem innern Sinne folgen könne.

Wenn unſere Schriftſtellerinnen auch nicht immer ſo tief in der Verfinſterung ihres Stolzes, als junge Schriftſteller, verſinken, weil ſich ihrer gemeiniglich noch die weibliche Beſcheidenheit und Schüchternheit annimmt: ſo lehrt uns doch eine genauere Beobachtung ihrer Charaktere, daß ſie wenigſtens auf ihr eigenes Geſchlecht mitleidig herabblicken, und durch das kalte Raiſonnement die Wärme des weiblichen Gefühls verſcheuchen, die nachher durch keine Art der Sentimentalität wieder hervorgerufen werden kann. Die Coquetterie der Liebe und der Eitelkeit geht über lang oder kurz vorüber; aber die weibliche Vernunftcoquetterie ſtirbt nie aus, ſo bald ſie ſich der Schriftſtellerey ergiebt, ſondern nimmt mit den Jahren zu. Auch die ſchätzbaren Frauen dieſer Art können den kleinen Schriftſtellerdünkel ſelbſt hinter der weiblichen Grazie nicht verbergen; er bricht oft in ihrem freundlichſten Umgange zudringlich genug hervor, und ſpielt ein wenig boshaft mit den liebenswürdigſten Seiten ihres Herzens.

Will man endlich gegen die hartſcheinende Critik der weiblichen Muſe im zweyten Theile dieſes Bandes den Einwurf machen: daß tauſend männliche Poeſien gewiß nicht viel beſſer, ja, wol noch viel ſchlechter und ungenießbarer, als ſehr viele andere weibliche Gedichte, ſind: ſo wird dieß alles gar gern zugeſtanden, und die weibliche Muſe von uns billig in Schutz genommen. Unſere Nation zählt mehrere der lieblichſten Dichterinnen, und kann hierin mit den Britten und Franzoſen wetteifern. Es iſt faſt keine Gattung der Poeſie und Schriftſtellerey überhaupt von dem andern Geſchlechte unverſucht geblieben. Wir beſitzen Oden, Elegien, romantiſche Schauergedichte, landſchaftliche Gemählde, heroiſche Trauer- und Luſtſpiele in Menge, die aus weiblichen Federn hervorgingen. Man könnte ganze Bibliotheken damit anfüllen. Die Schönen haben mathematiſche Lehrbücher und ſogar Logiken geſchrieben, und werden deren noch mehrere ſchreiben. Sie haben auch die Schätze der neuern äſthetiſchen Sprache nicht unbenaſcht gelaſſen, und ſingen uns Lieder, welche ſich ganz der neuern Griechheit nähern, und den längſt verloren gegangenen und nur neuerlich erſt wiedergefundenen Kunſtſinn der griechiſchen Muſe verherrlichen und verbreiten ſollen. Allein zu allen dieſen mechaniſchen Productionen iſt nicht grade das Genie erforderlich, — weil wir tauſende davon ohne Genie beſitzen. Daß alſo die männliche Muſe oft noch tief unter der weiblichen ſtehe, iſt kein Vorwurf, der unſere Behauptungen vom weiblichen Genie zerſtörte, — denn er ſagt nichts mehr und nichts weniger, als daß es auch Männer ohne Genie giebt. Und — dieß hat man längſt gewußt.

Unter den nachher angezeigten Schriften und Schriftchen hat keiner die Natur des Genies ſcharfſinniger und pſychologiſcher deducirt, als Kant *) — ohne ſich auf ein allgemeineres Gemählde deſſelben einzulaſſen. Einige ſeiner Beurtheilungen deſſelben mögen hier einen Platz in der Einleitung finden, da ich mein Raiſonnement

---

*) Critik der Urtheilskraft. Berlin, 1790. S. 178 u. f. 3r Bd.

über die Erſcheinungen an dem Genie größten Theils auf jene Beurtheilungen gegründet habe.

„Genie iſt das Talent, oder die Naturgabe, welche der Kunſt die Regel giebt.“

„Da das Talent, als ein angebornes productives Vermögen des Künſtlers, ſelbſt zur Natur gehört: ſo könnte man auch das Genie die angeborne Gemüthsanlage nennen, durch welche die Natur der Kunſt die Regel giebt.“

„Nach der hier angenommenen Bedeutung des Worts müſſen alſo ſchöne Künſte nothwendig als Künſte des Genies betrachtet werden.“

„Denn eine jede Kunſt ſetzt Regeln voraus, durch deren Grundlegung ein Product, wenn es künſtlich heißen ſoll, als möglich vorgeſtellt wird.“

„Der Begriff der ſchönen Kunſt aber geſtattet nicht, daß das Urtheil über die Schönheit ihres Products von irgend einer Regel abgeleitet werde, die einen Begriff zum Beſtimmungsgrunde habe, mithin ohne einen Begriff von der Art, wie es möglich ſey, zum Grunde zu legen.“

„Alſo kann die ſchöne Kunſt ſich ſelbſt nicht die Regel ausdenken, nach der ſie ihr Product zu Stande bringen ſoll.“

„Da nun gleichwol ohne Regel ein Product niemals Kunſt heißen kann: ſo muß die Natur im Subjecte durch die Stimmung der Vermögen deſſelben der Kunſt die Regel geben, d. i., die ſchöne Kunſt iſt nur als Product des Genies möglich.“

Das Genie beruhet mithin in folgenden Selbſtbedürfniſſen.

a) „Daß es ein Talent ſey, dasjenige, wozu ſich keine beſtimmte Regel geben läßt, hervorzubringen: folglich nicht Geſchicklichkeitsanlage zu dem, was nach irgend einer Regel gelernt werden kann: folglich Originalität ſeine erſte Eigenſchaft ſeyn müſſe.“

b) „Daß, da es auch Originalunſinn geben kann, ſeine Producte zugleich Muſter, d. i. exemplariſch ſeyn müßten, die andern zum Richtmaße oder zur Regel der Beurtheilung dienen können und ſollen.“

c) „Daß es ſelbſt nicht wiſſenſchaftlich anzeigen könne, wie es ſein Werk zu Stande bringe, ſondern als Naturanlage die Regel gebe, daß der genialiſche Kopf ſelbſt nicht weiß, wie ſich in ihm die Ideen zu ſeinem Werke herbeyfinden, auch es nicht in ſeiner Gewalt hat, dergleichen beliebig oder planmäßig auszudenken, und andern vorſchriftlich mitzutheilen.“

d) „Daß die Natur durch das Genie nicht der Wiſſenſchaft, ſondern der Kunſt die Regel vorſchreibe, und dieſes auch nur ſo fern ſie ſchöne Kunſt ſeyn ſoll.“

„Das Genie iſt dem Nachahmungsgeiſte allemal gänzlich entgegengeſetzt.“

„Da nun Lernen nichts als Nachahmung iſt: ſo kann die größte Thätigkeit, Gelehrigkeit als ſolche doch nicht für Genie gelten.“

„Wenn man aber auch ſelbſt denkt oder dichtet, ja ſelbſt für Kunſt und Wiſſenſchaft manches erfindet: ſo iſt doch dieſes auch noch nicht der rechte Grund, um einen ſolchen oftmals großen Kopf ein Genie zu nennen, weil eben das auch hätte können gelernt werden, und von dem, was durch Fleiß vermittelſt der Nachahmung erworben werden kann, nicht ſpecifiſch unterſchieden iſt.“

„So groß auch Newtons erfinderiſcher Kopf in ſeinem unſterblichen Werke der Naturphiloſophie iſt: ſo kann man doch alles das gar wohl lernen; aber man kann nicht geiſtreich dichten lernen, ſo ausführlich auch alle Vorſchriften für die Dichtkunſt, und ſo vortrefflich auch die Muſter derſelben ſeyn mögen.“

„Die Urſache iſt, daß Newton alle ſeine Schritte, die er von den erſten Elementen der Geometrie an, bis zu ſeinen großen und tiefen Erfindungen zu thun hatte, — nicht allein ſich ſelbſt, ſondern jedem andern ganz anſchaulich und zur Nachfolge beſtimmt vormachen könnte.“

„Kein Homer aber, kein Wieland anzeigen kann, wie ſich ſeine phantaſiereiche und doch zugleich gedankenvolle Ideen in ſeinem Kopfe hervor- und zuſammenfinden, darum, weil er es ſelbſt nicht weiß, und es alſo auch keinen andern lehren kann.“

„Im Wiſſenſchaftlichen alſo iſt der größte Erfinder vom mühſeligſten Nachahmer und Zöglinge nur dem Grade nach, dagegen von dem, den die Natur für die Kunſt begabt hat, — ſpecifiſch unterſchieden.“

„Daher werden jene großen Männer, denen das menſchliche Geſchlecht ſo viel zu verdanken hat, unter die Günſtlinge der Natur, die genialiſchen Köpfe, nicht herabgeſetzt. a) Jene können zu immer größern Vollkommenheiten in Erkenntniſſen und des damit verbundenen Nutzens fortſchreiten, und andere in dieſen Kenntniſſen belehren, dahingegen die Kunſt für das Genie irgendwo ſtillſteht, indem ihr eine Grenze geſetzt iſt, über die ſie nicht weiter gehen kann.“

b) „Läßt ſich die Geſchicklichkeit des Genies auch nicht einmal mittheilen, — denn ſie iſt ein unmittelbares Geſchenk aus der Hand der Natur, eine Geſchicklichkeit, die mit ihrem Beſitzer ſtirbt, bis die Natur einmal einen andern wiederum eben ſo begabt.“

„Die Naturgabe, welche der Kunſt die Regel giebt, kann in keiner Formel abgefaßt zur Vorſchrift dienen, denn ſonſt würde das Urtheil über das Schöne nach Begriffen beſtimmt werden können.“

„Die Regel muß vom Product abſtrahirt werden, an welchem andere ihr eigenes Talent prüfen mögen, um ſich jenes zum Muſter, nicht der Nachmachung, ſondern der Nachahmung dienen zu laſſen."

„So ſehr mechaniſche und ſchöne Künſte verſchieden ſind: ſo giebt es doch keine ſchöne Kunſt, in welcher nicht etwas mechaniſches, welches nach Regeln gefaßt und befolgt werden kann, und alſo etwas Schulgerechtes die weſentliche Bedingung der Kunſt ausmachte."

„Denn etwas muß dabey als Zweck gedacht werden, ſonſt kann man ihr Product gar keiner Kunſt zuſchreiben; es wäre ein bloßes Product des Zufalls. Zur Erreichung eines Zwecks aber werden allemal beſtimmte Regeln erfordert."

„Seichte Köpfe glauben, ſie wären aufblühende Genies, wenn ſie ſich vom Schulzwange aller Regeln losſagen, und daß man auf einem tollgewordenen Pferde beſſer, als auf einem Schulpferde paradiere. Das Genie kann nur reichen Stoff zu Producten der ſchönen Kunſt hergeben, die Verarbeitung deſſelben und die Form erfordert ein durch die Schule gebildetes Talent."

Außer dieſem unſterblichen Werke eines der größten Köpfe aller Zeiten haben folgende Schriftſteller bald nur empiriſch, bald in äſthetiſcher Hinſicht das Genie charakteriſirt, — ohne ſich jedoch auf ſeine verſchiedenen Erſcheinungen an beyden Geſchlechtern einzulaſſen. — J. G. Sulzer allgemeine Theorie der ſchönen Künſte im Artikel Genie. — Deſſen Entwickelung des Begriffs vom Genie, im erſten Theil ſeiner vermiſchten philoſophiſchen Schriften. — Flögel Geſchichte des menſchlichen Verſtandes. — Deſſen Einleitung in die Erfindungskunſt. — E. C. Wieland Verſuch über das Genie. — Chr. Garve Verſuch über die Prüfung der Fähigkeiten im VIII. Bande der neuen Bibl. der ſchön. Wiſſenſch. — J. A. Eberhard von der Beurtheilung des Genies und Charakters in der Theorie des Denkens und Empfindens. — J. Kant Anthropologie in pragmatiſcher Hinſicht. — A. J. Dorſch Beyträge zum Studium der Philoſoph. 2ter Beytr. — Bendavid Verſuch einer Geſchmackslehre. — K. H. Heidenreich äſthetiſches Wörterbuch über die bildenden Künſte, Art. Genie. — K. L. Pörſchke Gedanken über einige Gegenſtände der Philoſophie des Schönen. — S. Maimon's Streifereyen im Gebiete der Philoſophie, über die Aeſthetik. — J. H. G. Heuſingers Handbuch der Aeſthetik. — Schlegel in deſſen Batteux. — Walch und Loſſius philoſophiſche Wörterbücher. — D. Tiedemann Handbuch der Pſychologie. — Campe von der Sorge für die Erhaltung des Gleichgewichts unter den menſchl. Kräften. Reviſionswerk III. — Riedels Theorie. — Jacobs Erfahrungsſeelenlehre — u. a.

Spaniſche, Engliſche, Franzöſiſche und Italieniſche Philoſophen. — J. Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wiſſenſchaften; aus dem Spaniſchen von Leſſing, zweyte Ausgabe von Ebert. — W. Young conjectures on original composition. — W. Duffs essay on original genius. *) — H. Gerards essay

---

*) Dieſer Duff will keine andere Originalgenies, als — Homer, Shakeſpear, Spencer, Arioſt und Milton gelten laſſen.

on genius; auch deutſch von Garve; auch in Gerards Verſuch über den Geſchmack — (über die Verbindung des letztern mit dem Genie). — H. Blair Lectures. — Marmondel Poétique françoise. — Du Bos reflexions sur la poesie et sur la peinture. — Helvetius de l'esprit, disc. 6. — De Rosoi le genie le gout et l'esprit. — Castilhon consideration sur les causes physique et morales du genie. — Della proportione tra i talenti dell' uomo e i lor usi. Padova 1773.

Ueberſicht

des dritten Bandes.

Erſter Theil.

Ueber das männliche Genie,

als Originalität der höhern Seelenkraft des Mannes. — Giebt es in dem Materiellen (in der innern Kraft) einen Unterſchied zwiſchen männlicher und weiblicher Geiſtesnatur, da ſie ſich formell gleich ſind? — Gründe für die allgemeine Gleichheit beyder. Zweifel gegen dieſe Gründe. Sichtbare größere Regſamkeit und Thätigkeit des männlichen Geiſtes. Seite 1.

Vorläuſige Bezeichnung des Genies in ſeiner negativen Anſicht. Welche Köpfe darf man nicht ſo nennen?

1) die bloß gelehrigen, leichtfaſſenden, lernbegierigen. Gedächtnißkünſtler, lebendige Wörterbücher, gelehrte Sprachmeiſter und Sammler, „Archivare der Literatur. 2) Die bloß feurigen, freymüthigen, kühnen und ſtürmiſchen Köpfe, die nicht ſowol vom Genie, als von einem lebendigen Gefühl für die Wahrheit getrieben werden; auch wohl Selbſtdenker ohne Erfindungskraft. 3) Die ſogenannten Kraftgenies, die forcirten Originalmänner aller Art. Ihre Gemählde aus Platners Aphorismen. 4) Die Witzköpfe, Spötter, gemeinen Satyriker, wenn ſie nichts als mechaniſchen Witz zeigen, worin nicht ſelten die Weiber excelliren. S. 28.

Nähere Beſtimmungen des Genies. Definitionen;

Du Bos, Sulzer, Eberhard, Kant. Seine Hauptbedingungen nach unſerer Definition. S. 49.

I.

Freyheit ſeines innern Strebens und Wirkens.

Der gemeine nachahmende, ausborgende Kopf. Begeiſterung in einigen ihrer Erſcheinungen. S. 55.

Künſtlerſtolz, Künſtlerlaune, Künſtlerſitten. Der Mahler, der Muſiker. S. 66.

Abneigung des Genies gegen blinde Nachahmung. Rhapſodien über das Nachahmen in der Diction und in den freyen Künſten. S. 78.

II.

Spontaneität, — Selbſtkraft und Selbſtſtändigkeit des Geiſtes.

Entgegenwirken beym Widerſtande, Schattenſeiten ſeines Egoismus. Unkunde im praktiſchen Menſchenleben, periodiſcher Müßiggang, Eigenwille. S. 80. — Aber auch Liebenswürdigkeit, Herzensgüte, Gutmüthigkeit, hoher Edelſinn. Leſſing, Schiller, Lichtenberg. S. 109.

Iſt durch große Genies der Welt viel gedient? Ihr Werth als Regenten. S. 119.

III.

Anwendung der freyen Selbſtkraft auf Erfindung des Neuen, vornähmlich des Schönen.

Erfindungen durch Zufall. S. 135.

Mechaniſche Erfinder; ihr Zweck das Nützliche. Aeſthetiſche Erfinder, — Künſtler im eigentlichen Sinne des Worts. Form und Materie der äſthetiſchen Erfindung nach ihrem Gehalte und ihren Erſcheinungen, vornähmlich in Hinſicht auf das Dichtungsvermögen. Einige ſeiner Fehler. S. 151.

IV.

Normalität genialiſcher Producte.

Nothwendigkeit dieſer Bedingung. — Glückliche Verbindung des Genies mit dem Bonſens. Verſündigungen gegen das Normale in einigen großen Dichtern, — auch in Raphaels Werken. S. 183.

Ueber genialiſche, romantiſche und humoriſtiſche Schriftſtellerey.

Urſachen ihrer Gebrechen; Genieſeuche. Allgemeine Fehler der meiſten Romane: Extenſion, Beleidigung des Wahrſcheinlichen, Eintönigkeit und Widerſprüche der Charakterzeichnungen. Einzelne Verſündigungen gegen das Romantiſche — Gemählde unſerer Humoriſten. Excentricität ihres Vortrags, ihre umſtändliche Mahlerey ins Kleinliche hinein, ihre Empfindeley und — Witzeley in Gleichniſſen und Antitheſen. Ihre Sprachquälerey. S. 201.

Zweyter Theil.

Ueber
das weibliche Genie.

Paſſive Natur deſſelben.

Es kann das geiſtig Geſchaffene empfinden, ohne das Genie des Mannes zu erreichen. — Verirrungen ſogenannter genialiſcher Weiber in ihrem Haus- und Mutterſtande, als untaugliche Erzieherinnen, — in ihrer Moralität, — als Schriftſtellerinnen. S. 265.

Dichterinnen. Critik ihrer Talente hierzu. Odendichterinnen; die Karſchin. Fehler der weiblichen Oden. S. 291.

Klaglieder; Elegien. Urſachen ihrer großen Anzahl in der weiblichen Dichterwelt. Ihre Critik. Schmachtende, — Sehnſuchtsgedichte. — Heitere, weibliche Poeſien. Ihr Werth. — Karſchin, Eliſa, Rudolphi. S. 322.

Landſchaftliche, — Naturgemählde aller Art. Ihre gewöhnlichen Fehler und — Nervenſchwächen. S. 353.

Empfindſame und empfindelnde Gedichte. Verſchiedene Arten der poetiſchen Empfindeley, in ſo fern ſie ſich wirklich in Gedichten ausdruckt. S. 361.

Weibliche Lieder der Liebe. Mangel ihrer Decenz. Beyſpiele. Sappho. S. 371.

Weiblicher Geſchmack in der proſaiſchen Schriftſtellerey. Romandichterinnen. Geſchmack in den Moden, in den Künſten. S. 379.

Erſter Theil.

Ueber
das männliche Genie.
als
Originalität der höhern Seelenkraft des Mannes.

Giebt es in dem Materiellen (in der innern Kraft) einen Unterſchied zwiſchen männlicher und weiblicher Geiſtesnatur, da ſie ſich doch formell gleich ſind?

Durch die Sinnlichkeit, — durch das Gemüth und durch das Erkenntnißvermögen hat die Natur das Weſen des Menſchen überhaupt zu einem menſchlichen Ganzen abgeſchloſſen, indem dieſe ſeine dreyfache Originalität mit einander innigſt verbunden, und eine, zur Vollendung des Ganzen, mit hoher Zweckmäßigkeit in den Dienſt der andern genommen wurde. Auf ſeiner unterſten Stufe, in der Wiege ſeiner Exiſtenz, erſchien uns der Menſch nur als Thier; aber doch ſchon als Thier mit höhern Anlagen, — als *Thiermenſch*, — der ſich ſchon vielſeitiger und gefühlvoller entwickeln ſollte. Als ſolchem gab ihm auch ſchon die Natur eine größere *Fülle des Lebens*, — als ſolcher wagt er es ſchon, ſich der Herrſchaft in der Thierwelt anzumaßen, wenigſtens als das *edlere* Thier hervorzutreten, und durch die ſchönere und geſchicktere Form ſeines Körpers zu zeigen, — was er iſt und werden kann. Als Gemüthscharakter gränzt er im Naturſtande auch noch an das leidenſchaftliche Thier, — aber dieß ſind nur Bedingungen ſeines animaliſchen Lebens. Sobald die *Freyheit* in ihm geboren wird, liegt die Thierwelt in unendlicher Ferne unter ihm. Alle Berührungspunkte mit ihr verſchwinden, alle Verwandtſchaft mit ihr iſt dahin; — der Menſch erſcheint als das Produkt einer höhern Natur, in ſofern er ſich ſelbſt *verſtehet*, und eben darum ſich ſelbſt in ſeinem Innern formt. — Als denkendes und erfindendes Vernunftweſen erhält er im Raume und in der Zeit, durch das geiſtige Selbſtbewußtſeyn, ſeinen Abſchluß als vollendeter Menſch; erſcheint als ein höherer Geiſt, der, zu großen Zwecken, über die Sinnlichkeit und das Gemüth herrſcht, — nur durch die Wahrheit befriedigt wird, und zu ihrer Auffindung und Verehrung alle ſeine Kräfte in harmoniſchen Einklang bringt.

Er weiß alſo, — ſo gewiß als er ſich ſelbſt fühlt, — daß er denkt, weil er ſich ſeiner Gedanken bewußt iſt. Das Denken im Bewußtſeyn iſt ſein höchſtes Bedürfniß; er kennt eigentlich kein anderes, und ein Gedanke ohne Bewußtſeyn iſt für ihn — ein leeres Nichts, eine totale Abweſenheit alles Lichts und aller Kraft. Auch im Traume iſt er ſich ſeiner bewußt*) —

---

*) Kant äußert ſogar in ſeiner Anthropologie die Hypotheſe: daß die Lebenskraft, wenn ſie im Schlafe nicht durch Träume immer rege erhalten würde, — erlöſchen und der tiefſte Schlaf zugleich den Tod mit ſich führen müßte.

und es gibt ſinnreiche Träume, worin die Seele mit der reinſten logiſchen Conſequenz denkt, und ſogar erfindet. Auch, wenn er ſich im Traume ſo weit verirrt, daß er eine andere Perſon zu ſeyn wähnt, hat ſich ſeine Vorſtellungskraft nur eine andere Dislocation gegeben, in welcher das Bewußtſeyn ſeines Ich nie ganz unterging. — Aber er denkt ſich überhaupt dieſes Ich nicht anders, als er es denken muß, als eine Kraft, in welcher alle Veränderungen des Denkens, Wollens und Empfindens, als Wirkungen einer Urſache, einbegriffen ſind. Er denkt ſich ewig als ein Ganzes, als etwas für ſich Beſtehendes, ſich ſelbſt Beſtimmendes; — er iſt ſich ſelbſt eine abſolute Einheit, eine Zahl, — eine Perſon. Er kann ſich nicht einmal in den Geiſt und das Gemüth eines Andern hineindenken, als in ſofern er ſeinen Geiſt, — ſein Gemüth in den andern, durch die Einbildungskraft, hinüberträgt, oder durch eben dieſe Einbildungskraft den andern in ſich aufnimmt. Nur im höchſten Wahnſinne glaubt er bisweilen eine doppelte Perſonalität zu haben, weil er nicht mehr Herr über Zahl- und Vergleichungsbegriffe iſt.

Das Denken an ſich ſelbſt iſt alſo ſchon, vermöge ſeiner innern Natur und als ſein einziger Selbſtzweck, die Hinweiſung auf die Einheit und Einfachheit der Kraft, wodurch es bewirkt und unterhalten wird, — auf die Selbſtheit unſeres Weſens, das ſich als Denkkraft nicht ſpalten, und eben darum auch nicht materiell erklären läßt, wenn man ihm auch tauſend neue Organe unterſchieben könnte. Denn das Bewußtſeyn ſammelt alle von den Sinnen kommende Anſchauungen, ſo wie alles Denken ſelbſt, unter dem Begriff einer und der nähmlichen Urſache, daß ſie ſo und nicht anders gedacht werden können. Nur in den einen Brennpunkt des Lichts fallen alle Erſcheinungen der ſichtbaren Welt, — ſo wie in ihm alle Verrichtungen der in uns wohnenden Intelligenz zuſammenfließen. — Der Menſch denkt ſich als einen Geiſt, und fühlt ſich als einen Körper. Man könnte daher ſagen: daß er in Abſicht jenes gewiſſer, als in Abſicht dieſes — ſeyn müſſe. Sein Gefühl könne ihn als eine ungeiſtige Erſcheinung täuſchen; dahingegen das reine Bewußtſeyn ſeiner Perſönlichkeit jenſeit alles Zweifelns liege.

Der Menſch denkt ſich ferner als etwas Verſchiedenes von allen Dingen außer ihm, — ſelbſt als etwas Verſchiedenes von ſeinem Körper. Hierdurch entſteht in ihm der Begriff von einer Welt, — von einer Außenwelt, die wiederum ſein denkendes Ich bald ſo, bald anders modificiren, aber nicht in ſeiner Einheit zerſtören kann. Alles um ihn her iſt Object, — alles um ihn her verändert ſich auch; aber auf eine ganz andere Art, als das Ich ſich verändert. Alles nach beſtimmten, aber zugleich ſo unendlich verſchiedenen Geſetzen, daß zwiſchen der Bewegung, wodurch die materielle Welt lebt, und zwiſchen dem Denken, — dem Leben des Geiſtes, ſich auch nicht die entfernteſte Aehnlichkeit auffinden läßt. Der Gedanke nimmt das ſichtbare Univerſum in ſich auf, — ohne in ihm etwas zu finden, das dem Gedanken gliche, oder gleichen könnte.

So entſchieden dieſe allgemeinen Bedingungen des Denkens auch immer ſeyn mögen, — [weil alles menſchliche Denken ſich danach richtet] ſo verſchieden ſind doch die Anlagen zum Denken ſelbſt, und hier erſcheint der Menſch in einer unermeßlichen Vielſeitigkeit, — grade, als ob ein jedes Individuum von einem andern Geiſte bewohnt würde. Sobald ſich der Menſch aus der Welt des Inſtincts in das Reich freyer Thätigkeit hinaushebt; ſobald er den Mechanismus der Natur verläßt, — ſehen wir ihn auch in einem wunderſamen Wechſel jener Thätigkeit ſelbſt. Mit ſeinem Inſtincte kommt er nicht weiter, als das Thier, außer daß er — [noch dazu oft gegen ſein eigenes Wohl] — ſeine Bedürfniſſe willkürlich vermehren und verſchönern kann. Sobald wir uns ihn als Charakter denken, tritt eben dieſer Charakter mit einer Menge ſeltener Kräfte hervor; er wird vor unſern Augen eine eigene kleine Welt, worin er ſelbſt gebietet. Das Gemüth iſt ſein eigentlichſtes Eigenthum; wenn er dagegen den Geiſt meiſtentheils anderswoher nehmen, — und leihen, oder erkaufen muß.

Aber die höchſte Vielſeitigkeit ſeiner Natur geht endlich dennoch aus ſeinem Geiſte hervor, weil dieſer ſeine Thätigkeit mit der Thätigkeit des Gemüths augenblicklich verbindet, — und dadurch den Grund zu allen Fähigkeiten und Geſchicklichkeiten unſrer Seelenkräfte legt. Unter den Menſchen ſelbſt, — unter den Bewohnern eines Landes, ſogar unter einzelnen Familien, herrſcht daher die auffallendſte Verſchiedenheit der Geiſter und Gemüther, — ſelbſt da, wo einerley Erziehung, einerley Gebräuche, einerley Sitten, einerley Volkscharakter herrſchen. Kein Gehirn iſt wie das andere, — ſo wenig ein Blatt mit dem andern einerley Form, einerley Größe, einerley Bauart hat. Welch eine unermeßliche Differenz zwiſchen menſchlichen Anlagen und menſchlichen Seelen von dem Kopfe der Inſelbewohner, die Dampierre entdeckte, und deren ganze Sprache aus fünf bis ſechs thieriſchen Tönen beſtand *) — bis zu dem Kopfe, der eine Critik der reinen Vernunft ſchreibt, oder die Bahnen der Weltkörper berechnet!

Die auffallendſte Verſchiedenheit aber, welche die Natur in den Anlagen menſchlicher See-

---

*) — qui vivant du poisson que les flots de la mer jettoient dans les petites baies de l'isle, n'avoient d'autre langue qu'un gloussement semblable à celui d'un coq-d'inde. De l'Esprit par M. Helvetius. Tome I. aux Deux-Ponts 1784 S. 15.

len einrichtete, und dadurch ihren Wirkungskreis ins Unendliche vervielfältigte, iſt die, — welche wir an beyden Geſchlechtern wahrnehmen, weil es zwey Geſchlechter ſeyn ſollen. Das Starke ſollte ſich mit dem Schwächern nur dadurch zu einem ewigen Bunde vereinigen, daß es ſtärker, als das Schwächere war, — und mithin jedes ſeine eigenen Vortheile und Gerechtſamen über das andere erhielt. Alle Beziehungen zwiſchen beyden hören auf, — wenn ihr Geiſt und Charakter ſich durchaus gleich wären; alle Bande der Liebe zerreißen, alle geſellige Natur geht unter, wenn man in das Weib den Geiſt des Mannes hineindenkt, und ſo die Anlagen und Abſichten der Natur verwirret und verkehrt. Wir ſind noch nicht ſo tief in ihre Tiefen eingedrungen, um die letzten Urſachen dieſer Geiſtesverſchiedenheit zwiſchen Mann und Weib auffinden und demonſtriren zu können; allein dieſe Verſchiedenheit iſt zu Gunſten ihres und unſeres Geſchlechts, als eine Erſcheinung der Natur, vorhanden. — Es iſt übrigens ganz einerley, — ob wir ſie in dem Baue der Organe, oder in einer weſentlichen Einrichtung der Geiſtigkeit ſelbſt, — in der einfachen Natur der Ideen, aufſuchen wollen. Dieſe Unterſuchung gehört nicht hierher.

Bis dahin, daß der männliche Charakter ſich von dem weiblichen durch eine größere Sinnlichkeit und durch eine ſtärkere Gemüthskraft — [z. B. durch Muth und Tapferkeit, durch einen feſten männlichen Sinn] auszeichnet und auszeichnen müſſe, — giebt man dem Anthropologen Recht. Das andere Geſchlecht fühlt ſich dadurch geſchmeichelt, daß der Mann gleichſam als ein thieriſcheres Weſen erſcheinet, — anſtatt daß das Weib durch ihre geringere Sinnlichkeit nur deſto edler und liebenswürdiger werde. Auch des Mannes größern und ſtärkern Gemüthscharakter läßt man gelten, weil durch dieſe Behauptung die weibliche Eitelkeit genährt wird, da ſie es recht gut weiß, daß der gemüthsſtarke und ſelbſtſtändigere Mann dennoch von dem Weibe oft bis zur blinden Obedienz abhängt, und hierin von mehr als einer Feſſel umſchlungen wird.

Aber ſobald man die Fragen aufwirft: ob ſich die Maſſe größerer Kräfte im Manne nun auch weiter, nähmlich in ſeinen Geiſt und ſeine Geiſtigkeit, hinein erſtrecke? — ob der weibliche Verſtand wirklich die Höhe und Tiefe des männlichen erreiche? ob die Denkkraft in beyden Geſchlechtern wirklich einerley Energie äußere? ob es das weibliche Geſchlecht in allen Wiſſenſchaften und genialen Künſten eben ſo weit, als der Mann bringen könne? — Da hat der Anthropolog alle, oder doch die meiſten Stimmen, gegen ſich, wenn er zum Vortheile des Mannes entſcheiden will.

Man raiſonnirt ohngefähr ſo gegen ihn. Es wäre ſelbſt den liebloſeſten Spöttern und Weiberhaſſern nie eingefallen, dem andern Geſchlechte eine Natur des Denkvermögens anzudichten, die in Abſicht ihres logiſchen Gebrauchs von der geſunden Vernunft des Mannes ſelbſt weſentlich verſchieden ſey, und niedriger, als dieſe, ſtehe. Wenn man auch im Scherz, oder aus perſönlichen Erbitterungen, den Frauen noch ſo viel Böſes nachgeſagt habe: — ſo werde man doch, ohne ungerecht zu ſeyn, nicht läugnen können, daß ihre Seele genau ſo, wie die Seele des Mannes, durch Begriffe, Urtheile und Schlüſſe denke, ſich eben ſo entwickele, eben ſo den Geſetzen ihrer Ideenverbindungen folge, eben ſo ihr Denk- und Willensvermögen übe und eintheile, alſo durchaus nichts anderes, als jede andere Menſchenſeele ſey und bleibe; — ja, daß es in tauſend Fällen ſogar wohl viel beſſer ſeyn dürfte, wenn die Weiber *weniger* Verſtand, weniger Lebhaftigkeit des Geiſtes, weniger Neigung zur männlichen Ausbildung ihrer Talente beſäßen. —

Ferner, — wenn das Weib die Freundinn und Geſpielinn des Mannes, die verſtändige Mutter und Erzieherinn ſeiner Kinder werden ſollte: ſo müßte ſie auch *nach* — und *zu* der geiſtigen Natur des Mannes mit gleichen Anlagen gebildet, und, wie es der alte Mythus ſo ſchön andeutet — gleichſam *aus dem* Manne genommen werden! Der in zwey Geſchlechter getheilte Menſch ſollte ſich in dem andern anſchauen, verſtehen und lieben lernen. Das Weib ſollte daher in ihren geiſtigen Anlagen — *Männinn* ſeyn, wie der Mann in der ganzen innern Conſtitution ſeines Ichs — *Mann* ſeyn mußte.

Wenn ſie ein Ganzes der Menſchheit zu einem reinen Endzwecke ihres Daſeyns bleiben ſollten: ſo mußte es auch gleiche Berührungspunkte, gleiche gegenſeitige Uebergänge und Mittheilungen ihrer menſchlichen Natur, d. i. ihrer Talente und Fertigkeiten geben. Sollte dies wundervolle, auf zwey Grundveſten errichtete Gebäude der Menſchenſpecies geiſtiger und leiblicher Weiſe beſtehen: ſo kann ſich der Baumeiſter in der totalen Verähnlichung des Grundſtoffs nicht geirret haben. Beyde Geſchlechter ſind mit tiefſter Weisheit für einander berechnet worden; ſie gehören ſich einander nicht bloß als Zwecke an; ſie ſind auch in allen nur denkbaren Seiten ihres Geiſtes mit einander verſchlungen, verwandt und vollkommen gleich.

Der Form nach ſey alſo in dem Denkvermögen des Mannes und Weibes alles einerley. Auf dem gewöhnlichen Wege des Nachdenkens könne es ſchon Weiber geben, die über den gewöhnlichen Mann, durch ihre Kenntniſſe und die Quantität der Vernunft, weit hinausragten, und ſogar, als außerordentliche Erſcheinungen, — Epoche machten. Der Denkinſtinct könne in einzelnen weiblichen Seelen eine Lebhaftigkeit und Energie annehmen, die an Genie grenze; man bemerke bey vielen Frauen einen Hunger und Durſt nach Kenntniſſen, nach einer höhern Geiſtescultur, ſogar nach höhern Wiſſenſchaften *), der dem männlichen völlig gleichkomme, und unſerm Geſchlechte zur Ehre gereichen würde. — So gab es Weiber, deren Köpfe ſcientifiſche Magazine genennt werden konnten, wirklich hochſtudirte Frauen, welche die Claſſiker in den Originalſprachen laſen, Griechiſch und Lateiniſch mit Geſchmack redeten und ſchrieben, und ſich den größten Literatoren ihrer Zeit an die Seite ſtellen

---

*) Voltaire hält in dem Privatleben des Königs von Preußen der Marquiſin von Chatelet folgende Lobrede. Sie verſtand die lateiniſche Sprache ſo gut, als Madame Dacier; alle philoſophiſche Werke des Cicero waren ihr bekannt. — Mathematik und Metaphyſik war ihre Hauptneigung, — ſie las Locke, Newton, Pope, Taſſo und Arioſt in der Originalſprache, — ſie ſtudirte Leibnitz, und erklärte ſein Syſtem in einem ſehr wohl geſchriebenen Buche; ſie überſetzte Newtons mathematiſche Anfangsgründe ins Franzöſiſche, und bereicherte ſie durch einen algebraiſchen Commentar.

konnten. Die berühmte Venetianerinn, Caſſandra Fidelis, las den Homer und Virgil mit eben der Fertigkeit, wie den — unſterblichen Dante. Dieß war nur ein Theil ihrer Gelehrſamkeit. Man leſe den Essai: sur le Caractere, les moeurs et l'esprit des femmes des Franzoſen Thomas, und man wird noch größere Wunderdinge von dieſem hochgelahrten Weibe vernehmen — [qui possédoit toute la philosophie de son siecle et des siecles précedens, qui embellissoit de ses graces la theologie même, qui soutint des thèses avec éclat, donna plusieurs fois des leçons publiques u. ſ. w.] Louiſe Sigea von Toledo verſtand das Lateiniſche, Griechiſche, Hebräiſche, Arabiſche und Syriſche, und ſchrieb dem heiligen Vater Paul III. eine meiſterhafte Epiſtel in dieſen fünf Sprachen. Die durch ihre Schickſale und geiſtreiche Schreibart ſo weltberühmte Heloiſe, Abelards Geliebte, war ebenfalls ein ſprachgelehrtes Frauenzimmer, und ſtand, wenn wir den Ausdrücken des feurigen Abelard Glauben beymeſſen dürfen, unter allen gelehrten Weiberköpfen oben an, ſo daß ihr literariſcher Ruhm in ganz Frankreich wiederhallte. Maria Des Loges, ein bewundertes Frauenzimmer des ſechszehnten Jahrhunderts, wurde von den Mitgliedern der franzöſiſchen Akademie die — himmliſche, — die göttliche, — die zehnte Muſe, ja, die Urania ſelbſt genannt; und wie viel geiſtreichen Frauen, älterer und neuerer Zeit, iſt nicht der glänzende [freylich etwas zweydeutige] Nahme einer Sapho beygelegt worden! Eine viel größere Menge literariſch-berühmter Weiblein könnte man in den Regiſtern des Bayle und in unſerm Meuſel aufſuchen, derer nicht zu gedenken, die genialiſche Productionen der Welt geben könnten, wenn ſie nur ſelbſt ſchreiben wollten.

Der Anthropolog iſt mit allen dieſen Ideen zur Vertheidigung des andern Geſchlechts vollkommen einverſtanden, und wie könnte er es nicht ſeyn, wenn er die allgemein gültigen Beweiſe der Erfahrung annehmen muß? Er unterſchreibt die Sätze mit voller Ueberzeugung, daß das Weib in der Denkform neben dem Manne, als ein ihm vollkommen gleiches Weſen, ſteht, — und zwar mit alle den Rechten und Vorzügen, die den Menſchen zur Vernunft erheben, und ewig von der Thierwelt abſondern werden. Beyden iſt das Bild und die Kraft einer höhern Natur mitgetheilt worden; beyde ſind ſich ihrer gleichen Menſchenwürde bewußt, — beyden iſt die hohe Ehre der Vernunft verliehen; Geiſt und Herz wird ſie ewig zu einem Ganzen vereinen, denn beyde ſind verſtändige und vernünftige Weſen.

Unläugbar ſind dagegen folgende Erfahrungen. Wir bemerken überall da, wo der Mann nicht den Müßiggang und ein ſtupides Nichtsthun für eine vornehme Volksſitte, — für eine Auszeichnung ſeines Geſchlechts hält *) — offenbar eine vielſeitigere *Regſamkeit und Thätigkeit ſeines Geiſtes*, die man beym weiblichen Geſchlechte nicht wahrnimmt. Er iſt überall der Handwerker, der Profeſſioniſt, der Künſtler, der arbeitende Theil des Staats, — der Hebel aller vorzüglichen Veränderungen und Einrichtungen, welche das öffentliche Leben in ſeinem Schwunge erhalten. Denken wir ihn aus dieſem öffentlichen Leben heraus: — ſo ſcheint die geſammte Maſchine der Welt und ihre Regierungen auf einmal ſtill zu ſtehen, oder doch nach und nach zu ſtocken, bis ſie endlich ſtill ſtehen müßte. Der Beruf des Mannes, — der innere, immer rege Wink der Natur, den ſie in ſeine Mannheit legte, führt ihn zu einer größern Thätigkeit, als das Weib, und eben dieſe Thätigkeit erregt Fertigkeiten und Geſchicklichkeiten in ihm, wofür wiederum das andere Geſchlecht keinen Sinn hat, — auch nicht haben kann. Viele dieſer Fertigkeiten entſtehen ſchon daher und darum, weil ſein männlicher Körper eine ausdauerndere Kraft beſitzt, weil ſeine Organe gleichſam die Arbeit als Bedürfniß verlangen, weil er alſo, vermöge ſeiner phyſiſchen Stärke, ſich dazu gedrungen fühlt, und ſich ſchon durch ſeine Organiſation als Mann einen eigenen Beruf, — einen eigenen Standpunkt, eine eigene Welt ſchaff', die ihm nie vom Weibe abgeborgt werden kann.

---

*) wie bey den meiſten wilden Nationen.

So beſitzt der Mann eine natürliche Fertigkeit, Anlage und Geſchicklichkeit zum Soldatenſtande, weil er der ſtärkere Theil iſt, und dem ſtärkern Theile auch beſondere Fertigkeiten zukommen müſſen, weil ſein Körper die Beſchwerlichkeiten des Krieges ertragen kann, und ſein Muth, als eine Fertigkeit ſeiner Organiſation, ihn zum Kampfe auffordert. Ueberall liegen in dem Manne größere Hebel zur Thätigkeit überhaupt, als im Weibe, — aus dem ganz einfachen Grunde, weil er Mann iſt, weil er ſich fühlt, weil ſein Gefühl durch ſich ſelbſt leicht zur Handlung übergeht, und die Natur ihn überall mächtiger und feuriger, als das ſtillere Weib, spornt und ausbildet.

Eben ſo treiben die Männer höhere Wiſſenſchaften und Künſte, weil dazu Anſtrengungen und Uebungen einer ausdauernden Organiſation erforderlich ſind, weil das Nachdenken ihn nicht ſo leicht, als das Weib, ermüdet, und weil die Männer, als öffentliche Perſonen, die in die Welt hineinwirken ſollen, mit Recht den Lehrſtand übernommen haben, wozu das Weib, weil ſie keine öffentliche Perſon iſt, und von periodiſchen Schwächlichkeiten verfolgt wird, nicht geeignet ſeyn kann. Gemeiniglich treiben die Männer die Wiſſenſchaften und Künſte auch nur als Handwerke [die gewöhnliche Kaſte der Gelehrten], weil ſie dadurch ihr Fortkommen ſuchen, eine Familie als Hausväter ernähren müſſen, — oder weil ſie überhaupt die Gelehrſamkeit für ihren Beruf halten. Schon hierdurch erlangen die Männer Fertigkeiten und Gewandtheiten im Vernunftgebrauche, die ſie nicht ſelten als geſchickte und berühmte Männer aufſtellen, ob ſie gleich vielleicht nichts, als gute Gedächtnißköpfe ſind. — Die Weiber könnten dieſe wiſſenſchaftliche Cultur ſo gut, wie die Männer, lernen, wenn ſie gelehrt erzogen würden. Man weiß, mit welcher Fertigkeit ſie Sprachen lernen, — wie ſchnell ſie im Kopfe zu rechnen pflegen, und wie leicht ſie ſelbſt mathematiſche Begriffe faſſen, wenn ſie ſich auf dieſe Art der menſchlichen Erkenntniß legen. Alle dieſe Dinge ſetzen aber weder beym Manne, noch bey dem Weibe *originelle* geiſtige Talente voraus; ja, dieſe können ſogar, wenn ſie vorhanden ſind, durch das mechaniſche Einſtudiren einer Wiſſenſchaft, unterdrückt werden, oder eine ſo ſchiefe Richtung bekommen, wie wir bey tauſend verunglückten Genies, vornähmlich in unſern Zeiten, wahrnehmen.

Andere Männer documentiren jene Regſamkeit des Geiſtes, ohne grade Gelehrte zu ſeyn, durch eine große Gewandtheit in der Politik, in der Staatskunſt und in den Welthändeln, — weil unſer Geſchlecht ſich aus Beruf die Leitung der öffentlichen Geſchäfte anvertrauet hat, weil ſeine größere Thätigkeit ihn ſchon von Natur dahinſtellt, — weil es wiederum, als das ſtärkere, ſeinen erhöhetern Wirkungskreis haben muß. Allein auch die Weiber haben gezeigt, daß ſie regieren können, und daß unter ihrer Aufſicht und Leitung die erſtaunlichſten Dinge angefangen und vollendet wurden. Wenn zum Regieren eine geübte Menſchenkenntniß, ein ſchnelles, oft ſchlaues, Benutzen des Augenblicks, eine feine Gewandtheit, ſich in Zeit und Umſtände zu ſchicken, — ein nicht zu leicht ſchwankender Egoismus, eine kluge Beharrlichkeit bey berechneten Planen gehört: ſo dürfen wir nur die Geſchichte fragen: ob die meiſten Regentinnen ſich hierin nicht vor den Männern auszeichneten, — und glänzende Rollen im Weltlaufe geſpielt haben. Aber auch dieſe Geſchicklichkeiten des menſchlichen Geiſtes verdienen den Nahmen einer genialiſchen Originalität nicht. Ein feiner politiſcher Kopf, welcher die Schwächen anderer benutzt, weil ſie ſeiner Beobachtungsgabe entgegenſpringen, und ſo ſeinem Selbſtintereſſe gleichſam entgegenkommen, iſt darum noch kein Genie, — wenn er nicht anders große, ſchnellwirkende Mittel zu ſichern oder unſichern Zwecken erfindet, und ſich durch ſeine Lebensphiloſophie und ſeinen Lebenstact über die andern originell erhebt. — Selbſt die ſubtilere Schlauheit des Weltmannes und des Weltweibes kann in einem Kopfe wohnen, der ſich durch wenig geiſtige Talente auszeichnet, ſondern nur durch ein ſehr reizbares Mißtrauen gegen andere im hohen Grade umſichtig und conſequent handelt. Hier thut die Wachſamkeit das meiſte, und die Liſt, einen Knoten zu ſchürzen, oder zu zerſchneiden, iſt oft nichts, als das augenblickliche Handeln, während andere ſchlafen, oder grübeln, — und ſich im Grübeln verrechnen.

Es giebt wirklich Menſchen von einer ſo außerordentlichen Glätte und Abgeſchliffenheit, von einer ſo liſtigen Sinnesart und einer ſo ſtudirten Biegſamkeit, daß man nie ganz in ſie eindringen kann, und in ſofern bisweilen für unergründliche Charaktere hält. Menſchen dieſer Art verrathen ſich nie. Wenn es ein Organ der Schlauheit giebt: ſo iſt es gewiß bey ihnen im höchſten Grade entwickelt; ſie finden ſich unerwartet aus allen Verlegenheiten heraus; — ſie gewinnen alle Menſchen, wenn ſie wollen, ob man ſie gleich nicht lieben mag. Sie haben einen Kreis der Klugheit um ſich her gezogen, den ſie lebenslang mit einer ſubtilen Tactik zu vertheidigen wiſſen, und in welchen ſie keinen Belauſcher einlaſſen. Sie laſſen ſich nie überraſchen, denn ihre Beſonnenheit iſt immer wach. Wir erſtaunen nicht ſelten über die Leichtigkeit, womit ſie ſelbſt den Schlägen des Schickſals ausweichen, oder durch eine vorgeſpiegelte Seelengröße die Augen der Beobachter täuſchen. Wir wünſchen ſelbſt dieſe Talente der Lebenskunſt zu beſitzen, in ſofern ſie mit der Ehrlichkeit beſtehen können, — wir achten zwar dieſe myſtiſche Glätte und dieſe ſchlaue Verſtecktheit nicht; aber wir fühlen doch, daß dieſe Menſchen eine ſeltene

Kunſt der Vorſicht einſtudirt haben, ohne daß ſie große Köpfe genannt zu werden verdienen, — indem ſie oft keinen Funken des Genies verrathen.

Der Sinn der Schlauheit kann dagegen im Weibe auf eine ſo feine Art entwickelt ſeyn, daß man dieſe Eigenſchaft das weibliche Genie nennen könnte; — eine ganz eigene ſubtile Erfindungskraft, die, ohne erlernt zu ſeyn, dem Weibe in den verwickeltesten Lagen zu Gebote ſteht, und mit der Schnelligkeit eines Blitzſtrahls den richtigſten Ausweg, oder doch die richtigſte Anſicht der Dinge faßt. Das mobile Vergleichungsvermögen und die rege Phantaſie des andern Geſchlechts, die ſich das Entfernte mit hoher Lebhaftigkeit vergegenwärtigen kann, — und mit dem ganzen Feuer der innern Anſchauung ihrem Ziele entgegen eilt, — giebt dem weiblichen Geiſte gar leicht tauſend Mittel und Wege hierzu an, worauf der Mann in ähnlichen Fällen nicht gekommen ſeyn würde. Ihr Verſtand iſt in Erfindung neuer, ſchnellwirkender Behelfe, — neuer Maſchinerien des Handelns, neuer tief angelegter Intriguen und unerwarteter Wendungen, zur Vertheidigung ſeiner Schwäche und ſeiner Stärke, oder auch zur Verſchönerung fehlerhafter Partien, wirklich ſchöpferiſch, und in ſo fern — genialiſch. Die Kunſt, ſeine eigenen Schwächen zu benutzen, — die Kunſt, ſich zu verſtellen, der Verſtellung ſelbſt den Anſtrich einer unbefangenen Natürlichkeit zu geben, — die Kunſt, ſich augenblicklich nach den Umſtänden zu metamorphoſiren, beſitzt kein Mann in dem Grade, er müßte denn in ihrer Schule dies alles wirklich gelernt haben. Die Kunſt, angenehm zu täuſchen, wo Täuſchung nothwendig wird, — zu überraſchen, wo Ueberraſchung Wunder thut, — zu gefallen, wo die männliche Kälte beſiegt werden ſoll, — zu zürnen, wo ſie das Recht auf ihrer Seite zu haben ſcheinen, — großmüthig zu verzeihen, wo ſie beleidigt zu ſeyn affectiren, und zur Beſtechung des Männerkopfs, ſtatt alles Raiſonnements, die Fülle ihres Gefühls reden und wirken zu laſſen, — iſt allen ſchlauen Weibern etwas Federleichtes, ſobald ſie aus der Alltäglichkeit herausgeſchritten ſind. Sie werden mit dieſen Talenten geboren, wie das Genie — mit dem Genie geboren wird. Dabey ſind ihre Urtheile über die Menſchen meiſtentheils treffender, als die unſrigen, — welches keine gemeine Beobachtungsgabe vorausſetzt. Sie nehmen die Dinge gleich auf den erſten Anblick wie ſie ſind, anſtatt, daß *wir* oft die Zeit mit der Unterſuchung verſchwenden: — *wie* wir ſie nehmen ſollen. Der feine Tact ihrer Menſchenſchau iſt ihre practiſche Logik durchs ganze Leben hindurch, — ſo wie ſie überall mehr practiſch ſchlau ſind, während wir theoretiſch die Philoſophie der Vorſicht ſtudiren, und, wenn wir an das Ende der Lection kommen, das Erſte ſchon wieder vergeſſen hatten. Selbſt dann, wenn ſie ſich einmal geirrt haben, benutzen ſie den Irrthum zu ihrem Zwecke; denn kein menſchliches Weſen hat vielleicht einen ſo hellen und wirkſamern Begriff von dem, was man *Zweck* nennt, als — das *kluge* Weib.

Da es ferner ſelbſt recht gut weiß, daß der Eigenſinn einer ſeiner Naturfehler iſt, daß der weibliche Kopf nur mit Mühe von ſeinen einmal gefaßten Meinungen abgebracht werden kann: ſo wird es auch hier dieſe Charakterhärte durch die ſchöne Form ſeiner Weiblichkeit entweder zu verſtecken, oder zu mildern ſuchen, und eben dadurch dem Manne zeigen, daß es einen wahrhaften Charakter beſitzt, wenn dem Manne ſo oft der wahre Charakter fehlt. Daß die Weiber die Feſtigkeit ihrer Plane mit weiblicher Milde zu vereinigen wiſſen, — und in dieſer Vereinigung überall das gute Herz durchſchimmern laſſen, — dieß iſt die Officin, worin ſie alle Waffen zu unſerer Beherrſchung ſchmieden, und ihre Herrſchaft ſelbſt zu einem Werke des Genies machen. Man ſiehet daher alle Probleme, wie wir beherrſcht werden ſollen und wollen, von ihnen mit einer Leichtigkeit löſen, wie der geübte Algebraiſt ſeine Gleichungen löſt. — Noch nie hat ein Männerkopf, ſeit dem Anbeginn aller Dinge, hierin ein Weib überliſtet, wenn ſie mit einander den Zweykampf in der ſubtilern Klugheit begannen. Auch die ſchlaueſten Männer ſtehen gemeiniglich nur da, wohin ſie von ſchlauen Weibern geſtellt werden, — ob ſie gleich ſich ſelbſt geſtellt zu haben meinen.

Vorläufige Bezeichnung des Genies in negativer Anſicht.

Doch wir kommen zum Genie des Mannes, — in ſofern es als ein Princip des höhern Bewußtſeyns, nicht als eine Kunſt oder eine Taktik zu handeln, beurtheilt werden muß, — zurück, — und ſehen nun vorläufig: — was das Genie nicht iſt, ehe wir zu ſeiner innern Naturerklärung fortſchreiten können. Wir nehmen dieſen Weg des Raiſonnements, weil er unterhaltend iſt, und uns ſucceſſive dem Gegenſtande ſelbſt näher bringt, von dem uns bisher noch keine genügende Definition gegeben wurde.

Man iſt mit dem Worte Genie, ſeitdem es einen Laufpaß in mehrern Sprachen bekommen hat, ſo freygebig wie mit dem Worte Tugend geweſen. Was die Menſchen am ſeltenſten beſitzen, davon reden ſie am liebſten, und dieß legen ſie ſich am liebſten bey. Die meiſten Männer glauben, ſelbſt auf einer mittelmäßigen Höhe der Cultur, — Genie zu haben, weil ſie jede etwas geläufigere Geſchicklichkeit in einer Sache, — jede unbedeutende Alltagsfertigkeit, oder auch ſelbſt das, was ſie durch mühſamen Handwerksfleiß herausbringen, einer genialiſchen Kraft zuſchreiben. Dieſer Glaube an ſeine eigene Genialität iſt eben ſo natürlich als verzeihlich, wenn er nicht in Frechheit ausartet, und auch bey einer dürftigen Mittelmäßigkeit hochgeehrt ſeyn will. Jeder Menſch, der ſich fühlt, macht ſich ſelbſt zum Maßſtabe fremder Talente; aber er ſelbſt gebraucht dieſen Maßſtab nur zu ſeinem Vortheile. Er kann den Raum ſeines Ichs ſo weit ausdehnen, als er will, — und er dehnt ihn in der Regel wirklich ſo weit aus, bis es ihm zur Gewohnheit wird, ſich und andere falſch zu meſſen. Der Egoismus iſt der Wortführer dieſer Phantaſien, die oft ſo weit gehen können, daß der Mann ohne alles Genie ſich für einen Geiſt voll hoher Originalität hält, und weil er das, was er ſagt, ſelbſt nicht verſteht, — ſich das Talent eines tiefen Scharfſinnes andichtet.

Mit Recht werden folgende Köpfe nicht in den Rang der Genies aufgenommen:

1) die blos gelehrigen, — leichtfaſſenden, — lernbegierigen Köpfe, in ſo fern nur ein Theil des paſſiven Genies bey ihnen in Thätigkeit iſt. Es giebt Menſchen, die unermeßlich viel lernen können, weil ſie nicht nur ſchnell zu deutlichen Begriffen des Wiſſenſchaftlichen gelangen, ſondern auch mit einem alles verſchlingenden eiſernen Gedächtniß begabt ſind; Menſchen, die faſt nichts vergeſſen, was ſie einmal gehört oder geleſen haben, — und, vermöge dieſer Allmacht des Gedächtniſſes, die heterogenſten Dinge behalten, und wieder herſagen können; Rechner von einer ſo ungeheuern Memorie, daß ihnen kein anderer in der Ueberſchauung und Berechnung großer Summen folgen kann, wie z. B. der merkwürdige Engliſche Rechner Buxton *). Andere dieſer wirklich

---

*) Ein armer gemeiner Tagelöhner, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in dem Flecken Elmton lebte, und faſt nichts weiter, als das Einmaleins in ſeiner Jugend gelernt hatte. Buxton konnte mit

Gedächtnißreichen ſind gleichſam allwiſſend in den Sprachen, — lebendige Wörterbücher, — oder auch Menſchen von einer ungeheuern Wiſſenſchafts-

---

einer erſtaunlichen Schnelligkeit 5 bis 6 Zahlen im Kopfe multipliciren. Man fragte ihn einſt: wenn ein Feld 423 Engliſche Ellen lang und 383 breit wäre, wie groß die ganze Quadratfläche ſeyn würde? „162009 Engliſche Ellen“ war die Antwort nach zwey Minuten. Auf die Frage: wie viel Morgen beſagtes Feld betragen würde? ſagte er nach eilf Minuten: „33 Morgen, 1 Vorling, 35 Ruthen, 20 und ein Viertel Engl. Ellen.“ Als er ſagen ſollte: wie viel Gerſtenkörner in einer Länge von 8 Meilen liegen könnten? antwortete er in anderthalb Minuten: „1,520640.“ Um auszurechnen, wie vielmal ſich ein Kutſchrad 6 Engl. Ellen in der Peripherie auf einem Wege von 204 Meilen umdrehen müſſe? antwortete er nach 13 Minuten: „59840 mal.“ Das Erſtaunlichſte, was wol jemals ein menſchliches Gedächtniß geleiſtet hat, beſteht darin, daß Buxton eine aus 39 Ziffern beſtehende Zahl bloß im Gedächtniſſe mit ſich ſelbſt multiplicirt hat. Nachdem er über dieſer ungeheuern Rechnung drittehalb Monate zugebracht, gab er die aus 79 Ziffern beſtehende Quadratzahl davon an. Buxton ließ ſich in ſeinen Gedächtnißrechnungen durch nichts irre machen, und fuhr darin während des Sprechens und unter allerley Geräuſche fort. Man bemerkte und Bücherkunde, — die man wol auch Genies genannt hat, ob gleich dieſe Benennung höchſt verfehlt iſt. Beſſer nennt man ſie Polyhiſtoren,

---

auch bey ihm keinen Unterſchied, er mochte lange oder kurze Exempel vor ſich haben. Er fing den andern Tag, ohne ſich zu irren, da wieder an, wo er den vorhergehenden aufgehört hatte, und fuhr ſo lange in ſeiner Gedächtnißarbeit fort, bis er nach Wochen und Monaten fertig war, wenn die Rechnung ſo viel Zeit erforderte. Eben ſo wenig machte es ihn irre, wenn er ſeine Rechnung abbrechen und lange Zeit liegen laſſen mußte. Sie ſtand immer mit größter Lebhaftigkeit vor ſeinen Augen, und er ſetzte ſie oft nach Monaten von da, wo er aufgehört hatte, mit größter Richtigkeit fort, und konnte die längſten Zifferreihen, wie man's haben wollte, — vor- oder rückwärts herſagen. Er war im Stande, denen ihre Fehler genau anzuzeigen, die mit der Feder gerechnet hatten. Er ließ ſich von zwey Perſonen ganz verſchiedene Aufgaben unmittelbar hintereinander vorſagen, und gab nachher einem jeden die gehörige Antwort, ohne ſich im mindeſten zu irren. Fand ſich ja einmal ein Fehler in ſeinen Gedächtnißberechnungen: ſo wiederholte er ſie ſchnell, und änderte ſeinen Fehler ſelbſt. Sein Gedächtniß war ihm ſo getreu, daß er eine einmal ausgerechnete Summe nach zwey Monaten noch völlig und ohne Anſtoß wieder herſagen konnte. (ſ. Magazin zur weil ſich eine ungewöhnliche Maſſe des Wiſſens in ihrem Gedächtniß **hiſtoriſch** abgedruckt hat, — und als etwas auswendig Gelerntes [obgleich

---

Erfahrungsſeelenkunde 5r Bd. 2s Stück S. 105 u. f.] **Wolf** bezieht ſich in ſeiner empiriſchen Pſychologie auf Leute, die das ganze Corpus juris und die Bibel ſelbſt ſo inne hatten, daß aus dieſen Gedächtnißköpfen — Bibel und Corpus juris wieder abgeſchrieben werden konnten, wenn ſie verloren gegangen wären. [ſ. De Memoria, oblivione et Reminiscentia.] — Der berühmte **Heinrich Cornelius Agrippa** redete und ſchrieb 8 Sprachen mit großer Fertigkeit. **David Blondel**, ein proteſtantiſcher Geiſtlicher in Frankreich im 17ten Jahrhunderte, wird von Bayle als ein Wunder der Gedächtnißkraft, die bey Blondel faſt übermenſchlich war, aufgeführt. [ſ. Artik. Blondel.] Der gelehrte **Dempſter** geſtand ſelbſt, daß er nie etwas vergeſſen, was er einmal in ſeinen Kopf aufgenommen habe. — **Seneca** konnte 2000 Namen in der nähmlichen Folge repetiren; worin ſie ihm vorgeſagt waren. Und **Friedrich** der Große, der ſelbſt ein erſtaunliches Gedächtniß beſaß, trieb einſt mit Voltaire folgenden Scherz. **Voltaire** hatte eins ſeiner größern dramatiſchen Stücke dem Könige vorgeleſen, und zur weitern Durchſicht überlaſſen. Während dieſer Zeit läßt ſich ein Italiener beym Könige unter dem Nahmen eines großen Gedächtnißmannes ankündigen. Der König gemeiniglich bunt durcheinander] in ihnen liegt. — Bey einer ſolchen Menge neben und über einander gelagerter Kenntniſſe ſcheinen ſogar bisweilen die etwa vorhandenen Keime des Genies verloren zu gehen, — indem der freyern Urtheils-

---

hört ihn, — hört ihn mit Erſtaunen, und fragt ihn: ob er ſich getraue, das Voltairiſche Stück nach einigen Stunden Wort für Wort auswendig herzuſagen, — auch ſich auſſer der Reihe darüber examiniren zu laſſen? Der Italiener verſpricht es, und hält Wort. Nun wird Voltaire gerufen. — „Sie ſind, ſagt der König mit Ernſt, nicht der wirkliche Verfaſſer Ihres Werks; — Sie haben es einem Andern abgeborgt.“ Voltaire verſichert bey allem, was heilig iſt, — er habe ſein Werk ſelbſt gemacht, — wer ſich getraue, fragt er weiter, ihm daſſelbe ſtreitig zu machen? „Der Mann da, erwiedert der König, welcher es auswendig herzuſagen weiß, — ohne es je geſehen zu haben.“ Nun beginnt der Italiener ſeine Lection; Wort für Wort ſagt er das Gedicht her, — und viele Stellen auſſer dem Zuſammenhange, wie man es verlangt. Voltaire ſtaunt gleichfalls, — und fährt ungeſtüm fort, ſein Werk das ſeine zu nennen, bis der König ihm den ganzen genialiſchen Scherz aufdeckt. — Die neuern Schriften der Gedächtnißkunſt [Mnemonik] ſind bekannt, gehören aber nicht hierher.

kraft durch die Ueberladung von Wortkenntniſſen ihre Selbſtheit genommen, und ſie nach und nach nur zum Sammeln gewöhnt wird. Dieß ſind denn auch gewöhnlich die fleißigen und gutmüthigen Arbeiter in der Literatur, — die eigentlich nicht ſelbſt denken wollen, ſondern nur Kalk und Steine zu ſogenannten gelehrten Werken zuſammentragen; — aber dennoch nicht ſelten auf dieſe Arbeitſamkeit ſtolz ſind. Sie zählen ſich — gewöhnlich zu dem hohen Adel der gelehrten Welt, weil ſie die Schätze der Wiſſenſchaften, wie der Bergmann ſeine Erzſtufen, zu benennen wiſſen, ohne in die innere Natur dieſer Koſtbarkeiten eingedrungen zu ſeyn. — Es ſind bloße Ausrufer auf gelehrten Marktplätzen, die ſehr beſtimmt den Nahmen, aber nicht den ſpecifiken Werth der Güter kennen. Wollen ſie weiter gehen, und ſich als Kunſtrichter aufwerfen: ſo verweiſt ſie die philoſophiſche Critik mit Recht zu ihrem Berufe, — an die Regiſtratur der Wiſſenſchaften, zurück, — wo ſie große Verdienſte haben können. — Schrittzähler nennt ſie Lichtenberg einmal ſehr naiv. —

Die bloße Fertigkeit und Gabe zum Lernen kann auch ſchon darum nichts Genialiſches ſeyn, weil ſie eine allgemeine Erſcheinung der menſchlichen Seele iſt, das Genie hingegen allemal für etwas Ungewöhnlicheres und Geiſtigeres, als das bloße Ideenſammeln, gehalten wird. Die tägliche Erfahrung belehrt uns, wie faſt alle Kinder, ſobald ihre Aufmerkſamkeit nur einigermaßen geweckt iſt, — mit einem wahren Heißhunger neue Begriffe aller Art ſuchen, und nicht müde werden, alles Neue mit einer unruhigen Lebhaftigkeit in ſich aufzunehmen. Man hat daher die Bemerkung gemacht, daß die meiſten Aeltern [nicht ohne Grund] ihre Kinder für Genies halten, weil der jugendliche Kopf in den erſten Jahren wirklich erſtaunlich viel lernt und auffaßt, — bis er ſpäterhin, nach geſtillter Neugier, — in der gewöhnlichen menſchlichen Alltäglichkeit erſcheint, und vielleicht keine Spur vom Genie überhaupt da iſt. Das Lernen an und für ſich ſelbſt — ſcheint der menſchlichen Seele ſo natürlich, wie dem Körper das Bedürfniß der Nahrung zu ſeyn; — aber jener iſt darum auch nichts weiter als Bedürfniß, und die gewöhnlichſten Köpfe pflegen nicht ſelten die größte Neugier zu zeigen, weil ihr gutes Gedächtniß beſchäftigt ſeyn will.

Selbſt diejenigen guten Köpfe, die nicht bloß ihr Gedächtniß zu bereichern ſuchen, ſondern, aus Antrieb einer höhern Geiſteskraft, alles leicht faſſen, und zu ihrer Gedankenfülle benutzen, was ihnen Andere vorgedacht haben, alſo ſchnell zu deutlichen und vollſtändigen Begriffen übergehen, — können noch nicht Genies genannt werden. Der Geiſt dieſer Männer befindet ſich zwar in dem Zuſtande einer logiſchen Geſundheit, und ihre Wahrheitsliebe kann ſie zu einer erſtaunlichen Cultur ihrer Erkenntnißvermögen emporheben; — ſie können in den Wiſſenſchaften als eminente Köpfe glänzen, und zum Beſten derſelben Rieſenſchritte thun; allein ſie bereichern eben dieſes Feld des Denkens und Wiſſens, was ſie ſo treulich verwalten, mit keinen neuen Entdeckungen; ihre Talente ſind nur paſſiv, — ſie ſchmücken ſich mit Schätzen höherer Geiſter aus; ſie fühlen ſich geſtärkt und erleuchtet durch ein fremdes Verdienſt; ſie bringen ſelbſt in tiefſinnige Syſteme ein, und wiſſen ſie nun Andern in ſchönſter Deutlichkeit vorzutragen. — Es ſind die Lehrer und Meiſter der wiſſenſchaftlichen Gilden, und in ſofern brauchbare Männer für den Staat und den Unterricht. Aber mehr fordert auch die höhere Vernunft von ihnen nicht; — ſie weiß es, daß die logiſche Ordnung im Denken zwar ein Beruf des guten Kopfs, — — nur nicht immer genialiſche Spontaneität ſey.

b) Die bloß feurigen, freyen und freymüthigen, — die kühnen und ſtürmiſchen Köpfe, die zu allen ihren Arbeiten und Unternehmungen Feuer und Thätigkeit, — nur kein Genie mitbringen. Ein ſehr hoher Grad von Empfindungsfähigkeit, eine lebendige, obgleich nicht productive Einbildungskraft, auch wol eine innere Regſamkeit des Gemüths für das Edle und Schöne, iſt die Urſache, daß ſich ſolche Köpfe leicht und mit Wärme für alle neue Kenntniſſe intereſſiren, und dadurch nicht ſelten — ſelbſt intereſſant werden. Sie ſcheinen das rein Gedachte und neu Erfundene ſo innig und tief, als das Genie ſelbſt, zu fühlen, und ihre Lobpreiſungen deſſelben in ihren Werken läßt uns vermuthen, daß die Natur ſie zu etwas Höhern beſtimmt habe, — daß ſie nichts weniger als

Alltagsköpfe ſind, daß ſie ſich wenigſtens in der Rangordnung der Geiſter am meiſten dem Genie nähern, — und daß der Sinn für Wahrheit ſich in ihnen ſeiner Reiſe bewußt iſt. Gemeiniglich ſind es enthuſiaſtiſche Förderer der Wiſſenſchaften, — nicht um Ehre davon zu tragen, ſondern weil ihnen das freye Denken wirklich Bedürfniß iſt, und ihre Achtung dafür — aus ihrer beſſern Natur hervorgehet. Wenn dieſe Köpfe ſich ganz auf die Wiſſenſchaften legen, und als Schriftſteller auftreten: ſo pflegen ſie gemeiniglich durch das Eindringliche und Lebendige ihres Vortrags, durch eine geſchmackvolle Zuſammenreihung ihrer Ideen, durch eine charakteriſtiſche Zeichnung des Geſagten und durch bildliche, oft liebenswürdige, Naivitäten zu glänzen. Alles wird unter ihrer Bearbeitung — Licht und Anſchauung, — und ihr Fehler iſt oft eine — zu große Deutlichkeit, die wiederum wegen der großen Wortmenge nicht ſehr gefällt. Als Dichter ſuchen ſie eben ſo gewöhnlich mehr das Glänzende, Theatraliſche und Imponirende, als das Genialiſche, wozu ſie ſich überhaupt, ſelbſt in der Proſa, nicht erheben können. Man lieſt ihre kunſtreich angelegten Partien mit Vergnügen, ohne geſättigt zu werden; — aber ſie wiſſen ihre Oberflächlichkeit nicht ſelten auf eine frappante Art zu verſchönern, oder zu verſtecken — durch die liebliche Form der Gedichte, durch das Herzliche des Ausdrucks, durch die Melodie des Ganzen, oder auch durch Theaterkünſteley des Witzes, der ſich ſo gern die Krone des Genies aufſetzen möchte. Man nennt ſie mit Recht Leute von Geſchmack; — allein der Geſchmack iſt wiederum nur etwas Paſſives, und als ſolches noch lange nicht Genie. Nur der in ihnen herrſchende Muth, etwas zu ſeyn, könnte als eine hervorbrechende Blüthe des Genies betrachtet werden, — die an ſich ſchon hohe Achtung verdiente.

Aber darum iſt jede Freymüthigkeit im Denken auch noch nicht genialiſch, ſondern nur ein erhöhetes Wahrheitsgefühl, das die Sclaverey im Denken nicht dulden kann, und ſich mithin den Vorurtheilen kühn entgegenſtellt, — ohne etwas Neues zu ſagen. Hier liegt auch oft nur eine Freymüthigkeit des Charakters, — der keine Feſſeln anerkennt, als eine freye Urtheilskraft zu Grunde, die bloß für das reine Denken ſtreitet, und alſo von den höchſten Principien der Freyheit ſelbſt ausgehet. Es iſt daher kein kleiner Fehlgriff derjenigen Köpfe, die ſich ſchon darum für Genies halten, weil ſie alles Neue mit einem freymüthigen oder auch hämiſchen Muthwillen tadeln dürfen, — überall mit einer ſtudirten Plattheit abſprechen, und nichts gelten laſſen, was auſſerhalb ihrer ſogenannten Genialität liegt. Dieſe Freymüthigkeit geht aus einem kranken, äſthetiſchen Egoismus hervor, der ſich zum allgemeinen und einzigen Richter des Geſchmacks aufwirft, und den Balken in ſeinem eigenen Auge nicht bemerkt, während er den Splitter in dem fremden Auge hohnlächelnd bekrittelt. Kant hat dieſen Köpfen in ſeiner Anthropologie die Nativität geſtellt. „Sie berauben ſich ſelbſt, ſagt er, des Fortſchritts zum Beſſern, wenn ſie ſich mit ihrem Urtheil iſoliren, ſich ſelbſt Beyfall klatſchen, und den Probierſtein des Schönen in der Kunſt — nur in ſich allein ſuchen.“

3) Die ſogenannten Kraftgenies, welche mit den eben genannten äſthetiſchen Egoiſten in

genauer Verwandtſchaft ſtehen, — oft einzelne genialiſche Talente beſitzen, aber durch einen Mißbrauch oder Mißgriff ihrer Kraft nur excentriſche und verſchrobene Dinge produciren. Die Vorſtellung von ihrer Productionskraft iſt in ihnen zu groß geworden *), als daß ſie ſich in dem Kreiſe ihrer Begriffe ſelbſt gehörig orientiren könnten. Um einzig und originell zu erſcheinen, wählen dieſe Köpfe gemeiniglich einen verkehrten Weg, — nähmlich den, — das bisher Geglaubte in den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften als etwas durchaus Irrationales anzugreifen, — und der Welt vorzuſpiegeln, daß ſie zu allererſt jene Entdeckungen gemacht, und die Kunſt, etwas niederzureißen, theoretiſch erfunden hätten. Um dieß einigermaßen zu documentiren, erſinden ſie wirklich ein Feld des Romantiſchen, worin das Schöne und Gute nur in idealen, — eigentlich imaginairen, Formen ſicht-

---

*) „Leute, denen Syſteme und Welten umſchaffen eben ſo leicht iſt, als ſeine Friſur umwandeln.“ J. Schulz Erläuterungen der Critik der reinen Vernunft. Königsb. 1784.

bar werden ſoll; — wobey denn nicht ſelten der Fehler begangen wird, daß jene Formen nicht wirklich durch den Geiſt einer höhern Phantaſie erſunden, ſondern durch eine kleinliche und kraftloſe Dichterey zuſammengeflickt werden. Genies dieſer Art werden von groteſken Bildern des Dichtungsvermögens wie von böſen Geiſtern geplagt, — und dieſe Plage nennen ſie Begeiſterung, während alle andere Menſchen darin nichts, als eine Verirrung der Phantaſie ſelbſt bemerken, und dieſe äſthetiſchen Geburten belachen.

Ich habe dieſe Köpfe nirgends ſo anthropologiſch-richtig, als in Platners Aphorismen, gezeichnet geſunden. Hier ſind die Gemählde des eiteln und übermüthigen Genieſtolzes in ihrer höchſttreffenden Charakteriſtik.

„a. Einbildungskraft ohne Originalität; Witz ohne Wahrheit; Talent ohne Critik. Kleinliche Eitelkeit. Weniger Einbildung, als Dünkel; öftere Schwermuth in dem Gefühl der Mittelmäßigkeit. Beſtändiges Streben nach Bemerkung. Schlaues Trachten nach Recenſentenlob. Zudringliches Vorleſen und Declamiren; immerwährendes Spiel der Prahlerey, bald in ruhmredigen Erwähnungen des erlangten Beyfalls, bald in großthuender Ausſtellung des unbedeutenden Talents und erſchlichenen Ruhms. Kraftloſe Empfindlichkeit gegen verdiente Erniedrigung, von furchtſamer Feindſchaft befolgt. Leichtſinniges Satyrengeſchwätz über alle Menſchen und menſchliche Dinge, die der Form des Geſchmacks ermangeln; unbeſonnene Herabwürdigung der ernſtern Gelehrſamkeit; pedantiſches Klaggeſchwätz über Pedanterey. Süßes Vergnügen in dem Genuß des Lobes; herber Schmerz bey den Züchtigungen des Tadels. Schüchterne Arroganz; Dreiſtigkeit nur gegen Halbkenner.“

„b. Der übermüthige Genieſtolz [des Kraftgenies] beſteht in einer, durch das mehr oder weniger gegründete Bewußtſeyn des Talents, und durch den Beyfall des Zeitalters, trunken gewordenen Selbſtgenügſamkeit, die am Ende alle Schranken vergißt, und in dem Machtbefugniß des Genies ſich berechtigt glaubt, in ihren Werken zu den ſonderbarſten Ueberſpannungen des Geiſtes, ſo wie in der Literatur und Kritik zu der unbeſchränkteſten Willkür.“

„Die vornehmſten Eigenſchaften des übermüthigen Genieſtolzes ſind: — ausgelaſſene Originalität, nicht immer durch das Genie vor dem Unſinn geſichert; muthwilliger Hang zum Paradoxen und Unerhörten. Einſeitige Würdigung des literariſchen Verdienſtes; wegwerfende Geringſchätzung aller Talente und Werke, welche die ſelbſtgewählte Form nicht haben. Entſchloſſene Begünſtigung bewunderter Partheygänger und nachahmender Stümper; unverſöhnliche Rachgier gegen den entfernteſten Anſchein des Widerſpruchs und Tadels. Der moraliſche Grund dieſes Stolzes iſt: Rauhheit des Charakters, — oft ohne Feſtigkeit; Unfreundlichkeit der Sitten; Unfähigkeit zu Wohlwollen und Hochachtung; heimtückiſche, ſchadenfrohe Laune; Wohlgefallen am Krieg und Streit, und ein gewiſſer literariſcher Renomiſtenſinn, der überall Händel ſucht, und in dem Reiche der Gelehrſamkeit und des Witzes nicht ſowol herrſchen will, als wehethun und unterdrücken. Daher abſprechende Recenſentengrobheit, ehrenräuberiſche Journaliſtencomplotts und ſarkaſtiſche Bubenſtücke der zum Pasquill gebrauchten Satyre: ohne Schonung der achtungswertheſten Verdienſte, — und mit lachender Hinwegſetzung über den Verluſt des ſelbſteigenen moraliſchen Credits *).“

4) Der Witzkopf, der Spötter und Satyriker, — wenn er ſonſt nichts, als dieß iſt [denn als Genie iſt der Witz ſeine ihm bleibende Appanage]. Der Witz an ſich allein iſt nur ein Spiel der Imagination, dem ſie ſich gemeiniglich ganz paſſiv hingiebt, ohne dadurch ihre Spontaneität im Erfinden zu documentiren; nicht zu gedenken, daß oft ſehr witzige Köpfe in allem übrigen ſehr talentloſe Menſchen ſeyn können. Der Witzige findet eigentlich nur ſeine launigen, comiſchen, auch wol treffenden Vergleichungen, ſeine Zerrbilder, ſeine ſpielenden Antitheſen und Metaphern, ſeine Figürlichkeiten und Wortſpiele, ſeine lachenden und beißenden Repliquen, — anſtatt, daß der genialiſche Kopf — ſein Werk, oder auch nur einzelne Gedanken — originell erfindet, alſo unter dem Einfluſſe

---

*) Philoſophiſche Aphorismen. Leipz. 1800. S. 586 u. f. 2r Theil.

eines höhern Geiſtes ſeine ſchöpferiſchen Kräfte übt, und alles Nachahmen verachtet, das doch der Witz nicht ungern benutzt. Das Genie dringt ein, und, indem es den Verſtand mit einer neuen Kraft beſeelt, und gleichſam zu größern Dingen ſpannt, als er ſonſt zu verrichten pflegte, — iſt ſich ſelbſt das Geſetz bey ſeinen Productionen, wenn der Witz nur hin- und herſtreift, und ſich mit tauſenderley Oberflächlichkeiten begnügt. „Es iſt daher auch, wie jüngſt ein critiſches Blatt ſagte, zwiſchen den wahren Werken des Genies und zwiſchen den excentriſchen, [witzelnden] oder ſeyn ſollenden genialiſchen Schreibereyen, womit Deutſchland jetzt von mehrern Seiten ſo arg heimgeſucht wird, ein — ſehr großer Unterſchied, ſo groß, wie zwiſchen Franklin und einem Taſchenſpieler.“

Das Talent des Witzelns, — der feinſten und naivſten Repliquen, der treffendſten Mediſance und der muthwilligſten Spötterey, iſt tauſend Weibern in einem höhern Grade, als den Männern, eigen, und dennoch wird man dieſe Frauen niemals bloß ihres Witzorgans wegen — genialiſch nennen, — weil der Witz kein Verdienſt iſt, wozu ſich dagegen das Genie allemal erhebt. Ja, der Witz, — oder der zu große Hang, überall Aehnlichkeiten herauszufinden, kann der freyen Originalität des Genies ſogar gefährlich werden, weil es jener zu einer gewiſſen Einſeitigkeit verdammt, und ſo leicht zu einem eiteln Schimmerpunkt verführt, wenn dieſes, vermöge ſeiner Natur, ſo gern das *Reale* finden möchte. — Man könnte ſogar behaupten, daß, wenn ein gutes Genie unterging, und anſtatt zu wärmen und zu beleben, nur phosphoriſch glänzte, — der eitle Witz die Oberhand über die innere Kraft des Geiſtes errungen hatte, und eben dadurch der ſolide Kopf in den bloßen Witzling übergehen mußte. So erſcheinen uns zuletzt faſt alle Satyriker, wenn das Alter und der Witz die letzten Blüthen des Genies weggehaucht hatten, und dieſes unter dem Sprudel eines ſterbenden Feuers endlich als ein jämmerliches Nichts zurückblieb. Voltaire war in den letzten Jahren ſeines Lebens — faſt nur noch ein Witzling, und hatte dieß mit tauſend Alten gemein, die ſich in der Blüthe ihres Lebens als witzige Köpfe zeigten.

Nähere Beſtimmungen des Genies.

Definitionen.

Nach dieſen Vorausſchickungen kommen wir zur nähern Beſtimmung des Genies ſelbſt, — nicht ſowol zu einer allgemeinen ſchulgerechten Abhandlung deſſelben, — als vielmehr zu ſeiner Charakteriſtik, in ſofern es, als eine präponderirende Kraft des männlichen Geſchlechts, in mehrern Claſſificationen erſcheint, — alſo mehr anthropologiſch betrachtet werden muß. Seine äſthetiſche Beleuchtung gehört der Critik der Urtheilskraft an, und dieſe kann nur hier in ſofern benutzt werden, — in ſofern ſich das Genie der Dichter und Artiſten gleichfalls über das weibliche Erkenntnißvermögen erhebt, mithin als eine individuelle Originalität des Mannes nicht übergangen werden darf.

In den Definitionen des Genies gehen die Aeſthetiker, weil ſie bald mehr bald weniger dahin rechneten, und die intellectuellen Vermögen des Menſchen bald aus dieſem bald aus einem andern Geſichtspunkte nahmen, ſehr von einander ab, und man findet in ihren Erklärungen ſelten die logiſche Beſtimmtheit. Die Alten hatten weder Wort noch Definition von jener geiſtigen Kraft des Gemüths, — und doch ſchrieben und dachten ihre Autoren ſo genialiſch!

Der berühmte Du Bos *), welcher unſtreitig zu den erſten Aeſthetikern ſeiner Zeit gehörte, — in ſofern damals Aeſthetik ſchon, ohne wiſſenſchaftliche Behandlung, möglich war, nennt das Genie eine natürliche [von der Natur empfangene] Geſchicklichkeit, gewiſſe Dinge gut und leicht zu verrichten, die Andere ſelbſt bey vieler Anſtrengung ſehr ſchlecht zu machen pflegen. Dieſe Definition iſt offenbar ſelbſt ſchlecht, denn ſie iſt zu enge; die Fertigkeit, etwas ſchnell, leicht und doch gut zu machen, iſt nur eine Individualität des Genies, — ſogar nicht einmal aller Genies; — aber noch lange nicht das Genie ſelbſt, als welches von einem

---

*) Reflexions sur la Poésie et la Peinture.

höhern Standpunkte der Energie betrachtet werden muß. Auch kann ja ſchon der Nachahmer, welcher vielleicht von allem Genie im höhern Sinne des Worts verlaſſen iſt, — etwas leicht und gut machen, was andere durchaus nicht können; aber man wird den Copirer deswegen, bey aller ſeiner Geſchicklichkeit, noch keinen genialiſchen Kopf nennen, wenn man ſich an dem Genie nicht ſelbſt gröblich verſündigen will.

Sulzer billigt die Erklärung des Franzöſiſchen Kunſtrichters *), allein er geht dennoch einen Schritt weiter, und mußte weiter gehen, da die Unzulänglichkeit der franz. Definition jedem Nachdenkenden ſogleich in die Augen ſpringt. Ungeachtet Sulzer in derſelben die eigentliche Bedeutung des Genies gefunden haben will, raiſonnirt er doch ſo: „daß das Genie keine eigene, von den übrigen unterſchiedene Eigenſchaft der Seele ſey, ſondern vielmehr alle andern beherrſche, — alſo eine allgemeine Beſchaffenheit aller ihrer Fähigkeiten ſeyn müſſen.“ „Es iſt gewiſſermaßen, fährt er fort, in Abſicht der Erkenntnißkräfte eben das, was in Abſicht der Begehrungsvermögen das Temperament, oder der Humor iſt. Das Temperament der Seele iſt weder eine Neigung noch eine Leidenſchaft; aber es modificirt alle Empfindungen des Herzens, und eben ſo modificirt das Genie alle Fähigkeiten der Erkenntniß, — kurz, das Genie beſtehe hauptſächlich in dem Vermögen, ſich aller intellectuellen Fähigkeiten der Seele mit Geſchicklichkeit und Leichtigkeit zu bedienen.“ Die Sulzerſche Definition klingt etwas gelehrter, als die des Du Bos; aber ſie hat die nähmlichen Gebrechen, — indem ſie nur das Univerſalgenie, alſo wiederum nur eine Individualität bezeichnet, und den einzelnen Genieſinn und deſſen einzelnes Gefühl auszuſchließen ſcheint. Das Genie iſt eines Theils nicht eine bloße Arithmetik der intellectuellen Kräfte, andern Theils kann es Genies geben, bey welchen wirklich einzelne Organe ihrer Seele zu ſchlummern ſcheinen, während andere nur allein in ihnen wirkſam ſind. Das Genie beherrſcht nur die Fähigkeiten, wozu es die Natur berief, hier iſt es groß und frey und ſelbſtthätig, wenn es in dem Gebrauche anderer Talente vielleicht abſolut unwiſſend und ungeſchickt iſt.

---

*) Entwickelung des Begriffs vom Genie. In Sulzers vermiſchten philoſoph. Schriften. 1r Th. 1773.

Wenn das Genie durchaus nur ein Proceß des Denkvermögens wäre, und mit dem innern Gefühl für das Schöne und Harmoniſche nicht in Verbindung käme: ſo würden es die Philoſophen im Allgemeinen in nachſtehender Formel richtig beſchrieben haben: — „wenn die Erkenntnißvermögen eines Kopfs die Erkenntnißvermögen der allermeiſten weit übertreffen," und das Genie ſtünde von nun an auf der höchſten Staffel der Vernunft. Allein eben darum, weil die höhern und abſtracten Vermögen des Denkens in einem Kopfe ohne actives Genie ausgebildet ſeyn können, in ſofern ſich die höhere Vernunft lernen läßt: ſo iſt auch jene Definition nicht ganz rein abgeſchloſſen *), um ſo weniger, da bey ihrer

---

*) Hierdurch wird aber der Saz nicht aufgehoben: daß das Genie immer nur, auch in ſeiner höchſten Genialität, ein relatives Talent ſey. „Ein allgemeines Genie im ſtrengſten Verſtande, ſagt Herr Eberhard in ſeiner Theorie des Denkens und Empfindens, möchte unter Menſchen ſich wol ſchwer-

Fertigung auf die Beziehungen des Genies zu den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften keine

---

ſich finden. Die menſchlichen Kräfte haben ihre Grenzen, und daher ſchränken ſie ſich ſelbſt untereinander ein, und laſſen bey ihrer Ausbildung keinen gleichen Grad der Erhöhung zu.“ [Dieß hat die Galliſche Organologie ſogar anſchaulich zu machen geſucht.] „Selbſt das allgemeine Genie hat ſeine Beziehung auf die übrigen Menſchen. In einer Klaſſe höherer Geiſter würde es unter die gewöhnlichen Köpfe gehören. Dieſe Art, einen Menſchen von auſſerordentlichen Geiſteskräften zu betrachten, fährt der ſcharfſinnige Verfaſſer fort, hat ihm vielleicht den Nahmen des Genies zu Wege gebracht. Man hat ihn ſelbſt für ein Weſen höherer Art gehalten, oder unter dem Einfluſſe eines ſolchen Weſens geglaubt.“ Herr Kant äußert ſich hierüber — auf eine andere Art. „Die Urſache, ſagt er in ſeiner Anthropologie, warum das Genie mit dieſem myſtiſchen Namen benennt wird, — iſt, weil der, welcher dieſes hat, die Ausbrüche deſſelben ſich nicht erklären, oder auch, wie er zu einer Kunſt komme, die er nicht hat erlernen können, ſich ſelbſt nicht begreiflich machen kann. Denn Unſichtbarkeit — der Urſache zu einer Wirkung — iſt ein Nebenbegriff vom Geiſte, [einem Genius, der dem Talentvollen ſchon in ſeiner Geburt beygeſellet worden] deſſen Eingebung gleichſam er nur folgt.“ S. 162.

Rückſicht genommen iſt, da *dieſen* doch eigentlich allein das Genie angehört.

Das Genie iſt die freye Spontaneität — des Geiſtes in der normalen Erfindung und Darſtellung neuer Werke.

Seine Hauptbedingungen ſind alſo:

I.

Freyheit ſeines innern Strebens, Wirkens und *Empfindens*, ohne immer ein beſtimmtes Ziel, einen prämeditirten Zweck vor Augen zu haben, — den Zweck ſeiner Selbſtbefriedigung ausgenommen, der ſchon im Gefühle ſeiner Kraft liegt.

Der genialiſche Kopf läßt ſich daher als freyer Geiſt nichts *aufbringen*, — nichts gewaltſam anbilden, nichts decretiren. Er nimmt ſeinen eigenen Flug durch eigenes Wollen, und zwar nicht ſelten nach einer Methode und nach Gegenden hin, vor welchen bisher der menſchliche Geiſt unaufmerkſam vorübergezogen war. Er nimmt daher auch nur in ſofern Lehre und Wegweiſer an, als dieſe ihm auf ſeiner individuellen Bahn nebenher nützlich ſeyn können, — ohne ſich jemals mit Lehre und Wegweiſung anderer zu begnügen, oder dabey ſtill zu ſtehen. Dieß wäre die Station des gewöhnlichen, vielleicht ſehr verdienſtvollen, aber nicht genialiſchen Mannes. Der gewöhnliche Kopf iſt doch nur der Verwalter und Einnehmer fremder Schätze; er nimmt leichtgläubig und gutmüthig alles in ſich auf, was er, nach ſeiner Anſicht, für einen Gewinn der Wiſſenſchaften hält, ob es gleich vielleicht nichts als Tapiſſerie iſt. Er ſieht mehr auf die Quantität, als auf die Qualität des Wiſſens, — er miſſet die Gelehrſamkeit nach — ihrem Umfange, nicht nach ihrem innern Werthe, und theilt alles hübſch in Fächer und Tabellen, damit er ſich immer woran feſthalten kann, wenn er hervortreten ſoll. Er giebt es auch wol gern zu: daß alles ſchon geſagt und durchdacht worden ſey, und bekennet beſcheiden, daß er nichts Neues und Originelles jemals hervorbringen werde, — als etwa ein neues Kleid über eine ſchon von Ewigkeit her vorhandene Form; er glaubt aber auch wol, daß alle andere Köpfe ſeit Jahrtauſenden nichts Neues geſagt hätten, und fernerhin nichts Neues mehr ſagen könnten.

Der *gemeine* Kopf fühlt ſich daher in dem Bezirk einer gewiſſen herkömmlichen Wiſſenſchaftskunde — *behaglich* und zufrieden, hält ſich mit einer pedantiſchen Rechtgläubigkeit an ſein Compendium, und iſt, ſchon durch ſeine innere Natur, ein Feind aller Revolutionen in dem Reiche des Wiſſens und Denkens, die, ſeiner Meinung nach, die Wiſſenſchaften eher verwirren, als berichtigen. Auch haben alle gelehrte Kaſten durch ihre ſymboliſchen Bücher wirklich für alle mittelmäßige Köpfe hinreichend geſorgt, und ſie dürfen ſich nicht beſchweren, daß man ihrer Arbeitſamkeit zu viel aufgegeben habe, da ihr ganzes Wiſſen, ſobald nur das Gedächtniß angefüllt iſt, in einem gemächlichen Nichtsthun beſteht. Jede Wiſſenſchaft hat ihr Forum der Orthodoxie für dergleichen Köpfe angeſtellt; an ein anderes werden ſie nicht leicht appelliren, wenn kein Genie da iſt. — Auch herrſcht das Meinen überall als ein träges Princip, wo das Denken ſich durch die Schwachheit des Kopfs ſelbſt verbietet, oder zur Beruhigung der Schwäche wol ſogar durch eine gewiſſe Meinungspolicey verboten wird. In allen Wiſſenſchaften giebt es daher auch Sectirer, worunter man allemal gewöhnliche Köpfe verſteht, die durch ein bloß currantes Wiſſen vegetiren, und ſo wenig begreifen können, — was Genie ſey, ſo wenig der Hurone eine mediceiſche Venus bilden wird.

Ein ſehr ſichtbares Merkzeichen dieſer ſeichten Köpfe iſt dieſes, daß ſie durch ein unglückliches pour se faire valoir ſo gern mit fremdem Glanze ſchimmern, und durch das fortwährende Citiren ihrer Lieblingsautoren nur zu deutlich andeuten, daß ſie nichts ſelbſt ſchaffen können. Man findet dieſe gelehrten und ungelehrten Wortführer bey der ſo allgemein gewordenen Lectüre jetzt überall, und zum großen Ueberdruß geſelliger Zirkel in allen Ständen. Wenn der freundliche und heitere Ton des geſelligen Geſprächs und der, auf angenehmen Zeitvertreib berechneten Unterhaltung einige Augenblicke ſchweigt, — ſo treten dieſe Citirer mit ihren auswendig gelernten Tiraden und abgeriſſenen Stellen und Stellchen keck hervor, und fordern wol gar mit gebietendem Ernſt — Aufmerkſamkeit auf ihre ſchlecht declamirten Verſe und ihren proſaiſchen Trödel. Sie halten euch feſt, wenn ihr entwiſchen wollt, — und fragen wol gar den beſſern Kopf, der dieß alles ſchon weiß: — ob man ſie auch recht verſtehe? In neuern Zeiten, wo man mehr durch eine gewiſſe Sprachmeiſtergelehrſamkeit, als durch gründliches Wiſſen zu glänzen ſucht, — obgleich auch der mittelmäßigſte Kopf — mehrere Sprachen zugleich reden kann, hört man ſo oft dieſes Citiren fremder Schriftſtellen, vornähmlich in engliſcher und franzöſiſcher Sprache, — grade, als ob unſre großen deutſchen Originalköpfe gegen alles jenes engliſche und franzöſiſche Geſchwätz Null und Nichts wären, und der Deutſche nur immer vom Borgen leben müßte, — freylich *dieſe* Köpfe können es nicht weiter, als bis zum Borgen bringen.

Aus dem Gefühl ſeiner Freyheit, welche wir das erſte und innigſte Naturprincip des Genies nennen, geht die *Begeiſterung* *) hervor,

---

*) Ueber die Natur dieſes erhöheten Gemüthszuſtandes kann man mehreres nachleſen in *Sulzers* allgemeiner Theorie der ſchönen Künſte, Art. Begeiſte-

indem der Geiſt des genialiſchen Kopfs von dem Gegenſtande ſeiner innern Beſchäftigung ganz durchglüht, — ganz durchdrungen und gleichſam allem Sichtbaren und Materiellen entrückt wird. Das Wort Begeiſterung ſelbſt deutet auf einen Zuſtand des Gemüths und der Anſchauung hin, der oft nur idealiſch iſt, und nur idealiſch wirkt, der keine Feſſeln kennt, und den Menſchen bezaubert, weil er in dieſem Zuſtande nur durch ſich ſelbſt wirkt, alſo in der ſtillen raſchen Einfachheit ſeines Geiſtes von keinen fremden und zuſammengeſetzten Eindrücken entzaubert wird. Der durch das Genie Begeiſterte — [alle andere Begeiſterung, z. B. durch Myſtik, durch überſpannten Patriotiſmus, durch Sentimentalität, durch Liebe und Freundſchaft u. ſ. w., iſt gemeiniglich nichts als Schwärmerey] ſiehet alſo auch wirklich Dinge, die kein Auge geſehen, kein Ohr gehört und in keines Menſchen Herz gekommen, weil er unmittelbar das Vorgeſtellte, ohne durch ein fremdes Medium zu ſehen, anſchauet, und

---

rung; in Bettinelli dell' Entusiasmo delle belle Arti. Milano. 1769.

ſich ganz ſeiner eigenen Phantaſie in ſeiner eigenen Denkregion bedient. Er iſt ſich hier allein ganz angehörig; er denkt, weil er fühlt, und fühlt, weil er denkt, — und beyde Operationen des Gemüths wechſeln ſo magiſch und lebendig auf einander, daß der genialiſche Kopf ganze Reihen origineller Vorſtellungen und Phantaſien ſchon durchlaufen iſt, wenn das Nichtgenie ſich kaum zu ſeinen Productionen anſchickt, und auf dem halben Wege bereits ſchon ermüdet niederſinkt.

Aber die Begeiſterung des Genies iſt nicht bloß und auch nicht immer dichteriſcher Art, in welchem Sinne es gemeiniglich in den ſchönen Wiſſenſchaften genommen wird, — nicht immer das Zauberſpiel einer glühenden Phantaſie, die alles Idealiſche in ſich vereinigen möchte, und im Anſchauen des Schönen und Großen erglühet; nicht immer die Begeiſterung des romantiſchen Denkers, der ſich gleichſam in ſeinem Heros ganz verliert, aus ihm heraus die feurigſten Worte ſpricht, und die reizendſten Gebilde der Seelengröße oder der Liebe dichteriſch aufſtellt. Die

Begeiſterung iſt allen Genies eigen, in welchem Fache ſie arbeiten. Sie dürfen ſich nicht anſtrengen, um ſich in ihre Bezauberung zu verſetzen. — Der Mechanicus, der über der ſubtilen Erfindung einer künſtlichen Maſchiene brütet, kann der Begeiſterung eben ſo theilhaftig als das ſublimere Genie werden, — nähmlich in ſeinem Fache; — in ſeiner Art der Ideenſchöpfung, ſobald er unmittelbarer Anſchauungen ſeines Gegenſtandes fähig iſt. Daher finden wir auch, daß alle Genies nur vornähmlich in ihrer Ideenwelt leben, und darin ganz heimiſch ſind. Tauſend andere noch ſo wichtige Dinge intereſſiren ſie nicht, wenigſtens nicht eher, als bis ſie in den Focus ihres Genies treten. Sie leben und weben gleichſam in einer fortwährenden Begeiſterung, und verachten alles, was ſie nicht dahin beziehen können. So giebt es Dichter, die faſt nichts ohne Metrum und Phantaſie denken und vortragen; ſie machen wachend und träumend Verſe, und vergeſſen ihre nöthigſten Bedürfniſſe. Sie befinden ſich wirklich in einem bezauberten Zuſtande des Gemüths, der in ſofern nicht frey zu ſeyn ſcheint, in ſofern er die innere

Bezauberung abwarten muß, bis ſie vorübergegangen und entzaubert iſt.

Dieſer Zuſtand iſt oft mit Erſcheinungen begleitet, welche die Aufmerkſamkeit des Naturhiſtorikers der menſchlichen Seele verdienen. Ich habe einen ſehr berühmten Deutſchen Kanzelredner gekannt, welcher vornähmlich in ſeinen feyerlichen Schlußgebeten an die Gottheit die ſchönſte Sprache mit dem innigſten Gefühl der Andacht vereinigte, und durch dieſe verbundene Kraft der Beredſamkeit die Herzen aller Zuhörer hinriß. Dieſem edlen Manne, deſſen Erbauungsbücher noch jetzt von gebildeten Menſchen mit Rührung geleſen werden, entwiſchten einſt in ſeinem feurigen Gebete mehrere nicht bloß gemeine, ſondern auch unſchickliche und niedere Phraſen. Er ſtieg von der Kanzel; — ich erinnerte ihn an jene trivialen Ausdrücke ſeines Gebets, welche ſo ſehr mit der Schönheit des Ganzen contraſtirten. Er erſchrack; er verſicherte heiligſt, ſich keiner ſo gemeinen Reden aus ſeinem Vortrage zu erinnern, — mehrere andere ſeiner Zuhörer betheuerten ihm dagegen, daß er ſie wirklich ausgeſprochen habe. Er hatte alſo, von dem großen Gegenſtande ſeiner Begeiſterung durchdrungen, ſich gleichſam ſelbſt vergeſſen.

Etwas Aehnliches, — nur aus einer andern Region der Begeiſterung — wird von einem der größten Künſtler ſeiner Zeit erzählt. Es ſahe einſt jemand dem unſterblichen Michael Angelo zu, als er an einem Marmorbilde arbeitete. In dem Blicke des Künſtlers glühete ein wildes Feuer, der Hammer ſtürzte in ſeiner ſtarken Fauſt mit Macht auf den Meißel, und die abgeſchlagenen Stücke Marmor flogen weit durch die Luft. Man hätte denken ſollen, daß der ganze Block auf jeden Schlag hätte in Stücken gehen ſollen. „Damals, ſagt Sulzer, war dieſer große Mann in der Begeiſterung. Er ſah das Bild, welches er darſtellen wollte, ſchon in dem Marmorblocke; ungeduldig, es herauszubringen, ſchlug er kühn die überflüſſigen Theile weg, und war ſicher, nichts an dem Ideale ſeiner Phantaſie zu verderben.“ — Freylich würde aber der Künſtler ſehr unrichtig ſchließen, welcher ſchon die heftige Neigung zu einer Kunſt — Begeiſterung nennen wollte. Wir können oft durch eine innere Stimmung und Reizbarkeit des Gemuths für einen Gegenſtand im höchſten Grade eingenommen ſeyn; allein es iſt nur, um mich ſo auszudrücken, ein blinder Lärm unſerer Phantaſie, — oder auch nur eine gewiſſe Ahndung, — daß etwas Neues hinter dem Gegenſtande oder hinter der Leidenſchaft ſelbſt liege, [wie beym Myſtiker] und es liegt grade Nichts dahinter. —

Da ſich das Genie ſowol in als auſſer ſeiner Begeiſterung ſo frey fühlt, ſeine Geſetzgebung aus ſich ſelbſt hernimmt, und allen Dogmatismus der Regeln zwar nicht immer verachtet, aber doch ohne ſie fertig zu werden glaubt: ſo iſt es auch gemeiniglich in ſeinen Aeußerungen und Anmaßungen ſo abſprechend und egoiſtiſch, und erkennt nicht leicht etwas über ſich, weil die Regeln unter ihm ſind. Eben darum iſt auch das Genie ſo ſelten von ſeinem Stolze zu heilen, wenn es ſich auch nur in Kleinigkeiten übt, wie wir dieß von mechaniſchen Köpfen wiſſen. Unbekannt mit den Schätzen des Geiſtes, die ohne Begeiſterung und ohne Dichtung hervorgebracht wurden, — unbekannt mit der Literatur, die es für einen unnützen Ballaſt des menſchlichen Wiſſens hält, — unbekannt oft mit allem Hiſtoriſchen, was der menſchliche Verſtand bereits ſchon gefunden hatte, — glaubt es alle die Thoren verlachen zu müſſen, die ihr ganzes Leben nur mit Sammlungen [vielleicht, ſeiner Meinung nach, gar nur mit Inſectenſammlungen] fremder Gedanken zu bringen, und von einem eigenen Verdienſt der Selbſtkraft gar keinen Begriff haben.

Künſtlerlaune, Künſtlerſtolz, Künſtlerſitten.

Ich werde hier Einiges über Künſtlerſtolz, Künſtleregoismus und Künſtlerlaune einſchalten dürfen. — Dieſe Charakterſeiten des Artiſten haben zunächſt ihren Grund wol darin, daß ſolche Männer bey der vielleicht nur mechaniſchen Ausbildung des einen Talents in vielen andern Verfeinerungen des Geiſtes zurückgeblieben ſind, und, da ſie in dem einen ihr Brot, ihren Rang und ihre Ehre finden, ſich um die übrige äſthetiſche Erziehung ihres Gemüths wenig bekümmern. Grelle Einſeitigkeit iſt ihr gewöhnlicher Fehler, weil ſie ſelten etwas mehr, als ihre Kunſt, verſtehen, und weil ſie eigentlich ſelbſt in Abſicht ihres äußern Benehmens oft nur zu den Halbgebildeten gehören, die ſich gehen laſſen, wie und wenn es ihre ungeregelte Künſtlerlaune, die ſogar oft kindiſch ſeyn kann, gebietet.

Noch mehr wird der Artiſt, ſobald er ſich nur einigermaßen auszeichnet, verdorben und verdrehet — durch den lauten Beyfall, womit das redſelige Publikum ſogleich alles erhebt und beklatſcht, was für ſeine feinere und gröbere Sinnlichkeit hingezaubert wird. Der ſchreiende Poſaunenton über ſehr mittelmäßige Kunſtarbeiten ſtürmt noch jetzt überall hervor, und wird in dem beliebten bunten Kleide gern geleſen. Unwiſſende Kunſtjünger errichten ſogar der Nichtkunſt Altäre, — und hierdurch muß bey den meiſten Künſtlern eine Eitelkeit entſtehen, die, aus Ueberreiz der Empfindlichkeit ſelbſt, den leiſeſten Tadel nicht mehr vertragen kann, und wol gar die ſchonendſte Belehrung für Beleidigung hält. Große und kleine Künſtler ſind hierin oft wie große und kleine Feldherrn gleich empfindlich. Es konnte dem unſterblichen Apelles vollkommen gleichgültig ſeyn, ob das von ihm ausgeſtellte Gemählde von einem armſeligen Schuſter bekrittelt wurde, oder nicht; und dennoch mußte er in ſeiner Künſtlerempfindlichkeit hervorſpringen und ausrufen: Ne sutor ultra crepidam!

Der Künſtler ſiehet überdieß ſein Werk nach und nach unter ſeinen Händen entſtehen. Das Bild ſeiner Imagination iſt doch gewiß ſein Eigenthum; er verliebt ſich in ſein Werk; er verliert ſich ganz darin; er hat ſeinen Geiſt, ſeine Kraft und ſein Gefühl darüber ausgegoſſen, — und daher ſein Künſtlerſtolz, daß er dieß alles ganz allein gemacht hat, das Verdienſt hierbey mag ſo klein ſeyn, als es will. Der Gelehrte pflegt dagegen ſchon weniger ſtolz auf ſeine Werke zu ſeyn, weil er es ſich doch ehrlich ſagen muß, daß ihm auch bey den geiſtreichſten Arbeiten tauſend fremde Gedanken zu Hülfe kamen, — welches der Künſtler, als ein, ſeiner Meinung nach, genialiſcher Handarbeiter, nicht ſo leicht eingeſtehen wird. Weil ſich zu ſeinen Kenntniſſen noch das freye Geſchick geſellen muß: ſo betrachtet er ſich in doppelter Rückſicht als einen Selbſterfinder, — wenigſtens als einen glücklichen Nachahmer, und in beyden Fällen bleibt der Grund ſeines Künſtlerſtolzes derſelbe. — Iſt der Künſtler kein wirkliches Genie: ſo liegt ſchon darin eine gewiſſe Unleidlichkeit ſeines Benehmens, weil er alles verachtet, was über die Linie ſeiner Mittelmäßigkeit hinausragt, oder noch unter ihr liegt. — Das wahre Genie iſt dagegen von aller ungerechten Verachtung ſo weit entfernt, wie der Himmel von der Erde, und zeigt ſich eben dadurch als ein wirkliches, wenn es alles Schöne und Vortreffliche mit lebendiger Innigkeit und tiefer Achtung ehrt und aufnimmt *), wenn und wo es daſſelbe findet, wäre es auch aus dem Leben und Charakter ſeines eigenen Feindes.

Aus dem nur von einer Seite her gebildeten Geiſte des Genies, — das mit allen übrigen Verdienſten des Wiſſens unbekannt und unvertraut ſeyn kann, folglich in ſich ſelbſt we-

---

*) So reden die Propyläen (1r Bd. S. 102) von Raphael, daß er weiſe und beſcheiden überall das Gute zu ſuchen und zu ſchätzen wußte, und aus Liebe zum Beſten und zur Wahrheit, dem Ruhme, neu zu ſeyn, entſagte.

der Gleichgewicht noch Haltung der höhern Seelenkräfte findet, — muß man ſich die mangelnde Charakterconſequenz erklären, wodurch ſich ſo manche Künſtler und ſchönen Geiſter, die größern nicht ausgenommen, auszeichnen. Eben daraus mag nun auch wol bey ihnen das ſchreckliche Deficit des moraliſchen Gefühls, und jener zarten Humanität hervorgehen, das ſo oft in dem Leben der Künſtler neben den Herrlichkeiten ihrer Kunſt ſteht, — und uns in Erſtaunen ſetzt, wie Menſchen, die in den Idealen des Schönen und Edeln leben und weben, in ihren Handlungen oft ſo tief unter alle Schönheit hinabſinken können.

Aber eben dieſes einſeitige, oft nur pedantiſche Leben in den Idealen zieht das Künſtlergenie von der Achtung der Wirklichkeit und der geſellſchaftlichen Delicateſſe ab, macht es gegen das Geſetzmäßige gleichgültig, und haſcht um ſo entſchloſſener nach feurigen Genüſſen, weil ſie unter dem Vorwande nöthiger Erholungen und des Zeitgeiſtes geſucht werden *). Jenes Leben

---

*) „Dieß ſind die Künſtler der Zeit, — nicht der Künſtler", wie einer unſrer größten Geiſter

in Idealen iſt auch ſo wenig dazu geeignet, den Geiſt aus der Sinnlichkeit hinaus zu heben, und

---

das idealiſche Gemählde des Künſtlers entwirft. „Er blicke aufwärts nach ſeiner Würde und dem Geſetz, — nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfniß. Gleich frey von der eiteln Geſchäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeiſt, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßſtab des Unbedingten anwendet, überlaſſe er dem Verſtande, der hier einheimiſch iſt, die Sphäre des Wirklichen; er aber ſtrebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieſes präge er aus in Täuſchung und Wahrheit, präge es in die Spiele ſeiner Einbildungskraft und in den Ernſt ſeiner Thaten" — und weiter unten: „verjage die Willkür, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen: ſo wirſt du ſie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Geſinnungen verbannen. Wo du ſie findeſt, umgieb ſie mit edeln, mit großen, mit geiſtreichen Formen, ſchließe ſie rings um mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit, und die Kunſt die Natur überwinde." Schillers Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen im erſten Bande der Horen.

Daß der Künſtler und Dichter nicht die Zeit reinigen, ſondern verſchlimmern und verunedeln, —

für die Moralität zu gewinnen, daß dieſer vielmehr in dem alleinwirkenden Spiele der Phantaſie (wie z. B. bey dem erotiſchen Künſtler und

---

alſo lieber der Lüſternheit in die Hände arbeiten, als das richtige Gefühl für das Schöne zu beleben und zu begründen ſuchen, iſt ein Vorwurf, den man ihnen unter allen Nationen und zu allen Zeiten gemacht hat. „Weil der Geſchmack nur auf die Form, und nie auf den Inhalt achtet: ſo giebt er dem Gemüthe endlich die gefährliche Richtung, alle Realität überhaupt zu vernachläſſigen, und einer reizenden Einkleidung — Wahrheit und Sittlichkeit aufzuopfern. Aller Sachunterſchied der Dinge verliert ſich, und es iſt bloß die Erſcheinung, die ihren Werth beſtimmt. Wie viele Menſchen von Fähigkeit werden nicht durch die verführeriſche Macht des Schönen von einer ernſten und anſtrengenden Wirkſamkeit abgezogen, oder wenigſtens verleitet, ſie oberflächlich zu behandeln! Wie mancher ſchwache Verſtand wird bloß deswegen mit der bürgerlichen Einrichtung uneins, weil es der Phantaſie der Poeten beliebte, eine Welt aufzuſtellen, worin alles ganz anders erfolgt, wo keine Convenienz die Meinungen bindet, keine Kunſt die Natur unterdrückt. Welche gefährliche Dialectik haben nicht die Leidenſchaften erlernt, ſeitdem ſie in den Gemählden der Dichter mit den glänzendſten Farben prangen, und im Kampfe mit Geſetzen und Pflichten gewöhnlich

Dichter] nur noch ſinnlicher gemacht wird, und ſo oft in der Sinnlichkeit ſelbſt untergeht. Man findet daher auch nirgends weniger Stoiker, we-

---

das Feld behalten! Was hat wol die Geſellſchaft dabey gewonnen, daß jetzt die Schönheit dem Umgange Geſetze giebt, den ſonſt die Wahrheit regierte, und daß der äußere Eindruck die Achtung entſcheidet, die nur an das Verdienſt gefeſſelt ſeyn ſollte? Es iſt wahr, man ſieht jetzt alle Tugenden blühen, die einen gefälligen Effect in der Erſcheinung machen, und einen Werth in der Geſellſchaft verleihen, dafür aber auch alle Ausſchweifungen herrſchen, und alle Laſter im Schwange gehen, die ſich mit einer ſchönen Hülle vertragen." — In der That," ſetzt der vortreffliche Verfaſſer der Briefe über die äſthetiſche Erziehung hinzu, muß es Nachdenken erregen, daß man beynahe in jeder Epoche der Geſchichte, wo die Künſte blühen und der Geſchmack regiert, die Menſchheit geſunken findet, und auch nicht ein einziges Beyſpiel aufweiſen kann, daß ein hoher Grad und eine große Allgemeinheit äſthetiſcher Cultur bey einem Volke — mit politiſcher Freyheit und bürgerlicher Tugend, daß ſchöne Sitten mit guten Sitten, und Politur des Betragens mit Wahrheit deſſelben Hand in Hand gegangen wäre."

niger wirklich ſeelengroße, weiſe und durchaus edle Männer, als unter den jungen Künſtlern, weil die Höhe der Kunſt ſie nicht vor der Tiefe der Sinnlichkeit ſichert, weil die Kunſt dem Genie aber deſto ſeltener dem Gemüthe dient, — und weil das Genie keine Hinderniſſe überhaupt, alſo auch nicht gern die achtet, welche ſich ſeinem Freyheitsgefühle durch eine moraliſche Geſetzgebung entgegenſtellen.

Ueber den ganzen Apparat einer dogmatiſchen Lebensphiloſophie weit erhaben, verachtet der genialiſche Kopf gemeiniglich den einfachen und beſcheidenen Zuſchnitt eines ſtillen und regelmäßigen Lebens, als eine unbedeutende Verzäunung, die ſich der Schwache gern gefallen laſſe, der Starke aber muthig überſpringe, und ſich eben dadurch als einen ſelbſtſtändigen Geiſt ankündige. „Ich kann alles, was ich will,“ iſt der ſtolze Grundſatz, den die meiſten Genies ihrem Kopfe als Maxime eingeprägt — haben, und den ſie, leider! auch auf das ganze Geſchäft ihres Willens auszudehnen meinen. Sie wollen in Abſicht des Letztern eben ſo frey, als in Abſicht ihrer Phantaſien ſeyn; dieß kann die Welt nicht zugeben, und daher die meiſten ſonderbaren, oft kindiſchen Launen der Artiſten. Sie wollen das Bild der Luſt eben ſo ungezwungen, wie die Begeiſterung der Idee umfaſſen, eben ſo ſich hingeben in der Handlung, wie in dem Fluge des Denkens, eben ſo ſich ſättigen in der individuellen Begierde, wie in dem unendlichen Anſchauen des idealen Schönen. Grenzen mögen ſie nie und nirgends, wo dem verwöhnten Kinde die fromme Sittenlehre eine gänzliche Reform des Lebens gebietet, und ihnen nur zu deutlich vorrückt: — daß ſie noch lange kein in ſich abgeſchloſſenes Ganze ſind.

Unter den Künſtlern [wir reden von den wirklichen] ſind die Mahler gemeiniglich die ſtolzeſten, und die Muſiker, als Virtuoſen, faſt immer die artigern. Der Mahler findet als Genie zu wenige ſeines Gleichen, lebt ſo ganz in ſeiner egoiſtiſchen Welt, als daß er nicht mit immer neuer Veneration auf ſich hinblicken ſollte. Auch hat es überall nur wenig genialiſche Meiſter in der Zeichen- und Mahlerkunſt gegeben; die meiſten waren pedantiſche Nachahmer, Copiiſten und leidliche Schönfärber. Der Mahler, als Genie, iſt wirklich allemal ein eminenter Kopf, und es muß in ihm eine hohe Begeiſterung vorhergehen, ehe er unter Millionen Gebilden des Schönen und Großen — das lieblichſte, oder auch die genialiſche Carricatur ſelbſterfindend heraushebt, und als ein wahrhaftes Kunſtwerk für alle Jahrtauſende hinſtellt. Sein Stolz, ſeine ganze Zufriedenheit hängt an dem Bilde als einer ſichtbaren Herrlichkeit ſeines ſchaffenden Talents. Alles iſt darin ſein; er hat ſich darin vielleicht ſelbſt übertroffen. Er und ſein Werk machen ſeine Welt aus, um die übrige bekümmert er ſich wenig; er kann ſich mit ſtolzer Selbſtzufriedenheit in die Einſamkeit vergraben, und ruhig leiden und darben, wenn er nur *mit* ſeiner Kunſt leben, und ſich ſelbſt in ſeinen Werken verherrlichen kann.

Der Virtuoſe iſt meiſten Theils geſchmeidiger, gefälliger, humaner, als der Mahler, weil ſeine Kunſt, ihrer Natur nach, eine *geſellige* Kunſt iſt, und die Muſik als eine Bedingung ihrer Kraft das Herz ſympathetiſch erweichen und verſchönern muß. Die Kunſt des Mahlers iſt keine geſellige Kunſt, und darum iſt er ſelbſt ſchon kälter, pedantiſcher, härter, als der Muſiker.

Dieſer muß ſich wenigſtens in redenden und gefühlvollen Tönen mittheilen, wenn ihn auch der Künſtlerſtolz ſelbſt wenig reden ließe. Er tritt daher gemeiniglich aus einer wahrhaft humanen Eitelkeit mit ſeiner Kunſt freudig hervor, wenn nur ein Inſtrument da iſt, weil er glaubt, daß ein jedes geſundes Ohr fühlt, was die Harmonie ausdruckt; dagegen der Mahler meiſten Theils mit ſeinen Meiſterſtücken zurückhält, weil er meint, daß tauſend Augen dennoch nicht in die innere Schönheit ſeiner Formen eindringen könnten, weil das Auge unbeſtechlicher, als das Ohr, ſey.

Wir finden daher in dem Mahler ſo ſeltene, dagegen in dem Virtuoſen ſo viel liebenswürdige Charakterſeiten *). Und findet man kalte Egoiſten unter den letztern: ſo ſind es gemeiniglich Theoretiker, die ſich zugleich für Gelehrte hielten, und eben dadurch den reinen Sinn des Muſikaliſchen in ſich abgeſtumpft hatten. Alle wirklich genialiſche Muſiker waren gefühlvolle, freude-

---

*) Händel, Mozart, Naumann, wie ſie von ihre Biographen gezeichnet werden.

liebende, herzliche und kindliche Männer, vielleicht unheilbare Wollüſtlinge, aber gutmüthige, ſich hingebende Menſchen, die gern alles um ſich her in Harmonie und Einklang verwandelt hätten. Ihr Herz lag auf ihren Lippen, wie der Ton auf der Saite, ſobald ſie angeſchlagen wird; ſie konnten jeden beſcheidenen Tadel tragen, wenn die Kunſt dadurch gewann. Die Rede iſt hier wieder nur vom muſikaliſchen Genie; denn der mittelmäßige Muſiker iſt in der Regel das übellaunigſte Weſen, weil die Kunſt ihn neckt, ohne ihn zu beglücken.

Abneigung des Genies gegen blinde Nachahmung.

Aus der Freyheit des Genies, — als ſeiner eigenen Legislation, folgt eine andere ihm zukommende Eigenthümlichkeit, die allen ſelbſtſchaffenden Köpfen eigen iſt, nähmlich die Abhorrescenz von aller ſclaviſchen Imitation, alſo derjenigen, welche ihre Arbeit nur in dem gegebenen Stempel nachformt, und alſo nichts als Nachdrucke liefern kann. Es giebt tauſend Fälle, wo das wahre Genie von der Nachahmung ausgeht, und von dem Urbilde der Natur, als dem Bilde des Wirklichen, nicht zügellos abweichen darf; allein der originelle Kopf bleibt nicht dabey, — ſo wenig Shakeſpeare und Schiller den dramatiſchen Stoff ſo ſtehen ließen, wie ſie ihn in der Geſchichte fanden, ſondern vielmehr durch den Reichthum ihrer Phantaſie neu belebten und vergeiſtigten. Neue Ideenverbindungen, neue Anſichten, neue Kräfte und neue Gefühle heben den genialiſchen Kopf, wenn er aus den Trümmern bekannter Thatſachen, von aller Nachahmung fern, eine neue Schöpfung hervorgehen läßt, die noch nie ein anderer Geiſt geahndet hatte.

Die erſten Urſtoffe der Erfindung muß das Genie doch irgend woher nehmen, wäre es auch nur aus der Fabelwelt, in ſo fern dieſe ſich mit der geſchichtlichen verbindet. Die Originalität der Behandlung und Darſtellung kann ſchon an ſich genialiſch ſeyn, wenn ſie auch nur einerley Gegenſtand bearbeitet. Daher wird man Virgils Aeneide ſo gut für ein unſterbliches Werk, als die Geſänge des Homers halten, obgleich jene zum Theil aus dieſen genommen wurden. Eine hiſtoriſche Ideenreihe iſt tauſendfacher romantiſcher Entwickelungen fähig; aber das Genie allein bahnt ſich hier neue Wege, und ſchreitet durch ſich ſelbſt weiter, wenn es auch nicht immer das Ziel des in ſich Vollendeten erreicht.

Das Nichtgenie ſpricht ſich dagegen allemal in der blinden Nachahmung der Manier aus, weil es nichts als dieſe an einem großen Originale nachzuahmen weiß. Es iſt alſo jedesmal radical-pedantiſch, weil ihm nur das Aeußere ohne den innern Gehalt einleuchtet. Das Anlegen eines fremden Kleides war nie etwas anderes, als eine mechaniſche Handlung, höchſtens eine gefällige Decoration zum dürftigen Zeitvertreibe für ſich und andere; aber die reine Form des Geſagten, welche ſich aus dem innern Gehalte ſelbſt bildet, läßt ſich nicht ſo leicht abborgen. Alle Nichtgenies haben daher von Anbeginn der Welt einen komiſchen Unfug mit entlehnten Terminologien getrieben, die ſie aus dem Geiſte unſterblicher Werke mit räuberiſcher Hand herausriſſen, — nicht, um ſich an dieſen Sonnen zu wärmen, ſondern unter dieſem erborgten Schimmer ins Auge zu fallen. Die Nachahmung der Sprache wird uns nimmer einen neuen großen Gedanken geben, wenn der Geiſt ſelbſt leer iſt. Alle ſclaviſch nachgeahmte Manier in der Kunſt und Philoſophie iſt ein Fluch, den die höhere Vernunft über die Nachahmung ſelbſt ausruft. Wer kennt nicht in neuern Zeiten die Unmündigen, welche ſich trotzig, aber deſto ärmer, neben Schiller und Jean Paul ſtellen, weil ſie ihnen ihre Manier und Phraſeologie abborgen wollen? Aber wird je ein Kopf den großen Gehalt ihrer Werke faſſen, der nur ihre Redensarten kennt, und das Exponiren für reine Interpretation des dichteriſchen Genies hält? Wer kennt nicht den jämmerlichen Luxus, der von Unberufenen mit der Sprache der neuern Philoſophie, ſelbſt bey Bearbeitung ſolcher Wiſſenſchaften, getrieben wird, die durchaus keiner transcendentalen Umſchaffung fähig ſind? Es giebt überhaupt ſo ſchwache, von allem Genie ſo gänzlich verlaſſene Köpfe, daß ihr ganzes Denken und Handeln eigentlich nichts als eine permanente Nachäffung iſt, und ſagen ſie einmal etwas Intereſſantes und Naives: ſo kann man ſicher annehmen, daß es nicht ihr Eigenthum war.

Die Künſte und ihre Geſchichte, vornähmlich Mahlerey und Muſik, ſtellen uns überall unendlich mehr Nachahmungen, als Originalwerke auf, und beweiſen eben dadurch ihre ewige Armuth und Eingeſchränktheit — durch die Schuld der Menſchen. Nur eine mittelmäßige Kenntniß in den Schulen der Mahlerey lehrt uns, daß von Jahrhundert zu Jahrhundert ein Künſtler von dem andern bald mehr bald weniger, bald beſcheidener bald unverſchämter, geliehen hat; daß kein einziger, die Größten ſelbſt nicht ausgenommen, von dem Fehler der Imitation frey iſt, und daß die Manieren in der Kunſt in ewigen Forterbungen beſtehen, wenn auch ein Meiſter in der Erfindung der Gruppen ganz neu, mithin doch genialiſch ſeyn kann. — Die Kunſt ſelbſt darf nicht über ihre Grenzen hinausfliegen, wenn ſie ſich auch dem kühnſten Genie beygeſellt; ſie iſt, um nicht in äſthetiſchen Wahnſinn auszuarten, wohlweislich an Zeit und Raum gebunden, und ſichert ſich dadurch vor ihrer Antagoniſtinn, der Mode, welche ſo oft die Nachahmung des Schönen verlacht. „Alle Kunſt iſt anfänglich nur Nachahmung. Auch den bloßen Nachahmer der Natur kann man das Genie nicht abſprechen, wenn er nur ſchöne Nachahmungen der ſchönen Natur liefert. Man kann in vielen Stücken die Nachahmung der Natur lernen, aber die ſchöne Natur nachzuahmen, hängt nicht bloß von Einſicht und Regel ab, iſt vielmehr das Werk angeborner, durch kein Studium zu erſetzender Talente. Eben deßhalb kann man auch Originalität der Erfindung nicht zu einem allgemeinen charakteriſtiſchen Zuge des Genies machen. Allein, ohne erfinderiſch zu ſeyn, kann der bildende Künſtler bloß als Nachahmer der ſchönen Natur Originalität beſitzen, die nur in der Art, wie er ihre Partien für ſeine Darſtellungen auswählt, in der Art und in den Graden des Ausdrucks, endlich auch in der Manier liegen kann. Ob nun zwar im Allgemeinen ein originaler Nachahmer widerſprechend iſt: ſo fällt doch bey der Nachahmung der ſchönen Natur der Widerſpruch weg, weil ſie wirklich original ſeyn kann. Die Phantaſie jedes Genies für ſchöne bildende

Kunſt iſt ein Spiegel, in welchem ſich auf eine eigene Weiſe die ſchöne Natur darſtellt *).“

Eben ſo finden wir in den vortrefflichſten Meiſterwerken der Componiſten nicht nur [als wenn das Genie ſeine Ruheſtunden haben müßte] müßige und ſchläfrige Stellen, ſondern auch eine Menge ſolcher, die ihre fremde, ſogar oft unechte Geburt verrathen, und dem Künſtler gleichſam wie ein Gedächtnißfehler entwiſcht ſind, — denn er würde ſie ſchon ſeiner Ehre wegen vermieden haben, wenn er ſich ihres fremden Urſprunges erinnert hätte. — Oder der Virtuoſe

---

*) Heydenreich in deſſen äſthetiſchen Wörterbuch. Band 2. S. 315. Dagegen wird eine andere Stelle von eben dieſem Philoſophen Wenigen einleuchten, wenn er behauptet: „man kann in der That ohne alle Schwärmerey annehmen, daß das wahre Genie für ſchöne bildende Kunſt zwar, um zu erwachen, des Schauſpiels der ſchönen Natur bedarf: aber zugleich mit dem angebornen Reichthume ſeiner Phantaſie die ſchöne Natur in ſich ſelbſt beſitzt, und ſo wie die ſchöne Natur dem äußern Sinne die Stoffe ſchöner Anſichten und Scenen gewährt, der Künſtler vermittelſt der Fülle ſeiner Einbildung die Stoffe ſchöner Anſchauungen ſeiner innern geiſtigen Sehkraft ſelbſt mittheilen kann.“

fällt, wenn er ſich auch vor jenen fremden Ornamenten hütete, in einen andern Fehler, der als ein Fehler der Gewohnheit faſt immer eine Armuth des Genies ſelbſt beweiſt, — in den Fehler der Repetition, die ſelbſt bey ſehr ſchönen Stellen leicht ermüdet, weil das Schöne nur gekoſtet, und eben darum nicht überläſtig ſeyn will. Wir machen aber hier durchaus einen Unterſchied zwiſchen der originellen Manier des Tonkünſtlers, und ſeinen individuellen muſikaliſchen Gedanken. Die Manier muß als Einkleidung der Muſik, ſelbſt bey einem genialiſchen Componiſten, immer die nähmliche bleiben, — ſie iſt, um mich ſo auszudrücken, ſeine Phyſiognomie mit allen ihren Schönheiten und Gebrechen, und ſie kann oft ſelbſt in den letztern, als eine originelle Natur, bisweilen gefällig ſeyn; dagegen die einfache Repetition einer Idee in der Muſik ſo wenig, als in der ſchönſten rhetoriſchen Ausarbeitung, auf die Länge gefällt. Dem Mahler verzeiht man dieß eher, weil man die Formen nicht ſo unendlich verſchieden, als die Töne ſchaffen kann.

II.

Spontaneität, Selbſtkraft des Genies. Seine Schattenſeiten u. ſ. w.

Wenn das Genie von der einen Seite mit freudiger Leichtigkeit ſchafft, was es will, — wenigſtens glaubt, daß es ſchaffen könne, was es wolle, alſo in ſeinen Operationen ſich meiſten Theils ganz dem Genuſſe ſeiner innern Freyheit überläßt: ſo kann es auf der andern Seite nie ohne ſeine Selbſtkraft gedacht werden, wodurch es ſich entwickelt, vielleicht ohne beſondern Unterricht neue Ideen ſchafft, neue Gegenden des Wiſſens auffindet, und alles in einer neuen Klarheit vernimmt, verſteht, fühlt, denkt und darſtellt. Die größte Summe des reinen Selbſtgefühls *), (das nicht von fremden

---

*) Das Selbſtgefühl des genialiſchen Künſtlers iſt in folgender Erzählung vortrefflich ausgedruckt.

Gute untermiſcht iſt] das höchſte Leben des geiſtigen Daſeyns muß alſo immer in dem wahren Genie liegen, weil es als ſolches keinen fremden Stoff erborgt, und nur ſein eigenes Kleid und ſeine eigene Kraft trägt.[*] Alle andere Köpfe, die noch ſo viele Kenntniſſe, ohne Genie, beſitzen, können dieſe Höhe des Selbſtgefühls ſo wenig, wie der Knabe die Selbſtkraft des Man-

---

Der unſterbliche Corregio hatte ſchon treffliche Werke ſeiner Kunſt geliefert, ehe er noch ein Gemählde von Raphael ſahe. Seine Sehnſucht, etwas von dieſem großen Meiſter zu ſehen, war um ſo lebhafter, da Raphael damals beynahe vergöttert, und von den größten Fürſten ſeiner Zeit mit Geſchenken und Ehrenbezeugungen überhäuft wurde. Corregio meinte, daß dieſer Unſterbliche weit über ihn hinausſtehe, — und daß ihre beyderſeitigen Verdienſte nicht mit einander verglichen werden könnten. Endlich war Corregio ſo glücklich, ein Gemählde Raphaels zu ſehen. Er betrachtete es mit einer feyerlichen Aufmerkſamkeit, — ſeinem Genie wurde gleichſam ein Feſt durch dieſen Anblick gegeben; — aber eben dieſes Genie fühlte ſich ſelbſt, — indem es etwas Aehnliches ſchaffen zu können glaubt, und rief in ſeiner Selbſtkraft die merkwürdigen Worte aus: anch' io son pittore!

nes haben. Das Ich hat im genialiſchen Kopfe, als der höchſten Grenze menſchlicher Kraft, ſeine weiteſte Ausdehnung, und ſein lebendigſtes Selbſtbewußtſeyn in der Freyheit und Selbſtſtändigkeit.

Beyde Begriffe ſind in dem Charakter des Genies ſo unauflöslich mit einander verbunden, daß man das eine ohne das andere nicht denken kann; aber ſonderbar genug, daß dieſe Eigenſchaften des Genies ſelbſt — vor Kant ſo wenig in Betrachtung gezogen wurden, weßhalb auch alle Definitionen des Genies ſo ſchlecht ausfallen mußten. Die Freyheit wäre ohne Spontaneität ein Unding, und die Selbſtkraft ohne Freyheit — ein Widerſpruch, weil ſie ſich nur in blinden Nachahmungen äußern würde. Aus beyden fließt der Charakter der Selbſtſtändigkeit, indem das Genie ſich nicht allein in ſeiner Originalität gleich bleibt, — ſo lange das Leben des Geiſtes da iſt, ſondern auch aus ſich ſelbſt und aus ſich allein den ganzen Stoff ſeiner Wirkungen und alle Motive hierzu durch den originellen Takt ſeines Gefühls hernimmt. Es bedarf alſo auch aller jener Sporne, den der

Ehre etwa ausgenommen — nicht, wodurch der dependente Kopf zum Arbeiten angefeuert werden muß, — wie ein Uhrwerk, das ohne Gewichte und ohne von einer fremden Hand aufgezogen zu werden, ſtillſtehen würde. „Das Genie, ſagt Du Bos, gleicht einer Pflanze, welche von ſelbſt hervorkeimt,“ — ich möchte lieber ſagen: einem Feuer, das ſich ſelbſt entzündet, und deſſen geiſtige Flammen keinen Widerſtand achten, ja, ihn ſogar verachten. Es iſt ein ſehr wahrer Gedanke: daß man einen Stümper ſicher abſchrecken könne, — ohne Furcht, daß man ein Genie unterdrücken werde.

Der Widerſtand hat von jeher die größten Köpfe gehoben, gebildet und in ihrer Originalität befeſtigt, wenn er dagegen alle kleinen Geiſter vielleicht auf immer niederſchlug, oder gar vertilgte. Das Genie betrachtet ihn als eine Entheiligung der menſchlichen Freyheit, — und nach ſeiner Meinung — iſt es die größte Schande, ihm zu unterliegen, oder nur nachzugeben. Dieß iſt das große Geſetz ſeiner Selbſtſtändigkeit, wodurch es ſich ſchon in früher Jugend ankündigt, und allemal große Erwartungen erregt, wenn es mehr als ein bloßer Eigenſinn des jugendlichen Stolzes iſt. In einem unaufhaltbaren Fluge eilt der genialiſche Kopf ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen zu, und kann ihnen Opfer bringen, worüber die Welt erſtaunt.

Wir finden die ganze Beſtätigung des hier Geſagten in dem Jugendleben eines der größten Menſchen aller Jahrhunderte, Friedrichs des Großen. Der Geiſt dieſes geiſtreichen jungen Fürſten wurde in ſeinen frühern und ſogar noch in ſeinen männlichen Jahren durch eine militairiſche Sclaverey und Pedanterie gemartert, welche dieſen aufſtrebenden Kopf in ſeinem genialen Fluge gewaltthätig aufzuhalten ſuchte. Aber mit einer kühnen und unüberwindlichen Widerſetzlichkeit gegen alle Hinderniſſe fuhr er fort, ſich den freyern und erhabenern Beſchäftigungen mit den Wiſſenſchaften hinzugeben. Er lebte, bis er auf den Thron ſtieg, faſt ganz allein für ſie, und von den aufgeklärteſten Köpfen ſeines Jahrhunderts umgeben. Er konnte es nie begreifen, wie ſich der freyere Geiſt des Menſchen mit Dingen beſchäftigen könne, die auf eine bloß mechaniſche Quälerey hinausliefen, und das Gemüth in ſeiner

Leerheit und Alltäglichkeit nur noch mehr verfinſtern müßten. Die allerhärteſten Androhungen, die ungerechteſten Mißhandlungen, ſelbſt die Furcht, von der ihm zukommenden Thronfolge ausgeſchloſſen zu werden, konnten ihn nicht vermögen, den hohen Freuden, welche die Wiſſenſchaften des Schönen gewähren, zu entſagen. Hunderte ſeiner vertraulichen Briefe reden von jener Seligkeit, welche das ſchöne Denken mit ſich führt, und verdammen dagegen das leidige Exerciren, wodurch die koſtbare Zeit auf ewig verloren gehe. In den fürchterlichſten Stürmen ſeines Lebens, wo Tod und Untergang vor ſeinen Augen ſchwebte, und ein kleiner Geiſt ſich einer gänzlichen Verzweiflung überlaſſen hätte, reichten ihm die himmliſchen Muſen Kraft und Nahrung, und oft fand man ihn vor den blutigſten Schlachten, wo ſein ganzes politiſches Daſeyn auf dem Spiele ſtand, bey der Lectüre genialiſcher Schriften, oder bey ſeinem heitern Flötenſpiel. — Schon in ſeinem zwölften Jahre verſchlang der wißbegierige Knabe die leichtern Meiſterwerke der franzöſiſchen Literatur. Dieſe Beſchäftigung war ihm von ſeinem Vater aufs

Strengſte verboten, und wehe dem königlichen Jünglinge, wenn er ſich dabey ertappen ließ! Er entzog ſich daher ſchon damals nicht ſelten des ſüßen Schlafs, und brachte die Nächte bey ſeinem Telemaque, bey Heinrichs IV. Leben und Rochefoucaulds ſinnreichen Gedanken zu. Bis in ſein höchſtes Alter blieb er den Muſen getreu, und fand in ihrem Umgange auch da noch die ſchönſten Genüſſe und Erquickungen ſeiner letzten Jahre *).

---

*) „Die Neigung zur Poeſie, ſagt Garve in ſeinen Fragmenten zur Schilderung Friedrichs des II., das Vergnügen, welches er aus den Werken dieſer Kunſt ſchöpfte; der Eifer, mit welchem er ſich ſelbſt damit beſchäftigte, und ſein ganzes Leben hindurch beſchäftigte, iſt etwas Charakteriſtiſches an ihm. Sonſt pflegt die Poeſie nur das Lieblingsſtudium der Jugend zu ſeyn. Mit dem Alter nimmt der Geſchmack daran ab. Man verlangt mehr Früchte, als Blumen; und ſelbſt die Verſchönerungen der Ideen gefallen nicht mehr, wenn wir begieriger werden, viel neue Ideen in einer kurzen Zeit zu faſſen, worin uns die poetiſchen Zierrathen nur aufhalten. Kommen nun noch trockne mühſame Geſchäfte, wie bey einem vielthätigen Fürſten, hinzu: ſo verwelken die Blumen der Einbildungskraft deſto eher. — Bey

Wie das angeborne Genie muthig ſeine Hinderniſſe bekämpft, um ſeine Ziele zu verfolgen und zu erreichen; wie es durch keinen Widerſtand niedergeſchlagen, ſondern dadurch nur deſto mehr zur Uebung ſeiner Selbſtkraft angeſpornt wird, — davon iſt mir ein origineller, bisher noch unbekannt gebliebener, Zug aus der Jugendgeſchichte des unſterblichen Händels erinnerlich. Händel, das Idol aller großen Muſiker, vorzüglich unter den Britten, war ſchon in ſeinem Knabenalter ein enthuſiaſtiſcher Verehrer der Muſik, auch immer der erſte und letzte beym Gottesdienſt,

---

Friedrich war alles dieſes nicht. Er ſah' bis in ſein hohes Alter ein gutes Gedicht für das vorzüglichſte Werk des Genies an; er liebte noch ſeine eigenen Gedanken poetiſch auszubilden. Dieſes ſo ſorgfältige, ſo lange dauernde Studium der Dichter, wodurch er auch ihre beſten Stücke ſeinem Gedächtniſſe einprägte, dieſer Hang ſeines eigenen Geiſtes, an dieſen Arbeiten ſich mehr, als an irgend einer andern zu erholen, zeigt die urſprüngliche und dauernde Lebhaftigkeit ſeiner Einbildungskraft und ſeiner Empfindlichkeit, ſo wie ſie auf der andern Seite zu Uebungen Anlaß gaben, wodurch ſein Geiſt auf eine eigene Art ausgebildet wurde.' 2r Band, S. 115.

um ſich an dem Orgelſpiel der Halliſchen Kirchen zu erquicken. Daheim in ſeinem väterlichen Hauſe ähmte er denn auf einem alten ſchlechten Claviere die Kirchenmelodien nach, und brachte Tagelang bey ſeinem geliebten Inſtrumente zu. Der Vater des Knaben, welcher ihn zu einer Profeſſion beſtimmt hatte, war des ewigen Clavierſpielens ſeines Sohnes müde; es erfolgten harte Verweiſe, — aber Händel blieb ſeinem Claviere wie einem Freunde getreu, ohne den man nicht leben kann. Endlich griff der Vater durch; dem Knaben wurde das Spiel gradezu verboten, und das Inſtrument ſelbſt, um dem Dinge ein Ende zu machen, auf dem Boden verſchloſſen. Der junge Händel war wie vom Donner gerührt, als ſein Liebling ſo grauſam von ihm geriſſen wurde, und keine Bitten noch Thränen den ſtrengen Vater erweichen konnten. Aber er fand bald ein Mittel, ſich wieder mit ſeinem alten Freunde zu vereinigen. Er machte ſich nämlich eine mühſame geheime Oeffnung zum Boden hinauf, und ſpielte des Nachts [wie Friedrich der Große als Knabe gleichfalls bey nächtlicher Weile ſeinen Telemaque las] ſtundenlang beym Mondenſchein, wenn ſeine Aeltern ſchliefen, und er ſich nun ſo ganz dem Genuſſe ſeiner muſikaliſchen Freuden überlaſſen konnte. Bey ſeiner erſtaunlichen Lebhaftigkeit und mechaniſchen Fertigkeit lernte er ſogar mit rückwärts gelegten Händen Chorale und andere Stücke zu ſpielen.

Wir bemerken auch bey allen genialiſchen Köpfen eine gewiſſe Unruhe und Bewegbarkeit des Gemüths, die unmittelbar aus ihrer Selbſtkraft entſpringt, die ſie wie ein innerer Dämon forttreibt, und nicht eher raſtet noch ruhet, bis ſich der Geiſt befriedigt und geſättigt fühlt *). Dieß iſt nicht ſowol das, was wir oben Begeiſterung [gleichſam die momentane Berauſchung des beglückten Gefühls] nannten, ſondern die mächtige Tendenz, immer geiſtreich beſchäftigt zu ſeyn, oder auch das Ganze zu ſchaffen und zu

---

*) Leſſing wollte den Plan zu ſeiner Miß Sara gern ungeſtört und hinter einander in einem Feuer ausarbeiten. Er verbarg ſich daher auf einige Zeit in einem Winkel zu Potsdam, dachte an nichts weiter, als an dieſe Tragödie, die er auch da vollendete, und ſprach keine lebendige Seele. S. deſſen Leben. 1ſter Theil, S. 173. 1793.

vollenden, was ſich uns in dem Bilde der Phantaſie, als etwas unendlich Schönes, lebendig darſtellt. — So weiß man von großen Muſikern und Dichtern, daß ſie ſich jener Unruhe, dem Sturme ihrer Kraft, mit einer unbeſchreiblichſt Seligkeit wochenlang überließen, während dieſer Zeit gegen alles um ſich her, gegen die wichtigſten Ereigniſſe der Zeit, ſelbſt gegen ihre Freunde und Lieblinge, gleichgültig und kalt waren, bis ſie ihre Productionen geendigt hatten, und nach den Aufwallungen ihrer Ideengluth die Stille des Gemüths wieder zurückkehrte. — Man weiß es von mehrern großen Künſtlern, daß ſie mit Gefahr ihres eigenen Lebens in jener unruhigen Stimmung des Genies fortarbeiteten, und, in ſich ſelbſt verloren und mit ſich ſelbſt arbeitend, die allerwichtigſten Angelegenheiten ihres Lebens und ihrer Familie vergeſſen konnten. — Aber es giebt auch eine ſo unermüdete Induſtrie ſeichter Köpfe, welche mit einem wahren Heißhunger auf ihren Lieblingsgegenſtand gerichtet iſt, — jedoch nie genialiſch genannt werden kann, ob ſie gleich bisweilen einer ſtillen Begeiſterung gleicht. Der berühmte J. J. Lange, der

Grammatiker — und wüthige Verfolger des unſterblichen Weltweiſen Wolf zu Halle, ſchrieb ein Werk von mehrern Folianten, welchen er den ſeltſamen Nahmen: Licht und Recht gab. — Der fromme Mann war in die Ausarbeitung dieſes ſeelenloſen Werks oft ſo innig vertieft, daß er einer lebloſen Maſchine glich, die nichts bemerkte, was um ſie her vorging. Ein Handwerker, der ihm einſt Kleidungsſtücke brachte, und ihn mehrere Male laut anrief, wurde von dem begeiſterten Manne nicht bemerkt, — und ein andermal wurde er, während dieſer ſeiner ſchreibſeligen Geiſtesabweſenheit, in dem Zimmer beſtohlen, worin er eben arbeitete.

Dieſe lebendige Spontaneität des Genies, verbunden mit dem kräftigen Selbſtgefühle, das allen genialiſchen Köpfen eigen iſt, hat aber auch ihre mancherley Schattenſeiten, die bey der größern Lichtmaſſe des originellen Kopfs auch deſto mehr in die Augen fallen, und die Abwege und Fehltritte deſſelben ausmachen.

Zuvörderſt bemerken wir bey allen dieſen Köpfen eine, man möchte ſagen, blinde und eigenſinnige Hingabe an ihr einmal gewähltes Lieblingsſtudium, oft ohne alle weitere Rückſichten, ohne alle Lebensphiloſophie, ohne allen Kopf und ohne alle Beſinnung, wie ein Weſen, das nur animaliſch ſeinem Inſtincte folgt, und dieſem Inſtincte ſein ganzes übriges Selbſtintereſſe mit leichtem Sinn und lächerlicher Indolenz aufopfert. Sie ſehen, ſie hören nichts, als ihre Kunſt; — ſie wollen nichts, als ſie; ſie verſtehen nichts anders; ſie fallen aus einer Etourderie in die andere, während ihr Kopf vielleicht die hellſten und kühnſten Ideen bearbeitet. Wenn es aufs Handeln ankommt, ſind ſie gemeiniglich wie unerzogene Kinder, und man könnte Folianten mit den — Thorheiten genialiſcher Männer anfüllen. Nur mit ihrem Ich und deſſen Spielereyen beſchäftigt, vernachläſſigen ſie die Menſchen, die Wohlthäter und die Freunde, — zeigen überall Inconſequenzen der praktiſchen Vernunft, machen ſich verhaßt und lächerlich, und glauben zu ihrem Fortkommen nichts, als — ihres Nahmens zu bedürfen, bis ſie zu ſpät den

Irrthum einſehen. Rouſſeau hat dieſe Folgen ſeines Genieweſens lebenslang ſchmerzlich empfunden. — Sein Genie und ſein Genieſtolz machten ihn unglücklich und verhärteten ſein Herz, welches der Menſchheit ohne jenen Stolz treu geblieben wäre; aber nun in eine bloß theatraliſche Herzlichkeit überging.

Auch bey den unberühmteſten Künſtlern habe ich jene Schwäche der Menſchenvernachläſſigung bemerkt, ſobald ſie ſich zu fühlen glaubten, und der Trotz des Genies ſich in ihnen regte. Es war ihnen unmöglich, ſich von ihrem Studium, das ſie darben ließ, abzureißen, und ein anderes zu wählen, das ihnen Brot gab; es war ihnen unmöglich, — auch nur einmal nachzugeben, — ihren Künſtlertrotz nur eine Stunde abzulegen, und ſich mit den Menſchen zu befreunden. Das Ende ihres Lebens war denn auch gemeiniglich nackte Armuth und Vergeſſenheit. Größern Meiſtern und Dichtern ging es wegen ihrer praktiſchen Unklugheit nicht viel beſſer, wie der Grille, welche den Sommer hindurch ſang, und im Winter Nahrung erbetteln mußte. Die Armuth der Poeten iſt in ein Sprüchwort übergegangen, und unter hunderttauſend ſchönen Geiſtern war Voltaire der einzige, der ſich einen Koch halten konnte.

Glückliche Sterbliche! könnte man ausrufen, welche innerlich ſo reich ſind, daß ſie äußerlichen Mangel nicht fühlen, — wenn uns nicht vielmehr das Elend der beſten Köpfe zum tiefen Bedauern hinneigte. Der Menſch kann auch ohne die Kunſt leben; aber die Kunſt nicht ohne die Menſchen. Sie muß, wie alles, was da leben will, — auch nach Brote gehen, ob man es ihr gleich überall mit hoher Liberalität reichen müßte. Aber ohne Nahrung kann die helle Lampe nicht brennen, — und wird ſie ihr nicht gebracht: ſo muß ſie der Künſtler durch ſeine Humanität ſuchen, anſtatt, daß er ſo oft durch wahre Inhumanität die wohlthätigen Hände zurückſtößt. Ich ſah ſchon manchen talentvollen Künſtler — und Dichter ſchmachten, — und in dieſem Schmachten mit ſeinen Talenten untergehen, weil er zu eigenſinnig war, — um ſich in die Menſchen zu ſchicken. Die Künſte ſind für die Verſchönerung des menſchlichen Brudervereins erfunden, — warum wollen ſo viele

Künſtler nicht ſelbſt Mitglieder dieſes Bundes ſeyn, der grade ſo große und gerechte Anſprüche auf ihre Humanität hat? —

Noch ſonderbarer iſt es, daß genialiſche Köpfe bey dem Gefühle ihrer Selbſtkraft nicht nur eine Abneigung gegen Kenntniſſe, die außerhalb ihres Geniekreiſes liegen, empfinden, ſondern ſich auch ſorglos und leichtſinnig einem periodiſchen Müſſiggange zu überlaſſen pflegen, worin ihnen alle Arbeit zum Ekel wird. Iſt die Laune hierzu nicht da: ſo thun ſie lieber gar nichts, leben auf anderer Menſchen Koſten, und ſcheinen zu verlangen, daß man ſie ſchon für ihr Daſeyn belohnen müſſe. Dieſe Indolenz kann bey einigen ſo weit gehen, daß ſie lieber den härteſten Druck der Bedürfniſſe ertragen, als eine nützliche Beſchäftigungsart ergreifen wollen. Den hohen Begriff des Nützlichen können dieſe Menſchen ſelten faſſen, weil ihr Ziel gemeiniglich nur das Angenehme und Phantaſtiſche iſt, und ſie nur ſich allein, als echte Egoiſten, zu leben pflegen. Dieß iſt nun aber auch der Grund, warum ſich der Staat um dieſe Phantaſten und Humoriſten ſo wenig bekümmert, und ſie, ſelbſt bey der Achtung ihres Kopfs, oft ganz zu vergeſſen ſcheint. Der Staat will nicht durch Poeſien, durch Naivetäten, durch romantiſche Dichtungen, nicht durch das Geſchwätz der Schöngeiſterey, ſondern durch Arbeit, Wachſamkeit und Anſtrengung, durch fleißige, feſte und conſequente Männer, nicht durch launige Belletriſten, regiert und erhalten ſeyn. Er kann diejenigen nicht gebrauchen, welche heute einmal arbeiten, und ſich von morgen an einem weichen und wollüſtigen Nichtsthun auf Tage und Wochen hinaus hingeben wollen, und da, wo es den Ernſt des Wiſſenſchaftlichen gilt, ſelten einmal zu Hauſe ſind. Selbſt diejenigen feurigen Originalköpfe, welche ſich, von der Noth gedrungen, dem Staate widmen müſſen, dürfen nie ganz ohne Aufſicht gelaſſen werden, Theils damit ſie nicht, wenn ſie die Laune überfällt, von ihren Pflichten abſpringen, und ſich in einer äſthetiſchen Sentimentalität unwillkürlich verlieren; Theils um ſie ſelbſt vor dem leidigen Revolutionsfieber zu bewahren, in welchem ſie gemeiniglich den Staat umwälzen, die Menſchen anders ſtellen, alles mächtiger hinaufbilden, alles äſthetiſch erziehen und aufklären wollen, ohne den ruhigen philoſophiſchen Geiſt zu beſitzen, der zu ſolchen Tendenzen nothwendig erfordert wird. Hört jene Aufſicht und Vormundſchaft über ſie auf, ſo ſind ſie gemeiniglich verloren. Selbſt ihr Gefühl und ihre Ueberzeugung, daß ſie in einer Stunde mehr, als andere Köpfe in Tagen arbeiten können, daß ihnen alles ſo federleicht wird, daß ihr Bonſens viel hundert mittelmäßige Köpfe ſo ſchnell überflügelt, — macht ſie gegen den Werth und die Würde des Fleißes ſelbſt gleichgültig; ihre Laune umfaßt nur die Gegenwart, den augenblicklichen Genuß, und die Zukunft beſchäftigt ſie nur in ſo fern, als ſie die Ideale neuer Genüſſe darin wahrnehmen.

Aehnliche Züge dieſer Art laſſen ſich aus der Charakteriſtik der größten Dichter auffinden. Hier nur einiges aus der Lebens- und Denkweiſe eines genialiſchen Kopfs, den ganz Europa mit Entzücken geleſen hat. Eigentlich that dieſer berühmte Mann faſt nichts anders, als dichten, lieben und genießen. Der ihm aufgetragene Beruf war ſeine allerkleinſte Nebenſache; ſeine Jurisprudenz beſchäftigte ihn nur Augenblicke; —

er verachtete das geſammte Actenweſen als eine maſchinenartige Laſtthierarbeit, und konnte ihr auch bey höhern Anſichten derſelben keinen Geſchmack abgewinnen. Oft überfiel ihn ſeine genialiſche Faulheit in einem ſo hohen Grade, daß ihn durchaus nichts, als ſeine Poeſien, intereſſirte, daß er die wichtigſten Amtsangelegenheiten auf die Seite warf, — und ſo tagelang, ohne allen Umgang mit Menſchen, in ſeinen Dichter-Ideen fortſchwärmte, — und ſeine Göttinnen beſang. So träumte er einſt wochenlang den ſchönen Traum: daß ſich eine der liebenswürdigſten Prinzeſſinnen in ihn verliebt habe, und in ſichtbarer Glorie mit allen Reizen eines vollendeten ſchönen Körpers über ihm ſchwebe, und zu ihm mit unbeſchreiblicher Holdſeligkeit herablächle. Solche Bilder der Phantaſie machten ihn mehrmals für das praktiſche Leben durchaus unthätig, und er ſtarb endlich in ſchmerzlicher Armuth.

Leſſing wurde von eben dieſer Neigung, ganz ſeiner Unabhängigkeit und poetiſchen Ruhe zu leben, mehrmals überfallen, und ſeine akademiſchen Jahre verlebte er ganz wie ein Genie, —

ohne ſich ſehr um die Urtheile der Menſchen zu bekümmern. Sein eigener Bruder und Lebensbeſchreiber verſichert: daß Leſſing auf der Univerſität keine der ſogenannten Brotwiſſenſchaften im Ernſte ſtudirte, alles ſey nur Koſterey geweſen; kein Lehrer habe ihm Genüge gethan, alle hätten ihm ſeicht geſchienen, und ihm oft Gelegenheit zum Spotte gegeben, — den einzigen Erneſti ausgenommen, den er dann und wann über die Römiſchen Alterthümer, über die Griechiſchen Claſſiker und über die Univerſalgeſchichte, doch ſparſam genug, gehört habe. „Oft, heißt es *), ſchwatzte er ſeinen Freund Weiße noch vor Erneſti's Thüre weg, und auf die Promenade. Mehr als alle dieſe gelehrte Herren beſchäftigte ihn ſeine unbegränzte Liebe für's Theater, — und er ſtudirte die Schauſpielkunſt mit ſolchem Eifer, als wenn ein Lehrſtuhl darüber in Leipzig für ihn errichtet werden ſollte." Ganz in der Sprache des empfindlichen und auf ſich ſelbſt beharrenden Genies beantwortete er mit jugendlicher Keckheit die Briefe ſeines Vaters,

---

*) G. E. Leſſing's Leben. 1r Theil. 1793. S. 50.

der ihn vom Theater abziehen wollte. Aber dieſer Schwächen ungeachtet gehörte Leſſing in jedem Fall zu den ſeltenen Genies, — nähmlich zu den fleißigen — und allerfleißigſten, die das Genie durch die Anſtrengung zu ehren ſuchen.

Der Eigenſinn des Genies iſt wiederum nur eine Ausartung ſeiner angebornen Selbſtkraft, — indem es ſich ſelbſt als Maxime betrachtet, und da dieſe Maxime ſein privatives Eigenthum iſt, und, vermöge derſelben, meiſten Theils alle andere zu überſehen glaubt, — ſich von ſeinen einmal gefaßten Vorſätzen auch im Handeln nicht leicht abbringen läßt. — Es fühlt und ahndet gleichſam im Voraus, daß es in einer ihm aufgedrungenen Bahn entweder nicht ſein Glück machen, oder in Irrwege gerathen würde, worin ſeine Selbſtkraft nach und nach untergehen müßte. Der Glaube an ſeine Infallibilität, an ſeinen hohen Standpunkt auf der Stufenleiter der Köpfe, an ſeine Erfindungskraft, wenn es einen Kampf mit der Welt beſtehen ſoll, an ſeine Mannheit, wenn es ſtark und feſt ſeyn muß, — gehet ihm zur Seite, — und machet es ſogar bisweilen gleichgültig gegen

Gefahren, die jeden andern zur Verzweiflung bringen würden. Durch den Kopf muß doch endlich alles gethan und geſchlichtet werden, — dieß iſt ſein Vertrauen und ſeine Maxime, mit welcher es auch ſeine Gegner angreift, und ſeine eigenen Verirrungen entſchuldigt, — ſeine Armuth erträgt, ſeine Unabhängigkeit zu ſichern gedenkt, ſeine Sorgloſigkeit decorirt, und gewöhnlich mit Hoffnung und freudiger Zuverſicht in die Zukunft hineinblickt; — aber eben darum nur deſto unbeweglicher auf ſeinen Ideen beharret. „Es muß, es wird noch anders kommen“ iſt eine zweyte Maxime, wodurch es ſeinen Eigenwillen begründet, und in dieſer Ueberzeugung oft ſo nachläſſig in der Gegenwart iſt. Sein Vertrauen auf ſich ſelbſt vermehrt ſein Vertrauen auf das Publikum oft in einem ſo hohen Grade, daß die eigenſinnigſten Genies faſt immer die leichtgläubigſten in Abſicht ihres künftigen Glücks zu ſeyn pflegen, und alles, — ſelbſt das Unmögliche, von ihren Freunden und Gönnern erwarten. Sie halten ſich für unentbehrliche Weſen, — wo nicht im Staate, aber doch in dem — Reiche der Schönheit, das ſie anbauen helfen, und in dem Reiche des Angenehmen, welches vom Publikum am meiſten beſucht werde. Der Dichter iſt in ſeinen Augen ein größerer Mann, als der verdienſtvollſte Miniſter, — der Dichter wird es daher oft nicht begreifen können, wie er, ohne ſeine Ehre zu verletzen, nicht ſeiner Laune und ſeinem Eigenwillen folgen dürfe. — Die ganze Menſchheit ſteht zu ſeinen Füßen; ſie wird es ſich daher gefallen laſſen, daß er ſo handelt, wie er will, daß er nichts Geſagtes zurücknimmt, daß er jedem nach Gefallen in den Weg tritt, und, wenn es ihm einfällt, andere zu necken und zu beleidigen, — dieß ihm alles gern erlaubt und nachgeſehen werden müſſe. — „Es muß, es wird glücken“ iſt wiederum einer der Glaubensartikel des Genies, welcher nicht ſowol aus einer tiefen Weltkunde, als aus dem Egoismus, ſo etwas in's Blinde hinein wagen zu dürfen, zu entſtehen pflegt.

Liebenswürdiger Charakter großer genialiſcher Köpfe.

Aber dieſer hartnäckige Eigenwille großer Köpfe, — dieſe Unbiegſamkeit des Charakters, die aus der Selbſtkraft unmittelbar hervorgehet, — dieſe Unmöglichkeit, nachzugeben, [tauſendmal lieber zu vergeben, weil dieß einer innern Großmuth gleicht] iſt gemeiniglich mit ſehr weichen und liebenswürdigen Seiten des Herzens verbunden, — die bey gewöhnlichen Menſchen entweder nicht ſo lebhaft hervorſtechen, oder doch nicht in einer ſolchen Naivetät und mit einer ſolchen Größe der Seele gezeigt werden. Da man immer annehmen kann, daß jedes große Genie durch ein nicht geringes Beygemiſch des Sinnlichen geſchaffen und erhalten wird, und ohne feurige und zärtliche Gefühle kaum gedacht werden kann: ſo ſind Köpfe dieſer Art unendlich ſelten böſe, — ſondern nur leichtſinnige Charaktere, die mit innigſter Liebe und Schonung ſich andern hingeben können, wenn ſie nicht gereizt werden. Ihr Herz könnte eine Welt umfaſſen, wie ihr Kopf das Univerſum umfaſſen will, wenn man ſie nur nicht zu oft zurückzuſtoßen und mißtrauiſch zu machen pflegte. Sie ſind die wärmſten Freunde ihrer Freunde, weil ein zärtlicher Umgang für ein glühendes Gefühl das höchſte Bedürfniß bleibt. Sie können mit einem ungewöhnlichen Enthuſiasmus das Gute und den Unterdrückten vertheidigen, wenn er es verdient, — und können die Wahrheit mit Aufopferung ihres eigenen zeitlichen Glücks gegen mächtige Zeloten in Schutz nehmen. Nur ihnen iſt die wahre und geiſtreiche Liebenswürdigkeit im Umgange erreichbar; — denn alles, was Liebe und Sympathie heißt, kommt in dieſen Herzen zur Reife, wenn es oft in den gewöhnlichen Menſchen nur figurirt, oder in eine animaliſche Schlafheit ausartet, die unter aller Selbſtwürde und unter aller veredelten Humanität liegt. Das Große, das Innige, das wahre Schöne in der That, den Geiſt des Reinen und Guten, das zärtliche Wohlwollen und die uneigennützige Großmuth, — das Licht und die Kraft in einem großen Charakter kann doch nur der am meiſten fühlen, der ſich allen dieſen erhabenen Eigenſchaften nähert, oder ſie wirklich beſitzt.

Bey der großen Feſtigkeit und nicht ſeltenen Unbiegſamkeit ſeines Gemüths war Leſſing ein zarter, ſanfter, tieffühlender und weicher Charakter, voll der wärmſten Gefühle für Freundſchaft, Liebe, Eheglück und für jedes Verdienſt des Schönen und Guten. Die vertraulichen Briefe an ſeine künftige Gattinn floſſen aus der reinſten Fülle eines Herzens, welches ganz in einem zweyten leben konnte, und ſich nur in dem Glück eines zweyten ſelbſt glücklich und belohnt fühlt. Hätten wir doch von allen genialiſchen Köpfen ſolche vertrauliche Briefe! die Welt würde ſich leichter mit den Schwächen großer Männer ausſöhnen, und es begreifen lernen, wie ſehr hartſcheinende Charaktere in ihrem Innern oft die treueſte und redlichſte Liebe aufbewahren. Dieſe Züge eines gütigen und weichen Gemüths herrſchen in tauſend verſchiedenen Nüancen in Leſſings ganzem Leben. — Er war bey ſeinen guten Aeltern als ein ungerathener, dem Theater blind ergebener Menſch verſchrien worden. Der väterliche und mütterliche Unwille erlaubte ſich eine kleine Liſt, um — den Sohn zu retten, und von ſeinen Theaterfreunden abzuziehen.

„Deine Mutter iſt todtkrank," ſchreibt der Vater. Leſſing wird tief gerührt; Leipzig hat keine Reize mehr für ihn, — er macht ſich auf, wie er geht und ſteht, — und tritt unter der fürchterlichſten Kälte die Reiſe an. Halb erfroren kommt er in das väterliche Haus; die Mutter war gar nicht krank geweſen. „Warum biſt du auch in der Kälte gekommen?" ſagte das beſorgte Weib. „Sie wollten es ja, liebſte Mutter, antwortete Leſſing mit harmloſer Seele, und klappert dabey an Händen und Füßen, — es ahndete mir gleich, daß Sie nicht krank wären, und ich freue mich herzlich darüber." — Mit eben dieſer Gutmüthigkeit und wahrhaft liebenswürdigen Toleranz betrug er ſich einſt gegen ſeine Schweſter. Dieſes fromme Mädchen kam auf ſeine Stube, da er eben ausgegangen war, ſah ſeine anacreontiſchen Lieder auf Liebe und Wein, [ob er gleich in ſeines Vaters Hauſe zu beyden durchaus keine Gelegenheit hatte] las ſie, ärgerte ſich nicht wenig darüber, und entſchloß ſich auch auf der Stelle, ſie in den Ofen zu werfen, wo ſie ſich an der poetiſchen Flamme recht ſehr ergötzte. Die kleinen Brüder verriethen es ihm, als er ſeine geliebten Papiere vermißte. Allein der erſte Unwille war auch alles. Er nahm eine Handvoll Schnee, und warf ihn ihr in den Buſen, um ihren frommen Eifer abzukühlen, war gleich wieder gut mit ihr, und bezeigte weder gegen ſie, noch gegen Aeltern oder Geſchwiſter deßhalb jemals die geringſte Empfindlichkeit. [S. Leſſings Leben.]

Welch ein edler, großer, liebenswürdiger und weicher Mann war nicht Schiller in Hinſicht auf die Individualität ſeines Charakters und ſeiner zärtlichen Humanität! — Alle, die ihn näher kannten, ſtimmen in dieſem Urtheile zuſammen; alle, auch die, welche ihn nicht als den erſtaunlichen, originellen und einzigen Kopf zu ſchätzen wußten, nannten ihn liebenswürdig, ſobald ſie in ſeine erwärmende Nähe traten. Meine Leſer werden es mir danken, wenn ich hier einige Charakterzüge dieſes unſterblichen Mannes aus zwey kleinen Schriften entlehne, die ſich vorläufig nur als Bruchſtücke einer größern und geiſtigern Biographie deſſelben ankündigen, — die uns freylich wohl nur der hohe Genieverwandte des zu früh Geſtorbenen — Göthe — liefern könnte.

— „In großen Zuſammenkünften, heißt es in der einen dieſer Schriften *), beſonders am Hofe, war Schiller ängſtlich und zurückhaltend; das Erſtere aber nicht etwa deßwegen, weil er Menſchenfurcht gehabt, oder nicht den Ton der Höfe gekannt hätte, — ſondern aus dem Grunde, weil er, was Schiller nicht gern dulden mogte, ſich einem gewiſſen Zwange unterworfen, und den äußern Glanz herrſchen ſah. Letzteres aber, zurückhaltend, war er in allen Geſellſchaften, die nicht Freundſchaft, ſondern Obſervanz und Convenienz verſammelte. Im freundſchaftlichen Zirkel hingegen, unter den Augen und an der Seite ſeiner Familie, ſeiner Vertrauten, ſeiner Freunde, gab es keinen ehrlichern, biederern, keinen vortrefflichern Freund, als Schiller war; keinen Mann, der beſſer, belehrender, anziehender hätte unterhalten können, als Schiller; kein Herz, das größern Antheil an den Angelegenheiten und Begegniſſen der Menſchheit nehmen, bey Freundes-Glück oder Unglück äußern, bey den Wehen der

---

*) Schiller, oder Scenen und Charakterzüge aus ſeinem ſpätern Leben. Stendal, 1805.

Nationen fühlen und empfinden, ſich ſo ganz dem Freunde, dem Staate, der Welt hingeben konnte, als Schillers Herz. Herzerhebend — waren ſeine Aeußerungen über die Bildung der Menſchheit. — Groß war ſeine Hoffnung, daß noch einſtens Heinrichs des IV. Ideen: einen ewigen Frieden, eine dauerhafte beglückende Verbindung unter allen cultivirten Nationen herzuſtellen, in Erfüllung gehen würden.“ In andern Stellen heißt es: „Schiller war im höchſten Grade menſchenfreundlich, leutſelig, zuvorkommend und wohlwollend. Sein Herz fühlte fremdes Elend wie eigenes. Abgewieſen und verachtet ging nie der Armuth dürftiger Laſtträger von ſeiner Thüre.“ „Wenn ich nur alle Menſchen glücklich und mit ihrem Looſe zufrieden wiſſen und ſehen ſollte!“ ſo ſagte er oft mit dem Ausdrucke der herzlichſten Empfindung, wenn ſein Herz durch den Anblick eines Leidenden mehr als ſonſt gerührt wurde. „Ein Lückenbüßer iſt der Menſch!“ ſetzte er auch zuweilen, wenn ihm ein Elender begegnete, beſonders in den letzten Jahren ſeines Lebens, hinzu, als er die Laſten ſeiner körperlichen Leiden zu fühlen anfing. — Schiller war ein liebender, treuer

Gatte, ein zärtlicher Vater. Man traf ihn oft neben ſeiner Frau auf dem Sopha ſitzend, die Kleinen auf dem Schooße wiegend, tändelnd und ſchäkernd mit ihnen. — Friede und Ruhe lag in Schillers Charakter. Auch den Feind konnte er nicht erzürnen. Er war einer der beſten Menſchen, einer der edelſten Menſchenfreunde. „Ich lebe gern im Frieden,“ ſagte er oft; ich kann niemand beleidigen, erklärte er immer, wenn er hörte, daß jemand beleidigt und gekränkt worden war. Ich habe mir einigermaßen ſelbſt den Krieg erklärt, erwähnte er in der Epoche der Xenien verſchiedene Male; man wird mich verkennen. O! ſo ſetzte er einmal hinzu, warum duldete ich doch den Anhang der Xenien in meinem Almanache? Ich mochte ihn doch erſt nicht! — In dem Liede an die Freude liegt mein Charakter, ſagte er oft im fröhlichen Kreiſe ſeiner Freunde. Dieſen Kuß der ganzen Welt! ſprach er dann, wenn er mit einem Blicke, der wirklich die größte Menſchenliebe ausdrucksvoll mahlte, den mit alten Rheinwein gefüllten Pokal ergriff, und den kleinen friedlichen Zirkel ſeiner Freunde zum Genuſſe der Freude, zum Hochgefühle der Herzen ermunterte.

„Auch die Todten ſollen leben!“ rief er dann, wenn in munterer freundſchaftlicher Mitte ein herzerhebendes geiſtvolles Geſpräch ihn unter die Mahnen großer Männer geführt hatte. Die Nachricht von Lichtenbergs, Herders und Klopſtocks Tode vernahm er mit tiefſter Wehmuth, und opferte ihren Schatten heiße Thränen.

Ein anderer ſeiner Freunde ſchreibt Folgendes von ihm *). „Mit Freundlichkeit empfing er mich; ſein ganzes Weſen erweckte das Vertrauen. Da war nichts von Zurückhaltung, nichts vom Stolz oder vornehmthuenden Air; er war ſo offen, ſo redlich in allen Aeußerungen, ſo ganz nur ein ſchönes Herz entfaltend, daß mir, ehe eine viertel Stunde verging, war, als hätten wir uns ſeit Jahren gekannt.“ Eben dieſer wackere Biograph meint: daß ſich Schiller in einem Gemählde des Genies ſelbſt in folgender Stelle am lebendigſten und treffendſten abgezeichnet habe. „Den kindlichen Charakter, den das Genie in ſeinen Werken abdruckt, zeigt es auch in ſeinem Privatleben und in ſei-

---

*) Friedrich Schiller. Skizze einer Biographie. Leipz. 1805.

nen Sitten. Es iſt ſchamhaft, weil die Natur dieſes immer iſt; aber es iſt nicht decent, weil nur die Verderbniß decent iſt: es iſt verſtändig, denn die Natur kann nie das Gegentheil ſeyn; aber es iſt nicht liſtig, denn das kann nur die Kunſt ſeyn: es iſt ſeinem Charakter und ſeinen Neigungen treu; aber nicht ſowol, weil es Grundſätze hat, als weil die Natur bey allem Schwanken immer wieder in die vorige Stelle rückt, immer das alte Bedürfniß zurückbringt: es iſt beſcheiden, ja blöde, weil das Genie immer ſich ſelbſt ein Geheimniß bleibt; aber es iſt nicht ängſtlich, weil es die Gefahren des Weges nicht kennt, den es wandelt.“

Und Lichtenberg, — welch ein trefflicher Menſch war dieſer Lichtenberg, wenn man ihn in ſeiner ſtillen philoſophiſchen Handelsweiſe, ohne den brennenden Schimmer ſeines Witzes und Humors, ſah'! Welche Einfachheit, Liebe und Güte des Charakters gegen ſeine Freunde, ſeine Familie, ſeine Schüler! — Welche ſtille innere Religioſität des Gefühls, deſſen ſich oft ſo viele andere große Männer faſt geſchämt haben. „Ich, ſagt er von ſich ſelbſt, kann mit Inbrunſt beten, und habe den neunzigſten Pſalm nie ohne ein erhabenes unbeſchreibliches Gefühl leſen können: Ehe denn die Berge geworden und die Erde und die Welt geſchaffen wurden, biſt du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit, iſt für mich unendlich mehr als: Sing unſterbliche Seele u. ſ. w. „Wenn ich, ſagt er wieder ein ander Mal, an die Stelle eines Liedes komme, die ſo heißt: Haſt du es denn beſchloſſen: ſo will ich unverdroſſen an mein Verhängniß gehn, — was fühle ich da oft für Muth, für neues Feuer, was für Vertrauen auf Gott! ich wollte mich in die See ſtürzen, und mit meinen Glauben nicht ertrinken, mit dem Bewußtſeyn einer einzigen guten That eine Welt nicht fürchten.“

Iſt der Welt durch große Genies viel gedient?

Und dennoch hat die Natur die Einrichtung getroffen, — weil der Welt mit einem Ueberfluß an originellen Köpfen nicht ſehr gedient zu ſeyn ſcheint, — daß ſie immer nur wenige ſchafft, oder auch wol gar weislich dafür ſorgt, daß nicht viele zu ihrer vollendeten Reife gelangen. Die Societät, auf welche die Natur ihre höhern Zwecke gründete, und in allen ihren Reichen, um das Ganze zu erhalten, der Regelmäßigkeit hold iſt, bedarf der glänzenden Irrſterne weniger, als der ordnungliebenden Planeten. Sie kann es, vermöge jener Zwecke, nicht wohl vertragen, wenn ſie durch zu viele Ausnahmen des Gewöhnlichen geſtört und durchſchnitten wird; ſie iſt eine natürliche Feindinn aller Revolutionen, wozu ungewöhnliche Köpfe gemeiniglich am geneigteſten ſind. Sie fordert zu ihrem Anbau und ihrer Unterhaltung — Obedienz, Nachgeben, Subordination, Weltklugheit, Stille und Achtung des Friedens, wozu wiederum die wenigſten Genies gemacht ſind. Um ihren Kopf ſoll ſich das Univerſum drehen; von ihnen ſoll es ſeine Geſetzgebung annehmen, ſeine Wiſſenſchaftlichkeit empfangen, ſeine Staatsverfaſſungen, ſeine Pädagogik, ſeine Religion, kurz alles lernen, was von einem menſchlichen Weſen gelernt werden kann.

Kant läßt die Frage unerörtert: ob der Welt durch große Genies im Ganzen ſonderlich gedient ſey? Er nimmt in ſo fern ihre Partie, „weil ſie doch oft neue Wege einſchlagen, und neue Ausſichten eröffnen; —' meint aber doch, daß mechaniſche Köpfe, wenn ſie gleich nicht Epoche machten, mit ihrem alltäglichen, langſam am Stecken und Stabe der Erfahrung fortſchreitenden Verſtande, vielleicht das Meiſte zum Wachsthum der Künſte und Wiſſenſchaften beygetragen haben mögen, — indem ſie, wenn gleich keiner von ihnen Bewunderung erregte, doch auch keine Unordnungen ſtifteten." — Im Allgemeinen läßt ſich auch dieſe Frage nicht entſcheiden, weil das große Genie bald mit einem ſehr edeln, bald mit einem unedeln Charakter verbunden ſeyn kann, weil von dieſem Charakter ſein Einfluß auf die Welt ſehr beſtimmt wird, und weil die Wirkungen des Genies und ſeine Ausbildung gewöhnlich von dem beſſern oder ſchlechtern Zeitgeiſte abhängt, in welchem es ſeine Bahn durchläuft. — Auffallend iſt es, daß der ruhige Denker Kant ſich über die ſogenannten Geniemänner, welche er Genieaffen nennt, ſogar etwas empfindlich erklärt, obgleich dieſe Genieaffen dem philoſophiſchen Rieſen nie und nirgends im Wege ſtehen konnten. „Ein Schlag von ihnen, ſagt er in ſeiner Anthropologie, hat ſich unter jenem Aushängeſchilde des Genies mit eingedrängt, welcher die Sprache außerordentlich von der Natur begünſtigter Köpfe führt, das mühſame Lernen und Forſchen für ſtümperhaft erklärt, und den Geiſt aller Wiſſenſchaft mit einem Griffe gehaſcht zu haben, ihn aber in kleinen Gaben concentrirt und kraftvoll zu reichen, vorgiebt. Dieſer Schlag iſt, wie der der Quackſalber und Marktſchreyer, den Fortſchritten in wiſſenſchaftlicher und ſittlicher Bildung ſehr nachtheilig, wenn er über Religion, Staatsverhältniſſe und Moral, gleich dem Eingeweiheten oder Machthaber, vom Weisheitsſitze herab, im entſcheidenden Tone abſpricht, und ſo die Armſeligkeit des Geiſtes zu verſtecken weiß. Was iſt hier wieder anders zu thun, als zu lachen, und ſeinen Gang mit Fleiß, Ordnung und Klarheit geduldig fortzuſetzen, ohne auf jene Gaukler Rückſicht zu nehmen?“

Garve erklärt ſich über die Brauchbarkeit des Genies für die Welt in ſeinem Verſuch: über die Prüfung der Fähigkeiten, ſchon etwas beſtimmter und individueller *). „Unter der Claſſe von Menſchen, heißt es da, die man Gelehrte nennt, ſind einige bloß dazu beſtimmt, die ſchon bekannten Wahrheiten fortzupflanzen, und die Wiſſenſchaft zu dociren; andere, ſie zu erweitern; [Genies] die dritten, ſie auf das menſchliche Leben und den wirklichen Nutzen der Geſellſchaft anzuwenden. Man würde ſehr unrecht thun, wenn man lauter Genies für die Wiſſenſchaften forderte, da es doch eine Menge von Aemtern und Verrichtungen giebt, die einen Gelehrten fordern, und die doch ohne Genies beſſer beſtellt werden. Bonſens, d. h. eine nicht ſehr tiefſinnige, aber doch richtige Vernunft, die ſich an den gewöhnlichen Gegenſtänden der menſchlichen Kenntniſſe geübt hat; eine Gabe, die Gedanken anderer zu faſſen, und in den Sinn deſſen, was man lieſt oder hört, einzudringen; ein Gedächtniß, welches wenigſtens bey einer hinläng-

---

*) Im 8ten Bande der N. Bibl. der ſchönen Wiſſenſchaften.

lichen Wiederholung die alten Gedanken erneuert, und uns in den Stand ſetzt, immer das wieder von neuem zu lernen, was wir von Zeit zu Zeit vergeſſen, — das iſt für dieſe Aemter und für die Claſſe von Gelehrten, die ſie beſorgen, und alſo ohne Zweifel für den größten Theil hinlänglich. Wenn zu dieſen Fähigkeiten des Verſtandes noch gewiſſe Eigenſchaften des Charakters hinzukommen; erſtlich die Beharrlichkeit, welche Schwierigkeiten überwindet, und auch einen langſamen Fortgang ununterbrochen verfolgt; zum andern eine Sorgfalt, keine Begriffe eher für erlernt anzuſehen, bis ſie ſie andern wieder beybringen können: ſo können recht gute Lehrer auf Academien und Schulen daraus werden, ſie können gute Köpfe zubereiten, und mittelmäßigen ihre Bildung geben. Man würde alſo durch die Strenge, die alle mittelmäßige Köpfe von der Gelehrſamkeit ausſchließt, mehr ſchaden, als nützen. Geiſter von höhern Gaben laſſen ſich [ſchon aus Neigung zur Independenz] entweder ſchwerlich zu dieſen Dienſten brauchen, oder verrichten ſie in der That ſchlechter, weil ſie ſie unwillig oder zerſtreuet thun, und ſie nur als

Nebendinge anſehen, von denen ſie je eher je lieber wieder loszukommen ſuchen. Diejenige Claſſe, welche die ausübenden Gelehrten in ſich begreift, erfordert in der That oft weit weniger Gelehrſamkeit, als Klugheit und Witz; — man weiß, wie oft große Curen von Leuten ſind verrichtet worden, deren Wiſſenſchaft ſehr mittelmäßig war“ u. ſ. w.

Aber noch gefährlicher und wirklich furchtbarer zeigen ſich, der allgemeinen Meinung nach, die meiſten großen Genies auf den höhern Stufen einer politiſchen Wirkſamkeit, wenn ſie eigenmächtig regieren und gebieten dürfen, — und man müſſe daher der Welt Glück wünſchen, daß die Thronen ſo ſelten mit Genies beſetzt ſind. Dieß iſt ſeit Jahrtauſenden die Sprache und Meinung der Völker geweſen, und zwar nicht ohne Grund, weil man die großen unheilbringenden Regenten, Eroberer und raffinirten Despoten auch wohl für Genies zu halten pflegte. Allein unterſucht man die Sache genauer: ſo wird man leicht die Entdeckung machen, daß der unzuberechnende Jammer der Welt, welcher durch Regierungen und politiſche Mißgriffe veranlaßt wurde, — vorzüglich dem Umſtande zugeſchrieben werden muß, daß ſo wenig genialiſche Köpfe — Regenten waren. Durch Mangel an denkender Selbſtkraft, durch die Armuth des Erfindungsgeiſtes, der ſelbſt das Widerwärtige zu ſeinem Vortheile zu nutzen weiß, durch eine orientaliſche Schläfrigkeit und Langſamkeit in den Staatsgeſchäften, durch mattherzige, unſelbſtſtändige, weichliche und ſchwankende Regierungen ſind alle Thronen und alle Völker geſunken, weil auf ſolchen Fundamenten nichts Rechtliches und Großes feſtſtehen kann. Durch ſelbſtwirkende, ſelbſtdenkende und erfinderiſche Regenten ſind alle Staaten emporgeſtiegen, und ſtehn geblieben, ſo lange der Schutzgeiſt des Genies ſie beſeelte und bewachte.

Derjenige originelle Kopf, welcher ſeinen Wirkungskreis mit reinem Bewußtſeyn ſeines Werths faßt und füllt, — der überall mit ſeinem hellen Geiſte ſelbſt gegenwärtig iſt, überall ſein großes Regenten-Ideal in der ſchönen Wirklichkeit abdrückt *), — überall das Ganze ſchöpfe-

---

*) So ſchildert Engel in ſeiner klaſſiſchen Lobrede

tiſch zuſammenhält, [nicht durch armſelige Nothmittel und Palliatife, ſondern durch ſeine hinreichende ſelbſtſtändige Vernunftkraft] — der Kopf, welcher die Vortheile und Verluſte voraus ahndet,

---

auf Friedrich den Großen den wahrhaften Regenten: „Der Monarch ſoll ſeinem Ideale auch außer der Seele Wirklichkeit geben; ſoll es, bey dem ſteten Fluß und Wechſel der Dinge, immer von neuem durchdenken, ergänzen, erweitern, es in tauſend und aber tauſend ſeiner Beſtimmungen umändern; ſoll jede Lage der Dinge beurtheilen, und, indem er den einen Blick in die Vergangenheit, den andern auf die Gegenwart richtet, die Zukunft enträthſeln: ſoll jede Gelegenheit zur Vervollkommung ergreifen und nutzen, jeder Gefahr, die ſein edles Werk zu zerſtören droht, entweder ausbeugen, oder ſie niederdämpfen; ſoll beydes, die fähigſten und die redlichſten Diener wählen; ſie weder durch [zu großes] Vertrauen läſſig, noch durch Mißtrauen ſchüchtern machen, in allen den wichtigern Angelegenheiten des Staats mit eigenen Augen ſehen, mit eigenen Kräften wirken. Was für neue Talente, welche Klugheit und Kunſt an der Seite der Wiſſenſchaft, welche Menſchenkenntniß, welcher Prüfungsblick, welche Vorherſehungsgabe, welche Geiſtesgegenwart, welche Vereinigung aller der nahmenloſen Eigenſchaften wird erfordert, ohne die keine glückliche Führung der Geſchäfte möglich iſt: deren Mangel ſo oft und voraus berechnet, die aus einer gewiſſen Handlungs- und Denkmaxime vielleicht erſt nach einem langen Zeitraume reſultiren können, und die Keime möglicher Revolutionen in ihrer Geburt

---

die weiſeſten Maßregeln unkräftig gemacht und die überlegteſten Entwürfe hat ſcheitern laſſen! Nicht bloß den allgemeinen Geiſt aller der Kenntniſſe, auch die Gaben, die praktiſchen Fertigkeiten aller ſeiner Diener, des Krieges und des Friedens — muß der vereinigt beſitzen, der ſich in der That als aller Meiſter und König zeigen, der ſie nicht nur prüfen und auswählen, ihnen nicht nur Richtung und Anſtoß geben, ſondern auch überall ſelbſt an ihrer Spitze wirken, ſelbſt ſeinen Geſchäften vorſtehen, ſeine Heere führen, ſeine Schlachten gewinnen will, — und zwar verbunden mit einer unausgeſetzten, ganzen und wahren Thätigkeit, die nichts verachtet, zurückläßt, verſchiebt, die nie das Leichtere dem Schwerern, das Angenehmere dem Nothwendigern vorzieht, die nicht dem ſchmeichelhaften liebkoſenden Locken der ſtärkern Neigung, ſondern dem ernſten Ruf der Vernunft gehorcht, — mag er ſie zu Beſchwerlichkeiten oder Ergötzungen, zu Arbeiten des Körpers oder der Seele, des gefahrvollen Krieges oder des ſichern Friedens, wecken; die nicht das eine Mal aus Ekel und Ueberdruß weit vor dem Ziele ermattet, noch das andere Mal im hitzigen und leidenſchaftlichen Anlaufe über das Ziel hinausſetzt.“

zu erſticken, oder doch ihre verderbliche Reife zu verhindern weiß, — der Kopf, welcher ſein eigener treffender Rathgeber iſt, weil das große Talent, zu regieren, aus ſeiner eigenen Natur hervorgeht, weil er den Brennpunct ſeines Wirkens aus ſich ſelbſt ſchafft, und nie halb, ſondern immer ganz und mit ganzer Beſonnenheit handelt, — aber auch — nachzugeben verſteht, wo das Nachgeben von der Lebensphiloſophie geboten wird, und wo der Trotz des Genies nur alles verderben würde, — ein ſolcher Kopf iſt doch wol unſtreitig das Vortrefflichſte, was ſich eine Nation ſelbſt wünſchen kann, und ein ſolcher wird doch ſicher beſſer, vernünftiger und pflichtmäßiger, als ein gekrönter Automat regieren, der alles durch ſeine eigennützigen Günſtlinge thun und treiben läßt.

Wenn ſich aber auch der genialiſche Kopf auf dem Throne manche Abſchweifung von der wahren Regierungsphiloſophie erlauben könnte, weil er vielleicht ſein Ziel, wie alle ſelbſthandelnden Köpfe, mit zu großer Lebhaftigkeit oder Haſtigkeit verfolgt: ſo werden ihn doch zwey Dinge vor großen Verirrungen, und am meiſten vor jener, alle Regenten ſo tief beſchimpfenden Unthätigkeit ſichern, — die Ehrliebe und die Kunſt, geſchickte und geſcheidte Leute um ſich her zu verſammeln. a) Die Ehrliebe, welche bey großen Männern nie in einen kleinlichen Stolz ausarten kann, wird ihn in ihren Schutz nehmen, wenn er ſich bey ſeiner Selbſtkraft, bey einem zu warmen Gefühle für ſeinen Zweck, bisweilen vergeſſen, und Plane machen könnte, die zwar Originalität, aber keine Weisheit verrathen. Ohne die Ehrliebe würden alle große Genies freylich wol nur gefährliche Sonnen am Firmamente der Welt ſeyn, und mehr zerſtörenden Flammen, als wohlthätigen und erwärmenden Lichtern des Himmels gleichen. — Für ſich würden ſie denn alles, und für andere nichts thun, — mit tollkühnem Despotismus alles unterjochen, — und neben ſich nichts Großes und Achtbares dulden und tragen. Der flüchtigſte Gedanke würde in eiſerne Geſetze ausarten, und die kleinſten Verſtöße gegen die Majeſtät mit erfinderiſcher Härte beſtraft werden. Liſt und Schlauheit und grübelndes Mißtrauen würden vom Throne ausgehen, und durch die Nation nur zu ihrer Unterdrückung und ihrer Entmannung ſchleichen. Schlauheit und Mißtrauen würde alle Freyheit im Denken und Reden vernichten, — alle Bande der Geſelligkeit auflöſen, alle Stimmen des Rechts und der Unſchuld unhörbar machen. Ein dumpfer und düſterer Geiſt der Furchtſamkeit würde alle freye Wirkſamkeit lähmen, und ſich nur dann eine laute Sprache erlauben, wenn das gekrönte Genie einen Triumph, — eine Schmeicheley, eine überſpannte Lobrede von ſeinen Sclaven fordert. Das Ganze würde eine trauernde Geſellſchaft unglücklicher Menſchen ohne — Liebe ſeyn, — ein Volk, das nicht von obenherab geliebt wird, — und das oben Stehende eben darum von ganzem Herzen haſſen und verachten muß.

Mag es auch hundert große Regenten gegeben haben, die ihr Volk auch nicht liebten: ſo ſchien es doch ſo, weil ihnen die Ehrliebe dieſe Form aufdrückte, und dadurch tauſend nützliche und wohlthätige Handlungen bewirkte, — wozu kein Genie ohne Ehre jemals fähig wäre. Aber alle große Genies auf dem Throne haben das Publicum geachtet, und ihm wol gar bisweilen geſchmeichelt, weil der Ruhm von daher kommen muß, und die Stimme des Publicums mit unbeſtechbarer Unparteylichkeit richtet. Eben darum iſt die Geſchichte für alle große Männer die lebendigſte und dringendſte Lehrerinn geweſen, indem ſie die Stimmen des Publicums ſammelt, und auf ewige Zeiten hinaus mit den Nahmen großer Köpfe aufbewahrt. Der ſich ſelbſt ehrende Geiſt will auch in ihr ehrenvoll fortleben, und keine Originalität hat ſich jemals mehr ſelbſt geſchadet und beſchimpft, als die, welche die Verachtung des Publicums decretiren wollte.

b) Die Kunſt, geſchickte und geſcheidte Männer um ſich her zu verſammeln, geht aus dem Bedürfniß des Genies von ſelbſt hervor, — und war von jeher die ſchätzbarſte Seite aller wahrhaft genialiſchen Regenten, — während der Schwächling auf dem Throne nur ſeines Gleichen ſuchte, und in dieſer Pluralität der Negation nur noch ſichtbarer wurde. Von unterrichteten, helldenkenden und geiſtreichen Menſchen umgeben, kann der geiſtreiche Fürſt nicht anders als conſequent mit ſeiner Ehre handeln, weil er eben ſo viel critiſche Richter um ſich erblickt, und ſie ſogar aus Neigung zu gleichem Geſchmack und gleicher Cultur ehrt und liebt, — und weil überall um ihn her Licht herrſcht, wenn es auch bisweilen in ihm ſelbſt dunkle Momente geben ſollte. Wie viel Großes, Edles und Schönes wird in einem ſolchen Areopagus geſcheidter Köpfe gedacht und erfunden werden, während der kleine Geiſt mit ſeinen kleinen Geiſtern ſpielt, oder Luftgold macht! Welche lichtvolle Ideen müſſen hier durch dies gegenſeitige Berühren kluger Köpfe in dem Geiſte des Regenten aufſprühen, welche Regſamkeit in ſeinem ganzen Innern geſchaffen werden, welche Hochgefühle in ſeiner Bruſt für die Größe ſeines Zwecks und ſeiner Beſtimmung aufwachen! Auch giebt es in dieſem ehrbaren Convent großer Köpfe gemeiniglich viel Redlichkeit und Rechtlichkeit, — welche keine Schleichwege fürchtet, und, weil das Genie offen und offenherzig iſt, die Wahrheit redet und ihren Ernſt im genialen Scherze, ſelbſt in der Gegenwart des Monarchen, mildern darf. Kein Frevler darf hier böſen Rath ertheilen, — ohne von allen gerichtet zu werden; keine Ungerechtigkeit läßt ſich in dieſem Senat decretiren, weil er ſo gut, wie ſein Meiſter, von der Ehre geleite wird; hier wird die Einfachheit nicht geſchändet, weil ſie nicht den Rock der Mode trägt; aber die großthuende Einfalt wird hier deſto unbarmherziger verlacht und verachtet. — Der Witz trifft hier nur das Unverdienſt, wenn es ſich blähet; — alle biedere Männer haben Zutritt zu dem genialiſchen Regenten, weil das Genie von Natur bieder iſt, und durch den Umgang mit mehrern geiſtvollen Männern ſich gemeiniglich den höchſten Stufen der Humanität nähert.

III.

Anwendung der freyen Selbſtkraft auf Erfindung des Neuen.

Der mechaniſche und äſthetiſche Künſtler.

Die dritte Hauptbedingung des Genies iſt die Anwendung ſeiner freyen Selbſtkraft auf Erfindung des Neuen, vornähmlich des Schönen durch die Phantaſie, — „weil dieſe ſchöpferiſch iſt, und weniger, als andere Vermögen, unter dem Zwange der Regeln ſteht.“

Der menſchliche Geiſt will ſich zwar, vermöge ſeiner Natur, überhaupt ſchon ſelbſtthätig beſchäftigen, — und alſo im eigentlichen Sinne des Worts, ſich ſelbſt leben; aber der genialiſche Kopf hat eine andere und höhere Tendenz, die in ſeinem Innern liegt, und auf die Selbſtgenügſamkeit mit ſich ſelbſt, als ſeine höchſte Seligkeit, hinſteuert; — er will etwas genießen, — denken, — fühlen, was er ſelbſt geſchaffen hat, was ihm nicht durch andere eingeflößt wird, und, wie er mit Recht ſagt, — nicht eingeflößt werden kann; was ihm kommt, er weiß nicht woher; was ihn bezaubert, er weiß nicht wie; was ihn fortreißt, er weiß kaum wohin. Er will etwas genießen, denken und fühlen, was noch kein anderer genoſſen, gedacht und empfunden hat: — das Neue, — Ungewöhnliche, — Wunderbare, in ſo fern ihm alles, was er erfindet, ſo erſcheint, und ihm eben dadurch eine neue Ideenwelt aufſchließt. — Ein Kopf, welcher nichts Neues erfinden, nichts Neues ſagen, nichts Neues dichten kann, iſt weder ein philoſophiſches, noch darſtellendes, noch romantiſches Genie; er iſt vielleicht ein liebenswürdiger, helldenkender Geiſt, ein Kopf, der eine Menge der geſchmackvollſten Kenntniſſe in ſich verſchmolzen hat, — vortrefflich zu erzählen weiß, vortrefflich die bekannten

Regeln der Critik auf Gegenſtände der Literatur und Kunſt anwendet; — aber deſſen ungeachtet iſt er kein Genie, wenn er keine neuen Gedanken vorträgt. Er kann die paſſive, aber nicht die active Kraft des Genies beſitzen, — er kann das Neue in dem Schönen und Wahren lebhaft empfinden; aber nicht ſelbſt erfinden. Er denkt durch andere, — er ſpricht durch andere; er iſt das zarte Inſtrument, durch welches ſich die genialiſche Stimme höherer Geiſter vernehmen läßt; aber er iſt nichts weiter, denn er findet nur, ohne zu erfinden.

Tauſend geſchickte Tonkünſtler finden gleichſam durch den Mechanismus ihrer fertigen Hand, die nicht mehr unrichtig greifen kann, die mannigfaltigſten Töne wie im Fluge; aber ſie erfinden ſie nicht, — weil ſie dieſelben nicht denken, — weil ſie nicht aus der Phantaſie kommen. Der genialiſche Componiſt hingegen erfindet ſie, indem er ſie ſchöpferiſch aus der Fülle ſeines Gefühls und ſeiner Ideen hervorgehen läßt, und ſie ſo in die ſchöne Sinnlichkeit hinſtellt. Die allerfertigſten Spieler und Virtuoſen ſind daher noch keine Genies, wenn ſie ihren Beruf hierzu nicht durch ein ſelbſtgemachtes Phantaſ[illegible] und Variiren documentiren, denn alsdann zeigen ſie, daß ſie auch ſchaffen, nicht bloß nachahmen können.

Eben ſo ſind die geſchmackvollſten und vortrefflichſten Reimer in der Poeſie nicht immer Genies, — ſondern, wie obige Spieler, nur geübte Virtuoſen, die ein ſchon bekanntes Thema zierlich, auch wol hinreißend, wieder aufzuſtellen wiſſen. Denn ſelbſt der Reim weckt manche naive Idee, während des Reimens, mechaniſch durch die Ideen-Aſſociation hervor, und iſt alſo gar kein Verdienſt des Genies, wenn man den leichten mechaniſchen Einklang der Ideen nicht ſo nennen will. Aber bey größern Köpfen kann auch dieſer Einklang genialiſch ſeyn, in ſo fern der Reim, oder die Melodie des Gedichts, durch eine wunderbare Einwirkung auf den Geiſt, — wirklich neue Ideen erweckt, und der Reim folglich die Phantaſie eigenmächtig belebt. Hier wird er ſogar ſchöpferiſch, und ſteht dann auch gewiß immer an ſeiner rechten Stelle für das Ohr und für den Geiſt, — indem er jenes entzückt, und dieſen durch die Phantaſie ſättigt.

Dagegen beſitzen wir eine Menge von Gedichten aller Art, worin die ſchönſte und reinſte Diction herrſcht, worin alles nach den Regeln der Poetik ſauber geordnet und zugeſchnitten iſt, — worin die ſchärfſte Critik nichts gegen den Rhythmus und die lieblichſte Proſodie auffinden kann, und worin doch kein einziger poetiſcher Gedanke hör- und fühlbar wird, — wenn man nicht eine ſchöne Proſa ſo nennen will.

Eine ſehr große Menge — [oder wol gar die größte] — menſchlicher Kenntniſſe und Bereicherungen der Wiſſenſchaften iſt wirklich nicht erfunden, ſondern nur durch den Zufall und andere Umſtände gefunden worden. Tauſend andere ſind auch erſt nach und nach in das reine Bewußtſeyn getreten, nachdem ſie Jahrhunderte lang, wie dunkele Ahndungen, in dem Gemüthe des Menſchen geſchlummert hatten, ſo wie für die kommenden Zeiten noch ſo manches neue Leben und Wirken des Geiſtes und Genies in uns — ſchlummern mag. Wie unzählig viel große und wiſſenswürdige Dinge haben die Alten — nicht gewußt, die jetzt unſern Kindern in den Schulen als bekannte Erſcheinungen vorgetragen werden, und wie viel Neues und Erſtaunliches wird uns noch die Zukunft aufſchließen, wovon wir uns jetzt nichts träumen laſſen! Der menſchliche Geiſt wird, vermöge ſeiner urſprünglichen und ewigen Tendenz, nie aufhören, zu ſuchen, und eben darum nie aufhören, zu finden. In den allermeiſten Dingen iſt ſeine Wißbegier noch durchaus nicht geſtillt, und die kleinſten Erſcheinungen enthalten für ihn ein Univerſum von Problemen, die ſich die größten Köpfe nicht beantworten können. Vielleicht iſt das, was er ſeine hellſte Beleuchtung nennt, für höhere Geiſter von gar keiner Bedeutung, — vielleicht wäre ein Leibniz und Kant, unter den Bewohnern eines vollkommnern Lichtreichs der Vernunft und des Scharfſinnes, ein — Anfänger des Leſens und Denkens. In den zahlloſen, feinern und gröbern Weltkörpern, die in dem unendlichen Raume des Himmels glänzen, giebt es höchſt wahrſcheinlich zahlloſe Claſſen verſchiedener Vernunftweſen von den erſten Funken des

Vernunftlebens bis zu ihrer höchſten Geiſtigkeit hinauf. Unſer vortrefflicher Aſtronom Bode *), dieſer unermüdete Beobachter und Caſtellan des Himmels, äußert ſich hierüber folgendermaßen: „daß die irdiſchen Stoffe, woraus die vernünftigen Weltbewohner, ja ſelbſt Thiere und Pflanzen gewebt ſind, um deſto leichter, feiner und elaſtiſcher und vornähmlich die Körper denkender Weſen zum freyen Gebrauch der Seele um deſto geſchickter ſeyn würden, je weiter der Planet vom Mittelpuncte ſeines Syſtems, oder Sonnenſyſteme von ihrer gemeinſchaftlichen Centralſonne entfernt ſind, ſo daß vernünftige Geſchöpfe der niedrigſten Claſſe vielleicht kaum mehr, als körperliche Materie ſeyn; die der erhabenſten Claſſen aber den geringſten unter den höhern unkörperlichen Verſtandesweſen zunächſt angrenzen möchten.“

Unzählige Erfindungen und Entdeckungen ſind den Menſchen gekommen, ohne daß ſie geſucht wurden. Die Natur liefert dem Geiſte einen

---

*) Allgemeine Betrachtungen über das Weltgebäude. Berlin, 1804. 2te Ausgabe.

unermeßlichen Stoff von Erſcheinungen, und iſt in ſo fern für ihn wirklich unendlich. Er darf nur dieſe Erſcheinungen rein auffaſſen, und practiſch oder intellectuel anwenden, — und das Neue, Erfundene iſt da. — Das Reich des Unbekannten fordert ihn zu ewigen Arbeiten auf, — er fand ſchon tauſend Dinge, indem er das Bekannte mit dem Unbekannten verglich, und ſich aus dieſen Vergleichungen neue Regionen des Wiſſens eröffnete. Der Zufall oder das Genie hatten einzelne Ideen hingeworfen; — andere fingen ſie zu erkennen und zu benutzen an; — wieder andere nahmen ſie unter die Pflege der Vernunft und des Geſchmacks, — leiteten ſie nach dunkeln Gegenden wie erwärmende Feuertheilchen hin, und gaben endlich ganzen Wiſſenſchaften ihre Form und ihren Umfang. Die mechaniſchen und phyſiſchen Entdeckungen hat faſt alle der Zufall, ohne genialiſchen Scharfſinn, hervorgerufen, und vor die Menſchen hingeſtellt. Ohne die Erfindung der Fernröhre und Teleſcope wäre uns das Sonnenreich nicht ſo in dieſen Wundern und Berechnungen aufgeſchloſſen worden, und doch war die Erfindung jener Zauberinſtrumente nur ein glücklicher Zufall. Das Pulver, — [die fürchterlichſte aller Entdeckungen] erfand ein Mönch, als er chymiſche Verſuche machte, die ihn ohne weitere Anſtrengung die Zubereitung jenes Materials lehrten. — Die Sache wird ſo erzählt. Schwarz hatte die zum Pulver erforderlichen Materien in einem Mörſer zerſtampft, und das Gefäß darauf mit einem Steine bedeckt, — ein Funke ſey zufälliger Weiſe in den Mörſer eingedrungen, habe den brennbaren Stoff angezündet, und von dieſem ſey der Stein ſelbſt hoch in die Höhe geworfen worden. — Dieſer Umſtand mußte auf die Erfindung des Geſchützes führen, — die alſo wieder nur ein Zufall war, weil dem Erfinder die Erfindung ſelbſt entgegen kam. Selbſt die Keime zu der allerwichtigſten Entdeckung neuerer Jahrhunderte, — zur Buchdruckerkunſt, lagen ſchon längſt gleichſam in den Händen des Menſchen, ehe dieſe ſo nahe liegende Kunſt ihr reines Daſeyn erhielt, und durch den Erfindungsgeiſt mehrerer auf einen Zweck arbeitender Köpfe ihre vollendete Form bekam.

Ein großes Feld in der Geſchichte der Wiſſenſchaften und des Genies iſt noch unangebauet und unangefüllt, — nähmlich die wahrhafte erzählende Darſtellung, wie originelle Köpfe zu ihren neuen Entdeckungen gelangten und durch welche neue Ideencombinationen? So hat man den Schlüſſel zu den wichtigſten Erfindungen verloren, indem die Erfinder ſelbſt uns keine Geſchichte ihres Ideenganges hinterließen, wodurch ſelbſt der Pſychologie eine glänzende Ausbeute erwachſen wäre. Wir wiſſen von unzähligen Dingen nur dieß, — daß ſie erfunden ſind; aber nicht, wie ſie erfunden wurden, und wie viel der Zufall oder das Genie hierbey gethan hat; — ja, wir mögen ſo manches als eine Erfindung des Genies bewundern, was bloß durch zufällige Umſtände ganz gemach und mechaniſch ſein Daſeyn erhielt. Wahrſcheinlich machen deßhalb auch noch manche eigenſinnige Künſtler ein Geheimniß aus einzelnen Kunſtgriffen ihres Geſchicks, damit nicht die zufällige Entdeckung derſelben, wohinter ſie den Ruhm des Genies verbergen, als etwas Handwerksmäßiges erſcheine, und ſie um ihre Künſtlerehre bringe; — faſt wie der Taſchenſpieler ſeine Manier, zu täuſchen, verſteckt, weil mit ihrer Aufdeckung die ganze Geſchicklichkeit weiter nicht intereſſirte.

Doch hat uns einer unſerer neueſten Entdecker der Organenlehre, der achtungswerthe Naturforſcher Gall, gar deutlich gewieſen, wie er nach und nach zu ſeinen intereſſanten Beobachtungen über die Hirnlehre, in ſo fern ſie die Organologie als etwas Neues aufſtellt, gekommen iſt. „Wie iſt es möglich, fragte er ſich, den eigentlichen individuellen Sitz für die Organe an der Oberfläche der Hirnſchale zu finden? Nicht anders, als durch den ganz natürlichen Gang der Empirie.“ — Ehe er noch ſolche geſammelt hatte, alſo alles in ſeinem Syſtem nur noch Hypotheſe war, — glaubte er bereits ſchon an die bedeutende und weiſſagende, das Innere verrathende Kopfform. Er begann zuerſt mit den Unterſuchungen ſo vieler Tonkünſtler-Köpfe in Wien; aber alle dieſe waren im Allgemeinen anders geformt; der Kopf im Allgemeinen konnte ihn alſo weiter zu keinen Entdeckungen bringen.

Aber die Schädel der Muſiker ſollten ihn doch nun einmal weiter führen. — „In keinem Fache, ſagte er, iſt die Natur mit Vertheilung ihrer Talente freygebiger geweſen, als in der Tonkunſt und Mechanik" — [die lieblichſten und nothwendigſten Geſpielinnen der Humanität] daher benutzte er die günſtige Gelegenheit, vornähmlich an den Tonkünſtlern und Mechanikern ſeine Beobachtungen fortzuſetzen. Durch Anſchauen und Wiederanſchauen derſelben Köpfe fand er endlich an beyden eine Erhöhung, — beſtimmt an einem individuellen Theile deſſelben, als ſich etwas Auszeichnendes und Originelles. Wäre dieſe Erhöhung, raiſonnirte er nun weiter, ein wirkliches Naturzeichen des Tonſinnes: ſo müßten es Menſchen, die dieſes Sinnes ermangeln, — auch nicht beſitzen, und er fand dieß wiederum beſtätigt; — dieſe Erhöhung war bey ſolchen Leuten nicht wahrzunehmen; höchſtwahrſcheinlich wurde ihm nun die Anfangs bloß vermuthliche Idee: daß jene Hervorragung dem Tonſinne eigenthümlich ſey.

Dieſen Weg ging er nun überhaupt bey Unterſuchung aller andern Organe. Entdeckte er bey einem Menſchen eine Auszeichnung des Schädels, der z. B. ſehr gutmüthig war, ſo forſchte er ihn aus; er fand die meiſten Menſchen ſehr dienſtfertig, ihm Aufſchlüſſe zu geben, und erhielt auf die Art eine große Menge von charakteriſtiſchen Lebensbeſchreibungen. Um ſich jene Unterſuchungen zu erleichtern, ließ er Köpfe von ausgezeichneten Menſchen in Gyps abdrucken, und erhielt ſo eine anſehnliche Sammlung von Schädelformen, an deren jeder er etwas Eigenthümliches bemerkte. Er unterſuchte ferner eine Menge Perſonen, deren Schlauheit ihm bekannt war, und fand, daß ſie alle etwas an ihrer Kopfform mit einander gemein hatten. Er ließ eine Menge Gaſſenbuben zu ſich kommen, und beobachtete ſie in ihren ſchlauen und verſchmitzten Aeußerungen; er unterſuchte vornähmlich in öffentlichen Anſtalten die große Anzahl von Dieben, und gründete auf dieſe Beobachtungen ſeine Hypotheſe von einem den Menſchen beywohnenden Raubſinne, — der nur durch die Cultur in tauſend Menſchen unterdrückt werde, aber ſich dennoch an unzähligen Schädeln zeige, weil der Menſch von Natur ein Raubthier ſey. Dann ſammelte er die Schädel von Wahnſinnigen, und fand hier wiederum hervorſtechende Eigenthümlichkeiten. — Nach dieſen Vorausſetzungen ging er durch die **Analogie** zu den **Schädeln der Thiere** über, und raiſonnirte ſo: da ſich die Natur in ihren Geſetzen getreu bleibt: ſo muß die Organiſation bey den Thieren wie bey den Menſchen ſeyn. Diejenige Stelle, welche ein Organ am menſchlichen Schädel bezeichnet, muß auch das Thier haben, nur daß die Verhältniſſe des Thiers zum Menſchen allerley Verſchiedenheiten veranlaſſen können, dagegen die Grundlagen der organiſchen Natur immer dieſelben bleiben müſſen. Das Thier hat den Sehnerven da, wo der Menſch ihn hat, alſo auch den Tonſinn, den Bauſinn u. ſ. w. da, wo er beym Menſchen iſt *). — [Es iſt hier der Ort nicht, die möglichen und künftigen Reſultate dieſer anatomiſchen Entdekkungen zu unterſuchen, oder deren Wahrheit überhaupt zu vertheidigen, ſondern nur zu zeigen: wie ein geiſtreicher Kopf ſich in ſeinen Erfindungen zu orientiren pflegt, um das, was Anfangs nur ein Einfall oder eine Hypotheſe war, — ſich nach und nach zur Wahrſcheinlichkeit, oder durch die Combination mehrerer Schlüſſe und Erfahrungen endlich zur Ueberzeugung zu erheben.]

---

*) Ausführliche Darſtellung des Gall'ſchen Syſtem's der Schädellehre. Magdeb. 1805.

Auch im gemeinen Leben, in ſo vielen Veranſtaltungen zum Beſten der Menſchheit, in den Künſten des Bedürfniſſes und der Bequemlichkeit, des Ackerbaues, des Handels, der Schiffahrt, der allgemeinern Cultur, — ſelbſt der Erziehung ſind die nützlichſten Erfindungen durch gewiſſe Zufälligkeiten hervorgegangen, welche das Genie unter ſeine Pflege nahm, und zu höhern Anſichten vollendete. Es giebt gewiſſe glückliche Ideen, denen die Wiſſenſchaften oft mehr, als allen Anſtrengungen, zu verdanken haben, — Momente, in denen der Geiſt für Jahrhunderte — Plane ſchafft, an die vorher kein Menſch gedacht hatte, und gewiſſe momentane Erleuchtungen des Geiſtes, die ihn überraſchen und durch die Ueberraſchung forttreiben, ohne die tauſendfaches Gute nie vollendet ſeyn würde; Entſchlüſſe, die wie durch ein Wunder in uns geweckt wurden, und aus den kleinſten Veranlaſſungen die ſchönſten Würkungen für die Menſchheit entſtehen ließen. — Ich will hier eine intereſſante Anecdote aus der neuern Erziehungsgeſchichte erzählen, die wenigen meiner Leſer bekannt ſeyn dürfte, und die mir vormals einer der aufgeklärteſten und thätigſten Menſchenfreunde und Volkserzieher, von Rochow, von ſich ſelbſt mitgetheilt hat. — Rochow ſaß eines Tages gegen Abend, in ſeinen Gedanken verloren, am Arbeitstiſche; die unglückliche Lage des Landmanns in Abſicht ſeines damaligen erbärmlichen Schulunterrichts ſchwebte ihm vor den Augen; während dieſer wehmüthigen Stimmung ſeines Gemüths zeichnete er — ganz unwillkürlich die Figur eines Löwen auf ein Stück Papier, — eben ſo unwillkürlich zieht ſeine Feder ein Netz über dieſe Figur; — und wie ein Blitzſtrahl erſcheint ihm der Gedanke: der gemeine Mann gleicht dieſem armen gefangenen Thier; bey aller Kraft, welche die Natur in ihn legte, iſt er ſchwach und unglücklich, ſo lange er in dem Garne der Unwiſſenheit und des Aberglaubens verſtrickt liegt. „Du willſt, du kannſt dieſes Netz zerreißen helfen, — und die Vorſehung wird deinen Willen ſegnen.“ In dem Augenblicke wendet er das Papier um, und entwirft noch am nähmlichen Abend den *Plan* zu ſeinen Schulbüchern, die nachher ſeinen Nahmen unſterblich gemacht haben. — Freylich nur bey einem ſo thätigen, ſo warm-fühlenden und ſo geiſtreichen Manne konnte jener Gedanke eine ſo tiefe Wurzel ſchlagen, daß er ihm mit raſtloſer Thätigkeit ſein ganzes ſchönes Leben widmete. Tauſend andere hätten einen ſolchen Löwen wol auch gezeichnet, ohne an etwas anders, als allenfalls an den Löwen zu denken, der in der Fabel durch eine Maus gerettet wurde.

Mechaniker und Aeſthetiker *).

Was nützt es zum praktiſchen Leben? fragt der Mechaniker; — *was läßt*

---

*) F. W. B. von *Ramdohr* Charis, oder über das Schöne und die Schönheit in den nachbildenden Künſten. Leipz. 1793. 2 Theile. Fr. Aſt allgemeine Betrachtungen über das Weſen der ſchönen Kunſt. Neue Bibl. der ſchön. Wiſſenſchaften. 63r B. 1800.

ſich ſchön erfinden und darſtellen? fragt der Aeſthetiker; — was iſt Wahrheit? fragt der Philoſoph — [wenn wir ſie als Erfinder denken]. Aber dieſer gehört nicht zur Claſſe der Künſtler, ſondern der Denker, mithin nach Kants Erklärung, nicht zur Claſſe der eigentlichen Genies.

Es giebt alſo zwey merkwürdige Reiche oder Abtheilungen aller genialiſchen Fertigkeiten. Alle Genies laſſen ſich unter die eine oder die andere bringen, — ob es gleich eminente Köpfe geben kann, die Herren und Meiſter in allen Abtheilungen des Wiſſens ſeyn könnten; ihre Nahmen ſind:

a) mechaniſche, b) äſthetiſche oder auch romantiſche Künſtler.

Unter dem mechaniſchen Genie verſtehen wir vornähmlich das Erfindungstalent bey ſolchen Dingen und Gegenſtänden, die auf den Nutzen und die Bedürfniſſe des Lebens Beziehung haben. Wir rechnen hierher alle Erfinder künſtlicher Maſchinen, in ſo fern ſie durch eine freye Berechnung ihrer wirklichen Nutzbarkeit, zur Eintheilung der Zeit, zur vortheilhaften Hebung großer Laſten.

zur Erſparung unnöthiger Kräfte und zur Entdeckung phyſiſcher und mathematiſcher Wahrheiten brauchbar und geeignet ſind.

Es giebt dergleichen mechaniſche Köpfe in allen Ständen, und oft in den niedrigſten Claſſen der Handwerker und Landleute. — Es ſind Männer, von denen man zu ſagen pflegt: daß ihre Hände ſchaffen können, was ihre Augen ſehen. In ſo fern dieſen Leuten nur das Nachahmen künſtlicher Arbeiten leicht wird, kann man ſie nicht wohl Genies nennen; ihr Talent beſteht alsdann nur in einer Fertigkeit, — auch wol ohne Unterricht durch bloßes Abſehen und Ablernen etwas Künſtliches hervorzubringen, ohne daß ſich vorher die Phantaſie ein Bild von ihren Productionen machte. Ein gewiſſer Scharfblick, — wie das Ding zuſammenhängt, — wie es zuſammenhängen muß, — wie es eingerichtet und in einander gefügt ſeyn will, — wie ein Theil und warum ein Theil auf den andern wirkt, — führt ſie zur Kenntniß des Kunſtwerks, ohne daß es ihnen Mühe koſtet; — ſie haben es weg, — wie man ſagt, und können nun andere wieder darin unterrichten, nicht ſowol, weil ihre innere Anſchauung genialiſch iſt, ſondern weil der Verſtand mechaniſch die Begriffe conſtruirt, alſo doch nur logiſch verfährt. Schon mehr verdienen dieſe Leute dann den Nahmen des Genies, wenn ſie vorhandene mechaniſche Kunſtwerke, oder wenn man lieber will, Kunſtarbeiten verbeſſern, alſo doch wirklich etwas Neues und Erfundenes hinzufügen, was dem erſten Erfinder, oder dem erſten Zufall des Erfindens entgangen war. — Wenn man dieſe Leute reden hört: ſo führen ſie ſchon wirklich die Sprache des genialiſchen Kopfs. Sie können es nicht begreifen, wie die erſten Entdecker nicht weiter gegangen ſind, ſondern da ſtehen blieben, wo ihnen andere Reſultate ſo nahe lagen; — ſie können es aber auch ferner nicht begreifen, wie man über die Mühe erſtaunen kann, die ihnen die Arbeit gemacht haben möge; ſie können dieſe Arbeit ſelbſt nicht berechnen und angeben; wie auf einmal und wie in einer Erſcheinung iſt ihnen das alles ſo gekommen; — das müſſe ſo ſeyn, iſt ihre Ausrede, wenn ſie ſie ſich ſelbſt nicht weiter erklären können, ſo wenig wie es der Dichter erklären kann, — warum er ſo und nicht anders gedichtet; es iſt ihm auch wie durch eine unſichtbare Macht eingegeben, und im gänzlichen Hingeben an dieſe Macht, hat er in kurzen Zeiträumen Meiſterſtücke hervorgebracht, die ein anderer mit dem höchſten Aufwande der tiefſten Gelehrſamkeit nicht geſchaffen haben würde. Oft iſt der mechaniſche Erfinder aber auch ein bloß grübelnder Kopf, ohne etwas Neues zu finden, — der wäre denn vielleicht ein beſſerer Philoſoph, als ein genialiſcher Dichter geworden. Aber das Genie hat ſich in ihm anbauen wollen, und einige ſeiner Lichtfunken glühen wirklich in dem innern Gemüthe, ohne daß ſie leuchten und zünden. Die Tendenz zum Suchen iſt in ihm vorhanden, — und alle dieſe Köpfe haben etwas Vortreffliches in ihrer Conſtitution, wenn ſie ſich auch zum Erfinden nicht emporſchwingen. Das unermüdete Sehnen nach etwas Beſſern könnte doch auch ſchon ein geheimer Zug des tief liegenden, noch nicht geweckten Genies genannt werden, und aus manchem gemeinen raſtloſen Zeichner hätte ein Guido Reni werden können, wenn er ſeinen innern Inſtinct zum Selbſtſchaffen durch eine höhere Cultur verherrlichen und zu einem edlern Geſchmacke anwenden konnte.

Der Zweck des mechaniſchen Erfindens geht alſo faſt immer nur auf den praktiſchen Nutzen, und da ihm ſein Zweck immer vor Augen liegt, deſſen Anſchauung im mechaniſchen Künſtler der Erfindung allemal ſelbſt zu Hülfe kommt: ſo ſcheint wirklich derſelbe auf einer niedrigern Stufe der Genialität zu ſtehen, als der, welcher in den ſchönen Wiſſenſchaften ſich auszeichnet. Man glaubt ihm auch ſchon darum in dieſer — höhern Region der Originalität keinen beſondern Rang geben zu dürfen, weil das Bedürfniß, ſich das Leben nützlicher und vielſeitiger, auch wol bequemer zu machen, das menſchliche Erfinden ſo leicht reizt, weil jenes Bedürfniß allgemein iſt, und daher ſelbſt unter den rohern Nationen nach und nach die beſſern Köpfe, und endlich die Cultur ſelbſt geweckt habe [*]).

---

[*]) Mir ſcheint daher Gall's Bemerkung ſehr richtig zu ſeyn. „Alles iſt uns angeboren; Offenbarungen der Welt, durch die uns anerſchaffenen Organe. Geſezt, man könnte alle Menſchen von der Welt

Alle Kunſt geht überhaupt von ſinnlichen Befriedigungen des Lebens aus, — alles iſt bey ihr Zweck und Ziel zu dieſer Befriedigung, und an Begeiſterungen idealer Schönheiten iſt da noch nicht zu denken; ja eine Nation kann in den mechaniſchen Künſten ſchon erſtaunliche Fortſchritte gemacht haben, ehe ſich ein dichteriſcher Kopf bey ihr findet, der ſeine Kunſt über das Reich der Zwecke hinaus in ihrer Selbſtbefriedigung übt.

Das Genie *nützt* auch wirklich, vermöge ſeiner allgemeinern *Brauchbarkeit*, [weil es nützlichen Zwecken folgt] in dem praktiſchen Leben mehr, als das äſthetiſche in ſeiner Phantaſienwelt. Die Menſchen ſind, vermöge ihrer Sinnlichkeit, mehr zu dem geneigt, was ſogleich gewiſſe Vortheile zeigt, als was erſt durch eine höhere Verfeinerung der Gefühle genoſſen werden kann; nicht zu gedenken, daß unendlich wenig

---

vertilgen, und mit ihnen alle Künſte und Wiſſenſchaften; — man nehme nun wieder von neuem Menſchen an, die von den bisherigen Fortſchritten in den Künſten und Wiſſenſchaften nichts wiſſen: nach Verlauf einer gewiſſen Zeit werden ſie gewiß wieder das werden, was wir jetzt ſind.“ —

Menſchen dieſer Verfeinerung fähig ſind. — Selbſt unter denen, welche ſich den Wiſſenſchaften gewidmet haben, giebt es Tauſende, welche nicht begreifen können, *wozu* denn eigentlich die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften *brauchbar* ſind, und warum ſie getrieben und befördert werden. Ein Dichter iſt in ihren Augen ein unnützes Mitglied des Staats, — ein phantaſtiſcher Müßiggänger, der nur ſeinen Einbildungen lebt, und keinem Menſchen Rechnung von ſeiner wirklichen Brauchbarkeit ablegt. *Plato* habe ſehr Recht gehabt, die Dichter aus ſeiner Republik zu verbannen, und die Philoſophen mit ihnen, in ſo fern das Philoſophiren in tauſend Fällen auch nichts beſſeres ſey, als *Dichten*. Der gemeinſte Handwerker und Künſtler, der Landmann an ſeinem Pfluge, ſey ein verdienſtvolleres und achtbareres Weſen, als ein Äſthetiker und alle Odendichter zuſammengenommen. Man habe ihnen im praktiſchen Leben eigentlich nichts zu verdanken, und ſie müßten erſt dem Schellenklange ihrer Kunſt entſagen, wenn man ihren Kopf gebrauchen wolle. Die Erfindung eines nützlichen Inſtruments, einer nützlichen

Maſchine, einer beſſern Bearbeitung des Bodens, einer veredelten Agricultur und Oeconomie *) wiege alle Iliaden und Meſſiaden der Welt auf, und verdienten öffentlich mehr gerühmt zu werden, als die ſogenannten unſterblichen Meiſterſtücke einer ſchwärmeriſchen Phantaſie, — welche der Müßiggang der Gelehrten geboren habe. Auch

---

*) Als man zur Verſchönerung der Umgebungen einer deutſchen Stadt, auch wol aus Dankbarkeit und moraliſchem Schönheitsſinne, einem großen Manne ein öffentliches Denkmahl ſetzen wollte, wurden Helden, Gelehrte und Dichter dazu vorgeſchlagen. — Die Helden und Dichter wurden überſtimmt, und einem unſerer größten Literatoren des vorigen Jahrhunderts wurde der Preis des Denkmahls zuerkannt. Ein praktiſcher Kopf war auch hiermit unzufrieden, und, entweder aus ernſtem Scherz, oder ſcherzendem Ernſt erklärte er ſich dahin: daß die allerwenigſten Einwohner der Stadt jenen großen Mann kaum dem Nahmen nach kennten, daß die allerwenigſten Gelehrten des Landes ſelbſt ſeine Schriften geleſen haben möchten, und daß, wenn man einem Manne, der dem Vaterlande ſehr nützlich geweſen, und noch ſey, — ein bleibendes Denkmahl errichten wolle, -- der Erfinder des Breyhahns gewiß vor allen Helden, Philoſophen und Dichtern den Vorrang verdiene.

könnten ſich die Menſchen ſehr innig und herzlich freuen und vergnügen, ohne die Dichtkunſt zu Hülfe zu nehmen, — und ſehr vernünftig denken, ohne die Metaphyſik zu ſtudiren; man lege dieſen Dingen einen wirklichen Werth bey, der doch nur auf leeren Einbildungen beruhe, und den menſchlichen Stolz nur deſto mehr anfache, je weniger dahinter ſey. Selbſt die Freuden, welche aus einem zu geſpannten Studium des Schönen hervorgerufen würden, wären unächte Kinder des Frohſinnes; kein Menſch wäre zum Genuß des Lebens weniger geſtimmt, als ein Dichter, der in fremden Welten leben, — und, um Menſch zu werden, ſich erſt gemeiniglich zu der von ihm verſchmäheten Alltäglichkeit herablaſſen müſſe. — Unter allen Sterblichen gebe es keine peinlichere, übellaunigere, ungenügſamere, verſchrobenere, folglich unglücklichere Geſchöpfe, als unter den ſchönen Geiſtern.

In der ſtrengſten Bedeutung iſt der äſthetiſche Künſtler, — er mag nun intellectuelle oder formelle Producte aufſtellen, — eigentlich nur Genie, alſo eigentlich nur wirklicher Erfinder (durch die Urtheilskraft, nicht durch Conſtruction der Begriffe] des Neuen und Freygeſchaffenen, weil hier die Phantaſie, obgleich unter dem Schema der Vernunft, ihre ungeſtörte Spontaneität in Bildung ihrer Werke behauptet, Die Vernunft giebt nur ſeinen Fittigen überhaupt das geſetzmäßige Leben; — aber daß er ſich in das Suchen und Erfinden ſo weit hinaus einlaſſen darf, als er will; daß er Ideen und Bilder zuſammenſetzt, deren Verbindung bisher vielleicht noch gar nicht gedacht war; daß er neue Anſichten der wirklichen und romantiſchen Natur auffinden kann; daß er im Gange ſeines Denkens und Empfindens originell wird, — dieß muß ihm ſein Genie einhauchen, in ſo fern ſeine Einbildungskraft etwas aus ſich ſelbſt heraus dichtet. Jedes genialiſche Product iſt alſo jedesmal wirklich etwas Neugedachtes, entweder der Form oder der Materie nach, oder in Abſicht beyder Bedingungen zugleich.

Die neue Form iſt eine neue Erfindung der Methode, wie ein Kunſtwerk vor die Anſchauung hingeſtellt, und dem Gefühl des Schönen und Erhabenen, — oder auch der moraliſchen Güte im praktiſchen Leben, angepaßt wird. Man kann jene Form auch den Geſchmack nennen, weil er ſich faſt immer mehr mit der Einkleidung und Darſtellung des Schönen, als mit der innern Natur des Erfindens ſelbſt beſchäftigt, die er der genialiſchen Sagacität überläßt.

Dieſe ſchafft die neue Materie, oder den neuen Inhalt eines Werks, — welcher vorher nicht bekannt war, — welcher alſo wirklich dichteriſch erfunden wurde, oder, romantiſch bearbeitet, doch ein neues Leben und eine neue Stellung im Gebiete der Phantaſie erhielt. Man könnte freylich in mancher Rückſicht mit dem unſterblichen La Bruyere ſagen: „Tout est dit et l'on vient trop tard depuis plus de sept mille ans qu'il-y-a des hommes et qui pensent;“ aber in dem unendlichen Reiche der Einbildungskraft kann es wenigſtens immer neue Compoſitionen der Dichtkunſt geben, eben weil ſie keine abgeſchloſſene, ſondern freye Gebiete hat, die noch nie ausgemeſſen werden konnten.

Uebrigens kann eine Bedingung des Erfindungsgeiſtes, Form oder Materie, fehlen, und das Product wird dennoch in Abſicht ſeiner Individualität neu und originell bleiben, wenn nur nicht beyde abweſend ſind. Es läßt ſich z. B. ſehr wohl denken, und in der Literatur der Kunſttheorie ſind tauſend Beyſpiele vorhanden, — daß ein genialiſcher Kopf ſich bey Ausarbeitung eines dichteriſchen Products ganz alter, gewöhnlicher und verlegener Formen bedient, [alſo wol gar wenig Geſchmack beſitzt, vielleicht auch aus Humor nicht beſitzen will] und das ſogenannte Decorum des Schönen vernachläſſigt, — der Dialog kann ſogar in Abſicht dieſer Vernachläſſigung bis zum Erbarmen mißfallen und Unwillen erregen, der Styl das feinere Ohr beleidigen; — und dennoch kann der Inhalt für das erfindende Talent unbeſchreiblich anziehend, — einzig und originell ſeyn. Es kann auch bey einer vernachläſſigten Form des Geſchmacks einen ſolchen reinen Einklang in dem Innern des Werks, — eine ſo harmoniſche Conſequenz in dem Zuſammenhalten der Charaktere, eine ſo tiefe Kenntniß des materiellen Schönen, und eine ſo genialiſche Abbildung des Wahren liegen, daß ein ſolches Product unſterblich ſeyn würde, wenn es ſich auch durch gar keine ſchöne Form auszeichnete. Man vergiebt ja den beſſern Dichtern ſo gern ihre fehlerhaften Freyheiten in der Methode, wenn ſie uns dagegen durch geiſtreiche, neu gedachte Partien ihrer Gemählde, — oder auch wol nur durch einzelne erſtaunliche Gedanken entſchädigen, und uns den innern Saft der himmliſchen Frucht genießen laſſen, anſtatt uns nur ihren lieblichen Umriß vorzuhalten. Ja, vielleicht iſt es ein Zeichen unſeres verdorbenen Geſchmacks, daß wir zu ſehr nach dieſen Umriſſen verlangen, nur immer von den Herrlichkeiten der Formen und des Geſchmacks reden, und uns deſto weniger um das Neue des Stoffs und der Erfindung bekümmern. Wenn das Zierliche, das Manirirte, das Elegante — der innern Kraft und Gluth der Gefühle vorgezogen wird; wenn die Rhetorik und Poeſie ſich in einem bunten Gewirre ſchöner Phraſen verliert; wenn der Künſtler ſeine Bildſäulen mit zweckloſen Ornamenten überladet, und der Componiſt, ſtatt in das Reich der Töne genialiſch hineinzugreifen, — damit tändelt und ſpielt: ſo iſt für das Innere der Kunſt freylich nicht viel gethan, und die Flamme des Genies hat ſich in ein winziges Irrlicht verloren. —

Der Inhalt, — der zu belebende Stoff iſt des Künſtlers und Erfinders höchſtes Beſtreben, weil er mit der Form bald fertig iſt, — und weil ſie als Methode ſogar erlernt werden kann; dahingegen zur Mittheilung des genialiſchen Geiſtes kein Unterricht und keine Kunſtregel in der Welt hinreicht. Die Form iſt oft nur des Künſtlers Vehiculum, um deſto willkommener und decenter zu erſcheinen, — oder um dem Kinde den Nahmen zu geben, den es in der Welt der Ideale tragen ſoll, — weil es einen haben muß; oder auch um das Ueberſinnliche ſinnlich darzuſtellen, weil es ſonſt gar nicht erkannt werden könnte. Oft wird dem Künſtler die Form [worunter hier immer die Methode verſtanden wird] zur Laſt, verwirft, — tadelt ſie, und begehet Ausſchweifungen gegen ſie, die dann freylich nicht immer ungeſtraft bleiben, weil jeder ein Recht zu haben glaubt, das Formelle zu richten, während er das Neue der Erfindung anſtaunt, — wenn man auch meint: das Ey ſo gut wie Columbus aufſtellen zu können. Man wagt es ſchon nicht ſo leicht, einen dramatiſchen Charakter in ſeiner neuen Originalität anzugreifen, weil hierzu eine mehr als gemeine Seelenforſchung erfordert wird; aber man bekrittelt ihn dann ſchon nach Herzensluſt, wenn er nicht die beſſere, oder doch beſſer geglaubte *formelle* Stellung gegen die übrigen Charaktere behauptet, — oder, wenn er nicht in den engen Ideenkreis überhaupt hineinpaßt, — nach welchem der Halbkenner die Dichtungen zu beurtheilen pflegt, oder wenn dieſer etwas für Caricatur hält, was doch einmal in einem Caricaturleben, wie ſo oft das wirkliche iſt, nichts anders ſeyn kann. Auch läßt man den innern Gehalt des Gedankens ſchon deßwegen eher unangetaſtet, weil es nicht leicht zu beſtimmen iſt; ob der Dichter oder Künſtler dabey nicht noch *mehr* gedacht haben könne, und in ſolchen Fällen ein Richteramt der Gedankendeutung nicht ſtreng verfahren darf. Viele junge neuere Dichter laſſen es auch wirklich hierauf ankommen, und wiſſen dem Publicum vorzuſpiegeln, daß ſie etwas ganz anders bey ihren Dichtungen im *Sinne* gehabt, als das, was man an ihnen tadeln wolle. Sie berufen ſich auf tiefer liegende Gefühle und tiefer liegende Ideen des Poetiſchen, die man wiederum *nur* nach ihrer Sprache ſichten und deuten müſſe, und mithin jedem andern, der dieſe Sprache nicht ſtudiert habe, ewig verſchloſſen blieben.

Wie der genialiſche Kopf das Schöne erfindet, weiß er in tauſend Fällen ſelbſt nicht regulativ anzugeben, [ob ihm gleich das hohe Ideal des Ganzen lebendig vorſchweben mag] weil er die Bilder und die Wendungen ſeines Dichtertalents nicht aufſucht und nicht mühſam ſtudiert; ſondern weil ſie ihm in der Begeiſterung entgegenkommen, — ihn hinreißen, und, ob ſie gleich wie alles, was durch die Zeit geſchaffen wird, nach und nach kommen, ihm dennoch im reinſten Zuſammenhange erſcheinen. Auch die Dichterſeele macht keinen Sprung, in ſo fern alles Denken und Empfinden motivirt iſt, — und ſelbſt ihre lyriſchen Sprünge können ihm nicht als etwas Unnatürliches auffallen, da ſie dieſes Ueberhüpfen entweder nur zur ſchnellern Vollendung des Werks nutzt, oder ihr der innere Zuſammenhang der Phantaſie nicht entgeht, den freylich der trockene Leſer nicht bemerken wird. In dem eiligen Fluge ſeines Talents ſind ihm die Lücken, welche nur der Leſer bemerkt, nicht hinderlich geweſen; er iſt alſo in ſeiner Arbeit immer unter dem Gefühl und mit der Ahndung fortgerückt, daß er ein wahrhaftes Ganze bilde, und daß er wahrhaften Eindruck machen werde. Aber die leiſeſte Beobachtung, daß ein ſolcher Sprung der Phantaſie das Schöne ſelbſt beleidigen könne, würde ihm gewaltig in den Weg getreten ſeyn, und vor dem Kunſtgericht iſt er darum gerechtfertigt, weil jene Beleidigung nicht Statt gefunden hatte.

Die dichteriſche Erfindung iſt gemeiniglich da, ehe der trockene Verſtand ſie logiſch beleuchtete, und dieß iſt ihrer genialiſchen Natur gemäß. Der erfinderiſche Gedanke läuft oft ſogar vor der Sprache, und, wie es ſcheinen könnte, vor dem Wollen her, oder iſt wenigſtens in einem Momente mit ihm geboren. Die mühſame Feile verräth ſich an geiſtreichen Producten gar leicht, und ſelten zu ihrem Vortheile, und die zweyten Editionen der Dichtkunſt — [die Copien, die große Meiſter von ihren Originalwerken liefern] ſind oft in einzelnen Stellen ſchlechter, als die erſten. Was in der Gluth der Empfindung hingezaubert wird, — verräth gemeiniglich der Muſe lebendigſte und geiſtvollſte Umarmung. Hier tritt das Zaudern des Gedankens nicht die Gebilde des Schönen nieder; hier iſt alles Natur in ihrer herrlichſten Entwickelung des Moments, — das Meiſterwerk, woran der kranke Kopf Jahre lang gearbeitet, — oder, das er nie gewagt hätte, iſt in Stunden geboren, — das zufriedene Selbſtgefühl, daß es dießmal nicht vollendeter ſeyn konnte, iſt ſeine ſchönſte Belohnung, und vielleicht würde er beſchämt daſtehen, wenn ein Mann, der nicht Horaz war, es neun Jahre lang in ſein Pult verſchloſſen hätte.

Man darf daher, vermöge der Natur des freyen Dichtungstalents, wohl ſagen, daß die Phantaſie in ihren Productionen ſehr oft ganz unwillkürlich erfindet, und ſo den Künſtler nicht ſelten zu den erhabenſten Ideen leitet, die er fand, ohne zu wiſſen, wie ſie ihm kamen. Selbſt bey dem ganz einfachen Denken bietet ja auch ſchon eine Ideenverbindung ſich der andern an. Ein Bild, ſogar ein Wort erzeugt hundert neue, ohne daß wir an die Schöpfung deſſelben denken, oder uns darauf vorbereiten. In ſo fern iſt das Genie überall; freylich nur bey den niedern Geiſtern materiell; was ſie ſchaffen, iſt nur das unwillkürliche Product einer gemeinen Natur, die bey einer höhern Ausbildung vielleicht unendliche Räume zu höhern Zwecken durchlaufen würde. Daß das Genie ſeinen Aufflug freywillig beſtimmt, — autoriſirt es zum Genie; was es aber auf ſeiner lichten Bahn findet, kann es nicht vorher berechnen; denn ſonſt wäre ſeine Arbeit ein Rechenexempel. Dem genialiſchen Componiſten ſtrömen die Harmonien zu, wenn ſein Geiſt einmal in Bewegung geſetzt iſt. Er kann den Strom ſeines Gefühls, die Gewalt ſeiner Phantaſie nicht mehr aufhalten; er überläßt ſich unwillkürlich den Offenbarungen der Muſe, und lebt ganz in dem Momente des ſchönen Genuſſes, ohne rückwärts oder vorwärts zu ſehen; der nächſte ſchöne Gedanke kann ihm doch nicht entgehen, weil ihm der Fortſchritt zum Vollkommneren nie entgehen kann, wenn er ein geiſtreicher Kopf iſt. Aber das Dociren hierüber iſt ſeine Sache nicht; dieß muß er andern überlaſſen, die ſein Talent anthropologiſch zeichnen.

Eben ſo der Dichter. Wüßte er, wie ſich

in ihm die Ideen der Phantaſie zu einem Kunſtproducte geſellen, oder ſo und nicht anders auf einder folgen müßten: ſo könnte er jeden mittelmäßigen Kopf zum Dichter handwerksmäßig abrichten, und eine Logik des Genies [freylich das unſinnigſte Ding von der Welt] ſchreiben. Aber der Dichter und der genialiſche Künſtler können nicht, wie eine Fabrikwaare, zubereitet werden. Sie ſelbſt ſind ein Product der höhern Natur, und ob ſie gleich den Formen des Denkens als Vernunftweſen folgen müſſen, ſo können ſie doch nie ſagen: ſo habe ich es gemacht, oder wenn ſie es ſagen, erzählen ſie nur pſychologiſch eine Reihe dichteriſcher Bilder, die unter hunderttauſend andern doch nur individuell iſt.

Aber wohin der Dichter ſeinen Flug richten will, — das wird er ſich wenigſtens anſchaulich zu machen ſuchen, wenn ſeine Phantaſie ſich nicht in dem unendlichen Leeren zwecklos verlieren ſoll. Als Vernunftweſen muß ihm eine allgemeine Idee des Dichtens gegeben ſeyn, und wenn ſie auch durchaus nur Fiction iſt, ſo muß auch dieſe ſich nach dem Princip des Widerſpruchs richten laſſen. Ohne Object giebt es kein Thema des Dichters, wenn nicht alle Dichtkunſt klarer Unſinn werden ſoll. Er muß ſich feſt an die Zeit halten; denn ſänge er etwas, was nicht in der Zeit liegt: ſo ſänge er einen Widerſpruch, weil auch ſelbſt das romantiſche Romane ein Factum im Gebiete der Geiſter iſt *).

---

*) Ein geiſtreicher philoſophiſcher Kopf drückt ſich hierüber ſo aus: „Genie iſt bloß eine Form, die, ob ſie gleich ein Schöpfungsvermögen heißt, keine Dinge aus nichts ſchaffen kann, ſondern ſie bloß wie die Natur, welche immer die Totalſumme ihrer Elemente gehabt hat, und ſie auf tauſendfache Art in neue Geſtalten umſetzet, aus dem durch Empfinden und Denken ihm zugeführten Stoffe bildet. Je größer der Vorrath von Kenntniſſen, deſto reicher iſt das Genie. Es iſt das wahre Erfindungsvermögen. Erfindungen ſind eine Art von neuen Combinationen, die nicht mühſam, ſtückweiſe, oder dem Zufalle überlaſſen zuſammengetragen, ſondern auf einmal im Geiſte entſprungen ſind. Niemand kann zu beliebiger Zeit den Vorſatz faſſen, er wolle jetzt ſogleich Erfindungen machen. Je größer der Mann iſt, deſto weniger Anſtrengung koſtet ihm der Entwurf ſeiner Werke: ſie ſtehen in Vollkommenheit plötzlich in ſeiner Seele vor ihm, und werden von ihm mit feſter Kraft außer ſich dargeſtellt. Alle große Erfinder, ſetzt er hinzu, drücken ſelbſt in ihrem

Es darf wol kaum bemerkt werden, daß es hier einerley iſt: ob das Neue ſonſt ſchon einmal erfunden war, oder nicht, — wenn es nur der zweyte Erfinder noch nicht kannte, ſo iſt ſein Genie entſchieden. Wenn noch jetzt erſt ein Kopf den pythagoriſchen Lehrſatz erfände und be-

---

Geſichte das Anſtrengungsloſe aus, das dem ſchlechten Menſchenkenner wegen des jugendlichen Anſehens, der ſanftgekrümmten Linien, der weniger eckigen Umriſſe und der unmerklichen Variationen und Uebergänge von einem Theile zum andern, wol gar leicht vorkommt. Wie wenig zerdrückt, knotig und in einander geſchoben iſt der Knochenbau des Kopfes eines Alexanders, Raphaels und Friedrichs: im Alter mag wol das Geſicht ſolcher Heroen tiefe pathognomiſche Furchen zeigen, denn bey ihnen tobet Leidenſchaft oft am heftigſten: aber ihre Stirn weicht keiner Gewalt, ſie behält die Umriſſe des Jünglingsalters. In der Periode ihrer größten Kraft iſt ihr Geſicht, wenn es in Ruhe iſt, nicht ſehr ausdrucksvoll; wird aber, in Thätigkeit geſetzt, aufs Höchſte bedeutend. Wer ſeinen Geiſt nur auf eine einzige Sache für das ganze Leben richtet, wird gewöhnlich eine viel ausdrucksvollere Miene, ein verſteinertes Amtsgeſicht haben, als der univerſelle Dichterkopf." S. Gedanken über einige Gegenſtände der Philoſophie des Schönen. Von K. L. Porſchke. 1794.

wieſe: ſo würde man dieſem Kopf doch wol Erfindungskraft zuſchreiben müſſen, obgleich jener Satz ſelbſt ſchon ſeit Jahrtauſenden bekannt iſt. Irre ich nicht: ſo iſt die Sache wirklich von Baſedow erzählt worden. — Weil überdieß alle Künſte die Natur durch Verſchönerungen der Kunſt nachbilden, und die Natur ſelbſt ewig das einzige große Ganze ausmacht, und ſich ſo in allen ſchaffenden Geiſtern abbildet: ſo kann es eine Menge Kunſtwerke geben, deren jedes als eine neue Erfindung neben einander ſtehen, und dennoch wegen ihrer großen Aehnlichkeit von einander abgeborgt ſcheinen. Tauſend Menſchen können ſchon einerley über den nähmlichen Gegenſtand mit einander denken, ohne daß einer von dem andern etwas weiß. Eine gleiche Bildung des Verſtandes und Gefühls kann dem Genie ſehr verſchieden denkender Jünglinge dennoch einerley Schwung der Einbildungskraft, einerley romantiſche Richtung geben, die ſich in gleichartigen Productionen ſogar bis auf kleinliche Bilder und Gemählde und myſtiſche Deuteleyen äußert, ohne daß ſich jene Köpfe über den Stoff ihrer Erfindungen mit einander beſprochen hätten. Man weiß es von größern Dichtern, daß ſie, von einerley Gegenſtande begeiſtert, oft in den erſtaunlichſten Aehnlichkeiten ihrer Ideen zuſammentrafen. —

Dieß iſt eben ſo gewöhnlich, wenn ſie von den Anſchauungen der ſich immer gleich bleibenden Natur, als von dichteriſchen Bearbeitungen eines merkwürdigen hiſtoriſchen Stoffes ausgingen. Denn auch dieſer iſt als ein Factum in der Sinnen- oder Sittenwelt nur Eins, — und als etwas Geſchehenes eben ſo feſtſtehend und unveränderlich, wie ein Geſetz der Natur, ja, gewiſſermaßen noch feſtſtehender, weil das Geſchehene zu verändern eine abſolute Unmöglichkeit in ſich ſchließt. Nur in der verſchiedenen Art und Weiſe der Darſtellung und eigenen Anſicht einer großen hiſtoriſchen Begebenheit können alſo Dichter von einander abweichen; aber nie in den Bedingungen der Wahrheit, wodurch ſie an die Treue des hiſtoriſchen Factums gebunden werden *). Denn würden ſie dieſe ganz

---

*) Aber ein zu ſteifes Anſchließen an die Begebenheiten eines hiſtoriſchen Drama's kann fehlerhaft wer-

verlaſſen: ſo würden ſie uns nur romantiſche Märchen liefern. Aber dieſe verſchiedene Art der Darſtellung iſt es auch eigentlich, was dem Genie bey hiſtoriſchen Gegenſtänden den ſchaffenden Charakter giebt, und wir haben in neuern Zeiten mehrere Beyſpiele geſehen, wie einzelne große Begebenheiten aus neuen Geſichtspunkten beleuchtet, und durch eine größere Philoſophie der Charakterkunde an einander gereihet, der Geſchichte ſelbſt eine hohe idealiſche Würde mittheilen können. Schillers unſterbliches Werk: Geſchichte des Abfalls der Niederlande, iſt ein ſolcher genialiſcher Verſuch, der freylich den trocknen Hiſtorikern nie gefallen konnte; aber in ſo fern doch rein hiſtoriſch iſt, weil er die Facta nicht nur

---

den. „Dadurch, daß Shakeſpear den Geſchichtserzählungen damaliger Zeit zu genau und zu umſtändlich folgte, hat er ſeine Schauſpiele mit einer zu großen Menge von Perſonen und Vorfällen überladen. Der Lärmen empfahl dieſe Stücke einer ungelehrten Verſammlung, die, wie er ſagt, ein Geräuſch von Schildern und Tartſchen gerne hört.“ S. Verſuch über Shakeſpeers Genie und Schriften. Aus dem Engl. mit einem doppelten Anhange von J. J. Eſchenburg. Leipz. 1771. S. 69.

aus Berichten, ſondern zugleich aus der Natur menſchlicher Herzen zu beurkunden ſuchte.

Aber wenn nun auch Künſtler und Dichter in ihren Productionen auffallende Aehnlichkeiten zeigen, und ſich darauf berufen wollten, daß über einerley Gegenſtände auch einerley Ideenbilder entſtehen müßten: ſo iſt dieſer Gemeinplatz zwar im Allgemeinen pſychologiſch richtig; aber die höhere Critik darf ſich dadurch nicht blenden laſſen, ſondern wird jedesmal unterſuchen: durch welche originelle Merkmale ſich jene Aehnlichkeiten über einerley Gegenſtände originell unterſcheiden. Denn wenn ſich das Aehnliche hier nicht unterſchiede: ſo würde alle Critik entweder ſchweigen, oder weiter nichts zu thun haben, als das geraubte Gut ſeinem rechtmäßigen Beſitzer zurückzugeben. — Unſere romantiſche Literatur macht dieſe Gewiſſenhaftigkeit der Critik um ſo nothwendiger, da wir des Echtromantiſchen wahrlich nicht zu viel haben, im Gegentheil die Genialität faſt in allen unſern Romanen vergeblich geſucht wird. Daß dieſe Geſchöpfe einer empfindelnden oder geiſterſehenden oder ſogenannten heroiſchen Phantaſie ſich ſo ganz erſtaunlich ähnlich ſind, — ſowol in der Erfindung des luſtigen Stoffs, als in der lockern Darſtellung der Charaktere, dieß beweiſt es eben, wie wenig dieſe Werke von dem Talente empfingen, und wie eins das andere faſt mechaniſch, wie eine Wolke die andere treibt, an das Tageslicht förderte. Wir finden in unſern hunderttauſend Romanen aller Art faſt überall einerley Phraſeologie, einerley Manier, mit Gewalt — Intereſſe zu erregen, wo nichts zu erregen iſt; einerley ſentimentale, ſchwankende und unreife Moral, oder einerley Verſündigungen gegen alle Moral überhaupt; einerley Wendungen, wenn das abgemattete Genie zum Schluſſe getrieben wird; einerley Unſinn, wenn eben dieſes Genie ohne alle Philoſophie — dennoch raiſonniren will; aber unendlich ſelten diejenige Neuheit, welche den Leſer zur Bewunderung fortreißt, und in ihm ſelbſt ein neues Licht und Leben anzündet. [S. unten: über genialiſche, romantiſche und humoriſtiſche Schriftſtellerey.]

Dieſes neue Licht und Leben wird wahrlich nicht und nie hervorgebracht durch eine gewiſſe, noch ſo aufgeputzte Copiam Vocabulorum, die ſich wie in einem Sturme jagen, und dahineilen, — und dahinrauſchen, ohne daß man weiß, — wohin. Ja, ſie verrathen durch ihre Haſtigkeit wol ſelbſt eine unglückliche Aengſtlichkeit in dem Innern des Aftergenies, daß dieſer Wortſtrom ſeinem Austrocknen nahe ſeyn möchte, — und zerſtören dadurch vollends alles Intereſſe. Das Neue und Originelle kommt durch ſolche Wehen gewiß nicht zum Vorſchein, da ſelbſt der gemeinſte Gedanke durch das prächtigſte Wortmachen, vor der geſunden Critik, nicht gehoben werden kann, ſondern ewig gemein bleibt. Selbſt bey größern Köpfen macht ein zu geſpannter und künſtlicher Fleiß der Diction ein wenig mißtrauiſch gegen die genialiſche Kraft, weil man billig glauben ſollte, daß die Größe und Lebendigkeit der Gedanken und die genialiſche Phantaſie ihre Sprache ſchon ſelbſt ohne alle Mühe finden werde, und daß zu vieler Schmuck den feurigen und begeiſterten Kopf nicht als Zweck erſcheinen dürfe. Die ſchönen Phraſen ſind oft das Schlechteſte in einem geiſtreichen Werke, und ein kraftvolles Gedicht kann dadurch ſehr an ſeinem Eindrucke verlieren, wenn es mit zu vieler Grazie überladen wird. — Man hat dieſen Fehler nicht ganz unrecht äſthetiſche Ueppigkeit genannt.

Eben ſo wenig und ſelten dauert der Eindruck, welchen das Schauerliche und Grauenvolle in romantiſchen Geſchichtserzählungen hervorbringen ſoll, — ob es gleich in der Geiſterwelt ſehr erlaubt und zweckmäßig genutzt werden kann. In wirklichen Erzählungen iſt aber dieſer Nutzen gemeiniglich ſchlecht berechnet, und ſogar unpſychologiſch. Das Schauerliche iſt mit einem innern unbehaglichen Zuſtande des Gemüths verbunden, der an Furchtſamkeit und Angſt grenzt, und alſo für unſer Gefühl etwas Widerliches enthält. Kein Menſch verweilt gern in dieſem Zuſtande; er ſucht ihn fortzuſchaffen, ſo bald er kann, — und das Geſpenſt wird ihm wol gar am Ende lächerlich. Hört die bange Täuſchung auf: ſo iſt auch das Intereſſe derſelben verſchwunden, wenn der Dichter nicht immer neue Geiſtermaſchinerien anzubringen weiß, — wodurch er aber doch wieder der Gefahr des nequid nimis ausgeſetzt bleibt, — und noch überdieß die Vermuthung veranlaßt, daß die wirkliche Welt ſeinem Blicke entgehet, — während er aus einer nicht wirklichen ſeine Armuth zu verſtecken ſucht. — Die Geiſtererſcheinungen zur Hervorbringung augenblicklicher Schauergefühle iſt ohnehin ſchon ein ſo oft gebrauchter und verbrauchter Kunſtgriff unſerer dramatiſchen Fabriken, daß ſich die beſſern Köpfe derſelben gern enthalten werden, wenn auch einzelne glänzende Genies, um ihren Werken den Reiz der Neuheit zu geben, — [und doch wol ohne Noth] einen Geiſt erſcheinen ließen, damit das Schauſpielhaus voll würde.

Die Erſcheinung eines Geiſtes in Shakeſpeares Hamlet iſt ſchon von mehrern Kunſtrichtern um ſo viel mehr getadelt worden, da ſie wahrſcheinlich nur eine Entlehnung aus den Perſern des Aeſchylus iſt. Es wird hierdurch nur eine augenblickliche Täuſchung, und doch auch nur bey abergläubigen Menſchen hervorgebracht, für welche ein Meiſterſtück, wie der Hamlet, doch wol nicht geſchrieben wurde. Für ein aufgeklärtes Publicum, deſſen Volksreligion die Erſcheinung eines Todten ſogar als etwas Unſinniges verwirft, kann dieſer Geiſterſpuk kein Intereſſe haben, zumal da dem Genie tauſendfache Erfindungen ofſen ſtehen, um ſein Werk als ein großes Naturproduct, ohne übernatürliche Kräfte, zu vollenden. Nebenher müßte doch auch wol der Dichter den moraliſchen Zweck haben, — wenn er nicht ſein erſter ſeyn ſoll, die Einfalt der Menſchen nicht zu einer vorübergehenden theatraliſchen Täuſchung zu mißbrauchen, und ſie ſelbſt durch ſchauerliche Bilder wie unverſtändige Kinder zu erſchrecken *). Denn daß es hier bloß auf den Kunſtgriff zu erſchüttern abgeſehen iſt, ſieht man daraus, daß die Geiſter nur momentan und mit einer feyerlichen Kurzſylbigkeit auftreten, — daß ſie nur zu gewiſſen Stunden der Nacht erſcheinen dürfen, und daß ihnen die Garderoben der Theater eine widerliche Geſtalt geben, anſtatt daß ſie als Genien einer fremden Welt wol einen freundlichern Anblick gewähren müßten.

---

*) „Si le théâtre est la représentation de la verité il faut bannir également les apparitions et la magie." Voltaire in der Vorrede zu Corneille's Medea. Allein dieß Geſetz iſt wieder zu einſeitig. Denn die Schaubühne darf als ſolche auch das Wunderbare aufſtellen; aber darf ſie es in das Wahre miſchen?

IV.

Normalität genialiſcher Producte. Geni- und Bonſens. Sünden gegen das Normale.

Das Mangelnde und Fehlerhafte, welches wir ſo oft an den Producten des Genies wahrnehmen, — vornähmlich wenn ſie ihr Daſeyn einer genialiſchen Phantaſie zu verdanken haben, führt bey der Erklärung des Genies noch zu einer ſeiner letzten Bedingungen, — ohne welche es nicht wohl gedacht werden kann, nähmlich: daß es in ſeinen Darſtellungen normal, und alſo gewiſſermaßen legislativ ſey. Dieſe Conditio sine qua non iſt ſo nothwendig, daß ſie ſogar als eine Feuerprobe aller geiſtreichen Productionen betrachtet werden kann, — und bey allen Critiken des Schönen zum Grunde liegt. Auf die Art wird der Geſchmack der ſtrengſte Kunſtrichter der Kunſt ſelbſt, und unterwirft die Phantaſie heiligen Geſetzen, die ſie in dem höchſten Schwunge ihrer Freyheit dennoch nicht aus den Augen verlieren darf, weil ſie immer *geſetzmäßig* ſchaffen muß. Das genialiſche Product muß daher allemal in einem gewiſſen Sinne des Worts ein *Meiſterwerk* ſeyn, d. h. ein ſolches, wonach und woran geiſtreiche Köpfe ihre eigenen Talente *prüfen* und ausbilden können, ohne in Gefahr zu gerathen, ein ſchlechtes Original gewählt zu haben. Je muſterhafter dieſes Werk iſt, deſto beſſer iſt es, und deſto mehr verdient es, nachgeahmt zu werden, ſo lange noch der gute Geſchmack herrſcht.

Alles Gedachte und Empfundene muß normal ſeyn, wenn es *recht* gedacht und *recht* empfunden wurde. Dieſes Geſetz iſt ſo ewig, wie die Natur, welche es dem menſchlichen Geiſte einprägte, und ihn dadurch wie durch einen heiligen Vertrag leitete, noch ehe die innerſte Natur des Denkens und Empfindens ſelbſt unterſucht war. Ohne vorhergegangene Theorien der

Aeſthetik ſchrieben die älteſten Dichter ſchon ihre normalen Werke, und rufen aus weiter Ferne unſern, von ſo vielen Theorien — erleuchteten Dichtern zu: — werft die Lehrbücher des Geſchmacks auf die Seite, und macht es wie wir! Schreibt aus dem Innerſten eures Gefühls, — aus der Fülle einer gereiften Selbſtkraft eure Werke, — die Regel dazu liegt in dem Menſchen heilig verwahrt, ohne daß er ſie in euren Compendien aufſuchen darf. Die Natur giebt der Kunſt die Regel, — die Dichtkunſt ſey alſo die ſchönſte und herrlichſte Natur, die aus euren Werken redet, und eure Werke werden unſterblich ſeyn und bleiben!

Ja, das Schöne iſt um ſo viel mehr dem Geſetze der Normalität unterworfen, weil es durch die kleinſten und leiſeſten Beleidigungen des guten Geſchmacks ſo gewaltig erſchüttert und gemißhandelt werden kann, — wie die geringſte Diſſonanz einen harmoniſchen Sinn faſt zur Verzweiflung bringet. Das äſthetiſche Gefühl iſt ein ſchnellerer und ſtrengerer Richter, als der Verſtand, welcher erſt ſeine Begriffe conſtruiren muß, und ſich ſogar nicht ſelten geneigt fühlt, —

ſein höchſtes Ziel, die Wahrheit, mit leeren Hypotheſen zu verwechſeln, und etwas als Gegenſtände des Denkens zu betrachten, was nur ein Hirngeſpenſt iſt. Das Schöne wird hingegen wie durch einen geiſtigen Inſtinct empfunden und geſchaffen, ehe der Verſtand zur Mitſprache gelangt. — Ein verdorbener Geſchmack kann zwar ganze Nationen Jahrhunderte lang beherrſchen; allein dieß iſt auch nur ein verdorbener Geſchmack, und nichts weniger als normal.

Im Gebiete der äſthetiſchen Phantaſie — würde daher die ſchrecklichſte oder lächerlichſte Anarchie herrſchen, wenn jeder noch ſo wunderliche Einfall, jedes phantaſtiſche oder myſtiſche Buch, jeder grillenhafte humoriſtiſche Kopf als etwas Genialiſches gelten dürfte, — und die romantiſche Welt würde dann nichts als ein großes Irrehaus ſeyn. Die Phantaſie erkennt daher, wenn ſie ſich auch ſonſt ſo gern dem Zwange der Regeln entzieht, doch dieſe eine als ein unabänderliches Geſetz an: daß ihre Schöpfungen muſterhaft ſeyn müſſen, wenn ſie mit Ehre und reiner Beſonnenheit erſcheinen ſoll; ja, dieſe ſtille und ſinnige Beſonnenheit muß dem Genie ſelbſt ſeine Kraft erhalten, wenn es dieſelbe zu verſchwenden geneigt ſeyn ſollte. Allen Werken des Genies, ſelbſt den launigſten und ſcherzhafteſten, wohnt daher auch ein gewiſſer Ernſt bey, der das Ganze zuſammenhält, und ſelbſt den Luftſprüngen des Genies eine gewiſſe Würde ertheilt, indem darin nichts ohne Beſonnenheit gethan und bezweckt werden darf. Das muthwilligſte Genie, wenn es auch bisweilen an Scurrilität grenzen ſollte, hat dennoch ſeine feyerlichen, ernſten und nachdenklichen Stunden; der höher ſtehende Geiſt ſeine tiefſinnigen, in ſich gekehrten Meditationen, in welchen er gleichſam in ſein Innerſtes hinabſteigt, und ſich die Welt ſeiner Erfindungen nach Willkür, aber immer mit grübelndem Ernſte, conſtruirt. Er fühlt es, daß ihm die Natur die Geſetze hierzu giebt, daß ſie mit ihrem Feuer den Geiſt erwärmt und erweckt, daß er dieſe Heilige durch exemplariſche Werke ehren muß, und daß er lieber nichts thut, wenn die Stunde des Talents vorüber iſt. Daher haben große Künſte oft monatlang ausgeruhet, — nicht ſowol um auszuruhen, ſondern weil das Genie ihnen in dieſen Zeiten nicht günſtig war, weil ſie ſich hätten anſtrengen und mühſam aufreitzen müſſen, — um doch nur ein mittelmäßiges Product in dieſen verfinſterten Stunden zu liefern.

Aber die Natur hat auch für ihr Lieblingskind, — das Genie, — darin ſo mütterlich geſorgt, daß ſie allen vorzüglichen phantaſiereichen Köpfen eine nicht gewöhnliche Fülle des geſunden Menſchenverſtandes [Bonſens] verliehen, um ſie vor den Ausſchweifungen einer excentriſchen Phantaſie zu ſichern. Alle große Genies waren zugleich in ihrem Fache große Denker, — ſo wie man faſt umgekehrt ſagen könnte, alle große Denker waren Genies, obgleich dieß doch nicht im Allgemeinen behauptet werden kann, weil ſich das Denken erlernen läßt, aber das Genie niemals. In allen großen Dichtern beobachtet man ein vielfaches und vielſeitiges Raiſonnement; — mitten unter den Schöpfungen eines romantiſchen Gemähldes mehr Philoſophie, als in dem Lehrbuche einer Metaphyſik und Pſychologie; tiefe Menſchenkenntniß und tiefes Talent, das Innere der Gefühle zu ſpähen und zu deuten, ihre Geheimniſſe aufzuſchließen, und ſie mit hinreißender Beredſamkeit hinzuſtellen; das Fehlerhafte in den Charakteren wunderſam zu gruppiren, eine Leidenſchaft aus der andern unter neuen Geſichtspunkten abzuleiten, und den ganzen Menſchen zu überſehen, der ſich ſo gern nur theilweiſe zeigen möchte. Welch ein ſinniger und verſtändiger Meiſter in den Charakterzeichnungen iſt nicht Shakeſpear! wie rhetoriſch-ſchön, aber zugleich wie pſychologiſch-fein hebt er die Leidenſchaften aus dem innerſten Menſchen heraus, und wie greifen ſeine Menſchen ſo ganz und ſo dramatiſch in einander, damit alles zum vollendeten Ganzen [ſelbſt bey ſeinen vielfältigen Epiſoden] werde! *) Es iſt der geübteſte Sencommun, der in ſeinen Schöpfungen herrſcht, —

---

*) Ueber ſeinen romantiſchen Charakter macht ein ſcharfſinniger Autor folgende treffende Bemerkungen. „Shakeſpears Talent iſt unnachahmlich, daß er den Mangel der Regel oder vielmehr ihre Befolgung unbemerkbar macht, indem er die Täuſchung des Zuſchauers ſchon im voraus für jede verwegene Fiction, für jede ungewöhnliche Vorſtellungsart zu gewinnen weiß, — indem er nicht bloß unſere Gutmüthigkeit in Anſpruch nimmt, ſondern die Phantaſie,

der ungetrübteſte Blick, der in die Geiſter von aller Farbe und Geſtalt eindringt, und ſie reden läßt; wie jeder nur in ſeiner Art reden kann und darf. In ſeiner erſtaunlichen Seelenanatomie herrſcht der reinſte Einklang, — und ſelbſt ſeine Caricaturen ſind aus der Wirklichkeit gegriffen, wenn ſie auch bisweilen einer andern Welt anzugehören ſcheinen. Alles iſt in ſeinen Werken hohe lehrende Vernunft; — nichts umſonſt, — nichts ohne Vorbereitung und nichts ohne Beſonnenheit da, — nichts herbeygekünſtelt und herbeyempfindelt, ſondern faſt alles reine dramatiſche Natur, die ſich nie anders, als durch einen reinen Geiſt in ihren Wundern zeigen kann.

ſelbſt wider unſern Willen, ſo ſpannt, daß wir die Regeln der Aeſthetik mit allen Begriffen unſeres aufgeklärten Jahrhunderts vergeſſen, und uns ſo ganz dem ſchönen Wahnſinne des Dichters überlaſſen. Dieſe große Alchymie, durch die alles, was er berührt, in Gold verwandelt wird, ſcheint mit ihm verloren zu ſeyn." Der Sturm. Ein Schauſpiel von Shakeſpear, für das Theater bearbeitet von Ludwig Tieck. Berlin, 1796.

Wo dieſer reine Geiſt nicht herrſcht, da hat alles Genie ein Ende, und verſinkt in eine komiſche Grübeley des Intereſſirenden durch Nothbehelfe, die ſich ſelbſt beſtraft. Auf dieſem Wege ſind tauſend gute Köpfe untergegangen, weil ſie in ihren Productionen den geſunden Menſchenverſtand als die reine Grundlage des Genies beleidigten, und dieſe Beleidigungen wol gar für etwas Einziges und Originelles hielten. Mich dünkt, — dieß ſind die vorzüglichen Gebrechen unſerer heurigen romantiſchen Litteratur, worin der Bonſens ſo oft vernachläſſigt, und ein geputzter Unſinn aufgeſtellt wird, der die höchſte Unkunde in der Naturkunde der Seele verräth. — Ohne Philoſophie ſollte ſich kein Autor an die ſchwere Aufgabe: einen Roman zu ſchreiben, wagen. Nichts darf dem Genie heiliger ſeyn, als die Natur, und dieſer iſt nichts heiliger, als die geſunde Vernunft. Dieſe verwirft das Wunderbare in den Darſtellungen des Genies nicht, weil ſie wohl weiß, daß die Wunder nur Ausnahmen der Natur zu ſeyn ſcheinen; aber ſie erlaubt ihre Einmiſchung in das Drama, als ein intereſſantes Spiel der

Imagination, die ſich ihre täuſchende Welt gleichfalls ſchaffen darf, ohne die Vernunft ſelbſt durch Widerſprüche zu beleidigen. Sobald ſich dieſe bey dem Wunderbaren einfinden, gebietet die Vernunft der Täuſchung: — daß ſie aufhören muß, damit das Schauſpiel ſeine eigene Ehre rette, und immer als ein Werk vernünftiger Menſchen, und für vernünftige Menſchen, erſcheine. Die Geiſtermaſchinerien in unſern beſſern Romanen ſind daher alle ſo angelegt und geformt, daß ſie durch die Vernunft ſelbſt geordnet, — und durch eine ſinnreiche Illuſion zum Ganzen der Wirklichkeit zu paſſen ſcheinen, weil ſie einer höhern Wirklichkeit der Dinge in der Anſchauung nicht widerſprechen. Nur ſind alle Ueberladungen dieſer höhern Wirklichkeit verdammlich, und ein Romanſchreiber, der zu viel mit den Geiſtern umgehet, — wird endlich das Studium des Menſchen vergeſſen.

Wenn die Normalität die Hauptbedingung eines genialiſchen Werks iſt: ſo wird dadurch freylich nur immer etwas Relatives ausgedruckt, indem es wenige Werke und noch weniger genialiſche Köpfe giebt, die man durchaus normal nennen könnte. Das Unvollkommene iſt oft der Begleiter der größten Meiſterwerke, und die Natur ſelbſt hat Licht und Schatten in ihre Schöpfung eingeführt. Wie vielfältig und zum Theil gerecht iſt nicht einer der größten Meiſter in der dramatiſchen Kunſt — Shakeſpeare, ſonderlich von den Franzoſen, vornähmlich von ihrem großen Kunſtrichter Voltaire getadelt worden! Man hat in den Werken des engliſchen Dichters unverzeihliche Verſündigungen des Geſchmacks und der guten Sitten, — Mangel an Einheit, — poetiſchen Schwulſt und poſſenhafte Launen, verbunden mit dem feyerlichſten Ernſte, wahrgenommen, und hat daher beſorgt, daß junge brauſende Köpfe, durch den Reiz der Neuheit hingeriſſen, das Theater mit Abgeſchmacktheiten und Abenteuerlichkeiten anfüllen würden, wenn man uns den ganzen Shakeſpeare, ſo wie er iſt, mit allen ſeinen excentriſchen Bildern in die Hände gäbe. „Der feinere Theil des Publicums ſehe aber denn doch dieſe grauſen Mordthaten, dieſe Wahnſinnigen in Shakeſpears Werken, dieſen ſchreckhaften Pomp mit Ekel und Widerwillen an; — er habe für rohere Zeiten, und nicht für wohl temperirte Menſchen geſchrieben, bey welchen Verſtand und Einbildungskraft im Gleichgewichte bleiben. Ein wunderlicher Schnellwechſel ſeines Vortrags ſey ſein Charakter. Er laſſe auf das Schreckhafte — Poſſen folgen, und vermiſche das Luſtige mit dem Traurigen. Seine dramatiſchen Plane wären der deutlichſte Abdruck von dem Gange und der Verknüpfung der Ideen und Empfindungen in einer rohen Seele, wo alles ſich durchkreuzt, nichts ſich abgeſondert hat, und Kopf und Herz noch wie in einem Chaos liegen." Dieſe Urtheile ſind hart, — und doch in ſo fern wahr genug: daß die Unordnungen in Shakeſpeares Werken zahlloſen — Nichtgenies, die gern auch originelle Dichter ſeyn möchten, die Köpfe verdrehet haben. —

Corneille, — deſſen Werke der unſterbliche Condé das Breviar der Könige nannte, — und der Vater des franzöſiſchen Theaters genannt werden könnte, zeichnet ſich durch ähnliche Regelloſigkeiten und Ausſchweifungen der Kunſt, wie Shakeſpear, aus. Sein Vortrag iſt nicht ſelten gemein, voll Schwulſt und Bombaſt, — hingeworfen, incorrect und ermüdend in ſeinen Monologen, kleinlich mitten in dem Kreiſe wirklich vollendeter einzelner Schönheiten, die den Leſer bezaubern. „Hätte er nur eine Medea geſchrieben, ſagt Voltaire: ſo würde man ſeinen Nahmen nicht nennen.“ Corneille hat die Alten geplündert, — aber dieß iſt nicht eine ſeiner ſchlechteſten Seiten. Man leſe das Urtheil eines ſehr geiſtreichen Kopfs über dieſen Corneille, der ſeine Größe und ſeine Schwächen trefflich und unparteiiſch gezeichnet hat. „Corneille, ſagt La Bruyere, iſt unnachahmlich da, wo er trefflich iſt, — da erſcheint ſein Dichtercharakter als originell, muſterhaft und unvergleichlich. Allein er bleibt ſich nicht gleich. Seine erſten Schauſpiele ſind trocken, mattherzig, und deuten wenig auf den hohen Flug hin, den er in der Folge nahm; — eben ſo erregen ſeine letztern Stücke nur unſer Erſtaunen, daß ein ſolcher Kopf ſo tief fallen konnte. Selbſt in einigen ſeiner trefflichſten dramatiſchen Arbeiten findet man unverzeihliche Fehler gegen die guten Sitten, — einen declamatoriſchen Styl, welcher die Handlung aufhält und ermüdet, — Vernachläſſigungen des Verſes und Ausdrucks, die man bey einem ſo großen Manne kaum begreifen kann. Sein glänzendſtes Talent war ſein hochſinniger Geiſt, — dieſem verdankte er gewiſſe poetiſche Stellen, die man noch nie ſo geleſen hatte, — die theatraliſche Form, die er bisweilen gegen die Regeln der Alten wagte, — und die glückliche Auflöſung des Knotens; — denn er blieb nicht immer bey dem Geſchmacke der Griechen und ihrer hohen Einfalt, ſondern füllte ſeine Schauſpiele mit einer Menge von Begebenheiten, aus denen ſich ſein Genie faſt immer mit Vortheil herauswickelte. Bewundernswürdig iſt vornähmlich ſein fruchtbarer Kopf in der erſtaunlichen Mannigfaltigkeit ſeiner Erfindungen" u. ſ. w. *); aber ſeine Charaktere ſind nicht ſelten überſpannt, unnatürlich; — Engel oder Teufel **).

---

*) Des ouvrages de l'esprit.

**) Man ſehe auch die Nachträge zu Sulzers allgemeiner Theorie der ſchönen Künſte. Charaktere der vornehmſten Dichter aller Nationen. 5r Band. 1796. Desgl. Meiners Grundriß der Theorie und Geſchichte der ſchönen Wiſſenſchaften. Lemgo, 1787. S. 133 u. ſ.

Raphael, das Wunder ſeiner Zeit und aller Zeiten, worin Kunſt und Geſchmack herrſchen wird, — hat dennoch die Critik ſeiner Fehler nicht zum Schweigen bringen können, weil es wirkliche Fehler waren, die er als Genie vermeiden konnte und mußte. Die Kunſtrichter werfen ihm vor, daß er bey der hohen Correctheit ſeiner Zeichnungen, die er an ſich ſelbſt zu bewundern ſchien, doch eine gewiſſe Härte und Magerkeit nicht vermieden, und dadurch der Fülle des Schönen und Angenehmen Abbruch gethan habe. — Seine Landſchaftsmahlerey ſey dieſem genialiſchen Nachahmer der Natur gleichfalls nicht gelungen; es fehle ihr an hohem und reinem Geſchmacke, — ſo fruchtbar auch Italien an romantiſchen Landſchaften ſey. Die Wunder der Kunſt, — wodurch ſie allen Gemählden ein eigenthümliches Leben gebe, die glückliche Miſchung zwiſchen Licht und Schatten habe er nie erreicht, — und der letzte ſey darum von ihm immer zu ſchwarz angelegt worden. Auſſerdem habe er die Kunſt des unſterblichen Michael Angelo geplündert. Seine Zeichnung iſt ſehr ſchön, ſo dachte Mengs von ihm; aber ſie beſitzt nicht das Vollendete und Vollkommene, was die Zeichnung der griechiſchen Artiſten beſitzt, — und wenn man daher auch hierin dieſen Künſtler bewundert; ſo muß man dennoch eingeſtehen, daß er nicht die beſtimmten Ideen von der wahren Schönheit der Alten hatte. — In ſeinen göttlichen Figuren *) iſt er nie recht glücklich ge-

---

*) Raphael mahlte in dem Vatican die Tagewerke der Schöpfung, als er noch nichts von den großen Arbeiten jenes erſtaunlichen Kunſtgenies, des Michael Angelo, geſehen hatte. Die Figur, welche Raphael in dieſen Gemählden dem Jehova gab, iſt edel und ehrwürdig; aber es liegt zu viel Sanftes und zu wenig Majeſtät in dem Ganzen des Ausdrucks. Der Kopf iſt der Kopf eines Menſchen, faſt ſo wie der Kopf des Erlöſers gemeiniglich von den Mahlern abgebildet wird, nur mit dem Unterſchiede, der nach den Regeln der Kunſt zwiſchen zwey Köpfen herrſchen muß, wovon der eine den Vater, der andere den Sohn vorſtellen ſoll. — Während der Zeit Raphael die Decke der Logen zu mahlen anfing, mahlte Michael Angelo die Decke einer Capelle im Vatican, welche vom Pabſt Sixtus IV. erbauet worden war. Angelo ſuchte ſeine Gemählde in der Sixtus-Capelle geheim zu halten, obgleich die römiſchen Künſtler höchſt neugierig darauf waren; er hielt die Thüren feſt verſchloſſen; aber Ra-

weſen. In den Contour der Frauenzimmer brachte er gemeiniglich zu viel Convexität, und gab dadurch dem Ganzen etwas Schwerfälliges, — und wollte er auch dieſem Fehler ausweichen, ſo fiel er in ſeinen alten Styl, in eine gewiſſe Trockenheit zurück. Die ſchöne Biegſamkeit fehlt ſeinen meiſten Zeichnungen; — wenn ihn die An-

---

phael wußte ſich durch den Bramante, ſeinen Oheim und Architecten des Pabſts, die Schlüſſel zu der Capelle zu verſchaffen, als Angelo eines Tages verreiſt war. Der junge Künſtler wurde durch den Anblick dieſer Gemählde tief gerührt; er fühlte das Uebergewicht des großen Meiſters, vorzüglich in der abgebildeten Hoheit des Jehova, änderte nun ſeine Manier, und ſuchte ſeinen Geſtalten mehr Kühnes und Großes zu geben. Du Bos erzählt dieſe Geſchichte, um zu zeigen, wie leicht und glücklich ſich ein Genie an dem andern anzündet, wenn es nur das rechte Genie iſt. Michael-Angelo, ein größerer Künſtler, als Raphael ſelbſt, aber von einer kleinlichen Eiferſucht beherrſcht, nannte ſeinen glücklichen Nachahmer nun öffentlich einen Kunſtdieb; aber ein anderer Kunſtrichter, Felibien, macht zu Raphaels Ehre die Bemerkung: daß es keinen Sterblichen wieder gegeben, welcher geſchickt geweſen ware, ähnliche Plagiate zu begehen.

tike verläßt, die er ſo muſterhaft nachzeichnete: ſo werden ſeine Figuren noch ſchlechter, vornähmlich ſeine Hände; — ſeinen Kindern gab er einen zu weiſen und ernſten Charakter. Auch in den idealiſchen Figuren des Göttlichen hat er die Griechen nicht erreicht. — Bey ihm iſt Jeſus nur ein gewöhnlicher Sterblicher, — es iſt nie ein Apoll. Seine Figuren der Madonna ſind in Abſicht ihres Ausdrucks ſehr ſchön; aber in Hinſicht der ſchönen Form müſſen ſie vielen antiken Köpfen weichen; im Ausdruck des innern Menſchen aber bleibt er ewig der größte Meiſter. Sein philoſophiſcher Geiſt wurde nur von dem gerührt, was ihm Ausdruck ſehen ließ; er hatte eine zu hohe Idee von ſeiner Kunſt, als daß er ſie für ſtumm und ſprachlos hätte halten ſollen, und ſtrebte daher, ſie zu der Seele des Menſchen reden zu laſſen. [K. H. Heydenreich äſthetiſches Wörterbuch. 1795. IV. Band.]

Ueber

genialiſche, romantiſche und humoriſtiſche Schriftſtellerey.

Die Klage über den großen Mangel origineller [nicht ſowol witziger] Schriftſteller iſt ſo alt, wie die Literatur, und muß in neuern Zeiten um ſo lauter hervortönen, je höher ſich die Vernunft in allen Arten des Wiſſens empor geſchwungen hat, je raffinirter und raffinirender der neuere Geſchmack ſamt der neuern Cultur wurde, und je ungenügſamer und egoiſtiſcher dadurch überall die Forderungen an die Autoren werden mußten. Es iſt noch kein Jahrhundert verfloſſen, daß ſich die Deutſchen jenen höhern äſthetiſchen Aufſchwung gegeben haben. Erſt ſeit ſechzig Jahren beſitzen wir eine ſchöne Literatur, in welcher ſich genialiſche Producte mit Ehren zeigen konnten; vorher war darin, ein Paar Dichter ausgenommen, alles wüſte und leer. Die mittelmäßigſten Köpfe und Werke, die jetzt kein Menſch leſen mag, wurden bewundert, und Poeten mit dem Lorbeerkranze beſchenkt, in denen kein Funken von Poeſie glühete. Die Deutſchen Gelehrten beſtanden aus einem Ameiſenhaufen, worin eine Menge ungenießbarer Schulkenntniſſe, ohne Kraft und Geſchmack, aber nichts Neues und Originelles, zuſammengetragen wurde. Faſt ein halbes Jahrhundert war dahin, ehe die Deutſchen die ſchönern Blüthen und Früchte der ihnen ſo nahe liegenden franzöſiſchen Literatur zu brechen anfingen. Endlich erwärmte nach und nach die freundliche Sonne der nachbarlichen Cultur den kalten und düſtern Himmel des Nordens; es ging ein neues Gefühl des Schönen, ein großer Lichtfunken des Genies in einzelnen beſſern Köpfen unſeres Vaterlandes hervor, — man fing an zu leſen, und das Geleſene nach den Regeln des Schönen zu prüfen; der Deutſche Geſchmack wurde gereinigt und geläutert; ſein lieblicher Frühling begann in der Mitte des vorigen Jahrhunderts; man begriff es nun, daß die Dichtkunſt in etwas Höherm, als im Singſang des Reimens beſtehe, daß ſie den innern Menſchen verherrlichen, und alles durch den Zauber der Anſchauung und Darſtellung gleichſam verklären müſſe; kaum konnte man es noch begreifen, wie armſelig man noch vor zehn Jahren geſchrieben und gedichtet hatte.

Nun ſtehen wir, wie uns mehrere Kunſtrichter verſichern, auf der höchſten Stufe der genialiſchen und poetiſchen Cultur, — daß man ſogar, nach den Geſetzen der Abwechſelung, faſt das Sinken des vollendeten Geſchmacks befürchten müſſe, und nicht leicht etwas Genialiſches erſcheinen könne, wobey nicht die große Nation der Köpfe ihre abſprechenden Stimmen erhebe. — In der That iſt auch die Luſt und Gier nach immer etwas Beſſern, Piquantern und Geiſtvollern in uns bis zur undankbarſten Unerſättlichkeit erwacht; unſere vortrefflichſten Köpfe müſſen den Fluch über ſich ausſprechen laſſen, wenn ſie nicht allen Forderungen der eigenſinnigſten kritiſchen Laune Genüge leiſten, und durchaus originell ſind; man verlangt von ihnen oft trozig und ſtolz genug, daß ſie uns nicht nur unterterhalten und unterrichten, ſondern vielmehr begeiſtern und bezaubern ſollen. Ihre Sprache, ihr Gedankenſtrom, ihre neuen Geſichtspuncte, ihre Aufhellungen der innerſten Natur, ihr geiſtiges Helldunkel, ihr wunderſames Spiel mit unſern Launen und Phantaſien ſoll uns hinreißen, bald ſchmachtend hinwerfen, bald wieder allmächtig erheben, und in unbekannte Regionen des Neuen verſetzen. Sie ſollen das Geiſtige und Sinnliche ſo künſtlich und magiſch in einander ſchmelzen, daß wir augenblicklich auf eine verſchiedene Art getäuſcht und überraſcht werden müſſen. Der originelle Schriftſteller im neueſten Geſchmack ſoll gleichſam in und mit uns Wunder verrichten, in uns ein neues verherrlichteres Leben wecken, und zugleich unſerer hohen Meinung von der Subtilität unſeres Gefühls gar ſäuberlich das Wort reden; das Feuer ſeiner Talente ſoll in uns eindringen, uns von den Banden des Wirklichen ſcheiden, und in tauſend neuen Ideenwelten leben und weben laſſen.

Aber eben dieſe überſpannten, zu delikaten und zu ungenügſamen Forderungen an die Autoren müſſen die Achtung genialiſcher Arbeiten um ſo eher vermindern, je mehr das aus ſo tauſendfachen Licht- und Schattentheilchen zuſammengeſetzte Publicum in ſeinen Genüſſen des Geſchmacks herumtappt, und durch zu vieles Naſchen ſich nur den geſunden Appetit verdirbt. Ein Publicum, welches ſo ſehr verwöhnt iſt, daß man es das überſättigte nennen kann, welches bald Salz und Süßigkeit allein, bald beydes in einer neuen Miſchung verlangt, bald ſelbſt denken will, und dann wieder befiehlt, daß man ihm vordenken und vorempfinden ſoll, welches in dem Ueberfluß ſeiner romantiſchen Lectüre eine ganz eigene Selbſtkraft und Selbſtweisheit errungen zu haben glaubt, und ſeinen Geſchmack und ſein Genie für das beſte in der Welt hält, — ein ſolches Publicum weiß doch eigentlich nicht recht, was es will, und verdirbt ſich ſelbſt die herrlichen Feſte, die ihm unſere geniereichen Köpfe ſo gern und ſo wohlfeil anbieten.

Die Autoren haben die Schuld dieſes mobilen und ſchwankenden Geſchmacks des überfeinen und überſatten Publicums ſich ſelbſt beyzumeſſen. Sie gleichen denjenigen Vätern, die ihre eigenen Kinder durch ein zu gefälliges Nachgeben und Beſchmeicheln ihrer Launen, und durch das Vorhalten immer neuer Zeitvertreibe und Beluſtigungen verwöhnt und verzärtelt haben. Die Methoden unſerer ſelbſt beſſern Köpfe, für die Leſewelt und ihre Leckereyen alles fein hübſch zu verſinnlichen, alles, ſelbſt das Gewöhnliche und Kleinliche, in ſchöne Farben zu hüllen, haben die Menſchen gegen das genialiſch Ernſte und Große, und ſelbſt gegen das wahrhafte Schöne ſehr gleichgültig gemacht, und ein froſtiges Raiſonnement über alles, was nicht die Sinnlichkeit künſtlich aufreizt, iſt an die Stelle tiefer Gefühlskraft getreten. Alles ſoll jetzt Schauſpiel, Drama, Anſchauung, Schnellwechſel, raffinirter Phantaſiekitzel, kurz verſchönerte Sinnlichkeit ſeyn, die von der gemeinen ſich gewöhnlich nur durch die ſchönere Form unterſcheidet, und nichts weniger als die gehoffte äſthetiſche Erziehung herbeyführt. Die Genußfähigkeit des Menſchen in lachenden und ſüßlichen Bildern iſt wirklich neuerlich zu ſehr gereizt, als daß unſere Zeiten dem höhern Genie und ſeiner allgemeinen Achtung günſtig ſeyn könnten.

Wenn dem Genie durch die neuere Verſinnlichungsmethode ſo wenig zu denken aufgegeben wird, ſo daß mancher romantiſche Roman gar leicht das Product einiger Tage ſeyn kann; wenn die Köpfe nur dem Luxus und der Sättigung der Phantaſie fröhnen müſſen: ſo wird ſich endlich Luſt und Kraft zum Erfinden und Darſtellen origineller Werke verlieren, und wir werden Zeiten wie die unſrigen ſehen, deren Romanwuth keine Grenzen hat. Nun ſchweift die Unterhaltungsgabe des Autors in ſeichte Bilder hinaus, weil man nur ſolche Bilder will, und weil eine genialiſche Arbeit höherer Art doch nie genug geachtet wird. Aber Bilder — ſind keine Gedanken, und ein Feenmärchen, ein Geiſter- und Geſpenſterbuch iſt noch lange kein geiſtvoller Roman, der, meiner Meinung nach, nur durch die kunſtreiche Verbindung des äſthetiſch Schönen mit der Philoſophie entſtehen kann. Aus dem innerſten Weſen unſeres Gefühls und der Wahrheit, aus dem Geiſte des Menſchen, der beydes in ſich geſchmackvoll vereinigt, aus dem feurigen Bewußtſeyn eines muſterhaften Ideals kann allein etwas Originelles geſchöpft werden. Jedes andere ſogenannte ſchöne Werk iſt doch nur Spreu, die der Wind zerſtreut.

Wenn die Fruchtbarkeit der ſchönen, vornähmlich der romantiſchen Literatur — die Fruchtbarkeit genialiſcher Kraft bewieſe: ſo müßten freylich unſere Zeiten die allergeniereichſten ſeyn; aber dieſe Fruchtbarkeit iſt nichts als ein blendender Schein, der mehr die Zunahme und Verbreitung des Buchhandels, als die Menge geiſtreicher Köpfe andeutet. Unſere meiſten Romane haben alle die Fehler, die ein Roman nicht haben muß. Indem ſie durchaus phantaſiereich, auch wol idealiſch und tranſcendental, oder auch durchaus ſinnlich und verführeriſch ſeyn ſollen, werden ſie phantaſtiſch und unnatürlich. Sie wollen den Menſchen in ſeinem reinen Ich, oder doch wenigſtens in einer übermenſchlichen Kraft abbilden, und auf die Art gleichſam von neuem ſchaffen, und liefern uns eben deßwegen Zerrbilder aller Art, welche den totalen Mangel eines tiefern Menſchenſtudiums beweiſen, und zur Schande ihrer höchſt ungenialiſchen Verfaſſer da ſtehen. Während dieſe von einem heiligen und originellen Kunſtſinne plaudern, der nur dem

Genie beywohne, und behaupten: daß ohne Kunſt nichts Schönes geſchaffen werden könne, geben ſie uns ſo ganz unkünſtliche, matte und ſeelenloſe Producte, daß man oft zweifelhaft wird, ob man mehr die gänzliche Regelloſigkeit der Form, oder den Mangel an aller Verſtandeskraft, der ſich bloß durch einen gewiſſen Wortſchmuck heben will, — verachten ſoll. Unſere Romanſchreiber ſind gemeiniglich junge unreife Köpfe, die es noch nicht einſehen, daß ein ſehr guter Roman ein ſehr großes und köſtliches, aber auch ein ſehr ſchweres Werk iſt, und einen tiefen Geiſt des Gedankens und Gefühls kunſtreich und hinreißend ausdrücken muß, und durch einzelne, auch wol freundliche Bilder, und ſelbſt durch einzelne geniale Stellen das noch lange nicht iſt, was er als ein Werk der ſchöpferiſchen Selbſtkraft ſeyn müßte. Sie wagen ſich alſo zur höchſten Unzeit, bey der Unreife des Verſtandes und Herzens, an die ſchwerſte Gattung der Schriftſtellerey, — weil ſie nicht wiſſen, was ſie thun.

Selbſt die größten und gedankenreichſten Köpfe haben in der ſchönſten Blüthe ihres Genies das nicht gewagt, was jene Neulinge in der Welt-

und Menſchenkenntniß alle Tage verſuchen, nähmlich einen Roman zu ſchreiben, weil ſie wohl wußten, daß ein ſolches Buch immer ein Meiſterſtück ſeyn müſſe; daß man darin die Natur auch auf die leiſeſte Art nicht beleidigen dürfe; daß es ein Geiſt und ein Sinn für das Wahre und Schöne durchglühen, die Dichtung mit der Wirklichkeit täuſchend verſchmelzen, die Gefühle darin nicht ſinnlich aufgeregt, ſondern veredelt, das Herz nicht verweichlicht, ſondern kräftig erwärmt und befeſtigt, — alſo der höchſte Zweck der Menſchheit, das Sittlichgute, dadurch verbreitet werden müſſe. — Ein Roman, worin die Lüſternheit und eine ſchmutzige Phantaſie nur noch mehr gekörnt wird, worin Gemählde der Wolluſt und Unſauberkeit oft bis in die kleinſten Details hinein aufgeſtellt, oder die Verführungen in einer bezaubernden Form angedeutet, und eben dadurch ſchon alle Regeln des guten Geſchmacks und des moraliſchen Gefühls beleidigt werden, — iſt allemal, ſelbſt von einem guten Kopfe geſchrieben, ein bübiſches Pasquill auf die Menſchheit; aber man beſtraft und beſchimpft auch den Verfaſſer nicht, weil er ſich ſchon ſelbſt genug geſchändet hat, und, wenn das Publicum ſeine Sittlichkeit nicht achtet, es für ihn weiter keine Ehre giebt. Dieſer Fluch trifft nun freylich diejenigen Romane, welche ſich mit Zeichen und Wundern, mit ſchauerlichen Ueberraſchungen, mit humoriſtiſchen Darſtellungen einer bald wehmüthigen, bald heroiſchen Laune, oder auch mit helldunkeln Charakteren des innern Menſchen beſchäftigen, nicht; aber man lernt auch daraus nichts, wenn nicht der ernſte Geiſt des Nachdenkens und der originellen pſychologiſchen Selbſtbeſchauung, wie in Jean Pauls Schriften, herrſcht. — „Mit einem Selbſtgefühle, ſagt der Vorredner zu deſſen Chreſtomathie *), das um ſo anmaßender iſt, je weniger die Kraft, die es hervorbringt, entwickelt und ausgebildet wurde, affectirt jeder Jüngling, der ſich zum erſten Male im Publicum ankündigt, eine Originalität, für welche die Natur nur ſehr wenige Sterbliche berufen hat. Man läßt ſich von

---

*) Jean Pauls Geiſt oder Chreſtomathie der vorzüglichſten, kräftigſten und gelungenſten Stellen aus ſeinen ſämmtlichen Schriften. Weimar, 1801. 2 Bände.

ſtolzen, kühn klingenden Phraſen und Formeln hinreißen; man gefällt ſich in der traurigen Copie der alle Regeln der Kunſt wild zerſtörenden Schriftſteller, die in dem letzten Luſtrum mehr als ein Revolutionstribunal errichtet haben, um die ſeit Ariſtoteles Zeiten gültigen Regeln der Kunſt zu erſchüttern, und der Aeſthetik Hohn zu ſprechen.“

„Unſchuldiger Weiſe, fährt er fort, hat auch Jean Paul an dieſem Unweſen Antheil. Die Erſcheinung ſeiner Schriften, in denen bey ſo wenig claſſiſchem Gehalte doch ſo viel Kraft und ſo viel Originalität herrſcht, die unwillkürlich mit ſich fortreißen, ob ſie gleich alle Bande der Ordnung und Symmetrie in ihrem Innern verſchmähen, und die ſo oft der Sprache Gewalt anthun, eben wenn ſie ihr neue Formen abzugewinnen ſcheinen, — die Erſcheinung ſeiner Schriften fiel zufälliger Weiſe in dieſen Zeitpunkt der literariſchen Revolution. Die Kantiſch-Fichtiſche Umwälzung in der Philoſophie, das Brownſche Syſtem in der Medicin, der Schlegelſche Terrorismus im Felde der ſchönen Künſte trafen mit ihm in einer Periode zuſammen, wo die ſtudirenden Jünglinge die Philologie als etwas Ueberflüſſiges betrachteten, und wo die Schriftſtellerwelt durch mehrere hundert noch nicht reif gewordene junge Autoren um ein Großes vermehrt wird, wo denn die einzelnen noch übriggebliebenen correcten Schriftſteller faſt ganz vergeſſen, und wegen des ihnen Schuld gegebenen Mangels an Originalität, und wegen ihrer ſteifen Anhänglichkeit an den angeblich veralteten Regeln des Geſchmacks, nicht geleſen werden." — „Dieſe allgemeiner werdende Stimmung mußte denn auch den Schriften von Jean Paul ein großes Publicum verſchaffen, der noch dazu durch weſentliche Vorzüge und durch wahre Originalität ſo viele von jenen getadelten Schriftſtellern weit übertrifft." „Auch hat er zum Theil Iſrael ſündigen gemacht, und hat mehrern exaltirten jugendlichen Köpfen eine Richtung gegeben, die ihnen und der Literatur nachtheilig werden muß. Er hat durch ſeine myſtiſchen Formeln und durch den ungeheuern und üppigen Reichthum ſeiner Bilder die Genieſeuche in unſerer jungen Autorwelt vermehrt." So weit der Vorredner.

Dieſe Genieſeuche wird nun auch wol bleiben, ſo lange der neuere aufgeregte äſthetiſche Egoismus ſich ſo groß und vielſeitig denkt, und das ewige Copiiren vom Selbſtmachen kaum zu unterſcheiden weiß. Auch dieß iſt ein trauriges Zeichen unſerer ſchönen Literatur, daß man überall ſo viel guten Willen zum Schreiben und Dichten zeigt, und dieſen Willen ſchon für eine originelle Kraft zu halten geneigt iſt, wenigſtens ſich dieſe Kraft durch den Aufflug ins Ideale zu erringen glaubt. Allein durch dieſe Luftſprünge, oft ganz in das Leere hinein, ohne Zweck und ohne Kunſt, wird nichts ausgerichtet, weil aus nichts nie etwas werden kann. Der Vorſatz zum Fliegen iſt noch kein Flug, und der Flug hebt ſich nicht immer zu den höhern Regionen des Schönen, ſondern ſtreift gar oft matt, und aus Mattigkeit flatternd, über dürren oder ſumpfigen Gegenden hin, und bildet dann einen Roman, — wie wir ſie zu hunderten kennen; — ephemeriſche, zum Theil ſehr ſchönfarbige Wolkendünſte, — wie ſie jede Meſſe in ungeheurer Menge herbeyführt. Freylich kommt denn auch dem herrſchenden Geniefieber — das epidemiſche Leſefieber ſehr zu

Hülfe, — und eine Unart reicht der andern gleichſam die Hand. Die ſeichteſten Dinge finden ihre Verleger und Leſer; — jene berechnen nur den Vortheil, den ſie aus beluſtigenden Machwerken ziehen können, ohne ſelbſt zu wiſſen, welches Metall ſie verkaufen; und dieſe kaufen, um ſich die Zeit zu vertreiben, ohne ſich aufklären zu wollen. Denn um der Aufklärung willen werden gewiß die allerwenigſten Bücher geleſen, auch wol die allerwenigſten geſchrieben.

Uebrigens iſt es eine ſehr merkwürdige Erſcheinung, daß grade die Deutſchen Schriftſteller ſeit einiger Zeit von dem leidigen Geniefieber ſo ſehr beherrſcht werden, und dieſes Uebel bey dem langſamern Geiſte unſerer Nation immer noch zunimmt, während unſere witzigern Nachbarn, die Franzoſen und Engländer, in ihrer romantiſchen Literatur viel natürlicher und verſtändiger bleiben. So ſeicht und langweilig auch tauſende ihrer Romane ſeyn mögen, ſo ſelten ſind doch unter ihnen diejenigen romantiſchen Ungeheuer, welche bey uns das meiſte Glück machen, nähmlich die Geiſter- und Wundermärchen ſo mancherley Art, die man geſchmacklos genug auch Romane nennt, und wodurch der gute Geſchmack oft ſo ſehr geſchändet wird. Aber die Engländer und Franzoſen ſind auch noch nicht von jenem Transcendentalfieber angeſteckt worden, welches die Deutſchen Genies und Ungenies ergriffen hat, und zum Theil in Ausdrücken und Tiraden ſichtbar wird, die aus dem Munde eines Beſeſſenen oder Irreredenden hervorzugehen ſcheinen. Dieſe myſtiſchen Ausdrücke ſollen denn etwas Tiefliegendes und Neues verrathen, und das eindringende Genie in die geheime Kunſt der Darſtellung beurkunden, obgleich, nach einer angeſtellten logiſchen Deutung, jener Wortkram oft die oberflächlichſten Dinge von der Welt enthält. — So tief ſind jene beyde Nationen in ihrem natürlichen Sinne für Kunſt, Wahrheit und Geſchmack noch nicht geſunken, weil ſie der Sprache der Natur und der Empfindung treuer geblieben ſind, und das folgerechte Erzählen und Darſtellen wirklicher oder gedichteter Begebenheiten immer noch die Hauptbedingung ihrer Romane bleibt, ohne den idealiſchen Aufputz dieſer Kunſtwerke für das Weſentlichſte und Unentbehrlichſte zu halten. Sie haben zu viel Achtung für die verſchönerte Wirklichkeit, als daß ſie dieſelbe einer romantiſchen Unnatur aufopfern, und Facta mit ſchlechten Fabeln wunderſam vermiſchen ſollten. Der menſchliche Charakter iſt ihnen in ſeinen tauſendfachen großen und kleinen Urſtoffen noch etwas werth, und ſie finden es nicht nöthig, eine fremde Welt und eine fremde philoſophiſche Sprache zu plündern, da es in der Gegenwart der Dinge für das Genie noch ſo unendlich viel zu thun giebt, und da der große Reichthum der romantiſchen Sprache keiner Floskeln irgend einer Schulphiloſophie bedarf.

Eben deßwegen findet man in ihrer Literatur ſo wenig dramatiſirte Geſchichten, nähmlich ſolche, womit jetzt Deutſchland überſchwemmt und uns die Geſchichte ſelbſt gleichſam aus den Händen gewunden wird. — Die Geſchichte iſt ein der Menſchheit und Wahrheit angehöriges, koſtbares Heiligthum, und dieſes Heiligthum ſollte durch die muthwilligen Einmiſchungen einer luftigen Feen- und Fabelwelt nicht entſtellt und entheiligt werden. In ihrem einfachen, geiſtreich geſtellten Zuſammenhange der Begebenheiten, in ihrer reinen und ungeſchminkten Form.

in ihrer unverhüllten Wirklichkeit, fern von allen Wunder- und Zauberkünſten, ſoll und wird die Geſchichte ſtets die achtungswürdigſte Erzählerinn bleiben, wenn ihr die dramatiſche Form dagegen oft alle Kraft und allen Reiz nimmt. Ihr Sonnenlicht und ihre Wahrheit bedarf keines eiteln Schmuckes, und duldet noch weniger die Verzerrung der Charaktere und Begebenheiten, die faſt allen unſern dramatiſchen Mißgeburten eigen iſt. Der dramatiſche Menſch muß der Menſch der Geſchichte ſeyn; er iſt es aber nicht, ſondern gemeiniglich ein Teufel, oder ein über alle menſchliche Größe hinaus gepinſelter Heros. — Auch bedürfte ja wol ein wirkliches Genie des hiſtoriſchen Stoffes nicht, da die unendliche Welt der Phantaſien vor ihm liegt, und es darin mit uneingeſchränkter Freyheit ſchaffen und wirken kann, dagegen ſein Flug durch die Bedingungen der Geſchichte jedesmal eingeſchränkt wird. — Es iſt hier nicht die Rede vom Schauſpiele, welches ſich an die Geſchichte anſchließt oder aus ihr hervorgeht. Das Schauſpiel ſoll eine Handlung zur höchſten Anſchauung verſinnlichen, und durch ſeine innere Compoſition den Zuſchauer gleichſam bezaubern, und zur Täuſchung hinreißen. Um dieſe Täuſchung zu bewirken, darf der Dramatiker der Geſchichte wehe thun, wenn er ſich nur nicht widerſpricht; er darf ſeine Helden Worte reden laſſen, die ſie nicht geredet haben; er darf Leidenſchaften in ſie hineinlegen, die ſie nicht, wenigſtens nicht in dem Grade, empfanden; er darf Zeiten, Oerter und Perſonen wechſeln, wenn nur das täuſchende Ganze dadurch vollendet wird.

Die geſchichtlichen und nichtgeſchichtlichen dramatiſchen Romane ſind von mehrern Kunſtrichtern nicht ohne Grund angefochten worden, — nicht ſowol wegen ihrer Form, weil dieſe dem Romandichter und ſeinem Kunſttalent billig überlaſſen bleibt, ſondern in Abſicht der geſtörten und unſichern Wirkung, welche ſie auf die Leſer machen. „Nicht bloß dieß, ſagt ein ſcharfſinniger Kopf *), iſt der Fehler dramatiſcher Biographien, daß ſie uns keine vollſtändige Einſicht in das Wie der Charaktere verſchaffen; auch jener in-

---

*) Ueber den dramatiſchen Roman. 44ter Band der neuen Biblioth. der ſchönen Wiſſenſchaften. 1791.

nere Zuſammenhang der Theile, jenes allmählige Fortſchreiten und Hinſtreben zu einem Ganzen, welches unſtreitig das Siegel der Vollkommenheit jedes dichteriſchen Products iſt, geht in dieſer Manier verloren. Es kann nicht fehlen, daß nicht ſelbſt in dem Laufe des merkwürdigſten Lebens eine Menge unbedeutender Scenen und Handlungen eintreten, und lange Jahre ohne einen wichtigen Vorfall verfließen ſollten. Alle dieſe Lücken weiß die Kunſt des Erzählers leicht zu decken. Eine Schilderung, eine Beſchreibung, welche dir gefällige Phantaſie ausfüllt, tritt an ihre Stelle. Wenige Zeilen erweitern ſich in unſerer Vorſtellung zu Wochen und Monaten. Das Glück der Liebenden, die am Morgen anfangen zu küſſen, und des Abends nicht müde ſind, braucht dem Leſer nur in ſeiner Schönheit dargeſtellt zu werden, und er wird dieſe Tage des Rauſches, ſo oft es dem Dichter gefällt, vervielfältigen. Ganz anders verhält es ſich mit dem Dialog. Das Ueberhüpfen iſt ſo wenig, als das Zuſammenfaſſen mehrerer Zeitpuncte in ſeiner Natur. Langſam und bedächtig geht er von Moment zu Moment fort, und eben durch dieß ſtufenweiſe Vorrücken wird die dramatiſche Darſtellung einer Handlung, was jede poetiſche Darſtellung ſeyn ſollte, — höchſte Vergegenwärtigung. Werfen wir unſere Augen auf den dialogirenden Roman: ſo zeigt ſich grade das Gegentheil. Ueberall finden wir Mittelglieder überſprungen, und ſtatt aller Verbindung hie und da eine Anzeige, wie alt der Held iſt, und wo er dermalen lebt, oder ein kurzes hiſtoriſches Supplement, das, weit gefehlt, die Lücken auszufüllen, ſie nur bemerkbarer macht, und faſt immer mehr um des Dichters, der einer Einleitung in das Folgende benöthiget war, als um des Leſers willen da ſteht.“

„Aber ſelbſt dann, wenn man von dem eigentlichen Zwecke des Romans, wie von dem Gedanken: daß jedes Kunſtwerk ein übereinſtimmendes Ganze ſeyn ſoll, abſtrahirt, und die dramatiſche Biographie als eine Reihe charakteriſtiſcher Gemählde betrachtet, wozu gewiſſe hiſtoriſche Data dem Dichter die Veranlaſſung gaben, ſcheint mir die bisher befolgte Manier eben nicht die glücklichſte, um Theilnahme zu erwecken.

Abgerechnet, daß es äußerſt ſchwer iſt, die Farbe jedes Alters zu treffen, da das Kind von fünf Jahren in allen unſern dramatiſchen Romanen wie ein kluger zehnjähriger Knabe ſpricht: ſo dünkt mich, ſey überhaupt nichts langweiliger, als eine Bildergallerie zu durchwandern, in der uns immer ein und daſſelbe Geſicht, nur jetzt ſo, dann anders gewandt, ins Auge fällt. Die moraliſche Entwickelung des Menſchen hält gewöhnlich mit der phyſiſchen gleichen Schritt. Mit dem Eintritte ins männliche Alter, oft noch früher, iſt die eine wie die andere vollendet. Zwar äußern Zeit und Ort auch nachher noch ihren Einfluß; allein ſelten iſt dieſer ſo wichtig, daß er die einmal vorhandenen Grundzüge ganz auslöſcht und vertilgt. Man bringe den Ehrgeizigen, den Wollüſtling, den Verſchwender in hundert Lagen und Verhältniſſe, ſie werden überall ſich gleich bleiben, überall als dieſelben erſcheinen. Wenn wir uns für ſie intereſſiren ſollen: ſo muß es dadurch geſchehen, daß wir ſie handeln und in Thätigkeit geſetzt ſehen. Aber dieß iſt grade der ſeltenſte Fall im dramatiſchen Roman, und muß es ſeiner Natur nach ſeyn.

Unſere Dichter laſſen ihre Perſonen, dem ihnen gegebenen Charakter gemäß, noch gut genug empfinden, urtheilen und vernünfteln, allein ſelten beſchließen, und noch ſeltener dieſe Beſchlüſſe vollführen. Und ſo kommt es denn, daß uns, wir mögen leſen wo wir wollen, immer nur das Bild begegnet, das uns ſchon von der Wiege an verfolgte, ohne daß unſere Einbildungskraft einen neuen Reiz erhält, und unſere Ideen vollſtändiger und deutlicher werden, kurz, ohne daß ſie durch die wiederholten Schilderungen extenſiv und intenſiv gewinnen. Was uns dieſen Mangel an vollkommener Geiſtesbeſchäftigung noch mehr fühlen läßt, iſt die faſt immer nur flache Zeichnung der Mitredner. Das Vergnügen, welches ſich aller gebildeten Leſer des Agathon zu bemächtigen pflegt, entſpringt fürwahr nicht bloß aus der genauen Darſtellung des Helden; einen gleich großen Antheil eignen ſich mit allem Rechte die Perſonen zu, welche der Dichter in die Handlung hineingezogen, und für deren Charakter er ſo vorzüglich zu intereſſiren gewußt hat. Dieſe Pſyche, dieſe Danaë, dieſer Hippias ſind nicht bloß vorhanden, um uns zur Bekanntſchaft mit

Agathon zu verhelfen; wir lernen ſie ſo genau kennen, als ihn ſelbſt. Und eben die ſcharfſinnige Entwickelung ihrer Denkungsart und Geſinnungen iſt es, die, weil ſie unſere Ideenreihe vermehrt und unſere Menſchenkenntniß erweitert, der größte Reiz für die Seele wird. Eben dieß iſt der Fall in einem guten Schauſpiele. Je weniger der Dichter das dramatiſche Intereſſe von der Entfaltung des Hauptcharakters allein abhängig macht; je mehr er uns, wie der Verfaſſer der Emilia Galotti, für alle Perſonen zu gewinnen weiß, deſto gewiſſer iſt ihm ſein Sieg. Nun vergleiche man einmal hiermit unſere dialogirten Romane. Wehe dem Leſer, der zu dieſer Lectüre ſchreitet, um außer den Helden der Geſchichte auch noch die Zeitgenoſſen deſſelben kennen zu lernen! Er wird zwar eine zahlreiche Bekanntſchaft machen; aber er wird nicht mehr Rechenſchaft von ihr geben können, als der Reiſende, der heute in eine fremde Geſellſchaft tritt, und ſie morgen wieder verläßt. Die Nebenperſonen in unſern Romanen erſcheinen gewöhnlich bloß, damit das Geſpräch beginnen könne, [oder es möchte in andern, wie ein anderer Critiker ſich ausdrückt, leicht eins der unauflöslichſten Probleme ſeyn, ausfindig zu machen, welche von der großen Anzahl der Competenten die meiſten Anſprüche auf den Rang der Hauptperſon habe]. An den Helden ſelbſt knüpft die meiſten kein lebhafteres Intereſſe, als das der Freundſchaft. Was wir von ihnen ſehen, ſchränkt ſich daher größten Theils auf ihre Empfindungen und Geſinnungen für ihn ein; aber das iſt weder hinreichend, um uns über ihren Charakter zu belehren, noch auch überhaupt, um ſie uns wichtig zu machen. Sollen ſie dieſes werden, ſo müßten ſie weniger reden, und mehr handeln."

„Eben darum fehlt es gemeiniglich dem Dialog unſerer dramatiſchen Romane ſo ſehr an jenem allbelebenden Feuer, deſſen magiſcher Kraft die Seele nie widerſteht. Da die Lebhaftigkeit des Geſprächs offenbar nicht bloß von dem natürlichen, leichten und mannigfaltigen Tone des Vortrages [und wie viele unſerer dialogirenden Schriftſteller haben ihn in ihrer Gewalt?] abhängt, da es überall nur dadurch intereſſant und beſeelt wird, daß wir eine Wahrheit, oder eine

Handlung, oder einen Charakter aus ihm hervor gehen ſehen: ſo müſſen freylich Werke dieſes lebendigen Reizes entbehren, in denen die Wahrheit gemeiniglich ſchon gefunden, die Handlung ſchon geſchehen, und der Charakter ſchon beſtimmt iſt, — kurz deren Verfaſſer keinen Zweck weniger erreichen, als den ſie ſo ganz eigentlich zu erreichen ſtreben, den Zweck, zu vergegenwärtigen. Man gehe die Scenen unſerer dialogirten Romane durch, und frage ſich jedesmal: iſt ihr Inhalt auch fruchtbar und erheblich genug? bekomme ich einen nähern Aufſchluß über die Sinnesart der Sprechenden? erfolgt die Veränderung nach einer beſtimmten Abſicht, und concurirt ſie als Mittelurſache zu einer letztern? hilft ſie den Charakter der Hauptperſon beſtimmen oder entwickeln? Iſt der Umweg, den mich der Schriftſteller führt, auch intereſſant genug, um deßhalb die kürzere Straße zu verlaſſen? — in den meiſten Fällen — nein! — Dafür wird man deſto öfter bald mit der Anlage und Erfindung der Situationen, bald mit der Ausführung unzufrieden ſeyn; dort das Unnatürliche und Geſuchte, und hier Ausdehnung und Weitſchweifigkeit tadeln, jetzt, ſtatt des Dialogiſten, den langweiligen Erzähler, und darauf, ſtatt des tief eindringenden Philoſophen, den oberflächlichen Beobachter entdecken.“

Im Allgemeinen zeichnen ſich die meiſten Romane durch Gebrechen aus, welche es nur zu deutlich beweiſen, wie leicht ſich ihre Verfertiger das Schoffen denken und machen, und wie eilig die meiſten wirklich für ihre eigene Sterblichkeit arbeiten. Wir rechnen hierher:

a) jene unſelige und traurige Extenſion, worein nicht bloß ſeichte, ſondern oft beſſere Köpfe bey ihren romantiſchen Erzählungen, wie in ein Gewebe ohne Ende, zu verſinken pflegen. — Hören dieſe Männer ſich entweder ſelbſt ſo erſtaunlich gern, daß ſie ſich in den kleinlichſten Kleinigkeiten und in den wäſſrigen Ausdehnungen der Erzählung wie bezaubert fühlen, und gleichſam in ihrem eigenen Nichts fröhlichen Muthes untergehen? — oder ruhet der Fluch der Muſe auf ihnen, daß ſie ſich, wenn ſie auch wollten, aus dem Abgrunde ihrer Weitſchweifigkeit nicht heraus winden können? Im letztern Falle ſind ſie zu entſchuldigen, weil das Fatum ſchwer auf ihnen ruhet; aber dieſe Leute müßten auch Vormünder haben, um ſich nicht durch ein unberufenes Schreiben lächerlich zu machen; im erſtern Falle hingegen verdienen ſie als muthwillige und eitele Sünder billig die Schärfe der Critik, welche ſich oft genug die koſtbare Zeit mit jenen Waſſerbächen verderben muß. Wie oft kommen nicht in unſern ſogenannten Lieblingsromanen gewiſſe Lieblingsbilder und Lieblingsfloskeln zum Vorſchein, die man ſchon tauſendmal geleſen hat! — immer wieder die nähmlichen gekünſtelten Ausſprüche, die nähmlichen Sentenzen, die nähmlichen Empfindeleyen, oder ſogenannte Kraftgedanken, die nähmlichen Ergüſſe einer weinerlichen oder witzelnden Phantaſie; — „Handwerker, die nur denſelben verworrenen Knäuel auf- und abzuwinden verſtehen, und nur für die Sättigung ſchlaffer Leerheit zu arbeiten ſcheinen *).“ Man befindet ſich, wie

---

*) Athenäum von A. W. und Fr. Schlegel. 1ter Band, S. 149. 1798.

ſich ein anderer Recenſent ſehr naiv ausdrückt, in den Werken unſerer Romandichter unter lauter alten Bekannten, die nur die Nahmen verändert, ſich die Augenbraunen geſchwärzt, hie und da der Farbe nachgeholfen, und ein Schönpfläſterchen aufgelegt haben, — überall ſprechende Aehnlichkeiten, — Wiederholungen und aus frühern Werken wörtlich abgeſchriebene Seiten und Bogen, — und doch ſo viele Bände! „Wie verſchieden von der Sprödigkeit des zurückhaltenden Genius, der, wie die Löwinn, nur Eins gebiert, aber einen Löwen!“ *) Daher denn auch in den geleſenſten Romanen ſelbſt, ſtatt des Neuen und Originellen, welches die Phantaſie mit ſich fortreißt, während es den Verſtand erleuchtet, — ſo viel eiteles Geſchwätz, ſo viel prunkende Tiraden, ſo viel Mahlerey und Aufputz, wie der goldene Einband nichts in ſich enthaltender Bücher, — daher die ſchon ſo oft gegeiſſelte, matte und empfindelnde Tugendplauderey. „Der Dichter, ſagt ein vortrefflicher Kopf, muß ſeine tugendhaften Charaktere

---

*) Athenäum, S. 150.

nicht auf das Schwatzen einſchränken. Eiteles Geſchwätz von Tugend verträgt ſich gar nicht mit ihrer Erhabenheit. Mit dem Erhabenen in der Tugend iſt das Stillſchweigen eher verbunden, als mit irgend einer andern Leidenſchaft.“

b) Die tauſendfältige *Beleidigung des Wahrſcheinlichen* [wir wollen nicht einmal ſagen der Wahrheit] und der Charakterzeichnung, welche jedesmal rein anthropologiſch ſeyn muß, und es dagegen ſo ſelten iſt. — Dadurch, daß unſere Romanſchreiber nur immer *überraſchen* und täuſchen wollen, gehen ſie in eine wahre Anarchie der Kunſt über, und *vergeſſen* den Menſchen, den ſie ſo eben zeichnen wollten. Sie werfen Zeiten, Oerter und Perſonen gewaltſam durch einander, — oder bringen ſie auf eine ſo ſeltſame Weiſe zuſammen, daß ſo etwas ohne Wunderwerke gar nicht geſchehen könnte, und dieſe Hauptſünden bemerkt man in romantiſchen Erzählungen, die das *wirkliche* Leben wirklich abbilden ſollen! An Einheit des Ganzen iſt ſelten zu denken; und dieß beweiſt allemal, daß der Schriftſteller von der Einheit des Wahren nichts verſtand, und ſich ſelbſt, ſammt ſeinem

Perſonale, nicht zu halten und zu orientiren weiß. Ein deutſcher Schriftſteller äußerte ſich einſtmals: „daß es, außer Fieldings Thom Jones, keinen einzigen Roman gebe, in welchem Perſonen aus der wirklichen Welt aufträten.“ Dieſer Ausſpruch iſt allerdings übertrieben und zu kühn; allein in Abſicht des gewöhnlichen Schlages unſerer Romane hat er Recht, und wie viel des Gewöhnlichen, Gemeinen, Unnatürlichen und Widerſprechenden giebt es nicht in den beſten!! „Ein Theil unſerer Romanſchreiber bringt die Leſer in die ekelhafte Geſellſchaft der ſchändlichſten und verworrenſten Menſchen, und vollkommen, als ob es die Abſicht geweſen wäre, das Gefühl der Leſer aufs äußerſte zu empören, laſſen ſie dieſe Teufel und Schurken in allen ihren Planen glücklich ſeyn; jedes beſſere Weſen hingegen, das nicht in ihre Abſichten eingehen will, — zertreten und vernichten. Leider lehrt die Erfahrung, daß die Menſchen alles Böſen und der abſcheulichſten Verbrechen fähig ſind; wer aber hat wol je Menſchen gekannt, — wie ſie in unſern Afterromanen ſchaarenweiſe erſcheinen, — die ohne Noth, ohne heftige Leidenſchaften und Motive, ohne dringende Gefahr und nahen großen Gewinn mit vollkommen kaltem Blute Verbrechen auf Verbrechen, Mord auf Mord häufen? Gegen alle Natur und Wahrheit iſt es ferner, daß Menſchen ſich ihrer Sünden als Sünden *rühmen*, und damit gegen andere prunken ſollten. Auch der abgehärteſte Böſewicht wird ſich doch immer bemühen, ſeinen Schandthaten den Schein des Guten zu geben, wenigſtens ihnen eine gute Abſicht unterzuſchieben. Nur ein Wahnſinniger kann für den Böſewicht, der er iſt, gelten wollen *).“ Dieſes **Verteufeln** der Menſchen iſt vornähmlich ein Fehler unſerer jungen Autoren, welche die Welt doch mehr in einem roſenfarbenen Lichte erblicken ſollten, aber ſich die Menſchen ſo gern als Ungeheuer denken, weil ſie gleichfalls durch Extreme erſchüttern wollen. Zu dieſen teufeliſchen Romanen geſellen ſich wegen ihrer hundertfachen Unwahrſcheinlichkeiten noch die, welche das menſchliche Elend auf eine ſo unnatürliche Art und ſo gewaltſam abbilden und interpretiren, daß —

---

*) S. allgem. deutſche Bibl. 111. Band, S. 125.

keinem Reize des ſchönen Menſchenlebens ein Plätzchen übrig bleibt. Wie kann man eine ſolche Compoſition, die nirgends in der Welt angetroffen iſt, ein äſthetiſches Werk nennen, oder was müßte man von einer ſolchen Welt denken, die — uns unſere Gefühle nur zu unſerm Leiden und unſerm Schmerz gegeben hätte? Das Bild des Lebens muß Licht und Schatten in ſich vereinigen, wie es in der Wirklichkeit angetroffen wird, — und die grelle Auſſenſeite des Uebels darf der Romanſchreiber nie zu ſichtbar zu machen ſuchen, weil der Traurende und Unglückliche ſelten ganz unglücklich iſt, — wenigſtens der Dichter unmöglich angeben kann, in welchem Grade jener leidet. — Tauſende würden ihm ſagen können: wir ſind ſo elend nicht, wie uns deine überſpannte Phantaſie abbildet, — und wir leben, in die Dunkelheit verſtoßen, glücklicher, als in dem farbigen Schimmer einer undankbaren Welt.

Andere Romandichter bilden aus ihren Menſchen — Engel, wie wir ſie von Anbeginn noch nicht geſehen haben, und nie ſehen werden. Dieſer Fehler entſteht aus einer mißverſtandenen

Kunſt, das idealiſche Gute in die Wirklichkeit überzutragen; alſo aus einem durchaus unpſychologiſchen Fehlgriffe, der oft nicht lächerlicher ſeyn kann. Wir finden in ſolchen Romanen wirklich oft genug Menſchen, — die man den perſonificirten categoriſchen Imperativ nennen könnte; — Verklärte, die nicht mehr der Sinnenwelt angehören, und vornähmlich — Weiber, die wegen einer vollendeten Tugend in unnatürliche Heilige umgeſchaffen werden. So leicht es dem Romandichter werden mag, — durch die Mixtur aller Schandthaten — einen Teufel hervorgehen zu laſſen, ſo leicht mag es ſeyn, einen Engel zu bilden, indem man ihm das Compendium aller Pflichten aufdruckt, aber ihn auch eben dadurch aus der Menſchheit hinauswirft. Das Ideal des Sittlichguten mag den Dichter begeiſtern, — es iſt ſeine Idee, und wer könnte ſie ihm rauben! aber er muß nur ſo viel davon in ſeinen Productionen gebrauchen, als es die Natur erlaubt. Es giebt kein ſterbliches Weſen, das ſo iſt, wie es ſeyn ſoll; die Gemählde eines ſolchen ſind alſo radical falſch, und man kann ſelbſt eine Tugend nicht mehr meſſen, welche vor allem Straucheln geſichert wäre. Unglücklicher Weiſe ſind die ſogenannten moraliſchen Charaktere in unſern Romanen oft ſogar nur empfindelnde und empfindſame Gemüther, denen man von jeher wenig moraliſche Kraft zutrauete; weiche, mitleidige, dienſtfertige, zerſchmelzende Seelen, denen man lieber eine böſe Seite andichten möchte, damit doch wenigſtens eine Originalität, — eine Kraftäußerung bey ihnen vorhanden wäre. Das Gemählde einer Tugend, — die überall erweicht, überall gerührt wird, die alles in Harmonie und reine Sinnen umſchaffen möchte, während ſie alles bey frommen Wünſchen bewenden läßt, — einer Tugend, die nur immer mit heroiſchem Prunk — duldet, und ſich doch mit Füßen treten läßt, die allen Fehlern der Menſchen liebreich nachſiehet, — allen Sündern vergiebt, alles mit einer wirklich unmenſchlichen Geduld trägt und faßt, — iſt eben ſo gut eine Caricatur, als ein Teufelsgemählde in Menſchengeſtalt, die uns ſo oft in unſern Romanen erſchüttern ſollen, anſtatt, daß wir ſie nur lächerlich finden.

c) Die langweilige Aſſimilation der

Charaktere, indem einer ſich wie der andere ausdruckt, und keine Abſtufung derſelben in ihrer Individualität gezeigt wird. Das große, wichtige und wirklich genialiſche [da, wo es iſt,] Suum cuique wiſſen die wenigſten Romanſchriftſteller zu behaupten und anzuordnen. Freylich iſt es bey weitem eine der größten Künſte der Kunſt, jeden einzelnen Charakter vor dem andern ſo ſprechend und ſichtbar in ſeiner pſychologiſchen Eigenthümlichkeit herauszuheben, alſo im ganzen Sinne des Worts ſo zu charakteriſiren, daß ſich das Individuelle nie mit dem andern vermiſcht; allein wer dieß nicht kann, ſollte auch ſein Machwerk nie der Welt zeigen. Jene traurige Eintonigkeit der Gemüther, jenes armſelige Einerley in der Form und Darſtellung, jenes matte Abbilden der Perſonen nach einerley Muſter oder Nichtmuſter, verräth allemal einen großen Mangel des Menſchenſtudiums und einer reichen pathologiſchen Sprache. Bey den angeſtrengteſten Bemühungen unſerer Romanſchreiber, ihren Schöpfungen Wechſel und Vielſeitigkeit zu geben, bleiben ſie dennoch einſeitig und monoton, weil ihnen faſt immer nur ein Charakterbild vorſchwebt, und dieſes allen übrigen einen gleichen Anſtrich giebt. In der Philoſophie der Geſchlechter ſind die meiſten ſo unwiſſend, daß ſie männliche und weibliche Rollen in Sprache und Darſtellung augenblicklich verwechſeln, und das Individuelle der zarten Weiblichkeit von der Originalität des hart geſchliffenen Mannes kaum zu unterſcheiden wiſſen. Alle Perſonen reden mit einerley Zungen. Der Bediente, wie ſein Herr; die Zofe, wie die gebildete Weltfrau; das Kind, wie der erwachſene Mann; der Handwerker, wie der genialiſche Künſtler, ſo daß, wenn der Verfaſſer dieſes mechaniſche Einerley aufgeben wollte, alle Perſonen zugleich verſtummen müßten. — Dieſe Monotonie rührt mit daher, weil die meiſten Romanſchreiber ihr eigenes Naturell zu ſehr aus ihren ſogenannten Dichtungen hervortönen laſſen, indem ſie ſich gleichſam nur ſelbſt zeichnen, und mithin ihr kleines Ich nur in mehrere ähnliche Partien vertheilen. Dieß ſind denn die Perſonen ihrer Romane. Iſt der Verfaſſer ein ſtürmiſcher Feuerkopf: ſo ſtürmen und toben auch alle ſeine Maſchinen; alle Perſonen ſprechen in einem grellen, hochfahrenden, lebhaften Dialecte, ſind alle hitziger und kühner Natur, Helden und Heldinnen nach einerley Zuſchnitt und bey den geringſten Veranlaſſungen. Man könnte dieſe Romane die tumultuariſchen nennen, weil darin alles einen übereilten und lärmenden Gang geht. Iſt der Verfaſſer ein ſüßlicher Empfindler: ſo weint und jammert und zagt alles in ſeiner empfindſamen Welt. Seine Perſonen ſind alle gleich kraftlos, und die Geduld iſt die einzige Individualität, wodurch ſie ſich auszeichnen. Wenn auch der Heros des Stücks ſich einmal zu ermannen ſucht, und ſich über das Gewimmer empfindelnder Seelen erheben will: ſo ſinkt er doch gar bald zu ihm zurück, und paſſiv und ſchneckenartig kriecht ſein kleinliches Leben fort. Man könnte dieſe Romane die paſſiven oder die Thränenbücher nennen. Iſt der Verfaſſer ein Witzling: ſo witzelt in ſeinem Buche alles, was Athem hat; eine Replique jagt die andere, ein Wortſpiel das andere; ſeine gemeinſten Rollen ſtellen Satyriker auf, die freylich nur ihre Spitzreden erborgt haben. Alles ſoll einen komiſchen jovialen Eindruck machen, während die Leſer bey dieſer prätendirten Jovialität einſchlaſen; denn ein Witzroman ohne größere Anlagen innerer Vortrefflichkeit wird gar leicht das langweiligſte Ding von der Welt. Viele dieſer Romane kann man gar füglich Harlekinaden nennen. — Iſt der Verfaſſer ein ſogenannter genialiſcher Originalkopf par force: ſo reden alle ſeine Perſonen eine überſpannte, gravitätiſche, ſchwülſtige, auch wol überſinnliche Sprache. Der Ritter aus finſtern Jahrhunderten philoſophirt wie ein Kantianer, und die Nonne redet wie eine Odendichterinn aus Klopſtocks Schule; oder ein Sonderling ſteht neben den andern in langweiliger Aehnlichkeit auch darin, — daß dieſen Charakteren gemeiniglich mit gleicher Manier das Paradoxe aufgedrungen wird.

Noch eine Menge anderer Verſündigungen unſerer Romandichter beſtehen — in einem gewaltſamen Herbeyziehen ungewöhnlicher Begebenheiten, in grotesquen Gemählden des Abentheuerlichen und Schrecklichen, [Morde, Vergiftungen, ſeltſame Schickſale der Verliebten, Entführungen und Viſionen in den lächerlichſten Gruppirungen] ſo daß man bey Leſung dieſer Romane nur wie vor einer gewöhnlichen Zauberlaterne zu ſtehen glaubt, wo — für die gemeinen Sinne alles, und für die geiſtige Phantaſie nichts gethan wird;

— in geſpannten, nie geſättigten Erwartungen, wodurch man eigentlich die Leſer zum beſten hat, aber nie zu einem äſthetiſchen Ziele geführt wird, weil die Verfaſſer ſelbſt nicht das Ende zu finden wiſſen, alſo mit der großen Kunſt, ein ſteigendes Intereſſe anzulegen, noch gar nicht bekannt ſind;

— in müßigen und gequälten Epiſoden, die als heterogene Theile oft gar nicht zu dem Ganzen gehören, folglich den Totaleindruck einer romantiſchen Erzählung gemeiniglich total vernichten;

— in dem auffallendſten Mangel einer feinen Weltkenntniß und des höhern Menſchenlebens, der Höfe, der geſchliffenen Weltleute und der verfeinerten Frauen im größern Weltleben. Wie kann man aber auch die Kenntniß jener ſubtilen Weltphiloſophie von jungen Schriftſtellern verlangen, welche ſich dieſer Welt nicht nähern dürfen, und in dem kleinen Raume ihrer Menſchenkenntniß kaum vermuthen können, was über ihnen vorgeht!

— in einem unerträglichen Schwulſte des Ausdrucks, in altdeutſchen, neugeformten, ungebräuchlichen Wörtern und Phraſen, wobey man oft fragen möchte: ob die Verfaſſer bey Sinnen geweſen, und die ſie durch untergeſetzte Gloſſarien erſt ſelbſt erklären müſſen;

— in Entehrungen des Naiven — durch das Gemeine, — der Natur durch eine verſchrobene Kunſt, des Witzes durch Plattheiten und Sottiſen, ein gewöhnlicher Fehler unſerer Romandichter, weil ſie das Rohe, Platte und Derbe zu dem Inventarium des Genies rechnen, und das Zarte in der Anſchauung und Verſinnlichung gar ſelten ſtudiert haben;

— in langen und ſeichten Raiſonnements, auch wol in prätendirten pſychologiſchen Zergliederungen, die eigentlich nichts zergliedern, und nur die Armuth des ſchaffenden Genies ankündigen, die ſich allemal durch magere Nothbehelfe ausdruckt, wenn der geiſtreiche Kopf Charaktere und Begebenheiten ſinnreich und dichteriſch zu einem romantiſchen Ganzen miſcht. Denn der Roman iſt der reinſte Abdruck des activen und paſſiven Menſchen in einem genialiſch gedichteten Wirkungskreiſe.

Um neu und intereſſant zu ſeyn, was man nur durch ein tiefes Studium der Natur erreicht, — haben mehrere Romanſchreiber gleichſam die menſchlichen Alter umgekehrt, und die frühe Jugend mit ihren unſchuldigen Gefühlen, aller Wahrheit zum Trotz, in die Jahre und die Empfindungen gereifter Menſchen hinüber gepflanzt. Hierher gehören unter andern die frühen Liebeleyen und Kinderliebſchaften in unſern Romandichtern. „Kann wol, ſagt ein philoſophiſcher Critiker unſerer Zeit, etwas unnatürlicher und zugleich unſittlicher ſeyn, als jene? Man glaubt ganz falſch, daß das Erſte, was ſich im Menſchen regt, das Intereſſe des einen Geſchlechts für das andere ſey. Wenn ein ſo frühes Verhältniß Statt findet: ſo lehrt die Erfahrung wenigſtens, daß es ſich zuerſt als Abneigung offenbart. Man wird unter Kindern häufig Abſonderungen der Knaben und Mädchen wahrnehmen. Oder hätten beſondere Gewohnheiten und Antriebe dergleichen Bündniſſe geſtiftet: ſo trennt eine nachmalige verſchiedene Bildung ſie eben ſo oft wieder, als ſie glücklich oder unglücklich für beyde Theile Beſtand behalten.

Man impft alſo der geſunden Natur durch jene falſche Vorausſetzung: daß ſich die Geſchlechtsliebe ſo früh im Menſchen rege, eine Reizbarkeit ein, die ihr fremd iſt. Wäre es erſt dahin gekommen, daß Kinder bey einer körperlichen Berührung ſo heftig empfänden, wie die in Lafontaine's Flaming: ſo würde ihre Jugend dem Verwelken näher, wie dem Reifen ſeyn, und Aeltern und Aufſeher billig die Schuld davon tragen" *).

Weil das Publicum, vornähmlich das neue und allerneueſte, wegen unſerer großen, durch die Lectüre entwickelten Reizbarkeit, auf eine ſo mannigfaltige Art phantaſtiſch electriſirt ſeyn will: ſo haben mehrere Romandichter bald glücklich, bald höchſt unglücklich, je nachdem es aus wirklicher Originalität oder aus gemeiner Nachäffung hervorging, — das Humoriſiren eingeführt. — Der Humoriſt will offenbar auf eine ganz andere

---

*) Athenäum, S. 155

Art originell ſeyn, und mit dem gewöhnlichen Troß der Romandichter nichts zu thun haben; er will durch ein gewiſſes feyerliches Helldunkel überraſchen, den Menſchen aus ſeiner innerſten Tiefe heraus heben und zergliedern, oder ihn durch eine wehmüthige Empfindſamkeit, durch die Kunſtausſtellung ſeines eigenen Gemähldes durchglühen. Bald ſoll der hohe Ernſt zum Comiſchen und Naiven, bald das Naive zur feyerlichen Gedankenſchöpfung führen *). Er iſt Comiker und Tragiker in einem und demſelben Werke, und auf der nähmlichen Seite oft in den ſeltſamſten Miſchungen ſich widerſprechender Gefühle.

Die humoriſtiſche Form und humoriſtiſche Diction der Romane, wenigſtens der *humoriſtiſch-ſentimentalen*, haben die Deutſchen von den Britten angenommen. Yoricks empfindſame Reiſe war wol das anziehendſte Product

---

*) Wie z. B. in *Lichtenbergs* humoriſtiſchen Launen; im goldenen Kalbe vom Grafen *Benzel*; in vielen köſtlichen Stellen des Spectators; im Hudibras u. ſ. w.

dieſer Art, und es wurde wegen ſeines zarten Geiſtes, ſeiner launigen Deutung der Dinge, und wegen ſeiner eigenthümlichen Genialität verſchlungen. So etwas hatten die Deutſchen unter ihren Spaßvögeln und Satyrikern noch nie geleſen; — es warf auch unter uns einen bleibenden Zunder in alle humoriſtiſche Köpfe. Selbſt dem deutſchen Worte empfindſam gab es ſeine Exiſtenz. Anfangs hatte der berühmte Ueberſetzer Bode das engliſche Wort ſentimental durch ſittlich gegeben. Dieß war ein offenbarer Mißgriff; aber wie ſollte er es anders überſetzen? Einer ſeiner geiſtreichen Freunde half ihn aus der Noth. „Es kommt darauf an, ſagte dieſer, Wort durch Wort zu überſetzen, nicht eins durch mehrere zu umſchreiben. Sentimental iſt ein neugeprägtes engliſches Wort. War es Sternen erlaubt, ſich ein neues Wort zu bilden: ſo muß es eben darum auch ſeinem Ueberſetzer erlaubt ſeyn. Die Engländer hatten gar kein Adjectivum von Sentiment; wir haben von Empfindung mehr als eins: empfindlich, empfindbar, empfindungsreich; aber dieſe ſagen alle etwas anderes. Wagen ſie empfindſam.

Wenn eine mühſame Reiſe eine Reiſe heißt, be der viel Mühe iſt: ſo kann ja auch eine empfindſame Reiſe eine Reiſe genannt werden, bey der viel Empfindung war. Ich will nicht ſagen, daß Sie die Analogie ganz auf Ihrer Seite haben dürften. Aber was die Leſer vor's Erſte bey dem Worte noch nicht denken, mögen ſie ſich nach und nach dabey zu denken gewöhnen."

Es iſt hier die Abſicht nicht, die Natur des Humors *) pſychologiſch oder äſthetiſch zu unterſuchen, [ſelbſt die humoriſtiſchen Britten haben uns noch keine einzige richtige Erklärung deſſelben gegeben] ſondern nur beſchreibend anzudeuten, wie ſich unſere humoriſtiſchen Schriftſteller in ihren Werken und Werkchen ſelbſt anzukündigen und abzubilden pflegen. Ein humoriſtiſcher Schriftſteller im neueſten Geſchmack pflegt an folgenden Zeichen erkannt zu werden.

Er muß in ſeinen tragiſchen und comiſchen Gemählden ſo ſeltſam umher flattern können,

---

*) S. Garve über die Laune, im 61ſten Bde. der neuen Bibl. der ſchönen Wiſſenſchaften. 1798. Home Grundſätze der Kritik. I. 488. Leipz. 1772.

daß man nie recht weiß, woher er kommt, und wohin er will; er muß es verſtehen, ſeine Leſer in einem Zauberkreiſe und dennoch excentriſch herum zu führen, bis ſie von dieſem ſentimentalen Wirrwarr der Dinge, von gigantiſchen oder weinerlichen Phraſen ermüdet, das erſtaunliche Buch auf die Seite werfen. Innerer Zuſammenhang der Gedanken und logiſche Deutlichkeit des Vortrages wird hierzu ſo wenig erfordert, daß dem humoriſirenden Humoriſten das zuſammenhängende Denken oft ſogar ein Greuel iſt. Mit einer Ründung und dem Abſchluß des Ganzen hat er vollends nichts zu thun; ſein Buch iſt eine Schraube ohne Ende; aber, leider! auch oft ohne Anfang; die gravitätiſche Fragmentenſprache iſt ſeine Sache. Oft ſpringt dieſe ſo hoch in das Leere hinein, daß ihm der vernünftige Gedanke nicht mehr folgen kann; — oft wieder ſo tief in eine geſuchte Paradoxie hinab, daß der Leſer wiederum iſolirt, und von ſeinem Autor gewaltſam abgeriſſen, gaffend da ſteht, und gähnend dem Schatzgräber nachblickt. Glück genug, wenn er mit ihm nicht in die Tiefe geriſſen wird, und auf geſunden Füßen mit ſeinem geſunden Kopfe ſtehen bleibt. Weil denn aber doch das Ding einen Faden haben muß; indem alles fadenloſe Denken barer Unſinn ſeyn würde: ſo iſt eine humoriſtiſche Bewegung von einem Ort zum andern, das heißt eine Reiſebeſchreibung, — gemeiniglich der Nothbehelf ſolcher abenteuerlichen Köpfe. Aber wie unendlich tief ſtehen oft dieſe poſſirlichen Paſſagire in Deutſchland unter dem unſterblichen Yorick in Calais und Paris, und unter dem genialiſchen Jean Paul auf dem Fichtelberge!

Der Humoriſt muß von den kleinlichſten und alltäglichſten Dingen, von Bagatellen im ganzen Sinne des Worts, wie von den ernſthafteſten Weltbegebenheiten, von dem kleinlichſten Gefühle und Gedanken wie in hoher Begeiſterung, auch wohl gar mit philoſophiſchem und religiöſem Prunk, plaudern können. — Dieß iſt nicht immer ſeine ſchlechteſte Seite, ſondern ſogar bisweilen eine naive Originalität ſeiner Laune, — welche ſich aus dem Kleinlichen wirklich zu etwas Großem und Feyerlichem aufzuſchwingen verſteht. Bey größern Köpfen, wie bey Sterne, Jean Paul und Lichtenberg darf man dieß ohnehin ſo genau nicht nehmen, weil ſelbſt ihre müßigen und unbedeutenden Ideen oft zu etwas ſehr Intereſſantem unmerklich hinführen. — Und Yoricks Beinkleider gehören nicht ohne Grund zur Garderobe ſeines geiſtvollen Buchs. Aber wehe dem Autor, welcher zu ſolchen Kleinigkeiten nicht Yoriks ſchöpferiſchen Kopf mitbringt, oder ihn, ohne deſſen erſtaunliche Fülle des Witzes und des zarten Gefühls zu beſitzen, nachahmen will! Daher ſind denn auch die Schriften unſerer Afterhumoriſten gemeiniglich nichts anders als Trödelbuden des kleinlichſten und armſeligſten Hausgeräths in höchſt grotesquen Miſchungen, — und in ihrem weitſchweifigen Detail unſern neumodigen poetiſchen Landſchaftsmahlereien gleich, worin kein Grashalm und keine Pfütze unbeſungen bleibt. Man hat dieſen Humor aus Empfindſamkeit den kindlichen nennen wollen, da man ihn vielmehr den kindiſchen nennen müßte, weil er ſo oft in das Läppiſche hinüberſtreift, und ſogar geſchmackloſe und ekelhafte Dinge in ſeinen Strudel zieht. Dieſes Herumirren und Herumtappen in einer ſo ſeichten Redſeligkeit würde uns bey beſſern Köpfen als etwas

Unerklärliches erſcheinen, wenn ſie ſich derſelben nicht vielleicht als eines Vehikels bedienen müßten, um dadurch auf witzige Gedanken zu ſtoßen, oder dergleichen anzubringen, — wodurch aber doch auch nicht immer dem Leſer die langweiligen und wüſten Umwege vergütet werden.

Der Unfug, welchen man in unſern humoriſtiſchen Schriften mit jenen kleinlichen Zeichnungen kleinlicher Gegenſtände treibt, wird dadurch noch lächerlicher, daß ſeit einiger Zeit die Autoren den kraftloſen Inhalt der Abſchnitte durch irgend eine witzige [beſſer witzelnde] Titular-Inſchrift zu heben ſuchen; anſtatt daß ſie die innere Magerkeit einzelner Capitel lieber gar nicht andeuten ſollten. Denn oft ſagen dieſe Ueberſchriften gar nichts, oder gleichen den Schildern an den Gaſthäuſern, die mit der Ankündigung köſtlicher Weine prunken, wenn inwendig nur ſchlechte und verfälſchte Waare verkauft wird. Yorik hat mit ſeinen Aufſchriften gewiß nicht prunken wollen; aber deſto humoriſtiſcher iſt der ganze Inhalt ſeines Buchs, indem ſelbſt ſeine Micrologien immer einen genauen und naiven Bezug auf die Fülle und Wärme ſeines Gefühls haben, und ſich ſo gern mit humanen und pſychologiſchen Zwecken verbinden. Denn es iſt merkwürdig zu beobachten, wie tief ein kleinlicher Umſtand in ſubtile Gemüther eindringen kann, und die feinen Uebergänge zu bemerken, die ein geiſtreicher Kopf von geringen Veranlaſſungen zu großen, lichtvollen und erwärmenden Gedanken zu machen fähig iſt *).

Wie naiv iſt der Ueberſprung in Yorik von dem Verliebtſeyn ſeines Bedienten zu dem ſchönen Gedanken über die Wunderkraft der Liebe an ihm ſelbſt! „Ich bin, ſagt er, mein ganzes Leben hindurch beſtändig in eine oder die andere Prinzeſſinn verliebt geweſen, und ich hoffe, das ſoll bis an mein ſeliges Ende ſo fortgehen;

---

*) „Welch eine Menge von Begebenheiten kann der Mann mit ſeiner kleinen Lebensſpanne umfaſſen, der ſein Herz an allem Theil nehmen läßt, und der, da er Augen hat zu ſehen, was ihm Zeit und Gelegenheit, ſo wie er ſeinen Weg fortſetzt, ohne Unterlaß darbieten, — nichts unberührt läßt, woran er ſeine Hände mit Ehren legen darf!“ Yoricks empfindſame Reiſe durch Frankreich und Italien. 1ter Band. 2te Aufl. S. 71.

denn ich bin feſt überzeugt, daß, wenn ich irgend eine niedrige Handlung begehe: ſo geſchieht es gewiß zu einer Zeit, wenn eine Liebe aus iſt, und noch keine andere wieder angefangen hat. So lange ein ſolches Interregnum währt, ſpüre ich immer, daß mein Herz unterm Schloſſe liegt. Ich kann keinen Groſchen für einen Bettler herausbringen; derohalben ſuch' ich's ſo kurz zu machen, als nur möglich, und den Augenblick, da ich wieder angeglommen, bin ich wieder eben ſo großmüthig und gutherzig, als vorhin, und kann für oder mit jedermann alles in der Welt thun, wenn man mich nur zu überzeugen vermag, daß keine Sünde dabey iſt.“ In Jean Pauls Schriften ſind die genialiſchen Uebergänge von unbedeutend-ſcheinenden Gegenſtänden zu den feyerlichſten und erhabenſten Entwickelungen großer Gedanken noch überraſchender, und dieſe Feyer, dieſer oft ſchwermüthige, oft heitere Ernſt in den reinſten Formen der Gutmüthigkeit macht vornähmlich das hohe Magnetiſche ſeiner humoriſtiſchen Launen aus, die man ſehr oft auch die philoſophiſchen nennen könnte.

Statt dieſer feinen und freundlichen Uebergänge von dem Unbedeutenden zur hohen Bedeutſamkeit, — ein Weg, welchen der echte Humor ſo oft mit großer und reiner Seele nimmt, und worauf er nicht ſelten die heiligſten Wahrheiten berührt, — finden wir in unſern Alltagshumoriſten weder — einen Gang, noch einen Uebergang, ſondern nur leidige Taſchenſpielerkünſte, wodurch man den Leſer nicht aufzuhellen, ſondern zu täuſchen meint. Aber grade dieß verwirft der genialiſche Humoriſt als einen grundfalſchen Mißgriff des Talents; denn ſein Amt iſt ein hohes feyerliches Lehramt, durch eine fröhliche oder ernſte Laune, wenn der Afterhumoriſt durch eine geſchrobene Künſteley, und indem er par force naiv ſeyn will, — das unverdorbene und humane Gefühl nur zurückſtößt, und durch das ewige Rapſodiren einer gaukelnden Phantaſie den guten Geſchmack beleidigt. Selbſt unſere beſſern launigen Schriftſteller haben ſich mehr ein gewiſſes Witzigthun, als den naiven Ton der brittiſchen Humoriſten angeeignet, welche mehr durch eine ſpecifique Kraft, als durch glänzende und imponirende Contraſte ſiegen wollen. Es iſt leichter, das Lachen zu erregen, als durch genialiſche Stärke des Gefühls das Herz zu erwärmen, — und auch dieß verſuchen unſere Humoriſten auf einem unrechten Wege, indem ſie uns durch myſtiſche und empfindelnde Tiraden zu erwärmen ſuchen. Aber dieß giebt immer nur ein gewiſſes Feuer ohne Leben und Bewegung, — wenn der matte Eindruck, den dieſer dunkle äſthetiſche Wortprunk hervorbringen ſoll, — noch ein Feuer genannt werden kann. Zu viel Künſteley und Maſchinerie, um Gefühle zu erregen, thut oft eine ganz entgegengeſetzte Wirkung, weil der Menſch bey den zärteſten Angelegenheiten ſeines Herzens nicht ſichtbar geſpornt, ſondern unſichtbar geleitet ſeyn will.

Daher denn auch die unglücklich verfehlte Manier unſerer meiſten Humoriſten, — Empfindeley durch Empfindeley künſtlich zu erregen, und den Leſer in einen Gemüthszuſtand zu verſetzen, worin er nicht gern ſeyn mag, weil er gezwungen und unnatürlicher Weiſe dahin verſetzt wurde. Wehmüthige Exclamationen, ſchauerliche Gemählde des Todes, eine weinerliche Religioſität und myſtiſche Thränen machen ſelten Eindruck, wenn nicht ſchon der ganze zarte und gutmüthige Inhalt des Buchs für den empfindſamen Charakter des Autors eingenommen hat. Im letztern Falle, wie bey vielen Stellen im Yorick, hat uns der Geiſt des Humoriſten wirklich ſchon durchdrungen und gebildet; wir ſind in ſeiner Gewalt; wir ſind gleichſam bey jeder Stelle ſeines Buchs beſſer geworden, weil er überall nicht falſche, tändelnde und ſchimmernde Gefühle, ſondern wirklich hohe und geiſtige Sympathien in uns erweckt, und alſo als genialiſcher Künſtler durch das Naive und Herzige auf uns wirkt. Dann können wir ſelbſt mit ihm zärtlich ſchwärmen, — mit ihm weinen und lachen, weil ſeine Schwärmerey aus einer großen und heiligen Seele hervorgeht, und aus ihr die ſanfte Begeiſterung für das moraliſch Gute ſpricht, — anſtatt, daß man uns in den gewöhnlichen humoriſtiſchen Romanen durch kleinliche Rührungen und Sentenzen zur Sentimentalität, ohne wahrhafte Sympathie, verführen will. Wie ganz anders iſt die innige und ſtille Empfindſamkeit Yoricks, welche ſich immer durch kraftvolle Gedanken mit dem ſubtilſten Gefühle verbindet! Wer ihn bis S. 72 nicht, um einen Roman, ſondern ihn zu leſen, gekommen iſt, wird gewiß mit ihm ausrufen: „ich bedaure den Mann, der von Dan bis Berſeba reiſen und ausrufen kann: es iſt alles dürre und öde!“ „Doch, ſo iſt es, fährt er fort, und ſo iſt die ganze Welt dem, welcher der Früchte nicht warten und pflegen will, die ſie hervorbringt. Ja, ich bezeige, ſagt' ich, und ſchlug freudig meine Hände zuſammen, daß wäre ich in der Wüſten, — ich auch in der Wüſte etwas finden würde, das meine Neigung auf ſich zöge. Fände ich nichts Beſſeres: ſo wollte ich ſie auf einen ſüßen Myrthenbaum heften, oder irgend eine melancholiſche Cypreſſe ſuchen, mit der ich mich unterhalten könnte; ich würde ihren Schatten beſingen, und für ihren Schutz ſie freundlichſt grüßen. Meinen Nahmen ſchnitte ich in ihre Rinde, und ſchwöre, die lieblichſten Bäume in der ganzen Gegend wären ſie. Wenn ihre Blätter welkten, wollte ich mich zum Trauren gewöhnen; und Freude jauchzete mit ihnen mein Herz, wenn ſanfter Thau ſie erquickte.“

Dank! tauſendfachen Dank! ſolchen Humoriſten, die uns, wie Yorick und Jean Paul, durch die Zartheit ihrer Gefühle gleichſam zur ſtillen Andacht mit uns ſelbſt erheben, und dieſe Andacht mit uns in dem heiligen Tempel der Natur feyern. Von ihr begeiſtert und ganz für ihre Schönheiten gebildet, kann uns dieſer fromme Anbeter der Natur, ſo oft er will, in die Regionen eines beſſern Seyns erheben, und uns durch ſeine naive Gutmüthigkeit heiligen und vergeiſtigen. — Aber freylich dieſen innern beſſern Sinn, dieſe ſanfte Gluth für das Schöne, Unſchuldige und Große, dieſe ſich an das leiſeſte Gefühl anſchließende Kraft des Herzens, die durch den Frohſinn gleichſam Wunder thun kann, — wird ſich der Schriftſteller nicht ſelbſt geben können, wenn er ihn nicht als ein glückliches Erbtheil der Natur beſitzt. — Daher denn in unſern humoriſtiſchen Schriften bey aller Künſteley des empfindſamen Weſens, bey allen Wendungen und Convulſionen einer ſogenannten Kraftſprache — doch ſo viel Trockenheit, Kälte und Unnatur des Gefühls, ſo viel Mahlerey und Farbenaufwand, ſtatt reinen und echten Feuers, ſo viel Wehmuth und Trübſinn ohne Poeſie, kurz, ſo viel Worte, ſtatt des lebendigen Geiſtes.

Noch ein großes Gebrechen und Verbrechen unſerer Humoriſten ſind die tauſendfach ausgeſpendeten Witzeleyen, die ſich in wunderlichen Gruppirungen einander jagen, und nichts von der edleren Natur des beſſern Humors an ſich tragen. Der Humoriſt muß billig ein witziger Kopf ſeyn; aber der witzige Kopf iſt ſelten ein Humoriſt, wenn er nicht das Naive und Ernſthafte in einem geiſtvollen Gemählde des Lebens zu vereinigen weiß; ja, der Witz ſteht oft dem Humor grade entgegen, wenn er ſich der Satyre und Spötteley hingiebt, alſo die Grenzen der Humanität überſchreitet, welche der echte Humoriſt heilig beachtet. Ein hämiſcher Humor wäre weiter nichts, als ein beißender Witz, alſo wol gar eine periodiſche Krankheit der Seele, — anſtatt, daß der Humor ſich immer gutmüthig zeigt, und den lachenden Scherz in lachenden Bildern auszudrücken verſteht. Selbſt unſere größern Humoriſten ſind das nicht, was ſie ſeyn wollen, wenn ſie ſo oft jenen gutmüthigen und lachenden Humor mit tauſenderley kleinlichem

Witz vermengen, und dadurch gleichſam die reinen Quellen des genialiſchen Ernſtes trüben. Auch ſchon darum ſollten ſie jene Vermiſchung des zu comiſchen Witzes mit der naiven Laune vermeiden, weil man ihnen das Poſſierliche als kein Verdienſt anrechnet, und, wenn man ausgelachet hat, der Witz hinterher weiter keine Achtung erzeugt, [wenn er ſich nicht mit geiſtreichen Ideen vereinigt] — ja, weil man dem bloßen Witzkopfe nicht einmal recht trauet, und er ſich alſo ſelbſt, wenn er auch humoriſtiſch ſeyn kann, bey ſeinen Leſern den Handel verdirbt. Der Humoriſt hingegen hat in unſern Augen wegen ſeines Ernſtes, ohne den wir ihn gar nicht denken können, einen größern Charakter, und die Trockenheit brittiſcher Humoriſten, ſo bald ſie nur gutmüthig iſt, zieht uns gemeiniglich mehr an, als franzöſiſcher Witz, der nur das Lächerliche aufſucht.

Ferner hat das ewige witzelnde Gleichnißgeſchwätz, das ängſtliche, man könnte ſagen: kummervolle Haſchen nach Aehnlichkeiten, und Vergleichungen in Sachen und Worten, etwas höchſt Ermüdendes und Zurückſtoßendes, weil das

Geſuchte darin überall auffällt. Die Eintönigkeit und mechaniſche Spielerey, welche allemal dadurch entſtehen muß, wenn man den Gedanken bloß einer Aehnlichkeit wegen aufhaſcht, und während dieſes Haſchens ſich wol gar in labyrinthiſche Wege verirrt, kann unmöglich lange anziehen, und wird bey den beſten Köpfen, um mich ſo auszudrücken, eine — einſeitige Vielſeitigkeit. Der Humoriſt dieſer Art kann auch unmöglich verlangen, daß ihm der Leſer durch das Gemiſch von Gleichniſſen, oft durch Dornenbüſche und Sümpfe — zu einem launigen Gedanken hin geduldig folgen ſoll; einmal, weil der Leſer nicht begreift, warum man ſo hoch oder ſo tief ſteigen müſſe, um etwas zu ſagen, was uns viel näher liegt; und zweytens, weil das nun endlich Gefundene oft nur ein gewöhnlicher Gedanke in einer ungewöhnlichen Form iſt, — oder wol gar kein Gedanke, ſondern nur ein ſchimmerndes Irrlicht, ein parturiunt montes.

Sind dieſe Tropen, dieſe Metaphern, dieſe Hyperbeln, Antitheſen und Metonymien vollends ſchielend, zweydeutig, matt, ohne Kraft, alſo auch meiſten Theils ohne Sinn: ſo gehen wir vor ihnen mit Bedauern vorüber, und beklagen den Kopf, welcher ſich ſo viel Mühe gab, nichts zu ſagen, und bey einer andern Richtung ſeiner Kräfte in einem andern Gebiete des Nützlichen und Schönen vielleicht geglänzt haben würde. Um dieſen Hang zu Bildern und Bilderchen aller Art, dieſe Gleichnißwuth zu befriedigen, hat man, leider! angefangen, unſerer Sprache eine unerhörte Gewalt anzuthun, und hat eine Menge neuer Flickwörter [d. i. zuſammengeflickter] erfunden, welche der heurige Purismus angelegentlicher, als die aus fremden Sprachen aufgenommenen, verbannen müßte. Dieſe Wörter bringen eine Dunkelheit und einen Nebel in den Vortrag, der wahrſcheinlich tief liegende und reichhaltige Ideen und Gefühle im Hintergrunde andeuten ſoll; aber, bey genauerer Unterſuchung, faſt immer nur wie ein täuſchendes Luftbild zerrinnet. Man frage auch nur die Leſer unſerer Humoriſten, falls ſie Sachen und nicht bloße Wörter ſuchen, und mit letztern gutmüthig genug vorlieb nehmen: was ſie denn eigentlich für ihren Geiſt und ihr Herz aus jenen

Schriften gelernt haben? — und ſie werden uns das Geleſene faſt nie detailliren können. Was hierbey in ihrer Seele zurückblieb, — waren höchſtens helldunkle Anſichten ſchauerlicher Gegenſtände, oder Erinnerungen an eine räthſelhafte Finſterniß, in welcher ſie etwas zu ſehen glaubten, wo nichts zu ſehen war; — Erſchütterungen weichlicher Gefühle und ſchwacher Nerven, welche ſich durch jenes dunkele Nichts am leichteſten erſchüttern laſſen; — Empfindeleyen bey — Gegenſtänden, die ſelbſt nichts empfinden; — und ein behagliches Anſchmiegen an Dinge, die man nicht verſtand. Aber dunkle Ideen haben keinen innern Gehalt, weil ſie das Bewußtſeyn weder erweitern, noch berichtigen, und, da ſie den Menſchen nur irreführen, wirklich noch ſchlimmer, als nichts ſind.

Indeß ſcheinen doch die ſchlechteſten humoriſtiſchen Schriften noch nicht ſo ſchlecht zu ſeyn, als jene Romane, welche die Einbildungskraft mit ſinnlichen und verführeriſchen Bildern füllen, die Leidenſchaften aufreizen, die Menſchen zu früh zur Reife bringen, die Unſchuld verrathen, oder uns auch mit der wirklichen Welt zuſammenhetzen, weil ſie unſern Sinn durch die üppigen Gemählde einer imaginairen Welt für die Gegenwart abſtumpfen. Die ſeichteſten Humoriſten vergiften doch wenigſtens keine Tugend und keine Unſchuld, ſondern machen ſich allenfalls nur allein lächerlich, wenn ſie durch erzwungene Paradoxen, oder durch eine gezierte Laune des Sonderlinges — Intereſſe erregen wollen. Dieß kann man ihnen noch hingehen laſſen, da ſie durch den Mangel eines tiefern Menſchenſtudiums nur ihrem Büchlein Schaden zufügen; jene ſchlüpfrigen Romanſchreiber hingegen nicht nur ſelbſt innerlich verpeſtet ſind, ſondern auch noch andere verpeſten und verführen. Ja, man könnte behaupten, daß auch in dem ſchlechtern Humoriſten irgend eine Anlage zum Ernſt, zur zärtlichen Schwermuth, zur Contemplation u. ſ. w. vorhanden ſeyn müſſe, wenn ihm das Humoriſiren einfallen ſoll. — Fehlte es dieſen Leuten nicht ſo oft am Geſchmack; hätten ſie ihren Geiſt an der Lampe der Alten angezündet; wollten ſie nicht à tout prix *rühren*, und nur immer rühren; könnten ſie ſich überzeugen, daß der echte Humor in Schriften *ohne die lauterſte*

Helligkeit der Gedanken, in Verbindung mit dem innigſten Gefühl für das Naive und Schöne durchaus nicht entſtehen, noch beſtehen kann: ſo würden ſie gewiß den Menſchen und der Literatur dienen, und fleißiger geleſen werden.

Zweyter Theil.

Ueber
das weibliche Genie.

Paſſive Natur deſſelben. Verirrungen ſogenannter genialiſcher Frauen.

Durch die oben vorgetragene Meinung: daß der weibliche Geiſt die hohe Energie des männlichen nicht erreichen könne, — [ohne deßwegen, ſeiner Natur nach, mangelhaft zu ſeyn] wird aber dem Weibe nur das active, nicht das paſſive Genie abgeſprochen. Wir nennen, um alle Mißdeutungen zu vermeiden, das paſſive Genie des Weibes — die Fähigkeit, das geiſtig Geſchaffene und Erfundene des Mannes wirklich zu empfinden, zu erkennen, anzuſchauen, zu benutzen, und ſich bisweilen ſogar zum — Schaffen, — zur wirklichen Activität des Genies, aber nur in der Nachahmung, emporzuſchwingen. Dieß ſind die höhern und hellern Geiſter ihres Geſchlechts, die in ſich einen magiſchen Reiz zum Selbſtdenken wahrnehmen, ihn gern zu beſchäftigen ſuchen, — nicht bloß nachbeten, ſondern critiſch urtheilen; aber dennoch, durch die weibliche Natur, in der freyen Vollendung des Ideenfluges aufgehalten, und gar leicht zur Region des Sichtbaren und der Phantaſie zurückgeführt werden. Ihre Genüſſe des Edeln und Schönen, auch wol des Erhabenen und Großen, ſind darum nicht minder angenehm und beſeligend, als die des ſchaffenden Genies; — nur Eins entgehet ihnen hierbey, — nähmlich die Begeiſterung während einer freyen Production, welche das Genie durch den innern Genuß ſeiner Originalität belohnet, ſein Feuer und Leben aus ſich ſelbſt hervorgehen läßt, und das Ganze mit und durch die geiſtige Schönheit ſeines Werks jedesmal ſelbſt äſthetiſch vollendet.

Dieſe letzte und höhere Energie des Genies, die, ohne Nachahmung und ohne ſclaviſche Regeln, — ſich ſelbſt überlaſſen und ſich ſelbſt genug, — ihre Werke ſchafft, und ſchöpferiſch ausbildet, gleichſam der Geiſt des Geiſtes, dieſer Abſchluß der menſchlichen Seele im Manne ſollte dem Weibe wol nicht gegeben werden, weil es ſonſt innerlich zum Manne ausgebildet werden mußte. Wenn dieſer ſich durch ein allgemeines Uebergewicht ſeiner Kraft, als Geſchlechtscharakter, von dem Weibe originell unterſcheiden ſollte: ſo mußte er auch als Verſtandesweſen gewiſſe Vorzüge und Auszeichnungen vor dem Weibe behalten. Denn das bloße Uebergewicht in ſeiner ſinnlichen Leidenſchaftlichkeit und ſeiner muthvollern Willensnatur wäre doch nur ein gefährliches Schwert in ſeiner Hand geweſen, wenn ihm die Natur nicht auch den männlichern Geiſt zur Führung deſſelben verliehen hätte. Ewig unvollendet wäre nun der Mann als Mann geblieben, — als das einzige Weſen in der unermeßlichen Natur hätte nur er ſeinen Abſchluß noch zu erwarten. Nun hätte er offenbar in der Reihe der Dinge tiefer geſtanden, als er ſtehen mußte, — ſo wie das Weib zu hoch in der Schöpfung hinaufgeſtellt wäre, wenn ſie zu dem Tiefſinne und zur Erfindungskraft des Mannes organiſirt wurde.

Man begreift auch nicht, wozu dieſe genialiſche Kraft des Denkens dem weiblichen Geſchlechte nutzen könnte, — als etwa eine neue Art des Egoismus in ihm, — wider die Abſichten der Natur, zu entwickeln. Des Weibes höchſter Beruf, — alſo ihre eigentliche anthropologiſche Beſtimmung, ſoll durchaus nicht cosmopolitiſch, — nicht weltbürgerlich ſeyn, auch nicht literariſch, — nicht belletriſtiſch: ſondern häuslich, — mit einem Worte weiblich. Die Natur hat daher gar vorſichtig die Einrichtung getroffen, daß in der Conſtitution des weiblichen Geſchlechts ſelbſt die Hinderniſſe eines genialiſchen Vernunftgebrauchs liegen mußten. Ja, wenn auch der weibliche Geiſt ſchöpferiſch und activ-erfinderiſch wäre: ſo würde doch der ſtillere weibliche Charakter nicht nach dieſer Höhe haſchen, ſondern ſich mit den Graden der Cultur begnügen, die ihm zu ſeiner Originalität von Ewigkeit her angewieſen ſind.

Wirklich zeigt uns auch die Erfahrung überall Mißgriffe, Ausartungen, Wunderlichkeiten aller Art, wo ſie uns ſogenannte genialiſche Frauen, in und außerhalb der Schriftſtellerwelt, ſehen läßt. Iſt dieſer bald ſchwermüthige, bald muthwillige Dämon, — originell zu ſeyn — [ſeyn zu wollen] einmal in die weibliche Seele eingezogen: ſo iſt ſie gemeiniglich als häusliches Weib verloren, und, als Schriftſtellerinn, ein von allen Furien der Eitelkeit und Vielwiſſerey verfolgtes Weſen. Als Weib mag ſie dann von alle den zärtlichen und herzlichen Stunden nichts mehr wiſſen und genießen, welche die mütterliche Seele ſo feſt an ihren Beruf binden. Das ſchaffende, ungenierte, blendende Genie der Hausmutter ſoll ſich nun auch überall, — in der Kinderſtube, in der Oeconomie, in der ehelichen Liebe ſogar, und, wo es am ſchlechteſten angebracht iſt, — in der Beherrſchung des Gatten ſelbſt zeigen. — Das Alte — Großväterliche, Herkömmliche, muß ohne Schonung verbannt, das Neue, — Sentimentale, Originellſcheinende überall eingeführt werden. Aber eben dadurch nimmt die Erziehung ſelbſt einen Krebsgang, weil unter immer neuen Verſuchen einer genialiſchen Pädagogik die Kinder ſelbſt genialiſch verwildern, und die Natur bald mit der Kunſt, — bald die Kunſt mit der Natur auf eine widerſinnige Art verwechſelt wird. Jedes neue, berühmt gewordene Erziehungsbuch — wird probirt, wenn es nur in dem Tone einer geſchmückten Originalität abgefaßt iſt. Rouſſeau führt gemeiniglich ſammt allen ſeinen pädagogiſchen Mißgriffen und excentriſchen Maximen das Regiment im Hauſe und in dem Kopfe der weiſen Mutter. Je natürlicher, das heißt, je verwilderter und unwiſſender das junge Geſchlecht heranwächſt, — deſto beſſer wird es, nach dem Syſteme ſolcher Mütter, reifen und gedeihen. Der Zwang dürfe den freygeſchaffenen Geiſt des Kindes nicht niederdrücken und lähmen; es müſſe ſich achten lernen, indem es ſich frey fühlt; es müſſe ſich ſeinen Weg ſelbſt bahnen, und nicht davon weichen, weil es ſein Weg iſt. Das Kind müſſe früh ſeine Menſchenrechte kennen und vertheidigen lernen; — ein blinder Gehorſam ſey der Mord ſeines Geiſtes und Willens; es muß ſeine Meinungen über alle Menſchen und ihr Thun laut ausſagen dürfen, wenn es denken lernen ſoll; nichts thun, was ihm nicht behagt, wenn man keine Maſchine aus ihm bilden will. Seinen Frohſinn, ſeinen Witz [die Symptome des Genies] müſſe man toben laſſen, bis er ſelbſt ermüdet; es müſſe alle ſeine Kräfte, — alle ſeine Leidenſchaften üben dürfen, damit demnächſt ein ganzer Menſch aus ihm hervorgehe, und ihn die Welt als einen ſolchen bewundere. Aus dem ſich ſelbſt überlaſſenen Kopfe könne nur etwas Großes und Originelles geſchaffen werden; er dürfe nichts von andern annehmen, als die Fackel, die ihm ſeine genialiſche Bahn erleuchten und verſchönern helfe.

Es iſt in der That eine ſehr auffallende und bemerkenswerthe Erſcheinung im menſchlichen Leben, daß ſo oft hochgebildete und verfeinerte Aeltern, — vornähmlich aber ſehr geiſtreiche, feingeſchliffene, in der Philoſophie des Lebens eminente, — dabey redliche und moraliſch cultivirte Frauen — der Welt gemeiniglich höchſt ungeſchliffene und bizarre, wo nicht moraliſchverdorbene, aber doch wunderlich verſchrobene Zerrbilder in ihren eigenen Söhnen und Töchtern aufſtellen. Die Contraſte zwiſchen ſolchen hellſehenden Müttern, und ſolchen im eigentlichen Sinne verbildeten Kindern ſind oft ſo erſtaunlich groß, daß man zwiſchen beyden auch nicht die entfernteſte Aehnlichkeit der Politur antreffen kann. Die Mutter erſcheint überall [auch wol als Schriftſtellerinn] wie ein ſchätzbares, ſelbſtdenkendes Vernunftweſen, und ihre Begriffe über die Erziehung ſcheinen der weiblichen Subtilität und Sentimentalität Ehre zu machen. Aber aus den Kindern ſelbſt leuchtet die rohe, ungebildete und ſogar verkehrte Menſchennatur — traurig genug hervor. Ueberall ſucht man die Spuren einer liebenswürdigen und auf die Verfeinerung des Geiſtes berechneten Erziehung vergebens. Die Kinder der überfeinſten Mütter ſind in der Regel die unerzogenſten, vorausgeſetzt, daß die Mutter bey der Erziehung allein das Oberdirectorium beſaß; — ſind vorlaut, dociren, — haben überall allein Recht, — raiſonniren mit der Kennermiene über Menſchen und Handlungen, die ſie nicht kennen, und imponiren durch die ſchnöden Accente der Vielwiſſerey. Sie entſcheiden plump und egoiſtiſch, und vergeſſen in der Societät leicht, welche Delicateſſe ſie andern ſchuldig ſind. Sie haben von den feinen Müttern nie lernen können, die Flachheit ihres Kopfs zu verſtecken. Sie ſcheinen im Umgange nicht einmal den Unterſchied der Stände zu kennen; ſie ſind ungeſchliffen gegen Höhere, und auf eine unwürdige Art cordial mit Niedern; ſie können ſich ſelten in irgend einer Sprache, — ſogar ſelten in ihrer Mutterſprache, richtig und angenehm ausdrucken. Höchſtens ſind es Menſchen von „niedlicher Gemeinheit und gebildeter Unart.“ Die Welt erſtaunt über dieſe, durch eine genialiſche Erziehung verkrüppelten Kinder; aber wir erſtaunen auch darüber, — wie achtungsvoll dieſe verfeinerten Mütter — dieſe ihre Unnaturen anzuſchauen und anzuhören pflegen, ohne zu erröthen, und wie es eben dieſen ſubtilen weiblichen Geiſtern möglich iſt, die evidenteſte Ungeſchliffenheit ihrer Lieblinge wol gar für eine liebenswürdige Natürlichkeit, — oder doch für ungeſchliffene Edelſteine zu halten.

Dieſe Verkehrtheiten und Einſeitigkeiten der philoſophiſchen Mutter-Erziehung entſtehen lediglich daher, weil unſere Damen, leider! zu viel über Erziehung leſen, und eben darum auch ſchon darüber gedacht zu haben glauben. Ihr zärtliches Mutterherz will nun alles dieß Geleſene zum Heil der jungen Familienzweige anwenden. Nichts von der aus Büchern erlernten Kunſt- und Erziehungsphiloſophie ſoll für jene verloren gehen, — und das Genie ſoll par force auch da geweckt und geſpannt werden, wo durchaus nichts zu wecken und zu ſpannen iſt. Mit dieſem verkünſtelten Stoff mißverſtandener Begriffe muß ſich nun der arme — radical-ungenialiſche Kinderkopf — anfüllen laſſen, — und eine Ewigkeit könnte das nicht wieder gut machen, was in einem Jahre durch die pädagogiſche Erzwingung des nicht vorhandenen Genies verdorben wurde. Das unglückliche Kind trägt die Brandmahle dieſer Pädagogik auf den Mann, auf den Greis und auf ſeine ganze kommende Exiſtenz über, und ſchleicht als ein warnendes Signal durchs Leben: daß es eine genialiſche Mutter erzog.

Daß es aber mit einer ſo geſpannten Erziehung und geiſtigen Ueberladung der Kinder nicht recht fort will, bemerken die philoſophiſchen

Mütter gemeiniglich dann erſt, wenn ſie ſchon zuviele Proben mit der leidigen Erziehungskünſteley gemacht haben. Nun heißt es auf einmal: das Zuviel verderbe und ſchwäche den Geiſt, — erſticke das Genie, — und das öftere Sittenpredigen mache den Jüngling gegen die Sitten ſelbſt nur lauer und gleichgültiger. Ueberdrüſſig des ewigen — Künſtelns mit der Kunſt, und aufgeſchreckt durch die tauſendfachen Mißgriffe hierbey, überläßt ſich endlich die genialiſche Mutter, aus Mangel alles Syſtems, — einem wahren pädagogiſchen Naturalismus. Vorher mußte der Knabe überladen und im Treibhauſe getrieben werden, damit ſich die ſchöne Blüthe des Genies deſto früher entwickele; — nun ſoll er hingegen auf einmal die Rechte der freyern Menſchheit und Mannheit genießen; — nun ſoll ſich der junge Menſch ſelbſt erziehen, und Vater und Mutter hierbey faſt weiter nichts zu thun haben, — als allenfalls die Einnahmen und Ausgaben des genialiſchen Weltbürgers zu controlliren. Dieſer weiblichen Inconſequenz in den meiſten häuslichen Erziehungsanſtalten unſeres Geſchlechts hat die Welt, und vornähmlich die ſogenannte vornehme Region derſelben, bald die armſeligſten, bald die niedrigſten Charaktere — zu verdanken, und noch nie iſt ſeit Jahrtauſenden ein großer Mann erſchienen, den ein weibliches Genie zum großen Manne bildete; — dieß hatten immer nur weibliche Weiber und männliche Männer gethan.

Alles Unheil der verfeinerten mütterlichen Erziehungsgenialität hängt alſo lediglich davon ab, daß man Anfangs alles zu gut machen will, alles zu genau nimmt, alles nach einem gewiſſen Maximenpomp gleichſam zu pädagogiſch muſtert, und eben dadurch das aufkeimende Genie erdrückt; — nachher aber auf einmal dem Jünglinge zu viele Freyheit im Denken und Handeln geſtattet, wenn ſeine aufglühende und emporſtrebende Natur grade der allergeſchickteſten Leitung bedarf. Auch ahnet das zärtliche Mutterherz beym Anblick des erwachſenen Jünglings ſo etwas von den höhern Vorrechten und Freyheiten des reifenden Mannes, weßhalb ſie nun auf einmal ſo nachſichtig und gefällig gegen ihr eigenes Kind wird. Die Geſchlechtsliebe ſpricht ſich hier in der Mutter aus, und ſpricht für den Jüngling, ohne daß ſie daran denkt. — Sie ſieht in ihrem Sohne den Mann, und eine Art ſtiller verſchwiegener Achtung in dem Mutterherzen weiſt ihm bereits das Recht des Stärkern an. Man könnte auch ſagen: daß ein ſehr hoher Grad mütterlicher Klugheit, — wenn ſie in Egoismus übergeht, — faſt mehr, als die ſchlichte Einfalt in der Erziehung der Söhne verdirbt, weil die mütterliche, aber ſubtiliſirte Liebe am meiſten in Gefahr ſteht, dasjenige ſchief zu behandeln, was ſie über alles liebt. Klugheit und ein feiner Verſtand ſind unter dem Einfluſſe der Eitelkeit eher Verführungen zu einer falſchen Toleranz, als Mittel zu größern Zwecken. Die mütterliche Liebe verſchönert in ihren Phantaſien den Gegenſtand der Erziehung bis zur magiſchen Blendung, — und glaubt nun, ein Ideal vom Manne auszubilden, — der freylich überall und anderswo beſſer, als auf dem Wege der verfeinerten Mutter-Erziehung, gedeihen würde.

Das ſogenannte genialiſche Weib iſt als Gattinn und Hausmutter wol ein eben ſo untaugliches Weſen. Wo wird dieſer ſtolze, anſpruchsvolle, herriſche, weibliche Feuergeiſt, dieſe überſpannte, nie geſättigte Phantaſie, dieſes aus ſich ſelbſt herausgegangene weibliche Herz einen Gatten finden können, der ihm gnügt, und dem erdichteten Ideale männlicher Größe und Kraft entſpräche, — und, wenn er auch gefunden würde, — dem weiblichen Genie unverweigerlich die poſtulirte Veneration ſchenkte? Kann es da ein eheliges, herziges, aus dem Einklang der Seelen hervorgehendes Glück geben, — wo die Hausfrau nur immer geiſtig, — witzig, — romantiſch und belletriſtiſch unterhalten ſeyn will, wo die ſchönen Geiſter gleichſam das Regiment im Hauſe führen, wo ein neues literariſches Kunſtproduct wochenlang den Kopf der Hausmutter einnimmt, und der innere Hausfriede ſelbſt in den Wehen einer ewigen Vernünfteley und Sentimentalität erſtirbt? Ein Weib, welches nur in den äſthetiſchen Köpfen anderer lebt, und ſich nur da behaglich fühlt, ſteht in Gefahr, endlich ihre Weiblichkeit mit allen ihren Liebenswürdigkeiten, und ſogar ihre Moralität von ſich zu

werfen, und in dem Glauben an ihre Genialität ſich alles zu erlauben *).

---

*) Eine vornehme Dame dieſes Glaubens, — eine Deutſche, — war von ihrem würdigen Gatten wegen ihrer etwas zu bedenklichen Genialität geſchieden worden, und ſetzte folgendes merkwürdige Selbſtbekenntniß in ihr proſaiſches Tagebuch:

„Bey einer bloßen Scheidung vom Tiſch und Bett ſteht es mir immer noch frey, wenn dringende Umſtände eintreten, meinen Mann wieder zu gewinnen. Er entgeht mir auf die Art nicht, und ich bleibe, als die viel Jüngere, Herrinn und Erbinn eines großen Vermögens. Man nennt ſo etwas in der Weltſprache nur eine Art von Raillerie. Unterdeſſen behalte ich ſelbſt den Genuß meiner Freyheit. Söhne ich mich im Nothfall mit ihm aus: ſo wird man mir dieß als eine weibliche Großmuth anrechnen, weil ſchon dafür geſorgt iſt, daß er Unrecht haben muß. Bin ich noch keine ganz Geſchiedene: ſo leidet meine Ehre weniger, — und ich kann dennoch einem verſchönerten Leben und meinen Freunden angehören, ohne daß ich aufgehört habe, — Frau zu ſeyn. Um den Beobachtungen meines Mannes an Ort und Stelle zu entgehen, — ſoll ich Reiſen machen. Vortrefflich! ich muß mich zerſtreuen, und freyer athmen lernen, — wenn ich nicht unterſinken ſoll. — Das Schickſal hatte mir ohne meinen

Willen Feſſeln angelegt; ich will ſie durch meine eigene Kraft zerbrechen. Reiſen muß ich. Das Leben liegt hier wie ein Gebirge auf mir; — die Menſchen um mich her ſo einſeitig, kaufmänniſch, gemein, radical-unreif, — und vollends die Weiber, — wie ſeelenlos! Unſere Exiſtenz gewinnt durch die öftere Veränderung des Locale unendliche Reize; -- wir bemächtigen uns gleichſam der Welt, je mehr wir ſie beſchauen und genießen. —— Auch iſt das Herz in ſeinen höhern Ausbildungen nie ganz an einen Gegenſtand der Liebe gebunden †); der freyere Charakter ſoll univerſell ſeyn; denn es kann immer noch viel liebenswürdigere Männer geben, als die wir kennen lernten, — es wäre daher ſehr thörigt, mit einem einzigen Manne das Seelenverein unbedingt auf ein ganzes Leben abzuſchließen. Das Alltägliche kann den Geiſt unmöglich heben, noch das Herz erquicken; — ſtumpf und taub werden und bleiben dadurch alle Seelen. Wer ſich den Himmel nicht aufſchließen kann, welcher im ſchönen Wechſel des Genuſſes liegt, — hat eigentlich ſo ſind doch faſt alle Frauen dieſer Art dem Bilde ähnlich, das uns ſchon vor vielen Jahren ein würdiger Ehemann von ſeiner, leider! belletriſtiſchen Gattinn entworfen hat. — Hier ſind die Hauptzüge dieſes naiven Gemähldes.

---

†) Wahrſcheinlich eine aus irgend einem Paradies der Liebe erborgte Schwärmerey.

„Als ich meine Gattinn kennen lernte, freute ich mich, die Neigung zur Lectüre bey ihr zu bemerken. Denn wir Gelehrte glauben nun einmal: daß außer Büchern kein Sinn und Menſchenverſtand unter den Menſchenkindern ſey. Ich ſelbſt nährte dieſen Hang, und lieh' ihr Muſenalmanache, Jacobi's Schriften, und dergleichen Sachen, die unſer einer auch wol zur Hand nimmt, deſſen Magen aber durch andere Speiſe und beſtändige Thätigkeit geſtärkt iſt. Allein ſie genoß

---

nie gelebt. Seit Jahrtauſenden iſt das Weib tyranniſirt worden; es muß ſeine Freyheit wieder erobern, indem es den Mann gewöhnt und electriſirt, für das Genie des Weibes den Wechſel zu beſorgen. Nur die Weiber haben Genie, nur das Genie iſt höherer Genüſſe fähig, — während ſich der ſtumpfe Männerſinn nur, — wie die armſelige Raupe, — von einer Art roher Blätter nährt.“

ihren Confect ſtatt des Brotes. Das war ein Geleſe und Geſchreibe und Geſeufze und Geweine, daß mir endlich die Augen aufgingen. Nun wollte ich eilig helfen, und kam mit Möſers Phantaſien; allein die fanden keinen großen Beyfall, und gleich über die Spinnſtube wären wir faſt ſo zerfallen, daß ich bey meiner damaligen Anwerbung einen Korb befürchtete. — Das erſte halbe Jahr der Ehe, das wol immer voll Wonne und Freude zu ſeyn pflegt, gab meiner Frau noch mehr Schwung. Sie las nun vom Morgen bis in den Abend, kaufte die ungeheure Menge ſchaler Werke der jetzigen Deutſchen Schöngeiſter, collectirte auf alle Ankündigungen von Gedichten, correſpondirte mit ſchmeichelnden Dichtern, die wieder geſchmeichelt ſeyn wollten, ward ſo völlig verdorben, und hielt nun Haushaltung und Wirthſchaft für viel zu geringfügig. Ueber den letzten Punct mochte ich Anfangs nicht viel ſagen. Aber wie widerlich war es mir, wenn nach meinen Geſchäften, wo ich wahrlich des Bücherleſens und Schreibens ſatt bekommen hatte, ich in ihre Stube trat, und auch da wieder Bücher auf mich warteten. Ein echt Deutſches

Werk war darunter nicht zu ſehen, noch weniger ein tüchtig Comiſches, das Lachen machen konnte. Lichtenberg und Muſäus waren wie Gotteslaͤſterer verworfen. Lauter Elegien und Idyllen und Nachtgeſänge und Empfindſamkeiten, und langweilige Moralen von unbärtigen Knaben! Damit mußte ich mich den ganzen Abend quälen laſſen, und ſollte wol gar über das Stück und den Ton des Vorleſens entſcheiden. — Merkte meine Frau endlich, daß ich nicht ſo recht einſtimmen wollte: ſo wurden Bücher und Briefe weggelegt, wir konnten einmal von uns ſelbſt ſprechen; aber bey den ſimpelſten Sachen mußte ich Reflectionen und ſchöne Sentenzen und wohl gewählte Wörter, zuweilen auch paſſende Stellen aus Dichtern hören. — Was half es mir endlich, daß ich Vater ward? Meine Frau iſt keine ſo herzliche Mutter von ihrem Kinde, als von ihren verwünſchten Reimereyen. Nur dafür hat ſie Sinn und Herz. Mein Vermögen, unſre Haushaltung, unſer Kind, unſere Nachbaren, die Kirche, die Armen, nichts intereſſirt ſie. Meine Freunde, würdige Geſchäftsmänner, ſind ihr immer unwillkommen; aber in ihrer Stube iſt der geliebte Zirkel von den fadeſten Schöngeiſtern und Dichterlingen, die ihr einbilden, ſie habe großes poetiſches Genie, und die ſie in den Hülfswiſſenſchaften unterrichten. Die Beſuche nehmen kein Ende, und ſelbſt aus der Fremde kommen ſolche Seelenbrüder und Schweſtern angereiſet, die mit aller poetiſchen Freyheit mein Haus für das ihrige anſehen. — Die Eigenheit ihres ganzen Charakters iſt nun verloren: Schüchternheit, Sittſamkeit, alle Weiblichkeit iſt fort, und in dreiſte Entſcheidung, Allwiſſerey und Pedanterey verwandelt. Ein wenig eigenſinnig und ein wenig eitel, ſagt man ja, iſt jedes Frauenzimmer, gewiß aber auch jeder Gelehrter. Nun nehme man vollends alles dieß zuſammen, — Frauenzimmer, — Gelehrte *), — Dichterinn, — und endlich gar —

---

*) Es giebt aber auch Frauen, vornähmlich in höhern Ständen genug, welche eine gewiſſe Genialität nur affectiren, und in ihrer Lebensmanier nur künſtlich nachbilden, ohne daß ihr Geiſt ſelbſt tiefer eingedrungen wäre, oder ſelbſt etwas ſchaffen könnte. Alles iſt hier nur genialiſcher Aufputz und Flitterſtaat, der keine Prüfung aushält, ob er gleich den

Schriftſtellerinn! Oft möchte ich wild werden, und auffahren, und oft dauert mich das ſonſt

---

Nichtkenner oft genug blenden kann. Weiber dieſer Art ſammeln die auserleſenſten Producte des Witzes und der Poeſie um ſich her, ohne ſie zu leſen oder zu verſtehen, und loben oder tadeln, — in ihre Papierwelt vergraben, alles ohne Unterſchied, je nachdem es in irgend einer beliebten Zeitung gelobt oder getadelt wurde. Die Ausdrücke: ſchön, unübertrefflich, geiſtreich, oder: unausſtehlich, unter aller Critik — machen den Ton ihrer Critik aus; weiter kommen ſie nicht, und weiter können ſie nicht kommen. Sie haben die Bemerkung gemacht, daß ein belletriſtiſcher Machtſpruch in den geſelligen Zirkeln, mit Lebhaftigkeit ausgeſprochen, keine geringe Wirkung thut, — und dieſe Machtſprüche ſind dann ihre Lieblingsſprüche; ſie mögen den wackern Du Bos wol nie geleſen haben: „daß es einen gar argen Verdacht gegen den Beſitz des Genies giebt, wenn man nähmlich nur das Fehlerhafte zu ſehen geſchickt iſt.“ Dieſe Weiber halten ſich für infallibel, weil irgend ein mittelmäßiger Kopf ihrer eigenen Mittelmäßigkeit Schmeicheleyen ſagte. Schon die anſpruchmachende, nach Beyfall geizende Phyſiognomie ſpricht gemeiniglich die Seelenkrankheit dieſer Frauen deutlich aus; ſie tragen aber noch mehrere Kennzeichen des Hochverraths gegen alles wahrhaft Genialiſche an ſich, — indem ſie durch zu gute Geſchöpf ſelbſt wieder. Sie hat, wenn ſie ein poetiſches Sujet im Kopfe trägt, nicht Raſt

---

viel Schminke nur deſto mehr den Mangel hoher Naturgaben andeuten. Ihr Styl, ihre Schreibart iſt erkünſtelt, gezwungen, mit Blumen überladen, oder ſtrotzt von — gravitätiſchen Sentenzen, nicht wie ſie der Geiſt der Alten ausſprach, ſondern wie ſie eine myſtiſche mit Antitheſen imprägnirte Zaubergrammatik ausſpricht. Oder, wenn die weibliche Einbildung des weiblichen Selbſtwerthes noch höher ſteigt, — müſſen auch wol wiſſenſchaftliche, griechiſche und lateiniſche Kunſtwörter der Sprache, wie Schellen, angehängt werden, damit man nun vollends nichts als ein leeres Getöne vernehme, und das Erborgte überall ſichtbar werde. — Dieſe weiblichen Sprachſünden werden immer herrſchender, je mehr das Autorfieber unter den Schönen zunimmt, und je mehr die Kunſtausdrücke einer höhern Philoſophie oft närriſch genug — wie ein Luxusartikel in die vornehme geſellige Sprache übergehen. Die neuern Reinigungsverſuche unſerer Sprache haben dieſen Mißbrauch nicht fortſchaffen können, vielmehr ſcheint er nur deſto mehr nach dem Verbotenen zu haſchen, und ſich allein in ſeiner Verkehrtheit zu gefallen. Wer viel in großen Zirkeln und unter anſpruchmachenden Frauen lebt, kann folgende Ausdrücke: — äſthetiſcher Tact, heterogen, homogen, genial, magiſch, empiriſch, genialiſch, energiſch, noch Ruhe; beym Eſſen, beym Spazierengehen, beym Geſpräch, und ſicherlich auch im Schlaf, — immer denkt ſie daran, und ſcheut ſich nur, davon zu reden. Ihr Herz entbehrt der ſchönſten Genüſſe; ihr Geiſt der edelſten Gedanken; ihre Thätigkeit iſt erſchlafft, ihre jugendliche Munterkeit iſt dahin. Heute müſſen noch zwey Bogen Manuſcript in die Druckerey; morgen durchblättert ſie mit Furcht und Beben ein critiſches Journal, und eine ungünſtige Recenſion macht ſie wahrhaft unglücklich. Selbſt ein ſchönes Gedicht erfreut ſie nicht mehr ſo ſehr, ſeitdem ſie neidiſche Nebenbuhlerinn iſt. Keine häusliche Freude, keine Naturſcene, nicht der ſtille Beyfall des Mannes, nicht das kreiſchende Lachen des Kindes hat Reiz für ſie; ſie ſieht es an, um es — zu bereimen *)."

---

idealiſch — alle Augenblicke hören; ſie verirren ſich oft ſchon auf die Zungen zwölfjähriger Mädchen, — und einige Male hörte ich ſogar das Wörtlein transcendental, wenn man transparent ſagen wollte. —

*) Mit höchſter Naivität und ächter comiſcher Laune ſind ähnliche Ideen in Schillers Epiſtel: die berühmte Frau genannt, ausgedruckt. S. deſſen Gedichte. 2ter Theil. S 159 u. f. 1803.

Doch alle dieſe Thatſachen würden gegen das weibliche Genie ſelbſt nichts beweiſen. Dieß könnte immerhin vorhanden ſeyn; — nur ſich nicht zur Erzieherinn, zur Mutter, Gattinn und Hausfrau ſchicken, dahingegen deſto entſchiedenere Verdienſte in den Productionen literariſcher, vornähmlich dichteriſcher Werke haben. Um hierin durch keinen blinden Glauben getäuſcht zu werden, müßte man jene Verdienſte durch ihre eigenen Verſuche beleuchten, und — iſt das wahre originelle Genie darin ſichtbar: ſo hat alle Unterſuchung hierüber ein Ende. Dann bliebe es aber auch eine höchſt ſeltſame Erſcheinung, daß man ſeit Jahrtauſenden immer wieder von neuem fragen konnte: ob ſich in den Geſchäften und innern Anlagen des weiblichen Geiſtes wirklich das Feuer und Leben des männlichen befinde? — und ob es ſo, wie dieſer, zu allen Arten der Erfindungskraft geſchickt ſey? —

Der Verfaſſer dieſes Werks wird dieſe Frage ſelbſt in der nächſtfolgenden Abhandlung auseinander zu ſetzen ſuchen; bittet aber zugleich, ſeine Meinungen hierüber für keine übelgemeinte Critik des weiblichen Denkvermögens zu halten.

Er iſt eben ſo wenig, als irgend ein Schriftſteller der Welt, vermögend, die Rechte des weiblichen Geſchlechts in ſeinem freyen Vernunftgebrauche wegzuläugnen, oder nur zu bezweifeln, und hat in mehrern Stellen ſeiner Charakteriſtik des Mannes dem weiblichen Geiſte die gerechteſten Lobreden gehalten. Schon in ſeiner Charakteriſtik des weiblichen Geſchlechts, — in ſeinen Briefen über die Weiber — hat er das Nähmliche gethan, und iſt noch bis jetzt der wärmſte und innigſte Verehrer des gebildeten weiblichen Verſtandes; — ja, er ſchätzt ihn in tauſend Fällen höher, als den geſammten prunkvollen, oft durchaus ſeelenloſen Apparat männlicher Gelehrſamkeit, wenn er nichts weiter, als dieß iſt. — Aber man hat ſeine Aeußerungen über gelehrte Weiber und ihre Gelehrſamkeit nicht verſtanden, — oder nicht verſtehen wollen; man hat ihn beſchuldigt: daß er dem andern Geſchlechte Unrecht thue, daß er die Fähigkeiten deſſelben herunterſetze, und dadurch das Weib unendlich tief unter den Mann erniedrige. Man hat ſeine Expectorationen über die weibliche Wiſſenſchaftskunde und deren Zweckloſigkeit ſogar öffentlich und mit Empfindlichkeit getadelt, und mehr als eine weibliche Feder hat dieſe Empfindlichkeit gegen den Unſchuldigen ohne Schonung ausgedruckt. Man wird ihn wegen ſeiner nachfolgenden Beurtheilungen des weiblichen Genies vielleicht noch lebhafter tadeln; — man wird neue Ungerechtigkeiten gegen das andere Geſchlecht, neue Irrthümer, neue ſchiefe Anſichten darin entdecken, weil — keiner ſich gern den Beſitz einer ſchmeichelhaften Anſicht von ſich ſelbſt nehmen läßt; — man wird ihn einen liebloſen, von ſeinem Männer-Egoismus beſtochenen Richter nennen, und man wird es ihm nicht eingeſtehen, wenn er es auch aufs Heiligſte verſichert: daß er ſich von aller Liebloſigkeit gegen das andere Geſchlecht frey fühlt, und daß er kein einziges Mal in allen ſeinen Schriften irgend etwas Liebloſes gegen jenes Geſchlecht abſichtlich ausgeſprochen habe. Es giebt keinen Menſchen auf der Welt, welcher nicht dem unverdienten Mißtrauen anderer ausgeſetzt wäre. Ein Schriftſteller, welcher öffentlichen Meinungen widerſpricht, muß jenes Mißtrauen noch viel mehr erwarten; aber es muß ihn nicht gegen die

Wahrheit ſelbſt verfinſtern. Er muß allein ſie, und ſie überall wollen, und die höchſte Liebenswürdigkeit des weiblichen Geſchlechts ſelbſt darf ihn nicht beſtechen, wenn es auf die Wahrheit der Unterſuchung ankommt.

Dichterinnen. Critik weiblicher Talente hierzu. Odendichterinnen.

„Daß die Weiber Dichterinnen *) ſeyn können, haben alle Jahrhunderte, und vornähmlich unſere Zeiten bis zum Ueberfluß bewieſen, und mehrere haben Meiſterſtücke der poetiſchen Nachahmung geliefert, die einem männlichen Geiſte Ehre gemacht haben würden, — die tauſend männliche Geiſter nicht hätten ſchaffen können. Ehe wir weiter gehen, erlaube man mir folgende Epiſode.

---

*) Aber ein höherer Schutzgeiſt der Weiblichkeit ſchwebt über ihnen, — daß die Gabe, zu dichten, oft nur das kleinſte Verdienſt — der Dichterinnen ſelbſt ausmacht.

Daß der Hang, gleichſam der Luxus und die Manie, zu dichten [Verſe zu machen], unter unſern Schönen ſo gewaltig zugenommen hat, liegt in mehrern zu beherzigenden Umſtänden. Die in neuern Zeiten ſo allgemein verbreitete Lectüre, wovon man ſonſt nichts wußte, hat durch ihr Uebermaß die weibliche Phantaſie mit einer Menge Bildern und Bilderchen angefüllt, die, wenn die Eitelkeit hinzukommt, ſich auch wiederum gern mittheilen möchten. Die weibliche Seele iſt unerſättlich in Aufnahme romantiſcher und ſchwärmeriſcher Ideen, wenn ſie ſich einmal dahin gerichtet hat, und nimmt, aus Mangel logiſcher Ordnungsübung, alles auf, was den unerſättlichen Phantaſien behagt. Die zahlloſen Gedichte, die ſeit einem halben Jahrhundert alle Nationen, wie ein gewaltiger Waſſerſtrom, überſchwemmen, wurden die Lieblingslectüre der Weiber, und die Leichtigkeit und der Leichtſinn, womit tauſende dieſer Gedichte angefüllt ſind, — reizte natürlicher Weiſe zur Nachahmung. Der weibliche, durch die Lectüre zahlloſer Reime geſtimmte Geiſt mußte es bald fühlen, daß nicht bloß dem männlichen Kopfe dieſes

Talent gegeben ſey, und daß Weiber gewiß eben ſo gut, wie die Männer, — Verſe machen könnten. Sehr richtig. Wir beſitzen eine Menge weiblicher Verſe, die als ſolche nicht melodiſcher und ſchöner ſeyn können *). Die Sache machte Aufſehen; man ehrte das weibliche Talent, man ehrte es vielleicht ein wenig zu ſehr, man unterſtützte die weiblichen Muſen, man ließ ſie öffentlich auftreten, und die Bahn der Unſterblichkeit war den Dichterinnen geöffnet. Man unterſuchte Anfangs nicht, — wie und in wiefern ſich das Originalgenie in den weiblichen Gedichten zeige; — man war mit der Einkleidung zufrieden; man fand ſich durch einzelne Gedanken derſelben hingeriſſen; man nannte, obgleich ſehr unrecht, die gereimte Herzlichkeit des Gefühls — Dichtkunſt, und hundert Dichterinnen redeten ſeit dieſer Zeit dieſe Sprache. Die Epoche der Empfindſamkeit begann, und dieſe hallt faſt nach

---

*) Man leſe z. B. die Schweſtern von Lesbos des Fräul. v. Imhof; vorzüglich die Gedichte der Mereau, um ſich zu überzeugen, wie weit es geiſtreiche Frauen in der poetiſchen Kunſt bringen können.

einem halben Jahrhunderte in allen neuern weiblichen Gedichten fort, ob ſie gleich im gemeinen Leben ſchon längſt untergegangen iſt.

Zu der Leichtigkeit, Verſe zu machen, — zu den Lobreden der weiblichen Dichtkunſt, — zu der ſentimentalen Dichtungsliebe der Schönen ſelbſt geſellt ſich die Weichlichkeit und der Müßiggang des andern Geſchlechts in höhern Ständen, — wo man bekanntlich die meiſten Dichterinnen findet. Weichlichkeit und Müßiggang hat tauſend Poeſien ihren Urſprung gegeben, durch deren Nichtdaſeyn die Kunſt — durchaus Nichts verloren haben würde. In den einfachern und fleißigern Zeiten der Vorwelt übte man die Töchter nicht in Versmachen und Romanſchreiben, ſondern in ſtillen häuslichen Arbeiten, in den viel edlern Geſchäften ihres Berufs, in den praktiſchen Vorſchulen zur nützlichen Hausmutter, zur Gattinn und Erzieherinn ihrer Kinder. Man gab ihnen Männer. — Das ganze Leben der weiblichen Jugend war ein ſanftes Wirken auf die Pflichten ihrer Zukunft hin, — ein fleißiges Beachten und Beherzigen der ehelichen Liebe und Glückſeligkeit, und jenes veredelten Sinnes, welcher durch keine weibliche Allwiſſerey und Dichterey verſchroben wird. Es fiel der Tochter nicht ein, durch ſchriftliche Aufſätze zu glänzen, — ihr Glanz war ihr ſtiller, mit dem Geſchlechte und ſeiner Beſtimmung zufriedener Geiſt, — ihr höchſtes und ſeligſtes Streben, nicht dieſem und jenem Dichter nachzulallen, ſondern der würdigen und frommen Mutter ähnlich zu werden, von der ſie erzogen wurde. Man beſaß die reine ungeſchminkte Weiblichkeit im ganzen herrlichen Sinne des Worts, ohne ſie zu *ſtudiren*, ohne ſie in Gedichten ausſprechen zu wollen, — und ehrte dieſe Weiblichkeit durch einen wahrhaft liebenswürdigen Fleiß. Dieſer Fleiß ſchützte die Phantaſie der Töchter vor den Schwärmereyen künſtlicher Gefühle, und erhielt ſie bey der lautern Wahrheit des Gemüths, die durch das Unſterblichkeitsfieber nur verloren geht. Man werfe nur einen Blick in die neuere vornehme Welt, — und alles erſcheint uns in einer faſt ganz *umgekehrten* Lage.

Unterſuchen wir nun die innere Qualität, — das Poetiſche weiblicher Poeſien in und an ihnen ſelbſt genauer: ſo hat die Critik ſeit Jahrhunderten den etwas hartſcheinenden Ausſpruch gethan: daß in allen Dichterwerken der Frauen etwas Originelles, der Poeſie vorzüglich Angehöriges: — Neuheit und Erfindung des Talents fehle. Wir haben ſchon oben bemerkt, daß es Nachahmungen in der Dichtkunſt geben kann, die als Nachahmungen Meiſterſtücke ſind, und daß mehrere dieſer weiblichen Dichterverſuche hoch über tauſend andern Reimereyen der Männer ſtehen, — daß die Schönheit und Fülle der Diction, der Ausdruck des Schicklichen und Edeln, die Wärme des zarten moraliſchen Gefühls und der ſich hingebenden Innigkeit, ſehr viele weibliche Poeſien vortheilhaft auszeichnet, — und einige wirklich verewigt hat. Aber die dichteriſche Begeiſterung, die ſich in das Unendliche und Ideale erhebt, die durchaus ſelbſtſchöpferiſch ihre Gebilde aus ſich hervorruft, und in dem ſchönen Raume des Romantiſchen als normale Werke für alle Jahrtauſende niederlegt, — die Begeiſterung, welche von der wirklichen Welt gleichſam nur die Sprache erborgt, — aber in ihren Gedanken über alle kleinliche Formen der Dinge genialiſch, d. h. erfinderiſch, jedoch immer an der Hand der unendlichen Natur, hinausfliegt, — dieſe Begeiſterung wird man vergebens ſelbſt in den beſſern Werken weiblicher Poeſie aufſuchen. Oder wenn ſie auch, wie eine Geiſtererſcheinung des Genies, ſich in einzelnen Stellen zeigte: — ſo ſehen wir ſie doch, wie den electriſchen Funken, bald wieder verſchwinden, — das leuchtende Feuer kann uns daran ſichtbar werden, ohne daß uns das Feuer — eine bleibende Wärme verleihet.

Wir beſitzen daher kein einziges großes, vollendetes weibliches Gedicht in der geſammten Literatur aller Nationen, — worin der wahrhafte Dichtergeiſt ſich vom Anfang bis ans Ende in allen Theilen, wie ein ungetrübter Feuerſtrom, ausgezeichnet hätte. Dieſe Feuerprobe der Phantaſie, worin durchaus nichts Zuſammengeflicktes erſcheinen darf, kennt das andere Geſchlecht wol nicht, und ſoll ſie nicht kennen, — weil es nicht zum Manne geſchaffen wurde. So lange die menſchliche Vernunft denken kann, und die Dichter gedichtet haben, wiſſen ſie uns keine wahrhafte Epopöe aufzuweiſen, die uns ein Frauenzimmer als ein *Meiſterwerk*, und aus ſich ſelbſt, geliefert hätte, weil das gewaltige ſchöpferiſche Gefühl für das Erhabene und Große in dem Weibe ewig ſchwächer als im Manne ſeyn wird *). Dem Weibe iſt das Große und Erhabene nur gewöhnlich eine *ſinnliche* Anſchauung, wenn es für den Mann eine ſinnige, — intellectuelle wird, und er daſſelbe, vermöge ſeiner größern Selbſtkraft, vermöge ſeiner Mannheit, im ganzen Sinne des Worts in ſeinem Innern *lebendiger* aufnimmt, und alſo auch lebendiger darſtellt, — während das Weib ſich mehr mit dem ſtillen *Anſtaunen* der Größe begnügt, und dieß Anſtaunen in ihren Exclamationen hören läßt.

So wenig wir die zarten liebenswürdigen Töne weiblicher Liebe und Empfindung nachahmen, und ganz im Sinne der Weiblichkeit rein

---

*) Mir fehlt zum Heldengeſange
Gluth und ein männlicher Schwung.
Karſchin.

ausdrücken können, ſo wenig werden die Frauen jemals die Kraftſprache des Helden, — des männlichen Originalcharakters verſtehen und ausdrücken lernen. Das Weib ſieht alles Große unter andern Geſichtspunkten, in andern Farben, in einem andern Lichte. Es kennt die innere Charakterſtärke, — die innere Leidenſchaftlichkeit, die ſtürmiſche Sinnlichkeit des Mannes nicht, es kann ihn alſo noch weniger zeichnen, wenn alle dieſe Eigenthümlichkeiten in einem erhöhetern romantiſchen Leben, wie in dem Heldengedichte, dargeſtellt werden ſollen. Der Held iſt Krieger, — und dieſer Begriff wird nie in einem Weibe zur äſthetiſchen Reife kommen, ſo wenig wir es ganz wiſſen und ganz zeichnen können, — was nun eigentlich das weibliche Weib iſt. Von den lebendigen und gebietenden Bedingungen, welche den Mann zur höchſten Achtung der Ehre führen, daß er um ihrentwillen das Köſtlichſte, — das Leben ſelbſt, hinopfern kann, — von der Größe eines ungeheuren Plans, der mit jener Ehre ſo innig verwebt iſt, weiß das Weib wiederum nicht viel, weil ſein Gemüth nie zur Schaffung ſolcher Plane geeignet wurde, und ſich die Verfolgung eines zu großen Ziels nicht einmal als ganz vernünftig denkt. Die innere Anſtrengung, — der innere gewaltige Kampf mit ſich ſelbſt, die unüberwindliche und unbeſtechbare Feſtigkeit der Seelengröße des großen Mannes in Gefahren — wird das Weib als etwas *Seltenes* bewundern; aber ſich ſelbſt nicht dahinein denken können, weil ihr ſtiller, weicher Sinn nur gewohnt iſt, durch Nachgeben zu ſiegen, und ſeine größten Vortheile aus der Güte und Vergebung zu ziehen. Man findet auch überall, daß das andere Geſchlecht, und ſelbſt die Dichterinnen und Schriftſtellerinnen, ſich wenig an einem Heldengedichte erbauen, — über die Kraftäußerungen des Mannes darin, wie über eine Sache, *die ſich von ſelbſt verſtehe*, hinwegeilen, und nur *den* Stellen ihre Aufmerkſamkeit ſchenken, wo der Mann ſich nun auch als — heroiſcher Liebhaber ſehen läßt. Die übrige heroiſche Poeſie iſt ihre Sache nicht, weil ſie die Männer ſo wenig kennen, — und ſo wenig von großen Charakteren gerührt werden.

Auch die weltliche Ode hat ihnen nur höchſt ſelten glücken wollen. Der kühne Aufflug der

Phantaſie zu großen, glühenden, hinreißenden Bildern und Gedanken, zur innigen Begeiſterung, welche ſich ganz in dem lebendigſten Gefühle der Größe und Schönheit verliert, und doch aus ſich heraus die reinſte, kräftigſte und verſtändigſte Sprache redet, wird dem weiblichen Genius ſchwer; — er muß ſich hinanarbeiten und Hülfen geben, wenn er die Ode ſchaffen will, und ſo bald dieß in der Darſtellung ſichtbar wird, — iſt auch ſchon die Wirkung des Gedichts verfehlt. Dem männlichen Genius kommt die Ode gleichſam entgegen, wenn ſie der weibliche ſucht, und das Fehlende, das poetiſche Feuer der Leidenſchaft, die Fülle des begeiſterten Gefühls durch Schönrednerey und Sprachſchmuck zu erſetzen meint. Wie in der Epopöe — ſo in der Ode iſt der männliche Thatendrang, die Ehre des Helden, die Kraft des Originalſinnes für die Weiber oft nur ein Nahme, und ihr Odenſpiel gemeiniglich nichts als Spiel mit der Sprache und ſchönen Maximen, die beſſer einem Lehrgedichte angehören würden. Oder es laſſen ſich auch große — erborgte Gedanken in ein lebendiges Gedicht zuſammenfaſſen, daß es in dieſer verſchönerten Odenpoeſie einer Ode gleicht, wie wir davon mehrere von der berühmten Karſchin beſitzen. Durch eine fleißige und fortgeſetzte Lectüre in dieſer Art der Dichtkunſt, verbunden mit einer gewiſſen Leichtigkeit des Geiſtes und dem Talente, das Geleſene mit Kraft in ſich aufzunehmen, und aus ſich wieder hinzuſtellen, — kann ein guter weiblicher Kopf nach und nach zu Uebungen in der Ode übergehen, ohne daß er ſelbſt etwas erfindet, ſondern das Große und Schöne nur metriſch zuſammenſtellt. Das Ernſte läßt ſich leicht zum Ernſten geſellen, wenn nur die Fülle und ein Reichthum der Sprache vorhanden iſt, — etwas Erhabenes mit andern Worten zu ſagen, als es bisher geſagt war, [um dadurch das Nachahmen zu verſtecken]. Dieſes Nachahmen iſt auch in den geſchätzteſten Oden der Karſchin ſichtbar; aber ihre Nachahmungen ſind zum Theil die glücklichſten und tonreichſten, weil ihre eigene Phantaſie ſo ſehr bilderreich war *). — Schon in ihrer früheſten Jugend

---

*) Unter allen Dichterinnen der Vor- und Jetztwelt zeichnet ſich dieſes höchſt merkwürdige Weib bis zum

zeigten ſich die Funken ihres Dichtertalents, welches ihr bis in das ſpäteſte Alter, und ſelbſt dann

---

Erſtaunen durch ihr Dichtertalent aus, — ſo daß man ſagen möchte: es hätte ſich wirklich einmal das poetiſche Genie des Mannes, durch einen wunderbaren Zufall der Natur, in den Kopf eines Weibes verirret; — denn ich weiß nicht, welche Dichterinn man ihr aus irgend einer bekannten Nation an die Seite ſtellen könnte. — Sie war wirklich zur Dichterinn geboren. „Ohne Vorſatz, Kunſt und Unterricht, ſagt der Vorredner ihrer Gedichte, ſehen wir ſie unter den beſten Dichtern ihren Platz behaupten, (ob man gleich auch hinzuſetzen muß, daß die beſten Dichter ihrer Zeit an ihren Arbeiten feilen und dichten halfen). Mit Bewunderung erfahren wir an ihr, wie die Natur durch die Begeiſterung wirkt, und wie ohne dieſe kein Vorſatz und keine Beſtrebung vermögend iſt, dasjenige zu erſetzen, was ohne ſie fehlt. Die Lieder, welche ihr am beſten gelungen, ſind alle in dem Feuer der Einbildungskraft geſchrieben, dahingegen die, welche ſie aus Vorſatz und mit ruhiger Ueberlegung verfertigte, allemal das Kennzeichen des Zwanges und den Mangel der Muſe nicht undeutlich bemerken laſſen. Wenn die Dichterinn in Geſellſchaft oder in einſamen Stunden von irgend einem Gegenſtande lebhaft gerührt iſt: ſo wird ihr Geiſt plötzlich erhitzt; — ſie beſitzt ſich nun nicht mehr; jede Triebfeder der Seele wird noch treu blieb, als ſie aus Alterſchwäche ſich dem abergläubigen Hange, zu weiſſagen, hingab.

---

rege, ſie fühlt einen unwiderſtehlichen Trieb zum Dichten, und ſchreibt das Lied, welches ihr die Muſe eingiebt, mit bewundernswürdiger Geſchwindigkeit. Gleich einer Uhr, die ohne fernere Hülfe ihren richtigen Gang fortſchreitet, ſo bald die Feder geſpannt iſt, ſingt ſie, ſich ſelbſt unbewußt, wie die Gedanken und Bilder in ihr entſtehen, ſo bald die Seele durch die erſte Vorſtellung in Wirkſamkeit gebracht worden. Auch die feinere Beobachtung des Plato: daß die Harmonie und der Gang des Verſes die Begeiſterung unterhalten, finden wir durch das Beyſpiel unſerer Dichterinn beſtätigt. So bald ſie den Ton, wie ſie es ſelbſt nennt, und das Sylbenmaß getroffen: ſo fließt das ganze Lied ohne Mühe und ohne Beſtrebung, die Gedanken und Bilder zu finden. Die feinſte Wendung der Materie und des Ausdrucks entſtehen unter der Feder, als wenn ſie ihr eingegeben würden. — Wie unzweifelhaft es ſey, daß unſere Dichterinn ihren Beruf allein von der Natur bekommen habe, erhellet am deutlichſten aus allen Umſtänden ihres Lebens. Denn darin finden wir nichts, das vermögend geweſen wäre, anſtatt des natürlichen Hanges, einen künſtlichen Trieb zur Dichtkunſt in ihr zu erregen, keinen einzigen Umſtand, woraus wir begreifen könnten, daß gelernte Regeln bey ihr die Stelle des

Noch vor ihrem zehnten Jahre regte ſich in ihr die unerſättliche Liebe zum Singen, und dieſe Liebe wurde durch hundert Kirchenlieder genährt, die ſie bey ihrer Arbeit, und während ſie die Paar Rinder ihrer Mutter weidete, mit jugendlicher Freudigkeit abzuſingen pflegte. Dieſe Lieder haben wol unſtreitig ihre poetiſche Stimmung geweckt. Der feyerliche Ernſt ſolcher Geſänge hallt auch in ihren meiſten Gedichten, wie der frühere Hauch ihrer Muſe, wieder, und ihm verdanken wir gewiß manche der kräftigen Oden, welche ſie der Gottheit geſungen, und worin ſie wol von keiner deutſchen Dichterinn erreicht worden iſt *). — „In ihrem Hirtenleben, ſagt

---

Genies vertreten. Sie war in einem Stande geboren, der zunächſt an den niedrigſten grenzte; ihre Erziehung, die Beſchäftigungen ihrer Kindheit und erſter Jugend waren der Niedrigkeit ihrer Geburt angemeſſen; in ihren reifern Jahren aber waren ihre Umſtände ſo, daß ihr Geiſt nothwendig in den tiefſten Staub wäre niedergedrückt worden, wenn die Natur nicht weit ſtärker wäre, als alle Hinderniſſe, die ihr entgegen wirken.“

*) Proben ihrer erſten Dichtart, wie ſie anfangs dieſelben ohne alle Anweiſung und Hülfe verfertigte,

der Vorredner, fiel noch ein anderer Umſtand vor, der ihrem natürlichen Genie ſehr zu Hülfe kam. Sie wurde mit einem Hirtenknaben bekannt, der ihr, ob ſie gleich durch einen kleinen Fluß mit ihren Heerden getrennt waren, einige Bücher zutrug. Der Robinſon, die Aſiatiſche Baniſe, und die Tauſend und eine Nacht waren ihre Bibliothek, die ſie mit größter Begierde las. Schon in ihrem 17ten Jahre wurde ſie von ihrer Mutter an einen Handwerker verheirathet, dem ſie alle Wolle, die er verarbeitete, zubereiten mußte." Auch in dieſer mühſeligen Lage ſchwand ihre Neigung zur Dichtkunſt nicht, ob ſie gleich nur wenige Stunden des Sonntags benutzen konnte, die Lieder aufzuſchreiben, welche ſie während ihrer Hausarbeit gedichtet hatte. Noch viel drückender und bis zur Verzweiflung hart war ihre Lage in einer zweyten höchſt unglücklichen Ehe, worin ſie zugleich von der peinlichſten Armuth verfolgt wurde. Aber auch hier blieben die Muſen ihre freundlichſten Tröſterinnen,

---

findet man in der neuen Ausgabe ihrer Gedichte von ihrer Tochter C. L. v. Klenke. Berlin, 1792.

und ſie erinnerte ſich lebenslang mit Dankbarkeit an die Kraft, welche ihr jene Himmliſchen in dieſer fürchterlichen Ehe gewährt hätten.

Sonderbar genug iſt folgende Anecdote. Ein gewiſſer Prediger Schönemann in Berlin behielt, nach einem überſtandenen hitzigen Fieber, die periodiſche Manie, in Verſen zu reden und zu predigen. Man ſchrieb dieſe Verſe als etwas Seltſames, wol auch zum Lachen, auf, und ſie gingen nun von Hand zu Hand, bis auch einige dieſer Blätter nach Frauenſtadt in Polen — an die in Elend ſchmachtende Karſchin gelangten. Die Schönemannſchen Dichtereyen waren zwar nichts weniger als Meiſterſtücke des Muſengottes; aber ſie machten damals einen ſo tiefen Eindruck auf unſere Dichterinn [vielleicht aus innerm Antriebe des Talents, etwas Beſſeres zu machen], daß ſie nun eine größere Begierde als jemals empfand, ihrem Dichtertriebe zu folgen. Wirklich machte ſie von nun an mehrere poetiſche Verſuche, und betrat, von Kennern aufgemuntert, die glänzende Bahn, worauf ſie originell wurde.

Es iſt in der That etwas ſehr Eigenthümliches an dieſem männlichen Weibe, daß ſie auſſer ihrer Neigung, fürchterlich-erhabene Naturſcenen zu mahlen, oft ſehr glücklich in den Pindariſchen Ton der Sieges- und Kriegesgeſänge hinauffliegt. Sie erſcheint in dieſen Hymnen faſt ganz in dem Koſtüm eines heroiſchen Dichters, — ja, ihr Odenſchwung iſt darin meiſten Theils am ſtärkſten und glänzendſten, und zeigt ſich ſogar in mehreren freundſchaftlichen Liedern und in geiſtreichen Gelegenheitsgedichten, die wol niemals beſſer gemacht ſeyn mögen, und in vielen Stellen ſo ganz Horaziſch ſind. — Zu jener heroiſchen Conſtitution der Dichterinn, die ſich ſo gern mit großen Thaten beſchäftigte, und damals mit den beſten Köpfen um die Wette ſang, trugen freylich wol die glänzend furchtbaren Zeitumſtände, der fruchtbarſte Raum der neuern Geſchichte und menſchlicher Kraftäußerung, das Meiſte bey. Ihr Vaterland ertönte, in der ſchönſten Blüthe ihres Talents, überall von den Thaten und Siegen ihres unſterblichen Königs und ſeiner großen Feldherren. Man betrachtete dieſen erſtaunlichen Fürſten als ein Wunderwerk der Kraft und des Genies; man konnte ſich keinen

Größern denken; alle Helden der Vorwelt verſchwanden, wenn man Ihn in ſeiner unendlichen Thätigkeit mit jenen verglich; er ſchien ſogar ſelbſt ein Wunderwerk des Schickſals zu ſeyn, entweder, daß er ſich dieſes durch die ſeltene Gegenwart ſeines Geiſtes zu ſchaffen wußte, oder daß dieſes ihn grade dann in ſeine Arme ſchloß, wenn ſein Untergang ſo gut wie entſchieden war. Alles, was ſingen und dichten konnte, ſang damals Friedrich den Großen, und Gleims Kriegslieder wurden verſchlungen. Die Armee, die ganze Nation ſang ſie als heilige Feſtgeſänge ihres eigenen Ruhms; denn es waren Erſcheinungen, die man ſeit länger als zwey Jahrtauſenden nicht geſehen hatte. Auf die feurige Karſchin machten dieſe Lieder den gewaltigſten Eindruck, ſie füllten ſo ganz das Dichterbedürfniß des männlichen Weibes; man findet eine Menge Spuren der Nachahmung dieſer Geſänge in ihren Gedichten.

Schon damals ſagte die ruhige, etwas hölzerne Critik von ihr: „ſie ſcheint unter die größten Beyſpiele zu gehören, daß die Dichter geboren, nicht aber durch Unterricht und

Regeln gemacht werden; — wir ſehen Bilder unter ihrer Hand hervortreten, die ihr die Natur eingegeben zu haben ſcheint, und wenn ſie nicht neu ſind, ſo haben ſie doch immer eine neue Wendung. Der Gang des Sylbenmaßes iſt auch nicht ſelten zu dem Inhalte gut gewählt. Sie ſcheint ſich ſogar hin und wieder eine neue Sprache geſchaffen zu haben; die Bindungen ſind bisweilen ſo fremd und ungewöhnlich, daß ſie nicht ſelten das Ohr beleidigen, vielleicht noch eine Frucht ihrer Erziehung; — in ihrem Fluge bleibt ſie ſich nicht gleich, [der Charakter aller weiblichen Oden] inzwiſchen wird man Schönheiten genug darin entdecken, um ſie zu bewundern." Man wünſchte ihr aber auch ſchon damals Beſcheidenheit, zu glauben, daß nicht alles ſchön ſey, was ihr einfalle; Aufmerkſamkeit auf die Erinnerungen weiſer Kunſtrichter; ein wenig mehr Mißtrauen gegen ſich ſelbſt und andere, die ſie ohne Einſchränkung mit Lobſprüchen überſchütten, und Geduld, das, was ſie niedergeſchrieben, hinzulegen, und nicht einmal, ſondern zehnmal zu überleſen und auszubeſſern.

Man findet unter den poetiſchen Verſuchen des ſchönen Geſchlechts vornämlich eine Menge Oden an die Gottheit, und es giebt wenigſtens keine chriſtliche Dichterinn, die ſich nicht in dieſe Gattung der lyriſchen Poeſie hinein gewagt hätte. Die fromme, andächtige, religiöſe Dichtart ſcheint dem ſanftern Geſchlechte am beſten zu gelingen, und es iſt Schade, daß ſie in neuern Zeiten, aus einem verdorbenen Kunſtgeſchmacke, von den Dichterinnen vernachläſſigt wird. Sie kennen hierin ihren Vortheil nicht, und wagen ſich dagegen in Regionen, die nicht dem weiblichen Genie angehören. Ihre zarten Gefühle ſind überhaupt ſchon durch den ſtillen, reinen und züchtigen Takt ihres Lebens, und ihrer Denkweiſe religiöſer, als die unſrigen von Kindheit an. Die Devotion iſt ihnen natürlicher; ihre weiche, innige Sprache der Andacht angemeſſener; ihr Geiſt verliert ſich ſo gern im Anſchauen eines höhern Weſens, welches mit zärtlicher Freundlichkeit den Schwachen, den Unterdrückten Hülfe und Kraft verſpricht. Alle gefühlvolle Frauen haben die Pſalmen mit tiefſter Rührung geleſen. Von Natur haben ſie alle einen Hang zur Gottesfurcht; vielleicht würden ſie alle Heilige ſeyn, wenn es die Natur wollte, und wenn ſie von dem Manne nicht in die Welt hinein geriſſen würden. — Schon in früherer Jugend macht der warme Religionsunterricht tiefe Eindrücke auf ihr Herz. Ich ſah bey allen religiöſen Prüfungen die Mädchen immer gerührt; die Knaben nur ſchwach bewegt. Bis in das tiefſte weibliche Alter hinein bewahren jene ihre Jugendreligion als einen heiligen Schatz auf, und Tauſende wurden dadurch vor Vergehungen geſichert, wenn der Mann vielleicht durch ganz andere Gründe in ſeiner Moralität aufrecht gehalten werden muß.

Jene ſtille, innige Feyer der Religiöſität *), der gänzlichen Hingebung an ein höheres Weſen, jener freudigen Dankbarkeit, — als ob dem Unwürdigen nichts gebühre, herrſcht als ein Originalzug in allen weiblichen Oden, die uns bekannt ſind. Auch in den Hymnen der Karſchin

---

*) Vorzüglich in Eliſens religiöſen Liedern, wobey die Dichterinn außer dem noch die Weitſchweifigkeit der meiſten Religionsoden glücklich vermieden hat.

iſt dieſer Zug auffallend, da ſie ſich ſonſt mehr der männlichen Ode nähert. Dieſe ſingt die Majeſtät ihres Gegenſtandes, beruft ſich auf die Kraft dieſer Majeſtät, wird durch ſie begeiſtert, und ſieht im Gotte nur den Gott, und grade in dieſem Odenſchwunge iſt die Karſchin originell. Ihr Gefühl iſt öfterer mahleriſch, als devot, und hierdurch unterſcheidet ſich ihre Ode von dem gewöhnlichen frommen Liede, woraus gemeiniglich nur die Dulderinn ſpricht. Die ihrigen nehmen alle einen höhern Schwung, ſo bald ſie dieſelben an die Gottheit richtet. Es iſt die hohe volltönende Bilderſprache jener heiligen Poeſie, die wir in den Pſalmen leſen, — der kräftige Ausdruck der Bewunderung, die ſich in dem Univerſum verliert, um ſeinen Schöpfer aufzuſuchen, oder in feyerlichen Naturbegebenheiten die Stimme ſeiner Allmacht zu vernehmen ſcheint. Wie z. B. in der Ode: das Ungewitter *). —

---

*) Er kommt, der Sturmwind heult, ihn anzuſagen,
Verhüllt in grauſer Mitternacht,
Und auf dreytauſend Feuerwagen
Zu uns herab gebracht!

Weiblicher, ſanfter, herzlicher und mehrmals lieblicher klingend — ſind die Oden der neuern Dichterinnen; ſie ſchreiben in einem gebildetern Zeitalter, einer verſchönertern und reichern Sprache, — die zu den Zeiten der Karſchin kaum die Morgenröthe ihrer Cultur zurückgelegt hatte. Ein wehmüthiges, weiches, duldendes Gefühl miſcht

---

Jetzt iſt er da, der Herr des Weltgebäudes;
Hört ihn! ſein Donner rollet ſchwer;
Der Umfang ſeines Wolkenkleides
Blitzt Schrecken auf uns her.

Welch ein Geprassel! kommen ſeine Krieger
Mit ihm daher gefahren, ſo,
Wie zu der Schlacht, davor dem Sieger
Das Höllenheer entfloh?

Jetzt ſtürzen ganze Ströme Kugeln nieder;
Gott ſchlägt den Weinſtock, ſchlägt die Frucht
Des Baums, der wankend ſeine Glieder,
Zerrißne Aeſte, ſucht.

Der Hagel rauſcht und weckt die Trunkenbolde,
Sie fahren auf und ſtammeln: Gott!
Der Wuchrer zittert auf dem Golde;
Dem Freygeiſt wird ſein Spott

Von fürchterlichen Rednern widerſprochen;
Gott ſagt im Donner, wer er ſey! u. ſ. w.

ſich in ihre Geſänge, — ſo bald ſie nicht von der Hoffnung einer beſſern Zukunft ergriffen werden, und auch dieſe Hoffnung redet in ihnen mehr die tröſtende, als die heroiſche Sprache. Sie erreichen daher nur in einzelnen Stellen die männliche Ode der Karſchin; der Reim hat ſie auch mehr als dieſe verführt, — und dem Reime zu gefallen haben ſie ſich eine Menge nachläſſiger Stellen erlaubt, die durchaus nur proſaiſch und gewöhnlich ſind. Die lyriſche Begeiſterung, den Andrang der Ideen, die ideale kühne Phantaſie, die Kunſt neuer gehaltreicher Wendungen, — den Sturm des genialiſchen Gefühls darf man in dieſen ſtillen, aber immer ſehr ſchätzbaren Seelen nicht ſuchen. Ihre Gedichte verrathen faſt überall die beſcheidene Anſpruchloſigkeit des Geiſtes, der mehr ſich ſelbſt, als andern — ſingen wollte, und wol nie etwas von Unſterblichkeit ſeiner Verſuche träumte, — wenn die Karſchin dagegen ihrem Genius nicht ſelten öffentliche Lobreden hielt, und ſich ſelbſt gern ein Genie nannte. —

Wenn man die poetiſche Sprache unſerer religiöſen Odendichterinnen nur ein wenig ſtudirt:

ſo findet man leicht, daß ſie ihr eigenes Odenlexicon haben, woraus ſie alle ihre Gedanken, und, leider! auch wol nicht ſelten ihre Gefühle ſchöpfen, und anſtatt zu dichten, nur wie der mittelmäßige Componiſt verfahren, welcher aus zehnerley Muſikſtücken ſein eigenes ſchafft, und dieß mit Recht für ſein Handwerk hält. In allen weiblichen Oden herrſcht die Erbſünde des Wiederholens ſo ſichtbar, daß ich keine davon freyſprechen mag; immer einerley Ideen, nur etwas verſchieden ausgedruckt, — einerley Exclamationen; einerley Richtungen des Geſanges; einerley Nachahmungen der Pſalmen- und Liederſprache; einerley Manier im Rhythmus, — ſo daß oft nur eine aus der andern abzuſchreiben ſcheint. Wie oft hat ſich nicht die Karſchin in einzelnen Stellen ſelbſt abgeſchrieben, und ſich in ihren Lieblingsphraſen [woran die Muſe der meiſten Dichterinnen ſcheitert] bis zum Uebermaß repetirt! In tauſend andern erblickt man nur das eitele Beſtreben ihrer Verfaſſerinnen, durch das Einſchalten einer ſchon bekannten Dichterphraſe doch etwas Neues ſagen zu wollen, — oder durch Aneinanderreihung verſelben ein Feuer der poetiſchen Laune auszudrucken, das nicht vorhanden iſt, und durch ein ſolches Additionsexempel ſchöner, ſelbſt kraftvoller Worte nimmermehr hervorgebracht wird. Die wahre Begeiſterung ſchafft ſich ihre Sprache ſelbſt, und ſie iſt ſchon halb entſchlummert, wenn ſie um den Ausdruck verlegen iſt, oder wenn ſie ſich durch dieſe Fittige allein heben will. Die rege und entglühete Phantaſie muß die Bilder des Erhabenen und Schönen aus ſich ſelbſt hinſtellen, wenn ſie nicht Bilder bleiben, ſondern das innere Leben der Muſe hinreißend hinſtellen und eindringlich machen ſollen. Der Geiſt, der in und über dieſen Bildern herrſcht, der ungeborgte, freye, ſelbſtſtändige Charakter ihrer Originalität ſpricht allein die hohe Natur der Ode aus, und ſie wird daher nicht unrecht der höchſte Schwung des Talents in der Anſchauung genannt. Reine, lebendige, ſich ſelbſt anregende Anſchauung des großen Gegenſtandes, den ſie eben ſo lebhaft fühlt, als denkt, — iſt der Ode ewiger Sinn und Werth, und wo dieſe Anſchauung des tiefſten und innerſten Gefühls mangelt, da iſt alle Odenpoeſie — nicht Poeſie, ſondern nur eine in das Metrum hineingezwungene Proſa. —

Daher herrſcht nun auch in den meiſten weiblichen Oden jene Kälte und Schwerfälligkeit, die nie das Herz erwärmen und begeiſtern kann, wenn ſie ſich auch in die geſchmückteſte Diction hüllete. Man lieſt ſie wie ein Zeitungsblatt, das uns ſchon längſt bekannte Sachen vorträgt; man weiß alles, was die Dichterinn ſagen will, vorher, — ſie erzählt etwas aus der ſchönen Natur her, oder ſie betet methodiſch. Wäre es ein noch ſo einfältiges Gebet aus dem Herzen, man würde ſich daran erbauen, anſtatt daß man bey dieſer gezierten Hofſprache, womit unſere Dichterinnen in jenen Oden ſo oft die Gottheit und die Natur anreden, vom Schlaf befallen wird. Nur das, was aus dem Herzen kommt, — geht zu dem Herzen über. Hierdurch ſoll aber dem ſchönen Geſchlechte ſein warmes Gefühl für die Schöpfung nicht abgeſprochen werden, — wer kennt und verehrt dieß nicht? aber es kann dieſes Gefühl ſelten in ſeiner lebendigen Kraft für die Poeſie darſtellen, — es kann daſſelbe in die lieblichſten Reime faſſen, in einzelne Accente legen, — in einzelnen Stellen himmliſch-ſchön hervorſcheinen laſſen; aber es giebt ſich nie ganz, — nie in ſeiner vollendeten Innigkeit, nie in der durch das Ganze herrſchenden Begeiſterung zu erkennen, wenn es dichten will. Es ſpricht ſein Gefühl allemal reiner, — liebenswürdiger, — unnachahmlicher und kräftiger in der ganz einfachen Proſa aus.

Höchſt wahrſcheinlich hat Lichtenberg in ſeiner ſatyriſch-naiven — Vertheidigung unſerer Odenſänger auch den Odenſängerinnen manches in das Ohr flüſtern wollen, — wenn er alſo ſpricht:

„Menſchenverſtand iſt eine herrliche Sache, allein das unbeholfenſte, unbrauchbarſte Ding von der Welt bey ſolchen Gelegenheiten, wo man ihn nicht nöthig hat. Wer ſagt euch denn, daß ihr ihn brauchen ſollt, wenn ihr eine Ode leſen wollt? Sie ſind bey ſchlummerndem Menſchenverſtande geſchrieben, und ihr beurtheilt ſie bey wachendem. Mit einem Worte, das rechte Werk iſt da; aber ihr bringt den rechten Kopf nicht mit. Horaz, ſagt ihr, hätte ganz andere Oden geſchrieben; es wären Zeilen darin, die bewundere man immer mehr, je älter man würde, und je öfter man ſie läſe; dahingegen die meiſten deutſchen Oden immer einfältiger klängen, je öfter man ſie wiederhole. Aber wer ſagt euch denn, daß ihr unſere Odenſänger mit dem Horaz vergleichen ſollt? — Horaz lebte an einem der erſten Höfe der Welt, und in einer Stadt, die das Herz des menſchlichen Geſchlechts genennt werden könnte, da konnten die Gaſſenbuben das quicquid agunt homines auf jedem Kirchhofe oder hinter jeder Mauer ſehen, wenn ſie nur die Augen aufthuen wollten. Da war es freylich eine gewaltige Kunſt, den Menſchen kennen zu lernen. Wahrheiten, bey deren Erforſchung wir jetzt alle unſere Phyſiognomik aufbieten, und bey deren Bewunderung uns die Augen über- und die Naſenlöcher aufgehen, — wißt ihr, was die in Rom waren? Caffeediscourſe, nichts weiter; Dinge, über die jeder Betrieger noch fünfzig Staffeln hinausgehen mußte, wenn er ſeine Künſte ſpielen wollte. Ich hätte faſt Luſt, die feinen Herren, die unſere Almanachsſänger mit dem Horaz meſſen können, mit gewiſſen Originalköpfen zu vergleichen, die in

Zelle in einem gewiſſen Hauſe eingeſchloſſen
ſitzen. — Unſere Odendichter ſind meiſtens
unge, unſchuldige Tröpfe, die in kleinen Städ-
en leben und ſingen, wo alle Einwohner einer-
ey hoffen, einerley fürchten, einerley hören und
inerley denken; wo zwanzig Köpfe in einer Ge-
ellſchaft immer für einen gelten; Leute, die
aus Dichterleſen — Dichter werden, ſo wie man
aus Büchern — Schwimmen, oder aus Rugen-
da's Bataillen — die Kriegskunſt lernt; uner-
fahrene Menſchen, davon jeder etwa ein Dutzend
igene und zwey Dutzend geborgte Ideen baar
iegen hat; — da läßt ſich damit über die Welt
handeln! Außerdem giebt es ja zweyerley Oden:
gelehrte für Geiſt und Ohr, und unge-
ehrte für das Ohr allein, und zu den letztern
raucht man — kaum einmal vom Weibe gebo-
en zu ſeyn. Wenn man etwas Sylbenmaß in
en Ohren hat, und dabey zwanzig bis dreyßig
Oden als Stimulantia lieſt: ſo möchte ich das
Geſicht von dem Sterblichen ſehen, der nicht eine
Ode wiederhallen könnte, die jeden poetiſchen Pri-
maner zur Bewunderung hinriſſe. Kurz, ſolche
Kompoſitionen muß man gar nicht mit dem Maß-

ſtabe meſſen, mit dem man Horazens und Ramlers Oden mißt; ſie gehören zu einer ganz andern Claſſe von Compoſition, und ſind das in der Poeſie, was Jacob Böhms unſterbliche Werke in Proſa ſind; eine Art Pickenick, wobey der Verfaſſer die Worte, und der Leſer den Sinn ſtellen. Will dieſer nicht, oder kann er nicht gut, ſo läßt er's bleiben; zu einem ſolchen Kränzchen finden ſich immer Leute.“

Klaglieder, — Elegien, — Urſachen ihrer großen Anzahl u. ſ. w.

Eine andere große Menge weiblicher Poeſien beſteht in Klaggedichten, Elegien und Gemählden, die das Elend und die Unbeſtändigkeit des menſchlichen Lebens ſchildern ſollen, — und viele dieſer Lieder haben allerdings ihren Werth, obgleich hierzu kein genialiſches Talent zur Dichtkunſt ſelbſt erforderlich iſt. Auch liegen dieſe Poeſien ſo ganz in dem Kreiſe der Weiblichkeit, daß die Uebung darin ſehr verzeihlich und erlaubt ſcheint. In ſo vielerley Verhältniſſen ſeiner eigenen Beſtimmung, ſeiner eingeſchränkten Individualität, ſeinen Hoffnungen und Wünſchen, ſelbſt in Hinſicht auf ſeinen Standpunct in der Societät, iſt das weibliche Geſchlecht ſtifmütterlich behandelt worden, und die Männer ſelbſt haben es von jeher mehr unterjocht, als geachtet. Von Jugend auf ſtrebt es, vermöge ſeiner Humanität, — aber faſt immer vergebens, nach Freyheit und ſchönen Lebensgenuß, oder doch wenigſtens nach einer Lage, worin es ſich frey wähnen dürfte. Aber der Mann ſteht immer mit der ernſten und gebietenden Richterſtirn vor ihm, wenn es auch nur einmal an ſeine Freyheit glauben will, ohne ſie in der Wirklichkeit zu fordern. Ewige Dependenz iſt ſein hartes Schickſal von der Wiege an, während der Mann ſeiner jovialen Willkür lebt, und das freundliche Weſen, nach ſeinem Bilde geſchaffen, als eine untergeordnete, unſelbſtſtändige, dem Mitleiden anvertrauete Natur betrachtet, — die ſich nach dem Willen des Mannes, wie der zarte Grashalm nach dem Sturmwinde, drehen und biegen müſſe. Ueberall iſt dieſes arme Geſchlecht mit tauſend Forſcheraugen umgeben, — um es entweder zu hintergehen, oder für den kleinſten Fehltritt zu beſtrafen, als ob der Mann allein zum Criminalrichter ſogar des innerſten weiblichen Gedankens beſtellt ſey; — er, den doch die Natur unendlich öfter, als das Weib ſinken läßt. Strenge, oft mit tyranniſcher Härte erzogen, zumal wenn es fremden, unmütterlichen Händen anvertrauet wurde, behält es faſt keine Freyheit, — als die der Liſt und Verſtellung übrig, — und ſo reift es ſeiner vollendeten, mit neuen Kümmerniſſen belaſteten Jugend entgegen. Während dieſes ſeines Hinaufſchwunges zu einem innern reichen Leben der Phantaſie, — zu der höchſten Region ſeiner Hoffnungen und Wünſche — durch die ſeligen Ahndungen der Liebe, — hat es ſich die goldenen Plane zu ſeiner Beſtimmung entworfen; — es lebt einige glückliche Tage, auch wol Jahre, in dieſen Planen; es genießt ſeine Gegenwart in einer ſchön geträumten Zukunft, — und wenn ſie kam, war alles nur ein Traum geweſen, der in der Wirklichkeit wie eine farbige Wolke des unſteten Himmels verſchwindet *). — Der feurige, ſo innig umarmte Liebling des Mädchens, — dem ſie

---

*) Wie ſchön und wahr drückt dieß eine vortreffliche deutſche Fürſtinn in einem Liede aus, das ſich zugleich mit der heiligen Sprache des weiblichen Heroismus endigt:

Unſre Freuden, unſre Leiden,
Alles, alles iſt ein Traum!
Unbeſtand gebietet beyden;
Sie verwehn wie leichter Flaum.
Sieh', wie mit dem ſüßen Munde
Freude winkt, — und falſch entweicht!
Wie, mit ihr im Schweſterbunde,
Sorg' ihr auf der Ferſe ſchleicht!

In der Kindheit Götterlächeln
Reiſt der Gram des Mannes ſchon.
Lauer Lüfte lindes Fächeln,
Sturmwind wird's, und rauſcht davon.
Friedlich glänzt das Heer der Sterne
Von dem Diadem der Nacht,
Doch der Erdſtoß iſt nicht ferne,
Wenn der Sichre taumelnd lacht.

Wilder Luſt im bunten Kleide
Folgt die Reue, Tod im Blick,
Morgen oft weicht ſie dem Leide,
Durch ein rächendes Geſchick.
Hüpfend durch die Blumenfluren
Träumt der Frohe — Scherz und Ruh;

gern ein tauſendfaches Leben aufgeopfert hätte, der wie ein Gott in ihrem Herzen ſtand, wurde

---

Ach! und bald deckt ſeine Spuren
Eines Abgrunds Tiefe zu.

Aber Heil! auch Leid und Schmerzen
Sind vergänglich, — dauern nie.
Blut'ge Wunden kranker Herzen —
Zeit, Gewohnheit lindern ſie.
In des Grames Wermuthsquelle
Miſcht Ergebung — Labetrank;
Und verſchlungen wird die Welle,
Drein des Dulders Zähre ſank.

Selbſt im Arm des Jammers wieget
Mich die Hoffnung, — ſtillt den Harm;
Durch Unſterblichkeit beſieget
Flieht der Grabesſorgen — Schwarm.
Aus dem Mund des Leidens tönen
Mir des Sieges Lieder zu;
Und des Schmerzens bängſtes Stöhnen
Iſt Verheißung künft'ger Ruh.

Erdenfreuden, — Erdenleiden,
Stufen ſind ſie mir zum Ziel!
Zufall nicht gebietet beyden,
Und ihr Wechſel iſt kein Spiel.
Dieſe — Loos aus Vaterhänden,
Ihre Zucht — führt himmelan;
Jene — Kleinmuth abzuwenden,
Und — die Roſen meiner Bahn.

treulos, — oder in das Grab geſtürzt, — oder aus dem feurigſten Liebhaber wurde ein kalter, eckiger, wunderlicher, wol gar despotiſcher Ehemann, und auch dieſer geträumte Himmel ſank in traurige Ruinen zuſammen. — Aber auch bey einer glücklichern Liebe und einer beſſern Ehe wird es von einer Menge phyſiſcher Schwächen und Launen verfolgt, die nicht ſelten den entſchloſſenſten Frohſinn zerſtören, und die achtungswürdigſte Selbſtſtändigkeit zu Klagen zwingen. Die zarte Organiſation kann nicht lange feindſeligen Elementen widerſtehen; — der Mann ſelbſt wird ſo oft der unbarmherzige Zerſtörer dieſer liebenswürdigen Form und dieſer weichen Geſundheit, ohne daran zu denken, welche Verbrechen er begehet. Er zermalmt die ſchöne Natur, die er liebt, durch ſeinen herriſchen Unſinn; — er ſtreuet ihr überall Dornen unter die Blumen, die ihr ohnehin vom Schickſale ſo ſparſam gereicht werden. Für einen Tropfen — Freude erwartet das Weib ſo oft eine lange Koſt von Wermuth und Thränen. Der Wechſel der Dinge wird ihr drückender und ſchmerzhafter, weil ſie zarter und lebhafter empfindet, — weil die Furcht ſo leicht ihren ſtillen Sinn erſchüttert, — ſie gegen das Schickſal mißtrauiſch macht, und in dem mißtrauiſchen Gefühle ihre ſüßeſten Freuden untergehen läßt.

„Es iſt eine Sache von hohem Werth, — Weib zu ſeyn; aber es iſt kein außerordentliches Glück, es zu ſeyn;“ — dieß iſt der Glaube der meiſten Frauen ſelbſt, und dieſe Sprache verdient Schonung. — „Wenn uns auch, ſagen ſie, alles ſo ziemlich gelingt; wenn wir auch unſer Leben heiter und behaglich genießen, ja, es ſogar nach unſern Phantaſien freundlich ausſchmücken können; wenn uns auch die Liebe und Ehe beglückte, und die Männer ſelbſt den ſchönern Raum unſeres Lebens hell und lieblich machten: ſo iſt doch unſer Alter gemeiniglich viel drückender und unfreundlicher, als das Alter des Mannes. Sind unſere Roſen ganz verblühet: ſo gefallen wir nicht mehr; — indeß haben wir uns an das ſchmeichelhafte Glück zu gefallen ſo ſehr gewöhnt, daß wir, wenn es aufhört, unſer Daſeyn für halb vernichtet halten, — während der alte Mann, iſt er nur gut und fröhlicher Laune, immer noch gefällt. Das Alter verſcheucht uns in die Winkel unſeres Hauſes, oder, wenn wir dennoch in die geſelligen Zirkel eindringen: ſo kann es uns nicht entgehen, daß wir da eigentlich nur tolerirt werden, wenn unſer Geiſt ſich keine Achtung zu verſchaffen weiß. Wir können es nicht einmal verhindern, daß unſere alten Tage früher, als bey den Männern, eintreten, daß wir früher unſern jugendlichen Humor verlieren, früher in unſerm Geiſte einſchlafen *), wenn auch unſer Herz, wie die Männer ſelbſt glauben, einer dauerhaftern Wärme und Liebe fähig ſeyn ſollte. Wir gehen im Ganzen genommen früher unter, als der Mann; — unſer Leben iſt kürzer, als das ſeinige, wenn wir unter dem Worte Leben: Kraft, — Munterkeit, — Geiſtesfülle verſtehen. Wir ſind des

---

*) Ein Weib in hohen Altertagen
Iſt wenig mehr beſeelt,
Gilt wenig — — —
— — — — — — — — — —
Wenn immer noch ein Greis
Erträglich bleibet, und nicht ſelten
Wie — — — liebenswerth!

Karſchin.

Lebens ſelbſt früher überdrießig, als er, — der es länger genießen darf, und dem die Natur in ſo vielen Momenten noch einmal die Jugend zurückzuführen pflegt.“

Dieſe weiblichen Confeſſionen ſind ſo wahr, daß uns nichts weniger, als ein weiblicher Klaggeſang, in Verſe gebracht, befremden darf. Die Dichterinnen haben auch vielleicht *mehr* Urſachen hierzu, als andere Frauen, die ſich ſchon mehr in die Welt ſchicken lernten, — und denen das Schickſal ſelbſt beſſere Ausſichten und Lebensverhältniſſe geöffnet hatte. — Viele Dichterinnen waren und blieben *unverheirathet*. Dieß iſt ſchon ein wichtiger Grund, Elegien und Grablieder zu fertigen, und von getäuſchten Hoffnungen zu ſingen, — wenn gleich dieſen Klagen immer ein anderer Grund untergeſchoben wird. Allein die meiſten Verſtimmungen kommen doch indirecte daher, und tönen dann ſo lange in Klagtönen fort, bis die böſe Laune über das harte Schickſal vorüber iſt. Wie kann ſich auch wol ein zur Liebe und Herzlichkeit geſchaffenes Frauenzimmer glücklich fühlen, wenn ſie ihre ſchönſte Beſtimmung, Gattinn und Mutter zu ſeyn, nicht erreichen kann! — womit ſoll ſie ſich, vornähmlich wenn ſie viel geleſen hat, gegen die Härte ihrer Lage ſchadlos halten, — als anfänglich durch den Umgang mit den Muſen, und im Alter — mit dem Andachtsbuche! — und was wird die Unzufriedene und Verſtimmte anders ſingen, als Klaglieder, wenn ſie von der Natur nicht mit dem ſchönen Geiſte eines bleibenden Frohſinnes ausgerüſtet wurde!

Die Abnahme und Verminderung der Ehen, die wir dem ungeheuren Luxus zuſchreiben müſſen, haben nicht wenig dazu beygetragen, die Dicht- und Schreibſucht unter dem gebildeten Theile des ſchönen Geſchlechts zu befördern. Das frivole Zeitalter mag die Schuld auf ſich laden, daß es ſo manche ſehr mittelmäßige Dichterinn giebt, die unter andern Umſtänden und in einer andern Lage eine vortreffliche Gattinn und Mutter geworden wäre. — Eigentlich widmeten ſich doch wol die meiſten aus langer Weile den äſthetiſchen Spielereien, weil ihnen edlere und größere Zwecke des Lebens verſagt waren, und da ſich ihr warmes und lebendiges Herz doch auf irgend eine Art öffnen und beſchäftigen wollte. Auch lehrt faſt überall die Erfahrung, daß junge Dichterinnen, die ſich nachher verheiratheten, entweder auf einmal, oder doch nach und nach von den Muſen und dem Schreibtiſche — Abſchied nahmen; entweder, weil ihnen nun in einer beſſern Wirklichkeit keine Zeit mehr zum Phantaſiren übrig blieb; oder weil ſie in ihrem häuslichen Glücke viel innigere Freuden empfanden, als je alles Oden- und Elegienreimen dem weiblichen Herzen gewähren kann. Sie lächeln nachher gemeiniglich ſelbſt über ihre poetiſchen Verſuche, und ſchreiben ſie mit Recht jenen kleinlichen Grillen oder jener jungfräulichen Empfindſamkeit zu, die ſich gern dieſer oder jener Freundinn Anfangs in einem Liedchen hörbar machen will, und ſich endlich kühn genug an die Ode wagt. Nun aber in einem glücklichen Eheſtande kehren ſie deſto freudiger zur ſtillen weiblichen Proſa zurück, da der Anblick eines blühenden Kindes und der herzliche Umgang mit einem verſtändigen Gatten alle Poeſien der Welt unendlich verdunkelt.

Daß aber die Dichterinnen ſich oft ſo unglücklich fühlen, und ſo gern in Reimen klagen, hat wol noch einen andern Grund, der mehr in ihnen, als in äußern Verhältniſſen liegt. Offenbar machen doch die meiſten nicht geringe Anſprüche auf einen vorzüglichen Grad der Cultur, des ſubtilern Gefühls, der ſittlichen Delicateſſe, — ob man gleich ein guter Dichter, und dennoch in der feinern Cultur und Moralität noch weit zurück ſeyn kann [wie es denn der unmoraliſchen Dichterinnen nicht wenige gab, und notoriſch noch giebt]. Jene Prätenſionen aber ſind es nun eben, welche den irdiſchen Muſen oft die Welt ſo enge und unleidlich machen, und ihnen, freylich nur durch ihre eigene Schuld, die meiſten frohen Stunden des Lebens verfinſtern. Sie haſchen überall nach Auszeichnung, Bewillkommung und Celebrität, ohne zu bedenken, daß ſelbſt die Celebrität ſelten liebenswürdig und intereſſant macht. Finden nun ihre Dichtereyen, ihr gewöhnlich ſteifer und gezierter Umgang, ihre feyerliche Freundlichkeit, ihr abgezirkelter Vortrag und ihre Vorleſungen den erſehnten Beyfall nicht: ſo ſind die guten Kinder übellaunig, geſpannt, finſter und unglücklich. Die Welt erſcheint ihnen als ein dunkler und fataler Planet, weil die Dichter darin ſo wenig gelten, und weil ſich kein Schriftſteller mehr gefallen laſſen muß, als die Poeten. Diejenigen ſind in ihren Augen oft Barbaren, die etwas Vorzügliches, Schönes und Großes auch außerhalb der Dichtkunſt zu finden glauben, oder wol gar die Leſung eines Gedichts für einen kleinlichen Zeitvertreib halten. Bey ſo vielen wirklich überſpannten Anſprüchen kann nie jene freundliche Stille das weibliche Herz bewohnen, welche vorzüglich ſein Eigenthum und ſein Himmel ſeyn ſoll. Selbſt die Eitelkeit wird der Schriftſtellerinn nun eher zur — Folter, als zur — Erquickung gereichen, und ſie muß in dem, was ſie am liebſten ſucht, ihre eigene Verdammung finden. Ich habe dieſe Unglücklichen oft beobachtet. Man konnte es ihnen mit aller zuvorkommenden Artigkeit nie recht machen, wenn man nicht ſogleich die Rede auf ihre Werke und Werkchen hinleitete; ſie langweilten ſich und andere; ſie waren einſylbig, eckig und unliebenswürdig, wol gar gnädigherabblickend und unleidlich, bis die ſchönen Wiſſenſchaften berührt wurden; ſie verachteten alles, was mit den

Muſen keinen Zuſammenhang hatte; ſie nannten alles andere fade, matt und hölzern; ſie drangen ohne Schonung und Delicateſſe andern ihre Reime, oder doch ihre Lectüre auf. — So ſah ich einſt eine Schriftſtellerinn mit einem herriſchen Blick und mit kreiſchender Stimme in eine große gebildete Geſellſchaft treten; eine Frage jagte die andere: ob die Herren und Damen auch ſchon dieß und dieß allerneueſte Werk geleſen? — „Auch nicht einmal — Pindar's pythiſche Siegeshymnen, von Gedike überſetzt? [die ſo eben die Druckerpreſſe verlaſſen hatten] ſchrie ſie weiter, dieß iſt unverzeihlich, dieß beurkundet den Mangel und die Trägheit unſeres Geſchmacks!" Die ſämtlichen Damen lachten hoch auf, und die Herren lachten mit.

Oft iſt jenes Klagen und Weinen in den weiblichen Gedichten auch nur eine übele Gewohnheit, die auf ſich nicht Acht hat, und ſich, wie alle Gewohnheiten, gehen läßt, ohne daran zu denken, wie ſehr der gute Geſchmack durch das nur von der Gewohnheit herrührende Jammern beleidigt wird. Oder der elegiſche Ton in zahlloſen Gedichten des andern Geſchlechts iſt auch wol nur Reimerey; — der Reim ſchafft die Elegie, und macht ſie nun zu einer verſificirten Proſa, in welche ſich die allermeiſten weiblichen Gedichte auflöſen laſſen. — Oder jener Ton iſt auch wol nur Ueberſpannung und Empfindeley, — welche ſich gern intereſſant machen möchte, und nicht bedenkt, daß, indem man auf die Art Mitleiden und Intereſſe erregen will, man ſelbſt bemitleidet wird, ohne intereſſant zu ſeyn. — Es ſind gewiß tauſende ſolcher Thränengedichte vorhanden, die nicht aus dem Herzen kamen, alſo auch nicht wieder zu dem Herzen gehen. Das Weinerliche war nur eine beliebte Affectation und Ziererey geweſen, — ohne daß die Dichterinn ſelbſt unglücklich war; — oder ein trüber Moment der Laune, worin kein vernünftiger Menſch dichten ſollte, hatte jene Trauerlieder, — unglücklich genug, geſchaffen.

Wenn der innige Umgang mit dem Guten und Schönen uns eigentlich gegen das Ungemach des Lebens am ſicherſten abhärten, — oder uns doch gewiß gleichgültiger dagegen machen kann; wenn die Muſen uns wahrlich nicht verwöhnen und verweichlichen, ſondern unſern Geiſt in die Regionen eines männlichen und heitern Sinnes allmächtig emporheben ſollen, indem ſie den Wechſel der Dinge unſerer Selbſtkraft durch die Phantaſie unterwerfen: ſo iſt das Klagen und Wimmern in dem Gebiete des Schönen ſelbſt kein gutes Zeichen einer äſthetiſchen Erziehung, — wenigſtens mag dieſe dann kaum in der Dichterinn ihren erſten Anfang erlebt haben, da ihre Vollendung allemal den ſtarken männlichen Geiſt, — den Charakter der Selbſtſtändigkeit mit ſich führt. Wenn der Genuß des Schönen uns weibiſch und ſchwach machen dürfte: — ſo wäre es ſelbſt als ein Gift der Humanität auf ewig zu verbannen, und es gäbe dann keine ſchrecklichere Kunſt, als — die Dichtkunſt, und überall keine verdammlichern Menſchen, als die Dichter. Das Schöne ſoll als ein Zweck des Guten die Menſchheit vervollkommnen, nicht erniedrigen, und jedes Vernunftweſen erniedrigt ſich jedesmal, wenn es keinen Widerſtand zu leiſten vermag, und in ſchwermüthiges Dichten und Zagen verſinkt, wo es als ſein Selbſtzweck handeln und das Geſchick verachten ſollte. Denn das Geſchick ſteht nicht in ſeiner Gewalt; allein es kann durch die menſchliche Vorſtellungskraft und durch die idealiſchen Genüſſe ſeiner innern Freyheit — die Laſt des Geſchickes ſogar unfühlbar machen. Die beſten Dichter haben ſich die finſtern Stunden des Lebens weggeſungen, und dieß war ſehr vernünftig! Die ſtärkern Geiſter unter ihnen haben gewiß nie weinerliche Gedichte gemacht; — ich erinnere mich, kein ſolches von Wieland, Göthe und Schiller geleſen zu haben. — Ueberall herrſcht da Kraft und männlicher Aufſchwung, — überall Harmonie, die ich mir ohne Kraft nicht einmal denken kann; — überall der ſich ſelbſt haltende, aber liebenswürdige, Egoismus der Muſen, der auf dem Guten und Schönen feſtſteht, weil das Schickſal dieſes ihrem genialiſchen Frohſinne nie rauben kann. — Wie ſchwach und unmännlich erſcheint uns daher der ſonſt ſo fruchtbare romantiſche Kopf — Ovid in ſeinen Elegien! Der römiſche Weichling, der die Reſidenz für ſein einziges Himmelreich hielt, möchte freylich wol kaum den ſchneidenden Contraſt mit ihr und dem rauhen Lande der Geten ertragen können; allein der Kunſtſinn für männliche Dichterkraft wird jene Elegien gewiß nicht zu ſeinen Vortrefflichkeiten rechnen, wenn auch die Sprache oft dichteriſch genug iſt. Wenn der Dichter klagen darf: ſo iſt es die Klage der Liebe, die ihm verziehen wird; denn die Liebe iſt unendlich ſtärker, als das Geſchick, und er kann ſie nicht, wie dieſes, wegdichten und wegphiloſophiren; ſie glühet in ſeinem Innern, — er müßte nicht mehr Menſch, — nicht mehr der tieffühlende Menſch ſeyn, wenn er nicht ihre Qualen und ihre Untreue ſingen könnte. Petrarcas Klagen werden in allen Jahrhunderten mit Wehmuth geleſen werden, — wie die Leiden Werthers *). Die klagende Liebe beleidigt das Schöne nicht; aber die klagende Muſe, welche das Geſchick anklagt, — vergißt es: daß ſie größer, als das Geſchick, ſeyn müßte.

---

*) Die Frage, ſagt Lichtenberg, ob die Macht der Liebe unwiderſtehlich ſey, oder der Reiz einer Perſon ſo ſtark auf uns wirken könne, daß wir da-

Daß die Klagtöne in ſo vielen weiblichen Gedichten oft nur eine übele Gewohnheit ſind, — und nur durch die Aſſociationen der Ideen, oder nur des Reims hervorgebracht werden, — ſiehet man daraus, daß ſie mitten aus den Ergießungen des redſeligſten Frohſinns in jene hinüberſchweifen, alſo durchaus inconſequent dichten. Selbſt die männliche Karſchin, die ihre Muſe in der Geſchichte der Helden aufweckte, und an dem Sonnenbilde großer Männer aufglühen ließ, ver-

---

durch unvermeidlich in einen elenden Zuſtand gerathen müſſen, aus welchem uns nichts, als der ausſchließende Beſitz der Perſon zu ziehen im Stande iſt? — habe ich in meinem Leben unzählige Mal bejahen hören von Alt und Jung, und oft mit aufgeſchlagenen Augen und über das Herz gefalteten Händen, — den Zeichen der innerſten Ueberzeugung und der ſich auf Diſcretion ergebenden Natur. Allein nach einer genauern Unterſuchung, fährt der große Seelenforſcher fort, behaupte ich mit völliger Ueberzeugung: die unwiderſtehliche Gewalt der Liebe, uns durch einen Gegenſtand entweder höchſt glücklich, oder höchſt unglücklich zu machen, iſt poetiſche Faſeley junger Leute, bey denen der Kopf noch im Wachſen begriffen iſt, die im Rath der Menſchen über Wahrheit noch keine Stimme

gnet hier ihre Weiblichkeit ſo wenig, — daß
ſelbſt in einer glücklichern Lage ſich bisweilen
ſem Gewimmer hingiebt. — Andere Dichter-
en haben ſich noch weniger in ihrer Gewalt.
ne unter ihnen fühlt ſich an einem ſchönen Früh-
gsmorgen hochbeglückt, — die Bilder des
hſinns ſtrömen im freundlichen Taumel ihr
gegen, — Millionen fröhliche Weſen feyern
Auferſtehung, — froh, wie junge Lämmer,
ngen die Kinder um die mütterliche Dichterinn,

---

haben, und meiſtens ſo beſchaffen ſind, daß ſie keine haben können. Ich erkläre hier, — ob es ſich gleich wol von ſelbſt verſteht, daß ich den Zeugungstrieb nicht meine, der, glaube ich, kann unwiderſtehlich werden; allein ſicherlich hat ihn die Natur uns nicht eingeprägt, uns höchſt unglücklich oder höchſt glücklich zu machen!“ — Lichtenberg würde alſo über die Klaglieder verliebter Dichter nicht wenig gelacht und den für toll erklärt haben, welcher aus bloßer Verliebtheit ein Selbſtmörder werden konnte. Ein ſolcher Charakter würde ſeiner Meinung nach wenig Größe und männliche Selbſtſtändigkeit beſitzen, und höchſtens nur ein philoſophiſcher Empfindler ohne moraliſche Kraft ſeyn, — ein Romanheld, — bey dem auch nur noch der Kopf im Wachſen begriffen iſt.

— ſie kann ſich nichts Herrlicheres wünſchen, und doch muß auf einmal der Ton in düſtere Klagen abſtreifen, und der Frühlingsgeſang wird eine Litaney. Eine andere macht es noch ärger; — ſie umarmt ihre junge blühende Freundinn im höchſten Jubel des innigſten Frohgefühls, — glaubt ein Eliſium an ihrer Seite gefunden zu haben, und in dem nähmlichen Augenblick ſagt ſie der blühenden Roſe: daß ſie morgen — vielleicht nicht mehr ſey. Noch eine andere ſchildert die Seligkeiten der Liebe, — und das freundliche Gedicht endigt ſich gleichfalls mit den ſchauerlichen Gedanken an Grab und — Verweſung.

Wenn dieſe ſchwermüthigen Klagen in Gedichten vorgetragen werden: ſo verlieren ſie vollends alles Intereſſe, wenn überall nicht einmal ein Grund derſelben angegeben, — und der Leſer nur mit leeren Bildern unterhalten wird. Kann er ſich, vermöge der Einbildungskraft, nicht an die Stelle der Klagenden ſetzen, — und dieß kann er nicht, wenn ihm der Gegenſtand des Klagens unbekannt iſt: — ſo bleibt er ungerührt, und das Gedicht hat für ihn keinen Werth, — beſſer wäre es alſo in dem Pulte liegen geblieben. Solche Lieder mögen auch wol gemeiniglich nur die Geburt eines vorüberfliegenden Humeurs ſeyn, das ſich auf keine beſſere Weiſe, als mit Versmachen, die Zeit zu vertreiben weiß, und nun ſeine lange Weile in langweiligen Reimen ſingt, — oder es ſind Ausbrüche weiblicher Kränklichkeiten, mit welchen die weibliche Delicateſſe nie das Publicum beſchäftigen ſollte. Anſtatt Eindruck zu machen, erregen ſolche ſchwermüthige Reimereyen gar leicht Spöttereyen, — vornähmlich dann, wenn ſich der Ton dieſer poetiſchen Auswüchſe am Schluſſe nicht ſelten in eine hüpfende Fröhlichkeit verwandelt, und der gutmüthige Leſer, der mit der Dichterinn anfangs ein wenig ſympathiſiren konnte, — zuletzt nur geneckt wird.

Manche Dichterinnen ſingen von einer gewiſſen heimlichen Sehnſucht in dem Innerſten ihres Gemüths, und ihre Klagen ſind dann oft ſo weinerlich, daß man wirklich ſich für ſie intereſſiren würde, wenn nur das Ziel, wohin ſich dieſe Sehnſucht richtet, bekannt wäre. Sie klagen die Natur an, daß ſie dieß lebendige Gefühl [aber welches denn?] in die weibliche Seele gelegt habe, gleichſam um ihr nur deſto größere Qualen zu bereiten; ſie möchten ſich lieber in die tiefſte Einſamkeit vergraben, weil die Welt ſie verkenne und nicht verſtehe; — eine gewöhnliche Ergießung des weiblichen Egoismus, wenn er ſich eine zu hohe Idee von ſeiner geläuterten Selbſtheit geſchaffen hat. — Auch kann unter jener Sehnſucht nicht das zärtliche Verlangen einer weiblichen Seele, geliebt zu werden, verſtanden ſeyn, weil mehrere glücklich verheirathete Dichterinnen dennoch von jener ſtillen Sehnſucht reden, — ohne daß ſie die Liebe einflößen konnte. Um ihr aber doch irgend einen Grund unterzulegen: ſo wird dieſe Sehnſucht gewöhnlich als ein Hinblick auf beſſere Welten angegeben, und dann muß die Erklärung der Pſychologie überlaſſen werden, ob eine ſolche Sehnſucht in einer Welt, worin uns ſo unendlich viel Gutes geſchenkt wird, wol natürlich ſey. Ein ſolches Schmachten nach dem Unſichtbaren iſt in den meiſten Fällen doch nur Empfindeley und Schwärmerey, — weil der feſtere Charakter ſich lieber die Gegenwart in ſeinen Himmel umzuſchaffen ſucht.

Dagegen beſitzen wir eine Menge der heiterſten weiblichen Gedichte, — und dieſe ſind immer mit Beyfall geleſen worden, wenn ſie ſich auch durch kein beſonderes poetiſches Verdienſt auszeichnen ſollten. Ein ſolcher zufriedener Heroismus der weiblichen Muſe, — ihre ſtille und philoſophiſche Ergebung in den Willen des Schickſals, — ihr Vertrauen auf eine höhere Weisheit, welche keinem lebendigen Weſen mehr auflegt, — als es tragen kann, gewinnt ſelbſt unſer Vertrauen und unſer Herz. Wir befinden uns gern in der Geſellſchaft eines Weibes, die mit feſter Seele und ſtiller Reſignation ihren Lebensweg wandelt und ehrt, und ſich durch eine unnütze Traurigkeit nicht ſelbſt verliert; — wir werden ſelbſt geſtärkt, wenn wir bemerken, daß dieſe ſchwächere Natur ſich herrlich ermannt, und mit unerſchütterter Seele auch das harte Geſchick übernimmt, was ihr beſchieden war. Wir meinen, daß ihr in dieſer freyen ungedrückten Stimmung gleichſam eine überirdiſche Kraft beywohne, und ihr die dunkeln Pfade erleuchte, vor denen ſonſt das hinfällige Gemüth der Weiber ſo leicht zurückbebt. Wir wollen freylich keine Heroinen, —

männliche Weiber, die dieſe Unnatur bey allen Gelegenheiten zeigen; aber wir wollen Frauen, die nicht mit der Gottheit richten, und auch unter Dornen liebliche Blumen aufzufinden wiſſen.

Wir erblicken unter der Legion weiblicher Dichter wenige, die ſich durch jenen heitern ungetrübten Sinn, — durch den Ausdruck einer ſich ſelbſt ſtärkenden Lebensphiloſophie und durch ein zufriedenes Herz auszeichnen, — nähmlich nicht in einzelnen Stellen ihrer Gedichte, ſondern ſo, daß die zufriedene Stimmung des Gemüths der herrſchende Charakter, — wenigſtens das Colorit ihrer Muſe iſt. Unter dieſen heben ſich vornähmlich drey ſchätzbare Frauen hervor, die allen übrigen Dichterinnen zum Muſter dienen könnten, wie man die Muſe ſelbſt durch einen heitern Geiſt und eine zufriedene Lebenskunſt verherrlichen könne. Die erſte iſt die ſchon mehrmals genannte Karſchin, die in mehrern Gattungen der Dichtkunſt wegen ihrer Gedankenfülle und dichteriſchen Kraft unter allen dichtenden Frauen bis jetzt noch oben an ſtehet. Kann man mit fröhlicherer Seele und mit einem innigern Vertrauen auf die Gottheit dichten, als ſie es in ihren Morgengedanken 1761 gethan hat! *) Wie naiv gebietet ſie dem Gram, daß er ſich ſchämen, und ihr keine von den ihr kärglich zugezählten Stunden nehmen ſolle! — „Wenn leben die Menſchen, fragt ſie ein ander Mal, mehr als königlich?“ und ſie antwortet

---

*) Es iſt ein Gott, der dieſe Welt regieret,
Der aus dem Staub mich wunderbar geführet,
Und der mir Freud' und Freunde macht!
— Es iſt ein Gott! er ſah oft meine Zähren,
Und hörte Kinder — Brot von mir begehren,
Wann lange ſchon die Mittagsſonne ſchien.
Sie ſind dahin, die Tage meiner Plagen,
Und daß nach Brot nicht meine Sorgen fragen;
Dieß will mein Gott, dieß iſt durch ihn.
— Mein ruhig Herz und dieſer ſtille Friede,
Der um mich herrſcht, der keinen Tag mich müde
Von Arbeit, oder von Verdruſſe, ſieht;
Das ſanfte Feu'r, das durch die Adern dringet,
Und dieß Gefühl, das in mir denkt und ſinget,
Das dank ich dem, der mich durch Güte zieht.
— Ich heiſche nicht aus ſeinen vollen Händen
Ein größer Glück. Nicht Reichthum ſoll er ſenden,
Nicht eiteln Ruhm, und was in's Auge fällt.
Mein Mittelſtand, der Rock, der reinlich kleidet,
Ein g'nugſam Brot, genoſſen unbeneidet,
Dieß ſey mein Theil, und bleib' es in der Welt!

ganz mit der Dichterphiloſophie eines Horaz: — „wenn ſie der ganzen Welt vergeſſen, und in einem edeln Freunde ihr Himmelreich finden.“ Ein ander Mal ſcherzt ſie bey einem Ungewitter: „der Donner thue den Dichtern nichts,“ — oder noch auf eine andre Art: „ich bin ein ſchwaches Weib, und wehre mich mit Liedern.“ „Nie will ich dem Leben fluchen, ſelbſt mein Kummer ſoll mir heilig ſeyn!“ — dichtet ſie in den Klagen einer Witwe; ein Zuſtand, worin das Klagen gewiß erlaubt iſt. In ihrem großherzigen Liede: die Freunde, ſchildert ſie das herrliche Glück, ſolche zu beſitzen, und ruft in der Begeiſterung mit hochfröhlichem Sinne alſo aus: „Sechs Freunde! *) welch ein Königreich giebt ſeinem Herrſcher ſolch Vergnügen? Eliſabeth [damalige Kaiſerinn] iſt mir nicht gleich, wenn Ruſſen vor ihr liegen.“ — Ihr Lied der Fröhlichkeit iſt der lebendigſte Abdruck einer ungetrübten hohen weiblichen Seele, die den Gram — Menſchen zuſendet, die ihn verdienen, und die in dem Beſitz edler Freunde ſich unendlich

---

*) Sulzer, Gleim, Ramler, Kleiſt u. a.

glücklich fühlt. Wie naiv und anacreontiſch endigt ſich nicht dieſes herzige und erwärmende Lied!

Hier find' uns noch der Mond,
Und wenn ſein Kreis bewohnt
In ſeiner größten Stadt
Auch Muſenkinder hat:
So laden wir ſie ein.
Sie ſollen Zeugen ſeyn.
Wir trinken Friedrichs Sieg,
Das Ende von dem Krieg,
Und wollen, — daß Apoll
Selbſt mit uns trinken ſoll!

Die zweyte dieſer philoſophiſch-heitern Dichterinnen, deren Poeſien überall die Spuren eines zufriedenen, der Gottheit vertrauenden Herzens verrathen, und ſich dadurch gewiß den Beyfall aller Zeiten erwerben, iſt — Eliſa. Ueberall wehet darin ein ächter, ſtiller Geiſt der Religioſität, — ohne Schwärmerey, und die heilige Zuverſicht auf ein höheres Weſen, die kein Sturm des Lebens niederdrücken kann. Dieſen feſten religiöſen Charakter, der unter unſern neuen Kunſtdichterinnen, leider! noch ſo ſelten bemerkt wird, beurkunden Eliſa's frommes

Lied der **Zufriedenheit** mit den Wegen der Vorſehung, und ihre männlichen Troſtlieder, die in einzelnen Stellen mit einem wahren Heldengeiſte gedichtet ſind. Wie kraftvoll und erhebend iſt der große Gedanke: „Der Welten ſchuf, und ſie beglückt, — der iſt's, auf den ich baue!" Wie innig, Gott ergeben und herzſtärkend in einem andern Liede folgende Strophe:

Und ſelbſt die Leiden, die uns hier
Noch immerfort umgeben,
Sind Mittel, unſer Herz zu dir,
Erbarmer, zu erheben.
Zu dir, der ſie zum beſten lenkt,
Der dann auch huldvoll an uns denkt,
Wenn wir im Stillen weinen.

In einem ihrer poetiſchen Briefe redet das unumwölkte Herz eben ſo, — nur noch in einem muntereren Tone:

Wie thörigt iſt das ewige Gewimmer:
Daß dieſe Welt kein Himmel iſt!
Sieh', Dorn und Roſen wachſen immer
An Einem Stock. Mit gleicher Weisheit mißt
Gott beydes zu — die gut und böſen Stunden.
Wer iſt der Weichling nun, der keine Roſe bricht,
Um durch der Dornen Spitzen nicht
Die zarten Finger zu verwunden!

Noch ſtärker und bleibender hallet dieſe zufriedene Gemüthsſtimmung, dieſer fröhliche Geiſt der weiblichen Poeſie aus den Liedern der Rudolphi hervor, — ſo ſchwermüthig ſonſt wol die Lieder unverheiratheter Frauenzimmer zu tönen pflegen. Ich kenne keine einzige Dichterinn, welche der Muſe der Zufriedenheit ſo viel jugendliche Lieder, und unter ſo vielerley Anſichten und Geſtalten geſungen hätte, — und für hypochondriſche Frauen können jene Gedichte als ein heilſames Vademecum empfohlen werden. Bald verdankt unſere Dichterinn ihrer Leyer die größte Fülle des Guten, was ihr der Himmel geſchenkt habe; — [wie einſtmals auch die Karſchin von ihrer Leyer zu ſingen pflegte] Sonne, Mond und Sterne und die ganze Natur lachen ihr durch die Poeſie freundlicher entgegen. Bald ſingt ſie, voll innigem Dankgefühls, den Werth des Lebens, während hundert andere Versmacherinnen das Leben ſelbſt empfindeln, bejammern und ewig von Gräbern und Todtenglocken ſchwatzen. Wie nachdrucksvoll und reingeiſtig iſt folgender Ausruf der Dichterinn!

Ja! das Leben iſt des Himmels Gabe,
Iſt des ſchönſten, tiefſten Wunſches werth,
Fühlt das nicht auch bey der kleinſten Habe,
Wer ein reines Herz in ſeinem Buſen trägt?

Bald verliert ſich ihr dankbarer Geiſt in den Schönheiten der Schöpfung, — ohne in das neumodige, gezierte und gequälte Landſchaftsmahlen zu verſinken. Ein ſchöner Morgen ſteigt am Himmel herauf, und vergeſſen ſind alle ihre Kümmerniſſe; — die Natur tritt wie eine Zauberinn vor ihr Herz, und die Religion erhöhet ihren Glauben an das Heil der Schöpfungen. Bald begeiſtert ſie das liebevolle Bild der Freundſchaft, und — ſingt alſo:

Alle die, o Freundſchaft, zu dir kamen,
Trinken deinen Becher lebenslang.
Trinken Luſt und ſeliges Vergeſſen
Aller Uebel, aller ihrer Qual,
Trinken Muth, den Tartarus zu meſſen,
Schiffen froh zum Eliſäer Thal.

Bald ruft ſie dem Freunde mit lehrender Kraft entgegen: „Scheuche dann der Erde Sorgen — von dir, jeder Abend, jeder Morgen finde traulich bey der Weisheit dich.“ Bald nennt ſie

hne empfindſames Gewimmer mit ſocratiſcher
Faſſung den Schmerz ſelbſt ihren Freund:

„So werde dann in meinen Erdentagen
Mein weiſer Feund, o Schmerz,
Und ſollteſt du noch tauſend Wunden ſchlagen,
Ich murre nicht; — hier iſt mein Herz.“

Die Spielereyen landſchaftlicher Ge-
ichte und Gemählde ſind jetzt unter den
ichterinnen an der Tagesordnung. Eine Natur-
ichterinn zu heißen, — ſcheint jetzt ein beſon-
eres Verdienſt zu ſeyn, obgleich die meiſten
olcher Gedichte weniger Mühe gekoſtet haben
ögen, als einen Strumpf zu ſtricken; — ver-
cht ſich, wenn die Dichterinn nicht von dem
ſthetiſchen Naturſinne eines Thomſon, Voß und
atthiſſon beſeelt war. Eine Landſchaft iſt leich-
r, wie ein Charakter gemahlt, — ſie iſt, ſo
ie die meiſten vor uns liegen, das Leichteſte
nter allen Dichtereyen, denn ſie ſtellt nur die
gegebenen Gegenſtände neben einander, — wie
e liebe Naturgallerie offen vor dem Auge liegt.
a hat die Einbildungskraft wenig, oder gar
chts zu erfinden, und das Genie nichts zu

thun, wenn auch eins vorhanden wäre. Aber weil die Natur gemeiniglich nur in ihrer ſchönen Alltäglichkeit hingeſtellt wird, — und ſie ſich in allen ſolchen Gemählden, wie ein Tropfen Waſſer dem andern, gleich bleibt: ſo hat man auch alle landſchaftliche Gedichte der Dichterinnen geleſen, wenn man eins geleſen hatte. — Ueberall der nähmliche Schellenklang von blinkenden Fiſchlein, — Veilchenduft, — Abendwonne, — Roſenſchimmer, — Azurhimmel, — Farbenkränzen, — Silberglanz, — Silberhülle, — Farbenharmonie, — Aetherbläue, — ſogar: in Eos mildem lieblichen Karmin, — ſterbendes Geflimmer, — Abenddämmerungsflor, — Ferngedüft, — Schimmerſaum — u. ſ. w., und in keiner Gedichtsgattung hat man ſich wol ſo viel neugemodelte Wortfügungen, als in dieſer erlaubt, um damit etwas Mahleriſches anzudeuten, ohne zu bedenken, daß die ſchönſten Farben neben einander geſtellt noch kein — Gemählde ſind, wie es die Poeſie verlangt.

Mich dünkt, das man der Natur ſchon ein wenig müde geworden iſt, wenn man ſich erdreiſten kann, ſie durch bloße Reimereyen zu entehren, anſtatt ihre Größe in erhabenen Bildern zu ſingen. — Die Herrlichkeit ihrer Werke, der geiſtige Eindruck, den ſie mit einer magiſchen Gewalt auf unſere Empfindung, unſer Herz und unſere Phantaſie macht, kann ihr nie — würdig genug beſungen werden, und die Dichtkunſt ſollte ſich lieber an jedem andern Gegenſtande ihres unendlichen Gebietes üben, als an froſtigen Gemählden der ſchönen Natur. Man ſieht auch gar bald allen dieſen poetiſchen Plaudereyen den Zwang an, den ſich die Naturdichter — anthun müſſen, um wenigſtens etwas Großes, das ſich nie zeichnen läßt, in bunte Worte zu hüllen; — aber das reinere und glühende Naturgefühl ſelbſt wird durch alle dieſe Gedichte zuſammengenommen die hohe Begeiſterung nicht empfinden, die durch den Anblick einer wirklichen, — auch vielleicht nur mittelmäßigen Naturlandſchaft ſo leicht und innig hervorgebracht wird. Wie empört ſich ſogar dieſes Gefühl, — das in der Natur eine herrliche Unendlichkeit erblickt, wenn eben dieſe Natur, wenn die erhabene Feyerlichkeit eines ſchönen Morgens und Abends in ein mageres anacreontiſches Geläute mit kurzen, klingenden und klimpernden Verslein dargeſtellt werden ſoll, wobey die Natur faſt ganz vergeſſen, und nur dem Reime gehuldigt wird! — Kleinen Gegenſtänden wäre ein ſolcher hin- und herſpringender kindiſcher Ton noch angemeſſen; aber die Natur wird durch ihn entweihet, und es wäre wol Zeit, daß dieſe poetiſchen Tändeleyen endlich einmal aufhörten.

Sie können dadurch nicht entſchuldigt werden, daß die beſſern Dichterinnen — und Dichter ſelbſt ſich ſolche erlauben. Was Fehlerhaft iſt, bleibt es auch in Hallers und Geßners Naturgemählden fehlerhaft, obgleich beyde Männer die Schönheiten ihres romantiſchen Vaterlandes inniger gefühlt zu haben ſcheinen, als die Legion von poetiſchen Reiſenden, die uns doch nur die Schweitz mattherzig genug bereimt haben. Wenn ſie nicht ſchöner, als in dieſen Reimen wäre: ſo könnte man es lächerlich finden, dieſes Feenland der ſchönen Natur zu bereiſen; denn die Beſchreibung einer Landſee, einer Bergkette, eines Waſſerfalls läßt ſich, — ſo wie wir dergleichen Beſchreibungen in tauſend Reimen haben, eben ſo gut machen, als wenn man jenes

Idyllenland ſelbſt geſehen hätte. Aber freylich — man kann auch nicht verlangen, daß jeder Poet, der die Schweitz bereiſt, noch weniger jede Dichterinn, — es mit dem genialiſchen Sinne ſchildern und faſſen ſoll, wie es ein Baggeſen geſchildert hat *). Wir beſitzen eine faſt zahlloſe Sammlung poetiſcher Schweitzergemählde, — die ſo wenig genialiſch und individuell ſind, daß man ſie auf jede deutſche Landſchaft — Wort für Wort anpaſſen kann; — oft iſt's nur die ſchweitzeriſche Aufſchrift, woraus man ſehen ſoll, daß hier eine Schweitzerſcene vorgeſtellt wird, — und man muß einen hohen Grad der Phantaſie mitbringen, wenn man darin irgend etwas Originelles entdecken will. — Wir haben weibliche Verſe, welche die Bäche und Flüſſe aus jenen Gegenden beſingen, die ſich von andern Gedichten über die Elbe und Weſer gar nicht unterſcheiden. — Denn daß ſich die Sonne in den Wellen ſpiegelt, — daß ein Fluß Mühlen treibt, — daß an den Ufern — Waldungen grünen und Nachtigallen ſingen, — dieß reimt ſich ſo

---

*) In ſeinem wahrhaft poetiſchen Buche: Parthenais.

ziemlich zu allen — ſelbſt den Duodezflüſſen, die wir in Deutſchland haben. Liegt in jenen Beſchreibungen landſchaftlicher Gegenden nichts Originelles — führen ſie die Dichterinn nicht zu neuen Ideen und großen Bildern, — wird man durch das ländliche Gedicht nicht wie durch eine Bezauberung an Ort und Stelle verſetzt, ſo daß wir ganz in der Anſchauung des Gegenſtandes aufleben *): ſo könnten alle dieſe Sächelchen

---

*) Wir finden bey allen großen Dichtern des Alterthums einzelne Landſchaftsmahlereyen, — weil ihnen die Dichtkunſt ſelbſt nicht ausweichen kann; — aber in allen dieſen Bildern liegt etwas Großes und Herrliches, [einzelne Idyllen ausgenommen] zur Beurkundung Einladendes, weil jene Dichter das Große der Natur tief empfanden, und es, — ſo viel es ſich thun ließ, — wiedergaben. Auf das Kleinliche, Wörtliche, Kindliche, Klimpernde ließen ſie ſich in ihren Schilderungen der Göttinn nicht ein. Sie war ihnen zu groß und ehrwürdig, als ſie in dem tändelnden Tone eines Wiegenliedes zu beſingen, und durch kindiſche Miniaturgemählde zu ſchänden. Lucrez, Virgil und Horaz würden unſern meiſten poetiſchen Landſchaftspinſeleyen keinen günſtigen Blick ſchenken, — weil ſie zu vertraut mit der Erhabenheit des Erhabenſten waren, das dem

lieber ungedruckt bleiben, — weil es keine — Gedichte ſind.

Und doch können Frauenzimmer ſo innig und lebhaft für die Schönheiten der Natur hingeriſſen werden; daß ſie der männlichen Dichtergluth hierin gewiß nicht nachſtehen! Ich habe dieſen liebenswürdigen Naturſinn, dieſes freudige Anſtaunen der Schöpfung zwar nicht bey allen cultivirten Frauen, aber doch bey den allermeiſten

---

menſchlichen Geiſte zur Bewunderung vorgelegt wurde. Welche hohe Bilder glänzen aus den einfachſten Idyllen Virgils hervor, und wie ehrwürdig und heilig iſt ihm die Natur in ſeinem Gedichte: der Landbau! aber es iſt kein Zeichnen der Natur in das fortlaufende Kleinliche hinein. Wenn unſere Dichter die ſchöne Erde gewöhnlich nur wie eine Garderobe beſingen: ſo huldigen ihr dagegen die Alten wie einer erhabenen Gottheit, und berühren nur gleichſam ihre Schönheiten, um ſie nicht durch ein kindiſches Betaſten zu entehren. Ueberall feyern ſie ihr Anſchauen durch eine Art von Anbetung und durch ſtille Bewunderung, die ſich nie durch eine poetiſche Geſchwätzigkeit äußert, ſondern die Eindrücke des Schönen mit zarter Dankbarkeit in ſich aufbewahrt, — und dankbar dem geiſtigern Gefühle hinſtellt.

bemerkt, dagegen es tauſend hochgebildete Männer geben kann, die vor den herrlichſten Scenen der Natur ungerührt vorübergehen, und kaum etwas dabey denken. Der weibliche Geiſt verliert ſich gern in ſtillen Betrachtungen über das Weltall, ſo bald er durch große und leuchtende Bilder für das Schöne deſſelben aufgeweckt iſt; — er ſchöpft aus dieſen Bildern neue Hoffnungen einer beſſern Zukunft, und daher führt ihn die Betrachtung der Natur faſt immer zum religiöſen Ahnden der Unſterblichkeit hin, wenn der Mann dieſe Natur in Claſſen und Rubriken abtheilt. Aber ich habe auch Frauen beobachtet, die bey hoher Geiſtesbildung ungerührt, wie unzählige Männer, bey den Schönheiten der Natur blieben, und während andere fühlbarere und zarte Seelen das Große und Herrliche derſelben innig in ſich aufnahmen, und ſich dadurch ſelbſt größer und beſſer fühlten, — mit peinlicher Alltäglichkeit von ihren neueſten Moden plaudern, und — Zeitungen leſen konnten. Ich habe aber zugleich bemerkt, daß dieſe Gefühlloſen faſt immer alles, was Dichtkunſt hieß, verachteten, und das ſchönſte Gedicht ohne lange Weile nicht ausleſen konnten; daß ſie über alle Dichterinnen ſpöttelten, und es kaum glauben wollten, daß irgend ein Gedicht der Weiber ohne männliche Beyhülfe, Eingebung und Correctur entſtanden ſey; ja, daß ſie nicht ohne Grund ihren eigenen Töchtern den größten Widerwillen gegen alle Poeſie und poetiſche Talente einzuflößen ſuchten.

Die empfindſamen und empfindelnden Gedichte der Frauenzimmer ſind zum Theil noch langweiliger, als ihre landſchaftlichen Reimereyen. In den Naturgedichten wird doch wenigſtens noch etwas beſchrieben und hingemahlt, was in die Augen fällt, und hat doch auch noch einen Zweck, — der lieben Natur ein Lobliedchen zu ſingen; aber das empfindelnde Lied iſt gemeiniglich gar nichts, als ein Gewebe wehmüthiger Phraſen, — die ein warmes Herz verrathen ſollen, während es in ſeinem Innern ganz kalt iſt. Wirklich verrathen ſich alle dieſe Poeſien durch eine fatale Seite, daß ſie, bey aller ihrer Farbenkunſt und den weichſten und frömmſten

Ausdrücken der Sympathie, nicht aus dem Herzen, ſondern aus dem Reimlexicon kommen, und nur erſchlaffte Gemüther anziehen können. — Aber eben darum tragen ſie denn auch gemeiniglich das Zeichen der poetiſchen Verdammniß an ſich. Denn man fühlt nur zu bald, was durch Zwang und Künſteley, — oder mit Wahrheit und Innigkeit der Empfindung gedichtet wird. Eine bloße empfindelnde Mahlerey kann noch ſo ſchön ſeyn; aber wir gehen ungerührt und wol gar unwillig vor ihr vorüber, weil ſie ſich nicht unſeres Herzens bemeiſtern kann, weil ſie nicht ſelbſt aus dem Herzen hervorgeht, und alſo mehr theatraliſch, als wahr iſt. Es giebt Thränen und eine gewiſſe Sentimentalität in den weiblichen Elegien, welche man nur die Gemahlte nennen könnte; Farben ohne Gluth und ein mattes Schimmerlicht, in deſſen Nähe ſich kein Menſch erwärmt fühlt.

Der Ton dieſer poetiſchen Empfindeleyen iſt ſo verſchiedenartig, als es die Krankheiten der Laune und Phantaſie dieſer Leute ſelbſt zu ſeyn pflegen. Sie richten ihren ſchmachtenden und wehmüthigen Blick auf lebloſe und lebendige Gegenſtände; ſie können mit jenen eben ſo lebhaft ſympathiſiren, wie mit dieſen, — ja, das Lebendige weckt ihr Gefühl oft weniger, als das Lebloſe und Todte, und gewöhnlich intereſſirt ſie der Menſch am allerwenigſten. So giebt es eine Menge Gedichte dieſer Art, welche ſich nur immer an den lieben Mond und wieder an den lieben Mond richten, der von allen dieſen Empfindeleyen kein Wort weiß, und nie einer ſchmachtenden Seele eine Antwort gegeben hat; gewiſſe Sternenlieder, die immer in das dunkele Unendliche hinauffliegen wollen, während ſie weinerlich genug an der Erde kriechen. — Die feyerliche Stille einer mondhellen Nacht; das, man könnte ſagen, andächtige Schweigen der ganzen Natur; der Anblick jener Majeſtät, welche uns der geſtirnte Himmel mit zahlloſen Welten beſäet, — zeigt, und uns zu ernſten Betrachtungen einladet, hat etwas unendlich Großes und Heiliges für einen gefühlvollen Sinn. Aber dieß große und feyerliche Gefühl iſt es nicht, was die Empfindlerinn beſeelt, ſondern es iſt eine kindiſche Wehmuth, eine Krankheit des Gemüths, die ſich durch Thränen ausſpricht, ohne von der Größe der Natur gerührt zu ſeyn, — oder auch nur ein weichlicher Traum, der nach dem bunten Gemiſch eines idealiſchen Daſeyns haſcht, worin es nichts als Wonnetage und Befriedigungen auch der kleinſten Wünſche giebt. „Dieß alles wird vielleicht ſchon im Monde ſeyn. Das Licht deſſelben leuchtet ja ſo keuſch und lieblich auf die Gräber herab; an ihm hängt die ganze Sehnſucht der Liebe; denn dort wird die Geliebten nichts mehr trennen, dort wird keiner den Schwur der Treue brechen, — dort werden alle Mädchen Männer bekommen, — dort wird alles Schmachten und Hoffen befriedigt werden.“

Eine andere Art der Empfindeley iſt die mit ſeinem lieben Selbſt, mit der Zartheit und Weichheit des Gefühls, das keinen Druck erdulden, keinen Schmerz empfinden, ſondern nur immer geliebkoſt und geſchmeichelt ſeyn will. Man irrt ſich gewiß nicht, wenn man dieſe Dichterinnen für die eitelſten und ungenügſamſten ihres Geſchlechts hält. Auch verräth ſie ſchon ihre Sprache. Sie geben nicht undeutlich zu verſtehen, daß andere Menſchen ſie nicht begreifen, daß die Tiefe ihres Gefühls vielleicht nie verſtanden werde; ſie wollen zwiſchen ſich und andern Frauen keine Vergleichungen geſtatten; ſie halten ſich offenbar für höhere Weſen in einer höhern Region des Seyns; die gewöhnliche Menſchheit ſey ihrer nicht werth, und nur der allerkleinſte Theil derſelben erreiche den geiſtigen Werth, wozu ſie von einer beſſern Natur berufen worden. „Nur ich und du, ſchrieb eine Dichterinn an ihre Freundinn, verſtehen die wahre Liebe.“ Natürlicher Weiſe kann ſolchen Geiſtern, die von ihrer Subtilität ſo hohe Begriffe haben, dieſe Welt nicht ſehr gefallen; mit einem ſolchen empfindſamen Eigendünkel läuft man überall an, weil man nun nicht mehr die Dinge und die Menſchen nimmt, wie ſie ſind, ſondern wie ſie nach dem Ideale einer wirklich übermenſchlichen Vollkommenheit ſeyn ſollen. Es giebt daher auch wirklich keine empfindlichere und übellaunigere Weſen, als diejenigen, welche ſich auf einen ſo hohen Standpunct des Geiſtigvollkommenen hinaufgeträumt haben, — und daher die peinliche Schwermuth, welche in allen Poeſien unſerer empfindelnden Dichterinnen herrſcht. Rouſſeau zeichnet mit wenigen Worten das Schickſal und die Denkungsart dieſer Leute: „que c'est un fatal présent du ciel qu'une ame sensible! Celui qui l'a reçu doit s'attendre à n'avoir que peine et douleur sur la terre. Vil jouet de l'air et des saisons, le soleil ou les brouillards, l'air couvert ou serein régleront sa destinée, et il sera content ou triste, au gré des vents. Victime des préjugés il trouvera dans d'absurdes maximes un obstacle invincible aux justes veux de son coeur. Les hommes le puniront d'avoir des sentiments droits de chaque chose, et d'en juger par ce qui est véritable plutôt que par ce qui est de convention." 26ſter Brief ſeiner neuen Heloiſe. Rouſſeau hat überhaupt wol durch die liebliche Sprache ſeiner Schwermuth und durch ſeine klagenden Critiken über die gemeine Menſchheit ſehr viel zu den Empfindeleyen unſerer Dichterinnen beygetragen; allein unglücklicher Weiſe hat man nur ſeinen Ton und ſeinen Accent nachgeahmt, ohne ihm nachzuempfinden, und den todten Buchſtaben durch den Geiſt des Gedankens dichteriſch zu beleben. Denn wenn man die erborgten Blüthen und

Farben in unſern empfindelnden Gedichten abſtreift, ſo bleibt gemeiniglich nichts, als ein dürrer Halm ohne Kraft und Saft übrig, der denn ſo ganz proſaiſch iſt, daß man ihn nicht einmal als Mittelgut gebrauchen kann.

Dagegen giebt es in einzelnen weiblichen Gedichten eine gewiſſe Empfindſamkeit, die für gefühlvolle und ſchöne Seelen ſehr viel Anziehendes und Einladendes hat, und gewiß nie ohne Intereſſe geleſen wird. Dieß iſt die natürliche und herzige Empfindſamkeit der Mutterliebe, welche ſich als Poeſie wahrhafter und lebendiger, als in den Gedichten der Männer ausſpricht. — Da ſteht das Weib, als die Heilige ihres Geſchlechts, an ihrer rechten Stelle; da will ſie nicht als Dichterinn glänzen, oder eine poetiſche Celebrität erringen; da ſpricht ſie ſo ganz aus ihrem Herzen; da glühet auf ihren Lippen die freundliche Sprache der Natur, welche durch ihre ſchöne Einfalt und Innigkeit alles übertrifft, was die Kunſt dichtet und ſinget. Hier ſollte billig die Critik ſchweigen, weil aus dem Herzen des Mannes wol ſelten etwas ſo Herziges hervorgehen mag, als das Lied, welches eine zärtliche

Mutter mit Liebe und Inbrunſt an ihre Kinder richtet, — wäre es auch oft nur ein liebliches Wiegenlied.

Auch die gewöhnlichſten Alltagsdichterinnen, die ſonſt nur dürre Reiſer am Parnaß ſammeln, und ſie, ein wenig aufgeputzt, als ihre Werke hinſtellen, reden eine innige und lebendige Sprache, wenn ſie als Mütter dichten, wenn ſie das Glück der kindlichen Unſchuld beſingen, oder an dem Krankenbette eines geliebten Kindes klagen, oder deſſen Geneſung in einem herzigen Gedichte feyern. Dieß ſind keine gemahlten Thränen des Kummers oder der Freude, ſondern Thränen, die aus dem innerſten Gefühle hervorquellen; dieß iſt keine erkünſtelte Empfindeley, die uns vorſpiegeln will, daß ſie tiefer, als alle übrige, empfinde, während ſie ganz kalt nur aus dem Federkiel auf das Papier fließt, und durch ihre gleißneriſche Masque nur der frommen Muſe Hohn ſpricht. — Bey einer höhern Cultur des äſthetiſchen Gefühls gewinnen dieſe ſchönen mütterlichen Lieder noch mehr an Intereſſe und Anziehungskraft durch die Harmonie des Vortrags und den poetiſchen Schmuck der Einkleidung,

enn hierbey das Geſuchte vermieden wird. War-
m geben uns unſere beſſern Dichterinnen nicht
ehrere dieſer glücklichen Poeſien, die ſo ganz
n dem ſchönen Kreiſe ihrer Wirklichkeit liegen,
nd ſo ſehr die hohe Adelswürde ihres Berufs
hren? Wer lieſet nicht folgendes Lied einer
ungen Mutter*) an den Liebling, der noch un-
er ihrem Herzen lag, mit hohem und zärt-
ichem Intereſſe, und vielleicht lieber, als die
rachtvollſte Ode:

Wenn ſich früh der Morgen röthet,
Fühl' ich dich, o Mutterglück!
Und am ſtillen Abend betet
Froh mein Geiſt; es hebt mein Blick
Sich bethränt zu jenen Höhen,
Denen ſchon dein Geiſt entſchwebt,
Und mit leiſem lindem Wehen
Deiner Mutter Schooß belebt!

Noch, von trauter Nacht umfangen,
Schlummerſt du in tiefer Ruh;

---

*) Gedichte von Friederike Brun, geb. Münter. Zürich, 1803. Von Fr. Matthiſſon herausgegeben.

Fühlſt nicht Wonne, nicht Verlangen,
Meines Lebens Hoffnung, du!
Fühlſt nicht dieſes ſanfte Wallen,
Das der Mutter Buſen hebt,
Wenn mit innigem Gefallen
Uns des Gatten Blick umſchwebt.

Biſt du Mädchen, o ſo ſchmücke
Holder Reiz und Unſchuld dich,
Und dein ſtiller Geiſt beglücke,
Süßes Mädchen, dich und mich!
Durch der reinſten Liebe Bande
Feßle früh das beſte Herz;
Und zum wahren Vaterlande
Geh' hinüber ohne Schmerz!

Biſt du Knabe, o ſo werde
Fromm dein Herz und kühn dein Muth,
Und aus jeglicher Gebehrde
Leuchte Geiſt und Tugendgluth!
Nie verſchleuß dein Ohr dem Wehe,
Welches deinen Bruder drückt;
Und voll Menſchenliebe gehe
Durch dein Leben hochbeglückt!

Schlummre! ſchlummre ſtill verborgen,
Bis der Herr des Lebens winkt,
Und am ſchönſten Frühlingsmorgen
Seine Huld an's Licht dich bringt!

Gern erduld' ich Angſt und Schmerzen,
Die dein Lächeln einſt verſüßt,
Wann, genährt an dieſem Herzen,
Du, geliebter Erſtling, blühſt.

Weibliche Lieder der Liebe.

Es iſt eine auffallende Erſcheinung in der Literatur der weiblichen Poeſie, daß ſie ſo wenig Lieder der Liebe aufzuweiſen hat, — ohnerachtet das weibliche Geſchlecht dieſe Leidenſchaft inniger, zärtlicher und lebendiger umfaßt, als der Mann. Sie iſt das heiligſte Bedürfniß des weiblichen Herzens, und bleibt es bis in das ſpäte Alter hinein, weil ſie nicht ſo leicht durch die grobe Sinnlichkeit entweihet und zerſtört wird, — und in ihrer geiſtigern Conſtitution eben darum auch länger, als die phyſiſche Geſchlechtsneigung des Mannes, fortdauert. Seine Liebe iſt etwas Begehrliches, — Gieriges und Animaliſches; die Liebe des Weibes etwas Humanes, Herzliches und Geiſtiges, das ſich ſo gern in ſeiner Vollkommenheit vollenden möchte, und, wenn ſie einen edlen liebenswürdigen Mann trifft, wirklich vollendet. „Im unverdorbenen Weibe, ſagt einer unſerer ſcharfſinnigſten Köpfe *), äuſſert ſich kein Geſchlechtstrieb, ſondern nur Liebe, und dieſe Liebe iſt der Naturtrieb des Weibes, einen Mann zu befriedigen. Es iſt allerdings ein Trieb, der dringend ſeine Befriedigung heiſcht; aber dieſe ſeine Befriedigung iſt nicht die ſinnliche Befriedigung des Weibes, ſondern die des Mannes; — für das Weib iſt es nur Befriedigung des Herzens. Ihr Bedürfniß iſt nur das, zu lieben und geliebt zu ſeyn, — daher auch die ihm ſo heilige Schamhaftigkeit. Rohe Männer pralen ſogar mit Ausübung der Wolluſt; aber bey der ſchrecklichſten Sittenloſigkeit, in welche das zweyte Geſchlecht mehrmals verſunken, und dadurch das Verderben der Männer bey weitem übertroffen hat, hat man nie gehört, daß die Weiber jenes gethan hätten. Selbſt die Proſtituirte geſteht

---

*) J. G. Fichte Grundlage des Naturrechts. Zweyter Theil, S. 167, Jen. 1797.

er, daß ſie ihr ſchändliches Gewerbe aus Ge-
nſucht, als daß ſie es aus Wolluſt treibe.“

Scheint es nicht alſo faſt ausgemacht zu ſeyn,
der Mann ſeine Liebeslieder ganz anders, —
ymlich feuriger, bilderreicher und kühner ent-
fe, als das Weib, weil ihre Liebe von zar-
er und geiſtigerer Natur iſt? Die Begierde
immer eine keckere Sprache, als das ſtille
rlangen und die ſchmachtende Neigung des
rzens geführt. Der Mann hat gemeiniglich
ſeinen Inſtinct, — das Weib ihr zärtliches
ohlwollen, ihre innige bleibende Anhäng-
keit an dem geliebten Manne beſungen, —
ſich nicht ſo feurig, wie jener, ausſpricht;
r deſto lebendiger empfindet, und auch dieſe
endigkeit wird der verſchämte Sinn der Dich-
inn zu verheimlichen ſuchen. Alle kühnern
o freyern Ausdrücke in einem weiblichen Liebes-
ichte beleidigen daher die Muſe der Unſchuld,
o geſellen ſich zu den männlichen Gedichten
ſer Art, — das heißt: ſie werden unnatür-
; wenn die des Mannes ganz natürlich ſeyn
nnten, wenigſtens von der Critik eher tolerirt
rden. Selbſt in einzelnen Ausdrücken wird

die reine Dichterinn die größte Sorgfalt anwenden, damit ſie die ſchamhafte Weiblichkeit nicht verletze. — Ein Mädchen dürfte alſo — ohne Erröthen nicht wohl die Worte an ihren Geliebten niederſchreiben, wie eine unſerer Dichterinnen einſt ſchrieb: „dem Blut und Seele glüht.“ Dieß iſt offenbar undelicat. Nicht minder iſt es der Erguß einer andern, die erſt geſteht: daß ihr Sommer ſchon mehr als halb vergangen ſey, und dennoch fragt: Soll ich um meine Gluth für dich erröthen? Das ſanfte Streben der Natur ertödten? *) — — Wer dergleichen Expectorationen ſind freylich diejenigen Dichterinnen

---

*) Selbſt der — proſaiſchen Julie in Rouſſeau's Heloiſe vergiebt man nur ungern den — unweiblichen Ausdruck der ſchamhaften weiblichen Liebe: — „tout fomente l'ardeur qui me dévore.“ 4ter Brief. Selbſt das Geſtändniß der nähmlichen Julie: „que mes sens n'ont aucun besoin d'amant,“ ſcheint nicht delicat genug zu ſeyn. 9ter Brief. Aber deſto treffender iſt das Gemählde, welches Julie von ihrer eigenen reinen Liebe macht; — die Harmonie der Liebe und Unſchuld ſcheint ihr das Paradies der Erde zu ſeyn, — und doch ſündigt ſie ein ander Mal wieder ſo ſehr gegen — dieſes Paradies!!

geſichert, — die alles beſingen, was irgend ſchon einmal beſungen iſt, — alſo auch die Liebe; aber auf ſo eine mechaniſch'e, gedrechſelte und methodiſche Manier, daß ſie die Liebe ſelbſt nichts weniger als con amore darſtellen. In jenen ſinnlichen Versmacherinnen war zu viel — Flamme; in dieſen taktiſchen Geliſpel der Muſe iſt zu wenig Feuer, und der Reim iſt wieder die Hauptſache. Man kann nichts Froſtigeres, Seichteres und Eintönigeres leſen, als ſolche taktiſche Lieder der Liebe, die gemeiniglich einem gereimten Morgen- oder Abendgebete ohne Gefühl und ohne Gedanken gleichen.

Man hat aus einer blinden Vorliebe für die Alten — den Alten die wunderlichſten Dinge verziehen, oder dieſe Dinge gar bewundert, und ſo iſt dieß denn auch zum Theil der Fall in Abſicht der Sapphiſchen Oden geweſen. — Ein Mann, — ein feuriger Dichter durfte ſo begehrlich, ſo lüſtern, ſo frey und ſinnlich ſingen; aber keine Sappho, wenn auch ein großer Kunſtrichter in dieſen wollüſtigen Bildern nur eine; zarte Gluth bemerken will. Der leichte, griechiſche Sinn eines griechiſchen Mädchens, die von den anziehenden Schönheiten eines gefälligen Körperbaues nicht einmal begünſtigt wurde, alſo — in dem geträumten Beſitze eines Liebhabers nur deſto eiferſüchtiger und zuvorkommender ſeyn mußte, — ſcheint die Dichterinn einigermaßen zu entſchuldigen; aber eine zarte Gluth kann man jene ungeſtüme Flamme des weiblichen Bluts nicht nennen, — wenigſtens nicht ohne Unterſchied in allen ihren poetiſchen, oft ſehr ſinnlichen Bildern. Ueberall dürfte in den erotiſchen Gedichten des andern Geſchlechts nicht das feurige Verliebtſeyn, ſondern nur jedesmal das zärtliche und innige Wohlwollen, — die Liebe ohne Sinnlichkeit, hervorleuchten, oder doch nur die ſtille Sehnſucht nach dem Beſitze des Geliebten. In der erſten uns übriggebliebenen Ode der Sappho iſt dieſes ſtille Sehnen, dieſe ſanfte bittende Leidenſchaft des weiblichen Herzens unvergleichlich ausgedruckt, — und in ſo fern iſt dieſe Ode ganz weiblich, da immer noch die keuſche Liebe aus ihr ſpricht. Sie bittet die unſterbliche Göttinn der Liebe in zärtlichen Lauten, ihr [der Dichterinn] Herz nicht durch Kummer und Betrübniß zu tödten, ſon-

ern, wenn die Göttinn je ihren Liedern mit
uneigung gelauſcht, zu ihr herab zu kommen.
ie Dichterinn ſieht gleichſam in der Begeiſte-
ung die Göttinn der Liebe vom Himmel durch
ie Tiefe des Aethers herabſchweben; den gol-
enen Wagen ziehen flüchtige Spatzen; — jetzt
eht die Holdſelige mit liebevollem Lächeln vor
er zärtlichen Dulderinn, und forſcht nach der
rſache ihrer Leiden und ihrer Wünſche; aber
ie Huldreiche wartet nicht einmal auf die Ant-
wort, ſondern ſpricht zu ihr mit tröſtender Stim-
me der Erbarmung: der dich fliehet, wird dir
bald nacheilen; er verſchmähet deine Opfer, bald
wird er dir die ſeinigen bringen; lieben ſoll er
dich, und dein Glück vollenden! Hier iſt überall
Zartheit der Sprache und des Gefühls, bey dem
ſtillen Kummer der Liebe, bey der zärtlichen
Verzweiflung doch wieder erquickendes Hoffen,
und weiblicher Heroismus bey dem Gefühle, daß
man unrecht leidet, und daß die feurigſte Liebe
von dem Felſenherzen des geliebten Mannes ſo
hart verſchmähet werden konnte.

Wie unheilig und alſo ganz unweiblich iſt
dagegen die zweyte Ode der Sappho! und der

gelehrte le Fevre, von Samur verdiente wol mit Recht den Verweis ſeines geiſtlichen Gerichtshofes, weil er das unkeuſche Lied der griechiſchen Dichterinn entſchuldigt hatte. Immerhin mag dieſes Gedicht nach Longins Urtheil *) wegen der Steigerung glühender Bilder zur Bezeichnung jener feurigen Leidenſchaft große Schönheiten haben; aber dieſe Gluth iſt nicht einmal an einen Mann, ſondern an ein Weib gerichtet, und ſein wollüſtiger Inhalt iſt daher nur noch unnatürlicher. Hier iſt nicht die Rede von der kunſtreichen Anordnung ihrer Geſänge und Bilder und Worte, — nicht von der feinen Wahl der wohlklingendſten Ausdrücke, weßhalb ſie auch von Herder **) [wie von hundert andern] die zehnte Muſe genannt wird, ſondern von dem weiblichen Liede der Liebe, wie es ſeyn muß, wenn es nicht die Muſe der Unſchuld und Keuſchheit beleidigen und keine ſinnlichen Nebenideen erregen ſoll. Wie konnte der vortreffliche Critiker das wollüſtige Feuer einer Sappho — ein ſanftes nennen, und dagegen von der keuſchen Karſchin ſagen: daß ſie in ihrem Feuer mehr wild, als ſanft, mehr ſtürmiſch, als ſchmelzend ſey! wie laſſen ſich überhaupt zwey Dichterinnen mit einander vergleichen, — davon die eine nur immer die glühende Leidenſchaft der Liebe, die andere hingegen nur immer die ruhige Wärme der Freundinn zeigt!

---

*) In dem 10ten Abſchnitt ſeiner Abhandlung vom Erhabenen.

**) J. G. von Herders ſämmtliche Werke. Zur ſchönen Literatur und Kunſt. 2ter Theil. Tübing. 1805. S. 143.

Weiblicher Geſchmack in der proſaiſchen Schriftſtellerey und in den Künſten.

Ueber das weibliche Talent, — Romane zu ſchreiben, herrſcht nur eine Stimme. Die Schriftſtellerinnen haben uns hier und da wirklich leſenswerthe Sachen gegeben, — ſie können uns angenehm unterhalten, in einzelnen Stellen ſogar hinreißen und bezaubern; dennoch aber kränkeln alle jene Romane an den Gebrechen, die wir oben bey der genialiſchen Schriftſtellerey im Allgemeinen angegeben haben. Hierzu kommt nun noch bey ihren Zeichnungen des wirklichen Menſchen der Umſtand, daß die Frauen, aus einer Art von Schüchternheit und Delicateſſe, ſich ſelten in den Geiſt und die Weiſe des Mannes hineinſtudiren, uns daher faſt allemal in einem zu grellen und ſchwarzen, oder in einem zu gefälligen Gemählde aufſtellen, und dieſe Contraſte gewöhnlich ohne Vorbereitung und Motive in einem und demſelben Romane widernatürlich verbinden. Soll einmal ein Böſewicht charakteriſirt werden: ſo muß er ſich wie ein Ungeheuer behandeln laſſen; er wird gleichſam aus der Natur hinausgeworfen; er iſt ein Verbrecher, ein Teufel im Superlativ, und faſt allemal ein treuloſer Unhold des ſchönen Geſchlechts. Oder der Mann, welcher das Gegentheil ſeyn ſoll, iſt ein Engel, und die weibliche Phantaſie leihet ihm Züge von Seelengröße, Herzensgüte und Tugendkraft, die ſelten in der Wirklichkeit gefunden wird. Eben darum ſpielt auch in allen weiblichen Romanen die Liebe eine ſo große Rolle, weil ſie unmittelbar in den beſſern Mann jedesmal hinein gedichtet wird, und dieſer es ſich gefallen laſſen muß, — zu lieben, er mag wollen oder nicht. Eben darum giebt es auch in der That wenige ganz froſtige und kalte weibliche Romane, [langweilige dagegen in Menge] weil irgendwo der Liebe ein Herz aufgeſchloſſen, — eine Ausſöhnung der Uneinigen geſtiftet, eine Hochzeit gefeyert, eine unglückliche Liebe am Ende zu einer freudigen Entwickelung gebracht, ein kaltes Gemüth in Feuer und Flammen geſetzt wird.

Den Vorzug behaupten aber doch wol die meiſten dieſer Romane vor den männlichen Productionen dieſer Art, — daß ſie decent und ſchuldlos ſind, und zur Lectüre allgemeiner empfohlen werden könnten, wenn ſie nicht auf der andern Seite zu ſehr der Empfindeley das Wort redeten, oder das traurige Schickſal des weiblichen Geſchlechts oft zu grell abbildeten, und dadurch nur die Unzufriedenheit förderten. — Offenbar haben die Weiber mehr moraliſchen Geſchmack und mehr moraliſches Gefühl, als der Mann; und ihre Critik über unſere romantiſche Frivolität iſt faſt immer die richtigſte, ſo bald wir in unſern Schriften gegen die Delicateſſe und die Unſchuld der Sitten verſtoßen, [wobey oft die vortrefflichſten Köpfe einen ſo unverzeihlichen Leichtſinn zeigen.] Die allerleiſeſte Beleidigung des Schicklichen und der Ehrbarkeit fällt dem unverdorbenen weiblichen Herzen gewaltig auf. Das gebildete Weib ſucht überall Nahrung für ihr Herz, da dieſe Nahrung aber ohne einen moraliſchen Einklang, ohne einen ſichtbaren Zweck für das Gute nicht gegeben werden kann: ſo machen oft ſehr genialiſche Werke ſo wenig Eindruck auf jenes Herz, ſo bald das Buch des Mannes leichtſinnig geſchrieben war. Ein unſchicklich gewähltes Wort, eine zweydeutige Tournüre, ein ſinnliches Bild, das nicht fein genug verſchleiert wurde, eine Anſpielung auf den Bau des weiblichen Körpers ſtößt ſchon das weibliche Gefühl zurück, — ob es gleich hierbey nicht immer der Gefahr zu ſtraucheln entgeht. Denn der feine moraliſche Geſchmack des Weibes kann auch leicht bethört werden durch die ſchöne Sprache der Sinnlichkeit, durch die verführeriſchen Zeichnungen der Liebe in der Form der ſpielenden Unſchuld, durch die Gemählde einer Phantaſie, worin ſich das Schwache zu dem Starken ohne Vorwurf zu geſellen ſcheint; — aber ſelbſt wird ein Frauenzimmer nichts ſchreiben und drucken laſſen, was die Sittlichkeit beleidigt, — oder ſie iſt nicht Weib mehr.

Dieſe Delicateſſe des moraliſchen Geſchmacks unſerer Schriftſtellerinnen gründet ſich vornähmlich auf zwey Umſtände.

Einmal auf die züchtigere weibliche Erziehung, welche ihre Eindrücke in dem Weibe durchs ganze Leben hindurch behauptet, und nichts in ihrem Aeußern, alſo auch nichts in ihrer Sprache, aufkommen läßt, was die Decenz beleidigt. Wenn die Erziehung irgendwo noch ihre allmächtige Kraft äußert: ſo iſt es beym andern Geſchlechte, — weil ihre Maximen da in dem ſtillern Kreiſe der Weiblichkeit gehegt und zur Reife gebracht werden, wenn der Mann in ſeinem geräuſchvollen Weltleben und wegen ſeines ungeſtümen Naturells nach und nach faſt alle Linien überſpringt, welche um ihn her die jugendliche Erziehung gezogen hatte. — Das Weib iſt in der Regel [und wenn es nicht beſtürmt wird] dem Sichſelbſtvergeſſen nicht ſo nahe, als der Mann; — ſchon darum nicht, weil es in ſeiner Sprache und in ſeinem Aeuſſern behutſamer ſeyn muß, wenn ſie ſich in ihrer Ehre nichts vergeben will; und grade von dieſer Behutſamkeit in der Rede und der ganzen äuſſern Form des Benehmens wird die innere Heiligkeit des Gemüths oft genug ſelbſt bewahrt und bewacht. — Eine Schriftſtellerinn, die gut erzogen wurde, und nicht durch die Frechheit glänzen will, wird daher gewiß alle Worte auf die Goldwage der Decenz legen; denn, da ſie ſelbſt in kleinern Zirkeln dieſe züchtige Vorſicht gebraucht, — wie könnte ſie vor einem ganzen Publicum ſich niedere Ausdrücke erlauben, wodurch ſie jedesmal die Gemeinheit einer ſchwachen Natur documentiren würde! Wehe dem Weibe, die ſich einer Equivoque im Geſpräch ohne Erröthen bedienen kann; — ſie könnte eben ſo leicht eine Schriftſtellerinn wider die guten Sitten werden.

Zweytens wird das Weib in ihrem moraliſchen Geſchmacke durch die innere Conſtitution der Schamhaftigkeit ſelbſt erhalten, und es iſt hier ganz einerley, ob wir dieſe heilige Beſchützerinn des weiblichen Herzens aus einer inſtinctartigen Verwahrung der Natur, — oder von der Erziehung ſelbſt ableiten ſollen. Kein Frauenzimmer wird es eingeſtehen: daß ſie je einen ſchlüpfrigen Roman geleſen habe. Sie wird ihn nicht leſen, wenn er auch in ihre Hände fiele; ſie wird das Buch nicht öffnen können, ohne zu erröthen; ſie wird es mit zitternder Hand wie ein Gift von ſich werfen, und mißtrauiſch gegen die Freundinn werden, welche dieſes Buch kennen ſollte. Alle unſere edleren Romandichterinnen heiligen in ihren Schriften die Würde der Sittſamkeit; — immer ſchildern ſie die Liebe in ihrer Unſchuldsgeſtalt; ſie wiſſen ſie auch eigentlich nicht anders zu ſchildern; — der ſchönſte Reiz, den ein weibliches Buch haben kann, — die Liebe ohne Gebrechen *), oder wenigſtens

---

*) „Der Liebe ward die Schamhaftigkeit von der Natur — als Schweſter, als Geſellinn, als Aufſeherinn mitgegeben, an deren Hand ſie auch die Wirkungen, die Macht, die Reize derſelben ſo ſehr befördert. Sie iſt der Reiz der Liebe und die Tugend des Geſchlechts, das die Natur zum liebenswürdigſten Theile der Menſchheit beſtimmte; — ſie iſt alſo eine **weibliche** Tugend. Ein Weib ohne Zucht, ſagt das arabiſche Sprüchwort, iſt eine Speiſe ohne Salz: und noch füglicher könnte die

die verführte Liebe in dem holdſeligen Schmucke des muthigen Aufſtehens vom Falle. Selten wird eine weibliche Feder ſich in die Beſchreibung der männlich-ſchönen Form nach ihren einzelnen Theilen einlaſſen; — „der geliebte Jüngling hat ein feuriges Auge, die Geſtalt eines Apoll,“ — dieß iſt alles, was die weibliche Sittſamkeit ausſpricht; von Umarmungen und Küſſen iſt nur dann die Rede, wenn das aus edlen Abſichten entſtandene Seelenbündniß geſchloſſen iſt, und damit die Liebe in ihrer Keuſchheit und Rechtlichkeit erſcheine, wird ſie jedesmal mit der beſtimmten Hinſicht auf eine wirkliche Ehe geſchildert.

Aber in Abſicht der Erfindung, der kunſtreichen Compoſition, in Abſicht des wahrhaft dramatiſchen und dichteriſchen Werths und der poetiſchen Vollendung der Charaktere zeichnen ſich die weiblichen Romane wenig aus, und das Genialiſche und Originelle findet man darin faſt nirgends. Wer nur einigen Reichthum der Lec-

---

ſes Sprüchwort von der Liebe ſelbſt gelten. Eine Liebe ohne Scham iſt nicht Liebe mehr; — ſie iſt Ekel.“ Herder.

türe beſitzt, wird es gar leicht angeben können, woher die Anlagen und Beſtandtheile dieſer Schriften entlehnt wurden, und durch welche Nachahmungen früherer Werke ſie hervorgingen. Ueberall finden wir das Bekannte nur in neuen Einkleidungen wieder. Wir beſitzen unter ſehr leſenswerthen Producten dieſer Art, womit uns vorzüglich engliſche und franzöſiſche Schriftſtellerinnen beſchenkt haben, eigentlich noch keinen wirklich romantiſchen Roman, der ein ſchönes Reich der Phantaſie zur bezaubernden Wirklichkeit erhebt, die Poeſie mit der Philoſophie verbindet, und uns gleichſam durch die genialiſche Anſchauung begeiſtert. — Erzählungen aus dem häuslichen Leben, Schilderungen menſchlichen Elends, gutmüthiger Aufopferungen, weicher und warmer Charaktere, Bündniſſe einer außerordentlichen Freundſchaft, Spielereyen des Zufalls, aus den Wolken gefallene Helden und Heldinnen, unvorbereitete Situationen u. ſ. w. ſind die gewöhnlichen Ingredienzien weiblicher Romane, und man könnte von den meiſten, ſelbſt von den beſſern, ſagen, was ein Kunſtrichter von der ſonſt ſo ſchätzbaren Delphine der Frau von Staël ausſpricht: „ſtatt daß die Charaktere wirken ſollten, wirken die Zufälle, und ſtatt der poetiſchen Nothwendigkeit tritt eine Willkür ohne Gleichen ein.“

Von den übrigen Arten der weiblichen Schriftſtellerey, wozu noch weniger Genie erfordert wird, kann hier vollends nicht die Rede ſeyn. Denn was mag wol für eine beſondere Kraft des Genies dazu erfordert werden, eine unſerer gewöhnlichen Reiſebeſchreibungen zu fertigen! — Ein geſunder Blick, eine nur etwas lebhafte Beobachtungsgabe, — ein leichter und fließender Erzählungston, einige ſchauerlich oder comiſch erzählte Abentheuer, — einiger Kunſtgeſchmack in der Mahlerey und Antique, — und das Buch läßt ſich leſen. Welche Erfindungskraft des Geiſtes wird wol ferner erfordert, ein gewöhnliches Erziehungsbuch zu ſchreiben! Eine Menge freundlicher und herziger Warnungen in allerley kleine Erzählungen gehüllt, Zuſammenſtellungen jugendlicher Charaktere, Raiſonnements über Fehler, Untugenden und Beſtrafungen der Kinder, vertrauliche und belehrende Familiengeſpräche, Ergießungen des väterlichen und mütterlichen Herzens bey allerley unerwarteten, auch wol gar herbeygezogenen Vorfällen des Lebens, mit einiger Empfindſamkeit vermiſcht, — dieß iſt es, worin ſich alle dieſe weiblichen Erziehungsbeyträge wie ein Ey dem andern ähnlich ſind.

Aber hierdurch ſoll dem andern Geſchlechte keinesweges der äſthetiſche Geſchmack an dem Schönen und Angenehmen, an der Grazie und Kunſt abgeſprochen werden, weil dieſes liebenswürdige Talent auch ohne das ſchöpferiſche Genie vorhanden ſeyn kann. Geſchmack iſt, wie einer unſerer tiefſinnigſten Aeſthetiker bemerkt, „bloß ein Beurtheilungs-, nicht ein Productionsvermögen," und durch das erſtere wird das Weib wegen ſeines feinern Gefühls für das Schöne und Harmoniſche oft noch empfänglicher, als der Mann. — Wir legen daher zunächſt dem ſchönen Geſchlechte ein äſthetiſches Auge bey, das Liebliche und Regelmäßige der Formen und Geſtalten ſchnell und richtig zu beurtheilen, und ſeinen Sinn danach zu gewöhnen. Das Regelloſe, Harte, Unzweckmäßige in den Formen ſtößt das weibliche Gefühl eben ſo leicht zurück, wie das Regelloſe in der moraliſchen Welt. Allein dieſer äſthetiſche Sinn muß in ihm erſt geweckt und angebauet werden, weil wir aus der Erfahrung wiſſen, daß er in tauſend Weibern nicht vor handen iſt, oder auch den allerabgeſchmackteſten Moden huldigen kann. Dieß ſcheint ein offenbarer Widerſpruch in dem Geſchmacke der Weiber zu ſeyn. Aber das beſſer abgerichtete weibliche Auge wird das Abgeſchmackte der Mode wirklich ſo erkennen, und es dennoch auf der andern Seite annehmen, weil es die geſetzgebende Mode als etwas momentan Schickliches befiehlt, und weil die Frauen überhaupt den Glauben haben, daß ſie uns in allen Arten des Putzes gefallen. Sie haben hierin auch wirklich Recht; ſie verlieren durch keine Mode, und ihr Wechſel zieht nur noch mehr die Aufmerkſamkeit auf ſie ſelbſt hin. Denn die Mode beſchäftigt ſich ausſchließlich mit einem Gegenſtande, der die Männer ſo leicht bezaubert, — mit der weiblichen Form. Die Mode mag nun dieſe Form entweder verhüllen, oder ſie in der griechiſchen Kleidung enthüllen, — beydes wird uns periodiſch gefallen, und wir werden die Weiber in allen Moden lieben.

Man hat den Frauen ein wahres Modegenie zugeſchrieben, weil ſie in Erfindungen und Anordnungen des Putzes unerſchöpflich ſind. Allein man kann dieſen Erfindungsgeiſt nicht wohl genialiſch nennen, weil man alle Moden nur immer als Compoſitionen ſchon vorhandener Formen betrachten muß. Alles iſt in dieſem Reiche der oft ſinnloſeſten Willkür und Laune nur Metamorphoſe und Wiederholung des Vorigen. Alle Moden ſtehen in neuen wieder auf, und was vor Jahrhunderten als geſchmacklos abgedankt wurde, beginnt bey den Urenkelinnen eine neue glänzende Regierung. Alle Moden haben auch den Nachahmungen der Natur zu viel zu verdanken, als daß man ihre Erfindung ſchöpferiſch nennen könnte; wenigſtens möchte der kleinſte Funken des Genies ſchon hinreichend ſeyn, den Kopf einer Putzmacherinn unſterblich zu machen. Schon dieß macht ihre Kunſt zu einer bloßen Imitation, daß ſich der Putz immer in etwas nach der Form des Körpers richten muß, wenn er ihm auch noch ſo unſchicklich angeheftet wird, und bisweilen ganz andern Geſchöpfen — als menſchlichen, anzugehören ſcheint. Das Kleid und ſeine Form iſt nach ſeinem erſten Urſprunge nur Bedürfniß; als ſolches wird es dem Menſchen aufgedrungen, ohne daß das Genie etwas dabey zu ſchaffen hätte. Die Lebensart einer Nation, die Jahrszeiten, der Himmelsſtrich beſtimmen ſeine Form als ein Schutzmittel gegen die Elemente, — nachher wird das Bedürfniß, das einfache Kleid, decorirt, auch wol mit Zierrathen überladen, doch nur in ſo fern, als es das Bedürfniß erlaubt; die Verſchönerung darf den Nutzen nicht aufheben, die Decoration wird daher auch nicht erfunden, ſondern nur zufällig gegeben, und iſt mithin nichts anders, als Zuſatz zu dem Vorhandenen, oder Hinwegnahme von demſelben, und zwar in ſolchen Kleinigkeiten, daß man ſie, wenn auch hier eine Erfindung vorhanden wäre, nicht wohl genialiſch nennen kann.

Wir bewundern ferner die weiblichen Talente in der Muſik, und legen deßhalb dem ſchönen Geſchlechte vorzüglich ein äſthetiſches Ohr bey. Aber es iſt doch wirklich etwas Erſtaunliches, daß uns noch nie ein Frauenzimmer eine genialiſche Compoſition, ein ſelbſtgeſchaffenes, großes und hinreißendes Muſikſtück geſchenkt hat. — Es ſcheint alſo, daß das Dichten ſelbſt immer noch etwas leichteres, als das muſikaliſche Componiren ſey, weil wir ſo viele Dichterinnen haben, und dagegen keine einzige genialiſche Componiſtinn. Das allerfertigſte und vortrefflichſte

Spiel auf einem Inſtrument iſt daher eine ſchätzbare, oft bewundernswürdige Geſchicklichkeit; aber noch nicht Genie, weil dieſes ſeiner Natur nach allemal ſchöpferiſch ſeyn muß. Ja, die Frauen pflegen in der Delicateſſe und der Lieblichkeit ihres Spiels oft den Männern es zuvorzuthun; aber es bleibt immer nur eine ſchöne Nachahmung des Gegebenen, alſo eine Fertigkeit, mit leichtem Geſchicke Noten zu leſen und wieder zu geben. Auch das Singen, ſo bezaubernd es auch immer ſeyn mag, — iſt nicht Genie, ſondern nur ein mechaniſches Talent, die vorgeſchriebenen Töne in der Stimme nachzubilden, alſo ein Talent, welches ſich bey organiſchen Anlagen erlernen läßt; dahingegen das Genie nimmer gelernt werden kann, und nicht einmal es anzugeben weiß, wie es ſeine Werke ſchafft. Wenn es die Organe nicht erlauben: ſo kann die höchſte Theorie des Geſanges keinen Geſang hervorbringen, und ein Wochenbett hat oft den größten Künſtlerinnen ihr göttliches Talent geraubt.

Auch in der Mahlerey haben die Frauen ihre Talente gezeigt, und ihren Geſchmack in dem Schönen und Edeln beurkundet; — aber iſt alles dieß jemals etwas mehr, als eine ſchöne und glückliche Imitation geweſen? — Die geſchickteſte und gefälligſte Portraitmahlerey, die lieblichſten Frucht- und Blumenſtücke ſind nur ſchöne und gelungene Copien der Natur, und das Geſchick hierzu verdient Achtung und bisweilen Bewunderung; aber wo ſoll man hier das Selbſtgedachte, aus der Begeiſterung Hingezauberte, das ſchöne Ideal einer romantiſchen Phantaſie aufſuchen? Alle ſolche Gemählde verrathen die Anlage der Natur zu einem mühſamen und glücklichen Fleiße, der durch das Geſchick ſelbſt belohnt wird; aber noch lange kein Genie, welches uns ſelbſtgeſchaffene und idealiſche Formen des Schönen und Erhabenen darzuſtellen vermöchte.

Wahrſcheinlich iſt Folgendes ein Hauptgrund, — warum es die Frauenzimmer in der höhern Mahlerey der Formen und deren Gruppirungen nie weit genug gebracht haben, und gleichſam es nicht weiter bringen dürfen, — nähmlich der: daß ſie das Nackte in ſeiner einfachen Schönheit, in ſeinen weichen Biegungen, in ſeiner ſchönen und üppigen Carnation nicht ſo abzubilden wagen, wie es die äſthetiſche Kunſt verlangt.

Die weibliche Zucht und Schamhaftigkeit hat hier ihrem Pinſel und ihrer Phantaſie ſelbſt die Grenzen geſetzt, und dadurch ſind faſt alle ihre Gebilde etwas hölzern, ſteif und verkünſtelt geblieben. In der That muß auch jede ſittliche Künſtlerinn in ihrem Innern ein gewiſſes Entgegenſtreben empfinden, wenn ſie den weiblichen Körper, den ſie ſelbſt im geſelligen Leben mit keuſcher Vorſicht zu verſtecken ſucht, in dem Gemählde nackt hinſtellen, und dadurch ihr eigenes Geſchlecht dem Gelüſte des männlichen Auges Preis geben ſoll. — Ja, es ſcheint ſogar, daß ein züchtiges Frauenzimmer nicht einmal gern die unſchuldigern Theile der weiblichen Form verſchleiert, um ſie nur deſto mehr ſehen zu laſſen, weil in ihr immer der Nebenbegriff entſtehen muß, daß der Zuſchauer hierdurch mehr verſinnlicht, als vergeiſtigt werden dürfte. Die weibliche Künſtlerinn wird daher faſt immer die Schönheit in dem Geſichte, in einem edeln Wuchs, höchſtens in dem ſchönen Buſen abzubilden ſuchen, und dagegen das Fleiſchige und Wolluſtathmende, aus Schüchternheit und Decenz, zu verſtecken ſuchen. In dieſer Decenz erſcheinen alle Gemählde der vortrefflichen Angelika Kaufmann. Ueberall herrſcht hier in den edelgezeichneten Formen der ſittliche Geſchmack; man tritt mit ſtillem Ernſt vor ihre Zeichnungen hin, und nur ein paar Mal enthüllt ſie die weibliche Schönheit, ohne jedoch indecent zu werden, z. B. in dem Gemählde Trenmor und Imbaca aus dem Oſſian. Trenmor hat ſeinen Spieß, und Imbaca ihren Bogen fallen laſſen, in dem Moment, als ſich ihm die Geliebte entdeckt. Sie hält ihm den entblößten Buſen dar, und verlangt, daß er ſeinen Wurfpfeil darauf abſchicken ſoll; aber die Pfeile, welche ihr holdſeliges Auge auf ihn wirft, ſind ſchärfer, und er wird von ihren Reizen überwunden.

Eben jene weibliche Decenz, welche die Zeichnung der ſchönen weiblichen Nacktheit ſo ſorgfältig vermeidet, und eben dadurch ihre wahrhaft weibliche Natur ausſpricht, obgleich die Kunſt dadurch verliert, — macht dieſe Vorſicht bey Abbildungen des männlichen Körpers noch nothwendiger. Nie wird es ihre Schamhaftigkeit wagen, den Mann ohne alle Verhüllung in ihren Gebilden aufzuſtellen, oder, wenn dieß geſchieht, doch nur in unſchuldigen und decenten Stellungen, wobey die Phantaſie ganz ruhig bleiben kann. So glaube ich nicht, daß wir irgend von einer Künſtlerinn ein Gemählde des Sündenfalles haben, ſo viele und herrliche Originale wir auch von den größten Meiſtern über jene Geſchichte der Unſchuldswelt beſitzen. Ferner bemerkt man wohl bey allen männlichen Figuren von weiblicher Hand, daß die Künſtlerinnen gemeiniglich weniger Fleiß auf die anatomiſche Richtigkeit der Formen, als auf kraftvolle und imponirende Stellungen wenden. Das Studium des Ausdrucks und der Affectenſprache gelingt auch den Künſtlerinnen weit beſſer, als die anatomiſche Kunſt einer reinen Form, und wir haben daher weibliche Gemählde, welche der Phyſiognomie hohe Ehre machen. — Eben daher iſt für die Phantaſie der Künſtlerinnen der männliche Kopf und die männliche Phyſiognomie von jeher ſo anziehend geweſen. Das lebhafte Gefühl der Frauen verlangt in den Gemählden des Mannes überall kraftvolles Leben und lebendige Thätigkeit, welche ſich in dem Geſichtsausdruck des Mannes, als der höchſten Seelenſprache der Leidenſchaft, am ſprechendſten ausdrückt. Auch habe ich bemerkt, daß das weibliche Gemüth durch nichts ſo ſehr bezaubert wird, als durch den Anblick eines ausdrucksvollen alten männlichen Kopfs, und wenn ſie irgend etwas con amore zeichnen, ſo iſt es gewiß dieſer. Iſt es die zarte Achtung für das würdige Alter, oder die rege weibliche Phantaſie, welche ſich dieſe ſchöne Ruine in ihre noch ſchönere jugendliche Form zurück denkt, oder bleibt der Mann überhaupt in allen Perioden ſeines Lebens ein hoher Gegenſtand der weiblichen Aufmerkſamkeit, oder erquickt ſich das weibliche Auge noch an den ſchönen Ueberreſten ſelbſtſtändiger Kraft und Geſundheit, die zugleich auf ein ſchönes und ſchuldloſes Jugendleben hindeutet? — Genug, der männliche Kopf iſt und bleibt für die weibliche Kunſt das Allervortrefflichſte, womit ſie ſich beſchäftigen mag; — und wobey ihr Herz es fühlt, ohne daß es der Mund ausſpricht: — daß auch dieſer Kopf einſt ihrem Geſchlechte gehuldigt habe, und ihm auch in der ſchönen Antique noch angehöre.

Ende des dritten Bandes.

Der
Mann.

Ein
anthropologiſches
Charaktergemählde
ſeines Geſchlechts.

Ein Gegenſtück
zu
der Charakteriſtik des weiblichen Geſchlechts.

Von
Carl Friedrich Pockels,
Hofrath und Canonicus des Stifts St. Blaſii
zu Braunſchweig.

Vierter und letzter Band.

Hannover,
in der Ritſcherſchen Buchhandlung.
1808.

Einleitung.

Dieſer letzte Band der Charakteriſtik des Mannes ſtellt uns ihn als den Oberherrn des Weibes anthropologiſch und hiſtoriſch auf, — das iſt, wie ſich der Mann im Allgemeinen gegen das Weib nimmt, — wie er ſie behandelt und beherrſcht, und wie er ſich auch in dieſer

Form ſeiner Eigenthümlichkeit vor den Augen der ganzen Welt charakteriſirt. Man darf alſo hier keine rechtswiſſenſchaftliche Deduction ſeiner Befugniß zur Herrſchaft über das Weib ſuchen, die eigentlich dem *Naturrechte* angehört, obgleich das Naturrecht ſelbſt von ſolchen Erfahrungen ausgehen muß, wie ſie in dieſem Gemählde des Mannes enthalten ſind. Es herrſcht nähmlich in der ganzen Anlage dieſes Werks der *Rechtsgrund* jener Herrſchaft *hiſtoriſch* dargeſtellt: daß der Mann, wegen der ihm von der Natur verliehenen *Vorrechte*, auch von *Rechtswegen* obenan ſtehe, und daß bey einer Umdrehung dieſer Ordnung das geſellige Leben kaum mehr gedacht werden könne; — daß die Herrſchaft des Mannes nicht bloß das Werk der Zeit und der Gewohnheit ſey, und daß eine höhere Weisheit der Natur, durch die Unterordnung der Geſchlechter und ihre Dependenz von einander, *die Humanität*, ſelbſt bey nicht gebildeten Nationen, in ihrem beſten Geleiſe erhalte.

Das allernatürlichſte Verhältniß des Mannes zum Weibe, welches zunächſt aus der größern und allgemeinern Kraft des erſten hervorgehet, — iſt ſeine Herrſchaft über ſie, und über die Hauptbeſtimmungen ihres bürgerlichen Lebens. Sobald nähmlich zwey — an Kräften verſchiedene Vernunftweſen, zur Erreichung gemeinſchaftlicher Zwecke, zuſammentreten, — gleichviel, ob der Verein Anfangs gezwungen oder freywillig geſchloſſen wurde: ſo wird das Stärkere allemal über das Schwächere herrſchen, — das heißt, den Willen des letztern von ſich abhängig zu machen ſuchen. Dieß liegt ſchon in dem urſprünglichen Bewußtſeyn der Stärke ſelbſt, ſobald es ſich fühlt, und mithin auch als eine gewiſſe Gerechtſame erkannt ſeyn will. Von Natur iſt daher jede ſtärkere Willenskraft, nach ihrem innern, vielleicht nur thieriſchen Organismus, — gebietend und ſouverain, indem ſie nach der Alleinherrſchaft ſtrebt, — grade ſo, wie uns der Mann meiſtentheils in dem rohen Naturſtande erſcheint, oder auch im civiliſirten, wenn ihn keine beſſere Erziehung veredelt hat. Dieſe Begierde der Alleinherrſchaft läßt das Schwächere nicht aufkommen, nicht ſowohl aus Furcht, überwunden, und nun ſelbſt beherrſcht zu werden, ſondern aus innerm Naturdrange, und aus einer gewiſſen tief liegenden Geſchlechtsehre, die ſich dem Schwächern nicht hingeben mag. Der ſo charakteriſirte Mann handelt aber nicht immer frey, und daher ſeine oft ſo harte und unbarmherzige Handlungsweiſe gegen das Weib unter den meiſten wilden Nationen.

Wenn ſich aber die Stärke des Mannes mit der Freyheit verbindet, — wenn ſie überdenkt: daß dem Weibe eine menſchlichere Behandlung zukomme: ſo geht ſie aus ihrer brutalen Natur heraus, und wird nun, durch das Hinzukommen edlerer Zwecke, ein Werk der Humanität, indem ſie das ihr untergebne Gemüth als einen Gegenſtand ihres Schutzes, ihrer Pflege, ihrer Großmuth und ihrer Liebe betrachtet, — folglich ſich nun ſelbſt bey ihrem Herrſcherrechte heilige Pflichten gegen das Schwächere vorſchreibt. Nun wird Alles anders; der vorher nur für ſich ſelbſt daſtehende Mann, der harte Naturegoiſt — wird gleichſam ein gemiſchteres Weſen, und eben dadurch auch ein weicheres; er erſcheint ſich nun ſelbſt in einer höhern Vernunftmäßigkeit, weil ihm die Leitung anderer, obgleich ſchwächerer Vernunftweſen anvertrauet iſt; — er erkennt ſich nun nicht bloß als den geſtrengen Machthaber des zartern Geſchlechts, ſondern auch als den Freund und Geliebten des Weibes. Es wird nun eine Ehrenſache für ihn, der Regent und Schutzgott derſelben zu ſeyn.

Die Natur hat auch die Einrichtung getroffen, daß das Weib ſelbſt grade in dieſen Ideen dem Manne am bereitwilligſten entgegenkommen ſoll. Sie nimmt des Mannes Oberherrnrecht willig an, — einmal, weil eine innere weibliche Stimme ihr ſagt, daß ſie ſich den Winken der Natur, ſelbſt da, wo ſie ihr drückend erſchienen, nicht widerſetzen dürfe, — und dann auch darum, weil ſie fühlt, daß die weibliche Dependenz von dem ſtärkern Geſchlechte ein heilſames und wohleingerichtetes Naturgeſetz für ſie ſey. Ihre untergeordnete Rolle iſt ihr ſogar als ein Bedürfniß des weiblichen Herzens angewieſen worden; und es bedarf keiner kirchlichen Inſinuationen, um ihr begreiflich zu machen, daß der Mann ihr Herr ſey. Es kann in keinem vernünftigen Weſen ein lebendigeres und beglückenderes Gefühl, als jenes in dem Weibe herrſchen: daß — der Mann, — der Stärkere, — der ſo hoch über ihr ſtehe, — der ſogenannte Regent des Weibes, dennoch um ihre Liebe bitten muß.

Damit aber dieſe Dependenz ein ewiges Fundament alles Geſchlechtsvereins bleibe: ſo hat die

Natur es ferner ſo eingerichtet, daß das Uebergewicht des Mannes nicht allein auf ſeine höhere Cultur beſchränkt ſeyn durfte. Denn in dieſem Falle würde das Weib, ein ihm gleiches Vernunftweſen, — ein Recht erhalten haben, ſich mit dem Manne in einem ewigen Streit einzulaſſen, und ſich auf die Art, wo ſie Ueberlegenheiten über ihn bemerkt hätte, — ſeiner Herrſchaft ſelbſt zu entziehen, anſtatt, daß eben die weibliche Vernunft das zartere Band zwiſchen ihr und ihm veranlaſſen ſollte. Dieſem Vernunftſtreite iſt aber auf immer dadurch vorgebeugt worden, daß ſich das Weib in der Regel den Mann im Allgemeinen gar nicht anders, als den Stärkern denken kann, und überhaupt gar nicht weiß, was er iſt, wenn er ihr nicht unter dieſer Form erſcheint.

Was die innere Einrichtung dieſes Bandes betrifft, ſo iſt ſie zum Theil mehr hiſtoriſch als raiſonnirend. Ich mußte den Mann unter verſchiedenen Zonen und Völkern, und unter den verſchiedenen Graden der Cultur aufſuchen, wenn ich ſein oberherrliches Gemählde entwerfen wollte. Mehrere achtbare Schriftſteller hatten mir dabey in der Geſchichte der Menſchheit vorgearbeitet; — ich habe ſie dankbar benutzt; aber ich habe die Stellung ihrer Reſultate nicht immer beybehalten, und habe meine eigenen gewählt. — Ich habe die Berichte der vorzüglichſten und glaubwürdigſten Reiſebeſchreiber über die weibliche Sclaverey unter den Wilden und Barbaren zuſammengeſtellt; aber ich habe dieſe Sclaverey, bey einer genauern Anſicht des Gegenſtandes, ſo unerträglich nicht gefunden, wie ſie nach unſern verfeinerten Gefühlen von ſentimentalen Franzoſen und Engländern beſchrieben wurde. Dieſe Männer ſchilderten die Dinge, faſt wie alle Reiſebeſchreiber, nur den erſten Eindrücken nach; waren faſt alle Großſtädter aus London, Paris u. ſ. w. und fanden es daher ſehr hart, daß die Frauen der

Wilden nicht ſo wie die Damen in London und Paris behandelt wurden. Wir finden daher in ihren Beſchreibungen jener Nationen immer die nähmliche Einſeitigkeit, ohne philoſophiſches Raiſonnement, warum dieß dort nicht anders ſeyn könne?

Man muß überall die Natur nehmen, wie ſie iſt, — wie wollte man ſonſt ihre Ehre und Gerechtigkeit retten, wenn nur der allerkleinſte Theil der Erde, nähmlich das chriſtliche Europa, die Menſchenrechte des andern Geſchlechts anerkennen, alle übrige hingegen, worinn ſich dieſes Europa nur wie eine Provinz verliert, die Frauen zu einer unerträglichen Dependenz beſtimmen ſollten! — Wenn der Barbar jene Menſchenrechte, die doch eigentlich erſt im Culturſtande als menſchliche hervortreten können, weniger fühlt und beobachtet: ſo fühlen dagegen dieſe rohen Frauen auch ihren Zuſtand weniger, oder, wie es faſt überall ſcheint, gar nicht, — wie alle die Menſchen, welche nicht wiſſen, was Freyheit heißt, und alſo von einem höhern Seyn ihrer ſelbſt nicht einmal Begriffe haben. — Man könnte ſogar behaupten, daß dieſe ſo oft bejammerten Frauen der Wilden glücklicher und zufriedener, als die unſrigen leben; ſie haben unendlich wenigere Bedürfniſſe, wenigere Anſprüche und Wünſche; in ihrem Gemüthe herrſcht daher gewiß mehr Stille und Ruhe, und die Einfachheit ihrer Lebensart hält ſie von allen jenen Ausſchweifungen der Einbildungskraft und verfeinerten Sinnlichkeit zurück, welche unſer geſelliges Leben entehren. Iſt der wilde Hausvater befriedigt; haben die Kinder ihr rohes Mahl verzehrt; iſt für den kommenden Tag geſorgt: ſo ſchläft wohl nicht leicht eine Dame der großen Welt ſo ruhig ein, als die Gattinn des Wilden. Das Heer der vornehmen Krankheiten unſerer verfeinerten Welt kennt ſie nicht; ſie iſt ſtark und rieſenartig gebauet; ſie könnte im Laufen und Ringen mit unſern Männern wetteifern; ſie wird Mutter ohne Schmerzen, und ihr ſchönſtes Erbtheil unter allen rohen Nationen iſt ein gewiſſer unvertilgbarer Frohſinn, den der gebildete Menſch ſelten in dem Grade kennt, weil er mit zu viel Rückſichten umzäunt iſt. Nach dieſen Anſichten hat die Natur das Weib nicht unglücklicher als den Mann ſchaffen wollen, — und ſelbſt die Vielweiberey iſt im Allgemeinen und auf jener niedern Stufe der Cultur für das Weib keine ſo empfindliche Lage, als ſie uns beſchrieben wird. Da die Polygamie ſchon ihrer Natur nach für den Mann keine Sache des Herzens iſt: ſo iſt ſie da, wo ſie herrſcht, in der Regel nur ein Artikel des Luxus *) und der dortigen eleganten Welt, dagegen ſich alle übrigen Hausväter dort gern mit Einem Weibe begnügen.

Es iſt ferner nicht zu läugnen, daß unter allen barbariſchen Nationen die Weiber von Natur

---

*) „Dans les états despotiques les femmes n'introduisent point le luxe; mais elles sont elles mêmes un objet du luxe.“ Montesquieu de l'Esprit des loix. Chap. VIII, Lib. VII.

thätiger, klüger und gewandter, als die Männer ſind, und daher die Geſchäfte des Haushalts und Ackerbaues beſſer, als jene, verſtehen und einzurichten wiſſen; — ja, man könnte annehmen, daß die Wildinnen den Männern das Jagen und Fiſchen überlaſſen, und aus eigenem Antriebe das Hausregiment und die Erziehung der Kinder übernommen haben, dieſe ihnen alſo nicht von den Männern ungerechter Weiſe aufgebürdet ſey. Man ſehe doch nur wieder auf die Einrichtungen der Natur. Der Mann geht als der Stärkere auf die Jagd, oder treibt ſeine Heerden; das Weib übernimmt den Haushalt und die Sorge für die Kinder; jene und dieſe Geſchäfte ſind mit Beſchwerlichkeiten verbunden; aber man kann nie ſagen, daß einem oder dem andern Theile alle Laſten allein aufgelegt wären. Auch haben die Männer aller Nationen den Weibern — Freyheiten und Vergnügungen eingeräumt, die es nur zu ſehr beweiſen, wie unentbehrlich ihnen das weibliche Geſchlecht ſey, und daß der Hausvater ohne die Hausmutter nicht beſtehen kann. Nur mit dem Aufhören ihrer körperlichen Kräfte und Geſchicklichkeiten verliert ſie, ſeiner rohen Meinung nach, ihren Werth, — ſo wie ihm ſogar, bey mehrern Nationen, ſein eigener Vater als eine Laſt der Familie erſcheint, wenn er nicht mehr arbeiten kann, — und ihn deßwegen ermordet.

Im zweyten Theile dieſes Bandes: wie der Mann im Culturzuſtande über das Weib herrſcht, mußte der Satz wenigſtens hiſtoriſch berichtigt werden, welcher oft ſo leicht hingeſagt und ununterſucht als wahr angenommen wird: „daß das Weib in ihrer bürgerlichen Würde und ihren Menſchenrechten überall mehr gewinne, jemehr der Mann ſich ſelbſt gebildet habe, und daß der gebildete Culturmenſch zugleich der vortrefflichere Ehemann ſeyn müſſe.“ — Dieſer Satz iſt in ſeinen genauern Deutungen wahr und auch nicht wahr. Er iſt nicht wahr, weil wir eines Theils ſehen, daß die ſogenannten cultivirteſten und wiſſenſchaftlichſten Völker [wie z. B. die Griechen], die uns noch jetzt als Ideale der ſchönen Kunſt, der Philoſophie und Sittenfeinheit vorſchweben, ihre Frauen faſt nicht beſſer, als die roheſten Wilden behandelten; daß ſie, die öffentlichen verfeinerten Buhlerinnen ausgenommen, nicht in der Geſellſchaft der Männer erſcheinen durften; daß ſie vielmehr, wie die jetzigen Türkinnen, ihr trauriges Leben, abgeſondert und wie vergraben, zubringen mußten *), und als ein ſubalternes Geſchlecht behandelt wurden, während die Nation den Grazien die ſchönſten Opfer brachte. — Der Satz iſt ferner nicht wahr, weil ſo viele Erfahrungen lehren: daß die feinſten, gebildetſten und aufgeklärteſten Männer, die bewunderten Geiſter der Nation, und die Menſchen, denen man die größte Cultur der Sitten zutrauen ſollte, oft die liebloſeſten Gatten ſind;

---

*) S. eine modificirte Anſicht dieſer Lage in meinem Gemählde der Griechinnen.

ſind; vielleicht überall nur in der Behandlung ihrer Frauen keine Cultur zeigen, und am leichteſten die urſprünglichen Rechte des Weibes mit Füßen treten.

Wahr iſt der Satz, wenn wir die Aufklärung des Verſtandes im Verein mit einem veredelten Herzen betrachten, — und da ergiebt es ſich dann von ſelbſt, daß der wirklich verdelte Menſch [nicht der bloß äſthetiſch Gebildete, wie es die Griechen waren] dem Weibe einen höhern Standpunct in der Societät unmittelbar neben ſich einräumt, weil er es alsdenn für ſeine Pflicht hält, das Weib durch Treue und Liebe glücklich zu machen. Der Mann muß ſelbſt moraliſch gut ſeyn, wenn er ein anderes, zarteres, moraliſches Weſen lieben und ehren ſoll. Eine ſolche Cultur, die nicht das Grübeln des Verſtandes allein, ſondern zugleich die ſittliche Höhe des Menſchen bewirkt, giebt dem Weibe ihre eigentlichen Rechte als Gattinn und Mutter, ihre Würde und ihre

Achtung der Weiblichkeit, — wenn ſie ſelbſt auch nicht den Grad der Geiſtescultur beſitzen ſollte, den der Mann ſich, vermöge ſeines Berufs, erwerben mußte. — Ja, es ſcheint ſogar, daß den Mann die gleichförmige Geiſtescultur des Weibes als etwas ihr nicht Gehöriges zuweilen abſchreckt; dagegen er es ſich oft geſtehen muß: daß er die ſittliche Veredlung, die Feſtigkeit der Grundſätze des weiblichen Herzens, die ſubtile Toleranz und Zartheit des weiblichen Gefühls, nicht immer erreichen kann. Aber eben darum, daß er das Weib für beſſer, als ſich ſelbſt hält, bleibt, bey der Ueberlegenheit ſeiner Geiſtescultur, — durch das Herz des Weibes das Seelenverein zwiſchen beyden in dem ſchönſten Einklange.

Aber damit der Satz: „der cultivirte Mann ſey auch für das Weib der beſſere,“ ſeine hiſtoriſche Gültigkeit erhalte, muß man die Umſtände hinzunehmen, welche der Ehe ihre Heiligkeit geben. Es könnte nähmlich wohl der Fall ſeyn, daß ſelbſt bey einem hochveredelten Charakter [obgleich nicht bey ganz reinen Grundſätzen] der Mann ſich entſchließen könnte, mehrern Frauen ſeine Liebe zu ſchenken, oder ſich auch ohne die höhere Liebe mit mehrern zur Polygamie zu vereinen, weil dieſe Sache, wie unter tauſend Völkern, nur ein Contract iſt. Es könnte ſelbſt unter veredelten Nationen eine Religion geben, welche aus mehrern Gründen die Polygamie nach dem Naturrecht geſtattet. Wenn wir nun aber hiſtoriſch fragen: warum unter uns die Ehe als etwas ſo Heiliges betrachtet wird? ſo würde ich aus obigen Gründen nicht gradezu antworten, weil unſere Cultur und unſere Sittlichkeit dahin führt; ſondern, weil wir ſo glücklich ſind, eine Religionsdisciplin zu beſitzen, welche die Vielweiberey gradezu als etwas Unerlaubtes verbietet, und weil dann die Philoſophie des Lebens und des Herzens gern hinzutritt, die einige und ungetheilte Liebe zwiſchen Mann und Weib als das höchſte Gut des geſelligen Glücks, und als das oberſte Princip der Kindererziehung darzuſtellen.

In den Darſtellungen der Herrſchaft des Mannes über das Weib, wie er ſich dabey im Culturſtande benimmt, durfte ich die Ritterſitten des Mittelalters, und der damals faſt allgemein herrſchenden Galanterie um ſo weniger übergehen, da ſie etwas Originelles in der menſchlichen Natur zu ſeyn ſcheinen, und alſo der Anthropologie des Mannes angehören. Wer mit der Literatur der mittlern Jahrhunderte nur einigermaßen bekannt iſt, weiß es, wie viel über jene Erſcheinung bis auf den heutigen Tag raiſonnirt wurde, ohne daß man alle ihre Geſichtspuncte richtig in's Auge faßte. Bey meiner hiſtoriſchen Anſicht der Sache, die mit der Critik jener Galanterie verbunden werden mußte, habe ich vornähmlich den de la Curne de Sainte-Palaye *) benutzt; Theils, weil er eine

---

*) Das Ritterweſen des Mittelalters nach ſeiner politiſchen und militäriſchen Verfaſſung. Aus dem Franzöſiſchen mit Anmerkungen, Zuſätzen und Vorrede von Joh. Ludw. Klüber. Nürnberg 1788. Ue-

Menge den Ritterorden betreffende Quellen anführt, deren Originale wir Deutſchen kaum dem Nahmen nach kennen; Theils weil er nicht bloß ein trockner Compilator iſt, ſondern mehrere Male mit forſchendem Auge in den Geiſt der Ritterſitte eindringt, und unſern ſeichten Ritterromanſchreibern bey ihrer gänzlichen Verfehlung des Mittelalters heilſame Lectionen geben könnte. Seine Ritter ſind zwar nur Franzoſen; allein dieß thut nichts zur Sache. Die Rittergalanterie war ſich unter allen Nationen, wo ſie herrſchte, ähnlich, und faſt nach einerley Form bald comiſch, bald tragiſch. Ihre erſte Wiege war Spanien und Frankreich. Von da kam ſie in das rohere Deutſchland, eben ſo und auf dem nähmlichen Wege, wie die neuere Galanterie vor hundert Jahren aus Frankreich zu uns überging, nähmlich durch

---

ber die großen Verdienſte des Palaye um die Literatur der ſogenannten Troubadours ſehe man C. F. Flögels Geſchichte der komiſchen Literatur. 4ter Bd. S. 226.

die uns eigene unheilbare Imitation fremder Sitten. In den Unterſuchungen über den Urſprung und die Einführung der Galanterie bin ich aber meinem Führer nicht getreu geblieben, — weil ich jene Sitte nicht bloß aus dem Localen und Nationalen, ſondern auch aus der Natur der menſchlichen Seele erklären wollte, und dann auch darum nicht, weil er die Ritterzeit, worinn Vieles doch nur Spielwerk und Ceremoniell war, mit zu vieler Begeiſterung ſchildert, und zu viel Großes und Moraliſches darinn entdeckt haben will. Wenn der gute Palaye aus der Menge der vorhandenen Rittereide und Ritterpflichten auf die gewiſſenhafte Beobachtung derſelben ſchließt: ſo irrt er ſich ſehr, — denn eben die Menge und Strenge jener Eide und Vorſchriften beweiſt, daß man der hochgeprieſenen Rittertugend nie recht trauete. —

Ich gebe es übrigens gern zu: daß allen Orden, und ſelbſt den Mönchsorden, wenn ſie irgend einen Zweck der Ehre oder der Religion hatten, — gewiſſe *Verdienſte* nicht abgeſprochen werden dürfen; daß ſie durch die oft ſo wunderthätige Verbrüderung der Herzen auf die Bildung der Menſchheit wirken halfen; daß ſie vornähmlich jungen Männern nicht ſelten edle Grundſätze einflößten, und ſie vor niedrigen Ausſchweifungen ſchützten; daß ſie den Zeitgeiſt und die Großen der Erde in einer gewiſſen Würde und Anſtändigkeit erhielten, und das leichtſinnige Publicum durch ernſte Verhältniſſe in Schranken zu halten ſuchten. Allein dieſe guten Seiten der Orden dürfen uns nicht gegen ihre mannigfaltigen großen Gebrechen verblenden, — und ſelbſt die Anfangs ſo ſchuldlos ſcheinende Schwärmerey für ihre Ehre iſt nicht der geringſte ihrer Fehler. Ich habe in gegenwärtigem Werke ſelbſt mehrere traurige Beyſpiele angeführt, welch ein rohes, unſittliches und unliebenswürdiges Leben die verliebten Ritter führten, welche unerhörte Verbrechen ſie ſich gegen das zarte Geſchlecht ſelbſt erlaubten, das ſie zu beſchützen geſchworen hatten, und wie oft ſie überhaupt die wahre Ehre ihres Ordens entehrten. Wenn das Mittelalter überhaupt, und ſelbſt wegen ſeiner höchſt verwilderten Religion, vielleicht das ſittenloſe in der Geſchichte genannt werden könnte; wenn die gleichzeitigen, glaubwürdigſten Schriftſteller von den damals herrſchenden Laſtern die ſchrecklichſten Bilder entwerfen: ſo wird man doch wohl nicht behaupten wollen, daß ſich die höhern Stände damals durch eine beſondere Sittenfeinheit ausgezeichnet hätten, — da es bekannt genug iſt, daß bey allgemeinen Verwilderungen der Menſchheit die Laſter aus den höhern Volksclaſſen auf die niedern herabſtrömen. Selbſt die heiligen Kreuzfahrer zeigen uns faſt nichts als große Heerden ruchloſer Menſchen, die ſich ſchon darum unterwegs alle Schandthaten erlaubten, weil die Reiſe ſelbſt aus ſo andächtigen Abſichten gemacht wurde. — Aus dem Orient, wo die Weiber in einer ſo entehrenden Verachtung leben, brachten auch gewiß die Ritter ihre Galanterie nicht mit nach Europa, ſondern eher einen verweichlichten, wollüſtigen und ſchamloſen Sinn, der in Deutſchland nicht unwillkommen war, weil er ſich an die damaligen laxen Grundſätze der Moralität anſchloß, und weil überhaupt einem Manne, welcher aus der Fremde kommt, und ſich außerordentlicher Thaten rühmt, ſo manches Unerlaubte erlaubt wird.

Die Schlußabhandlung: über die faſt ganz erloſchene Galanterie unſerer Zeiten, iſt ganz der aus Geſchichte des geſelligen Lebens genommen, und vielleicht wird man ihr eine größere Ausführlichkeit wünſchen; aber ich habe nur die Grundlinien der heurigen Gleichgültigkeit gegen das andere Geſchlecht zeichnen wollen, und meine Leſer und Leſerinnen mögen aus ihrem Erfahrungskreiſe das Fehlende hinzufügen. In den höhern Zirkeln der Societät, wo noch die Etiquette herrſcht, ſcheint auch die Galanterie noch ihren Platz zu behaupten; allein es ſcheint nur ſo, und, genau beſehen, iſt ſie dort weiter nichts, als ein leeres Ceremoniell, deſſen Zwang die Großen ſelbſt empfinden, und ſich davon loszumachen ſuchen. Selbſt an den Höfen, wo ſich Gezwungenheit immer am längſten erhält, iſt die

Courtoiſie nicht mehr üblich, ſondern ein freyes, ſchlankes und liberales Weſen iſt an ihre Stelle geſetzt worden, und Mann und Frau haben gleichſam nur Einen Rang. Dieſe Gleichheit der Stellung im geſelligen Leben verurſacht, daß kein Geſchlecht das andere beſonders ehrt; — doch könnte man auch dieſen Ton noch anders erklären, und ſagen: wenn die Galanterie eine Art *Heucheley* iſt, welche dem ſchwächern Geſchlechte zum Opfer gebracht wird: ſo hat ſie aufhören müſſen, nachdem die Frauen ſelbſt ſtärker und aufgeklärter wurden, — ſo daß man das Verſchwinden der Galanterie eher der größern Achtung, als einer Vernachläſſigung des ſchönen Geſchlechts zuſchreiben könnte!

Ueberſicht
des vierten und letzten Bandes.

Einleitung. Seite 1-XXVI.

Der Mann, als der phyſiſch Stärkere — des Weibes Herr. Allgemeine Anſichten dieſer Herrſchaft. Seite 1.

Erſter Theil.

Der Wilde, — der rohe Sohn der Natur und Barbar, der Despot ſeines Hauſes. Seite 21.

1) als Ehemann. Die Mongolen, Sibirier, Siameſen, Americaner, Grönländer, Otaheiter. —

Bemerkungen über die Natur der Schamhaftigkeit, die dieſen Völkern zu fehlen ſcheint. — Africaner. Charakterzeiten des Wilden. Montaigne's Traum über dieſelben.

Morgenländer, Türken, Araber u. ſ. w. Ihre Eigenheiten in Abſicht des Eheſtandes. Urſachen der ihnen mangelnden beſſern Liebe gegen das ſchöne Geſchlecht.

Perſer, Aegypter. Chardin. Denon: über die dort herrſchende Eiferſucht der Männer und Weiber. — Ruſſen. Eine Individualität der gemeinen Ruſſinnen, — die Mißhandlungen von ihren Männern für Kennzeichen ehelicher Liebe zu halten. Bemerkungen über dieſes Phänomen.

b) als Vater. Seite 107.

Die Neger und andere ſüdliche Nationen. Le Vaillant's Raiſonnement. Grauſamkeit der Chineſen gegen neugeborne Kinder. Blutgericht unter den Otaheitern gegen die Kinder. Jungfrauenhandel daſelbſt.

Mildere Anſichten der Weiberſclaverey unter wilden und barbariſchen Völkern. Ein Sittengemählde derſelben. Seite 118.

Phyſiſche Kraft der Männer und Frauen. — Ausdauer bey körperlichen Schmerzen. — Erziehung.

— Lebensweiſe. — Geſundheit. — Indolenz der Americaner. Vielweiberey, — wie ſie das Weib des Barbaren trägt und beurtheilt.

Herrſchaft der Weiber unter den Negern. S. 158.

Die Negerprinzeſſinnen; ihr Despotiſmus. Die Gaaer. Die Malabaren gegen Schwangere. Liebesintriguen der Türkinnen. S. 167.

Liebesintriguen der Habeſſinerinnen u. ſ. w. S. 173.

Kinderliebe unter barbariſchen Völkern. S. 178.

Zweyter Theil.

Der Mann, des Weibes Herr, auf den Stufen der Cultur. Seite 186.

Seine Herrſchaft nimmt hier nur eine freundlichere Form an, — aber dieſe Herrſchaft wird im Culturſtande eher noch vermehrt, als vermindert.

Abhängigkeit des Weibes von dem Manne in der cultivirten Societät

a) durch ihr eignes Entgegenkommen und die zarte Gewalt ihrer Liebe. S. 195.

b) durch das Vertrauen des Weibes auf des Mannes Vernunft, Charakter und Ehre. S. 200.

c) durch die weibliche Eitelkeit und Coquetterie; durch die Schmeicheleyen der Männer. —

Epiſodiſches Gemählde der Weiberherrſchaft im Culturſtande. Seite 214.

d) durch die Natur und Einrichtung des Lebens in der Societät. S. 236.

Allgemeinere Betrachtungen über die Galanterie, — als ein ſcheinbares Aufhören der Herrſchaft der Männer. Seite 244.

Einfluß der chriſtlichen Religion auf die Menſchenrechte des Weibes. S. 250.

Galanterie in den mittlern Jahrhunderten. Anthropologiſche und hiſtoriſche Gründe ihrer Entſtehung und Verbreitung — in einem allgemeinen Gemählde derſelben. S. 258.

Die Galanterie jener Zeiten wurde vornähmlich geweckt und gegründet:

1. durch die damalige Sittigkeit des ſchönen Geſchlechts — als ein Contraſt der Halbcultur der Ritter. S. 260.

II. durch die Eitelkeit dieſer Männer, dem andern Geſchlechte — ſey's auch nur durch eine erkünſtelte Artigkeit und Aufopferung, zu gefallen. Seite 266.

III. durch den hohen Rang des Adels, alſo auch ſeiner Gemahlinnen und Töchter, deren Beleidigungen für Verbrechen gegen Sittlichkeit und Religion gehalten wurden. Große Autorität der Damen bey den Turnieren. S. 271.

IV. durch die ganze Methodik der Rittererziehung, woran die Damen großen Antheil hatten. Schilderung dieſer Erziehung. S. 284.

V. durch den Einfluß der Prieſter auf die Ritterſitten und die Courtoiſie. Einweihung der jungen Ritter durch die Prieſter. — Galanter Umgang der Prieſter mit den Damen des Mittelalters u. ſ. w. S. 289.

Critik der Rittergalanterie nach ihren unvortheilhaften Anſichten. — Urtheile über die Minnelieder, und ob ſie beſonders auf die Galanterie des Mittelalters gewirkt haben? — Ideal einer höhern Galanterie, — wie ſie einſt zu beginnen ſchien. Seite 305.

Anſichten der heutigen Galanterie. Ihre Schattenſeiten. — Urſachen des herrſchenden Indifferentismus gegen das ſchöne Geſchlecht. Seite 327.

Der

Der Mann,

als der phyſiſch Stärkere, — des Weibes Herr.
Allgemeinere Anſichten dieſer Herrſchaft.

Die Erſcheinung, daß, nach einem Naturgeſezze, — ein Geſchlecht über das andere geſtellt wurde, iſt ſo auffallend und bemerkenswerth, daß der Scherz mit dem Ernſte gleichſam gewetteifert hat, — dieſes Phänomen bald zum Vortheile des Mannes, bald des Weibes zu deuten. — Der Scherz berief ſich auf Erfahrungen aus dem häuslichen Leben aller Stände und aller Nationen, und vornähmlich auf die redendſten Beweiſe eines ſogenannten Weiberregiments in der Societät. — Der Ernſt berief ſich auf Vernunftgründe; und ſo hat der Streit vom Anbeginn bis auf den heutigen Tag fortgedauert, ohne daß ſich beyde Parteien im Ernſte entzweyen konnten, oder wollten.

Der Scherz hat mit aller Zuverſicht, die nur irgend Erfahrungen zulaſſen können, immer behauptet: die ſo gerühmte und verſchriene Herrſchaft des Mannes über das Weib ſey eine bloße Träumerey — einzelner Nichtkenner des weiblichen Geſchlechts, oder einzelner Schwärmer, die in dem Weibe nichts als das Ideal einer gewiſſen Sanftmuth erblickten, welche nur zu lieben, aber nimmer zu herrſchen verſtehe. — Die Obergewalt des Mannes ſtehe unter einer ganz andern Behörde, und ſey ein armſeliges Luftbild, über welches die Frauen am meiſten zu lächeln pflegten, ohngefähr ſo, wie der Bediente eines Hageſtolzen über ſeinen Herrn lächle, der ſich ſeinen Souverain nenne, während dieſer Souverain ganz von der Schlauheit ſeines Sclaven abhänge. Ein jedes verſtändige Weib wiſſe, wenn ihr nicht alle Selbſtkraft abgehe, den Mann gar leicht in dem blinden Glauben zu erhalten: daß er der Herr der Frau ſey, — daß er gebiete, und daß ſeine Befehle mit ſtrenger

Obedienz beobachtet würden. Sie gehorche ihm aber nur in Kleinigkeiten, — ſie ſtudiere ſeine Launen, ſie lenke ſeine Gutmüthigkeit, damit er ihre Allgemeinherrſchaft nicht bemerke, ſondern ſtets in ſeiner künſtlichen Täuſchung fortlebe; ſie ſchweige in ſeinen ſtürmiſchen Momenten, ſie billige vielleicht gar ſeinen Zorn, bis das Ungewitter vorüber ſey, und ſich dann der Herr der Schöpfung wiederum zu ihren Füßen werfe. Sie erreiche und ſuche ihren Endzweck auch nicht grade durch eine laute Beſtürmung des Mannes, — durch einen ſchnöden und zänkiſchen Widerſpruch, wodurch der Stärkere ſich ſelten biege, ſondern durch ein ſchlaues Abwarten und Einleiten der ſchwachen Stunden des Mannes, durch ein liebkoſendes Bitten zur rechten Zeit, im Nothfalle auch durch eine wehmüthige Thräne, wodurch ſo oft die gewaltigſten Hausdespoten ſelbſt erweicht und gebändigt würden. — Jeder Mann werde von ſeiner Gattinn auf eine verſchiedene, aber immer zum Ziele führende Manier beherrſcht, ohne daß er es fühle; jede Frau ſey hierinn eine Künſtlerinn und Taſchenſpielerinn in ihrer Art, — und die Natur ſelbſt ſcheine ihnen die Liſt zum Erſatze ihrer mangelnden Körperkräfte erlaubt und eingeflößt zu haben.

In den allermeiſten Haushaltungen ſey ja der Mann offenbar nur eine Maſchine, die von der Hausfrau willkührlich geſtellt, aufgezogen und geſtimmt werde; ein Inſtrument, deſſen Saiten überall den Willen der Familienköniginn wiedertönten, — und nach deren bald rauſchenden bald mildern Schalle der Mann ſein ganzes Leben hindurch tanzen müſſe. — Man ſehe ja mit Erſtaunen, wie ſclaviſch ſich die ausgelaſſenſten jungen Männer gewöhnten und herabſtimmten, ſobald ſie in den Eheſtand träten; wie ſie ſich aus dem fröhlichen Weltleben zurückzögen, ihren liebſten Vergnügungen entſagten, und ſich in eine höchſt langweilige Einſamkeit des Familienlebens geduldig vergraben könnten; — wie ihnen da gleichſam eine ganz andere Seele, eine ganz andere Natur angebildet, oder ihnen aufgedrungen werde, und wie ſich dann oft ſelbſt die geſcheidteſten Männer von höchſt gewöhnlichen, ſeelenloſen und uncultivirten Weibern gängeln ließen; — wie behutſam und bedächtig ſie ſich in der Gegenwart ihrer Frauen auszudrucken pflegten; wie ſie deren ſtrafende Blicke belauſchten und reſpectirten; — wie vornähmlich empfindſame, kleinliche, zartgebauete, kränkliche und auf Cultur — Anſpruch machende Weiber alle Souverainete des Mannes mit Füßen träten, — oder in das zarte Spinngewebe weiblicher Laune und weiblicher Prudenz einzuwickeln pflegten!

Allein dieſe Anſicht der Dinge bleibt immer nur einſeitig, da dieſe Erfahrungen keine Allgemeinheit haben, und den Anthropologen auch nur als eine Erſcheinung nebenher beſchäftigen können. Daß tauſend und abermal tauſend Männer unter jener entehrenden Dependenz leben, iſt bekannt, — und für einzelne Schwachköpfe mag ſie ſogar nothwendig und erſprieslich ſeyn, weil ſie ohne die Klugheit der Weiber gar nichts ſeyn würden. Aber auch als Erfahrungen ſind jene Gemählde nicht ſelten übertrieben, und dem ſcherzenden Raiſonnement kann dieſes Uebertreiben geſtattet werden. Dagegen geben folgende Sätze eine größere Allgemeinheit, weil ſie aus den Rechten der Natur fließen, und gehören inſofern nicht mehr zu einer bloß individuellen Charakteriſtik einzelner Männer, ſondern zu dem Originalgemählde ſeines Geſchlechts überhaupt.

Im Allgemeinen herrſcht der Mann durch ſeine phyſiſche Kraft über das ſchwächere Weib. Dieß iſt ſein univerſeller Charakter, auch ohne Hinſichten auf ſeine höhere Originalität; — dieß iſt die Mannheit in ihrer materiellen Form, welche durch die ganze Natur herrſcht, und worauf ſich der Unterſchied der Geſchlechter, wie auf die allgemeine Baſis des männlichen und weiblichen Lebens ſelbſt, in der Thierwelt gründet. Ueberall giebt es hier, wo die Natur Geſchlechter und Arten gebildet hat, — ein Erſtes und ein Zweytes, mithin eine ewige Relation dieſer Geſchlechter, die ſchon allein durch die Verſchiedenheit der Kräfte erhalten und zu höchſt wichtigen Zwecken gebraucht wird. Es läßt ſich zwar in der Abſtraction eine Welt conſtruiren, worinn ſich die Möglichkeit einer unter beyde Geſchlechter gleichvertheilten Kraft denken ließe, — wie es ſchon Weiber genug giebt, die an Körpervermögen die Männer ſogar weit übertreffen; allein im Allgemeinen wäre dieß doch nur eine fingirte Welt, — ein Ideal von weiblichen Giganten, wobey ein ewiger Kampf gegenſeitiger Kräfte, — eine unaufhörliche Eiferſucht beyder Geſchlechter, — nur keine Liebe herrſchen würde. Die wirkliche Welt erſcheint unter ganz andern Bedingungen. Ueberall, wo das Leben in ihr ſichtbar iſt, wo ſie Lebendige, — alſo das Handeln — [ſelbſt das Handeln in dem Reiche des bloßen Inſtincts] aufſtellt, — läßt ſie den Wechſel kleinerer und größerer Kräfte herrſchen. Angriff und Widerſtand, Einwirken und Nachgeben, — ungleiche Wirkungen zur Vereinigung des Ganzen, — Gewalt und Schwäche machen die Momente alles Lebens aus, und in dieſen Einrichtungen ſelbſt liegt ſeine Ewigkeit. Ohne Beziehungen und Verhältniſſe der Lebenskraft wäre die Welt eine ewig ſtillſtehende Uhr, und ihre Geſchlechter nur ruhende Hebel.

Alles Handeln in der Sinnen- und Geiſterwelt iſt alſo nur ein Spiel des Erſten und Zweyten, oder man könnte auch ſagen: des Erſten mit dem Zweyten, und des Zweyten mit dem Erſten, — wenn von Geſchlechtern die Rede iſt. Wo es Unterſchiede der Naturen giebt, da zeigen ſich auch überall hohe Abſichten der Wirkſamkeit dieſer Geſchlechter, da tritt vornähmlich der Menſch in ſeiner höhern Würde hervor. — Er zeigt ſich dann auf den großen Standpunkt ſeiner Exiſtenz als Mann und Weib, und die Natur gründete auf dieſen merkwürdigen Unterſchied — die Anziehungskraft, — welche ein Geſchlecht mit dem andern ewig verbindet.

Dieſe Anziehungskraft, wodurch der Mann zum Herrn des Weibes gemacht wird, — weil das Weib nicht ohne den Schutz des Stärkern leben kann, hat aber eine poſitive und negative Anſicht, — das heißt: ſie beſteht aus Zuneigung und Furcht, die das ſchwächere Geſchlecht ſogar dem andern ſchuldig zu ſeyn glaubt. Aber dieſe Furcht iſt doch nicht bloß die Furcht des ſchwächern Thieres vor dem Stärkern, — nicht die Bangigkeit, womit ſich das Thierweibchen gemeiniglich dem Thiermännchen unterwirft, ſondern inſofern ſchon eine menſchliche Furcht, weil ſie im Weibe ſelten ohne alles Vertrauen gegen den Mann vorhanden iſt, ſondern ſich mit dieſem zu einer wirklichen Anhänglichkeit an dem Manne vereinigt. Sie fürchtet ſich nur, —

wenn ſie einen größern Fehler begangen hat, weil ſie weiß, daß der Schwächere dem Stärkern — Rechenſchaft ſchuldig iſt, und weil die Vorwürfe des letztern das Glück und die Ruhe des Schwächern ſtören; ſie fürchtet ſich, den Schutz des Mannes zu verlieren, — ſie weiß es, daß um ihre Exiſtenz in der Societät geſpielt wird, wenn ſie ſich den Mann zum Feinde macht.

Ferner iſt jene Furcht ſelten ohne Achtung gegen den Mann ſelbſt, — das Weib verehrt das Weſen, welches ſchon durch ſeine Körperkraft ihr Schutzgott wird, — ihre Kinder ernährt, ihren Hausſtand, ihre Familie, ihre Bedürfniſſe beſorgt, und beyde Geſchlechter auf künftige Zeiten hinaus gründet. Wenn ſie auch die Stärke ſeines Armes fürchtet: ſo beluſtigt ſie ſich dagegen an den Uebungen ſeiner Kraft, an ſeiner anhaltenden Thätigkeit, an dem Kampfe, welchen er dem Widerſtande anbietet, an den herculiſchen Gliederbau, — [vielleicht ohne alle Hinſicht auf Sinnlichkeit,] an ſeinen Waffen, ſeiner kräftigen Gebehrdenſprache, ſeinem Muth verkündenden Blicke, — an der Fülle ſeiner Geſundheit. Der Körper des Mannes iſt für die

Frau nicht grade ein Ideal der Schönheit; aber ein *Ideal der Kraft*, und darum iſt ihre Liebe dauerhafter, als die des Mannes, welcher die Schönheit des Weibes nur als einen Gegenſtand des Genuſſes betrachtet. Sie geht ruhig an der Seite ihres Helden durch das Leben, — ſie folgte ihn ſo oft ſchon in den Tod, weil ſie es für eine Ehre hielt, neben dem Starken zu fallen, — und mit ihm zugleich aufzuhören.

Schon ohne *alle weitere Rückſichten* iſt ihr der Mann, als der Stärkere, das was er ſeyn ſoll. Von dieſer Seite faßt ihre jugendliche Seele das *erſte* Bild des Mannes, vornähmlich des Jünglings, auf, und reihet nach und nach alles Charakteriſtiſche deſſelben an dieſes kräftige Gedankenbild. Auch in einer kleinern Form erſcheint er ihr als der Stärkere, wo nicht an Körperkraft, aber doch an *Muth und Entſchloſſenheit*, — alſo immer als ein über ſie geſtelltes Weſen, dem ſie ſogar ohne Liebe — Nachgeben, Gehorſam und Achtung ſchuldig ſey. „Sein Verdienſt, ſagt Rouſſeau [im Anfange des 5ten Buchs ſeines Emils], liegt in ſeiner Stärke; er gefällt dem Weibe ſchon dadurch, daß er ſtark iſt. Dieß iſt, fährt er fort, nicht das Geſetz der Liebe, es iſt das Geſetz der Natur, welches vor der Liebe ſelbſt hergehet."

Das Weib denkt ſich daher ihre natürliche Abhängigkeit von dem Manne nicht auf eine fürchterliche und quälende Art, ſondern ſogar in den meiſten Fällen mit frohem Gemüthe, und ſanfter weiblicher Ergebung. Sie mag ſich den Mann nicht einmal anders, als den Stärkern denken, weil ſich das ſchwächere Geſchlecht durch die Verwandtſchaft mit dem Stärkern und Kraftvollern meiſten Theils geehrt fühlt. *) Jedes

---

*) Bayle tadelt in mehrern Stellen ſeines critiſchen Wörterbuchs den franz. Hiſtoriker Mezerai, welcher in ſeinem Abregé chronolog. bey Erwähnung eines Herzogs von Guiſe eine dem andern Geſchlechte nicht ſehr ehrenvolle Meynung gewagt hatte. Mezerai behauptete nähmlich: das ſchöne Geſchlecht achte und liebe die Starken, die Helden und Tapfern darum in einem ſo hohen Grade, weil es bey dieſen auch eine feurigere und unternehmendere Liebe vorauszuſetzen pflege, oder, wie ſeine Worte lauten: weil es meyne, daß die Tapfern überall tapfer ſind. Dieſe Meynung beleidigt allerdings die Würde und den Geiſt des weiblichen Geſchlechts, indem man ſei-

verſtändige Weib zieht daher in der Regel den ſtarken, thätigen, ſelbſt körperlich häßlichen Mann dem eleganten Schwächling an Leib und Seele vor, da ſie durch den Beſitz des letztern wenig geehrt werden kann; — und gleichſam die Vormundſchaft über ihr eigenes Oberhaupt führen

---

ne Achtung der männlichen Tapferkeit nicht aus dem weiblichen Ehrgefühle, ſondern aus einem bloß ſinnlichen Princip ableitet, wodurch man der Tugend der Frauen allerdings Hohn ſpricht. Bayle iſt viel gerechter. „Die Frauen, ſagt er im Artikel Guiſe, L. O. lieben die Muthigen und Tapfern darum, weil der Ruhm derſelben einen Glanz auf jene wirft, und weil es ehrenvoller ſey, einen herzhaften und berühmten Mann, als ein weiches und friedfertiges Herz zu feſſeln. Der Vortheil bleibe ihnen hier gewiß, da alles andere hingegen ſehr zufällig ſey.“ Monluc behauptet ſogar: „daß die Frauen lieber Witwen werden, als ihre Ehemänner mit Schande und Unehre, — obwohl bey guter Geſundheit, aus dem Felde zurückkehren zu ſehen, — denn es liege in der Natur der Weiber, alle Verzagte und Feigherzige zu haſſen, wenn auch ihr Körper ſchön geformt iſt. [illegible] Bedeutung des Verfaſſers und Anderer [illegible] [illegible] [illegible] Bayle [illegible] müßte. Ja, ſie wird ſich lieber von dem Kraftvollern unfreundlich behandeln laſſen, ſo lange dieß nicht in Ungerechtigkeit ausartet, als die Hand eines andern wünſchen, der ihr Sclave ſeyn würde. Aus jener Achtung des Weibes gegen die Stärke des Mannes muß man denn auch die Erſcheinung herleiten, — daß oft zwey Eheleute in der glücklichſten Harmonie mit einander leben, wenn der Mann auch nur einen höchſt mittelmäßigen Verſtand, die Frau hingegen einen hocherleuchteten und ſubtilen Geiſt beſitzt. Denn hier behält der Mann immer noch in den Augen des Weibes, als der Stärkere, ein ihr gerecht ſcheinendes Uebergewicht; oder ſie weiß auch wohl ihn ſo zu ſtellen und zu leiten, daß er vor den Augen der Welt dasjenige durch eigene Selbſtkraft zu verrichten ſcheint, wozu ſie ihn ganz insgeheim abgerichtet hatte. Tauſend geſcheidte Weiber wachen über die Rechte und den Werth ihrer Männer, indem ſie ihnen die weibliche Thatkraft unterſchieben, und ihre Ehre erhalten. Dagegen wird ein Weib, die offenbar ſich zur Regentinn ihres Mannes aufwirft, — wenn er auch ein ganz alltäglicher

Kopf ſeyn ſollte, von ihrem eigenen Geſchlechte verachtet, weil ſie ihrer Natur nicht treu geblieben iſt, und anſtatt die Schwächen ihres Gatten zu verhüllen, ſie dem Gelächter der Welt Preis giebt.

In dem *Innern des weiblichen Sinnes* ſpricht ſich gewiß die weibliche Natur in der Regel ſo aus: *Der Mann gehört dir an, weil er dein rechtmäßiger Oberherr iſt!* Er wurde für dich geſchaffen, — und du noch mehr für ihn, damit wir neben einander fortdauern, und eben *durch die Verſchiedenheit unſerer Rechte deſto näher mit einander verwandt ſeyn ſollten!* Wo es keinen Regenten giebt, da giebt es auch keinen Gehorchenden, und ohne die weibliche Dependenz vom Manne wäre die menſchliche Geſellſchaft, und ſelbſt die Ehe, — nichts als eine blinde Anarchie ohne Regeln und ohne alle Ordnung. Die Ehre des Weibes liegt darinn, für den Mann geſchaffen zu ſeyn, — und ſeiner Herrſchaft mit Liebe und Gefälligkeit zu huldigen; — die Weiblichkeit geht in dem Augenblick unter, in welchem ſie ſich zur Herrſcherinn aufwirſt, alſo für den Mann nicht mehr geſchaffen iſt. Nur das Weib iſt im ganzen Sinne des Worts groß, wenn ſie im ganzen Sinne des Worts ihm angehört, — nur für ihn lebt, — nur alles auf ihn bezieht, — nur durch ihn, und in ihm glücklich iſt. Der Mann muß ihr als das höchſte Ideal der Menſchenwürde erſcheinen, — ſo wie ſie ihm als das höchſte Ideal der Menſchengüte erſcheint.

Daß das Weib für den Mann geſchaffen ſey, *) iſt doch wohl ſo ſonnenklar, daß hier keine Gegenrede gelten dürfte; allein ein deutſcher Schriftſteller ſagt dagegen: dieſer Ausdruck habe nur einen Sinn, und der ſey gräßlich. Er raiſonnirt hierüber ſo: „man kann behaupten, daß alles, was Gott werden ließ, — ſein Wille und ſeine Abſicht ſey. In dieſem Sinne könnte der Weſtindiſche Pflanzer ſein Betragen eben ſowohl damit rechtfertigen, daß Gott den Neger in Africa für ihn geſchaffen habe, als irgend ein Mann ſich für berechtigt halten darf, jenen Satz über

---

*) Mann und Weib nach ihren gegenſeitigen Verhältniſſen geſchildert. Leipz. 1791. S. 19. [Von Mauvillon].

die Weiber zu äußern, indem er ihn auf folgende Art erklärt: Gott ſetzte den Mann und das Weib zugleich auf die Welt, und gab jenen mehr Stärke, ſo daß er dieſes unterjochen und zwingen kann, bloß für ihn zu exiſtiren; wo der Mann nun das thut, da hat Gott das Weib für den Mann geſchaffen." Aus dem ganzen Raiſonnement erhellet ſogleich, daß der Verfaſſer auf das Wort für den Mann einen zu ſchneidenden Accent legt, und ſich darunter nichts als Unterjochung und Sclaverey des zartern Weibes denkt. — Allein es giebt in der Natur ſelbſt keine genauere und freundlichere Beziehung als die, welche das Daſeyn des Weibes für den Mann andeutet. „Es iſt nicht gut, ſagt die älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts, daß der Mann allein ſey; ich will ihm eine Gehülfinn machen, die um ihn ſey."

In ihrer und durch ihre ganze Conſtitution iſt alſo das Weib an den Mann gewieſen, — und ſie verirrt ſich jedesmal aus dem heiligen Kreiſe ihrer Beſtimmung, wenn ſie dem Manne nicht mehr angehören will. Dieſer Satz iſt ſo evident, daß die Weiber denjenigen ſelbſt nicht achten würden, welcher im Ernſt behaupten wollte: daß ihr Geſchlecht für das unſrige nicht vorhanden ſey. — Das Weib iſt zwar ſo gut, als der Mann, ein durch ihre Vernunftmäßigkeit freyes und ſelbſtſtändiges Weſen; aber die Natur hat ihr in der glücklichen Abhängigkeit von dem Manne ihren Schutz und ihren Beruf angewieſen, und darum iſt ſie auch mit ihrer ganzen Freyheit und Selbſtſtändigkeit zum Glück des Mannes da. — Daraus folgt aber nicht, daß der Mann ein Recht habe, ſie unter ihre Würde hinab zu demüthigen, und als Sclavinn zu behandeln. Die Rechte des Weibes, als Vernunftweſen, ſind ihr auch von keiner geſitteten Nation je entriſſen worden. Wenigſtens dürfen die europäiſchen Damen ſich wohl nicht über die allgemeinherrſchende Tyranney der Männer beklagen. — Daß man ihnen keine Staatsämter, keine Gerichtshöfe, keine Armeen und keine Lehrſtühle anvertrauet, liegt in der Natur der Sache, und es wäre lächerlich, dieß — ihnen entriſſene Rechte zu nennen, da ſie dieſe Rechte nie beſeſſen haben, ſie auch ſelbſt nie verlangten. Wie hat man auch nur glauben können, daß der philoſophiſche Hippel *) in ſeinen humoriſtiſchen Schriften die Frauen wirklich habe zu Staatsämtern empor heben wollen. Ein ſolcher Kopf, wie er, wirft bisweilen ein Paradoxon, wie ein Spielwerk, ins Publicum; — er weiß, ſeine Hypotheſe iſt nichts, als ein luſtiger Einfall; aber er will neue Ideen darüber hervorlocken, neue Anſichten eröffnen, und ſinnreichen Widerſpruch erregen, damit man nun wieder ſinnreich antworten könne. Nun wird die Sache Ernſt; der paradoxe Kopf will ſeine luſtige Feſtung behaupten, und wer ihn nicht genauer kennt, meynt dann wohl, daß er ſie mit Ueberzeugung der Wahrheit vertheidige.

Damit ſich aber das Weib nicht über eine anſcheinende Ungerechtigkeit der Natur beklagen dürfe, indem ſie als ein moraliſch freyes Weſen dennoch die Herrſchaft des Mannes dulden müſſe: ſo hat ihr die Natur ſelbſt dieſe hartſcheinende Dependenz auf eine andere Art reichlich vergüten wollen, und zwar durch die liebenswürdigſte Einrichtung, welche Vernunft und Gefühl bey-

---

*) Vornehmlich in ſeinem Buche: über die bürgerliche Verbeſſerung der Weiber, und in ſeinem Nachlaſſe.

der Geſchlechter auf ewig mit einander verbinden mußte. Vermöge dieſer Einrichtung hat die Natur den herrſchenden und ſtärkern Theil ſelbſt wieder von den Reizen und der Liebe des Weibes abhängig gemacht, — und weil der Mann ohne dieſe Liebe gar nicht exiſtiren mag: ſo iſt die Frage nicht zum Scherz, ſondern ſehr ernſtlich aufgeworfen worden: welches Geſchlecht mehr, als das andere herrſche? Wenn der Mann nur vermöge ſeiner Stärke und ſeines Egoismus der Herr des Weibes iſt: ſo handelt er hier bloß nach dem Princip einer blinden körperlichen Kraft; er behauptet ſeine Würde als Herr, nur wie ein Zuchtmeiſter, oder wie der Wilde, der ſein Weib mit Peitſchenhieben in die Pflanzungen treibt. Da aber dieſe blinde mechaniſche Herrſchaft des Mannes augenblicklich durch die weibliche Liebe gemildert, und ſogar aufgehoben werden kann; da es nur von der Zärtlichkeit der Weiber abhängt, mit uns in den meiſten Fällen zu machen, was ſie wollen, da wir dieſer Zärtlichkeit faſt nie widerſtehen können: ſo ſcheint in der That das Regiment der Frauen viel ausgebreiteter, als das der Männer zu ſeyn, — und wäre dieß nicht, ſo wäre es ihre Schuld, weil ſie den Zauber ihrer Liebenswürdigkeit nicht benutzten. Durch die Liebe verliert der Mann ſeine Freyheit, dieß iſt ſonnenklar, weil ſeine Liebe in der Regel nur ſinnlich iſt; dagegen das Weib bey ihrer Liebe in einem höhern Grade *frey* bleibt, weil ſie vernünftiger und geiſtiger iſt, alſo den liebenden Mann faſt immer beherrſcht, und in tauſend Fällen wie ein Kind leitet. Wenn der Mann das Weib durch Härte und Tyranney, mithin nur durch eine brutale Kraft, alſo nicht einmal ehrenvoll, von ſich abhängig macht: ſo bedarf hingegen das Weib keiner andern Waffen, als die *ihrer Reize*, oder ihrer gutmüthigen Gefälligkeit, ihrer innigen Liebe, ihres vertraulichen ſich hingebenden Herzens, kurz — ihrer Weiblichkeit, um ſich den Mann zu unterwerfen. Wenn ſie dieß durch Schlauheit, Coquetterie und Prätenſionen verſucht: ſo hat ſie ſchon den Gebrauch jener beſſern Waffen verlernt, und eine Herrſchaft, die nicht durch die Liebe begründet wird, kann nie dauern, oder der ſo beherrſchte Mann iſt nur eine armſelige Natur.

Erſter Theil.

Der Wilde, — der rohe Sohn der Natur, und Barbar, Despot ſeines Hauſes, als Ehemann und Vater.

1) Als Ehemann.

Die Herrſchaft des Mannes iſt ein relativer Begriff, der nach den verſchiedenen Graden der Cultur, nach der Verſchiedenheit des Clima, der Lebensweiſe, der Religionen, des Nationalcharakters, des eingeführten Herkommens u. ſ. w. ſo mancherley Modificationen leidet. Daher erſcheint der Mann als Herr des Weibes in ſo ungleichartigen Geſtalten, und ſeine Herrſchaft nimmt gleichſam bey jedem Volke eine andere Form an, dagegen er unter allen Nationen nur auf einerley Art von dem Weibe beherrſcht wird. Die Verſchiedenheit jener Herrſchaft des Mannes beweiſt in allen ihren Schattirungen immer und überall, wie unendlich viel uns das zweyte Geſchlecht werth iſt. Die Methoden des feinern Mannes, das Weib zu beherrſchen, ſind nur gleichſam furchtſame Verſuche, den männlichen Stolz aufrecht zu erhalten, und nichts über uns zu erblicken, was uns doch täglich zu ſeinen Füßen ſieht.

Der Mann in der rohen Wildheit ſeiner Exiſtenz, der unliebenswürdige und kaum liebende Sohn der Natur, der Thiermenſch, den nur phyſiſche Bedürfniſſe treiben, gleichſam der erſte gefühlloſe Anfänger der Menſchheit, — iſt dagegen faſt immer nur der hartherzige Despot des ſchwächern Weibes. Aber er findet auch bey ihr nichts Liebenswürdiges, ſondern die nähmliche rohe Natur, — und ſo ſtehen beyde Geſchlechter unter den Wilden immer parallel neben einander. Dort glaubt der Mann, ſtolz auf ſeine körperliche Kraft und ſtolz auf ſeine Rechte, [die er allein von jener Kraft ableitet] das Weib als ſeine Sclavinn behandeln zu müſſen, weil ihre Körperkraft nicht zu der ſeinigen hinan reicht. Sein Wille iſt daher nur phyſiſch-egoiſtiſch, ſein höchſtes Geſetz das Bedürfniß, ſeine Kraft zu äußern. So lange er ſeinen Stolz und ſeinen Werth nur hierauf gründet, und ſeine höchſte Ehre nur in der Kraftübung beſteht: ſo lange müſſen ihm die Frauen gleichgültiger ſeyn, als ſein Geſchlecht, weil ſie hierinn unter ihm ſtehen, weil ſie keine Kriege führen, nicht das Vaterland vertheidigen, nicht den übermüthigen Feind beſiegen helfen. Das Weib iſt da ein Hausthier. Der Mann geht mit den Waffen in der Hand, und das Weib folgt ihm mit dem Gepäck ſeines Hausraths beladen. — Seine Frauen ſind in ſeinen Augen nicht viel mehr, als Blumen, die er nach Gefallen und nach momentanen Launen bricht oder verpflanzt, oder für den geringſten Preis verkauft. Daß das Weib etwas mehr ſeyn könne, als ſeine Magd, fällt ihm nicht ein, und kann ihm nicht einfallen. Seine Rechte über ſie werden nicht durch die Liebe geheiligt und eben deßhalb fühlt er auch in ſich keinen Grund, das Weib edler zu behandeln. Sie iſt für ihn Sache und nicht Perſon. Er ſchließt ſie entweder in Kerker ein, damit ſie ihm getreu bleibe, oder er überläßt ſie in andern Gegenden dem Fremdlinge, und verkauft an Andere ihre Reize. — Zwar bindet ihn bisweilen eine zärtlichere Liebe an ſie, und ſelbſt im Stande der Wildheit ſcheint eine Art feiner Galanterie hervor, welche den höhern Urſprung jener Leidenſchaft anzudeuten beginnt; er nähert ſich dem Weibe durch Liebkoſungen, und eine linkiſche Zärtlichkeit; allein auch dieſe Liebe iſt immer noch viel zu ſinnlich, als daß man ſie einen Bund der Herzen nennen dürfte. So behandeln z. B. die Negern, welche mehr als irgend eine andere Nation von der Gewalt der phyſiſchen Liebe beherrſcht werden, dennoch ihre Weiber mit einer unerhörten Härte und Grauſamkeit.

Mongolen.

Ein neuer Schriftſteller *), welcher ſich um die Geſchichte der Menſchheit große Verdienſte erworben hat, entwirft uns folgendes ſchaudererregende Gemählde von dem jämmerlichen und ſclaviſchen Zuſtande, worinn ſich faſt überall die Frauen roher Nationen, vornähmlich der Mongoliſchen, befinden. „Unter mehr als der einen Hälfte des menſchlichen Geſchlechts, ſagt er, war das ganze irdiſche Daſeyn der Weiber eine an einander hängende Kette von Mühſeligkeiten und Erniedrigungen, deren ſtilles Dulden die Kräfte der menſchlichen Natur zu überſteigen ſcheint. Vornähmlich iſt der Anfang der Ehe für die Wildinnen der Anfang der härteſten und ſchmähligſten Sclaverey, weßwegen auch viele Mädchen die Ehe mehr, als den Tod ſcheuen. Junge Weiber müſſen entweder alle, oder die ſchwerſten Arbeiten des Hauſes und des Feldes verrichten, und nicht nur für ihre und ihrer Kinder Nahrung und Kleidung, ſondern auch für die ihrer trägen und

---

*) C. Meiners Geſchichte des weiblichen Geſchlechts. 1788. 1ſter Theil.

harten Ehemänner ſorgen. Dieſe unaufhörlichen Arbeiten werden den Frauen nicht einmal durch Liebe und zärtliche Dankbarkeit, ſondern oft ſogar mit erkünſtelter Verachtung vergolten, die dann oft in den heftigſten religiöſen Abſcheu übergeht, wenn ſie ihre periodiſchen Kränklichkeiten erfahren, und ſelbſt, wenn ſie ihren gefühlloſen Tyrannen die erſten Vaterfreuden ſchenken wollen. Schwangere und ſäugende Weiber, und noch mehr ſolche, die jenen periodiſchen Zufällen unterworfen ſind, erhalten nicht nur keinen Troſt und keine Hülfe in Zuſtänden, die unter uns die härteſten Herzen erweichen, ſondern ſie werden vielmehr als anſteckend und als Gegenſtände des göttlichen Zorns geflohen und verſtoßen. Sie dürfen dann nicht einmal mit ihren Männern in denſelbigen Hütten wohnen, nicht mit ihnen eſſen, u. ſ. w. — Die Frauen dieſer Völker müſſen es ohne Murren ertragen, daß ihre Männer andern Mädchen und Weibern nachgehen, und ſie ſogar in die Hütte aufnehmen; ja, wenn die erſten Frauen ihre Reize zu verlieren anfangen, oder die Männer ihrer überdrüſſig werden, ſo müſſen ſie ihren jüngern und übermüthigen

Nachfolgerinnen als Sclavinnen dienen. Auch werden ſie bey den geringſten Anläſſen verſtoßen oder verkauft, oder ungeſtraft umgebracht. Nach dem Tode ihrer Männer werden ſie von den Anverwandten derſelben abermals verkauft, oder aus ihrer Hütte ausgeſtoßen, ihrer kleinen Habe beraubt, und ſterben ſehr oft den ſchrecklichſten Hungertod, nachdem ſie vorher ihre kleinern Kinder auf eine ähnliche Art haben umkommen ſehen. Cranz erzählt: daß die Grönländer dieſes ſchreckliche Hinſterben der Witwen und Waiſen mit einer ſolchen Gleichgültigkeit betrachten, als ob die Sterbenden nicht Menſchen, ſondern Geſchöpfe von ganz anderer Art wären.

Sibirier. Siameſen.

„Eben ſo hart und unmenſchlich behandeln die Sibiriſchen Männer ihre Frauen als unreine, von den Göttern verworfene Geſchöpfe *); ſie

---

*) Beytrag zur Geſchichte der Behandlung des weiblichen Geſchlechts bey verſchiedenen Völkern. Von Meiners. Berl. Monatsſchr. 9ter Band S. 105.

werden von dem Götterdienſt ausgeſchloſſen, und dürfen nicht einmal in den Jurten um das gemeine Feuer gehen, weil dieſes den Göttern heilig iſt. Da ſie nach der unverſtändigen Meynung ihrer Hausdespoten alles verunreinigen: ſo haben die Sibiriſchen Frauen ihre eigenen Reitpferde und Sattel, ihre eigenen Sitze in den Jurten, und ihr eigenes Speiſegeräth, und wenn irgend etwas von dieſen Dingen gebraucht wird: ſo muß es erſt über Rennthierhaaren geräuchert werden. Auf ihren Zügen dürfen ſie nicht über den Fußſteig von Mannsperſonen und Rennthieren gehen, ſondern ſie müſſen an einer Seite deſſelben bleiben. Beym Auf- und Abpacken der Schlitten iſt ihnen nicht erlaubt, um dieſelben herum zu ſchreiten, ſondern ſie ſind verbunden unter den Stangen durchzukriechen." — „Die Siameſen im ſüdlichen Aſien laſſen ihre Weiber einen ganzen Monat nach ihrer Niederkunft vor einem immer brennenden Feuer liegen, und drehen ſie bald nach dieſer bald nach jener Seite herum. Bey dieſem langſamen Braten werden die armen Wöchnerinnen nicht nur von der brennenden Hitze, ſondern noch viel mehr von dem Rauche gequält, indem die Männer nur oben am Dache eine kleine Oeffnung zur Ableitung dieſes Qualms machen. Die Peguaner legen ſogar ihre Wöchnerinnen auf einen Roſt von Bambusrohr, und zünden zur Säuberung der Unreinen ein nicht geringes Feuer unter ihnen an, welches zum Glück aber doch nur vier bis fünf Tage dauert.“

Americaner.

„Die Wilden am Oronoko-Strom haben den wunderlichen Glauben, daß die Weiber zur Zeit ihrer Reinigung alles tödten und verpeſten, worüber ſie hinſchreiten, und daß Männern die Beine aufſchwellen, wenn ſie in die Fußtapfen ſolcher Weiber treten. Um nun den Bräuten alles Gift aus dem Leibe zu vertreiben, ſchließt man ſie 40 Tage vor der Verheirathung ein, und läßt ſie die ſtrengſten Faſten beobachten. Sie erhalten täglich nicht mehr als drey kleine Datteln, drey Unzen Caſſabimehl, und einen Krug Waſſer, ſo daß ſie am Hochzeittage eher ausgegrabenen Leichen, als frohen Bräuten ähnlich ſehen.“

Den härteſten Druck eines ſclaviſchen und mühſeligen Lebens leiden die Frauen der Wilden dadurch, daß dieſe jenen alle, und ſelbſt die ſchwerſten Laſten des Hausweſens und Feldbaues unbarmherzig aufbürden und ſie meiſten Theils wirklich nur als ihr Laſtvieh behandeln. Der Wilde glaubt, daß ſich für ihn, den Herrn und Regenten ſeiner erbärmlichen Hütte — jene Arbeiten nicht ſchicken, und daß die Frau für ihn alles thun müſſe, was er nicht thun will. Kaum läßt ſich der träge Hausdeſpot darauf ein, ſeine Hütte auszubeſſern, oder ſie bey ſeiner nomadiſchen Lebensart an einem andern Orte aufzuſchlagen. Alles muß die unglückliche Frau verrichten, und der Dank für alle dieſe Mühſeligkeiten ſind nicht ſelten Peitſchenhiebe und andere fürchterliche Beſtrafungen, ja bisweilen ſelbſt der Tod, wenn irgend etwas im Haushalte verſehen wurde, oder der grauſame Barbar nicht gut gelaunt iſt. — Wegen dieſes ſchrecklichen Zuſtandes der Unterdrückung und Sclaverey halten es die Frauen am Oronoko für kein Verbrechen, die Mädchen, von denen ſie entbunden werden, — umzubringen, indem ſie ihnen die Nabelſchnur ganz kurz abſchneiden, und ſo die Kinder an einer Verblutung ſterben laſſen. Das Chriſtenthum ſelbſt hat dieſen ſchrecklichen Mordthaten nicht Einhalt thun können. — Der Jeſuit Gumilla erfuhr einſt, daß eine ſeiner Neubekehrten eben ein ſolches Verbrechen an ihrem unſchuldigen Kinde begangen hatte; er ſtellte ihr das Schreckliche der That in herzzermalmenden Ausdrükken vor; die Kindermörderinn hörte ihn ruhig an, und als er ausgeredet hatte, hielt ſie ſich ſelbſt folgende Apologie. „Wollte Gott! daß auch meine Mutter ſo viel Liebe und Barmherzigkeit für mich gehabt hätte, mich ebenfalls bey meiner Geburt umzubringen; ich hätte vom Tode nichts empfunden, und wäre den zahlloſen Leiden entgangen, die ich ſchon erduldet habe, und bis ans Ende meines Lebens werde erdulden müſſen. Die Männer ſind unſere wahren Henker.. Nichtsthuend begleiten ſie uns aufs Feld mit Pfeil und Bogen, während wir unſere Kinder mühſam dort hinſchleppen, und allein den Acker bauen müſſen. Kommen wir erſchöpft und ermüdet zurück: ſo müſſen wir für die Faullenzer neue Sclavendienſte verrichten, während ſie mit ihren Freunden ſchwelgen; wenn ſie gemächlich der nächtlichen Ruhe genießen, müſſen wir Mais und den Chika zubereiten, und wenn ſie davon trunken ſind, ſchleppen ſie uns zur Belohnung bey den Haaren und treten uns mit Füßen. Das Alter macht uns noch unglücklicher, und unſere Leiden unausſprechlicher. Gemeiniglich legen ſich dann unſere Barbaren junge und unverſtändige Dirnen bey. Dieſe peitſchen uns und unſere Kinder; wir werden nun zu ihren Sclavinnen erniedriget; wir müſſen ohne Murren dieſe Knechtſchaft ertragen, und vernachläſſigen wir hierbey eine Kleinigkeit: ſo ſteht der fürchterliche Mann mit dem Prügel vor uns.“

Grönländer.

Die Grönländerinnen halten die Ehe wegen ihrer Sclaverey für einen ſo ſchrecklichen Zuſtand, daß viele Mädchen, wenn ſie an ihre unmenſchlichen Gatten — wie das Vieh verkauft werden ſollen, davon laufen, und ſich durch Abſchneidung ihres Haares vor der ganzen Nation lieber ſelbſt

ſelbſt ſchänden, als einen Haustyrannen angehören wollen. Gewöhnlich werden die widerſpenſtigen Bräute mit Gewalt in die Hütten ihrer Liebhaber geſchleppt, und ſetzen ſie ihre Sprödigkeit zu lange fort: ſo werden ſie mit Schlägen zu den Umarmungen des Bräutigams gezwungen, und von nun an beginnt ein wahres Marterleben für die armen Geſchöpfe. Sie müſſen ihren Hausdespoten Zelte und Häuſer bauen, während dieſe ruhig und ohne alle Hülfsleiſtung den mühſamſten Arbeiten ihrer Gattinnen zuſehen, und ſie dabey wohl gar noch mißhandeln. Außerdem leben ſie in einer augenblicklichen Beſorgniß, von ihren Männern weggejagt, und auf immer verſtoßen zu werden, wenn dieſe ein anderes Weib liebgewinnen. Stirbt der Mann: ſo werden die Witwen, während ſie ſich mit ihren Kindern ſchmerzvoll auf der Erde wälzen und den Tod des Mannes und Vaters bejammern, ihrer Habe ſelbſt von denen beraubt, die, um ihnen ihre Theilnahme zu bezeugen, herbeyeilen. Die ausgeplünderten Witwen und Waiſen finden weder Geſetze, noch Richter, noch mitleidige Freunde. — In dem Zuſtande einer gänzlichen Hülfloſigkeit bringen viele Witwen eine Zeitlang zu, bis ſie aus Mangel aller Unterſtützung, — ohne Ernährer, ohne Kleider und Wohnungen, erfrieren und umkommen, und dieſen Jammer können die Grönländer mit einer ſolchen Gleichgültigkeit anſehen, als ob die Sterbenden nicht Menſchen, ſondern Geſchöpfe einer ganz andern Art wären. *)

Dieſe Ausſichten für eine Grönländerinn machen ihr natürlicherweiſe den Eheſtand ſo ſchwer und ſo bedenklich. Die wiederholten Lobreden, welche alte Weiber dem Geliebten des Mädchen zu halten pflegen, machen ſchon darum ſo wenig Eindruck auf dieſelbe, weil ſie überhaupt von kälterer Natur ſind, und der Umgang mit Männern ihnen nicht nur ganz gleichgültig, ſondern ſogar unerlaubt zu ſeyn ſcheint. Schon bey dem Wort der Verheirathung läuſt das Mädchen davon; es will nichts davon hören, und reißt ſeinen Haarzopf aus einander. Der fromme Miſſionar Cranz macht hierbey die Bemerkung: „das andere Geſchlecht ſpielt überall die Rolle, daß es nach dem

---

*) Meiners 1ſter Theil ſeiner Geſchichte des weiblichen Geſchlechts.

hergebrachten Wohlſtande erröthet und widerſteht, wenn man auch ſchon vorher überzeugt iſt, es werde ſich ergeben.“ Der fromme Mann geſteht aber doch ſelbſt ein, daß die Grönländerinnen dieſe Weigerung wohl nicht immer als ein bloßes Spiel der Coquetterie treiben, ſondern weil der Grönländer mehrere Frauen zugleich in ſein Ehebett aufnehmen, und die, welche ihn nicht länger gefällt, nach Gefallen verſtoßen kann. Daß ſich endlich die grönländiſchen Ehefrauen in ihr hartes Schickſal fügen, und den ihnen aufgedrungenen Mann ihre Hand geben, iſt ſehr natürlich, weil ſie dieſe uralte Volksſitte nicht ändern können. Cranz äußert ſich hierüber auf eine freymüthige und naive Art alſo: „obgleich nichts ſonderbarer, ungerechter, und der Liebe mehr zuwider zu ſeyn ſcheint, als dieſer Heirathszwang der Mädchen: ſo iſt doch vielleicht keine Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit mehr zu entſchuldigen, — denn man ſieht nie eine Grönländerinn aus dem Ehebette entfliehen, wenn ſie es erſt einmal beſtiegen hat.“

Otaheiter. Ueber die Natur der Schamhaftigkeit.

Selbſt die gutmüthigen und frohgeſtimmten Otaheiter, welche mit den Grönländern ſo viel Charakterähnlichkeit haben, und von der Liebe zu den Weibern ſo ſehr beherrſcht werden, behandeln ihre Weiber mit einer ähnlichen Hartherzigkeit. Dieſe ſind nicht nur verpflichtet, in einem abgeſonderten Theile des Hauſes allein zu eſſen, ſondern ihnen ſind auch grade die beſten Nahrungsmittel unterſagt. Sie dürfen weder Schildkröten, noch die wohlſchmeckendſten Fiſche, noch die beſſern Arten von Plantanen eſſen, und ſelbſt den Damen vom erſten Range wird nur ſelten Schweinefleiſch erlaubt. Selbſt die Knaben und Mädchen dürfen nicht zuſammen ſpeiſen, und die Weiber ſich ihre Speiſen ſelbſt auftragen, — denn ſie könnten alle vor Hunger ſterben, ehe ein erwachſener Mann ihnen dieſen Dienſt leiſtete. „Hierinn ſowohl, ſagt Cook, wie in andern Haushaltsgebräuchen, liegen gewiſſe Myſterien zum Grunde, die wir nie recht begreifen konnten. Wenn wir nach den Urſachen fragten, ſo hieß es immer: daß es ſo recht und nothwendig wäre.“

In dieſen Hinblick des großen Reiſenden auf die Myſterien der Geſchlechtsphiloſophie liegt allerdings ein bedeutender Wink für den Anthropologen. Die Männer haben ſich unter allen Nationen einen höhern Standpunct der Natur, als dem Weibe decretirt, und hierauf ihre Polizey und Disciplin gegen daſſelbe gegründet. — Der religiöſe Aberglaube ſtellte ihnen daſſelbe durch einen Trugſchluß als eine Schuldige auf, weil ſie ſchwächer, als er, geſchaffen wurde — und nun meynte er, daß ſein Gott ſelbſt das ſchwächere Geſchlecht verwerfe, und es zur Sclavinn beſtimme. Dieſer Wahnglaube leuchtet aus allen Verfügungen der Religionen gegen die Weiber hervor, und beweiſt nur zu klar, daß die Männer dieſe Religionen geſchaffen haben. — In heißern Gegenden der Erde hält der Mann aus einem andern Trugſchluſſe das Weib für ein gefährliches Weſen, weil ſie ihn zu lebhaft zur Liebe einladet; weil er ihr, wenn er auch will, nicht widerſtehen kann; weil er die Verirrungen ſeiner Thierheit ihr zuſchreibt, und wohl gar an Bezauberungen glaubt, die ein böſer Geiſt durch das Weib an ihn verrichte, und ihn endlich kraftlos und elend mache. Verſtünden dieſe Menſchen etwas von den phyſiſchen Gründen der Lebensconſumtion durch die thieriſche Liebe, vornähmlich bey der Vielweiberey: ſo würden ſie das böſe Princip nicht ſowohl in dem Weibe, als vielmehr in ſich ſelbſt ſuchen. — Daneben muß man immer bedenken, daß alle Geſetzgeber, die gegen die Weiber Verordnungen machten, — die Frommen und Heiligen ihrer Nation, — das heißt, Menſchen waren, welche vorher die Weiber vielfach genoſſen hatten, und nun abgelebt, ſtumpf und lebensſatt, auch wohl eiferſüchtig auf die Freuden der jüngern Welt, die Frauen zur Sclaverey verdammten, und docirten: daß ſie der Mann in gehöriger Entfernung von ſich halten müſſe. — Die periodiſchen Kränklichkeiten der Weiber können dieſe Abneigung gegen die Weiber und deren Unterjochung nicht allein bewirkt haben, ob ſie gleich grade dann unter den meiſten barbariſchen Nationen am härteſten behandelt werden. — Die Prieſter waren ihre Feinde, und ihnen hat das andere Geſchlecht, wo es von der Theilnahme am Gottesdienſte ausgeſchloſſen wird, ſeine härteſten Verfolgungen zu verdanken.

Das Ausſchließen der Weiber aus den Tempeln iſt ein offenbarer Beweis ihrer Zurückſetzung, welche die Prieſter decretirt haben. Dieſe frommen Männer hielten ſich nicht für ſtark genug, ihre mechaniſche Andacht in Gegenwart der Weiber zu erhalten, und führten aus Mißtrauen gegen ihre eigene Sinnlichkeit den Nationalglauben ein: daß das Weib alles Heilige entehre, und den Mann mitten in ſeiner Andacht von Gott zur Sünde herabziehe. Dieß war wenigſtens ein Vorwand, indem es noch viel andere Gründe geben kann, warum der Barbar dem Weibe den Gottesdienſt verbietet, — vielleicht ſchon darum, weil er fürchtete, daß die Frauen die erkünſtelten Geheimniſſe ſeiner Religion ausplaudern dürften.

Wir kommen zu den Otaheitern zurück. Wenn der Geliebte ſein Mädchen geſchwängert hat: ſo kann er das Kind umbringen, und nachher ſeine Verbindung mit der Mutter fortſetzen, oder ſie verlaſſen. Das Kind wird ſo ermordet, indem man ein Stück Zeug ins Waſſer tunkt, es dem Kinde in Mund und Naſe ſteckt, und es ſo erſtickt. Cook erzählt mehrere Beyſpiele von otaheitiſcher Grauſamkeit auch gegen die Frauen welche von ihren Männern ohne alle Barmherzigkeit wahrſcheinlich aus Eiferſucht geſchlagen wurden. Auch betrachten die Vornehmen dieſer Nation ihre Weiber ſo ſehr als Sclavinnen, daß ſie ſich ſogar von denſelben wie Kinder futtern laſſen. Sie halten, ſagt Cook, ſo ſtrenge auf dieſe Gewohnheit, daß ſie lieber verhungern würden, als ſich ihrer eigenen Finger bedienen. Cook hatte einſt einen ſolchen otaheitiſchen Nobile zu Gaſte geladen, man nöthigte ihn zu eſſen und zu trinken; aber er würde endlich weggegangen ſeyn, wenn Cook nicht einem Bedienten den Befehl gegeben: der vornehmen Bildſäule die Speiſen in den Mund zu ſtecken. *) — Auch läßt es ſich

---

*) In Cooks zweyter Reiſe um die Welt wird eines Otaheitiſchen reichen Mannes gedacht, der wohlgenährt und ausgeſtreckt in der nachläſſigſten ſibaritiſchen Stellung da lag und faulenzte. Um ihn her bereiteten ſeine Bedienten ihm die Speiſen zu, und ein Frauenzimmer ſetzte ſich neben ihn, und ſtopfte ihm von einem großen gebackenen Fiſche und von Brotfrüchten jedesmal eine gute Handvoll ins Maul, welches er mit ſehr gefräßigem Appetite verſchlang. Ein ähnlicher Epicurer wird in J. Mandevilles aſiatiſchen Reiſen geſchildert. Dieſem

leicht begreifen, daß die wollüſtige Ueppigkeit dieſes Volks, dem hierinn kein anderes der Erde gleicht, die Mädchen durchaus nur wie Gegenſtände der Sinnlichkeit behandelt, und alle Schonung der weiblichen Schamhaftigkeit vergißt, die der cultivirte Menſch für etwas Heiliges zu halten pflegt. So ſahen die engliſchen Seefahrer einen jungen Mann in Otaheite ſeine Hochzeit mit einem jungen 11 oder 12jährigen Mädchen feyern. Die thieriſche Umarmung geſchah vor den Augen der Einwohner und Engländer, und dieſe Unverſchämtheit bewies, daß ſie dem Gebrauche ſeines Landes gemäß war. *)

---

reichen Schlemmer mußten bey Tiſch funfzig ſchöne Mädchen aufwarten, und ihm die Nächte vertreiben helfen. Wenn dieſer Apicius zu Tiſche ſaß, brachten je fünf und fünf dieſer Schönen die Speiſen herbey, — ſangen dabey ihre Lieder, zerlegten die Speiſen, und ſteckten ſie ihm in den Mund. Denn er ſelbſt rührte nichts an, — ſeine Hände waren auch dazu ungeſchickt, und lagen unbeweglich mit ſo langen Nägeln vor ihm ausgeſtreckt, daß er wirklich nichts anfaſſen konnte. Die langen Nägel ſind dort das Kennzeichen des hohen Landesadels, als Symbole der eleganten Welt.

*) Man hat hierbey die Frage aufgeworfen: ob die

In dem ſüdlichen und nördlichen America iſt das Weib überall bald mehr bald weniger die

---

Scham, welche gewiſſe Handlungen begleitet, die an und für ſich ſelbſt von jedermann für unſchuldig gehalten werden, ihren Grund in der Natur habe, oder ob ſie aus Gebräuchen entſtanden ſey? „Iſt ſie, ſagt man, aus Gebräuchen entſprungen: ſo wird es doch ſchwer werden, dieſer angewöhnten Schamhaftigkeit, ſo allgemein ſie auch ſeyn mag, bis an ihre erſte Quelle nachzuforſchen; iſt ſie aber ein Naturtrieb, ſo wird es vielleicht eben ſo ſchwer ſeyn, zu entdecken, woher es gekommen, daß derſelbe unter den Otaheitern und andern unzüchtigen Nationen, in deren Sitten man gar keine Spur davon antrifft, ausgerottet oder wenigſtens überwältigt worden iſt.“ — Die Schamhaftigkeit, die ſich auf die Aeußerungen der Geſchlechtsliebe bezieht, kann nicht wohl ein Naturinſtinct genannt werden, ſondern iſt ein Kunſtwerk der Erziehung. Die Natur geht da, wo ſie die Erhaltung des Geſchlechts will, ihren Weg ohne Ziererey und Kunſt; der Naturmenſch, der Wilde begattet ſich, wenn er ein Mädchen findet, oder wenn ihm ein anderer Mann ſein Weib überläßt, oder es ihm verkauft. In dem Begattungstriebe beyder Geſchlechter liegt nichts weiter, als der geheimnißvolle Naturzweck, die Species nicht untergehen zu laſſen. So lange alſo die Verfeinerungen des geſelligen Lebens fehlen, ſo

Magd und Sclavinn des Mannes. Die Allgemeinheit dieſes barbariſchen Gebrauchs beweiſt,

---

lange die Geliebten nicht das Herz und die edlere Liebe verſtehen, giebt es auch keine wirkliche Schamhaftigkeit, — oder ſie wird von den Wilden ihren Frauen nur aus Eiferſucht geboten, die dann ſich dieſer Masque, ſo gut ſie können, bedienen, ohne wahrhaft ſchamhaft zu ſeyn. Selbſt die faſt allgemeine Bedeckung der weiblichen Zeugungsorgane beweiſt nicht, daß die Schamhaftigkeit ein Naturinſtinct iſt, denn, dieſe Bedeckung wird unter wilden Nationen für keine Schutzwehr der Unſchuld gehalten, und nur körperlicher Beſchädigungen wegen angelegt. Die weiblichen und unzüchtigen Tänze der Wildinnen zeigen offenbar, daß ſie dieſe Bedekkungen für nichts achten, und daß es ihnen einerley iſt, — ob ſie ſich ganz entblößt zeigen oder nicht. So badeten ſich die Schönen der Südſee-Inſeln ohne alle Bekleidung vor den Augen der Engländer, und ſchämten ſich nicht, — ſich in allen Stellungen von ihnen beſchauen zu laſſen. Was ſoll denn auch der Wilde für einen beſtimmten *moraliſchen* Begriff von der Schamhaftigkeit haben, da er ſowohl, als das Mädchen, ſobald es die Jahre erlauben, ſeinen Naturzweck zu befriedigen ſucht? — Ohne Erziehung und Anweiſung iſt wohl der Menſch ſo wenig ſchamhaft, als das Thier, und was man von der Schamhaftigkeit gewiſſer Thiere behaupten daß er ſeinen Grund in dem Naturrecht hat, und daß er auch — obgleich verſteckt, gemildert

---

wollen, iſt Chimäre. Wenn ſich einzelne Thiere — (ſo wie einzelne Wilden) bey der Begattung verbergen: ſo geſchiehet es wohl nur darum, — um ihre Nebenbuhler nicht zu reizen, oder auch nur um ungeſtört zu genießen.

Wäre endlich die Schamhaftigkeit ein Trieb der Natur: ſo müßten ihn alle Menſchen, vornähmlich die Weiber äußern. Aber wir finden ganze Nationen, worin die Frauen keine Spur davon ſehen laſſen, — ſondern vielmehr die unſittlichen Angriffe bey dem Manne machen. — Wir wiſſen ferner, daß die Kinder ſich ſo lange ſchamlos entblößen, bis ihnen dieß verboten wird, und daß in den Wahnſinnigen gewöhnlich alle Schamhaftigkeit verſchwindet. Wir bemerken ferner, daß das männliche Geſchlecht in der Regel weniger ſchamhaft, als das weibliche iſt, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil ihnen die Schamhaftigkeit weniger zur Pflicht gemacht wird, und man ihm die Uebertretungen der Zucht und Ehrbarkeit leichter als dem Weibe verzeiht. Daß dieſe edlere Bildung des innern keuſchen Sinnes ſelbſt in gebildeten Weibern ganz untergehen könne, beweiſen mehrere Schriftſtellerinnen des Alterthums, welche mit ſchamloſer Frechheit die thieriſche Geſchlechtsluſt geſchildert haben, wie z. B. die Elephantis nach Svetons Be-

und verfeinert, ſich unter civiliſirten Nationen behaupten werde. Freylich übt der Wilde ſein ius naturae zu ſtreng natürlich und zu ſtreng aus, und läßt dem Weibe bisweilen nicht einmal die Vorrechte erlaubter Vergnügungen; aber er glaubt nach ſeinen Grundſätzen recht daran zu thun, und die Eiferſucht auf ſeine Männerherrſchaft verleitet ihn dann oft zu einem kalten Despotismus gegen das Weib, die ſich der allgemeinen Sitte gehorſam unterwerfen muß — wenn ſie ernährt ſeyn will. — Die Männer in Nutka Sund meynen alles für ihre Familien gethan zu haben, wenn ſie dieſelbe vor Hunger nicht umkommen laſſen, und fleißig auf die Jagd gehen. Daheim in ihren Häuſern ſitzen ſie, wie alle Americaner, müſſig, während die Frauen für das Haus alle Zeuge wirken, alle Geräthſchaften verfertigen und alle Laſtarbeiten verrichten müſſen. Selbſt das Rudern in den Kanots müſſen ſie mit auf ſich nehmen, wenn auch Männer mit darinn ſitzen, und werden bey keiner Gelegenheit mit

---

richt, welche die unzüchtigſte Proſa der Aſtyanaſſa zur Schande der Dichtkunſt in heroiſche Verſe überſetzte.

Achtung und Zärtlichkeit behandelt. Die jungen Mannsperſonen ſchienen in der ganzen Völkerſchaft die größten Müſſiggänger zu ſeyn. Sie ſaßen entweder in kleinen Geſellſchaften beyſammen, um ſich in der Sonne zu wärmen, oder wälzten ſich wie die Schweine im Sande am Seeufer umher. Man kann leicht denken, welche Ehemänner aus einer ſo viehiſchen Jugend entſtehen müſſen. Cooks dritte Entdeckungsreiſe in die Südſee und nach dem Nordpol. Von Georg Forſter. Berl. 1789. 3ter Band S. 65. u. f.

Africaner.

Die africaniſchen Neger behandeln ihre Weiber nicht menſchlicher und edler. Gleich beym Eintritt in die Hütte befiehlt der Bräutigam der Braut, Sclavendienſte zu verrichten, um ſie ſchon jetzt an die Unterthänigkeit zu gewöhnen. Nie darf das Weib mit ihm eſſen, weil dieß ſeine Herrenwürde beſchimpfen könnte. Auch der ärmſte und erbärmlichſte Negerſclave in Weſtindien, der von ſeinem Pflanzer ſchlechter als ein Hund behandelt wird, behält jene gravitätiſche Volksſitte bey — auch er läßt ſich von ſeinem Weibe knieend bedienen; knieend müſſen die Negerdamen ihren Männern Speiſe und Trank reichen, knieend ſie begrüßen, wenn ſie von der Jagd kommen, knieend von ihren ſchlafenden Männern die Fliegen verſcheuchen. Wenn Streitigkeiten unter den Weibern entſtehen: ſo iſt der Mann der einzige und höchſte Richter. Beyde Parteyen tragen ihre Nothdurft auf den Knieen vor, während der Mann mit untergeſchlagenen Füßen die feierlichſte Richtermiene annimmt, und — ſein Urtheil wird ohne Murren und Gegenreden angenommen.

Die Mandingos in Africa haben ſogar ein furchtbares peinliches Halsgericht gegen ihre Weiber geſtiftet, das in ſeiner Art einzig und ſonderbar genug iſt. Damit dieſes Fehmgericht heilig und heimlich gehalten werde, ſo bedienen ſie ſich, wenn ſie etwas wider die Weiber unternehmen wollen, einer geheimen Sprache, die keine Frau, ohne Gefahr umgebracht zu werden, lernen darf. Eben ſo unzugänglich iſt ein geheimer Männerorden dieſer Mandingos zur Bändigung und Beſtrafung ſchuldiger Weiber. — In dieſen Bund wird kein Jüngling unter ſechszehn Jahren zugelaſſen, und wer darinn eingeweihet wird, muß den furchtbarſten Eid ſchwören, daß er die Geheimniſſe des Ordens keinem Profanen, und am wenigſten einem Frauenzimmer offenbaren wolle. Die Uebertretung dieſes Gelübdes wird ſelbſt an den Fürſten dieſes Volks mit unabbittlicher Todesſtrafe geahndet. Als im Jahre 1727 ein König von Jagra einem geliebten Weibe die Endzwecke jenes Ordens entdeckte, und dieſe geſchwätzige Dame unvorſichtig genug war, die ihr anvertrauten Geheimniſſe andern Freundinnen auf eine ſolche Art mitzutheilen, daß es der Orden wieder erfuhr: ſo wurde das königliche Paar vor den Orden geladen, ihres Vergehens überführt, und ohne Gnade hingerichtet. — Der furchtbare Repräſentant dieſes ſchrecklichen Männerbundes iſt ein Popanz, oder eine Schreckgeſtalt, die von den Weibern im Ernſte, oder, weil ſie es am ſicherſten finden, ihre wahre Meynung nicht merken zu laſſen, — für einen wilden Mann gehalten wird. Dieſes verkappte Ding wird Mumbo-Jumbo genannt, und iſt ein Kerl, der in einem Kleide von Baumrinde, und, mit einer Krone

oder

oder einem Strohbüſche geziert, einher ſchreitet, und in dieſer Königspracht acht bis neun Fuß hoch iſt. Dieſes Geſpenſt erſcheint immer nur des Nachts, um einen deſto tiefern Eindruck zu machen, und durchſtreift die Wohnungen mit dem gräßlichen Geſchreye eines unbekannten wilden Thieres. Wenn die Weiber das Geſchrey dieſes Mumbo-Jumbo hören: ſo entfliehen ſie ſo ſchnell und weit als ſie können. Allein das ſchreckliche Geſpenſt läßt durch ſeine Trabanten diejenigen Frauen wieder einholen, welche eine Züchtigung verdient haben. Dieſe werden entweder gegeiſſelt, oder auch ohne weitere Umſtände ermordet; denn alle Neger, welche den Mumbo-Jumbo begleiten, müſſen die Winke und Befehle deſſelben augenblicklich erfüllen. — Was ſoll man vollends zu der ſchauderhaften Unmenſchlichkeit ſagen, daß in der ſüdlichen Hälfte von Africa viele Häupter und Fürſten ſich junge Mädchen halten, nicht bloß um ihre thieriſchen Leidenſchaften mit denſelben, ſondern auch ihren Hunger nach Menſchenfleiſch zu befriedigen! *)

---

*) Meiners l. c.

Die Hottentotten dürfen ſo viel Weiber nehmen, als ſie wollen, — ob ſie gleich dieſelben nicht ſo hart wie andere Wilden behandeln. Indeſſen müſſen ſich doch die Witwen, wenn ſie wieder heirathen wollen, einer ſonderbaren und ſchmerzhaften Gewohnheit unterwerfen. Sie müſſen nähmlich, ſo bald ſie wieder heirathen, ſich das Glied von einem Finger abſchneiden, und ſo jedes Mal wieder das Glied von einem andern Finger, wenn ſie den dritten oder vierten Mann nehmen, daher es nichts Seltenes iſt, hottentottiſche Weiber mit drey oder vier verſtümmelten Fingern zu ſehen. — Den jungen Mädchen läßt man zwar einige Wahl, den ſich anbietenden Liebhaber als Ehemann anzunehmen; allein dieß iſt nur eine eingebildete Willkür. Man erlaubt ihr nähmlich, ſich von dem Manne loszumachen, wenn ſie ihn nicht will, — indem ſie eine Nacht mit ihm auf der Erde *ringen* darf. Behält ſie die Oberhand: ſo iſt ſie frey; wird ſie aber, wie in den meiſten Fällen, überwunden: ſo wird die Heirath wider ihren Willen geſchloſſen, und für einen Ochſen, den der Bräutigam den Aeltern giebt, die Tochter ausgeliefert. Wie erhaben ſich dieſe einfältigen Männer über das Weib glauben, ſiehet man aus einer andern Gewohnheit, wodurch der Jüngling zum Manne gemacht wird, — welches gewöhnlich im achtzehnten Jahre geſchiehet. Der junge Bube wird dann in einen Kreis von Männern geführt, und eins der Mitglieder ſagt ihm nun in einer Rede: man habe ihn gewürdigt ein Mann zu ſeyn, — er müſſe nun von ſeinen Kinderſtreichen und von ſeiner Mutter Abſchied nehmen; werde er aber mit ſeiner Mutter wieder vertraut umgehen: ſo ſolle er des Männerrechtes auch wiederum beraubt werden! Nach Endigung dieſer Ceremonie darf der neu geſchaffene Mann hingehen, — und ſeine Mutter ausſchimpfen, oder gar mißhandeln, ohne daß er darüber beſtraft würde.

Der Wilde erblickt in ſeinem Weibe eigentlich nur zweyerley Beſtimmungen, die er aber nicht achten lernt, weil er in keinem policirten und ſittlichen Staate lebt. — Die Beſtimmung: Kinder zu gebähren, — und ſeine Magd zu ſeyn. Die erſte Beſtimmung des Weibes achtet er nicht, weil er ſie in ſeiner thieriſchen Rohheit für eine alltägliche Natureinrichtung hält, ohne die das Weib nicht Weib ſey, und rechnet das ihr ſo wenig zum Verdienſte an, als wenn ein Thier ſeine Jungen zur Welt bringt. Dieſe Gleichgültigkeit, welche uns unmenſchlich erſcheint, wird dadurch ſehr vermehrt, daß ſeine Weiber mit einer erſtaunlichen Leichtigkeit gebähren, und bey den Schwangerſchaften faſt gar nichts leiden. Das Wochenbett der Wildinn dauert gewöhnlich nur einige wenige Stunden. Er überläßt alſo ohne weitere Theilnahme, wie das Thier, ſeine Kinder der Mutter; ſie haben wenig Intereſſe für ihn, bis ſie heranwachſen, und ihn bedienen müſſen, oder bis er ſie verkaufen kann. Sie ſind ihm ſammt der Mutter nur als ein Gegenſtand des Nutzens, nicht als ein Gegenſtand der Liebe etwas werth, — und wo könnte auch da Liebe ſeyn, wo ſich gemeiniglich ſo viele Weiber und Kinder in das Herz eines rohen Barbaren theilen müſſen! Daß die Weiber ihn in dieſer Rohheit unter mehrern Nationen zur phyſiſchen Liebe ſo unverſchämt anlocken, daß ſie ſich, wie z. B. die Kamtſchadalinnen, ohne Scheu mit ihren Männern und Liebhabern öffentlich begatten, macht ihn gewiß noch gleichgültiger gegen ſie, — er achtet ihre Geburten nicht, weil er ſie dann als Folgen ihrer Verführungen und ihrer Wollüſte betrachtet.

Die Natur, welche zunächſt den Menſchen als ein Geſchlecht zu verſorgen hat, ihn auch Anfangs nicht anders als Thiermenſchen kennt und formt, weil er ohne alle Cultur geboren wird, hat, wie in der ganzen Thierwelt, auch hier die Jungen der Mutter anvertrauet, und ihr deßhalb eine innigere und lebendigere Neigung zu dem Kinde, als dem kältern Vater, eingeflößt. Denn ſie weiß es wohl, daß der Mann als Naturmenſch, als Jäger, Fiſcher und Krieger, ſich wenig um ſeine Jungen bekümmern wird. Seine Lebensweiſe kann urſprünglich nur nomadiſch ſeyn, weil ihm der Tiſch nicht überall von der Fülle der Erde gedeckt wird, ſondern er ſich herumſchweifend und mühſam ſeine Nahrung und Kleidung ſuchen muß, von welcher er dann nicht ſowohl aus Liebe, als weil er ohne das Weib nicht fertig werden kann, das Nothdürftige dem Weibe und Kinde zufließen läßt. Aber er iſt auch hierbey ſo träge, daß, wie z. B. die americaniſchen Wildinnen, das von den Männern geſchoſſene Wild in den entfernteſten Waldungen aufſuchen, und herbey ſchleppen müſſen. — Nach ſeinen Begriffen gehört auch das Kind nicht ſowohl ihm, als der Mutter an, und da dieſe ſeine Magd iſt: ſo kann er das Kind wohl nicht anders, als ſeinen Knecht betrachten. Und wie viel natürlicher muß ihm vollends da dieſes Verhältniß erſcheinen, wo ſich ſein Weib nach Gefallen den Umarmungen anderer Männer hingeben darf; der Hausvater alſo nicht wiſſen kann, ob das Kind wirklich ſein gehört oder nicht!

Es iſt übrigens höchſt auffallend, daß der Wilde nur vornähmlich ſo hart und unbarmherzig gegen ſein Weib und ſeine Kinder handelt, und dagegen nach den Zeugniſſen mehrerer Reiſebeſchreiber ſich durch ſo manche edle Seite ſeines Herzens, durch unermüdliche Dienſtfertigkeit, durch Proben einer feurigen Freundſchaft, durch Dankbarkeit und Großmuth auszuzeichnen pflegt, und darin oft den noch ſo ſehr cultivirten Europäer beſchämen könnte. Le Vaillant *) ent-

---

*) In ſeiner unten angeführten zweyten Reiſe.

rüſtet ſich über die Menſchen, welche ihm die africaniſchen Völker wie Ungeheuer abbildeten. „Ich für meinen Theil, ſagt er, glaube die ſogenannten Wilden beſſer zu kennen, als alle jene Schwätzer, die ihre oberflächlichen Kenntniſſe aus lügenhaften Büchern geſchöpft haben. Ich habe Gelegenheit gehabt, den Naturmenſchen zu ſtudiren, und habe ihn immer gut gefunden. *) Allent-

---

*) Dagegen ſagt einer unſerer größten Philoſophen: [Kant in ſeiner Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft] „der Menſch ſey von Natur böſe, d. i. er ſey ſich des moraliſchen Geſetzes bewußt, und habe doch die Abweichung von demſelben in ſeine Maxime aufgenommen.“ Kant beruft ſich auf die Auftritte von ungereizter Grauſamkeit in den Mordſcenen auf Toſoa, Neuſeeland, den Navigatorsinſeln, und die nie aufhörenden in den weiten Wüſten des nordweſtlichen America's, und man habe Laſter der Rohigkeit mehr als nöthig ſey, die natürliche Gutartigkeit des Menſchen zu bezweifeln. Allein dieſe gräßlichen Thatſachen ſind, wenn ſie ſich auch von einzelnen Völkern beſtätigen ließen, doch nur einſeitig, und können nicht als ein ſtrenger Beweis des radicalen Böſen in der menſchlichen Natur angeführt werden; ſchon darum nicht, weil wir von ſo viel andern wilden Nationen ſchätzbare, ſogar liebenswürdige Charakterſeiten kennen. Außer

halben ſah ich ihn, wenn man ihn nicht beleidigte, gaſtfrey und freundſchaftlich. Ich verſichere hier mit der innigſten Ueberzeugung, daß ich in den barbariſch-ſeynſollenden Ländern, wo die Europäer ſich noch nicht verhaßt gemacht haben, weil ſie niemals dahin gekommen ſind, zum Zeichen des Friedens nur die Hand zu bieten brauchte, dann drückten die Africaner ſie ſogleich herzlich in den ihrigen, und nahmen mich als ihren Bruder auf. Wollte ich einen Dienſt von ihnen haben, oder etwas eintauſchen: ſo hatte ich an meinem Branntewein, meiner Eiſenwaare und meinem Ta-

---

dem müßte man doch wohl unterſuchen, ob jene ſogenannten Mordſcenen nicht durch eine wirkliche Anreizung veranlaßt wurden, oder ob ſie nicht aus falſchen Religionsbegriffen hervorgingen, die ja oft genug Mord und Grauſamkeit gegen ſeine Feinde, ſelbſt unter uns Chriſten, erlauben. Ein anderer Critiker macht gegen obigen Kantiſchen Beweis noch die ſehr richtige Bemerkung: „Alles, was den Menſchen als gut oder böſe ſoll zugerechnet werden, muß aus der Freyheit entſpringen. Freyheit und deren Gebrauch kann aber bey Menſchen nicht eher angenommen werden, als bis die Vernunft angefangen hat, Einfluß auf das Wollen zu bekommen, welches grade bey den Wilden wegen ihrer thieriſchen Unvernunft nicht immer denkbar iſt.“

back ſehr vortheilhafte Handelsartikel. Jeder Schwarze hätte von Herzen gern alles, was er beſaß, für Dinge hingegeben, die er entweder ſo nöthig brauchte, oder die ihm den ſüßeſten Genuß verſchaffen. Le Vaillant ſchildert die Kaminuquay, die Namaquas und Huswanas als höchſt gutmüthige, treuherzige und gefällige Menſchen.

Schon Montaigne hatte von den americaniſchen Wilden eine ähnlich = gute Meinung, und er ſchildert ſie ſogar mit einer Art von gutmüthiger Schwärmerey. „Wir nennen ſie, ſagt er, Barbaren, weil ihr Geiſt noch wenig Bildung und Gewandheit angenommen hat, und weil ſie ihrer urſprünglichen Natürlichkeit und Einfalt treu geblieben ſind. Die Geſetze der Natur ſind ihre Vorſchrift, und durch die unſrigen ſind ſie noch nicht verſchroben worden. Mit Verdruß denke ich daran, daß ein Lycurg dieſe Kinder der Natur noch nicht kannte. Denn mich dünkt, daß dasjenige, was wir bey dieſen Nationen wahrnehmen, alle Dichtergemählde eines goldenen Zeitalters weit überſteigt, und ſogar über alle Wünſche und Vorſtellungen der Philoſophen hinaus gehet. Dieſe haben ſich von einer ſo reinen und einfachen Natur, wie wir ſie da in der Wirklichkeit vor uns ſehen, keinen Begriff machen können, und es iſt ihnen nicht eingefallen, daß ſich der geſellige Verein der Menſchen mit ſo weniger Kunſt, und ſo wenigem Bindungsſtoffe erhalten laſſe. — Dieß iſt eine Nation, würde ich einem Plato ſagen, welche keinen Handel, keine Wiſſenſchaften, keine Zahlen, keine Obrigkeit, kein politiſches Uebergewicht kennt, und mit dem, was wir Knechtſchaft, Reichthum und Armuth nennen, unbekannt iſt; eine Nation, die nichts von Verträgen, Erbfolgen und dergleichen weiß, und ſich nur mit ihren Vergnügungen und Zeitvertreiben beſchäftigt; eine Nation, die nur eine allgemeine Verwandſchaft achtet, und die keiner Kleider, keines Ackerbaues, keiner Metalle, keines Weins und Getreides bedarf, und bey welcher ſogar die Ausdrücke: Lüge, Verrätherey, Verſtellung, Geiz, Neid, Verläumdung u. ſ. w. nie gehört werden. O wie tief, fährt Montaigne fort, würde Plato ſeine idealiſche Republik unter den Stufen einer ſolchen Vollendung erblicken!“ *)

---

*) Essai de Montaigne Liv. I. Chap. 30. des Cannibales.

Es iſt hier der Ort nicht, dieſe gutmüthigen und empfindſamen Aeußerungen eines Montaigne eben ſo wenig als jenes Gemählde zu widerlegen, welches Rousseau aus einer ähnlichen Schwärmerey von ſeinem glücklichen Naturmenſchen entwarf. — So ein ganz außerordentlich liebenwürdiges und liebes Weſen pflegt doch der Wilde nicht zu ſeyn, oder iſt es nur in einzelnen Gegenden; auch mögen wohl die Reiſebeſchreiber ihm nicht tief genug in die Seele geſchauet haben, indem ſie gewiß oft das ſeiner Gutmüthigkeit zuſchrieben, was er aus Furchtſamkeit vor den Europäern, oder aus einem Gelüſte nach ihren Geſchenken für ſie that. Wenigſtens iſt er faſt überall ein hartherziges Weſen gegen Weib und Kind. — So erſcheint der Mann zu ſeiner Schande ſelbſt unter denjenigen Völkern, die doch ſchon eine ſittliche Religion, eine Policey und Staatsverfaſſung, und einen Grad von Cultur beſitzen, und dennoch ihre Frauen nicht viel beſſer und vielleicht noch ſchlechter, als der rohe Wilde behandeln.

Morgenländer. Türken. Araber.

Den Morgenländern, den Muhamedanern, den Perſern und Indianern ſind die Frauen darum ſo unentbehrlich, weil jene ſo ſehr von den Eindrücken der phyſiſchen Liebe abhängen, ſo daß ſie ſelbſt, wie z. B. die Türken, ihr künftiges Paradies mit ſchönen Weibern und Freudenmädchen bevölkern. Die Morgenländer ehren ihre Frauen in einzelnen Fällen in einem ſo hohen Grade, daß man ihrer nach den blutigſten Schlachten und nach den ſchrecklichſten Verheerungen und Plünderungen der Städte noch mehr als der Prieſter ſchont, und die Wohnungen der Frauen ſind die einzigen Schutzörter, vor welchen das würgende Schwerdt des nach Blut und Beute gierigen Kriegers vorübergeht. Wenn die ägyptiſchen Beys ſich einander vertrieben und erſchlagen haben: ſo werden die Harems der Ueberwundenen eben ſo wenig beunruhiget, als wenn der Beſitzer ſelbſt Sieger geblieben wäre. Die Harems ſind die einzigen Zufluchtsörter für verfolgte und unglückliche Sclaven, und ſogar für Verbrecher, da kein Gerichtsdiener oder Henker in den Harem eindringen darf, wenn der Schuldige kein Majeſtätsverbrecher iſt. *)

Indeſſen ſind und bleiben dieſe Harems doch wirkliche Kerker für das weibliche Geſchlecht, und die Türkinn iſt eine Gefangene in ihrem eigenen Hauſe. Sonderbar genug, daß ſelbſt die katholiſchen Damen, die unter den Muhamedanern leben, jene ſtrenge Eingezogenheit in den Winkeln ihrer Häuſer annehmen, und ſich Aller Blicken entziehen. „Ihr Geſicht, ſagt Sonnini **), bedeckt ein dicker Schleier, alle leben in ihren Häuſern abgeſondert und verſchloſſen. Manchmal hat mich als Arzt ein Prieſter ihrer Nation oder ein Mönch in dieſe Frauenkerker eingeführt; — aber ſie ſprachen bloß durch eine Maske, und ich wußte nie, ob die Kranke alt oder jung war. Man reichte mir nur die Hand, und den vordern Theil des Armes dicht eingehüllt vor, und ließ nur die Stelle offen, wo ich den Puls befühlen mußte. Sollte Ader gelaſſen werden: ſo gab es einen andern Ceremonieſtreit. Man wollte mir bloß den Ellenbogen ſehen laſſen, und es koſtete mir Mühe und Verdruß, ehe man den Vorderarm ganz frey machte. Litt eine von dieſen Frauen an den Augen, oder wurde von einer andern örtlichen Krankheit geplagt: ſo ſollte ich die Krankheit heilen, ohne die Augen oder den Sitz des Uebels unterſucht zu haben."

---

*) Meiners S. 110. u. f. nach Dow History of Hindostan und Irwin Voyage up the red Sea.

**) Reiſen in Ober- und Niederägypten, 2ter Theil. Leipz. 1801.

„Die Araber, ſagt Poiret *), ſind gleichfalls nichts weniger als galant gegen ihre Frauen; doch dieß würde ich ihnen leicht vergeben, wenn ſie nur menſchlich wären. Aber dieſe Tugend ſcheint ihrem Herzen gänzlich fremd zu ſeyn, und ſie ſehen die Weiber als unendlich niedrigere Weſen, als ſich ſelbſt an, und kaum ſchätzen ſie ihr Weib etwas höher als eins ihrer Hausthiere. Die Ehe wird bey ihnen nicht als ein Vertrag angeſehen, wozu der Wille beyder Parteyen erfordert wird, man kann ſie vielmehr als eine Art Kauf betrachten, der zwiſchen den Aeltern und dem Bräutigam geſchloſſen wird. Dieſer denkt nicht daran, das Herz der Braut zu gewinnen, er findet ſich

---

*) Reiſe in die Barbarey in den Jahren 1785 und 1786. Straßb. 1789.

mit einer, oder einem Paar ſchöner Kühe ein, und der Handel hat ſeine Richtigkeit; die Aeltern behalten die Kühe, und übergeben dafür die Tochter. Sie bekümmern ſich wenig darum, ob ſie glücklich oder unglülich wird; wenn ſie einmal verkauft iſt: ſo wird ihrer nicht weiter gedacht (?). Gefällt das Weib dem Manne nicht länger: ſo kann er ſie ihren Aeltern zurückſenden, und eine andere oder auch mehrere zugleich kaufen, je nachdem er bemittelt iſt. Gefällt die verſtoßene Frau einem andern: ſo kann derſelbe ſie um einen viel geringern Preis erhalten, weil ſie ſchon einmal verheirathet geweſen. Auch werden die beſchwerlichſten und härteſten Arbeiten von den Weibern verrichtet, und während die Männer ſich ungeſtört dem Müſſiggange ergeben, müſſen jene Holz fällen, und, in Ermangelung eines Laſtthiers, es ſelbſt nach Hauſe ſchleppen. Ich habe, ſetzt Poiret hinzu, dieſe Weiber mit einer ſo ungeheuren Holzlaſt angetroffen, daß ich ſehr nahe ſeyn mußte, um dieſe kleinen menſchenähnlichen Figuren, die aber im höchſten Grade unſauber, und durch Arbeit und Schweiß entſtellt waren, unter der Laſt der Zweige entdecken zu können. Am übelſten ergehet es dieſen Unglücklichen, wenn die Horden mit ihren Zelten aufbrechen, und ihren Wohnplatz verändern. Der Mann ſetzt ſich ganz ruhig zu Pferde, und trägt außer ſeinen Waffen nicht das Geringſte, da hingegen die Frau mit dem völligen Hausrath beladen, und öfters ſogar mit dem Gezelte ſelbſt neben dem Pferde des Mannes herlaufen muß, und nicht ſelten, wenn ſie nicht ſchnell genug folgt, unter den Schlägen des Mannes erliegt. Auf dieſe Weiſe müſſen ſie Tage lang im brennenden Sande oft ohne Eſſen und Trinken fortwandern. Der Mann ſpricht mit ſeinem Weibe ſtets in einem gebietenden Tone — als ihr Oberherr, der ſich der Stärke, die ihm die Natur über das Weib gegeben, vollkommen bewußt iſt. Die Weiber der Araber müſſen den Kindern, ja ſogar den Sclaven nachſtehen; ſie dürfen nicht eher eſſen, bis das übrige Hausgeſinde die Mahlzeit eingenommen, und müſſen ſich mit dem, was die andern übrig gelaſſen haben, begnügen. Es iſt unmöglich, ſagt Poiret, dieſe armen Weiber ohne Mitleiden und mit ungerührtem Herzen zu betrachten. Kaum ſind ſie über die Kinderjahre

hinaus:

hinaus: ſo zeigen ſich die Vorboten des herannahenden Alters auf ihren Geſichtern, — mehr die Folgen ihrer ſchweren Arbeit und ſchlechter Begegnung, als der Jahre. Zwiſchen der Kindheit und dem höchſten Alter bemerkt man faſt keine Mittelzeit. Tief eingefallene Augen, abgezehrte und niedergeſchlagene Geſichter, eingefallene Bakken, ein durch Arbeit gebeugter Rücken, im ganzen Aeußern das höchſte Elend, der ſchmutzigſte Anzug, ein ſtinkender Ausſchlag und dabey ein Blick, welcher die tiefſte Schwermuth verräth, — dieß iſt ohngefähr der äußere Abriß einer Landbewohnerinn in der Barbarey."

„Diejenigen, welche in den Städten wohnen, ſind zwar nicht ganz ſo unglücklich, wie ihre Mitſchweſtern auf dem Lande; aber ſie werden deſto härter durch die Eiferſucht der Männer bewacht, — und dieſe Eiferſucht ſcheint dieſen um ſo gerechter zu ſeyn, weil ſich die dortigen Stadtfrauen gern den Chriſten hingeben, und ihnen entgegenkommen. Bey ſolchen Neigungen und dem übergroßen Zwange wäre eine Liebesintrigue leicht angefangen und beendigt; aber hier kennt man kein größeres Verbrechen, — als dergleichen

Galanterien, beſonders für einen Europäer. Würde er überraſcht: ſo iſt der Tod unvermeidlich. Nur Ein Mittel bleibt übrig, das Leben zu retten, — nähmlich ein Muſelmann zu werden und das verführte Weib zu heirathen. Iſt ſie aber bereits verheirathet: ſo giebt es für Beyde kein Rettungsmittel; das Weib wird dort lebendig in einen Sack gebunden und ins Meer geworfen, und der Chriſt entweder lebendig verbrannt, oder in Stücken zerhauen." *)

---

*) Oft ſind mir dergleichen Beſchreibungen von der übertriebenen Eiferſucht der Morgenländer und Abendländer gegen die europäiſchen Reiſenden ein wenig verdächtig vorgekommen. Nichts iſt natürlicher, als daß die dortigen Einwohner ihre ſinnlichen Weiber gegen die Lüſternheit, oder auch nur gegen die Neugier der Ankömmlinge, zu verwahren ſuchen, und daß dieſe nach ihren ſchlaffern Grundſätzen jene Verwahrungen als etwas Uebertriebenes und Lächerliches ſchildern. Die europäiſchen Reiſenden ſtehen bey den Ausländern faſt überall in ſchlechtem Rufe, und die Verwahrungsmittel gegen ihre Verführungskünſte waren wohl nur temporell, d. i. nach ihrer Abreiſe hörte die Jalouſie der Männer wieder auf, und ihre Frauen wurden wieder vernünftig. Es giebt keine noch ſo verdorbene und rohe Nation

Ueberhaupt erſcheint die Eiferſucht der Muhamedaner gegen ihre Frauen und ihr Männerdespotismus in tauſenderley Formen, und äuſſert ſich in den ſonderbarſten Gebräuchen und Einrichtungen, die ſelbſt durch die Geſetze des Staats geheiligt ſind. Ihr Prophet Mahomed erlaubt jedem Muſelmann nicht allein vier geſetzmäßige Frauen, ſondern auch ſo viel Beyſchläferinnen, als er unterhalten kann. Schon Tournefort bemerkt: daß die Türken eine dreyfache

---

der Erde, welche den Europäer in Abſicht der Moralität nicht tief unter ſich erblicken ſollte, und dieß rührt vornähmlich von den niedrigen Wollüſten her, welche der europäiſche Schiffsſoldat überall und mit unbändiger Frechheit äußert, wo er landet. Die wildeſten Nationen pflegen daher zu ſagen, wenn ſie einen etwas geſittetern Ausländer ſehen: „er iſt faſt ſo ſittſam, als wir; oder: er fängt an ein Menſch, wie unſer eins, zu werden.“ Die türkiſchen Mädchenhändler fürchten ſogar aus einem lächerlichen Vorurtheil den böſen Einfluß der Blicke eines Chriſten oder Europaers, „ein Weib könne nicht von ihnen geſehen werden, ohne von ihrem Werthe zu verlieren, ohne unter ihrem bösartigen Einfluſſe zu leiden.“ G. A. Olivier Reiſe durch das türkiſche Reich. Weimar 1802. 1ſter Th. S. 139.

Ehe haben; — ſie heirathen entweder geſetzmäßig, oder ſie miethen ſich ein Weib auf einige Zeit [dieß iſt jedoch die ſeltnere Art ihrer Ehe], oder ſie kaufen ihre Frauen. Der Sultan vermählt ſich entweder aus Stolz, oder aus politiſchen Rückſichten, nicht ſo wie ſeine Unterthanen; es ſcheint mit ſeinem erhabenen Range zu ſtreiten, ſich mit einem Weibe durch die Bande der Ehe zu vereinigen. Er hat bloß eine unbeſtimmte Anzahl Sclavinnen, die zu ſeinem Vergnügen dienen, und ihm einen Nachfolger geben ſollen. Unter dieſer großen Anzahl ſind nur ſieben ſeine Favoritinnen; ſie genießen am häufigſten ſeine Gunſtbezeugungen und erlangen zuweilen einen nicht geringen Einfluß in die Staatsangelegenheiten. Mann nennt ſie Kadeun. Wird eine von den übrigen Sclavinnen ſchwanger: ſo erzeigen ihr die Verſchnittenen die größte Ehrfurcht, wenn der Sultan noch keine männliche Erben hat; ſind aber ſchon Söhne von einer Favoritinn vorhanden: ſo muß ſie ſich glücklich ſchätzen, wenn ſie mit einer unzeitigen Geburt davon kommt, oder ihr Kind gleich nach der Geburt erſtickt wird.

Die türkiſchen Weiber ſind ſo ſehr eingekerkert, daß nicht einmal der Bräutigam ſeine Geliebte vor der Heirath zu ſehen bekommt, und von ihren Reizen nur durch die Beſchreibungen irgend einer Verwandtinn oder alten Unterhändlerinn einige Kunde erlangt. — Sind die Verwandten einig: ſo wird die Summe beſtimmt, welche der Mann ſeiner Gattinn zum Geſchenk geben ſoll, als den Preis ihres Bluts. Ein paar Tage vor der Hochzeit wird das junge Frauenzimmer in das Bad geführt, und zum erſten Male der Haare auf ihrem ganzen Leibe entledigt; man kann ſagen: daß ſie von nun an die Sclavinn eines Despoten geworden ſey. Auch die Bucharen kaufen ihre Weiber für Geld, und bezahlen ſie nach dem Grade ihrer Schönheit, — was man vielleicht ſchon von einem Zartgefühl für regelmäßige Formen halten könnte, wenigſtens zu einem Luxusartikel dieſer Nation, wozu ſie bey allen Türken gehört. Jemehr ſchöne Töchter ein Buchar hat, deſto reicher iſt er, — eine Waare, die man dort leicht und mit großen Vortheil abſetzt. Uebrigens verbietet ein hartes Geſetz dem Geliebten, ſein Mädchen vom Tage des

Contracts an zu ſprechen, — ja ſie nicht einmal zu ſehen; eine Vorſicht, wodurch man wahrſcheinlich den Muthwillen junger Leute zähmen und ſie bis zum Abſchluß der Hochzeit in einer deſto geſpanntern Erwartung erhalten will. Selbſt während der Trauung dürfen ſich die jungen Eheleute nicht ſehen, und die Geliebte wird dem Manne in dieſer Verhüllung gegeben. Aber auch dann noch nicht ſiehet er ſich an dem erwünſchten Ziele. Sobald die Ceremonie geendigt iſt, begibt er ſich nach ſeinem Hauſe zurück, wo das Hochzeitmahl für die Gäſte bereitet iſt. Erſt nach dem Eſſen ſtattet er einen Beſuch bey ſeiner Frau ab, und erhält die Erlaubniß, nun mit ihr vorläufig die erſten Worte zu wechſeln. Hierauf kehrt er abermals nach ſeinem Hauſe zurück. Endlich am Abend eilt er wieder zu ſeiner Gattinn, — ſie erwartet ihn bereits im Hochzeitzimmer; — aber dieß muß in Gegenwart mehrerer Frauenzimmer geſchehen, er darf ſich nicht entkleiden; nach einigen Augenblicken muß er ſich wieder entfernen, und dieſe Farce wird drey Tage hinter einander wiederholt. Erſt in der dritten Nacht erhält er die völligen Rechte des Ehemannes, und führt den andern Morgen die Frau mit ſich nach Hauſe. Sonſt gilt auch hier, wie im ganzen Orient, das Männerrecht, ſeine Frau, wenn er will, zurückzuſchicken, in welchem Falle ſie aber auch alles, was ſie von ihrem Manne während der Ehe empfangen hat, behalten darf. Verlangt ſie die Eheſcheidung, ſo geht ſie deſſen verluſtig. *) Alle dieſe Hochzeiten haben mit den altgriechiſchen die größte Uniform.

Im ganzen Orient iſt das Weib ein Gegenſtand, von dem kaum geſprochen wird. Man darf ſich kaum nach dem Befinden der Frauen und Töchter ſeines beſten Freundes erkundigen, weil dieß gleich Argwohn von unerlaubten Abſichten und Verbindungen erregen würde. Eben ſo wenig erlaubt es der Wohlſtand, von ſeinen eigenen Weibern und Töchtern zu reden. **) Man be

---

*) Hiſtoriſch - geographiſche Nachrichten von der kleinen Bucharey. S. Archenholz Literatur und Völkerkunde, 2ter Band. Februar 1783.

**) In Perſien hält ſich der Ehemann für beſchimpft, wenn man ſich nach dem Befinden ſeiner Gattinn erkundigt. Sie beym Nahmen zu nennen, iſt durchaus unerlaubt, und die Anrede muß hierbey ſo lan greift ſie unter den übrigen Hausthieren, oder unter der allgemeinen Benennung von Haus und Familie. Wenn aber ein Morgenländer gezwungen wird, ſeiner Frau oder Tochter gegen den Arzt oder gegen eine andere Perſon, welcher er Achtung ſchuldig iſt, zu erwähnen: ſo ſetzt er allemal: mit Erlaubniß, oder eine andere Entſchuldigungsformel hinzu, wie, wenn man in Europa von ſchmutzigen oder Abſcheu erregenden Perſonen und Handlungen zu reden gezwungen wird. *) Daß ferner die Beſuche der Morgenländer in den Harems nicht die Werke einer zärtlichen Liebe, ſondern nur einer mechaniſchen und thieriſchen Gewohnheit ſind, ſiehet man daraus, daß dieſe animaliſchen Liebhaber ihre geliebten Weiber nicht einmal liebkoſen, ſondern ſich von dieſen ehrfurchtsvoll die Hände küſſen und ſclaviſch bedienen laſſen, — ja, es iſt unter den Türken und andern Morgenländern ſogar etwas

---

ten: „möge die Mutter des und des Sohnes oder der und der Tochter glücklich ſeyn!“

*) d'Arvieux Memoires. 1735. 6 Tomes. I. S. 229. — Meiners Geſchichte des weibl. Geſchlechts. I. S. 213.

Schimpfliches, wenn einer das Anſehen hat, als ob er nur eins ſeiner Weiber innig lieben könnte.

Dieſe Erſcheinung läßt ſich aus dem einzigen Umſtande erklären, weil das orientaliſche Frauenzimmer ſelbſt nicht wahrhaft liebenswürdig iſt, und nur zu einem phyſiſchen augenblicklichen Genuſſe einladet. Die ſchönſten Bildſäulen können keine Liebe erregen, ſondern gefallen nur in der ſinnlichen Anſchauung, und ſo lange ihre Reize der Lüſternheit des Barbaren gefallen. Sie ſind alſo für die Männer nur niedrige Hülfsmittel ohne edlere Zwecke, und ohne die zärtliche Sympathie des ehelichen Lebens. Ein geiſtiger Umgang kann unter dieſen ungebildeten Menſchen nicht ſtatt finden; das Weib kann durch die ſchönere Weiblichkeit den Mann nicht anziehen und beglücken, und kein Menſch hat dort von dieſen ſeligen Verhältniſſen der Seelen einen Begriff. Wenn alſo der Barbar ſeine Liebe in dem edlern Sinne, wie der cultivirte Menſch, äußern wollte oder könnte: ſo würde man ihn für ein ausgeartetes Weſen halten, welcher der armſelige Sclave ſeiner Frau ſey, und auf die Art gleichſam ſeinen Nationalcharakter, ſeine Volksſitten und ſeine Religion ſelbſt entehre. Man würde ihn aus ſeinem Volke als einen Dummkopf ausſtoßen, weil ihm ſein Rang als Herr des Weibes nichts mehr werth ſey, — dagegen man bey policirten Nationen dem Manne nicht leicht einen Vorwurf macht, wenn er einen Theil ſeiner Freyheit ſeinem liebenswürdigen Weibe hingiebt, und aus Dankbarkeit und Einverſtändniß der Herzen ſein ganzes Leben hindurch nur dieſer Einen angehört. — Aber wer könnte es wohl den Frauen der Barbaren ſelbſt zur Laſt legen, daß ihnen die weibliche Liebenswürdigkeit fehle? Wie kann das Weib unter ſolchen Deſpoten liebenswürdig werden, die ſie oft nicht beſſer als ein vernunftloſes Thier behandeln, und ſelbſt ihre Zuneigung gegen ſie, nur in der letzten und niedrigſten Form als brutale Wollüſtlinge äußern! — „Hier bleibt, ſagt Home ſehr richtig, nichts von der Liebe als der Nahme übrig, und da das thieriſche Vergnügen ohne Liebe ſo niedrig iſt: ſo wird es bald ekelhaft und läſtig, wenn es nur auf Einen Gegenſtand eingeſchränkt iſt. Was man in dem Einen nicht findet, erwartet man begierig in einem andern, und die Einbildungskraft, welche von einem Gegenſtande zum andern ſchwärmt, ſindet keine andere Befriedigung, als in der Abwechſelung. Eine Neigung gegen eine Frau von Tugend oder Talenten ſcheint abgeſchmackt, die wahre Liebe wird verlacht, und die Menſchen werden endlich ganz Thier.“ Eine Bemerkung, welche ſich auf die Wilden unter rohen und gebildeten Völkern paßt.

Sineſen. Perſer.

Die Sineſen ſcheinen noch eiferſüchtiger, als die Türken zu ſeyn, und erlauben ihren Frauen durchaus keine Männerbeſuche. Findet ſich eine Ehebrecherinn unter ihnen: ſo hat der Mann das Recht, ſie in Gegenwart ihrer Verwandten zu ermorden. Dagegen üben dieſe ſo unbarmherzig eingekerkten Weiber oft aus einer ähnlichen Eiferſucht die größten Unmenſchlichkeiten an den Beyſchläferinnen ihrer Männer aus. Es iſt nichts Ungewöhnliches, daß die Sineſerinnen ſolchen Kebsweibern durch ſchreckliche Getränke die Frucht im Leibe tödten, oder wenn ſie erlauben, daß das Geſchöpf leben ſoll, ſo hört es nach der Volksſitte auf, ein Kind ſeiner eigenen Mutter zu ſeyn. Denn die Kinder der Nebenfrauen werden als Kinder der rechtmäßigen betrachtet, während man jene vielleicht nur als die armſeligſten Hausmägde behandelt. Dieſe Nebenkinder ſind ihren wirklichen Müttern nicht die geringſte Achtung ſchuldig; ſie dürfen dieſelben ſogar mißhandeln, und ſchlagen; ſie ſitzen, wenn die Mütter ſtehen müſſen, und trauren nicht, wenn die rechte Mutter ſtirbt, ſondern nur um die Hausfrau, welche ſie nicht geboren hat. Stirbt der Hausvater: ſo können die Beyſchläferinnen verſtoßen und verjagt werden, ohne daß ſich ein menſchliches Geſetz darum bekümmert. — Die Sineſen rauben, wie man glaubt, aus Eiferſucht ihren Frauen ſogar den Gebrauch der Füße *) und ma-

---

*) Die martervolle Verkleinerung der Füße des ſchönen Geſchlechts wird dort ſchon in der Kindheit angefangen, indem man die Zehen durch ein gewaltſames Binden unter die Fußſohlen drückt, und in dieſer Lage erhält, bis ſie wirklich hineinwachſen, und ein Theil derſelben werden. „Auf die Art, ſagt Barrow †), wird der Fuß in ſeinem Wachs-

†) J. Barrows Reiſe durch China von Peking nach Canton. aus dem Engl. mit Anmerk. von Hüttner. Weimar 1804.

chen es ihnen zu einem ſchweren Verbrechen, ſich außer dem Hauſe ſehen zu laſſen. Ueberall werden dieſe Unſichtbaren in verhüllten Sänften getragen, und ſelbſt die Frauen auf dem Lande, welche ein ſolches Geräth nicht bezahlen können, laſſen ſich lieber in einer Art von bedeckten Schiebkarren herumfahren, als daß ſie öffentlich erſcheinen ſollten. Die ärmern Claſſen ſind zwar nicht ſo ſtreng auf ihr Haus eingeſchränkt, dagegen aber müſſen ſie wie Sclavinnen oft mit einem Kinde auf dem Rücken arbeiten, während der Mann ſpielt oder müſſig geht. Niewhof ſpannt ſogar auf einem ſeiner Kupfer eine ſineſi-

---

thum bis auf die Länge von vier bis fünf Zoll verkümmert, und der Knöchel in einer Geſchwulſt herausgetrieben, wodurch anfangs den armen Mädchen unſägliche Schmerzen verurſacht, und ſie in der Folge des Vergnügens beraubt werden, ſich von einem Orte zu dem andern bewegen zu können. Indeß beſiegen Nationalgrillen überall die Vernunft. Man hält in Sina dieſe Miniaturfüßchen für eine beſondere Schönheit, und würde ein dortiges Mädchen ſehr beleidigen, wenn man ihr ſagte: ſie habe große Füße.“

ſche Frau und einen Eſel vor denſelben Pflug. Selbſt zu Hauſe in ihrer eigenen Familie darf eine Frau weder an Einem Tiſche mit ihrem Manne eſſen, noch in Einem Zimmer mit ihm ſitzen. Alles wird zwiſchen Beyden mit einem ſteifen und kalten Ceremoniell verhandelt, und an eine Familienvertraulichkeit iſt bey einem ſo mechaniſchen Verkehr gar nicht zu denken.

Im Orient iſt das ſchöne Geſchlecht wohl nirgends ſo eng und ſclaviſch eingeſchloſſen, als unter den eiferſüchtigen Perſern. Chardin, dieſer ſachkundige Menſchenbeobachter, ſagt: die Serails der Türken, welche man ſo oft die Baſtillen der Frauen genannt, können noch öffentliche Oerter im Vergleich mit den perſiſchen Frauenkerkern genannt werden. Er ſchreibt dieſe übertriebene Bewachung des andern Geſchlechts den Wollüſten der Nation zu, indem der Mann dort überall Befriedigung ſeiner Sinnlichkeit ſuche, und ihm wegen der Gluth des Clima und des ſchnellen Aufblühens weiblicher Reize zum Mutterſtande [oft ſchon im neunten Jahre] das

Weib ſo leicht entgegenkomme. Ich weiß nicht, ob ſeine anthropologiſche Meynung von dem Einfluſſe der Sonnenwärme auf die Heftigkeit der phyſiſchen Liebe ihre völlige Richtigkeit hat, — da in viel kältern Gegenden die Nationaleiferſucht eben ſo ungerecht ſeyn kann. Eher müßte man dieſe Erſcheinung im Orient aus der ſchlaffen, weichen und ſüßlichen Lebensart der Männer erklären, die bey ihrem täglichen Müſſiggange faſt nichts anders zu thun haben, als Taback zu rauchen, und ihre Weiber zu bewachen. Die Geſchäftsart eines Volks beſtimmt, als ein Princip der Gewohnheit, meiſtentheils den Charakter der ganzen Nation. Iſt dieſe Geſchäftsart nur negativ, d. h. herrſcht keine Induſtrie in dem Volke: ſo bewacht ein Fauler nur den andern, damit ſich keiner rege, ſondern nur jeder, wie der Perſer, neben ſeinen Frauen ſtumpfſinnig fortlebe. — Dieſe Nation findet ſogar in den Vorſchriften ihrer Religion einen Grund zu jenen despotiſchen Einſperrungen ihrer Weiber, indem ihr Geſetzgeber die Worte ſterbend ausgerufen haben ſoll, „bewahrt eure Religion und eure Frauen!“

Deßwegen ſind die Mauern der perſiſchen Harems nicht allein ſehr hoch; ſondern auch oft doppelt und dreyfach; deßwegen muß jeder, der einem perſiſchen Frauenzimmer begegnet, weit vom Wege abſtreifen, und das Geſicht nach einer ganz andern Gegend hinwenden, obgleich die dortigen Damen in feſt verſchloſſenen und verriegelten Behältern getragen werden. Schon in der Ferne, und ſelbſt bey Nachtzeit, wird den Wanderern zugerufen: eiligſt zu fliehen, und alles entläuft bey dem ſchrecklichen Worte Courouc, wie vor einem verheerenden Ungewitter. Reiter und Eunuchen, mit langen Stöcken bewaffnet, begleiten wie Schaarwächter die reiſende, oder nur zum Spaziergang ausgetragene Dame, um alle die zu überfallen, welche ſich nicht geflüchtet hatten. Jenes warnende Courouc wird vornähmlich beym Transport der königlichen Weiber ausgerufen, und wer dieſer Warnung nicht folgt, wird von den Eunuchen auf der Stelle getödtet. Chardin erzählt hiervon ſchauderhafte Beyſpiele. Ein alter Mann wagte es, den König Sephy I. wegen einer ungerechten Sentenz der Regierung, die ihn ſeines ganzen Vermögens beraubte, ſelbſt anzuſprechen, während der König mit ſeinen Weibern vor der Wohnung des Greiſes vorüber zog. Die perſiſche Majeſtät wurde durch die Annäherung des Alten ſo entrüſtet, daß jener dieſen durch einen doppelten Pfeilſchuß tödtete. Um dergleichen Uebel zu verhüten, werden die Bewohner von allen Seiten ſchon viele Stunden vorher durch donnernde Flintenſchüſſe gewarnt, und die Straßen, welche das königliche Gefolge durchzieht, gleichen daher Einöden, worinn eine giftige Seuche alle Menſchen vertilgt hat.

Selbſt bey der Beerdigung perſiſcher Weiber wird ſorgfältig ein verdecktes Gerüſte um das Grab gezogen, damit kein Umſtehender nicht einmal die Leiche erblicke. — Eigentlich darf ein perſiſches Eheweib keinen andern Mann als den ihrigen ſehen, nicht ihre Anverwandten, nicht einmal die Brüder ihres Gatten.

Die Harems der perſiſchen Großen ſind ſo ſtreng verſchloſſene Zuchthäuſer der Frauen, daß der Ritter Chardin bey ſeinem zwölfjährigen Aufenthalte in Perſien und bey ſeinen mühſamſten Nachforſchungen nur einzelne Details von der innern Beſchaffenheit und Lebensweiſe der Harems erfahren konnte, da gleichſam die ganze Nation ſich hierbey zu einem Eide des tiefſten Stillſchweigens verpflichtet hat. Hier ſind einige Einzelnheiten aus ſeinem Gemählde. — Stirbt z. B. der König: ſo werden alle ſeine zurückgelaſſenen Weiber, er mag ſie umarmt haben oder nicht, jung und alt, ohne Unterſchied, bis an ihr Lebensende unbarmherzig eingeſchloſſen. Ein ſolcher Todesfall bringt daher in dem königlichen Serail jedesmal die wehmüthigſte und lauteſte Trauer hervor, nicht ſowohl aus zärtlicher Liebe für den Verſtorbenen, ſondern darum, weil dieſe armen Geſchöpfe von nun an keinen Funken der Hoffnung zu ihrer künftigen Freyheit übrig behalten, ſondern auf Lebenslang eingemauerten Staatsgefangenen gleichen. Ein Eunuch erzählte dem Ritter Chardin: daß noch das Serail des Großvaters des damals regierenden Königs vorhanden ſey. — Man kann die Schreckniſſe und Laſter, welche in dieſen häuslichen Winkeln der Großen herrſchen, ſich vielleicht nicht arg genug denken. Schon der Umſtand, daß die ſchönſten Mädchen der Nation, ohne gefragt zu werden, ſelbſt durch die Veranſtaltung ihrer Aeltern und Verwandten jene Luſtgemächer der Großen bevölkern müſſen, macht dort das Schickſal des ſchönen Geſchlechts höchſt traurig, und während die Aeltern ſich über das Glück und die Ehre ihrer eingeſperrten Töchter freuen, leben dieſe unter den Augen ihrer Teufel, der alten Eunuchen und ihrer Nebenbuhlerinnen, das kläglichſte Jammerleben. Eben dieſe Schreckensörter ſind es, durch deren innere Abſcheulichkeit nach und nach alles ſittliche Gefühl des weiblichen Herzens untergeht, und ſelbſt die zärtliche Mutterliebe, — dieſe auch unter den wildeſten Nationen oft ſo köſtliche Blume der Weiblichkeit, erſtickt wird. Da nähmlich die Weiber in den perſiſchen Serails, wenn ſie Kinder haben, nie eine Erlöſung aus dieſer Sclaverey hoffen dürfen [hingegen diejenigen, welche das Gebären zu verhindern verſtehen, ſehr oft an die Hofbedienten und andere angeſehene Männer des Staats verheirathet werden]: ſo ſind jene oft die grauſamſten Kindermörderinnen, indem ſie entweder die Frucht im Mutterleibe tödten, oder ſie auch ohne Bedenken nach der Geburt ermorden. Sie fürchten alſo die Gunſt des Regenten mehr, als daß ſie dieſelbe wünſchen ſollten, und erlauben ſich daher die heilloſeſten Mittel, um ihre Schwangerſchaften zu verhüten, bald mit Gefahr ihres Todes, bald der ſchrecklichſten Beſtrafungen. *) Oft werden die Weiber der perſiſchen Fürſten, wenn ſie irgend ein Verbrechen begangen, oder wenn ſie jenen nicht mehr gefallen, auch an ganz gemeine Männer verheirathet, und auf die Art aus dem Glanz und der Ueppigkeit des Serails in die niedrigſte Armuth hinabgeſtoßen. — Es iſt aber nicht genug, daß

---

*) Chardin erzählt hiervon eine der ſchauderhafteſten Anecdoten. Eine Geliebte des perſiſchen Königs Abas wollte ſich, aus Furcht vor der Schwangerſchaft, den Umarmungen des Monarchen entziehen, als dieſer ſie zu einem nächtlichen Beſuche einladen ließ. Das unglückliche Mädchen gab vor, daß ihre periodiſche Kränklichkeit ſie daran hindere, und daß ſie [nach dem Geſetz] in dieſem Zuſtande dem Könige ſich nicht nähern dürfe. Da erwachte auf einmal der Argwohn des Wütherichs: er ſuchte ſie in ihrem Gemache auf: ſie warf ſich auf die Knie, und ſuchte den König als eine Kranke von ſich abzuhalten. Aber der argwöhniſche Abas ließ Unterſuchungen anſtellen: es fand ſich, daß das Mädchen die Unwahrheit geſagt, es wurde in ein Kamin geſteckt, und lebendig verbrannt.

die Damen in ihrer ſchrecklichen Einſiedeley von den hartherzigſten und ekelhafteſten Verſchnittenen Tag und Nacht beobachtet und bedrohet werden, ſo daß oft der kleinſte Verdacht die traurigſten Folgen für ſie nach ſich ziehet, ſondern ſie verfolgen ſich auch ſelbſt unter einander mit teufeliſcher Argliſt und Cabale, — ſo daß die **Begünſtigte** auch jedesmal die Unglückliche und die Zielſcheibe des ganzen übrigen Serails iſt. Da dieſe Rachſüchtigen in ihren langweiligen Putzzimmern durch ihren ewigen Müſſiggang ihre bittern Launen nur noch verſtärken: ſo ſieht man leicht, welchen hämiſchen Verfolgungen jedesmal die Favoritinnen ausgeſetzt ſind. Gelingt es dieſen Verfolgungen, das Herz des Monarchen gegen jene zu erbittern: ſo wird oft die noch heut angebetete Buſenfreundinn des Königs morgen mit Ruthen geſtrichen, getödtet, verbrannt oder lebendig begraben. Um die Gunſt des Herrn von den Favoritinnen abwendig zu machen, verſuchen ihre Nebenbuhlerinnen die allerabſcheulichſten und gottloſeſten Mittel, vornähmlich diejenigen, wodurch ſie die Unfruchtbarkeit derſelben zu bewirken ſuchen.

Beſonders übt die glühende und rachſüchtige Eiferſucht der Morgenländer gegen ihre Frauen einen Despotismus, und eine Unmenſchlichkeit aus, die ohne die Zeugniſſe der glaubwürdigſten Reiſebeſchreiber einer gegen die Menſchheit erſonnenen Fiction gleichen würden, an deren Wahrheit wir aber wohl nicht zweifeln dürfen. — Denon erzählt in ſeiner intereſſanten Reiſe in Nieder- und Oberägypten *), während der Feldzüge Bonaparte's daſelbſt, folgendes entſetzliche Beyſpiel einer blutdürſtigen Eiferſucht. „Am zweyten Tage nach dem Ausmarſche der Truppen aus Alexandrien trafen einige franzöſiſche Soldaten nahe bey Beda in der Wüſte ein junges Weib mit blutigem Geſichte an. Auf dem einen Arme hielt ſie ein junges Kind, und der andere bewegte ſich ſchwankend hin und her, um einem Gegenſtande zu begegnen, woran ſie ſich etwa ſtoßen, oder welcher ſie leiten könnte. Die Neugier der franzöſiſchen Krieger wird erregt; ſie rufen ihren

---

*) Aus dem Franzöſiſchen und mit einigen Anmerkungen begleitet von D. Tiedemann. Oder 25ſter Bd. des Magazins von merkwürdigen neuen Reiſebeſchreibungen. S. 44. u. f. Berlin, 1803.

Führer, der zugleich ihr Dolmetſcher war; ſie gehen nahe hinzu; ſie hören die Seufzer eines Weſens, welches man des Organs der Thränen, — der Augen beraubt hat, — ein junges Weib, ein Kind mitten in der Wüſte! Erſtaunt und neugierig fragen ſie nach der Urſache dieſer ungewöhnlichen Erſcheinung; ſie erfahren, daß dieſer ſchreckliche Anblick die Wirkung einer eiferſüchtigen Wuth iſt, deren Schlachtopfer nicht zu murren wagt, ſondern für den Unſchuldigen bittet, der an ihrem Unglücke Theil nimmt, und der im Begriff iſt, vor Jammer und Hunger umzukommen. Unſere mitleidigen Soldaten theilen ihr ſogleich von ihrer Portion mit, und vergeſſen ihr eigenes Bedürfniß bey einem noch dringendern Mangel; ſie berauben ſich des ſeltenen Waſſers, das ihnen bald gänzlich fehlen wird, — und ſehen einen Wüthenden ankommen, der von Fern ſeine Augen an dem Anblicke ſeiner Rache weidete, und jene Schlachtopfer immer im Geſichte behielt. Er rennt hinzu, den Händen ſeines Weibes das Brodt und Waſſer zu entreißen, welches das Mitleiden zum letzten Labſale der Unglücklichen mitgetheilt hatte. — Still! ſtill! rief er, —

das Weib hat ihre Ehre verletzt; ſie hat die meinige befleckt; dieß Kind gereicht mir zur Schande; es iſt der Sohn des Verbrechens! — Die franzöſiſchen Soldaten wollten nicht leiden, daß er ſie der von ihnen geleiſteten Hülfe beraube; aber es erbittert ſeine Eiferſucht, daß der Gegenſtand ſeiner Wuth noch Erbarmen erregt. Er zieht einen Dolch, und giebt dem Weibe einen tödlichen Stich, — ergreift das Kind, — hebt es wüthend in die Höhe und zerſchmettert es am Erdboden.“ Welche Contraſte in der menſchlichen Natur zwiſchen dieſen bis zur Tollheit eiferſüchtigen Morgenländern, und den Tſchuktſchen in Kamtſchatka, welche letztere jeden Fremden ihre Weiber und Töchter zum Gebrauch anbieten, ſie ihnen nackend präſentiren *), und den, welcher ſie ausſchlägt, nicht

---

*) Pau erklärt dieſe freywilligen Anbietungen aus einem ſehr wahrſcheinlichen Grunde: ce n'est ni un défaut ni un abus aux yeux des Nains du Septentrion d'offrir leurs epouses à des etrangers d'une stature prevenante, robuste et elevée: ils espérent de fortifier par ces mélanges fortuits leur race abâtardie par l'inclémence de l'air. Recherches philosophiques sur les Américains. Tom. I. S. 228. P. du Lac empfing einſt von einem jungen Anführer der Cha-

nur für einen höchſt ungeſchliffenen Menſchen halten, ſondern ſogar fähig ſind, einen ſolchen Verächter ihrer Schönen mit dem Tode zu beſtrafen!

Die Morgenländer haben auch von dem freyen Umgange zwiſchen den Europäiſchen Frauen und Männern ſo widrige Begriffe, daß ſie unſere Sitten in Betracht der ihrigen für kindiſch und unvernünftig halten. Der ſchwediſche Gelehrte J. Otters *) unterredete ſich einſt mit einem türkiſchen Rechtsgelehrten über die Eingezogenheit und Sclaverey, worinn die Morgenländerinnen die ſchönſten Tage ihres Lebens zubringen müßten. Ich weiß, ſagte der Türk, daß eure Weiber Beſuche annehmen, — mit andern Männern zu-

---

zuvennen mehrere Geſchenke, welche ihm ein junges Weib des Anführers zu Füßen legen mußte. Darauf fing ſie an, dem Franzoſen verſchiedene Male vom Kopf bis zu den Füßen zu reiben, und wenn ſie ihn gerieben hatte, fuhr ſie mit den Händen auf ein Zeichen ihres Mannes über ihren eigenen Leib. Du Lac hörte nachher, der Mann habe geglaubt: daß hierdurch die künftigen Kinder ſeines Weibes recht ſtark und kraftvoll ſeyn würden.

*) Reiſe in die Türkey und nach Perſien. 1ſter Bd. Nürnb. 1781. S. 39.

ſammenkommen, und ausgehen dürfen, ohne ihr Geſicht zu bedecken. — Aber, fuhr er fort, wie können eure Männer dort einen ſolchen Mißbrauch und Uebelſtand erlauben? wenn wir das Nähmliche unter uns geſtatten wollten, was für Geklätſche, Unruhe und Unglück würde nicht die Bosheit des andern Geſchlechts unter uns anſtiften! Wie könnte man es wagen, bey ſolchen Freyheiten der Weiber mehrere zu heirathen, da man dann nicht einmal mit einer ſicher ſeyn könnte! Otter hielt nun unſern Damen eine kleine Lobrede, — er ſagte: „ſie wären ohne Despotismus — nachgebend und viel zu verſtändig, als daß man für ihre Tugend beſorgt ſeyn dürfe.“ Der Türk ſchüttelte den Kopf und erwiederte: „meiner Meynung nach ſind die Weiber überall dieſelben, und ich danke Gott, daß er mich in einem Lande entſtehen laſſen, wo es den Männern erlaubt iſt, ſich um die Aufführung der Weiber zu bekümmern.“

Von der ſtrengen Bewachung der dortigen Frauen erzählt eben dieſer Gelehrte folgende Anecdote. *)

---

*) S. 103. der angeführten Reiſe.

Weil die Morgenländer ſich gemeiniglich einbilden, daß alle Europäer die Arzneykunde verſtehen: ſo wurde Otter von einem Verſchnittenen zu einer Kranken in dem Harem gerufen, und flehentlich um Hülfe gebeten. Man führte ihn in ein dunkles Gemach, worinn alle Fenſter aufs Genaueſte verſchloſſen waren. Die Kranke hielt ſich hinter einem Vorhange auf, und eine einzige Lampe im Winkel des Zimmers warf nur ein mattes Licht von ſich. Der Verſchnittene hatte ſeine Augen ſtarr auf den vermeyntlichen Arzt gerichtet, während dieſer mit der Dame ſprach. Endlich ſagte Otter: daß er nichts über ihre Krankheit entſcheiden könne, ohne ihren Puls befühlt und ihr Geſicht geſehen zu haben. Der Keuſchheitswächter der Schönen ward unwillig, als aber Otter darauf beharrete, zog er voll Grimm den Vorhang weg, hob den Zipfel des Schleyers ein wenig in die Höhe, und fragte: ob man hiermit zufrieden wäre? Otter verneinte dieß, und verlangte, auch das Geſicht und die Augen der Patientinn zu ſehen, ehe er Arzneymittel verſchreiben könne. Nun ward der Verſchnittene wie raſend, und indem er den

Schleyer der Dame über ihr Haupt zurückwarf, ſagte er wüthend: „nun ſiehe dich ſatt, weil du durchaus ſehen willſt!“ Aber die Patientinn trug nicht einmal eine Spur von Schönheit an ſich, — und hätte ſich ohne Gefahr den Augen aller Menſchen ohne Hülle zeigen können.

Die Siameſen in Aſien gehören zu den weichen und weichlichen Nationen, welche in den dortigen Gegenden ihre Frauen am glimpflichſten behandeln, und dennoch üben ſie über dieſelben ein Herrſcherrecht aus, wobey die Weiber überall als Sclavinnen erſcheinen. Der Siameſe iſt nach ſeinen Volksſitten ein höchſt müſſiges Weſen, und ſeine Weiber ſind allein der arbeitende Theil bey ſeinem Haushalt. Der Hausvater arbeitet faſt gar nicht, wenn er es nicht für ſeinen König thut. Er geht nicht einmal ſpazieren, nicht einmal auf die Jagd; er thut faſt nichts, als ſpielen, eſſen, Taback rauchen, ausgeſtreckt liegen und ſchlafen. Sein Weib muß ihn des Morgens um 7 Uhr aufwecken, und ihm Reiß und Fiſche vorſetzen, dann legt er ſich wieder hin, und zu Mittage und Abend pflegt er wieder ſeines Leibes, zwiſchen welchen Mahlzeiten er ſeine bequeme Mittagsruhe hält, und mit Geſellſchaft und Spiel ſich die Zeit vertreibt. Während die Männer müſſig gehen, müſſen die Weiber das Feld bearbeiten, und in den Städten kaufen und verkaufen. Dabey hat der Siameſe die Freyheit, mehrere Weiber zu haben, ob dieß gleich mehr aus Stolz und Prunk, als aus Unenthaltſamkeit geſchieht. Die dortigen Könige heirathen ſogar ihre eigenen Schweſtern, und de la Loubere *) erzählt ſogar, daß der damalige König ſeine eigene Tochter geheirathet habe; eine unnatürliche Gewohnheit, welche unter dieſer Nation daher entſpringt, weil ſich ihre Großen nicht mit niedern Ständen vermiſchen dürfen. Immer bleibt aber doch die Hauptfrau des Hauſes die Regentinn deſſelben, und die andern Weiber ſind ihre Sclavinnen, deren Töchter ohne Umſtände verkauft werden dürfen. Die Hauptfrau darf er dagegen nicht verſtoßen.

So iſt die Lage der Ehefrauen unter den meiſten wilden Nationen, — und es müßte uns

---

*) Beſchreibung des Königreichs Siam. Nürnb. 1[illegible]00

befremden, wenn jene von ſo wenig gebildeten, halbthieriſchen Männern, welche keine andere Vorzüge als die der körperlichen Kraft kennen, gelinder und menſchlicher behandelt würden. Der Mann iſt urſprünglich und überall der Despot des Weibes, ſo lange ſeine edlern Gefühle für das weibliche Herz, für ſtilles Familienglück, für die Bedürfniſſe eines geiſtigern Umganges, und für ſeine eigene Veredlung durch das Weib noch nicht geweckt ſind, — kurz, ſo lange er als ein thieriſches Weſen ſich nur der Rohheit und Unvernunft des Inſtincts überlaſſen muß. Das Schwache kann auf dieſer Stufe der ſchlummernden und verwilderten Menſchheit den thieriſch Starken nicht ſehr anziehen, ſo lange er nur auf die Stärke ſeiner Fauſt ſtolz iſt. Das Schwache erſcheint daher in ſeinen Augen jedesmal als ein zur Sclaverey beſtimmtes Weſen, — und er raiſonnirt daher in ſeiner rohen Einfalt ungefähr ſo: wenn das ſchwächere Geſchlecht von der Natur dem Manne gleich gemacht wäre: ſo würde es ſich mit dem Manne in den Kampf der Kraft einlaſſen dürfen, und mit ihm einerley Rechte genießen. Da dieß aber nun nicht ſo ſey: ſo habe der Mann ein natürliches Herrſcherrecht über das Weib, — ja dieſes unterwerfe ſich ihm ſogar ohne allen Kampf, und bezeige dadurch ihre eigene Befugniß zum Gehorchen. Für den rohen Wilden giebt es daher eigentlich nur dreyerley Sclaven, die, welche ſein Arm bezwungen hat, ſeine gefangene, verſtümmelte oder eingekerkerte Feinde, — dann ſein Weib, und endlich ſeine Kinder, von welcher letztern Despotie ich im Folgenden reden werde.

So iſt der Menſch ohne Cultur nichts als ein grauſamer und unbarmherziger Egoiſt, ein Halbmenſch, deſſen Herz ſich noch nicht mittheilen kann, der nur auf ſeine fünf Sinne eingeengt iſt, nur für ſie lebt, nur in der phyſiſchen Gegenwart ſchwelgt, und von der Zukunft wenig vernimmt, weil ſein Leben in ſo armſelige Momente eingeſchloſſen iſt. — Seine Leidenſchaften ſind nur für ihn da; er achtet nichts, als das, was ſich ſeiner Körperkraft entgegenſtellt, oder vielmehr er fürchtet es nur, weil er wohl nicht einmal weiß, was Achtung heißt. Sein Feind wird daher faſt immer zum Tode verdammt, weil jener den Tod ſelbſt befürchtet. „Der Menſch, ſagt Iſelin, welcher von andern Menſchen ſo wenig zu verlangen hat, welcher ſo wenig im Stande iſt, andern Gutes zu erweiſen, welcher nur wenige einfältige Bedürfniſſe, aber mit der äußerſten Lebhaftigkeit und Hitze fühlt; welcher ſeine unbändigen Begierden leichter mit Gewaltthätigkeit, als mit Liebe, leichter durch die Stärke als durch die Gefälligkeit befriedigt, der rohe, der barbariſche Menſch mißkennet auch in den einfachſten, in den erſten und nothwendigſten Verhältniſſen der Natur faſt alle Gefühle der Menſchlichkeit, der Ordnung und der Gerechtigkeit." S. Geſchichte der Menſchheit.

Alles, was er von der Liebe empfindet, iſt eine thieriſche Luſt. *) Sittlichkeit und eheliche Zuneigung ſind unendlich weit über ſeine eingeſchränkten Fähigkeiten erhobene Gefühle. Der Mann als der Stärkere unterwirft ſich das ſchwächere Weib, behandelt es als ſein Eigenthum, kennet keine Pflichten und keine Achtung gegen

---

*) Selbſt das Verlangen nach zärtlichen Küſſen ſpricht Sonnini ſogar den Aegyptern und Arabern ab, gleichſam als ob dieß Vergnügen ſchon zu fein für ſie ſey.

daſſelbe,

daſſelbe, und fordert dagegen von ihm Gehorſam, Treue und Hülfe mit einer tyranniſchen Hartnäckigkeit. Der erſte Sclave, den er ſich macht, iſt ſeine Frau, und das Leben dieſer Gehülfinn, das dem geſitteten Menſchen ſo unendlich theuer iſt, ſiehet er als einen gleichgültigen Gegenſtand ſeines unbedachtſamen Eigenſinnes und ſeiner rohen Willkür an. Ihren Ungehorſam, ihre Untreue beſtraft er wohl gar, wie z. B. der Otaheiter, mit dem Tode. — Nur für ſein eigenes Vergnügen fühlbar, kaum fähig eine wohlthätige Empfindung über die Schranken ſeiner Perſon auszubreiten, empfindet der Barbar nur ſehr ſchwach die ſüßen Triebe, womit der beſſer geartete Vater den Wohlſtand ſeiner Kinder als den ſeinigen umfaßt. Er zeugt ſie nur, um neue Sclaven neben ſich zu erblicken; er behandelt ſie als ſolche; er erziehet ſie nicht, er kann ſie nicht erziehen, wie könnte wohl da ſein Herz inniges Wohlwollen für ſie empfinden! — es ſind Thierſeelen, die neben einander vegetiren; der Vater trägt dieſe Würde nur in ſeinem Nahmen, er kann willkürlich der Mörder ſeiner Kinder werden. Nur der Sohn iſt etwas in ſeinen Augen, weil er ſeines Geſchlechts, der Erbe ſeiner jämmerlichen Hütte und ſeiner Waffen iſt. Seine Töchter ſind dagegen nur eine Waare, und haben wie das Vieh einen Marktpreis. Die armen Geſchöpfe haben keinen Willen; unverheirathet und verheirathet ſind ſie die Sclavinnen des Männervolks. Der Graf Perouſe erzählt in ſeiner Reiſe um die Welt: daß die Einwohner auf der Inſel Paque ihre Töchter mit Gewalt zu den Umarmungen der Franzoſen ſchleppten, und dieſe Gewalt an Mädchen von dreyzehn Jahren ausübten. Nicht viel beſſer machten es die Neuſeeländer, welche Forſter ſah. Als ſie nicht wohlſeiler und leichter zu eiſernem Geräthe kommen konnten, als vermöge jener niederträchtigen Kuppeley: ſo liefen ſie im ganzen Schiffe herum und boten ihre Töchter und Schweſtern ohne Unterſchied feil.

Ruſſen. Eine Individualität der gemeinen Ruſſinnen.

Ehe ich dieſe aus den glaubwürdigſten Reiſebeſchreibungen geſammelten Nachrichten von der

Sclaverey des weiblichen Geſchlechts beſchließe, muß ich noch eines ſonderbaren Charakterzuges dieſes Geſchlechts unter den gemeinen Ruſſen erwähnen. Dieſe nordiſchen Barbaren behandeln ihre Frauen bisweilen wie Unmenſchen und prügeln ſie bis zum Niederſinken, — und dieſe ſollen dann dieſe practiſchen Beweiſe der Oberherrſchaft für Beweiſe der männlichen Liebe halten. Der Verfaſſer des veränderten Rußlands ſucht dieſes Phänomen zu erklären. Die ruſſiſchen Weiber, ſagt er, ſind dem Trunke ergeben, und verſäumen dadurch nicht ſelten ihren Haushalt und ihre Familien. Ein Mann, welchem die Erziehung ſeiner Kinder am Herzen liegt, ſucht daher das Weib durch Schläge zu beſſern. Sobald er aber alle Hoffnung zur Beſſerung des Weibes verliert, oder ſelbſt gar zu liederlich wird, läßt er Frau und Kinder machen, was ſie wollen, verläßt ſie und hängt ſich an ein anderes Weib, daher die Frau, wenn ſie nicht mehr geſchlagen wird, einen Schluß auf die Untreue ihres Mannes machen und ſagen kann: weil er mich nicht mehr prügelt: ſo hat er mich auch nicht mehr lieb! *)

Ein neuerer Schriftſteller macht über dieſe Erſcheinung, die man als wahr angenommen und aus den Zeugniſſen mehrerer Völker beſtätigt hat, **) folgende naive Bemerkungen: „ich läugne zwar in abstracto: daß Leute, die Schläge bekommen, ſie als Merkmale der Liebe und Freundſchaft aufnehmen; aber ich glaube, daß ein Menſch, wenn er von einem andern, den er liebt, geſchlagen wird, ihn nach den Schlägen noch ferner, ja ſtärker lieben kann; ja ich behaupte noch mehr, nähmlich, daß es oft nur Schläge dahin bringen, daß der Schlagende von dem Geſchlagenen mehr geliebt wird, als er ohne Schläge je geliebt ward. Nur iſt es keine allgemeine Regel, ſondern ein Fall, der aus dem ſtumpfen Gefühle einer Klaſſe unedler Menſchen entſpringt, deren es in allen Ländern giebt. Ich habe oft Nachbarn gehabt, fährt der launige Verfaſſer fort, wovon der eine ſeine Frau prügelte, — und von ihr geliebt wurde; der andere mit ſeiner Frau ſchön that und gehaßt wurde, vielleicht nur aus eigenen Urſachen, die nicht allgemein angenommen werden können. Aber die Liebe ſolcher Weiber, oder wie man das Ding nennen mag, wovon ich rede, iſt doch etwas, das eigentlich aus Furcht entſteht, und aus Dankbarkeit zu einer höhern Empfindung als Gleichgültigkeit ſteigt; es iſt die Liebe eines Sclaven gegen ſeinen Herrn, die er darum hegt, weil er weiß, daß es in des Herren Macht ſtehet, ihn zu ſchlagen, wenn er will. Bedient ſich nun der Herr dieſer Macht ſelten: ſo hält ihn der Sclav für einen guten Herrn, und liebt ihn; unterläßt er aber ganz, Gebrauch davon zu machen: ſo vergißt der Sclav, was ſein Herr vermag; er verachtet ihn als einen Ohnmächtigen, der nicht zu herrſchen verſteht; er ſpottet ſeiner, und hält ſich für beſſer, als den Herrn. Ein Regent kommt in Verachtung bey ſeinen Unterthanen, ein Herr bey ſeinem Knecht, der Mann bey ſeiner Frau, der Vater bey den Kindern, wenn er ſein Anſehn nie mit

---

*) Frankf. 1721. S. 151.

**) Meiners u. Spittlers Magazin, 2ter Bd. St. 2. Nr. 12. von Völkern, die Schläge für Merkmale der Liebe und Freundſchaft halten.

Ernſt zu unterſtützen weiß; alles Liebenswürdige, was er hat, kommt nicht in Anſchlag, wenn er Anlaß zur Verachtung giebt. Liebe und Verachtung können nicht zuſammen beſtehen; aber wohl Furcht und Liebe. — Daß das weibliche Geſchlecht Tapferkeit und Entſchloſſenheit an den Männern liebt und ſchätzt, iſt eine bekannte Wahrheit; eine Frau wird den Mann verachten, der kein anderes Verdienſt hat, als daß er ſie liebt, ohne daß er ihre Achtung zu gewinnen weiß. Geſetzt, daß ſie auch für ſeinen Gehorſam Erkenntlichkeit fühlt: ſo fühlt ſie doch auch, daß der Mann am unrechten Orte ſtehet; ſie maßt ſich der Herrſchaft an, ohne ſich einmal darüber zu freuen, weil der Gegenſtand zu unwürdig iſt. Das ungebildete Weib bewundert alſo oder liebt endlich gar den Mann, der ſie prügeln kann, wenn er will, und doch von einem ſo anſehnlichen Privilegium nur ſparſamen Gebrauch macht; ſie hält das für ein außerordentliches Zeichen ſeiner Liebe, und liebt ihn wieder. Freylich iſt das nicht die Liebe, welche ein vernünftiger und geſitteter Mann verlangt; aber iſt nicht der größte Theil ganzer Völker ungeſitteter Pöbel? Und wer weiß, ſchließt der naive Verfaſſer, ob die friedliche Ehe, die ſich der ruſſiſche Bauer durch Schläge verſchafft, nicht glücklicher iſt, als die des Gentlemanns, der ſich auf den Fuß ſetzt, zu thun was er will, und ſeine Frau thun zu laſſen, was ſie will. *) Leben nicht ſelbſt die härteſten und roheſten Männer beſſer mit ihren Weibern, als die feinſten und abgeſchliffenſten Vertheidiger einer ewigen Seelenliebe?

So giebt es auch unter unſern gemeinen Leuten Beyſpiele, daß die Frau, wenn ſie ihr Unrecht fühlt, die Schläge des Mannes geduldig erträgt, ohne an ſeiner Liebe zu zweifeln, und daß ſie nicht leicht einen andern Richter, als ihn erkennt, wenn ſie im Gezänke begriffen ſind. Selten wird es in ſolchen Fällen die Frau gern ſehen, wenn ſich ein dritter (etwa ein Nachbar) in dieſe Kämpfe miſchen will, und ſie wird ſich zur Partey des Mannes neigen, wenn man ihn wegen ſeiner harten Behandlung ſeines Weibes antaſten wollte. Hier liegt allerdings

---

*) Berliner Monatsſchrift. 13ter Band. 1789. S. 551. u. f.

ein Wink der weiblichen Natur zum Grunde, daß der Mann, als Herr der Frau, ſo etwas thun dürfe, daß er hierbey keinem andern verantwortlich ſey, und daß ihm gleichſam keiner in ſein Handwerk fallen müſſe. Dieſe Weiber haben den Ausſpruch der Frau Martine in Molieres: Medecin malgre lui: „voyés un peu cet impertinent, qui veut empecher les maris de battre leurs femmes“ nicht geleſen, und denken doch eben ſo naiv. In Cooks dritter Entdekkungsreiſe iſt von den Sandwichsinſeln ein ähnliches Beyſpiel erzählt. Der König Omiha, oder wie er auch anderswo genannt wird, Oronoo, wohnte einem Baxerſpiele bey, — und ſeine Gemahlinn ſchien durch ihre Schönheit die Aufmerkſamkeit der Engländer auf ſich zu ziehen. Dieß verſetzte ihn auf einmal in üble Launen, der Mann wurde eiferſüchtig, unwillig gegen die Gemahlinn, — und äußerte: daß ſie ſich entfernen möge. Sie that es nicht, ſie miſchte ſich ſogar, als das Schauſpiel zu Ende war, unter die Engländer, um ihnen einige kleine Geſchenke abzulocken, und wollte ihnen in dieſer Abſicht nach ihren Gezelten folgen. Nun wurde Omiha wüthend, ergriff ſie bey den Haaren, und ſchlug mit den Fäuſten auf ſie ein. Die Engländer wollten dem königlichen Haustyrannen Vorwürfe über ſein Betragen machen; allein die Dame verbat es ſich durchaus, und ſagte grade zu: „ihr Gemahl habe nur gethan, was er habe thun müſſen.“ — Die harten Behandlungen, die ſich unter allen Nationen der Mann gegen das ſchwächere Weib erlaubt, und welche dieſes dennoch ruhig erträgt, haben mehr als eine Anſicht, und man darf ſie wegen der componirten Denkungsart der Menſchen nie einſeitig beurtheilen. So kann es z. B. dem Weibe nicht grade unangenehm ſeyn, wenn ſie von dem Manne aus Eiferſucht, wäre dieſe auch nur eine Grille, *weniger* freundlich behandelt würde; denn iſt nur einige Liebe des Weibes zum Manne vorhanden, ſo muß ſie ihn deßwegen achten, daß er ihre Ehre dem Muthwillen anderer Männer nicht preis geben will, weil er es am beſten wiſſen muß, wie leichtſinnig ſein Geſchlecht über die kleinſten Vernachläſſigungen der weiblichen Delicateſſe urtheilt. Wenn er alſo hierüber bey ſeinem eigenen Weibe wacht: ſo wird ſie deſſen Sorgſamkeit eher für einen Beweis ſeiner Zuneigung, als ſeiner Härte halten, und wenn ſie ihn vermöge ihrer Weiblichkeit unter der obigen Vorausſetzung, daß ſie ihn liebt, gern allein beſitzen möchte: ſo muß ſie es gern ſehen, daß er auch ſie gern allein beſitzen will, — und ſo ſcheint eine liebevolle Eiferſucht die Herzen eher zu vereinigen, als von einander zu entfernen. Es wird ſich daher nicht leicht eine Frau, die dem Manne hierzu Veranlaſſung gegeben, über den Unwillen deſſelben beſchweren, ſondern darüber, wenn ſie unſchuldig war, im Stillen lächeln, und mit dem eiferſüchtigen Manne gewiß nie zürnen. Ferner möchte es denn doch wohl dem weiblichen Gefühle ſchmeicheln, wenn der Mann, nach ausgeſtürmten Launen, ſein Unrecht einſieht, und dem Weibe mit der Hand der Verſöhnung entgegen kommt, ſo daß, wie man ſagt, nun alles vergeben und vergeſſen iſt. Der Mann bekennt ſich dann bisweilen voreilig genug als den Schuldigen, da, wo es vielleicht das Weib war; aber die Ausſöhnung hat allemal etwas Herzliches, und die härteſten Gemüther ſtehen ſich dann oft grade am nächſten. Dieſe Ausſöhnung würde aber auch in den Augen der weiblichen Unſchuld und Sittlichkeit keinen Werth haben, wenn ſie glauben müßte, daß ſie von dem Manne nur als ein Contract eines neuen ſinnlichen Genuſſes angeboten würde. Die Ausſöhnung ſcheint in den roheſten Gemüthern etwas Menſchliches und Inniges zu ſeyn, weil man nicht ſagen kann: daß ſich ein Thier mit dem andern ausſöhnt. Uud müßte auch die Natur ſich hierbey einer ſinnlichen Einmiſchung bedienen: ſo würde ſie doch nicht unweiſe handeln, wenn ſie ſtörrige und ſtolze Gemüther durch die Geheimniſſe des Inſtincts wiederum ausſöhnte, was die Vernunft nicht ausrichten konnte.

---

2) Der Wilde und Barbar als Vater.

Die nordiſchen Wilden verhandeln ihre Töchter wie Rennthiere und Zobelfelle. Kein Wunder, wenn ſie nachher von ihren Männern auch nur wie Laſtthiere genutzt und behandelt werden, denn ſie ſind ja in ſeinen Augen nichts weiter, als ein erkauftes Eigenthum. Die Neger geben ihre Töchter dem Fremdlinge, oder dem einheimiſchen Bräutigam für ein Glas Brantewein hin, wobey die Mädchen nie gefragt werden. Eine Tochter hat mit einer Ziege und einer Kuh einerley Werth, und ihre Verheirathung iſt eigentlich weiter nichts, als ein Umtauſch gegen ein ſolches Thier. „So werden, ſagt Le Vaillant *), bey allen Africaniſchen Völkern die Heirathen geſchloſſen, und eben ſo waren ſie urſprünglich auf der ganzen Erde, ehe die Einbildungskraft der Dichter, und die Staatsklugheit der policirten menſchlichen Geſellſchaften der Liebe einen Repräſentanten unterſchob, der unter dem Nahmen Hymen ſich allein das Recht anmaßt, Verbindungen zu ſchließen, aber ſie nur allzuoft ſtört oder verdirbt. Unter den Wilden giebt es bey einer Heirath keine Contracte, keine Zeugen, keine Ceremonie. Iſt der Bräutigam mit den Aeltern eins: ſo iſt das Mädchen ſein, und keine Obrigkeit miſcht ſich in den Handel.“ Le Vaillant hatte einem jungen Hottentotten durch den

---

*) Magazin von merkwürd. neuen Reiſebeſchreibungen, 13ter Band. 1796. S. 70. u. f. Le Vaillants zweyte Reiſe in das Innere von Africa.

Ankauf einer Kuh ein Weib verſchafft; er fragte den Befehlshaber der Horde: ob er ſeine Einwilligung zu dieſer Heirath gegeben habe? „Bey dieſer Artigkeit, ſetzt er naiv hinzu, war ich einmal ein echter Europäer, der ſich von den Vorurtheilen ſeines Landes nicht losreißen kann. Ich vergaß, daß ein Wilder, ob er gleich unter einem Oberhaupte lebt, ein freyer Menſch iſt, und daß dieſes Oberhaupt über ſein Eigenthum gar keine Gewalt hat.“ Der Oberconſul der Horde antwortete nicht einmal auf die civile Anfrage des Franzoſen, zum Beweiſe, daß er von ihrer Geſetzlichkeit gar keinen Begriff hatte.

In Aſien ſieht der Vater ſeiner Kinder dem in Africa wie ein Tyrann dem andern ähnlich. Zwar bewacht er die Treue des Weibes oder ſeiner Weiber mit einer beyſpielloſen Strenge; dagegen handelt er in Aſien wie in Africa mit der Jungfrauſchaft ſeiner Töchter nach Belieben, und überall für die geringſten Preiſe. Nach Taverniers Bericht verkuppeln die Orientaliſchen Väter ihre Töchter oft ſchon im neunten Jahre, und nicht ſelten iſt der Brautpreis nichts, als ein Stückchen — Eiſen. Oft wird das Kind ſchon im Mutterleibe verhandelt, falls es ein Mädchen ſeyn ſollte. *)

Das entſetzlichſte Vaterrecht herrſcht unter den Sineſen, die ſich nicht nur die ſchändliche Erlaubniß geſtatten, ihre Kinder auszuſetzen und zu ermorden, ſondern auch dabey von der Obrigkeit nie geſtört werden. Die Geſetze dieſes Volks haben das Kind ganz der Gewalt des Vaters überlaſſen, und die Policey thut bey dieſen unmenſchlichen Mordthaten weiter nichts, als daß ſie gewiſſe Leute am frühen Morgen mit Karren umherfahren und die Kinder aufſammeln läßt, die man etwa in der Nacht auf die Straßen geworfen hat. Aber man hält keine Nachfrage, ſondern wirft die Kinder in eine gemeine Grube auſſerhalb der Stadtmauer, und zwar ohne Unterſchied ſowohl die, welche etwa noch leben, als die todten. Die catholiſchen Miſſionaire, wel-

---

*) Die Kinder ſind unter den Barbaren ſo ganz im eigentlichen Sinne des Worts ein Handelszweig, daß z. B. die Männer auf der Inſel Timor ihre Kinder verkaufen, um dagegen Weiber zu erhandeln. Home Geſchichte des Menſchen. Aus dem Engl. 1ſter Theil. Leipz. 1774. S. 209.

che in Peking anſäſſig ſind, pflegen wechſelsweiſe dieſe entſetzliche Mordgrube zu beſuchen, um diejenigen, welche, wie einer dieſer Prieſter zu **Barrow** ſagte, die Lebhafteſten ſind, zu künftigen Proſeliten zu machen, und die übrigen, welche etwa noch leben dürften, zu taufen, „pour leurs sauver l'ame.“ Einer unter ihnen verſicherte ihn: daß bey dieſen Gelegenheiten Auftritte vorfielen, welche ein fühlbares Herz vor Entſetzen ſchaudern machten. Wenn man bedenkt, daß in allen engen Straßen der Hauptſtadt Hunde und Schweine frey herum laufen dürfen: ſo kann man ſich leicht vorſtellen, wie es dieſen unglücklichen Kindern mit unter gehen muß, ehe die Policeykarren dieſelben aufſammeln können. Barrow nimmt die geringſte Zahl dieſer Gemordeten ſo an, daß ohngefähr täglich 24 Kinder an die Todesgrube bey Peking geſchleppt werden; folglich nach dieſer Berechnung die Hauptſtadt allein jährlich 9000 ſolcher Schlachtopfer zählt. Diejenigen Aeltern, welche beſtändig auf dem Waſſer wohnen, ſetzen ihre Kinder zuweilen ſo aus, daß ſie ihnen einen Kürbis um den Hals binden, und ſie in den Fluß oder Canal werfen. Dieß hält ihren Kopf über dem Waſſer, und ſie bleiben am Leben, bis ſie eine menſchenfreundliche Hand aus dem Waſſer nimmt. Barrow ſah den todten Körper eines Kindes, aber ohne Kürbis, auf dem Fluſſe bey Canton zwiſchen den Schiffsboten hinabſchwimmen, aber die Leute ſchienen eben ſo wenig darauf zu achten, als ob es das Aas von einem Hunde geweſen wäre.

Ein eben ſo ſchreckliches Blutgericht herrſcht in den Arreoys der Otahriter, — eine Art von geſchloſſenen Geſellſchaften dieſes wollüſtigen Volks, welche die Unſittlichkeit unter ſich gleichſam decretirt haben, und worinn ſich jeder zur Gemeinſchaft der Weiber verpflichten muß. „So arg dieſes auch ſeyn mag: ſo iſt es in Vergleichung mit den Folgen dieſer Wolluſt noch nichts. Wird irgend eine von dieſen Verworfenen ſchwanger; ſo muß das Kind, ſo wie es geboren iſt, ermordet werden, damit es dem Vater nicht zur Laſt fallen, und die Mutter in ihren Vergnügungen nicht hindern möge. Es geſchieht zwar bisweilen, daß die mütterliche Liebe zum Kinde und deſſen Erhaltung ſtärker, als jene raſende Neigung zu Ausſchweifungen iſt, aber auch in dieſem

ſem Falle darf ſie das Leben ihres Kindes nicht ſchonen, es ſey denn, daß ſie einen Mann findet, der ſich deſſen als Vater annehmen will. Wenn ſie es ſo weit bringen kann: ſo wird dadurch dem Morde vorgebeugt, — allein der Mann ſowohl als die Frauensperſon werden dieſer Handlung wegen aus der bisherigen Gemeinſchaft verſtoßen, und haben hiermit alle Anſprüche auf die Vorrechte und Vergnügungen des Arreoy in Zukunft verwirkt. Die Frauensperſon wird von dieſer Zeit an in dieſem eleganten Zirkel mit dem Nahmen Whannownow [Kindergebährerinn] belegt, der hier ein Schimpfnahme iſt. *)

Unter den Hottentotten herrſcht die barbariſche Gewohnheit, — häßliche Kinder, oder auch eins von Zwillingen, beſonders wenn es ein Mädchen iſt, auszuſetzen, und es entweder den Raubthieren oder dem Hungertode preis zu geben. Dieſer Fall hat jedesmal Statt, ſobald die Mutter beweiſen kann, daß ihr Kind entweder kränklich, oder daß ſie nicht im Stande iſt, es zu er-

---

*) J. Cook's ſämmtl. Reiſen um die Welt. 2ter Theil, Wien 1803. S. 243.

nähren. Die Giagas, eine wilde und herumwandernde Nation in dem innerſten Africa, begraben alle ihre Kinder, ſobald ſie geboren ſind, und erwählen an ihrer Statt die hoffnungsvollern, die ſie im Kriege genommen haben. Home macht hierbey folgende Bemerkung: „Die Zuneigung der Mutter fängt mit der Geburt des Kindes an, und wenn es auf ihre Stimme ankäme: ſo würde kein Kind umkommen; allein die Liebe des Vaters fängt ſpäter an, daher die Leichtigkeit, womit der Wilde ſeine Kinder mordet.“ *)

Auf den Südſee-Inſeln, z. B. im Charlottenſund, waren nach Forſters Zeugniß die Schönen bey den Anträgen der engliſchen Schiffsleute eben nicht ſpröde; doch hingen ihre Gunſtbezeugungen nicht bloß von ihrer Neigung ab, ſondern die Männer mußten als unumſchränkte Herren zuerſt darum befragt werden. War deren Einwilligung durch einen Nagel, ein Hemd oder etwas dergleichen erkauft: ſo hatten die Frauenzimmer Freyheit, mit ihren Liebhabern

---

*) Verſuche über die Geſchichte des Menſchen, 1ſter Theil, Leipz. 1774. S. 40.

vorzunehmen, was ſie wollten, und konnten alsdann auch noch ein Geſchenk für ſich ſelbſt erbitten. Einige dieſer Mädchen ließen ſich aber doch nicht anders, als mit dem größten Widerwillen zu einem ſo ſchändlichen Gewerbe mißbrauchen, und die Männer mußten oft ihre ganze Autorität, ja ſogar Drohungen anwenden, ehe ſie zu bewegen waren, ſich den brittiſchen Soldaten hinzugeben. Aus Moralität weinten dieſe Mädchen gewiß nicht; indeß wirft der Reiſebeſchreiber die andere Frage hin: ob ſeine Leute, die zu einem geſitteten Volke gehören wollten, und doch ſo viehiſch ſeyn konnten, oder ob jene Barbaren, die ihre eigenen Kinder zu ſolcher Schandthat zwangen, den größern Abſcheu verdienten? „Indeß, ſetzt er hinzu, ſind ihre Begriffe von weiblicher Keuſchheit ſo ſehr von den unſrigen verſchieden, daß ein unverheirathetes Mädchen viel Liebhaber begünſtigen kann, ohne dadurch im mindeſten an ihrer Ehre zu leiden.“ Forſter meynt, daß ſich die Neuſeeländer zu dieſem ſchändlichen Mädchenhandel nur ſeitdem erſt erniedrigt hätten, ſeitdem vermittelſt des europäiſchen Eiſengeräthes neue Bedürfniſſe unter ihnen entſtanden wären. Allein der Wilde iſt überall nur in ſeinen Gunſtbezeugungen ein Thier, und auf mehrern Südſee-Inſeln überließen ſich junge Mädchen, die noch nicht einmal Zeichen der Mannbarkeit an ſich trugen, den Wünſchen der engliſchen Matroſen.

Auf den Gebirgen der Inſel Ceylon wohnt ein muthiges Jägervolk, — die Waddahs. — Dort iſt es die höchſte Ehre eines jungen Mannes, eine Menge Wild erſchlagen zu haben, und dieß gewinnt ihm nicht nur den Beyfall der Männer, ſondern empfiehlt ihm auch der Gunſt des ſchönem Geſchlechts. Verlangt ein Jüngling ein Mädchen von ihren Aeltern zur Ehe: ſo muß er vorläufig andeuten, welches Glück er auf der Jagd gemacht habe, und erlangt er die älterliche Einſtimmung: ſo wird die Mitgabe ihrer Tochter in Jagdhunden abgetragen, deren Zahl der von ihm erlegten Thiere gleich kommt. Nun darf ſich aber auch das Mädchen nicht weigern, dem rüſtigen Jäger die Hand zu geben, wenn ſie auch nicht will.

Ich übergehe der Kürze wegen noch eine Menge andere Documente über die Despotie der

Väter der Wilden und Barbaren gegen ihre Kinder, — und man könnte jene Despotie ſogar entſchuldigen, wenn man bedenkt, daß der Menſch in dieſem Stande der Natur ſich wenig über das Thier erhebt. Wir finden in der ganzen Thierwelt bey den Männchen keine Jungenliebe, oder hier und da nur einzelne Spuren derſelben; dagegen dieſer Sinn bis auf eine gewiſſe Zeit allen Thiermüttern zur Erhaltung der jungen Geſchöpfe eigen iſt. Selbſt unter cultivirten Nationen iſt die Vaterliebe gegen das Kind ſelten der zärtlichern und tiefer liegenden Mutterliebe gleich, — oder, wenn dieß in einzelnen Fällen Statt zu finden ſcheint: ſo iſt doch immer die Mutterliebe ein ganz anderes Gefühl, als die Zuneigung des Vaters zu ſeinem Kinde. Dieſe iſt doch immer mehr die Folge des Raiſonnements, und des Gedankens: ſich in dem lieben Geſchöpf fortleben zu ſehen, als — eines innern Sinnes, der nur etwas Individuelles des weiblichen Herzens ſeyn kann, — oder der Vater liebt auch ſchon darum ſein Kind, weil er es als ein ihm gegebenes Geſchenk von einer Gattinn betrachtet, die das höchſte Glück ſeines Lebens ausmacht. So finden wir häufig, daß Männer, denen vor ihrer Verheirathung alle Kinder höchſt gleichgültig, ja vielleicht zuwider waren, wenn ſie Väter wurden, den ihrigen mit unausſprechlicher Liebe anhingen, und mit der Geburt des erſten Kindes gleichſam einen neuen ſechsten Sinn empfingen, den ſie vorher nicht geahndet hatten. Dieſer Sinn liegt auch in der Seele des Barbaren, (und es giebt Nationen, wo die Kinderliebe bis zur Lächerlichkeit geht;) aber er kann ſich bey einer ſo kalten Natur nicht immer entwickeln.

Mildere Anſichten der Weiberſclaverey unter wilden und barbariſchen Völkern.

Wenn man die harten Behandlungen des ſchwächern Geſchlechts unter den wilden Nationen nach den Begriffen unſerer Civiliſation, unſerer Cultur und Galanterie, oder überhaupt nur nach unſerer veredelten Meynung über das weibliche Geſchlecht beurtheilt: — ſo ſehen wir freylich nur in den Wilden ein Ungeheuer von der verworfenſten Art. Wir können es kaum begreifen, wie ein Menſch ſein ganzes Leben hindurch ſich an der Sclaverey ſeines eigenen Weibes und Kindes ergötzen mag, — wie er ſich ſo ſehr und auf eine ſo unvernünftige Art in ſeiner despotiſchen Oberherrſchaft gefällt, — und wie ſeine Sclaven dieſes Joch ſo lange tragen können. Alles iſt nach unſern Sitten und bürgerlichen Einrichtungen anders, — unſere Frauen ſind unſere Freundinnen, unſere Geſetze haben ihnen die Freyheit wiedergegeben, und ſie ſtehen als liebenswürdige Vernunftweſen dicht neben dem Manne, — wo nicht gar über ihm. Wir ſchließen unſere Weiber in keine Harems ein; — wir begnügen uns mit einer Gattinn, und finden in dieſem Verein die ſchönſten Tage unſeres Lebens. Frauen können bey uns die Männer vor Gericht belangen, und ſich von ihren Gatten auf immer trennen, wenn jene gegründete Urſachen der Scheidung vorzubringen haben. Der Wohlſtand und die verfeinerte Liebe ſchreibt uns ſogar eine Art von Veneration gegen das andere Geſchlecht vor, und in allen gebildeten Geſellſchaften wird ihnen der oberſte Rang angewieſen. Sie dürfen ſich nicht nur in die Angelegenheiten der Männer miſchen, ſondern ſie dürfen auch die Männer ſelbſt regieren, wenn ſie wollen.

Wenn uns nun die Reiſebeſchreiber erzählen, daß alle dieſe Herrlichkeiten der europäiſchen Frauen den Wildinnen abgehen, — daß ſie nur als die niedrigſten Mägde gebraucht werden, und daß ſie dort der Mann wie ſein Vieh, oder ſeinen Reis und Zucker verkaufen kann: ſo muß uns denn freylich das Loos dieſer armen Geſchöpfe traurig genug erſcheinen, weil wir das feinere Gefühl unſerer Weiber in die Seele der Wildinnen übertragen. Allein man hätte bedenken ſollen, daß ſelbſt die glaubwürdigſten Reiſebeſchreiber uns jene Weiberſclaverey zum Theil mit viel zu grellen Farben geſchildert haben, und, weil ihnen der Contraſt zwiſchen jenen und unſern Weibern ſo ungeheuer groß erſchien, — bisweilen in das Dichten und Phantaſiren über das dortige weibliche Elend hineingerathen ſind. Es iſt doch gewiß nie der Wille der Natur geweſen, daß das Weib, ſelbſt unter den Wilden, bis zur Unerträglichkeit ihres Daſeyns unterdrückt werden ſollte, und da, wo dieſer Druck vorhanden zu ſeyn ſcheint, hat ſie dem Weibe andere Vergütungen, — oder auch eine gewiſſe Gefühlloſigkeit gegeben, wodurch ihre Sclaverey um Vieles erleichtert wird. P. du Lac erzählt ſelbſt von den americaniſchen Creolinnen, die doch ſchon einige Bildung haben wollen, Folgendes: „Eine gewiſſe Trägheit und Nachläſſigkeit, ein gänzliches Vergeſſen ihrer ſelbſt ſcheint die Grundlage aller ihrer Vergnügungen zu ſeyn. Ihr langſames Reden, ihr verlegenes Benehmen, ihre Liebe zur Ruhe, ihr immer wiederholtes Gähnen können dieſe Weiber für Männer, die an ſo etwas gewöhnt ſind, vielleicht zu liebenswürdigen Ehefrauen machen; aber für lebhaftere Geiſter ſind dieſe Eigenſchaften nicht ſehr einladend. Eine Dame, welche dicht bey einer Klingel ſaß, die ſie nur mit dem Finger berühren durfte, bat ihre Nachbarinn: für ſie zu klingeln. Sie würde ſie gebeten haben, für ſie zu reden, wenn es möglich geweſen wäre. Nadelarbeiten ſind ihrer Meynung nach das Werk der Sclavinnen; Leſen ermüdet den Kopf, und ſelbſt das Vorleſen kann man kaum ertragen, wenn es ſich nicht dabey einſchlafen läßt, oder die Lectüre ihrer Neigung zu ſinnlichen Vergnügen ſchmeichelt." Die Reiſebeſchreiber, einen Gumilla ausgenommen, hörten auch wirklich die Frauen der Wilden ihr Schickſal nicht beklagen, — ſie thun ihre Arbeiten mit Unverdroſſenheit, und ein freundlicher Blick des Mannes belohnte ihre härteſten Tagesarbeiten. Sie betrachten das, was ihnen aufgebürdet wurde, als ihren weiblichen Beruf; — ſie ſehen, alle ihre Bekanntinnen und Nachbarinnen thun das Nähmliche; ſie würden es vielleicht gar für eine Zurückſetzung halten, wenn man ihnen jene Laſten abnähme, deren ſie ſo ſehr gewohnt ſind, und die ihnen als Pflichten zukommen.

Unſere verzärtelten Europäerinnen würden freylich unter einer ſolchen Behandlung erliegen; aber der kraftvolle und eiſerne Körper einer Wildinn wird durch ihre Sclaverey nicht ſehr angegriffen. Ihre Gelenkigkeit, ihre Muskelkraft, ihre an jede Witterung gewöhnte Geſundheit kommt ihnen überall zu Hülfe, und ihre Arbeiten werden kaum durch ihre Niederkunften unterbrochen. Die gewöhnliche längſte Schonzeit, die eine kalmückiſche Wöchnerinn auf dem Lager zubringt, iſt ſieben Tage. Gemeine Weiber aber machen ſich gleich nach der Geburt auf, verrichten ihre Geſchäfte, rauchen ganz vergnügt Taback, und ſezzen ſich, wenn die Horde eben fortzieht, wohl in den erſten Tagen, mit dem Kinde in den Armen, zu Pferde. *) Auch in den wärmern Erdſtrichen hat die Natur die Geburten ſehr leicht gemacht, und faſt in allen warmen Ländern des Orients giebt es, nach Chardin's Bericht, keine Hebammen. Eben dieß erzählen die Reiſenden von den americaniſchen Wildinnen. **) Die

---

*) P. S. Pallas Sammlungen hiſtoriſcher Nachrichten über die Mongoliſchen Völkerſchaften. 1ſter Theil, Petersb. 1776. S. 166. u. f.

**) Les Americains accouchoient sans secours, avec une facilité et une prestesse qui surprit étrangement les Européens. Pauw Recherches philosophiques sur les Américains. A Berl. 1777. Tom. I. p. 44. Auch die Grönländerinnen arbeiten unmittelbar vor und nach der Geburt, und ihr Wochenbett dauert höchſtens nur einen Tag. S. Cranz Beſchreibung von Grönland. Auch die Frauen in der africaniſchen Barbarey wiſſen nichts von Hebammen und Geburtshelfern; ſie entbinden ſich ſelbſt ohne fremde Hülfe auf der harten Erde. Sie waſchen ihre Kinder, ſobald ſie zur Welt gekommen ſind, und gehen dann ſogleich wieder an ihre Arbeit.

Natur hat überall Vergütungen für das Weib erfunden, da, wo es von dem Manne am meiſten ſclaviſch behandelt wird. — Selbſt unter gebildeten Nationen kann das andere Geſchlecht, wenn es ſich nicht zu einer weichlichen Empfindſamkeit erniedrigt hat, mehr Unannehmlichkeiten, als das männliche ertragen, und Schmerzen mit Ruhe und Ergebung dulden, wobey der eiſerne Mann in Verzweiflung gerathen würde. Die Natur hat in der weiblichen Conſtitution mit der Weichheit der Faſern eine gewiſſe Feſtigkeit wunderſam verbunden, die der männlichen fehlt, und hat ihrem Geiſte eine gewiſſe Lebhaftigkeit und Munterkeit eingeflößt, wodurch er zwar für die erſten Eindrücke höchſt reizbar, aber auch zugleich fähig gemacht wird, das Unangenehme von ſich leichter wegzuſchnellen.

Es läßt ſich vollends gar nicht berechnen, wie viel Ungemach eine Wildinn vermöge ihrer Rieſennatur ertragen kann, wobey unſere Frauen

---

Die Negerfrauen gebären oft Zwillinge, ohne Hebammen und ohne einen Laut von ſich zu geben.

unterliegen müßten. Wir wollen hiervon nur einige Beyſpiele anführen. Als Le Vaillant in das Innere von Africa eindrang, hatte er mehrere Neger und Negerinnen zu Begleitern und Wegweiſern mit ſich genommen. Die Hitze der africaniſchen glühenden Salzluft war bisweilen ſo fürchterlich, daß den Reiſenden beym Einathmen die Naſenlöcher verwundet, und unerträglich brennende Schmerzen verurſacht wurden. Selbſt ihre Lippen wurden ſo davon angegriffen, daß ſie bluteten, wenn ſie dieſelben nur im mindeſten zum Sprechen bewegten; einige Worte, die ſie ſich zu ſagen hatten, waren für ſie eine wirkliche Höllenqual. Le Vaillant beſchreibt das Schreckliche dieſer Reiſe in noch mehrern ſchauderhaften Formen, ſetzt aber hinzu: „nur die Weiber hielten die große Beſchwerlichkeit dieſer entſetzlichen Reiſe muthig aus, und nichts ſtörte ihren Frohſinn; ſie blieben immer gleich munter, immer luſtig, und hörten gar nicht auf, über die ermatteten Männer und ihre Verhüllung gegen die Sonnenglut zu ſpötteln.“ Dieſer unermüdliche Muth der Weiber, ſetzt er hinzu, war ein unſchätzbarer Vortheil für mich; er beſchämte und ſpornte die verdroſſenen und indolenten Männer, die meine Reiſe nur als eine unſinnige Verwegenheit betrachteten. — Unter den Wilden und Wildinnen aller Art giebt es nicht nur ſehr wenig kränkliche Körper [weil ſie der Natur gemäßer, als die verweichlichten Frauen der Europäer leben, und deren verfeinerte Sinnlichkeit durchaus nicht kennen], ſondern auch *höchſt ſelten* gebrechliche und fehlerhaft gebauete Menſchen. Selbſt unter den nordlichen eiskalten Zonen zeichnen ſich die Wilden und ihre Weiber durch eine Behendigkeit und Leichtigkeit ihrer Gliederbewegungen aus, die wir in unſern Gegenden nicht erreichen würden. Dabey können ſie auf längere Zeit den erſchrecklichſten Hunger und Durſt ertragen, ohne an ihrer Körperkraft zu verlieren. Ja, die Frugalität ihrer Lebensart ſcheint nur ihre Muskelkraft zu vermehren. So kann z. B. ein Grönländer, der in mehrern Tagen nichts als Seegras gegeſſen, ſein Boot in den ungeſtümſten Wellen regieren. Die dortigen Weiber tragen ein ganzes Rennthier meilenweit, und eine Laſt Holz, oder einen Stein auf ihren Rücken, wenn der Europäer kaum eine halb ſo ſchwere Laſt aufheben kann. — Man ſollte faſt glauben, daß die Natur zur Erhaltung einer ſolchen Geſundheit — Wunder verrichte, wenn man bedenkt, mit welchen erbärmlichen Lebensmitteln die nordlichen Wilden in dem ungünſtigſten Clima von der Welt, bey dem unfruchtbarſten Boden, zwiſchen Schnee- und Eisgebirgen faſt das ganze Jahr hindurch vergraben, ihr mühſeliges Leben erhalten müſſen. Wenn gegen das Frühjahr die Seehunde zwey bis drey Monate wegziehen, oder die ſtrenge Jahrszeit alle Lebensmittel unbrauchbar macht, dann behelfen ſich die Grönländer bey ihren Mahlzeiten mit Muſcheln, ſtinkenden Fiſchen, alten Zeltfellen und Schuhſohlen, ſo lange ſie nur noch Thran zum Kochen haben [ſ. Cranz von Grönland].

Die menſchliche Natur iſt vielleicht unter allen thieriſchen Conſtitutionen die dauerhafteſte und feſteſte, wenn ſie nicht in der Jugend verweichlicht wird. Sie trotzt allen Elementen, allen Jahreszeiten, und allen Feindſeligkeiten des Bodens. Sie hat ſeinen Bau wie auf einem Felſen gegründet, — und grade die zuſammengeſetzteſte Maſchine zu der dauerhafteſten gemacht. Wollte ihn hierdurch die Natur zum Herrn der

Erde eignen und adeln, — oder iſt ihr das Leben ihres liebſten Geſchöpfs ſo unendlich theuer, daß ſie es allen Zonen, allen Elementen, und allen Stürmen mütterlich anzuvertrauen ſuchte? Genug, der Menſch iſt wirklich ein univerſelles Geſchöpf, ſchon in ſeiner phyſiſchen Natur. Die Erde iſt überall ſeine Mutter; überall findet er ſein Geſchlecht, ſeine Nahrung, ſeine Bequemkeiten, ſeine Freunde, ſein Weib, und, wenn er will, ſeinen Himmel.

Bedenkt man, wie der Wilde und Barbar erzogen wird, wie ihn die Künſteley nicht verdirbt und vergiftet: ſo muß er uns als eine Erſcheinung der wahren Geſundheit ſogar Achtung einprägen, und unſern Neid auffordern, weil er alle die Gebrechen, Launen und Empfindlichkeiten nicht kennt, die den verzärtelten Europäer ſchänden. Schon das Kind des Barbaren iſt ein kleiner Rieſe in ſeiner Art, und das Mädchen eine kräftige Amazone. „Die Kinder, ſagt Rouſſeau, welche dort von ihren Vätern eine vortreffliche Leibesbeſchaffenheit mit auf die Welt bringen, und dieſe durch Uebungen nur deſto feſter machen, erwerben ſich auf die Art den höchſten

Grad der Stärke, deren das menſchliche Geſchlecht fähig iſt. Unſere Erziehungsart nimmt uns Kraft und Behendigkeit. Hätte der Menſch mit der Fauſt ſo ſtarke Zweige zerbrochen, wenn er ein Beil gehabt hätte? Würde er im Beſitz einer Schleuder ſich wohl ſo angeſtrengt haben, einen Stein mit der Hand zu werfen? Würde er ſo leicht die Bäume erklettern können, wenn er eine Leiter gehabt? Wäre er ſo leicht auf ſeinen Füßen geweſen, wenn er ein Pferd gehabt? Laſſet den geſitteten Menſchen Zeit, alle ſeine Maſchinen um ſich zu verſammeln: ſo wird er ohne Zweifel den Wilden leicht überwinden; — will man aber einen Kampf ſehen, wo auf einer Seite noch mehr Vortheil iſt: ſo ſtelle man ſie nackt und entwaffnet gegen einander, und dann wird man bald erkennen, daß nur der Sieger iſt, welcher alle ſeine Kräfte in Bereitſchaft hat, zu Allem gefaßt iſt, und ſich, um es ſo auszudrücken, ſtets bey ſich führt.“

Wie die Barbaren ihre Kinder erziehen, davon giebt uns Poiret ein Gemählde aus der wirklichen Welt, ohne den abſtracten Naturmenſchen Rouſſeau's vor uns zu ſehen. „Unſre Kin-

der, ſagt Poiret, werden wie Marionetten erz
gen, und durch die Künſteleyen der Anſtändigk
und des geſelligen Tons zu Heuchlern und Lü
nern gemacht. Die Kinder der Mauren werd
ganz der Natur überlaſſen, nicht verzärtelt, ab
auch niemals geſchlagen. Leibesübungen mach
ihr jugendliches Leben aus; ſie ſcheuen die bre
nendſten Sonnenſtrahlen nicht; Näſſe und Käl
verurſacht ihnen keinen Schnupfen. Oft ſah i
ſie ganz erhitzt, und mit Schweiß bedeckt, i
Waſſer ſpringen, und nach den heftigſten Bew
gungen kaltes Waſſer genießen; kaum können ſ
gehen, ſo begleiten ſie ihre Väter zur Heer
und fliegen auf dem muthigſten Stier oder de
wildeſten Pferde ohne Zügel dahin. Durch d
beſtändigen Leibesübungen, die ſie freywillig tre
ben, werden ſie frühzeitig ſtark, ſchnell und ne
vigt; ohne ſich zu beklagen, lernen ſie ſehr frü
Hunger, Durſt und weite Reiſen ertragen; ih
Thränen ſind kein Hülfsmittel, etwas zu erlan
gen; ſie müſſen das, was ſie brauchen, ſich ſelb
verſchaffen, und reichen ihre Kräfte nicht hin: ſ
müſſen ſie ihren Begierden entſagen, und nicht
wollen, als was ihre Kräfte und ihr Alter ve
ſtatten.“

Dieß gilt unter allen wilden Nationen von Knaben und Mädchen; — jedes Geſchlecht iſt dort in ſeiner Art härter und ausdauernder als bey uns. Die lebhaften, leidenſchaftlichen Otaheiterinnen zerfleiſchen ſich bey dem kleinſten Unwillen des Gemüths oft auf eine höchſt grauſame Art, und zerſtechen ſich mit Seehundszähnen die Köpfe, daß das Blut ſtromweiſe herabfließt. — Die Operationen, welche Knaben und Mädchen dieſes Volks erdulden müſſen, und die man tattoviren nennt, — ſind noch ſchmerzhafter und grauſamer. Der ganze Leib dieſer Menſchen, das Geſicht ausgenommen, wird im 12 bis 14ten Jahre mit einer Menge eingeſchnittener Figuren bezeichnet. Auf jedem Gliede ihrer Finger und Zehen ſind dieſe Verzierungen abgedrückt, und gehören gleichſam zu den Ehrenzeichen dieſes Volks. Der Seefahrer Banks wohnte einſt einer ſolchen Operation bey. Es war ein junges, ohngefähr dreyzehnjähriges Mädchen, deſſen hintere Partien tattovirt wurden. Das bey dieſer Gelegenheit gebrauchte Inſtrument hatte dreißig Zähne. Auf jeden Schlag, deren in einer Minute wenigſtens ein hundert gethan wurden, kam eine wäßrige Feuchtigkeit mit etwas Blut gefärbt auf der Haut zum Vorſchein. Das Mädchen hielt es mit ſtoiſcher Standhaftigkeit ohngefähr eine Viertelſtunde lang aus; alsdann aber wurden ihr die Schmerzen ſo vieler hundert Stiche unerträglich. Sie weinte, und flehete den Operateur wehmüthig um Schonung an; aber dieſer verrichtete ſeinen Beruf mit unerbittlicher Strenge; — nun begann das Mädchen ſich zu ſträuben; allein zwey Weiber hielten ſie in der erforderlichen Stellung feſt, und liebkoſten bald die Leidende, bald ſchalten ſie dieſelbe aus, bald beſtraften ſie ihren Ungehorſam mit Schlägen. Herr Banks verweilte in einem benachbarten Hauſe eine Stunde lang, und als er wegging, war die Operation noch nicht vollendet, ob ſie gleich damals nur auf der zweyten Seite verrichtet wurde, und die Bogen auf den Lenden, welche ſchmerzlicher als alles übrige zu zeichnen ſind, erſt gemacht werden ſollten.

Welche Heldinnen mögen die Frauen der Macaſſars auf der Inſel Celebes ſeyn, — wenn ihre Männer ſo viel dulden und löwenkühn ſeyn können, wie im Home erzählt wird. Eine kleine Partey dieſer, man möchte ſagen Unüberwindlichen, die im Solde des Schach Naraya, Königs in Siam waren, hatte ſich empört, und es wurde ein ganzes Corps dazu erfordert, um dieſe Raſenden zu unterdrücken. Vier Macaſſars, die man lebendig gefangen genommen, wurden auf eine ſo grauſame Art gemartert, und trugen dieſe Martern ſo geduldig, daß der kälteſte Stoicismus der Griechen und aller Heldenmuth eines Leidenden darüber erſtaunt ſeyn würde. Erſt wurden ſie mit Prügeln gleichſam zu Mumien geſchlagen; dann eiſerne Nadeln unter ihre Nägel geſtoßen, alle ihre Finger zerbrochen, das Fleiſch von ihren Armen abgebrannt, und ihre Schläfe mit Brettern zuſammengequetſcht. Die Jeſuiten verſprachen ihnen, eine Fürbitte für ſie einzulegen; aber vergeblich, ſie wollten unter dieſen Martern ſterben. Man ließ einen hungrigen Tigor gegen ſie los; das wüthende Thier ergriff den einen von ihnen am Fuße, der Macaſſar zog den Fuß nicht zurück. Ein anderer ſchleppte das Thier, welches ihm ſeine Knochen zerknickt, auf ſeinem Rücken fort; ein dritter ließ ſich von dieſem Thier das Blut aus dem Geſichte ſaugen, ohne die Stirn zu runzeln, oder seine Augen wegzuwenden, — und während dieser ganzen ſchrecklichen Scene beklagte nie einer den andern, und man hörte nicht einmal, daß ſie ſeufzten. Alle dieſe Helden und Heldinnen einer phyſiſchen Kraftäußerung würden dieß bey einer verweichtlichten Erziehung nie geworden ſeyn, da jede eiſerne Geſundheit nur durch Anſtrengungen und Abhärtungen in der Jugend gedeihen und gleichſam unüberwindlich gemacht werden kann; ja ein großer Arzt behauptete ſogar: man könne durch theoretiſche Gründe nicht beweiſen, „daß unſer Körper ſterblich ſey,“ ſo genau ſey der Lebensſtoff in ſein innerſtes Gewebe eingeflochten.

Wie leben die Americaniſchen Wilden, und wie feſt und ſtark werden ſie erzogen! Knaben und Mädchen ſind hier an einerley Strenge gebunden. Von ihren Aeltern erben ſie eine eiſerne Geſundheit, und ihre ganze Erziehung iſt ſo eingerichtet, daß ihnen dieſes koſtbare Gut durch die weichliche Kunſt und Verwöhnung nie entriſſen wird. Ihre erſte und natürlichſte Speiſe iſt oft Jahre lang die ſtärkende und kraftvolle Muttermilch. Um ſie gegen den Wechſel der Hitze und Kälte abzuhärten, werden die Kinder täglich in kaltes Waſſer getaucht, und um ihre Glieder in einem geſunden Wuchſe zu erhalten, werden ſie oft Monate lang auf dem Rücken liegend über ein Brett gebunden. Die Muttermilch, welche die Kinder oft Jahre lang genießen, behält dadurch ihren Geſundheitsſtoff, daß die Wildinn während des Säugens ihrer Kinder ſorgfältig die Umarmungen des Gatten vermeidet. In Abſicht der männlichen und weiblichen Erziehung herrſcht bey den americaniſchen Wilden faſt kein Unterſchied; — der kraftvolle junge Mann ſucht ſich nur kraftvolle und geſunde Weiber, weil er die kränklichen nicht gebrauchen kann, und jene werden daher, ſo wie er ſelbſt, abgehärtet. Es ſind dort den Weibern Arbeiten und Anſtrengungen geboten, die ihren Körpern eine Stärke geben, welche der männlichen ſehr nahe kommt. Dieſe ſtählen die weibliche Natur und bringen ihre innere Kraft zur Reiſe. Ihre periodiſchen Reinigungen fangen daher ſelten vor dem achtzehnten oder zwanzigſten Jahre an, — und ſelten verheirathen ſie ſich vor dem zwanzigſten Jahre, — anſtatt daß die feinern Europäer ſo oft — Kinder zum Altare führen.

Die Wildinn hat in jener Zeit ihre gehörige Stärke erreicht, um die Beſchwerlichkeiten der Schwangerſchaft auszuhalten, wenn man dieß noch eine Beſchwerlichkeit bey ihnen nennen kann. Unzeitige Geburten ſind höchſt ſelten unter ihnen, und die Natur iſt ihre Hebamme, — ihre Geburt ſelbſt kurz und wenig ſchmerzhaft, ſo daß der über die Mutter aller Lebendigen ausgeſprochene Fluch die Wildinn nicht zu treffen ſcheint. Jede Frau kommt in einer beſondern Hütte nieder, ohne einmal eine Perſon ihres Geſchlechts bey ſich zu haben, — die Wöchnerinn wäſcht ſich nach der Niederkunft ſogleich in kaltem Waſſer, — und geht kurz darauf an ihre gewöhnlichen Arbeiten. Sie wiſſen alſo nichts von den unglücklichen Zufällen, die ſo oft bey unſern Frauen durch die Unachtſamkeit, oder durch die Mißgriffe ſchlechter Hebammen entſtehen, noch von den Schwachheiten, die eine natürliche Folge einer ſechswöchentlichen Einſperrung in einem warmen Zimmer zu ſeyn pflegen. Vom Anfange ihrer monatlichen Reinigung bis zu ihrem Aufhören iſt ſelten eine Periode, in der ſie nicht ſchwanger wären oder ſäugten, — und ihre Geſundheit iſt dabey in der Regel eiſenfeſt.

Die ganze Lebensweiſe des Wilden iſt der Natur gemäß, und dadurch erhält er ohne Künſteleyen und faſt ohne alle Arzneymittel ſeine dauerhafte Conſtitution. Sie leben von Thieren und Pflanzen; — da jene wild ſind, und dieſe durch das Feuer leicht mürbe gemacht werden: ſo ſind beyde leicht zu verdauen. Wenn ſie ihr Fleiſch zubereiten: ſo ſuchen ſie vornähmlich ſeinen Saft zu erhalten, und eſſen es daher in Suppen am liebſten. Aus dieſem Grunde kannten ſie früher den Gebrauch der Löffel, als der Meſſer und Gabeln. Auch wenn ſie das Fleiſch braten, ſuchen ſie durch vieles Umwenden ſeinen Saft zu erhalten. Noch keine von den Brühen, welche die neuere Schwelgerey erfand, hat den Grad von Wirkſamkeit erreicht, welche dieſer thieriſche Saft bey der Verdauung des Fleiſches zeigt. Ehe eine Kunſt, das menſchliche Leben — auch am Tiſche — zu verlängern, geſchrieben würde, übten die americaniſchen Wilden ihre goldenen Regeln dadurch aus, daß ſie ihre Speiſen gehörig und der Geſundheit gemäß kauen. — Die Beſchäftigungen der indiſchen Männer, fährt Ruſh fort, zielen hauptſächlich auf die Erhaltung des thieriſchen Lebens und die Vertheidigung ihrer Nation. Beyde führen ſie auf eine Art, die jede Faſer in Bewegung ſetzt, und ihnen dadurch die vollkommenſte Geſundheit verſchafft. Mitten im Ueberfluſſe und Frieden entſagen ſie ihrer geliebten Bequemlichkeit, und ſteuren dem Einfluſſe derſelben auf ihre Geſundheit durch das heilſame Tanzen und Schwimmen. Dabey heirathen ſie, wie die alten kräftigen Deutſchen, ſelten vor ihrem dreißigſten Jahre, und dieſe Gewohnheit trägt viel zu ihrer phyſiſchen Stärke bey, denn durch ſie werden die Wilden gegen die ſchädlichen Wirkungen einer zu frühen Liebe geſichert." Die Schwachheiten der Liebe, ſagt A. Smith, welcher in unſern erleuchteten und geſitteten Zeiten ſo viel eingeräumt wird, ſehen die Wilden als eine unverzeihliche Weichlichkeit an. Ein junger Mann würde ſich auf immer für entehrt halten, wenn er irgend eine Frau der andern vorzöge, oder wenn ihm die Zeit ſeiner Verheirathung und die Wahl einer Frau nicht völlig gleichgültig wäre. Dieſe Denkungsart befreyet ſie von den heftigen und anhaltenden Krankheiten, welche beyden Geſchlechtern unter geſitteten Völkern gewöhnlich ſind. Solche Rieſen können ihren Frauen eine gewiſſe Fruchtbarkeit verſprechen, und ihren Kindern eine feſtere Geſundheit mittheilen.

Zu dieſer körperlichen Naturfeſtigkeit und deren Erhaltung geſellen ſich ſogar noch Volksſitten und Volksmeynungen, von denen ſie nicht abgehen. So halten ſie es z. B. für ein Zeichen des Heldenmuths, wenn ſie die ausgeſuchteſten Qualen ohne Klagen aushalten können, und brennen und zerſchneiden daher abſichtlich die Theile ihres Leibes, um ſich bey Zeiten an dieſen Heroismus zu gewöhnen. Kein Jüngling kann der Ehre der Mannheit und des Krieges theilhaftig werden, der nicht ſolche Proben der Geduld und Standhaftigkeit abgelegt hat. Man ſieht leicht ein, wie ſehr dieß die Feſtigkeit des Nervenſyſtems vermehren muß, welches dadurch den zufälligen Urſachen der Krankheiten weit weniger ausgeſetzt iſt. Selbſt bey ihren Krankheiten verfahren die Wilden mit einer ſehr vernünftigen Conſequenz. Da ſie ſich nähmlich vom Anfang derſelben genau nach der Natur richten, und ſich aller reizenden Nahrung entziehen: ſo können ſie in vielen Fällen aller andern Mittel entbehren. Sie kommen der Natur noch näher darinn, daß ſie ihren Kranken kaltes Waſſer häufig zu trinken erlauben, welches das einzige Getränk iſt, welches der Patient bey Fiebern [die gewöhnlichſten Krankheiten der Wilden] liebt. Wie viel ſie hierbey ihren Körpern bieten können, ergiebt ſich aus der Art, wie ſie das Fieber curiren. Der Kranke wird nähmlich in ein enges Zelt über ein Loch in der Erde geſetzt, in welchem ein glühend heiſſer Stein liegt, der mit einer Menge Waſſer begoſſen wird. Dieß hüllt den Kranken in eine Dampfwolke, — und ſein Körper trieft vom Schweiß. Aus dieſer Gluth ſtürzt er ſich in einen Fluß, und legt ſich hierauf ins Bett; — hat das Mittel guten Erfolg: ſo ſteht er nach 24 Stunden völlig geſund auf. Auch unterwirft ſich der Indier, ſetzt Ruſh hinzu, ſeiner Krankheit ohne die geringſte Furcht, weil ihr Ausgang ihm ungewiß iſt, und ſieht ſeinem Schickſal ohne Kummer wegen des Zukünftigen entgegen, — er wünſcht nur in einen Himmel zu kommen, wo ſein getreuer Hund ihn begleiten wird.

So hart werden Männer, Weiber und Kinder unter den Wilden behandelt, und grade dieſe Härte gründet ihre Geſundheit und dieſe wiederum ihr fröhliches Herz, welches man unter allen Barbaren, wenn ihre Seelenkräfte nicht ganz abgeſtumpft ſind, antrifft. Perrin du Lac ſagt in ſeiner Reiſe in beyden Louiſianen *) von den herumziehenden Bewohnern des hintern Virginiens: das Weib ſorgt für des Mannes und der Kinder Bekleidung, wie ſie es für gut findet. Kann ſie keinen Stoff dazu erhalten, oder reicht er nicht für alle hin, ſo bleiben die jüngſten ganz nackend, indeß die ältern höchſtens nur ſo viel bekommen, um diejenigen Theile zu bedecken, welche die Natur ſelbſt zu verhüllen gebietet. Du Lac ſahe mehrere ſolcher herumziehenden Familien, unter denen junge Mädchen von zehn bis zwölf Jahren ſich befanden, welche ganz nackend gingen; er bedauerte anfangs dieſe unglücklichen Geſchöpfe; allein bald bemerkte er zu ſeinem Erſtaunen, daß dieſe dem Anſcheine nach ſo elenden We-

---

*) Unter die wilden Völkerſchaften am Miſſouri durch die vereinigten Staaten und Provinzen am Ohio in den Jahren 1801 - 1803. Von K. L. M. Müller. Leipz. 1807. 1ſter Theil. S. 89.

ſen luſtiger, heiterer und zufriedener waren, als diejenigen, welchen nichts gebricht.

Die Art und Weiſe, wie die kalmükiſchen Frauen entbunden werden, giebt einen neuen Beweis von der herculiſchen Dauer und Körperkraft — nicht verzärtelter und geſunder Weiber unter den Wilden. Wenn eine Frau ihre Niederkunft erwartet, ſucht ſie ſich einen geſunden baumſtarken Kerl aus, welchen ſie zu ſeinem Entbindungsgeſchäft täglich mit kräftigen Speiſen herrlich bewirthet. So bald die Wehen der Gebährerinn eintreten, ſetzt ſich der rüſtige Kalmük auf den Boden, und die Kreiſende auf ſein Knie, umfaßt ſie mit ſeinen Armen, und drückt und ſtreicht ſie oben von der Bruſt an bis hinunter in den Schooß mit allen Leibeskräften. Dieß gewaltige Preſſen wird ſo lange fortgeſetzt, bis ſich das Kind zu zeigen anfängt, — nun beginnt die vor ihr lauernde Hebamme ihr Geſchäft. Zeigt ſich nun das Kind: ſo giebt ſie den Umſtehenden ein Zeichen, — und dieſe ſuchen nun durch Piſtolenſchüſſe die Kreiſende zu erſchrecken, und dadurch die Geburt zu beſchleunigen. Die ärmern Claſſen, welche einen ſo rüſtigen Geburtshelfer nicht miethen und bewirthen können, ſuchen das Kind der Gebährerinn auf eine andere Art zu entlocken. Sie umbinden nähmlich die Kreiſende mit breiten Riemen, und preſſen ihren Leib von oben nach unten zu, bis das Kind da iſt, — oder — ein noch ſchrecklicheres Entbindungsmittel, — die Gebährende legt ſich mit dem Bauche auf einen Stock, an deſſen Ende eine weite Gabel iſt, in dieſer preßt ſie ihren Leib ſo lange, bis ſie ſich ihrer Bürde entledigt hat. Es geſchiehet oft, daß die Wöchnerinnen nach dieſen entſetzlichen Anſtrengungen und Selbſtmartern eine lange Zeit ohne Empfindung liegen bleiben, — und bisweilen mit harten Krankheiten deßhalb zu kämpfen haben. Allein ihre ſtarke Natur überwindet alles, und ſehr ſelten hört man von einem Falle, daß die Frau durch die Niederkunft aufgeopfert worden. — Die Kinder werden oft Jahre lang von den Müttern geſäugt, und auf eine Art erzogen, die geſunde und kräftige Leiber hervorbringen muß. Wenn ſie Geſchäfte außer dem Hauſe haben: ſo laſſen ſie die Kinder daheim liegen, hängen ihnen eine Blaſe voll Milch über den Mund, und das Kind muß ſich auf dieſe Weiſe ſelbſt ſpeiſen.

Sobald ſie ein wenig herangewachſen ſind, — werden das Reiten und Bogenſchießen zu ihren Abhärtungsmitteln gebraucht. *)

Endlich giebt es auch ganze Nationen, worinn die größere Leidenſchaftlichkeit gleichſam ſchlummert, indem ſie [man könnte ſagen] durch einen glücklichen Stumpfſinn gegen alle Härten des Lebens gleichgültig gemacht werden. Dieß ſind die Naturphiloſophen, die ſich Montaigne in ſeinen oben angeführten idealiſchen Beſchreibungen der Americaner imaginirte, — ohne daran zu denken, daß die Gleichgültigkeit und Ruhe des Gemüths auch nur climatiſch ſeyn könne, — und nicht zu einer moraliſchen Kraft erhoben werden dürfe. „Dieſe Americaner können die größten Beſchwerden der Witterung und Jahrszeiten, das höchſte Uebermaaß von unverdaulichen und ekelhaften Speiſen und eben ſo ſcheußlichen betäubenden Getränken, die langwierigſten Faſten, die heftigſten Schmerzen von Wunden und Operationen, und die grauſamſten Zerfleiſchungen von Peinigern und Henkern nicht nur in höhern Graden

---

*) J. Lepechin Tagebuch. 1ſter Theil. S. 138 u. f.

den als die Europäer, ſondern ſelbſt als die Neger aushalten. Weil ſie von dem größten Glück oder Unglück faſt gar nicht gerührt werden, auch nicht ſolcher Grade von Vergnügen und Schmerz fähig ſind, als andere Menſchen: ſo fehlen ihnen auch ſogar die beyden Naturſprachen, die Mienen- und Geberdenſprache, faſt ganz. Die neueſten und größten Gegenſtände erwecken in den ſtumpfen Seelen der Americaner keine Neugierde, und in ihren ſtarren thieriſchen Augen und Geſichtern nicht das geringſte ſichtbare Zeichen derſelben. — Ihr Geſicht bleibt ſich in der größten Traurigkeit und Wuth und bey den heftigſten Streitigkeiten ihrer Angehörigen immer gleich, und ſo wenig man das, was in ihnen vorgeht, aus ihren Blicken und Geſichtszügen errathen kann, ſo wenig iſt man im Stande, die Bewegungen ihres Gemüths aus ſolchen Geberden zu ſchließen, die in den Menſchen unſeres Erdtheils damit verbunden ſind. Die Americaner geſticuliren nie, erheben nie ihre Stimme, ſelbſt alsdann nicht, wenn ſie über die wichtigſten Angelegenheiten vor dem verſammelten Volke reden. Dieſe, den Americanern eigenthümliche Starrheit und Ausdrucksloſigkeit begleitet ſie auf ihren Reiſen, erhält ſich während der langwierigſten und geräuſchvollſten Feſte, und behauptet ſich in den Gefahren und Schmerzen des nahen und martervollſten Todes. Wenn die Americaner auch Wochen und Monate lang mit den Europäern in kleinen Canots reiſen: ſo fangen ſie nie an, mit den Fremdlingen zu reden. Sie ſagen kein Wort, wenn ſie auf ihren Reiſen irgendwo einkehren, nicht einmal, wenn ſie nach kurzen Abweſenheiten zurückkehren, und Weiber und Kinder wiederſehen. Erzählt man ihnen, daß ihre Söhne ſich gut gehalten haben, oder daß ſie geſtorben ſind: ſo antworten ſie entweder gar nichts, oder ſagen höchſtens, daß dieß Alles von keiner Bedeutung ſey. Wegen dieſer mit der Geſchwätzigkeit der Neger ſo ſehr ſtreitenden Stumpfheit der Americaner pflegt man daher in der neuen Welt zu behaupten, daß man die Americaner eher tödten, als zum Reden, die Neger eher tödten, als ſie zum Schweigen bringen könne. Wenn die Americaner auch Tage und Wochen lang getanzt, geſoffen und gefreſſen haben: ſo wird doch ihr Geſicht nie erheitert. Sie bleiben in den wildeſten Feſten eben ſo ſtarr, ſo trübſinnig, als im Zuſtande der vollkommenſten Ruhe und Gleichgültigkeit. In dem ausgelaſſenſten Rauſche klingt ihr Geſang ſo traurig, daß faſt alle Spanier ihn mit dem Trauergeſange von Ordensgeiſtlichen vergleichen. Selbſt die Schrecken und Qualen des Todes verzerren ihr Geſicht und ſtören ihre unerſchütterliche Ruhe nicht. Gefangene, deren Schickſal noch unentſchieden iſt, oder die des langſamſten und peinlichſten Todes gewiß ſind, verlieren deßwegen nichts von ihrer gewöhnlichen Eßluſt, und keine Viertelſtunde ihres gewöhnlichen Schlafs; ja ſie ſchlafen ſogar in den kurzen Zwiſchenräumen ihrer unnennbaren Qualen. Nichts iſt häufiger, als daß gemarterte Gefangene in ſolchen Zwiſchenräumen ſich mit ihren Peinigern über gleichgültige Dinge unterreden, daß ſie nach den Sitten und Gewohnheiten ihrer Mörder fragen, oder die Sitten und Gebräuche ihres eigenen Volks erzählen." *)

Eton erzählt in ſeiner Schilderung des türkiſchen Reichs auch über den Gleichmuth orien-

---

*) Göttingiſches hiſtoriſches Magazin von Meiners und Spittler. 7ter Band, S. 114. u. f.

taliſcher Frauen folgendes Factum. *) Bey der ſchrecklichen Einnahme von Oczakof wurden auf 400 türkiſche Weiber und Kinder gefangen, in das Hauptquartier der ruſſiſchen Armee gebracht, und vorläufig zuſammen in ein Zelt gethan. Im erſten Gewirre konnte man ihnen keine beſſere Wohnung verſchaffen, ob es gleich außerordentlich ſtark fror, und ſie wegen Mangel an Wärme und Kleidern, und viele an Wunden ſchrecklich litten. Da Eton türkiſch ſprach: ſo bekam er die Wache auf dieſen Poſten, und die Aufſicht über ſie. Er bemerkte, daß unter ihnen eine gänzliche Stille herrſchte, nicht ein einziges Weib weinte oder klagte, wenigſtens nicht laut, ob ſchon vielleicht jedes einen Vater, ein Kind oder einen Gatten verloren hatte. Sie ſprachen mit einer ruhigen und feſten Stimme, und beantworteten ſeine an ſie gerichteten Fragen ohne merkliche Unruhe. Er war erſtaunt, und wußte nicht, ob er dieß der Unempfindlichkeit, der Gewohnheit, große Glückswechſel mit anzuſehen und anzuhören, oder einer von ihrer Religion ihnen

---

*) Mit Anmerkungen aus dem Engliſchen von Dr. Berk. Leipz. 1803. S. 134. u. f.

eingeprägten Geduld und Ergebung zuſchreiben ſollte. Eine Frau ſaß ſtillſchweigend, aber mit einer ſo auffallend melancholiſchen Miene da, daß er ſich ihr einigen Troſt zuzuſprechen entſchloß. Er fragte ſie: warum ſie ſich nicht faſſe, und ihr Unglück wie eine Muſelmänninn, gleich ihren Gefährtinnen, ertrage? Eton erhielt folgende auffallende Antwort: ich ſah meinen Vater, meinen Gatten und meine Kinder tödten; nur ein Kind blieb mir noch übrig. Wo iſt dieß? fragte er haſtig. Hier! antwortete ſie ruhig, und zeigte auf ein neben ihr liegendes Kind hin, welches ſo eben verſchieden war. Eton und ſeine Begleiter brachen in Thränen aus; ſie aber vergoß keine Thräne. Darauf nahm er in ſein warmes unterirdiſches Gemach ſo viele von dieſen unglücklichen halberſtarrten Weibern und Kindern mit, als er nur faſſen konnte; aber während der zwölf Tage, die ſie bey ihm blieben, klagte auch nicht eine einzige laut, noch verrieth ſie irgend einen tiefen innerlichen Kummer, ſondern jede erzählte ihm ohne Ausrufungen, ohne Seufzer, ohne Thränen ihre Geſchichte, als ob es eine gleichgültige Perſon betroffen hätte. — Es iſt leicht begreiflich, wie viel ſolche ruhig geſtimmte phlegmatiſche und kalte Frauen in allen übrigen Verhältniſſen ihres Lebens von ihren hartherzigen Ehemännern ohne Murren ertragen können.

Aber die unſittliche Vielweiberey unter den Morgenländern, pflegen unſere Sittenrichterinnen zu ſagen, iſt doch etwas Entſetzliches für das dortige weibliche Geſchlecht. Es iſt wahr, daß dieſer Gebrauch, wo er herrſcht, überall Verachtung und Gleichgültigkeit gegen die Weiber mit ſich führt. — Alle Nationen, worinn die Ehe nur mit einer Frau geheiligt war, haben auch die Weiber höher geachtet, weil der Mann ſchon einen höhern Grad von Humanität beſitzen muß, welcher ſein Herz lebenslang einem weiblichen Weſen hingiebt, als der, welcher nur, wie das Thier, einen Wechſel des Genuſſes ſucht. Bey dieſem hat alſo das Weib nur darum einen Werth, weil ſie ſeine Wollüſte befriedigt, oder weil die Menge der Weiber den Hofſtaat des ſtolzen Orientalers ausmacht. Er iſt alſo nicht der Freund, nicht der treue Gatte des Weibes, ſondern der wechſelnde Liebhaber derjenigen ſeiner Frauen, die am meiſten ſeine Sinnlichkeit reizt, alſo gewöhnlich der liſtigſten und jüngſten; dagegen ſeine verblühenden Frauen für ihn weiter keinen Reiz haben, und oft den ſchrecklichen Mißhandlungen ihrer jüngern Nebenbuhlerinnen ausgeſetzt ſind. Selbſt Dankbarkeit und Erinnerungen an die frühere Liebe des alternden Weibes werden ihn nicht mehr zu ihr hinziehen, weil ſein heißes Blut von ſo viel jüngern Schönheiten des Harems electriſirt wird, bis dieſe früh genug auch verblühen, und andern ſchönern Platz machen müſſen.

Wenn wir aber bedenken, daß die Vielweiberey nun einmal aus mehrern phyſiſchen Gründen eine der älteſten dortigen Volksſitten iſt, daß ſie gleichſam zum Anſtande und zur Cultur der Nation gehört, daß ſie durch die Gewohnheit eine Art von Heiligthum geworden iſt, und daß ſie, wie z. B. den Muhamedanern, durch ihre Religionsſchriften ſelbſt geboten wird: ſo kann man leicht den Schluß machen, wie nachgebend ſich das einfältige orientaliſche Weib in ihr Schickſal findet, und ſich davon ganz andere Begriffe, als wir, macht. Das Leben in den Harems iſt freylich ſclaviſch genug; aber es iſt eine ſüßliche, weichliche und nichtsthuende Exiſtenz, grade wie ſie die natürliche Faulheit der Orientalerinnen am meiſten wünſcht, und ſie zu Zeitvertreiben ihrer kindiſchen Eitelkeit nöthig hat. Werden dieſe Geſchöpfe nicht von der Eiferſucht gefoltert: *)

---

*) Dieſe weibliche Eiferſucht hat aber auch in den heißen Morgenländern oft keine Grenzen. „Die Frauenzimmer in Oberägypten, ſagt der Arzt Sonnini, die weder lieben noch geliebt ſind, werden demohnerachtet bisweilen von einer eiferſüchtigen Wuth gegen ihre treuloſen Männer ergriffen, die man mehr noch als grauſam nennen könnte. Sie bringen nähmlich den ungetreuen Gatten ein heimliches und tödtliches Gift bey, — eine Rache, die nicht einmal der Wahnſinn einer verliebten Leidenſchaft entſchuldigen kann. Ihre Streiche werden im Stillen überdacht, und ſie genießen mit kaltem Blute und mit langſamen Zügen die ſchreckliche Wolluſt, einem Unglücklichen langſam das Leben zu rauben. Sie finden in ſich ſelbſt das Gift, das ihrer Abſicht entſpricht. Die periodiſche Abſonderung, deren ſich die wohlthätige Natur zur Erhaltung ihres Daſeyns und ihrer Geſundheit bedient, wird für dieſe boshaften Weiber ein Mittel, wodurch ſie ihre Gatten morden. Vermiſcht man einen Theil dieſes Fluidums mit einigen Nahrungsmitteln: ſo iſt dieß ein Gift von den ſchrecklichſten Folgen für den, welcher es genießt. Es zeigen ſich

ſo können ſie ſich kein beſſeres Leben wünſchen, und würden ſich ſehr beſinnen, ob ſie eine ihnen angebotene Freyheit annehmen ſollten, da ſie hiervon nichts verſtehen. Volksſitten, woran

---

hierbey ſoll dieſelben Symptome, wie beym Scharbock. Der Körper wird mager, in allen Gliedern äußert ſich eine außerordentliche Schwäche, das Zahnfleiſch geht in Fäulniß über: die Bart- und Haupthaare fallen aus: wenn endlich das unglückliche Schlachtopfer ein Jahr lang und bisweilen noch darüber ein elendes und kraftloſes Leben hingeſchleppt hat, ſtirbt es unter ſeinen Leiden. Man kennt kein Mittel gegen ſo viele Uebel, und man behauptet ſogar, daß nichts die Schmerzen dieſer Elenden lindern könne." — „Es iſt ſehr natürlich, ſagt du Lac, daß die Eiferſucht unter ungebildeten Menſchen ſo fürchterlich zu ſeyn pflegt, weil ſie durch die gebildeten Eigenſchaften des andern Theils keinen Erſatz wegen irgend einer begangenen Untreue erhalten kann. Dagegen herrſcht unter allen Wilden die Vielweiberey, — bringt aber hier nicht die geringſte Unordnung oder Unbequemlichkeit hervor, denn die Weiber eines Mannes leben in gutem Vernehmen mit einander, indem ſie die Männer überhaupt als höhere Weſen zu betrachten gewohnt ſind, zu deren Vergnügungen ſie alles beyzutragen ſich für verpflichtet halten." P. du Lac 2ter Theil, S. 33.

der Menſch von Jugend auf gewöhnt wird, erſcheinen ihm, wenn ſie auch wirklich hart ſind, nie als etwas Unangenehmes oder Lächerliches, und hat ſie vollends ſeine Religion geboten: ſo wird er es für ein Verbrechen halten, dieſelben anzutaſten.

Grade dieſe Erſcheinung finden wir da am meiſten, wo unter barbariſchen Nationen das Weib, nach unſern feinern Begriffen und Gefühlen, zu hart gedrückt wird. Die Religion und Religionsgebräuche aller Völker enthalten gewiſſe Beziehungen und Rückſichten auf das andere Geſchlecht, und ſeiner iſt in allen Satzungen gedacht, welche Prieſter und Schwärmer erfunden und eingeführt haben. Die Sache iſt ganz natürlich. Zwey Geſchlechter, die ſo nahe an einander ſtehen, ſo daß ſie nimmer von einander getrennt werden können, ſondern nur ein Ganzes der Menſchheit ausmachen, — müſſen ſich auch in ihrer wichtigſten Angelegenheit, in den hellern oder dunklern Religionsmaximen eines Volks, einander berühren, — entweder als ſittliche Weſen, oder als bloße Naturkinder. Da, wo Sittlichkeit und Cultur noch nicht hingedrungen ſind, wird das Weib von dem Manne bloß nach ihren Naturanlagen gewürdigt, oder entwürdigt, — und letzteres allemal zunächſt aus Begriffen, die aus einem Verdachte gegen die weibliche Schwäche hervorgehen; ein Verdacht, der da nicht ungegründet iſt, wo das Weib dem Manne an Schamloſigkeit und Sinnlichkeit nicht ſehr nachſtehet. Dieſer Verdacht hat ſich in den meiſten Religionen der ſüdlichen Barbaren durch ſtrenge Befehle der Bewachung und Einkerkerung der Weiber ausgeſprochen, — und dieſe haben ſich dieſe Religionsſtrenge gefallen laſſen, weil ihre Geſetzgeber und Richter — Männer waren. Das Weib iſt alſo ſchon nach den Glaubensartikeln des Barbaren ſeine Sclavinn, wenn ſie es auch nicht vermöge ihrer ſchwächern Organiſation wäre.

Eben ſo natürlich iſt es, daß er ſein Weib, oder ſeine Weiber ſo ſtreng bewacht, weil ſie immer das Nächſte ſind, was ihm umgiebt, weil er ſo früh heirathet, ehe er noch ein wenig zur Vernunft gekommen, und weil das Weib, gleichfalls noch ein einfältiges Kind, von ihm wie ein Kleid gekauft wird. Was kann ein junger roher Mann für ſich und ſein Weib beſſeres thun, — als ſie einzuſperren, da andere Männer vermöge ihrer Rohheit ſie ſo leicht entführen könnten, und da vornämlich im Süden Alles ſo früh reift und ſo früh welkt. Die Natur ſcheint hier ſelbſt zu einer ungewöhnlichen Eile und Vorſicht zu rathen, und die Einfalt, verbunden mit thieriſcher Liebe, muß dann oft in Ungerechtigkeit gegen das ſchwächere Geſchlecht ausarten. Da, wo die Natur nicht ſo viel Wärmeſtoff, wie z. B. in den nördlichſten Theilen der Erde, für die Wollüſte entwickelt, da wird auch weniger auf die weibliche Treue geachtet. — Es giebt auch überhaupt ſchon für das Weib in der höchſt einfachen Lebensweiſe, worinn der Barbar vegetirt, nicht einmal viel Gelegenheit, über den Mann zu herrſchen, wie wir dieß Wort nach unſern Begriffen deuten. — Der civiliſirte Mann hat ein viel gröſſeres häusliches und anderweitiges Intereſſe, wo er mit dem ebenfalls größern Wirkungskreiſe des cultivirten Weibes zuſammentrifft, und wo dieſes den Mann in ſo vielerley kleinen Colliſionen und Verhältniſſen des poſitiven und negativen Lebens an ſich ziehen, und willkürlich leiten darf. Aber eben dieſe kleinen Colliſionen, z. B. bey der Haushaltung, Kindererziehung, den Berufsgeſchäften, den Vergnügungen u. ſ. w. kommen in dem Leben des Barbaren nur ſelten vor, und ſein Weib findet daher keine Motive, zu befehlen, wenn ſie auch wollte. Sie kann ſich des Mannes nicht ſo, wie bey gebildeten Nationen, bemächtigen, da die Faden einer gegenſeitigen Verbindung ſo einfach und ſo ſchlaff ſind, folglich der Mann meiſtentheils nur ſich dem Weibe, nicht als ein biegſames, ſondern als das ſtärkere Weſen, nach ſeinem Naturgefühle zeigt. Man könnte alſo auch ſagen: der Barbar iſt der Herr ſeines Weibes, nicht nur aus Uebergewicht ſeiner körperlichen Kraft, — ſondern auch wegen ſeiner größern ſittlichen Entfernung vom Weibe, die jedesmal nur durch Cultur dem Manne näher verwandt, und dadurch aus ihrer natürlichen Sclaverey gehoben wird.

Herrſchaft der Weiber unter den Negern.

Gegen ſo viel Documente einer barbariſchen Weiberſclaverey unter ganz rohen, oder auch nur halb gebildeten Völkern treten aber doch wiederum ſo viele andere Beweiſe einer gewiſſen Weiberherrſchaft unter jenen Nationen, oder doch wenigſtens ihres großen Einfluſſes auf die Leitung ihrer Männer und Familien hervor, daß es dem Anthropologen wirklich ſchwer wird, zu entſcheiden: ob nun auch der Mann gewiß im Allgemeinen ſo herrſche und tyranniſire, als es uns die ſentimentalen Reiſebeſchreiber, bis zum höchſten Grade des Entſetzens, abgebildet haben. Außer den oben angeführten Gründen, warum die Frauen roher Nationen ihre Subordination unter ihre Hausdespoten viel weniger empfinden, als wir es bey der Weichlichkeit unſerer Sitten, und der Tändeley unſerer Galanterie, und den neuen Paradoxien, die Frauen in die Staatsrechte des Mannes hinaufzuſchrauben, begreifen können, — hätten ſich doch alle jene Reiſebeſchreiber gehörig umſehen und unterrichten ſollen, — daß der Mann wegen ſeiner ganzen innern Oeconomie [auch ohne alle Liebe], ſchon aus Bedürfniß das Weib nimmer ganz unterdrücken wird, — daß die Natur ein Geſchlecht ſo gut, wie das andere, erhalten will, — daß der Mann die Geſetze dieſer Natur nicht aufheben kann, — daß er, wie bey dem Thiere, eher ſein Geſchlecht, als das weibliche angreift, — kurz, daß er ohne das Weib nicht leben kann, wenn er auch vielleicht ohne ſein Geſchlecht leben könnte.

Es iſt daher in der Geſchichte der Herrſchaft des Mannes gewiß nicht überflüſſig, unter jenen halb und ganz wilden Nationen die Achtung kennen zu lernen, welche er dem Weibe erzeigt, — geſetzt, daß dieſe Achtung auch bisweilen nur aus der Furcht hervorgehen ſollte. Denn hierinn iſt der Wilde, wenn ſeine Frau ihn an Klugheit übertrifft, dem feinſten Europäer gleich, wenn dieſer ſeiner geſcheidtern Frau keine Selbſtkraft entgegenſetzen kann. Die folgenden Erzählungen mögen es beweiſen, wie viel die Weiber überall gelten, und ſich geltend zu machen ſuchen. — Eins der auffallendſten Beyſpiele hiervon iſt die Gewalt, welche man den Prinzeſſinnen der Negerkönige eingeräumt hat, und die Alles übertrifft, was wir in Europa von irgend einer despotiſchen Weiberherrſchaft kennen. —

Dieſe ſouverainen Damen können ſich aus ihrem Volke einen Mann wählen, welchen ſie wollen. Dieſe Männer ſind die eingeſchränkteſten Sclaven ihrer Frauen, und dürfen durchaus, nach den ſonſtigen Landesgebräuchen, ſich keine Beyſchläferinn halten. Natürlicherweiſe haben die Negerprinzen kein großes Verlangen zu ſolchen ſclaviſchen Verbindungen, und ſelbſt die gemeinſten Neger fürchten ſich, einer ſolchen Despotinn als Gatten anzugehören. Indeß darf, keiner bey Verluſt ſeiner Freyheit, oder ſeines Lebens, eine ſolche Ehre ausſchlagen. Anſtatt, daß dieſe verheiratheten Prinzeſſinnen ganz (auch in Abſicht der Liebe) nach ihrer Willkür leben dürfen, ſo iſt es im Gegentheil ihren Männern nie erlaubt, irgend ein anderes Frauenzimmer nicht einmal anzuſehen, geſchweige ſie zu berühren. So wie die Perſer ihre Frauen, wenn ſie ausgehen wollen, in verſchloſſene Käfige ſperren; eben ſo ſind die Männer der Negerprinzeſſinnen ſtets mit ſtarken Bedeckungen umgeben, die alle Frauenzimmer mit Androhung des Todes verjagen. Die

mißmindeſte Untreue des Gatten würde ihn ſelbſt jedesmal das Leben koſten. Oft werden dieſe Unglücklichen, die einer ſolchen Tyranninn gefallen, unvermuthet von der Seite ihres geliebten Weibes geriſſen, und dürfen, wenn ſie auch von der Prinzeſſinn verſtoßen wurden, nicht einmal ohne Erlaubniß des Regenten zu ihrer Gattinn zurückkehren. — Einen ſolchen ſclaviſchen Gehorſam ſind ebenfalls die Männer der Prieſterinnen in Whida ſchuldig. Kein Mann darf dieſen Prieſterinnen etwas befehlen, und ſie würden ihren eigenen Gatten, ohne jemanden verantwortlich zu ſeyn, bey der geringſten Verletzung ihrer Ehre hinrichten dürfen. Die geringſte Sclavinn, die zur Prieſterinn erhoben wird, beſitzt über ihren Mann jenes ſchreckliche Recht, und er iſt verbunden, ihr in knieender Stellung, wie einer Königinn, aufzuwarten. — Eben ſo despotiſch, ohne alle weibliche Humanität, herrſchen nun vollends die Negerköniginnen, und ſtehen oft an der Spitze der wildeſten Völker. Um ihre königliche Macht ſicher und ungetheilt zu erhalten, vermählen ſie ſich ſelbſt nicht, ſondern begnügen ſich mit Liebhabern, die ſie willkürlich verſtoßen, oder vernichten können. Damit es auch keinem ihrer Söhne oder Unterthanen einfalle, ſich des Thrones zu bemächtigen: ſo haben ſie das Geſetz gemacht, daß nur ihre Töchter oder die nächſten weiblichen Verwandten in der Regierung folgen dürfen.

Eine dieſer Negerköniginnen war es, unter deren Anführung das wildeſte africaniſche Volk, die Gager, die größten Eroberungen machten, und von ihr mit einem ſclaviſchen Gehorſam die blutigſten und unmenſchlichſten Geſetze annahmen. Eine Königinn war es, welche den Befehl gab, keinem Feinde Gnade widerfahren zu laſſen, ſondern ſie alle zu erwürgen, — dann ihr Blut zu trinken, und ſich von ihrem Fleiſche zu ſättigen; ferner, daß bei Todesſtrafe kein Weib im Lager niederkommen, daß keine Zwillinge, keine Kinder mit natürlichen Gebrechen, und überhaupt keine Söhne aufgezogen werden ſollten, — und daß, wenn auch einige dieſer Schlachtopfer der Aufmerkſamkeit dieſer Geſetze nach der Geburt entrückt würden, — diejenigen wenigſtens ohne Gnade umgebracht würden, denen zuerſt die obern Zähne ausbrächen, weil das Volk der Gager durch ſolche Perſonen dereinſt würde vernichtet werden. Um ihren Kriegern und Kriegerinnen dieſes unnatürliche Geſetz zu empfehlen, ließ ſie im Angeſicht des ganzen Heeres ihren einzigen, noch ſaugenden Sohn bringen, warf ihn in einen Mörſer und zermalmte ihn ohne einen Ausdruck mütterlicher Rührung. Als der Körper des unſchuldigen Kindes in eine unförmliche Maſſe zuſammengeſtoßen war, ſetzte ſie dieſelbe mit Kräutern, Pulvern, Blättern und Oelen vermiſcht, auf ein Feuer, und bereitete eine Salbe daraus, welche ſie, wie die Tyranninn verſicherte, unverwundbar machen würde. Dieſes ſchrecklichſte aller Beyſpiele weiblicher Grauſamkeit — fand Beyfall; man zerſtieß im ganzen Lager die neugebornen oder unerwachſenen Söhne, und behielt dieſe blutige Sitte viele Jahre lang bey. Unter den Negerinnen, die Cavazzi taufte, geſtanden einige mit Thränen, daß ſie fünf, andere, daß ſie ſieben, noch andere, daß ſie zehn Kinder mit ihren eigenen Händen umgebracht hätten. *)

---

*) Meiners Geſchichte des weiblichen Geſchlechts, I. S. 79. u. f.

Die Achtung, welche die Malabaren ihren ſchwangern Frauen bezeigen, hat ſogar etwas Zartes und Feyerliches, und könnte den feinern Europäern zur Vorſchrift dienen. Nicht nur der Mann einer Schwangern, ſondern auch ihre Aeltern, Verwandten und Nachbarn, intereſſiren ſich für ihre Geſundheit, und ihr Wohlſeyn auf die liebreichſte Art. Sie betrachten die Schwangerſchaft als einen ausgezeichneten Beweis von den Segnungen der Reichthumsgöttinn Lakſhmi, die ein Symbol von der Fruchtbarkeit der Erde iſt. Wenn ſich eine Frau im ſiebenten Monat ihrer Schwangerſchaft befindet, wird ihr zu Ehren eine beſondere häusliche Feyerlichkeit veranſtaltet. Man errichtet nähmlich im Vorhofe der Dame eine Laube, die aus Zweigen, Blättern, Blüthen des Cocosbaumes beſteht. Dann ſchickt ihr Mann allen ihren Verwandten und Freunden Betelblätter zu, und läßt ſie zu dieſem häuslichen Feſte freundlich einladen. Sobald die ganze Geſellſchaft in der Laube verſammelt iſt, bringt man den Göttern auf einem Pananasblatte abgeſottenen Reis, einige Stück Feigen, und etwas Zukker zum Opfer dar, ſo daß das Ganze einer Libation ähnlich ſieht. Die Götter ſollen hierdurch bewogen werden, für die Erhaltung des Kindes und der Mutter, beſonders in den letzten Monaten, zu wachen. Hierauf hängt man der ſchwangern Frau, welche ihren Ehrenplatz mitten in der ſchönen Laube hat, einen Blumenkranz um, und ſtellt eine Schüſſel mit aufgelößtem Safran und Kalk vor ſie hin, wodurch die einfältigen Barbaren die böſen Geiſter zu vertreiben glauben. Eben deßwegen nehmen alle Weiber bey dieſer Feyerlichkeit jenes Gefäß nach der Reihe in die Hand, und fahren damit der ſchwangern Frau dreymal vor dem Geſichte hin, um die Zaubermittel, welche der Dame oder dem Kinde ſchaden könnten, unwirkſam zu machen. Darauf bringen ihre Freundinnen einen andern Napf mit etwas Milch und verſchiedenen darinn liegenden Münzen herbey, und legen davon ein Geldſtück nach dem andern der Frau zwiſchen die Schultern, um für ſie den Segen der Lakſhmi zu erflehen.

Der Barbar erlaubt, bey allem ſeinen Despotismus gegen das Weib, ihm ſogar mancherley Freyheiten, Rechte und Vergnügungen, und ſelbſt eine gewiſſe Ausgelaſſenheit, die wir unſern Frauen nicht geſtatten. Es liegt auch ſchon in unſerer Natur, wenigſtens das junge Weib bey zärtlichen Anträgen und Verſicherungen unſerer Treue durch Liebkoſungen zu gewinnen, wenn ſie auch als Sclavinn gekauft wäre. Selbſt viele Thierarten machen den verliebten Antrag an das Weibchen mit einer gewiſſen Zärtlichkeit, und der Mann thut dieß bey allen Nationen zum Wahrzeichen, daß ihm das Weib etwas werth ſey. Wir wollen hier nicht einmal von jenen unnatürlichen Freyheiten reden, die der Mann bey mehrern Völkern der Frau geſtattet, — ſich jedem andern preis zu geben, oder wie bey den Kamtſchadalen, wo der Bräutigam den Schwiegerältern beißende Vorwürfe macht, wenn man ihm die Tochter als Jungfrau überliefert; wir reden nur von den allgemeinern Freyheiten des weiblichen Geſchlechts, die der Mann dem Weibe zugeſteht, oder ſie gutmüthig genug nicht zu bemerken ſcheint. — So will es die Natur, wenn auch dieſe Erlaubniß ſeltener aus Hochachtung gegen ein gleiches Vernunftweſen, als aus Schwäche und Ueppigkeit des männlichen Charakters hervorgehen ſollte. — Unter allen Nationen herrſchen die Wollüſte, die Sinnlichkeit, die Geſchlechtsliebe, die Galanterie, die Liebeshändel, die Eindrücke der weiblichen Schönheit; Mädchen, die ſich den öffentlichen Vergnügungen widmen, Tänzerinnen, Schauſpielerinnen aller Art, auch da, wo die Frauen eingeſchloſſen ſind, wie z. B. in Perſien, wo die öffentlichen Mädchen ſogar unter einer Autorität der Regierung ſtehen: ſo daß zu Chardin's Zeiten zu Ispahan allein 14,000 ſolcher Geſchöpfe eingeſchrieben waren, und alle Volksfeſte durch ihre verführeriſchen Tänze gleichſam die Weihe empfingen.

Liebesintriguen der Türkinnen u. ſ. w.

Richtet man ſeinen Blick auf das innere häusliche Leben der Orientalerinnen: ſo findet man dort keine allzugroße Beſchwerlichkeiten, worunter das weibliche Geſchlecht erliegen müßte, als etwa die eiſerne Eiferſucht der Männer; aber auch dieſe wiſſen die dortigen Frauen gar oft zu täuſchen, und ſich an ihr durch geheime, aber deſto ſüßere Genüſſe zu rächen. Olivier ſagt: die Weiber in geringern Ständen überlaſſen ſich unter den Türken mit ziemlicher Leichtigkeit den

Männern. Unter den Angeſehenern kennt man, wie in Europa, die verliebten Intriguen. Die Frau thut jedesmal die erſten Schritte. Wenn ſie einen wohlgebildeten Mann erblickt: ſo werden durch dienſtfertige Matronen leicht Zuſammenkünſte verabredet, wenn ſie ſich durch dieſe vorher erkundigen laſſen, ob jener kommen will. Man benutzt eine Abweſenheit des Mannes, oder wenn er in der Moſchee betet; die Zuſammenkünfte werden wiederholt, der Geliebte auch wohl als Frau verkleidet, und wohl gar durch treue Sclavinnen zur Dame in das Bad geführt. In den großen türkiſchen Städten giebt es eine Menge Jüdinnen und Armenierinnen, welche Galanteriewaren in die Harems zum Verkauf bringen, und bey dieſer Gelegenheit ſich zur Anſpinnung geheimer Liebeshändel leicht gebrauchen laſſen. Da die Weiber ſelten ſchreiben können: ſo unterhalten jene Matronen die Correſpondenzen durch die Anordnung der Blumen eines Bouquets, die Wahl der Farben und andere verabredete Zeichen. Vorzüglich in Syrien und Aegypten iſt die Kunſt, ſich durch Blumen verſtändlich zu machen, zu einer ſolchen Vollkommenheit gebracht, daß zwey

Liebende das thätigſte Einverſtändniß mit einander haben können, ohne die Aufmerkſamkeit eines eiferſüchtigen Gatten zu reizen, oder ſich den ſpähenden Blicken ihrer Wächter zu verrathen. *)

Die berühmte und feine Menſchenbeobachterinn, Lady **Montague** **), drückt ſich über die Galanterie der türkiſchen Damen ſehr naiv aus. „Sie begehen, ſagt die muntere Engländerinn, nicht weniger weibliche Schwächen, als wir chriſtlich getauften Weiber, und ich kann mich des lauten Lachens nicht enthalten, wenn unſere Reiſebeſchreiber ſie ſo häuslich und züchtig abbilden. Sie genießen, fährt ſie fort, eine größere Freyheit, als die Chriſtinnen. Sie ſind zwar bis an die Augen wie ein Geſpennſt verhüllt, und keine Mannsperſon darf es wagen, ſie auf der Straße zu berühren, oder ihnen nur zu folgen; da aber alle Türkinnen von der geringſten Sclavinn bis zur vornehmſten Dame einerley verhüllenden Anzug tragen: ſo können die eiferſüchtigſten Ehemänner durch dieſe Masquirung gar leicht hintergangen werden; und da ſie dieſe Verhül-

---

*) G. A. **Olivier** Reiſe. 1ſter Theil, Wien 1802. S. 130. u. f.

**) In ihrem 39ſten Briefe ihrer Reiſen.

lungen nie ablegen: ſo treibt hierunter die Galanterie ihr freyes Spiel. In den Boutiken der Juden werden Liebesbündniſſe und Rendezvous genug verabredet, und für Geld kann man in der Türkey Alles haben. Auch laſſen die Damen ihre Anbeter gewöhnlich in einer tiefen Unwiſſenheit, wer ſie ſind, und genießen die heimlichen Momente ſo verſchwiegen, daß ein Liebhaber ſeine Schöne oft nach einem monatlangen Umgange noch nicht kennt, und dieſe glücklichen Sterblichen, wie die Lady jene Männer nennt, nicht einmal den Nahmen ihrer Göttinnen wiſſen. Sie können leicht urtheilen, ſchreibt ſie an ihre Freundinn, wie klein die Anzahl getreuer Weiber in einem Lande ſeyn muß, wo die Schönen nichts von der Schwatzhaftigkeit ihrer Anbeter zu fürchten haben, und wo man, wie die Türkinnen, nichts von den Beſtrafungen der Sünde in einem andern Leben weiß." Kurz, ſie hält dieſe Weiber für die einzigen freyen Weſen in der Welt, vornähmlich dann, wenn ſie den Männern ein anſehnliches Heirathsgut mitgebracht haben, und dieſer, um zu leben, die Unabhängigkeit ſeiner Gattinn nicht einſchränken darf. „Iſt er auch einmal ſeiner theuren Ehehälfte überdrüſſig: ſo ſchleicht er ſchüchtern und verborgen in den entlegenſten Winkel des Hauſes zu ſeiner Maitreſſe, und überläßt die Hausdame ihrer eigenen Freyheit. Genug, es iſt alles ſo, wie bey uns.“

Eine Mahomedanerinn hält ihr eingezogenes Leben ſelbſt nicht für etwas Läſtiges, weil es zum guten Ton gehört, daheim zu bleiben, und dem orientaliſchen Müſſiggange zu leben. Das Geſetz befreyet ſie ſogar von der Verbindlichkeit, die Moſchee zu beſuchen. Ihre Vergnügungen hängen von ihr ſelbſt ab, und ihre Pflichten ſind höchſt unbedeutend. „Ihrem Manne zu gefallen, ſagt Olivier, allenfalls für ihre Kinder zu ſorgen, ſich ſehr viel mit ihrem Putz, und ſo wenig als möglich mit der Wirthſchaft zu beſchäftigen; in den vorgeſchriebenen Stunden ihre Gebete zu verrichten, und Beſuche von ihren Freundinnen anzunehmen, oder in dem Bade ihrer Sinnlichkeit zu pflegen, — dieß ſind die einzigen Pflichten einer Mahomedanerinn. Ihr reitzendſter Genuß beſteht darinn, von Zeit zu Zeit eine Taſſe Caffee in der einen Hand, und eine Pfeife Taback in der andern zu halten, und bald den wohlriechenden

Dampf des einen, bald das feine Oel des andern hineinzuſchlürfen, ihre koſtbaren Juwelen und reichen Gewänder vor ihren Freundinnen ſchimmern zu laſſen, und in einem weichlichen Nichtsthun auf ihren üppigen Polſtern zu liegen. Ein Türk muß ſehr dürftig ſeyn, wenn er nicht wenigſtens einige Sclaven für ſeine Frau halten kann, damit ſie ja in ihrem Müſſiggange augenblicklich bedient werde, und dieſe muß wenig Geſchicklichkeit beſitzen, wenn ſie nicht in kurzer Zeit den größten Theil des Vermögens ihres Mannes in Kleider und Juwelen verwandelt.

Tavernier *) erzählt von den Comaniern und Circaſſiern einen Originalzug männlicher Nachſicht und Toleranz gegen die Frauen, welcher ihren Vergnügungen die größte Freyheit geſtattet. Wenn dort ein Frauenzimmer in einem Liebeshandel verwickelt iſt, und ſie von ihrem Ehemanne ſogar mit ihrem Anbeter ertappt werden ſollte: ſo geht der Erſtere ruhig und ſtillſchweigend zur Thür hinaus, und macht der Dame des Hauſes nie einen Vorwurf über das Geſchehene. Die

---

*) Voyages. Tom. I. p. 379. u. f. à Paris 1678.

Frau iſt dagegen ihrerſeits eben ſo wenig eiferſüchtig, und erlaubt ihm gern ſeine Galanterien. Auch iſt dort eine Frau deſto geachteter, je mehr begünſtigte Liebhaber ſie zählt, und bey ihren kleinen weiblichen Gezänken wird den Häßlichern gemeiniglich der Vorwurf gemacht, daß es ihnen an Anbetern fehle. Eben ſo bequeme und nachſichtige Männer ſind die Bewohner der kleinen Tartarey, einmal weil ſie von Natur ſo wenig eiferſüchtig ſind, zweytens weil ſie gemeiniglich auf der Jagd und mit ihren Heerden herum ſtreifen, und ihre Weiber alsdann daheim einen freyen Spielraum ihrer zärtlichen Verbindungen behalten.

Die Frauen der Habeſſinier leben faſt ungebundener, als die europäiſchen Damen, — und bedienen ſich auch wegen der geringern Eiferſucht der Männer dieſer Freyheit in mancherley Formen. Die Vornehmern dürfen, wenn ſie wollen, aus ihren Häuſern gehen, und ſogar bey fremden Männern Beſuche ablegen. Die Weiber und Töchter der Geringern ſchlafen ohne Unterſchied mit Männern und Jünglingen in Einem Zimmer zuſammen. Die Weiber der Hindus ſind auch an öffentlichen Oertern lange nicht ſo verhüllt, wie die übrigen Morgenländerinnen. Viele gehen mit offenen Buſen, oder auch bis an die Hüften unbedeckt einher. An vielen Orten findet ſogar die Gemeinſchaft der Weiber Statt, und noch häufiger werden den Göttern des Landes und den Prieſtern die Jungfrauſchaften zum Opfer gebracht. Auch in Ceylon können die Weiber ungeſtraft und öffentlich ſich mit Männern unterhalten. Die Mingreliſchen und Circaſſiſchen Weiber ſind um deſto geſchätzter, je mehr Liebhaber ſie zählen. Männer und Weiber eſſen gemeinſchaftlich in Geſellſchaft des ganzen übrigen Hausgeſindes. Wenn ein Mingrelier ſeine Frau im Ehebruch ertappt: ſo läßt er ſich von dem Ehebrecher ein Schwein geben, das er mit dem Buhlen der Frau und ihr ſelbſt friedlich verzehrt. Auf dem Caucaſus leben Mädchen und Weiber von ihrer erſten Kindheit an gleichfalls in einer nur zu freyen Ungebundenheit *). Türkiſche und Perſiſche Bräute aus königlichem Geblüt verlangen, daß ihr Gemahl keine andere Frauen habe,

---

*) Meiners Geſchichte I. in mehrern Stellen.

und keine Beyſchläferinnen halte. Dieſe Enthaltſamkeit muß der Geliebte beobachten, wenn die Braut auch noch ein Kind, oder ſehr alt iſt, oder noch ſo weit von ihm entfernt lebt. Man vermählt oft Sultanninnen von vier bis fünf Jahren mit reichen Paſcha's, welche die unmündigen Bräute mit ungeheuren Koſten ernähren müſſen. — Ein Sultan Ibrahim verheirathete drey von ſeinen Töchtern in einem unreifen Alter, daß eine derſelben viermal Wittwe wurde, ehe ſie die Jahre der Mannbarkeit erreichte. Dieſe Sultaninnen verſchwenden gemeiniglich in einem unſäglichen Luxus die Schätze, welche ihre Männer als Statthalter von unglücklichen Unterthanen erpreſſen.

Es giebt Nationen, deren Weiber ſogar die Männer ſchlagen und mit weiblicher Kraft zu ihren Pflichten anhalten. „Kommen die Huswanas in Afrika von ihren Streifereyen ohne Beute wieder, dann ſind die Weiber durch eigenen Hunger und durch das Geſchrey ihrer hungrigen Kinder erbittert, gerathen in Wuth, und laſſen es nicht an Vorwürfen, Schelten und Drohungen fehlen. Sie wollen weg, wollen ihre muthloſen

Männer verlaſſen, und ſich andere ſuchen, die thätig ſind, ihre Weiber und Kinder zu ernähren. Endlich, wenn ſie Alles herausgeſtoßen haben, was Wuth und Verzweiflung eingiebt, machen ſie ihre Keuſchheitsſchürze los, und ſchlagen den Männern damit einmal über das andere in das Geſicht. Unter allen Beleidigungen iſt denn dieß für die Männer freylich die ſchimpflichſte, und können ſich dabey nicht länger halten; ſie gerathen in Wuth, ſetzen ihre Kriegsmütze auf, — gehen dann wie raſend davon, und kommen nicht eher wieder, bis ſie einiges Vieh für den Haushalt mitbringen können. Bey ihrer Rückkehr gehen ihnen die Weiber entgegen, und danken durch Liebkoſungen dem männlichen Muthe. Nun denkt man an weiter nichts, als an Beluſtigungen und Gaſtereyen." S. Le Vaillant mehrmals erwähnte Reiſe.

Unter den Cingaleſern [den unterhalb der Gebürge wohnenden Barbaren in Ceylon] iſt die weibliche Keuſchheit keinem Geſetze der Ehre unterworfen, — ſondern ein gemeinſchaftliches Gut, womit das andere Geſchlecht willkürlich verfahren darf. Nach Knoxens Bericht herrſcht dort

die

die zügelloſe Volksſitte, — daß ihre Weiber und Töchter ſich ohne Bedenken den Umarmungen der Männer hingeben dürfen, und wenn ſie nur von derſelben Caſte ſind: ſo findet man in dieſen Vermiſchungen nichts Unanſtändiges, und den jungen Männern iſt's völlig gleichgültig, ob ſie bei der Verheirathung ihre Bräute als Jungfern umarmen oder nicht. Hugh Boyd macht hierbey in ſeiner Geſandtſchaftsreiſe nach Ceylon die Bemerkung: „daß unter einer Nation, worunter keine öffentlichen Beyſchläferinnen öffentlich geduldet werden, — die weibliche Schwachheit unzähligen Gefahren ausgeſetzt ſey, und daß daher die Sitten der Weiber, wenn ſie nicht jenes hohe Ehrgefühl haben, das ihr natürlicher Wächter iſt, ihrer ſcheinbaren Sittſamkeit ungeachtet, nothwendig äußerſt locker ſeyn müſſen.“ *). Auch hier wird, ſo wie im ganzen Orient, die Liebe nicht bey ehelichen Verbindungen befragt, — und dieſe Leidenſchaft richtet ſich dann mit einer ſchlaffen Willkür überall ſo ein, wie es ihre Grillen,

---

*) Herausgegeben von L. D. Campbell. Aus dem Engl. Hamb. 1802. S. 41.

— wie es das heiſſe Clima und die Schwächen — weibiſcher Männer ſelbſt erlauben.

Kinderliebe unter barbariſchen Nationen.

Die harten Behandlungen der Kinder, welche dieſe unter wilden Nationen von ihren Vätern ertragen müſſen, — ſind denn doch auch ſo fürchterlich nicht, — wenigſtens nicht ſo allgemein, als ſie uns beſchrieben werden. Die Natur läßt den Menſchen nie ſo weit ausarten, daß er ſein eignes Fleiſch und Blut vertilgen oder zermartern ſollte. — Vater- und Mutterliebe herrſcht als ein heiliges Geſetz der Geſchlechtserhaltung durch die ganze Natur, — und man könnte ſagen: ſie ſey einer der ſchönſten und unverwelklichſten Keime, aus welchem die Menſchheit hervorgeht und hervorſtrahlt. — Die Natur hat ihre höher ſtehenden Geſchöpfe, die Menſchen, zur Erhaltung ihrer Species nicht bloß wie das Thier an den Inſtinct gewieſen, ſondern ſie hat auch für ſie die Herzen und Gefühle geſchaffen, damit der Menſch ſelbſt auf der niedrigſten Stufe ſeiner Cultur der Schutzengel ſeines Geſchlechts ſey und bleibe. Gerade dieß iſt der höhere Standpunct ſeiner Menſchenwürde, ſelbſt unter den roheſten Nationen; — ſein Herz ſpricht in tauſend vernehmlichen Lauten noch da ſeine Humanität aus, wo ſein Verſtand ſich nur wenig von der mechaniſchen Thierheit zu entfernen ſcheint. Auch die Wilden kennen den ſüßen Vater= und Mutternahmen, und dieſe zarte Sympathie giebt den Kindern unter ihnen ſogar hier und da Vorrechte über ihre Aeltern, die ihnen kaum die verzärteltſte Erziehung einer empfindſamen deutſchen Mutter geſtatten würde *).

---

*) De la Loubere macht in ſeiner Beſchreibung des Königreichs Siam die ſonderbare Bemerkung: daß die Siameſen allerley Manieren mit den Affen, auch ſogar die Liebe, welche die alten Affen für ihre Jungen außern, gemein haben. Die Siameſen haben eine auffallende Zärtlichkeit für alle kleine Kinder, es mögen die ihrigen oder fremde ſeyn. Selbſt der König iſt immer von ihnen umgeben, und erzieht ſie mit Vergnügen bis in das achte Jahr; ſo wie ſie aber nachher ihre kindiſche Art verlieren, — hört auch ſeine Gunſt gegen ſie auf, und es werden ihm neue jüngere Kinder zugeführt.

Es läßt ſich kaum denken, daß der Wilde ſeine Töchter an ihre künftigen Gatten verkaufen ſollte, um ſie abſichtlich elend zu machen, ſondern er thut es darum, weil dieſe Gewohnheit ſeit undenklichen Jahren unter ſeinem Volke herrſchte, weil ſeine Mutter und Großmutter gleichfalls verkauft wurden, weil er ferner überzeugt iſt, daß ſich ein junges Weib durch die Liebkoſungen des jungen Mannes gar leicht in ihren Stand ſindet, und weil durch Nachgeben und Entgegenkommen des Weibes ſelbſt der Barbar menſchlicher und geſchmeidiger wird. Jene Sitte iſt auch um ſo natürlicher, da der Wilde, bey einer zahlreichen Familie, und doch zugleich bey einem dürftigen Boden, und einer oft wirklichen Bettlerarmuth, ſeine Töchter ſo bald als möglich zu verſorgen ſucht, indem er ihnen einen rechtmäßigen Ernährer, — einen Mann giebt; nicht zu gedenken, daß ein junges Mädchen überall ſich nach einem eigenen Haus- und Mutterſtande ſehnt, und unter Naturmenſchen die gezwungenen Ehen vielleicht ſeltener, als unter Gebildeten vorfallen mögen.

Die Grönländer geben nach Cranz Berichte niemals wider den Willen ihrer Töchter ihre Einwilligung, ſondern ſie laſſen dieſelben für ſich handeln, und erlauben nur, daß ihre ſchamhaften Zierereyen beſtraft werden, wenn ſie es zu arg machen. — Die Kamtſchadalen haben ihre Kinder gemeiniglich ſo affenlieb, daß dieſe ſogar das Regiment im Hauſe führen, die Aeltern nach Gefallen ausſchmälen dürfen, und ihnen gleichſam alle älterliche Gewalt ſtreitig machen. Die Kinder nehmen das, was ſie finden, ohne zu fragen; ſie ziehen ſogar ihre Aeltern nicht einmal zu Rathe, wenn ſie ſich verheirathen wollen. Die Macht eines Vaters und einer Mutter kommt nur darauf an, daß ſie zu dem Liebhaber des Mädchens ſagen: „berühre ſie, wenn du kannſt,“ — und von nun an macht die Schöne ſelbſt die faſt unerbittliche Spröde. Die Geliebte wird wie eine Feſtung in ſo viel Wämſer, Beinkleider, Fäden und Riemen eingehüllt, daß die arme Creatur ſich kaum bewegen kann. Wenn ſie nun endlich einmal der heiße Liebhaber allein, oder nur ſchwach begleitet antrifft, fällt er wie ein wüthendes Thier ſie an, reißt ihre Kleider und Bänder, worinn die Puppe feſt eingewickelt iſt, herunter, und bereitet ſich durch ſeine Hand den Triumph der Berührung, wozu ihm die Aeltern ſelbſt den Wink gaben. Hat er ſein Ziel erreicht, und hat ihm das Mädchen ſelbſt in einer klagenden und zärtlichen Stimme ihre Eroberung eingeſtanden: ſo iſt ſie ſein, und er führt ſie als Frau in ſeine Wohnung. Oft aber geſchiehet dieß, nach Steller's Bericht, erſt nach mörderiſchen Anfällen, und ein Mädchen koſtet oft einen mehrjährigen Kampf, ehe es überwältigt wird. Die Frauen, welche es vertheidigen, fallen über den Angreifer mit gräßlichem Geſchrey und ſtarken Schlägen her, reißen ihm das Haar aus, zerkratzen ihm das Geſicht, und werfen ihn zuweilen von den Balaganen herunter. Der zerquetſchte, zerprügelte, mit Blut und Wunden bedeckte Freyer läßt ſich wieder heilen, fängt den ſchmerzlichen Kampf von neuen an, und ruhet nicht eher, bis ihm das Mädchen den Zuwink ihrer überwundenen Schamhaftigkeit giebt. Aber auch dieß iſt noch nicht genug; er darf den gefährlichen Liebeskampf nicht einmal anfangen, ohne die älterliche Erlaubniß zu haben. Um daher die Herzen der Familie zu rühren, gehet er in die Wohnung des Mädchens, und dienet da eine Zeitlang wie der gemeinſte Knecht. Gefallen ſeine Dienſte nicht: ſo ſind ſie gänzlich verloren; hat er aber die Aeltern einmal gewonnen: ſo wird ihm das Wageſtück obengenannter geheimer Berührung gern erlaubt.

Die Perſiſchen Mädchen erlauben ſich, bey aller knechtiſchen Eingezogenheit ihres Geſchlechts, ähnliche Freyheiten. So lange ſie unverheirathet ſind, und ihnen ein oder mehrere Liebhaber die Aufwartung machen, genießen ſie ſogar große und bey uns unerhörte Vorrechte. Ohne Bedenken befehlen ſie jenen — tagelang vor der Aeltern Hauſe zu ſtehen und Verſe auf ihre Schönheit, und ihre übrigen jungfräulichen Vollkommenheiten herzuſagen. Selbſt unter den Tartaren haben die Mädchen die Freyheit, den ihnen vorgeſchlagenen Bräutigam zu wählen oder nicht. — Man fragt ſie nähmlich in Gegenwart ihrer Verwandten und anderer Perſonen: ob ſie den und den jungen Manne gut ſey, und ihm als Frau angehören wolle? Ihre beifällige Antwort entſcheidet den ganzen Handel;

— der Prieſter wird gerufen; — ein Gebet verrichtet, und dann das junge Paar hinter einen Vorhang geſtellt, um nähere Bekanntſchaft mit einander zu machen. Kann der junge Menſch die Kaufſumme für das Mädchen ſogleich entrichten: ſo führt er die Braut heim; — kann er dieß nicht auf einmal abtragen: ſo bleibt die Geliebte ſo lange bey ihren Aeltern, bis Alles berichtigt iſt. Indeſſen hat der Bräutigam das Recht, ſeine Schöne von Zeit zu Zeit heimlich zu beſuchen, — welches bey ihnen „an den Buſen“ gehen heißt; — denn nur bis auf dem Buſen der Braut, aber weiter nicht, darf ſich die Freyheit des Bräutigams erſtrecken. Selbſt wenn ein Tartar mehr als Eine Frau heirathet, iſt er, nach ſeinen Religionsgeſetzen, ſtreng gehalten, keinen Unterſchied unter ſeinen Weibern zu machen, ſondern ſie Alle gleich zu halten. Denn, wenn eine Frau wegen der ſchuldigen Abwechſelung im Ehebett, oder wegen anderer harter Begegnung von Seiten ihres Mannes Klage anbringt: ſo beſtraft die Geiſtlichkeit den Mann, nach Vorſchrift des

Korans, mit Prügeln, auch wohl mit der Peitſche *), um ihn an ſeine Pflichten zu erinnern.

---

*) J. Lepechin Tagebuch der Reiſe durch verſchiedene Provinzen des Ruſſiſchen Reichs in den Jahren 1768—1769. Erſter Theil. Altenb. 1774. S. 111 u. f.

Zweyter Theil.

Der Mann, des Weibes Herr, auf den Stufen der Cultur.

Abhängigkeit des Weibes von dem Manne in der cultivirten Societät.

Der Menſch, ſagt man, iſt ein höheres Weſen auf höhern Stufen ſeiner Bildung; der cultivirte Menſch gleiche nicht mehr dem Barbaren; die wilde Natur des Sinnlichen ſey in ihm zerſtört, und das Geiſtige, das Ideale in ihm wunderſam herausgehoben. Seine Bedürfniſſe des phyſiſchen Lebens wären durch das Gefühl eines höhern Seyns in ihm vermindert, und größere Ziele und

Zwecke führten ihn über das Irdiſche hinaus. Nur zu ſeiner thieriſchen Erhaltung wären ihm die Organe verliehen; mit dieſen tappe er ſo lange im Dunkeln, bis ihn das Licht der Cultur begeiſtere, und ihn durch das Bewußtſeyn ſeiner höchſten Beſtimmung vollende. — Auf die Art repräſentire der Menſch das höchſte Weſen durch die Wunder ſeiner Erziehung, und der cultivirteſte Menſch ſey zugleich in allen ſeinen Prädicamenten der beſte. Seine Natur ſey ewige Perfectibilität, und obgleich in dieſer Einrichtung alle ſeine Fehler durch einen Mißgriff ſeiner Tendenz lägen: ſo reiße ihn doch der ſtille Hauch der Cultur mit ſich fort, und mache ihn zum Wiedergeborenen. — Endlich werde auch die ganze Menſchheit dieſen erſtaunlichen Flug nehmen; alle Geiſter würden ſich in den ſchönen Regionen des Lichts berühren, und das Schöne und Gute würde die Geſetzgebung aller Zeiten und aller Geſchlechter werden.

Wenn man dieſe Ideen für einen lieblichen Traum hält: ſo ſcheinen dagegen die folgenden deſto gegründeter zu ſeyn, weil ſie bisher von allen raiſonnirenden Köpfen als Thatſachen benutzt und interpretirt worden ſind. — Wir laſſen uns vorläufig auf keine Entſcheidung der Sache ein, ſondern referiren nur ohngefähr das, was ſich die Cultur als ein Verdienſt gegen das weibliche Geſchlecht zuſchreibt, — die verminderte Regentſchaft über ſie. Man kann ſich kein freundlicheres Gemählde als dieſe liebe und liebliche Cultur denken, welche dem Weibe ſo hold iſt, während die cultivirteſten Männer ſo oft ihre Tyrannen ſind. Sobald der Mann, ſagen die Culturfreunde, aus dem rohen Stande der Natur heraustritt, der Menſch menſchlicher, ſinniger und geſelliger wird, das Thier in ihm ſtirbt, und das Weib ſeine Freundinn werden kann: ſo behandelt er auch ſie ſelbſt menſchlicher und herzlicher; er betrachtet ſie nun nicht mehr als ein materielles Eigenthum, was er nach Laune und Willkür wegſchicken darf, ſondern als eine zarte und liebe Natur, die ſeinem Herzen anvertrauet iſt, wenn ſie zu ſeinem Herzen ſprechen kann. Sie erſcheint ihm nun nicht mehr bloß unter der lockenden Form des Bedürfniſſes, nicht als ein Weib ſeines Harems, ſondern als ein theilnehmendes, liebevolles und ſchätzbares Weſen, das den Mann wirklich bilden und veredeln ſoll, — indem es ihn wirklich liebt. Er macht zwar die Bemerkung ſo gut, wie der Wilde: daß das Weib ſchwächer als der Mann organiſirt ſey; aber im Culturſtande macht er keinen Mißbrauch von dieſer bemerkten Schwäche.

Er fühlt es vielmehr mit der tiefſten Innigkeit ſeines Herzens, daß das Schwächere ſich allein an ſein inneres Gemüth unauflösbar anſchließen kann, daß das Stärkere immer in einiger Entfernung von ihm bleibt, daß der Umgang zwiſchen zwey gleichmännlichen Seelen aller Zerſtörung trotzt; aber daß er nie die Innigkeit, Zartheit und den ſüßen Wohllaut des Seelenvereins zwiſchen Mann und Weib erreicht. — Er glaubt, daß die kleinen Schwächen der weiblichen Natur zu ſeinem Glücke vorhanden ſind, damit ſich ſein finſterer Ernſt an ihnen auflöſe, und ſein Weib, das ihm bisweilen zu entſchlüpfen ſcheint, deſto kräftiger an ſein Herz drücke. Die Erziehung lehrt ihn, dieſe Schwächen mit Liebe zu tragen, weil die ſeinigen gleichfalls vom Weibe getragen werden, und weil er ſich wohl nicht leicht unglücklicher fühlen würde, als der Gatte eines männlichen Weibes zu ſeyn. Er wird in ſeinem Bildungsſtande eigentlich erſt des Weibes Mann, indem er aufhört, ihr Regent zu ſeyn; denn der Mann, im edlern Sinne des Worts, reſpectirt den vernünftigen Willen der Frau; der Regent hat keinen andern, als den ſeinigen. Im cultivirten Manne neigt ſich das Uebergewicht ſeiner Kraft zum Herzen des Weibes, als ſeinem lieblichſten Labſal; — im Regenten wirft es das Herz des Weibes danieder, aus dem höchſt unbedeutenden Grunde, — weil er keiner Liebe fähig iſt.

Aber ſelbſt die höhern Grade der Cultur ſind ſo verſchieden, daß wir nichts als Ungleichheit der Cultur ſelbſt ſehen; unendliche Abſtände zwiſchen Menſchen, die wir alle cultivirt nennen, und wenigſtens die glänzende Uniform der Cultur tragen. Es giebt ſogar einen hohen Grad der Cultur, dem die Ehe lächerlich erſcheint, oder die wahre Ehe nicht einmal kennt, — eine Cultur, die ſittlich ſchlimmer und verwerflicher, als alle Uncultur iſt. — Aber eine Originalſpur, ſagt man weiter, muß doch alle Cultur dem Menſchen aufdrücken, daß, indem er ſelbſt liebenswürdiger wird, zugleich zärtlicher und ſchonender gegen das andere Geſchlecht handelt, indem er gewiß dafür ſorgen muß, daß er es durch einen höhern Bildungsgrad zu ſich heraufziehe, durch die Kunſt es ſich ähnlicher mache, und durch die Sittlichkeit und den geſelligen Umgang mit ſich amalgamire. *) Auch dadurch nähert ſich

---

*) „Durch das innere Getriebe der Cultur lernte der Menſch den Menſchen als das Werkzeug ſeiner Glückſeligkeit anſehen. Durch ſie entwickelte ſich allmählich das erſte Geſetz des geſelligen Lebens, das edle Gefühl und die reizvolle Wolluſt, welche die Seele des Menſchen erquickt, wenn er eine Handlung ausübt, wodurch die Glückſeligkeit eines andern Weſens ſeiner Art befördert wird, indem er ſich zu einer ſolchen entſchließet, oder ſich einer ſolchen erinnert. — So wurden nach und nach die Empfindungen der Beſſern edler, ihre Leidenſchaften ſanfter, ihre Erfindſamkeit geſchäftiger, ihr Verſtand aufgeklärter. Die erweiterte und erhöhete Empfindlichkeit verſtärkte immer mehr das liebliche Gefühl der größern Schönheit und der vorzüglichen Anmuth, und erzeugte die ſüße Neigung, welche ein Herz zu einem gleichgeſtimmten Herzen neigte — und das außerordentliche Vergnügen, das eine zärtliche Seele erfüllet, wenn ſie ſich verſichert glaubt, in einer andern gleiche Flammen der Zuneigung

der cultivirte Mann dem Weibe, daß er ſeine Kinder als die ſeinen liebt; er wird nun Vater im edlern Sinne des Worts, — er verkauft und verſtößt ſie nun nicht mehr, weil er ſie als ein Pfand der beſſern Liebe von ſeiner Gattinn erhielt, weil ſie ſeinem Herzen anvertrauet ſind, weil er es nun weiß und fühlt, was er ihnen ſchuldig iſt, welche große Anlagen in dem zarten Keime der Kindheit liegen, welcher Veredlung dieſelben fähig ſind, und welche unnennbare Freuden hieraus für edle Aeltern entſpringen. Seine Kinder ſind nun erſt ganz ſein ſchönſtes Eigenthum

---

entzündet zu haben. Die Entwickelung dieſer Geſinnungen veredelte die menſchlichen Triebe, welche vorher nur körperliche Bedürfniſſe geweſen waren, und machte zu einer ſchönen Leidenſchaft, was ehemals nicht edler war, als Durſt oder Hunger. So entſtand unter den beſſern Stämmen die feinere Liebe, eine beſſere Art von Eiferſucht, der Gedanke von der Sittlichkeit und von der Ordnung in dem Umgange beyder Geſchlechter und die eheliche Geſellſchaft. So wurde der Menſch der Ehemann ſeines Weibes und der Vater ſeiner Kinder." J. Iſelin über die Geſchichte der Menſchheit. 4tes Buch.

thum geworden; er liebt ſie wie ſein eigenes Leben; er trennt ſich mit tiefem Schmerz von ihnen, wenn ſie der Tod oder das Schickſal von ihm fordert; er kann ihnen die größten Opfer des Fleißes, der Arbeitſamkeit und ſelbſt der Geſundheit bringen; er könnte ſelbſt darben und vergehen, wenn nur ſeine Lieblinge leben. Oft iſt ihm die ganze Welt todt und verödet, wenn ſie ihn verlaſſen; ſein Herz ſchlug nur für ſie, — in ihrem vertraulichen Kreiſe fühlte er die Stürme des Lebens kaum; ſein Muth, ſeine Faſſung ſtieg durch ihren freundlichen Anblick oft bis zum Heroismus; — es ging ein neues Daſeyn in ihm auf, — er ſieht ſich in einer glücklichen Nachwelt fortleben, und wenn ſeiner lange nicht mehr unter den Lebendigen gedacht wird, tragen die Bäumchen, die er pflanzte, — köſtliche Früchte, und die Menſchheit ruht gern in ihrem Schatten.

Allein der Charakter des Mannes, als Herr des Weibes, iſt eben ſo unzerſtörbar, als ſein Geſchlecht, weil er aus dem Geſchlechte hervorgehet und daraus zum Naturzweck gebildet wird. Er iſt ſich daher auf allen Stufen der

Cultur ähnlich, nur unter verſchiedenen Modificationen und Abſtufungen, worinn er bald ſittlicher, bald unſittlicher erſcheint. Indem er ſich nähmlich nach und nach aus der Thierheit zur Geiſtescultur erhebt, und gleichſam ein verherrlichter Menſch wird, — geht ſeine Herrſchaft über das ſchwächere Geſchlecht nicht unter, ſondern nimmt nur eine freundlichere Form an, — wobey er ſogar ein Despot des Weibes ſeyn kann. Als Barbar herrſcht er über ſie, — wie ein Krieger mit Feuer und Schwert, mit Gefängnißſtrafen und einem ſchrecklichen Kerkerleben, weil er ſie nach Gefallen umbringen kann, und ſie nur ein Gegenſtand momentaner Luſt für ihn iſt. Der Zuſtand der Cultur zerbricht zwar ſeine Ruthen; aber er fühlt ſich immer als Oberherr, — nur auf eine würdigere Art, und bey einer rationalen Geſetzgebung, vermöge welcher er ſich nicht willkürlich vom Weibe trennen darf. Seine Herrſchaft wird ihm nun auch nicht mehr durch die einſeitige phyſiſche Stärke, ſondern durch die vielſeitige Pflicht geboten, und jene kann im Culturſtande aufhören, ohne daß er, vermöge der Pflicht, aufhört, — das Oberhaupt des Weibes zu ſeyn.

A.

Jene freundlichere Form ſeiner Herrſchaft über das Weib giebt er ſich aber nicht ſowohl ſelbſt [wenigſtens nicht immer], — ſondern nimmt ſie durch das Entgegenkommen der verfeinerten weiblichen Natur, und durch die kleinen Schwächen derſelben an, wodurch ſie den Mann ſelbſt zu ihrem Geſetzgeber und Richter erklärt, — indem ſie ihn zu ihrem Geliebten macht. Unter allen Gründen, warum der Mann auch im Culturſtande über das Weib herrſcht, ſteht dieſer oben an, und wird die Herrſchaft des Mannes gründen, ſo lange es noch ein Geſchlecht auf Erden giebt. Im rohern Naturſtande iſt die Liebe weiter nichts, als ein phyſiſches Verkehr, — und alle Reiſebeſchreiber, die den Menſchen genau beobachtet haben, ſagen, daß der Barbar nicht liebe, und auch nicht geliebt werde, ſo daß eine zwiſchen Eheleuten herrſchende Herzlichkeit dort ein Unding ſey. Wie könnte auch da eine wahrhafte Liebe im Weibe wohnen, wenn ſie ſich durchaus nur als einen Gegenſtand der thieriſchen Luſt hingeben, und dabey noch die armſelige Sclavinn des Lüſtlings ſeyn muß! Giebt es auch da noch ein Gefallen des weiblichen Auges an der kräftigen Form des Mannes: ſo iſt doch auch dieß nur thieriſcher Hang, den die Natur zur Erhaltung der Species in einzelnen Momenten weckt, — ohne daß die zartere Liebe, die nur erſt durch die Sittlichkeit entſtehen kann, dabey wirkſam wäre.

Aber im cultivirten Weibe wacht die Liebe als die reinere Spur der Humanität auf, und begleitet ſie als eine nie verlöſchende, bisweilen nur unterdrückt ſcheinende Flamme bis an ihren Tod. Ihr erſtes, ſtilles, leiſes Erwachen zur Weiblichkeit, ihr erſtes jungfräuliches Bewußtſeyn, ihre erſte ſittliche Schamröthe iſt der ſubtile Funke einer höhern Liebe, die ſie noch nicht einmal auszudrücken verſteht, — aber in ihr, wie ein ſtiller, heiliger Inſtinct des ahnenden mütterlichen Gefühls, ſich nach einem gleichgeſtimmten Herzen ſehnt, — und ſich faſt jedes Mal die Zukunft als die ſchönſte Entwickelung ihres Daſeyns denkt. Hat ſie endlich das erſehnte Herz gefunden: ſo giebt ſich das weibliche Gemüth mit ſeiner geſammten Bildung, mit allen ſeinen Anſprüchen und Wünſchen, mit der ganzen Fülle ſeiner Kraſt und ſeines Gefühls dem Manne hin, — als ob es von nun an nichts mehr für ſich behalten wolle, oder könne. Seine Perſönlichkeit wird zu einer andern Perſon; es lebt und webt nur in dieſer, es ſchöpft aus ihr alles Licht und allen Sonnenſchein des Lebens, und ſieht in ihr einen Heiligen, dem ſie einen unbedingten Gehorſam ſchuldig ſey, weil die weibliche Liebe höherer Art jedes Mal ihren Heiligen wirklich anbetet. *)

---

*) Pſyche ſchildert den Zuſtand ihrer innigſten Liebe, nachdem ſie ſich von ihrem Agaton trennen müſſen, auf folgende lebendige und zärtliche Art: „die Welt ſchien mir nun ein leerer Raum, alle Gegenſtände um mich her Träume und Schatten: du und ich waren allein; ich ſah nur dich, hörte nur dich; ich lag an deiner Bruſt, legte meinen Arm um deinen Hals, zeigte dir meine Seele in meinen Augen. Ich führte dich in die heiligen Schatten, wo du mich einſt die Gegenwart der Unſterblichen fühlen lehrteſt; ich ſaß zu deinen Füßen, und meine an deinen Lippen hangende Seele glaubte den Geſang der Muſen zu hören, wenn du ſprachſt. Wir wandelten Hand in Hand beym ſanften Mondenſcheine durch Elyſiſche Gegenden, oder ſetzten uns unter die Blumen ſtillſchweigend, indem unſre Seelen in

Die weibliche Liebe iſt bey aller Freyheit des Gemüths und bey ihren noch ſo hohen Anſichten, ja bey ihrer möglichſten Geiſtigkeit, doch nur eine Dependenz von dem männlichen Herzen, und ſie decretirt ihre eigene Sclaverey, indem ſie den Mann nicht nur gern, ſondern auch mit einer fröhlichen Hingabe ihres ganzen Willens, zu ihrem Gebieter ernennt, während der Mann ſelbſt zu ihren Füßen liegt. Der Gedanke, daß ſie über ihn anders, als durch die Liebe herrſche, hat für ihr Gefühl etwas Empörendes, und ſie unterdrückt daher in höhern weiblichen Naturen wirklich alle jene Symptome einer willkürlichen Herrſchaft über den Mann, und überläßt Alles ſeinem Herzen und ſeiner Vernunft, gleichſam

---

ihrer eigenen geiſtigen Sprache ſich einander enthüllten, lauter Licht und Wonne um ſich her ſahen, und nur unſterblich zu ſeyn wünſchten, um ſich ewig lieben zu können. Ich, die ſich ſelbſt nur für einen Theil deines Weſens hielt, konnte nicht glauben, daß wir immer getrennt bleiben würden. Die Hoffnung machte nun mein Leben aus; denn ich zweifelte nicht, ich wußte, daß du nicht aufhören könnteſt, mich zu lieben." Wieland's Agathon. 1ſter Theil, Leipz. 1794. S. 40. u. f.

als ob es eine Ehre des Weibes ſey, ſich dem Manne zu unterwerfen. — Seine leiſeſten Winke werden für ſie Geſetze, ſeine Wünſche heilige Befehle. Die kleinen Ausbrüche des männlichen Zorns zerreißen ihr Herz; ſie würde oft gern eine Welt hingeben, um dem Unzufriedenen ein freundliches Lächeln abzugewinnen. Der Herr eines ſolchen Herzens hat es kaum nöthig, ſeinen Willen zu äußern; das Weib verſteht ihn bis in das Gewebe ſeiner leiſeſten Empfindungen hinein. Alle Laute ſeiner Denkungsart und ſeines Sinnes hallen in ihr wieder, und indem ſie ihn gleichſam mit unſichtbarer Hand leitet, iſt ſie ganz ſeine freundliche Dienerinn; ehe der Mann noch winkt, und ſeine Wünſche kaum äußert, iſt oft ſchon Alles geſchehen, und nicht ſelten wird er durch eine Schnelligkeit des weiblichen Dienſteifers überraſcht, die er ſich kaum denken konnte. Es iſt der gebildeten weiblichen Liebe eigen, mit einem freudigen Sinne unſerm Verlangen voran zu fliegen, und uns eine Zukunft zu verſchönern und zu veranſtalten, die oft ganz allein das Werk des Weibes iſt.

Aber es iſt eben ſo wahr, daß uns dieſe Innigkeit und Geſchäftigkeit des weiblichen Gehorſams nur zu oft verwöhnt, und unſere Herrſchaft durch ſeine Zudringlichkeit in eine willkürliche Gewalt übergehen läßt. Viele Weiber ſind durch ihr ſchlaffes Gehorchen die Urſache ihrer eigenen Sclaverey, indem ſie der Willkürlichkeit des Mannes keine Reſiſtenz zeigen, und ihren weichen Sinn unſerm Uebermuthe und unſern Launen hingeben. Wir halten dieß leicht für eine Art Charakterloſigkeit und Gemüthsſchwäche, die freywillig das Spielzeug des männlichen Despotismus seyn will, und eben dadurch wird dieſer Despotismus nur zu oft geweckt. Wir glauben, daß ſo ſchwache Naturen zur Sclaverey durch ſich ſelbſt beſtimmt ſind, weil ſie es ſelbſt ſo wollen. Es giebt Weiber, die jener ſchwachen und weichlichen Liebe getreu bleiben, wenn der Mann ſchon längſt ein gewiſſes kaltes und erſtarrendes Weſen gegen ſie angenommen hat; es giebt Weiber, die ihre Männer bey den größten Ausſchweifungen derſelben lieben und entſchuldigen, und ihnen ſogar bey der Unlauterkeit ihres Lebens dienſtfertig zu Hülfe kommen.

B.

Der Mann herrſcht ferner über das Weib im

Culturſtande [eben ſo rückwirkend, wie bey der Liebe] durch ihr Vertrauen auf ſeine männliche Vernunft und ſeinen Charakter. Die Herrſchaft der Liebe verbindet ſich hier mit der Herrſchaft der Achtung, und eben darum iſt vielleicht von Anbeginn her das Weib dem Manne getreuer und geneigter geweſen, als er es gegen ſie zu ſeyn pflegt. — Sie kann ſogar Vorzüge des Geiſtes und Charakters vor ihm beſitzen; ſie kann ihn weit überſehen, und dennoch wird ſie ihm vielleicht mehr, als ſich ſelbſt vertrauen, und ohne ſeinen Rath nichts wagen. So ſiehet man nicht ſelten die gebildetſten und helldenkendſten Frauen nicht aus Zwang, ſondern aus freyer Willkür ganz gewöhnlichen Männern gehorchen, und ihnen nachgeben, wenn dieſen nur nicht alle geſunde Menſchenvernunft abgeht, und die weibliche Ehre durch einen männlichen Schwachkopf nicht ganz auf's Spiel geſetzt wird.

Die Autorität des Mannes über das Weib beruhet daher nicht ſowohl auf ſeiner feinern Erziehung, auf ſeinen großen Kenntniſſen [ſo gern auch ſonſt die Frauen und mit Recht ihre Männer geachtet ſehen], nicht immer auf der Würde ſeines

Standes, auf ſeinem größern Wirkungskreiſe, nicht einmal auf der Liebenswürdigkeit ſeiner Perſon und auf der Höhe ſeiner Verdienſte, — ſondern auf der feſten, conſequenten und männlichen Art, wie er ſeinen Beruf als Staatsbürger, als Ehemann und Hausvater erfüllt, wozu eigentlich ſelten tiefe Einſichten, aber gewiß immer Kraft des Charakters erfordert wird. Der thätige, arbeitſame Mann wird darum ſchon von allen verſtändigen Weibern geachtet, und ſie leben gern unter ſeinem Schutze, weil ſie einen ſo hohen Werth auf den Beruf des Mannes legen, und ſo gern davon reden. — So ſehr ſie auch über unſere eingebildete Herrſchaft über ſie bisweilen ſpötteln mögen: ſo gönnen ſie doch gewiß jedem verſtändigen Manne ſein Regiment herzlich gern, und bemitleiden jedesmal die Schwächlinge, welche ſich von ihren Frauen blindlings beherrſchen laſſen. Sie achten auch die Weiber nicht einmal, von denen das Publicum ſagt, daß ſie den Hut des Mannes tragen, — Man frage alle vernünftige Weiber auf ihr Ehrenwort: was ſie am meiſten an dem Manne ſchätzen, und worauf ſie ſelbſt ſein Regentenrecht über ſie gründen, und ſie werden euch antworten: *den männlichen Charakter*, — wenn er auf guten Maximen feſt ſtehet, wenn er ſeine Plane mit feſter ehrlicher Kraft ausführt, wenn er nicht der Sclave eines Mannes, noch weniger eines Weibes iſt; wenn er ſeine Ehre bauet und rettet; wenn er ſelbſt der Ehre große Opfer bringen kann, und wenn er lieber gar nicht da ſeyn möchte, als mit Schande bedeckt zu leben.

Die perſonelle Ehre des Mannes iſt den rechtlichen Weibern ſo viel und oft noch mehr als ihm ſelbſt werth, — daß ſie ſchon tauſendmal den Verachteten oder ſich Lächerlichmachenden alle Liebe und Freundſchaft aufgekündigt haben, — ſo wie ſie ſich tauſend Männern blindlings in die Arme warfen, welche bey dem Publicum etwas galten. Man kann immer vorausſetzen, daß es nur kleinliche Weiberſeelen ſind, welche bey ihren Verheirathungen nur auf ein volles wichtiges Einkommen des Mannes rechnen, oder ſich dadurch für ihn ſtimmen laſſen; edlere Frauen ſehen mehr auf das, was er unter ſeinen Nebenmenſchen nach der allgemeinen Meinung gilt, oder was er aus ſich ſelbſt machen kann, wenn er will. Die Kraft, das Talent iſt in den Augen der Frauen ſeine größte Ehre und ſein größter Reichthum. Weiber von einer höhern Natur und einem höhern Charakter können daher Unglück und trübe Tage gern und voll heroiſcher Entſchloſſenheit mit ihren Männern theilen, wenn dieſe nur ihre Ehre und ihren Rang behaupten, und ſich zu keinen Kriechereyen erniedrigen; — dagegen gemeine Weiber untröſtbar ſind, wenn der Mann einen Theil ſeines Vermögens verliert, wenn ſie nun nicht mehr den Glanz ihrer Lebensart fortſetzen können, und ſich dadurch gleichſam als vernichtet anſehen. Man hat Beyſpiele genug, daß ſolche kleinliche weibliche Geiſter ihren Gatten keine Treue und keinen Gehorſam mehr ſchuldig zu ſeyn glaubten, wenn ſich dieſe in ihren Ausgaben und ihrem Haushalte einſchränken mußten.

C.

Wenn es durch die Erfahrung beſtätigt wird, daß der Mann [ſogar ohne Liebe] ſo viel durch ſeine Ehre über das Weib vermag: ſo iſt es eben ſo wahr, daß er ſie ferner durch ihre Eitelkeit beherrſcht, — indem ſie dieſe eigenthümliche Leidenſchaft ihres Geſchlechts ohne den Mann nicht befriedigen kann. Schon im rohen Naturſtande will ſie ihm durch ihre Reitze, durch ihre Liebenswürdigkeit und ihre Liebkoſungen gefallen; die Wildinn iſt von Natur und in ihrer Art eben ſo coquett, wie die Coquetten in der künſtlichern und vornehmen Welt; aber wer dem andern zu gefallen ſucht, — unterwirft ſich deſſen Urtheile, und wird dadurch von ihm dependent. Es iſt wahr, — die Frauen würden eitel ſeyn, wenn ſie auch gar nicht unter Männern, ſondern allein unter ihrem Geſchlechte lebten. Ihre Neigung zum Putz, zu dem Bunten und Farbigen, zur Pracht, auch wohl zur Reinlichkeit, würde auch ohne die Männer — den Spiegel und die Toiletten erfunden haben; allein dieß iſt denn doch eine ganz andere Art der Eitelkeit, als jene, welche die Männer anzuziehen ſucht, und zugleich den ganzen Bau des weiblichen Körpers und die ganze zärtliche Sprache des weiblichen Herzens mit in ihr Intereſſe zieht, — und eben dadurch, daß ſie ſo viel Hebel zur Beſiegung des Mannes in Bewegung ſetzt, — ohne die Männer ſehr unglücklich ſeyn würde.

Die Männer kennen dieſe weibliche Schwäche, und ſie iſt die vorzügliche Handhabe ihrer Gewalt über das andere Geſchlecht. Wenn die eine Hälfte dieſes Geſchlechts durch ſeine Liebe in den Händen des unſern liegt, ſo kann man ſagen, daß die andere durch die Eitelkeit zu unſerer Sclavinn gemacht wird. Ja man könnte noch weiter gehen und behaupten, daß durch die Eitelkeit, wenigſtens oft genug, die weibliche Liebe geweckt und unterhalten wird. Millionen weibliche Herzen wurden durch glänzende Geſchenke und durch die Ausſichten eines glänzenden Lebens gewonnen; die Unſchuld und Tugend ſelbſt brachte ſich nicht ſelten ihnen zum Opfer dar, und kam bisweilen von ihren Verblendungen nicht eher zurück, bis das Alter das Leere alles Außenſchimmers erkannte und verwünſchte. In den niedern Volksklaſſen, wo die Erziehung der Verführung noch mehr vorarbeitet, fallen die meiſten Mädchen zuerſt durch die Neigung zum Putz, und ſie verharren in dieſem verwerflichen Zuſtande, ſo lange ſie in ihm jene Neigung befriedigen können. Es ſcheint ihnen erträglicher und erlaubter zu ſeyn, ihre Ehre — der Schande preis zu geben, als ihre Garderoben aufopfern zu müſſen. — Die Coquetten von Profeſſion werden vollends durch ihre Eitelkeit unſerm Geſchlechte ganz unterworfen. Während ſie in dem Irrthume ſtehen, daß wir zu ihren Füßen liegen müßten, — und alle Netze zu unſerer Sclaverey auswerfen; während ſie zur Erreichung ihrer Abſichten ſich der niedrigſten Künſte und Intriguen bedienen, ſind wir gewiſſermaßen ihre Despoten, weil ſie nichts ohne unſern Beyfall zu unternehmen wagen, und mit eiferſüchtiger Bangigkeit unſere Gunſt zu erſchleichen ſuchen.

Warum nähmen ſie auch wohl ſo verſchiedene Formen und Manieren des Handelns an, wenn es nicht darum geſchähe, um uns zu gefallen und feſt zu halten? Warum laſſen ſie ihre Launen ſpielen und intriguiren, wenn wir näher hingezogen werden ſollen? Warum zeigen ſie bisweilen eine heroiſche Beſtändigkeit in der Liebe, und morgen gehört dieſe Liebe der ganzen Welt? warum heucheln ſie Tugend, Freundſchaft und Unſchuld bis zur höchſten Täuſchung? — Warum geben ſie ſich in zweydeutigen Lagen ſo leicht hin, und zeigen in gewiſſen Augenblicken ein unerwartetes Entgegenkommen? Warum geben ſie aus einem künſtlichen Frohſinne ſo oft in ein künſtliches trauerndes Schmachten über? — Warum verwandelt ſich ihr ſpröder ſchneidender Witz bisweilen in eine ſcheinbare Gutmüthigkeit? Warum ſtudieren ſie ſo genau und ſo liſtig das männliche Herz? — Gewiß aus keinem andern Grunde, als daß wir ihnen auf einige Zeit unſere Gunſt, — unſern Beyfall ſchenken ſollen.

Diejenige nicht kleinere Anzahl der Coquetten, die durch ihren *Verſtand* glänzen wollen, ſind eben ſo ſehr unſere Sclavinnen, ſie mögen es ſelbſt glauben oder nicht. Was ſuchen und was wollen ſie? Nichts als den lauten Beyfall der Männer, — weil ſie die andern Weiber wenig achten. Wären ſie von keinen Männern umgeben: ſie würden bald ihre geſammte gelehrte Rüſtkammer hinwerfen, — oder ſich überhaupt wenig danach umgeſehen haben. — Ihre Anſtrengungen, — ſchön zu reden und zu ſchreiben, ihre gekünſtelten und geſuchten Raiſonnements, ihre philoſophiſchen Näſchereyen, ihre Bemühungen, der weiblichen Klugheit und Politik einen glänzenden Anſtrich zu geben, ihre gelehrte Plauderey, ihre Verſe und Romane, ihr Hindrang zu berühmten Männern, ihre Gleichgültigkeit gegen ihr eigenes Geſchlecht, ihre Affectation, Intereſſe zu erregen, ſelbſt ihre Andächteley und Devotion, wodurch uns bisweilen die Coquetten des Verſtandes auf einige Zeit zu feſſeln ſuchen, — beweiſen weiter nichts, als ihre große Abhängigkeit von uns, und daß ſie durch ihre Eitelkeit allein von uns beherrſcht werden. Sie ſind eben ſo gut Coquetten, wie jene, welche durch die Ausſtellung ihrer Reize und ihrer ſichtbaren Liebenswürdigkeit zu gefallen ſuchen. Der Charakter der Gefallſucht iſt von Einer Natur; nur in der Art der Ausübung und ſeiner Praxis iſt er verſchieden. Die Verſtandesweiber ſuchen, wie junge Mädchen, die Schmeicheleyen der Männer; ſie hängen, wie jene, davon ab; ſie ſind eben ſo unglücklich, als jene, wenn ihre Künſte nicht ſiegen wollen, wenn ihnen andere geſcheidtere Weiber vorgezogen werden; ſie ſind eben des Haſſes und der Eiferſucht gegen einander, wie ganz gemeine Nebenbuhlerinnen, fähig, — weil ſie alle nur eine Kleinigkeit, — den zweydeutigen Beyfall der Männer, ſuchen.

Die Welt wird durch Meinungen und durch

Schmeicheleyen regiert, und dieſe letztern gefallen ſo ſehr, weil ſie die vortheilhafte Meinung von uns ſelbſt bekräftigen und decoriren. Wenn ſich die weiſeſten Männer gern Schmeicheleyen ſagen laſſen, und einigen wenigen Lobſprüchen ihr ganzes Leben aufopfern können, wer wollte das ſchwächere Geſchlecht darum tadeln, daß es nicht ſtärker, als das ſogenannte ſtarke Geſchlecht iſt! Doch der Tadel gehört in eine Moral und nicht in eine Anthropologie. — Hier kann alſo nur von den Wirkungen der Schmeicheley auf das weibliche Herz die Rede ſeyn, in ſo fern es dadurch von uns beherrſcht wird. — Die Schmeicheley iſt gemeiniglich eine feine und ſüße, auch oft nach der Natur des Sprechenden ſehr plump geſagte Lüge, indem man die guten Eigenſchaften des andern entweder über ihre wahren Grenzen hinaus erhöhet, oder ihm wohl gar Verdienſte und Vorzüge andichtet, die er nicht beſitzt, oder ſogar nicht einmal beſitzen kann. Sie iſt alſo jedes Mal eine freche Wortheucheley, weil wir entweder etwas ganz Anderes, oder vielleicht ſelbſt das Gegentheil, oder auch gar nichts dabey denken, was wir dem Andern vorſagen. Dieß wäre denn wohl vornähmlich der Fall bey jener galanten und feinen Artigkeitsſprache, welche die Franzöſiſchen Sitten und deren flüchtige Leichtigkeit des Umganges nach und nach bey uns eingeführt haben, ſo daß man den für einen ſchlecht erzogenen Menſchen zu halten pflegt, welcher jene beliebte Höflichkeitsſprache nicht zu reden verſteht, und dem andern Geſchlecht nichts Liebes und Freundliches zu ſagen weiß. Indeſſen wiſſen doch auch die Frauenzimmer recht gut, wenn ſie nicht anders zu eigenliebig ſind, was jene Schmeichelſprache zu bedeuten hat, und daß man darauf nicht allgemein bauen dürfe. Die Geſcheidtern wiſſen hierauf oft ſehr muntere und geiſtreiche Repliquen zu geben, und der geiſtloſe Schmeichler iſt in ihren Augen nur eine armſelige Natur. Allein ſie hören doch nicht ungern kleine Schmeicheleyen, die ihnen ohne Ueberladungen geſagt werden; ſie betrachten ſie als Huldigungen, die der Ehre ihres Geſchlechts gebühren, und als Zeichen einer verſteckten Anhänglichkeit, hinter welchen ſich eine ſchuldloſe Liebe oder Achtung verberge. Der feine und angenehme Schmeichler iſt in den Zirkeln der Damen gewiß nicht unwillkommen, ſobald er gegen Alle gleich artig iſt, und ſeinen Weihrauch nicht nur einer einzigen bringt. Einige Züge dieſes ſüßen Dufts werden doch immer mit Behaglichkeit genoſſen, — und Eine Seite hat jeder Menſch, alſo auch gewiß ein jedes Frauenzimmer, wo ſie in dieſer Rückſicht verwundbar iſt, und die artig geſagte Schmeicheley nicht ganz für eine grobe Lüge halten wird. Es können vielleicht tauſend ſchöne Worte und Complimente vor ihrem Ohr vorüber fliegen, die ſie alle nur belächelt, oder wohl gar ſpöttiſch zurückweiſt, aber endlich wird eins die kleine Schwäche des Gemüths berühren, wo ſeine Eitelkeit geſchmeichelt ſeyn will. — Nicht zu gedenken, daß diejenigen Frauenzimmer, welche ſich am meiſten gegen die Flaterie zu entrüſten ſcheinen, am lobſüchtigſten zu ſeyn pflegen. Ihre Beſcheidenheit iſt oft nur ein verſteckter Stolz, der vielleicht nur das Schmeichelwort zurückweiſt, um den Lobredner noch mehr zur Sprache zu bringen.

Man bemerkt auch ſchon früh an jungen Mädchen, daß ihnen nicht leicht etwas willkommner iſt, als das Lob aus dem Munde eines Mannes, ſo daß oft die ſichtbarſte Unannehmlichkeit ſeiner Perſon vor den Augen junger Mädchen verſchwindet, wenn er ihnen etwas Angenehmes zu ſagen weiß. Dieß iſt auch der Grund, warum ſo viel junge Frauenzimmer ſchon ſo früh jene unleidliche Ziererey annehmen, die ſie oft ihr ganzes Leben hindurch begleitet, weil ſie überall gefallen, und überall Lobſprüche erringen wollen. Wir ſehen ferner, daß junge Frauenzimmer nicht leichter in ihrem freundſchaftlichen Verkehr mit andern Mädchen wanken, als wenn der einen mehr Huldigungen, als der andern gebracht werden. Wir wiſſen, daß viele Männer ihr Glück dadurch machten, wenn ſie einem in der Geſellſchaft iſolirten Mädchen, während die andern von ihren Anbetern umringt waren, — auch etwas Schmeichelhaftes ſagten, oder ſie zum Tanz aufforderten, und ſie gleichſam unter die Zahl der übrigen Siegerinnen hinſtellten.

Weiberherrſchaft im Culturſtande.

Ihre Gründe und Erſcheinungen.

Dagegen kann es aber auch nur in dem verfeinerten Culturſtande, und bey der moraliſchen Gleichſtellung beyder Geſchlechter eine Herrſchaft der Frauen geben, die außerhalb der Civiliſation nicht exiſtiren, und bey der Vielweiberey nicht einmal gedacht werden kann. Denn wie ſollte da ein weibliches Weſen unbedingt herrſchen können, wo der Mann das Weib, wenn ſie über die Grenze ihrer Beſtimmung hinausſchweift, augenblicklich gegen ein anderes Weib vertauſchen, und ihren Aeltern zurückſchicken darf, — und wo ihn die Frauen ſelbſt als den alleinigen Souverain ſeiner kleinen oder großen Hütte betrachten, nicht zu gedenken, daß man eine unbedingte Herrſchaft eines oder aller ſeiner Weiber über ihn für ſeine Schande, und eine Beleidigung des Nationalcharakters ſeines Volks oder ſeiner Kaſte halten würde. — Man würde einen ſolchen für einen Geächteten, oder wohl gar für einen von den Göttern Verworfenen erklären, weil er ſeine

Mannheit der Willkür ſeiner Weiber hingegeben habe, und von nun an der Ehre des Kriegers, und der Stimmengebung bey den Volksverſammlungen nicht mehr würdig ſey.

Sobald man aber das weibliche Geſchlecht durch die Cultur und Veredlung zu freyen Weſen in der Societät erhebt; ſobald man ſeine Rechte durch eine höhere Geſetzgebung beſtimmen läßt, die dem Manne keine Vorzüge in der ſittlichen Welt geſtattet: — ſo muß es auch dem Weibe frey gelaſſen werden, über den Mann nach Gefallen zu herrſchen, wenn er ſich dieß nähmlich ſelbſt gefallen laſſen will, und in dieſer Dependenz ſeines Willens nicht etwa eine Entehrung ſeines Berufs, ſeiner Jahre und ſeines Charakters findet. Die Geſetze haben auch über eine ſolche Weiberherrſchaft und deren Einſchränkung ſo wenig feſtgeſetzt, daß eine Hausfrau ihren Eheherrn ganz in ihrer Gewalt behalten darf, wenn ſie ihn nur nicht öffentlich mißhandelt, oder körperlich verletzt, — obgleich auch dieß der Staat nicht ahnden wird, wenn der Mann keine gerichtliche Klage über ſeine Mißhandlungen eingiebt.

Wie wollte man auch die Einſchränkung einer ſolchen weiblichen Regentſchaft geſetzlich bewirken, da ſie gemeiniglich von klugen Weibern geführt wird, und ſich ſogar ſchuldlos bey tauſend Kleinigkeiten und Privatverhältniſſen des ehelichen und häuslichen Lebens äußern darf, worum ſich der Staat unmöglich bekümmern kann. Sein Zweck iſt die Erhaltung des harmoniſchen Ganzen zur Sicherheit und Beglückung eines Volks; — die kleinen Herzensangelegenheiten der Eheleute, ihre gegenſeitigen momentanen Zänkereyen und Prätenſionen; ihre einzelnen Begriffe, die ſie ſich über die Herrſchaft und Nichtherrſchaft im Eheſtande machen; ihre mancherley kleinen übeln Gewohnheiten, die ſie aus der Kinderſtube mit in ihn hinüber nehmen; ihr Geiſt des Widerſpruchs, des Egoismus, der Rechthaberey; — alle dieſe kleinlichen Dinge liegen ganz außerhalb den Gerichtsſtuben der Juſtiz, und ſie müßten ihre heiligſten Pflichten vernachläſſigen, wenn ſie ſich um alle jene Kleinigkeiten, wodurch ohnehin die Ehen nicht immer getrennt werden, bekümmern wollten. Der Staat überläßt es ganz dem Manne, in wie weit und wie lange er den

Deſpotiſmus ſeiner Gattinn tragen will, und dieſe würde ſich zu beſchweren Urſache haben, wenn ſich eine ſo ganz fremde Gerichtsbarkeit in ihre ehelichen Verhältniſſe und Herzensſachen miſchen wollte. — Ja es giebt ſogar eine gewiſſe unſichtbare Gewalt der Frauen über die Männer, die eben darum nicht gerichtet noch berechnet werden kann, weil ſie ſich den Augen aller Menſchen entzieht, und weil die Eheleute oft ſelbſt nicht wiſſen, welcher von beyden das Regiment führt.

Der Staat könnte ja auch dem Manne ſeinen Charakter und ſeine Rechte als ſolche nicht wieder geben, wenn er ſie einmal an die Herrſchaft ſeines Weibes demüthig verſpielt, oder überhaupt ſchon vorher gar keinen Charakter beſeſſen hätte; — der Staat müßte in ſolchen Fällen ſogar ein kluges und verſtändiges Weib in ihrer ſouverainen Herrſchaft über einen ſolchen Mann unterſtützen, damit durch ihn bey ſeinem möglichen Range und ſeinem möglichen Einfluſſe nicht unheilbarer Schaden in der Societät geſtiftet werde. Wie unendlich viel Gutes und Großes mögen nicht hellſehende Frauen ganz insgeheim in der hohen und niedern Welt bewirkt haben, welches ohne ſie ihre Männer, — der ſchwache Miniſter, der ſchwache Regent, der ſchwache Sachwalter und Geiſtliche, — gewiß nicht geſtiftet haben würden! Wie viel mögen ſie zum Heil und zur Ehre der Staaten unmerklich eingeleitet, wie viel durch ihr kluges Rathgeben bey ſchwächern Männern verhütet, und wie viel Familien durch ihre practiſche Vernunft gerettet haben! — Und vielleicht iſt es ein Glück für die Welt, daß es in den höhern Regionen des Lebens bey ſo viel leeren und frivolen Köpfen ſo viel geſcheidte Weiber giebt, die mit ihrem Geiſte der männlichen Dürftigkeit zur Seite ſtehen, und die Ordnung und Regelmäßigkeit des geſelligen Lebens in ihren Schutz nehmen. Der ſchnelle, oft augenblickliche Vernunftſinn der Weiber iſt ſelbſt den geſcheidteſten Männern, vornähmlich in Gefahren und bedenklichen Lagen, von jeher ſehr nützlich geweſen, und tauſend Männer wären ohne ſie todte und kraftloſe Maſchinen geblieben. Weibliche Vorſicht, Schlauheit, Biegſamkeit und Accommodation nach den herrſchenden Umſtänden, hat unzählig oft ihre Zwecke leichter erreicht, als der harte männliche Eigenſinn, der durchdringen will, wo er nicht durchdringen kann, und ſich oft da den Weg verrammelt, wo er ihn ſich öffnen ſollte. — Schon dadurch, daß uns vernünftige Frauen von dem ſogenannten Zufahren und dem Ungeſtüm des Handelns zurück zu halten ſuchen, zeigen ſie uns, daß ſie mit der Philoſophie der Prudenz ſehr oft vertrauter, als wir ſind, daß ſie die Menſchen beſſer kennen, und durch ſchuldloſe Umwege oft mehr als wir durch alle unſere geraden Linien gewinnen, weil der Umweg ihnen mehr Gelegenheit zur Umſicht und zum Nachdenken giebt.

Demohnerachtet iſt jeder einzelne Mann als wirklicher Sclave ſeines Weibes jedesmal ein kläglicher Gegenſtand in unſern Augen, und wird im Culturſtande nur geduldet, aber nicht geachtet, weil wir immer vorausſetzen, daß ſein ganzer Charakter verloren gegangen ſey. Die Societät betrachtet ihn nun nicht mehr als einen, der ſeinem Geſchlechte würdig geblieben, ſondern als das Uhrwerk eines ſchwachen Weibes, deſſen ganzer Wille ihm untergeſchoben wird. Sogar unſer Vertrauen auf ſeine Pflicht und ſeinen Beruf hört nach und nach auf, weil wir wiſſen, daß er nichts ohne ſeine Regentinn thut, nichts ohne ſie will, und in dieſer kleinlichen Dependenz von einem kleinlichen Geiſte freywillig nichts Gutes und Großes hervorbringen kann, ja, bey vorhandenen Geſchicklichkeiten, nur noch mehr gegängelt und gemißbraucht wird. Wie wehe thut uns dieſer Anblick bey ſo manchen achtbaren Gelehrten, den wir als Sclaven ſeiner Gattinn kennen! Es ſchmerzt uns, daß ein Mann von großen Talenten in unſern Augen nun nicht ſo groß iſt, als er es ſeyn könnte; daß er nicht ſelbſtſtändig wirken, nicht ſeinen eigenen Weg gehen kann, und ſeine Gattinn gleichſam täglich um ſeine Denk- und Preßfreyheit anflehen muß. — Selbſt ſeinen Freunden iſt ein ſolcher ſchwacher abhängiger Mann nichts werth. Man kann einem ſolchen kein Herz entgegen tragen, welches erſt durch die Launen und den Eigenwillen eines herrſchſüchtigen Weibes an die Behörde gelangen könnte.

Wir bemitleiden ſogar den Verliebten, wenn er zu lange und zu ſichtbar in dieſem Zuſtande der Sclaverey beharret, und ſeine ſclaviſche Liebe als eine unwillkürliche Tändeley des Herzens in den Eheſtand mit hinüber nimmt, weil wir wiſſen, daß er bey ſolchen Schwächen der Liebe endlich die Conſequenz des männlichen Charakters verlieren muß. Der Ehemann, welcher ſeine Gattinn herzlich und als Freund liebt, iſt in unſern Augen allemal ein gutes und rechtliches Weſen; aber der, welcher noch im Eheſtande den verliebten Geck ſeiner Gattinn macht, erſcheint uns wie ein Thor, der nicht durch ſich ſelbſt, ſondern durch ein anderes Weſen außer ihm denkt und handelt, und ſich alſo nur noch auf der Stufe der kraftloſen Kindheit befindet. — Indeß erſcheint uns der Sclaviſchverliebte vor dem Eheſtande mehr als ein Belachenswerther, weil ſeine Leidenſchaft nur ein Spiel ſeines Bluts und ſeiner Phantaſie iſt, die ihm auf einige Zeit den Kopf zu nehmen ſcheint, um ihn nachher deſto vernünftiger zu machen. Wir verachten ihn darum nicht, wenn er die leiſeſten Winke ſeiner Braut für die heiligſten Geſetze ſeines Willens hält, wenn er ihr bis zu kindiſchen Kleinigkeiten gehorcht, und durchaus keinen andern Willen, als den ihrigen, anerkennt. Alle Verliebte ſind nun einmal ſo; aber wir wiſſen es recht gut, daß dieſe leidenſchaftliche Verblendung und Schwärmerey endlich aufhören, und ſich in eine ruhigere Liebe verlieren wird. Wir wiſſen auch, daß der Verliebte ſeiner Angebeteten ganz andere Dinge zu eröffnen hat, als die, welche etwa ſeine Berufsgeſchäfte, ſeine Amtspflichten, ſeine Methode zu arbeiten, und alle jene trocknen Verhältniſſe des Lebens betreffen, wovon Verliebte nicht gern mit einander reden, und daß daher die Braut nicht ſo ſehr Herrinn über ihn iſt, als es nachher die Frau wird. Denn da die Letztere nun auch aus dem Herzensverein in das Hausregiment von Rechtswegen übertritt: ſo wird ſie ſich von nun an in alle Angelegenheiten des Mannes zu miſchen ſuchen, und, wenn ſie kein kluges Weib iſt, die Herrſchaft allein führen wollen.

Daß die Herrſchaft des weiblichen Geſchlechts über das unſrige, — oder doch wenigſtens ſeine moraliſche Freyheit im Culturſtande viel größer als auf den verſchiedenen Stufen der Barbarey ſeyn müſſe, — liegt ganz in der Natur der Sache, und man hat daher in einem gewiſſen Sinne Recht, wenn man meint, daß der Culturſtand für die Frauen vortheilhafter, als für die

Männer geworden ſey. Durch die Cultur haben ſich nicht nur die Verhältniſſe und Wirkungskreiſe des andern Geſchlechts, ſondern auch ſeine Anſprüche, Talente und Fähigkeiten vermehrt und vervielfältigt. Die Frauen ſind uns durch ihre Civiliſation ſo nahe gebracht worden, daß wir ihnen nicht mehr ausweichen können, auch nicht mehr ausweichen ſollen noch wollen. Wir *ſollen* nicht, weil ſie nun mit uns auf Einer Stufe der Sittlichkeit ſtehen, und weil uns dieſe die größte Achtung gegen das zarte Geſchlecht gebietet; — wir *wollen* nicht, weil wir ohne den Umgang mit gebildeten Frauen eine Leere in unſern Herzen wahrnehmen, die uns der Umgang mit Männern wenigſtens nicht immer vergüten kann. Wir laſſen uns alſo die Wohlthätigkeit einer gegenſeitigen Geſchlechtscultur, vermöge unſers eigenen Bedürfniſſes, gern gefallen. Es iſt uns auch nicht unangenehm, daß ſich ſogar unſer Intereſſe mit dem ihrigen ſo oft durchkreuzt, weil dadurch die Herzen einander noch näher gebracht werden, und jeder deſto beſſer ſeine eigene Kraft und ſeinen eigenen Werth kennen lernt. Daher ſind denn nun aber auch die

die Folgen entſtanden, daß dem andern Geſchlechte durch ſeinen höhern Rang in der Societät eine viel größere Willkürlichkeit eingeräumt iſt, die bey dem weiblichen Eigenwillen uns nicht ſelten zu umgehen und aus dem Felde zu ſchlagen pflegt; daß wir wegen dieſer vergrößerten Willkür nun nicht mehr in dem öffentlichen Leben mit den Männern allein zu thun haben, ſondern oft noch mehr auf den Einfluß der Weiber ſehen, und uns danach bequemen müſſen, wenn wir unſer Glück nicht von uns ſtoßen wollen, und daß wir endlich genöthigt ſind, wegen der Nähe jenes Geſchlechts nicht nur mit einer Frau in Eintracht und Frieden zu leben, ſondern die Rechte und Anſprüche ſo vieler andern im Auge haben müſſen, wenn wir nicht in einem ewigen Kampfe leben wollen.

Ferner ſind durch den Culturſtand die Seelenkräfte und Kenntniſſe der Frauen nach und nach ſo erweitert und verfeinert worden, daß wir uns bey unſern Handlungen ihrer Kritik nicht mehr entziehen können, ſondern von ihnen gewöhnlich am erſten vor das Richteramt ihrer practiſchen Vernunft gefordert werden, ja, daß wir

ſie

ſie ſogar oft darum bitten müſſen, weil ſie nicht ſelten in der Beurtheilung der Umſtände und Lebensentwürfe gewandter und verſtändiger als wir ſind. Es giebt daher auch tauſend geſcheidte Männer, über welche die Urtheile ihres eigenen Geſchlechts weniger, als die des weiblichen vermögen, und die nicht leicht etwas Wichtiges unternehmen, ohne es vorher der Prüfung vernünftiger Frauen vorgelegt zu haben. Wir können ſie auch im Eheſtande, ſo viel Vorrechte ſich auch hier der Mann anmaßt, nicht mehr als Sclavinnen behandeln, weil ſie uns längſt in der Vernunft eingeholt haben. Man ſagt freylich: die Männer hätten ſich durch die Cultur das Schwert aus den Händen winden laſſen; allein es iſt nun einmal nicht anders, und wir befinden uns ſelbſt hierbey gewiß beſſer, und genießen die edlern Freuden des Umganges auf eine viel menſchlichere Art, als da, wo die Frau nur des Mannes Magd iſt. Unſere Dependenz erhält auch wirklich ſchon dadurch einen freundlichern Anſtrich, weil uns die weibliche Vernunft gemeiniglich auf eine anſtändige Weiſe zu umzäumen weiß, weil ſie ihre Befehle in die Form zärtlicher Bitten einkleidet, und unſern Gehorſam ſo einzuleiten ſucht, daß er nicht unmittelbar in die Augen fällt, ohne daß wir unſere Dependenz fühlen.

Ferner, je mehr vernünftige Weſen uns umgeben, die große Anſprüche auf ihren Werth machen, alſo ſich ſelbſt lieben und ſich ſelbſt fühlen, deſto eingeſchränkter muß auch allemal unſere Freyheit werden, welches wiederum im Culturſtande beſonders der Fall iſt. Die Frauen erlauben uns gern einen Theil unſeres Eigendünkels, unſerer Forderungen und Prätenſionen, unſerer Vorurtheile und Launen, und unſerer Rechte; ſie fordern aber auch dagegen die ihrigen oft mit deſto unerbittlicherer Strenge, und gleichſam mit der ganzen Zurüſtung ihres lebhaften Charakters, weil wir ihnen jene Rechte ſelbſt eingeräumt haben, und es nicht nur unſchicklich, ſondern auch unbillig wäre, ihnen ihr Eigenthum wieder zu rauben; ja, es würde ſogar grauſam ſeyn, wenn wir ihnen ihre großen Anſprüche auf unſere Achtung verſagen wollten. Sie verlangen hierinn durchaus nichts Ungerechtes, und alle vernünftige Männer ſind von jeher die wärmſten Freunde des andern Geſchlechts geweſen. — Die

Frauen machen Anſprüche auf unſere Liebe, weil ſie fühlen, daß ſie liebenswürdig ſind; aber ſie wollen im Culturſtande nicht bloß thieriſch, das heißt verächtlich, — ſondern eben wegen ihrer Liebenswürdigkeit, wegen ihrer zarten Gefühle, wegen des innigen weiblichen Herzens geliebt ſeyn, — und das iſt Recht Sie machen Anſprüche auf Feinheit, Aufklärung, Kunſt, Literatur und Geſchmack, und auch dieß werden wir ihnen zugeſtehen, weil wir ſonſt ſelbſt als geſchmacklos erſcheinen würden, — auch wohl aus Dankbarkeit ihre Bildung verehren, weil die unſrige davon ausging, und weil wir es fühlen, welche rohe Barbaren wir ohne ihre zarte Einwirkung ſeyn würden. Sie machen ſelbſt Anſprüche auf Feſtigkeit und Beharrlichkeit des Charakters, — und wer wollte ihnen dieſe abläugnen, da ſie wirklich, wenn ſie nicht durch die Erziehung verweichlicht wurden, mit großer und achtbarer Conſequenz handeln können, uns hierinn ſogar oft übertreffen, und oft genug durch ihren Muth den einſchlummernden Geiſt des Mannes beleben, und ihm einen neuen Schwung und eine neue Richtung geben.

Sie machen endlich *Anſprüche* auf tieſes moraliſches Gefühl, und auf ihre Tugenden, — und wenn auch hier ſich ſo mancher Schein, ſo manche Prüderie, ſo manche devote Ziererey einmiſchen: ſo verdient doch im Allgemeinen die weibliche Sittſamkeit unſere größten Huldigungen, weil ſie ſich immer noch in einer *größern* Reinheit, als die unſrige, erhalten hat. Die Frauen haben daher in dieſer Hinſicht ein moraliſches Recht, uns zu richten. — Wer aber *richten* darf, darf auch *herrſchen*. Wir dürfen uns auch dieſer Herrſchaft um unſerer eigenen Ehre willen nicht entziehen, ſobald uns die Cultur die Sittlichkeit als die höchſte Ehre der menſchlichen Natur gebietet, und beyden Geſchlechtern eine gleiche Theilnahme an der Tugend geſtattet. Je mehr daher die Nationen verwildern, ſinnlicher und deßhalb auch ſchwächer werden, je weniger können ſich auch die Geſchlechter einander achten; das ſtärkere wird das ſchwächere tyranniſiren, weil dieſes jenem keine Achtung abgewinnen kann, und weil da die zartern Bande, welche das Sittlichgute knüpft, fehlen. Die Tugend allein kann das andere Geſchlecht in ſeinen höchſten Anſprüchen auf unſere Achtung erhalten, und darinn befeſtigen, und die Männer ſelbſt können wohl kein höheres Glück erreichen, als von der weiblichen Tugend beherrſcht zu werden, — weil dieſe die Freyheit des Mannes nicht ſowohl einſchränkt, ſondern durch das Hinrichten auf tauſend neue Zwecke und edle Freuden des Lebens erweitert. Sein ganzes Hausweſen gleicht dann einem glücklichen Staate, deſſen Regierung von einem weiſen und edlen Fürſten geführt wird, worinn ſchuldloſer Frohſinn und die Achtung für das Gute mit einander wetteifern, ohne daß eine Herrſchaft gefühlt oder gefürchtet wird.

Wenn die Frauen ihren Vortheil verſtünden: ſo würden ſie mehr durch die Grazie ihrer Sittlichkeit, als durch jede andere ſchnöde Kunſt des Vernünftelns zu herrſchen ſuchen. Auch die verwildertſten Männer ehren die weibliche Sittſamkeit, wenn ſie auch bisweilen darüber ſpötteln, oder ſie verdächtig zu machen ſuchen; auch die leichtſinnigſten Lüſtlinge nehmen in Gegenwart ehrbarer Frauen eine gewiſſe Behutſamkeit an; ein Beweis, daß ſie die weibliche Tugend achten, wenigſtens fürchten, und in ihren

Augen nicht ganz verwerflich erſcheinen wollen. Es ſind auch gewiß unzählige Männer eher durch edle Freundinnen, als durch Freunde, zu verſtändigen Menſchen gemacht worden, und auf dieſer Wage des Verdienſtes um die Humanität hat das weibliche Geſchlecht gewiß ein großes Uebergewicht vor dem männlichen voraus. Man hat Beyſpiele genug, daß die laſterhafteſten Jünglinge im Eheſtande ganz umgeſchaffen wurden, und ohne dieſen Stand höchſt wahrſcheinlich in ihrer Verwilderung bis zum kraftloſen Alter fortgegangen ſeyn würden. Zu dieſer wohlthätigen Herrſchaft über den Mann hat auch das Weib keiner beſondern Vorkehrungen und Klügeleyen nöthig, wenn ſie nur das Vertrauen des Mannes zu gewinnen und zu erhalten weiß, und ihn wirklich liebt. Denn fehlt das Letztere: ſo wird ihre Herrſchaft auch bey allem Anſchein der Gutmüthigkeit ſehr leicht für den Mann drückend werden, — ſie wird nun mehr herrſchen, um zu herrſchen, als um den Mann durch ihre ſittliche Güte zu beglücken, und ſeinen Geiſt zu veredlen.

Man ſage nicht, daß die Bekehrung der

Ehemänner durch die Befriedigung ihrer Sinnlichkeit nach und nach von ſich ſelbſt komme. Die ſo ſprechen, entehren ihr eigenes Geſchlecht bis zur Verachtung, indem ſie uns zu bloßen Lüſtlingen machen, die endlich durch thieriſche Ueberſättigung vernünftig zu werden anfingen. Wenn die Hausfrau wirklich ein edles, züchtiges, verſtändiges Weib iſt: ſo wird es der Mann nach und nach auch werden, wenn er nicht ganz mit ſeinem Kopfe und Herzen betrogen war. Man gewöhnt ſich die Moralität, ſo wie das Laſter an, weil es gleich natürlich iſt, das Gute eben ſo wie das Böſe nachzuahmen, wenn wir in ſeiner Atmoſphäre leben. Auch wollen wir in der Nähe des erſtern doch nicht gern ſchlechter, als unſere Vorbilder, erſcheinen. Außerdem hat die Art und Weiſe, wie ſich edle Frauen bey ihrer Sittlichkeit benehmen, einen gewiſſen Zauber für uns, der uns mehr als eine noch ſo heroiſche Tugend des Mannes gefällt. Die ſtille, zarte, ohne Geräuſch und ohne Glanz einhergehende weibliche Sitte ziehet uns viel mächtiger an, weil ſie nichts anders ſeyn will, weil ſie ſich ſelbſt genügt, und nicht einmal Dank für ihren Edelſinn verlangt, ſondern nur will, daß man ſie dafür erkennen und ſich an ihrer freundlichen Wärme erquicken möge, — während der männliche Tugendheld ſich ſo oft nach Beyfall umſchauet, oder ihn wohl gar fordert. — Jene weibliche Tugend verrichtet tauſend kleinere und größere moraliſche Handlungen, ohne daß ſie dieſelben laut verkündet, und ohne dafür eine andere Belohnung, als den ſtillen Beyfall ihres eigenen Herzens zu ſuchen. Sie übt ihren Beruf mit edler Beſcheidenheit; ſie klagt über die Beſchwerlichkeiten deſſelben nicht; ſie rechnet ihre Pflichten und Laſten nicht dem Gatten und den Kindern vor, und der Tag iſt ihr ein Feſttag geweſen, wenn ſie einmal in ihrem Berufe recht thätig und lebendig ſeyn konnte. Mit Luſt thut ſie ihre Pflicht, und könnte nur die Frauen beneiden, welche noch beſſer, als ſie ſelbſt ſind. Ihr ganzes Leben iſt gleichſam nur ein Leben für die Pflicht, und es iſt leichter zu begreifen, daß man Frauen zu dem Range der Heiligen erhoben, als daß man Männern dieſen Nahmen gab.

Die allergefährlichſte und ſchlüpfrigſte Herrſchaft der Weiber über ihre Männer iſt die, welche ſie auf die Erregung und Unterhaltung der männlichen Eiferſucht zu gründen ſuchen, — die aber gewiß nie von verſtändigen Weibern, wenigſtens gewiß nie lange, verſucht wird. Im Stande der Liebe kann ein ſolcher Verſuch zwar oft genug glücken, weil der Liebhaber ſein Kleinod nicht verlieren, auch ſich nicht das Anſehen geben mag, als ob er ſeine Eroberung nicht behaupten könne. Er läßt ſich alſo nun deſto mehr unterjochen, jemehr ſein Herz für die Geliebte glühet. Allein im Eheſtande, worinn die Leidenſchaften ſchon kühler zu werden anfangen, und das Eroberte in unſerm Beſitz iſt, — bauet ſich die Frau durch die erregte Eiferſucht des Mannes gemeiniglich ihr eigenes Unglück. Denn die Erregung dieſer quälenden Leidenſchaft iſt doch weiter nichts, als ein neckendes und grauſames Spiel, wodurch man den Gatten, der ſo gern in ſeinem Innern durch die Liebe des Weibes glücklich ſeyn möchte, unglücklich macht. Wird dieſes Spiel fortgeſetzt: ſo befindet er ſich als Ehemann in einer noch ſchrecklichern Lage, als der eiferſüchtige Liebhaber. Denn dieſer kann im Nothfall, und wenn es die Geliebte ihm zu arg macht, dieſelbe wieder verlaſſen, dagegen der Ehemann ſein muthwilliges Weib behalten und mit ihr leben muß, und befürchten muß, daß ſie ihm bey ſo vielem Anſchein der Untreue endlich noch weiter gehen könne.

Iſt der Mann kein ſchlaffer und blödſinniger Kopf: ſo entſteht die ganz natürliche Folge daraus, daß er ſein Weib hart zu behandeln anfängt, und ihr die Härten der Herrſchaft gleichſam zurück giebt, die ſie über ihn durch die Eiferſucht zu erlangen meint. Selbſt bey aller Schuldloſigkeit des weiblichen Herzens iſt jener Verſuch, die Liebe des Mannes durch die Eiferſucht zu probiren, ſehr gefährlich. Das andere Geſchlecht hat viel edlere und ſchönere Mittel in den Händen, ſich von unſerer Liebe zu überzeugen, — Mittel, die ſeinem Herzen viel theurer, als jeder Kunſtgriff der zu erregenden Eiferſucht ſeyn müſſen, weil dieſe nie ohne Gemüthskummer des Mannes gereizt werden kann. Denn auch ein ſittliches Weib könnte bey einem argwöhniſchen Manne in den Verdacht der Untreue kommen, weil es ſich nicht leicht berechnen läßt, wie weit und in welchen Graden der böſe Schein von der That entfernt iſt, und weil die Erfahrung lehrt, daß ſelbſt ſittſame Frauen nach und nach durch eine anfangs ganz ſchuldlos ſcheinende Coquetterie ſo tief fallen konnten, bis alle Feſtigkeit des Charakters dahin war. — Nun will der Ehemann freylich das durch Despotismus erhalten, was er nicht durch Liebe gewinnen konnte, nähmlich die Treue ſeines Weibes, — obgleich eben dieſe Treue, wenn ſie auch vorher noch feſt ſtand, durch die Härte des Mannes oft zu ſinken anfängt. In einer ſolchen Ehe herrſchen nun auf einmal alle jene Widerſprüche und Verkehrtheiten, welche eine aufrühriſche Republik ihrem Untergange nahe bringt. Eine Partey ſucht in einem ſolchen zerrütteten Staate durch jede grauſame und rachſüchtige Mittel zu herrſchen, und ſich ihre Exiſtenz einander ſo bitter als möglich zu machen; eine wirbt gegen die andere Stimmen und Verläumdungen; eine entwirft von der andern die gräßlichſten Gemählde, bis alle Annäherungspuncte gänzlich verſchwunden ſind, und ein tödtlicher Haß die Einigkeit des Staats auf ewig verbannt.

D.

Endlich herrſcht der Mann im Culturſtande über das andere Geſchlecht durch die Natur und die Einrichtung unſers geſelligen und gebildetern Lebens, — indem hierdurch die Frauen zwar zu einem höhern und ehrenvollern Range in der Societät erhoben, aber auch eben dadurch wegen der Menge neuer Verhältniſſe und Annäherungen von uns abhängiger gemacht werden. Wenn die Weiber mit uns die Rechte einer veredelten Geſelligkeit gemeinſchaftlich genießen, und durch die eingeführte Galanterie hierinn ſogar noch Vorzüge vor uns haben wollen: ſo räth ihnen ihre eigene Klugheit, und ihre große Geſelligkeitsneigung, — uns zu Freunden zu behalten, weil ohne den männlichen Schutz, und ohne unſere öffentliche gute Meinung von ihnen ihr geſelliges Leben ſehr eingeſchränkt ſeyn würde. Sie geſtehen es ſelbſt, daß ſie uns in dieſer Hinſicht die angenehmſten Stunden ihres Lebens, und alle jene Vortheile des gebildeten Umganges und der weiblichen Freundſchaft verdanken, die nur durch die Civiliſation und durch den gemiſchten Geſelligkeitston zwiſchen zwey Geſchlechtern erhalten werden könne.

Dadurch, daß wir ihre Thronen gleichſam neben die unſrigen geſetzt haben, wodurch ihre Geiſter und Gefühle einen ſo weiten Spielraum bekommen mußten, genießen ſie eigentlich in höhern Ständen die Freuden und den ſchönen Wechſel des Umgangs faſt noch mehr, als die Männer. Denn dieſen iſt doch gewöhnlich ihr Stück Arbeit aufgegeben, während die höhere Welt der Frauen ihr Leben in einem üppigen Müſſiggange zuzubringen pflegt, und ihre Männer oft nur als Handlanger der weiblichen Phantaſien betrachtet. Aber eben dadurch, daß ſie, ſo wie wir, öffentlich erſcheinen dürfen, ſich alſo dem Urtheile der Welt ohne Unterſchied ausgeſetzt ſehen, ſind ſie gezwungen, ſich als ſolche zu zeigen, die durch ihre Artigkeit und ein ſanftes Nachgeben mit ihren Männern in guter Harmonie leben. Denn man würde ihren Umgang wenig ſuchen, und ſie würden in der Societät ſelbſt wenig Genuß finden, wenn ſie ihre eigene Bildung nicht durch eine ſtille Abhängigkeit vom Manne documentiren wollten. Wenn auch tauſend zur Herrſchſucht geneigte Frauen gern in ihrem häuslichen Despotismus weiter gehen möchten: ſo fürchten ſie ſich doch vor den öffentlichen Urtheilen der Societät, und nicht ſowohl vor dem Urtheile des Mannes, als Mann, — ſondern in ſo fern er einen öffentlichen ehrenvollen Rang bekleidet, und weil ſie als Frau daran Theil nimmt. Man ſiehet daher in der großen Welt eine Menge Ehen, welche nicht durch die Liebe und Achtung, ſondern nur durch eine contractmäßige Uebereinkunft der Familien geſchloſſen wurden, und doch unerſchütterlich feſt ſtehen, weil der Frau der Rang und die Würde ihres Mannes gefällt, und ſie dadurch ſelbſt in der Societät ihr Anſehen behauptet.

Das iſt eben der größere und allgemeinere Vortheil unſerer Civiliſation, daß durch ihren Einfluß die Weiber unſere Freundinnen ſind, und doch zugleich von uns abhängig ſeyn wollen. Hierdurch zeigt die Natur ihr freundlichſtes Geſchäft zur Beglückung beyder Geſchlechter, und der geſellige Verein beyder iſt die möglichſte Vollendung menſchlicher Vollkommenheit, in ſo fern ſie durch einen veredelten Umgang erreicht werden kann. Ein Geſchlecht, welches ohne das andere iſolirt da ſtände, würde jene humane Vollendung nie erreichen; denn wo gäbe es da jene unendliche Miſchung der Ideen und Gefühle für das Schöne, Herzliche und Große, die Reſultate jeder Geſchlechtsſympathie, in dem beſſern umgänglichen Leben, wo das gegenſeitige Feſthalten an einander zu heilſamen Zwecken, wo die gröſſere Kraft, welche die ſchwächere in ihren Schutz nimmt; wo die ſchwächere, welche die ſtarke mildert und mäßigt, — wo gäbe es Liebe und Freundſchaft und Tugend zwiſchen beyden Geſchlechtern, wo Vertrauen und Ehrlichkeit im geſelligen Leben, wo irgend ein innig froher Genuß für den zur Geſelligkeit geſchaffenen Menſchen, wenn das andere Geſchlecht ſich von uns in der Societät trennen, und für ſich in der unnatürlichſten Welt ohne Männer allein da ſtehen könnte! — Die Natur hat dafür beſſer geſorgt; ſie ließ die Societät entſtehen, und durch ſie ſind die Weiber durch unauflösliche Bande mit uns vereinigt worden.

Die Cultur begründet die Dependenz des weiblichen Geſchlechts von dem unſern auf eine noch unauflöslichere Art durch das Bedürfniß der Cultur ſelbſt. Der Mann iſt es doch eigentlich, welcher dem zarten Geſchlechte zu ſeinen

Veredelungen des Geſchmacks vorarbeitet, erfindet und ſeine Erfindungen ausſtreuet. Dieß haben von jeher alle verſtändige Frauen, und vornähmlich die Freundinnen der ſchönen Künſte, mit warmer Dankbarkeit gefühlt. Die höhern Freuden des Umganges ſind nicht immer unſer Werk, deſſen Kunſt wir weniger als die Frauen verſtehen, aber wir liefern die ſchönen Materialien hierzu, und erhalten dadurch den Umgang ſelbſt in einem fröhlichen Schwunge. Die Männer führten die freundlichen Muſen in die Zirkel der Frauen ein, wir ſchenken ihnen die Werke unſerer Muſik, wir zeichnen ihnen die ſchönen Formen der Antique vor. Männer ſind es, welche durch ihre genialiſchen Geiſtesproducte geiſtreichen Weibern die ſchönſten Stunden des Lebens ſchenkten, und vielleicht wird das männliche Genie mehr von dem andern Geſchlecht genutzt und genoſſen, als von dem unſrigen. Alle wiſſenſchaftliche Ausbildung haben die Weiber von dem Manne; alle reinere und edlere Erziehungsbegriffe haben ſie aus unſern Büchern; denn man laſſe den Mann in die Nacht der vorigen Jahrhunderte zurückſinken, und der weibliche Geiſt wird mit uns verlöſchen.

Das ganze geſellige Leben iſt eine feſt in einander verſchlungene Kette, wo ein Glied von dem andern abhängig iſt, und keins ohne das andere beſtehen kann. Die Frauen ſind als die zartern Glieder in dieſe Kette mit eingeflochten, und müſſen ſich an die ſtärkern Windungen derſelben feſthalten und ihren Schutz davon erwarten. Durch dieſe Verbindung des Zarten mit dem Starken entſpringt die ſchöne Fülle alles geſelligen Lebens, und ergießt ſich als ein nie ruhender Strom durch alle Stände, Geſchlechter und Alter, — ſo daß da, wo beyde Geſchlechter durch ihre Ausbildung ſich am ſtärkſten berühren, auch der größte Reichthum des humanen Lebens und des geſelligen Glücks herrſcht. Der Mann thut in ſolchen nahen Verhältniſſen nichts, was nicht auf das Weib Einfluß und Bezug hätte, ſo wie auch das Weib ihrer Seits nichts thun kann, was nicht unſer Geſchlecht auf irgend eine Art im Guten oder Böſen berührte. Da er aber der arbeitende Theil des Staats iſt, und ſich hier überall an die Spitze geſtellt hat, auch Alles ſelbſt verantworten will:

ſo wirkt er in der Regel mehr auf das Weib, als ſie auf uns. Sie muß von den Feldern unſerer Thätigkeit eigentlich ihren ſchönſten Lebensgenuß erndten. Sie iſt alſo auch durch eine ſehr heilige Pflicht, durch die Dankbarkeit, von uns abhängig, wenn ſie auch in der tiefſten klöſterlichen Einſamkeit lebte; denn es ſind wiederum Männer, welche ihr das Kloſterleben geſtiftet und gebauet, und ſelbſt die Rechte ihrer Einſamkeit gegründet haben.

In dem häuslichen Leben giebt es zwiſchen gebildeten Eheleuten noch engere Verhältniſſe, und das Herz des Weibes wird gleichſam augenblicklich zu dem Geiſte des Mannes hingezogen, indem er ſie nicht bloß unterhält, ſondern auch, wenn er ein vernünftiger Mann iſt, ihre Lebensſtunden durch einen heitern und lehrreichen Umgang auf eine liebreiche Art ausfüllt. Die ſchönſten Seiten des geſelligen Lebens und die lieblichſten Früchte einer gegenſeitigen Cultur finden ſich gemeiniglich in jenen glücklichen Familienzirkeln, worinn der Mann auf eine vernünftige und freundliche Art ſeinen Willen äußert, und die

Frau auf eine gleiche Weiſe nachgiebt. Dieß iſt alsdann die ſchöne Harmonie eines kleinen Staats, der ſich um die übrigen Welthändel wenig bekümmert, nur ſeine Mitglieder vervollkommnet und glücklich macht, und, weil er nicht die zerſtörende Jalouſie größerer Staaten kennt, in ſeinem kleinen ſtillen Umfange ſchon den Himmel auf Erden genießt.

Allgemeine
Betrachtungen über die Galanterie,
als ein ſcheinbares Aufhören der Herrſchaft des Mannes.

Sobald die geſelligen Verbindungen und Rechte zwiſchen Mann und Frau verfeinert und veredelt werden, [ja ſelbſt ſchon da, wo ſich der rohe Naturmenſch aus ſeiner harten Individualität hinaus zum Geſellſchaftsleben erhebt,] entſteht ein gewiſſes artiges, zuvorkommendes gefälliges und decentes Benehmen gegen das weibliche Geſchlecht, welches man mit dem allgemeinen Nahmen der Galanterie bezeichnet hat, und nach den Nationalcharakteren ſo mancherley edle und unedle Formen annahm. — Dieſes Benehmen iſt Theils Folge der Achtung, worinn alle beſſere Weiber als redliche Mütter und Gattinnen, oder auch als ſchöne Werke der Natur bey uns ſtehen; Theils eine Folge der Cultur, indem das Weib mit uns gleiche Anſprüche auf Bildung, Geſchmack und Geiſtigkeit machen darf, und alſo mit uns nicht bloß durch die Liebe, ſondern auch durch ihre Talente mit uns in Verwandtſchaft tritt. Es iſt der Geiſt und die ſtille Kraft des Weibes, welche die Männer in allen Zeiten zu den Huldigungen des ſchönen Geſchlechts eingeladen hat. Die Galanterie iſt ſo alt, wie die Geſchlechter, und man irrt ſich ſehr, wenn man ſie aus den bekannten Ritterzeiten, und aus den lächerlichen Gebräuchen der Chevallerie abzuleiten ſucht. Jene Rittergalanterie war nur eine temporelle Art von der allgemeinen, dem andern Geſchlecht huldigenden Artigkeit, und iſt uns darum wohl nur ſo ſehr aufgefallen, weil wir ſie als ein Product ſo roher Jahrhunderte bemerken, oder auch, weil wir es nicht begreifen können, wie der rohere Mann es wagen dürfe, decenter und liebenswürdiger als der Elegant unſeres Jahrhunderts zu erſcheinen.

Die Galanterie iſt eine allgemeine Naturerſcheinung. Sie geht aus dem Geſchlecht hervor, und iſt gleichſam die Vorläuferinn der Liebe, und ihrer Verſuche, das ſchwächere Geſchlecht durch Gefälligkeiten an uns zu ziehen, indem man ihm ſelbſt zu dienen ſcheint, oder auch wirklich dient. Man bemerkt ſogar ſchon bey Thieren, welche in einer Art von Geſelligkeit leben, ein gewiſſes zärtliches Beſtreben des Männchens, ſich der Gunſt des Weibchens zu verſichern. Die Natur hat die Erhaltung des Geſchlechts durch einen gegenſeitigen Gehorſam begründen wollen, und es giebt unter den Thieren eine Sprache der Sehnſucht und Liebe, die ſich zärtlicher, als in dem rohen Wilden ausſpricht; eine Sprache, welche klagend um Gegenliebe bittet; aber auch ſich abweiſen läßt, wenn das Weibchen nicht einwilligt. — Eiferſucht der Thiere iſt eine eben ſo merkwürdige Erſcheinung, wobey ſie oft ihr Leben wagen und ihre Nebenbuhler mit einer fürchterlichen Gewalt angreifen, ohne den Gegenſtand ihrer Liebe ſelbſt zu bekämpfen. In dem wüthendſten Zorne, mit welchem ſie aus den Kämpfen ihrer Eiferſucht zurückkehren, gebrauchen ſie doch ſelten gegen das Weibchen Gewalt, ſondern liebkoſen ſie von neuen; ihre rohen Stimmen verlieren ſich in freundlichere Laute, und der Thier-Mann liegt gleichſam zu des Weibchens Füßen.

Ueberall gebietet die Liebe dem Manne die Bewerbung um die weibliche Gunſt; eine Art Achtung gegen ihren Willen, eine Unterwerfung und Demüthigung, ein wiederholtes Bemühen, ſich in ihr Herz einzuſchleichen, ein ungeduldiges Beharren der Liebe, ſogar oft ſchon bey einigen wilden Völkern eine Art romantiſcher Huldigung ihrer Reize, welche an die Galanterie der Ritterzeit grenzt, und Leib und Leben um ihren Beſitz wagt. *) Die Natur will ihm die Freuden der Liebe durch ihren eigenen Kampf erhöhen; das ſchamhafte Verweigern des Weibes ſoll ihn reitzen, und zugleich Achtung einflößen; er ſoll ihre Liebkoſungen nicht als den Ausdruck einer thieriſchen Sclaverey hinnehmen; er ſoll ſie nicht umſonſt haben, er ſoll darnach ringen, damit das Errungene ihm theuer und werth bleibe. Die Natur hat durch dieſe Grundlinien des Geſchlechts ihm ſchon das erſte, obgleich noch unvollſtändige, Bild der Ehe vorzeichnen wollen, indem das Weib ſich ungern ſeiner blinden Willkür unterwirft, ſondern als ſeine Gefährtinn ſeine Hütte mit ihm theilen will.

Lange vorher, ehe man die Rittergalanterie kannte, lange vor der Einführung des Chriſtenthums ſtanden die Frauen der Celtiſchen Völker,

---

*) Wie z. B. der Bräutigam bey den Kamtſchatkalen.

wozu die Deutſchen gehörten, in ausgezeichneter Achtung. Dieſe edlern Menſchenſtämme kannten die orientaliſche Sclaverey des Weibes nicht. Liebe und Ehe hatten unter ihnen eine menſchlichere und geſetzlichere Form; die Societät vereinigte beyde Geſchlechter ſchon zu einem gefälligern Ganzen; die Vater- und Mutterliebe reichte ſich bereits zur Erziehung der Kinder freundlich die Hand; das deutſche Weib war die Freundinn des deutſchen Mannes, und ſeine treue Hausgenoſſinn. Ihr Muth und ihre untadelhafte weibliche Sitte flößte dem Manne eine Achtung für ſie ein, die wir bey keiner andern barbariſchen Nation bemerken. — „Weiber, ſagt ein achtbarer Schriftſteller, die ſo treu, ſo keuſch und zärtlich, — Hausfrauen, die ſo gewiſſenhaft, fleiſſig und verſtändig, — Mütter, die ſo liebevoll und ſorgfältig, und Gefährtinnen, die ſo muthig und freyheitliebend, als die Weiber der alten Germanier waren, — verdienten allerdings eine andere Behandlung, als die kindiſchen Frauen der Morgenländer. Unſere Vorfahren müßten Ungeheuer geweſen ſeyn, wenn ſie nicht die Verdienſte und Vorzüge ihrer Weiber anerkannt, und durch die treueſte und zärtlichſte Gegenliebe belohnt hätten. — Anſtatt, daß andere Völker die Weiber als unreine Weſen von dem Dienſte der Götter ausſchloſſen, zogen unſere Vorfahren Jungfrauen und Frauen an die Altäre, und erlaubten ihnen den Zutritt nicht nur zu den Feſten und Tempeln, ſondern auch zu den innerſten Geheimniſſen der Druiden, und meinten, daß in ihren Weibern und Töchtern vorzügliche Anlagen zur nähern Verbindung mit guten Göttern, und der daher entſtehenden Gabe der Weiſſagung liegen. Ganze Völkerſchaften hingen an dem Göttermunde ſolcher heiligen Jungfrauen, und harreten auf ihre Götterſprüche, welche ſie in den Streitigkeiten mit andern Nationen, oder bey großen Unternehmungen geben würden. — Wenn alle übrigen Völker die Frauen von allen männlichen Geſchäften und öffentlichen Vergnügungen entfernten: ſo machten dagegen die alten Germanen edle Frauen und Jungfrauen zu Theilnehmerinnen oder gar Vorſitzerinnen aller öffentlichen Ergötzungen, und fragten ſie in den wichtigſten Volksangelegenheiten um Rath, — ja, man ſetzte ſie ſogar als Richterinnen — Fürſten und

Edeln an die Seite, oder wählte ſie auch allein als Schiedsrichterinnen zwiſchen Königen und ganzen Nationen."

Nachher, als die chriſtliche Religion — Liebe, Duldung und Sittlichkeit als die heiligen Grundfeſten ihres innern göttlichen Sinnes aufſtellte, und die ganze Menſchheit als eine Brüderſchaft der Moralität betrachtete, worinn alle Menſchen gleiche Rechte und gleiche Pflichten zum Guten beſeelen müßten, — da trugen die Weiber mit Recht den endlichen Sieg über die Barbarey der Männer davon, und dieſer Religion haben ſie eigentlich die Wiedereinſetzung in ihre urſprüngliche Würde zu verdanken. Die glücklichſte Revolution für ſie wurde durch das Chriſtenthum bewirkt; nun begann ihr Geſchlecht einen höhern Flug, nun war die ſchreckliche Scheidewand, welche das Weib von dem Manne ſo tief abſonderte, nicht mehr. Sie hatten nun eben ſo viel Theil an der bürgerlichen Societät, wie der Mann; ſie durften nicht mehr eingeſchloſſen werden; die Religion hatte ihre Ketten zerbrochen, und ihre Menſchenrechte waren auf immer geſichert; ſie durften nun ſelbſt dem gottesdienſtlichen Unterrichte und den heiligen Gebräuchen deſſelben mit beywohnen, kurz, ſie durften Alles das ſeyn, was ein Weib, welche dieſe Religion hat, ſeyn darf,

Dieſer Verein der Männer und Frauen zu einer kirchlichen Gemeinſchaft hat den Weibern den höchſten Rang in der Societät gegeben. Denn die Gleichheit der Rechte in einer Sache, welche der Menſch ſeine höchſte Angelegenheit nennt; dieſe gemeinſchaftliche Verſammlung vor dem Angeſichte der Gottheit, gleichſam zwiſchen Brüdern und Schweſtern; dieſe Sittenlehre und dieſe Ewigkeit, welche dem einen Geſchlechte ſo gut wie dem andern verkündet wird; dieſes gemeinſchaftliche Bekenntniß eines Glaubens — mußte für die Erhöhung des weiblichen Geſchlechts entſcheidend ſeyn. Der Mann, ihr Freund, ihr Religionsverwandter, ihr Mitgenoſſe eines Syſtems und einer Zukunft kann dem Weibe ihr ſchönſtes Kleinod nicht wieder rauben, oder er müßte es ihr verbieten können, eine Religion zu haben. Die chriſtlichen Schriftſteller aller Jahrhunderte haben daher das andere Geſchlecht als Glaubensgenoſſinnen in ihren Schutz genommen, und die heiligen Väter reden ſehr oft von ihm mit Achtung und ſogar mit Begeiſterung, ſo ſehr ſie auch auf der andern Seite gegen die tauſendfachen Verſuchungen durch dieſes Geſchlecht declamiren. Es iſt keinem dieſer heiligen Männer eingefallen, das weibliche Geſchlecht aus der Societät hinaus zu ſtoßen; ſelbſt die nachherige Errichtung der Klöſter war kein Beweis der männlichen Deſpotie, ſondern nur eine Art heiliger Sorgfalt, Pflanzſchulen für die weibliche Tugend anzulegen, und, ihrer Meinung nach, unſchuldige Seelen für die Ewigkeit zu retten. Auch durch die Einführung des Cölibats wollte man keine Verachtung gegen das ſchöne Geſchlecht documentiren, indem dadurch der vertrauliche Umgang zwiſchen beyden Geſchlechtern nicht aufgehoben wurde. Die römiſchen Hierarchen meinten nur: daß ſich ihr Reich und ihre Intriguen beſſer durch unbeweibte als durch verheirathete Prieſter gründen ließen. — Auch war in den erſten Zeiten der chriſtlichen Kirche die Ehe ein ſo geheiligter Stand, daß man ſie als ein auf immer abgeſchloſſenes Bündniß der Herzen betrachtete, und nicht einmal eine zweyte Verheirathung geſtattete, wenigſtens durfte der Prieſter, welcher zum zweyten Mal, oder auch nur eine Wittwe heirathete, nicht mehr Prieſter ſeyn. *)

„Das Chriſtenthum, ſagt Thomas in ſeinem Essai sur le caractere, les moeurs et l'esprit des femmes — ward eine ganz neue Geſetzgebung, und gebot den Frauen und den Sitten ſtrengere Verpflichtungen; es zog die Bande der Ehe enger zuſammen; es machte aus einem politiſchen Verein ein heiligeres Band, welches nun der Staat und die Kirche unter dem Schutze der Gottheit knüpften. Das Chriſtenthum begnügte ſich nicht damit, Handlungen nur zu verbieten, ſondern dehnte ſein moraliſches Reich bis auf die Gedanken des Menſchen aus. Ueberall ſetzte es der Sinnlichkeit Grenzen; es verfolgte das Verbrechen bis in ſeine Schlupfwinkel, und befahl ihm ſein eigener Verräther zu ſeyn, und vor ſeiner Schwäche zu erröthen. Die Geſetzgebung der Griechen und Römer bezog alles auf den Nutzen der Societät; das Chriſtenthum befahl dagegen die Verachtung dieſer Welt, und richtete den

---

*) Bayle Wörterbuch, im Artikel Athenagoras.

Geiſt zu einer ganz von ihr verſchiedenen hin. Daher entſprang die Idee einer gewiſſen unſichtbaren Vollkommenheit; das Chriſtenthum befahl ſeinem Volke die Verwerfung alles Sinnlichen, die Herrſchaft über die Seele und eine gewiſſe übernatürliche und erhabene Stimmung des Gemüths, von der nun Alles ausgehen mußte. Daher die Gelübde der Enthaltſamkeit und des Cölibats; das Leben wurde nun wie ein Kampf betrachtet; die Heiligkeit der Sitten verbreitete einen Schleier über die Geſelligkeit der Natur; die Schönheit fürchtete, den Männern zu gefallen, und die männliche Kraft ward gegen ſich ſelbſt ſchüchtern; man mußte ſich ſelbſt beherrſchen lernen, und der Ernſt des Gemüths wuchs täglich durch die Schwächung der Sinne. Alles dieß gab den Sitten eine neue Richtung. Da die Frauen faſt alle eine ſehr lebhafte Einbildungskraft und ein ſehr warmes Gefühl haben: ſo übten ſie jetzt Tugenden aus, wodurch ſie um ſo mehr geſchmeichelt wurden, je mühſamer ihre Ausübung war. Es macht den Menſchen faſt eben ſo glücklich, große Leidenſchaften zu überwinden, als ſie zu befriedigen. Das Gemüth fühlt ſich in ſeinen

Anſtrengungen beglückt, und wenn es nur thätig ſeyn darf: ſo liegt ihm wenig daran, ſeine Thätigkeit gegen ſich ſelbſt zu richten.“

„Ein anderes Geſetz befahl den Bekennern des Chriſtenthums, ſich einander zu lieben und als Brüder beyzuſtehen. Das andere Geſchlecht, von Natur tugendhaft, zärtlich und mitleidig, reichte nun ſeine Hände zum Dienſt der Dürftigen hin. Zu gleicher Zeit führten die Verfolgungen neue Gefahren herbey; man mußte für ſeinen Glauben oft Ketten, Verbannung und den Tod ſelbſt tragen. Der Muth ward Pflicht; aber es giebt eine Herzhaftigkeit, welche als ein Product der Vernunft kalt, unerſchrocken und ruhig iſt; dieß iſt der Muth der Philoſophie und des Geſchäftsmannes. Es giebt aber auch einen Muth der Einbildungskraft, dieſer glühet auf, und ſtürzt ſich in die Gefahren; man findet ihn gewöhnlich bey Religioſen; bey den Chriſtinnen wurde er durch die größten Beweggründe unterſtützt. Indem ſie gleichſam über die Kraft ihres eigenen Geſchlechts hinausgingen, ſtürzten ſie ſich in Flammen und Scheiterhaufen, und opferten ihren zarten Leib den größten Martern.“

„Als das römiſche Reich durch die herbeyſtrömenden Barbaren unterging, nahmen die Ueberwinder von den Ueberwundenen das Chriſtenthum an, und überall waren hierbey die Frauen geſchäftig. Die Bekehrungsſucht und der heilige Eifer iſt von jeher dem andern Geſchlecht eigenthümlicher, als uns geweſen.“ „Entweder, ſagt Thomas, ſchließt ſich ihre Schwäche ſo gern an ſogenannte heilige Meinungen an, um für ihre Seele eine Stütze mehr zu haben, — oder ihre lebhaftere Einbildungskraft entglühet in einem höhern Grade für Gegenſtände, welche auſſerhab der Natur, und bisweilen ſelbſt außerhalb den gewöhnlichen Grenzen der Vernunft liegen, — oder die religiöſe Ueberzeugung der Männer iſt mehr an das Nachdenken, die der Frauen mehr an das Gefühl gebunden, — oder ſie betrachteten die Religion als einen Rückhalt ihrer Schwäche gegen die Kraft des Mannes, — oder ſie wollten, vermöge ihrer natürlichen Neigung, über Alles zu ſiegen, auch die Meinungen und die Seelen beherrſchen; — genug, Frauen waren es, welche dem neuen Glauben durch ihre Reize dienten, und durch die Bekehrung ihrer Männer den

größten

größten Theil Europens für das Chriſtenthum anwarben. Sonderbar, daß eben die Barbaren, welche Verheerung und Verwüſtung überall mit ſich führten, zugleich den Geiſt der Galanterie gründeten, der noch jetzt in Europa herrſcht. Die Sitte, die Frauen als unſere Regentinnen zu betrachten, iſt aus dem entfernteſten Norden zu uns gekommen; dort war gleichſam die Wiege der Chevallerie; die Weiber waren der Preis ihrer Tapferkeit. Der Krieger mußte, um ſeiner Dame würdig zu werden, in entfernten Weltgegenden kämpfen, und für ſie ſterben können. Das Recht des Schwerdts entſchied in Heirathen." u. ſ. w.

Galanterie in den mittlern Jahrhunderten.

Anthropologiſche und hiſtoriſche Gründe ihrer Entſtehung und Verbreitung. In einem allgemeinen Gemählde derſelben.

Die Galanterie der mittlern Jahrhunderte gewährt dem Menſchenbeobachter ſo mannigfaltige große und kleinliche Anſichten, und die Geſchichte ſelbſt zeigt ſich da in einer ſo ſonderbaren Criſe der Cultur und der Sitten, daß man ſich jene Erſcheinung beliebig bald ſo, bald anders erklärte. Das bloße Abſchreiben aus den Turnierbüchern, wie aus den ältern und neuern Ritterromanen führt zu keiner beſtimmten Anſicht jener Galanterie, die ſelbſt ein Montesquieu nicht recht ins Auge faßte, ob er gleich darinn Recht haben mochte, wenn er ſie für eine Lüge der Liebe erklärte. Ein ſo wichtiger Gegenſtand der Geſchichte und ihres localen Zeitgeiſtes darf nicht einſeitig beurtheilt werden, und mit einzelnen Noten und abſprechenden hiſtoriſchen Sentenzen wird hier nichts ausgerichtet. Es iſt beſſer, daß die raiſonnirende Vernunft ſich in jenen Zeitgeiſt hineinwirft, die Entſtehung einer ausgezeichneten Devotion roher Männer gegen das zartere Geſchlecht aus der Natur des menſchlichen Gefühls und der damals ſich darauf gründenden Sittenweiſe, d. i. aus der Originalität des geſchichtlichen Menſchen, zu erklären ſucht. Denn die Eigenthümlichkeit jedes einzelnen Jahrhunderts iſt weiter nichts, als die Abbildung des menſchlichen Gemüths in irgend einer individuellen Form, und es iſt daher in der ganzen Geſchichte nie etwas Beſonderes oder Wunderbares, wenn man den allmähligen Fortſchritt zu dem individuellen Zeitgeiſte berechnet. Wir ſehen überall nur in dem großen Spiegel der Geſchichte den Menſchen als ein despotiſches oder abhängiges Weſen. Eine andere Form hatte er nicht, und ſeine Exiſtenz liegt mithin zwiſchen Befehlen und Gehorchen. Aber das Letztere iſt eine gewiſſe heroiſche Sclaverey, wenn der Mann, wie in den Ritterzeiten, ſich ſelbſt dem ſchönen

Geſchlechte als einen gehorſamen Schutzheiligen anbietet, da er wohl weiß, daß er von der einen Seite der Stärkere iſt, aber auch von der andern Seite wieder unter dem Weibe ſteht; — denn wie könnte er ſonſt ſie, als der Schutzgott der Sitte, ſchützen und zugleich gehorchen?

Damit wir uns bey Erklärung der ritterlichen Galanterie in keine Chimären verlieren, auch nicht einmal, wie Palaye, in dem Rittergeiſte ſelbſt zu viel Großes und Erhabenes erblicken: ſo wollen wir lieber die Sache ganz ſo nehmen, wie ſie war, und die Gründe in der Natur der Dinge aufſuchen, warum und wie in den mittlern Jahrhunderten die Galanterie entſtand.

1. Wenn ſich eine geſellige Nation nur einigermaßen zu veredeln anfängt, und aus ihrer Uncultur ſich durch mildere Sitten, und durch die Bildung einer freundlichern Sprache hebt: ſo ſcheint dieſe Veredlung bey dem zarten Geſchlechte gemeiniglich zuerſt hervor, faſt ſo wie ſich das Mädchen gemeiniglich früher, als der Knabe, bildet und hebt. — Alles Edle, Schöne und Gute drückt ſich der weiblichen Form des Denkens und Handelns leichter und lieblicher, als

dem härtern Charakter des Mannes auf, — zeigt frühere Blüthen und Früchte, und das geſittete Weib des mittlern Zeitalters war im Vergleich mit dem rohen, kaum halb gebildeten, unter den Waffen herangewachſenen Ritter gewiß ſchon ein ſehr vollendetes Weſen. Wenn ſie auch noch wenig Kenntniſſe und noch weniger Kunſtfertigkeiten beſitzen mochten, wie denn auch die vornehmſten Damen jener Zeit kaum leſen und ſchreiben konnten: ſo war ſie doch wenigſtens eine gewandte, fleißige und religiöſe Hausfrau, die auf ihr und ihrer Familie Ehre hielt, — oder ein Mädchen, welche durch ihre ſittſame Unſchuld oder durch die Reize ihrer Schönheit ſelbſt den rohern Mann an ſich zog. Er mußte es fühlen, daß er in Abſicht der feinern Bildung unter ihr ſtand, und betrachtete daher ihre Zuneigung zu ihm um ſo viel mehr als ein unverdientes Geſchenk, welches ſeine ganze Huldigung verdiene. Auch hier berührten ſich die Extreme in der weiteſten Entfernung auf eine freundliche Art, weil die Rohheit ſich der gebildetern Weiblichkeit zu Füßen werfen mußte, wenn jene den Beyfall männlicher Tapferkeit in dem ſchönen Auge des Weibes leſen und ſich belehnt fühlen wollte. — Dieſer Beyfall entging dem rohen Krieger nicht, weil ihn das andere Geſchlecht in ſo ſtürmiſchen Zeiten, wo kein ſchönes Weib vor Entführungen ſicher war, als einen Schutzgott ſeiner Schwäche öffentlich verehren mußte. Wirklich thaten auch damals die Ritter für das ſchöne Geſchlecht ſo viel Großes, Kühnes und Erſtaunliches, als noch in keinem Zeitalter geſchehen war. Aber der natürliche, hellere Verſtand jenes Geſchlechts mochte auch über den Kleingeiſt tauſend irrender Ritter weit hinaus ragen, und ihnen nicht ſelten zum Leitſtern dienen, wenn ſie in ihren harten Befehdungen und tollkühnen Kämpfen zu weit gehen wollten. Nun verband ſich in der Seele des rohen Kämpfers die Achtung gegen das andere Geſchlecht mit jener Art der Dankbarkeit, die faſt immer entſteht, wenn der Muthige ſich ſanft und klug geleitet ſiehet. Sein aufgebrachter Sinn will endlich ſelbſt an der Seite der Weiblichkeit wieder ausruhen, und horchen und vernehmen, ob er den Kampf von neuen beginnen, oder der Vernunft Gehör geben ſoll. Die ſtürmiſche Kraft des Kriegers kann und will nicht immer wirken;

er ſehnt ſich nach dem ſtillen Frieden ſeines Hauſes; er denkt ſich daſſelbe in der Ferne als einen Tempel des ſtillern Glücks, und ſeine Göttinn iſt dort ſein Mädchen oder ſein Weib.

Daher waren auch die Ehen in jenen Jahrhunderten der Halbcultur ſo heilig gehalten, weil der rohere Mann, entfernt von unſerer Erziehungskünſteley, ſein beſſeres, verſtändiges und keuſches Weib als eine Heilige betrachtete, die ihm vom Himmel geſandt ſey, den rauhen Sinn des Mannes zu biegen und zu veredeln. Alles Gute, was er an ſich ſelbſt fand, ſchrieb er damals der Königinn ſeines Herzens zu. Daher das Hingeben ſeines ganzen Ich's an ein weibliches Weſen, deſſen Heiligkeit er nicht erreichen zu können glaubte; daher das Ideal eines ſolchen Weſens, welches ſich die ſchwärmeriſche Phantaſie des Ritters um ſo viel dreiſter entwarf, weil ſeine Geliebte mit ihm einerley Religion hatte; daher alle Formen der Rittergalanterie, die ſo oft ins Kleinliche fielen, weil die Liebe, ſie mag wahr oder verſtellt ſeyn, dieſem Charakter nicht ausweichen kann; daher das feſtere und lebendigere Anſchließen des Starken an das zartere Geſchlecht.

weil er ohne daſſelbe ſeiner eigenen männlichen Kraft gar bald überdrüſſig wird, und in ſich ſelbſt, — in ſeiner eigenen Stärke, einen Grund des Gehorchens findet. Die Galanterie, wenn ſie wirklich der Liebe oder auch nur der Achtung gegen das andere Geſchlecht angehörte, alſo wie ſo oft nicht bloß das Spiel eines leeren Ceremoniells war, — ging daher aus einem Bedürfniß der Stärke hervor, ſich mit dem Sanften und Zarten näher zu verbinden, um einen Theil ihrer rohen Natur durch das Weib abzulegen. Dieſes Bedürfniß entglühet auch in den ungebildetſten Männern oft auf eine ſichtbare Art, wenn ſie ſich in der Nähe edler Frauen befinden, und ſo ſah man oft verwilderte Renommiſten in die Form zärtlicher Ritter übergehen, weil ſie die Contraſte ihrer Ungeſchliffenheit mit der Sittenfeinheit liebenswürdiger Frauen nicht länger tragen konnten. — Das Gefühl in der Nähe des Edeln und Schönen: „du biſt das noch nicht!“ — wirkt in einem nicht ganz ſeelenloſen Manne einen unbehaglichen Zuſtand, der ſich ſein Zurückbleiben ſelbſt zum Vorwurf macht, und, um es zu verſtecken, wenigſtens das Aeußere gefällige

Decorum gegen das ſchöne Geſchlecht, — und die Schminke der Cultur annimmt. Dieß Gefühl iſt um deſto lebendiger, wenn das Zeitalter dem Manne und dem Weibe, wie in damaligen Zeiten, eine gewiſſe Andächteley gebietet, und der geſellige Ton faſt ganz durch die Prieſter beſtimmt wird. Dieſe Erklärung der Rittergalanterie wird die Folge dieſes Werks zeigen.

Dieß ſey nur der vorläufige Eingang zu der anthropologiſchen Anſicht einer Zeitſitte, die vorher nie vorhanden war, und auch nachher nie wieder geſehen worden iſt, alſo immer als ein ſeltenes Geſtirn an dem großen Himmel der Geſchichte eine größere Aufmerkſamkeit verdient, als man ihr bisher geſchenkt hat. Nachher, als die Männer durch die neuere Cultur vielleicht zu hohe Begriffe von ihrem ausſchließlichen Genie bekamen, alſo die Contraſte zwiſchen geſelliger Rohheit des Mannes und weiblicher Civiliſation verſchwanden, folglich ein Geſchlecht dem andern in der geſelligen Vollkommenheit gleich ſeyn wollte, — da hörte auch die Galanterie in ihren alten Formen auf. Man kämpfte nun nicht mehr für das zartere Geſchlecht, ſondern ſchuf die alte heroiſche Ritterſitte nun in die Hofſprache des Ceremoniells um, die Montesquieu ſo richtig beſchreibt *).

II. Die Eitelkeit des Mannes, ſich als den Vertheidiger des andern Geſchlechts hinzugeben, verbunden mit dem frommen Glauben jedes Ritters, daß ſein Fräulein die ſchönſte und herrlichſte unter allen ſey, hatte keinen geringen Einfluß auf das Originelle der Chevallerie. Wir dürfen nur die Leidenſchaft der Liebe in ihren wunderlichen Aeußerungen und theatraliſchen Wendungen näher beobachten, — und wir können uns ſchon einzelne Theile und Theilchen des Rittergeiſtes daraus erklären. — Man begeht die nähmlichen Thorheiten, wenn man ſich einbildet, verliebt zu ſeyn, oder wenn man es wirklich iſt; oder vielleicht im erſtern Falle noch mehrere, weil die überſpannte und exaltirte Phantaſie zu viel comiſche oder tragiſche Künſteley

---

*) „Ce desir général de plaire produit la galanterie, qui n'est point l'amour, mais le délicat, mais le leger, mais le perpétuel mensonge de l'amour." Esprit des Lois. Liv. 28. Chap. 22.

erfinden muß, um den äußern Schimmer der Liebe zu behaupten, — dagegen die wahre, als eine ſo einfache Natur, auch einfacher wirkt, mit dem Schimmer,nichts zu thun hat, und ſogar weniger ſchwärmeriſch iſt. Die erkünſtelte Liebe mußte ſich in ihrem Schwunge durch Ceremonien, durch zärtliche Gebräuche, durch große Opfer zu kleinen Zwecken, und ſogar durch Andächteley und ſogenannte Gottesfurcht gründen und erhalten, ohnerachtet der Ritter, welcher für ſeine Geliebte ſterben wollte und konnte, vielleicht ein höchſt unſittlicher Menſch war. Aber aus jener theatraliſchen Ritterliebe ging doch gewiß ſehr oft die wahre hervor, weil es eine bekannte Erſcheinung der Seelennatur iſt, daß eine innere Leidenſchaft durch das bloß zufällige oder abſichtliche Nachahmen ihrer äußern Zeichen und Symbole ſelbſt geweckt werden kann; daher ſogar bey einem muntern Umgange kein Menſch in allen Augenblicken derſelbe iſt, ſondern durch die flüchtige Mittheilung des geſelligen Feuerſtoffs gegen den Geiſt Anderer, bald theilweiſe, bald ganz umgetauſcht wird. — Der Ritter des Mittelalters, welcher, nach der romantiſchen Weiſe jener Zeiten, eine Heilige im Himmel oder auf Erden anbeten mußte, [wobey aber doch immer die irdiſchen den Vorzug behielten,] dachte Anfangs wohl ſelten daran, daß aus dieſen Tändeleyen nach und nach oder auf ein Mal ein ernſtes zärtliches Wohlwollen gegen die Dame ſeines Herzens entſtehen werde. —

Aber die Eitelkeit des Mannes ſchlummerte gar ſäuberlich im Hintergrunde ſeines Rilteregoismus, und die Liebe entſtand oft in dem Augenblick, wenn er den romantiſchen Heldenkampf für die Königinn ſeines Herzens begann. Dieſe machte von nun an das höchſte Ziel ſeiner Ehre und ſein Ehrgefühl ſelbſt aus, und ging eben darum gar leicht zu dem innigſten Wohlwollen gegen das zweyte Geſchlecht über. Was konnte man auch von einem jungen, gefühlvollen ſchwärmeriſchen Kopfe, bey einem ſolchen Kampfe auf Leben und Tod, anders erwarten, als daß er ſich für ſeine Göttinn begeiſtert und bezaubert fühlte, — wenigſtens ſich ſo anſtellen mußte, weil es die Zeitſitte unerbittlich von ihm forderte. Was man überdieß mit ſo vieler Kraft und ſo vieler Gefahr vertheidigt, was unſerer Ehre ſchmeichelt, was die Eiferſucht und die Phantaſie ſo mächtig hebt, — wird unſerm Herzen werth, und mußte vollends dem Ritter doppelt werth ſeyn, weil er, vermöge ſeiner Pflicht, nicht nur die Schwäche und Unſchuld des Weibes in Schutz nahm, ſondern auch durch die Geſchlechtsliebe bey ſeinen Kämpfen angefeuert wurde.

Eben ſo war es die höchſte Beleidigung jener Rittereitelkeit, wenn man ſeiner Dame nicht den Preis einer vollendeten Schönheit oder anderer Vorzüge einräumen wollte. In ſolchen Fällen ſchonte der Ritter ſeiner beſten Freunde nicht, und konnte aus verliebter Wuth ein niedriger Mörder werden, weil er eines Theils ſich nicht in ſeinem Geſchmacke geirrt haben wollte, und andern Theils ſein weibliches Ideal nicht einem fremden Tadel aufopfern durfte. Je tapferer und wüthender man für die Auserwählte focht, je mehr glaubte man ihre Schönheit zu demonſtriren, und über den Werth aller andern Frauen hinauszuheben. „Man ſetzte voraus, ſagt Palaye, daß die Schönſte unter allen Damen auch nur den tapferſten Ritter lieben könne.“ Eben darum boten ſich Eitelkeit und Liebe in jenen Schwindlern ſo oft die Hand, ſo daß man ſchwerlich beſtimmen wird, welche von dieſen exaltirten Leidenſchaften die Rittergalanterie am meiſten begünſtigte. Die Geſchichte erzählt hiervon die ſeltſamſten Beyſpiele ritterlicher Unvernunft. Bisweilen fiel es einem ſo durchaus verliebten oder ſich verliebtſtellenden Heros ein, mitten im Schlachtgewühl andere Ritter heraus zu fordern, und höhniſch zu fragen: ob ihre heiße Liebe der ſeinigen gleiche? Eine ſolche Ausforderung wurde für eine Beleidigung gehalten, und war jedesmal die Loſung zu einen fürchterlichen Zweykampf. Ein ſolcher Fall ereignete ſich 1379 bey einem wüthigen Rittergefechte zwiſchen engliſchen und franzöſiſchen Herren bey Cherbourg. Sämmtliche Ritter waren von den Pferden geſtiegen, um zu Fuße deſto hitziger zu ſtreiten. Einer von den Rittern war nicht abgeſtiegen, und that obige Frage: wer der Verliebteſte unter ihnen ſey, möge den Kampf mit ihm beginnen. Er fand einen Gegner. Die Ritter ſahen unbeweglich dieſem Gefechte zu, und ſetzten ihr weiteres Handgemenge nicht eher fort, bis der eine ſeinen Enthuſiasmus mit dem Leben bezahlt hatte. Eben ſo ſchoß man ſich nachher zur Ehre der Frauen nicht ſelten mit Piſtolen, und bey der Belagerung einer Feſtung ſah man einſt einen tödtlich verwundeten Officier und ſterbend den Nahmen ſeiner Herzensköniginn auf einen Schanzkorb niederſchreiben. *)

III. Vornähmlich müſſen wir bemerken, daß die Ritter gleich nach ihrer Entſtehung den obern, man könnte ſagen, den oberſten Rang in der Societät einnahmen, und auf eine hundertfache Art ſich darinn willkürlich und deſpotiſch behaupteten. Der ganze Geiſt und Stolz des hohen und niedern Adels ſcheint bereits aus den mittlern Jahrhunderten ſchon mächtig hervor. Schon damals ſah er alle übrige Stände zu ſeinen Füßen. Der Bürger war der verachtete, der unedle; — der Ritter allein der geehrte Mann. Er allein durfte ſich den ehrenvollen Nahmen eines Miles geben; ſeine Weiber hießen allein Frauen, und da er ſich ſelbſt ſo große Huldigungen brachte: ſo durfte er dieſe um ſo weniger ſeinen gebildetern Damen verweigern. Alles,

---

*) De Sainte-Palaye. S. 95. nach Klübers Ueberſetzung. 1ſter Theil.

ſelbſt die größten Kleinigkeiten, die ihn betrafen, betrachtete er als wichtige Ehrenſachen. Nur Ritter durften ſich allein mit dem Schwerte ſchlagen, den andern Ständen erlaubte man den Stock. Nur die Nichtedeln kämpften mit entblößtem Geſicht. Schläge in das Geſicht konnten daher nur Nichtedle treffen, und ſo wurde eine Ohrfeige zur Schande. In Deutſchland beehrte man damit den jungen Ritter zum letzten Mal, ehe man ihn wehrhaft machte, d. i. das Ritterſchwert feyerlich umhing.

Nur Ritter trugen goldne Zierrathen, Scharlach, Hermelin und andere Koſtbarkeiten; waren frey von Zöllen; genoſſen Vorzüge vor Gericht, wurden zu Geſandtſchaften gebraucht, und durften ohne Rückſicht auf ihre Geburt Anſprüche auf Verbindungen mit den größten Häuſern machen. Kaiſer- und Königsſöhne, die noch nicht zu Rittern geſchlagen waren, hießen nur Junker. Kaiſer und Könige ließen ſich von Rittern zu Rittern ſchlagen, und verpflichteten ſich einander bey feyerlichen Gelegenheiten nicht auf Fürſten, ſondern auf Ritterehre. Alles dieſes warf einen hohen Glanz auf ihre Frauen und Töchter, und wir finden daher das andere Geſchlecht in den höhern Ständen nie ſo geehrt, als zu einer Zeit, wo ſich die Ritterwürde ſelbſt über die königliche erhob, und alle andere Stände ſo weit überſtrahlte. Durch die Turniere bekam die Ritterſchaft noch mehr Glorie, und fing nun vollends an, ſich von den übrigen Claſſen der bürgerlichen Geſellſchaft förmlich zu trennen. So wie niemand vor Gericht ſchuldig war, mit jemand den Kampf einzugehen, als der ſeines Gleichen war, eben ſo wollte man ſich nicht einmal mit jemand im Kampfe üben, wenn deſſen Voraltern nicht ſchon Zutritt zu den ritterlichen Uebungen gehabt. Ja, der Adel wollte auf den Domſtiftern und mehrern Klöſtern nicht einmal mit jemand beten oder ſingen, als mit ſeines Gleichen. Dieſer ſeltſame Ritterſtolz ward die Urſache, daß man nun aufmerkſamer auf Geſchlechtsregiſter wurde. Der hohe und niedere Adel legte ſich Geſchlechtsnahmen und Wappen bey, welche letztere Anfangs auf den Schildern und Helmen, nachher in Sigillen geführt wurden. Die Waffen wurden in dieſer Zeit ein ſo großes Vorrecht des Adels, daß ſich kein Unadlicher damit blicken laſſen durfte; Kaufleute, die auf ihren Reiſen zu ihrer Sicherheit Waffen mit ſich führen mußten, durften ihre Schwerter nicht um den Leib tragen, ſondern mußten ſie neben den Sattel herabhangen laſſen. *)

---

*) M. J. Schmidt's Geſchichte der Deutſchen. 6tes Buch. 15 Cap.

Anmerk. Man betrachtete in den damaligen Zeiten die Ritter als die mächtigſten Arme des Staatskörpers, und ſie waren es auch wirklich, denn ſie und die Geiſtlichen regierten damals die Welt, und die Fürſten waren gewiſſermaßen die Sclaven beyder Stände. Beyde wollten auch durch ihre Geiſtesvorzüge herrſchen, und beyden machte man das Compliment, daß die Wiſſenſchaften und die ſchönern Künſte des Lebens bey ihnen einheimiſch wären. Der Verf. des Buchs: Roman des ailes, ſagt unter andern: die Ritterſchaft iſt die Quelle des Gefälligen. Sie trocknet nie aus, ſo viel man auch daraus ſchöpfet. Sie iſt ein Geſchenk des Himmels, und die Ritter ſind die einzigen und wahren Beſitzer derſelben; ihnen gehet alles das zu Lehn, was davon auf die übrigen Erdenſöhne herabtraufelt; andere Leute haben davon nur die Oberfläche.“ — „Mancher Ritter, ſagt Schmidt B. 6. C. 16., der nach der heutigen Verfaſſung kaum be-

Es war natürlich, daß dieſer Ritterſtolz bey aller innern Rohheit des Gemüths und bey dem

---

merkt würde, machte damals auf ſeinem Schloſſe eine Figur, die ſelbſt Fürſten reſpectirten, und bisweilen zu fürchten Urſache hatten. Wenn er nichts mit Fehden zu thun haben wollte: ſo ſtand ihm ein weites Feld zur Ehre und Anſehen im Turniere offen. Die bloße Zulaſſung zu demſelben war ihm ſchon Bürge ſeines unbeſcholtenen Leymundes und ſeines edeln Bluts. Mehrere Siege machten ihn nicht allein zur Zierde ſeiner Verwandten und Mitgenoſſen, ſondern auch ſeiner Nation; dahingegen die heutige Art Krieg zu führen faſt alle perſönliche Tapferkeit aufhebt. — Noch mehr konnte ein Graf oder Dynaſt, der ſich heut zu Tage ebenfalls unter ſeines Gleichen verlieren würde, die Aufmerkſamkeit von ganz Deutſchland auf ſich ziehen, der Schrecken und die Stütze ſeiner Nachbarn werden, und ſich durch Tapferkeit, Großmuth und Verſtand einen ſolchen Nahmen machen, daß ihn ganz Deutſchland zu ſeinem Oberhaupte verlangte, welches der Fall Rudolphs von Habsburg, und noch einiger ſeiner Nachfolger war.“

Daher ſchilderten ſelbſt die mächtigſten Monarchen ihren Söhnen den Ritterſtand als die Grundlage aller Fürſtengröße und aller Staatsregierung. Selbſt königliche Prinzen durften nicht mit an der Tafel der großen Mangel damaliger Cultur unter den Männern, doch auch manche gute Seite hatte, wobey

---

Ritter ſpeiſen, ſo lange ihnen dieſe Würde noch nicht ertheilt war, und der reichſte Edelmann erſchien in der großen Welt wie eine unbedeutende Null, wenn ihm jener Rang fehlte. Daß ein jeder junger Ritter, ſobald er die Einweihung empfangen, ſogleich Andern eben dieſe Würde ertheilen konnte, ſetzte ihn neben die Mächtigſten der Erde, und geſtattete ihm von da an den vertraulichſten Umgang mit den größten Höfen. Starb ein ſolcher Rittersmann: ſo nannte man die Anzahl ſeiner Ritterjahre, wie man die Regierungszeit eines Regenten bezeichnete. Konnte der Ritter eine Anzahl Krieger für den Staat halten: ſo hatte er Anſprüche auf die Würde eines Grafen, Markgrafen und Herzogs, welchen Rang dann ſeine Gemahlinn mit ihm theilte. Sein höchſter Rang und ſeine höchſte Würde waren, wie bereits erwähnt, ſeine Waffen. Als der Vater Carls VI. von Frankreich dem jungen Prinzen eine mit Diamanten beſetzte Krone und einen ſchlichten Ritterhelm ſandte, um ſich eins von beyden zu wählen, ſagte der junge Fürſt: „geben Sie mir den Helm, und behalten Sie Ihre Krone!" Auch hat ſich vielleicht unter keiner Nation ein Stand in ſeinem Aeußern ſo ausgezeichnet, als der Ritterſtand. Selbſt ihre Wohnungen wurden als heilige Tempel der Ehre betrachtet. Ihre Burwiederum das ſchöne Geſchlecht am meiſten gewann. Denn da der Ritter auf ſeinen ausgezeichneten Standpunct einen ſo hohen Werth legte, daß er ſich ſtolz neben Könige und Fürſten ſtellte: ſo mußten auch die Ritterfrauen nicht nur glänzende Vorzüge erhalten, ſondern auch ihre eigene Ehre in einer vorzüglichern Sittlichkeit und Anſtändigkeit zu behaupten ſuchen. Hierdurch entſtand in den damaligen Zeiten ein gewiſſer moraliſcher Stolz der höhern Frauenwelt, der um ſo ſicherer ſeinen Weg ging, weil er ſich wirklich ſelbſt auf Moralität und Religioſität gründete, und jede Beleidigung des Weibes als eine Verletzung der Sittlichkeit und Religion ſelbſt betrachtete. Von dieſer Seite erſcheint uns das Mittelalter der weiblichen Sitte und ihres edeln Stolzes als ein freundlicher und glücklicher Zeitraum unſerer Vorwelt, — während die Männer in eben dieſem Zeitraume bey allen ihren tactiſchen Uebungen in der Galanterie nicht ſehr lie-

---

gen allein durften ſtattliche Mauern, Thürme und Wetterfahnen haben, und das Innere ihrer Häuſer prangte von Decorationen ihres Ranges.

benswürdig waren. Die Frauen hatten in dieſen Zeiten, wie durch eine gemeinſchaftliche Uebereinkunft, ihre geſelligen Menſchenrechte unter ſich ſelbſt ausgemacht, und da ihnen hierbey der Schutz der Religion zu Hülfe kam: ſo wagten es die Männer nicht, dieſen ſchönen moraliſchen Bund, bey dem ſie ſelbſt ſo viel gewannen, anzutaſten, ſondern halfen ihn ſogar gründen und verherrlichen, indem ſie Anfangs nachgaben, und in dem äußern Cultus der Frauen ihre eigene Ehre ſuchten. Dieſe Auszeichnung der letztern würde gewiß nie Statt gefunden haben, wenn die edeln Frauen der Vorzeit es nicht im ganzen Sinne des Worts und in einem Grade geweſen wären, wodurch ſelbſt der ungebildete Ritter bezaubert und begeiſtert werden mußte. Darum wurden ſie auch ſo feyerlich zu den öffentlichen Turnieren eingeladen, weil ſie wegen ihrer Tugend und ihres weiblichen Muths, der in jenem Zeitalter oft ſo heroiſch hervorglänzte, jenen Ehrenplatz verdienten, und weil die Männer nicht bloß von dem Muthe, ſondern auch von der Schönheit und Liebe gerichtet ſeyn wollten. Man legte auch hierauf einen ſo unendlichen Werth, daß man die Entehrung oder Beſchimpfung einer adelichen Dame gleichſam für ein Majeſtätsverbrechen hielt, welches den Ritter öffentliche Beſtrafungen zuzog, und ihn aus den Schranken warf.

Wir wollen von der damaligen großen Autorität der Damen bey jenen öffentlichen Kriegesſpielen nur Folgendes erzählen. Wenn ein Turnier gehalten werden ſollte: ſo wurden die Wappenſchilde der Ritter vorher in den benachbarten Klöſtern zur Schau aufgeſtellt. Gewöhnlich ſtrömte das ſchöne Geſchlecht dahin, um ſeine Neugier an dieſen Koſtbarkeiten zu beluſtigen. Ein Herold nannte den Damen die Ritter, welchen dieſe Schilder zugehörten, und wenn unter dieſen Prätendenten, die mitkämpfen wollten, ſich einer befand, über welchen ſich eine Dame zu beſchweren Urſache hatte: ſo berührte ſie nur ſeinen Helm oder ſein Schild, und dieß war ſogleich die Loſung zu einer ſtrengen Inquiſition ſeines Vergehens. Wurde er ſchuldig befunden: ſo folgte die Beſtrafung auf der Stelle; er wurde, zu ſeiner größten Beſchimpfung, von der Ehre des Turniers ausgeſchloſſen, und wagte er es dennoch, ſich im Turnier blicken zu laſſen: ſo ward er für ſeine Unbeſonnenheit durch öffentliche Mißhandlungen mit Stößen und Schlägen herausgetrieben. Nichts konnte den Unwillen der ihn züchtigenden Ritter einhalten, als die Verzeihung der Damen ſelbſt, die er mit lauter Stimme erflehen mußte. Noch auffallender zeigte ſich das große Anſehen des ſchönen Geſchlechts bey dieſen öffentlichen Luſtbarkeiten auf folgende Art, — daß es die ihm dienenden Ritter nicht ſelten an Feſſeln, wie gebundene Thiere, mitten durch die zuſchauende Menge vor die Schranken führte, und ihnen dieſelben wieder abnahm, wenn der Ritterkampf beginnen ſollte. Beym Eintritt in das feſtliche Turnier nannte ſich der Ritter einen Sclaven der Liebe, und einen Diener ſeiner Dame, deren Nahmen er mit tiefer Veneration ausſprach. Von dem Augenblick an war dem zärtlichen Schwärmer keine Heldenthat zu groß; er betrachtete den Nahmen ſeiner Göttinn als das Unterpfand eines gewiſſen Sieges, und kämpfte bisweilen ſo lange, bis er von ſeinem Gegner todt zur Erde geſtreckt wurde. Man hat mehrere Beyſpiele, daß eine große Menge ſolcher verliebter Thoren auf dem Platze blieb, während ihre Damen dem gräßlichen Schauſpiele beywohnten.

Die damaligen Schönen ließen es auch an keinen Aufmunterungen fehlen, um die verliebten Ritter nur noch mehr zu dieſen Hahnenkämpfen zu ſpornen, indem ſie dieſelben mit einem Stück ihrer eigenen weiblichen Kleidung beſchenkten, und an dieſe Zeichen den Muth des Ritters feſſelten. Es war ein Gürtel, Schleier, ein Knopf oder Armband, ein Kopfputz, eine Manſchette, oder auch etwas von ihren eigenen Händen Gefertigtes. Hiermit ſchmückte der Liebhaber ſeinen Helm, ſeine Lanze, ſeinen Schild, oder einen andern Theil ſeines Kleides aus, und er war untröſtlich, wenn ein ſolcher Lappen verloren ging. In dieſem Falle ſchickten dann die Damen ihren Rittern ein anderes Kleidungsſtück, damit ihnen ja der wunderthätige Talisman des männlichen Heroismus und ſeiner Liebe nicht fehle. So trug es ſich denn bisweilen zu, daß die Damen ihre Kleider bis auf das Hemd an die Ritter verſchenkten, und bey dieſer ſchwärmeriſchen Freygebigkeit einſtmals faſt ganz entblößt da ſtanden. — Es iſt nicht zu läugnen, daß die Galanterie wenigſtens die halbe Seele dieſer Spiele war, und daß die anziehende Feyerlichkeit derſelben durch die Gegenwart und Mitwirkung des ſchönen Geſchlechts ſehr erhöhet wurden. Man hatte auch wirklich keinen andern Grund hierzu, als Uebung der Kraft und Oſtentation einer romantiſchen Liebe, die durch den Zeitgeiſt angefacht wurde. Schon bey den Abendgefechten, welche vor dem größern Turniere zum Zeitvertreib, aber ohne große Gefahr, gehalten wurden, rief man: „Liebe den Damen! Tod den Pferden!“

Nach den Turnieren ſpielten die Damen wiederum die Haupt- und Ehrenrolle. Die Ritter fanden es höchſt billig, ihren Göttinnen, beym Beſchluß der Feyerlichkeit, noch ein beſonderes Merkmal ihrer Achtung zu geben. Die Ritter endigten nie ein Lanzenrennen, ohne noch eine Lanze zur Ehre der Damen zu verſuchen, welches man den Damenſtoß nannte, und dieſes war unter allen Turniergängen derjenige, worinn ſich unſere Helden am meiſten hervorzuthun ſuchten, weil dieſes Gefecht zugleich das gefährlichſte des Turniers war. — Oft entſchieden die Damen auch ganz allein, wem der ehrenvolle Nahme des Siegers zukomme, und betrachteten ſich als förmliche Richterinnen in den Sachen des Muths und deſſen Belohnung. Frauenzimmer waren es, welche dem Sieger den feyerlichen Dank, das ruhmvolle Angebinde ſeines Heldenmuths, mit hohen Lobſprüchen überreichten. Beym Empfang deſſelben durfte der ſieggekrönte Ritter einen Kuß auf ſchöne Lippen drücken, und dieß ſchien das höchſte Ziel ſeines Triumphs zu ſeyn; Frauenzimmer führten ihn durch die Menge des jauchzenden Volks, unter dem Schall der Trompeten und Pauken, nach dem Pallaſt, wo ihn die Großen erwarteten; Frauenzimmer entwaffneten ihn, und legten ihm prächtige Kleider an, kurz, das ſchöne Geſchlecht war bey dieſen Volksfeſten die ſchöne Triebfeder und der Abglanz ihrer Herrlichkeit.

Da der Menſch vornähmlich in rohern Zeitaltern und überall ſo ſehr von ſinnlichen, beſonders feyerlichen Eindrücken abhängt, und einen Theil ſeines Glücks darinn ſucht: ſo iſt es leicht begreiflich, warum auch hierdurch das andere Geſchlecht damals ſo hoch verehrt wurde. Der Ritter wäre ohne die Frauen damals gar nichts geweſen; wenigſtens hätte ſeine Ehre nur von den Lobpreiſungen anderer Männer abgehangen, die doch wohl eben ſo tapfer, wie er ſelbſt, ſeyn konnten. Ein ſolches Lob wäre für ihn nicht zureichend geweſen; er ſuchte es daher bey dem ſchwächern Geſchlechte auf, weil ihm das Lob der Schönen deſto unverdächtiger und liebevoller erſcheinen mußte, jemehr ſie damals durch die Tapferkeit des Mannes geſchätzt wurden.

IV. Vornähmlich muß man zur Erklärung der Galanterie des Mittelalters Folgendes bemerken. Schon die ganze Erziehung der Ritterjugend war ganz dazu geeignet, ihr die Huldigungen und die große Veneration gegen das ſchöne Geſchlecht einzuflößen, — und man weiß, wie mächtig alle Jugendeindrücke auf das ganze Leben hinaus in uns wirken. Dieß mußte vornähmlich bey einer Leidenſchaft der Fall ſeyn, die gerade dann in ihren erſten leiſen Funken aufglühete, wenn der Jüngling die erſten Lectionen in der Kunſt zu lieben bekam. An dieſer Erziehung hatten die Damen ſelbſt den größten Antheil, und die feine und galante Lebensart konnten doch wohl die jungen Männer nur in der feinern Frauenwelt erlernen. Denn der rohe Rittersmann ſelbſt bildete ſeine Jungen doch eigentlich nur zu Kämpfern und Soldaten, lehrte ſie die Lanzen zu gebrauchen, ihren Körper abzuhärten, mit Schnelligkeit ein Roß zu beſteigen, und in ſeiner Rüſtung den Helden zu machen; — kurz, es war weiter nichts, als eine Stallmeiſtererziehung, welche bloß die körperliche Stärke des Mannes betraf, ohne deſſen Sitten und Liebenswürdigkeit zu bilden. Selbſt in der Religion und ihrer Geſchichte, welche erſtere an ſich ſchon nur eine Menge von Ceremonien und äußern Gaukeleyen ausmachte, wodurch der junge Ritter überhaupt ſchon an das Ceremonielle gewöhnt wurde, — erhielt er den erſten Unterricht von ſeiner Mutter oder ſeinen Schweſtern, und das dankbare Andenken an dieſe feyerlichen Stunden mußte den Jüngling lebenslang für das zärtliche Geſchlecht gewinnen. Die Hauptformel dieſer Erziehung hieß damals: „liebe Gott und das ſchöne Geſchlecht!“ Beyde Maximen machten gleichſam nur ein Ganzes aus, und ſo ging vorzüglich bey jungen ſchwärmeriſchen Köpfen die Religion bald in Galanterie, bald die Galanterie in Religion über. Nach der Glaubenslehre der Dame: des belles Cousines, ward ſogar derjenige Ritter ſelig, welcher ſeiner Huldgöttinn treu zu dienen verſtand.

Nach der Verſicherung des Saintré pflegten die Damen die Ritterknaben zu gleicher Zeit in dem chriſtlichen Catechismus und in der Liebe zu unterrichten. Um den jungen Anfängern zu den Uebungen der Galanterie Gelegenheit zu geben, durften ſie ſich ſchon frühzeitig eine der ſchönſten und tugendhafteſten Damen des Hofes, wo ſie lebten, zu ihren Huldgöttinnen wählen. Dieſe war gleichſam ihre Seelenfreundinn, und dieſer vertraueten die jungen Leute ihre Gedanken und Handlungen an. Aber dieſe Liebe, ſetzt St. Palaye hinzu, war ſo nachſichtsvoll wie die Religion des Zeitalters, und erlaubte auch andere minder reine und minder anſtändige Leidenſchaften. — Uebrigens iſt es ſehr begreiflich, daß ein ſolcher Umgang mit dem ſchönen Geſchlechte auf den Anſtand, auf die Sitten, und ſelbſt auf die Tugend junger Männer einen großen Einfluß haben mußte. Bey der großen Autorität des andern Geſchlechts in der höhern Welt und ihrer damals noch ſo herrſchenden Frömmigkeit durften ſich die jungen Ritter in Gegenwart der Frauen keine unſchickliche Freyheiten erlauben, und die Achtung ſelbſt, welche die Knappen ihren Wohlthätern und Wohlthäterinnen, von denen ſie erzogen wurden, ſchuldig waren, erhielt jene bey einer anſtändigen und ſittſamen Lebensweiſe, wenigſtens ſo lange, bis ſie in das öffentliche Leben hinausſtürmten. Ihre Jugend war eigentlich nur ein ſtrenges Erziehungsleben, welches durch die Nähe ihrer Gebieter und Gebieterinnen überall bewacht wurde, und am wenigſten gegen die Ehre der Hausfrauen anſtoßen durfte. Auch an den Geſellſchaften und Familiengeſprächen, an häuslichen Beluſtigungen und Feſten, nahmen die Knappen Theil, und wurden wie Kinder des Hauſes gehalten. Es lag alſo ſchon in ihrem Berufe, ſich die Gunſt des Familienvaters und der Familienmutter zu erwerben, und, wenn ſie zu verſtändigern Jahren kamen, entſtand daraus ein Eifer und eine Achtung für die Hausmutter, die lebenslang dauerte, und die Verehrung des Edeln und Schönen nur deſto tiefer gründete.

Wenn auch in dieſer Erziehungsperiode der jungen Ritter ſich manche pädagogiſche Thorheit und manches lächerliche Ceremoniell einzumiſchen pflegte: ſo mußte doch das Beyſpiel ſo vieler edler Frauen und deren anſtändige Sittenweiſe gar mächtig auf die jungen Leute wirken. Hierzu kam noch der wichtige Umſtand, daß ſie den übrigen Adel bey ſeinen Beſuchen und Feſten mit Artigkeit und Beſcheidenheit bedienen, ſeinen Wünſchen entgegenkommen, und ſich durch einen freundlichen und rittermäßigen Anſtand empfehlen mußten. Hier übten ſie ſich in der herrſchenden Kunſt und Sitte des beſſern Umganges, in der Manier des gefälligen Ausdrucks, in den mancherley kleinen Verſuchen und Artigkeiten, dem ſchönen Geſchlechte zu gefallen, in der ſogenannten Courtoiſie und in der Geſchicklichkeit, den Schönen ohne Uebertreibung etwas Liebes und Gefälliges zu ſagen. Dieß weckte ihre Aufmerkſamkeit auf den beſſern Geſelligkeitston, und auf die Mißgriffe deſſelben; dieß machte ſie bey ihren Tänzen mit vornehmen Damen angenehm, und da ihnen immer das glänzende Ziel ihrer künftigen Rittereinweihung vor den Augen ſchwebte, und dieſe mit von dem Beyfalle der Damen abhing: ſo war es ſehr natürlich, daß ſie das ſchöne Geſchlecht als ihre größten Wohlthäterinnen

rinnen und Erzieherinnen lebenslang verehrten.

V. Ferner darf man behaupten, daß vielleicht nichts einen ſo großen Einfluß auf die Entſtehung und Ausbreitung der Rittergalanterie gehabt habe, — als die Prieſter und das Prieſterthum. Dieſe andächtigen und zärtlichen Schlauköpfe wußten es recht gut, daß oft rohere Männer von gebildeten und verſtändigen Frauen am leichteſten beherrſcht werden, und daß ſich der rohe männliche Stolz für ſie nicht ungern intereſſirt. Auch fanden die Prieſter und Mönche in ihrer Religion Gründe genug, das andere Geſchlecht in Schutz zu nehmen, und ihm um ſo mehr zu huldigen, je mehr Vortheile ſie von dieſem weichen und mildthätigen Herzen erwarten konnten. — Es iſt doch auch in der That auffallend, daß die Galanterie der Ritterzeit mit dem Verbote der Prieſterehe faſt ganz zuſammentrifft. — Ein Verbot, wodurch die liebevolle Hinneigung ſo vieler junger Männer zu dem weiblichen Geſchlechte nicht aufgehoben, ſondern vielmehr geſpornt wurde, ſich ihm in allen Formen der Artigkeit und Galanterie zu nähern, —

und ſo iſt wohl nichts natürlicher, als daß hierinn die Geiſtlichen ſelbſt die galanten Lehrmeiſter des Ritterſtandes wurden. Hierzu kam noch der wichtige Umſtand, daß die Prieſter in den Häuſern des Adels ſich ein faſt unumſchränktes Anſehen und Vertrauen zu erwerben wußten; daß ſie die Bildung und den äußern Anſtand der vornehmen Jugend leiteten; daß ſie die Beſtrafungen der Aeltern ſelbſt faſt allein in den Händen hatten; daß ſie ſich überall in die Angelegenheiten der Ehe miſchten; daß ſie die Hausfreunde der Männer und Weiber waren; — daß ſie endlich ſchon damals mit mächtiger Hand in die Politik hinein griffen, und die Verhältniſſe zwiſchen Staat und Cultur, zwiſchen Religion und weltlicher Macht faſt allein beſtimmten, und jede Kraft des Menſchen und der Societät zum Vortheile und nach dem Sinne der Geiſtlichkeit einzurichten wußten.

Eben ſo ſiehet man aus tauſend Beyſpielen des Mittelalters, daß der Ritterorden faſt immer am Gängelbande der Pfaffen geleitet wurde, und, genau beſehen, eigentlich ihr künſtliches Werk war. — Von der erſten Einweihung des jungen

Buben zum Knappen bis zur letzten geiſtlichen Einſegnung des ſterbenden Ritters befand dieſer ſich in der Hand des Prieſters, und ſelbſt dadurch, daß dieſer ſich dem heiligen Schutze eines weltlichen Armes anvertrauete, oder vielmehr ihn würdigte, ſein Schutzengel zu ſeyn, machte er den Ritter zum Sclaven des Geiſtlichen. Ohne eine religiöſe Einweihung hätte ſich jener auch nicht einmal einen Ritter nennen dürfen; der Prieſter war hierzu faſt nöthiger, als er ſelbſt; das Ceremoniell war in ſeiner ganzen Form, ſo wie das Gelübde, durchaus nur prieſterlich. Die Aeltern des jungen, zum Knappen avancirten Edelmannes begleiteten ihn, mit brennenden Wachslichtern in den Händen, zum heiligen Altar, und zum feyerlichen Opfer. Dann nahm der Prieſter einen Degen, nebſt dem Degengehänge von dem Altare, ſprach verſchiedene Segen darüber, und umgürtete damit den jungen Edelmann, welcher ſolchen von nun an tragen durfte. Das Heilige ſeiner Waffen, worauf er einen ſo großen Werth legte, konnte alſo nur der Prieſter dazu machen. Der geſegnete und eingeweihete Degen war für den jungen Ritter gleichſam ein Geſchenk des Himmels, — deſſen Nutzen und Gebrauch erſt durch einen Religionsactus autoriſirt wurde, und ohne dieſe Autoriſation keinen Werth gehabt hätte.

Mit noch größerer und andächtigerer Feyerlichkeit wurde die Einweihung zum wirklichen Ritterſtande [gewöhnlich im zwanzigſten Jahre des jungen Heros] vollzogen. Dieſe Ceremonie war gleichſam ein prunkendes Schauſpiel der Gottesfurcht, und die Geiſtlichen zeigten ſich dabey in dem vollen Glanze ihrer dramatiſchen Künſteley. Das ganze Manövre ging dahin, dem jungen Ritter, welcher nun in die große Welt treten ſollte, eine tiefe Veneration gegen die Prieſter einzuflößen, und ihn mit dem geiſtlichen Stande durch unauflösliche Bande zu vereinigen. Einige Tage vor der Einweihung mußte der junge Ritter ein ſtrenges Faſten beobachten. Dann mußte er mit Prieſtern und ſeinen Taufzeugen ſich Nächte lang in Kirchen und Capellen aufhalten, und im Gebet und Andacht die Stunden zubringen; dann reichte man ihm das heilige Abendmahl, legte ihm weiſſe Kleider an, und ließ ihn baden; — alles Symbole der heiligen Taufe, die mit ihm gleichſam wiederholt wurde. Ferner mußte er den Prieſtern ein aufrichtiges Bekenntniß aller Fehltritte ſeines ganzen Lebens ablegen; mit ſtiller Andacht die Predigten anhören, worinn ihm nochmals der Glaube ſeiner Religion eingeprägt wurde. — Nach allen dieſen andächtigen und gläubigen Vorbereitungen, welche ohne Prieſter gar nicht geſchehen konnten, und auf den lebhaften Geiſt der Jugend jedesmal einen magiſchen Eindruck machen mußten, ging die letzte Einweihung wiederum mit religiöſem Prunk vor ſich. Der junge Ritter begab ſich nun, von einer Menge andächtiger Seelen umgeben, in eine Kirche. Um ſeinen Hals hing an einer Querbinde ſein Ritterſchwert, und ſo gerüſtet trat er andächtig vor den Altar. Hier überreichte er ehrerbietig ſein Schwert dem Prieſter; dieſer ſegnete es durch eine Menge Formeln ein, hing es nun dem Ritter als eine heilige Waffe wieder um den Hals, und nun erſt konnte er zum Rittereide gelaſſen werden, und den Ritterſchlag empfangen, der wiederum im Nahmen Gottes und irgend eines Heiligen, alſo ebenfalls prieſterlich, geſchah. — So hing das ganze Ritterthum mit dem Prieſterthume zuſammen, daß man ſie beyde faſt nur als Einen Stand betrachten konnte; nur daß der Ritter immer mehr von dem Prieſter, als dieſer von jenem abhing. Denn der Prieſter hatte dem Ritter keine Gelübde gethan; der Ritter hingegen hatte ſich durch die heiligſten Eide verbindlich gemacht: den geiſtlichen Stand zu ehren und zu ſchützen. Selbſt beym Gottesdienſte, wenn das Evangelium verleſen wurde, nahmen gewöhnlich die Ritter ſtehend ihre Degen in die Hand, und richteten die Spitzen gen Himmel, um dadurch feyerlich anzudeuten, daß ſie ſtets bereit ſeyn müßten, für den chriſtlichen Glauben und ſeine Diener zu kämpfen und zu ſterben.

Wenn man der Entſtehung der Galanterie des Mittelalters weiter nachſpürt, ſo kann man ſich des Gedankens nicht enthalten, daß die Geiſtlichen wohl noch mehr, als die Ritter ſelbſt, zu offenen und verborgenen Zwecken, die Courtoiſie begünſtigt haben. Keine Claſſe von Menſchen fand damals bey dem ſchönen Geſchlechte einen leichtern Zutritt, als die Prieſter, und die Artigkeit, das freundliche, devote und vertrauliche Weſen ihres Umganges, hinter welchen ſich ihre

Lüſternheit verſteckte, war den Männern damals gewiß gefährlicher, als die ganze Rittergalanterie jener Zeiten. Denn dieſe beſtand meiſtentheils nur in einem prunkenden Ceremoniell und in einer tactiſchen Gewohnheit, die wenig Vertrauliches und wirklich Zärtliches hatte, und der Liebe ſelbſt durch das äußere Gepränge und die ſteife Ritterſitte hinderlich war; — dahingegen der Geiſtliche durch ſeine zärtlichere Ehrfurcht und durch ſeine Religioſität dem weiblichen Herzen ſelbſt viel näher ſtand. Man ſehe auch nur jetzt noch, wie ſehr ein gebildeter catholiſcher Prieſter durch ein gewiſſes zärtliches, beſcheidenes und gleichſam andächtiges Benehmen ſeiner frommen Galanterie auf das weibliche Gemüth wirkt! Ich habe dieß ſehr oft beobachtet, und überhaupt bemerkt, daß das ſchöne Geſchlecht allen Männern vertraulicher entgegen kommt, welche in ihrem Aeußern etwas Heiliges und Devotes haben, und in deren Umgange die weibliche Schamhaftigkeit deſto ſicherer zu ſeyn ſcheint, je weniger jene Männer das Anſehen eines irdiſchen Sinnes haben. — Daß hierbey die weibliche Eitelkeit mit im Spiele ſeyn kann, will ich nicht läugnen. Denn auch alte

Frauen betrachten das artige und demüthige Weſen des Geiſtlichen als ein Opfer, welches ihrer Würde und Liebenswürdigkeit gebracht wird, und halten das für eine ihnen gebührende Veneration, was nur eine gewiſſe Manier und Gewohnheit, oder wohl gar nur eine Pedanterie des Geiſtlichen ſeyn kann.

Aber gewiß hat die Prieſtergalanterie in jenen Zeiten viel größere Wirkungskreiſe, als die Rittergalanterie gehabt, weil die heilige Entfernung, in welcher Hunderttauſende junger Männer von ehelichen Verbindungen leben mußten, ſie dem andern Geſchlechte nur deſto geneigter machte, und weil das Verbotene — das zärtliche Verlangen, und die Sehnſucht nach den Weibern nur noch mehr befördern mußte. Man darf hierbey nur wiederum die Menſchen beobachten, wie ſie ſind. — Der unverheirathete Mann, der Hageſtolz, welcher entweder ſich nicht verheirathen kann, oder auch nicht will, iſt in der Regel gegen das andere Geſchlecht artiger, gefälliger, zuvorkommender, dienſtfertiger, als der Ehemann, der zu jener Galanterie ſich nicht mehr ſo ganz geſtimmt fühlt. In dem Unverheiratheten ſehen wir gleichſam einen Abdruck des zärtlichen Ritters oder Prieſters. Er findet die Weiber ſehr liebenswürdig; er ehrt ſie als das vorzüglichere Geſchlecht; er beneidet wohl ſelbſt die Männer, welche mit edeln Frauen verheirathet ſind, oder bereuet es, daß er die goldene Zeit zu einer frühern Verheirathung vorbeyſtreichen ließ; — Alles aus dem ganz natürlichen Grunde, daß wir uns nach alle dem leidenſchaftlich ſehnen, was wir nicht beſitzen; und da die Geiſtlichen nicht heirathen durften: ſo ſuchten ſie wenigſtens durch ihre Artigkeit und Galanterie die Herzen der Schönen zu gewinnen, da ſie ihnen nicht ihre Hand reichen konnten.

Der Geiſtliche hatte damals und ſelbſt jetzt noch andere ſubtilere Gründe, ſich dem andern Geſchlechte artig, herzlich und vertraulich zu zeigen, weil er ſie als Töchter und Schülerinnen ſeines Glaubens betrachtete, ihnen Verzeihung ihrer kleinern und größern Schwächen, gleichſam aus eigener religiöſer Macht und zärtlichem Erbarmen ſchenken, ſie dadurch ſeinem Herzen nähern und auf ihren Dank rechnen durfte. Wie viel Liebes, Gefälliges und Schmeichelhaftes ließ ſich nicht ſelbſt in die religiöſen Geſpräche mit den Weiblein einſtreuen, was grade nur in dieſem Gewande das weibliche Herz rühren, und für den geiſtlichen Stand gewinnen mußte! Wie viel Zärtliches ließ ſich hierbey über Liebe und Freundſchaft, über den Einklang beſſerer Seelen, über ihre geiſtige Nähe und Verwandtſchaft, über weibliches Gefühl, über das ſchöne Wiederſehen in einer andern Welt, und über ſo manche andere Dinge ſagen, welche die Zartheit des weiblichen Herzens ſo leicht intereſſiren, und, weil es hierbey gegen den einſchmeichelnden Redner ſelten mißtrauiſch iſt, ſich ihm deſto leichter hingiebt. Wie gern mußte es Männern entgegen kommen, die es in ſeinen Leiden auf eine ſo geſalbte und andächtige Weiſe, und gemeiniglich mit milder Schonung eigener Schwächen tröſteten, ſeine kleinen Schwärmereyen begünſtigten, ſein Mitleiden weckten, ſeine Devotion leiteten, und ſeine Thränen ganz in ihrer Gewalt hatten! Wie tief ſtanden hier die galanteſten Ritter ſelbſt unter dem galanten Prieſter, und wie viele zärtliche Herzensverbindungen mögen die Beichtſtühle und die dort eingeführte religiöſe Vertraulichkeit veranlaßt haben! — Da die ſchönen Sünderinnen dem Geiſtlichen ihre kleinſten Fehltritte im Puncte der Liebe, ja ſelbſt ihre geheimſten Gedanken und ſelbſt ihre Träume bekennen mußten: ſo lernte jener die ſchwachen Seiten des weiblichen Herzens nur zu genau kennen, und dieſe Kenntniß gab ihm oft genug Winke, wie und wenn die weibliche Tugend am leichteſten zu verſuchen und zu verführen ſey. Jene Bekenntniſſe gaben Gelegenheit zu Erörterungen der phyſiſchen Liebe, welche nach und nach die Schamhaftigkeit des Weibes leichtſinniger machten, und ihre Bedenklichkeiten verminderten, weil man ſich einem andächtigen Manne anvertrauete. Selbſt der Gedanke, daß der Geiſtliche aus eigener Macht alle Sünden des Bluts verzeihen, und die Sünderinn von der Strafe des Himmels freyſprechen könne, ſchaffte gewiß der Prieſtergalanterie vielen Eingang, und vermehrte die Uebungen des Laſters, je ſicherer ſie hinter einer gewiſſen religiöſen Dunkelheit waren.

Als in nachfolgenden und neuern Zeiten mit der Verfeinerung des geſelligen Lebens die Galanterie ſelbſt eine veredeltere Form erhielt, waren es wiederum die Geiſtlichen, welche ihr dieſe Form gaben, und ſich durch ihre Cultur und durch ihren Unterricht bey dem ſchönen Geſchlechte einzuſchmeicheln ſuchten; man unterhielt daſſelbe nun nicht mehr bloß durch aſcetiſche und erbauliche Geſpräche, und gottesdienſtliche Spielereyen, ſondern der geiſtliche Stand näherte ſich ihm nun ſelbſt durch den gefälligen Unterricht in den Sprachen, in den Künſten und ſchönen Wiſſenſchaften, und man könnte ſagen, in der Galanterie ſelbſt. — Die franzöſiſchen Abbé's wurden gleichſam die Meiſter und Ideale der galanten Welt. Ihre einnehmenden gefälligen Kenntniſſe, ihr glatter Sittenanſtrich, ihre prieſterliche Würde, ihre artige Unverſchämtheit, ihr angenehmes Talent, zu plaudern, ihr ganzer eleganter Anſtand und Redeton, ſchloß ihnen alle Häuſer auf, und ſie ſcheinen die ſchlüpfrige Mode gebilligt zu haben, daß jeder — der Herr und die Frau des Hauſes, ſich eigene Freyheiten erlauben durfte, ohne daß ihre eheliche Verbindung dadurch aufhörte. Die Galanterie der Geiſtlichen gewann hierdurch einen unendlichen Spielraum, und weil ihnen die Männer doch immer etwas mehr Zutrauen, als

Andern, ſchuldig zu ſeyn glaubten: ſo übergaben ſie ihnen ihre Weiber zur Bildung und Aufſicht, während dieſe Keuſchheitswächter die Männer ſelbſt hintergingen.

In dieſer Form ſehen wir die Prieſtergalanterie ſeit Jahrhunderten, und weil ſich die Schwächen der Menſchen zu allen Zeiten gar ſehr gleichen: ſo iſt es jetzt noch eben ſo wie ſonſt. Meine Leſer mögen hierüber folgende Anecdote hören. Sie iſt aus der neuern Zeit und buchſtäblich wahr. — Ein vornehmer franzöſiſcher Herr zu Paris hatte ſich mit einem jungen bildſchönen Weibe aus einem der erſten Häuſer daſelbſt vermählt. Ihr heiterer munterer Geiſt, ihr fröhlicher Charakter und ihre liebenswürdige Natürlichkeit hatte ihn in den erſten Schwärmereyen der Liebe angezogen, ohne es zu bemerken, daß es ihr wirklich an höherer Cultur des Verſtandes fehlte. Der zärtlich Verliebte ſiehet Anfangs gewöhnlich über die geiſtigen Talente der Königinn ſeines Herzens hinweg, bis ſeine Phantaſie ruhiger wird, und er in ſeiner Gattinn nicht bloß eine ſchöne Bildſäule, ſondern auch ein verſtändiges, aufgeklärtes und gebildetes Weib zu beſitzen wünſcht, zumal wenn er mit ihr oft in der großen Welt erſcheinen muß. Seine Gattinn war in ihrer Jugend vernachläſſigt worden; es dauerte nicht lange, ſo gefiel dem jungen Herrn ihre fröhliche und naive Einfachheit nicht mehr; er fühlte es, daß ſie in den höhern Ton der Societät nicht einſtimmen konnte, daß ihre Denkweiſe, ihre Sprache, ihr Raiſonnement, ihr bisweilen zu lautes Gefühl gegen die ſtudierte Sittenfeinheit der großen Welt anſtieß, und der Wunſch, ihr eine höhere Bildung zu geben, wurde immer dringender in ihm. — Nun war es aber jetzt eine herrſchende Mode, den jungen Damen, welche die beliebte Weihe der Cultur noch nicht empfangen hatten, wiſſenſchaftlichen Unterricht durch die Prieſter geben zu laſſen. Die jungen Abbé's waren in allen vornehmen Häuſern die Vorleſer, und die Seelenbildner der jungen Damen, nicht bloß, und wohl am ſeltenſten mittelſt religiöſer Vorträge, ſondern grade wie bey uns Deutſchen durch eine ſentimentale Aeſthetik und eine ſchwärmeriſche Schöngeiſterey.

Einer von dieſen Schöngeiſtern, gleichfalls ein junger Abbé, der ſich nachher durch ſein Glück und ſeine literäriſchen Verdienſte ſehr auszeichnete, hatte ſo viele Lehrſtunden bey den pariſer Damen, daß der ganze Tag beſetzt war, gleich einem beliebten Künſtler, deſſen Arbeiten überall verlangt werden. Der junge Ehemann führte ſelbſt den Abbé bey ſeiner Gattinn ein, zweifelte nicht an ihren Fortſchritten in der Cultur unter der Anführung eines ſo geſchickten Meiſters, und überließ ſie ihm, fern von jener ſo leicht zündbaren Eiferſucht, welche ſonſt den Franzoſen ſo eigen iſt. Aber kaum hatte der Geiſtliche ſeine Bildungsverſuche bey dem jungen lebhaften Weibe angefangen, als er eine Sprache annahm, die eher den Liebhaber, als den Lehrer verrieth. Die Dame verſtand ihn, aber ſie war ihrem Manne getreu, die Cultur hatte noch nicht ihr Herz verpeſtet; — ſie ließ ſich mehrmals entſchuldigen, wenn der zärtliche Vorleſer kam, erdichtete Kränklichkeiten, und vermied, ſo oft es thunlich war, ſeinen Umgang. Dieß war nun gar nicht nach dem Sinne ihres Gemahls. Er äußerte ihr ſeine Empfindlichkeit, daß ſie ſo kalt und unempfänglich für die höhere Cultur ſey, daß ſie ſeinen Abſichten ſo wenig entgegenkomme, und drang nun mit Ernſt auf die Fortſetzung ihrer Bildungsſtunden. — Nun konnte ſich das edle junge Weib nicht länger halten. Sie erklärte ihrem Manne gradezu: daß ſie dem Herrn Abbé nichts weniger als gleichgültig zu ſeyn ſchiene, daß er ſich ſehr zärtliche Bewerbungen um ihre Gunſt erlaube, und daß ſie nach ihren Grundſätzen den Umgang eines ſolchen Lehrers vermeiden müſſe. Ihr Gemahl lachte hierbey laut auf. Alle ſchöne Frauen, ſagte er, ſtehen in dem thörigten Wahne, daß alle Männer in ſie verliebt ſind. Eine artige Schmeicheley iſt noch keine Liebe, und Sie, Madame, werden bey dem Abbé die Stunden fortſetzen. Ich will gehorchen, erwiederte das muntere Weib, aber Sie ſollen ſich ſelbſt überzeugen, daß ich den zudringlichen Schöngeiſt nebſt ſeiner ganzen Bildungskunſt fliehen muß. Beobachten Sie ihn bey der nächſten Vorleſung durch eine ſpaniſche Wand. Dieß geſchah. Kaum hatte der Belletriſt ſeine neuen Bildungsverſuche angefangen, als er zu den Füßen des jungen Weibes lag. Natürlicherweiſe willigte nun der Ehemann gern in die Abſtellung der Lehrſtunden ein. —

Critik der Rittergalanterie nach ihren unvortheilhaften Anſichten.

Gegen alle jene glänzende Erzählungen von der ſo liebenswürdig geſchilderten Rittergalanterie tritt nun aber auch die Geſchichte mit ganz entgegengeſetzten Gemählden auf, und zeigt uns die Kehrſeite jener Veneration für die Weiber in dem höchſt ausſchweifenden Leben der Ritter ſelbſt, — ſo daß man kaum glauben kann, daß ſo rohe und verwilderte Menſchen einer innigen und wahren Verehrung gegen das ſchöne Geſchlecht fähig geweſen ſind. Man muß hierbey ſich nicht durch die vielen ältern und neuern Ritterromane, und durch einſeitige Vorſtellungen der Courtoiſie täuſchen laſſen, die ſie uns ſo gern als den zarten Abdruck jener ſchönen geiſtigen Liebe darſtellen möchten, welche nur die beſſern Seelen zu einem ewigen Einklange ſtimmt. Die Ritter des Mittelalters kannten höchſt wahrſcheinlich dieſe hohe und reine Ausbildung des Gefühls nicht, — und wenn die Dichter dieſe geiſtige Liebe beſangen, und ſie gleichſam von den Lippen einer Venus Urania ertönen laſſen: ſo muß man immer bedenken, daß es Dichter ſind, die uns die Himmliſche zeichnen. Wir geben gern zu, daß die ritterliche Ehrfurcht gegen die Frauen nicht immer eine ceremonielle Ziererey war, daß ſie eine Menge ſchöner und großer Verbindungen zum ehelichen Leben veranlaßte; daß ſie der männlichen Tapferkeit einen neuen Schwung gab, und den Ritterſtand in ſeinem animaliſchen Müßiggange manche ernſte, erquickende und wohlthätige Stunde gab. Aber dieſe ſchöne und zarte Empfindung des Wohlwollens und der Liebe ſtand doch meiſtentheils nur als ein Ideal in den Schriften. In dem wirklichen Leben zeig'en ſich die Ritter nur zu ſehr als Menſchen, und ihr Zeitalter war ſo durch alle Laſter verpeſtet, als daß man ihre Moralität ſo hoch erheben dürfte. — Nicht bloß aſcetiſche Schriftſteller, welche von jeher aus einem heiligen Eifer die Menſchen, vornähmlich die Großen, ein wenig zu ſchwarz abbildeten, ſondern ernſte und unparteyiſche Hiſtoriker ſchildern uns den Ritterſtand als eine Societät der ausſchweifendſten Renommiſten, — die hinter ihrer Adelwürde die größten Verbrechen verübten. Man höre nur, — welche Ehrennahmen der Pabſt Urban II. den Rittern in einer Rede zu Clairmont 1095 gab, worinn er den erſten Kreuzzug predigte. „Ihr mit dem Wehrgehänge, ſagt er, die ihr eure Brüder zerfleiſchet, ihr Unterdrücker der Waiſen, ihr Räuber der Wittwen, ihr Todtſchläger, ihr Gottesräuber, um Chriſtenblut zu vergießen, wartet ihr, bis man euch Sold bietet, und ſo wie die Geier das Aas ſchon in der Ferne wittern, ſo ziehet ihr auch in die Ferne dem Kriege nach!“ „So durfte damals, ſagt Schmidt *), ein Pabſt mit dem Ritterſtande gleichſam im Angeſichte der ganzen Welt ſprechen,“ — und was konnte Leuten von ſolchem Schlage angenehmer ſeyn, als ihr Handwerk fortzuſetzen, und ſich, ſtatt der ehemaligen Verantwortung, nun durch die Kreuzzüge den Himmel zu erwerben?

Wie tief in jenen Zeiten die Menſchheit, vornähmlich in den höhern Ständen, geſunken war, — und wie wenig man daher die Tugenden derſelben rühmen darf, — darüber ſoll uns

---

*) In der Geſchichte der Deutſchen. 5tes Buch. 6tes Capitel.

in der Kürze ein Schriftſteller belehren, welcher in den Geiſt jener Zeiten tief eingedrungen iſt. — „Die allgemeine Sittenverderbniß, ſagt er, nahm in den mittlern Jahrhunderten in gleichem Verhältniſſe mit der Anarchie der europäiſchen Staaten, mit der Uebermacht eines verwilderten Adels, und einer noch ausgelaſſenern und mächtigern Geiſtlichkeit zu, und wurde durch die Zügelloſigkeit der Kreuzfahrer, durch ihre Bekanntſchaft mit den Laſtern der Griechen und Morgenländer, und ſelbſt durch den ſchnellen Reichthum der groſſen Handelsſtädte, und der damit verbundenen Ueppigkeit und Sinnlichkeit gar ſehr vermehrt. — So wie die Despoten des Morgenlandes große Banden von Tänzerinnen unterhalten, ſo unterhielten die abendländiſchen Fürſten ganze Haufen von öffentlichen Frauenzimmern, die unter der Aufſicht beſonderer Marſchälle ſtanden, und dadurch eines öffentlichen Schutzes ihrer Laſter genoſſen. Dieſe folgten den Königen und Fürſten auf ihren Heerzügen, und es fanden ſich unter andern in dem Lager eines franzöſiſchen Regenten 1500 Perſonen dieſes Gelichters, deren Schmuck von einem unſchätzbaren Werthe war.

Da dieſe öffentlichen Dirnen ſich eben ſo prächtig als die vornehmſten Damen des Hofes zu kleiden pflegten: ſo wagten ſie es gewöhnlich, ſich unter jene, bey öffentlichen Feyerlichkeiten, zu miſchen, — und ſo geſchah es dann einſt, daß die Königinn von Frankreich einer ſolchen gemeinen Perſon den Kuß des Friedens, wie den edlen Frauen des Hofes, gab, weil ſie die Leichtfertige nicht kannte. In den Städten war die Sittenloſigkeit eben ſo groß, als an den Höfen. Ueberall ſtanden die öffentlichen Frauenzimmer unter dem Schutze der Obrigkeit, und vermöge dieſes Privilegiums durften ſie ſogar die nicht zunftmäßigen Schweſtern gerichtlich belangen, weil die Obrigkeit für jenes Vorrecht ein jährliches Pachtgeld erhielt. Bey allen häuslichen, öffentlichen, bürgerlichen, und ſogar Gottesdienſtlichen Feſten herrſchte eine unbegrenzte und unerhörte Schamloſigkeit. An dem ſogenannten *Narrenfeſte*, das durch ganz Europa fünf Jahrhunderte lang zur Schande der Menſchheit in den Weihnachten gefeyert wurde, tanzten nicht nur liederliche und muthwillige Laien, ſondern ſelbſt Prieſter nackt auf den Straßen und in den Kirchen, während ſie durch die gotteslästerlichſten Nachäffungen der heiligſten Handlungen die Religion entweiheten.“

„Bey dem Einzuge Ludewigs XI. in Paris 1461 wählten die Einwohner der ſchon damals höchſt ſittenloſen Königsſtadt die ſchönſten Mädchen zum Empfange des Landesvaters aus, und da man ihm durch ein ganz neues Schauſpiel der Kunſt, oder vielmehr der Natur überraſchen wollte: ſo mußten dieſe Mädchen völlig entkleidet als Sirenen zur Ergötzung des Königs allerley Schäferlieder ſingen. — Selbſt die Kleidung drückte den ſittenloſen Geiſt des Zeitalters aus. Die Frauen der vornehmſten Stände gingen faſt nackt einher, und die Beinkleider der Männer waren ſchamlos aufgeſchlitzt, und auf eine Art decorirt, wie es ſich noch keine barbariſche Nation erlaubte. Man tanzte ſelbſt an Hochzeitfeſten nackt, und hielt es für einen verzeihlichen Ausbruch von Munterkeit, wenn man Jungfrauen ganz entblößte. Die Bälle und Feyerlichkeiten, womit die Turniere, alſo die Feſte des höhern Adels, begleitet waren, unterſchieden ſich nicht von den unſittlichen Hochzeiten der Bürgerſchaft. — In dem Taumel der wilden und berauſchten Freude erlaubten ſich die Ritter an den Höfen und Königsfeſten die ungebührlichſten Freyheiten, und die vornehmſten Frauen und Jungfrauen wieſen ſie nicht immer durch weibliche Sittſamkeit zurück, — und ſelbſt Palaye, welcher ſonſt die Ritter nicht genug erheben kann, ſagt: daß an ſolchen Feſten die meiſten Ehemänner gekrönt, und die meiſten Jungfrauen entehrt wurden. Wir haben zwar aus dem Vorhergehenden geſehen, daß die Ritter dem ſchönen Geſchlecht Hülfe und Ehrerbietung ſchwören mußten; daß ihre Verehrung dieſes Geſchlechts ſchwärmeriſch, und man könnte ſagen, abgöttiſch war; daß ſie zu ſeiner Ehre und Vertheidigung Leib und Leben wagten, und ein kleines elendes Zeichen ſeiner Huld wie einen Triumph betrachteten, — und dennoch war unter den Rittern nichts gewöhnlicher, als Unterdrückung und Beraubung der Wittwen und Waiſen, Blutſchande, Ehebruch und unerlaubtes Zuſammenleben mit Perſonen, die man nicht geſetzmäßig geheirathet hatte; denn alle Ritter ſahen Theils die Zofen und Kammerfrauen ihrer Gemahlinnen und die in ihren Zimmern arbeitenden Mädchen als Genoſſinnen ihrer Harems an.

Ein Graf von Armagna heirathete in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts öffentlich ſeine eigene Schweſter. — Die Allgemeinheit des Concubinats unter allen, beſonders unter den höhern Ständen hob die mit unächter Geburt verbundene Schande ganz auf. Unächte Söhne von Fürſten und Edeln nannten und ſchrieben ſich ſelbſt: Bâtards, und ſolche unächte Söhne erhielten im 13ten und 14ten Jahrhunderte Rechte, die ſie vorher niemals unter den unverdorbenen deutſchen Völkern hatten. — Bey ſolchen Sitten war es unmöglich, daß die Ritter eine wahre Liebe und Hochachtung für ihre Frauen haben, und die Frauen ſelbſt eine ſolche Liebe und Hochachtung verdienen konnten, wie unſere älteſten Vorfahren und deren Weiber in den Zeiten der Einfalt und Unſchuld." *) Wenn dieſe Stelle auch in das Extreme zu fallen ſcheint, ſo ſtellt ſie doch gewiß die Schamloſigkeit der Ritterzeiten — in einzelnen Fällen — factiſch auf.

Endlich hat man die in den mittlern Jahrhunderten aufblühende Dichtkunſt der Lie-

---

*) Meiners Geſchichte des weiblichen Geſchlechts I. S. 246. u. f.

be und ihre Poeten für ein vorzügliches Beförderungsmittel der damaligen Rittergalanterie halten wollen. „Die Dichter, ſagt ein ungenannter Schriftſteller, ſind immer die erſten unter einer Nation, die dem Tone der Sitten mehr Wohlklang verſchaffen. Da ſie zunächſt ans Herz reden, oder wenigſtens durch das Medium der Phantaſie, und dieſe Eigenſchaften der Seele in ihrer Entwickelung weit ſchneller gehen, wie der Verſtand: ſo wirken ſie auch leichter, ziehen die Seele vom groben Sinnlichen ab, und, indem ſie das feinere Sinnliche hinaufſpannen, regen ſie die Saiten des ſittlichen Gefühls an, und verbinden ſie zum ſchönſten Einklange. Was kann reiner ſeyn, als die Liebe, welche uns die Minneſänger ſchildern! — Sie ſcheinen ſie einer glücklichern Zeit, einem platoniſchen Vorelyſium, geſtohlen zu haben. Sie mahlen ſie uns mit ſo himmliſchen reinen Farben, als ob Venus Urania die des Socrates in Sympoſium ſelbſt ſie hergegeben hätte. Ihre Sprache, ſelbſt ihre Bilder ſind oft ſo petrarchiſch ſchön, daß man einen Anacreon mit allen ſeinen Grazien und das wollüſtigglühende Feuer einer Sappho darüber vergißt.“ *)

Es iſt nicht zu läugnen, daß die Troubadours in Frankreich und die Minneſinger in Deutſchland der Liebe manches treffliche Lied geſungen haben; allein dieſe Lieder ſind zum Theil zweyhundert Jahre nach Entſtehung der Rittergalanterie geſungen worden, und damals gab es noch gar keine zärtliche Dichter jener Art. Die Dichtkunſt ſcheint alſo nicht die Mutter der Galanterie geweſen zu ſeyn; — eher könnte man ſagen: daß die Galanterie nach und nach jene Dichter geweckt habe, ſo wie ſich überhaupt ſelbſt eine ſchwärmeriſche Herrſchaft der Liebe denken läßt, ohne daß ſie Verſe macht, oder Verſe lieſet. Tauſend junge Leute verlieben ſich, ohne dieſe Behelfe, und wie viel junge Ritter mögen für die Dame ihres Herzens Leib und Leben gewagt haben, ohne zu wiſſen, was ein Poet für ein Ding ſey. — Auch waren die Ritter ja ſelbſt, nach dem einſtimmigen Zeugniſſe jener Zeiten, ſo

---

*) Ueber den Geiſt und die Geſchichte des Ritterweſens älterer Zeit. Gotha 1786. S. 79.

unwiſſend und roh, daß die wenigſten leſen konnten, und derjenige für ein Wunderthier gehalten wurde, welcher einen Brief zu ſchreiben verſtand. Es ſcheint daher nicht, daß die einzelnen Dichter jener dunkeln Zeiten beſonders auf die geiſtige Achtung gegen das ſchöne Geſchlecht im Allgemeinen gewirkt haben, ſondern daß ſie nur an geiſtreichen Höfen, und in den einzelnen veredelten Häuſern Eingang fanden. Man kann nicht glauben, daß man damals die Minnedichter fleiſſiger als jetzt geleſen habe, zumal wenn man bedenkt, daß es damals noch keine Druckereyen gab, und die Bücher nicht, ſo wie jetzt, tauſendfach vervielfältigt werden konnten. *)

---

*) Die Herausgeber der Minneſinger klagen laut: „daß man die Proben und Ankündigungen derſelben, die ſie Denkmäler des Witzes und des Herzens unſerer Voraltern nennen, mit Gleichgültigkeit aufgenommen habe. Die geſchloſſenen Geſellſchaften, heißt es, ſelbſt die ſich rühmen, daß ſie ſich aus der Anbauung der Sprache ein Geſchäft machen, vernahmen unſere Einladung mit einem unthätigen Kaltſinne. Die Lieder der Reinmare und von der Vogelweide eileten von ihnen unvermehrt

Wenn man die Minnegedichte ſelbſt, ohne eine beſondere Vorliebe für ihr Alterthum, lieſet: ſo erſcheinen ſie auch nicht in dem Charakter, welcher jene reine und geiſtige Liebe begründen könnte. Ein großer Theil derſelben iſt doch weiter nichts, als eine gereimte Liebeley, und wenn man eins dieſer Gedichte geleſen hat, ſo hat man ſie faſt alle geleſen. Das Tändelnde und Kußliche ſpricht ſich darinn überall aus, — zwar in mancherley Wendungen und Wiederholungen, aber doch immer als Bagatelle, die ſich oft in hundert- und mehrern Verſen über einen Gegenſtand ausdehnen muß. Ja, manche könnte man das Lied ohne Ende nennen, und viele ſind ſo wenig geiſtig, daß ſie nur die Leiber der Schönen und ihre ſicht- und fühlbaren Reize bis zum Uebermaaß ſchildern. — Offenbar hat man in neuern Zeiten dieſe Gedichte ſo hoch geſtellt, weil man das dunkle Zeitalter für ganz unfähig hielt, etwas Dichteriſches hervorgehen zu laſſen, und ſo hat

---

dem Untergange zu.“ S. die Vorrede zu der Sammlung von Minneſingern aus dem ſchwäbiſchen Zeitpunkte. Zürich 1758.

man einer Sache etwas Vortreffliches angedichtet, weil es den Character des Sonderbaren an ſich trug. Gegen Herder's lobpreiſende Critik der Minneſinger ſagt ein Kunſtrichter in der neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften Folgendes: „Das größte, wo nicht Einzige Verdienſt der Minneſänger beſtand nur in einer gewiſſen Simplicität und Naivetät des Ausdrucks; größtentheils waren es doch nur mittelmäßige und gemeine Köpfe, die aber das Glück hatten, eine ſanfte, den niedern Gattungen der Poeſie vortheilhafte Sprache, ein Zeitalter mit poetiſchen Sitten und Muſtern zu finden, die zwar ſelbſt nur ſchwach, aber zugleich auch von glänzenden Fehlern frey waren. Freylich traten in dieſem Lorbeer- und Myrthenwalde, wie ſich Herder ausdrückt, auch Kaiſer, Könige und Fürſten [vielleicht ein böſes Zeichen für die Poeſie ſelbſt] mit auf, jedoch ohne ſonderliche Abwechſelung, da Gegenſtand und Manier ihrer Lieder äußerſt einförmig war, und auch unter den Umſtänden wohl ſeyn mußte; — viel Blätter, weniger Blüthen, und noch weniger Früchte. Das ganze Ding war nur eine vorübergehende Mode. Die

Deutſchen waren immer die Affen anderer Völker; vorzüglich traten ihre Großen und Reichen in die Fußtapfen der Ausländer; denen, von welchen ſie das Ritterweſen und einen Theil ſeines romantiſchen Geiſtes entlehnten — leyerten ſie denn auch ihre Liebeslieder nach.“ — „Mitten unter ihren Anbetungen, ſagt Herr **Meiners** S. 306 der Geſchichte des weiblichen Geſchlechts, erlaubten ſich die Ritter die ſchmutzigſten Anſpielungen und Scherze, und die Gedichte oder Erzählungen der erlauchten und nicht erlauchten Troubadours und Minneſinger waren voll von Unflätereyen, vor welchen Ovid oder andere aſotiſche Dichter verdorbener aber verfeinerter Völker erröthet wären. In eben dieſen ſchmutzigen Gedichten waren die größten Unanſtändigkeiten mit den größten Andächteleyen, ſo wie in der Denkungsart der Ritter ſehr oft die äußerſte Bigotterie mit der ſittenloſeſten Ausgelaſſenheit verbunden.“

Wenn wir auch dieſen Umſtand übergehen wollten: ſo liegt doch darinn noch gar kein Beweis von der höhern Cultur des Adels damaliger Zeit, wenn einige oder mehrere Ritter die Poeſie liebten; ſo wenig der girrende Minnegeſang eine allgemein herrſchende Achtung des weiblichen Geſchlechts beweiſt. Einzelne Spuren der Cultur und des beſſern Geſchmacks können bey großen Verfinſterungen einer Nation Statt finden, ſo wie einzelne vortreffliche Menſchen noch lange keine moraliſche Bildung ihres Volks beweiſen. Ja, ich möchte ſogar behaupten, daß ſelbſt unſere höhere moderne Cultur eigentlich nicht durch die Dichter, ſondern durch ganz andere Umſtände befördert wurde, deren Erörterung nicht hieher gehört. Man lieſet die Dichter doch eigentlich nur zum Vergnügen und zur Beſchäftigung der Einbildungskraft, als Luxusartikel der Mode und des Zeitgeiſtes; allein man hat es ſchon längſt bezweifelt, daß ſie ſo gewaltig und ſo magiſch auf die Veredlung der Herzen und des innern Sinnes wirken ſollten, — und man könnte fragen: ob irgend ein Menſch durch einen Dichter [ich nehme die Religiöſen aus] moraliſch beſſer geworden ſey? Auch wird nichts leichter vergeſſen, als ein Gedicht, und wird es auswendig gelernt: ſo hat es gemeiniglich ſchon ſeine Kraft verloren.

Daß die ganze Minneliederſucht nur eine temporelle Mode war, die man den Franzoſen nachäffte, ſieht man daraus, daß ſie endlich ganz verſchwand, und ſogar in den verdorbenen Geſchmack der *Meiſterſänger* überging, bis auch dieſer als eine Erſcheinung menſchlicher Schwächen aufhörte. — Eben ſo ging ſchon vor Jahrhunderten die alte romantiſche Courtoiſie mit ihrem ganzen Gefolge, mit ihrem lächerlichen Ceremoniell, ihren Turnieren, mit ihren Liebes- und Gerichtshöfen unter, und leuchtete nachher unter den franzöſiſchen und ſpaniſchen Königen, wie auch an einzelnen deutſchen Höfen, nur noch in verglimmenden Funken hervor. Es entſtand ein neues Jahrhundert der Galanterie, welches durch die beſſern Künſte des Lebens und durch eine geläutertere Philoſophie des Umganges ſich nach und nach über das Steife der Ritterſitte hinausſchwang, und mehr Feinheit und Geiſtesgenuß in die Societät einführte. Die Lectüre geiſtreicher Werke, die beſſere Schauſpielkunſt, die edlern Producte des Genies verbreiteten von Frankreich aus ein neues Reich der Sitten und des Geſchmacks; die Menſchen wurden klüger, geſchlif-

geſchliffener, geſelliger und geſchmeidiger. Die Künſte, dem andern Geſchlechte zu gefallen, nahmen eine edlere Form an, und das geſammte alte Ritterweſen wurde als ein lächerlicher und roher Zeitgebrauch betrachtet. Man huldigte nach wie vor dem ſchönen Geſchlechte und ſeiner Liebenswürdigkeit; aber dieſe Huldigungen gingen nicht mehr aus jener alten romantiſchen Sclaverey hervor, wodurch man die Frauen zu überirdiſchen Weſen erhob, und wodurch ſich der Mann lächerlich machte. Freyheit und Humanität verband jetzt beyde Geſchlechter durch zartere Gefühle, und erhob ſie zu ſchönern Stufen der Cultur, indem eins das andere leitete und achtete, ohne ſich einander blindlings zu vergöttern. Allgemeiner, herzlicher und verſtändiger wurden durch das Univerſelle des Umganges geſellige Freuden, als ſie es in den Burgen der Ritter ſeyn konnten. Die Frauen ſtanden höher als jemals, ohne daß der Mann ſeine Rechte aufopferte; aber ſein roher, ritterlicher Egoismus mußte ſich unter dem weiblichen Himmel erweichen; die Frauen wurden die Bildnerinnen der Männer in der beſſern Societät; ſie richteten uns noch wie im mittlern Zeitalter;

aber nach feinern Geſetzen, und geboten uns eine Galanterie, welche ſich auf Verſtand und Geſchmack gründen mußte, und die Herzen zu Herzen hinzog. Erleuchtung und Anſtand und freye Decenz bildeten jetzt den Mann, wie ihn das gebildete Weib ſuchte, und wie ſie ihn lieben mochte; — auch die Liebe hüllte ſich jetzt in freundlichere Geſtalten; ihre natürliche und ſchuldloſe Coquetterie legte die zu tactiſche Sprödigkeit ab, und ſpielte nicht Jahre lang mit der Geduld und Treue des Geliebten. Der Zwang, das Unnatürliche, die Affectation zeigte ſich nun weniger in dieſer ſchönen Leidenſchaft, welche die freyeſte unter allen ſeyn will, und die Rechte ihrer Freyheit ſo oft mit Heldenmuth vertheidigte. Nun konnte der Jüngling durch ſeine perſönliche Liebenswürdigkeit weibliche Herzen erobern, ohne daß ihn dieſe in einen Kampf auf Leben und Tod ſandten, um ſeine Treue zu prüfen. Nur eine rohe Liebe konnte mit dem Leben des Geliebten ſo grauſam ſpielen. Die Frauen berechneten den Werth des Mannes jetzt nach höhern Anſichten; größere Verdienſte, als ſeine Lanze und ſeine Ahnen, mußten ihn jetzt liebenswürdig machen, und jetzt konnte er ihr auch durch eine höhere Bildung in einer wirklich höhern Geſtalt erſcheinen, als der rohe Ritter ſeinem Fräulein. — Herrſchaft behielt freylich das Stärkere über das Schwächere, weil der Menſch die Natur nicht umkehren kann; aber es war die Herrſchaft der Zärtlichkeit, welche die Geiſter nicht trennt, ſondern nur näher an einander zieht. Das Weib bat nicht kriechend um den Schutz des Mannes und um ſeine Ritterpflicht; ſie berief ſich auf ihre Rechte, auf den Adel, auf die geheimnißvolle Stärke ihres Geſchlechts. Die klügern und thätigern Frauen wurden durch die Männer die ſtillen Schutzheiligen der Welt, ohne daß die gebietende Herrſchſucht hervorleuchtete. Die Veredelung hatte alle dieſe Härten abgeſchliffen, und der Mann fühlte ſich in dieſem Geiſte der weiblichen Leitung erwärmt und glücklich.

So erſcheint das Ideal der beſſern Galanterie in aufgeklärten Jahrhunderten, in den reinern Zeiten der Cultur, in den edlern Familien, wohin ſie gleich einer erquickenden Sonne drang. Aber auch dieß iſt noch nicht ihr höchſter Gipfel. Denn es giebt, um mich ſo auszudrücken, eine noch höhere Courtoiſie der Herzen, deren Glück und Würde keine Feder zu ſchildern vermag; wo keines herrſcht und keines gehorcht, ſondern beyde einerley Geſetzen des Wollens, der Zärtlichkeit und Liebe folgen, und der Einklang der Herzen nie Ermüdungen ſchafft. — Jenes heilige Bündniß, das einzige in ſeiner Art, welches ſich ewig getreu bleibt, durch keine Eiferſucht erſchüttert wird, und dem ſich keine kleinliche eigennützige Leidenſchaft nähern darf; ein Bündniß auf ein ganzes Daſeyn hinaus, worinn einer mit dem andern in ſtillem Entgegenkommen wetteifert, und die Liebe ſich in reinſter Dankbarkeit ausſpricht. Ewig Verlobte, einer der Heilige des andern. Amor und Pſyche in einem ſchönern Verein, als ihn je ſich der alte Mythus dachte, in dem Verein einer möglichſt vollendeten Moralität, als welche allein das unſichtbare Glück aller Liebe ausmachen kann.

In dieſem Bunde gleichen die Menſchen höhern Geiſtern, die ſich von den Armſeligkeiten der gewöhnlichen Welt losgeriſſen haben, und, ſich einander ſelbſt genug, die Welt um ſich her leicht vergeſſen können. Wohin ſie das Geſchick ruft, da iſt ihre Heimath, denn ihr Vaterland bildet überall die Liebe. Die Einöde könnte für ſie ein Paradies werden; denn aus ſich ſelbſt heraus bilden ſie alles Gute und Schöne, und der freundliche Himmel wohnt in ihrer Bruſt. Da ſie nicht viel mehr, als ſich ſelbſt verlangen: ſo ſind ſie überall reich und zufrieden. Ihre beſſere Galanterie, um mich des Worts zu bedienen, iſt die ſtille Wachſamkeit für die Einwohnung eines heitern Sinnes; kleine Wolken können vorüberziehen; aber verdunkeln können ſie dieß ſchöne Geſtirn des Gemüths nicht. Liebe, Heiterkeit und Tugend, — welche köſtlichere Opfer und Gaben könnten ſich verſchwiſterte Seelen einander bringen! — Dieß iſt kein Gemählde aus einer idealiſchen Welt, oder aus dem Reiche des Unmöglichen. Wir finden bey einzelnen Menſchen eine ſo geheiligte Liebe, und, man könnte ſagen, eine ſolche Verklärung und Geiſtigkeit der Eintracht.

Aber der verdorbene Zeitgeiſt, mitten unter dem Sonnenlichte der Cultur, hat uns ſo weit gebracht, daß wir eine ſolche Annäherung der Herzen oft für romantiſche Gemählde halten, die ſich nur noch der Dichter ſchaffen dürfe.

Anſichten
der heutigen Galanterie.

Ihre Schattenſeiten. — Urſachen des herrſchenden Indifferentismus gegen das ſchöne Geſchlecht.

Der Mann im Culturſtande, in den Jahrhunderten der Aufklärung, mußte uns bisher als der Freund und Verehrer des zartern Geſchlechts erſcheinen, — ein Weſen, dem Vernunft und Moralität Liebe und Schonung gegen das Weib gebot. Seine nächſte Verwandtinn und Freundinn iſt ſie, — nicht ſeine Sclavinn, wie im ſinnlichen Orient, oder im Stande der Wildheit. Der ſchönſte Beruf des Mannes iſt der, ſie zufrieden und glücklich zu machen; ſeine ganze Exiſtenz umſchließt die ihrige wie ein umſchattender Baum, und er kann faſt nichts thun, was nicht auf eine nähere oder entferntere Weiſe ihr wohl oder wehe thut. — Nach dieſen Vorausſetzungen müßte der Mann der neuern Zeit, die ſich ſo ſtolz mit ihrer Bildung brüſtet, in allen ſeinen häuslichen und geſelligen Formen ganz das ſeyn, was er für das Weib ſeyn ſoll, oder ſich wenigſtens dem Ideale nähern, wie ihn die Philoſophie conſtruirt. Auf die Art würden beyde Geſchlechter die Vollendung ihres irdiſchen Glücks ſehen, und dem Weibe würde nichts mehr zu wünſchen übrig bleiben. So würden ſich die Verhältniſſe zwiſchen beyden Geſchlechtern bilden, wenn ſich die Welt allein durch Vernunftſchlüſſe regieren ließe! Aber die Vernunft iſt nur die Geſetzgeberinn dieſer Welt, ohne die Kraft der Vollziehung zu beſitzen. Seit Jahrtauſenden hat ſie an der Erziehung des Menſchengeſchlechts gearbeitet; aber ſie hat es nicht weiter, als bis zur Mittelmäßigkeit bringen können, und arbeitet noch jetzt vergeblich an den vollkommenen Verein beyder Geſchlechter. Auch iſt der herrſchſüchtige Mann ſchon längſt zum Egoiſten herangereift, ehe er diejenige Bildung erhält, die ihn zum Seelenfreunde des Weibes machen könnte; er lernt früher gebieten, ehe er ſeine zarten Pflichten gegen das andere Geſchlecht kennt, und wenn er ſie kennen lernt, reißt ihn die Geſchlechtsliebe zu Thorheiten hin, die ihn nachher, wenn er zur

Beſinnung kommt, nur deſto gleichgültiger gegen das andere Geſchlecht ſelbſt machen.

Wenn man die gegenwärtigen Sitten der Zeit, und den Verkehr beyder Geſchlechter mit einander auch nur flüchtig beobachtet, wie ſie ſich gegen einander benehmen, einander beurtheilen und zurückſtoßen, ſich einander verſchlimmern und ſittlich verderben: ſo bemerkt man leicht, daß grade dieſer Zeitgeiſt der edlern Galanterie nichts weniger als günſtig iſt, und daß dieſe Sitte nur noch wie ein Schatten aus vorigen Jahrhunderten unter uns erſcheint. — Die Männer haben gegen das ſchöne Geſchlecht im Allgemeinen einen Ton angenommen, der ihnen keine Ehre macht, und eine gewiſſe Gleichgültigkeit gegen daſſelbe hervorſchimmern läßt, die der edlern Cultur beyder im Wege ſteht. — Indifferentismus heißt dieſer Unhold in den Herzen der Männer, deſſen Urſachen ich nachher unterſuchen werde. Auch in den gebildeten Zickeln des geſelligen Lebens ſiehet man nur noch wenig von jener ehrerbietigen Veneration, welche unſere Väter dem andern Geſchlechte ſchenkten, und wodurch die äußere Zucht und Decenz vor der Frivolität geſichert wurde, die ſich jetzt die Männer gegen die Frauen erlauben. Man findet jetzt die galante Sitte faſt lächerlich, und ein leichtes, ſchlankes, muthwilliges Weſen muß den Ton gegen die Weiber ſtimmen, und — Ungezwungenheit bis zum Uebermaß ſoll leider! den Geſchmack der Geſelligkeit begründen. Man ſcheint es kaum noch zu wiſſen, daß es ein zweytes ſehr achtbares Geſchlecht giebt, ſo leichtſinnig und leichtfertig benimmt ſich jetzt der Mann ſelbſt gegen die gebildetſten Weiber, oder man hält ſich von ihnen in weiter Entfernung, damit man ja nicht von ihnen auf irgend eine Art gefeſſelt werde. In den geſelligen Zuſammenkünften bilden Männer und Frauen faſt überall abgeſonderte Gruppen, wie Leute, die ſich noch nicht einander kennen, oder kennen wollen. Kaum hat man den Herrn und die Frau vom Hauſe begrüßt: ſo ſondern ſich die Männer von den Damen, und ſchließen einen beſondern Zirkel; höchſtens nähern ſie ſich einander an dem langweiligen Spieltiſche, und es giebt Männer genug, die auch dieß ſehr ungern thun, oder es ſich wohl gar als eine Gefälligkeit ausbitten, nicht mit den Damen ſpielen zu dürfen. Die freundliche Sitte der ſogenannten bunten Reihe wird ſehr oft nur mit Mühe gehalten, und an den Tafeln herrſcht nicht ſelten eine Sprache und Ungezogenheit der Männer, welche die den Frauen ſchuldige Achtung beleidigt, und ganz den Charakter der Barbarey an ſich trägt. Sehr viele Männer gehen ungern in gemiſchte Geſellſchaften, und finden ihr Himmelreich nur in den Gelagen ihres Geſchlechts. Viele andere wiſſen nicht einmal mit den Weibern umzugehen, oder ihnen etwas Verbindliches zu ſagen, weil ſie jenen Umgang, der ſo ſehr den männlichen Geiſt bildet, gefliſſentlich vermieden haben. Man will ſich nicht geniren. Dieſer frivole Freyheitsgeiſt iſt eine der Haupturſachen der verſchwundenen Galanterie in unſern Zeiten. Alles, was nur den Nahmen einer geſelligen Feſſel hat, was ein wenig ſchwer oder unbequem iſt, was nicht zu den Launen jenes Freyheitsſinnes paßt, mögen dieſe geſelligen — Freygeiſter nicht. Sie halten es für grauſam, von der Artigkeit abzuhängen, die das andere Geſchlecht billiger Weiſe von uns fordert, und es iſt ihnen gleichgültig, wie es den Mangel dieſer Artigkeit beurtheilt. Dieſer Egoismus der

Männer iſt jetzt größer als jemals, und ſie haben dadurch mehr verloren, als ſie glauben. Wenn wir uns endlich gar nicht mehr nach den Weibern bequemen wollen: ſo müſſen wir bey aller wiſſenſchaftlichen Cultur in eine tiefe Rohheit der Sitten zurückfallen, und die zu große Freyheit und Independenz des Mannes muß in eine niedrige Frechheit ausarten.

Woher dieſer egoiſtiſche Freyheitsſinn entſpringt, und warum er ein ſo grelles Merkzeichen unſerer Tage iſt, — läßt ſich leicht erklären. *Die Erziehung der Knaben* iſt ſeine Quelle. Man treibt in den jungen Leuten jetzt alles zu ſchnell und zu früh zur Reife, und erregt dadurch ſchon im Kinde zu hohe Begriffe von ſeinem Wiſſen und von ſeinem Werthe. Der Menſch, welcher ſich nach den Regeln der Natur mühſam, und nach und nach entwickeln ſoll, erblickt ſich ſchon als Jüngling auf dem Range des Mannes, will nun überall mit einſprechen, will ſein Selbſtherr ſeyn, will ſich auch ſchon nicht geniren, ſondern ſeinen Launen huldigen. Ehe er noch gehorchen lernte, will er ſchon herrſchen und gebieten; ehe er die Jahre der Mannheit erreicht, iſt er ſchon überſättigt, und ſolche überſättigte, hochweiſe Knaben werden in der Folge nie das andere Geſchlecht achten lernen. — Das jugendliche Alter iſt gleichſam aus ſeinem Geleiſe gewichen, und über ſeine Grenzen geſprungen, und ſeine Beſcheidenheit, welche der Achtung für die Weiber ſo nothwendig iſt, wird nicht mehr, ſo wie ſonſt, bewacht und begründet. Wir erziehen es ganz zu einem eigenſinnigen Egoismus, und unſre Jünglinge ſind faſt nichts als Egoiſten, — eine Seelenkrankheit, die nach und nach alle zartere Gefühle für das andere Geſchlecht vernichtet, und der Liebe und Ehe gleich nachtheilig wird. In der geſpannten Selbſtſucht des Mannes liegt des Weibes Unglück und ihre Verachtung; er kann ihr unter dieſer Verhärtung ſeines Gemüths nicht mehr mit Innigkeit entgegenkommen; er kann es nicht einmal mehr fühlen, was es heiße, von einem weiblichen Herzen geliebt zu werden; er meint, daß er überall zu hoch ſtehe, um abhängig zu ſeyn; genug, er iſt für ſein ganzes Leben verſchroben, und man hat ihm nicht einmal die mechaniſchen Regeln der Artigkeit gegen die Frauen eingeſchärft. —

So wächſt er zum Manne heran voll Selbſtdünkel, Leichtſinn und Gleichgültigkeit gegen das zweyte Geſchlecht, und eine neue Kälte gegen daſſelbe bemächtigt ſich ſeiner, wenn er ſieht, daß er nicht leicht an nähere Verbindungen mit ihm denken kann. Die Unterhaltungen einer Familie ſind jetzt ſo koſtſpielig, daß tauſend junge Männer vor dem Eheſtande zurückbeben. Hierdurch iſt ihnen denn auch dieſe Schule der Artigkeit und Bildung verſchloſſen, dagegen ſich ihnen die Bahn eines niedern und ſinnlichen Lebens öffnet, weil er keine höhere Verbindungen erreichen kann. Hierdurch bekommt ſeine Galanterie und ſeine Achtung für die Frauen gleichſam den letzten Stoß. In dem gemeinen und rohen Umgange mit Weibern kann er ihr Geſchlecht nur verachten lernen; nun vermeidet er den Umgang mit den beſſern, und verlernt nach und nach alle Regeln der feinern Lebensart, des Wohlſtandes und des Schicklichen. Je weiter er ſich von der Ehe entfernt glaubt, jemehr nimmt die Verwilderung in ſeinem ganzen Weſen zu; es iſt ihm faſt unerträglich, in geſitteten Zirkeln zu erſcheinen; gebildete Frauen erregen in ihm einen ſonderbaren Schauder; es iſt ihm läſtig, daß er ſeine Equivoquen, ſeine Gemeinheit, ſeine Unarten einige Augenblicke unterdrücken ſoll; er kennt die veredelte Weiblichkeit nicht, — wie ſollte er ihr huldigen!

Dieſe Zeiterſcheinung iſt um ſo viel auffallender, weil man glauben ſollte, daß die jetzt ſo hoch ſtehende Cultur des ſchönen Geſchlechts daſſelbe zugleich liebenswürdiger und anziehender, als ſonſt gemacht habe. Allein die Sache verhält ſich nicht ganz ſo. Da ſich die Männer jetzt auch für cultivirter als ſonſt halten, und dieſe Cultur in beyden Geſchlechtern mehr das Spiel der Eitelkeit und der Coquetterie, als wirkliche Realität iſt: ſo hat dadurch die Achtung gegen die Weiber nichts gewonnen, ſondern im Gegentheil wohl noch verloren. Es iſt wohl nicht zu läugnen, daß jene höhere Cultur des weiblichen Geiſtes in den mittlern und vornehmern Ständen ſehr viele junge Männer von dem Heirathen abſchreckt. Einmal, weil es nicht jedermanns Ding iſt, ſich mit einem ſo künſtlichen und vielwiſſenden Frauenzimmer zu verbinden; zweytens, weil man immer vorausſetzt, daß eine ſolche Kunſtdame auch gröſſere Prätenſionen mache, und die Pflichten der Hausfrau vernachläſſigen werde. Die heutigen jungen Männer, in der Libertinage aufgewachſen, können ſich nichts Peinlichers denken, als eine Gattinn zu haben, welche durch Talente glänzen und herrſchen will; ſie heirathen alſo lieber gar nicht, und ziehen ſich, die geiſtreichen Weiber beſpöttelnd, aus ihren Verbindungen zurück. Die Weiber ſind hier freylich übel daran, weil ſie die Verwöhnung und den Egoismus der Männer nicht mehr verhindern können; — aber die Männer haben auch nicht ganz Unrecht, weil die neue ſchimmernde Cultur der Frauen ihre Weiblichkeit vergiftet, und ſie nicht ſelten unbeſcheiden, pedantiſch und lächerlich macht.

Wenn man einen großen Theil unſerer ſo verkünſtelten und verfeinerten Mädchen ins Auge faßt: ſo können wir uns der Ahnung nicht erwehren, daß ihnen nicht leicht ein Mann ſeine Hand reichen wird. Wie kann ein Verſtändiger ein zippes, empfindelndes und docirendes Mädchen lieben, welches voll Selbſtgenügſamkeit wie ein Buch ſpricht, welches alle Romane und Comödien geleſen hat, welches recenſirt, Verſe macht,

macht, und ſich als Kunſtrichterinn hinſtellt. Durch ſolche Frivolitäten wird nie die Veneration ihres Geſchlechts errungen. Man denkt freylich durch ſolche Zeitvertreibe ſie gegen die Seltenheit der Ehe zu entſchädigen, und ihnen die Vergeſſenheit ihres höhern Berufs unterzuſchieben, aber wie viel junge Mädchen würden männliche Herzen gefeſſelt haben, wenn ſie die leidigen ſchönen Künſte weniger geliebt hätten! — Wie oft habe ich's bemerkt, daß ſich junge Männer mit Unwillen von jenen Kunſtjüngerinnen wegwandten, und ſich lieber mit einfachen und natürlichen Mädchen unterhielten, welche kein Wörtchen äſthetiſch plaudern konnten. Dieß äſthetiſche Geſchwätz, ſagte mir einſt ein junger feiner Mann, ſtößt mich wie ſtinkender Athem zurück, und lieber möchte ich ein ungebildetes und häßliches Mädchen, als einen weiblichen Engel heirathen, welcher Magiſter aller freyen Künſte werden könnte! — Selbſt die heutige Kunſtweisheit der Frauen ſcheint nur Pedanten anzuziehen, ob man gleich die Uebungen des Schönheitsſinnes dem Weibe nie verargen ſollte; aber man thut dieß doch, weil, wenn nur irgend eine ſogenannte Weisheit in ihm aufgegangen iſt, nach und nach alle übrigen Weisheiten benaſcht werden ſollen. Wirklich ſtockt auch jede Huldigung der Galanterie, wenn man ſie auf etwas anders, als auf die Liebenswürdigkeit der Schönen richten ſoll. Gelehrten Kenntniſſen kann man keine Galanterie bezeigen, wenn man nicht etwa die Schmeicheleyen dahin rechnen will, welche ſolche Frauen von uns fordern. Es giebt nur Eine reine Huldigung, welche den Weibern mit Recht zukommt, — die Huldigung ihrer Tugend, ihrer Weiblichkeit und ihrer Decenz. Schmeicheleyen, die man ihren Kunſtkenntniſſen und ihrer Vielwiſſereyen bringt, machen ſie nur ſchwindlich, und zerſtören in ihnen den reinen Sinn für ihren Beruf.

Auch dünkt mich, daß der übrige lockere und verſchrobene Zeitgeiſt — der Veneration des ſchönen Geſchlechts nicht ſehr günſtig ſey. Unſer Geſchlecht treibt ſeit einiger Zeit ein gewiſſes Handwerk des Raiſonnirens und Vernünftelns, indem man mit dreiſter Oberflächlichkeit Alles bekrittelt und bezweifelt, durch ein ewiges Tadeln — Genie und Verfeinerung des Geſchmacks zeigen will, und alles Alte, alles Gewöhnliche, alle Hochachtung, die ein Geſchlecht dem andern ſchuldig iſt, und ſelbſt die Tugend und Sittſamkeit der Frauen, einer witzelnden Perſifflage unterwirft. Dieſes leichtſinnige Raiſonniren und Aburtheln über Dinge, die man nicht ſcharf unterſucht hatte, ſondern nur nach einer gewiſſen Laune des Moments richtete, weil man ſich ſelbſt gerne hörte, — pflegt gewöhnlich die Herzen ſtumpf und kalt zu machen und ſeine Gefühle der Humanität auszutrocknen. Ich möchte dieß nicht das Jahrhundert der Vernunft nennen, weil man raiſonniren kann, ohne Vernunft zu haben; man kann die Vernunft ſogar wegraiſonniren, wie man die Galanterie wirklich wegraiſonnirt hat. — Irre ich nicht, ſo haben ſelbſt die Unterſuchungen über den Originalcharakter des ſchönen Geſchlechts demſelben keine beſondern Vortheile gebracht. Es ſind dadurch eine Menge Anſichten zur Sprache gekommen, welche leicht junge Männer zum Mißtrauen und zur Gleichgültigkeit gegen das andere Geſchlecht verleiten konnten, — ein Geſchlecht, welches nur deſto liebenswürdiger zu ſeyn ſcheint, je mehr es in einer gewiſſen Abgezogenheit von den Augen der Welt gehalten wird. Das Hervorziehen deſſelben an das Tageslicht mußte ihm grade in unſern Zeiten noch mehr ſchaden, da es bereits angefangen hatte, ſich ſelbſt durch die Lectüre der unſinnigſten Romane zu verwöhnen, und durch ein empfindelndes und äſthetiſches Weſen das Gelächter aller Verſtändigen zu erregen. Anſtatt ſo viel über daſſelbe zu ſchreiben, hätte man es vielmehr beſſer erziehen ſollen; — denn vornähmlich in ſeiner verkehrten Erziehung liegt der Grund aller ſeiner Ueberſpannungen und ſeiner lächerlichen Empfindſamkeit.

Wie können ferner unſere jungen Männer zu einer edlern Galanterie ſich erheben, da die tauſendfachen Beyſpiele unglücklicher und verſchrobener Ehen ſie zurückſchrecken, und die Unarten der Jugend gegen die Frauen ſo frühzeitig begründen! Der Despotismus der Ehemänner auf der einen Seite, und die Herrſchſucht der Frauen auf der andern ſind nicht geſchickt, die Herzen der Jünglinge für die Schönen zu erwärmen, und wie oft hört man ſie daher mit wegwerfender Verachtung von Liebe und Ehe ſprechen! Auch hier verderben böſe Beyſpiele die Sitten. Der

Haustyrann wird in ſeinen Söhnen neue Haustyrannen bilden, die herrſchſüchtige Mutter in ihren Töchtern herrſchſüchtige Mütter, und ſo kann es endlich ein Zeitalter geben, worinn die Galanterie zu einem Undinge wird. In den mittlern Jahrhunderten der Halbcultur reichten die ſtillen und zufriedenen Ehen der Galanterie junger Leute gleichſam die Hand, und waren unſtreitig ein großes Beförderungsmittel der romantiſchen Ehrerbietung gegen das zweyte Geſchlecht. Der Jüngling, welcher bemerkte, daß ſeine Aeltern durch gegenſeitige Liebe und Achtung glücklich waren, wird ſein eigenes Glück auf ähnlichen Wegen geſucht haben. Jemehr er mit nachbarlichen Feinden zu kämpfen hatte, deſto liebenswürdiger mußte ihm die häusliche Eintracht ſeiner Aeltern erſcheinen. Tief hatte ſich dieſes ſchöne Gebilde des Glücks in ſeine Seele gedrückt, und ſo mußte er leicht eine Gattinn finden, die ihm hierzu ihr ſanftes Herz reichte.

Nicht weniger nachtheilig für die Galanterie unſerer Zeit ſcheinen die ſo lang dauernden Kriege zu ſeyn, welche von jeher die Herzen der Männer gegen die Frauen erkältet haben. Der

Menſch iſt und wird das in ſeinem Innern, wozu ihm die äußere Form der Dinge und ſeine Geſchäftsart macht. Unter dem Waffengeräuſch, auf den Schlachtfeldern kann die Galanterie nicht gedeihen. In jenen Zeiten, wo der Ritter für ſein Fräulein in den Krieg zog, oder doch im Kampfe ihr Bild in ſeinem Herzen lebte, war dieß freylich anders, als jetzt, wo die Kriege aus ganz andern Motiven geführt werden. Das ſchöne Geſchlecht kommt da gar nicht in Betrachtung, um ſo weniger, da es nichts zur Vertheidigung des Vaterlandes beytragen kann. Nur der Arm, welcher Blut vergießt, hat da noch Werth. — Selbſt das ewige Geſchwätz von Politik, ihren Verwickelungen und Intriguen, wirkt auf eine entferntere Art ungünſtig auf die Huldigungen des andern Geſchlechts. Die Männer wiſſen faſt von nichts anderm, als von Zeitungen zu reden, und ſelbſt ihre Unterhaltungen mit dem Frauenzimmer ſchränken ſich darauf ein. — Da dieſe Geſpräche ſo ſelten den Geiſt, dagegen nur die Neugier beſchäftigen, und hinter ſich jedesmal eine Leere zurücklaſſen, die durch einen neuen Redeſtoff ausgefüllt werden muß: ſo erſtirbt durch dieſes matte Ideenſpiel leicht der Sinn für das Herzliche und Schöne; die Männer werden zu Schwätzern gebildet, bis ſie endlich bey einer ſo dürftigen Natur kaum das Reelle und Achtbare verſtehen. Man hat ſchon längſt die Bemerkung gemacht, daß Leute, welche ſich ſehr mit der erzählenden Politik abgeben, der Einſeitigkeit und faden Selbſtgenügſamkeit nicht wohl entgehen können, ſondern endlich nur nach den ewigen Wechſel des Neuen mit kleinlicher Spielerey haſchen.

Daß der kriegeriſche Geiſt und die kriegeriſchen Zeiten eines Volks ſeine Galanterie eher vermindern, als verſtärken, beweiſen ſelbſt die Franzoſen in unſern Tagen. Wenn man ſchon mehrmals behauptete, daß dieſe große Nation neuerlich einen ganz andern Charakter, ganz andere Sitten angenommen, und ſich eine ganz neue Stahlkraft angeeignet habe: ſo kann man auch ſagen, daß ihre Courtoiſie faſt nicht mehr exiſtirt. Die Reiſenden, welche in neuern Zeiten Frankreich ſahen, bezeugen, daß jene alte ceremonielle Galanterie der Franzoſen, und die Erziehung zu derſelben, kaum noch zu bemerken ſey, und daß ſelbſt in der verfeinerten Hauptſtadt die-

Damen über den zu ſchlichten Ton der Männer klagen. Jenes mechaniſche Entgegenkommen, die ſogenannten Aſſiduetéten, die Verſchwendungen der Zeit zu den kleinlichen Unterhaltungen des ſchönen Geſchlechts, die ſonſtigen tauſendfachen Spielereyen des Umganges, die ehemaligen Geſetze der Flaterie, die kriechenden Huldigungen der Schönen, haben ſich neuerlich in einen geſelligen Ernſt, und ſogar in eine gewiſſe Grandezza verwandelt. Man macht freylich noch den Damen überall Platz; man läßt ihnen die rechte Hand und den obern Rang; man wirft ein Wort der Veneration hin; aber das iſt auch Alles, und nur ſich ſehr auszeichnende ſchöne Frauen können die Aufmerkſamkeit des Publicums erregen. Es würde jetzt ſehr auffallen, wenn ſich ein Mann ganz dem Dienſte einer Dame widmen und, wie ſonſt, von einer Toilette zur andern fliegen wollte. Nichts als Contraſte zwiſchen der alten und neuen Zeit! — Indeß läßt es ſich vorausſehen, daß dieſe von Natur ſo leidenſchaftliche Nation, wenn ihr ein langer Friede geſchenkt wird, in die Galanterie voriger Jahrhunderte zurückfallen dürfte, — und dann wird ſie gewiß auch wiederum in Deutſchland aufkeimen.

Ende des vierten und letzten Bandes.